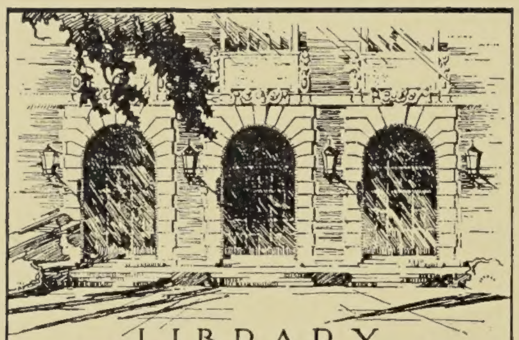


Berliner Illustrirte Zeitung



Inhalts-Verzeichnis

XXIII. Jahrgang

1914

Inhalts-Verzeichnis des 23. Jahrganges

der

Berliner Illustrirten Zeitung

Seite

* Nur in einem Teil der Auflage.

Aviatik.

Gedenkfeiern.

Geschichtliches.

Gesellschaftliches.

Heer und Marine.

(Siehe auch unter Rubrik Weltkrieg 1914.)

Karneval und Feste.

Katastrophen und elementare Ereignisse.

Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Mode.

Naturwissenschaft.

Porträts.

Reise und Wanderung.

Romane, Skizzen, Novellen.

Gedichte.

Sport und Spiel.

Boxkampf.

Fußballspiel.

Pferdesport.

Radfahren.

Schwimmsport.

Tennis.

Wintersport.

Weltkrieg 1914.

Vorgeschichte.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Tagesgeschichte: Inland.

Tagesgeschichte: Ausland.

Technik und Verkehr.

Theater, Kunst und Literatur

Vermischtes.

Wohlfahrtspflege und Hygiene.

Ullstein & Co, Berlin SW

XXIII. Jahrgang
Nr. 31

Berliner
Illustrirte Zeitung

2. August 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Zum österreichisch-serbischen Konflikt:
Serbische Infanterie in Felduniform.



Die Mobilisierung in Oesterreich: Abfahrt eines Militärzuges.

Das österreich-ungarische Heer

Die Wehrmacht der Donau-Monarchie ist in den letzten Jahren bedeutend verstärkt und ausgebaut worden. Die Friedenspräsenzstärke beträgt jetzt 415,000 Köpfe, die in 16 Armeekorps mit 49 Infanterie- und 10 Kavallerie-Divisionen gegliedert sind. Wenn das deutsche Heer bei einer doppelt so großen Friedenspräsenz auch nur 50 Divisionen zählt, so müssen die österreichischen Friedensstände der einzelnen taktischen Einheiten gering sein. Das Heer besteht aus dem gemeinsamen Heer (33 Divisionen) und der Landwehr (16 Divisionen). Die Landwehr ist aber eine aktive Truppe mit Friedensständen und eigenem Rekrutenersatz und ist dem gemeinsamen Heere vollkommen gleichwertig. Die Kriegsstärke wird auf etwa 2 Millionen Köpfe geschätzt. Das mobile Armeekorps ist aus drei Infanterie-Divisionen zusammengesetzt, von denen zwei dem Heer, eine der Landwehr angehört. Im Konflikt mit Serbien findet die Versammlung des österreichischen Heeres in zwei Gruppen statt, eine nördlich der Donau, eine in Bosnien und der Herzegowina. Dafür kommen hauptsächlich in Betracht das 15. Armeekorps in Sarajewo und das 16. in Ragusa. Beide sind besonders für den Gebirgskrieg vorbereitet. Diese Truppen haben schon im Frieden Tragtiere, auf denen die Munition und Verpflegung fortgeschafft wird. Die Gebirgsgeschütze sind derart eingerichtet, daß sie in einzelne Tragelasten zerlegt und auf Packtieren befördert werden. An der serbischen Grenze im Norden an der Donau und Save stehen das 12., 7. und 13. Armee-







Phot. Sennecke. Phot. Hoffmann.

Die Kundgebungen für Oesterreich in Berlin und München:
Vor dem Königlichen Schloß in Berlin. Vor der Feldherrnhalle in München.
In der Mitte: Vor dem Berliner Bismarckdenkmal. Phot. B. J. G.



Der ungarische Ministerpräsident **Tisza,** der „starke Mann", der als Verfasser der Note an Serbien gilt.
Phot. Köller.



Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf, der Chef des Generalstabes der österreichisch-ungarischen Armee.



Erzherzog Friedrich, der General-Inspektor der österreichischen Armee.
Phot. Setzer.

korps in Hermannstadt, Temesvar und Agram. Der Brückenschlag wird von der Donauflottille unterstützt, die aus 6, mit schweren Geschützen ausgerüsteten Monitors und 7 Patrouillenbooten besteht. Wenn man das österreichische Armeekorps mit dem deutschen vergleicht, so ist dieses, da es aus drei Divisionen besteht, sehr viel stärker. Es hat eine Gefechtsstärke von 50,000 Mann und eine Verpflegungsstärke von 70,000 Mann. Auffallend ist seine geringe Ausstattung mit Artillerie. Jede Division hat nur 42 Geschütze, während die deutsche Division, trotzdem sie um 2—4 Bataillone Infanterie schwächer ist, doch 72 Geschütze führt. Bemerkenswert ist ferner, daß die österreichische Division mit Munitions- und Verpflegungskolonnen ausgerüstet ist, während in Deutschland alle diese Kolonnen und Anstalten im Armeekorps zusammengehalten und nur im Bedarfsfalle den Divisionen zugeteilt werden. Ein großer Vorteil der österreichischen Armee besteht in der Aufstellung ständiger Kavallerie-Divisionen im Frieden. Die ihnen zugeteilten Maschinengewehrabteilungen werden nicht wie bei uns auf Wagen transportiert, sondern auf Packpferden befördert. Zweifellos können Packpferde den schnellen Bewegungen der Kavallerie besser folgen. Nachdem in den letzten Jahren durch Erhöhung der Rekrutenzahlen auch der Beurlaubtenstand gestiegen ist, ist Personal für Aufstellung von Neuformationen vorhanden. Es sind aber bisher dafür noch keine Vorbereitungen getroffen. Die dritte Linie wird durch den österreichischen und ungarischen Landsturm gebildet. v. S.



Oesterreichische Gebirgsbatterie in Gefechtstellung.



Caillaux auf dem Wege zum Gerichtsgebäude.



Frau Caillaux auf der Anklagebank, vor ihr der Verteidiger Labori.
Labori



Der Zeuge Abgeordneter Ceccaldi, der intime Freund von Caillaux.

Der Caillaux-Prozeß

Der Prozeß gegen Frau Geneviève Caillaux, die Gattin des früheren Ministerpräsidenten und Finanzministers der Republik, stellte den Geschworenen von Paris eine schwere Aufgabe. Zwar lag der Tatbestand, die Ermordung des Figaro-Redakteurs Gaston Calmette, klar vor Augen, aber die politischen Leidenschaften, die den Hintergrund des Verbrechens bildeten, spielten eine bedeutsame verwirrende Rolle. Häufig trat die Person der Angeklagten zurück hinter den Fragen der inneren und äußeren Politik, deren verantwortliche Träger teilweise als Zeugen vor die Schranken gerufen wurden. Namentlich ein „grünes Dokument", durch das Caillaux als Deutschenfreund kompromittiert werden sollte, wurde vielfach erörtert. Das Ministerium ließ durch den Generalstaatsanwalt im Gerichtssaal erklären, daß ein solches Dokument überhaupt nicht existiere, was aber den „Figaro" nicht hindert, Caillaux weiterhin als halben Landesverräter zu behandeln. Die erbitterte Feindschaft gegen Caillaux erklärt sich aus seinem Eintreten für eine Steuerreform, die vor dem Portemonnaie der Besitzenden nicht halt macht. Stark wie der Haß, dem der Abgeordnete von Mamers begegnet, ist aber auch die Zuneigung, die er bei seinen Freunden zu erwecken verstand.



Eine eindrucksvolle Szene aus dem Caillaux-Prozeß: Frau Gueydan, die erste Gattin von Caillaux, erklärt sich bereit, die berüchtigten intimen Briefe dem Verteidiger Labori auszuhändigen.
Labori — Frau Gueydan



Belagerungsgeschütz der Serben im zweiten Balkankrieg.

DAS SERBISCHE HEER



Der Chef des serbischen Generalstabes Radomir Putnik.



Der Organisator der serbischen Armee General Bozidar Jankowitsch, der Präsident der vielgenannten Vereinigung für großserbische Propaganda.

Vor den blutigen Kämpfen der Jahre 1912 und 1913 hielt man von der serbischen Armee wenig. Man wußte von ihr nur, daß sie seinerzeit vor dem bulgarischen Landsturm, den Alexander von Battenberg rasch zusammengerafft hatte, schmählich davongelaufen war und daß politische Agitationen das Offizierkorps durchsetzten. Umso größer war die Ueberraschung über die Leistungen des kleinen Volkes in dem Krieg gegen die Türkei. Buchstäblich der letzte Mann wurde an die Front gebracht und die beispiellosen Strapazen, die dieser Feldzug in den unwirtlichsten und unwegsamsten Gebieten Europas mit sich brachte, haben die Knaben und Greise, die neben der Jungmannschaft kämpften, mit bewundernswerter Ausdauer und Geduld ertragen. Allerdings fiel die schwerste Blutarbeit in erster Linie den Bulgaren zu, die dem Kern der osmanischen Truppen gegenüberstanden und weit mehr Opfer zu bringen hatten, als ihre Verbündeten. In dem zweiten Krieg, dem Kampf um die Beute, hatten die Serben den erbitterten Angriff der bulgarischen Hauptmacht zu bestehen und in dem blutigen Ringen auf dem Feld von Ovcepolje wurde die serbische Timokdivision vernichtet. Aber die griechischen Erfolge auf dem südlichen Kriegsschauplatz und vor allem das Eingreifen Rumäniens, dem das erschöpfte Bulgarenvolk nichts mehr entgegenzusetzen hatte, entschied das opfervolle Ringen zu gunsten der Serben und Griechen, die aus dem Krieg reicher an Gebiet, Macht und Ansprüchen hervorgingen. Serbien, das vor dem Krieg 4[illegible],900 Quadratmeter umfaßte, hat jetzt ein Gebiet von 83,800 □ Kilometern mit einer Bevölkerung von rund 4¼ Millionen. Allerdings ist zu beachten, daß die mazedonischen Gebietsteile, die Serbien zufielen, über-



König Peter mit serbischen Generalstabsoffizieren.
Der König. Generalstabschef Putnik.



Serbische Kavallerie.

wiegend von Bulgaren bewohnt werden, die kaum mit besonderer Begeisterung für die neuen Herren erfüllt sind. Trotzdem kann angenommen werden, daß der Zuwachs an Land und Menschen auch in der kriegerischen Stärke Serbiens zum Ausdruck kommen wird, zumal unmittelbar nach der Besetzung Mazedoniens die militärische Neuorganisation in Angriff genommen wurde. Wie weit diese Organisation gediehen ist und wie stark die schweren Menschenverluste der letzten Jahre — nach einer Erklärung des serbischen Kriegsministers in der Skupschtina kostete der erste Balkankrieg 5000 Tote und 18,000 Verletzte, der zweite 7000



Serbisches Maschinengewehr.

bis 8000 Tote und 30,000 Verletzte — nachwirken, läßt sich nicht ohne weiteres sagen. Jedenfalls ist die serbische Armee ein nicht zu verachtender Gegner. Das bestätigen auch österreichische Fachleute, die auf den Patriotismus der Bevölkerung, die Tapferkeit, Disziplin und Feldtüchtigkeit der serbischen Truppen, ihre gute taktische und operative Schulung, sowie ihre praktische Kriegserfahrung und Erprobung hinweisen. Nach derselben Quelle kann die Feldarmee auf 200,000 bis 220,000 Infanteristen, 7000 Reiter, 300 Maschinengewehre und 600 bis 700 Feldgeschütze berechnet werden. Dazu kommen etwa 120,000 Mann Landwehrleute, die wenigstens teilweise zu Kriegsoperationen herangezogen werden können. Die Infanterie führt das 7-Millimeter-Mauser-Repetiergewehr, die Kavallerie den gleichen Mauserkarabiner, die Artillerie 75-Millimeter-Schnellfeuer-Kanonen mit Rohrrücklauf und Schutzschilden, 70-Millimeter-Gebirgsgeschütze, sowie 120-Millimeter- und 150-Millimeter-Schnellfeuer-Feldhaubitzen. Bei der Bewaffnung kommt den Serben die Kriegsbeute zu statten: die 170 modernen Feldgeschütze, die sie eroberten, und die 120,000 Repetiergewehre, die in den türkischen Depots erbeutet wurden. Weniger stark ist die finanzielle Rüstung Serbiens. Die wirtschaftlichen Schäden, die sich im Gefolge der beiden Balkankriege einstellten, sind noch keineswegs überwunden, zumal die militärischen Rüstungen immer neue große Opfer forderten.



Ministerpräsident Paschitsch
im Gespräch mit dem Prinzen Arsen Karageorgewitsch (rechts).



Kronprinz Alexander von Serbien.



Die österreichischen Fluß-Kanonenboote, die die Donau befahren. Im Hintergrund die Semlin—Belgrader Eisenbahnbrücke.

Die Semlin-Belgrader Brücke.

Die Brücke zwischen der serbischen Hauptstadt und der ungarischen Grenzstadt Semlin verbindet nicht nur die beiden Ufer der Save, die sich einige hundert Meter flußabwärts in den Donaustrom ergießt, sondern zwei verschiedene Welten. Semlin, das verhältnismäßig viele deutsche Elemente unter seinen Bewohnern zählt, ist eine europäische Stadt, in Belgrad beginnt der Orient. Die Brücke, die nur dem eingleisig betriebenen Eisenbahnverkehr dient, hat neben ihrem strategischen Wert eine hohe internationale Bedeutung, da sie den wichtigen Durchzugsverkehr von Westeuropa nach dem nahen Osten vermittelt. Der Orientexpreßzug, der in normalen Zeiten in $6^1/_2$ Stunden von Budapest nach Belgrad fährt, ist auf diese Verbindung angewiesen. Eine der ersten Unternehmungen der Serben ist wohl die Sprengung dieser bequemen Zufahrtsstraße, die es den Oesterreichern ermöglicht hätte, die Save ohne weitere Anstalten zu überschreiten und Belgrad zu besetzen. Da der Fluß eine Breite von vierhundert Metern hat, so bedarf es immerhin größerer Zurüstungen, um Truppen mit Sack und Pack, mit Geschützen und Munition überzusetzen und für den nötigen Nachschub an Kriegsmaterial aller Art Sorge zu tragen.



Karte zum österreichisch-serbischen Konflikt.



Oesterreichische Maschinengewehr-Abteilung auf einem Gebirgsmarsch.



Oesterreichische schwere Haubitzen-Batterie.



Der 17jährige Schah von Persien, der jetzt gekrönt wurde.



General Carranza, der aussichtsreichste Kandidat für die Präsidentschaft in Mexiko.

Auflösung des Reise-Preisrätsels

Von Oskar Blumenthal.

Die beiden letzten Worte waren durch Schüttelreime zu ergänzen.

1.

Erstrebt ein Bühnenleiter neue Ehren,
Gibt's manchen Weg, zu stillen sein Begehren.
Er kann den Zirkus sich zum **Beispiel mieten**
Und uns zur Frühjahrszeit ein **Maispiel bieten.**

2.

Oft mußt' ich mich als Reichstagsredner zeigen.
Jetzt durfte ich nach Einsamkeit und Schweigen.
Am liebsten möcht' ich zwischen **Klippen leben**
Und mir ein Siegel auf die **Lippen kleben.**

3.

Man kann sich mit so manchem Pelzwerk schmücken —
Mit Blaufuchs, Biber, Nerz, auch Bisamrücken —
Doch will man sich besonders **nobel zeigen,**
Dann wird man sicherlich zu **Zobel neigen.**

4.

Selbst Frau'n, die nach dem letzten Schnitt sich kleiden
Und sonst einhergeh'n in den schwersten Seiden —
Im Sommer sieht man sie der **Moden lachen**
Und manche Höhentour in **Loden machen.**

Unser Schüttelreim-Preisrätsel in Nr. 27 hat uns viele Tausende Einsendungen gebracht, unter denen sich über Erwarten viele richtige befanden. So mußte, der Ausschreibung gemäß, das Los entscheiden. Wir danken allen Lesern für ihre Beteiligung und teilen hier die Namen der Gewinner mit: Es erhielten

den 1. Preis von Mark 100.— Frl. M. Boedler, Berlin, Elsasser Straße 13,

den 2. Preis von Mark 50.— Johann Holtz, Ob.-Tel.-Ass., Berlin, Rykestraße 49,

den 3. Preis von Mark 25.— Karl Hellriegel jun., Spiesen bei Neunkirchen, Rhld.

Trostpreise zu je Mark 10.— erhielten:

Henning, Referendar, Landsberg a. W., Zechower Str. 28. — Carl Nebel, Architekt, Bochum, Rheinische Straße 26. — Dr. Edw. Heilborn, Berlin, Kurfürstendamm 239. — Dr. Oskar Koref, Aussig. — Hedwig Becker, Ludwigshafen a. Rh. — Fritz Gerlach, Amtsgerichtssekretär, Friedenau, Mainauerstr. 10. — G. Schellenberg, Friedenau, Ringstraße 5. — Paul Brumm, Hamburg, Hasselbrookstr. 75. — Anna Lorwald, Charlottenburg, Carmerstraße 14. — Frau A. Boswinkel, Berlin, Kurfürstenstr. 154. — Walter Herrmann, Friedenau, Wiesbadener Straße 7. — Frau Rechtsanwalt Schmidt, Lautenburg, Wpr. — K. Lochkemper, Berlin, Perleberger Str. 45. — Martin Frankenstein, Magdeburg, Königstr. 53. — A. Trautmann, Patentanwalt, Berlin, Hallesches Ufer 7/8. — Frau Koppelhuber, München, Herrnstr. 48. — S. Silbertleid, Berlin, Leinersdorfer Straße 19. — W. Upmeier, Bochum, Rottstr. 36. — Alfred Meyer, Lichtenberg, Neue Bahnhofstr. 32. — Adele Gebühr, Godesberg-Muffendorf a. Rh.



Zur Verlobung im bayrischen Königshause: Die bayrische Königsfamilie mit dem Brautpaar. Phot. Hoffmann.

Von links nach rechts: 1. Reihe: Prinzessin Wiltrudis, Königin Maria Therese, König Ludwig, Prinzessin Hildegarde, Prinzessin Lucia von Kalabrien.
2. Reihe: Herzog von Kalabrien, Prinzessin Helmtrudis, die Braut Prinzessin Adelgunde (die älteste Tochter des Königs), der Bräutigam Fürst Wilhelm von Hohenzollern, Prinzessin Gundelinde, Prinzessin Barbara von Kalabrien.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Nachmittagsschläfchen

Radierung von Louis Moe aus dem Graphischen Kabinett von Amsler & Ruthardt, Berlin.

STURMZEICHEN

Roman von Richard Skowronnek

12. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Kaum eine Stunde brauchte Gaston von Foucar zu reiten, und er konnte Annemarie von Gorski wiedersehen, aber vor diesem Wege türmte sich ein großes Hindernis. Das Wort, das er einer andern verpfändet, und von dem diese ihn noch immer nicht gelöst hatte. . . .

Jedesmal, wenn er nach Hause kam, schlug ihm das Herz: heute endlich mußte doch die Antwort da sein! Aber der Platz auf dem Schreibtisch war leer. Nur zuweilen, alle Woche einmal, lag ein Brief da mit zweisprachiger Adresse, russisch und deutsch, und dem Poststempel Warschau. Wenn er ihn aufschnitt, fielen Papierschnitzel heraus, Stücke einer polnischen Zeitung. Er versuchte, sie zusammenzusetzen, aber sie ergaben keinen Sinn. Auch sein Lehrer Burdenko vermochte sie nicht zu erklären. Da warf er die rätselhaften Briefe ungelesen in den Papierkorb. Nur ein unheimliches Gefühl beschlich ihn jedesmal dabei.

Als zwei Wochen vergangen waren, ohne daß er von Josepha eine Antwort hatte, wandte er sich an ein Berliner Detektivbureau, dessen Adresse er in einer Zeitungsannonce gelesen hatte. Ersuchte mit der Bitte, die Spesen durch Nachnahme zu erheben, ob Frau Rheinthaler, Kolonie Grunewald bei Berlin, Prinz-Handjery-Straße, verreist wäre. Nach drei Tagen kam die Antwort unter gleichzeitiger Nachnahme von dreißig Mark: „Angefragte lebt höchst zurückgezogen in ihrer Villa, ganz der Trauer um ihren, in der Blüte der Jahre verstorbenen Gemahl hingegeben. Verschiedene Anzeichen lassen darauf schließen, daß sie in nächster Zeit eine längere Reise anzutreten gedenkt, vermutlich ins Ausland."

Da schrieb er einen neuen Brief in zwei Ausfertigungen. Einen an Josepha, den zweiten an diese unheimliche Hexe, die ihm den Bericht über die Ereignisse am Tage seiner Abreise geschickt hatte. Und diesmal wurde er deutlicher in seinem gerechten Zorn, schrieb sich alles herunter, was er auf der Seele hatte. Auf dem Papier sah es schroffer aus, als er es sich zurechtgelegt hatte, aber er mochte nichts ändern. Er schloß damit, daß er sein Wort unter falscher Voraussetzung abgegeben hätte. Einer geschiedenen Frau hätte er es wohl halten können, aber niemals einer, die schon vorher nicht die Anforderungen erfüllte, die ein anständiger Mann an seine zukünftige Gattin zu stellen berechtigt wäre. Und an einer flüchtigen Sinnesregung ließ er sich nicht festhalten. Er wollte endlich wieder reinen Tisch haben in seinem Leben, innerlich und äußerlich.

Die beiden Briefe trug er persönlich zur Post, ließ sie „eingeschrieben" an ihre Adresse befördern. Die Tage vergingen, es kam keine Antwort. Nur ein merkwürdiger Kerl stellte sich ein in der Nähe seiner kleinen Villa, der ihn anscheinend beobachtete. Ein Kerl mit einem konfiszierten Galgengesicht, der ihm auf die Dauer unheimlich wurde.

Drüben, auf der anderen Seite der Straße, war freies Feld. Da hatte der Mann ein Stück von der Größe eines mäßigen Gartens gekauft, grub den Acker um und ließ sich von einigen Arbeitern ein kleines Häuschen aufführen. Jedesmal, wenn Gaston ausritt oder heimkehrte, fühlte er, daß der Mann ihm forschend nachsah. Auch mit seinem Burschen hatte er sich bekannt gemacht, stand zuweilen plaudernd am Gartenzaun. Nach näherer Erkundigung aber stellte sich heraus, der unheimliche Fremde wäre ein pensionierter Kanzleibeamter aus Königsberg, der sich hier einen Ruhesitz einrichtete, auf dem er als bescheidener Rentner zu leben gedächte. Die vermeintliche Beobachtung war nichts weiter als spießbürgerliche Neugierde.

Da fing Gaston an, allmählich ruhiger zu werden, und zugleich stellte sich ihm eine Erklärung ein, daß er auf seine beiden Briefe keine Antwort erhalten hatte. Den zweiten hätte er sich eigentlich sparen können, der erste war ja schon deutlich genug gewesen. So deutlich, daß eine Frau wie Josepha darauf nichts mehr zu erwidern brauchte. Und er zerfleischte sich mit bitteren Selbstvorwürfen, daß er die notwendige Befreiung vielleicht mit zarteren Mitteln hätte durchsetzen können. Die Aermste konnte doch nichts dafür, daß sie aus einem Gefühl unerklär-

licher Sympathie ihre Hoffnung auf einen setzte, der sie bitterlich enttäuschte und — weshalb war gleichgültig — die beschworene Treue brach . . .

Am eigenen Leibe verspürte er's jetzt, wie es einem zumute war, der sich in hoffnungsloser Sehnsucht verzehrte. Wie eine Krankheit war das, die den Befallenen ganz schwach und elend machte. Stundenlang ging man herum wie ein Gesunder, dann kam plötzlich das bittere Weh über einen, daß man hätte aufschreien mögen vor Schmerz und Bangen und Qual.

Einmal vor ein paar Tagen hatte er das Fräulein von Gorski wiedergesehen. Sie hielt in einem Selbstfahrer mit einem schnittigen Trakehner-Halbblut auf dem Marktplatz, sprach eifrig mit ihrer Freundin Lüttritz, der Gattin des Rittmeisters der zweiten Schwadron. Er grüßte respektvoll, sie dankte kurz, blickte kaum nach ihm hin. Wenn sie nicht gar so kühl zurückgegrüßt hätte, wäre er an den Wagen getreten und hätte sich entschuldigt, daß er wegen vielen Dienstes leider noch immer nicht dazu gekommen wäre, in Kalinzinnen seinen pflichtschuldigen Besuch abzustatten. So ging er weiter und schalt sich einen Narren, weil er sich im innersten Winkel seiner Seele immer noch mit törichten Hoffnungen und Wünschen getragen hatte. Die Einladung damals auf der Reise war nichts weiter als eine belanglose Liebenswürdigkeit gewesen, stammte aus irgendeiner gehobenen Stimmung, die vielleicht mit der Heimkehr nach langer Abwesenheit zusammenhing oder mit der glücklichen Genesung ihres Vaters. Da hätte sie jeden andern an seiner Stelle wohl ebenso eingeladen. Und das, vermeintlich absichtliche Vergessen der kostbaren Zigarettentasche? Wenn es wirklich Absicht war, war es die Laune einer verwöhnten jungen Dame, die sich in kindischem Trotz gegen ihren Vater auflehnte, einen Augenblick lang . . . Ein paar Stunden später war die ganze Angelegenheit wieder vergessen. Und von seinem russischen Lehrer, der ihm nach beendigter Lektion bei einer Zigarette zuweilen Neuigkeiten aus dem Kreise erzählte, erfuhr er, die Verlobung im Herrenhause von Kalinzinnen stände kurz bevor. In der letzten Augustwoche würde Fräulein von Gorski einundzwanzig Jahre alt, und dann würde die Verlobung mit dem Besitzer des Nachbargutes Orlowen veröffentlicht. Schon jetzt träfe man die Vorbereitungen zu dem Fest.

An dem Abend litt es ihn nicht in der Einsamkeit seines kleinen Häuschens, er mußte sich irgendwie Gewißheit schaffen.

Er machte sich auf und ging ins Kasino. Es waren zehn oder zwölf Herren da im Spielzimmer, aber er stieß auf frostigen Empfang. Alle gingen sie nach kurzer Zeit fort, weil sie heim wollten nach anstrengendem Dienst oder irgendeine Verabredung hatten. Nur sein „Schwadronsküken“ blieb bei ihm sitzen, der jüngere Leutnant von Gorski. Er lud ihn auf eine Flasche Mosel ein, der Kleine akzeptierte dankend, saß aber dann verfroren auf seinem Stuhl und blinzelte den Schwadronschef von Zeit zu Zeit verwundert an, als wenn er fragen wollte, weshalb er gerade zu dieser plötzlichen Ehrung käme. Zudem war der Mosel sauer wie Essig. Eine jener Sorten, denen, seiner Ansicht nach, vornehmlich die Zunahme der Temperenzlerbewegung zu verdanken war.

Erst allmählich wurde der kleine Gorski wärmer, als sein Rittmeister ihm bei der zweiten Hälfte der Flasche die unerwartete Eröffnung machte, ihm wäre es leider nicht gegeben, mit leichtem Sinn Anschluß zu finden. Dazu brauchte er immer erst eine gewisse Zeit, aber von jetzt an würde er sich öfter zum abendlichen Schoppen im Kasino einfinden. Darauf erklärte Karl von Gorski, die Ausführung dieser liebenswürdigen Absicht würde im Kreise der Kameraden allseitige Freude erregen. Als jedoch danach das Gespräch wieder ins Stocken geriet, begann er, seinem Vorgesetzten die neuesten jüdischen Witze zu erzählen. Aber es war ein undankbares Beginnen. Bei Pointen, die jedem an der polnischen Grenze Aufgewachsenen das Zwerchfell erschütterten, verzog der kaum den Mund. Da beschloß er, auf einen baldigen Rückzug zu sinnen, gleich den übrigen, die sich vor dem steifleinenen Gesellen da rechtzeitig gedrückt hatten, in der gemütlichen kleinen Kneipe am Gerichtsplatz saßen und würziges Siechenbier tranken statt sauren Mosels.

Unbegreiflich erschien es jetzt auch ihm, wie er an diesem zugeknöpften und hochmütigen Generalstäbler in den ersten Tagen hatte Gefallen finden können. Die andern hatten schon recht, dem waren die paar Jahre hier nichts als eine belanglose Durchgangsstation. Sie aber waren mit dem Regiment schon seit Generationen verwachsen. Alles, was an [illegible]s' heranwuchs auf den Gütern um Ordensburg, diente bei den Dragonern. Plötzlich aber hob der Kleine den Kopf mit den lächerlich großen Ohren. Und mit einem Male fing es ihm an zu dämmern, weshalb der da drüben seine Gesellschaft gesucht hatte.

„Was ich schon immer fragen wollte,“ sagte der Rittmeister, „wie geht es eigentlich Ihrem Herrn Onkel in Kalinzinnen? Ich fuhr am Tage meiner Ankunft mit ihm in der Bahn zusammen, und wenn ich mich recht entsinne, war damals von einer Operation die Rede, die er glücklich überstanden hätte. Der alte Herr, glaube ich, war mit dem Pferde gestürzt?“

„Ganz recht,“ versetzte Karl von Górski, „aber es geht ihm ausgezeichnet. Im Herbst, hofft er, schon wieder unsere Jagden mitreiten zu können.“

„Freut mich sehr! Ihr spezielles Wohlsein, lieber Herr von Gorski.“

„Löffle mich gehorsamst, Herr Rittmeister.“ Der Kleine leerte tapfer sein Glas, hüllte sich danach aber in Schweigen. Der andere konnte ja anfangen, wenn er mehr aus Kalinzinnen zu erfahren wünschte.

„Ich finde, dieser Mosel schmeckt ein wenig säuerlich,“ sagte Herr von Foucar nach einer Pause. Und der andere erwiderte:

„Mit allem schuldigen Dank für die gütige Einladung, aber ich bin der Ansicht, man müßte den Kasinovorstand wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen belangen, weil er dieses Getränk mit ‚Josephshöfer‘ bezeichnet. Vielleicht aber hat bloß eine Verwechslung stattgefunden. Wir haben nämlich auch ein Faß Essig im Keller liegen, da machen wir wahrscheinlich mit Mosel den Salat an, während diese Flüssigkeit hier sich sehr viel besser eignen würde zur Vermischung mit Oel und Mostrich.“

Gaston lachte auf.

„Weshalb haben Sie das nicht gleich gesagt? Wollen wir ein Glas Sekt trinken?“

Karl von Gorski klappte die Hacken zusammen.

„Mein angeborenes Disziplingefühl gestattet mir nicht, eine solche Anfrage aus dem Munde eines Vorgesetzten zu verneinen. Und da ich persönlich zudem auf dem Standpunkt stehe, der Sekt müßte das Nationalgetränk des preußischen Leutnants werden, namentlich, wenn er eingeladen wird . . .“ Und er beschloß in seinem milder gestimmten Herzen, sich zu revanchieren. Dem andern da die Frage zu ersparen, zu der er sich anscheinend nur schwer entschließen konnte.

Die Ordonnanz hatte den Eiskühler mit der silberbehalsten Flasche gebracht, der Kleine schenkte nach eingeholter Erlaubnis die Gläser voll.

„Uebrigens, meine Cousine Annemarie hat sich riesig gefreut, als sie ihre verloren geglaubte Zigarettentasche wiederbekam.“

Der Rittmeister rückte näher: „Wirklich?“

„Kolossal hat sie sich gefreut. Nur sie hat sich — aber ich bitte um die Erlaubnis, ganz offen sein zu dürfen . . .“

„Aber selbstverständlich . . .“

„Also, sie hat sich erheblich gewundert, daß Herr Rittmeister das Fundstück nicht persönlich überbrachten. Namentlich, da sie sich doch das Vergnügen gemacht hatte, Herrn Rittmeister aufzufordern, in Kalinzinnen recht bald Besuch zu machen.“

Gaston fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Zu dumm war das! Und er nahm sich gewaltsam zusammen.

„Es tut mir selbst am meisten leid, daß ich dieser freundlichen Einladung wegen zu vielen Dienstes nicht folgen konnte. Und jetzt möchte ich meinen Besuch in Kalinzinnen verschieben, bis das Fest vorüber ist. Es wäre mir doch peinlich. Das würde aussehen, als wollte ich dazu eingeladen sein.“

Karl von Gorski blickte auf. Er hatte wohl bemerkt, daß sein Vorgesetzter plötzlich Farbe in die Wangen gekriegt hatte, aber noch tappte er im Dunkeln, konnte sich keinen rechten Vers auf die ganze Geschichte machen.

„Welches Fest meinen Herr Rittmeister?“

„Nun, die . . . die Verlobung von Fräulein Annemarie. Erst heute hörte ich zufällig, sie würde sich demnächst öffentlich verloben. Mit dem Herrn von Brinckenwurff, den ich am ersten Abend hier kennen lernte, als ich ankam.“

Der Kleine schwieg darauf, und Gaston mußte weitersprechen. Er fühlte deutlich, daß der Wein auf ihn zu wirken begann — seit Wochen hatte er keinen mehr getrunken. Zu Mittag ein Glas Wasser und abends bei der Arbeit einen leichten Tee. Er hätte den Kleinen anschreien mögen: ‚Gib mir Gewißheit! Du hast sie doch in diesen Tagen öfter gesehen, weißt vielleicht, was sie fühlt und denkt.‘ Statt dessen mußte er höflich weitersprechen. „Eine sehr passende Verbindung, soweit ich's beurteilen kann. Nachbarskinder, die Besitz zu Besitz bringen, und dann . . . sie kennen sich von Jugend auf.“

Karl von Gorski nickte. Er wußte Bescheid. Die Worte klangen gleichgültig, nur das Drum und Dran war verräterisch. Wäre ja auch merkwürdig gewesen, wenn der da drüben sich in das schöne Cousinchen nicht verliebt hätte. Alle verliebten sich ja in das herrliche Mädel, die es kennen lernten. Er selbst fühlte bei allem philosophischen Gleichmut einen Stachel im Herzen, wenn er daran dachte, daß sie einen andern heiraten sollte. Aber er war — Gott sei Dank — immer noch in der Lage, sich mit einem guten Witz darüber hinwegzusetzen. Jetzt hatte es den da auch gefaßt, ganz wie er's vorausgesagt hatte. Nur es war zu spät, er hatte seinen günstigen Augenblick verpaßt. In vierzehn Tagen gab es in Kalinzinnen Verlobung. Und er sann darüber, wie er's ihm am schonendsten beibringen sollte, daß da nichts mehr zu hoffen war.

„Ja, Herr Rittmeister,“ begann er tiefsinnig, „zu dieser Verlobung wäre manches zu bemerken. Wie zum Beispiel zu der preußischen Klassenlotterie . . nicht immer gewinnt der Würdigste das große Los. Manchmal fällt es an einen Kommerzienrat, der sich nicht sonderlich viel daraus macht. Und die andern stehen 'rum, beneiden ihn — wie der ergebenst Unterfertigte. Einer kann es ja nur gewinnen, aber weshalb muß es immer der andere sein? Das frißt einem am Herzen, namentlich wenn man sich schmeicheln darf, ein außergewöhnlich begabter junger Mann zu sein . . .

Sehen der Herr Rittmeister mich mal an! Haben Sie eben bemerkt, wie brillant ich mit den Ohren wackeln kann? Zwei Zentimeter Ausschlag nach oben und unten. Im Panoptikum könnte ich damit auftreten unter riesigem Zulauf, wäre auch in der Lage, das Publikum in den Pausen zu unterhalten! Durch Humor . . . Auf diese glänzenden Eigenschaften legt mein Cousinchen keinen Wert. Als ich sie unlängst fragte, „Annemieze, na wie wär's? Wenn Du mich nehmen wolltest, würdest Du aus dem Lachen nicht 'rauskommen,“ zuckte sie mit den Achseln: ‚Mein Jungchen, Du hast Deine Chance verpaßt. Mir ist nicht mehr lächerlich zumute — in vierzehn Tagen ist Verlobung und in sechs Wochen Hochzeit. Die Kochfrau ist schon bestellt aus Königsberg, denn es soll natürlich 'was Feines zu essen geben.‘ Da tröstete ich mich ein bißchen, weil ich nämlich eminent feinschmeckerisch veranlagt bin.“

Er hob sein Glas: „Gestatte mir gehorsamst zum Wohle, Herr Rittmeister!“

Gaston trank schweigend. Er wußte genug. Und der andere da drüben hatte anscheinend nicht das geringste gemerkt, daß er nur deshalb mit ihm hier zusammensaß, um ihn auszuhorchen. Und jetzt hätte er mit der empfangenen Auskunft wieder heimgehen können, aber ihm graute vor dem Alleinsein mit den Gedanken, die aus allen dunklen Ecken gekrochen kamen in seinem stillen Häuschen da draußen . . .

Die Flasche war leer, er griff nach dem Klingelzuge, der von der Lampe herabhing: „Ordonnanz, noch so eine . . . das heißt, wenn Sie freundlichst gestatten, Herr von Gorski?“

Der Kleine klappte die Hacken zusammen und verneigte sich lächelnd. Er selbst vertrug einen Stalleimer voll Sekt, brauchte am andern Morgen den Kopf nur fünf Minuten unter die kalte Brause zu stecken, um vollkommen frisch zu sein. Sein Schwadronschef aber hatte schon die „Fahne“ aufgezogen, glühte im Gesicht wie ein Fieberkranker. Da gelang es vielleicht, ihm listig noch allerhand abzufragen, was ihn selbst — nicht bloß aus Neugierde — interessierte.

Vor jenen Wochen, gleich nach der Rückkehr aus Königsberg, war sein Cousinchen arg verstimmt gewesen. Schon damals glaubte er zu wissen, weshalb, und heute war er seiner Sache sicherer denn je. Nur ein Rätsel gab es noch zu lösen: Warum hatte der dumme Kerl da sich am Tage nach der gemeinschaftlichen Reise nicht auf seinen Gaul geschwungen, war nach Kalinzinnen geritten? Da wäre manches vielleicht anders gekommen. Und — ein gewisses Positionsgefühl sagte ihm das wie beim Schachspiel — die Lösung war vielleicht in jener Zeitungsnachricht zu suchen, über die sie damals auf dem Heimwege vom Kasino gesprochen hatten.

Die Ordonnanz hatte sich nach dem Einschenken wieder zurückgezogen, Gaston hob sein Glas:

„Na, Prosit, Herr von Gorski! Es ist nett von Ihnen, daß Sie mir Gesellschaft leisten. Die andern Herren werden über meine Absentierung vielleicht auch milder urteilen in einigen Tagen. Ich hatte mir selbst eine Aufgabe gestellt, die mich außer-

ordentlich beschäftigte. Sie werden natürlich nicht darüber sprechen."

„Selbstverständlich nicht, Herr Rittmeister."

„Nun denn: es ist eine Möglichkeit vorhanden, die Herrschaften von drüben, wenn sie uns ohne Ankündigung überfallen, in eine große Mausefalle reiten zu lassen. Die Vorbereitungen dazu sind verhältnismäßig einfach und, wenn ich dem Kommandeur Vortrag gehalten habe, werden die Herren Kameraden mir hoffentlich Absolution erteilen. Die Arbeit hat mich in der letzten Zeit ganz und gar in Anspruch genommen."

„Vielleicht auch noch etwas anderes," dachte der Kleine, laut aber sagte er: „Diese Mitteilung wird alle Mißverständnisse natürlich mit einem Schlage beseitigen! Aber da auch ich keine Gelegenheit hatte, mit Herrn Rittmeister außerdienstlich zusammenzukommen: Wie hat sich eigentlich der Fall des Oberleutnants Woderſen aufgeklärt, von dem wir damals sprachen? In der Zeitung standen allerhand dunkle Andeutungen, er hätte sich infolge eines amerikanischen Duells das Leben genommen. Vor dem Hause der Dame, die gewissermaßen den Einsatz bildete. Haben Herr Rittmeister das nicht gelesen? Ich glaube, die Nummer des obskuren Wochenblättchens, die einer unserer Herren auf dem Bahnhof gekauft hat, muß noch irgendwo zu finden sein."

Gaston sah sein Gegenüber unsicher an.

„Weshalb kommen Sie auf die Idee, daß ich gerade in diesem traurigen Fall Bescheid weiß?"

„Weil Herr Rittmeister damals sagten, Sie wären mit Herrn von Woderſen noch kurz vor der Katastrophe zusammen gewesen."

„So . . . habe ich das gesagt? Na ja, es ist ja auch die Wahrheit."

Gaston spürte, daß er sich nicht mehr in der Hand hatte wie sonst. Nur, er fühlte unklar, das war vielleicht die Gelegenheit, die junge Dame in Kalinzinnen wissen zu lassen, daß er sich nicht aus Feigheit zurückgehalten hatte. Zehn solche Kerle wie dieser Herr von Brinckenwurff hätten dastehen können, das wäre ihm herzlich gleichgültig gewesen, wenn er mit reinen Händen gegen sie hätte anreiten können. Er nahm einen hastigen Schluck.

„Wovon sprachen wir doch eben?"

„Davon, daß Herr Rittmeister mit diesem Herrn von Woderſen noch kurz vor der Katastrophe . . ."

„Ach so! Was in den Zeitungen steht, ist natürlich Unsinn. Ich habe allen Grund zu der Annahme, er hat sich infolge eines Mißverständnisses totgeschossen. Freilich nicht mit ganz klaren Sinnen. Ich habe früher immer darüber gelacht, daß ein Mann sich so 'was in dieser Weise zu Herzen nehmen könnte — der Fall da hat mich eines Besseren belehrt. Der arme Kerl war mit Haut und Haaren in eine vielumworbene Frau verliebt. Und die machte sich nichts aus ihm. Er aber hoffte immer noch . . .

Als er's mir zum erstenmal erzählte, in einer jener seltenen Stunden, wo man das Visier hochschlägt, lächelte ich darüber. Er sagte: ‚Um die Frau schieß ich mich noch einmal tot.' Ich aber zuckte mit den Achseln: ‚Verstiegene Redensarten!' Sonst vielleicht . . . na schön, an dem verhängnisvollen Tage traf ich ihn. Er war sehr aufgeregt, erzählte mir, er hätte allen Grund zu der Annahme, daß die schöne Frau sich einem anderen hinzugeben beabsichtigte. Und da unterließ ich es leider, ihn trotz besseren Wissens aufzuklären, trotzdem ich diesen anderen und seine eigentlichen Pläne ziemlich gut kannte. Ich wußte, dieser andere war — nicht ohne eigene Schuld natürlich — in eine Verstrickung geraten, die ihm bei klaren Sinnen eine Fessel war, nur er besaß nicht die Rücksichtslosigkeit, sich sofort davon zu befreien. Zum allergrößten Teil war es Mitleid, denn die Frau lebte in einer unglücklichen Ehe, klammerte sich an ihn wie an den Heiland. Und jetzt ist er bei dem ganzen traurigen Handel eigentlich am meisten zu bemitleiden. Er hatte das Pech, sich hinterher in eine junge Dame zu verlieben, der er anscheinend auch recht gut gefiel. Aber die alte Schuld band ihm die Zunge. Und jetzt —"

Gaston fühlte deutlich, daß er Worte wiederholte, die vor einigen Wochen ein anderer gesprochen hatte, aber er konnte sich nicht helfen, er mußte sie aussprechen.

„Jetzt kommt es ihm nicht mehr so lächerlich vor, wenn einer sagt, er will sich aus unglücklicher Liebe totschießen. Der arme Kerl, der Woderſen, hat alles aus dem Kopf. Ihm aber frißt ein Geier an der Leber, daß er manchmal . . ." Er brach plötzlich ab, starrte mit weit aufgerissenen Augen in eine der dunklen Zimmerecken.

Der Kleine erschrak heftig, ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Den Zustand kannte er, in dem man allerhand Spuk sah mit wachen Augen. Er hatte ihn einmal durchgemacht, als er mit Urlaub acht Tage in Königsberg verlumpt hatte, um auch so was unterzukriegen, was ihn schwer bedrückte. Als er sich daheim aus notwendiger Enthaltsamkeit wieder ausnüchterte, saß in den ersten Nächten immer ein kleines Männchen mit einem runden Kürbiskopfe auf dem Fußende seines Bettes. Der da drüben sah jetzt wohl etwas anderes . . . ein blasses Gesicht mit durchschossener Schläfe . . . Und aus anderer Ursache. Weil er sich vor Kummer die Nerven zu schanden gearbeitet hatte, die der ungewohnte Alkohol jetzt noch mehr aufpeitschte. Da gab es nur ein Mittel: den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben! Den armen Kerl so vollzugießen, daß er bewußtlos wie eine Tümpelkrähe ins Bett fiel, keine Dummheiten mehr anrichten konnte. Und das war eine Aufgabe nach seinem Herzen. Er schenkte den Rest der Flasche in die Gläser.

„Hoch zu verehrendes Wohlsein, Herr Rittmeister! Hat mich außerordentlich interessiert, was Sie da von dem Herrn v. Woderſen erzählten — überflüssig, zu versichern, daß ich's für mich behalte! Aber ich meine, er muß wirklich verrückt gewesen sein. Oder er hatte keine Spur von Pflichtgefühl im Leibe. Wer schießt sich denn tot, wenn er vom Vaterlande gebraucht wird? Da kann man sich doch in entscheidender Stunde vielleicht noch ein wenig nützlich machen. Indem man seinem Zuge bei ‚Lanzen gefällt, Marsch, Marsch, Hurra' mit Gebrüll voranreitet."

„Oder seiner Schwadron," warf Gaston mit schwerer Zunge ein.

„Ganz recht," sagte der Kleine, „je nach der Stellung, die man auf der militärischen Stufenleiter einnimmt. Das Totschießen besorgt dann nachher die mit Recht so beliebte feindliche Bleikugel. Aber da der Deutsche schon seit Tacitus' Zeiten einen Lokalwechsel braucht, um immer noch einen zu trinken,

[illegible] …orsamst vorschlagen, wir tun desgleichen. Hier in der Nähe gibt es ein vorzügliches Glas Bier. Und da sitzen noch einige Kameraden, die sich mächtig freuen werden, den Herrn Rittmeister zu begrüßen."

„Meinen Sie, lieber Gorski?"

„Aber selbstverständlich! Herr Rittmeister hatten sich — wenn mir's gestattet ist, das zu bemerken — ganz vorzüglich bei uns eingeführt im Regiment. Bloß Sie müßten sich öfter sehen lassen."

„Na, dann vorwärts."

Im Hinausgehen flüsterte Karl von Gorski der Ordonnanz zu: „Marsch, ins Revier der fünften Schwadron! Der Kutscher vom Krümperwagen soll anspannen, an der kleinen Kneipe vorfahren, gegenüber vom Landgericht."

Die Ordonnanz nahm schweigend die Hacken zusammen. Solche Aufträge waren nichts Außergewöhnliches. Nach einem Liebesmahl fuhren die meisten der Herren mit dem Krümperwagen nach Hause, um unliebsamen Begegnungen auszuweichen. Und der Rittmeister von der Fünften wohnte ein ganzes Ende weit von der Stadt . . .

Auf der Straße hielt Karl von Gorski sich dicht neben seinem Vorgesetzten, um erforderlichen Falles zur Hand zu sein, wenn dem der Fuß in unsicherem Tritte stocken sollte. Aber die Fürsorge war unnötig, der Rittmeister ging ohne Schwanken die Straße entlang. Da stieg seine Hochachtung gewaltig: der Mann mußte eine fabelhafte Energie besitzen, um sich so zusammenreißen zu können! Und nach einigen Minuten blieb Herr von Foucar plötzlich stehen, sagte mit ganz klarer Stimme: „So, das hat wohlgetan. Aber noch eins, Herr von Gorski . . ."

„Herr Rittmeister?"

„Ich bin vorhin ein bißchen zusammengesackt. Ich lege keinen Wert darauf, daß das in weiteren Kreisen bekannt wird. Ich hatte meinen Nerven in den letzten Wochen zu viel zugemutet, und vorher die Zeit im Generalstabe — ja, das war auch alles andere, nur keine Sommerfrische."

Der Kleine blickte auf. „Sehr wohl, Herr Rittmeister!"

(Fortsetzung folgt.)



Café Equitable: Großer Konzertsaal

Fünf Jahre Café Equitable

Fünf Jahre mögen im Leben einer anderen Stadt nicht allzu viel bedeuten. Im Leben Berlins trennen sie auf manchen Gebieten zwei Kulturepochen, und nirgends ist die Entwicklung, ist das Aufwärtsstreben dieser Stadt stürmischer gewesen, als dort, wo es sich um seinen Luxus, sein Vergnügen handelt. Herr Robert Zielka, der Besitzer des „Café Equitable", hat den Zug der Zeit verstanden. Er hat nicht Mittel und nicht Mühen gescheut und aus dem „Café Equitable" in dem berühmten Equitable-Palast an der Ecke der Leipziger und der Friedrichstraße ein weltstädtisches Luxus-Café von glänzendem Geschmack geschaffen. In einem Meer von Licht erglänzt heute an jedem Abend der Konzertsaal des „Equitable". Musik, eine summende, fröhliche Menge, goldene Reflexe, die sich in schimmernden Marmorsäulen und glänzenden Spiegeln brechen, strahlende Kronleuchter aus schwerer, leuchtender Bronze und zärtlich glühende Rosettenkränze, die sich längs der Decke ziehen, auf einem Podium eine bekannte konzertierende Kapelle, an allen Tischen lachende, befriedigte Gesichter — eines der heitersten und in seiner Fülle zuerst immer wieder ein wenig verwirrender Großstadtbilder empfängt hier den Besucher. Aber wenn man erst den ersten Schluck aus seinem Glase kühlen Pilsener Bieres getan, sich wohlig in seinen bequemen Sessel hineingerätelt und seine Zigarre angezündet hat, empfindet man die volle Harmonie des Werkes,



Ein Nachtbild: Die Hundert-Meter-Front des Café Equitable

das hier mit einem Aufwande von mehr als einer halben Million Mark geschaffen worden ist. Matt glänzende, braune Holzpaneele, blaue Fensterdekorationen, glänzendes Kristall, Marmor und leuchtendes Silber vereinigen sich zu lebensvoller Wirkung. Eine Art Salon im Stile Ludwigs XVI. mit rotbeschatteten elektrischen Kerzen an den Wänden und traulich-lauschigen Nischen führt zu den Billardsälen hinüber, und sie müssen das Eldorado aller Billardkünstler und Amateure bilden.

Denn der Billardspieler ist das enfant gâté, der verhätschelte Liebling dieses Hauses. Für ihn ist aller Luxus einer raffinierten Technik zusammengetragen worden. In glänzenden Sälen stehen fünfzig Billards zu seiner Verfügung, 2500 Queues in einer Queue-Zentrale, goldene und silberne Ehrenpreise locken den Kämpfer, der seinen Durchschnitt um ein Drittel, die Hälfte oder hundert Prozent verbessert, und weltberühmte Turniere sind hier ausgefochten worden. Eine Billardakademie wurde gegründet und so hat Herr Zielka das größte Billard-Café der Welt geschaffen, sowie der Konzertsaal einen der schönsten seiner Gattung bildet. In ein paar Wochen wird eine Broschüre über das Café erscheinen. Und sie wird uns nicht nur ein Bild von der Entwicklung des Cafés und der Lebensarbeit seines Besitzers, sondern auch ein gutes Stück Berliner Kulturgeschichte geben. (1758)



Ball- und Queue-Zentrale



Haupt-Billardsaal

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

bran — bünd — del — di — e — e — em — en — ex — fen — grau — grin — i — in — je — kar — ko — lieb — ling — ma — nar — nat — nau — ni — ni — no — o — on — od — pi — qua — re — ries — ru — ru — ru — se — so — so — ten — to — tur — u — ve — ver — wald — worn — zam

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs= und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein bevorstehendes staatsrechtliches balkanisches Ereignis ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Einspruchsrecht. 2. Ausdruck aus dem diplomatischen Verkehr. 3. Rebenart. 4. Stil. 5. Ergebnis der elektrisch=chemischen Zersetzung. 6. Stadium der meisten chirurgischen Operationen. 7. Farbe. 8. Schweizer Kanton. 9. Musikalische Bezeichnung. 10. Benennung des türkischen Heeres. 11. Sehr bekannten Gletscher. 12. Berühmten Gelehrten der Gegenwart. 13. Militärstation in Deutsch=Südwest=Afrika. 14. Für den Weltverkehr wichtigen Ort. 15. Einen balkanischen Landtag. 16. Türkischen Titel. 17. Aeltesten deutschen Ritterroman.

Rebus.



Ein kleiner Scherz.

Sekt ohne „t" und e
Ist gar so kurz, o weh!

Romantisch und real.

Von F. Müller=Saalfeld.

Zweibeinig hab' in buntem Gewand
Ich einst gefangen im deutschen Land
Zweibeinige Mädchen und Knaben.
Vierbeinig spring' ich umher noch heut.
Schädliche Tiere sind meine Beute,
Die selbst vier Beine auch haben.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die panslawistische Bewegung.

1. Danebrog. 2. Induktion. 3. Efeu. 4. Pomolog. 5. Ariadne. 6. Nekrassow. 7. Sake. 8. Leitgeb. 9. Autodafe. 10. Wellensittich. 11. Jelacic. 12. Sassafras. 13. Toricelli.

Ungleiche Verteilung: Spitzname.

Rösselsprung:

Mag auch des Hasses Urteil richtig scheinen,
Urteile lieber unrecht, doch voll Liebe;
Leicht ist dem Haß ein galliges Verneinen,
Doch schwer ein Urteil, das bestehen bliebe.

Wir irren all' im Dunkel; oftmals wandelt
Unrecht in Recht sich, Güte in Vergehen;
Nur das Motiv, aus dem Du stets gehandelt,
Dein Wollen und Dein Lieben bleibt bestehen.

Schliepmann.

Weidmannsleid: Specht — Pech.

Humor

Ein Landarzt, der den ganzen Tag über sehr angestrengt gearbeitet hatte, wurde nachts nach einem meilenweit entfernten Bauernhof gerufen. Er machte sich auf den Weg, mit Schlaf und Abspannung kämpfend, und fand, am Ziel angelangt, den Bauer krank vor. Er konnte aber kein bestimmtes Symptom entdecken, legte sein Ohr an die Brust des Bauern und hieß ihn langsam zählen. Der Mann begann eintönig: „Eins — zwei — drei — vier!" — Plötzlich schreckte der Doktor auf, rieb sich die Augen und sah, wie draußen der Morgen dämmerte. Und vor ihm murmelte der Bauer mit schwacher Stimme: „6573 — 6574 — — 6575 . . .!"

*

Ein Telegraphenbeamter, der einsam und gelangweilt in einer kleinen Urwaldstation im englischen Innerafrika saß, sehnte sich nach Ablösung und telegraphierte kurz entschlossen an das Hauptamt: „Kann hier nicht länger bleiben wegen Lebensgefahr, bin von Löwen, Elefanten, Hyänen und Tigern umzingelt!" — Der Inspektor im Hauptamt drahtete zurück: „Telegramm erhalten, es gibt keine Tiger in Afrika!" — Am nächsten Tage lief wieder eine Depesche aus der kleinen Urwaldstation ein: „Beziehe mich auf mein voriges Telegramm, bitte „Tiger" zu streichen!"

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Die Flaschenpost.
„Sind auch schon mal Flaschen an den Strand gespült worden?" — „Tjawoll, schon oft." — „Ach, wie interessant! Was war denn drin?" — „Nich ein Troppen!"

Ein Missionar kam auf seiner Reise in ein indisches Dorf. Seine Habseligkeiten wurden in eine Hütte gelegt, während er selbst eine Predigt halten wollte. Er fragte den Dorfältesten, ob seine Sachen auch sicher lägen, worauf der Alte ruhig erwiderte: „Ja, Dein Gut ist ganz sicher, hier gibt es ringsherum keinen weißen Mann!"

*

Der kleine Willy war heute zum ersten Male in der Schule. Als er nach Hause kam, fragte seine Mama, wo er denn seine Schulmappe gelassen hätte. Darauf gab ihr der kleine Willy zur Antwort: „Ach, da hot mir's nicht gefallen und das habe ich alles verschenkt, denn da gehe ich ja doch nicht wieder hin."

*

Die Regimentsmusik war abkommandiert, und in der Kaserne waren nur ein paar junge Musiker zurückgeblieben, die in der Offiziersmesse Tafelmusik zu machen hatten. Ein Musikkorporal schlendert über den Kasernenhof, da stellt ihn ein Hauptmann: „Was ist denn mit Ihnen, Korporal, 's wird doch schon g'spielt drinn' in der Meß'?" — „Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, ich habe mir den Daumen der rechten Hand verletzt und kann den Geigenbogen nicht halten!" meldet der Korporal. — „Ach was," brummt der Hauptmann, „es is doch ka' Symphoniekonzert, bloß Tafelmusik; nehmen's 'n halt in die linke!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

Die Million

Skizze von Wilh. E. Stuecklen

(Nachdruck verboten.)

Als es zwölf Uhr schlug, legte Dornigkeit die Feder so eilfertig aus der Hand, daß dieselbe über das Pult hinabrollte und gleichsam vor Entrüstung zitternd im Boden stecken blieb. Er bemerkte es nicht. Das halbe Dutzend Schreiber rundum begann zu kichern, und irgend ein Herr Schulze fühlte sich berufen, witzig zu sein. „Da jibt's nischt zu lachen," rief er, „Kolleje Dornigkeit hat'n Randewuh! Det ist 'ne ernste Sache!"

Langsam ließ der Geneckte die Hand wieder von der Türklinke gleiten. Einige Worte, die er am Vormittag im Privatkontor des Chefs erlauscht hatte, sprangen ihm wieder in's Gedächtnis: „. . . Hausse in Mintor-Aktien . . . Teufel — wer so schlau war, das zu ahnen . . . da war schönes Geld zu verdienen . . ."

Mit gemessenen Schritten ging Gustav Dornigkeit, der kleine, zerknitterte Schreiber, auf den Herrn Schulze zu und sagte deutlich und voller Ernst: „Herr Kollege, Sie sind ein unverschämter Patron!" Dann wandte er sich um und marschierte kümmerlich tapfer zur Türe hinaus. Hinter ihm drein brandete ein Gelächter. „Er is varrickt jeworden! Wenn er heute nachmittag kommt, wer' ick ihm 'n Puls fühlen!" brummte Herr Schulze gleichmütig. . .

Auf der Straße schossen die Zeitungshändler wie flinke Weberschiffchen in der breiten Menschenflut hin und her; sie durchwirkten das bunte Bild zusehends mit großen, weißen Quadraten. Zwei — drei — fünf der halbwüchsigen Schreihälse ließ Gustav Dornigkeit an sich vorbeirennen — ah — die Spannung tat ihm unsagbar wohl. Und daß die Mintor-Aktien gestiegen waren, das wußte er ja ohnehin. Dornigkeit, der Spekulant — nicht Dornigkeit, der Schreiber — hatte eine gute Nase für solche Dinge. Er warf ein wenig den Kopf zurück, um stolz erhobenen Hauptes einherzugehen, aber die Sonne funkelte ihm ins Gesicht und zwang ihn, gewohntermaßen scheu und unsicher nach unten zu blinzeln. Da lächelte er verschmitzt und nahm sich vor, recht bald einen schönen Panamahut zu kaufen. An einer Ecke stand ein geldzählender Zeitungshändler mit leerer Umhängetasche. Dornigkeit erschrak; er fürchtete, keine Zeitung mehr zu bekommen und lief solange hinter einem schnellfüßigen Jungen her, bis er endlich ein Blatt in Händen hatte.

Der Straßenlärm wuchs machtvoll an. Jedes Haus sandte Scharen unruhiger Menschen aus; elektrische Bahnen und Automobile spektakelten unbekümmert dahin; Schreie, Pfiffe, Glockenzeichen — alle Stimmen der Weltstadt erhoben sich.

Gustav Dornigkeit stand froh und erregt inmitten dieses Hexensabbaths und formte mit zitternden Lippen lange Zahlen. „Eine Million! Eine Million Mark! Eine Million eintausendvierhundertundsiebzig Mark!" Einige Augenblicke lang hatte er das Gefühl, alle Menschen, alle Wagen, ja alle Häuser drängten sich heran, um sich vor Gustav Dornigkeit zu verneigen. Die Röte der Verlegenheit stieg ihm heiß und scheu in die mageren Wangen, und er fühlte sich versucht, dankbar abzuwinken und zu erklären: „Aber bitte, Ihr lieben Leute, das war ja nur eine Vorübung. Jetzt soll's erst richtig anfangen!" Dann aber lächelte er über sich selber, stopfte geschwind das Blatt in die Tasche und machte sich wie ein Verfolgter davon.

Seine Wohnung befand sich im dritten Stockwerk einer jener häßlichen Mietkasernen, die gleich gewaltigen Bienenkörben unendliche Straßen einsäumen. Hier entfaltete er nochmals die Zeitung, um wieder die kleine Notiz zu lesen, die an der Spitze des Börsenteils stand: Gegen Börsenschluß gab es noch eine seltene Sensation. Die Mintor-Aktien, die gestern noch zu 85 gehandelt wurden, gingen auf Grund günstiger Berichte sprungweise in die Höhe und waren schließlich zu 108 noch lebhaft gefragt.

Der kleine Schreiber Dornigkeit lächelte nicht mehr. Er ließ müde die geballte Faust auf's Knie fallen, und in seine Stirne gruben sich einige harte Falten ein. „Eine Million!" murmelte er, „Ich habe eine Million verschenkt und zehn Jahre meines Lebens dazu! Ich war zu feige — ich blöder Narr!"

Das war eine Minute der Ermattung, mehr Zeit verschwendete er an dieses Gefühl nicht. „Verdammt — jetzt soll's aber richtig losgehen!" schrie er plötzlich so laut, daß ihn der Klang seiner eigenen Stimme erschreckte . . .

Als dieser Gustav Dornigkeit 21 Jahre alt war, machte er eine Erbschaft. Viel war's nicht. Zweitausend Mark. Zwanzig blaue Scheine. Er tat nichts von alledem, was junge Leute zu tun pflegen, wenn sie unerwarteterweise in den Besitz einer solchen Summe kommen, sondern er legte die Scheine in eine Brieftasche und barg dieselbe zuunterst in seinem Koffer. Dann ging er hin und lernte spekulieren. Er nahm einfach an, er hätte um sein Geld Papiere gekauft, zwei Aktien eines neugegründeten Unternehmens. Der Zufall wollte, daß diese Aktien schnell einen hohen Wert bekamen. Dornigkeit verkaufte rechtzeitig — in seinem Notizbuch — und erwarb im Geiste neue Spekulationspapiere. So fing es an. Und allmählich wurde eine Tollheit daraus.

Als kaum ein Jahr vergangen war, konnte er feststellen, daß sein fingiertes Anlagekapital sich verdreifacht hatte. Zum Ernstmachen konnte ihn das nicht bewegen. Er lernte weiter, blieb ein begabter und vom Glück überaus begünstigter Schüler. Trug immer größere Zahlen in seine Notizbücher ein. Seine Gewinne näherten sich den Hunderttausend — da kramte er zum ersten Male die zweitausend Mark hervor. Am gleichen Tage erschoß sich einer seiner Bekannten, der sein eigenes Geld und eine achtbare Summe fremden Geldes an der Börse verspielt hatte. Dornigkeit versteckte seine Scheine wieder und spekulierte weiter wie bisher — auf dem Papier. Hielt weiter aus als schlechtbezahltes Schreiberlein.

Und darum lernte er auch die Liebe nicht kennen. Wenn sie in ihm erwachen wollte, so wurde sie in einer wilden Spekulation erstickt. . .

Gustav Dornigkeit sprang auf. Eine Ziffer tanzte vor seinen Augen hin und her: Die Million! Die Million, die er erworben hätte, wenn nicht die Mutlosigkeit wie ein böses Gespenst auf seinem Herzen gehockt wäre. „Zehn Jahre!" knirschte er, „Zehn Jahre! Aber jetzt wird's Ernst!" Ein Sprung brachte ihn zu der Ecke, in der sein Koffer stand, der Deckel flog auf, Wäschestücke, Kleider, Schriften — alles ward in wildem Durcheinander herausgezerrt — da — da — ein dünnes Ledertäschchen, das war es!

Er hielt es fest in der Faust: „Du wirst mir sie schaffen! Du! Hast du gehört! Die andere Million wirst du mir schaffen! Du! Die wirkliche Million!"

Und dann wollte er noch einmal die Scheine streicheln und glätten. Aber als er das Täschchen öffnete, fielen nur einige Blätter weißes Papier heraus. Nichts sonst! Langsam klappte des kleinen Schreibers Unterkiefer nach unten. Er wollte sprechen, rufen, schreien, und er brachte nichts hervor als ein lautloses: „Bestohlen!" Für die Dauer einer Sekunde strafften sich seine Sinne zur vollsten Schärfe — er bedachte, daß er seit fünf Jahren das Täschchen nimmer geöffnet hatte, daß er in dieser Zeit wohl zehnmal die Wohnung gewechselt, er sah sonnenklar die Unmöglichkeit ein, den Dieb zu erraten und ihm den Raub wieder abzujagen — dann brach er nieder. Wimmernd wie ein geschlagenes Kind . . .

Eine halbe Stunde später erhob er sich und rannte mit flackernden Augen auf die Straße: „Meine Million!" brüllte er, „man hat mir eine Million gestohlen! Meine Million!" Es bedurfte der ganzen Kraft mehrerer starker Männer, um das kleine Schreiberlein zu überwältigen. . . .

In der Irrenanstalt, die ihn jetzt beherbergt, gilt er für einen sehr ruhigen Patienten. Er rechnet den ganzen Tag und glaubt fest daran, daß die Wärter nicht ihn, sondern sein Geld bewachen. Seine Million!

Spezial-Aufnahme der „Berliner Illustrirten Zeitung“



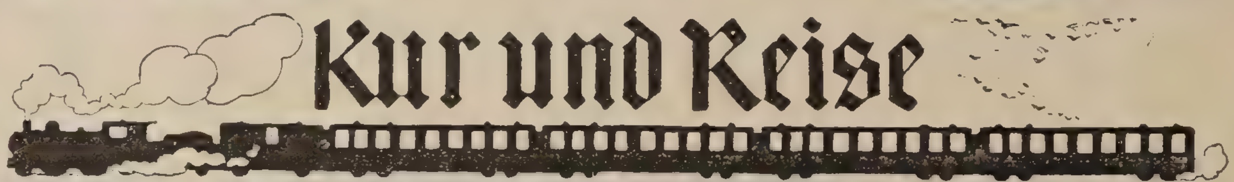
Das neueste Ullstein-Buch ist erschienen:

Walter Bloem, Komödiantinnen

Andere neue Bände:

Ludwig Thoma, Der Postsekretär im Himmel
Paul Oskar Höcker, Das flammende Kätchen
Viktor v. Kohlenegg, Die drei Lieben der Dete Voß

Kur und Reise



XXIII. Jahrgang
Nr. 32

9. August 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co. Berlin SW. 68



Der Kaiser und der Chef des Generalstabes Helmuth von Moltke

Phot. Schoppmeyer.



Beginn der österreichischen Operationen vor Belgrad: Berichterstatter bei Beobachtung der Donaumonitoren, die die Festung mit Scheinwerfern beleuchten.

Am Vorabend des Krieges 1870/71

(Aus alten Zeitungsblättern)

Saarbrücken, 17. Juli. Noch ist der Krieg nicht erklärt, wenigstens nicht im Wortlaut, aber ein amtliches Telegramm aus Berlin besagt: „Halten Sie sich stündlich für den Einmarsch bereit,“ und das sind wir. Jeder hat sich für gebetene und ungebetene Gäste vorbereitet, die Eisenbahnzüge zwischen Forbach und Saarbrücken, zwischen Saargemünd und Saarbrücken sind eingestellt, zwischen Saarbrücken und Neunkirchen gehen keine regelmäßigen Züge, sondern zu jeder Stunde, um die Zuzüge der Kriegspflichtigen aller Kategorien zu bewältigen, die jubelnd unter Absingen des Liedes „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ von den äußersten Grenzdörfern hier eintreffen. Der hiesige bayerische Zollbeamte weinte vor Freude als die Nachricht kam, daß Bayern für Deutschland mit einstehe.

Berlin, 22. Juli. Auf dem Potsdamer Bahnhof herrscht jetzt ein überaus reges Bild. Bis tief in die Nacht hinein passieren dort die Militärzüge, welche die Mannschaften nach dem Kriegsschauplatz fahren. Sämtliche Truppen werden bei ihrer Ankunft bewirtet und erquickt. Am Sonntag wurden auf diese Weise 18,000 Mann von dem zu diesem Zwecke gebildeten Komitee bewirtet. Bier, Wein, Kognak, Selters und Sodawasser, ferner die mannigfachsten Eßwaren, Tabak und Zigarren gelangen an die Truppen zur Verteilung. Es ist wahrlich rührend zu sehen, wie die an der Verteilung sich beteiligenden Personen, namentlich die zahlreichen Damen, sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein abmühen, den durchziehenden Kämpfern ihre Last zu erleichtern. Viel rührende, viel erhebende Szenen spielen sich den Tag über ab, und nicht nur die Offiziere, sondern auch die Soldaten sprechen ihren Dank in schlichten geraden Worten aus.



Jean Jaurès,
der Führer der französischen Sozialisten, der in Paris ermordet wurde.



Serbische Proviant-Kolonne.

Berlin, 26. Juli. Der Enthusiasmus für den nationalen Krieg schlägt hier immer höhere Wogen, und ein nicht geringer Beweis dafür ist die Stellung zahlreicher Freiwilliger und die Bildung vielfacher Hilfskomitees, deren Plakate an den Patriotismus der Bevölkerung mit gutem Erfolg appellieren. Der König wird auf seiner gewöhnlichen Spazierfahrt im Tiergarten und Unter den Linden mit begeisterten Hochrufen empfangen, und auch die Prinzen und Generale empfangen häufig dieselben Beweise der Sympathien des Publikums. In den Theatern wiederholen sich täglich die patriotischen Demonstrationen.

Berlin, 27. Juli. Man könnte jetzt die Behauptung aufstellen, daß das Berliner Leben sich auf seinen Bahnhöfen und längs der städtischen Verbindungsbahnen konzentriert. Tausende und Abertausende weilen vom frühen Morgen bis zur späten Nachtstunde an diesen Punkten und geben mit donnernden „Hurra“-Rufen den scheidenden Kriegern ihre Sympathien zu erkennen.

Köln, 1. August. Bei der Ankunft des Königs aus Berlin auf dem Weg nach Mainz hatte es sich das Volk nicht nehmen lassen, die Räume in und vor dem Bahnhof mit dichtem Gedränge zu erfüllen. Fünf Gesangvereine erschienen zu feierlichem Gangesgruß, aber mitten aus der Menge erhob sich sie übertönend die Nationalhymne, das Arndtsche Vaterlandslied und „Die Wacht am Rhein“.

Deutsche Generale



General der Infanterie
von Heeringen,
General-Inspekteur der 2. Armee-Inspektion (Berlin). Hofphot. Bieber.



Generaloberst von Eichhorn,
General-Inspekteur der 7. Armee-Inspektion (Saarbrücken).
Hofphot. Ciolina.



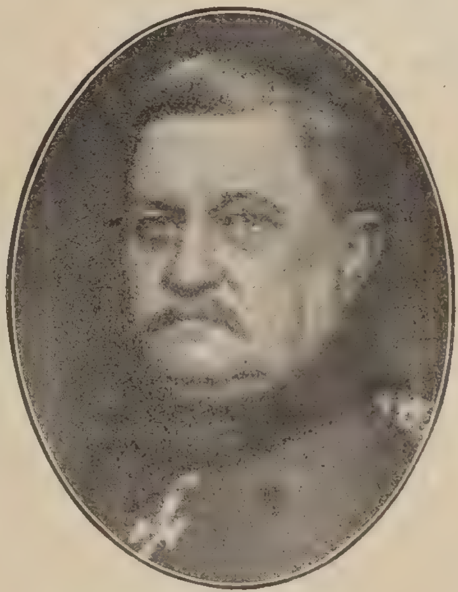
General von Kluck,
General-Inspekteur der 8. Armee-Inspektion (Berlin).
Phot. Kühlewindt.



Generaloberst
von Prittwitz und Gaffron,
General-Inspekteur der 1. Armee-Inspektion (Danzig). Hofphot. Pieperhoff.



Herzog Albrecht von Württemberg,
General-Inspekteur der 6. Armee-Inspektion (Stuttgart). Hofphot. Hill.



Genraloberst von Bülow,
General-Inspekteur der 3. Armee-Inspektion (Hannover). Phot. Nicola Perscheid.

Unsere Roman-Beilage

kann einem Teil der auswärtigen Leser erst in der nächsten Woche geliefert werden. Die Beschränkung des Post- und Bahnverkehrs hat für den Versand nach außerhalb diese Verringerung des Umfangs notwendig gemacht.

Der Verlag.



Großherzog Friedrich von Baden,
General-Inspekteur der 5. Armee-Inspektion (Karlsruhe).



Prinz Rupprecht von Bayern,
General-Inspekteur der 4. Armee-Inspektion (München). Hofphot. Dittmar

AM VORABEND DES KRIEGES



Die offizielle Erklärung des Kriegszustandes: Ein Offizier verliest die Erklärung Unter den Linden.
Phot. Häckel.



Vor dem Schloß während der Ansprache des Kaisers.
Photo-Union



Das Kronprinzenpaar mit dem ältesten Sohn auf der Fahrt nach dem Schloß.
Phot. Häckel.

Die tiefe Erregung, die das deutsche Volk durchzittert, fand ihren stärksten Ausdruck in dem begeisterten Empfang, der dem Kaiserpaar bei seiner Rückkehr nach Berlin bereitet wurde. Die stürmischen Zurufe der ungeheuren Massen, durch die das Automobil ohne jede Absperrung im langsamsten Tempo sich fortbewegte, galten nicht nur dem Träger der Krone, der im Bewußtsein seiner hohen Verantwortung zur Erhaltung des Friedens jeden Weg beschritten hatte, sie bekundeten auch den ernsten und festen Willen, die schweren Opfer der kommenden Zeit würdig und standhaft zu tragen. Die Kundgebungen erneuerten sich bei der Ankunft des Kronprinzenpaares und der übrigen Prinzen. Hunderttausende hielten bis in die spätesten Nachtstunden die Straße Unter den Linden und den Platz vor dem Schloß besetzt und begrüßten mit würdigen Kundgebungen die verantwortlichen Leiter der deutschen Geschicke. Die Stimmung einmütiger Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, als der Kaiser von dem Balkon des Schlosses eine kurze Ansprache hielt, deren ernste und entschlossene Stimmung den tiefsten Eindruck machte.



Das Kronprinzenpaar auf der Fahrt durch die Menge Unter den Linden.
Phot. Benninghoven.



Sturm auf die Spicherer Höhen am 6. August 1870. (General von François an der Spitze der 9. Kompagnie des 34. Regiments.)
Gemälde von Anton von Werner. Reproduziert mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin.

Zum heutigen Jahrestag der Siege von Wörth und Spicheren

Am 17. Juli 1870 wurde die deutsche Mobilmachung verfügt, am 24. Juli begann der Eisenbahnaufmarsch, am 3. August standen 380,000 Mann zwischen Mosel und Rhein, und am 6. August, zwanzig Tage nach erfolgter Mobilmachung, fielen schon an zwei Stellen zugleich vernichtend schwere Schläge gegen die zum Einbruch gerüsteten Heere Frankreichs, nachdem bereits am 4. August das Gefecht bei Weißenburg siegreich für die deutschen Waffen verlaufen war. Die Armee des Kronprinzen von Preußen, überwiegend aus Süddeutschen zusammengesetzt, schlug bei Wörth die Truppen Mac Mahons, unter denen 18 Bataillone halbwilder Turkos und Zuaven waren, in die Flucht, die einen panikartigen Charakter annahm. Der moralische Eindruck dieses Sieges war ebenso bedeutend, wie sein politischer Wert. Denn die Kunde von der erfolgreichen Waffentat genügte, um die Staaten, die zuerst geneigt erschienen, Frankreich zu unterstützen, zur Neutralität zu bestimmen, wodurch die vorsichtshalber in der Heimat zurückgelassenen Truppenteile, drei Korps und eine Division, für die Entscheidung in Frankreich frei wurden. Besonders begeisternd wirkte der Sieg in Bayern, dessen Söhne für das neue gemeinsame Vaterland freudig ihr Leben eingesetzt hatten. Nicht minder groß war der Heldenmut, den die deutschen Truppen in der gleichzeitigen Schlacht bei Spicheren bewiesen. Hier erkämpften Westfalen und Brandenburger auf einem Gelände, das dem Gegner eine fast uneinnehmbare Stellung ermöglichte, einen ruhmvollen Sieg gegen Truppenteile der Armee Bazaines. Es mag Schlachten geben, die strategisch bedeutsamer und korrekter waren — Moltke hatte diesen Zusammenstoß vor völliger Versammlung der Armeen nicht gewollt — aber kaum eine, die stolzer erkennen ließe, was eine zu höchster Begeisterung entflammte Truppe unter den ungünstigsten Umständen zu leisten vermag. Spicheren liegt auf lothringischem Boden unmittelbar bei der preußischen Stadt Saarbrücken, die von den Franzosen vorübergehend besetzt worden war, und zwar hinter einem ausgedehnten, sehr steilen



deshalb drängte er mit seinen schwachen Kräften über die Saar nach. So kam es zum Gefecht, aus dem sich bald eine opfervolle Schlacht entwickelte. Das verheerende Feuer, das der überlegene Feind von den beherrschenden Höhen verstreute, riß gewaltige Lücken in die Reihen der anstürmenden Regimenter. General v. François fiel an der Spitze einer Sturmkolonne. Aber Stunde um Stunde hielten die dezimierten Truppen unerschüttert den Kampf aufrecht, bis das dritte Korps unter dem General v. Alvensleben die Rettung brachte. Unter Benutzung der Eisenbahn gelang es diesem trefflichen Führer, der in der gefahrvollen Stunde selbständige Entschlußkraft bewies, seine Truppen

Die Mobilmachung in Berlin:
Pferdemusterung.
Phot. A. Grohs.

Höhenzug, der wie ein Festungswall sich über dem Tal der Saar aufbaut. In diese starke Stellung war General Frossard, der Führer des zweiten französischen Korps, zurückgegangen, weil er seine Lage in Saarbrücken für bedroht gehalten hatte. Dieser Stellungswechsel wurde von dem Kommandeur der 14. Infanteriedivision, General v. Kamecke, fälschlich für den Anfang eines allgemeinen Rückzuges der Franzosen gehalten,



Abfahrende Reservisten.
Phot. A. Grohs.

noch rechtzeitig aus großer Entfernung heranzubringen. So wie die Bataillone aus der Eisenbahn kamen, stürzten sie truppweise vor, ohne weitere Verständigung, nur getrieben von dem Wunsch: auf den Feind. Die Erstürmung der Forbacher Höhen entschied endlich gegen Abend den Sieg. Ohne Schuß, unter den Klängen der Wacht am Rhein stürmten sechs brandenburgische Bataillone in Tod und Sieg. Und als der blutige Erfolg, der einzelnen Regimenter ein Drittel der Mannschaft kostete, entschieden war, da schrieb der siegreiche Feldherr, Konstantin v. Alvensleben, seinem Oberbefehlshaber, dem Prinzen Friedrich Karl: „Nicht der preußische General, der peußische Soldat hat den Feind besiegt."



Der Kaiser (in der Felduniform) und die Kaiserin auf dem Weg zum Berliner Dom.
Phot. Grohs



Feldbäckerei. Phot. Tellgmann-Eschwege.

DIE VERPFLEGUNG UNSERER TRUPPEN IM KRIEGE
FELDBÄCKEREI UND FELDKÜCHE



Essen-Ausgabe an die Truppen aus einer fahrbaren Feldküche Phot. Tellgmann-Eschwege.

BILDER VOM TAGE



Verlobung im Kaiserhause: Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen die Verlobte des Prinzen Adalbert von Preußen.



Prinz Adalbert, der dritte Sohn des Kaiserpaares. Phot. Urbahns, Kiel.



Gräfin von Ruppin, die Gattin des Prinzen Oskar von Preußen.

Zur Nottrauung des Prinzen Oskar



Hofphot. Sandau.

Prinz Oskar, der fünfte Sohn des Kaiserpaares.

Die weltgeschichtlichen Ereignisse, deren Zeugen wir sind, wirken tausendfältig auf das Leben des einzelnen zurück. Von der gesetzlichen Möglichkeit, in drohender Kriegsgefahr die Eheschließung sofort vornehmen zu können, haben neben Tausenden von Männern und Frauen aller Stände auch der fünfte Sohn des Kaisers, Prinz Oskar, und seine Braut, Gräfin Bassewitz, Gebrauch gemacht. Die Kriegstrauung erfolgte in Gegenwart des Kaiserpaars im Schloß Bellevue in Berlin. Die junge Frau erhielt den Titel Gräfin von Ruppin. Gleichzeitig wurde die Verlobung des dritten Kaisersohns, des Prinzen Adalbert, und der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen bekannt gegeben. Prinz Adalbert ist am 14. Juli 1884 geboren, steht also im 30. Lebensjahr. Der Marine gehört er als Kapitänleutnant auf dem Kreuzer Köln an. Die Braut, eine Enkelin des jüngst verstorbenen Herzogs Georg, ist am 16. August 1891 geboren. Ihre ältere Schwester Feodora ist mit dem Großherzog von Sachsen-Weimar vermählt.

*



Eine Filmaufnahme auf dem Meeresgrund: Kampf eines Negers mit einem Hai.

Filmaufnahme unter Wasser

Eine amerikanische Filmfabrik hat einige Films von Unterwasserszenen aufnehmen lassen, die von größtem Interesse sind. Man sieht den Kadaver eines Pferdes im tiefen Wasser hängen. Langsam schwimmt ein riesiger Menschen-Hai heran. Ein Neger, nackt, nur ein Messer in der Faust, ist in die Tiefe gesprungen und kämpft jetzt mit dem Hai, dem er an Geschmeidigkeit und Schwimmkunst gleichkommt, bis der Riesenfisch einen wohlgezielten Messerstich empfängt. Bei diesen Aufnahmen, die auf den Antillen stattfanden, saß der Filmphotograph in einer Art Röhre, die vom Schiff aus ins Wasser gelassen wurde; davor war ein Apparat mit sehr starken elektrischen Lampen, die die Aufnahmen wie bei Tageslicht ermöglichten.



Nach Geldstücken tauchende Neger, in 20 Meter Tiefe kinematographisch aufgenommen.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Sturmzeichen

Roman von

Richard Skowronnek

14. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Gaston legte in einer impulsiven Regung dem kleinen Leutnant den Arm um die Schulter und zog ihn näher an sich.

„Ich weiß, daß Sie ernst sein können, kleiner Gorski! Und zuverlässig. Sonst wäre ich wohl nicht so aus mir herausgegangen. Die, denen das sogenannte Herz immer gleich auf der Zunge liegt, haben es leichter."

Er ließ seinen Arm wieder sinken und fuhr lächelnd fort: „Aber diese neue Freundschaft wird mich natürlich nicht hindern, Sie im Bedarfsfalle unter vier Augen wieder einmal gründlich anzulappen! Falls Sie morgen nämlich, wie neulich, zehn Minuten zu spät zum Dienst kommen sollten."

„Es wird mir ein Hochgenuß sein," sagte der Kleine. „Und noch eine Frage: Die junge Dame, in die sich ‚der andere' verliebt hat, von der Herr Rittmeister vorhin sprachen?"

„Die ist mit ihm zusammen in der Eisenbahn gefahren, da lernte er sie kennen. Leider zu spät. Für ihn selbst. Ein Skrupelloser hätte sich vielleicht darüber hinweggesetzt, daß er noch an eine andere gebunden war. Ihm ist es nicht gegeben, das einer Frau verpfändete Wort wie eine Seifenblase zu behandeln. Aber das ist ja auch egal. In vierzehn Tagen verlobt sich die mehrfach genannte junge Dame."

Karl von Gorski blickte tiefsinnig vor sich hin.

„Selten ist wohl von einem Weisen ein wahreres Wort gesprochen worden als der Satz: ‚Verlobt ist nicht verheiratet.' Und von allen Sagen, die ich kenne, erschien mir immer die vom Tannhäuser am vernünftigsten: es kann alles verziehen werden. Namentlich wenn der Tannhäuser gewissermaßen nur aus Versehen in den Venusberg geraten war."

Gaston atmete tief auf, eine verrückte Hoffnung regte sich ihm im Herzen. Aber das war natürlich Unsinn. Der Kleine da neben ihm hatte eine Flasche Sekt im Leibe. Da sprach er mehr als er verantworten konnte. Genau wie er selbst. Nur der ungewohnte Trunk hatte ihn doch verleitet, ein sorgfältig gehütetes Geheimnis zu verraten. Dem er's anvertraut hatte, war ein Edelmann, behielt es bei sich. Wenn nicht, war es auch egal. Von morgen fing ein neues Leben an, trinken war besser als arbeiten. Beim Arbeiten saß man allein, beim Trinken in lustiger Gesellschaft. Und man geriet nicht in den Verdacht, daß man sich hochmütig und streberisch von den Kameraden absonderte ...



In Kriegszeiten. Nach einem Gemälde von Ernst Würtenberger.

In der von Tabaksqualm erfüllten kleinen Kneipe gab es nach anfänglichem Stutzen großes Halloh. Der dicke Herr von Schnakenburg, der unverheiratete Major von Stabe, erhob seine dröhnende Stimme: „Zeichen und Wunder! Der Gerechte verirrt sich unter die Gottlosen? Was verschafft uns denn die Ehre, Herr von Foucar?"

„Die bessere Einsicht, Herr Major," versetzte Gaston. „Die Einsicht, daß es verdienstvoller ist, Siechen zu trinken, als leeres Stroh zu dreschen. Ist es gestattet, meine Herren?"

„Aber mit Vergnügen!"

Major von Schnakenburg, der mit dem Rücken zur Wand saß, tippte seinem Nachbar, dem einzigen Zivilisten in der Tafelrunde, auf die Schulter: „Sie, junger Brinckenwurff, rücken Sie mal 'ne Rotte weiter nach unten! Ich möchte den unerwarteten Rittmeister gern an meiner grünen Seite haben. Vorausgesetzt, daß er noch über den Tisch klettern kann."

„Wird sofort gemacht!"

Dem Kleinen stand der Atem still; das gab sicherlich ein Unglück. Er nahm eine Art von Bereitschaftsstellung ein, um bei einem Sturze zur Hand zu sein, aber die Befürchtung war grundlos. Herr von Foucar stieg sicher hinüber und nahm auf dem Stuhle Platz, den der lange Brinckenwurff soeben freigemacht hatte. Und ein paar Minuten später hatte er die Führung des Gespräches übernommen an dem runden Tische. Plauderte mit glänzender Laune über alles mögliche, erzählte kleine Anekdoten aus dem internen Betriebe des Generalstabes und bezauberte die ganze Gesellschaft.

Der allgemeine Aufbruch fand später als sonst statt. Hermann von Brinckenwurff ging mit den beiden Brüdern Gorski nach dem Bahnhofe zu, im Hotel zum Kronprinzen hatte er sein Fuhrwerk eingestellt.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte er, „der Mensch ist mir unsympathisch mit seinem sprunghaften Wesen. Schließlich ist er doch keine Primadonna im Regiment, die sich den Luxus gestatten darf, Launen zu haben! Wochenlang hat er uns geschnitten, mit einem Male taucht er auf, spielt den Liebenswürdigen und Geistreichen . . ."

„Entschuldige," fragte Karl von Gorski scheinbar harmlos, „wen meinst Du eigentlich?"

„Na, Euren neuen Rittmeister, diesen Baron von Foucar!"

„So so! Dazu ließe sich bemerken, geistvolle Leute haben

ein gewisses Recht, launenhaft zu sein; denn der Geist läßt sich nicht kommandieren. Etwas anderes ist es mit dem Stumpfsinn. Der ist bei seinem Besitzer immer gleichmäßig vorhanden. Man sagt nur ab und zu einmal ‚prost‘ — was keine besondere Anstrengung kostet — trinkt acht halbe Liter und fährt mit der Befriedigung, sich glänzend unterhalten zu haben, nach Hause.“

Herr von Brinckenwurff begehrte auf.

„Karlchen, wahr' Deine Zunge! Schon neulich hatte ich die Empfindung, Du legst es darauf an, Dich an mir zu scheuern.“

Der Kleine stieß einen komischen Seufzer aus.

„Da wunderst Du Dich darüber? Wo ich in Deine zukünftige Braut so unglücklich als nur irgend möglich verliebt bin? Mich tröstet nur eins: daß Du in Bäide nämlich den geliebten Topp Echtes am Abend entbehren wirst! Samt den Mikoschwitzen Deines Freundes Tonnchen, die Dir so viel Vergnügen machen. Dann mußt Du als ein gebändigter Herkules bei Deiner Omphale sitzen, die Spindel drehen und Heines Buch der Lieder deklamieren. Ich denke es mir wonnig!“

Herr von Brinckenwurff lachte.

„Entschuldige, Karlchen, daß ich Dich einen Augenblick ernst genommen habe. Aber das mit dem Herkules am Spinnrocken ist Phantasie. Oder vielmehr ganz richtig für die ersten paar Wochen. Nachher zieht man langsam die Kandare an, lebt wieder, wie es einem paßt. Im ersten Jahr mault sie. Im zweiten hat sie so einen kleinen Quarrsack in der Wiege, da begibt sie sich.“

„Sehr richtig! Und — was ich schon immer fragen wollte — gibt's Krebse bei Eurem Verlobungsdiner?“

„Selbstverständlich! Schon seit acht Tagen lasse ich in der ganzen Umgegend sammeln. Kerle wie Hummern — pro Nase gibt es mindestens ein ausgewachsenes Dutzend.“

„Dann komme ich bestimmt. Für Krebse lasse ich mein Leben. Außerdem aber —“ seine Stimme klang plötzlich scharf, „interessiert es mich immerhin, zu sehen, wie einer geborenen Gorski die Kandare angezogen wird. Das überlegst Du Dir vielleicht noch! Na, gute Nacht, Hermann, ich muß jetzt nach rechts ab.“

Er bog in eine Seitenstraße, die zu der dunklen Bahnhofsallee im rechten Winkel stand. Der Lange rief ihm nach: „Manchmal weiß man wirklich nicht, was man von Dir halten soll!“

„Beruhige Dich,“ rief er zurück, „manchmal weiß ich's auch nicht.“

Die beiden Brüder Gorski schritten der gemeinschaftlichen Wohnung zu, der ältere sagte mißbilligend: „Du wirst den Hermann Brinckenwurff so lange anulken, bis er Dir eines Tages an den Hals fährt. Diese Anzapfung eben war doch zum mindesten höchst überflüssig!“

„Vielleicht nicht so ganz! Im Gegenteil! Wenn ich so sagen darf, für mich eine Gewissensberuhigung. Neulich sagte ich, ich würde mich als Pythia frisieren. Mit 'nem Dreifuß. Morgen kaufe ich mir eine große Schere, reite nach Kalinzinnen, um — möglicherweise — einen Verlobungsfaden abzuschneiden!“

„Karlchen, Du bist verrückt!“

„Ah nein, mein Jungchen, sondern der einzig Vernünftige in der ganzen Pastete. Zwei Leutchen sind da drin, die aneinander vorbeigehen. Aus Mißverständnis. Die sollen sich aussprechen dürfen. Was sie nachher tun, ist ihre Sache. Das bin ich beiden schuldig. Ihr, weil ich mal blöd in sie verliebt war, dem anderen, weil ich vor einer Stunde ungefähr eine gewaltige Hochachtung vor ihm gekriegt habe. Fast schon Zuneigung. Und nicht zuletzt handele ich aus Familiengefühl. Es war schon einmal so ein Skandal in der Familie Gorski, vor jenen zwanzig oder mehr Jahren. Ich kenne ihn aus mangelnder Anciennität nur vom Hörensagen, aber ich kann ihn mir nachträglich vorstellen. Hinterher wird geschossen, die Leidtragende ist das arme Wurm von Frau, das sich ein paar Jahre zu früh verheiratet hat. Ehe sie den kennen lernte, der vielleicht besser zu ihr gepaßt hätte. Der nachher Hausfreund wird, weil der Herr Gemahl seine Zerstreuung in der Kneipe sucht.“

„Und Hermann von Brinckenwurff? Der uns doch als Jugendfreund nahe steht?“

Der Kleine hob die Achseln.

„Der andere steht mir näher, seit einer Stunde. Einer mit Irrtümern und Fehlern vielleicht, aber ein Edelmann! Ich habe beschlossen, mir höhere Stiefelabsätze zuzulegen, weil er mich seiner Freundschaft würdigte. Um schon äußerlich diese neue Würde zu dokumentieren. Ich werde auch neue Visitenkarten drucken lassen, wie jener, dadurch berühmt gewordene Herr Müller: ‚Ami de Beethoven‘. Das gibt immerhin ein gewisses Relief.“

„Karlchen, ich glaube, Du bist betrunken!“

„Möglich, Herr Majoratserbe, möglich. Aber was beweist das? Ich bin immer der Meinung, die genialsten Einfälle sind im Rausch zustande gekommen. Im Rausch, wo man mit beschwingter Phantasie aufs Ganze geht, statt sich an allerhand Kleinkram zu stoßen. Und jetzt lese ich auf Deinen Lippen das Wort: ‚Philosoph‘. Da irrst Du Dich. Ich bin wirklich nur betrunken. Und morgen nachmittag reite ich nach Kalinzinnen und erzähl' der Annemieze, daß sie sich fälschlicherweise geärgert hat wegen einer ausgeschlagenen Einladung. Dann kann sie hinterher immer noch tun, wozu sie Lust hat. Den einen nehmen oder den anderen.“

„Karlchen, misch Dich nicht in Dinge, die Dich nichts angehen! Neulich gabst Du mir doch selbst den Rat, den Daumen nicht in eine Türangel zu stecken!“

„Das war neulich! Inzwischen aber bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß es unmöglich das Ideal einer Ehe sein kann, wenn der Gatte allabendlich in die Stadt fährt, um dickes Bier zu trinken. Stumpfsinnig dasitzt, bis der Leutnant Uhlenburg einen Witz erzählt, und dann sagt: ‚Na prost! Sollst leben, Tonnchen.‘ Dazu ist mir unser Cousinchen zu schade.“

X.

Die Augustsonne brannte mit sengenden Strahlen vom Himmel herab, auf den Roggenfeldern stand der liebe Erntesegen schon in Hocken. Nur der Weizen war noch zu schneiden und der Hafer, aber Gott allein wußte, ob die reife Frucht noch im Frieden in die Scheuern kommen würde. Allerhand wilde Gerüchte schwirrten in der Luft, flogen von Mund zu Mund. Und das abergläubische Landvolk sah unheilkündende Zeichen. Die Kraniche zogen früher als in anderen Jahren nach dem Süden, in dem Sternbilde des Bären stand eine feurige Rute. Mit bloßem Auge war sie noch schwer zu erkennen, aber sie wuchs und wurde größer wie damals im Kriegsjahre siebzig.

Da ließen auch die Besonneneren sich hinreißen, und ein dumpfer Zorn sammelte sich allmählich in der Bevölkerung des Grenzlandes gleich einer Gewitterwolke. Was sollten diese immer neuen Beunruhigungen von rechts und links, von denen man in der Zeitung las, konnte man nicht in Frieden nebeneinander leben? Auch dem Langmütigsten lief einmal die Galle über und dann gab es Kleinholz ringsum. Aber wenn schon einmal abgerechnet werden mußte, dann bald! Damit es endlich Ruhe gab. Den ewigen Alarmzustand hielt niemand mehr aus.

Die fünfte Schwadron der Ordensburger Dragoner war auf Felddienstübung nach der Grenze zu. Patrouillen ritten im Vorgelände, brachten Meldungen von dem weitaus stärkeren Feind, der durch einen Rekognoszierungsvorstoß zu vorzeitiger Entwicklung gebracht werden sollte. Der Befehl, den der Führer erhalten hatte, war kurz und entsprach dem Ernstfalle, wie alle Uebungen, die der Oberstleutnant Harbrecht ansetzte. Fliehende Landbewohner hatten die Meldung gebracht, daß der Feind über die Dombrowker Berge im Anmarsch wäre. Rittmeister von Foucar bekam den Auftrag, seine Stärke und Zusammensetzung zu erkunden. Da traf er nach kurzer Ueberlegung seine Maßnahmen und ließ die Schwadron antraben.

Während er an der Tête ritt, fuhr es ihm durch den Sinn, daß der jüngere Leutnant Gorski ihm in der vorgestrigen Nacht eine Art von Versprechen gegeben hatte. Ein Versprechen, als er am nächsten Morgen wahrscheinlich schon wieder vergessen hatte. Nichts deutete darauf hin, daß er ihm vielleicht etwas zu sagen hatte. Gelegenheit dazu wäre reichlich genug gewesen, als die Schwadron noch auf dem Kasernenhofe hielt. Er brauchte ja nur zu sagen: ‚Herr Rittmeister, ich war gestern in Kalinzinnen, habe Grüße zu bestellen.‘ Statt dessen hatte er, wie ihm scheinen wollte, geflissentlich zur Seite gesehen, als er mit fragendem Blick sein Auge suchte. Und es war schließlich erklärlich. Der Tag hatte ein anderes Gesicht als die Nacht — in der Nacht versprach man manches, was man im hellen Tageslichte nicht halten konnte, weil sich dann die kühlen und nüchternen Erwägungen einstellten. Das wußte er selbst am besten . . .

Die Schwadron hatte den Beldahner Wald hinter sich, das Gelände wurde übersichtlicher. Im Hintergrunde standen die Dombrowker Berge, eine kahle Hügelkette, über deren Kamm die Grenze führte. Davor Oedland mit Wacholderbüschen, links in weitem Bogen eine zwanzigjährige Kiefernschonung, deren Rand von Infanterie besetzt war. Als die linke Seitenpatrouille der in Zugkolonne reitenden Schwadron auf dreihundert Schritte heran war, bekam sie Feuer. Eine Reihe blauer Uniformen tauchte auf, eine helle Kommandostimme klang klar herüber: „Auf die hinter der Patrouille anreitende Kavallerie . . . Visier achthundert Meter . . . Schnellfeuer . . .“ Leichte Wölkchen hoben sich am Waldrande, ein seltsames Knattern war vernehmbar, wie das Rasseln einer Maschine.

Gaston hob den Säbel, ließ rechtsum kehrtschwenken, bis die Schwadron hinter einer Bodenwelle in Deckung war. Der erste Halbzug saß ab, eröffnete unter Begleitung von drei Flaggen, die die beigegebene Infanterie markierten, ein heftiges Feuer, das den Feind zur weiteren Entwicklung nötigen sollte. Aus einer Schlucht zwischen zwei Hügeln in der Front quoll Kavallerie, formierte sich in der Vorbereitung zur Attacke in Linie, auf dem Berge halb rechts zeigten sich gelbe Flaggen. Zwei Batterien Artillerie stellten sie vor.

Da lachte Gaston kurz auf, es gab Gelegenheit, ein schneidiges Reiterstücklein auszuführen, das durchaus im Sinne der Uebung lag. Nicht umsonst hatte er in den vergangenen Wochen das Gelände an der Grenze durchstreift zu Rade oder im Sattel. Rechts von der Senkung, in der er hielt, führte eine breite Schlucht, die gedecktes Anreiten gestattete, in die Flanke der feindlichen Artillerie. Nur dreihundert Schritte ungefähr waren zum Schluß mit ‚Marsch, Marsch, Hurra‘ zu durchreiten in offenem Feld, um sie zu überrennen und zu vernichten. Und im Ernstfalle hätten wohl mehr da oben gestanden als zwei lumpige Batterien. Ein Schlag hätte es werden können, der den ganzen Erfolg des ersten Vorstoßes zum Scheitern brachte.

Die Meldungen über das bisher Gesehene gingen nach hinten an den dicken Major von Schnakenburg, der auf dieser Seite die Uebung „beschiedsrichterte“, wie der respektlose Leutnantsausdruck diese Tätigkeit nannte. Um die in der Front anreitende Kavallerie kümmerte sich Gaston nicht. Die machte zunächst mal einen „Luftstoß“, weil er mit seinen hundert Männerchen nämlich nicht mehr da war. Weiter hinten aber geriet sie in das Feuer der Infanterie, das freilich nur durch einige geschwenkte Flaggen markiert wurde.

Das Kommando ging durch halblaute Zurufe weiter, die Schwadron trabte an in Zugkolonne, die Schlucht war breit genug. Sie öffnete sich zu einem Hange, der zu der Bergkuppe führte. Gaston schwenkte den Säbel, ließ die Eskadron in Linie aufmarschieren, und dann klangen die Kommandos, die Trompetensignale schmetterten. „Zur Attacke Lanzen gefällt . . . Marsch, Marsch, Hurra . . .“ Wie eine Windsbraut fegte die Schwadron den sanftgeneigten Hang hinan, der Artillerie in die Flanke, mächtig erklang das Hurragebrüll aus hundert rauhen

Kehlen. Der Rittmeister von Foucar sprengte auf die Kuppe, winkte mit dem Säbel in einer Art von Siegerfreude nach dem Tal hinab, zum Zeichen, daß das verwegene Reiterstücklein gelungen war.

Von der russischen Seite des Hügels kam ein fremdartig klingendes Hornsignal, der Boden erdröhnte unter Rosseshufen. Gaston wandte den Kopf, eine Schwadron russischer Dragoner kam in Linie den Hang hinaufgesprengt, die Lanzen gefällt. Dreißig Schritte vor der Grenze hob der Führer den Säbel: „Stoi!“ Die Dragoner fielen in Trab, um in Linie zu halten. Der linke Flügelunteroffizier des ersten Zuges schien jedoch die Herrschaft über seinen Gaul verloren zu haben, jagte weiter, über die Grenze. Der preußische Infanterieunteroffizier, der die Flaggen kommandierte, ein Koloß von sechs Fuß Größe, warf sich dem Gaul entgegen und riß ihn am Zügel in die Knie, so daß der Reiter kopfüber aus dem Sattel flog.

Es war einer jener Augenblicke, in denen den Zuschauern das Blut in den Adern stillstand. Ein kleiner Funke sprang auf in einer mit Elektrizität überladenen Atmosphäre. Wenn man ihn nicht mit besonnener Hand dämpfte, konnte es unabsehbares Unheil geben.

Der Führer der Grajewoer Dragoner schrie mit zornrotem Kopfe etwas auf russisch hinüber. Gaston verstand genug, um zu wissen, daß der da drüben ungestüm und mit wenig gewählten Worten die Freigabe seines auf feindliches Gebiet geratenen Mannes forderte. Er wandte sich im Sattel, seine Stimme klang ruhig: „Oberleutnant Gusovius!“

„Herr Rittmeister?“

„Lassen Sie scharf laden!“

„Zu Befehl!“

Das war ein Bluff, seine Kerls führten nur Platzpatronen bei sich. Aber es wirkte. Der Offizier auf der anderen Seite verstummte plötzlich, als die Karabinerschlösser rasselten.

Gaston ritt hart an die Grenze und salutierte mit dem Degen.

„Herr Kamerad, ich bitte um die Mitteilung Ihrer Wünsche. Nur, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, auf deutschem Boden verstehe ich nur deutsch!“

Der Russe erwiderte den Salut und sprach mit finsterem Gesicht in dem harten Dialekt, der in den Ostseeprovinzen gesprochen wurde: „Errsuche höfflichst, meinen Unteroffizier freizugebben. Sein Gaul ist ein Durchgänger, er hatte durchaus nicht die Absicht, mit Ihnen auf eigene Faust Krieg anzufangen.“

Gaston verneigte sich leicht im Sattel.

„Das habe ich nicht einen Augenblick lang befürchtet.“ Er rief über die linke Schulter: „Unteroffizier, geben Sie den Mann wieder frei. Er ist nur aus Versehen über die Grenze geritten.“

Der baumlange Unteroffizier, der den Russen im Genick hielt, nahm die Hacken zusammen.

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“ Und mit einem gutmütigen Schubs gab er dem Gefangenen den Kragen frei: „Lauf, kleiner Russ', aber komm mir nich noch mal in die Finger! Sonst nehm ich Dich unterm Arm nach Hause und mach' Biefstick aus Dir.“

Die Ordensburger fünfte Schwadron lachte hell auf. Der Führer der Grajewoer Dragoner bekam einen roten Kopf.

„Herr Kamerad, ich bitte, Ihrem Untergebenen diese Redensarten zu untersaggen!“

„Herr Kamerad, dazu habe ich nicht die geringste Veranlassung,“ war die kühle Antwort. „Es ist ein Zeichen für die gegenwärtige Stimmung. Und jetzt wären wir wohl fertig?“

„Serr wohl! Bis auf eine Kleinigkeit. Für ein ernsteres Zusammentreffen möchte ich gerne Ihren Namen wissen. Ich heiße Freiherr von Heidedorff!“

Gaston mußte unwillkürlich lächeln.

„Mein Name ist Gaston Baron Foucar von Kerdesac.“

Der andere stutzte.

„Franzose?“

„Nein, Deutscher! Auf Wiedersehen, Herr Kamerad.“

Er salutierte und ließ seine Schwadron kehrtmachen, in Zügen den Weg zurückreiten im Schritt, den sie gekommen war. Und er lächelte noch, als er schon wieder an der Spitze seiner Truppe ritt.

Der Russe da drüben war von Herkunft ein Deutscher. Ihm selbst floß französisches Blut in den Adern, und er führte eine deutsche Schwadron. Im Ernstfalle hätte er sie auch gegen die andere Seite geführt, ohne Wimperzucken. Gegen das Land, das seine Vorfahren vor hundert Jahren noch Vaterland genannt hatten. Was war da der Name? Wie man fühlte, war alles. Und in ernsterem Erwägen sprang ihn die Frage an, weshalb wohl zwischen den Völkern der alten Welt, die doch so viel Gemeinsames hatten an Blut und Kultur, diese feindselige Spannung entstanden war. Nur, weil die Franzosen den Verlust zweier Provinzen nicht verschmerzen konnten, die sie einstmals doch selbst geraubt hatten? Oder weil das große Raufen anhub um das letzte Stück Erde, das noch zu verteilen war? Oder weil in dem ewigen Kreislauf des Geschehens nach dem verschwommenen Weltbürgertum vergangener Jahrhunderte eine Periode aufkam, voll von Egoismus? Müßig war es, darüber zu grübeln. Vielleicht lag die Lösung in einer Art von Eifersucht, welche Nation in Zukunft dazu berufen wäre, der Welt den Stempel ihres Wesens aufzudrücken. Das war ein hohes Ziel. Nur, man konnte sich vorstellen, daß es auch im Frieden zu erreichen war, ohne daß Hekatomben von Menschen hingeschlachtet wurden...

Die Schwadron trabte in der breiten Schlucht zurück, die ihr den gedeckten Anritt ermöglicht hatte. Karl von Gorski spornte seinen hochbeinigen Trakehner und lenkte ihn neben den Fuchswallach seines Schwadronschefs. Er zitterte vor Begeisterung.

„Verzeihen, Herr Rittmeister — es ist gegen alle Kleiderordnung, ich weiß es, aber ich kann mir nicht helfen, und wenn ich dafür eingesperrt werde.“ Er hob den rechten Arm, rief mit heller Stimme: „Dragoner! Unser Herr Rittmeister Baron von Foucar, unser Führer für Tod und Leben . . .“

Gaston fuhr dazwischen: „Leutnant von Gorski, sind Sie des Teufels?“ Aber der Kleine ließ sich nicht beirren und schrie weiter: „Unser Herr Rittmeister hurra, hurra, hurra!“

In den staub- und schweißbedeckten Gesichtern wurden die Augen blank, dreimal rollte der Ruf gleich krachenden Salven durch die Mittagsstille und brach sich im Widerhall an den Wänden der Talschlucht.

Gaston wollte seinem Leutnant eine energische Strafpredigt halten, aber auch die anderen Offiziere der Schwadron kamen hinzugeriten, Oberleutnant Gusovius streckte seinem Vorgesetzten in impulsiver Aufwallung die Hand entgegen.

„Nichts für ungut, Herr Rittmeister, unser Kleiner hat nur das ausgelöst, was uns allen auf der Seele lag. Es war großartig! Und wir alle sind stolz darauf, daß wir dabei waren!“

„Na also, dann besten Dank, meine Herren! Sie aber, Herr von Gorski, möchte ich bitten, Ihrem Temperament in Zukunft ein wenig den Zügel anzulegen, Selbstverständlichkeiten nicht immer gleich mit Hurra zu begrüßen.“

Der Kleine machte ein zerknirschtes Gesicht, aber der Schalk blitzte ihm aus den Augen.

„Sehr wohl, Herr Rittmeister! Sonst käme die fünfte Schwadron Dragonerregiments Graf Schmettau aus dem Hurraschreien überhaupt nicht mehr heraus!“

Vom Waldrande her kam der Offiziersruf, auf einem niedrigen Hügel hielt der Regimentskommandeur zur Kritik. Die Schwadron wurde von dem Wachtmeister weitergeführt, die Herren setzten ihre Gäule in beschleunigte Gangart, Karl von Gorski ritt neben seinem Chef.

„Herr Rittmeister, ich bitte um Entschuldigung, aber ich konnte vorhin wirklich nicht anders! Die Begeisterung hatte mich so gepackt.“

„Ist ja schon erledigt!“

„Gehorsamsten Dank! Und es scheint, ich kann heute überhaupt nicht dicht halten. Eigentlich nämlich hatte ich mir vorgenommen, auch über was anderes nicht eher zu sprechen, als bis . . .“

„Na schon raus damit! Was ist los?“

„Also ich war gestern drüben in Kalinzinnen. Ich habe Grund zu der Annahme, Herr Rittmeister werden demnächst noch mal eingeladen werden.“

Gaston fühlte, wie es ihm ganz licht und weit wurde in der Brust.

„Wahrhaftig? Na, dann schön Dank, Kleiner! Heute mittag trinken wir die beste Flasche, die im Kasinokeller liegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

L. H—n, N. bei K. Der Nachbar kann dicht an den Zaun Ihres Grundstücks herangehen und dort auch sein Holz lagern. Der Nachbar kann auch Wurzeln Ihrer Bäume und Sträucher, die auf seinem Grund und Boden sind, abschneiden und behalten. Dasselbe gilt von herüberhängenden Zweigen, wenn der Nachbar dem Besitzer eine angegebene Frist zur Beseitigung bestimmt hat und die Beseitigung innerhalb der Frist nicht erfolgte. Früchte, die von einem Baum oder einem Strauch auf ein Nachbargrundstück hinüberfallen, gelten als Früchte dieses Grundstücks. Wenn die Maßnahmen des Nachbarn zu keinem andern Zweck geschehen, als um Sie zu ärgern, so schützt § 226 des B. G.-B., der bestimmt: „Die Ausübung eines Rechts ist unzulässig, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem andern Schaden zuzufügen."

Geschäftliche Mitteilungen.

Das **Preisverzeichnis pro 1914** der Kodak, Ges. m. b. H., Berlin, Markgrafenstraße 76, reichhaltig und interessant illustriert, ist erschienen und wird Interessenten auf Verlangen gratis zugesandt.

In **Herrenstoffen, Damenstoffen** und Baumwollwaren führt die Tuchausstellung Wimpfheimer u. Cie., Augsburg-22, stets entzückende Neuheiten. Musterauswahl versendet die Firma völlig kostenlos.

Dialon verhindert die unangenehmen Folgen der Schweißabsonderung und [illegible] Wundwerden, ermöglicht das gesunde Funktionieren der Poren, vollendet das Wohlbefinden nach dem Rasieren, Baden und Abreiben usw. In Apotheken erhältlich. Man achte genau auf den gesetzlich geschützten Namen Dialon.

„Maizena" enthält das zur Kräftigung allgemein bekannte Maismehl in höchster Vollkommenheit. Die Firma Corn Products Co., Hamburg 15, Abteilung 3, versendet auf Wunsch kostenlos ein illustriertes Kochbuch, das viele vorzügliche Rezepte und praktische Ratschläge für die Küche enthält.



Dr. Hentschel's Wikö-Apparat

D. R. G. M. beseitigt schnell u. sicher alle Hautunreinheiten, wie Mitesser, Pickel, Pusteln, fleckige Haut, Hautgries, blassen, grauen Teint, ferner Runzeln, Falten, Krähenfüsse, Doppelkinn. Die Haut wird zart u. sammetweich, der Teint rein, blütenweiss u. von schimmernder Durchsichtigkeit. Hohle Wangen, magere Körperteile erhalten Fülle, Form u. Festigkeit. Alle Unreinheiten des Blutes u. der Haut werden **durch starken atmosphärisch. Druck** herausgesaugt. *Diese neue Methode spornt die Hautgefässe zu neuer Tätigkeit an, erhöht die Blut- und Säftezirkulation und verhindert das Ergrauen und Altern der Haut, so dass ein müde und alt erscheinendes Gesicht durch Dr. Hentschel's Wikö-Apparat unbedingt wieder frisch, voll und jugendlich aussehen muss.* Einf. Ausstattung M. 2.50, Porto 20 Pf. extra; Nachn. M. 3.—. Eleg. Ausstattung M. 4.—, Porto 20 Pf. extra; Nachn. M. 4.50. Einmalige Ausgabe. Absolut unschädlich.
Wikö-Werke Dr. Hentschel, Hamburg L. 33, Merkurstrasse 38.

KAYSER

Nähmaschinen. Billige Versenktisch-Nähmaschine Schnellnäher Kayserfabrik A.-G. Schutzmarke und Namen zu beachten — ist wichtig — Kaiserslautern.

Herz
SPECIAL-STIEFEL FÜR HERREN u. DAMEN zu 16.50



HERZ SPECIAL auf der Sohle erkenntlich

Einmal erprobt, immer verlangt
Für Feinschmecker:
Lobeck's
CHOCOLADE CACAO DESSERT
Firma gegr. 1838 — Marke: Dreiring
Hofl. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Neu! Bruchleidende Neu!



Wohltat und Hilfe. Auf Heilung hinwirk. Viele Dankschr. Aufklärende Broschüre L geg. 30 Pf. in Marken d. **Schievekamp's Bandagen - Versandhaus,** Düsseldorf 63, Wilhelmplatz 10, I. Etg., direkt gegenüb. d. Hauptbahnhof, und Duisburg 63, Königstraße 38.

Versandstelle vergebe nach jedem Ort. Off. „Existenz" Breslau 8.

Reiſegeſchenke. Neuheiten, in großer Auswahl
Albert Roſenhain
Berlin S.W. 19
Leipzigerſtr. 72–74

UNTERRICHT

Technikum STERNBERG 3 Mecklb. Maschinenbau, Hoch- u. Tiefbau Elektrotechnik Tonindustrie

Technikum Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. **Hainichen i. Sa.** Lehrfabr. Prog. fr.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor Holzt.
Höheres techn. Institut f. Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
El. u. Maschinen-Laboratorien. Lehrfabrikwerkstätten.
Aelteste u. besuchteste Anstalt.
Progr. etc. gratis v. Sekretariat.

Grossherzogl. Baugewerk- und Maschinenbauschule
Technikum Varel i. Old.
Programm und Auskunft kostenlos.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Methode Rustin
Selbstunterrichtswerke
Wiss. gebild. Mann, Geb. Kaufmann, Bankbeamt., Oberrealschule, Gymnasium, Realgymn., Abiturient.-Exam., Lyzeum, Oberlyz., Konservatorium, Handelsschule, Mittelschullehr., Einjährig-Freiwillig., Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand. **5 Direkt., 22 Prof. als Mitarb. Briefl. Fernunterricht.** Glänz. Erfolge. **Dankschreiben über bestandene Prüfungen gratis.** Ansichtssendung ohne Kaufzwang. **Kleine Teilzahlungen.**
Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 15

Vermindern Sie Ihr Fett mit der neuen harmlosen Entfettungsmethode!

Neues kombiniertes Verfahren für Fettrückbildung!



Die meisten Damen (und auch Herren) der besten Gesellschaftskreise kennen bereits das Geheimnis, die Fettansetzung zu bekämpfen ohne schädliche Drogen, ohne Hungerdiät und ohne Körperübungen. Zweifellos haben Sie vor einiger Zeit auch gelesen von jener berühmten italienischen Schauspielerin, die von Berlin nach Rom zurückkehrte. Als sie Italien verliess, war sie etwas korpulent, nun, sagen wir ruhig, „fett" geworden, so sehr sogar, dass sie nicht gut mehr in jugendlichen Rollen auftreten konnte.

Aber bei ihrer Rückkehr waren ihre Freunde erstaunt über ihre wundervolle schlanke Figur und drängten sie, sich darüber zu erklären; doch sie machte Ausflüchte und sagte nur, es wäre „sehr einfach". Natürlich, berühmte Persönlichkeiten wünschen nicht, dass ihr Name in Verbindung mit einer solchen Kur genannt wird.

Aber es braucht Ihnen nicht leid zu tun, dass diese neue Methode nicht bekanntgegeben wurde, denn wir sind im Besitze des Geheimnisses.

Diese Methode ist nicht nur zur Verminderung des Fettes am ganzen Körper geeignet, sondern auch für bestimmte Körperteile allein, z. B. Doppelkinn, starke Hüften, fetter Hals oder Schultern, dicker Bauch, fette Hände usw. Da gibt es keine schlechten Nachwirkungen. Alle Unannehmlichkeiten der Diätkuren, wie Enthaltung gewisser Speisen usw., sind ausgeschlossen, ebenso wie Turnübungen usw. Es ist tatsächlich kein System verbunden mit Schwitzen, Hungern, Laufen, Massieren, Bandagen oder Pillen. Mitglieder der besseren Gesellschaftsklassen würden nie eine Entfettungskur machen, die Arbeit erfordert, noch mehr aber verlangen sie, dass alles dabei harmlos ist. Niemals würden sie etwas anwenden, das der Gesundheit schaden könnte. Es muss das Angenehmste und Bekömmlichste sein, und das ist diese neue Methode. Nun haben wir von diesen Entfettungskuren eine kleine Anzahl Proben zum Versand bereit, die wir ganz umsonst abgeben wollen.

Wir haben gefunden, dass die beste Reklame auf der ganzen Welt die Empfehlung von Mund zu Mund ist. Was eine Freundin der anderen zuflüstert, ist die wirksamste Methode, ein solides Geschäft für einen Artikel aufzubauen, der wirkliche, wertvolle Vorzüge besitzt.

Unsere kombinierte Entfettungsmethode mit Reaktol eignet sich für Männer und Frauen und für jedes Alter und kann ganz im geheimen angewandt werden, im Hause, bei Besuchen oder auf der Reise.

Da diese Notiz wohl von viel mehr Personen gelesen wird, die wünschen werden, eine Gratisprobe Reaktol zu erhalten, als wir zur Verfügung haben, so raten wir Ihnen, schnell zu handeln. Wir verlangen keinerlei Versprechen von Ihnen. Alles, was wir suchen, ist persönliche Empfehlung unserer immer von neuem wieder bewährten Reaktolkur unter Freunden auf Grund Ihrer Ueberzeugung.

Wir bitten Sie, sich zu beeilen, versuchen Sie möglichst noch heute, uns Ihre genaue Adresse zukommen zu lassen, damit Sie nicht enttäuscht sind, wenn die Gratisproben Reaktol vergriffen sein sollten.

Was Sie auch immer versucht haben mögen, diese Methode kennen Sie sicher noch nicht, sonst würden Sie keiner Entfettungskur mehr benötigen.

Reaktol-Versand, Berlin SO 83, Abt. 67.



Ruderboote gebrauchsfertig M 95 Prosp. J gratis. Havelwerk, Fürstenberg i. M.

Dr. Emmerichs Sanatorium, Baden-Baden, für Nervenkranke u. Entziehungskuren, (Morphium, Alkohol etc.) Prospekt frei. **Dr. A. Meyer,** dirigierender Arzt.

Sanatorium f. Kosmetik, Haut- und Haarleiden Park gg. Palmengarten. Ausf. Prosp. frei **Leipzig. San.-Rat Dr. Ihle.**

Neu-Globsow (b. Fürstenberg i. Mecklenburg) **Haus Brandenburg.** Vorn. Pensionshaus unweit Stechlinsee. Pension 5—7 Mark. Neu eröffnet.

YOC-Rasier-Apparat



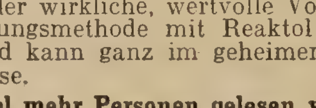
Der Triumph der Technik! Ist keine Nachahmung, sondern eine **Vereinfachung** u. Verbesserung aller bisherigen Systeme! **Beim Reinigen des Apparates** kein Auseinandernehmen mehr nötig. Einmaliges Einstellen für jede Bartstärke. Schmalste 2schneidige Klinge aus Ia Sheffield-Stahl **mit 2 Griffen auswechselbar, ohne den Apparat auseinanderzunehmen.** Nicht die gebogene, sondern die bei jeder **Einstellung gleich stark gespannte Klinge** ermöglicht ein sicheres wie angenehmes Rasieren. **Ueber 50.000 Apparate in 18 Monaten in England verkauft.** Preis inkl. 10 Klingen M 20.— Ersatzklingen pro Paket M 3.25
The YOC Company G. m. b. H., Hamburg 36 Verlangen Sie bitte unseren Katalog

Schluss der Inseraten-Annahme 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs

Bis zu 200 Mark pro Woche
können Sie verdienen, ganz gleich, wer Sie sind und wo Sie sind und evt. Ihr Einkommen verdoppeln und verdreifachen, wenn Sie sich einen
„Mandel"-Postkarten-Apparat



anschaffen. Auf Grund eines neuen wissenschaftlichen Verfahrens können Sie mit diesem wunderbaren Apparat **innerhalb einer Minute**
Bilder direkt auf Postkarten
ohne Platten, Films oder Dunkelkammer
herstellen. Der Apparat ist ein komplettes, tragbares Photographenatelier. Nur wenig Geld und keine Erfahrung erforderlich. Verlangen Sie sofort kostenlose ausführliche Auskunft von **The Chicago Ferrotype Co.** Generalvertreter: Jacob Mandel, Bieberhaus 600, Hamburg.



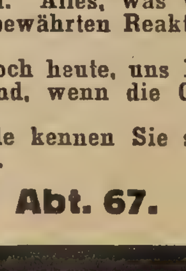
Bedeutende Vorteile durch Bezug von der Germania-Kinderwagen-Industrie Fr. Barmeier, Bielefeld Nr. 23 Man verl. Katalog.

Dresden
Guthmann's
Cosmos-Seife
ist die beste für den Teint Stück 25 Pfg.

Briefmarken ca. 20000 versch. viele Gelegenheitskäufe z. Ausw. **A. Rasch,** Hamburg, Gr. Bleichen 73/77.

100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Persien, Kreta, Siam, Sudan etc. — alle versch. — Garant. echt — **Nur 2 M.** Preisl. gratis. **E. Hayn,** Naumburg (Saale) 11

Gummiwaren.
Birkholz & Pehlemann, Stuttgart 24.



Kalasiris
Patente aller Kulturstaaten. — Zahlreiche Auszeichnungen.
Idealer Korsett-Ersatz
mit allen Vorteilen, aber ohne die Nachteile des bestsitzenden Pariser Korsetts. Unübertroffene Leibbinde für Kranke aller Art. Spezial-Fassons für junge Frauen, Kinder und Backfische. Kalasiris-Büstenhalter, Kalasiris-Wäsche nach neuen hygienischen Grundsätzen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. — Jedes echte Exemplar trägt den Stempel „Kalasiris". — Auskunft und illustrierte Broschüre kostenlos durch die Fabriken: **Kalasiris G. m. b. H., Köln 57,** und **Kalasiris G. m. b. H., Wien I, Kohlmarkt 4—57.**

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ar — au — bi — bo — bu — de — de — e — fri — ge — gens — gi — in — kan — lat — le — ma — men — mis — na — nil — no — nu — re — re — rit — ro — sau — ta — tar — ti — ti — tik — tra — tüff — va

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine neue Pflegestätte der deutschen Wissenschaft nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Widerlegung einer unrichtigen Nachricht. 2. Biblische Figur. 3. Japanischen General. 4. Feines Gewürz. 5. Chemisches Prüfungsmittel. 6. Ausdruck aus dem Grundbuchsrecht. 7. Begriff aus der Wechselkunde. 8. Einen klassischen Heuchler. 9. Bestandteil des Auges. 10. Zweigwissenschaft der Archäologie. 11. Braten. 12. Sprengstoff.

Gleichungs-Rätsel.

(a—b) + (c—d) + (e—f) = x

a=Körperteil; b=Säugetier; c=Musterbild; d=Stadt der engl. Grafschaft Kent; e=Stadt in Deutschland; f=Monat. x=Stadt in Oesterreich.

Rösselsprung.

Von Alfred Ewert.

		ge-	am	ein	gel	ken	deln		
	in	nend	blik-	den-	dort	stil-	glanz	nacht-	
	de in-	nacht	mein	hü-	wie	tend	bet	wan-	
die	muß	ken	wei-	em-	le-	der	les	flech-	ge-
im	rohr	ßes	manch-	blick	sei-	schilf-	sche	hol-	des
si-	ge-	tic-	ne	nau	por	sich	mon-	dem	hir-
sen	risch	ein	flü-	mal	lied	re-	kranz	weilt	des
das	gel	blei-	me-	schil-	see-	sen	sen-	gungs-	teich
	mir	des	regt	sen	die	auf	ste	nen	
	sich	träu-	chen	le	fes	ken	lo-	dem	
		geht	in	durch	ro-	tief-	grü-		

Viersilbige Charade.

Die beiden letzten steh'n als Zier
Wir stehen in den ersten zwei,
Aus ihnen weicht schwer eins bis vier,
Ob's Kälte oder Hitze sei.

Kapsel-Rätsel.

Fische sind es, die im Meere leben;
Schwimmt ein Fisch aus ihnen schnell heraus,
Hat sie oft ein Zeichen schon gegeben,
Das gerufen mich in meinem Haus.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Vereinigung von Serbien und Montenegro.

1. Veto. 2. Exequatur. 3. Riesling. 4. Empire. 5. Jon. 6. Narkose. 7. Inkarnat. 8. Graubündten. 9. Unisono. 10. Nizam. 11. Grindelwald. 12. Verworn. 13. Omaruru. 14. Nauen. 15. Sobranje. 16. Efendi. 17. Ruodlieb.

Rebus:

Fülle des Herzens ist der Sonnenschein des Lebens.

Ein kleiner Scherz: Sekunde.

Romantisch und real: Rattenfänger.



Die Mobilmachung in Berlin: Einrückende Reservisten.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 33

16. August 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Drauf!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Der Eroberer von Lüttich,
General v. Emmich,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Möhlen.

Die ersten Erfolge der deutschen Waffen.

Schneller, als man geglaubt hatte, sind in diesem Kriege Nachrichten von deutschen Waffentaten gekommen, die die Bedeutung ernsthafter und schwerwiegender Erfolge haben. Zuerst gab es natürlich kleine Vorposten- und Patrouillengefechte, die ohne große Bedeutung waren, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Erkenntnis des Aufmarsches der Feinde. An der russischen Grenze zeigte sich dabei, daß die Kosaken, die schon in größeren Massen auftraten, vor dem ruhigen Schießen unserer Infanterie schnell Reißaus nahmen. Die russische Grenzstadt Kalisch, ein wichtiger Eisenbahnpunkt Polens, wurde besetzt, inzwischen dürften unsere Truppen im Verein mit den österreichischen Korps an allen Stellen tiefer in Feindesland marschiert sein. Schon am fünften Tage nach der Mobilmachung wurde Lüttich, die starke belgische Festung, gestürmt, und zwar, wie man jetzt erfährt, von einer Truppe, die der belgischen Streitkraft an Zahl weit unterlegen war. Nach der amtlichen Bekanntmachung hat ein Zeppelin viel zum deutschen Erfolg beigetragen. Wahrscheinlich haben die Bomben, die der brave Unteroffizier so geschickt aus der Zeppelingondel warf und die fast alle zündeten, den tiefsten Eindruck auf die Bewohner und Soldaten von Lüttich gemacht und so die „Lust" zur Ergebung verstärkt. Bald nach Lüttichs Fall kam die Nachricht, daß der Dampfer „Königin Luise", sonst ein harmloses Passagier-Dampfboot, als Minenleger in die Themsemündung gefahren sei und dort Minen ausgelegt habe. Leider sank der Dampfer unter den Schüssen der englischen Flotte, doch hat Deutschland die Genugtuung, daß der englische Kreuzer „Amphion" auf eine Mine auffuhr und vernichtet wurde. Und zu der Zeit, da unsere Zeitschrift in Druck geht, jubelt jeder Deutsche über den Sieg bei Mülhausen, bei dem eine starke Formation der Franzosen unter großen Verlusten der deutschen Macht weichen mußte. Die Feinde hatten ein ganzes Armeekorps von Belfort aus in das Elsaß vorgeschoben.



Generalmajor v. Bülow †,
der in den ersten Kämpfen fiel.
Phot. Heino Fricke.



Karte des belgischen Kriegsschauplatzes.



Der deutsche Dampfer „Königin Luise",
der an der Themsemündung Minen legte und dadurch den Untergang des englischen Kreuzers „Amphion" verursachte.



Zeichnung von Edmund Fürst.

Weltensturm

Nun rast aus Westen und aus Osten
auf uns der grimme Sturm heran!
Der wird viel Blut und Tränen kosten,
der streckt uns manchen guten Mann —
Wir Deutschen aber, eng verbunden,
wie nie zuvor, zieh'n in den Strauß,
und warten unser Tod und Wunden —
Schwerter heraus!

Das ist das erste frohe Grauen,
das unser glühend Herz durchbebt,
so einig und so groß zu schauen
das Volk, das brausend sich erhebt!
Wir ahnen fromm den ew'gen Willen,
der diesen Weltensturm beschwor,
und beugen ihm das Haupt im Stillen —
Herzen empor!

Doch dann die Stirn gradaus im Grimme!
Da vorne steht, der uns bedroht!
Den frechen Gegner auf die Kimme!
Wir schleudern Wut, wir säen Tod.
Mit Schützenfeuer ihn bespien,
fällt, Reiter, ihn mit Roßgeschnaub,
kartätscht ihn nieder, Batterien —
Feind in den Staub!

Walter Bloem

Der Dichter zieht als Hauptmann und Kompagniechef
eines Grenadierregiments ins Feld.



In Berlin verhaftete Russen auf dem Wege zum Polizeirevier.
Phot. Presse-Centrale.



Einstellung von Frauen als Straßenbahnschaffner in Berlin.

Während aus dem Ausland vielfach Meldungen kommen, die erkennen lassen, daß die ungeheure Umwälzung, die ein Krieg im Leben der Völker hervorbringt, zu Ausbrüchen blinder Verängstigung geführt habe, zeichnen sich die breiten Schichten in deutschen Landen durch vorbildliche Ruhe, Gefaßtheit und Festigkeit aus. In das Straßenleben bringen die feldgrauen Uniformen einen neuen Ton und ein freudiger Marschrhythmus schwingt überall mit, aber die wunderbare Disziplin unseres öffentlichen Lebens sorgt dafür, daß die hohen Wogen patriotischer Erregung nirgends die Ordnung ernstlich gefährden. Auch in der Weltstadt Berlin, in deren Hauptstraßen sich Millionen drängen, zeigt sich eine erhebende Harmonie des öffentlichen Empfindens, aus der das sichere Vertrauen auf den Sieg der guten und gerechten Sache spricht. Wenn eine gute Botschaft kommt, wie zum Beispiel die wundersame Kunde von der Erstürmung Lüttichs, geht es durch die Massen wie ein elektrischer Schlag. Mit leidenschaftlichem Interesse, mit stürmischer Begeisterung begleiten sie alle, Männer und Frauen, und allen voran die Jugend, die Waffentaten unserer Truppen. Aber daneben geht die Arbeit des Tags ihren ruhigen, notwendigen Gang. Wo es not tut, springen dabei die Frauen ein, vor allem im Dienst des Verkehrswesens.



Ein täglich mit Spannung erwarteter Augenblick: das Erscheinen der „B. Z. am Mittag“.



Der einquartierte Landwehrmann: „Wir werden die Kerle schon dreschen, Frau Müller.“



Mobilisierung in Wien: Abfahrende Truppen.
Phot. Seebald.



Attacke der 7. Kürassiere bei Mars-la-Tour.
Nach einem Gemälde von H. Ungewitter. Veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Deutsche Siege im August 1870

Zum Andenken an die ruhmreichen Kämpfe am 14., 16. und 18. August

Nach den Aufmarschschlachten von Spicheren und Wörth, die den deutschen Heersäulen den Weg ins Innere Frankreichs eröffneten, gab Moltke den Befehl zum Vormarsch an die Mosel. Bazaines Plan war, eine Schlacht an der Mosel zu vermeiden und über Metz nach Verdun zurückzugehen. Aber er tat wenig, um diesen rettenden Entschluß schnell und tatkräftig durchzuführen, so daß die Spitze des deutschen Aufmarschs noch starke Teile der Armee Bazaines östlich von Metz vorfand. Die genialen Anordnungen Moltkes und die unvergleichlichen Heldentaten der deutschen Truppen taten das übrige, um den französischen Rückzug unmöglich zu machen. Bei Colombey-Nouilly (14. August) hielten sich die deutschen Truppen unter schweren Opfern auf ungünstigem Gelände gegen eine starke feindliche Uebermacht. Am 16. August zeigte Konstantin v. Alvensleben erneut seinen Feldherrnblick. Er nahm mit seinen Brandenburgern zunächst ganz allein den Kampf mit der Hauptmacht Bazaines auf und verhinderte so deren Abmarsch. Das war die Schlacht von Vionville und Mars-la-Tour, die vor allem durch den Todesritt der Brigaden Wedell und Bredow berühmt geworden ist. Der Endkampf am 18. August, die Schlacht bei Gravelotte und St. Privat, vollendete den Erfolg. 180.000 Franzosen flüchteten nach Metz, das sofort von 150.000 Deutschen eingeschlossen wurde, während die Hauptmacht ihren Vormarsch fortsetzte, der vierzehn Tage später zu dem großen und entscheidenden Sieg von Sedan führte.



Die 53er bei Colombey.
Teil aus dem Gemälde von E. Hünten. Veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Wir bitten unsere Leser

um Zusendung von Photographien, Zeichnungen und interessanten Briefen, die sie von ihren im Felde stehenden Angehörigen erhalten. Natürlich erfolgt die Veröffentlichung erst dann, wenn wir die Genehmigung der Militärbehörde dazu erhalten haben



Aus dem eroberten Lüttich: Der Theaterplatz.



Abschied der Berliner von den ausrückenden Truppen.

Im Russenlager in Döberitz.

Gleich nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten hat man sämtliche in Berlin weilende Russen polizeilich festgesetzt und sich über ihre persönlichen Verhältnisse informiert. Dabei stellte sich heraus, daß mehrere Tausend militärpflichtiger Russen in Deutschland wohnten. Von den in Berlin angetroffenen Russen hat man die militärpflichtigen in einem großen Lager interniert. Das Barackenlager des Truppenübungsplatzes hat einen Teil der großen Barackenstadt für diesen Zweck hergeben müssen. In den Baracken, in denen sonst die preußische Garde während der großen Uebungen untergebracht ist, wohnt nun die russische Gesellschaft, etwa 2000 Personen. Die Russen haben innerhalb des abgegrenzten Terrains vollkommene Bewegungsfreiheit, sie werden mit militärischer Kost versorgt, dürfen sich in der Kantine Lebens- und Genußmittel zur Verbesserung der Lebensführung kaufen und haben sogar die Erlaubnis, täglich abends von 6 bis 7 Uhr Besuche ihrer Freunde und Angehörigen zu empfangen. Allerdings muß in dieser Besuchsstunde Deutsch gesprochen werden. Eine recht gemischte Gesellschaft ist in Döberitz versammelt. Ein russischer Fürst, ein Generalgouverneur, ein Adelsmarschall, Künstler, Schriftsteller, viele Studenten und Kaufleute, polnische Handelsmänner sind dort vertreten. Sie alle sind voll Lob über die Behandlung, und man darf wohl sagen, daß die sie dort bewachende deutsche Armee unter ihnen mehr Freunde hat als die russische, der anzugehören bei den meisten gar keine besondere Lust und Begeisterung besteht.



In Berlin festgenommene Russen im Barackenlager in Döberitz.



Wellblechbaracke in Döberitz mit den in Berlin festgenommenen Russen.
Phot. Photothek.

Aus dem Skizzenbuch unseres Zeichners



Vor einem Berliner Standesamt: Beglückwünschung nach der Nottrauung. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Mit Karabiner bewaffneter Schutzmann.



Das ausgehobene Droschkenpferd. „Adjöh, Lotte!“



Freiwillige Brückenwache.

Die mit der allgemeinen Mobilmachung verfügte Aufhebung des Aufgebotzwanges hat den Standesämtern von Groß-Berlin viel Arbeit gebracht, da zahllose Einberufene die Gelegenheit benutzten, durch das rasche Verfahren der Nottrauung die Ehe zu schließen. Die amtshandelnden Standesbeamten ähnelten in diesen Tagen ein wenig jenen amerikanischen Priestern und Friedensrichtern, deren Schnellheiratsverfahren sprichwörtlich geworden ist. Von dem rasenden Tempo, das wir in dieser Zeit bei unseren Militärbehörden bewunderten, war auch etwas auf die Zivilbeamten übergegangen, die in einzelnen Berliner Standesämtern wahre Rekorde an Eheschließungen erzielten. Wie populär die Neueinführung der Nottrauung geworden ist, konnte man vor den Berliner Standesämtern beobachten, wo sich eine Menge von Zuschauern angesammelt hatte, die jedes der neuen Ehepaare mit stürmischen Hurrarufen beglückwünschte. — Berlin stand in diesen Tagen im Zeichen der Organisation, einer peinlich genau berechneten, bis in die kleinste Einzelheit vorbedachten Organisation, die förmlich automatisch auch auf jene Kreise übergriff, die irgendeinen Liebesdienst improvisiert hatten. So klappte die Verteilung der Liebesgaben an die eingezogenen Mannschaften als ob sie Monate hindurch geprobt worden wäre, es gab keinen Bahnhof, auf dem nicht Brötchen und Kaffee verteilt wurden und keinen Mann, der abreiste, ohne eine kleine Erfrischung bekommen zu haben. In den Straßen, durch die das Militär ausrückte, sah man häufig Damen, die Zigarren und Streichhölzer in kleine Päckchen gebunden hatten und ihre Gaben mit einer Umsicht und Schnelligkeit verteilten, als ob sie sich niemals mit etwas anderem beschäftigt hätten . . . Den gleichen Eindruck einer imponierenden Organisation machte der rasch von Freiwilligen durchgeführte Brückenschutz. Wie aus der Erde gestampft standen mit einem Male die durch Armbinden kenntlichen Schützen mit ihrer Büchse Posten, ohne daß man sich erklären konnte, woher sie alle so plötzlich gekommen waren.



Ueberreichung von Liebesgaben an die ins Feld ziehenden Truppen
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

DIE GROSSSTADT IN KRIEGSZEITEN

Der Krieg erfordert nicht nur eine Mobilmachung an den Grenzen, sondern es sind auch alle Kräfte in Bewegung zu setzen, die in der Umwälzung aller Dinge die dringendsten Arbeiten des Alltags auf sich nehmen. Mit freudiger Genugtuung kann man feststellen, daß die innige Hingabe an das große Vaterland, die unsere Truppen begeistert, auch die in ihrem Schutz zurückgebliebenen Volkskreise erfüllt. Das zeigt sich an der Bereitwilligkeit, mit der alle Schichten des Volkes ihre Kräfte in den Dienst des Ganzen stellen. Der großen Summe von Leid und Not, die ein Krieg im Gefolge hat, stellt sich eine tätige und opferfreudige Wehr entgegen. Neben den Frauen ist es vor allem die noch nicht kriegsfähige Jugend, die überall, wo ihr Eifer und ihre Begeisterung Nutzen stiften können, freudig zugreift. Tausende von Schülern und Studenten haben sich ohne Zögern zur Verfügung gestellt, als Hilfskräfte zur Bergung der bedrohten Ernte aufgerufen wurden. Freilich sollten diese freiwilligen Kräfte nur dann herangezogen werden, wenn es an bezahlten Arbeitern fehlt, da sonst ein sozialer Schaden entstünde. Auch zur Unterstützung der Briefbestellung und zu ähnlichen Zwecken wird man die Jugend heranziehen, soweit sie nicht auch während des Schlachtendonners sich damit bescheiden muß, fleißig ihr Schulpensum zu erledigen.



Die Großstadt in Kriegszeiten: Pfadfinder als Briefträger.
Phot. A. Grohs.



Gymnasiast als Briefträger.
Phot. A. Grohs.



Mobilisierung in Berlin: Vater zieht in den Krieg!



Andrang von Freiwilligen für das Rote Kreuz vor dem Büro im Reichstagsgebäude.
Phot. Illustrations-Photo-Verlag.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - -

Sturmzeichen

Roman von Richard Skowronnek



Unser Roman „Sturmzeichen“ hat eine ungeheure Aktualität bekommen. Fast über Nacht ist Skowronneks Roman zu einer überraschenden Voraussage der großen Ereignisse geworden, vor die jetzt die deutsche Nation, ihr Höchstes verteidigend, sich gestellt sieht. Wir geben im folgenden den wesentlichen Inhalt des bisher gedruckten Teiles zusammenfassend wieder.



Inhalt der bis jetzt erschienenen Kapitel

Am Balkan haben sich die Kriegswolken entladen, Rußland macht gegen Oesterreich mobil, und jede Stunde kann für das gemeinsam mit dem Bundesgenossen bedrohte Deutschland die eiserne Notwendigkeit bringen. Im Großen Generalstab am Königsplatz zu Berlin wird Tag und Nacht fieberhaft gearbeitet. Nur eines letzten Winkes bedarf es, um den Riesenstrom der deutschen Armee nach Osten und Westen sich ergießen zu lassen. Viele Wochen lang hat, wie alle seine Kameraden, der Hauptmann im Generalstab Gaston von Foucar die äußerste Energie betätigt. Jetzt winkt ihm ein Kommando zur Front, und die Erwartung füllt seine Brust mit unbändigem Glücksgefühl. Er soll als Rittmeister zu dem Dragoner-Regiment, das in einer ostpreußischen Stadt in Garnison steht. Aber bevor er Berlin verläßt, wird er in einen Konflikt hineingezogen, der seine ganze Zukunft gefährdet. An einem Renntag lernt er Frau Josepha Rheinthaler kennen, eine ehemalige Bühnenschönheit, die Gattin eines zynischen Sportmanns und Grubenbesitzers, deren Reiz ihn trotz seines Widerstrebens lockt. In einer Aufwallung, die nicht nur Taumel der Sinne ist, gelobt er ihr, sie aus der Ehe, in der sie lebt, zu befreien, sie zu heiraten; und die Frau, die mit der Neigung des Offiziers zuerst nur gespielt hat, verpflichtet ihn drängend auf seinen Mannesschwur. Zu spät erwacht er, zu spät sieht er, daß ein bißchen Mitleid und ein plötzliches Begehren ihn fortgerissen haben. Von schwerem Gewissenskampf erschüttert, fährt er in seine neue Garnison. Das freudige, emsige Treiben im ostpreußischen Lande und der Anblick der zur Ernte reifen Fluren geben ihm die Zuversicht wieder. In der Bahn begegnet er dem ostpreußischen Reichstagsabgeordneten von Gorski und dessen Tochter Annemarie, deren natürliche Anmut und Heiterkeit ihm wohltun. Doch er erfährt, daß sie mit Rittergutsbesitzer Hermann von Brinckenwurff so gut wie verlobt ist; und das dunkle Bild dessen, was geschehen ist, weicht nicht mehr von ihm. Ein Brief, den Ursula, die alte, ihrer Herrin fanatisch ergebene Dienerin Josephas, an ihn schreibt, benachrichtigt ihn von dem jähen Tode Rheinthalers. Ein Herr von Wodersen, der Foucars Beziehungen zu Josepha mit dem Argwohn hemmungsloser Eifersucht verfolgt hat, hat sich vor der Villa Rheinthaler erschossen. Josepha erbt das ganze Vermögen ihres Mannes. Angeekelt bittet Foucar sie in einem knappen Schreiben, ihn seines Wortes zu entbinden. Dann versenkt er sich wieder in seine militärischen Aufgaben, die ihn ganz in Beschlag nehmen. Das Offizierkorps, zu dem auch zwei Vettern Annemaries, die beiden Leutnants von Gorski, gehören, hat vor dem neuen Schwadronsführer großen Respekt, aber seine verschlossene Natur hindert zunächst eine herzlichere Annäherung. Foucar haust einsam in seiner Wohnung. Sonderbare Vorfälle machen ihn stutzig. Er empfängt russisch und deutsch adressierte Briefumschläge aus Warschau mit zerfetztem Zeitungspapier als Inhalt. Der Schankwirt Burdenko, der ihn russisch lehrt, ein unsicherer Kantonist, vermag ihm die Sache nicht zu erklären. Aus einem Garten, der seiner Wohnung gegenüberliegt, wird er beobachtet. Annemarie und ihren Vater hat er in seiner Verbitterung nicht mehr aufgesucht. Erst ein Gespräch mit Karl von Gorski, dem einen der Brüder, schafft ihm Erleichterung. Mit Wärme tritt der kleine Leutnant hinfort für ihn ein. Ein Grenzzwischenfall, bei dem Foucar besondere Kühnheit und Umsicht zeigt, gewinnt ihm allgemeine stürmische Sympathien. Bei einer Felddienstübung dicht an der Grenze reitet seine Schwadron eine Attacke, den Abhang einer kahlen Hügelkette hinauf, über deren Kamm die Grenze führt. Von der anderen Seite sprengt eine Schwadron russischer Dragoner an. Der linke Flügelunteroffizier der Russen, der die Herrschaft über seinen Gaul verloren hat, jagt weiter auf deutsches Gebiet und wird von einem deutschen Unteroffizier, der dem Pferd in die Zügel fällt, zu Boden geworfen. Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem russischen Rittmeister, einem Balten, gibt Foucar den Befehl, den Gefangenen freizulassen. Die deutschen Offiziere bringen Foucar eine Ovation dar. Der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Harbrecht, versammelt sie zur Kritik.

*

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

*

15. Fortsetzung.

Der Oberstleutnant Harbrecht hielt mit dem Major vom Stabe, seinem Adjutanten und einem Hauptmann von der Infanterie auf der Hügelkuppe. Die vom Uebungsfeld heransprengenden Offiziere rangierten sich im Kreise. Gaston trieb seinen Fuchswallach drei Schritte vor, bat um die Erlaubnis, eine Meldung abstatten zu dürfen, und berichtete kurz über den Zwischenfall an der Grenze. Der auf demselben Gelände manövrierenden russischen Schwadron wäre ein Gaul mit dem Reiter durchgegangen auf preußisches Gebiet. Er habe geglaubt, aus diesem Versehen keine Staatsaktion machen zu müssen, und befohlen, den Russen wieder freizulassen, ohne erst an höherer Stelle um Genehmigung nachzusuchen.

„Hat sich der Herr von drüben gebührend entschuldigt?“

„Er bat höflich, seinen Mann, der ein durchgängerisches Pferd ritte, wieder freizulassen.“

„Dann ist's gut, danke!“

Gaston ritt wieder in den Kreis, und nun kam eine Kritik wie ein Hagelwetter. Der Oberstleutnant Harbrecht pflegte kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Zunächst bekam die Infanterie ihr Teil, weil sie sich durch eine einzige Schwadron Dragoner zu vorzeitiger Demaskierung ihrer gedeckten Stellung hätte verleiten lassen. Dann aber prasselte es auf die Führer der zweiten und dritten Schwadron hernieder, daß die beiden Rittmeister wie zwei begossene Pudel dasaßen. Was die Herren sich wohl dabei gedacht hätten, als sie aus ihrer Bereitschaftsstellung zum Angriff übergingen, ohne die Stärke des Feindes auch nur annähernd durch die in diesem Fall gebotene Nahaufklärung festzustellen? Und den Führer der Zweiten, den Rittmeister von Lüttritz, fragte er noch im besonderen, weshalb er es wohl verabsäumt hätte, der Artillerie eine ausreichende Bedeckung beizugeben. Wo er sich doch durch einen einzigen Blick auf die Karte hätte überzeugen müssen, daß ein kurz entschlossener Führer auf der Gegenseite nicht lange fackeln würde, der feindlichen Verteidigungsstellung durch einen schneidigen Vorstoß die Zähne einzuschlagen.

Dem Oberstleutnant Harbrecht war in gerechtem Zorn der Atem ausgegangen, er mußte eine kurze Pause machen. Karl von Gorski neigte sich nach rechts, flüsterte leise: „Du, Hans.“

„Was los?“

„Ein Jammer, daß die Kommandeure nicht befugt sind, die Todesstrafe zu verhängen. Wenn die verbrecherischen Rittmeister immer gleich geköppt würden, würde das die Avancementsverhältnisse der unteren Chargen doch sehr günstig beeinflussen.“

„Sehr richtig, aber halt den Schnabel, — jetzt kommen wir an die Reihe!“

„Aber mit Schlagsahne natürlich . . .“

Und die Prophezeiung traf ein. Der Oberstleutnant sang einen wahren Hymnus auf den Führer der fünften Schwadron. Seine Dispositionen wären klar und richtig gewesen, der plötzliche Angriff aber auf die feindliche Artillerie ein Meisterwerk kavalleristischer Taktik. Den günstigen Augenblick wahrnehmen und danach kurz entschlossen handeln, das mache den echten Reiterführer aus! Und er schilderte, wie sich im Ernstfall die Affäre weiter entwickelt hätte. Die Artillerie zum Schweigen gebracht und überritten, die feindliche Kavallerie im Rücken gefaßt, zu Krautsalat verhauen . . . Nach allem Ungewitter schloß der Kommandeur mit der humoristischen Wendung, es sei immerhin ein Trost, daß die „feindliche Armee“ die Niederlage bezogen hätte, nicht aber die eigene.

Der Kreis löste sich auf, die drei Schwadronen, die an der Uebung beteiligt gewesen waren, ritten ins Quartier zurück. Die Fünfte, als die Siegerin, hatte die Ehre, hinter der Regimentsmusik zu reiten, aus nächster Nähe die aufmunternden, lustigen Weisen zu hören. Und auf dem Heimweg bekam der Führer der Fünften noch eine neue Ladung von Lobsprüchen auf sein lorbeergeschmücktes Haupt. Karl von Gorski hatte dem Etatsmäßigen eine begeisterte Schilderung von dem Zusammentreffen an der Grenze gegeben, der dicke Major von Schnakenburg übermittelte sie dem Kommandeur, und dieser setzte sich in Trab, lenkte seinen Gaul neben den Fuchswallach Gastons.

„Hören Sie mal, lieber Rittmeister, Sie haben mich vorhin ein bißchen beschwindelt. Der Zwischenfall mit den Russen war bedeutend sengericher, als Sie ihn mir in Ihrer Bescheidenheit darzustellen beliebten!“

Gaston lächelte.

„Verzeihung, aber ich konnte doch wohl nicht gut melden: Herr Oberstleutnant, es ist mir soeben gelungen, den Ausbruch des großen europäischen Krieges zu verhindern?“

„Na,“ meinte der Kommandeur, „wenn auch nicht ganz so doll, aber in dem Augenblick roch es doch sehr nach Pulver! Die Stimmung ist zum Platzen gespannt, und es gehört nicht allzu viel Phantasie dazu, sich auszumalen, was alles hätte geschehen können, wenn Sie die Angelegenheit nicht in einer so — ich möchte sagen — überlegenen Art und Weise in Ordnung gebracht hätten!“

Gaston verneigte sich leicht im Sattel, die Hand am Helmrande.

„Gehorsamsten Dank! Es erfüllt mich mit Stolz, daß Herr Oberstleutnant mit mir zufrieden sind.“

„Papperlapapp, zufrieden! Imponiert hat's mir, wie Sie das gemacht haben! Das glänzendste war, daß Sie mit Platzpatronen scharf laden ließen. Ich habe hell aufgelacht, als mir Major von Schnakenburg es eben schilderte! Und jetzt muß ich Ihnen was erzählen. An dem Tage, als Sie Ihre Schwadron übernahmen, war ich zufällig mit meinem Töchterchen auf dem Großen Platz.“

„Ich entsinne mich sehr wohl. Die junge Dame hat mich mit ihren blauen Guckäugelchen recht scharf gemustert.“

„Ja! Und Sie haben ihr sehr gut gefallen. Als Sie mit Ihrer Schwadron einige wohlgelungene Bewegungen ausgeführt hatten, sagte sie: ‚Papa, ich glaube, wir haben mit diesem Herrn von Foucar eine glänzende Akquisition gemacht.‘ Ich stimmte ihr schon damals zu, aber heute möchte ich's mit besonderem Nachdruck wiederholen, daß ich ganz und gar der Meinung meines Töchterchens bin! Und meinem alten Freund Wegener dankbar, daß er Sie mir ins Regiment gebracht hat. Na, und inzwischen habe ich ja auch zu meiner Freude gehört, daß Sie sich aufgemacht haben, den bisher versäumten Anschluß an die Kameraden zu suchen.“

„Sehr wohl, Herr Oberstleutnant! Aber ich möchte gehorsamst bemerken, dieses Uebermaß von Lob erdrückt mich. Ich bitte, mich meiner kleinen Freundin angelegentlichst zu empfehlen und hinzuzufügen, daß ihre so klar prüfenden Augen mir damals ein ganz besonderer Ansporn waren.“

Der Kommandeur lachte.

„Ne, lieber Foucar, den zweiten Teil richt' ich nicht aus. Das Jöhr ist sowieso schon verschossen in Sie. Meine gute Alte auch. Und aus ihren Erzählungen entnehm' ich, noch nie hätte sich die gesamte Weiblichkeit im Städtchen für einen neu ins Regiment gekommenen Herrn so interessiert wie für Sie. Sie hätten so was an sich . . . Na, ich will Sie nicht noch eitler machen, als Sie wahrscheinlich wohl schon sind.“

Gaston erwiderte darauf nichts, er spürte einen leichten Stich im Herzen. Es hatte wohl seine Richtigkeit, daß die Frauen in ihm etwas Besonderes sahen. Sonst wäre es doch kaum erklärlich gewesen, daß die da in Berlin ihm schon nach der ersten flüchtigen Begegnung eine Zuneigung geschenkt hatte, die sonst vielleicht erst nach längerer Bekanntschaft zustande kam. Ein anderer an seiner Stelle wäre mit dieser Mitgift wahrscheinlich ein skrupelloser Don Juan geworden. Er aber war, dank der Erziehung durch Frauenhand, ein respektvoller Jüngling geblieben, der in jedem Weibe etwas Heiliges sah. Und mit einer gewissen Bitterkeit mußte er daran denken, wie anders vielleicht alles gekommen wäre, wenn er in jener Nacht in dem Ballokal gesagt hätte: „Scharmant, gnädige Frau, ich wohne Rankestraße Nummer so und so viel. Falls Sie mir dort gelegentlich einmal Ihr Herz ausschütten wollen, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.“ Das wäre der richtige Ton gewesen für diese frivole Gesellschaft. Statt dessen war er gleich mit dem schweren Geschütz eines veritablen Heiratsantrages herausgerückt. Lächerlich war das gewesen! Und noch lächerlicher, daß er hinterher die ganze Angelegenheit so tragisch genommen hatte, daß er darüber sein wirkliches Glück verscherzte. Aber, Gott sei Dank, noch winkte ja ein Hoffnungsstrahl nach der finsteren Nacht der Verzweiflung. Und den gedachte er am Zipfel zu fassen, sich draufzuschwingen, wie das Schneiderlein im Märchen, das auf einem feinen Lichtfaden in den Himmel kletterte.

Der Regimentskommandeur an seiner Seite traktierte schon eine Weile lang ernsthafte Angelegenheiten. Daß die Augen- und Ohrenzeugen der Grenzaffäre nachher auf dem Regimentsbureau zusammenzukommen hätten, um über den Vorgang ein genaues Protokoll aufzunehmen. Für den Fall, daß die Sache auf irgend einem Wege in die Zeitung käme. Man wüßte ja, wie es in solchen Fällen zuginge. Die Kerls erzählten den Vorgang in der Kneipe, zwei Tage später stände er, in entstellter Form und auf dem Umwege über das Ordensburger Blättchen, in den Berliner Zeitungen. Da gälte es, der Brigade rechtzeitig einen Bericht einzureichen, der ihr gestattete, erforderlichenfalls mit einem Dementi aufzuwarten.

Und dann kam der Kommandeur auf sein Steckenpferd, den zukünftigen Feldzug zwischen gleichermaßen mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Nationen. Grauenhaft müßte der werden — von der Zeit, in der er den russisch-japanischen Krieg als Attaché mitgemacht hätte, wüßte er ein Lied zu singen! Das Schlachtfeld von einer unheimlichen Leere, nur die Schrapnells schwirrten in der Luft auf ausgerechnete Ziele. Und die beiden Heere buddelten sich gleich Maulwürfen aneinander heran. Zur Nachtzeit überfiel man sich gegenseitig, wie im Dunkeln schleichende Mörder gingen die Truppen aufeinander los, statt wie ehrliche Kämpfer im Tageslicht. Drahthindernisse mußte man zerschneiden, Wolfsgruben überklettern, und dann gab's ein Ringen in stockfinsterer Nacht, Mann gegen Mann mit Bajonett und Kolben. Gott allein mochte wissen, wie die Taktik in zwanzig Jahren aussah, wenn die Vervollkommnung der Kriegswaffen, die einen Angriff auf gedeckt liegende Infanterie bei Tage schon jetzt fast unmöglich machte, so weiter ging.

So sprach der Kommandeur. Der neben ihm reitende Untergebene hörte respektvoll zu, aber seine Gedanken waren ganz wo anders. Bei einer, nach der er sich all diese Wochen in Sehnsucht verzehrt hatte, und die er jetzt in gemessener Frist wiedersehen sollte. Die ihm zugesagte nochmalige Einladung war eine Verheißung besonderer Art, da mußte er sich mit einigem auseinandersetzen, ehe er sie annahm. Und da quoll ein Gefühl — wie ihm scheinen wollte — gesunder Selbstsucht in ihm empor. Sollte er sein ganzes Leben in Sack und Asche vertrauern, weil eine unglückliche Frau sich an ihn gehängt hatte?

Eine Art von Haß stieg in ihm auf. Ohne seine pinselige Gewissenhaftigkeit hätte er schon seit Wochen vielleicht ein anderes Leben führen können. Ein Leben, bei dem man fröhlich war mit den Fröhlichen, wie ein rechter Reitersmann, der sich um das Gestern nicht quälte und nicht um das Morgen. Und, wenn er schon beim Anreiten gegen den Feind sein Herz beschwerte, auch wußte weshalb. Weil daheim im Quartier eine zurückblieb, um derentwillen er gern heil wiedergekommen wäre. Eine Reine und Feine, von der er genau wußte, daß sie in ihrer Vergangenheit nichts zu verstecken hatte.

Die Schwadronen, die an der Uebung teilgenommen hatten, zogen mit klingendem Spiel zum Städtchen hinein. Auf dem Kasernenhof wurden sie vom Kommandeur entlassen. Die Offiziere der Fünften ersuchte er, in die Regimentskanzlei zu kommen, um dort, noch unter dem frischen Eindruck, alle Einzelheiten des Zusammentreffens mit den russischen Dragonern festzustellen, in einem für die Brigade bestimmten schriftlichen Bericht niederzulegen. Und da ergab es sich, daß Karl von Gorski, weil er auf dem Heimweg den Vorgang wohl ein halb Dutzend Male mit Begeisterung erzählt hatte, am besten Bescheid wußte, sich noch jedes einzelnen Wortes entsann, das von hüben und drüben gewechselt worden war. Da übertrug der Kommandeur ihm die Abfassung des Berichts, wie er mit einem Lächeln hinzufügte, zur Belohnung für den bei der Affäre bewiesenen Eifer.

Erst als die andern Herren schon die Treppe hinabgingen mit klappernden Säbeln, dämmerte dem Kleinen eine Ahnung, daß er diesmal der Hereingefallene war. Mit einem wahren Dreimännerdurst in heißer Schreibstube an einem ellenlangen Bericht bauen mußte, während sein Bruder Hans mit dem Oberleutnant Gusovius in der schattigen Laube des Kasinogartens jetzt schon das erste Glas Bayerisch über die ausgedörrte Zunge rinnen ließ. Da verschwor er sich heftig, niemals mehr wieder vorwitzig mit Kenntnissen zu prunken, deren Anerkennung von seiten der Vorgesetzten ehrenvoll war, aber mit vermehrter Arbeit verbunden.

Als Gaston durch die schattenlose Hauptstraße ritt, den Burschen hinter sich, winkte von einem mit Blumen bestandenen Balkon ein Batisttüchlein. Eine helle Frauenstimme rief: „He, Herr von Foucar!“

Er hob den Kopf, Frau von Lüttritz, die jugendliche Gattin des Kommandeurs der zweiten Schwadron, stand zwischen blühenden Geranien und lachte ihn fröhlich an. Da ritt er näher: „Gnädige Frau befehlen?“

„Sie möchten mal zu meinem Mann 'raufkommen! Er probiert gerade ein neues Erfrischungsgetränk, das ich heute erst aus Königsberg bekommen habe. Melonenextrakt mit eisgekühltem Selter und einem leichten Schuß Kognak. Davon will er Ihnen großmütig 'was abgeben, trotzdem Sie ihn in den Dombrowker Bergen so greulich besiegt haben!“

Er rief zurück: „Gnädige Frau, mir läuft das Wasser im Munde zusammen, aber ich muß leider nach Hause. Ich erwarte eine Nachricht, von der für mich allerlei abhängt. Außerdem bin ich in einem absolut nicht präsentablen Zustande . . . einen halben Zentimeter Chausseestaub innerlich und äußerlich.“

„Glauben Sie, mein Mann sieht anders aus? Und manchmal erfährt man schon unterwegs mündlich, was man erst zu Hause schriftlich zu finden hofft!“

Da lachte er, schwang sich aus dem Sattel und stieg mit froher Erwartung im Herzen die Treppe empor.

(Fortsetzung folgt.)

Unter flatternden Fahnen

Novelle von

Detlev von Liliencron

Seit den ersten Morgenstunden waren wir auf den Geschützdonner losmarschiert. Und noch immer zog das Armeecorps in ganz gerader Linie wie ein riesenlanger Wurm weiter und weiter. Der Kommandant wußte die Richtung. Nicht ebenmäßig, wie auf geebneten Bahnen, gingen wir vorwärts. Die vordersten der Kolonne hatten mit den sich ihnen entgegenlegenden Aehren viel zu schaffen. Von der Nacht noch durchnäßt, zogen sich diese um die Beine, verwickelten sich wie mit Draht und waren so ein äußerst ermüdendes Hindernis. Unerträglich wurde die Sonnenglut. Kaffee, Schnaps, Wasser, Speck, Wurst und was sonst der teure Brotbeutel bergen mochte, war dahin, dahin. Der Durst peinigte uns über alle Maßen. Schon hatten wir, was wir noch an Tabak und Zigarren vorgefunden, zum Kauen auf die Zunge und in die Backen geschoben, um dadurch einigermaßen wenigstens den Speichelfluß zu erhalten. Da stießen wir auf den ersten zu durchwatenden Bach. Wir Folgenden sahen allerdings nur einen breiten Tümpel, aber mit stürzenden Helmen beugten wir uns hinab — Wasser, Wasser. Immer im Marschieren bleibend, füllten wir unsere Flaschen, so gut und schnell es ging.

Oft wurde, durch irgend einen Umstand, vorn ein kurzer Halt befohlen. Dann stockte alles. Die nächsten stießen ihre Nasen an den Tornistern der Vordermänner. Dann wieder: Ohne Tritt! Marsch! und die letzten mußten Dauerlauf machen. Wie das anstrengend war. Aber Kopf in die Höh! In die Schlacht, in die Schlacht!

Adjutanten, Gendarmerieoffiziere, Ordonnanzen, Generalstäbler kamen uns entgegen, um Munitionskolonnen, Aerzte, fliegende Lazarette heranzuholen. Immer schrien wir ihnen zu, wie es vorn stünde. Die Mehrzahl von ihnen nahm sich keine Zeit zum Antworten. Die rasten wie eine geradeaus fliegende Hummel vorüber. Nur einer von ihnen, ein Trainoffizier, wandte sich zu uns und rief: „Gut! Gut!" Aber bei der Wendung des Kopfes und im scharfen Anhalten des Pferdes verlor er den Helm, suchte ihn zu erhaschen — aber da lag er schon im Dreck. Eine riesige Glatze wurde sichtbar. Unter schallendem Gelächter und allerlei nicht zu zarten Witzen ritt der Offizier erzürnt seinen Weg weiter.

Auf der Höhe angelangt, hieß es: „Halt! Gewehr ab!" Und mit offenem Munde, mit weit geöffneten Augen, erblickte ich an diesem Tage zum erstenmal das Chaos der Schlacht. Es war ein unbegreiflich großartiger Anblick. Wie das wogte und hin- und herschob. Der Pulverdampf lagerte nicht schwer, so daß wir deutlich die einzelnen Batterien unterscheiden konnten, hüben und drüben. Rauch und Flammen, oft wie dicke schwarze und gelbe Türme, zürnten zum Himmel auf.

Plötzlich klang überall das sich überhastende Kommando: „Die Fahnen entrollen!" und in der nächsten Sekunde flatterten die heiligen Adler über uns im erquicklichsten Winde, der seit kurzem unsere Gesichter kühlte. Und zugleich ertönte — die Musik sollte hier zurückbleiben — der Hohenfriedberger Marsch. Auch dem nüchternsten Rechenmeister stößt er seine Feuergarben ins tiefste Herz. Unter seinen Klängen, mit schwenkenden Helmen und kreisenden Säbeln, Hoch! Hoch! der König! stiegen wir jauchzend hinab in den Höllenschlund.

Die ersten Toten! Die ersten Verwundeten! Einer von den Verwundeten lag auf dem Rücken und streckte flehend die Arme nach uns aus. Ich sprang rasch vor und hielt ihm meine mit Lehmwasser gefüllte Flasche an die Lippen. Er riß sie wütend mit den Händen an sich und trank so hastig, daß ihm die Flüssigkeit über Hals und Rock lief.

Unser Bataillonsadjutant jagt auf mich zu. Ich setze meinem Gaul die Zinken ein und presche ihm entgegen. „Die dritte Kompagnie" (diese führte ich) „soll jenen Höhenzug besetzen . . . Dort wo das Kreuz zwischen den beiden Linden steht!" Schön . . . Dritte Kompagnie halbrechts! Marsch!

Ich war allein. Allein in der großen Schlacht.

Neben mir, rechts und links, gehen mein Oberleutnant Behrens und mein Leutnant Kühne. Beide sind ausgezeichnete Offiziere, Behrens außerdem einer meiner engeren Freunde. Wenn er sich nur seine schnodderigen Redensarten abgewöhnen möchte. Tollkühn, waghalsig, stößig wie ein verwilderter Hirsch, ist er der Gegensatz zu dem kleinen zierlichen Kühne. So etwas von Ruhe, Ueberlegung im kritischsten Augenblick wie bei diesem ist mir im Leben noch nicht vorgekommen. Kühne hatte auch immer noch irgendeine Eß- und Trinkgelegenheit. Wo immer er sie beherbergte und hervorholte, ist mir ein Rätsel geblieben.

Wir waren auf der Höhe angekommen und hatten uns, Zug neben Zug, eingenistet. Ich konnte mir wohl denken, daß wir hier eine Aufnahmestellung bilden sollten, wenn etwa . . . selbst der weitere Gedanke blieb mir im Halse stecken.

Neben mir, etwa zweihundert Schritte entfernt, hatte die vierte Kompagnie Position genommen. Ihr sehr langer, schmaler Hauptmann stand, auf seinen Degen gestützt, wie eine Statue, auf einer kleinen Erderhebung, allein, weit vor seiner Truppe.

Meine Leutnants und ich, platt auf dem Leibe liegend, sahen eifrig durch unsre Krimstecher in das wogende Gemenge. Kein Vorteil, auf beiden Seiten, schien bisher erreicht. Leutnant Behrens meinte: „Es ist ein Skandal, daß wir die Kerls noch nicht auf die Hühneraugen treten können." „Noch ist der Abend nicht gekommen," erwiderte ich. Leutnant Kühne, der sich auf kurze Zeit in die Kompagnie entfernt hatte, kam zu mir zurück und überreichte uns auf einem zierlichen Teebrettchen zwei Gläser Ma-

deira und zwei Kaviar-Semmelchen. „Ich kann den Wein wirklich empfehlen, von Schneekloth aus Kiel," sagte mit großer Ruhe mein Leutnant.

„Aber, um des Himmels willen, wie kommen Sie jetzt zu diesen schönen Sachen, lieber Kühne, und noch dazu das allerliebste Tablettchen und die Gläser."

„Ich kann den Wein wirklich empfehlen," erwiderte mit unerschütterlicher Ruhe mein Leutnant.

Kaum hatten wir den letzten Schluck durch die Kehle gegossen, als ein durchdringender, klirrender Knall uns alle nach rechts sehen ließ. Eine dicke Staubwolke wirbelte kerzengerade in die Höhe, wo eben noch der lange Hauptmann gestanden hatte. Er lag zerfetzt am Boden.

Ich sah mich um, ob nicht Befehle für mich unterwegs seien. Kein Adjutant kam heran. Mein auseinander gezogenes Bataillon schien in Bewegung nach vorwärts stoßen zu wollen. Ich kommandierte daher: „Auf! Das Gewehr über! Ohne Tritt! Marsch!" Und nun rückten wir wirklich ins Gefecht ein.

Die Toten und Verwundeten mehrten sich in steigender Weise. Herrenlose Pferde jagten umher. Zwei junge Pudel spielten miteinander, als wären sie in ihres Herrn Garten. Ein Marketenderwagen kam uns langsam entgegengefahren. Der Besitzer schielte scheu und benommen nach den Gefallenen und Verwundeten. Nun waren wir „mitten drin". Meine drei Züge, in Plänklerlinien aufgelöst, gingen nebeneinander her. Mehr und mehr Geschrei, Fluchen, einschlagende Chassepots, Kommandos, springende Granaten vor uns, mitten unter uns, hinter uns. Schon führe ich Mannschaften von andern Kompagnien, die, abgekommen, sich mir anschließen. Selbst Leute fremder Regimenter mischen sich mit den meinigen.

Ich kann kaum etwas mehr sehen. Behrens und Kühne sind noch vor ihren Zügen. Die Gesichter meiner herrlichen Kompagnie erkenne ich: Schweiß, Schwärze, Blut, Staub, aus diesem Farbenmischmasch heraus glühende Siegeswunschaugen. Ich bin jetzt gänzlich auf mich allein angewiesen. Die Sonne sendet schon schräge Strahlen. Noch immer höre ich keine Vorwärtssignale, keine Trommel. Und doch ist alles, alles, die ganze Armee in unaufhaltsamem Vorrücken. Soll ich blasen lassen? Soll ich trommeln lassen? Ich habe dazu keinen Befehl. Ich wende mich zu meinem Hornisten: „Weber, Avancieren blasen!" Und das knöcherne, reizlose Signal ertönt. Ertönt und ertönt immer wieder in derselben grandiosen Nüchternheit. Aber es zieht die todmüdesten Beine selbst vorwärts. Und die Trommler schlagen an, und immer weiter sich fortsetzend höre ich die Vorstoßsignale.

Ein hurtiger Wind, der sich plötzlich wieder aufgemacht hat, schenkt uns gute Uebersicht. Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß ich ganz vorne bin. Meilenweit mit mir, rechts und links, ist alles eine einzige Schützenlinie. Vor mir ragt auf einem Geländebuckel ein kleines Dorf. Ein rasendes Feuer wird von dort auf mich gerichtet. O, du böser Wind! Als ich mich nach rückwärts umschaue, sehe ich, in ziemlicher Entfernung, die großen Massen der Reserven heranrücken. Aus diesen blitzten in der Abendsonne plötzlich zwei reitende Batterien heraus. Sie rasen zu mir her, was das Riemzeug hält. Bei mir angekommen, protzen sie hinter meiner Schützenlinie ab und beginnen, über unsere Köpfe weg, das vorliegende Dorf, mein Ziel, mit Schnellfeuer zu übergießen. Zur selben Zeit auch löste sich ein Dragonerregiment ab und trabte in derselben Richtung wie die Batterien auf mich zu. Bald war der Oberst dieser Truppe, nur von einem Trompeter begleitet, bei mir vorüber. Deutsch trabend, klapklapklapklap, in

immer gleichmäßiger Gangart, sich vornüber beugend, konnte ich nur auf Sekunden sein Gesicht erkennen. Es war ein alter Herr, der den Mund weit offen hielt. Aber unter starken, ergrauten Brauen funkelten ein paar energische Augen. Nun kam auch sein Regiment heran, in immer gleichmäßigem Trabe. Wegen des weichen Bodens hörten wir nicht die Hufe. Auch schien alles Geräusch, das sonst einem in Fluß geratenen Reiterregiment anhaftet, erstorben zu sein. Der alte Oberst mit dem Fledermausgesicht regierte einzig und allein sein Regiment mit dem linken Handschuh. Und nun diese ewigen Schwenkungen und Bewegungen dieser Truppe um uns, vor uns, hinter uns. Wie oft fauchte der alte Oberst bei mir vorbei, immer im gleichen Trabe bleibend. Er suchte augenscheinlich eine Stelle, um seine Dragoner zum Angriff zu führen. Mir fiel aus Faust ein: „Es war eine Ratt im Kellerloch . . . als hätt sie Lieb im Leibe.“ So suchte er nach allen Ecken und Kanten zum Einbruch zu gelangen. Alle diese lautlosen Bewegungen des Regiments hatten etwas unsäglich Unheimliches. Einmal trat Behrens zu mir und sagte, während wieder der Regimentskommandeur vorbei hastete: „Was will denn der eijentlich? Das ist ja wie der fliegende Holländer.“

Indessen war ich, immer sprungweise vorgehend, an den Hügel hingekommen. Jetzt galt es, das von den Granaten in Brand geschossene und erschütterte Dorf mit stürmender Hand zu nehmen. Bei meiner Kompagnie war die Fahne des Bataillons geblieben. Ihr Träger, ein schwarzbärtiger großer Sergeant, ließ sie hoch im Winde flattern. Da traf der erste Schuß die Fahnenstange, daß sie mitten durchbrach. Zugleich auch hatte ihr Träger die Erde küssen müssen. Sofort sprang Leutnant Kühne vor und riß das heilige Zeichen wieder empor. Ich hörte deutlich ihr Flattern durch all den Lärm. Eine Kugel löste mir die linke Hosennaht auf, ohne mich zu verwunden.

Sturm! Stöße! Trommel und Hörner! Mann gegen Mann! Noch immer flattert in Kühnes Händen unsere Fahne. Da wird er umringt. Aber wir reißen ihn wieder heraus. Hoch, hoch flattert die Fahne. Das Blut macht die Erde glitscherig. Und Blut, Blut, Mordgeheul, Rauch, Flammen, herunterstürzende Dächer, Einzelkampf in Türen, Fenstern und Zimmern. — — — — — — — — — — —

Das Dorf ist unser. Noch keucht uns die Brust. Wir lehnen todermattet an Garteneinfriedigungen oder wo es sich immer trifft. Die Unterstützungen sind herangekommen.

Leutnant Kühne steht vor mir mit dem zierlichen Tablettchen: „Herrn Hauptmann vielleicht ein Brötchen mit Toulouser Entenleberpastete gefällig? Vielleicht ein Gläschen Kirvan? Beides von Borchardt . . . Kann versichern . . .“ Ich wäre beinahe mit der Wiege, auf der ich eingeknickt lag, zusammengebrochen vor Verwunderung, Kühne in diesem Augenblick mit solchem Frühstück vor mir zu sehen . .

Und dann wieder vorwärts . . . .

Fortsetzung folgt.

(Aus den Kriegsnovellen“, Verlag Schuster u. Löffler, Berlin.)

Schluss der Inseraten-Annahme 18 Tage vor dem Erscheinen

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — al — ba — be — ber — bo — bu — es — i — i — in — ka — ka — ke — ko — lok — ra — re — ri — ryll — sän — se — si — so — ta — tar — tha — tis

sind 9 Wörter zu bilden, deren erste und letzte beiden Buchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein Zitat von zeitgemäßer Bedeutung ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Schmuckgegenstand. 2. Meteorologischen Ausdruck. 3. Altgriechische Insel. 4. Unwohnlichen Raum. 5. Feine Holzarbeit. 6. Berg in der Schweiz. 7. Stadt in Deutsch-Ostafrika. 8. Halbedelstein. 9. Berühmtes Königsschloß.

Freundliche Wanderung.

Durchs Feld ein Liebespärchen geht,
Auf drei und vier es stille steht;
Er schaut sie an mit sel'gem Blick
Und spricht zu ihr in seinem Glück:
„Am allerbesten mir gefällt
Eins-zwei von Dir auf dieser Welt;
Ja, Du bleibst meine eins bis vier
Allein auf dieser Erden hier."

Rebus.



Einschub=Rätsel.

Von R. D.

Drei Zeichen schieb' einem Adler ein,
Nun wird sofort ein Storch es sein.

Dreisilben=Scherz.

Von Marg. Weinberg.

3 putzt 1-2 fürs ganze Haus.
Und 1-2-3 zieht 1-2 aus.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Universität Frankfurt.

1. Dementi. 2. Esau. 3. Nogi. 4. Vanille. 5. Reagens. 6. Intabulat. 7. Arbitrage. 8. Tartüff. 9. Retina. 10. Numismatik. 11. Frikandeau. 12. Roborit.

Gleichungs-Rätsel:

a = Leber, b = Eber, c = Ideal, d = Deal, e = Mainz, f = Mai, x = Linz.

Rösselsprung:

Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor,
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken.
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet. Lenau.

Viersilbige Charade: Stubenhocker.

Kapsel-Rätsel: Schell(fisch)e.

Episoden aus dem Krieg 1870-71

Nach zeitgenössischen Berichten

„Von der Tätigkeit, die in den verschiedenen Bureaus des Generals von Moltke herrscht, wird ein Laie sich kaum einen Begriff machen können. Hier ist die Seele, welche allen unsern jetzt in Frankreich verteilten deutschen Truppen ihr Leben einhaucht; von hier aus werden diese 700,000 Mann in ihren Hauptbewegungen allein geleitet. Hunderte von Rapporten — wichtige und gar oft auch sehr unwichtige — laufen täglich hier ein und müssen wenigstens gelesen und registriert werden, wenn freilich viele dann sogleich ohne weiteres ad acta zu liegen kommen; und Hunderte von Befehlen, alle bestimmt, exakt und mit militärischer Kürze abgefaßt, werden von hier aus Tag für Tag expediert. Es ist ein ungeheures Getriebe und Getreibe in diesem großen Generalstabe des Generals von Moltke, und die Elite aller preußischen Generalstabsoffiziere darin vereinigt, um sogleich jeden Wink, jeden nur mit wenigen Worten erteilten Befehl ihres Herrn und Meisters, des unsterblichen Lenkers aller Heere Deutschlands, weiter auszuarbeiten und an die verschiedenen Heeresteile zu befördern. „Während dieses ganzen Krieges hat mein Regiment noch keinen einzigen unnützen Marsch gemacht, so trefflich ist alles durchdacht und so genau geleitet, während ich 1866 kaum jemals einen nützlichen Marsch gemacht habe," sagte mir noch kürzlich ein Oberst eines bayerischen leichten Kavallerie-Regiments. Ich glaube, diese wenigen Worte enthalten die beste und treffendste Kritik des Wirkens des Generals von Moltke und des von ihm geleiteten Generalstabes."

*

„Ein zum Korps des Generals Frossard gehöriger französischer Soldat vom 33. Infanterieregiment war von den Vorposten gefangen genommen worden. Da seine Heimat Jouy-aux-Arches ist und er dort Frau und Kinder hat, bat er auf dem Transport zum Hauptquartier des Prinzen nach Corny um die Erlaubnis, unterwegs seine Familie besuchen zu dürfen, was ihm augenblicklich gestattet wurde. Dort angekommen, wünschte das arme Weib, außer sich vor Freude, wenigstens bis Corny ihrem Manne das Geleit zu geben. Auch dies wurde erlaubt; doch nun zeigte sich erst die Schwierigkeit wegen der Kinder. Die Frau war schwach und konnte ihren Säugling nicht tragen, und im Hause blieb niemand zu seiner Wartung; der andere kleine fünfjährige Bube konnte schon an seines Vaters Seite dahintraben. Das Hindernis wurde jedoch überwunden, indem ein großer starker Pommer sich erbot, das Kleinste zu tragen. Dieser Mann hatte nämlich kurz vorher dicht neben dem Hause der Frau in Quartier gelegen, und die Kinder kannten ihn gut genug; denn er hatte sich mit ihnen bald befreundet. Als er daher, der Frau guten Mut zusprechend, dem Säuglinge seine starken Arme entgegenstreckte, kam dieser augenblicklich zu ihm und legte ganz zufrieden sein Köpfchen an des Pommers Schulter. So kam es, daß der preußische Soldat des Franzosen Kind trug. Als ich der Gruppe zuerst ansichtig wurde, lag die Frau in ihres Mannes Armen; der ältere Knabe schmiegte sich an den Vater, und der preußische Soldat mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme stiefelte nebenher. Dann erzählte die Französin ihrem Manne, wie die preußischen Soldaten, als sie krank gelegen und ohne Nahrungsmittel gewesen, ihre Rationen mit ihr geteilt, Holz und Wasser herbeigeschleppt, Feuer angezündet und ihr in schlichter, gutherziger Weise sonstige Hilfe geleistet hatten, — bis zuletzt diese beiden Männer, welche zwei im bittersten Haß gegenüberstehenden Nationen angehören und vor wenigen Tagen vielleicht Mann gegen Mann gefochten, — sich wie Brüder umarmten."

*

„Im Bette des Grafen Bismarck wurde am 16. September in Meaux ein etwa vier Wochen altes Kind gefunden. Der König bewohnte die vorderen Zimmer des erzbischöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeschosse. Die Fenster von Bismarcks Zimmer führten in den weitläufigen Garten, und durch diesen muß es der Mutter gelungen sein, in das Zimmer des Grafen zu dringen und das Kind dort auszusetzen. Am Abend wollte der Graf sich zur Ruhe begeben, da hörte er ein Geräusch beim Bette, und als er die Bettdecke zurückschlug, lag da ein in grobes Linnen gewickeltes Kind. Man fand bei ihm einen Zettel, worauf geschrieben stand. „Mein Mann fiel bei Sedan, ich habe kein Brot und die Verzweiflung treibt mich zu diesem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind ist auf den Namen Vincent getauft." Die Mutter selbst wurde erhängt aufgefunden. Als man dem Grafen dies mitteilte, sagte er: „Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde," und der König äußerte: „Im Kriege muß man manches hinnehmen, sogar kleine Kinder." Es wurde befohlen, das Kind nach Berlin zu bringen."

*

„Heute früh geriet ein von Dormans abgegangener Zug mit Kranken etwa eine Stunde von hier aus den Schienen, und zwar, wie sich alsbald herausstellte, infolge eines an der Bahn verübten Frevels. Patrouillen, die ausgeschickt wurden, ergriffen bald ein Dutzend Leute. Zwei, die sich widersetzten, wurden sofort erschossen; andere sagten uns, daß sie vom Grafen Chevigny, dem Schwiegervater des Herzogs von Montebello, für 2000 Franken gedungen seien, die Schienen aufzureißen. Es begab sich sofort eine Abteilung Soldaten nach Schloß Boursault, dem Wohnort des Grafen. Der Graf, der beim Frühstück saß, führte eine Komödie der Ruhe auf, die jedoch in allen die moralische Ueberzeugung erweckte, daß die Aussage der Leute der Wahrheit entspreche. Die Abführung des Grafen und seines Haushofmeisters erfolgte denn auch sofort. Um ähnlichen Fällen vorzubeugen, müssen jetzt alle Ortschaften an der Eisenbahn Geiseln stellen, welche stets in den vordersten und daher am meisten gefährdeten Wagen auf jedem Eisenbahnzuge mitgeführt werden."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 34

23. August 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Phot. R. Schubert.

Ankunft des ersten Trupps kriegsgefangener belgischer Soldaten
im Munsterlager bei Hannover.

Die ersten Bilder von den Kriegs-Schauplätzen



Nach den Kämpfen bei Lüttich: Eine Gruppe unserer Offiziere.
Der eine Offizier läßt seine verletzte Hand verbinden.



Lager unserer Kavallerie in der Nähe von Lüttich.

Russische Gefangene.

In unseren östlichen Grenzfestungen konnten bereits Scharen russischer Soldaten, teils im Kampf gefangen, teils feige freiwillige Ueberläufer, von deutschen Soldaten eingebracht werden. Die bisher eingetroffenen Berichte, nach denen die Kosaken schlecht schießen und vor dem ruhigen und sicheren Feuer unserer Truppen stets schnell ausreißen, werden durch die Aussagen der Gefangenen bestätigt und erklärt. Truppweise sind sie zu unseren Grenzposten gekommen, den Offizier an der Spitze, haben die Waffen fortgeworfen und sich ergeben. Jammernd zeigten sie die Tornister her, die die eiserne Ration enthalten sollten, Konservenbüchsen, in denen Sand war -- Beweise, daß die russische Korruption, die schon lange der Spott der andern Länder war, wirklich in größtem Maße besteht. Beim Verhör zeigten die Gefangenen große Furcht vor dem Erschossenwerden und riefen „Panje, nicht schießen, will arbeiten!“ Auch die Verpflegung der im Felde stehenden Russen scheint sehr schlecht zu sein, denn unsere Aerzte, die den Mageninhalt gefallener Kosaken untersuchten, berichten, daß die Leute anscheinend schon seit Tagen von rohen Mohrrüben und ähnlichem gelebt haben müßten.



Gefangene russische Ulanen in Königsberg. Phot. A. Kühlewindt.



Erobertes russisches Geschütz in Allenstein. Phot. Schimansky.



Der französische Oberbefehlshaber
General Joffre.

Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, General Joffre, bekleidete vor Beginn der Feindseligkeiten die Stelle eines Generalstabschefs der Armee und unterstand als solcher dem Kriegsminister. Nach der Kriegserklärung wurde er anstatt des ursprünglich hierfür ausersehenen Generals Pau zum Generalissimus über alle an der Grenze gegen Deutschland bestimmten Truppen ernannt. General Joffre hat in letzter Zeit durch seine Campagne gegen mehrere Korpskommandeure von sich reden gemacht, sowie gegen zwei Brigadegenerale, die er wegen grober Unfähigkeit ihrer Stellung entheben wollte, da sie nicht einmal Generalstabskarten lesen konnten. Im Parlament war Joffre Gegenstand heftiger Angriffe wegen seiner nicht genügend radikalen Gesinnung.



Wie die Franzosen über ihr eigenes Heer denken:
„Welcher ist nun der Kriegsfuß?"
Spottzeichnung auf die Stiefelnot im französischen Heer aus der jetzt erst in Berlin eingetroffenen Pariser Zeitschrift „Le Rire" vom 1. August.



Der russische Oberbefehlshaber
Großfürst Nikolai Nikolajewitsch,
das Haupt der kriegshetzerischen Großfürstenpartei.

Der Generalissimus der russischen Streitkräfte, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, ein Oheim des Zaren, gilt als Oberhaupt der berüchtigten Großfürsten-Clique. Er dürfte einer der unpopulärsten Menschen in ganz Rußland sein. Schon in seiner frühen Jugend wurde er wegen böser Streiche aus der Zarenfamilie förmlich ausgestoßen. Später boykottierten ihn die eigenen Offiziere. Beim Zaren war er wiederholt in Ungnade; einem terroristischen Anschlag wäre er einmal beinahe zum Opfer gefallen. Als lautester Hetzer innerhalb der Kriegspartei wußte sich der Großfürst, der übrigens Chef eines preußischen Husarenregiments ist — oder war, stets wieder zu behaupten. Vor seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der gesamten Armee war er Kommandeur des Petersburger Militärbezirks.



Verfolgung belgischer Franktireurs in der Nähe von Lüttich. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

DAS BILD DER SCHLACHT IM KRIEG DER GEGENWART



Wie eine Schlacht aussieht: Die Schlacht von Lüle-Burgas im letzten Balkankrieg.
Die photographische Aufnahme zeigt die charakteristische Leere des Schlachtfeldes. Die Truppen liegen in gedeckten Stellungen und feuern aus weiter Entfernung.
Auf dem Hügel der Oberbefehlshaber. Zurückgehende Batterie.

Eine der charakteristischesten Erscheinungsformen des neuzeitlichen Krieges ist die Leere des Schlachtfeldes. Vorbei die Zeiten, da die dichtgeschlossenen Linien der vorgehenden Infanterie nach den Klängen des Avanciermarsches über die freie Ebene vorgingen, die Artillerie alle Höhen krönte, die Kavallerie als schlachtenentscheidende Waffe über das Kampffeld dahinfegte. In dünnen Schützenlinien geht jetzt die Infanterie vor, sie schmiegt sich eng dem Gelände an, benutzt jede Deckung, um sich dem Auge des Gegners zu entziehen. Wo Deckungen fehlen, kriecht sie nach Burenart vor, um keine großen Ziele zu zeigen. Die neue Felduniform paßt sich in ihrer Farbe dem Gelände vollkommen an, so daß der Mann sich beinahe gar nicht mehr von seiner Umgebung abhebt. Haben doch französische Gefangene von dem kürzlich bei Mülhausen stattgefundenen Gefecht erzählt, daß sie die deutschen Schützenlinien im Gelände nicht erkennen konnten, trotzdem sie von ihnen beschossen wurden. Die Artillerie vermeidet alle hochgelegenen Punkte und offenen Stellungen. Hinter Höhen, Wäldern fährt sie auf. Das indirekte Schießverfahren gestattet ihr ein Wirkungsschießen, auch wenn sie selbst den Gegner nicht sehen kann. Es genügt, wenn von vorgeschobenen Beobachtungsstellen aus der Gegner und das Einschlagen der Geschosse beobachtet werden können. Mit dem Fernsprecher werden die Beobachtungen an die schießende Batterie zurückgemeldet. Kein Pulverdampf lagert mehr seit der Einführung des rauchschwachen Pulvers über dem Kampffelde. So ist auf dem Schlachtfelde wenig von den Truppen zu sehen, eine große Leere breitet sich darüber aus, die nur stellenweise von den vorspringenden und vorstürmenden Schützenlinien unterbrochen wird, aber nur für kurze Zeit, denn klein werden die Sprünge gemacht, in rasender Eile, dann wirft sich alles wieder nieder und verschwindet in der Deckung.



Griechische Artillerie in der Schlacht bei Janina.
Die Geschütze feuern über den Berg hinweg auf die dahinter liegenden türkischen Stellungen.



Szenen aus dem russischen Offiziersleben, von Fritz Koch-Gotha in St. Petersburg beobachtet.
General und Leutnant geben im Kasino eine Mazurka zum Besten.

Die Zustände im russischen Offizierkorps

Bilder aus dem Petersburger Offiziersleben.

Im russisch-japanischen Kriege wurden, wie Kriegel-Binderstein zu erzählen weiß, 24,000 Flaschen französischen Champagners für die russische Armee geliefert. Auf dem Kriegsschauplatze wurde eine solche Flasche mit 20 Rubeln bezahlt. Dieses



Abends im Speisesaal.
Kosakenoffizier verläßt „aus naheliegenden Gründen" unter „Eskorte" das Lokal.
In Petersburg skizziert von Fritz Koch-Gotha.

Unser Zeichner Fritz Koch-Gotha unternahm vor einiger Zeit für unsere Zeitschrift eine Reise nach St. Petersburg und veröffentlichte damals die Zeichnungen aus dem russischen Offiziersleben. Wir führen diese Szenen, die sämtlich nach der Natur beobachtet sind, unsern Lesern heute nochmals vor.

Faktum zeigt mit großer Deutlichkeit den Zusammenhang, der nach der Ueberzeugung des russischen Offizierkorps zwischen Waffentüchtigkeit und Alkoholismus besteht. Es ist hiernach zu verstehen, daß bei dem Rückzug von Mukden die Führer der Lazarettwagen des Roten Kreuzes — zum Flaschentransport herangezogen wurden. Das klingt wie ein Märchen, ist aber Wahrheit. Man erinnere sich nur an die berühmten Abrechnungen, die der ehemalige Vorsitzende und Oberbevollmächtigte des Roten Kreuzes, Kammerherr Alexandrowski, bei seiner Abberufung ablegte: die höchsten Posten in der „Krankenverpflegung" nahmen der Wein und sonstige Alkoholgetränke in Anspruch. Auch in diesem Weine liegt eine bezeichnende Wahrheit. Die Trunksucht ist im russischen Offizierkorps zuhause. Sieht man die Offiziere beim Frühstück im Restaurant, so findet man sie sicher um eine sogenannte „Karafintschi", eine Kristallflasche mit Branntwein, gruppiert. So eine



Der Kuß,
die übliche Begrüßung zwischen russischen Offizieren.
General und Hauptmann.



Typen von Offizieren verschiedener Truppengattungen.

Karafintschik hat das Gute, daß sie jederzeit aufs neue gefüllt werden kann. Das geschieht in der Regel genau so oft, wie hoch sich die Anzahl der Kompagniezecher beläuft. Abends in den Variétés ist eine Flasche Kognak das usuelle Maß für zwei Offiziere. Bei allen besonderen Gelegenheiten, Gedenktagen, Festen, namentlich aber, wenn es gilt, einen Fremden zu bewillkommnen, fließt der Champagner in Strömen. Das Zutrinken kommt in russischen Kasinos stets einem Austrinken gleich. Und schon steht die Ordonnanz grinsend hinter einem, um dem unpassenden Manko im



Petersburger Garde-Offiziere beim nächtlichen Kartenspiel.

Glase ein Ende zu machen. Diese Art von Gastfreundschaft hat ihre Schattenseiten. Es ist eben nicht jedes Mannes Art, Becher, die eine halbe Flasche Sekt enthalten, auf einen Zug herunterzustürzen, „wenn Du mein Freund und Bruder bist.“ Ja, dieses „Freund und Bruder sein“ oder werden braucht in russischen Offizierskreisen keine langen Präliminarien. Hat man erst einige Stunden unter einer solchen Champagnerdusche zugebracht, so fühlt man sich plötzlich in die Höhe gerissen, wie von Eisenklammern an einen Thorax männlichen Geschlechts gedrückt und — das ist das Schrecklichste, diese nikotingetränkten Schnurrbärte suchen einen Platz auf dem Munde des Ahnungslosen, zum „Freund und Bruder“ Auserkorenen. Von diesem Augenblick an nennt man sich „Du“ und kann sich ungestraft die größten Grobheiten sagen. Gegen Ende des Liebesmahls tauchen die Zigeuner und — Zigeunerinnen auf. Das ist der große Moment, der mit einer „Dschonka“ eingeleitet wird. Zur Warnung aller derer, die jemals ein solches Fest in Rußland mitmachen, sei hier verraten, was das ist. Also: Man nehme eine Flasche Arrak, gieße diesen in einen Metallkübel, zünde ihn an, füge reichlich Zucker bei und lösche dieses heilige Feuer alsdann mit einer Flasche Heidsieck. Das, wovon man späterhin dann rettungslos betrunken wird, heißt „Dschonka“. Dann geht das Musizieren los. Klavier, Violine, Balalaika. Erst gewöhnlich sentimental: Zigeunerlieder. Das Tempo wird lebhafter. Auf einmal geht ein Zittern und Schnurren über die Saiten der Balalaika, der Klavierspieler greift mit allen zehn Fingern wütend Akkorde, es wird in die Hände geklatscht. Die Mazurka hebt an. Ist ein General anwesend, der noch einigermaßen fußfest ist, so eröffnet er den Tanz. Die Offiziere fassen sich zu zwei und zwei bei den Händen und folgen ihm, sporenklirrend und stampfend. Ist man Gast und versteht zufällig



General



Russischer Offizier beim Mittagessen.
Beobachtet im Speisesaal des Hotels.



Ankunft der ersten gefangenen französischen Soldaten in Frankfurt a. M. Phot. Junior.

nichts von den phantasievollen Künsten der Mazurka, so verhilft einem das nicht zur Ruhe. Im Gegenteil: Man muß dem „Freund und Bruder“ die Hand geben und wird von diesem derart herumgewirbelt, daß einem die Brandung zwischen Scylla und Charybdis wie ein Schlafsofa erscheint. Das Ende derartiger Feste läßt sich nicht beschreiben. Schon deshalb nicht, weil sie noch niemand mit vollem Bewußtsein erlebt hat. Die Garde, die im russischen Offizierkorps einzig Geld hat, arbeitet nicht nur in Alkohol, spielt auch. Meist geschieht das in den verschwiegenen Hinterzimmern der Feudalrestaurants zwischen eleganten Halbweltdamen, die übrigens für das Kiebitzen bezahlt werden. Mitunter dienen auch die fürstlich ausgestatteten Wohnungen dieser Damen, die in teuerster Gegend, an der Moika oder Millionaja (der „Millionenstraße“) hausen, zu diesen Spielabenden. Ungeheure Summen werden an den Spieltischen umgesetzt, und selbst die 2 pCt., die mitunter von den verlierenden Offizieren bezahlt werden, repräsentieren runde Beträge. Die Garde-Offiziere sind im Gegensatz zu ihren Kameraden von der Linie, die in oft polizeiwidrig graugrünen Paletots herumlaufen, elegant gekleidet. Ihre Mäntel schmückt nicht selten der vornehme Zobel. Mit der inneren Vornehmheit freilich sieht es hierzulande bei diesen Herren recht trübe aus. Es ist mir da ein Vorfall in der Erinnerung. Es war im Oktober vorigen Jahres, im Zirkus Ciniselli. In einer Loge saßen drei Midshipmen, die offenbar zu viel getrunken hatten und Unfug trieben. Ein älterer Offizier, der in einer anderen Loge saß, rief einen der drei Offiziere zu sich und bedeutete ihm, daß er es für passend finden würde, wenn er und seine Kameraden sich entfernen wollten, erzielte aber damit keinen Erfolg. Einer der Clowns, der mit einem anderen eine Duellszene hatte, sah sich erst seinen Partner, dann die Offiziere an und bemerkte dann trocken: „Jetzt weiß ich wirklich nicht, wen ich zuerst herunterschießen sollte.“ Das Publikum applaudierte stürmisch.



Das Kaiserpaar im Gespräch mit Offizieren nach dem Feldgottesdienst.
Der Kaiser. Die Kaiserin beim Ueberreichen von Rosen an die Offiziere. Hofphot. Niederastroth



„Mit dem guten Wetter ist es für den Sommer vorbei. Die friedliche Sonne wird durch gewitterschwangere Wolken verdeckt, und der erste Donnerschlag jagt Badereisende und Touristen in die Heimat zurück."
(Aus dem Kladderadatsch" 1870.)

Kriegs-Humor aus dem Jahre 1870

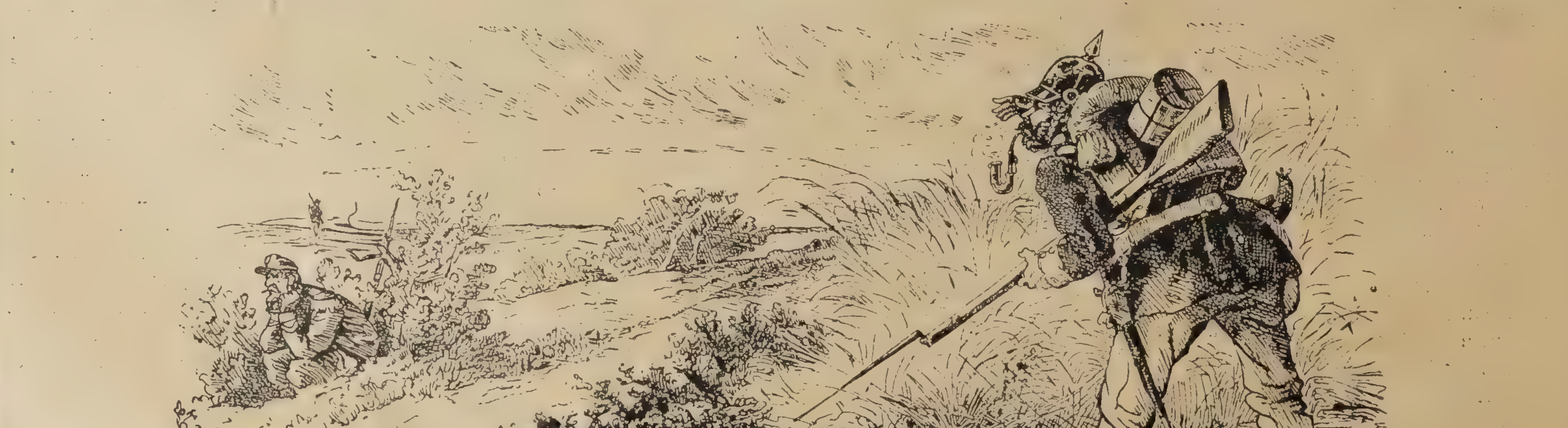
Der derbe, männlich wirkende Humor, der schon 1870 die schönsten Blüten hervorbrachte und der der innerlichen Ueberlegenheit und dem unerschütterlichen Rechtbewußtsein unseres Volkes entspricht, hat sich auch jetzt wieder gezeigt. Die Eisenbahnwagen, die unsere Soldaten an die Grenzen schaffen, waren bedeckt mit lustigen Inschriften und Versen. „Extrazug zum Schützenfest in Petersburg." — „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen!" — „Ein Waggon Wichse für Frankreich!" — „Nikolaus, Du bist ein Lump, lebst vom Wortbruch und vom Pump!" — „Sitzungszimmer für die Kommission zur Eingemeindung Rußlands!" und viele andere zeigten an, daß die Soldaten voll draufgängerischen Mutes waren. Auch Lieder, die nach bekannten Melodien für den Krieg zurechtgezimmert waren, konnte man hören. „Rußland und Serbien, jetzt müßt Ihr sterbien!" — „Ja, die Russen sind alle Verbrecher, aber Dresche, die kriegen sie doch!" klang es aus den Reihen der marschierenden Truppen. Aus einer Reservistentruppe hörte man das Lied: „Oh Warschau, oh Moskau, Ihr werdet noch so schön, wenn dort erst statt der Russen die deutschen Truppen steh'n!" Auch bei dem Ansturm der Freiwilligen, die sich zu Tausenden bei den Regimentskommandos meldeten, kam es in dem leidenschaftlichen Begehren um die „Anstellung" als Soldat oft zu lustigen Szenen. So wartete vor dem Fenster eines Regiments-Bureaus eine ganze Schar Freiwilliger, die der Wachtmeister nacheinander aufrief. Plötzlich sagte einer, dem das Warten zu lange dauerte: „Herr Wachtmeister, wat wird mit Biermann?" — „Wer ist denn Biermann?" — „Biermann bin ick!" sagt der Fragende. — „Biermann wartet!" ruft der Wachtmeister zurück. Auch die Sammelstellen der „Kriegshilfe" erleben bei allem Ernst der Lage doch manches Heitere. Der Kampf, der gegen alles Fremde überall einsetzte, hat auch auf die vielen französischen Ausdrücke auf Schildern und Speisekarten übergegriffen. In einem Gasthaus forderte jemand „Fromage de Brie" oder „Camembert". „Den haben wir nicht", sagt der Kellner, es gibt nur noch Holländer und Schweizer, die sind neutral!"



Rhein-Reise und Fall.
An den Rhein, an den Rhein,
zieh nicht an den Rhein!
Mein Sohn ich rate Dir gut.
(Aus dem „Kladderadatsch" 1870.)



Eine Pariser Wildbret-Handlung zur Zeit der Belagerung.
(Aus dem „Kladderadatsch" 1870.)



„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub' es ist Napolium!
Was hat der 'rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!"
(Aus dem bekannten Lied des Füsiliers Kutschke.)

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Attacke.

Nach einem Gemälde von Prof. Angelo Jank.
Verlag Brackl's Kunsthaus in München.

Sturmzeichen

Roman von Richard Skowronnek

Unser Roman „Sturmzeichen“ hat eine ungeheure Aktualität bekommen. Fast über Nacht ist Skowronneks Roman zu einer überraschenden Voraussage der großen Ereignisse geworden, vor die jetzt die deutsche Nation, ihr Höchstes verteidigend, sich gestellt sieht. Wir geben im folgenden den wesentlichen Inhalt des bisher gedruckten Teiles zusammenfassend wieder.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Kapitel

Am Balkan haben sich die Kriegswolken entladen, Rußland macht gegen Oesterreich mobil, und jede Stunde kann für das gemeinsam mit dem Bundesgenossen bedrohte Deutschland die eiserne Notwendigkeit bringen. Im Großen Generalstab am Königsplatz zu Berlin wird Tag und Nacht gearbeitet. Viele Wochen lang hat, wie alle seine Kameraden, der Hauptmann im Generalstab Gaston von Foucar die äußerste Energie betätigt. Jetzt winkt ihm ein Kommando zur Front. Er soll als Rittmeister zu einem Dragoner-Regiment, das in einer ostpreußischen Stadt in Garnison steht. Aber bevor er Berlin verläßt, wird er in einen Konflikt hineingezogen, der seine ganze Zukunft gefährdet. An einem Renntag lernt er Frau Josepha Rheinthaler kennen, eine ehemalige Bühnenschönheit, die Gattin eines zynischen Sportmanns und Grubenbesitzers, deren Reiz ihn trotz seines Widerstrebens lockt. In einer Aufwallung, die nicht nur Taumel der Sinne ist, gelobt er ihr, sie aus der Ehe, in der sie lebt, zu befreien, sie zu heiraten; und die Frau, die mit der Neigung des Offiziers zuerst nur gespielt hat, verpflichtet ihn drängend auf seinen Manneschwur. Zu spät sieht er, daß ein bißchen Mitleid und ein plötzliches Begehren ihn fortgerissen haben. Von schwerem Gewissenskampf erschüttert, fährt er in seine neue Garnison. In der Bahn begegnet er dem ostpreußischen Reichstagsabgeordneten von Gorski und dessen Tochter Annemarie, deren natürliche Anmut und Heiterkeit ihm wohltun. Doch er erfährt, daß sie mit dem Rittergutsbesitzer Hermann von Brinckenwurff so gut wie verlobt ist. Ein Brief, den Ursula, die alte, ihrer Herrin fanatisch ergebene Dienerin Josephas, an ihn schreibt, benachrichtigt ihn von dem jähen Tode Rheinthalers. Ein Herr von Wodersen, der Foucars Beziehungen zu Josepha mit dem Argwohn hemmungsloser Eifersucht verfolgt hat, hat sich vor der Villa Rheinthaler erschossen. Josepha erbt das ganze Vermögen ihres Mannes. Angeekelt bittet Foucar sie, ihn seines Wortes zu entbinden. Dann versenkt er sich wieder in seine militärischen Aufgaben. Das Offizierkorps, zu dem auch zwei Vettern Annemaries, die beiden

Leutnants von Gorski, gehören, hat vor dem neuen Schwadronsführer großen Respekt, aber seine verschlossene Natur hindert eine herzlichere Annäherung. Foucar haust einsam in seiner Wohnung. Sonderbare Vorfälle machen ihn stutzig. Er empfängt russisch und deutsch adressierte Briefumschläge aus Warschau mit zerfetztem Zeitungspapier als Inhalt. Der Schankwirt Burdenko, der ihn russisch lehrt, ein unsicherer Kantonist, vermag ihm die Sache nicht zu erklären. Aus einem Garten, der seiner Wohnung gegenüberliegt, wird er beobachtet. Annemarie und ihren Vater hat er nicht mehr aufgesucht. Erst ein Gespräch mit Karl von Gorski, dem einen der Brüder, schafft ihm Erleichterung. Mit Wärme tritt der Leutnant hinfort für ihn ein. Ein Grenzzwischenfall, bei dem Foucar dem Rittmeister einer russischen Dragonerschwadron, von der ein Unteroffizier sich auf deutsches Gebiet verirrt, mit Schneid gegenübertritt, verschafft ihm stürmische Sympathien. In der Wohnung seines Kameraden von Lüttritz begegnet er Annemarie.

*

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

*

16. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

In dem behaglichen Wohnzimmer, dessen Fenster zur Abwehr der draußen herrschenden Hitze durch dicke Vorhänge verdunkelt waren, wurde Gaston vom Ehepaar Lüttritz empfangen. Eine junge Dame, die mit dem Rücken zum Fenster gesessen hatte, stand auf und kam näher. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, denn seine Augen waren noch vom hellen Sonnenlicht geblendet und mußten sich erst an das Halbdunkel gewöhnen. Aber er spürte im Herzen, wer da auf ihn zukam.

Frau von Lüttritz sagte lächelnd: „Die Herrschaften sind sich wohl nicht mehr fremd. Fräulein von Gorski hatte im Städtchen zu tun und war so liebenswürdig, mich zu besuchen.“

Gaston verneigte sich schweigend. Eine seltsame Beklommenheit hatte ihn plötzlich überfallen, wie vor einer kommenden Entscheidung. Annemarie streckte ihm die Hand entgegen. Ihre Stimme klang ein wenig unsicher.

„O ja, ich entsinne mich. Ich kam damals mit Papa aus der Königsberger Klinik.“

Er wollte ihre Hand an die Lippen ziehen, sie aber wehrte ab, und eine feine Röte stieg in ihren Wangen empor.

Frau von Lüttritz mischte mit Eifer und Sachverständnis das kühlende Getränk, ihr Gatte, ein gutmütiger dicker Herr mit blondem, kurzgestutztem Bart, sah ihr interessiert zu.

„Nimm nicht so viel von dem teuren Kognak rein, Lottchen! Nachdem er mich schon militärisch geschädigt hat, der brave Foucar, ist es doch nicht nötig, daß er mich jetzt arm macht.“

Man setzte sich lachend um den Tisch herum. Das Gespräch wandte sich den Ereignissen des Vormittags zu. Und der Rittmeister von Lüttritz bekannte ehrlich, er sei heilfroh, nicht an der Stelle seines Kameraden Foucar gewesen zu sein. Er hätte den ersten zornigen Zuruf des russischen Schwadronschefs wahrscheinlich mit einer hanebüchenen Grobheit beantwortet, und der Ramsch wäre fertig gewesen! Und da Annemarie noch nicht wußte, um was es sich handelte, schilderte er den Zusammenstoß an der Grenze, wie er ihm von dem jüngeren Gorski auf dem Heimwege erzählt worden war. Er wurde ordentlich lebhaft dabei und schloß mit der neidlosen Anerkennung, er hätte eine so elegante Abfuhr nicht fertig gekriegt mit seinem schwerfälligen Temperament. Dazu gehörte doch wohl ein Tröpfchen von dem Blute derer, die gewöhnt wären, das leichte Florett zu führen statt des schweren Säbels.

Die Damen hatten mit glänzenden Augen zugehört. Gaston verwahrte sich dagegen, daß man aus einer Unbeträchtlichkeit eine Heldentat machte, aber sein Protest klang nicht mehr so echt, wie noch wenige Stunden zuvor, als er den kleinen Gorski anschrie. Nun, wer an seiner Stelle hätte wohl anders gehandelt, wenn vor der heimlich Geliebten sein Loblied gesungen wurde?

Frau von Lüttritz wurde plötzlich ins Kinderzimmer abgerufen. Sie warf im Abgehen dem Gatten einen Blick zu. Da entsann sich dieser mit einem Male, er habe der im Nebenzimmer wartenden Ordonnanz ein paar eilige Unterschriften zu geben, und entschuldigte sich mit der Versicherung, er komme sofort wieder zurück. Gaston merkte, daß freundliche Hände ihm die Gelegenheit zu einer Aussprache bereitet hatten, und da gab er sich einen Ruck. Wer mochte wissen, wie lange die Zeit des Alleinseins dauerte, und dann war der günstige Augenblick verpaßt. Nur, als er zu sprechen begann, klang seine Stimme heiser vor Erregung.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie werden sich gewundert haben, daß ich Ihrer so freundlichen Einladung bisher nicht gefolgt bin. Das hatte seine Gründe. Ich schleppte etwas mit mir herum, wovon ich mich erst später freigemacht habe. Damit wollte ich Ihnen nicht unter die Augen treten. Ich erschien mir zu unwürdig. Ehe ich aber weiter spreche, müssen Sie die Güte haben, mir eine kurze Frage zu beantworten. Mir ist erzählt worden, Sie würden sich demnächst verloben. Ist das wahr?“

Annemarie saß verwirrt da, die Wangen mit Blut übergossen. Sie selbst hatte ihre Freundin Lüttritz gebeten, den Herrn von Foucar anzurufen, wenn er vorüberreiten würde, weil sie ihm etwas zu sagen hätte. Jetzt aber war sie erschreckt von dem Ungestüm, mit dem er auf sein Ziel losging. Und es dauerte ein Weilchen, bis sie die Antwort fand.

„Nein,“ sagte sie leise, „ich habe ihm geschrieben, er dürfe sich keine Hoffnungen mehr machen. Er würde selbst am besten wissen, weshalb nicht mehr. Also ich werde mich nicht verloben.“

Da überflutete ihn das Glück, machte ihn übermütig und froh. Er lachte auf.

„Das wollen wir denn doch nicht verreden! Ich rechne sogar sehr stark darauf, aber mit mir!“ Und als sie ihr Gesicht noch tiefer senkte, griff er nach ihrer Hand.

„Fräulein Annemarie, das ist wie heute vormittag, wenn der Augenblick da ist, muß man nicht zaudern, sondern handeln. Seit dem ersten Tage, wo ich Sie gesehen habe, bin ich krank vor Sehnsucht, und daß ich Ihnen auch nicht gleichgültig bin — also sonst wären Sie doch nicht hier! Na und jetzt . . .“ Ob er sie nun an der Hand in die Höhe gezogen hatte, oder ob sie aus eigenem Antrieb aufgestanden war, wußten sie später nicht zu sagen. Das war wohl ganz von selbst gekommen, daß sie mit einem Male in seinen Armen lag.

So standen sie eine ganze Weile lang, wie in eine ferne Welt entrückt, in der lauter Glück herrschte und Seligkeit. Küßten sich stumm und freuten sich, daß sie zueinander gefunden hatten, als es noch Zeit war. Und dann saßen sie wieder auf ihren Stühlen und schwatzten törichtes Zeug, wie es alle Verliebten taten seit Anbeginn der Welt.

Frau von Lüttritz kam wieder ins Zimmer und schlug in komischem Erstaunen die Hände zusammen.

„Um Gotteswillen, Annemieze, wie siehst Du aus! Im Gesicht ganz bemalt und die Bluse voll Flecken. Ich hatte mir's gleich gedacht, Du hättest zu der Unterredung mit dem bestaubten Reitersmann 'was Helleres anziehen sollen.“

Da warf Annemarie sich ihr mit Lachen und Weinen in die Arme: „O Gott, Lottchen, das ist ja ein ganz schrecklicher Mensch! Meinst Du, er hätte mich gefragt? Er nahm mich einfach in seine Arme.“

Frau von Lüttritz klopfte ihr den Rücken.

„Aber es war Dir nicht unangenehm! Das ist die Hauptsache. Na, ich gratuliere herzlich.“

Der Hausherr kam aus dem Nebenzimmer, merkwürdigerweise mit einer eisgekühlten Flasche Sekt in der Linken, während hinter ihm der Bursche ein Tablett mit vier Gläsern trug. Es folgte eine frohe Viertelstunde, in der man an nichts anderes dachte als an das Glück des Augenblicks. Der Rittmeister von Lüttritz hob sein Glas.

„Na prost, junges Brautpaar, von Herzen alles Gute! Jetzt fange ich auch an, vor Ihren strategischen Talenten Respekt zu kriegen, lieber Foucar. Das war eben noch fixer als die Eroberung der beiden Batterien. Aber jetzt würde ich an Ihrer Stelle 'was opfern, wie der hochselige König Polykrates. So viel Glück an einem Tag war ja noch nicht da.“

Die Gläser klangen aneinander. Draußen auf dem Vorplatz schrillte die Türglocke. Unwillkürlich horchten die vier im Zimmer auf. Eine barsche Stimme war zu hören: „Ist Fräulein von Gorski bei Ihnen?“

„Ich weiß nicht, Herr Leutnant,“ antwortete der Bursche, „ich muß mal erst fragen.“

„Um Gottes willen,“ sagte Annemarie halblaut, „sein Bruder! Er kommt, mich zur Rede zu stellen.“

Herr von Lüttritz kratzte sich den Kopf.

„Ich hab's vielleicht beschrien. Der Ernst des Lebens meldet sich! Und was macht man da bloß?“

Gaston richtete sich auf.

„Wenn Sie mir gestatten würden, lieber Lüttritz, den Leutnant von Brinckenwurff in Ihrem Arbeitszimmer zu empfangen?“

„Nicht um alle Länder, die das Meer umspült! Sie kennen ihn nicht so gut wie ich. Der riskiert Kopf und Kragen, wenn er sich 'was auf die Hörner genommen hat. Sie können sich nicht vorstellen, was das Festlein, das wir eben feierten — also was für einen Affront das für die Familie Brinckenwurff bedeutet. Da muß die Angelegenheit diplomatisch behandelt werden!“

Während die beiden Herren noch sprachen, war der Bursche ins Zimmer gekommen, hatte gefragt, welchen Bescheid er dem draußen wartenden Herrn von Brinckenwurff ausrichten sollte. Annemarie warf den Kopf zurück, ihre feinen Nasenflügel bebten vor Erregung, aber ihre Stimme klang frei: „Erlaubst Du, liebes Lottchen? Dann sagen Sie dem Herrn Leutnant, ich bin hier!“

Ein baumlanger Offizier trat auf die Schwelle, in dem bartlosen, fast noch knabenhaften Gesicht stand eiserne Entschlossenheit. Er verneigte sich in gemessener Haltung.

„Gnädige Frau — Herr Rittmeister . . . ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe . . . mein Bruder sitzt in meiner Wohnung, ganz niedergebrochen und zerschmettert . . . bei dem nahen Freundschaftsverhältnis, in dem Sie zu Fräulein von Gorski stehen, werden Sie wohl schon wissen weshalb. Und da werden Sie es mir vielleicht nachsehen, daß ich hier so formlos eingedrungen bin. Ich bitte um die Erlaubnis, Fräulein von Gorski unter vier Augen sprechen zu dürfen.“

Annemarie war zu Gaston getreten. Sie hob

den Kopf, aus ihren blauen Augen sprühte heller Zorn.

„Hat Dein Bruder Hermann nicht meinen Brief bekommen?"

„Allerdings. Aber wäre es nicht besser, wenn wir die Erörterung darüber . . ."

„Ich habe vor keinem Menschen 'was zu verbergen. Und meinem Brief nichts hinzuzufügen. Er war doch deutlich genug?"

„Nicht ganz. Es fehlte jeder vernünftige Grund. Auf ein paar unbewiesene Klatschereien hin oder aus einer augenblicklichen Laune macht man einen anständigen Menschen doch hier nicht vor aller Welt zum Kindergespött."

Annemarie lachte bitter auf.

„Ach, darum geht es Euch? Und ‚Laune' nennst Du das, wenn ich mich Nächte lang gewunden habe vor Qual und Scham? Als ich die Wahrheit erfahren hatte . . . Und jetzt sag Deinem Bruder, es ist vorbei. Ich habe mich eben mit Herrn von Foucar verlobt. Weil ich ihn achte und liebe. Deinen Bruder aber . . ."

Frau von Lüttritz schrie auf.

„Um Gottes willen, Kind, bedenk', was Du sprichst!"

Annemarie biß einen Augenblick lang die Zähne aufeinander, dann machte sie eine heftige Bewegung.

„Er hätte mich nicht herausfordern sollen!" Und, vor Erregung bebend, wandte sie sich zu dem jungen Offizier.

„Grüß Deinen Bruder, die Annemarie von Gorski läßt sich keine Kandaren anlegen! Und er soll seinem Schöpfer danken, daß ich ihn nur verachte. Wenn ich ihn lieb gehabt hätte, hätte ich ihn mit der Reitpeitsche vom Hof gejagt für den Schimpf, den er mir angetan hat. Während er bei mir um das Jawort bettelte, dachte er an eine andere. Und an was für eine! An eine, zu der man im Dunkeln schleicht, und der hat er dasselbe geschworen wie mir."

Die Stimme brach ihr, sie tastete mit der Hand nach rückwärts. Gaston trat hinzu und fing sie auf.

Der jüngere Brinckenwurff zuckte mit den Achseln. Sein Gesicht blieb ruhig, nur die Stimme flatterte ihm ein wenig.

„Das sind unbewiesene Klatschereien. Ich wiederhole es nachdrücklich. Mit Dir, Annemarie, kann sich mein Bruder jetzt wohl nicht mehr auseinandersetzen. Aber es sind ja andere vorhanden, die Deine Worte vertreten werden."

Gaston hob die Hand.

„Das letzte war überflüssig, Herr von Brinckenwurff. Es dürfte sich empfehlen, daß Sie meiner Braut weitere Betrachtungen über die Empfindungen Ihres Herrn Bruders ersparen. Wir beide werden uns an anderem Orte aussprechen."

Der Lange klappte die sporenbewehrten Absätze zusammen.

„Sehr wohl, Herr Rittmeister! Darf ich fragen, wann Herr Rittmeister heute nachmittag für den Beauftragten meines Bruders zu sprechen sein werden?"

„Zwischen fünf und sechs. Bis dahin habe ich Dienst!"

„Sehr wohl, Herr Rittmeister. Gnädige Frau, ich bin todunglücklich, daß ich in Ihr friedliches Haus eine solche Aufregung gebracht habe — es war nicht meine Schuld. Empfehle mich ganz gehorsamst."

Er schloß hinter sich die Tür. Annemarie lehnte mit geschlossenen Augen an der Brust ihres Verlobten, die beiden anderen in dem halbdunklen Zimmer standen schweigend. Wie ein aus heiterem Himmel plötzlich hereinbrechendes Gewitter war das eben gekommen.

Nach einem kleinen Weilchen kratzte Herr von Lüttritz sich den Kopf: „Verflucht, verflucht! Wenn man das hätte voraussehen können!"

„Ah nein! Das alles ist doch Unsinn! Wohin sollen wir denn kommen, wenn ein junges Mädchen sich nicht mehr frei entschließen kann, ohne daß der abgewiesene Freier sofort mit der Pistole herumfuchtelt?"

„Mein liebes Lottchen, dabei kommt es, wie bei vielen Dingen auf dieser Welt, auf das Drum und Dran an! Hier zum Beispiel auf das Tempo der aufeinanderfolgenden Ereignisse. Deine liebe Freundin Annemarie hätte — na, sagen wir mal — zwei Wochen warten müssen, ehe sie nach dem erteilten Korb sich verlobte. Da konstruiert der Abgewiesene einen ursächlichen Zusammenhang und trachtet danach, den Störenfried abzuschießen."

„Aber das ist doch . . ." Frau von Lüttritz unterbrach sich selbst: „Wir stehen und schwatzen und das arme Mädel kommt nicht wieder zu sich." Sie eilte hinaus und kehrte nach kurzer Zeit mit einer Flasche Kölnischen Wassers zurück. Gaston hatte die immer noch Bewußtlose zum nächsten Stuhl getragen, erst unter den Bemühungen der Frau von Lüttritz kam sie wieder zu sich. Aber es dauerte eine Weile, bis sie sich entsann, was eben geschehen war. Da entschuldigte sie sich bei ihrer Freundin wegen der Ungelegenheiten, die sie ihr bereitete. Sonst sei es nicht ihre Art, gleich einem nervösen Pensionsfräulein in Ohnmacht zu fallen. Und mit einem matten Lächeln fügte sie hinzu, das läge wohl daran, daß sie in den letzten vierundzwanzig Stunden vor Zorn, Aufregung und Bangen keinen Bissen über die Lippen gebracht hätte.

Herr von Lüttritz lachte auf und bedeutete dem neben ihm stehenden Rittmeister von Foucar durch einen heimlichen Rippenstoß das gleiche zu tun.

„Ha ha, ja natürlich . . . und dann auf den nüchternen Magen 'ne Verlobung . . . zu komisch ist das! Na dann, Lottchen, sorg' dafür, daß unsere kleine Freundin 'was zu essen kriegt! Wir aber, lieber Foucar, lassen die beiden Damen wohl jetzt allein. Vielleicht holen Sie Ihr Fräulein Braut in einer Stunde ab, um mit ihr nach Kalinzinnen zu fahren. Zu dem zunächst ergrimmten, dann aber in Rührung zerschmelzenden Herrn Schwiegerpapa."

Annemarie streckte ihrem Verlobten die Hand entgegen. „Es wird nicht so schlimm werden — dazu hat er mich viel zu lieb." Herr und Frau von Lüttritz hatten sich diskret abgewandt. Da stand sie auf und bot Gaston ohne Zieren die Lippen. Dann aber raunte sie an seinem Ohr: „Verzeih, daß ich mich vorhin so fortreißen ließ. Es war viel Angst dabei, sie könnten uns wieder auseinander bringen. Und weißt Du, wann ich mich in Dich verliebt habe? Als Du mir in der Eisenbahn damals das Buch aufhobst. Deine lieben blauen Augen hatten es mir angetan."

Er nahm sich gewaltsam zusammen, obwohl es ihn wie ein körperlicher Schmerz durchzuckte. Dieselben Worte hatte vor langen Wochen eine andere gesprochen. Oder geschrieben, das wußte er nicht mehr genau. Aber mit diesen sentimentalen Erinnerungen mußte es endlich aus sein. Er war doch kein Verbrecher, dem bei jeder Gelegenheit das Gewissen schlagen mußte.

Herr von Lüttritz hatte seinen Gast bis auf die Straße hinausbegleitet.

„Gott sei Dank," sagte er, „Fräulein von Gorski scheint es gar nicht gehört zu haben, daß der ältere Brinckenwurff Ihnen ans Leder will. Und es ist gut so, daß sie sich nicht unnütz beunruhigt. Mein liebes Lottchen hat mir vorhin den Denkapparat geschärft. In diesem Fall wäre es wirklich Unsinn, wenn Sie sich ihm stellen wollten. Sie können doch — weiß Gott — nichts dafür, daß Herr von Brinckenwurff sich bei Fräulein von Gorski einen Korb geholt hat. Also werde ich mir meinen besten Frack anziehen und zum Kommandeur steigen. Ich schätze, er wird danach Gelegenheit haben, den eigentlich törichten Konflikt im Keim zu ersticken."

Gaston hob den Kopf.

„Heißen Dank, lieber Lüttritz, für die gute Absicht, aber ich möchte Sie bitten, diesen Besuch zu unterlassen. Die zukünftige Baronin Foucar von Kerdefac hat sich das Vergnügen gemacht, einen Lästigen temperamentvoll in seine Schranken zu weisen. Mir steht es nicht zu, daran Kritik zu üben. Es hat ihr so beliebt, und ich habe nichts weiter zu tun, als für die Folgen einzutreten."

„Donnerwetter noch mal," sagte der dicke Rittmeister in ehrlicher Bewunderung, „ein Standpunkt! Ein bißchen ancien régime . . . aber Ihr mit dem französischen Blut: immer noch mon coeur aux dames!"

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Züge aus großer Zeit.

Aus Erinnerungen von Kriegsteilnehmern 1870/71.

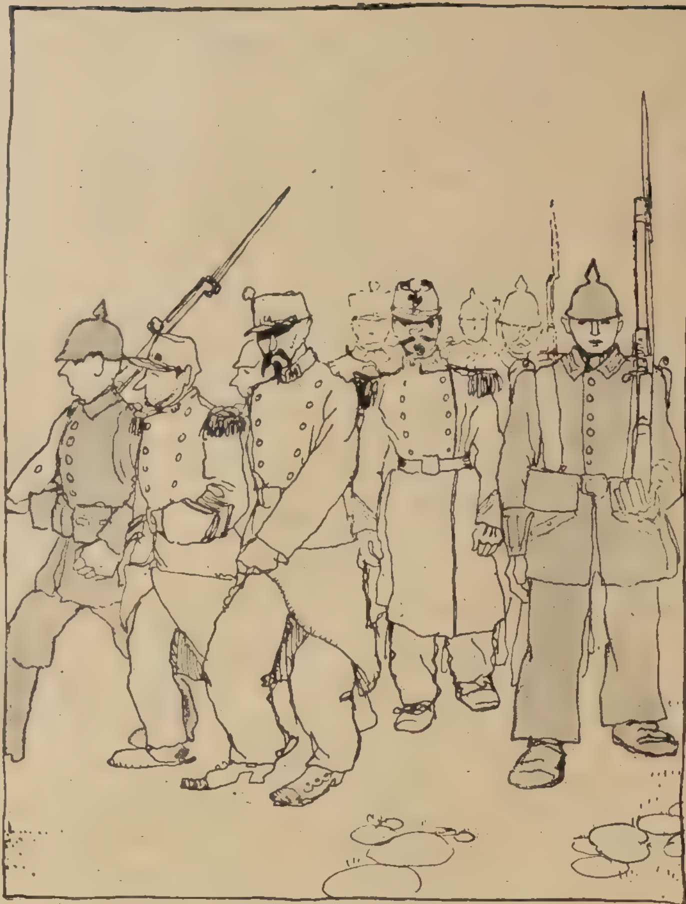
Ehe wir in Aßweiler einrückten, begegneten wir einem braunschweigischen Husarenoffizier, Leutnant von König. Er kam von einer Patrouille, die er mit vier Husaren gemacht hatte, und trug einen ungeheuren Schlüssel in der Hand. Er war bis Saargemünd geritten. Mitten in dem Städtchen hatte er zwei feindliche Kompagnien getroffen, weshalb er sich den Maire kommen ließ und ihm drohte, Saargemünd sofort bombardieren zu lassen, wenn diese Kompagnien die Stadt nicht alsbald räumten. Der Maire wußte nicht, was diesen vier Husaren folgte, erbat und erlangte die sofortige Räumung der Stadt durch die feindliche Infanterie und übergab dem Offizier den Schlüssel der Stadt für den Prinzen Friedrich Karl. So fiel dieser wichtige Engweg ohne Schuß in unsere Hände. Auf diese Meldung sandte man gleich Infanterie auf Wagen dorthin, und der Prinz Friedrich Karl kommandierte sich den kühnen Braunschweiger sofort als Ordonnanzoffizier in seinen Stab, wo er den Scherznamen „Herzog von Saargemünd" erhielt.

*

Der Feind hatte infolge der Ereignisse des 6. August, die wir nur als Erfolge zweiter Ordnung ansahen, die Fassung verloren und anscheinend beschlossen, sich unter den Schutz der Festung Metz zu begeben. Mit der Ratlosigkeit des Feindes wuchs unsere Zuversicht. General von Dannenberg bezeichnete dies scherzhaft mit den Worten: „Es kommt nur darauf an, daß wir uns ein wenig weniger fürchten als die da drüben."

*

Aergerlich stellten sich die einzelnen Infanteriezüge und -halbzüge in die Batterie-Intervalle und formierten sich in zwei Gliedern. Ich tadelte diesen Unverstand und befahl, sie sollten sich einzeln mit Zwischenräumen von einem Schritt auf die Erde legen, um Verluste zu vermeiden. Ein Offizier antwortete mir, es sei gegen die Ehre der Infanterie, sich hinzulegen und zu ducken, wenn die Kameraden von der Artillerie aufrecht stehend im Feuer ihre Geschütze bedienen müßten. Ich brachte ihn mit der Bemerkung zur Vernunft, daß die größte Ehre des Soldaten im Gehorsam bestehe. Jetzt geschah, was ich gesagt, und kaum hatte ich mich fortgewandt, als eine feindliche Granate in die Stelle einschlug, auf der sich der Zug befand. Ich sah aus dem Staube und Pulverdampf der Explosion zwei Oberkörper wie rechts und links auseinander fliegen. Daher wandte ich mein Pferd, ritt wieder hin und fragte, ob jemand getroffen sei. „Det hat noch janz jut gegangen," riefen die Leute lachend. Die Granate war zwischen zwei liegenden Leuten tief in die Erde gedrungen und hatte sie nur mit Erde und Sand überschüttet.



Illustrierte Pariser „Siegesdepesche":
„Die ersten Franzosen sind heute in Frankfurt a. M. eingerückt."

*

Nach der Schlacht von Sedan ritt ich, erzählt der Artilleriegeneral Prinz Kraft zu Hohenlohe, in der Nacht einen Feldweg entlang, in der Ueberzeugung, daß derselbe doch irgendwohin führen müsse. Nach einer Weile sahen wir Licht in der Ferne und beim Näherkommen Häuser. Am Eingange des Dorfes fuhr ein Schwein meinem Pferde grunzend und quiekend unter die Vorderbeine. Hinter dem Schwein kam ein gemeiner Dragoner, der es an einem Hinterfuße hielt. Dieser Dragoner war der Sohn des Bundeskanzlers, Graf Bismarck, der für seine Eskadron Lebensmittel suchte und aus dem Dorfe, dessen Einwohner geflüchtet waren, dieses Resultat seiner Fouragierung vor sich her trieb.

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bat — ber — chri — de — eu — kei — ko — men — mut — neu — neh — pe — rant — ri — rie — rung — si — stoph — ter — te — ti — tral — tür — to — ü — ve — zau

sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, den ersten großen Erfolg des deutschen Heeres im gegenwärtigen Kriege nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Widerruf. 2. Muse. 3. Wagnis im wirtschaftlichen Sinne. 4. Heeresabteilung. 5. Altes schleswig-holsteinisches Adelsgeschlecht. 6. Landzunge. 7. Einspruchsrecht. 8. Ausdruck aus der Diplomatensprache. 9. Eine Charaktereigenschaft, die selten gut tut. 10. Balkanstaat. 11. Männlichen Vornamen.

Der Schlachtenlenker.

Jedes erste hat sein eig'nes Zwei
Und gehört oft selbst dem Ganzen an,
Der der Schlachten kluger Lenker ist.

Die Furcht des Feindes.

Weh, wenn erst zwei-drei um sich greift!
Mit eins mußt Du dann Hilfe holen.
Doch wenn eins-zwei-drei sind vereint,
Dann zeigt der Feind wohl bald die Sohlen!

Aufgebot.

Ist die Heimat in Gefahr,
Mädchen, Deine Tränen spar,
Muß ich mit dem Ganzen,
Dessen zwei durchs erste braust,
Mit dem Säbel in der Faust
Durch die Feindeslanzen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:
Bereit sein ist alles.
1. Berlocke. 2. Isobare. 3. Ithaka. 4. Kabuse. 5. Intarsi. 6. Säntis. 7. Tabora. 8. Beryll. 9. Eskorial.

Freundliche Wanderung: Augenweide.

Rebus:
Zwischen Welt und Einsamkeit
Ist das rechte Leben,
Nicht zu nah und nicht zu weit
Soll sie Dich umgeben.

Einschub-Rätsel: A(deb)ar — Aar, Adebar.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 35

Berliner Illustrirte Zeitung

30. August 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Helden von Lüttich.
Die ersten in den Kämpfen von Lüttich Verwundeten im Garten des Berliner Garnison-Lazaretts

DIE SIEGER UNSERER WEST-ARMEEN



Herzog Albrecht v. Württemberg,
der Sieger von Neufchateau.
Phot. Brandseph.



Kronprinz Rupprecht v. Bayern, der Sieger von Metz.
Hofphot. Franz Grainer.



Der Kronprinz,
der Sieger von Longwy.
Phot. Bieber. Verl. N. P. G.

Die großen Erfolge, die unsere Armee im Westen von Belgien bis herunter nach Lothringen errungen hat, sind mit dem Namen dreier deutscher Prinzen verknüpft. Der Führer der Deutschen bei den siegreichen Schlachten um Metz war Kronprinz Rupprecht von Bayern. Er ist 45 Jahre alt und bekleidet im Frieden den Rang eines Armee-Inspekteurs der deutschen Armee und eines bayerischen General-Obersten der Infanterie. Seine Gemahlin war die Herzogin Therese in Bayern, die vor 2 Jahren im Alter von 36 Jahren starb. Kronprinz Rupprecht hat jetzt die Truppen aller deutschen Stämme zum Siege geführt, und, wie das amtliche Telegramm sagt, die Linie Lüneville-Blamont besetzt. Nördlich von Metz, in der gleichen Front vorgehend, hat der deutsche Kronprinz die französische Armee bei Longwy, wo die belgische, französische und luxemburgische Grenze zusammentreffen, zurückgeworfen. Dafür erhielt er das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse. Herzog Albrecht von Württemberg, der den nördlichsten Teil dieser riesigen deutschen Schlachtfront kommandierte und eine über den Semois vordringende französische Armee schlug, ist bisher Armee-Inspekteur gewesen und steht im 49. Lebensjahre. Fast zur gleichen Stunde haben unsere Armeen den Vormarsch angetreten und die Franzosen in die Flucht gejagt.

Aus dem eroberten Brüssel



Aus dem eroberten Brüssel: Die Kongreßsäule.



Das Rathaus in Brüssel.
Verlag Carl Sander.

Am 4. August haben unsere Truppen die belgische Grenze überschritten, wenige Tage darauf fiel ihnen in einem fast beispiellos kühnen Ansturm das starke Lüttich in die Hände, und schon am 20. konnten die Deutschen in die Hauptstadt des Feindeslandes, in Brüssel, einziehen. Die gewaltige moralische Bedeutung dieses Ereignisses wird nirgends ihre Wirkung verfehlen. Unseren Soldaten und unserem nationalen Selbstgefühl erwächst aus diesem geradezu manövermäßig programmatischen Vormarsch der Deutschen Sicherheit und Anfeuerung, den Feinden Ernüchterung und Erschütterung der künstlich geschwellten Kriegsbegeisterung. Die neutrale Welt aber horcht aus dem Lügenmärchen, das die geschwätzige Berichterstattung der Feinde wob, auf die laute Stimme der Wahrheit. Mit der belgischen Hauptstadt haben die Unseren auch einen strategisch ungemein wichtigen Stützpunkt gewonnen; ein Eisenbahnknotenpunkt ersten Ranges ist im Besitze der Deutschen. Auf dem berühmt schönen Marktplatz Brüssels, wo das herrliche gotische Rathaus seinen schlanken Turm hoch in die Luft hinaufbaut, unter den goldenen Barockfassaden der uralten Gildehäuser kampiert deutsches Militär.



Der weltberühmte Justizpalast in Brüssel

DIE KÄMPFE ZUR SEE



Der deutsche kleine Kreuzer „Stralsund“ im Kampf mit englischen Torpedobootzerstörern in der Nordsee.
Für die B. J. Z. gezeichnet von Professor Hans Bohrdt.

Die beiden kleinen Kreuzer „Straßburg“ und „Stralsund“, die in der Nordsee auf englische Torpedobootzerstörer und Unterseeboote trafen, sind aus diesem ersten größeren Treffen siegreich hervorgegangen. „Straßburg“ schoß auf die Unterseeboote und traf auf etwa 10 km Entfernung so vorzüglich, daß ein feindliches Boot sank — die Rache für unser verlorenes „U 15“, das bekanntlich von einer Erkundungsfahrt nicht mehr zurückkam und, wie englische Blätter meldeten, von englischen Schiffen beschossen worden sein soll. Außerdem beschädigte unser Kreuzer „Stralsund“ die Torpedobootzerstörer durch einige Schüsse. Diese tapfere Fahrt der deutschen Schiffe hatte auch den Zweck, die Stellung der Feinde festzustellen und brachte ebenso wie die Späherfahrt eines deutschen Luftschiffes das Resultat, daß die deutsche Küste und die deutsche Nordsee frei vom Feinde sind.



Beförderung von Reservisten an Bord unserer Kriegsschiffe. Phot. Renard.



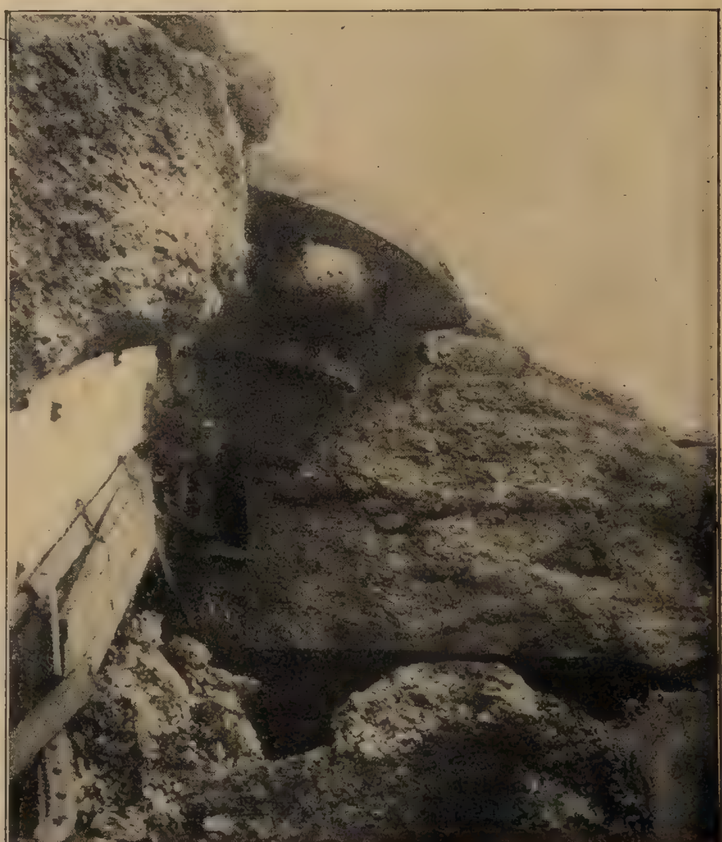
In einem erstürmten belgischen Dorf: Deutsche Patrouille auf der Suche nach Franktireurs. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Die Wirkung unserer Belagerungsgeschütze an den Forts von Lüttich.

DIE PANZERFORTS VOR LÜTTICH

Vom großen Generalstab haben wir die beiden nebenstehenden Bilder erhalten, die das Panzerfort Loucin der Festung Lüttich zeigen. Sie stellen die furchtbare Wirkung dar, die der Einzelschuß des deutschen 42 cm Belagerungsmörsers hat. Ein solches Geschoß durchbricht die stärkste Beton- und Panzerdecke. Auf unserem Bild (links) sieht man deutlich die ungeheure Wirkung des Schusses. Der drehbare Panzerturm ist umgefallen, darüber erkennt man noch die Laufschienen, auf der er sich bewegte; die darüber liegende mehrere Meter starke Betondecke ist glatt durchschlagen. Die andere Aufnahme zeigt, wie die deutschen Schüsse den Panzerturm in der Mitte förmlich aufgerissen haben. Oben liegt noch die kuppelartige Panzerdecke und darunter ist die Maschinerie bloßgelegt. Ringsum starren wie Felsen die zerschmetterten Betonmauern.



Panzerfort Loucin vor Lüttich, das durch die Schüsse des deutschen 42 cm-Belagerungsmörsers zerstört wurde.



Die Bayern beim Sturm auf Bazeilles. Nach dem Gemälde von Ludwig Putz. Mit Genehmigung des Verlages R. Oldenbourg-München.

DIE SCHLACHT BEI SEDAN

Unter den vielen siegreichen Schlachten des Feldzuges von 1870/71 hat die Schlacht von Sedan den größten unmittelbaren Erfolg aufzuweisen. Am Tage nach der Schlacht mußte sich die ganze französische Armee, die von allen Seiten von deutschen Truppen eingeschlossen war und für die es keinen Ausweg mehr gab, ergeben und wurde in die Gefangenschaft abgeführt. 83,000 Mann wurden kriegsgefangen, nachdem schon in der Schlacht selbst 21,000 Mann gefangen genommen waren. Außerdem waren 8000 Mann gefallen und 14,000 Mann verwundet, 3000 Mann nach Belgien übergetreten, so daß sich der Gesamtverlust der Franzosen auf 124,000 Mann belief. Mit der Armee war auch der Kaiser Napoleon gefangen, der bald darauf nach Wilhelmshöhe bei Kassel überführt wurde. Auch eine reiche Beute an Kriegsmaterial fiel den Siegern in die Hände: 1 Adler, 2 Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66,000 Gewehre und 60,000 noch brauchbare Pferde. Diese Erfolge waren mit verhältnismäßig geringen Opfern erzielt, denn die Verluste der deutschen Truppen beliefen sich auf 460 Offiziere und 8500 Mann an Toten und Verwundeten.



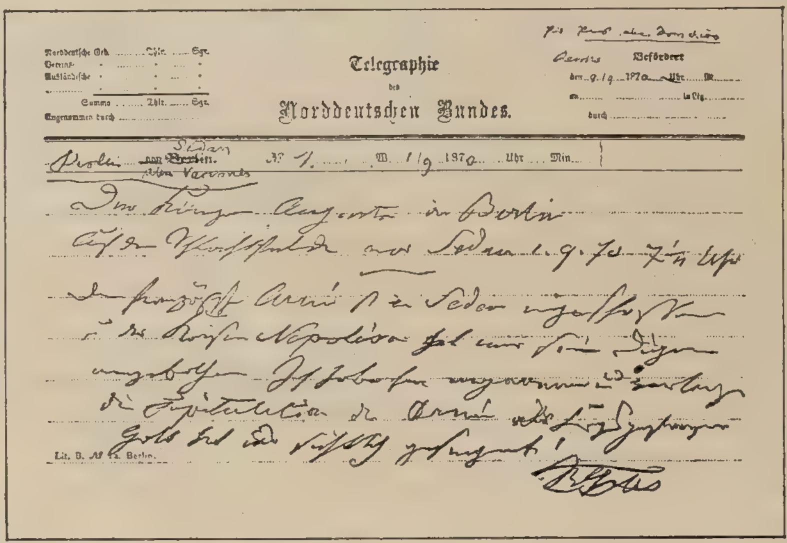
Moltke bei Sedan.
Teil aus dem Gemälde von Anton v. Werner. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Mit der Kapitulation von Sedan war auch der letzte Teil der Kaiserlichen Armee verschwunden. Ein Teil, die unter dem Marschall Bazaine stehende Rhein-Armee, war am 18. August bei St. Privat-Gravelotte geschlagen und nach der Festung Metz zurückgeworfen, wo sie, vom Prinzen Friedrich Karl eingeschlossen war. Der Marschall Mac Mahon hatte aus den Trümmern seiner bei Wörth geschlagenen Armee, aus zurückgebliebenen Teilen und aus Neuformationen im Lager von Châlons eine neue Armee gebildet, mit der er auf Veranlassung der Regierung von Paris an den deutschen, im Vormarsch auf Paris befindlichen Heeren vorbei längs der belgischen Grenze zum Entsatze der Rhein-Armee auf Metz vormarschieren wollte. Diese Bewegungen



Angriff des 1. bayrischen Armeekorps in der Schlacht bei Sedan. Nach dem Gemälde von F. Bodenmüller.

wurden von der deutschen Kavallerie rechtzeitig entdeckt und Moltke führte die deutschen Armeekorps unter Aufgabe der bisherigen Marschrichtung gegen Mac Mahon nach Norden. Es war dies der berühmte „Rechtsabmarsch", der in seiner musterhaften Anlage und Durchführung für alle Zeiten vorbildlich bleiben wird. Ehe die Franzosen in die Nähe von Metz gekommen waren, wurden sie angegriffen und an der Fortsetzung ihres Marsches gehindert. Von Anfang an hatte dem großen Strategen die Absicht vorgeschwebt, den Gegner nicht nur von dem Vormarsch auf Metz abzuhalten, sondern ihm auch den Rückmarsch abzuschneiden; allmählich glückte es, ihm auch den Weg nach Belgien zu verlegen, so daß ein Uebertritt auf das Gebiet dieses neutralen Staates unmöglich



Telegraphie des Norddeutschen Bundes.

Die Originaldepesche König Wilhelms an die Königin Augusta vom Schlachtfelde vor Sedan: „Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen und der Kaiser Napoleon hat mir seinen Degen angebothen. Ich habe ihn angenommen und verlange die Kapitulation der Armee als Kriegsgefangene. Gott hat uns sichtlich gesegnet! Wilhelm."

wurde. Von allen Seiten wurde Mac Mahon umschlossen, alle Versuche, den eisernen Ring zu durchbrechen, der sich um ihn legte, mißlangen. Sie scheiterten an der heldenhaften Tapferkeit der deutschen Truppen. Eng zusammengedrückt um die kleine, veraltete Festung Sedan, die keinen Widerstand leisten, den Truppen keinen Schutz bieten konnte, der Gefahr ausgesetzt, von den auf den Höhen aufgefahrenen deutschen Geschützen zusammengeschossen zu werden, blieb den Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Einen der größten, wirkungsvollsten Siege hatten die Deutschen errungen. Nur einem Korps, dem des Generals Vissoy, war es gelungen, zu entkommen. Es flüchtete nach Paris und bildete dort den Kern der Verteidigung. Der Vernichtungs-

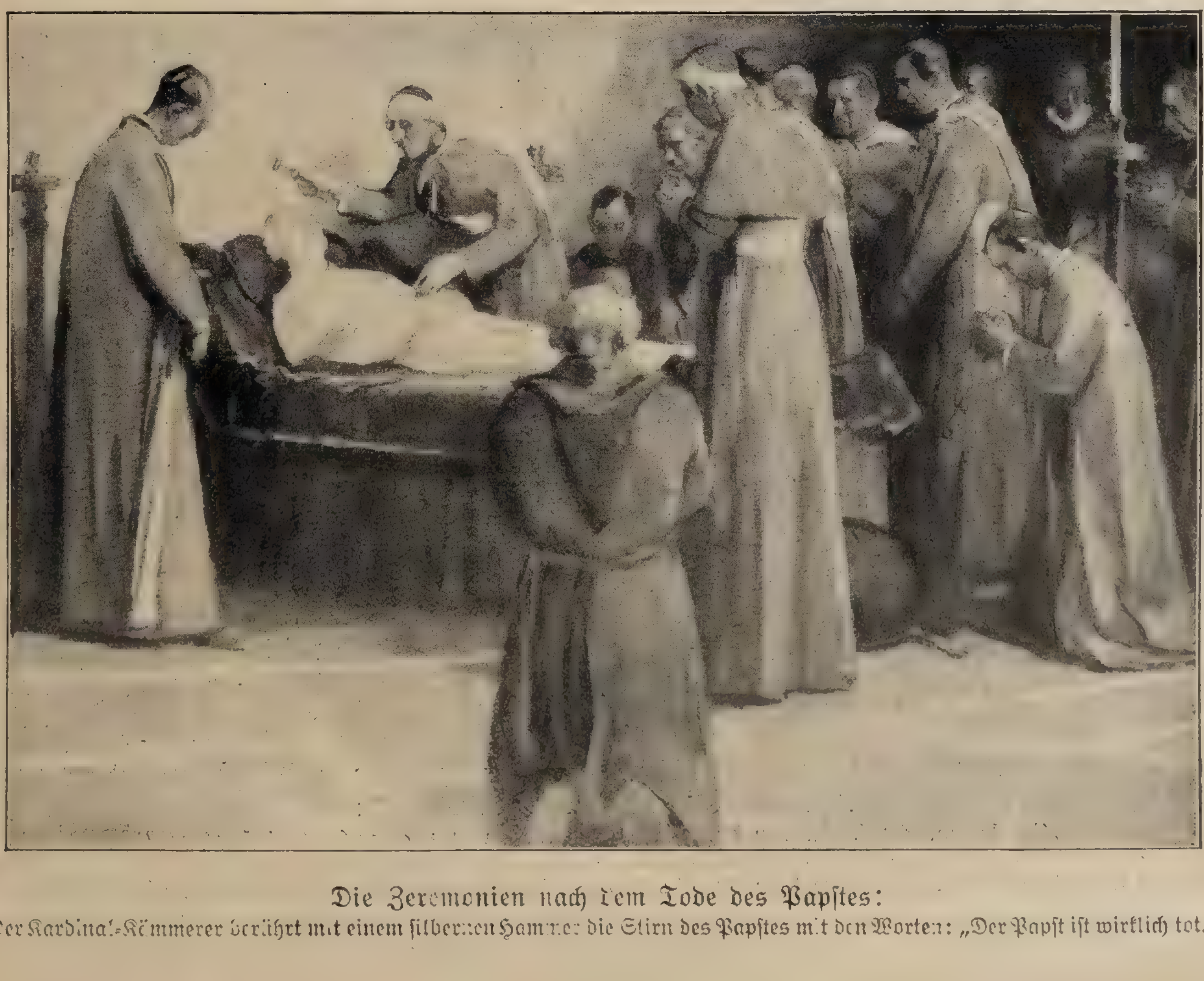


General Reille überbringt dem König Wilhelm Napoleons Brief. Teil aus dem Gemälde von Anton v. Werner. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.



Der Marktplatz in der russischen Stadt Kalisch nach den Kämpfen.

gedanke, auf dem die neuzeitliche Strategie aufgebaut ist, kam in diesen Operationen zum schärfsten Ausdruck. Bei St. Privat hatte Moltke ebenfalls beabsichtigt, die Rhein-Armee auf beiden Flügeln zu umfassen und sie so zu schlagen, daß sie nicht nach Metz zurück konnte. Mängel der Aufklärung und nicht genügendes Eingehen der Unterführer auf seine Pläne hatten diesen Plan vereitelt. Bei Sedan dagegen war ihm der volle Erfolg beschieden. Noch einmal glückte im weiteren Verlauf des Feldzuges eine ähnliche Operation, als Bourbaki im Januar 1871 mit der Ost-Armee gegen Belfort vorzugehen versuchte. Nachdem der Vorstoß in der Schlacht an der Lisaine, hart westlich Belforts zurückgeschlagen war, wurde dem französischen Heere durch die glänzende Führung Manteuffels der Rückzug abgeschnitten und es zum Uebertritt in die Schweiz genötigt. Die Lehren jener Erfolge sind in der deutschen Armee erhalten geblieben und werden auch in dem jetzt begonnenen Kriege wieder zur Anwendung kommen. Die deutschen Operationen werden so angelegt sein, daß sie die „Vernichtung" des Gegners zur Folge haben. Möge den deutschen Waffen wiederum ein Sedan beschieden sein! Gegenüber dem Krieg von 1870 haben wir den Vorteil der vollkommenen Kriegsbereitschaft in allen Teilen der Armee. Die Hemmungen, mit denen der Siegeswille Moltkes zu rechnen hatte, sind nicht mehr vorhanden. Vor allem ist das deutsche Heer jetzt mit schwerem Geschütz derart ausgerüstet, daß auch die stärksten Festungen nicht mehr dauernden Widerstand leisten können, während 1870 schwache Befestigungen monatelang mit schweren Opfern belagert werden mußten. Vor Paris lagen die deutschen Truppen monatelang, ehe überhaupt Belagerungsgeschütz herankam, und Belfort hielt sich noch, als der Präliminarfriede bereits unterzeichnet war. Heute dagegen fielen Lüttich und Namur nach wenigen Tagen. An Kriegswerkzeugen fehlt es uns also nicht, um dem Gegner ein neues Sedan zu bereiten. Und an dem rechten Geiste auch nicht.



Die Zeremonien nach dem Tode des Papstes:
Der Kardinal-Kämmerer berührt mit einem silbernen Hammer die Stirn des Papstes mit den Worten: „Der Papst ist wirklich tot."

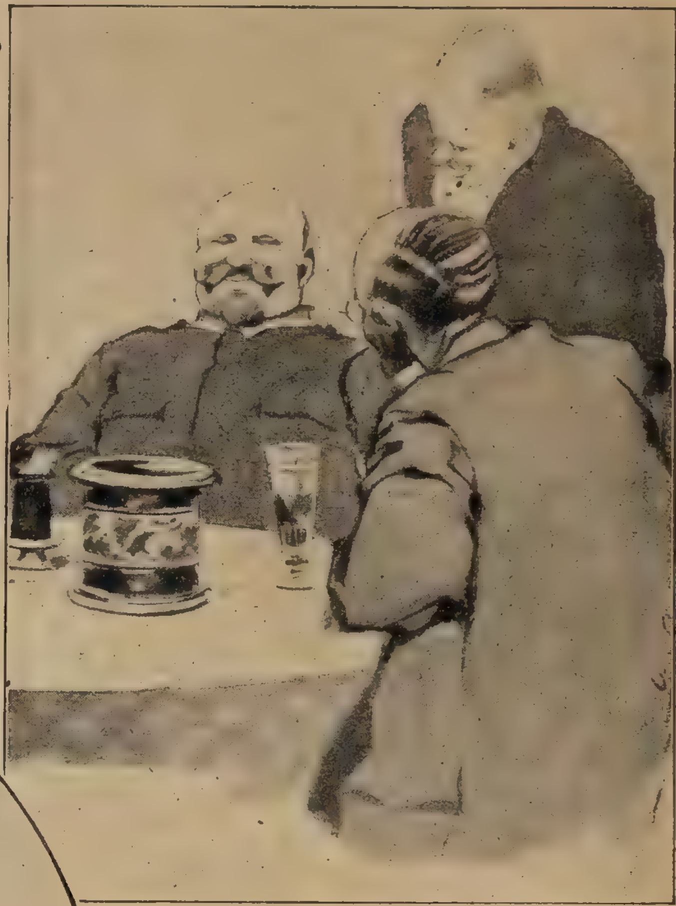


Krause:
„Und ruft das Vaterland uns wieder
Als Reservist, als Landwehrmann,
Dann legen wir die Arbeit nieder
Und folgen treu der Fahne dann.“

Wenn das Vaterland ruft!

Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Generalmarsch ist geschlagen!
Einsteigen! Machet Dampf!
Auf hunderttausend Wagen
Nun rollen wir zum Kampf!



Lehmann (2. Aufgebot):
„Mir sollen die Russen mal kommen!“



Kutschke:
„Den's Vaterland ruft, bleibt Kutschke nich zu Hause!“

Nehmt rasch, den Durst zu löschen,
Noch einen Landwehrtopp!
Hört auf nun, Skat zu dreschen:
Drescht Russen auf den Kopp!

Wir wollen doch behende
Im nächsten D-Waggon
Noch etwas nach Ostende
Vor Ende der Saison.

Ob täglich Siege melde
Auch der Franzos' der Welt:
Wir liegen nur im Felde —
Er aber lügt im Feld!

„Erst Geld! Macht, daß ihr's schnell
schafft!“
So schwingt das Portemonnaie
Die Wach- und Schließgesellschaft
Der englischen Armee.

Auch Englands Schiffe friedlich
Fern unserer Küste sind —
Die ist zu ungemütlich:
Da weht ein — Kieler Wind . . .

Da kriegt man leicht das Riesen —!
Die Briten voll Verdruß
Schrei'n: „Wie? Wir sollen schießen?
Erst Vorschuß und dann Schuß!“

Hans Brenner.



„Wenn das Vaterland ruft“ in England:
„Gentlemen, schnell, schnell in die Schlacht!“ — „Well, wieviel geben Sie Schlachtzulage?“

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Kriegs-Tagebuchblätter

von Fedor v. Zobeltitz



In den folgenden Aufzeichnungen sind die Ereignisse unserer ernsten Tage, die gewaltigen Eindrücke, die der Anbruch des Weltkrieges aufrüttelte, von einem Dichter zusammengefaßt. Mit packender Steigerung schildert hier Fedor v. Zobeltitz, wie sich ihm das unaufhaltsame Fortschreiten der Geschehnisse einprägte: Die großen Entwicklungspunkte einer historischen Umwälzung, gesehen durch das Temperament eines deutschen Dichters.



I. Wie es anhub . . . .

Ich war draußen auf dem Lande, auf der mir ans Herz gewachsenen letzten Scholle Alt-Zobeltitzschen Besitzes in der Neumark, als der Krieg ausbrach. An den Krieg freilich dachte man in den heißesten Julitagen noch lange nicht. Man hatte auch mehr zu tun. Es war eine Zeit wochenlanger Dürre. Mit der Einbringung der Roggenernte hatte man angefangen, und sie versprach gut zu werden. Aber der Hafer röstete auf dem Halm, und in den Obst- und Gemüsegärten sah es traurig aus. Da gerät der Landmann in einen fatalen Zweiseelenstand: für die Ernte braucht er trockenes Wetter, für das, was noch draußen steht, Regen.

Der Regen kam auch. An einem Freitag; er setzte nach einem Gewitter ein, wie es sonst nur im Hochgebirge üblich ist, und in Fluten, die über die zerpulverte Erde förmlich zischten. Doch in den Abendstunden wurde es wieder köstlich, und so pfiff ich den Hunden und ging in den Wald.

Gemischter Wald: Buchen und Eichen, an den Wegen die Wacht silbriger Birken. Alles dampfte und triefte. Ein sachtes Rieseln ging durch die Luft, und in den Lichtern des Sonnenunterganges gleißte der ganze Wald, tuschten die Stämme sich violett an und wie mit sattem Purpur, floß über die feuchten Blätter ein Schimmer von Altgold. Es war so wundervoll in diesem tiefen Frieden . . .

In der weiten Welt aber grollte es schon. Als ich nach Hause kam, telephonierte mir ein Nachbar, der seine politischen Quellen hat, die Note Oesterreichs an Serbien und fügte hinzu: „Geben Sie acht — von der Antwort hängt das Schicksal Europas ab . . .“

Ah — ein Weltkrieg um einer bübischen Rotte willen — nein, das ist nicht unmöglich! Es ist nichts unmöglich in einer Politik, die die Moral als Unbequemlichkeit ausschaltet. Noch wacht freilich das Gewissen Europas. Wie lange? — Ein Schwiegersohn von mir weilte bei uns, ein künftiger: der Verlobte meiner Tochter, ein Dragonersmann. Offiziere haben immer eine gute Witterung. Er schnüffelte in die Luft und meinte, es röche nach Krieg. Auch ein alter Bauer war dieser Ansicht. Er hatte über einer achthundertjährigen Eiche, dem Stolz meines Parks, einen Kugelblitz gesehen und entsann sich: 1870, auch im Juli, hatte er ein ähnliches Phänomen beobachten können. Er behauptete, das bedeute immer den Krieg — ja, immer.

Mein Dragoner zog ab. Er hatte noch eine Uebungsreise vor, die sollte vier Wochen dauern. Aber sie dauerte nur vier Tage. Dann traf ein Telegramm an meine Tochter ein: „Zurückberufen. Komm nach Berlin.“ Da fuhr ich mit dem Mädel nach der Hauptstadt.

Es war schon ein endloser Zug. Aus allen Wagenfenstern guckten die Gesichter lustiger Reservisten. Bekannte fuhren mit: Aerzte und Gutsbesitzer, die in aller Eile noch ihre letzte Ausrüstung in Berlin besorgen wollten. Jeder hatte es eilig: das Fieber begann, der nervöse Spannungsreiz; die Luft war wie mit Elektrizität geladen . . .

Berlin. Unser blauer Reitersmann erwartet uns. Es muß noch ein Pferd gekauft werden. Findet sich auch: ein famoser Brauner, gängig, schnittig, zuverlässig. Dann die nötigsten Besorgungen im Auto, dann Unter die Linden.

Ich bin in Jahren, in denen man schon ziemlich weit zurückdenken kann. 1870 war ich als Kadett auf Urlaub, als die Kriegserklärung kam. Und ich habe ein gutes Gedächtnis: so war die Begeisterung auch damals, so flammend und brausend. Aber diesmal tritt noch etwas anderes hinzu, das dem hellen Jubel ein besonderes Gepräge gibt: ein tiefer, tiefer Ernst. Jubel und Ernst, verträgt sich das? Ja, es ist so: in alles Jauchzen der Begeisterung mischt sich ein heiliger Ernst. Es ist eine seltsame Stimmung.

Menschenwogen drängen uns bis vor das Schloß. Man wird gedrückt, gestoßen, gestuppst, unbarmherzig zusammengekeilt. Und plötzlich stehen wir, nach vorn geschoben, zwischen den Oraniern auf der Schloßterrasse. Aber wir haben Glück. In dem Augenblick, da die Schutzleute den Ansturm bannen wollen, klingen oben die Balkonfenster. Der Kaiser! Bei Gott, der Kaiser. Rechts von ihm die Kaiserin, hinter ihm zwei jüngere Prinzen.

Der Kaiser. Alles kann ihn sehen, die Hüte fliegen von den Köpfen, tausend Stimmen begrüßen ihn. Da hebt er den Arm, er gibt ein Zeichen, und es wird totenstill. Ein paar Tauben fliegen über den Lustgarten.

Es ist totenstill. Man vernimmt nur noch die Stimme des Kaisers. Oft hörte ich ihn sprechen — so noch nie. Wie Hammerschlag auf Eisen klingt, was er sagt. Einmal ist's, als breche bebend ein verhaltener Zorn hindurch, dann haben die Worte wieder metallene Färbung. Es ist ein Augenblick der Weihe, und sicher: es ist keiner da, der nicht die Größe des Moments gespürt hätte.

Wieder die Linden zurück. Wir wollen bei Adlon essen. Der große Saal ist bis auf den letzten Tisch gefüllt. Viel Amerikaner, auch viel Engländer. Auf allen Seiten hört man die Sprache Albions. Und da raunen wir uns zu: „Wie wird sich England verhalten?“ Das ist noch eine Frage der Zukunft. Blut ist stärker als Wasser. Man hofft.

Der nächste Tag. Das Ultimatum hat die erwartete Entscheidung gebracht. Mobilisierung. Ein Schrei geht durch die Stadt. Die gewaltige Spannung ist gelöst. Man atmet auf. Gottlob, daß es so weit ist! Nun das Letzte. Wir bringen die Gäule unseres Dragoners zur Bahn und bringen ihn selbst zum Zuge. Abschied und Herzweh, aber keine Träne. Einer rückt in das Feld, der uns lieb ist. Und viele werden folgen.

Ich muß noch einmal zurück aufs Land. Da fährt man weiter die



Jagd auf ein feindliches Flugzeug.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Ernte ein. Ueber den Stoppelfeldern brütet Sonnenglut. Der Wald liegt in heiligem Schweigen. Doch auch in diese Stille wird die Erregung der Zeit getragen. Ein Dutzend junger Burschen geht mit in den Krieg. Sie haben sich Eichengrün an die Mützen gesteckt und ziehen singend davon. Den Müttern tropfen die Augen, die Väter sind still. Diese alten Bauern geben ihre Gefühle nicht preis. Sie wischen sich über die Nase und schweigen. Sie haben von Serbien gehört, aber was ist ihnen Serbien!? Das kennt keiner. Mit Frankreich verknüpft sie die Erinnerung. Also wieder die verdammten Franzosen! Da werden auch fast erloschene Augen noch einmal hell.

Für uns nervöse Menschen ist diesmal die Dorfruhe fürchterlich. Die Zeitungen treffen verspätet ein und bleiben schließlich ganz aus. Einen Gaul hat uns die Musterungskommission gelassen: der jagt zu jedem Zuge auf die Bahn. Aber in diesen stillen Winkel dringen die Nachrichten von draußen nur spärlich. Die Kriegserklärung Englands erfahren wir erst am Morgen des allgemeinen Bettags.

Da ist die Kirche voll. Es hält auch niemand seinen Kirchenschlaf. Es weht Unfaßbares und Unbegreifliches durch die Luft, und die alte heisere Orgel hat schier Drommetenton. Der Pastor spricht gut, kernig, tapfer, und beim Gebet fällt die ganze Gemeinde in die Knie. „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir . . .“ Gewiß, daß die Not groß ist. Aber größer, gottlob, ist die Zuversicht.

Aufregende Tage. Feindliche Automobile sind avisiert worden. Ein rascher Wachdienst wird organisiert, die Chaussee gesperrt und verbarrikadiert. Russische Arbeiter sind noch in Massen im Lande. Auf einem Nebengut sind sie rebellisch geworden und haben Feuer anlegen wollen. Die ganze Bande wird eingesperrt, der Rädelsführer füsiliert. Auch die Bahnstrecken werden bewacht; es gilt, Vorsicht üben. Krieger- und Schützenvereine treten in Tätigkeit. Und inzwischen schreitet die Ernte fort. Auf der Heide färbt sich die Erika bräunlich. An den Ebereschenbäumen hängen brandrote Trauben.

Ich kann endlich fort. Pflichten rufen mich nach Berlin. Aber diesmal muß ich einen Militärzug nehmen. Alle Coupés voll Reservisten. Auch wieder Freunde sind da: ein lieber alter Grimbart, den ich in Konstantinopel zum letzten Male gesehen habe, wo er in türkischen Diensten stand und den Paschatitel führte. Dann nahm er den Abschied und gedachte, sich auszuruhen. Und nun ist er doch wieder in den Waffenrock geschlüpft, diesmal in den preußischen — trotz seiner sechzig Jahre. Ein anderer Herr, einer von siebenundsechzig, fuhr gleichfalls nach Berlin, um noch eine Dienststellung zu suchen.

Langsam, langsam kriecht der Zug über die Schienen. Ich habe zwei Hunde bei mir und einen Kanarienvogel. Die Hunde sind auch bereits vom Kriegsfieber ergriffen und bellen mehr, als nötig ist. Der Kanarienvogel sitzt in seinem Bauer oben im Gepäcknetz und schmettert ein Siegeslied dazwischen. Bewaffnete stehen am Gelände und auf der Oderbrücke zu Frankfurt. Auf den Stationen waltet schon die freiwillige Krankenhilfe. Erfrischungen werden gereicht, doch kein Tropfen Alkohol. Das ist freudig zu begrüßen.

Die sonst dreistündige Fahrt verlängert sich diesmal um das Doppelte. Das Berliner Heim ist noch ungemütlich, auch die Unruhe treibt mich auf die Straße. Das Leben im Westen spielt sich ab wie sonst. Nur auf dem Kurfürstendamm wimmelt es von Menschen, und die kleinen Gärten vor den Restaurants sind dicht gefüllt. Und abermals hatte ich Glück am Abend meiner Wiederkehr. Es flog urplötzlich etwas auf; es sauste etwas durch die Luft. Einer schreit in der Ferne. Was ist los? Ein neues Extrablatt? Nein. Ein Gerücht? Nein — eine Gewißheit. Einer schreit in der Ferne. Hunderte schreien. Hurra — hurra! Der Kaiser selbst hat es melden lassen. Es steht fest. Was denn? Daß Lüttich fiel!

Daß Lüttich fiel. Der erste Sieg. Wie hebt sich die Brust! Laßt uns jubeln — und laßt uns wieder ernst sein. Es ist erst der glückliche Anfang . . . Tage banger Erwartung folgen. Wir lesen in den Zeitungen, wie man das Ausland mit Lügen überschüttet, während sich unsere Mobilisierung planmäßig und in voller Ruhe vollzieht. Dann wird es an der russischen Grenze lauter. Kalisch und Czenstochau sind die Anfangsetappen, auch die Oesterreicher drängen über die galizischen Grenzpfähle vor. Und dazwischen hört man von den ersten Heldentaten unsrer jungen Marine, von der Todesfahrt der „Königin Luise“ und dem kecken Wagemut der „Goeben“ — bis, wieder am Abend eines heißen Tages, der Draht die Siege von Mülhausen und Lagarde meldet . . .

Ein Schluchzen steigt uns in die Kehle bei allem Jauchzen der Freude. Auch die ersten Verlustlisten sind eingetroffen. Der Tod hat viele, viele dahingemäht, Generale und Gemeine, unterschiedslos, ohne nach Rang und Stand zu fragen. Der große Gleichmacher hat seine Arbeit begonnen. Noch anderes lastet auf den Gemütern: wird Italien die Bundestreue wahren? Derweilen pfeift in das Kriegskonzert ein Operettenschlager: Montenegro ist kriegslustig geworden, und im Spielernest auf dem Karlsfelsen zu Monaco duldet man die deutsche Sprache nicht fürder. Derweilen fliegen uns auch die ersten Feldpostbriefe zu. Sie enthalten genauere Einzelheiten über die blutigen Tage am Rhein, die Kämpfe um Lüttich, die Plänklergefechte und Handstreiche an der russischen Grenze. Aber in der Oeffentlichkeit bleibt es still.

Es soll still bleiben. Als sei es eine Selbstverständlichkeit: in diesem Riesenkampfe um das Höchste und Letzte bleibt keiner daheim, der noch eine Waffe zu tragen vermag. Und wer noch einmal den Kaiser sehen will, der beeile sich. Ich sah ihn vor wenigen Tagen bei einer Ausfahrt; neben ihm saß die Kaiserin, gegenüber der General von Chelius. Ich sah in sein ernstes blasses Männergesicht, in Züge voll Würde und Energie und sah auch ein rasch huschendes Lächeln, als das Volk ihn freudig begrüßte. Er hat keinen Gegner mehr im Vaterlande, las ich in irgendeinem Blatte. Gewiß nicht — das ist unmöglich. Und wenn er wiederkehrt aus dem Felde, wird uns der kaiserliche Held auch den Frieden in Ehren bringen . . .

Sturmzeichen

Roman von Richard Skowronnek

17. Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Bursche, der mit den beiden Gäulen im Schatten des Torwegs auf die Wiederkehr seines Herrn gewartet hatte, kam herbei, Gaston schwang sich in den Sattel.

„Na dann, heißen Dank, lieber Lüttritz, für all Ihre Liebenswürdigkeit. Jedenfalls werde ich Sie bitten, mir bei der kommenden Auseinandersetzung als Sekundant zur Seite zu stehen. Auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn.“

Gaston ritt zum Städtchen hinaus seinem kleinen Häuschen zu, das inmitten eines großen Obstgartens eine Strecke weit vor dem Tore lag. So recht heimlich und abgeschlossen. Wenn man sich darin einspann mit seinen Gedanken, war man allein wie auf einer Insel.

Die Eisen seines Irländers klapperten auf dem holperigen Steinpflaster. Ganz unversehens flog ihn eine Erinnerung an. An die Szene, die ihm vor Wochen die alte Hexe gemacht hatte in seiner Wohnung in der Rankestraße. Allerhand Drohungen hatte sie ausgestoßen, wenn er Josepha die Treue bräche. Darüber lachte er natürlich, heute wie damals. Was sollte sie ihm anhaben? Das Unheil kam schon ganz von selbst, aber von anderer Seite. Das liebe blonde Mädel war ein wenig zu temperamentvoll gewesen. Und er hatte für sie einzutreten, denn sie war seine Braut. Nur, er hätte sich für solche Fälle eifrig im Pistolenschießen üben sollen. Darin war er kein sonderlicher Held . . . genau wie sein Vater damals, als er für die hohe Dame eintrat, deren Kavalier er war.

Das Häuschen, das der pensionierte Kanzleibeamte auf der andern Straßenseite erbaute, war schon halb fertig. Ueber den unverputzten Ziegelmauern hoben sich die Dachsparren, eine Richtkrone hing am Giebel. Der Besitzer stand am Zaun und dienerte mit abgenommener Mütze. Während Gaston die Rechte dankend an den Helmrand hob, glaubte er in einer der noch unverglasten Fensteröffnungen ein gelbes Frauenantlitz zu erblicken mit einem fremdartigen bunten Kopftuch darüber. Ein eiskalter Schauder flog ihm über den Rücken in der Glut des Spätsommertages, aber das lag bloß an seinen überreizten Nerven. Bunte Kopftücher wurden von fast allen masurischen Bauernweibern getragen. Nur gebunden war das Tuch anders, aber darin hatte er sich vielleicht getäuscht. Als er schärfer hinblickte, war das gelbe Gesicht in der Fensteröffnung da drüben verschwunden. . . .

XI.

Der alte Herr von Gorski auf Kalinzinnen hielt neben einem gewaltigen Getreidestoggen auf freiem Felde, der langsam in den Rachen einer mit Dampf betriebenen Dreschmaschine wanderte. Oben fielen die körnerbeschwerten Garben hinein, die kleinen Hämmer rasselten und trommelten. In einem einzigen Strom rieselte der grauglänzende Erntesegen in die bereitstehenden Säcke, die Spreu türmte sich zu Haufen, und die leergedroschenen Bunde wanderten auf einem Riemengang zur Seite, um von zulangenden Händen zu einem neuen Stoggen getürmt zu werden.

Das nach dem alten Preußengott Perkuhn benannte Leibroß, ein Gaul von der Größe und Stärke eines Kürassierpaukenpferdes, stand ruhig unter der schweren Last seines Herrn. Nur von Zeit zu Zeit prustete es schnaubend, wenn ihm die feinen Getreidespelzen, die der Luftzug von der Maschine herüberbrachte, in die Nüstern fuhren.

Herr von Gorski sah auf den rieselnden Strom der Roggenkörner, aber er hatte an dem über alles Erwarten reichlich ausfallenden Segen keine rechte Freude. Wie lange mochte es noch dauern, daß auf diesem Boden hier in Friede gesät und geerntet wurde? Die Sturmzeichen mehrten sich. Von dem Vorstand seiner Partei hatte er die vertrauliche Mitteilung empfangen, die Regierung bereite eine Heeresverstärkung vor, die an die Opferwilligkeit des ohnedies mit Steuern überlasteten Volkes bisher unerhörte Anforderungen stellen würde. Und es galte, die Vertrauensmänner im Kreise zu überzeugen, daß diese Verstärkung nichts anderes wäre als die notgedrungene Antwort auf die im Kommen begriffenen Rüstungen der Nachbarn. Vielleicht, daß es dadurch gelänge, den Zusammenstoß noch um einige Zeit hinauszuschieben. Und das verdroß den alten Herrn, dem von den reisigen Vorfahren her streitbares Blut in den Adern floß. Viel würdiger wäre es ihm erschienen und zugleich richtiger, wenn der Michel mit der starken Faust auf den Schild gehauen hätte: „Hier heran zu mir, so ihr was wollt! Aber das heimliche Spinnen im Dunkeln wird auf die Dauer unerträglich“ . . .

Und von den Sorgen um die leidige Politik kam der alte Herr zu denen im eigenen Hause . . . In vierzehn Tagen sollte seine Tochter sich dem Manne verloben, den er ihr schon vor langer Zeit ausgesucht hatte. Weil er ihn für tüchtig hielt und an seiner Seite das geliebte Kind nicht zu entbehren brauchte. Da drüben hinter dem blauen Streif des Waldes hob sich der alte Turm des Schlosses Orlowen. Zweimal am Tage konnte er hinüberreiten, wenn ihn die

Sehnsucht trieb, die Sehnsucht nach dem lieben blonden Mädel, das in seinem einsamen Herzen ein Sonnenstrahl gewesen war. Der zukünftige Bräutigam konnte den Tag kaum erwarten, an dem er endlich das Jawort erhielt. Sie aber entzog sich ihm, so oft sie nur konnte. Ging mit verschlossenem und verhärmtem Gesicht herum, als trüge sie an einem geheimen Kummer und gab auf besorgte Fragen ausweichende Antworten.

Ein paar Tage nach der Rückkehr aus der Königsberger Klinik hatte es damit angefangen. Vorher war sie ein lustiges und unbekümmertes Mädel gewesen, hatte an seinem, mehr langweiligen als schmerzhaften Lager, geplaudert wie ein Starmatz, vorgelesen und gesungen, um ihm die Zeit zu kürzen, alles in überquellender Laune und Lebensfreudigkeit. Ordentlich hell wurde es jedesmal in dem nüchternen Zimmer, wenn sie hereinkam, und jetzt ging sie herum wie ein Schatten von dem, was sie früher gewesen war. Da forschte er natürlich nach der Ursache dieser Veränderung, aber der Verdacht, den er zuerst gefaßt hatte, bestätigte sich, Gott sei Dank, nicht. Aus dem interessanten und so viel besprochenen Herrn von Foucar, den sie auf der Reise damals kennen gelernt hatte, machte sie sich nichts. Im Gegenteil, sie meinte, daß ihr das Verhalten der Ordensbürger Weiblichkeit recht unwürdig und unbegreiflich vorkäme. Von ihrer Freundin Lüttritz hätte sie gehört, daß verschiedene junge Damen der Gesellschaft, die Töchter des Gymnasialdirektors, des Landgerichtspräsidenten und noch etliche andere ihre Spaziergänge jetzt zum Polnischen Tor hinaus unternähmen, an dem Häuschen des Rittmeisters von Foucar vorbei, statt wie früher nach dem nahen Veldahner Walde. Geradezu verächtlich wäre das, sich so anzubieten. Das nahm er mit Befriedigung zur Kenntnis, aber es brachte ihn der Lösung, weshalb sein liebes Mädel nun eigentlich das Köpfchen hängen ließ, nicht näher. Sie ging doch einer in jeder Hinsicht freundlichen Zukunft entgegen. Der Hermann Brinckenwurff war ein braver Kerl, der sie von Herzen liebte, und daß sie um einen reichlichen Scheffel klüger war als er, schadete nichts. Das wurden manchmal die besten Ehen. Die Hauptsache war, daß sie an dem wenig abwechslungsreichen Leben einer Landedelfrau ihr Genügen fand, nicht diese zehrende Unrast im Herzen trug, die von jedem neuen Tage eine aufreizende Vergnügung erwartete.

Und seine Gedanken flogen in eine Zeit zurück, in der er an einer anderen diese augensichtliche Veränderung des Wesens wahrgenommen hatte von ausgelassener Laune zu Trübsal, bis er nach langer Unsicherheit zu der trostlosen Gewißheit gekommen war. Aus einer lächerlichen Ursache war er an jenem Morgen von der Fahrt zur Treibjagd wieder umgekehrt. Weil er in der Eile des Aufbruchs vergessen hatte, sich mit Zigaretten zu versorgen. Da ließ er den Wagen am andern Parkende halten, eilte zu Fuß ins Haus zurück. Und erst das erschreckte Gesicht seines Dieners, eines schuftigen, bestochenen Kerls, löste in ihm den entsetzlichen Verdacht aus. Da rannte er nach dem Schlafzimmer. Die Tür war verschlossen. Unter einem Fußtritt brach sie in Splitter, ein Glück war es, daß er keine Waffe bei sich hatte. Die Frau schrie gellend auf in Todesangst, der Baron Totberg verneigte sich lächelnd.

„Keine unnützen Emotionen, Herr von Gorski, ich stelle mich Ihnen zur Verfügung. Ich war im Begriff, Ihre Frau Gemahlin zu fragen, ob sie die Meine werden wollte. Ort und Zeit sind ein wenig ungewöhnlich, ich gebe es zu, aber es dürfte sich empfehlen, keine Katastrophe zu veranstalten, sondern mich in ordnungsmäßigem Verfahren hinzurichten. Anderfalls müßte ich mich zur Wehr setzen, und der Skandal würde zum Himmel stinken."

Da ließ er ihn schweigend den Rückzug gewinnen durch das Balkonfenster in den Park. Die Frau warf sich ihm schreiend zu Füßen. Sie könnte nichts dafür, wie ein Blitz wäre es in ihre Seele gefahren, als sie den andern zum ersten Male erblickte. Sie hätte mit sich gerungen in namenloser Qual, aber die Leidenschaft wäre stärker gewesen als die Pflicht gegen Mann und Kind. Und dann hatte er seine Rache genommen. Den Verführer fraßen schon lange die Würmer, die Frau aber trieb sich als eine Ausgestoßene in der Welt herum. Herzzerreißend waren ihre Briefe. Das letzte Geld hatte er nach Rußland geschickt, wo sie bei Verwandten einen kärglichen Unterschlupf gefunden hatte, das bittere Brot der Fremde aß und sich noch immer mit Selbstvorwürfen zerfleischte, daß sie damals nicht genug Charakterfestigkeit besessen, gewissenlosen Einflüsterungen Widerstand zu leisten. Das waren nachträgliche Ausreden, gewiß. Doch ab und zu kamen ihm wohl Gedanken, die mit den überkommenen Selbstverständlichkeiten schwer vereinbar waren. Ob es damals nicht besser gewesen wäre, dem bunten Vogel, der sich bei ihm langweilte, die Freiheit zu geben? Statt den niederzuschießen, von dem sie sich aus ungewohntem, einförmigem Dasein eine Erlösung hoffte. Er hatte damals vielleicht auch manches verabsäumt bei der an Zerstreuungen aller Art gewöhnten jungen Frau, die ihm aus geräuschvollem Leben in die Einsamkeit gefolgt war. Da umspähte er manchmal sorgenvoll das Wesen seiner Tochter, ob sie von diesem flatterhaften und unruhigen Sinn vielleicht etwas geerbt hätte, sich gleich der Mutter einem posierenden Blender ohne Widerstand gefangen geben könnte.

Und heute sprang ihn zum ersten Male eine Wahrnehmung an, daß ihm vor Erregung die den Zügel haltende Hand zitterte: genau so war es damals gewesen! Da hatte auch eine über die Damen des Städtchens, die sich dem interessanten Fremden würdelos anboten, höhnisch und verachtungsvoll gespottet, weil sie selbst sich in Eifersucht verzehrte. Aber das war doch Unsinn, sein liebes Mädel hatte diesen Herrn von Foucar nur ein einzigesmal gesehen! Und der hatte es nicht einmal für nötig befunden, der Einladung von Annemarie zu folgen, der Einladung, mit der er damals so wenig einverstanden gewesen war, daß er es unterlassen hatte, sie zu bestätigen . . .

Ueber die kahlen Roggenstoppeln kam von Orlowen her ein Reiter gerast, als gälte es, in einem Jagdrennen den ersten Preis zu gewinnen. Dem Gaul flog der weiße Schaum von der Gebißstange, auf drei Schritte Entfernung riß ihn der Reiter zusammen, daß er in der Hinterhand einknickte, sich rücklings fast überschlagen hätte. Im Sattel saß Hermann von Brinckenwurff, sein Gesicht war verstört, die Augen lagen ihm tief im Kopf.

„Jetzt weiß ich Bescheid, weshalb sie immer nicht mit Ja oder Nein 'rausrücken wollte," schrie er ohne jede Einleitung neben der geräuschvoll arbeitenden Dreschmaschine. „Annemarie hat sich eben mit dem Rittmeister von Foucar verlobt."

Dem alten Herrn griff eine kalte Hand nach dem Herzen, aber er bezwang sich mühsam.

„Junge, ich glaub', Du bist nicht recht bei Trost! Sie hat ihn meines Wissens doch nur ein einzigesmal gesehen?!"

„Das ist in diesen modernen Zeiten vielleicht genug! Die Frauenzimmer hier rennen ihm ja alle nach, wie verrückt benehmen sie sich. Wie die Hühner, wenn man einen fremden Hahn zwischen sie gesetzt hat. Da wackeln sie alle kokett mit dem Bürzel und ersterben in Zerflossenheit, nur weil er ein paar ausländ'sche Federn trägt!"

Herr von Gorski winkte dem Erregten, ihm ins Feld hinaus zu folgen, und legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter.

„Na, na, na, Hermann! Ich will's Deiner Erregung zugute halten, aber so spricht man nicht von meiner Tochter! Und jetzt klar und deutlich, was ist los?"

Der Lange, der neben ihm ritt, schluckte auf.

„Da ist nicht viel zu erzählen. Heute früh bekam ich den Absagebrief. Ich wüßte schon weshalb — keine Ahnung hatte ich! Ich telephonier' bei Euch an, der Diener sagte mir, das gnädige Fräulein wär' in die Stadt gefahren, wahrscheinlich zu ihrer Freundin Lüttritz. Ich lauer' meinen Bruder Adolf ab, der auf Felddienstübung war, und laß' sie stellen. Da gibt es eine dramatische Szene. Allerhand Zwischenträgereien sind am Werk gewesen. Sie sagt, sie müßte mich verachten, und wirft sich diesem Herrn von Foucar an den Hals. Als seine Braut! Mein Bruder Adolf fand darauf, Gott sei Dank, á tempo die passende Antwort. Aber ich gedenke außer diesem interessanten Herrn Rittmeister noch einem andern an den Kragen zu fahren. Diesem frechen Lausbub, Deinem Neffen Karl, mit seiner Kodderschnauze! Der hat das ganze Unglück angerichtet — ich kann ihn, Gott sei Dank, auf einem Wort festnageln, das er nur allein der Annemieze hinterbracht hat!"

Herr von Gorski hob die Hand.

„Was war das für ein Wort?"

„Ach Gott, was man so in gereizter Stimmung hinspricht, wenn man dazu ein paar Schoppen im Leibe hat. Und noch außerdem gehänselt wird von so einem kleinen Frechdachs. Da habe ich gesagt, ich würde . . ja also, ich würde die Annemarie mir schon bändigen. Das hat er ihr hinterbracht."

Der alte Herr ritt eine Weile lang schweigend, in Nachdenken versunken. Endlich — sie bogen in die lange Allee, die vom Käthnerdorf zum Schloß führte — fing er wieder an zu sprechen.

„Das mit den Forderungen überlegst Du Dir wohl noch! In anbetracht dessen, daß damit jede — vielleicht noch mögliche — Einigung im Guten ausgeschlossen wäre. Ich möchte meine Tochter nicht im Mittelpunkt eines Skandals sehen. Das mit diesem Herrn von Foucar hoffe ich ihr auszutreiben. Das ist vielleicht nur eine vorübergehende Laune. Und wenn Du gesonnen bist, an Deiner Werbung festzuhalten . . ."

„Selbstverständlich, lieber Onkel Gorski! Jetzt, wo ich sie verlieren soll, merke ich erst eigentlich, wie lieb ich sie habe. Weißt Du, vorher nahm man das als eine Art von Selbstverständlichkeit hin, aber jetzt bäumt sich mir da drinnen alles auf, wenn ich daran denke, daß vielleicht ein anderer — na schön.. da nützt kein Beschwichtigen! Wenn die Sache nicht restlos aus der Welt geschaffen wird, hat dieser interessante Herr nur noch einen Tag zu leben."

„Lieber Hermann," sagte der alte Herr, „das sind frivole Redensarten! Mir selbst würde ein Lieblingswunsch zerstört, wenn meine Tochter Dich nicht heiraten würde. Aber sie ist ein ernsthafter Mensch. Ich kann mir kaum vorstellen, daß sie wegen eines einzigen, unbedachten Wortes . . ."

Hermann von Brinckenwurff machte sich etwas an dem Zaumzeug seines Gauls zu schaffen.

„Gott, lieber Onkel, es wird viel geklatscht. Kleinigkeiten werden zu Riesenverbrechen aufgeblasen. Ich bin nicht anders als andre junge Leute von meinem Kaliber. Und den Rittmeister von Lüttritz lang' ich mir auch einmal bei Gelegenheit. Weil seine Frau zu dieser Kuppelei die Hand geboten hat."

Der alte Herr fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Mir ist das eben wie ein Gußregen über den Kopf gepladdert. Du wirst begreifen, daß ich im Augenblick keinen Entschluß fassen kann. Nur eins darfst Du glauben: Wenn meine Tochter Dich zu unrecht schlecht behandelt hat, aus einer unerfindlichen Laune, gibt's kein Erbarmen."

Auf der Freitreppe, deren schlanke Säulen von hundertjährigem Efeu überwuchert waren, standen zwei Hand in Hand. Annemarie und der Rittmeister von Foucar. Herr von Gorski schwang sich aus dem Sattel, stieg mit finsterer Stirn die Stufen empor.

„Herr von Foucar, ich glaube zu wissen, weshalb Sie hier sind. Ich sage Ihnen gleich, ich bin dessen nicht froh. Ehe ich Ihnen jedoch die Antwort gebe, muß ich mit meiner Tochter sprechen."

Der wartende Reitknecht hatte den alten Verkuhn nach dem Stall geführt. Hermann von Brinckenwurff hielt noch im Sattel, die drei andern standen auf der Freitreppe. Annemarie preßte einen Augenblick lang die Hand auf die Brust, dann trat sie vor.

„Lieber Vater, ich glaube, es wird nicht nötig sein, daß Herr von Brinckenwurff sich hier noch länger aufhält. Ich wundere mich, daß er die Stirn hat, mir unter die Augen zu treten, nach dem, was ich seinem Bruder gesagt habe."

„Liebe Annemarie, das sind doch törichte Klatschereien."

„Ah nein, sondern die Wahrheit, die schimpfliche Wahrheit! Durch einen blöden Zufall habe ich sie erfahren von zwei Mägden, die im Garten Bohnen pflückten, ohne mich zu sehen. Die unterhielten sich über das Schicksal, das mir bevorstände als Gattin des Orlower jungen Herrn. Und jetzt helf mir Gott, wenn ich zwischen Euch Männern nicht zimperlich spreche wie ein junges Mädchen, das von nichts eine Ahnung hat. Ich bin ja kein Kind mehr! Mit allem, was lange Zöpfe trüge in Orlowen, hätte ich die Gunst meines zukünftigen Herrn Gemahls zu teilen, vom Stubenmädchen bis hinauf zur Mamsell! Ich flog am ganzen Körper, aber hielt mich still, um noch mehr zu hören. Eine Stunde später ritt ich nach Orlowen und fischte mir die Mamsell. Erst leugnete sie, dann wurde sie frech. Ich sollte mir auf meine Schönheit nur nichts einbilden. Der junge Herr fände sie viel schöner und hätte ihr versprochen, sie gleich nach der Verheiratung wieder nach dem Hof zu bringen, wenn seine unbequeme alte Dame noch der Uebergabe des Gutes nichts mehr zu sagen hätte! Da spie ich aus und schrieb Dir, Hermann, den Absagebrief. Und jetzt verantworte Dich, wenn Du kannst."

Der im Sattel lachte verlegen auf. Das Spiel war verloren, jetzt galt es nur, einen nicht unrühmlichen Rückzug zu gewinnen.

„Weißt Du, Annemieze, man sollte es kaum glauben, daß Du ein Mädel vom Lande bist! Das ist doch überhaupt überspannter Kram, und nenn' mir nur einen der Herren in unserm Kreise, der als Lediger . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsanekdoten 1870

General von Alvensleben erzählte eine Episode aus der Schlacht von Mars la Tour. Die Brigade, bei der er stand, wurde vorbeordert, um ein weit vorgeschobenes Infanterie-Bataillon vor einer drohenden feindlichen Kavallerieattacke zu retten. Ueber eine Höhe herantrabend, sah Alvensleben die feindliche Attacke, die ein prachtvolles französisches Kürassier-Regiment — Kürassiere der Kaiserin — ausführte. Die feindlichen Reiter kamen in der musterhaftesten Ordnung und Geschlossenheit herangebraust. Aber das preußische Infanterie-Bataillon formierte nicht Karree, ja es zog nicht einmal die vorgeschobene dichte Tirailleurkette ein, im Gegenteil, die Tirailleure blieben ganz ruhig liegen und empfingen den Feind mit einem wohlgezielten Feuer. Schuß auf Schuß traf die dichte Kavalleriemasse. Jede Kugel brachte eins der prachtvollen Pferde zum Stürzen und Ueberschlagen nach rückwärts. Bald bildete sich eine breite Lücke in der Mitte des feindlichen Regiments, dessen beide Flügel nunmehr instinktmäßig auseinanderwichen und bei dem Bataillon im Durchgehen vorbeisausten. Da kamen sie aber aus dem Regen in die Traufe, denn jetzt mußten sie an den geschlossenen Unterstützungstrupps der Tirailleure vorbei Spießruten laufen und wurden derart mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, daß bald nur noch einzelne Reiter von ihnen herumirrten, denen auch bald der Garaus gemacht wurde. So war das ganze französische Regiment vernichtet, ehe Alvensleben überhaupt dagegen attackieren konnte. Er meinte, sein kavalleristisches Herz habe geblutet bei der Ueberzeugung, daß eine Kavallerieattacke ohnmächtig sei gegen eine entschlossene und ruhig schießende Schützenlinie.

*

Außer dem Hauptmann von R. ward noch der Leutnant Freiherr von Tauchnitz als verwundet gemeldet. Dieser Offizier war von so ungewöhnlicher Korpulenz für seine Jugend, daß es schwer hielt, ein Pferd zu finden, das ihn tragen konnte. Arme und Beine waren von unerhörter Dicke. Im Gefecht sagte er zu seinem Hauptmann, er wisse nicht, was ihm so warm aus dem Stiefel laufe. Ueber seinen Bauch weg konnte er nicht sehen. Der Hauptmann sah frisches Blut herausströmen, woraus gefolgert wurde, Tauchnitz müsse verwundet sein. In der Tat hatte eine Chassepotkugel den Weg durch den Schenkel gefunden, zwischen Knochen und Sattel, der Reiter hatte es aber nicht gefühlt. Nach einer Weile sagte er zu seinem Hauptmann, jetzt liefe es warm zum andern Stiefel heraus, und in der Tat, er war auch durch das andere Bein geschossen. Der Hauptmann wollte ihn verbinden lassen, aber er sträubte sich dagegen, aus Furcht, nachher nicht wieder aufs Pferd steigen und den Rest der Schlacht nicht mitmachen zu können. So blieb er, durch beide Beine geschossen, zu Pferde bis zum Ende der Schlacht.



Pferdeverladung in Rußland.

Ein russischer Unteroffizier soll 42 Pferde verladen und sinnt darüber nach, wie viele Waggons er dazu braucht. Er fragt seinen Kollegen um Rat, und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

I. Unteroffizier: „Dimitri Alexandrowitsch, Mensch, wenn Du hast 42 Pferde und weißt, sechs Pferde geh'n in einen Waggon, nimmste 42 : 6. Geht zuerst 6 mal, Rest 6. 6 : 6 macht 1, also 61 Waggons."

II. Unteroffizier: „Kommt sich mir unwahrscheinlich vor, Iwan Iwanowitsch! Muß mehr Waggons nötig sein."

I. Unteroffizier: „Gut, machen wir Rückprobe. Wenn 42 : 6 = 61 ist, muß sich 61 × 6 = 42 sein. Probieren wir: 6 × 1 macht 6, 6 × 6 macht 36, ist sich zusammen 42."

II. Unteroffizier: „Warrhaftig, hast Recht, Dimitri Alexandrowitsch."

*

„Meinen alten Stabstrompeter von der Garde-Korps-Artillerie, Lücke, sah ich, wie er sich im Biwack den Bauch kühlte. Er hatte einem glücklichen Umstande das Leben zu verdanken. Eine Chassepotkugel, die ihn mitten auf den Bauch traf, hatte ihn vom Pferd geworfen. Sie drang in sein Portefeuille, hatte aber nicht mehr die Kraft, es zu durchschlagen. Von dem Schlag aber war sein ganzer Bauch braun und blau mit einem schwarzen Punkt in der Mitte. Seine Freunde unter den Feldwebeln, auch die Offiziere, umringten ihn und beglückwünschten ihn."

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — an — bad — bau — be — bo — de — — en — en — en — en — fähn — flu — garn — gau — gi — hab — i — ich — in — ker — kla — land — le — lein — li — li — lung — ma — ni — nim — o — on — raub — ri — rod — rus — sa — sau — ta — tor — thy — tyr — un — ve — za

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein patriotisches Zitat aus einem klassischen Drama ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Urweltliches Tier. 2. Mythischen Zwerg. 3. Waldgott. 4. Alte preußische Festung. 5. Biblischen König. 6. Einen Freund Deutschlands. 7. Ein Gebäude im Gebirge. 8. Berühmten Kurort. 9. Europäische Großmacht. 10. Krankheit. 11. Schiffswerkzeug. 12. Völkerrechtlich geschützte, rechtswidrige Handlung. 13. Römische Truppenabteilung. 14. Von fremdem Gebiet eingeschlossenen Landesteil. 15. Sagenhaften Jäger. 16. Reiterabteilung. 17. Klassische Dramengestalt.

Dreifacher Sinn.

Ich bin eine Frucht, die in Spaniens Sonne reift,
Und bin ein Stein, nach dem begehrlich die Frauenhand greift,
Und ich bin der Tod in bitterster Gestalt,
Mit dem mancher Held seine Tat bezahlt.

In Frieden und Krieg.

Wenn Menschen fürs Leben verbunden werden,
Dann muß ich dreimal gewesen sein.
Doch mag Euer Glück auch erlesen sein,
In inniger Liebe treuem Bekennen —
Komm ich noch einmal in Eure Tage
Dann wird Euch der Schmerz das Herz verbrennen:
Denn so wie ich einte die Herzen, die heißen,
So kann ich auch auseinander reißen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Eroberung von Lüttich.

1. Dementi. 2. Euterpe. 3. Risiko. 4. Batterie. 5. Ranzau. 6. Nehrung. 7. Veto. 8. Neutral. 9. Uebermut. 10. Türkei. 11. Christoph.

Der Schlachtenlenker: Generalstab.

Die Furcht des Feindes: Schnellfeuer.

Aufgebot: Landsturm.

Von allen Kriegsschauplätzen und aus der Reichshauptstadt, dem Brennpunkt der Ereignisse, berichtet mit unübertroffener Schnelligkeit die „Berliner Abendpost". Der Bezugspreis ist außerordentlich niedrig. Abonnements nehmen alle Postanstalten entgegen für 60 Pf. monatlich. Die „Berliner Abendpost" wird mit den Nachtzügen versandt und ist am nächsten Morgen überall in den Händen ihrer Leser.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIII. Jahrgang
Nr. 36

Berliner

Illustrirte Zeitung

6. September 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Viktoria!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Die erste Aufnahme aus Lüttich nach der Besetzung durch die Deutschen.
Im Hof des Justizpalastes, dem Sitz der deutschen Verwaltung.

Die Bestrafung von Löwen.

Der geradezu wahnwitzige Fanatismus, mit dem die Bevölkerung der alten belgischen Stadt Löwen die siegreichen Deutschen nach ihrem Einzug überfiel, ihre bestialische Tücke und Grausamkeit hat eine harte, aber nur zu gerechte Sühne gefunden. Die aus dem Hinterhalt angegriffenen deutschen Truppen mußten sich des allem Anschein nach wohl organisierten Mordens mit allen Schrecknissen des Krieges erwehren und die renitente Stadt, deren Einwohner nicht zur Besinnung kommen wollten, in Trümmer schießen. Wie sehr vorbereitet der Ueberfall gewesen, geht schon daraus hervor, daß er gleichzeitig mit einem Ausfall der Belgier aus Antwerpen erfolgte, der die Aufmerksamkeit der Deutschen in vollem Maße auf sich zog. Es war natürlich nicht zu vermeiden, daß unter dem Strafgericht über Löwen auch viele der zahlreichen Kunstdenkmäler, an denen die brabantische Hauptstadt so reich ist, argen Schaden nahmen, so daß manche Werke vornehmer Spätgotik — berühmt ist neben anderen Bauwerken das Ende des 15. Jahrhunderts erbaute, mit Säulen geschmückte Rathaus — wohl verloren sind. Gegenüber dem verbrecherischen Treiben der Einwohner blieb aber unseren Truppen keine andere Wahl. Wenn bei dieser Züchtigung Werte der Kultur, wenn unersetzliche Schätze vernichtet sind, dann ist es nicht die Schuld der Deutschen, die mitten in den Greueln des Krieges, jederzeit die Gebote der Zivilisation geachtet haben, es ist die untilgbare Schuld eines Volkes, das vor keiner Scheußlichkeit zurückschreckte, die Schuld vor allem der heimtückischen Anstifter.



General Leman,
der in deutsche Gefangenschaft geratene Verteidiger von Lüttich.



Das Rathaus der belgischen Stadt Löwen,
die wegen des organisierten, heimtückischen Ueberfalls der Zivilbevölkerung auf die deutschen Truppen beschossen und zerstört werden mußte.



General French,
der Oberkommandierende der englischen Armee.



Zeichnung von Richard Vogts.

Mit Lorbeern kehrt Ihr heim . . .

Nehmt all' die Rosen weiß und rot,
Schmückt Helme, Brust, Gewehr,
Als Abschiedsgruß vom Vaterland —
Mein Garten steht nun leer.

Und eh' die Rose welken kann,
Sollt Ihr in Frankreich sein,
Dann strahlt ein eisern Kreuz am Platz
Der roten Rosen mein.

Des Sieges Fahnen flattern hoch,
Es wird so, wie ich träum':
Die Ihr mit Rosen ausmarschiert,
Mit Lorbeern kehrt Ihr heim!

Otto König.



Aufstellung von 10 französischen Feldgeschützen, die durch bayrische Ulanen bei Mülhausen erobert wurden, vor der Feldherrnhalle in München. Hofphot. Gebr. Hirsch.

PORTRÄTS VOM TAGE



Helden von Lüttich:
Unteroffizier d. R. E. Trümper
aus Kreuzeber bei Heiligenstadt, der bei der Erstürmung Lüttichs die vorzüglich gezielten Bomben aus dem Zeppelin warf.



Erbprinz Luitpold von Bayern †,
der älteste Sohn des Kronprinzen Rupprecht, des Siegers von Metz.
Hofphot. Grainer.



Generalmajor von Ludendorff,
der nach der Erstürmung von Lüttich den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Henne.

Die „Zeppeline" haben ihre praktische Bedeutung für den Kriegsfall in glänzender Weise erwiesen und sich im Aufklärungsdienst und in der Gefährdung feindlicher Festungen vollkommen bewährt. Ueber Lüttich trug ein Zeppelin-Kriegsluftschiff wesentlich zur raschen Einnahme der Stadt bei. Hier zeichnete sich vor allem der Reserve-Unteroffizier E. Trümper aus Kreuzeber bei Heiligenstadt aus, der von der hinteren Gondel des Luftschiffes aus zwölf Bomben auf die Werke warf und, nachdem elf von dem Dutzend ihr Ziel erreicht hatten, mit dem „Zeppelin" aus dem feindlichen Feuer, das ihn von der Tiefe her wiederholt bedrohte, unversehrt entkam. — Der Tod des bayrischen Erbprinzen Luitpold ist wohl eines der schmerzlichsten Ereignisse, das neben den gewaltigen Ereignissen auf den Schlachtfeldern die allgemeine Teilnahme wachruft. Der schöne, schlanke Prinz, der das dreizehnte Lebensjahr nur wenige Monate überschritten hatte, genoß wegen seiner bürgerlich schlichten, herzhaften Art alle Sympathien. Die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes ereilte den bayrischen Kronprinzen, den Sieger von Metz, am Schlachtfelde. Der Vater, dem vor zwei Jahren seine Gattin, Marie Gabriele, geborene Herzogin in Bayern, durch den Tod entrissen wurde, konnte seinen Sohn nicht mehr sehen; er bleibt an der Front. Die bayrische Erbfolge geht nun auf den 1905 geborenen Prinzen Albrecht über.



Flüchtlinge aus Ostpreußen in Berlin: Verteilung von Kleidungsstücken. Phot. Union.



In Feindesland: Die von den Belgiern gesprengte Brücke über die Maas bei Visée. Phot. Het Leven.

In Feindesland

Bilder von der Eroberung Belgiens

Mit lautem, weithin schallendem Hurrah wurde die Grenze überschritten, am Grenzpfahl vorbei ging der Marsch in das feindliche Land hinein. Wohin, war der Truppe unbekannt, vielleicht wußten es nicht einmal die an der Spitze reitenden Offiziere, denn das militärische Geheimnis wird streng gewahrt und jedem, sei er Offizier oder Soldat, nur soviel mitgeteilt, als er unbedingt wissen muß. Unsicherheit und Ungewißheit ist das charakteristische Moment in Feindesland. Die Truppe marschiert, marschiert, ein Kilometerstein nach dem andern wird überholt, und niemand weiß, wie lange noch der Marsch dauern soll, welcher Ort das Ziel sein wird, in dem die Unterkunft bezogen werden soll. Endlich ist dieses erreicht. Ein langgestrecktes Bauerndorf, das einen wohlhabenden Eindruck macht und eine gute Unterkunft in Aussicht stellt. Die letzten Nächte hatte die Truppe im Biwak zugebracht. Da wird die Unterkunft unter Dach und Fach mit besonderer Freude empfunden, denn noch immer gilt der alte Satz, daß das schlechteste Quartier dem besten Biwak vorzuziehen ist. Ganz anders gestaltet sich aber die Unterkunft im Kriege als im Frieden. In großen Zügen werden die einzelnen Dorfabschnitte auf die Truppenteile verteilt. Rechts von der Chaussee das I. — links von der Chaussee das II. Bataillon — die Windmühle und die dort gelegenen einzelnen Gehöfte dem III. Bataillon — und nun teilt jedes Bataillon in ähnlicher Weise schnell Reviere für die Kompagnien ab, je schneller dies alles geschieht, desto besser, damit jeder möglichst bald sein Quartier erhält. Eng ist die Unterkunft, es ist aber wunderbar, wie viel Leute in einem Gehöft, in einer Scheuer unterkommen können. Hat der Soldat das schützende Obdach erreicht, kommt die wichtige Essensfrage an die Reihe. Die Bewohner können nicht viel liefern, der Feind, der vorher in diesem Orte gelegen hatte, hat schon alles aufgebraucht. Aber da kommen auch schon die Feldküchen heran, die immer am Ende des Bataillons fahren, damit sie jederzeit zur Hand sind. In ihnen kocht das Essen während des Marsches und kann sofort nach der Ankunft im Quartier ausgegeben werden. So erhalten die Leute gleich einen Teller warmer Suppe, brauchen sich um die Zubereitung selbst nicht zu kümmern und kommen zeitiger zur Ruhe. Die Truppe ist in der Nähe des Feindes und auch auf die Einwohner ist kein Verlaß. Aus verschiedenen Dörfern ist auf die



Verabreichung von Trinkwasser durch Mönche in einem belgischen Ort.



Bilder von der Eroberung Belgiens: Wegführung von Einwohnern aus einem belgischen Dorf, das wegen der Schandtaten seiner Einwohner zerstört werden mußte.



Unsere Truppen auf dem Marsch durch ein brennendes Dorf.



Signal für die Truppen beim Eintreffen der Feldküchen.

Truppen geschossen worden. So muß für die Sicherheit der ruhenden Truppen gesorgt werden. Innen- und Außenwachen werden gestellt und den Kompagnien ist die äußerste Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. In jedem Gehöft und Hause werden die Bewohner in einem Zimmer zusammengebracht und eingeschlossen, der Bürgermeister, Pfarrer und einige der wohlhabenden Bauern werden als Geiseln für das Wohlverhalten der Einwohner in der Kirche gefangen gehalten. Sie werden rücksichtslos erschossen werden, wenn den Truppen in dem Orte irgend etwas geschehen sollte. Hart und rücksichtslos muß die Militärbehörde vorgehen, abschreckend muß sie wirken, nur so ist es möglich, den Volkskrieg im Entstehen zu unterdrücken. All dieses ganze Elend, der große Jammer fällt auf die zurück, die ihn entfesselt haben. Es wird dunkel, die Schatten der Nacht senken sich auf die Gegend herab. Noch ist aber kein Befehl eingetroffen, wann und wohin der Marsch am nächsten Tage fortgesetzt wird. Die Mannschaften können aber nicht darauf warten, bis der Adjutant mit den Befehlen zurückgekommen ist. Sie sollen schlafen und neue Kräfte für den nächsten Tag sammeln. So werden nur von jeder Kompagnie Befehlsempfänger zum Regimentsstabe entsendet, und auch für diese ist ein Strohlager bereitet. Spät erst in der Nacht werden die Befehle ausgegeben, die die Befehlsempfänger ihren Kompagnien übermitteln. Der Hauptmann und der Feldwebel werden geweckt und bald darauf ist die Truppe alarmiert. Sie steht marschbereit auf den Alarmplätzen und noch in der Dämmerung wird der Marsch angetreten. Von neuem wird marschiert, marschiert, marschiert! Während des Marsches entsteht plötzlich eine gewisse Unruhe; woher sie gekommen, worauf sie beruht, kann niemand sagen. Es ist, als ob eine gewisse Spannung und Erwartung in der Luft läge. Einzelne Meldereiter jagen an der



In den Kampf: Im Galopp vorgehende Batterie.

Truppe vorbei, Adjutanten erscheinen, die berittenen Offiziere werden nach vorn gerufen. Der Marsch stockt häufiger. Es treten längere Pausen ein. Der Feind soll in der Nähe sein. Die Artillerie wird vorgezogen. Sie trabt an der Infanterie vorbei. Da — der erste Schuß. Alles atmet erleichtert auf, die bange Spannung ist gewichen. Man weiß jetzt, der Kampf hat begonnen. So spielt sich das Leben ab in Feindesland. Immer weiter geht der Marsch in das Innere des Landes. Nur selten hat die Truppe Gelegenheit zum Kämpfen, der Hauptteil der Tätigkeit besteht im Marschieren. Gar viele der Kameraden, die die Grenze unter fröhlichem Gesange und mit donnerndem Hurra überschritten haben, sind dahingerafft oder als krank und verwundet zurückgeschickt, immer kleiner wird der alte Stamm, denn weder das tötliche Blei des Feindes, noch die Hinterlist der Bewohner, noch schleichende Krankheiten etwas anzuhaben vermochten. Aber endlich schlägt die Friedensstunde und wieder wird die Grenze überschritten, aber diesmal zurück in das geliebte Heimatland.



Wie sichs die Engländer dachten!

Eine Zeichnung, die 1912 in der englischen Zeitschrift „London Magazine" mit der Unterschrift erschien:

„Im Kriegsfall würde Deutschland ganz sicher einen Einmarsch nach Frankreich durch Belgien versuchen; und es wäre Englands Pflicht als Beschützer der belgischen Neutralität, die Tür geschlossen zu halten."



Gefangene französische Zuaven.

Die Gefangenen.

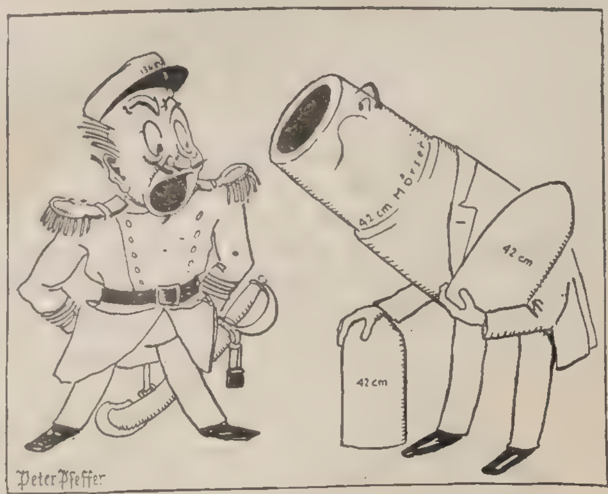
Als erste sichtbare Siegesbeute unserer Erfolge sind schon in vielen Teilen Deutschlands lange Eisenbahnzüge eingetroffen, denen Tausende kriegsgefangener Soldaten entstiegen. Diese Scharen kräftiger Männer müssen nun bis zum Kriegsende bewacht, beherbergt und beschäftigt werden. Die Frage der Beschäftigung ist die schwierigste, da nach Völkerrecht kriegsgefangene Soldaten nicht zu Arbeiten verwendet werden dürfen, die gegen ihr Land gerichtet sind, wie z. B. Schanzarbeiten, Anfertigung von Kriegsmaterial usw. Zunächst wird man die Soldaten wohl für Wegearbeiten, Verbesserung von Truppenplatz-Gründen, Anlage von Parks und ähnliche Aufgaben verwenden, die den Leuten schwere körperliche Arbeit auferlegen und sie von Dummheiten und Revolte-Gelüsten abhalten. Die Mahlzeiten erhalten sie wie die deutschen Soldaten und wohnen in Kasernen und Baracken. Sie dürfen auch nach Hause schreiben, doch werden die Briefe kontrolliert. Ob man ihnen, wie man 1870 tat, auch den Empfang von Liebesgaben aus ihrer Heimat gestatten wird, ist noch nicht sicher; jedenfalls haben die Deutschen 1870 ihren Gefangenen alle Sendungen getreulich ausgehändigt, während die an deutsche Gefangene nach Frankreich geschickten Sachen nie ihr Ziel erreichten. Ebenso wird man wohl — durch die Erfahrung von 1870 gewarnt — keine feindlichen Offiziere auf Ehrenwort entlassen. Denn damals brachen die Herren scharenweis ihr Wort und kämpften ruhig wieder gegen uns. Zwei solcher Herren wurden später sogar Kriegsminister. Kriegsgefangene Offiziere erhalten meist das Recht, sich selbst mit Wohnung und Essen zu versehen, gegen Ehrenwort, keine Flucht zu versuchen, wird man sie auch in bestimmten Bezirken frei umhergehen lassen.



Typen von französischen Gefangenen.
Phot. Franz Beck, Ohrdruf.

Deutsche Verwaltung in Belgien

In den zügellosen Aufstand, zu dem sich die aufgehetzte Zivilbevölkerung Belgiens erhob, ist von der deutschen Regierung mit eisernem Willen Ordnung und Gehorsam gebracht worden. Deutschland hat die Verwaltung Belgiens übernommen, als Militärgouverneur ist Generalfeldmarschall von der Goltz eingesetzt. Die Zivilverwaltung führt Regierungspräsident von Sandt in Aachen, der ja bereits an der belgischen Grenze tätig war, dem Justizrat Trimborn, der bekannte Reichstagsabgeordnete, der Oranienburger Bürgermeister von Loebell, der Sohn des Ministers des Innern, und einige andere deutsche Regierungsbeamte zur Seite stehen. Die neue Verwaltung hat sofort deutsche Ordnung eingeführt und bringt denen, die noch glauben, aus dem Hinterhalt kämpfen zu dürfen, mit Feuer und Schwert Vernunft bei. Die belgischen Zeitungen erscheinen in deutscher Sprache, alle Belgier haben die Deutschen mit hochgehobenen Händen zu grüßen, damit sie nicht nach elender Franktireurart heimlich eine Waffe ziehen; wer etwas von der deutschen Regierung will, muß sein Gesuch in deutscher Sprache schreiben. Die Belgier, die häufig vor den Ortschaften die Straßen durch Stacheldraht, Bäume und Gräben unwegsam machen wollten, mußten diese Hindernisse, von den Gewehren deutscher Pioniere aufgemuntert, hübsch sauber selbst wieder beseitigen. Den Städten sind zunächst 200 Millionen Kriegskontribution in Gold auferlegt worden, die bis zum 1. September an den Gouverneur bezahlt sein müssen.



Karikaturen vom Tage:
Zwei Großmäuler.
Der 42 cm-Mörser: „Na, nun wollen wir doch mal sehen, wer das letzte Wort behält!" (Aus den „Zeitbildern" der Vossischen Zeitung.)



Betrogene Betrüger.
„Und der Zar hat mir doch versprochen, daß er am fünften Tag in Breslau wäre!" „Und Poincaré hat mir doch versprochen, daß er am fünften Tag in Straßburg wäre!"
(Aus dem „Simplicissimus".)



Generalfeldmarschall v. d. Goltz, Generalgouverneur von Belgien.

Justizrat Trimborn, M. d. R., der in die neue belgische Zivilverwaltung berufen wurde.





Nach den Siegen von Metz und Maubeuge.

„Kinder, den Franzosenmantel trag ich zu Hause als Schniepel!" „Hurrah, das is 'n Unterrock für meine Olle!"

Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Sturm des 26. Infanterieregiments auf Namur im Jahre 1815. Nach dem Gemälde von Professor Th. Röchling. Verlag W. Büxenstein, Berlin.

Blücher schrieb an seine Frau aus Namur am 3. Juni 1815: „. . . . ich stehe hir mit 130,000 man Preußen die im schönsten stande sind und womit ich mich getraue Tuniß, Tripoliß und Allgier zu erobern, wenn es nuhr nicht soweit wehre und man übers wasser müßte. . . . ."

Sturmzeichen

Roman von Richard Skowronnek

18. Fortsetzung

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Gaston wollte vortreten mit einem heftigen Wort auf den Lippen. Der alte Herr von Gorski aber hob die Hand.

„Hermann, ich frage Dich auf Ehre und Gewissen als ein Edelmann den andern: Was meine Tochter da eben sagte, ist das wahr?"

Der andere blickte trotzig in die Höhe.

„Wozu soll ich's leugnen — etwas ist schon dran! Nur die Geschichte ist maßlos übertrieben, natürlich. Ich weise es ganz energisch zurück, daß ich deswegen auf ein Armesünderbänkchen soll. Ich lebe, wie es mir paßt. Und habt Euch bloß um Gottes willen nicht so! Schließlich bin ich doch ein Brinckenwurff! Wenn ich Deiner Tochter die Ehre antue, um sie zu freien, soll sie froh sein, statt hinter mir herzuspionieren!"

Aus der Brust des alten Herrn kam ein Stöhnen.

„O Du . . . jetzt habe ich Dich auch erkannt! Aber eins sage ich Dir: Wenn Du nach denen suchst, die meine Tochter vertreten, zuerst stehe ich da und laß' mir dieses Recht nicht nehmen! Hörst Du, zuerst! Halt Dich zu Hause, damit Dich meine Zeugen treffen. Und jetzt marsch, fort von meinem Hof!"

Hermann von Brinckenwurff verneigte sich im Sattel.

„Das letzte hättest Du Dir sparen können. Und Gott sei davor, daß ich mich an Deinem weißen Haupt vergreife. Es sind Jüngere da, an die ich mich halten kann!" Er wandte seinen Gaul mit einem Schenkeldruck, ritt in gestrecktem Galopp die lange Allee zurück, die über das Kalinzinner Kätnerdorf nach Orlowen führte.

Annemarie warf sich mit einem Aufschluchzen an die Brust ihres Vaters.

„Um Gottes willen, Papa, das leide ich nicht, daß Du . . . Und was heißt das, daß er sich gewissermaßen herabgelassen hätte, wenn er um mich warb?"

Herr von Gorski antwortete mühsam: „Das ist eine gedankenlose Frechheit gewesen, mein Kind, nichts weiter. Weil die Brinckenwurffs sich bekanntlich einbilden, sie wären mit dem lieben Herrn Jesus Christus zugleich in dieses heidnische Land gekommen!" Und nach einer kleinen Pause der innerlichen Sammlung fuhr er fort: „Herr von Foucar, ich bitte Sie, mir es nachzusehen, wenn ich Sie jetzt nicht als Gast in mein Haus lade. Ich muß mich erst selbst zurechtfinden, ehe ich einen Entschluß fassen kann."

Gaston verneigte sich respektvoll.

„Sehr wohl, Herr von Gorski. Es wird sich eine Stunde finden, in der Sie die Güte haben werden, mir zuzuhören. Ihr Fräulein Tochter hatte die Gnade, meiner Werbung Gehör zu schenken. Wir haben uns auf dem Wege hierher über einiges ausgesprochen, was mich hinderte, gleich am nächsten Tage nach unserer ersten Begegnung vor Sie hinzutreten. Sie hat mir verziehen, und das war mir genug. Und jetzt bitte ich um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen. Morgen werde ich anfragen, wann Sie für mich zu sprechen sind."

Herr von Gorski nickte schweigend, Annemarie bot ihm die Hand zum Kusse. In ihren Augen glaubte er jedoch eine leichte Enttäuschung zu lesen. Aber er konnte ihr nicht helfen. Es wäre gar leicht gewesen, sich einen effektvollen Abgang zu sichern. Sich als ein Edelmütiger aufzuspielen, der es als seine Pflicht ansähe, für den Vater des geliebten Mädchens in die Bresche zu treten. Das war eine Selbstverständlichkeit, über die sprach man nicht, Und als ihn der Kalinzinner Sandschneider, auf dem er jetzt die Zügel führte, in schneller Fahrt zum Städtchen zurücktrug, überlegte er, wie er am raschesten wohl dem Herrn von Brinckenwurff die Forderung zustellen könnte, ehe ihm der alte Herr zuvorkäme.

Persönlich nach Orlowen zu fahren und mit ein paar kurzen Worten Ort und Zeit festzusetzen, ging

nicht an. Nach altüberkommenem Brauch, der in manchen Fällen vielleicht lächerlich sein mochte, aber an dem man nicht zu rütteln hatte. Und da fiel ihm ein, daß er auf halbem Wege zur Stadt die Möglichkeit hatte, den Rittmeister von Lüttritz telephonisch anzurufen, er möchte ohne jede Zeitversäumnis nach Orlowen reiten, dem Herrn von Brinckenwurff die Forderung zu überbringen. Wegen einiger unziemlicher Worte, die er sich Fräulein von Gorski gegenüber herausgenommen hätte. Dann war die Angelegenheit erledigt, und Annemarie brauchte sich nicht um ihren alten Vater zu sorgen.

Unter den rostbraunen Kiefern des Beldahner Waldes, zwischen denen die sandige Straße hindurchführte, stand die sonnendurchglühte Luft wie in einem Backofen. Der nur unwillig trabende Gaul hatte nasse Flanken, unter dem Riemenzeug bildete sich weißlicher Schaum, und Hunderte von blutgierigen Bremsen schwirrten ihm um die Stellen, an denen er wehrlos war. Gaston versuchte, ihm mit der Peitsche zu helfen, so gut es ging, sobald er aber in Schritt fallen wollte, trieb er ihn unbarmherzig vorwärts. Er hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er dem alten Herrn zuvorkommen wollte.

Und wie den armen Gaul die Bremsen, stachen ihn die Gedanken. Daß nach allem menschlichen Ermessen sein Glück nur kurzen Bestand hatte — morgen um diese Zeit war er schon ein toter Mann. Weil der andere aus seiner Kaste in der Handhabung der Waffe mehr Uebung besaß. Er selbst hatte vor wichtigeren Aufgaben dazu keine Zeit gehabt. Ein junger Herr, dessen reichliche Mußestunden ihm gestatteten, sich zu einem Virtuosen im Pistolenschießen herauszubilden, schoß ihn morgen über den Haufen. Einer, dessen Leben für die Allgemeinheit so unbeträchtlich war, als wenn da um den schwitzenden Gaul eine Bremse mehr flog oder weniger, streckte einen Mann in den Sand, der in schweren Zeiten dem Vaterlande vielleicht Nützliches hätte leisten können. Verrückt war das, wenn man sich die Anschauungen derer zu eigen machte, die, von keiner Tradition beschwert, an jedem, durch Jahrhunderte geheiligten Brauch zersetzende Kritik übten. Entweder aber gehörte man zu der Kaste, die den Begriff der persönlichen Ehre mit besonderen Gesetzen umschrieben hatte, oder man stand draußen. Ein Aussuchen von Fall zu Fall gab es da nicht . . . Und eine unwillige Regung erhob sich in ihm gegen sich selbst, daß er auch nur einen Augenblick lang eine Anwandlung gehabt hatte, die, genau besehen, reichlich nach Feigheit schmeckte. Als wenn er nach einem Ausweg gesucht hätte. Eins aber konnte ihm niemand verwehren, daß er mit Trauer daran dachte, das Leben aufs Spiel setzen zu müssen, als es eigentlich erst anfing. Das Leben voll von Glück, von dem er zuweilen in müßigen Stunden geträumt hatte . . .

Vor einer kurzen Weile erst hatte er einen Vorgeschmack von den Seligkeiten bekommen, die seiner vielleicht gewartet hätten. Als er auf dem Heimwege mit seiner langen und aufrichtigen Beichte fertig gewesen war. Da hatte die neben ihm sitzende Annemarie geantwortet: „Was soll ich dazu sagen? Du hast mich damals doch nicht gekannt. Wir alle gehen durch Irrtümer. Ehe ich Dich kannte, gab es Zeiten, in denen ich mit meinem Los ganz zufrieden war." Und, weil sie mit den Zügeln in der Hand auf den Weg passen mußte, neigte sie sich nur ein wenig zur Seite und bot ihm die Wange. Ihm aber weitete sich die Brust unter einem bisher nicht gekannten Gefühl. Von aller Erdenschwere befreit flog man dahin in einer einzigen Glückseligkeit . . .

Zwischen grünen Tannenwipfeln leuchtete ein rotes Ziegeldach. Die Waldschenke neben den Schießständen, von denen in kurzen Zwischenräumen gellende Kugelschläge durch die Mittagsschwüle drangen. Wie scharfes Peitschenknallen. Der Wirt Burdenko, ein hagerer kleiner Mann mit ausdruckslosem Gesicht, kam eilig durch den Garten, als das Fuhrwerk mit dem schaumbedeckten Gaul auf der Straße hielt.

„Guten Tag, Herr Rittmeister. Was steht zu Diensten?"

Gaston vermochte im ersten Augenblick nicht zu antworten. Aefften ihn seine erregten Nerven oder war das Wirklichkeit, was er eine Sekunde lang hinter einem rasch wieder vorgezogenen Fenstervorhang zu sehen geglaubt hatte? Ein gelbes Gesicht mit einem bunten Kopftuch darüber, anders geknüpft als es hier die Bauernfrauen trugen. Er deutete mit der Peitsche nach dem Hause.

„Was ist das für ein altes Weib in Ihrer Wohnstube, Herr Burdenko?"

Der andere blickte erstaunt auf.

„Wie meinen der Herr Rittmeister? Ein altes Weib? Da müssen Sie sich versehen haben. Nur mein Kellnerjunge ist im Hause. Sonst keine Menschenseele."

„So, nicht? Na ist gut! Kann ich bei Ihnen ungestört telephonieren?"

„Aber gewiß doch, Herr Rittmeister. In der Zelle neben meinem Kontorchen. Ich hab' ja auch manchmal nötig, 'was zu sprechen, wo kein andrer was davon hören darf."

Gaston gab die Zügel dem hinter ihm sitzenden Kutscher, ging über den kiesbestreuten Gartenweg mit einem Angstgefühl im Herzen, das ihm den Schweiß aus allen Poren trieb. War er denn im Begriff, verrückt zu werden, weil er am hellen Tage Spukgestalten sah? Wenn er sich vielleicht auch beim ersten Male getäuscht haben konnte, diesmal erschien es ihm fast unmöglich. Wenn er sich eben nicht in einem Zustande befand, in dem man Halluzinationen hatte? Ganz deutlich hatte er das Gesicht gesehen, das ihm damals von der Begegnung in der Ranke-straße im Gedächtnis geblieben war. . . . Da beschloß er, sich Gewißheit zu schaffen. Ohne sich an das verwunderte Gesicht des Wirtes zu kehren, durchschritt er rasch die Räume der Schenke, stieg in den niedrigen Keller und blickte auf den Hof hinaus. Wenn außer dem Gläser spülenden Kellner jemand im Hause gewesen wäre, hätte er ihn sehen müssen . . . Ein Schauder flog ihm über den Rücken wie am Vormittag, diesmal aber von anderer Art. Vor sich selbst bekam er Angst, und er fing an zu zweifeln, ob er noch nach klaren Erwägungen handelte . . .

Das Fräulein auf dem Amt weigerte sich zunächst, die Verbindung herzustellen wegen drohender Gewittergefahr. Es bedurfte erst einigen Zuredens und des Hinweises, daß es sich um eine wichtige militärische Meldung handle. Dann aber pochte und knatterte es in dem Apparat. Er vernahm wohl, daß der Rittmeister von Lüttritz am andern Ende sprach, aber eine Verständigung war unmöglich. Da gab er es auf, die erhoffte Zeitersparnis war ärgerliche Versäumnis gewesen.

Als er wieder zu seinem Fuhrwerk kam, meldete Herr Burdenko, soeben sei ein ganzer Wagen mit Herren vom Dragonerregiment vorübergefahren, dazwischen die beiden Herrn von Gorski.

„Schade," sagte Gaston, „den jüngeren hätte ich gern gesprochen," und stieg in den Kutschiersitz. „Na denn los, Braunerchen."

Herr Burdenko lief ein paar Schritte neben dem Wagen her.

„Wann soll ich zur nächsten Stunde kommen, Herr Rittmeister?"

„Weiß ich nicht," rief er zurück, „ich lasse es Ihnen noch sagen."

Als Gaston schon ein Ende weit gefahren war, fiel ihm plötzlich ein: wie kamen die Brüder Gorski eigentlich dazu, ohne Urlaub die Garnison zu verlassen? Beide hatten doch am Nachmittag Dienst? Der ältere beim Turnen, der jüngere beim Baden.

Aber er vermochte nicht weiter zu denken. Eine Art Stumpfheit war über ihn gekommen nach all den Aufregungen des Tages. Er dachte nur noch einen Gedanken, mit möglichster Beschleunigung den Rittmeister von Lüttritz aufzutreiben, damit dieser dem Herrn von Brinckenwurff in Orlowen die Forderung überbrachte und die blonde Annemarie Gorski ihn nicht für einen Feigling hielt, der gemächlich abwartete, bis andere vor ihm in die Bresche sprangen.

In der Wohnung des Herrn von Lüttritz erfuhr er, der Rittmeister sei ausgegangen, ohne zu sagen, wohin. Da hinterließ er die Weisung, er bäte ihn, sofort zu ihm herauszukommen, und fuhr nach Hause, mit ohnmächtigem Zorn im Herzen. An wen sollte er sich in der Eile wenden. Jedem andern hätte er einen langen Sermon erzählen müssen, ohne das Kind beim rechten Namen zu nennen. Und hinterher wäre die glatte Antwort gekommen, ohne vorausgegangene Anrufung des Ehrenrats wäre der Auftrag nicht auszuführen. Da gab es also nichts als Warten.

Im Flur seines Häuschens empfing ihn der Bursche.

„Herr Rittmeister, vor einer Viertelstunde ist eine Depesche gekommen. Ich hab' sie auf den Schreibtisch gelegt."

„Eine Depesche? Von wem denn?"

Die Frage war töricht, das wußte er. Mit zwei langen Schritten stand er im Zimmer, riß das zusammengefaltete Papier auseinander.

„Ihre Frau Mutter schwer erkrankt, ersuche dringend, sofort hierher zu kommen. Ableben stündlich zu erwarten. Justizrat König."

Die Knie zitterten ihm, er mußte sich in dem vor dem Schreibtisch stehenden Lehnstuhl setzen. Stumpfsinnig starrte er auf die mit Blaustift geschriebenen Zeilen des Telegramms, bis ihn der Schmerz jählings übermannte. Erst ganz allmählich gewann er seine Fassung wieder, fing an zu überlegen, was zu geschehen hätte.

Der Justizrat König war der Vermögensverwalter und vertraute Freund seines Mütterchens schon seit langen Jahren. Allabendlich spielten sie ihre geruhsame Partie Bézigue, und es war ein rührendes Verhältnis zwischen den beiden alten Leutchen. Von seiten des Justizrats, der unverheiratet geblieben war, vielleicht ein wenig Pietät und wehmütige Erinnerung. An eine vor langen Jahren begrabene Hoffnung. Aber mit dem Alter war er ein Krakeeler geworden. Fast immer verzankte er sich mit seiner Partnerin, um am nächsten Vormittag mit einem poetischen Brieflein wieder um gut Wetter zu bitten, weil er ohne die abendliche Partie nicht leben konnte. Da war es eigentlich verwunderlich, daß er in so dürren Worten telegraphiert hatte, was ihn doch nicht minder schmerzlich treffen mußte als den Sohn der alten Freundin. Aber wer überlegte wohl in einem so trüben Augenblick, ob er der notwendigen Nachricht noch ein Wort der Teilnahme hinzufügen sollte?

Also da galt es, die Vorbereitungen zu einer schleunigen Reise zu treffen. Alles übrige, was er sich vorgenommen hatte, mußte er bis zu seiner Rückkehr aufschieben. Und wenn er Annemarie ein paar Zeilen schrieb, würde sie es wohl verstehen, daß es für ihn im Augenblick keine andere Sorge gäbe als die eine einzige, ob er sein Mütterchen noch am Leben fände. Schier zum Verzweifeln war es, daß er hier noch stundenlang untätig sitzen mußte, indessen das alte Frauchen da unten im fernen Schwaben sich gegen den Tod wehrte.

Der nächste Zug, mit dem er den von Eydtkuhnen kommenden Schnellzug erreichen konnte, ging erst gegen acht Uhr abends. Bis dahin hatte er reichlich Zeit, Urlaub zu nehmen, die Schwadron dem Oberleutnant Gusovius zu übergeben und den Brief an Annemarie zu schreiben. Wenn er den durch seinen Burschen beförderte, konnte sie ihn in anderthalb Stunden haben und brauchte keine verwunderten Augen mehr zu machen . . . daß er beim Abschied unterlassen hatte, das Wort zu sprechen, das sie von ihm wohl erwartet hatte.

Als er die Schublade seines Schreibtischs aufzog, um einen seiner besten Briefbogen mit der farbigen Wappenprägung herauszulangen, fiel ihm auf, daß zwischen allem, was er dort aufbewahrte, nicht die gewohnte Ordnung herrschte. Die Brieftasche mit dem letzten Schreiben seines Vaters lag nicht auf ihrem richtigen Platz. Ganz ausgeschlossen war es, daß er selbst sie dorthin gelegt haben konnte, er hielt in allem, was ihn umgab, eine geradezu pedantische Ordnung. Wenn er an seinen Bibliothekschrank ging, konnte er im Dunklen den gesuchten Band herausholen.

Also es gab keinen Zweifel, hier hatte jemand in seiner Abwesenheit die Schublade durchsucht. Jemand, der zu dem kunstvoll gearbeiteten Schloß einen Nachschlüssel besaß. Den eigentlichen Schlüssel trug er nebst einigen Anhängsein an einer silbernen Kette. Nachts lag sie auf dem Tischchen neben seinem Bett, beim Aufstehen befestigte er sie an der Uniformhose. Die Möglichkeit, daß er den Schlüssel aus Versehen einmal hätte stecken lassen, war überhaupt nicht zu erörtern. Aber wer sollte nur ein Interesse daran haben, hier seine Andenken, Briefe und Familienpapiere zu durchstöbern?

Und plötzlich schlossen sich die Wahrnehmungen des Tages, die er für Ausgeburten seiner überreizten Sinne gehalten hatte, mit einigen anderen zu einem Verdacht, den er zunächst nur unklar fühlte. Er griff nach der Stelle der Schublade, an der er die letzten der seltsamen russischen Briefe aufgehoben hatte, die Stelle war leer. Da gefror ihm das Blut fast in den Adern, hier war gegen ihn etwas im Werke, wie es nur ein Teufel ersinnen konnte — oder eine im Innersten ihres Herzens gekränkte Frau! Die Viertelstunde fiel ihm ein, in der er mit dem schon halb verwirrten Herrn von Wodersen über die sonnenbeschienene Straße im Grunewald gegangen war. Da hatte der von einer Rache gesprochen, die Josepha an ihrem Gatten zu nehmen gedachte, weil er sie mit einer Tänzerin oder Schauspielerin betrog — dieser Person mit der seltsamen, wie eine geborstene Glocke klingenden Stimme. Nur das hier war noch teuflischer. Heute nacht, wenn er längst schon in der Eisenbahn saß, legte man hier in diese Schublade die entwendeten Briefe, nur mit einem andern Inhalt. Einem Inhalt, der klipp und klar bewies, daß der Rittmeister Baron Foucar von Kerdesac vom Dragonerregiment Graf Schmettau mit dem russischen Geheimbureau in Warschau landesverräterischen Verkehr hatte. Morgen stand hier in diesem Zimmer ein von der Division entsandter Kriegsgerichtsrat, fand die Beweise, und auf telegraphischen Befehl wurde er an dem Sterbebett seiner Mutter unter dem Verdacht des Landesverrats verhaftet. Selbst wenn es ihm gelang, sich von diesem Verdacht zu reinigen, war er für alle Zeiten verfemt. Es blieb immer etwas hängen, selbst wenn er sich in geweihtem Wasser wusch . . . ein unbestimmter Geruch, vor dem sich die innerlich und äußerlich Sauberen zurückzogen.

Und blitzähnlich reihte er alles aneinander, was gegen ihn sprach, wenn er sich verteidigen wollte. Da war schon vor seiner Versetzung das merkwürdige Interesse für die Geheimpapiere im Generalstab, die von der strategischen Bestimmung Ostpreußens handelten im Fall eines Krieges nach zwei Fronten. Dann war da sein auffälliges Absondern von den Kameraden, seine ausgedehnten Ritte und Fahrten im Aufmarschgelände, und zuletzt der Inhalt der in seinem Schreibtisch beschlagnahmten Briefe. Die waren in Warschau aufgegeben laut Poststempel, und in ihnen stand, Gott mochte wissen, was . . . Die Aufforderung vielleicht, noch über diese Position im Mobilmachungsplan nähere Auskunft zu geben, oder über jene . . . Und noch etwas anderes kam hinzu, woran er zu allerletzt, die andern aber vielleicht zu allererst denken mochten, sein französischer Name und das Tröpfchen französischen Blutes, das in zehnfacher Verdünnung in seinen Adern floß. Ganz deutlich entsann er sich der Aeußerung des alten Herrn damals auf der Fahrt von Königsberg. Den Wortlaut wußte er nicht mehr, aber es war eine Art von Zweifel gewesen, ob Abkömmlinge einer fremden Nation wohl restlos im deutschen Volkstum aufgehen könnten. Und das Netz, das sich ihm um die Glieder schnüren sollte, war schon seit langem gesponnen. Die große Nachrichtenzentrale in Berlin war ja schon vor Wochen alarmiert, daß hier an der Grenze ein Verräter saß. Heute kam die Mitteilung, die seine Persönlichkeit genau bezeichnete, und morgen, während seiner Abwesenheit der vernichtende Schlag. Er aber hatte nichts zu seiner Verteidigung anzuführen, als daß da vielleicht ein Racheakt vorläge. Die Rache einer in leidenschaftlicher Liebe verratenen Frau. Er sah ordentlich das ungläubige Lächeln seiner Richter . . .

Die Haare sträubten sich ihm, so grauenhaft war das. Nur ein Glied fehlte noch in der Kette der Voraussetzungen, nämlich, daß da die auf dem Tisch liegende Nachricht von der schweren Erkrankung seines Mütterchens gefälscht war. Dann war das alles kein leeres Hirngespinst, sondern grausige Wirklichkeit. Da ging er mühsam zu dem Telephon.

Gott sei Dank, der Apparat funktionierte wieder. Das Amt Ordensburg meldete sich.

„Liebes Fräulein," sagte er, „wenn ich jetzt dringend nach Eßlingen telegraphieren würde, mit dringender Rückantwort bezahlt, wann könnte wohl die Antwort wieder hier sein?"

„Etwa in einer Stunde. Wenn Sie mir nämlich die Depesche telephonisch aufgeben."

„So, kann man das?"

„Aber natürlich, schon immer!"

Da diktierte er: „Justizrat König, Eßlingen. Erhalte soeben von Ihnen Depesche über schwere Erkrankung meiner Mutter. Habe Gründe zur Annahme, daß diese Depesche nicht von Ihnen herrührt, sondern andere Zwecke verfolgt. Bitte dringende Antwort, Gaston."

Das Fräulein auf dem Amt wiederholte den Wortlaut, als sie den Namen „Gaston" aussprach, bekam ihre Stimme einen schmelzenden Klang.

„Herr Rittmeister Baron von Foucar?"

„Allerdings!"

„Gott, wie interessant! Die Depesche wird noch in dieser Minute abgeschickt werden!"

Da mußte er, mitten in aller Aufregung, lachen. Die kleine Telephondame schien eine jener stillen Verehrerinnen zu sein, von deren Existenz er selbst keine Ahnung hatte.

„Freut mich sehr, mein gnädiges Fräulein. Wenn Sie nun noch die Güte haben wollten, mir die aus Eßlingen eintreffende Nachricht telephonisch mitzuteilen, statt durch Boten, wäre ich Ihnen sehr verbunden. Das geht doch hoffentlich auch?"

„Aber selbstverständlich!"

(Fortsetzung folgt.)

*

Die Fortsetzung der „Kriegs-Tagebuchblätter" von Fedor von Zobeltitz wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

Kriegsanekdoten.

An einen Eisenbahnwagen, der nach Osten fuhr, hatte ein Soldat, vermutlich ein Elsässer, die Inschrift angemalt:

„Na wartet, Ihr Kosackes,
Jetzt kommen erst wir Wackes!“

*

„Unter allem, was im Jahre 1870 sofort nach der Uebergabe nach Metz gebracht wurde, waren die Salzvorräte am gesuchtesten, die Leute rissen und balgten sich förmlich darum. Einer der deutschen Offiziere sah, wie ein gutgekleideter Herr sofort an dem Salz, das er in der Mütze trug, leckte; vornehme Leute liefen mit Gänsen und Hühnern über die Straße oder mit Fleisch, das sie gekauft hatten. Die Läden waren geöffnet, und die Kaufleute nahmen an uns und unseren Soldaten „Revanche“ durch hohe Preise,“ erzählt der kommandierende General von Voigts-Rheetz.

*

Ein kleines Mädel wurde in den Zeiten der Landsturm-Mobilmachung gefragt, was denn ihr Vater sei. „Papa ist Landsturm mit Waffel“ sagte sie.

*

Einige Tage nach der Schlacht von Sedan war Tafel beim König Wilhelm. Einer der Anwesenden, welcher dem König gegenüber saß, hatte in Donchery noch den Kaiser Napoleon gesehen, wie dieser, eskortiert von zwei Eskadrons schwarzer Husaren, den Ort durchfuhr, um nach Wilhelmshöhe bei Kassel zu gelangen. Dem betreffenden Herrn kam hier bei Tisch der Gedanke, wo sich zu dieser Zeit wohl der Kaiser befinden möchte, und er holte seine Uhr hervor. Dem König entging diese Bewegung nicht, und er fragte:

„Sie haben wohl noch zu arbeiten?“

„Verzeihung, Eure Majestät, aber ich kalkulierte eben etwas,“ lautete die Antwort.

„Und was war das, wenn man fragen darf?“

„Ich glaubte, feststellen zu können, daß jetzt der Augenblick gekommen sein muß, in dem Kaiser Napoleon die Grenze überschreitet und nun mit Recht sagen kann: Ich habe ganz Frankreich hinter mir.“

Der König lachte und bemerkte: „Ein abscheulicher Witz! Aber,“ fügte er hinzu, indem er sein Glas erhob, „ich trinke doch darauf.“

*

„An der Stelle, an der wir uns den ganzen Tag befanden,“ erzählt ein Generalstabsoffizier vom Jahre 1870, „lagen noch zahlreiche Leichen umher, zu deren Bestattung ein paar Pionier-Kompagnien beordert wurden. Einige Mitglieder des Großen Hauptquartiers fühlten bei der brennenden Hitze das Bedürfnis, sich, während nichts zu tun war, ein wenig auszuruhen, und streckten sich auf den Boden nieder. Unter diesen befand sich auch der russische Militär-Bevollmächtigte, Graf Kutusow, der, mit dem Gesicht zur Erde gewandt, sehr bald in einen tiefen Schlaf verfiel. Da bemerkten wir, wie ein paar Pioniere an ihn herantraten und nach einiger Beratung übereinkamen, daß der Herr in seiner fremdländischen grünen Uniform wohl ein höherer französischer Jägeroffizier sein müßte. Durch die Regungslosigkeit des Grafen getäuscht, betrachteten sie ihn eine Weile und schlossen ihre Beobachtungen mit den Worten: „Der ist tot, also vorwärts!“ Und sofort fingen sie auch an, unter der Mitte seines Körpers die Erde auszuheben. Man kann sich das Staunen der Leute denken, als diese nun plötzlich den Totgeglaubten wieder lebendig werden sahen, aber wohl auch das Gesicht des Grafen, als er die eigentümliche Manipulation erkannte, die man soeben mit ihm hatte vornehmen wollen!“

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Brüsseler Spitzen, Muster 1914.

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ad — au — ba — be — bein — bet — ca — de — e — em — hol — il — kut — lac — ler — li — men — menz — mich — na — ne — o — p — r — ra — ron — rump — sin — sop — ter — ter — vail — y

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten gelesen, letztere von unten nach oben gelesen, einen deutschen Sieger des gegenwärtigen Kriegs ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Kaufmännischen Ausdruck. 2. Siegreichen deutschen General. 3. Königsmörder. 4. Frucht. 5. Wappentier. 6. Pflanze. 7. Fischart. 8. Aus der Goethezeit bekanntes Städtchen. 9. Niederschlag aus Gewässern. 10. Stadt in Schlesien. 11. Berühmten Maler. 12. Altbiblischen Priester. 13. Schiffsart. 14. Abgekürzte Bezeichnung aus dem telegraphischen Verkehr. 15. Märchengestalt.

Doppelsinn.

In geruhigem Lauf erquick' ich die Rote Erde,
Glorreicher Feldherrn Haupt schmückt mein lorbeerner Kranz.

Aus zwei Welten.

In friedlichen Festen rief ich sonst,
Jetzt tu ich's in blutigen Schlachten.
Doch hab' ich auch noch im Küchenreich Sinn,
Den dürft Ihr mir nicht verachten.

Zweierlei Gruß.

Lieblich klingt es und schön,
Wenn der Freund dem Freunde es zuruft;
Doch mit verderblichem Klang
Sendet's dem Feinde der Feind.

Ein Held und seine Waffe.

Was gab dem Kriegerheld 1, 2 die Kraft,
Daß er das Große, Herrliche geschafft?
Das Hochgefühl, daß, trotz der Feinde List,
Die Silbe 2 auf unserer Seite ist.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:
In Staub mit allen Feinden Brandenburgs.
1. Ichthyosaurus. 2. Nibelung. 3. Satyr. 4. Torgau. 5. Ahab. 6. Ungarn. 7. Baude. 8. Marienbad. 9. Italien. 10. Influenza. 11. Anker. 12. Landraub. 13. Legion. 14. Enklave. 15. Nimrod. 16. Fähnlein. 17. Eboli.

Dreifacher Sinn: Granate.

In Frieden und Krieg: Aufgebot.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 37

13. September 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Nach den Siegen.
Transport unserer Soldaten, die sich zum Scherz französische und belgische Uniformstücke angezogen hatten.
Für die B. I. Z. nach dem Leben gezeichnet von Ernst Heilemann.



Die Wirkung unserer Artillerie: Phot. Dr. Bongard.
Die innere Stadt der französischen Festung Longwy nach der Beschießung.



Von deutschen Truppen in 5 Stunden gebaute Pontonbrücke über die Maas
in Lüttich, an Stelle der von den Belgiern zerstörten Steinbrücke. Phot. Sennecke.

Von unseren Truppen.

Aus allen Berichten über die Haltung unserer Truppen geht hervor, daß alle Soldaten, bis zum letzten Mann, von prachtvollem Mut und dem Wunsch, nur vorwärts zu drängen, erfüllt sind. Was ganze deutsche Armeekorps im Ertragen von Strapazen geleistet haben, wird erst später der Oeffentlichkeit bekannt werden. Im Westen stehen Armeen, die mehrere Tage in Höchstleistungen marschiert sind, dann, an den Feind gekommen, 4 Tage lang gekämpft und ihn geschlagen haben. Darauf gab es eine ruhige Nacht — wohlverstanden im Biwak — und am nächsten Tag ging es unaufhaltsam weiter. Einzelheiten, die von Offizieren berichtet werden, bestätigen diese Stimmung. Ein Landwehrhauptmann, der mit seiner Kompagnie im schärfsten feindlichen Feuer lag, sah plötzlich, wie einer seiner Landwehrleute aus der gedeckten Stellung aufsprang, etwa 60 Meter vorlief und einige Schüsse abgab. Dann kam er wieder in die Schützenlinie zurück. Der Hauptmann, der zuerst an eine augenblickliche Geistesverwirrung gedacht haben mochte, ging im Schützengraben entlang zu dem Mann, der ihm ruhig erklärte: „Da war so'n Kerl, auf den habe ich schon viermal geschossen und immer vorbei, aber jetzt habe ich ihn doch weggeputzt!" Leichte und oft sogar ernstere Wunden stören unsere Leute fast gar nicht, wenn sie nur die Bewegungsfreiheit der Glieder nicht zu sehr hemmen. Offiziere, die von der Ostgrenze kommen, können ihre Landwehrleute nicht genug rühmen, wie sie, von Kameraden notdürftig verbunden, den Tag über auf dem Kampfplatz bleiben und sich erst spät am Abend im Lazarett einfinden. Das Bajonett ist die liebste Waffe der Infanterie geworden, „da spürt man doch was in den Händen," sagte ein Musketier. Die Bayern wieder drehen das Gewehr um und hauen mit dem Kolben, wovor sich die Franzosen entsetzlich fürchten; auch die bayrischen Reiter werfen oft die Lanzen hin und hauen mit dem Säbel drein, weil's so „vüll mehr G'spaß macht!" Vor dem Bajonettangriff haben die feindlichen Soldaten große Angst, so melden wieder Berichte deutscher Kämpfer aus der letzten viertägigen Schlacht in der Nähe von Longwy, daß die französische Infanterie schlecht schoß. Viele Franzosen warfen, als sie den deutschen Sturmangriff sahen, die Gewehre fort und ergaben sich. Dabei riefen sie verzweifelt: „International!", ein augenblicklich nicht sehr geschickter Appell, denn wenn sie an das Brüdergefühl aller Menschen appellieren wollten, so hätten sie vor Ausbruch des Krieges ihren Einfluß im eigenen Lande aufbieten sollen, damit Deutschland nicht überfallen würde.



Abtransport der ungeheuren Menge von russischen Gefangenen aus Ostpreußen.
Ein Bild vom Bahnhof in Hohensalza. Phot. B. J. G.



Dr. Ludwig Frank †
Reichstagsabgeordneter (soz.) gefallen in den Kämpfen im Westen.



Eroberte Geschütze in Lüttich.



General Gallieni,
der Verteidiger von Paris.



Einquartierung unserer Truppen im Theater in Lüttich.

In Lüttich.

Nach stürmischen Kriegstagen ist in den eroberten belgischen Städten, äußerlich wenigstens, wieder Ruhe eingezogen. Natürlich sieht es noch nicht wie in Friedenszeiten aus; der stramme Schritt marschierender deutscher Bataillone, deutsche Befehle und Maueranschläge erinnern die Bewohner von Lüttich, Namur, Brüssel an die neue Herrschaft, der sie Gehorsam schuldig sind. Durch die Straßen geht der deutsche Doppelposten, meist von Landwehrbataillonen gestellt, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett über der Schulter, und versieht nun den Schutzmannsdienst. Zerstörte Häuser, aus denen heimtückisch Franktireurgewehre losknallten, werden aufgeräumt — aber von Lütticher Einwohnern unter deutscher Aufsicht. In allen öffentlichen Gebäuden liegt deutsche Einquartierung; preußische Soldatenstiefel werden das Parkett des Lütticher Theaters schon ein bißchen zerkratzt haben. Vor dem Gouvernementsgebäude marschiert täglich zur bestimmten Stunde die Wachkompagnie auf; und die belgischen Damen in modischen Kleidern bleiben stehen und sehen staunend, wie die „Fremden“ ernst und ruhig wie in Friedenszeiten den Präsentiergriff machen.



Grab eines Garde-Dragoners auf dem Fort Loucin.
Der Tapfere wollte als Erster hier die deutsche Fahne aufpflanzen und fand dabei den Tod.
Phot. Sennecke.



Einholung eroberter russischer, französischer und belgischer Geschütze am Sedantag in Berlin.
Der Zug vor dem Kronprinzenpalais Unter den Linden.
Phot. Max Ziegra.



„Kriegerische" Zuschauergruppe beim Einzug der eroberten Geschütze.
Phot. B. J. G.

Das belagerte Paris / Erinnerungen an 1870

Zur Zeit, da unsere Zeitschrift in Druck geht, haben die Deutschen Cambrai und St. Quentin besetzt, Kavalleriepatrouillen streiften schon bis Compiegne, 80 Kilometer vor Paris, und in wenigen Tagen wird der Pariser vielleicht die schrecklichen „Uhlans“, wie er alle deutschen Reiter nennt, selber sehen können. Bei allen Waffentaten unserer Heere im Westen schwingt die Erinnerung mit: Wie war es 1870? Es ist dieselbe Jahreszeit, ungefähr die gleiche Marschrichtung und derselbe herrliche Geist, der unsere Soldaten von Sieg zu Sieg vorwärts treibt. Gerade vor 44 Jahren am 19. September rückten die Deutschen in die Kantonnements und Stellungen um Paris, besetzten die verlassenen Dörfer und Villenvororte Gonesse, Chantilly, Le Bourget, Villeneuve und wie sie alle heißen, Namen, die vielleicht sehr bald wieder häufig genannt werden. In Paris hatte man bis zuletzt nicht an eine Belagerung gedacht. Leichtsinn, lügenhafte Siegesberichte und schlechte Organisation hatten die Stimmung der Pariser fast immer hoch gehalten, selbst als im Herzen der Stadt, im Boulogner Wäldchen und auf freien Plätzen tausende Stück Vieh aller Art aufgetrieben wurden, lachte man und fand es „chic“, wenn die eleganten Pariserinnen nachmittags dorthin gingen und sich von den Hirten rohe Milch zum Trinken reichen ließen. National- und Mobilgarden suchten die Vorort-Dörfer ab und jagten die Bewohner fort, weil die Häuser zerstört werden sollten. Alle flohen nach Paris, Wagen voll Hausrat und Viehherden strömten in die Stadt und brachten den ersten Hauch ernster Stimmung mit. Die Bevölkerung von Paris schrie „Verrat!“, es entstand eine Spionenriecherei, die in Raserei ausartete. Ueberall witterte man Preußen, jede Lampe, die abends sich bewegte, wurde zum Lichtsignal. General Trochu, der Kommandant von Paris, wurde für einen Spion gehalten, bis endlich diese Tollheit an ihrer eigenen Zwecklosigkeit einschlief. Nur wenige Bürger hatten, die Belagerung voraussehend, sich reichlich verproviantiert. Zu Beginn der Blockade galt es noch als Spaß der Lebewelt, in die Läden der Lebensmittel-



Moltke vor Paris.
Nach dem Gemälde vom Grafen Harrach. Verlag Gustav Schauer, Berlin.



Paris zur Zeit der Belagerung 1870:
Andrang der Frauen zu den von der Stadt Paris eingerichteten Fleischverkaufsstellen, in denen jedermann nur 30 Gramm täglich erhielt.
Nach einem zeitgenössischen Holzschnitt.



Paris zur Zeit der Belagerung 1870:
Ankunft von Brieftauben mit Nachrichten aus der Provinz.



Einer der Feuerwehrleute, die von den Dächern herab das Publikum in den Straßen vor den heranfliegenden Granaten warnten.



Die Not in Paris im Winter 1870:
Einholung der täglichen, knappen Holzration.

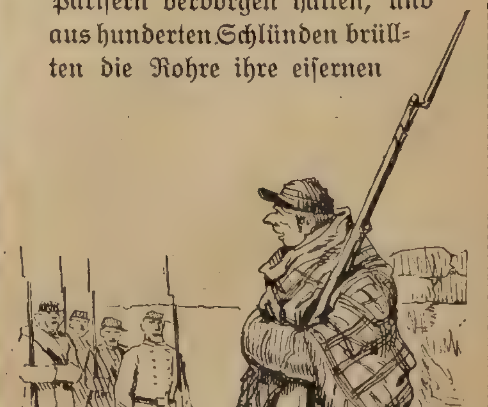
händler zu gehen, mit Gold zu zahlen und in hochbepackten Droschken abzufahren. Man gab Gesellschaften mit „Belagerungsessen“ und machte sich über die Preußen, die draußen vor der Stadt in schlechten Quartieren lagen, lustig. Doch das hörte bald auf. Ganz plötzlich merkte man, daß die Lebensmittelzufuhr abgeschnitten war, ganz Paris stürzte sich auf die Läden, die Gemeindebehörden übernahmen schließlich die Aufsicht über die Verteilung, und Fleisch und Brot gab es nur in bestimmten kleinen Rationen. Schon im November waren die Preise auf das dreifache gestiegen. Im Dezember erreichten sie eine Höhe, die geradezu phantastisch anmutet. Ein Pfund Schinken oder Wurst kostete 20 Fr., eine Gans 80 Fr., Hühner oder Kaninchen 40 Fr. pro Stück, 1 Ei kostete 1 Fr. und es war ein Glück, überhaupt eins zu ergattern. Frische Gemüse waren ebenso selten wie teuer, dabei wuchsen in den Gärten vor Paris Artischocken, Endivien und dergleichen, die nutzlos verkamen. Einige halbverhungerte Leute schlichen sich trotz der drohenden Gewehre der Preußen aus den Mauern und rafften einiges Grünzeug zusammen, worauf sie schnell zurückliefen. Hinter der Umwallung warteten schon Händler, die ihnen die Beute für billiges Geld abnahmen und sie teuer verkauften. Als Rinder- und Pferdefleisch zu Ende gingen, kamen Hunde, Katzen und Ratten dran. Die Zeitungen brachten täglich Rezepte für „Ratten in Burgunder“ und „Feldmaus mit Karotten“. Auch solches Wild war im Wert gestiegen; eine gute Feldmaus kostete 50 Cent., eine Ratte das Dreifache. Das war im Dezember. Trotzdem hatte sich die Stimmung der Pariser wieder gehoben. Man hoffte, daß Paris befreit werden würde, man hoffte auf die südfranzösischen Freischärler, auf Faidherbe und Gambetta, sogar auf Rußland, das Deutschland plötzlich angreifen sollte. Da Paris nicht beschossen wurde, glaubte man, die Deutschen hätten keinen Mut oder keine schwere Artillerie; kurzum, Volk und Regierung benahmen sich damals, wie sie auch heute wieder tun. Aber man hatte sich geirrt, und wie in diesem Kriege war es damals die schwere Artillerie, die plötzlich ihre Geschosse auf die eingeschlossene Stadt warf. Am 5. Januar fielen rings um Paris von den Batterien die Masken, Bäume, Sträucher und Bretterwände, die sie bis dahin den Parisern verborgen hatten, und aus hunderten Schlünden brüllten die Rohre ihre eisernen



Humor aus der Belagerungszeit:
„Fang des Abendbrots.“



Gambetta verläßt das eingeschlossene Paris im Ballon.



Pariser Bürger als Nationalgardist auf den Wällen.



Auf der Flucht vor den deutschen Truppen: Zug von Zivilisten, Priestern und belgischen Sanitäts-Leuten auf der Landstraße nach Antwerpen.

Grüße in die aufgeschreckte Stadt. Die Pariser Forts waren vollständig überrascht. Die französischen Kanoniere verkrochen sich in der ersten Angst in die Kasematten und verweigerten den Dienst an den Geschützen. Binnen 2 Stunden schwieg das starke Fort d'Issy mit seinen 97 Geschützen, von 28 deutschen Kanonen besiegt. Von diesem Tage an warfen die deutschen Batterien täglich etwa 5000 Zentner Eisen und Blei auf die feindliche Stadt, die erste deutsche Granate flog in den Garten des Luxemburgpalastes, genau eine deutsche Meile weit. Da die Pariser Zeitungen angaben, wo die Bomben einschlugen und das deutsche Oberkommando diese Berichte durch Ueberläufer und aufgefangene Ballons erhielt, wurde die Richtung unserer Geschütze danach genau geregelt. So dienten die Pariser Blätter als originelle Zielscheiben-Ansager. König Wilhelm, der natürlich das größte Interesse am Fortschreiten der Beschießung hatte, besichtigte die Batterien und sah sofort, daß eine Batterie zu kurz schoß. Auf seine Mahnung hin sagte ein alter Offizier bewundernd: „Majestät haben doch noch immer das alte verfluchte Auge!" Das Einverständnis der obersten Armeeleitung zur Beschießung war überhaupt nicht leicht zu erlangen gewesen. Englische Einflüsse und auch deutsche Fürsten sollen darauf hingewiesen haben, daß man dieses „Zentrum der Kultur" nicht beschießen dürfe. Beim jetzigen Feldzug wird man vor solchen englischen Stimmen wohl sicher sein! Am 26. Januar wurde der Waffenstillstand geschlossen, und bald darauf ergab sich Paris. Nach den Kapitulationsbedingungen wurde das Kriegsmaterial der Forts unser Eigentum; darunter waren 1900 Geschütze und 300,000 Bomben. Im ganzen hatte Paris 3600 Festungsgeschütze, die doch unseren 385 Belagerungsgeschützen unterlegen waren. Schon beim Waffenstillstand strömten die Pariser aus den Toren bis dicht an die deutsche Vorpostenlinie, bestaunten die siegreichen „Barbaren" und bettelten sie um Brot an. Wer von den Bewohnern Paris verlassen wollte, mußte einen Erlaubnisschein haben. Gleich am ersten Tage wurden bei der deutschen Kommandantur 25,000 Stück beantragt. Nur fort wollte man, heraus aus diesem schrecklichen Elend, in das das französische Volk durch sein eigenes Naturell und den überheblichen Leichtsinn einer unfähigen Regierung gestürzt worden war. M. Pr.



Phot. Felici.

Der neue Papst: Benedikt XV.,
bisher Kardinal della Chiesa, Erzbischof von Bologna.



Das berühmte Rathaus in Löwen nicht zerstört!
Englische und französische Zeitungen verbreiten die Nachricht von der vandalischen Zerstörung des Rathauses durch die Deutschen.
Wie man sieht, ist das Rathaus geschont worden.

IN FEINDESLAND UND DAHEIM



Wie sichs die Franzosen dachten!
Französischer Offizier, der auf einem öffentlichen Platz in Nancy seinen Degen schliff, der, wie er sagte, Elsaß-Lothringen von Deutschland trennen wird.
Zeichnung des französischen Berichterstatters der soeben hier eingetroffenen englischen Zeitschrift „Graphic".



Wie es kam!
Anschlagen einer deutschen Kundmachung in einer von unsern Truppen besetzten französischen Ortschaft.
Zeichnung von Ludwig Putz.



Unser tapferer Landsturm.
Die ostpreußischen Landsturmleute, die mit der von ihnen eroberten russischen Fahne nach Berlin gekommen sind und bei der Einholung der eroberten Geschütze an der Spitze marschierten. Phot. B. J. G.

Die französischen Zeitungen, die zu uns gelangen, sind ähnlich wie die Proklamationen der französischen Regierung voll schwülstiger Redensarten und unbestimmter Kampfnachrichten, in allen zittert die Hoffnung auf Rußland, das „schon auf dem Wege nach Berlin" ist! Ganz anders sehen die englischen Blätter aus, die noch vor 14 Tagen in Bild und Wort einen kalten Haß gegen Deutschland und eine ziemlich erquälte Kriegsbegeisterung zeigten. Die neuesten Zeitungen enthalten schon Berichte und Bilder vom Vordringen der Deutschen in Belgien, zerstörte Ortschaften, fliehende belgische Truppen usw. Natürlich sind auf den Bildern meist phantastische Zeichnungen, die Belgier immer herrliche, schlanke Männer, die sich heldenmütig verteidigen. Aber der Rückzug auf der ganzen Linie wird doch eingestanden. Dabei wird oft in den englischen Zeitungen von den „edlen" Verbündeten Frankreich und Belgien geredet. Rußland wird dabei nicht genannt! Dafür ist in einer englischen Wochenschrift eine herrliche Zeichnung, eine Karte von Ostpreußen, die mit Pfeilen den Einmarsch der Russen anzeigt, dazwischen vor den masurischen Seen die deutsche Armee, die also hilflos von allen Seiten gefaßt würde. Ob die Zeitung jetzt auch die richtige Karte ihren Lesern bringen wird? Von dem Zustand, der in Paris herrscht, geben Skizzen englischer Zeichner sehr anschauliche Bilder. Starke Patrouillen durchziehen die Straßen und halten jeden Mann, der jünger als 45 Jahre aussieht und nicht Uniform trägt, fest, um seine Papiere zu durchforschen. Also gibt es anscheinend dort viele Drückeberger, die sich bei der Mobilmachung nicht gestellt haben. Vom Eiffelturm aus strahlen Scheinwerfer allnächtlich zum Himmel und suchen nach deutschen Luftfahrzeugen.



Nach den Kämpfen.
Deutsche Soldaten in erbeuteten belgischen Uniformen bei Besichtigung belgischer Waffen.



Die „Berliner Illustrirte" bei den Verwundeten.
Phot. B. J. G.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Der Steirer in Rußland.

B'hüat di Gott, Steirerland,
Hütterl am Waldesrand!
Muaß jetzt zum Russen gehn,
Wo sie nix Deutsch verstehn,
Aber die Kugel mein —
Sakra! Wohl, wohl, die geht
ihnen ein.

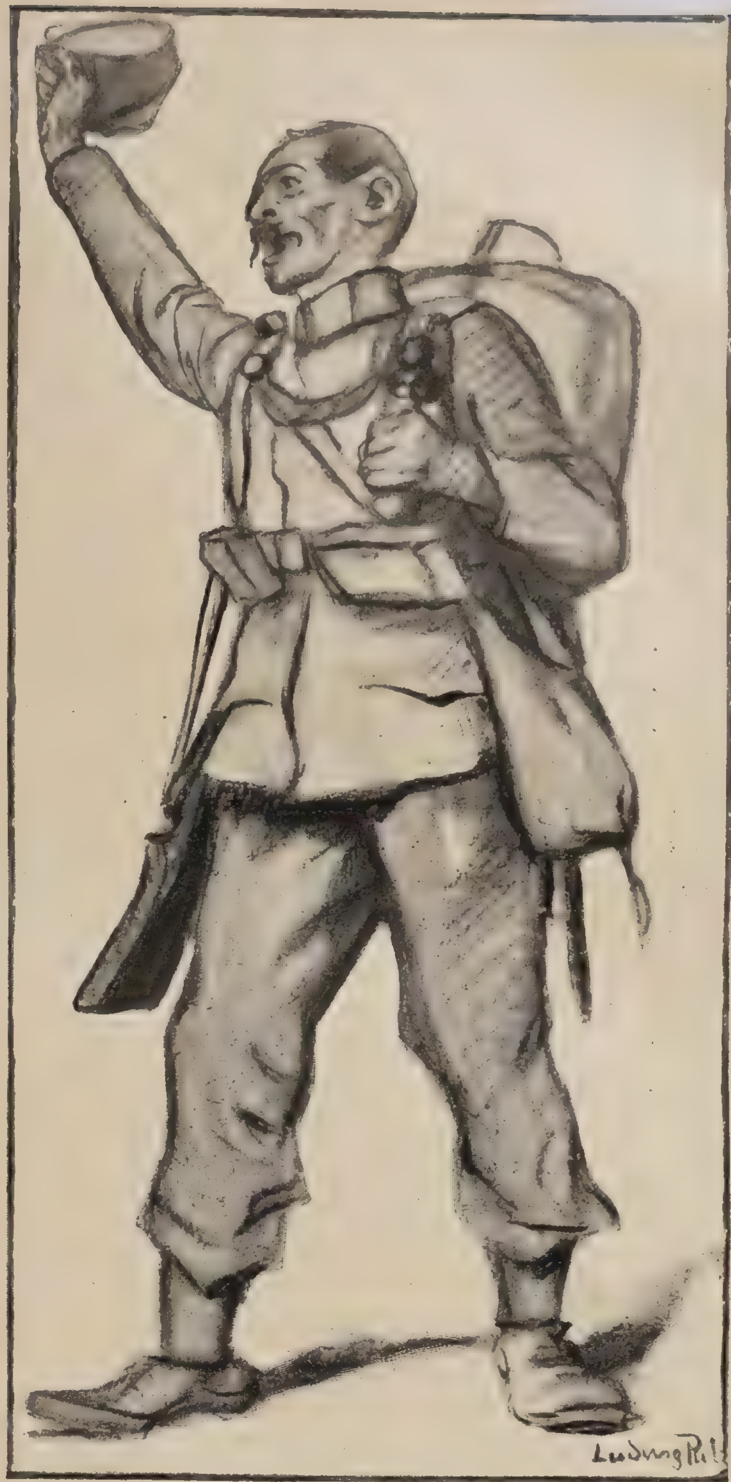
Grüaß di Gott, Russenland!
Mir sein no net bekannt,
Bold aber kennst ihn gnua,
Den Tonerl, den Jagabua;
Schiaßt den Gams guat und
gwegn —
Sakra! Wohl, wohl, du wirst
es ja seg'n!

Jessas! Was ist denn das?
Auf derer fremden Straß'
Grüaßen uns voller Freud'
Feldgraue Preißenleit',
Ruafen: Hurra, hurra —
Sakra! Wohl, wohl, so ruafen
mir a!

Liaber Preiß, das is g'scheidt,
Daß mir zwa, voller Schneid,
Miteinand einifahrn
In den groß Russenschmarrn.
Deutsch legst ihn übers Knie —
Sakra! Wohl, wohl, und deutsch
a hau i!

Aften, is der Fallot,
Wie sich's g'hört, richti tot,
Mir zwa bleib'n Hand in Hand
Im Bluts- und Bruderband.
Jetzt aber — spann' den Hahn!
Sakra! Wohl, wohl, so gehn
ma's halt an!

Hermann Kienzl.



Zeichnungen von Ludwig Putz.

Sturmzeichen

Roman von Richard Skowronnek

19. Fortsetzung.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Gaston hing den Hörer an und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Noch eine ganze lange Stunde hatte er zu warten, bis er die entscheidende Nachricht bekam. Inzwischen aber mußte er die Vorbereitungen zur Abreise treffen, um keinen Argwohn zu erregen. Er rief seinen Burschen.

„Wichotta, ich muß heute abend auf mehrere Tage verreisen. Legen Sie mir Zivil zurecht und holen Sie den großen Lederkoffer vom Boden."

„Befehl, Herr Rittmeister," sagte der vierschrötige Masur und machte sich daran, den Auftrag auszuführen. Gaston hatte ihn scharf angesehen, er traute keinem Menschen mehr. Er hätte darauf geschworen, der Kerl war mit im Komplott, aber in dem sonnenverbrannten, stumpfsinnigen Gesicht zuckte keine Muskel.

Der Zweifel sprang ihn an, ob er sich vielleicht nicht bloß mit selbstgeschaffenen Gespenstern quälte, und er durchforschte sein Gedächtnis. Aber es gab keinen Irrtum, er wußte genau, er hatte die letzten aus Warschau gekommenen Briefe hier in der Schublade verwahrt. Aus einem instinktiven Angstgefühl, er könnte sie vielleicht irgendwie einmal als Beweismittel brauchen. Und diese Briefe waren fort. Von einem Unbekannten hier aus seinem Schreibtisch entwendet. Dieser Diebstahl mußte doch einen Zweck haben. Und von neuem überfiel ihn das Grauen, was geschehen wäre, wenn ein Zufall nicht seinen Verdacht geweckt hätte. . .

Der Zeiger an der kleinen Stutzuhr auf dem Schreibtisch kroch wie eine Schnecke, Gaston versuchte den Brief zu schreiben, den er sich vorgenommen hatte, aber er konnte seine Gedanken nicht sammeln, die Unruhe fraß ihn fast auf. Draußen erklang die Türglocke, er schrak unwillkürlich zusammen. Ein eisiger Schauer flog ihm über den Rücken. Wie, wenn er nun mit seiner Entdeckung zu spät gekommen wäre?

Der Bursche meldete nach kurzer Pause: „Herr Leutnant von Gorski."

„Ich lasse bitten."

Der Kleine trat über die Schwelle. Sein Gesicht sah vergnügt aus wie immer mit den großen Ohren und der keck in die Luft ragenden Hakennase. Gaston atmete erleichtert auf.

„Na, lieber Gorski, was bringen Sie Gutes?"

Ein kaum merkliches Blinzeln mahnte zur Vorsicht.

„Ich hatte nur die Absicht, dem Herrn Rittmeister im Vorbeigehen gehorsamst guten Tag zu sagen und, wenn möglich, einen Kognak zu schinden."

Gaston hatte verstanden, daß etwas Besonderes vorgefallen war.

„Scharmant," sagte er, „sollen Sie gleich kriegen." Und zu dem Burschen Wichotta, der nur zögernd zur Tür schritt, mit gespieltem Selbstvorwurf: „Herrgott, das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen! Sie müssen ja sofort zum Herrn Oberst gehen mit meinem Urlaubsgesuch. Warten Sie einen Augenblick!" Er warf einige Zeilen auf einen Bogen in vorschriftsmäßigem Dienstformat, verschloß ihn in einem Umschlag und mahnte den Burschen zur Eile. Karl von Gorski fragte respektvoll, aber nicht ohne leichte Verwunderung: „Herr Rittmeister beabsichtigen, jetzt auf Urlaub zu gehen?"

„Ja! Ich habe vor einer Stunde ungefähr eine Nachricht erhalten, die mich nötigt, noch heute für

ein paar Tage zu verreisen. Aber jetzt erzählen Sie, was ist mit Ihnen los?"

„Ach Gott, nichts Besonderes. Ich bin eigentlich nur gekommen, um mich vom Herrn Rittmeister zu verabschieden. Man wird mich wohl von morgen an für längere Zeit einsperren. Wegen Nichtachtung einer ganzen Reihe von Vorschriften, die der preußische Leutnant zu befolgen hat, wenn er seinen hohen Vorgesetzten ein Wohlgefallen sein will."

„Ach nee!! Was haben Sie denn so Böses ausgefressen?"

„Ich habe mich soeben mit Herrn Hermann von Brinckenwurff ohne vorherige Befragung des Ehrenrats im Veldahner Wald geschossen."

Gaston fuhr auf: „Was haben Sie?"

„Mich mit Herrn von Brinckenwurff geschossen."

„Und was ist dabei herausgekommen?"

„Nicht allzu viel. Immerhin wird es einige Monate dauern, bis mein Komparent seinen rechten Arm wieder zum Pistolenschießen gebrauchen kann. Der Knochen ist gesplittert, und die Kugel sitzt irgendwo in der Schulter. Der Doktor buddelt danach. Vielleicht aber benutzt Herr von Brinckenwurff die unfreiwillige Muße zu innerer Einkehr und wird wieder friedlich."

Gaston schwoll die Ader auf der Stirn.

„Hat er Sie gefordert oder Sie ihn?"

„Das letztere. Gleich nachdem Herr Rittmeister von Kalinzinnen abgefahren waren, rief mich nämlich meine Cousine Annemarie telephonisch an, Herr von Brinckenwurff hätte sich in despektierlicher Weise über die ganze Sippe derer von Gorski erhoben. Das verdroß mich natürlich als Mitglied dieser ehrenwerten Familie, und da benutzte ich die segensreiche Erfindung des Fernsprechers, um meinem ehemaligen Jugendfreund auf diesem ungeheuer viel Zeit ersparenden Wege aufs Dach zu steigen. Er verfuhr am andern Ende der Leitung auch nicht sänftiglich mit mir, und da einigten wir uns rasch. Eine Stunde später trafen wir uns mit dem nötigen Apparat an Sekundanten, Unparteiischem und so weiter an den idyllischen Ufern des Tartarensees — das Ergebnis habe ich Herrn Rittmeister schon gemeldet."

Gaston hatte mit zornigen Augen zugehört.

„Herr von Gorski, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mir da in höchst unerfreulicher Weise in die Quere gekommen sind. Mir gehörte der Mann, der es sich herausgenommen hatte, gegen meine . . . gegen eine junge Dame, die mir nahesteht, also der es sich erlaubt hatte, ungezogen zu werden. Wie soll ich's jetzt Fräulein Annemarie erklären, daß ich nicht sofort im Augenblick dazwischen trat? Weil es mir als billige Renommage erschienen wäre. Jetzt muß sie denken, es hätte mir vielleicht an dem erforderlichen Mut gefehlt. Und alles nur, weil es mir nicht gelungen ist, Herrn von Lüttritz zu erreichen, der die Uebermittlung meiner Forderung ohne lange Auseinandersetzung übernommen hätte!"

Der Kleine machte ein möglichst zerknirschtes Gesicht.

„Ich sehe ein, Herr Rittmeister, ich bin leider Gottes noch immer ein vorlauter und unbesonnener Knabe. Aber da ich schon längst die Befürchtung hegte, diese Untugenden könnten mich vielleicht einmal in Konflikte stürzen, paukte ich mich in meinen Mußestunden auf Pistolen ein. Durch Fleiß und Eifer brachte ich's im Laufe der Jahre dahin, daß ich sogar um ein Weniges besser schoß als der lange Brinckenwurff. Und der konnte es eklig, produzierte manchmal, wenn wir im Park von Orlowen übten, recht nette Kunststücke. Da sagte ich mir in diesem Falle, es ist doch nicht gerade nötig, daß er diese Fertigkeit zur Ausrottung meiner ganzen Verwandtschaft mißbraucht. Nicht nur meines verehrungswürdigen Onkels in Kalinzinnen, sondern auch eines, allerdings erst anzuheiratenden Cousins."

Gaston hatte verstanden, die Augenwinkel wurden ihm feucht.

„Na ja . . . Schön! Aber ich kann nun reden und reden . . ."

Karl von Gorski schluckte ein wenig, sah zum Fenster hinaus, vor dem ein plötzlich einsetzender Windstoß die fruchtbehangenen Kronen der Obstbäume bog.

„Ja natürlich! Diese kleinen Frauenzimmer . . . pardon, ich wollte sagen, jungen Damen . . . ja also, es ist zu merkwürdig. Mit der einen Hälfte des Herzens zittern sie um den Geliebten, in der anderen Hälfte aber regt sich allerhand Unklares, Romantisches. Ich hab' sie gründlich angebrüllt per Telephon, meine Cousine Annemarie. Und zufällig traf ich die richtigen Argumente, die ihr einleuchteten: daß Herr Rittmeister nämlich keiner von denen wären, die gleich einer eilegenden Henne kakeln und spektakeln würden, wenn Sie sich etwas vorgenommen hätten."

Gaston atmete tief auf, streckte die Hand aus.

„Junge, wie soll ich Dir das alles mal vergelten?"

Der Kleine schnüffelte mit der Nase, aber sein Mund lachte schon wieder.

„Privatdiskursch, Herr Rittmeister, wie unsere österreichischen Bundeskollegen sagen?"

„Aber natürlich!"

„Dann, lieber Vetter Gaston, machen Sie um Unbeträchtlichkeiten kein Brimborium! Ein Pistolenvirtuose wie ich, der auf dreißig Schritt und Kommando Eins 'nen Hosenknopp trifft, hat's verdammt billig, Mut zu zeigen. Immerhin, wenn ich in Weichselmünde sitze, und Ihr auf der Hochzeitsreise seid im schönen Land Italia, bitt' ich um eine Ansichtskarte. Die kleb' ich dann mit einem leichten Seufzer an die kühle Zellenwand und beseh' sie von Zeit zu Zeit mit neiderfülltem Herzen."

Das Telephon schrillte an der Wand. Gaston hob den Hörer ab.

„Ja, hier Rittmeister von Foucar."

„Die Antwort aus Eßlingen ist da," sagte das Fräulein auf dem Amte, „darf ich vorlesen?"

„Ja, bitte!"

„Also: Rittmeister von Foucar, Ordensburg. Sehr erstaunt über Anfrage. Ihre Mutter vor Wochen unpäßlich gewesen, jetzt wieder ganz gesund. Spielen abends Bézigue wie immer und zanken uns, hoffen, Sie nach Manöver längere Zeit hier zu sehen. Gruß von Mutter und Justizrat König."

„Danke verbindlichst," sagte Gaston, seine Stimme klang heiser vor Erregung. Die Beweiskette war geschlossen. Er deckte die Hand über die Augen, lehnte sich ein Weilchen lang mit der Schulter gegen die Mauer. Die überreizten Nerven gehorchten nicht mehr, er schluchzte leicht auf.

Karl von Gorski sprang hinzu.

„Um Gottes willen, Herr Rittmeister, haben Sie eine traurige Nachricht gekriegt?"

Da sammelte er sich langsam.

„Nein, lieber Kleiner. Nur ich mache hier eben 'was durch . . . das könnte auch einen Stärkeren umwerfen. Wenn mir nicht der liebe Gott geholfen hätte, als es vielleicht noch Zeit war, war ich morgen ein verfemter Mann." Und er fing an, zu erzählen, wie es angefangen hatte, was jetzt in einem grausigen Werk der Vernichtung endigen sollte.

Als er alles herunter hatte von der Seele, kehrte auch seine Ruhe wieder. Ganz kaltblütig traf er seine Dispositionen. Am Abende reiste er natürlich ab, als wenn er nicht den geringsten Argwohn geschöpft hätte, stieg auf der ersten Station wieder aus und fuhr mit vorher bestelltem Wagen zurück. Mit Dunkelwerden rückte die fünfte Schwadron zu einer Nachtfelddienstübung aus, stellte sich am Eisenbahndamme auf, und dann gab es ein Kesseltreiben um das kleine Häuschen. Eine einzige Schwierigkeit war nur zu überwinden. Wie man nämlich einen zuverlässigen Mann im Hause unterbrachte, ohne daß der Bursche Wichotta argwöhnisch wurde. Es war vielleicht nur eine Vermutung, daß er dem geplanten Anschlag Vorschub leistete, aber sicher war sicher. Und irgend jemand mußte doch da sein, der den weit fort am Bahndamme haltenden Dragonern ein Zeichen gab, den Ring zu schließen, wenn die Verbrecher am Werke waren.

Der Kleine hatte in einer Art von Erstarrung zugehört.

„Grauenhaft ist das," sagte er endlich, „und wenn die gefälschte Depesche da nicht wäre . . . na schön! Den Wagen in Kalinzinnen stelle ich. Ich will es auch übernehmen, mich nach Dunkelwerden hier in den Garten zu pürschen, aber einen Rat

möchte ich mir noch erlauben: es dürfte sich doch sehr empfehlen, auch den Herrn Oberstleutnant ins Vertrauen zu ziehen. Es urteilt sich bedeutend leichter, wenn man schon vor der Verhandlung Partei ergriffen hat."

Gaston konnte nicht mehr antworten, der Bursche trat ins Zimmer, brachte den Bescheid vom Regimentsbureau. Er riß das Kuvert auf und sagte mit gespieltem Erstaunen: „Denken Sie sich bloß, Herr von Gorski, der Kommandeur will mich noch sprechen, ehe ich auf Urlaub gehe!"

Der Kleine heuchelte mit: „Wahrscheinlich handelt es sich um den Bericht wegen des Zwischenfalles an der Grenze. Aber da müssen Herr Rittmeister sich beeilen. Um acht Uhr geht der Zug."

„Ja natürlich. Also, Wichotta, packen Sie fertig! Den Krümperwagen bestelle ich selbst im Vorbeigehen. Und in einem zweiten Koffer Paradeanzug mit allem, was dazu gehört. Für den Fall, daß ich ihn da unten gebrauchen sollte."

Der Bursche machte ein betrübtes Gesicht. Er verriet sich in seiner Dummheit, ohne es selbst zu merken.

„Ich wünsch' Herrn Rittmeister," sagte er, „die traurigen Nachrichten sollen sich nicht bewahrheiten."

Da wechselte Gaston mit seinem Leutnant einen kurzen Blick. Es stimmte. Der Schweinehund da war mit im Komplott.

Und ein paar Stunden später kannte der Rittmeister von Foucar alle Einzelheiten des gegen ihn gerichteten Anschlages.

Der Zug setzte sich schon in Bewegung, als im letzten Augenblicke die Coupétür aufgerissen wurde, ein Reisender stieg noch ein. Gaston blickte auf, es war der pensionierte Kanzleibeamte, der sich auf der anderen Straßenseite angesiedelt hatte! Da mußte er Bescheid. Der Kerl fuhr mit, um seine Spießgesellen zu warnen, falls irgendein unerwarteter Zwischenfall einträte. Und in einer Viertelstunde mußte er mit ihm ins reine kommen, denn fünfzehn Minuten fuhr der Zug nur bis zu der ersten Station. Da eröffnete er kurzerhand die Feindseligkeiten.

„Sehr nett von Ihnen, Herr Nachbar, daß Sie sich persönlich davon überzeugen, ob ich auch wirklich abgefahren bin. Wie weit sollen Sie mich nun eigentlich begleiten, damit die Schweinerei in meinem Schreibtisch fertig ist?"

Der andere sah ihn ganz entgeistert an.

„Wie . . . wie meinen Sie das, Herr Rittmeister?"

Da mußte er auflachen. Der Kerl sah komisch aus mit dem vor Erstaunen geöffneten Munde.

„Kommt Ihnen ein bißchen überraschend? Na, dann lassen Sie sich sagen, wir beide werden schon in Kalinzinnen aussteigen. Und sehen Sie mich nicht so ungläubig an. Sie werden wirklich mit aussteigen! Nur, ich werde natürlich dafür sorgen, daß Sie mit keinem Telephon in Verbindung kommen. Um — na sagen wir mal — nach der Waldschenke Nachricht zu geben!"

Das letzte hatte er nur aufs Geratewohl gesprochen, aber die Wirkung war niederschmetternd. Der angebliche Kanzleibeamte bog sich vor.

„Herr, woher wissen . . . Das heißt, ja" — er nahm sich gewaltsam zusammen — „das ist nämlich alles Unsinn. Und ich weiß wirklich nicht, was Sie von mir wollen. Ich fahr' ganz harmlos nach Berlin, und da kommen Sie her . . ."

„Ganz recht," sagte Gaston gemütlich, „und da komme ich her und ersuche Sie höflichst, mit mir schon in Kalinzinnen auszusteigen! Und nun wollen wir unser Geschäft in Ruhe erledigen. Bitte, greifen Sie nicht immer nach Ihrer rückwärtigen Hosentasche . . . ich kann mir denken, daß Sie da was bei sich tragen, aber ich glaube, ich bin beträchtlich stärker als Sie. Ich verdresche Sie unbarmherzig, wenn Sie nicht sofort die Hand wieder nach vorn nehmen. So! Und nun beantworten Sie mir gefälligst die Frage: Was haben Sie eigentlich davon, daß Sie mich bis Berlin begleiten, indessen Frau Ursula Blazitschek mit Herrn Burdeyko die gefälschten russischen Papiere in meinen Schreibtisch praktiziert? Ich habe Ihnen persönlich doch nie was getan?"

Der andere saß wie vor den Kopf geschlagen da.

„Herr, das ist . . ., das ist . . ."

„Na, über die Bezeichnung des gegen mich gerichteten Anschlages wollen wir nicht streiten, nennen wir ihn niederträchtig meinetwegen. Aber ich bin gesonnen, Sie ungeschoren zu lassen, wenn Sie mir wahrheitsgemäß ein paar Fragen beantworten."

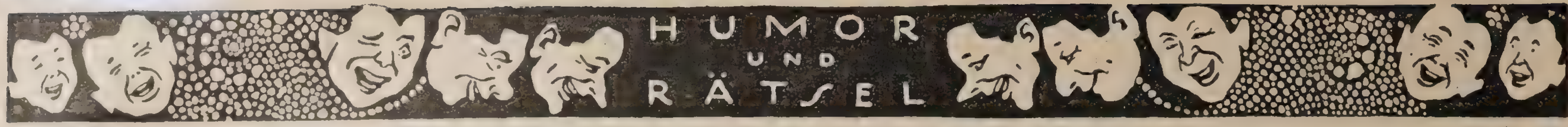
„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr Rittmeister?"

Gaston mußte unwillkürlich lächeln.

„Damit muß man sparsam sein, Herr Nachbar! Aber so etwas Aehnliches gebe ich Ihnen. Also: Wer hat nun die Gemeinheit, die ich im letzten Augenblick noch — Gott sei Dank — vereiteln konnte, angezettelt?"

„Das habe ich erst in diesen Tagen erfahren, Herr Rittmeister. Dieses alte Weib . . ., so oft sie Ihren Namen nannte, spie sie aus vor Haß."

(Schluß folgt.)



Kriegs-Anekdoten.

Ein urwüchsiger Feldpostbrief.

Von einem Freund unserer Zeitschrift wird uns folgender origineller Feldpostbrief zur Verfügung gestellt:

„Liebe Frau!

Ich habe Dir versprochen, zu schreiben, wie es im Felde steht. Was amtlich is, darf ich Dir nich mitteilen, denn das is kriegsgerichtlich. Aber privatim geht es mir gut. Hier im Bataillon sind drei Berliner. Den Hübner, mit dem ich schon mal auf dem Bau zusammen gearbeitet habe, und den Polier Hase, den falschen Hund, den kennste ja. Den konnte ich schon immer nich leiden. Jetzt is aber der Hase gekommen und hat gesagt: „Wir wollen uns wieder vertragen, Privatfeindschaften bleiben bis nachher."

Liebe Frau, gestern sind wir zum ersten Mal im Feuer gewesen. Junge, Junge, so was haste noch nich gesehen! Wir Berliner springen beim Sturmangriff immer zuerst auf, damit es nicht heißt, wir haben bloß die große Schnauze. Wenn Du etwa lesen solltest, ich bin totgeschossen, denn wundere Dich bloß nich, denn das kann hier leicht passieren. Wir sind schon ziemlich weit in Rußland, aber weißte, das Stückchen Vaterland hier könnte mir nich gefallen."

*

Von der „Ordnung", die bei den Russen herrscht, gibt ein kürzlich an der galizischen Grenze geschehenes Stückchen einen Beweis. Ein österreichischer Militärarzt fuhr mit seinem Automobil in verkehrter Richtung und wurde von einer Abteilung russischer Infanterie gefangen. Am anderen Tage traf der Arzt mit seinem Automobil, auf dem sich noch — 17 russische Verwundete befanden, in seinem Regimentslager wieder ein. Die Russen hatten nämlich vergessen, daß es sich um einen österreichischen Arzt handle, und hatten in seinen Wagen ihre Verwundeten geladen, worauf der Arzt schleunigst zu seinen Truppen zurückkehrte!

*

In Nr. 35 unserer Zeitschrift brachten wir nach den „Erinnerung des Prinzen Kraft zu Hohenlohe" eine Anekdote über den Freiherrn von Tauchnitz, der die Schlacht von Sedan trotz zweifacher Verwundung bis zum Ende mitmachte. Dazu erhalten wir vom Freiherrn v. Tauchnitz selbst folgenden Brief:

Sehr geehrte Redaktion!

Vorübergehend hier, um eine Kriegsausstattung für meinen Enkel zu besorgen, lese ich in Ihrem geschätzten Blatt eine Geschichte über meine Verwundung in der Schlacht bei Sedan.

Ich stelle zur Ehre der Wahrheit folgendes fest:

1. Während der Schlacht, so auch bei Sedan, waren wir Offiziere in der Regel abgesessen und nicht zu Pferde.

2. Als ich vom ersten Geschütz zur Protze ging, um den noch vorhandenen Munitionsbestand festzustellen, erhielt ich einen Gewehrschuß durch beide Oberschenkel. — Selbstverständlich versah ich meinen Dienst weiter, so lange es möglich war.

3. Ebenso unrichtig ist es, was Prinz Hohenlohe von meiner damaligen außergewöhnlichen Körperfülle phantasiert. Jedermann kann sich auch heute noch durch meine Bilder aus damaliger Zeit vom Gegenteil überzeugen. Wohl aber bin ich außergewöhnlich körperlich lang, so daß ich stets zu den größten Offizieren der Armee gezählt habe. Der Prinz verwechselt meine außergewöhnliche Körperlänge mit Körperfülle.

von Tauchnitz, Oberst a. D.



Der englische Kriegsminister Lord Kitchener, in England genannt „der Mann, der niemals lacht". (Er hat aber auch nichts zu lachen.)

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

as — corps — cur — de — dri — du — e — eh — ei — erz — ey — gar — go — gra — grab — ha — her — lau — let — log — lu — mois — na — na — nac — nen — pi — pitz — pö — ra — ran — ren — ri — — sa — se — stal — te — tel — tir — to — tro — u — ü — zog

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine Ueberraschung ergeben, die die deutsche Armee ihren Feinden bereitete.

Die Wörter bezeichnen: 1. Serbischen Fluß. 2. Ort, bei dem die Russen 8000 Mann verloren. 3. Schlachtenort in Ostpreußen. 4. Prinzentitel. 5. Italienische Opernfigur. 6. Französischen Fluß, an dem die Deutschen siegten. 7. Viele deutsche Helden haben es gefunden. 8. Name eines preußischen Prinzen. 9. Gelehrten. 10. Griechischen Philosophen. 11. Metall. 12. Name eines preußischen Regiments. 13. Sprenggeschoß. 14. Fluß in Amerika. 15. Türkischen Ort in Mesopotamien. 16. Deutschen Admiral.

Doppelsinn.

Ein Falter flattert über den Rain,
Ein Falter in leuchtenden Farben.
Seinen Namen muß er dem Führer leih'n,
Der tapferen Jungen in Deutschlands Reih'n,
Die den Tod in den Wellen starben.

Rast und Tat.

Und bettest Du endlich kampfesmüd
Dein Erstes zur Ruh im Zweiten —
Wenn der Befehl vom Ganzen kommt,
Heißt's marschieren und weiter streiten.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Der bayrische Kronprinz Rupprecht.

1. Debet. 2. Emmich. 3. Ravaillac. 4. Lanance. 5. Adler. 6. Ysop. 7. Rump. 8. Ilmenau. 9. Sinter. 10. Camenz. 11. Holbein. 12. Eli. 13. Kulter. 14. R. P. 15. Oberon.

Doppelsinn: Sieg.

Aus zwei Wellen: Mö.ser.

Ein Held und seine Waffe: Ruppr cht.

Zweierlei Gruß: Salve.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 38

Berliner

20. September 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Nach der Schlacht.
Unsere Soldaten auf dem Kampfplatz, verwundeten Feinden Hilfe leistend.



Unsere tapferen Flieger: Gruppe von Fliegern, die sämtlich das eiserne Kreuz erhalten haben. Hofphot. H. Bensemann.
Von links nach rechts: Oblt. Saenger, Lt. Baas, Oblt. Hahn, Ingold, Lt. Hug, Oblt. Bremer, Vize-Feldw. Reichert.

Unsere tapferen Flieger.

In diesem Kriege hat die neueste Waffe, das Luftfahrzeug, zum erstenmal praktische Verwendung gefunden und — wenigstens soweit die deutsche Luftschiffahrt in Betracht kommt — die Feuerprobe glänzend bestanden. Selbst auswärtige Zeitungen, sogar französische, die doch gewiß nicht uns zuliebe etwas zugeben, erklären, daß nach übereinstimmenden Berichten der durch die deutschen Flieger geleistete Aufklärungsdienst hervorragend sei. Die tapferen deutschen Flieger sind aber auch schon zum selbständigen Angriff geschritten. Leutnant v. Hiddesen ist mehrmals über Paris geflogen und warf Bomben ab, die großen Schrecken in der Stadt verbreiteten. Außer den Militärfliegern sind fast alle Zivilpiloten freiwillig zum Kriegsdienst eingetreten. Sehr viele, wie Ingold, Hellmuth Hirth usw. erhielten auch schon das Eiserne Kreuz, das sie für ihre kühnen, Mut und Klugheit in höchstem Maß erfordernden Fahrten, errungen haben. Von ihren erstaunlichen Taten wird man nach Beendigung des Krieges erzählen können.



Nach dem Russen-Einfall in Ostpreußen.

Der Marktplatz in Tapiau.
Phot. Willy Nack.

DER SIEG BEI TANNENBERG



Flucht der Russen in der Schlacht bei Tannenberg, in der über 90,000 Russen gefangen wurden.
Für die B. I. Z. gezeichnet von Graf v. Looz-Corswarem.

Die Schlacht bei Tannenberg, in der unter dem Generalobersten von Hindenburg eine ganze russische Armee, bestehend aus fünf Armeekorps vernichtet wurde, ist eine der glänzendsten Waffentaten aller Zeiten. Vom Abtransport der riesigen Gefangenenmenge wird folgende lustige Episode erzählt. In einem überfüllten Eisenbahnzug konnten mehrere höhere russische Offiziere nicht anders als in einem Wagen 4. Klasse untergebracht werden. Die russischen Offiziere protestierten heftig, worauf ihnen der Leiter des Gefangenentransports trocken entgegnete: „Ja, meine Herren, Sie müssen schon entschuldigen, auf einen derartigen Andrang waren wir nicht vorbereitet!"



General Samsonoff,
der bekannte russische Heerführer, der bei Tannenberg fiel.



Phot. Guschmann.

Nach der Schlacht bei Tannenberg:
Ostpreußischer Landsturm beim Sortieren der großen Menge von russischen Waffen und Uniformstücken.



General Schilinsky,
der Oberbefehlshaber der bei Tannenberg vernichteten russischen Armee.



Leutnant v. Raven †,
der populäre Herrenreiter, der bei den Kämpfen im Westen fiel.



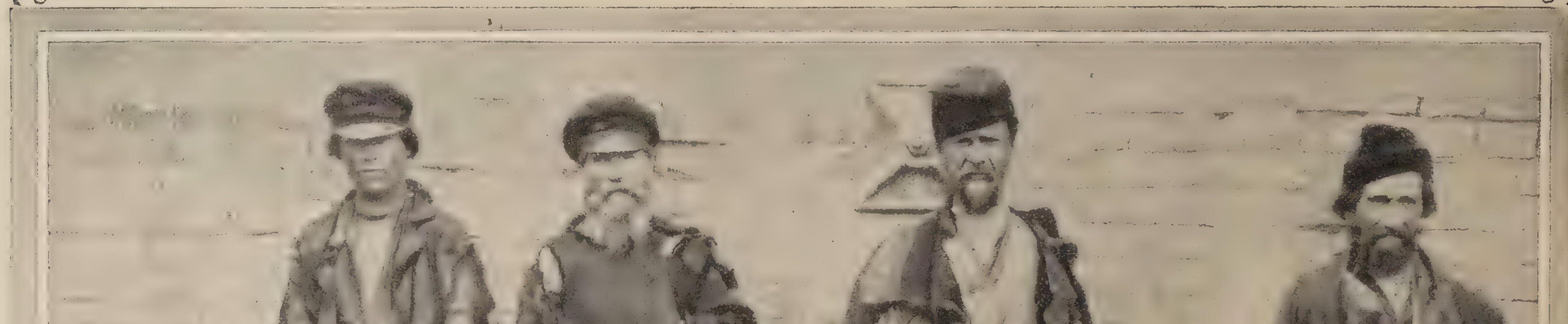
Ludwig Wolff, Phot. Becker & Maass.
der Autor unseres neuen, heute beginnenden Romans „Der Krieg im Dunkel".



General Pau,
der neben Joffre am meisten genannte Führer der französischen Truppen.

Unser neuer Roman.

Ein neuer Roman, der „Krieg im Dunkel", beginnt in dieser Nummer der „Berliner Illustrirten Zeitung". Sein Verfasser ist der österreichische Schriftsteller Ludwig Wolff, dessen Name durch einen glänzenden Sportroman, den „Sohn des Hannibal", weithin bekannt geworden ist. Im Hochsommer dieses Jahres ist sein neues Werk entstanden. Es gibt ein groß angelegtes, durch seine Kühnheit überwältigendes Zeitbild, und es ist in seiner Haupthandlung erfüllt von innigstem persönlichem Gefühl, dem Gefühl einer bis zum Untergang in Schmerzen ausharrenden Liebe. Die österreichische Welt, Oesterreichs Völker und Menschen, am Vorabend des Krieges mit Rußland schildert Wolffs Roman. Er zeigt, wie alles, noch ehe die Bluttat von Serajewo den äußeren Anlaß zur Waffenerhebung gab, von dem Bewußtsein der nahen Notwendigkeit durchdrungen war, und wie alles vor Ungeduld brannte, mit dem lauernden Feind im Osten abzurechnen. Aehnlich wie in Slowronnels „Sturmzeichen" und doch in völlig anderen Farben ist dieser Konflikt veranschaulicht. Ludwig Wolff läßt die unterirdische Wühlarbeit Rußlands erkennen, und er stellt zugleich die heroische Abwehr dar.



Das Elend in Rußland: Russische Gestalten aus dem Volke, deren Aussehen ein Bild von dem in Rußland herrschenden Elend gibt.



Lager unserer Truppen nach dem Kampf: Ruhepause nach der großen Anstrengung.

NACH DER SCHLACHT

Die feindliche Stellung war erstürmt, der Gegner auf allen Teilen des ausgedehnten Schlachtfeldes geworfen. Nun galt es, die Früchte des Sieges zu pflücken und den geschlagenen Gegner vollends zu vernichten. Eine rücksichtslose Verfolgung muß einsetzen, bei der der letzte Mann, das letzte Pferd herangeholt wird. Viele Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden. Die Truppe ist durch das tagelange Ringen erschöpft, auch bei den höheren Führern macht sich eine Ermattung bemerkbar. Die Lage läßt sich nicht genau übersehen, der volle Erfolg tritt in der Regel erst später offen zu Tage, es herrscht das allgemeine Gefühl, daß man genug getan habe, die Munition muß ergänzt, für Verpflegung gesorgt werden, die durcheinander gekommenen Truppenverbände sind neu zu ordnen. Es herrscht die Besorgnis, durch ein allzukühnes Vorgehen und Nachdringen die bisher erreichten Erfolge wieder aufs Spiel zu setzen. Alles dies sind Schwierigkeiten, die die Energie des höchsten Führers überwinden muß. Rücksichtslos muß er vorgehen, taub gegen alle Vorstellungen und Bitten muß er seine Truppe zu erneuter Kraftleistung fortreißen. Wer



Nach der Schlacht: Bestattung gefallener Feinde.

dabei fällt, bleibt liegen, und wenn nur wenige an den Feind kommen, so werden diese genügen, um den Gegner immer wieder aufzujagen, ihm keine Ruhe zu lassen. Blücher nach der Schlacht an der Katzbach, Gneisenau nach Belle-Alliance werden dieser Hinsicht für alle Zeiten vorbildlich sein. Während die Truppe so mit letzter Kraftanstrengung vorwärts stürmt, um den weichenden Gegner zu verfolgen, liegt das Schlachtfeld bald von den siegreichen Truppen verlassen da. Und doch herrscht keine volle Ruhe. Nicht kämpfende Truppen sind es, die jetzt auf dem Felde tätig sind, sondern die Männer mit dem roten Kreuz im weißen Felde beginnen ihre Wirksamkeit. Es gilt jetzt, die Wunden zu lindern, die der vorhergegangene Kampf geschlagen hat. Wohl sind auch schon während der Schlacht Verbandplätze von den verschiedenen Sanitätsformationen errichtet, Feldlazarette eingerichtet worden, aber das Kampffeld selbst konnte von den Krankenträgern nicht abgesucht werden. Durch die große Tragweite der modernen Feuerwaffen und ihre gestreckte Flugbahn ist das Kampffeld auf weite Entfernungen hinaus gefährdet. Die Verwundeten-Fürsorge ist dadurch sehr



Nach dem Kampf: Einmarsch in ein in Brand geschossenes Dorf.

erschwert. Viele der in vorderster Linie Verwundeten müssen liegen bleiben, wo sie gefallen sind. Sie suchen vielleicht gedeckte Stellen im Gelände auf, die sich beinahe überall vorfinden, und warten dort ab, bis die Schlacht weiter vorschreitet. Es bilden sich an solchen Stellen die „Verwundetennester". Diese werden jetzt von den Patrouillen der Krankenträger aufgesucht und die Verwundeten zu den Verbandplätzen überführt. Da die Schlachten in der Regel erst abends beendet sind, legt sich bald das Dunkel der Nacht über das Blachfeld und erschwert die Tätigkeit der Krankenträger. Da werden Scheinwerfer aufgefahren, die mit ihrem Lichte das Feld weithin beleuchten und absuchen. Gute Dienste leisten auch die



Ausheben von Schützengräben.

Sanitätshunde, die die Verwundeten an den verborgensten Stellen auffinden und dann die Krankenträger zu ihnen hinführen. Von allen Seiten werden die Verwundeten zu den Verbandplätzen und Feldlazaretten gebracht, wo die Sanitätsoffiziere die ganze Nacht hindurch angestrengt arbeiten müssen, um alle Hilfsbedürftigen zu versorgen. Während so auf der einen Seite die menschliche Tätigkeit sich um die Linderung der Wunden des Krieges bemüht, sollte man

es nicht für möglich halten, daß menschliche Raubgier selbst diese Gelegenheit benutzt, um sich zu bereichern. Die „Hyänen des Schlachtfeldes" nennt man das verworfene Gesindel, das unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels sich an die Gefallenen und Verwundeten heranschleicht, um diese zu berauben. Scharfe polizeiliche Aufsicht wird geübt. Wer bei diesen Freveltaten gefaßt wird, wird sofort an Ort und Stelle erschossen. In der Regel wird ein Truppenteil mit dem Aufräumen des Schlachtfeldes beauftragt. Ihm obliegt die Bestattung der Gefallenen. Die Bewohner der in der Nähe befindlichen Ortschaften werden herangezogen, um Massengräber herzustellen, in die die Gefallenen gelegt werden, Freund und Feind neben-



Belustigung auf der Rast mit einer erbeuteten Pauke.



Kuhwarme Milch zum Frühstück.



Kriegsgefangene englische Soldaten bei der Arbeit auf dem Truppenübungsplatz Döberitz bei Berlin.
Phot. R. Sennecke.

einander, soweit es geht, wird die Persönlichkeit des Gefallenen festgestellt. Bei den deutschen Soldaten leistet dabei die Erkennungsmarke treffliche Dienste, eine Blechmarke mit der Bezeichnung des Truppenteiles und der Nummer der Stammrolle, die jeder um den Hals trägt. Die Wertsachen und Briefschaften werden abgenommen und verwahrt, um sie den Angehörigen zuzustellen. Das Aufräumen des Schlachtfeldes erstreckt sich dann auf das Aufsuchen und Sammeln der Waffen, Ausrüstungsgegenstände, stehen gelassener Geschütze usw. Eingefangene Pferde werden an Pferdedepots abgegeben. Es ist eine traurige Arbeit, die dem Truppenteil obliegt, der mit dem Aufräumen des Schlachtfeldes beauftragt ist. Er ist froh, wenn er diese Aufgabe erledigt hat und den anderen Truppen wieder nachfolgen kann, die inzwischen durch Verfolgung die letzte Kraft des Feindes gebrochen haben. v. S.



Französische Wachtposten vor Paris.
Im Hintergrund das Licht der Scheinwerfer, die den nächtlichen Himmel nach feindlichen Luftschiffen absuchen.
Nach einem Bild in einer französischen Zeitung.

Die Gefangenen.

Ein kleiner Teil des berühmten englischen Expeditionskorps, das, wie die englischen Zeitungen sagen, dem „ritterlichen“ Belgien und dem „nobeln“ Frankreich zu Hilfe kommen sollte, ist nach der glorreichen Schlacht bei Maubeuge nun auch in Berlin eingetroffen — nämlich als Kriegsgefangene auf dem Truppenübungsplatz Döberitz. Die Gefangenen werden zunächst geimpft und dann in Listen eingetragen. Diese Listen werden von Regierungs-Dolmetschern aufgestellt und an die englische Regierung gegeben, damit England weiß, wo die tausende als „vermißt“ gemeldeten Soldaten geblieben sind. Den Gefangenen wurden einige Tage zur Ruhe und Erholung gegeben, dann sind sie in einzelne Trupps eingeteilt worden, die sich einer vielleicht nicht ganz freiwilligen, aber nützlichen Arbeit im Interesse des deutschen Staates widmen müssen.

BILDER VOM TAGE

Die gewaltigen Siege unserer Truppen, nach denen sie stets eine große Anzahl von Trophäen und Tausende von Gefangenen zu melden hatten, haben den Witz der Karikaturzeichner mächtig angeregt. Besonders die großsprecherische Art der Franzosen, die von zukünftigen Heldentaten träumen und erlittene Schlappen nicht eingestehen, reizt zur Verspottung. So ist in den „Lustigen Blättern“ ein Bild, auf dem das ganze französische Heer im tollsten Wirrwarr flüchtend nach Paris hineinrennt. „Um Gottes willen, Soldaten, was wollt Ihr denn hier?“ fragt man die Heranstürmenden. „Wir haben einen großen Sieg in Lothringen errungen — die ganze Armee kommt, um es zu melden!“ Lustig ist auch ein Bild, das den Ansturm auf einen Ozeandampfer zeigt mit der Unterschrift: Seeschlacht bei Antwerpen. König Albert erkämpft an der Spitze seines Volkes einen Platz auf dem Dampfer nach England.“ Die weltpolitischen Ereignisse schildert Th. Th. Heine im „Simplicissimus“. Er zeichnet einen Adler, der stolz und ruhig im Geäst der deutschen Eiche sitzt. Am Baume hängen schon einige Feinde, aber unten steht der Engländer, der den japanischen Affen auf den Baum steigen läßt und zu ihm sagt: „Jetzt klettere Du mal auf die deutsche Eiche und versuche, ob Du ihm nicht eine Feder aus dem Schwanz reißen kannst!“ — Präsident Poincaré vor der Statue der Jungfrau von Orleans ist in der „Jugend“ zu sehen. Jämmerlich ruft er: „Hannchen komm herunter und hilf! Die englischen Heerscharen kämpfen mit uns!“ „Nee, ich danke, das ist eine zu gemeine Bande!“ antwortet die Schutzheilige der Franzosen. Sehr witzig ist auch die ernstgemeinte Abonnementseinladung einer ungarischen Provinzzeitung, die unter den Anpreisungen ihres Blattes die Mitarbeiter aufzählt, darunter auch Generalquartiermeister v. Stein, der über Deutschlands Kriegsführung berichtet, und v. Höfer, stellvertretenden Generalstabschef, der aufs zuverläßlichste dasselbe für Oesterreich tun wird. Zum Schluß wird mitgeteilt, daß infolge dieser kostbaren neuen Mitarbeiter — der Bezugspreis des Blattes erhöht werden muß.



Oesterreichische Heerführer: General Viktor Dankl, der Sieger in den Kämpfen vor Lublin. Phot. E. Schöfel.



General von Auffenberg, der Sieger von Zamosc.



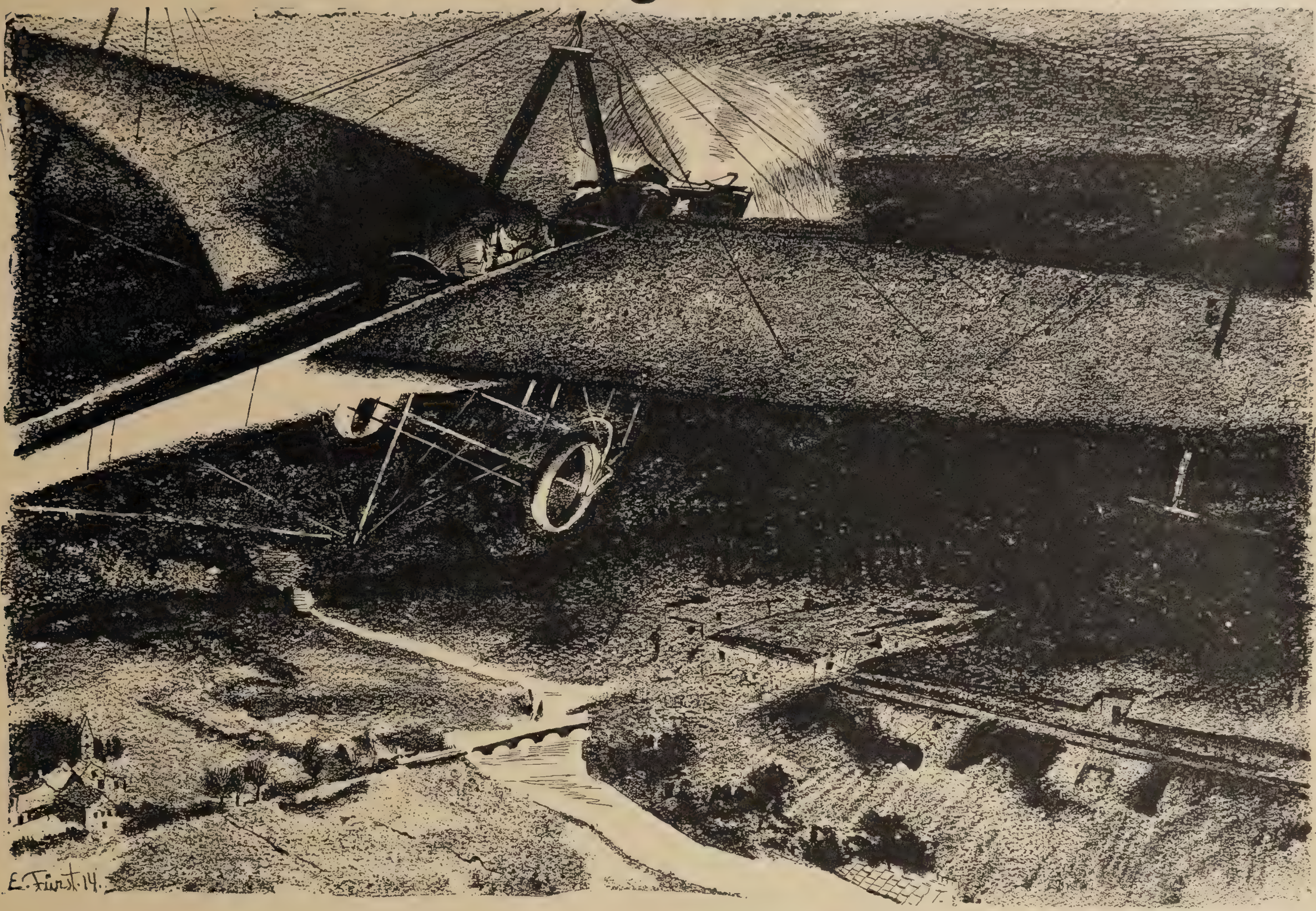
Der zukünftige König von Bayern, Prinz Albrecht, Sohn des Kronprinzen Rupprecht. Hofphot. Franz Grainer.



Englische Kriegsdepeschen. Zeichnung von Walter Trier.
General French: „Jungens, alles könnt Ihr preisgeben, nur das Telegraphenamt nicht; solange wir das haben, sind wir Sieger!“

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel



Zeichnung von Edmund Fürst.

Roman von Ludwig Wolff

Der General von Buschgart verließ gemeinsam mit dem Hauptmann des Generalstabes Baron Heinersdorff das Kriegsministerium.

Sie gingen eine Zeitlang schweigend durch die Alleen der Ringstraße, die schon zu knospen begannen, obwohl es erst März war. Die Sonne leuchtete frühlingswarm am hellblauen, wolkenlosen Himmel, und die laue, sanfte Luft roch nach Veilchen und feuchter Erde.

Heinersdorff schritt gelassen neben dem schweigenden General und freute sich des Frühlings.

Endlich fragte der General:

„Wollen Sie heute bei mir speisen, Heinersdorff?“

„Gern, Exzellenz.“

„Hedwig ist aber noch nicht zurück.“

Der General lächelte dabei ein wenig.

„Aber, Exzellenz!“

„Na, dann ist es recht,“ sagte Buschgart freundlich. „Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mir heute ein wenig Gesellschaft leisten.“

Sie waren bei der Stadtbahnstation angelangt. Der General wohnte in Hietzing.

Als sie im Waggon saßen, meinte Buschgart:

„Nächste Woche ist Hedwig wieder da.“

„Sie schrieb es mir auch, Exzellenz.“

„Sie fehlt mir sehr. Es ist so einsam zu Haus, wenn sie nicht da ist.“

Heinersdorff blickte ihn an, als wollte er fragen: Warum erzählst Du mir das?

Der General verstand den Blick seines zukünftigen Schwiegersohnes und entschuldigte sich:

„Sie dürfen es mir nicht verargen, Heinersdorff, aber ein jeder ist schließlich so oder so ein wenig Egoist. Und gerade jetzt bin ich geizig und ein wenig eifersüchtig geworden, seitdem ich weiß, daß Sie mir im Herbst mein Mädel ganz wegnehmen werden.“

Heinersdorff versuchte, ihn zu trösten:

„Das ist doch keine Trennung, Exzellenz. Wir bleiben ja ganz in Ihrer Nähe.“

Der General antwortete gütig:

„Natürlich. Ich weiß ja. Scheren Sie sich nicht weiter um die Marotten eines alten Egoisten! Ich werde zufrieden sein, wenn mein einziges Kind das Glück bei Ihnen findet.“

Der Hauptmann sah die schlanke Gestalt seiner Braut vor sich, er fühlte den ruhigen Blick ihrer blassen, grauen Augen auf sich ruhen, und sein Herz erschauerte vor Glück.

Als sie in Hietzing ausstiegen und über den Kirchplatz gingen, auf dem die Statue des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko steht, mußte Heinersdorff mit einem Gefühl der Dankbarkeit daran denken, wie gnädig und huldreich das Schicksal sich ihm erwies. Er war in jungen Jahren Generalstabsoffizier geworden und sah einer glänzenden Laufbahn entgegen, er war gesund, reich, unabhängig und hatte ein Geschöpf wie Hedwig Buschgart gefunden, das er liebte und heimführen durfte. Es war beinahe zu viel des Glücks. Der Hauptmann sah zum Himmel auf. Kein Wölkchen trübte die Bläue des Frühlingstages. Die Hügel des Wienerwaldes, die schon schneefrei waren, leuchteten im Sonnenschein. Die Wälder stiegen hügelauf, hügelab,

schmiegten sich zärtlich den sanften Bergformen an und wurden immer heller und lichter, je mehr sie sich dem Horizont näherten, bis sie unmerklich und allgemach in das matte Blau des Himmels überflossen.

Sie schritten langsam die Maxingstraße hinauf, die unmerklich, aber stetig bergan führt, bis sie geraden Wegs — so sieht es wenigstens im Anfang aus — in den Himmel mündet. Wenn man auf die Höhe kommt, ist freilich nur ein Friedhof da.

Der General wohnte in einem alten, gelben Häuschen mit grünen Fensterladen, das seit vielen Jahrzehnten der Familie Buschgart gehörte. Es war ein einstöckiges Gebäude mit einem kleinen Balkon, von dem man über die niedere Mauer des Schönbrunner Parks hinweg in die grüne Pracht des kaiserlichen Gartens blicken konnte. Das Haus des Generals lag einem unscheinbaren Pförtchen in der Parkmauer gegenüber. Durch dieses Pförtchen trat so manchesmal in aller Morgenfrühe, vor fünf Uhr, der alte Kaiser auf die Straße und schritt still und einsam den Hügel hinan bis zur Höhe, wo der Weg in den Himmel zu führen scheint. Hedwig Buschgart hatte es einmal ihrem Bräutigam erzählt, mit einer seltsamen Ergriffenheit, als verriete sie ihm damit ein teueres Geheimnis.

„Seitdem ich es weiß," hatte Hedwig Buschgart, fast verschämt, hinzugefügt, „erwache ich jeden Morgen um vier Uhr. Ich kann nicht im Bett liegen, wenn ich denke, daß der alte Kaiser schon wach ist und vielleicht an meinen Fenstern vorbeigeht, während ich noch schlafe."

Der General sagte:

„Es wird einem schon ordentlich warm, wenn man ein bißchen bergauf geht."

„Wie im Mai ist es," antwortete Heinersdorff und blinzelte der Sonne entgegen.

Sie waren bei dem Haus des Generals angelangt und traten durch das schmale Gärtchen in den Vorraum, der mit ein paar Geweihen und mit alten Stichen geschmückt war. Da sah man den Kaiser, als er bei Santa Lucia die Feuertaufe empfing, den Erzherzog Albrecht bei Custozza, die glorreiche Seeschlacht bei Lissa, den alten Radetzky und den Feldzeugmeister Benedek, für den General Buschgart tiefe Verehrung im Herzen trug.

Sie gingen in das Speisezimmer, das mit hohen Glasfenstern versehen war, die auf den tiefen und großen Garten hinausblickten. Im Mai, wenn alle Bäume dichtes Laub trugen, war hier stets ein mattes, grünes Licht, daß man glauben konnte, man säße mitten im Wald.

Sie blieben nicht lange bei Tisch. Der General war nervös und ungeduldig und konnte seine Erregung nur schwer bemeistern. Heinersdorff merkte wohl, daß seinen Wirt irgendein Kummer bedrückte, aber es lag nicht in seiner Art, nach Dingen zu fragen, von denen man ihm nicht freiwillig und unaufgefordert erzählte.

Der Hausherr sagte:

„Den Kaffee nehmen wir in meinem Zimmer, wenn es Ihnen recht ist, lieber Heinersdorff."

„Wie Sie befehlen, Exzellenz," erwiderte der Hauptmann und stand auf.

Das Arbeitszimmer des Generals war ein kleiner, heller Raum, dessen Wände mit Bücherstellen verkleidet waren. Beim Fenster befand sich ein mächtiger Schreibtisch, auf dem zwei Photographien in einfachen Rahmen standen. Der Kaiser und der Kronprinz Rudolf.

Die Herren setzten sich nieder und zündeten sich Zigaretten an. Dann tranken sie Kaffee und schwiegen noch immer.

General Buschgart nahm, wie zufällig, das Bild des Kronprinzen in die Hand, das eine eigenhändige Widmung trug, und betrachtete es lange und aufmerksam, als sähe er es heute zum erstenmal. Dann sagte er, versonnen und schwermütig:

„Ich glaube, *das* ist das größte Unglück, das unser Vaterland in den letzten fünfzig Jahren betroffen hat."

„Was, Exzellenz?"

„Daß wir den Kronprinzen verloren haben."

Und nach einer Weile:

„Sie haben ihn ja nicht gekannt, Heinersdorff. Sie können es nicht ermessen, was wir an ihm verloren haben. So wie er hat niemand mehr dieses Land geliebt. Er war ein Oesterreicher. Er war ein Mensch."

Seine Stimme erstickte.

Heinersdorff sagte nachdenklich:

„Wir dürfen dieser Trauer nicht nachhängen, wir müssen weiterblicken und Vertrauen in die Zukunft haben."

Der General erwiderte:

„Sie haben ja recht, Heinersdorff. Man muß weitergehen. Man darf das Vertrauen auf die Zukunft nicht verlieren, aber die Gegenwart ist trostlos und unerträglich."

Er warf die Zigarette weg und rief erregt:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Heinersdorff, ich muß es Ihnen sagen, denn es drückt mir das Herz ab. Es ist ja auch weiter kein Geheimnis, denn morgen oder übermorgen werden Sie es offiziell erfahren."

Er dämpfte seine Stimme, als fühlte er sich im eigenen Haus nicht sicher.

„Die ganzen Pläne von X. sind verraten worden, mein lieber Heinersdorff."

Der Hauptmann erblaßte und blickte den General starr an.

„Um Himmels willen, wie ist das möglich, Exzellenz?"

Der alte Offizier entgegnete achselzuckend:

„Mit Geld ist alles möglich, mein Lieber."

Heinersdorff erhob sich und machte ein paar Schritte durch den kleinen Raum. Dann blieb er stehen und fragte:

„Ist es ganz sicher, Exzellenz?"

„O, da gibt es gar keinen Zweifel," antwortete der General bitter. „In dieser Beziehung funktioniert unser Nachrichtenbureau tadellos. Wir wissen immer ganz genau, was verraten und gestohlen worden ist. Aber das ist auch alles. Wir sind ja zu vornehm und zu nobel, um so bedenkenlos Spionage zu treiben wie der verehrte Gegner."

„Sie sind für Spionage, Exzellenz?" fragte Heinersdorff, ein wenig erstaunt.

„Ich bin für den Krieg," sagte der General, „aber da wir diesen unausweichlichen Krieg, den wir wie die Luft zum Atmen brauchen, nicht führen, solange wir noch einen Funken von Chance haben, so bin ich für Spionage."

„Bei uns denkt man anders darüber," warf Heinersdorff unwillig ein.

„Natürlich! Wir sind ja Kavaliere! Wir schauen ruhig und geduldig zu, wie der Feind einen Plan nach dem andern in die Tasche steckt, statt loszuschlagen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Kerls haben beinahe ohnehin schon alles, was sie brauchen. Und was wissen wir?"

Heinersdorff zog die Achseln hoch.

„Sehen Sie, mein Lieber, darum bin ich für die Spionage. Sie erspart Geld und Blut. Aber ich werde mich wohl hüten, laut meine Meinung zu sagen, denn wir wollen ja den Frieden."

„. . . . wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt," zitierte Heinersdorff.

Der General zündete eine frische Zigarette an und blies den Rauch in die Luft. Nach einer Weile sagte er:

„Jetzt haben wir so viel Geld in die Festung hineingesteckt, und ein halbes Jahr später ist alles verraten. Es ist gerade so, als ob man das schöne Geld ins Wasser würfe."

Heinersdorff gedachte des Herbstes, da er mit seinem Vorgesetzten in jener Festung war, um die Neuanlagen zu inspizieren. Wie fieberhaft war damals gearbeitet worden! Viele Arbeiten wurden nur nachts ausgeführt, um jeden Verrat zu verhüten. Welche Vorsichtsmaßregeln wurden aufgewendet, als man die Erdminen legte! Welch glühender Arbeitswille beherrschte alle, vom Chefingenieur bis zum letzten Sappeur hinab! Jeder einzelne war überzeugt davon, daß es im Frühjahr losgehen werde. Endlich! Endlich! Der Frühling kam, aber es blieb Frieden. Ein lauer, heimtückischer, eitriger Frieden, ein Frieden, der giftiger und tödlicher war als jeder Krieg. Der Frühling kam mit Frieden, aber die Festung war verraten.

„Jetzt können wir wieder umbauen," sagte der General, und sein Schnurrbart zitterte vor Erregung. „Wir werden neue Millionen zum Fenster hinauswerfen, für nichts, umsonst, denn nach ein paar Monaten wird ja doch wieder alles ausspioniert werden. Das wird so fortgehen, Jahr um Jahr, bis wir eines Tages nicht werden weiter können. Dann werden wir den Säbel ziehen, um für die Ruhe und für den Frieden unseres Vaterlandes zu kämpfen, aber es wird vielleicht zu spät sein."

Heinersdorff blickte starr in die Luft. Sein Herz brannte in Zorn und Schmerz. Die Not des Vaterlandes drückte ihn nieder. Er hörte die Stimme des alten Soldaten wie durch einen dichten, undurchdringlichen Nebel:

„Ich mag an das alles am liebsten gar nicht denken, es zerreißt mir die Brust. Ich wollte, ich wäre tot und wüßte nichts mehr."

Im Zimmer begann es zu dunkeln.

Da sagte der Hauptmann Heinersdorff:

„Wir dürfen trotzdem die Hoffnung auf die Zukunft nicht verlieren. Vielleicht ist es uns noch beschieden, mit Eisen und Schwert aus diesem alten Reich ein neues, starkes Vaterland aufzurichten."

II.

Als Heinersdorff das Haus des Generals verließ, lag die Dämmerung auf den Straßen. Der Himmel war grau, und ein feiner Sprühregen ging unablässig nieder. Wo war der Frühling geblieben?

Auf dem Kirchplatz stand regennaß und melancholisch der arme Kaiser von Mexiko und starrte müde und hoffnungslos auf das Schloß, in dem sein erlauchter Bruder wohnte. Der Hauptmann blieb vor der Statue stehen und dachte bedrückt: Was für Träume sind hier zu Stein geworden!

Heinersdorff fuhr mit der Stadtbahn nach Haus. Er wohnte in der letzten Villa der Valeriestraße, mitten im Prater. Von seinem Arbeitszimmer aus sah er nur Wiesen und Bäume und in der Ferne, hochaufsteigend aus grünem Laubwerk, die Kuppel der Rotunde. Man konnte glauben, irgendwo auf dem Land zu sitzen. Von der Donau her kam immer frische Luft, manchmal sang sogar ein Vogel unter den Fenstern, und die Nächte waren dunkel und lautlos. Auch das Haus selbst war still und ruhig. Heinersdorff wohnte im Hochparterre, während das erste Stockwerk der Villa an einen englischen Jockey vermietet war, der mit seiner jungen, blonden Frau ein sehr zurückgezogenes Leben führte.

Als der Hauptmann nach Haus kam, meldete ihm der Diener, daß nachmittags Major Homann angeklingelt habe. Er habe keine Nachricht zurückgelassen, sondern nur gesagt, daß er später nochmals telephonieren wolle.

Heinersdorff erinnerte sich, daß er mit dem Major verabredet hatte, abends in die Oper zu gehen. Er war aber gar nicht in der Stimmung, heute Musik zu hören. Er wäre viel lieber zu Haus geblieben, um zu arbeiten. Es gab wahrlich Arbeit genug. Er hatte ja den morgigen freien Sonntag vor sich, aber unangenehme und langweilige Aufgaben wollte er immer so rasch wie möglich erledigen.

Er zog eine Bluse an und setzte sich an den Schreibtisch. Aber mit dem Arbeiten wollte es heute auch nicht gehen. Es war ihm nicht möglich, seine Gedanken beisammenzuhalten. Er starrte auf die Papiere, die vor ihm lagen, und kam nicht weiter. Er hatte verschiedene Anleitungen und Kriegsfahrpläne zu überprüfen, aber es schien ihm, als habe er eine nutzlose und vergebliche Arbeit zu verrichten. Er dachte: Was hat das alles für einen Wert, da X. doch verraten und verkauft worden ist? Es war nicht anders, als ob die starke Festung vom Feind erobert worden wäre. Mit einem Handstreich, ohne Kampf und Blutvergießen.

Heinersdorff packte seine Papiere zusammen und verschloß sie sorgfältig. Er konnte heute nicht arbeiten.

Major Homann telephonierte:

„Lieber Freund, ich kann nicht mit Dir in die Oper gehen. Habe Dienst. Bin zum Chef befohlen worden."

„Die Festungspläne," dachte Heinersdorff.

„Ich bin aber nachts wahrscheinlich im Kaffeehaus," fuhr der Major fort. „Wenn Du vorüberkommst, sieh mal hinein. Servus!"

Heinersdorff hängte den Hörer an und begann, durch das Zimmer zu marschieren. Es tat ihm leid, daß Homann absagen mußte. Er wäre heute gern mit ihm beisammen gewesen. Er konnte nicht den ganzen langen Abend allein bleiben. Es war zu trübselig in der Wohnung. Der Regen klopfte unaufhörlich an die Fenster.

Der Hauptmann beschloß, allein in die Oper zu gehen und nachher den Major aufzusuchen. Er läutete dem Diener und befahl ihm, Zivilkleider vorzubereiten. Heinersdorff trug außer Dienst mit Vorliebe Zivil, um sich unauffällig und ungezwungen bewegen zu können. Die Generalstabsuniform hatte, so einfach und bescheiden sie auch war, immer etwas Hervorstechendes und Aufreizendes. In den Augen manches Kameraden von der Front konnte er oft einen Schimmer von Neid und Mißgunst erblicken. Und mancher Mann, der nicht Soldat war, sah ihn an, so schien es ihm, als erhoffte er etwas ganz Besonderes von ihm, oder als wollte er fragen: „Na, was ist denn, Freundchen? Wollt ihr denn gar nicht losgehen?"

Als Heinersdorff zur Kasse der Oper kam, erfuhr er, daß das Theater ausverkauft war. Er entfernte sich ärgerlich und überlegte, was er beginnen sollte. Während er noch unschlüssig im Foyer stand, das

schon ganz leer wurde, da ein Glockenzeichen den Beginn der Vorstellung angekündigt hatte, trat ein Mann auf ihn zu und fragte mit leiser, gleichsam farbloser Stimme:

„Wünschen Sie ein Billett?"

Heinersdorff schaute den Mann an, der eigentlich gar nicht wie ein professioneller Billetthändler aussah, und antwortete, ein wenig zögernd:

„Ja."

Der Mann reichte ihm ein Billett und sagte, ebenso leise wie zuvor:

„Es ist ein Logenplatz im ersten Stock."

Der Hauptmann nahm das Billett und fragte: „Was kostet die Karte?"

Der Fremde nannte ihm den Preis, der um nichts höher war als an der Theaterkasse.

Heinersdorff war darüber verwundert und fragte, während er zahlte:

„Wie kommt es, daß das Billett so billig ist?"

Der Händler antwortete, als müßte er sich entschuldigen:

„Es ist ja schon spät. In fünf Minuten kauft mir überhaupt niemand mehr die Karte ab."

Das sah Heinersdorff ein. Er blickte wieder den Mann an und mußte in späterer Zeit oft daran denken, wie seltsam es war, daß er sich an das Gesicht dieses Menschen absolut nicht erinnern konnte.

Der Hauptmann trat in die Loge, in der sich bereits eine Dame befand. Ein starkes Parfüm schlug ihm entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

STURMZEICHEN

Roman von Richard Skowronnek

20. Fortsetzung und Schluß.

Der „pensionierte Kanzleibeamte" sah Gaston von der Seite an, dann fuhr er fort: „Vor Wochen hat mich mein Bureau aus Berlin hierher geschickt, um Sie zu beobachten. Nichts weiter. Ich kannte Sie nämlich schon. Von der Königsallee her, wie der Herr von Wodersen sich totschoß. Da stand ich auch auf Posten. Aber im Auftrag des verstorbenen Herrn Rheinthaler. Also jetzt gingen die Berichte an die Witwe. Wissen Sie, da stören wir uns nicht daran. Es kommt oft genug vor, daß wir zwei Parteien gleichzeitig bedienen. Den Mann beobachten im Auftrage der Frau und die Frau im Auftrage vom Mann. Das ist eben unser Geschäft."

„Kann ich verstehen," sagte Gaston, „aber, Herr, hat Ihnen nicht ein bißchen wenigstens das Gewissen geschlagen, als Sie erfuhren, was man gegen mich plante?"

Der andere zuckte die Achseln.

„Meinen Sie, Herr Rittmeister, ein Detektivbureau sucht sich seine Angestellten in den Kreisen der Herren Reservoffiziere? Und dieses alte Frauenzimmer aus Berlin schmiß nur so mit dem Geld. Der Burdeyko kriegt hunderttausend Mark, wenn die Briefe in Ihrem Schreibtisch liegen. Ihr Bursche sechstausend. Das sind doch Vermögen für solche Leute! Und der Wirt Burdeyko hat lange mit sich gekämpft. Aber er hat Kinder, und mit dem Geld kann er sich in Südrußland ein ganzes Rittergut kaufen. Da fiel er natürlich um."

„Natürlich! Und nur eins noch: haben Sie aus den Gesprächen mit dieser Frau Blazitschek vielleicht erfahren, wer eigentlich den Plan gegen mich geschmiedet hat? Die alte Hexe allein, oder war auch Frau Rheinthaler daran beteiligt?"

„Da muß ich ehrlich gestehen, Herr Rittmeister, das weiß ich nicht. Die Alte hat nur gelegentlich mal erzählt, ihre Herrin hätte tagelang geweint, als von Ihnen plötzlich der Brief mit der Absage kam."

„Es ist gut," sagte Gaston heiser. „Und schließlich ist es auch egal. Gewußt hat sie jedenfalls darum. Woher sollte sonst wohl das Geld stammen?"

Die Wagenbremsen zogen kreischend an, der Zug hielt an der kleinen Station. Der Schaffner lief den Bahnsteig entlang: „Kalinzinnen, eine Minute."

Gaston stand auf.

„Kommen Sie, Verehrtester!"

„Ich denke, Herr Rittmeister wollten mich doch laufen lassen?"

„Sehr richtig, hatte ich versprochen. Aber erst, wenn Sie keinen Unfug mehr anrichten können. Also vorwärts!"

Sie standen auf dem Perron, Gaston rief den rotbemützten Stationsbeamten an.

„Herr Vorsteher, kennen Sie mich?"

„Sehr wohl, Herr Rittmeister."

„Na, dann heben Sie mir diesen Gentleman hier auf, bis Sie von mir persönlich Nachricht kriegen, ihn wieder frei zu lassen. Es handelt sich um eine militärische Angelegenheit von einiger Wichtigkeit, und Sie haben doch gewiß ein sicheres Gelaß, in dem Sie ihn unterbringen können?"

„Sehr wohl, Herr Rittmeister. Einen Güterwagen. Wenn wir von außen die großen Riegel vorlegen!"

Der „pensionierte Kanzleibeamte" begehrte auf: „Da protestiere ich! Das ist Freiheitsberaubung."

„Ganz recht, lieber Freund. Es sieht verdammt danach aus. Aber ich stelle Ihnen anheim: Wollen Sie lieber mit mir nach Ordensburg zurückfahren, zu Ihren Spießgesellen? Sie ziehen es vor, in dem Güterwagen zu übernachten? Ist mir auch recht. Viel Vergnügen!"

Hinter dem ziegelgedeckten Schuppen, der die Wartehalle der Station Kalinzinnen darstellte, hielt ein geschlossener Wagen. Gaston trat heran und fragte den Kutscher: „Sind Sie von Herrn Leutnant von Gorski bestellt? Für den Rittmeister von Foucar?"

Aus dem Wageninnern antwortete eine helle Stimme:

„Zu Befehl! Steigen Sie nur ein, Herr Rittmeister!"

Da schrie er fast auf: „Annemarie!"

„Ja, ich, natürlich. Aber jetzt rasch. Ich schätze nämlich, mein lieber Papa hat mittlerweile seinen alten Perkuhn bestiegen, um mich von einem Schritt zurückzuhalten, den er für höchst unpassend ansehen würde. Ich hatte unserer alten Repräsentationsdame den Auftrag gegeben, ihn zwanzig Minuten nach meiner Abfahrt davon zu unterrichten, daß ich im Begriffe wäre, mich unrettbar mit Dir zu kompromittieren . . . wegen Beschleunigung des Jawortes."

„O Du . . . Du himmlischer Kerl von Mädel Du!"

Sie saßen eng aneinander geschmiegt in dem dunklen Wagen, der bei der raschen Fahrt in den Gleisen des holperigen Landweges stuckerte und schleuderte. Wenn sie sich küssen wollten, stießen sie mit den Köpfen gegeneinander. Da lachten sie wie fröhliche Kinder. Und es ergab sich, daß Gaston nicht viel mehr zu erzählen hatte. Das telephonische Gespräch, das Karl von Gorski mit seiner Cousine geführt hatte, war ausführlich genug gewesen. Und plötzlich schlang Annemarie ihre Arme um den Verlobten und drängte ihr Gesicht ganz nahe an das seinige.

„Du, sie tut mir leid! Ich wüßte auch nicht, was ich anfangen würde, wenn ich Dich wieder hergeben sollte. Vielleicht würde ich mich ebenfalls rächen! Aber was machen wir nur mit meinem Vetter Karl? Dem müssen wir eine ganz besonders feine Dedikation stiften, denn ohne ihn wären wir doch nie zusammengekommen?"

Da zog er sie fester an sich und raunte an ihrem Ohr, halb mit Lachen:

„Bei den Foucars war es Sitte, den Erstgeborenen Gaston zu taufen. Ich heiße auch noch so, aber das Geschlecht wird immer mehr verdeutscht. Da dürfte es sich vielleicht empfehlen, den nächsten Foucar Karl zu nennen . . ."

Sie barg ihr Gesicht an seiner Brust, schloß ihm mit der kleinen, festen Hand den Mund. Wohlweislich aber erst, als er ausgesprochen hatte . . .

* * *

Es ging schon auf Mitternacht, als der Bursche Wichotta dem Wirt der Waldschenke die Tür öffnete, in dem kleinen Häuschen vor dem Tor. Er zitterte vor Aufregung am ganzen Körper.

„Ach Gott, Herr Burdeyko, wenn's nu aber schief geht? Sie sind morgen früh schon längst über der Grenz', aber ich muß hierbleiben. Und dann fängt die Fragerei an nach allem möglichen! Da bricht mir der Angstschweiß schon jetzt aus am ganzen Leib."

Der andere zischelte leise: „Dummer Kerl, zweitausend Taler verdient man vielleicht im Schlaf? Und wer kann Dir was beweisen, wenn Du nur immer sagst, Du weißt von nichts? Du hast hinten im Pferdestall geschlafen. Wie sollst Du da hören, ob hier vorne einer die Tür aufschließt?"

Eine alte Frau mit einem bunten Kopftuche löste sich von dem Staketenzaun wie ein Schatten.

„Vorwärts, vorwärts. Da hinten aus dem Dunkeln zieht sich 'was heran. Ich riech' es, Pferde sind unterwegs."

Herr Burdeyko horchte mit angehaltenem Atem in die Nacht hinaus.

„Ach Unsinn, es ist nichts zu hören. Und der Rittmeister ist auf der Reise nach Eßlingen. Sonst hätten wir doch längst schon Nachricht, wenn er Verdacht geschöpft hätte."

Der Bursche Wichotta ging vorsichtig voran, sie standen zu dritt an dem Schreibtische. Eine abgeblendete Kerze verbreitete einen matten Schimmer. Herr Burdeyko holte den nach einem Wachsabdruck zurechtgefeilten Schlüssel aus der Tasche.

„Na nu, verehrte Frau Blazitschek . . . erst das Geld! Sonst streik' ich. Es ist eine fürchterliche Schweinerei."

Die Alte zog ein dickes Paket brauner Scheine aus dem Brusttuche, Herr Burdeyko fing an, sorgfältig zu zählen. Der Bursche stand dabei und sah mit gierigen Augen zu.

„Na, das ist doch aber . . . Sie sollen so viel kriegen, und ich so wenig? Wo ich meine Haut doch am meisten zu Markt trag'?"

Herr Burdeyko hob den Kopf und stieß das unter dem Schreibtisch stehende Licht mit dem Fuße um.

„Sei still, dummer Kerl, da draußen ist wirklich . . ."

Weiter kam er nicht. Zu beiden Türen drang es herein. Er griff nach dem Browning. Ein greller Lichtstrahl blendete seine Augen, eine schwere Faust flog gegen seine Schläfe. Im Zusammenbrechen hörte er nur wie von weitem, daß die Alte, die ihn durch ein ungeheuerliches Geldangebot zu dem Verrate verführt hatte, wie eine vom Teufel Besessene schrie.

Die Gefangenen waren abgeführt. Gaston von Foucar stand mit den Offizieren seiner Schwadron in dem hell erleuchteten Zimmer. Die Augen lagen ihnen tief im Kopfe nach der aufregenden Jagd. Der Kommandeur saß am Schreibtische und las die Briefe, die man dem Gastwirt Burdeyko abgenommen hatte. Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

„Herr von Foucar, wenn ich diese Briefe ohne Vorbereitung gelesen hätte und in Ihrer Abwesenheit — ich wüßte nicht, wie ich geurteilt hätte! Aber jetzt wollen wir ins Kasino gehen und eine vergnügte Flasche Sekt trinken. Ich spendiere sie mit dankbarem Herzen, weil meinem geliebten Regiment ein ungeheuerlicher Skandal erspart worden ist."

„Heißen Dank, Herr Oberstleutnant, aber ich möchte um die Erlaubnis bitten, eine Viertelstunde später erscheinen zu dürfen. Bei Frau von Lüttritz erwartet mich jemand."

„Hab' schon 'was läuten hören, von dem Kleinen da, der in den nächsten Tagen uns auf längere Zeit verlassen wird. Um allerhand Schandtaten abzusitzen."

Karl von Gorski klappte die Hacken zusammen und machte sein respektvollstes Gesicht. Nur die in seiner Nähe stehenden Offiziere mußten das Lachen verbeißen, weil er in seiner bekannten Manier vor der Antwort mit den Ohren wackelte.

„Sehr wohl, Herr Oberstleutnant," sagte er, „ich bin tief zerknirscht. Aber drei Monate Weichselmünde sind rasch herum. Namentlich wenn man sie in zwei Hälften absitzen kann. Ich schätze nämlich, wenn ich zur Hochzeit meines lieben Vetters Foucar ein Urlaubsgesuch einreiche, werden Herr Oberstleutnant die Gnade haben, dies Gesuch zu befürworten."

Der Kommandeur lachte auf.

„Frechdachs! Aber heute abend sollen Sie mein lieber Ehrengast sein beim Schoppen im Kasino. Und wenn wir über kurz oder lang zu ernsterem Beginnen reiten, sollen Sie mit Ihrem Zug die Spitze haben, Leutnant von Gorski! Vorwärts, meine Herren . . ."

Ende.

Kriegs-Humor.

Einige Jungen in einer Berliner Straße wollen „Krieg" spielen und streiten sich, wer Serbe, Oesterreicher, Deutscher oder Russe sein soll. Alle Nationen sind schon verteilt, nur Russe will keiner sein, da ruft ein Junge, auf einen andern zeigend: „Du mußt Russe sein, Du hast schon mal Lause gehabt!"

*

Es sind viel tausend Turkos und Zuaven
Gefangen. Wütend kräht der gall'sche Hahn.
Und Monsieur Joffre selbst wird wohl kaum sagen,
Der Mohr hätt' seine Schuldigkeit getan.

Wie steht's im Osten? Hunderttausend Russen
Floh'n in den Sumpf, als sie die Deutschen sah'n.
Sie sind auf Nimmerwiedersehn versunken.
Das Moor hat seine Schuldigkeit getan.

P. F.

*

Scherzfrage. In Paris ist das Rasieren teurer geworden. Warum? Weil die Franzosen längere Gesichter bekommen haben.

*

Bekanntlich wird in Feindesland erschossen, wer sich widersetzt. Aber das „Requirieren" auf eigene Faust ist den deutschen Soldaten streng untersagt. Ohne Befehl der Vorgesetzten darf nichts genommen werden. In Belgien kommt ein Leutnant die Straße entlang und sieht, wie ein paar Soldaten ein Huhn im Feldkessel kochen. „Nanu," sagt er, „wo habt Ihr denn das Huhn her?" — „Herr Leutnant," rufen die Soldaten, „wie wir vorhin dort in den Bauernhof wollten, hat sich das Huhn widersetzt!"



Die Hochländer. Zeichnung von Paul Simmel.
Landwehrmann: „Nu kiek doch eener an, hier haben sich wieder zwei so'ne Damenimitators versteckt!"

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — a — chi — do — do — du — e — en — es — fi — ger — hain — i — ka — ko — la — lei — lis — mus — naph — ni — nin — of — ral — ri — sen — sik — skop — so — ta — te — ter — tiv — tscha — u — un — zier sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein Ereignis nennen, das allen Franzosen Schreck einjagte.

Die Wörter bezeichnen: 1. Staatsrechtlichen Ausdruck. 2. Schillersche Dramengestalt. 3. Historische böhmische Stadt. 4. Figur aus einem Schillerschen Jugenddrama. 5. Chirurgisches Werkzeug. 6. Militärischen Grad. 7. Soldatische Kopfbedeckung. 8. Trockenmittel. 9. Fiebermittel. 10. Gebirgszug in Thüringen. 11. Deutsche Industriestadt. 12. Erdöl. 13. Gebirge.

Tauschrätsel.

Eins und zwei vereint:
Furchtbares Menschenmorden.
Zwei mit eins vertauscht:
Wer's behauptet, ist Sieger geworden.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Das neue große Belagerungsgeschütz.
1. Drina. 2. Stallupönen. 3. Eylau. 4. Erzherzog. 5. Rigoletto. 6. Semois. 7. Ehrengrab. 8. Eitel. 9. Astrolog. 10. Epicur. 11. Uran. 12. Gardeducorps. 13. Granate. 14. Saranac. 15. Hail. 16. Tirpitz.

Doppelsinn: Admiral. — **Rast und Tat:** Hauptquartier.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien.
Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 39

Berliner

27. September 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



„Achtung! Reihenfeuer!"
Maschinengewehr in Gefechtsstellung im Schützengraben.

Aufnahme unseres Photographen auf dem westlichen Kriegsschauplatz

IN OSTPREUSSEN NACH DER RUSSENNOT



Graf von Merveldt, der deutsche Gouverneur des besetzten russischen Gouvernements Suwalki.



Nach der Vertreibung der Russen: Der Landrat von Allenstein bei Verteilung von Unterstützungen an die Flüchtlinge.



General Iwanow, der Oberbefehlshaber der russischen Armee gegen Oesterreich-Ungarn.

Jetzt, nachdem die Russen aus Ostpreußen vertrieben worden, noch ehe es ihnen gelang, sich dort, wie sie es sich so hübsch vorgestellt haben mögen, recht häuslich einzurichten, beginnen allmählich wieder die alten geordneten Verhältnisse einzutreten. Ein Teil der geflüchteten Bewohner ist sogar schon wieder heimgekehrt. Die deutschen Behörden haben eine umfassende Hilfsaktion eingeleitet und suchen der ärgsten Not vorerst einmal durch Geldspenden an die mittellosen Betroffenen zu steuern.

Viele Dörfer sind in den Tagen der Russenherrschaft gänzlich geplündert und zerstört worden, andere wieder sind wie durch ein Wunder verschont geblieben, und in manchen Orten haben sich die Russen, weil ihre Offiziere sich dort sehr wohl befunden haben und die Bewohner sich durchaus korrekt verhielten, ganz manierlich benommen. Denn daß sie die Kaiserbilder zerschnitten und alle verfügbaren Vorräte von Wein, Bier und sonstigem trinkbaren Alkohol, ohne zu bezahlen, „requirierten“, darf man den mangel-



Hindenburgs Beute. Die Riesenmenge russischer Gefangener vor dem Bahnhof in Tilsit. Phot. R. Minzloff.



Blick auf Reims mit der berühmten Kathedrale im Hintergrund.

haft zivilisierten Halbasiaten nicht als besondere Unfreundlichkeit auslegen! In Tilsit haben sie sich damit begnügt, eine wohlwollende Gewaltherrschaft einzuführen. Die Einwohner der Stadt wurden wie Festungsgefangene behandelt, ohne daß ihnen aber sonst ein Leid geschah. Fortwährend kamen neue Befehle des russischen Kommandanten, wie sich die Bevölkerung zu verhalten habe. Nur an gewissen Stunden des Tages durfte sie die Straße betreten, am Abend durfte kein Lichtschein aus den Häusern fallen, Fahrräder und Autos wurden konfisziert, Telephon- und Telegraphendrähte waren abgeschnitten, und die Zeitungen standen unter russischer Zensur. Die russischen Offiziere aber haben sich in Deutschland ganz gut amüsiert. Die Gruppenaufnahmen von ihren improvisierten „Kasino-Abenden", die sie von deutschen Photographen anfertigen ließen und die die russischen Offiziere, mit deutschen Uniformstücken bekleidet, zeigen, beweisen es. Die Stadt Tilsit mußte beim Einzug der Russen allerdings eine Kontribution von 50,000 Mark entrichten, da es aber gelang nach ihrer Austreibung noch eine russische Postsendung abzufangen, die etwa 1 Million Mark in Barem enthielt, ist die Stadt in der angenehmen Lage, sich reichlich zu entschädigen. Eine interessante Episode von den Kämpfen im Osten erzählt ein höherer Offizier in der „Kriegszeitung der Feste Boyen": Die Dampfer, die auf den masurischen Seen den Verkehr vermitteln, haben nämlich auch in die Kämpfe eingegriffen und besonders die „Barbara", die mit einem Geschütz versehen wurde, hat sich am ersten Tage der großen Schlacht ausgezeichnet. Es gelang ihr, durch ihr Feuer aus dem Dorf Khelen eine starke Kosaken-Patrouille zu vertreiben und eine lange Kolonne zweispänniger Wagen bei Angerburg erfolgreich zu beschießen. Der Dampfer kehrte dann unversehrt zurück.



Ortelsburg nach der Befreiung von den Russen: Straße mit heimgekehrten Flüchtlingen.



Unsere Truppen bei der Belagerung einer feindlichen Festung: Im Schützengraben.



Unsere Belagerungsgeschütze, aus gedeckter Stellung feuernd.

PARISER SCHRECKENSTAGE

BILDER VON HEUTE UND 1871



In Paris während des deutschen Anmarsches: Volksmenge auf dem Opernplatz, die einen deutschen Flieger über Paris beobachtet.
Nach einer Photographie einer Londoner Zeitschrift.

Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, nahen sich für die Landeshauptstadt Frankreichs, zum dritten Mal in dem letzten Jahrhundert der Geschichte dieser prunkvollen Millionenstadt, Tage der Einschließung, des Schreckens und der Entbehrung. Niemand wird die Tatsache verwundern, daß gerade Paris vom Schicksal zu zahlreichen und ernsten Demütigungen bestimmt erscheint. Denn die Franzosen werden nicht müde, seit der Zeit, da es noch Könige in Frankreich gab, der Menschheit immer zu wiederholen, daß Paris in Wirklichkeit Frankreich bedeute, und da das Reich der neuen Gallier seit einem Jahrhundert nicht in ein dauerndes friedliches Verhältnis mit uns, seinem östlichen Nachbarn, zu gelangen vermag, da Deutschland unter Preußens militärischer Führung immer wieder genötigt ist, zum Schwert zu greifen, um sich der französischen Angriffslust zu erwehren, so ist es nur natürlich, daß die soldatische und strategische Lehre, die Napoleon der Welt erteilt hat, daß die Kriegführung sich in erster Linie auf die Eroberung der feindlichen Landeshauptstadt richten müsse, auch im modernen Kriegsplan Geltung hat. Alle unsere braven Soldaten auf dem westlichen Kriegsschauplatz träumen schon vom Einzug in diese Weltstadt, von deren Eroberung unser schönster und volkstümlichster Militärmarsch in feurigen begeisternden Tönen spricht. Da die Franzosen Paris zu der größten und ausgedehntesten Festung Europas ausgestaltet haben, so ist die Eroberung von Paris natürlich stets mit schweren Kämpfen und großem Blutvergießen verbunden, und die Franzosen sind selbst verantwortlich für all' die Leiden und Entbehrungen, die die Eroberung ihrer Hauptstadt für sie im Gefolge hat. Zum ersten Mal in der neueren Geschichte zog der Würgeengel des Krieges vor 100 Jahren, im Frühling 1814, über Paris. In der Champagne und im Marnetal, da wo gegenwärtig wieder des Schicksals eiserne Würfel rollen, war Napoleon I. Macht von den drei verbündeten Heeren endgültig



Scheinwerfer zur Suche nach deutschen Luftschiffen auf dem Dach eines Pariser Hauses.



Die Flucht aus Paris:
Andrang der Abreisenden vor dem Orleans-Bahnhof.
Nach einem Bilde in einer englischen Zeitschrift.



Pariser Schreckenstage im Jahre 1871:
Photographische Aufnahme des Vendôme-Platzes mit der von den Revolutionären gestürzten Napoleon-Statue.

vernichtet worden: Nach den furchtbaren Schlägen, die namentlich Blücher bei La Rothière und Laon gegen die Armee des Imperators geführt hatte, war jeder Widerstand unmöglich und ohne noch weitere Gegnerschaft zu finden, zogen die verbündeten Sieger vor die damals noch von einem Mauerngürtel eingeschnürte Seinestadt. Am 30. März 1814 wurde der Sturmangriff unter Schwarzenbergs Oberbefehl glücklich durchgeführt: Blücher war die Aufgabe der Eroberung des Montmartre zugefallen, der damals noch außerhalb der Stadtumwallung lag. Am 31. März 1814 fand der Einzug statt, und dank der Klugheit Talleyrands, der der Eitelkeit des Zaren Alexander I. sehr fein zu schmeicheln wußte, kam die Stadt sozusagen mit einem blauen Auge davon. Der preußischen Infanterie wurde der Einzug verwehrt, da Friedrich Wilhelm III. sich überreden ließ, daß sie zu abgerissen aussehe: als ob für Truppen, die sich seit einem Jahre mit dem Feinde schlagen, parademäßige Properkeit die wichtigste Forderung wäre. Bei der zweiten Eroberung von Paris, im Frühjahr 1871, erging es Paris weniger gut, obgleich die Stadt noch immer von Moltke und Bismarck in sehr humaner Weise geschont wurde. Sie hatte unter der Beschießung, die gegen den Willen der Damen des Berliner Hofes durchgeführt worden war, verhältnismäßig wenig gelitten. Die Not des Hungers hatte man mit Ausdauer und nicht ohne Humor ertragen: empfindlich war eigentlich nur der Frost jenes außergewöhnlich kalten Winters gewesen, während dessen es den Belagerten an Heizmaterial fehlte. Die eigentliche Katastrophe kam erst in den Märztagen nach der Kapitulation, die am 31. Januar stattgefunden hatte. Die Bewohnerschaft der Arbeiterquartiere von Belleville und anderen Vorstädten erhob sich in ungeregelten Aufstand und wälzte sich in tobenden Haufen in die innere Stadt. Sie stürzte die bürgerliche Regierung und begründete die Kommune, gegen die das Bürgertum unter Thiers und Mac Mahon nun die noch verfügbaren Truppen zu blutiger Rache von Versailles heraussandte.



Eine furchtbare Szene aus der Zeit des Kommune-Aufstandes: Nach einem zeitgenössischen Bild.
Erschießung von 62 Geistlichen und Militärpersonen durch revolutionäre Männer und Frauen in der Pariser Vorstadt Belleville am 25. Mai 1871.



Sanitätssoldat
beim Verbinden eines gefangenen Russen.
Phot. R. Minzloff.

Die dritte Maiwoche bot wahre Orgien der Brandstiftung und des Blutvergießens: ganze Stadtteile, viele der wunderbarsten Gebäude, wie der vordere Flügel des Tuilerienpalastes, die Oberrechenkammer u. a. gingen bei diesen Straßenkämpfen in Flammen auf, und zu dem empörendsten Schauspiel gestaltete sich die Erschießung der sogenannten „Geiseln", unter denen sich der Erzbischof von Paris befand, im Hofe des Gefängnisses von La Roquette, wo sonst die Hinrichtungen überführter Mörder stattfanden. Für alle diese Untaten nahm das Bürgertum, das die Errichtung einer kapitalistischen Staatsordnung plante, fürchterliche Rache durch Hinschlachtung und Verbannung der Hauptschuldigen. Werden so schaudervolle Tage des Blutvergießens und des Kampfes sich in neuerer Zeit wiederholen? Es fehlt nicht an Vorzeichen, die das Schlimmste erwarten lassen. Die Regierung ist bereits gleich der um 1870 nach Bordeaux geflüchtet und hat Paris in den Händen der Militärgewalt zurückgelassen, die die Zivilbevölkerung als unnütze Esser aus den Mauern von Paris nach Möglichkeit zu entfernen sucht. Die Gassen, die Tore, die Landstraßen sind verstopft durch die Automobile der fliehenden Reichen und die mit ärmlichem Hausrat beladenen Fuhrwerke der armen Bauern, die vor den gefürchteten „ulans" hinter den Wällen der Befestigung Deckung sucht. Auf den Bürgersteigen der Hauptstadt selbst stauen sich Gaffer, die mit neugierigen Augen Umschau nach den bombenbergenden Zeppelinen halten, von denen die Franzosen nur mit Grauen sprechen. So sehr man den Franzosen eine harte und verdiente Strafe gönnt, die sie um der Frivolität willen verdient haben, mit der sie unsere friedliche Nation aus ihrer ruhigen Arbeitstätigkeit aufgestört haben, und so wenig wir Paris diese harte Lektion werden ersparen können, so werden doch sicher viele im Interesse der dem wirtschaftlichen Fortschritt geneigten Kulturmenschen wünschen, daß Paris diesmal vor den Schreckenstagen einer neuen sozialen Revolution, einer zweiten Kommune verschont bleiben möge. C. A.-S.



Franktireurs auf dem Wege zum Kriegsgericht.
Phot. Sennecke.



Deutscher Infanterist auf einem erbeuteten russischen Pferd.



Das Schlachtfeld: Teil eines unaufgeräumten Schlachtfeldes in Ostpreußen.
Phot. Hack.

BILDER VOM TAGE



A. P. von Iswolski, russischer Botschafter in Frankreich, einer der Wühler und Hetzer, die den Krieg auf dem Gewissen haben.



General Rennenkampf, der berühmte russische Reitergeneral, der in Ostpreußen seinen Ruhm verloren hat.

Einer der berühmtesten russischen Heerführer, der Reitergeneral Rennenkampf, hat durch Hindenburgs überlegenes Genie seinen Ruhm verloren. Rennenkampf zeigte im russisch-japanischen Kriege seine Fähigkeiten und große Tapferkeit. Daß einer der besten Führer der russischen Armee jetzt völligen Niederbruch erlitt, macht Hindenburgs Verdienste um so größer. — Neben Grey, Delcassé und dem russischen Großfürsten und Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch gehört der russische Botschafter in Paris, Iswolski, zu den stärksten Vorkämpfern und Förderern des internationalen Deutschenhasses. Großfürst Nikolai ist mit einer Tochter des montenegrinischen Königs verheiratet, und an ihrem Hof bildete sich eine Art Sammelstelle aller panslavistischen Bestrebungen. Das Großfürstenpaar war auch der Beschützer des Ministers Iswolski, der darum auch nach seinem mißglückten Auftreten in der bosnischen Annektionskrise gegen Oesterreich nicht ganz in Ungnade fiel, sondern den Botschafterposten erhielt. Seit dieser Zeit datiert Iswolskis Haß gegen Oesterreich und damit auch gegen dessen Bundesgenossen Deutschland. Den beiden Staaten dankt er seinen Mißerfolg und rächte sich durch eine heiß und wütend betriebene Deutschenhetze. Als der Krieg ausbrach, soll er voller Freude gesagt haben: „Das ist mein Krieg!" Jetzt sitzt er mit seinem Freund Poincaré in Bordeaux und kann den „Dank" des französischen Volkes entgegennehmen, das ihm dieses furchtbare Kriegselend zuschreiben darf. — Eine ständige Erscheinung im Brüsseler Straßenbild sind unsere Soldaten geworden, die in freien Stunden truppweise die Stadt durchwandern und die Sehenswürdigkeiten betrachten, oft von einem einfachen „Freiwilligen" oder Unteroffizier geführt, der zu Hause Professor der Kunstgeschichte oder Maler ist.



Unsere Soldaten bei einem Spaziergang durch Brüssel vor einer berühmten Sehenswürdigkeit.



Kriegszeit im Spreewald:
Strümpfestricken für unsere Krieger.



Kriegszeit auf dem Spielplatz.
Phot. Conrad Hünich.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Bevor der Hauptmann seinen Platz einnahm, machte er eine kurze Verbeugung vor seiner Nachbarin, die ihn einen Augenblick lang maßlos erstaunt ansah. Dann rückte sie ein wenig in ihre Ecke und blickte wieder auf die Bühne.

Heinersdorff stützte seinen Arm auf die Logenbrüstung und lauschte der Musik, die ihn sofort wie in einen weichen, fließenden Mantel einhüllte. Er liebte „Tosca“ mehr als alle anderen Opern des Meisters. Er liebte diese Mischung von Weihrauch und Blutdurst und glühender Sinnlichkeit. Aber heute beunruhigte und verstörte diese schwüle Musik Heinersdorff in merkwürdiger Weise. Auch der schwere, betäubende Geruch, der von seiner Nachbarin ausströmte, irritierte ihn. Warum sich die Leute so rücksichtslos parfümieren, dachte er ärgerlich und sah die Frau an seiner Seite feindselig an. Während er sie anblickte, schwand allmählich sein Groll. Sie hatte ein interessantes Gesicht, man konnte es nicht leugnen. Es war ein ganz blasses, straff gespanntes, mageres Gesicht, aus dem die unnatürlich roten Lippen wie eine blutende Wunde herausleuchteten. Die langbewimperten Augen blickten starr und unbeweglich auf die Bühne. Die dünnen Flügel ihrer schmalen Nase zitterten. Es schien Heinersdorff, als hätte er noch niemals ein so schamlos nacktes Antlitz gesehen, ein Antlitz, das sich jetzt in leidenschaftlicher Ekstase ohne Bedenken und unverhüllt der Musik hingab wie einem Geliebten.

Heinersdorff wendete mit einem deutlichen Gefühl des Unbehagens den Blick von ihr ab. Er empfand es wie eine Unkeuschheit, zuzusehen, wie diese Frau die Musik genoß. Aber nach einer Weile konnte er sich doch nicht enthalten, sie wieder zu betrachten. Wie dünn und hager ihr Hals war, den eine Kette großer, matter Perlen umschloß! Wie weiß und durchsichtig das Ohr war, das leise zu atmen schien!

Der Vorhang senkte sich. Das Haus erstrahlte im Licht.

Wieder sah die Dame mit einem Ausdruck des größten Erstaunens Heinersdorff an. Dann fragte sie mit einer Stimme, die ein wenig heiser klang:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, würden Sie die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, auf welche Art Sie in den Besitz Ihrer Karte gelangt sind?“

Heinersdorff antwortete verblüfft:

„Ich habe sie von einem Billetthändler im Foyer gekauft, gnädige Frau.“

„Wie seltsam!“ sagte die Dame. Ihre großen, hellblauen Augen glänzten wie im Fieber.

„Ich hoffe, daß Sie mir Glauben schenken, gnädige Frau.“

„Oh, gewiß!“

Sie streckte ihren Arm aus, als wollte sie irgendetwas abwehren.

„Es ist nur so seltsam,“ wiederholte sie.

„Darf ich fragen, warum das so seltsam ist, gnädige Frau?“

„Sie sind sogar berechtigt dazu,“ erwiderte sie und lächelte ein wenig. „Mein Vetter kaufte heute zwei Sitze für die Oper, den einen gab er mir, den andern behielt er für sich, da er erst später kommen wollte. Sie werden also begreifen, mein Herr, daß ich erstaunt war, als ich Sie an Stelle meines Vetters in die Loge treten sah.“

„Das ist in der Tat seltsam,“ meinte der Hauptmann und prüfte neugierig und ein bißchen unsicher sein Billett.

„Die Karte stimmt,“ sagte er und reichte das Billett seiner Nachbarin, die es aufmerksam besah.

„Ja, es ist alles in Ordnung. Ich kann es mir gar nicht erklären.“

Sie machte ein besorgtes Gesicht.

Heinersdorff glaubte, sie trösten zu müssen.

„Vielleicht kommt Ihr Herr Vetter noch, gnädige Frau.“

„Hoffentlich. Es wäre schlimm für mich, wenn er nicht käme.“

Der Zuschauerraum verdunkelte sich. Der zweite Akt begann.

Heinersdorff wußte nicht recht, was er von der Dame halten sollte, die jetzt wieder wie in einer seligen Erstarrung der Musik lauschte. Die Geschichte mit dem Vetter, dessen Billett er besaß, war dunkel und geheimnisvoll.

„Was geht mich schließlich die ganze Sache an?“ dachte er und wendete sich der Bühne zu. „Nach dem zweiten Akt gehe ich weg.“

Er ging nicht weg.

Die Dame sagte bekümmert:

„Mein Vetter kommt nicht. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll.“

Der Hauptmann schwieg.

„Wie spät ist es eigentlich?“

„Neun Uhr vorüber, gnädige Frau.“

Sie blickte ihn so angstvoll und flehentlich an, daß er wegzugehen vergaß.

Sie sprachen über Musik und im besonderen über Puccini.

Unterdessen fing der dritte Akt an. Während dieses Aktes war die Dame unruhig und nervös. Sie gab sich der Musik nicht mehr hin, sondern sah des öfteren nach der Logentür, die geschlossen blieb.

Heinersdorff wurde von der Unruhe seiner Nachbarin ergriffen und sagte leise:

„Ihr Vetter scheint doch nicht zu kommen, gnädige Frau.“

Sie flüsterte:

„Was soll ich beginnen?“

Auf der Bühne wurde Toscas Geliebter erschossen.

Der Vorhang senkte sich.

Die Dame stand auf, sie war groß und schlank, fast so groß wie Heinersdorff, und wiederholte ratlos:

„Was soll ich nun beginnen? Ich bin ganz fremd in Wien.“

Heinersdorff sagte höflich:

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Gnädigste. Wenn Sie gestatten, bringe ich Sie nach Hause.“

Ein freudiges Aufleuchten ging über ihr Gesicht.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr?“

Der Hauptmann stellte sich vor:

„Baron Heinersdorff.“

Sie reichte ihm ihre Hand.

Dann half er ihr in den Mantel und verließ an ihrer Seite die Loge.

Es regnete in Strömen, als sie aus dem Opernhaus traten. Sie mußten eine ganze Weile warten, bis der Portier ihnen die Tür einer leeren Autodroschke öffnen konnte.

Die Dame gab ihre Adresse an. Sie wohnte am Arenbergring.

Während der schnellen Fahrt sprachen sie kein Wort miteinander. In dem kleinen Coupé war es erstickend schwül. Das üppige Parfum



Paris während der Belagerung.
Familien, die während der Beschießung in den Keller geflüchtet sind.
Nach einem Holzschnitt von 1871.

der Dame lastete wie ein schwerer Druck auf Heinersdorff. Er dachte: „Ich wollte, wir wären schon am Ziel."

Dann ärgerte er sich: „Warum mußte ich mich als Ritter aufspielen? Sie hätte auch allein nach Haus gefunden."

Das Auto hielt.

Die Dame sagte:

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Baron."

Er antwortete höflich:

„Aber bitte, gnädige Frau, es ist ja nicht der Rede wert."

„Sagen Sie das nicht. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, und ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet."

Er öffnete den Wagenschlag.

Sie fragte ganz ruhig:

„Wollen Sie eine Tasse Tee bei mir trinken, Herr Baron?"

Er zögerte eine Sekunde lang. Das Ganze sah einem galanten Abenteuer verdammt ähnlich, und er hatte wahrlich keine Lust zu Eroberungen. Er blickte seine Begleiterin prüfend an und schämte sich sogleich seines Mißtrauens, als er sie so damenhaft und sicher im Wagen sitzen sah.

„Nun?" fragte sie und lächelte ein wenig.

„Ich nehme Ihre Einladung an, gnädige Frau," erwiderte Heinersdorff und verbeugte sich.

Er half ihr beim Aussteigen und bezahlte den Kutscher.

Sie wohnte in der ersten Etage. Nachdem sie die Wohnungstür geöffnet hatte, traten sie in ein langes, schmales Vorzimmer. „Bitte legen Sie ab, Herr Baron!"

Dann folgte er ihr in das Speisezimmer, das sehr vornehm und geschmackvoll eingerichtet war. Der Tisch war gedeckt und mit Blumen geschmückt.

Er fragte erstaunt:

„Sie haben Gäste erwartet, gnädige Frau?"

„Wieso denn?"

Er wies auf den Tisch, auf dem Schüsseln mit kalten Speisen und Früchte und Flaschen standen.

Sie lächelte:

„Bemerken Sie nicht, lieber Herr Baron, daß nur für e i n e Person gedeckt ist? Und diese Person bin ich. Ich habe nicht ahnen können, daß ich heute einen Gast zu Tisch haben werde."

Sie holte vom Büfett noch ein Besteck und lud Heinersdorff zum Sitzen ein.

Er sagte:

„Ich bin eigentlich nur zu einer Tasse Tee eingeladen worden, gnädige Frau."

„Die kommt später. Bitte, bedienen Sie sich, Herr Baron!"

Sie schenkte aus einer dickbauchigen, goldübernetzten Flasche zwei Gläschen voll und fragte:

„Trinken Sie ein Gläschen Likör, Baron?"

Er wollte danken.

„Bitte, versuchen Sie ihn! Ich habe ihn aus San Francisco mitgebracht. Sie kennen ihn sicherlich nicht. Coeur d'Yvette."

Er trank. Der Likör schmeckte nach Veilchen und bitteren Mandeln und nach chinesischem Ingwer.

„Das schmeckt eigentümlich," sagte er.

„Ich trinke diesen Likör leidenschaftlich gern," entgegnete sie und schenkte sich ein zweites Gläschen ein, das sie ganz langsam austrank. Ihr mattes Gesicht rötete sich unmerklich, und ihre Pupillen leuchteten stärker.

Während er aß, mußte er immer daran denken, wie seltsam es war, daß er jetzt hier saß, beim Tisch einer Person, deren Namen er nicht einmal kannte, von deren Existenz er vor drei Stunden noch keine Ahnung hatte. Wer war sie? Wahrscheinlich eine Kokotte großen Stils, die eine Gastspieltournee nach dem Balkan unternahm. Er würde das Souper bar bezahlen. Ein teuerer Spaß; aber der Abend war totgeschlagen.

„Trinken Sie Rotwein oder Weißwein, Herr Baron?"

Er schreckte aus seinen Gedanken auf.

„Rotwein, wenn ich bitten darf, Gnädigste."

„Auf Ihr Wohl, Herr Baron."

Sie stieß mit ihm an. Er trank sein Glas aus. Es war ein sanfter, milder Wein, der ölliglatt durch die Kehle rann.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch sagen, Herr Baron, warum ich Ihnen so sehr zu Dank verpflichtet bin, daß Sie mich nach Haus gebracht haben."

„Nun?"

Sie begann zu lachen:

„Ich habe nicht einen Heller Geld bei mir gehabt. Ohne Sie hätte ich zu Fuß nach Haus gehen müssen. In diesem strömenden Regen."

Nein, dachte er, sie scheint doch keine Kokotte zu sein. Er wurde ganz irr. Sollte er ihr beim Weggehen Geld für das reiche Souper zurücklassen? Oder machte er sich damit lächerlich?

Sie stand auf und ging zum Fenster. Sie ging wie eine Königin.

„Es regnet noch immer sehr stark. Sie müssen mir noch ein wenig Gesellschaft leisten, Herr Baron, ob Sie nun wollen oder nicht."

„Ich bleibe sehr gern, gnädige Frau, wenn ich Sie nicht störe."

„Sie stören mich nicht."

Sie sah ihn an. Ihr stahlblauer Blick versetzte ihn in Unruhe. Wie rätselhaft dieses Gesicht war! Er hatte nie etwas Aehnliches gesehen.

„Darf ich Ihnen noch ein Glas Pommard einschenken?"

„Nein, danke, gnädige Frau."

„Aber ein Glas Champagner werden Sie mir nicht abschlagen."

Ehe er antworten konnte, nahm sie die Flasche aus dem Kühler und schenkte ihm ein. Es war ein ganz herber, trockener Wein.

„Trinken Sie immer so herben Wein, Gnädigste?"

„Ich mag das süße Zeug nicht."

Sie trank ihre Schale leer und stellte sie so fest auf den Tisch, daß sie zerbrach.

„O, das bedeutet Glück."

Sie stützte den Kopf auf ihre Hand und blickte starr in das Licht, als wäre sie ganz allein. Er wagte sich nicht zu rühren und betrachtete sie nur unablässig, als wollte er in das Geheimnis dieses Gesichts eindringen.

Seine Augen fragten: Wer bist Du?

Sie sagte plötzlich:

„Sie zerbrechen sich den Kopf darüber, wer ich eigentlich bin."

Er antwortete verblüfft:

„Wie kommen Sie darauf, gnädige Frau?"

„Ich fühle es."

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ich bin Amerikanerin. Das ist ja beinahe ein Beruf und eine Legitimation."

Er erwiderte ruhig ihren Blick.

„Wollen Sie auch einen Namen wissen? Ich werde Ihnen irgendeinen falschen Namen nennen, damit Ihre Seele beruhigt ist."

Er lächelte:

„Ich bin durchaus nicht beunruhigt, gnädige Frau."

Sie reichte ihm freimütig ihre Hand.

„Verzeihen Sie, ich bin ein wenig nervös."

Er küßte ihre vibrierenden Finger.

„Wir wollen noch ein Glas Champagner zur Versöhnung trinken."

„Ich danke, gnädige Frau, es geht nicht mehr."

Er wollte nicht mehr trinken. Er fühlte, daß eine leise Betäubung seine Gedanken lähmte. Es war, als hüllte ihn ein Schleier ein, der immer dichter wurde, und den er nicht zerreißen konnte. Er hörte sein Blut in den Schläfen pochen.

„Darf ich eine Zigarette rauchen, gnädige Frau?"



Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang dieses Romans unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Bitte, natürlich, ich rauche selbst."

Sie stand auf und holte eine Kassette mit Zigaretten.

„Wollen Sie eine von den meinen versuchen?"

Er gab ihr Feuer und zündete dann seine Zigarette an. Sie war süß und schwer und von Opium durchtränkt. Man kam sofort ins Träumen.

Er sagte sachlich:

„Die Zigarette enthält sehr viel Opium."

„Ich spüre es nicht mehr, ich bin so daran gewöhnt. Aber wenn Ihnen die Zigarette nicht schmeckt, so legen Sie sie ruhig weg."

„O, sie ist sehr gut."

Sie schwiegen und blickten sich durch den blauen Nebel der Rauchwolken unverwandt an.

Nach einer Weile sagte sie:

„Es regnet noch immer."

Er gab keine Antwort. Er dachte nicht daran, wegzugehen. Ein müdes Wohlgefühl erfüllte seinen ganzen Körper. Alle Erinnerung war ausgelöscht. Zeit und Raum versanken. Er hätte immer so dasitzen und dieses nackte Gesicht mit den flatternden Nasenflügeln anstarren mögen.

Plötzlich erhob sie sich und sagte:

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!"

Sie ging in das anstoßende Zimmer.

Er rauchte eine zweite Zigarette. Sie schien ihm leichter zu sein als die erste. Wie schnell man sich an Opium gewöhnt, dachte er.

In der Tür des Zimmers erschien die Dame wieder. Sie trug einen dunkelroten Schlafrock aus allerdünnster Seide.

Sie sagte, ganz ruhig:

„Es ist so heiß hier. Ich habe es mir ein wenig bequem gemacht. Sie verzeihen."

Heinersdorff wollte etwas entgegnen, aber seine Kehle war wie ausgetrocknet. Sein Herz begann laut zu schlagen.

Die Tür, die zum Schlafzimmer führte, war offen geblieben. Der Hauptmann hatte ganz dunkel das Gefühl, daß man jetzt ein Fensterglas zerbrechen müßte, um frische, kalte Luft in das Zimmer einzulassen.

Sie setzte sich in einen Fauteuil, der in der Ecke stand, und kreuzte Bein über Bein.

Es war ganz still. Man hörte das leise Trommeln des Regens.

Sie fragte:

„Sie sind so schweigsam. Was haben Sie denn?"

Sie stand auf und trat hinter seinen Sessel. Ihre Finger strichen sanft und leise über seine Haare. Ein heißer Schauer jagte durch seinen Körper.

Er schlang seine Arme um ihren seideknisternden Leib und zog ihn an sich heran. Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und drückte ihn ein wenig zurück. So blickte sie ihn eine Weile prüfend an. Dann näherte sie ganz langsam ihren Mund dem seinen. Endlich vereinigten sich ihre Lippen in einem wilden Krampf.

Plötzlich stieß sie ihn zurück und bat:

„Bitte, gehen Sie jetzt. Bitte."

Sie wollte sich frei machen. Er hielt sie mit eisernen Griffen.

Sie wiederholte flehentlich:

„Bitte, gehen Sie!"

Sie suchte mit aller Gewalt von ihm loszukommen.

Er preßte seine blutenden Lippen auf ihre weiße Brust und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

III.

Es regnete noch immer, als Heinersdorff wegging. Der kalte Wind, der ihm in das heiße Gesicht fuhr, erweckte ihn allmählich aus seiner Betäubung. Was war denn mit ihm geschehen? Er nahm seinen Hut ab und begann zurückzudenken, aber er stieß an eine unverrückbare Nebelmauer. Es schien ihm, als lägen die Ereignisse dieser Nacht in weiter Ferne, in einem andern Leben. Wie spät konnte es eigentlich sein? Es dämmerte schon. Er sah nach der Zeit. Es war fünf Uhr. Er fing an, schneller zu gehen, wie jemand, der auf der Flucht ist und einer Gefahr entrinnen will.

Je länger er die frische Morgenluft einatmete, desto mehr zerfiel und versank die Nebelmauer, die sein Erinnerungsvermögen umspannt hielt. Er kehrte langsam zu sich zurück. Was war das für ein törichter Rausch gewesen? Er hatte sich einfangen lassen, wie ein junger Fähnrich. Aber was war denn der Zweck der ganzen Uebung gewesen? Er griff unwillkürlich nach seiner Brieftasche. Sie war an ihrer Stelle. Er fand keine Lösung.

Dann kam ganz leise die Reue und kroch in sein Herz und vergiftete sein Blut. Er sah Hedwig Busch-

gart vor sich, fühlte den ruhigen Blick ihrer reinen Augen auf sich ruhen und konnte diesen Blick nicht ertragen.

Er wunderte sich, als er plötzlich auf dem Stefansplatz stand. Wie verloren trat er in das Café de l'Europe, um noch einen Mokka zu trinken. Das Kaffeehaus war trotz der Morgenstunde voll von Menschen. Es war die letzte Station aller Professionsspieler und Wetter, aller der Verwüsteten, die hier mit fahlen Gesichtern die Bilanz der Nacht zogen.

In einer Ecke saß der Oberleutnant Vidakovich, angetrunken wie gewöhnlich, in Gesellschaft von vier oder fünf Dirnen. Welch eine Schmach, dachte Heinersdorff und trank eiligst seinen Café. Er nahm ein Auto und fuhr nach Haus. Als er seine Wohnung erreichte, war es schon ganz hell. Der Regen hatte aufgehört. Heinersdorff trat in das Arbeitszimmer und öffnete ein Fenster. Der Prater dampfte im Morgennebel. Durch die Prinzenallee ritten zwei Offiziere kurzen Galopp. Er beneidete sie.

Dann ging er in das Badezimmer und bereitete sich ein Bad.

Als er aus seinem dumpfen, traumlosen Schlaf erwachte, war Mittag vorüber. Sein Kopf war frei und klar. Er aß mit Appetit und setzte sich dann zum Schreibtisch. Er freute sich seiner Arbeit. Wie interessant waren diese Fahrpläne, die für den Kriegsfall Geltung hatten! Er sah in endloser Reihenfolge die Waggons rollen, vollgepfropft mit Oesterreichs Soldaten, die auszogen, ihr Vaterland zu verteidigen. Die Not der Heimat hatte sie geeinigt und ein Volk von Brüdern aus ihnen gemacht. Sie waren nicht mehr Polen, Steirer, Kärntner, Tschechen oder Tiroler, jetzt waren sie alle — Oesterreicher. Ein jeder wußte, um was es ging. Ein jeder kämpfte um sein eigenes Stückchen Erde, um die Ruhe seines Hauses, für den Frieden seiner Heimat. Und wer noch schwachmütig und trägen Herzens war, wurde von den andern mitgerissen.

Heinersdorff lächelte melancholisch. „Ich werde es nicht erleben," dachte er. „Oesterreichs Erhebung ist ein Traum, der späteren Geschlechtern erfüllt werden wird."

Der Diener trat ein und meldete den Major Töschtük Bey.

„Ich lasse bitten."

Töschtük Bey war ganz in schwarz, ein Gelehrter mit goldener Brille. Er kam sacht herein wie die Abenddämmerung. Fast scheu fragte er:

„Störe ich Sie?"

Heinersdorff sprang auf und reichte ihm die Hand.

„Gar nicht, lieber Bey. Ich bin soeben mit meiner Arbeit fertig geworden. Ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind. Ich freue mich wirklich."

Er bestellte beim Diener Tee und eine Wasserpfeife und ging zum Schreibtisch, um seine Papiere zu verschließen. Dann setzte er sich zu seinem Freund.

Sie tranken Tee und rauchten.

Die Schatten des Abends fielen in das Zimmer.

„Soll ich Licht machen, Bey?"

„Es ist so schön, im Halbdunkel zu sitzen."

Dann schwieg er wieder und sah vor sich hin.

Heinersdorff kannte die Gewohnheit des Türken, halbe Stunden lang dazusitzen und fatalistisch zu schweigen. Es war wundervoll, mit ihm beisammen zu sein. Man wurde ruhig und stark in seiner Nähe.

Der Hauptmann blickte das unbewegliche Gesicht des Freundes an und dachte immer nur:

„Wie freue ich mich, daß Du hier bist." Er hatte ihn vom ersten Augenblick an liebgewonnen, obwohl der andere spröde und gleichmütig war und seine Gefühle nicht zur Schau trug.

Heinersdorff hatte den Türken in Fischamend kennen gelernt. Er hatte, bevor er in den Generalstab berufen wurde, den Fliegerkurs absolviert und die Pilotenprüfung mit Erfolg bestanden. Eines Tages war der Major Töschtük erschienen, der, seit einem Jahr nach Wien beurlaubt, die Genehmigung erhalten hatte, die Fluganstalten der österreichischen Armee zu studieren. Heinersdorff war ihm damals als Begleiter zugeteilt worden. Aus jener Zeit stammte ihre Freundschaft.

Heinersdorff erinnerte sich eines Frühlingsabends in Fischamend. Er hatte Töschtük zu einer ersten Fahrt mitgenommen. Nachdem sie gelandet waren, saßen sie vor dem Hangar und blickten in den Sonnenuntergang. Damals erzählte Töschtük zum ersten- und letztenmal von sich selbst. Der Rausch der Höhe hatte ihm vielleicht die Zunge gelöst. Er erzählte von dem Bluteid der jungtürkischen Offiziere auf dem Felde von Kossowo, vor der erhabenen Türbe des Sultans Murad Chudavendigjar, und von den wilden Kämpfen um die Oasen des glutverzehrten Tripolis. Dann sprach er mit seltsam düsterem Ernst über den russisch-japanischen Krieg und die strategischen Lehren der Schlacht am Yalu. Heinersdorff hatte ihm voll Spannung zugehört.

Der Hauptmann fragte jetzt plötzlich:

„Wissen Sie, woran ich denke, Bey?"

Der Türke lächelte.

„Ich weiß es nicht."

„Ich denke an jenen Abend in Fischamend, als Sie über die Schlacht am Yalu sprachen."

„Ach," sagte Töschtük und machte mit der Hand gleichsam eine Abwehrbewegung.

„Ich muß oft daran denken, was Sie über die russischen Soldaten gesagt haben."

„Was habe ich gesagt?" fragte der Türke zögernd.

„Die Russen sind tapfer, haben Sie gesagt, aber noch immer, wie in den Tagen von Plewna, dumm und stumpf gleich Tieren. Sie liegen da und schießen, aber sie wissen nicht, warum sie schießen. Sie haben keine Ahnung, um was es sich eigentlich handelt. Sie kämpfen, weil man es ihnen befohlen hat, und weil sie Angst vor ihren Vorgesetzten haben. Aber wenn einer den Mut hat, davonzulaufen, so laufen ihm alle anderen nach."

Nach einer Weile sagte der Türke:

„Der letzte Soldat muß wissen, wofür er kämpft, sonst wird er feig und selbstsüchtig und denkt an sein eigenes armseliges Leben. Die Osmanen, denen Mohammeds Banner voranflatterte, haben immer gewußt, wofür sie kämpfen. Deshalb können wir nicht für immer unterlegen sein, deshalb werden Siege unsere Schmach auslöschen."

Heinersdorff stand auf und machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Auch wir werden dereinst wissen, wofür wir kämpfen," meinte er, und es klang fast wie leise Eifersucht.

„Ich bin überzeugt davon," erwiderte Töschtük höflich.

Der Hauptmann setzte sich nieder und zündete eine frische Zigarette an.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Humor.

Der Landsturm. Die kleine Aenne strickt eifrig an etwas „Wolligem". Auf die Frage, was es werden soll, sagt sie: „Strümpfe!" — „Für wen denn?" — „Für die Soldaten, damit sie nicht frieren, wenn der Landsturm kommt!"

*

Das Schützenschnürl. Bei einem Gefecht auf dem lothringischen Kriegsschauplatz hatte sich eine bayerische Kompagnie durch besonders gutes Schießen ausgezeichnet. Kronprinz Rupprecht von Bayern ließ sich die braven Schützen kommen und verteilte eigenhändig die Auszeichnungen an die Soldaten. Als er einem Infanteristen das Kreuzchen anheften wollte, sagte dieser:

„Ach, entschuldigen's, Kenigliche Hoheit, aber dürft i net lieber ums Schützenschnürl bitten? Schauen's, i schiaß ja net so schlecht, aber das Schützenschnürl hab' i no net, und dees möcht' i zu gern. Gestern hab' i fufzehnmal g'schoss'n. Vierzehn Franzosen war's im Kopf. Nur oan hab' i g'fehlt, da hat mi der Bazi, der Huber g'stoß'n, und da is's dem Franzos'n in d' Schulter 'gangen. I moan, 's Schnürl hätt' i verdient."

Der Prinz hat über den biederen Krieger herzlich gelacht. Das „Schützenschnürl" wird ihm wohl für seine schönen Leistungen nicht entgangen sein.

*

Zwei russische Offiziere unterhalten sich: „Du hast da einen schönen warmen Schal, Bruderherz, wo hast Du ihn her?" — „Aus Geschäft in Allenstein." — „Was hat er gekostet?" — „Konnt' ich nicht fragen. War sich kein Verkäufer im Laden."

Zeichnung von Paul Simmel.



„Also, Willy, ick bin Preuße, Erwin ist Bayer, Justav ist Sachse und Du, Otto, bist Franzose!" — „Au, Backe, da werde ick mir aber erst 'n Pappdeckel unterlejen!"

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ba — bruck — burg — burg — den — den — dens — el — en — frau — hut — inns — lei — lieb — lo — na — nach — nei — ner — milch — or — re — rew — sass — ster — ul — wald — wie — wies

sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Kaiserwort ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Name einer vernichteten russischen Armee. 2. Politische Bewegung in England. 3. Schlachtenort in Ostpreußen. 4. Deutschen Badeort. 5. Berühmten Schlachtenort. 6. Gestalt der deutschen Sage. 7. Deutschen Wein. 8. Deutsche Provinz. 9. Teil einer marschierenden Truppe. 10. Gebirgszug in Oesterreich. 11. Stadt in Oesterreich.

Seliges Ende.

Das erste führt im Sturmeslauf
Das zweite mit in Feindesreihn,
Das ihm aus ihrem dichten Hauf'
Als Ganzes kann beschieden sein.

Ruhe und Sturm.

Im ersten war's: Ums zweite dicht gedrängt,
So lagen sie mit kampfesmüden Mienen.
Da scholl „Alarm!" Rasch an den Feind gesprengt'
Verlassen lag das Ganze hinter ihnen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die deutschen Ulanen vor Paris.

1. Dualismus. 2. Isolani. 3. Eger. 4. Doria. 5. Endoskop. 6. Unteroffizier. 7. Tschako. 8. Sikkativ. 9. Chinin. 10. Hainleite. 11. Essen. 12. Naphta. 13. Ural.

Tauschrätsel: Feldschlacht — Schlachtfeld.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 40

4. Oktober 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Ein Bundesbruder der Franzosen und Engländer.
Russischer Soldat (Mongole), der in Ostpreußen gefangen und durch Funde im Tornister barbarischer Schandtaten überführt wurde.



Der Untergang der drei englischen Kreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“, die von dem deutschen Unterseeboot „U 9“ zum Sinken gebracht wurden.
Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt.



Phot. Urbahns.

Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Führer des Unterseeboots „U 9“, der das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse erhielt.

Der große Erfolg des „U 9“

Der Hieb, den das deutsche Unterseeboot „U 9“ der englischen Flotte vor Hoek van Holland versetzte, hat in ganz Deutschland berechtigten Jubel erregt. Wenn auch der Verlust der ziemlich alten Schiffe für die Engländer nicht so groß ist — immerhin sind es 60 Millionen Mark —, so ist der moralische Eindruck desto größer. Die tapfere Besatzung von „U 9“ hat gezeigt, was deutsche Tatkraft, schneidiges Draufgehen, verbunden mit einem bißchen Glück, leisten können. Mit einem Schlage ist der Führer des kleinen Bootes, Kapitänleutnant Otto Weddigen, berühmt geworden. Das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse erhielt er vom Kaiser für seine Tat und trägt es nun neben der Rettungsmedaille, die er schon vor Jahren erwarb. Erst 32 Jahre ist der neueste populäre Mann. Gerade vier Wochen vorher heiratete er, rasch, in einer Dienstpause, als sein Boot wegen einer geringfügigen Ausbesserung im Hafen lag. Am Tage nach der Hochzeit war das Boot wieder dienstbereit und fuhr hinaus in die See — ran an den Feind!



Hinter den kämpfenden Heeren: Bagage-Wagen eines Jäger-Bataillons.

Unsere Heerführer

Die Veröffentlichung von Bildern der deutschen Heerführer war bisher von der militärischen Zensur verboten. Sie ist nunmehr gestattet worden, und wir bringen heute die Porträts von einigen unserer Feldherrn.



Generaloberst von Bülow.
Hofphot. Kühlewindt.



Generaloberst von Kluck.
Hofphot. Bieber.



Generaloberst von Hindenburg,
der siegreiche Führer unserer Ostarmee.
Hofphot. Bieber.



Generaloberst
Kronprinz Rupprecht v. Bayern.
Hofphot. Grainer.



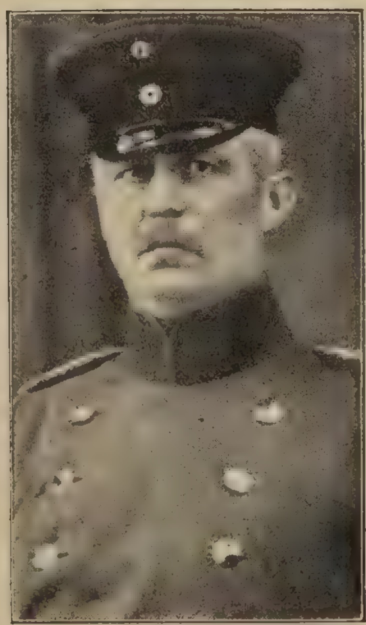
Der Kronprinz.
Hofphot. Bieber.



Generaloberst
Herzog Albrecht v. Württemberg.
Phot. Brandseph.



Generaloberst von Hausen.
Phot. Fritz Leyde.



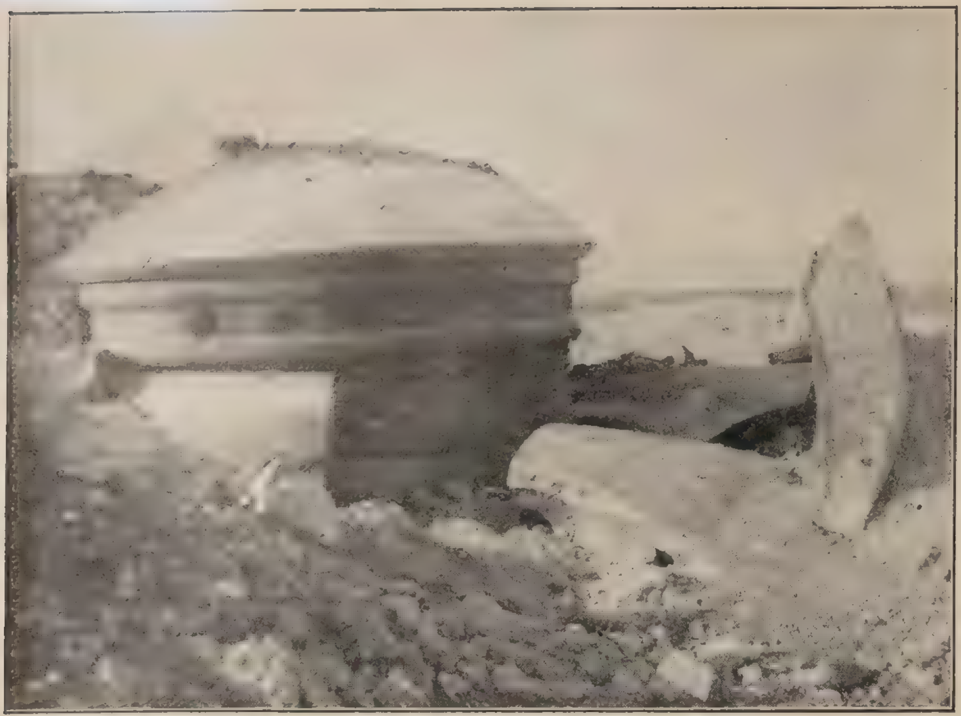
Generalmajor von Ludendorff,
Generalstabchef Hindenburgs.
Hofphot. Renne.



Generaloberst von Heeringen.
Phot. N. Perscheid.



General von Einem.
Phot. N. Perscheid.





Zerschossene Panzerforts in der eroberten französischen Festung Manonviller.



Auf Posten in Feindesland:
Soldaten mit umgehängten Zelttüchern zum Schutz gegen den Regen.







Wie die Engländer die Tatsachen verdrehen.

Die englische Zeitschrift „Graphic“ veröffentlicht diese Bilder der von Belgiern und Franzosen zerstörten Brücken mit der Unterschrift: „Diese Brücken wurden indirekt von den Deutschen zerstört, denn die Belgier und Franzosen sprengten sie zur Behinderung der Eindringlinge.“

ENGLISCHE „WAHRHEIT“

Bildliche Berichterstattung der englischen Zeitschriften.

Im Streit der politischen Meinungen und Weltanschauungen ist die Uebertreibung von jeher ein beliebtes und auch erlaubtes Kampfmittel gewesen. Nur ist diese Waffe bisher den Witzblättern vorbehalten geblieben, die durch Uebertreibung und Entstellung vermeintlicher Schwächen den Gegner bloßzustellen versuchen. Jetzt aber haben die bisher ernsten Londoner Zeitschriften die Rolle der Witzblätter übernommen und bemühen sich, durch Bilder und entstellte Berichte ihrem Haß gegen Deutschland Befriedigung zu verschaffen. Da diese Zeitschriften auch im neutralen Ausland Verbreitung finden, ist es wichtig, die englischen Entstellungen anzunageln. Es ist erstaunlich, daß bei den berichteten Heldentaten der Engländer überhaupt noch ein einziges deutsches



Eine Verleumdung der deutschen Soldaten!

Zeichnung aus der Zeitschrift „Graphic“, die eine von einem französischen Offizier angeblich beobachtete Szene darstellt.

Armeekorps besteht, denn bei so dummen Soldaten und unfähigen Führern, wie wir nach den Schilderungen der Zeitschriften „Graphic“, „Illustrated London News“ usw. haben, müßten wir längst bis zur Vernichtung geschlagen sein. Alle diese Blätter zeigen fast Seite für Seite Bilder, auf denen Brigaden von Deutschen dicht gedrängt in feindliches Geschützfeuer stürmen, englische Reiter mit dem Säbel in der Hand deutsche Infanterieregimenter einfach niedermähen oder in Fischteiche treiben. Diese Ueberschätzung des eigenen Heeres wäre noch nicht das Schlimmste. Viel bösartiger sind die Bilder, durch die den Lesern die Roheit, Hinterlist und Grausamkeit der Deutschen vorgeführt werden sollen. Die Engländer können gar nicht genug Bilder ver-



Eine der kindlichen Schlachtdarstellungen, die die Zeitschrift „Illustrated London News“ ihren Lesern vorsetzt.

Die dummen Deutschen rücken in geschlossener Formation gegen Hunderte in Reih und Glied aufgestellte, durch vorgebundene Zweige versteckte, französische Kanonen an und werden natürlich aufgerieben.

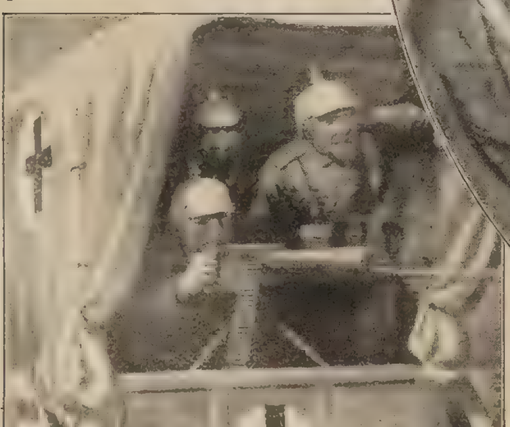


Englische „Wahrheit":
Zeichnung aus der Zeitschrift „Graphic", die die Frantireurs von Löwen als die armen unschuldigen Opfer der verrohten Deutschen darstellt.

öffentlichen, auf denen die deutschen „Hunnen" friedliche belgische Dörfer überfallen, arme harmlose und waffenlose Dorfbewohner erschießen, Kinder und Frauen mit Gewehren vor sich hertreiben. Die Nachrichten der englischen Zeitungen sind ihren Bildern ebenbürtig. Noch in den letzten Nummern der „Times" finden sich folgende Berichte: „Infolge der furchtbaren Verluste der Deutschen hat der deutsche Generalstab die Veröffentlichung von Verlustlisten und das Schreiben von Feldpostbriefen verboten. — Es beginnt in Berlin der Nahrungsmangel fühlbar zu werden. Schutzleute verteilen in den Straßen Brot. — Um acht Uhr abends muß in allen Häusern das Licht ausgelöscht werden." — Dann kommt wieder eine lächerliche Anrempelung unserer Soldaten, der man die Erfindung sofort anmerkt: In Chalons und Epernay hätten sich die Offiziere wie die Wilden auf die Juwelenläden gestürzt. Die Sektkeller sind gestürmt worden, und als ein deutsches Infanterieregiment sich vor den Feinden zurückziehen mußte, wurde der Oberst vollständig betrunken im Keller gefunden. Daß in Berlin die größte Angst vor den Russen herrscht, muß für jeden Engländer nach den



Aufnahme deutscher Offiziere beim Essen, die die Zeitschrift „Graphic" mit der Unterschrift veröffentlicht: „Unbändige Heiterkeit deutscher Offiziere inmitten der Zerstörung Lowens."



Der Gipfel der Lügen.
Eine Zeichnung, die einen deutschen Roten-Kreuz-Wagen mit einem Maschinengewehr ausgerüstet zeigt.



Ein französisches Hetzbild!
„So führen sie Krieg!"
Zeichnung aus „l'Illustration."



Wie eine Schlacht wirklich aussieht: Das erste authentische Bild des Kampfes vor Reims.
Unser Zeichner Ernst M. Heims begleitete die Truppen bis in die Feuerlinie.
Charakteristisch ist die oft erwähnte Leere des Schlachtfeldes. Man sieht nur hie und da dünne Schützenlinien und die zahlreichen Wölkchen der platzenden Schrapnells.



Der deutsche Reichstagsabgeordnete **Fürst Ferdinand Radziwill**, der Führer der Polenpartei, der in Rußland verhaftet wurde. Phot. N. Perscheid.



Leutnant Otto von der Linde, der für die Eroberung eines der Forts vor Namur den Orden pour le mérite erhielt. Hofphot. Höffert.

Zeitungsnachrichten, die man ihm vorsetzt, feststehen. Reisende, die von Berlin kamen, haben dem „Daily Mirror" berichtet, daß in Berlin täglich Volksaufläufe stattfinden, die aber streng unterdrückt werden. Eines Morgens seien alle Mauern in Berlin mit Plakaten beklebt gewesen, auf denen die Worte standen: „Wir wollen Frieden!" Die Berliner seien tief gedrückt, da sie nichts Neues erfahren und überzeugt sind, daß die Regierung ihnen die Wahrheit vorenthält. Eine für uns sehr lustige Nachricht hat sich der „Expreß" melden lassen: Die Berliner fürchten, daß die Russen Löwen rächen und in Berlin ebenso hausen wollen, wie die Deutschen dort gehaust haben, und fliehen nach den neutralen Ländern. Ein neuer Beitrag in englischen Zeitungen sind Briefe von kleinen Kindern, die die Zeitungen veröffentlichen, um damit zu beweisen, wie schon in den Herzen der Kleinsten die Abneigung gegen diesen „aufgezwungenen" Krieg sitzt. Bedauerlich ist es, daß diese englischen Nachrichten auch die Quelle für die amerikanischen Zeitungen sind, die dieselben erlogenen oder übertriebenen Berichte in amerikanischer Art zurechtgemacht ihren Lesern vorsetzen. Aus den angstvollen Briefen von amerikanischen Deutschen erfuhr man, daß man drüben bereits mangels anderer Nachrichten von der vollständigen Niederlage der Deutschen und dem ungehinderten Einzug der Russen überzeugt war. Es ist zu hoffen, daß die deutschen Bestrebungen, wahre Berichte ins Ausland zu bringen, bald Erfolg haben und daß alle Ausländer, die die Wahrheit hören wollen, erfahren, wie das deutsche Heer zu kämpfen und zu siegen weiß.



Die Besatzung eines Zeppelins, die das Eiserne Kreuz erhielt.

BILDER AUS DEM LEBEN UNSERER TRUPPEN IM FELDE



Aus dem Leben unserer Truppen im Felde: Verschönerung.



Verschönerung.



Ankunft von Zeitungen: Die neuesten Nachrichten von den andern Kriegsschauplätzen.

Unter all den unvermeidlichen Mängeln und Entbehrungen, denen unsere Truppen im Felde ausgesetzt sind, wird das Fehlen von Nachrichten aus der Heimat und von dem Fortschreiten der kriegerischen Operationen unserer Armeen besonders schwer empfunden. Aus den meisten Feldpostbriefen geht immer wieder hervor, daß die Soldaten auch von den Schlachten, an denen sie selbst teilgenommen hatten, kein klares, übersichtliches Bild gewinnen, ja, oftmals sind ihnen nicht einmal die Namen der Orte bekannt, wo die einzelnen Gefechte stattfanden. Deshalb sollte jeder, der Angehörige im Heere hat, diesen so oft als möglich Zeitungen nachsenden. Auch die „Berliner Illustrirte Zeitung“ wird, als Feldpostbrief an irgendeinen Bekannten im Felde abgeschickt, dort im Biwak von Hand zu Hand gehen und den braven Kämpfern viel Freude machen. Man kann den Soldaten nicht genug Zeitungen einsenden, denn auch wenn die Zeitungen gelesen sind, erfüllen sie als ausgezeichneter Kälteschutz einen hervorragenden Zweck. Papier ist bekanntlich ein äußerst schlechter Wärmeleiter; ein einziges Blättchen Papier in die Stiefel gelegt, hält die Füße warm. Beim stärksten Wind wird die Brust warm gehalten, wenn man mehrere Zeitungslagen unter dem Waffenrock zwischen Hemd und Hosenträger schiebt und beim Schlafen im Freien auf einem Arm ist es vorteilhaft, diesen Arm mit Zeitungspapier zu umwickeln, da dadurch das Eindringen der Erdfeuchtigkeit und Erkältungen vermieden werden. Aber auch bei rheumatischen Schmerzen ist Zeitungspapier ein überraschend wirkendes Heilmittel, wenn man die schmerzenden Stellen mit Papier umhüllt. Es ist angebracht, daß man Bekannte im Felde auf diese Eigenschaften des Papiers ausdrücklich aufmerksam macht.



Vorbereitungen zum Laden der „Gulaschkanone“ (Feldküche).

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Deutsche Artillerie auf dem Wege nach Paris.

Nach einem Gemälde von A von Werner. Aus dem Besitz des Geheimrats Arnhold.

Der Krieg im Dunkel

Roman von

Ludwig Wolff

2. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Heinersdorff und sein türkischer Gast schwiegen wieder eine Weile. Im Zimmer war es beinahe dunkel geworden.

Töschtük begann zu reden.

„Sie waren gestern in der Oper?"

„Ja. Waren Sie auch da? Ich sah Sie nicht."

„Ich war nicht in der Oper."

„Woher wissen Sie es dann, Bey?"

„Ein Bekannter sah Sie."

Heinersdorff hielt das Thema für abgeschlossen.

Der Bey fuhr sehr behutsam fort:

„Sie waren, verzeihen Sie, in Gesellschaft einer Dame."

„Das stimmt," antwortete der Hauptmann ein wenig verwundert.

„Kennen Sie die Dame näher, Herr Baron?"

Heinersdorff fühlte, daß er errötete. Es ist gut, daß ich nicht Licht gemacht habe, dachte er.

„Nein, ich kenne sie nicht," entgegnete er und glaubte, die Wahrheit zu sprechen.

„Wissen Sie, wie sie heißt?"

„Nein."

Er atmete auf. Jetzt sprach er die Wahrheit.

„Ich kann Ihnen sagen, wie die Dame heißt."

Seine Stimme klang ganz gleichmütig.

„Sie heißt Sofia Nikolajewna Golubjew."

Das Herz des Hauptmanns hörte zu schlagen auf. Eine Erstarrung legte sich über seinen Körper. Jetzt begriff er alles. Der andere brauchte ihm nichts mehr zu erzählen.

„Sie ist die tüchtigste Spionin, die Rußland hat.'

Heinersdorff wollte rufen: Genug! Genug! Aber die Stimme versagte ihm den Dienst.

Leidenschaftslos und unerbittlich sprach der Bey weiter:

„Sie arbeitete bis vor Ausbruch des letzten Krieges in Sofia und Adrianopel. Wir haben sie zu spät erkannt. Sie hat uns großen Schaden zugefügt. Ein Hauptmann des Regiments Erterogrul, er war ein Freund von mir, verlor um ihretwillen sein Leben."

Die Worte fielen wie Keulenschläge auf Heinersdorff. Er schämte sich seiner Dummheit und seines unverzeihlichen Leichtsinns.

Welch einer Gefahr hatte ihn Töschtük entrissen!

Der Türke sagte sanft und freundlich:

„Sie waren nicht vorsichtig genug, Herr Baron."

Heinersdorff fand seine Sprache wieder:

„Es war ein Zufall, Töschtük Bey."

„Wer die Golubjew kennt, glaubt nicht an Zufälle."

„Ich kaufte mir ein Billett für die Oper, und als ich in die Loge trat, saß diese Dame da."

Töschtük fragte ein wenig erstaunt:

„Kennen denn die Herren vom Generalstab nicht die Spione des Feindes?"

„Nur zum Teil. Von den gefährlichsten haben wir keine Ahnung, wie Sie sehen."

Der Bey versank wieder in Schweigen.

Nach einer Weile stand er auf.

„Ich muß jetzt gehen, Herr Baron."

Heinersdorff machte Licht. Die Helle blendete ihn. Er sah ganz verstört aus. Man konnte von seinem Gesicht die Beschämung ablesen.

Der Gast ging schweigend hinaus.

Im Vorzimmer ergriff Heinersdorff die Hand des Freundes, so als wollte er sie nie mehr loslassen, und sagte leise:

„Ich danke Ihnen, Bey."

IV.

Der alte Diener des Generals antwortete schmunzelnd:

„Das gnädige Fräulein ist im Garten, Herr Hauptmann."

Heinersdorff ging langsam und vorsichtig über den gelbgekiesten Weg, um sein Kommen nicht zu verraten. Aus den Augen strahlte ihm das Glück.

Jetzt erblickte er seine Braut. Sie saß auf der Bank unter dem großen Birnbaum und hielt ein Buch in der Hand, in dem sie nicht las. Sie saß da, als ob sie lauschte. Es war ganz still. Nur eine Amsel sang.

Plötzlich wurde Hedwig Buschgart unruhig. Sie fühlte die Nähe des Bräutigams und stand auf und schaute mit suchenden Augen um sich. Nun sah sie ihn. Eine feine Röte stieg vom Hals auf und breitete sich über das ganze Gesicht. Sie warf das Buch weg und ging langsam auf Heinersdorff zu. Mit einem Mal kam sie ins Laufen und flog ihm an den Hals. Sie küßte ihn und sagte mit zitternder Stimme:

„Ach ich freue mich so sehr, daß ich wieder bei Dir bin, Georg."

„Und ich erst," flüsterte er.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Bank unter dem Birnbaum.

„Ich sehnte mich so nach Dir. Ich dachte, diese drei Wochen nähmen überhaupt kein Ende. Ich hatte solche Sorge um Dich."

„Warum denn, Kind?" fragte er zärtlich.

„Ich träumte so schlecht von Dir."

„Aber, aber!"

Er streichelte ihre Hand.

„Hattest Du gutes Wetter in Lovrana?"

„Ja, das schon, aber es war sehr langweilig. Du kennst Tante Klara nicht. Sie ist immer grantig und unfreundlich. Sie verträgt sich mit keinem Menschen. Ich mag auch das Meer nicht sehr. Es macht mich traurig."

Er sah sie an.

„Du hast Dich aber sehr erholt, Liebste. Ganz braun bist Du."

„Ich bin so glücklich, daß ich wieder hier bin."

„Wann bist Du zurückgekommen?"

„Gestern abend. Und denk Dir, heute früh sah ich schon den Kaiser, aber er schaute recht bedrückt aus. Er muß Kummer haben."

„Er hat wohl Kummer," antwortete Heinersdorff nachdenklich.

Sie schwiegen eine Weile. Die Amsel jauchzte immerzu.

„Ist Papa mit Dir heimgekommen?"

„Nein, er schickte mich voraus. Er hat noch Arbeit. Er mußte zum Chef."

Sie sprang auf und fragte besorgt:

„Hast Du schon zu Mittag gegessen, Georg?"

„Aber natürlich. Bleib ruhig sitzen."

„Und Kaffee?"

„Später, es hat ja Zeit."

Er zog sie sanft auf die Bank.

„Erzähl' mir doch was von Lovrana!"

„Ach da gibt es nichts zu erzählen, Georg. Ein Tag verging wie der andere. Manchmal segelte ich, aber zumeist saß ich auf dem Balkon, blickte aufs Meer hinaus und sehnte mich nach Dir."

Er lauschte andächtig ihrer warmen, gütigen Stimme und hielt ganz still, um sie nicht zu unterbrechen. Wenn sie stockte, bat er:

„Erzähle noch."

Sie lächelte dann ein wenig und berichtete weiter von ihren ereignislosen Tagen an der Adria.

Er sah sie glückselig an und studierte jeden Zug ihres lieben Gesichts. Er betrachtete ihren schmalen, stolzen Mund, ihre Augen, die so unnahbar und so zärtlich blicken konnten, die matten, blonden Haare, die ihre reine Stirn frei ließen, und es schien ihm, als wäre es ein wundervoller Traum, daß er neben diesem feinen Mädchen sitzen durfte. Sonntagsfrieden und Sonntagsstille zogen in sein Herz und beschwichtigten alle Unruhe.

Er sagte schüchtern und leise:

„Ich hab' Dich sehr, sehr lieb."

Sie strich mit sanfter Hand über seine Stirn und flüsterte:

„Du liebster Mensch."

Dann meinte sie bekümmert:

„Es ist so schrecklich lang bis zum Herbst."

Er hielt ihre Hand fest in der seinen und sagte:

„Wie schön wäre es, wenn wir jetzt im Frühjahr heiraten könnten, aber Dein Vater wird davon nichts hören wollen. Er liebt Dich zu sehr. Er ist geradezu eifersüchtig auf mich."

„Ja, ja, ich weiß es, er fürchtet sich vor der Einsamkeit."

„Er wird doch nicht einsam sein, wenn wir verheiratet sind."

„Das habe ich ihm auch schon gesagt, aber er mag es nicht einsehen."

„Ich begreife es ganz gut. Wenn Du meine Tochter wärest, ließe ich Dich überhaupt nicht weg."

„Da ginge ich eben fort, ohne zu fragen."

„Das könntest Du gar nicht."

Sie dachte nach und sagte:

„Ich könnte es wirklich nicht."

Dann fuhr sie eifrig fort:

„Aber ich will es doch bei Papa versuchen. Wenn er einmal in recht guter Stimmung ist, dann werde ich zu ihm gehen und sagen, daß wir schon im Frühling heiraten wollen."

Er antwortete versonnen:

„Es wäre so schön, daß ich gar nicht daran denken mag."

Sie sah ihn glücklich an und küßte ihn auf den Mund.

Die Sonne ging unter, und es wurde plötzlich feucht und herbstlich im Garten.

Er sagte besorgt:

„Wir wollen ins Haus. Es ist kühl."

Nach einer Weile kam General Buschgart und rief lächelnd seiner Tochter zu:

„Na, ich bin doch spät genug gekommen, nicht?"

Sie umarmte den Vater und fragte verständnislos:

„Wie meinst Du das, Papa?"

„Ach, verstell' Dich doch nicht!"

„Ich begreife Dich wirklich nicht, Papa."

Sie machte ein ganz ernstes Gesicht.

Der General lachte stärker und zwinkerte seinem zukünftigen Schwiegersohn zu:

„Zerbrich Dir nicht den Kopf darüber, Hedwig! Es war nur ein schlechter Scherz."

„Ich will aber wissen, Papa, was Du gemeint hast."

Der General sagte zu dem Hauptmann:

„Und so ein dummes Mädel wollen Sie heiraten, Heinersdorff?"

Jetzt lächelte auch Hedwig.

„Aber sieh zu, Kind, daß wir bald etwas zu essen kriegen, ich bin furchtbar hungrig."

„Gleich, Papa."

Sie lief zur Tür hinaus.

General Buschgart setzte sich nieder und sagte:

„Das Mädel hat sich famos erholt, was?"

„Ja, ganz außerordentlich," antwortete der Hauptmann und sah der Tür nach, durch die seine Braut verschwunden war.

Der General seufzte einigemal auf und blickte elegisch vor sich hin.

Heinersdorff fragte, um ihn von seinen Gedanken abzulenken:

„Gibt es etwas Neues, Exzellenz?"

„Bei uns gibt es nie etwas Neues, mein Lieber, das sollten Sie doch schon wissen. Wir mobilisieren jedes Frühjahr und dann, wenn alle Welt glaubt: Jetzt geht's los! dann kriechen wir zu Kreuz. Das ist unsere glorreiche Politik des Fortwurstelns. Nur immer schön langsam! Es wird schon gehen! Jeder weiß, daß die Auseinandersetzung mit Rußland eine Lebensfrage für unser Vaterland ist, aber niemand will die Verantwortung tragen. Ein jeder schiebt sie dem nächsten zu, der an die Reihe kommt."

„Und was geschieht mit der Festung, Exzellenz?"

„Sie wird umgebaut. Selbstverständlich! Wir haben ja so viel Geld," erwiderte der General zähneknirschend.

Das Nachtmahl wurde aufgetragen.

Während des Essens sagte Buschgart zu seiner Tochter: „Zu Haus ist es doch am schönsten, was, Hedwig?"

„O ja, Papa," antwortete Hedwig glückstrahlend und blickte Heinersdorff zärtlich an. „Ich freue mich, daß ich wieder hier bin."

Nachdem der General seine Zigarre in Brand gesetzt hatte, bat er:

„Heute müßt ihr zur Feier des Tages wieder einmal ein bißchen Musik machen, Kinder. Wollt ihr?"

„Gern, Papa," sagte Hedwig und stand auf.

„Aber wenn ich bitten dürfte, spielt nicht zu schweres Zeug, Kinder. Was Leichtes und Fröhliches."

Heinersdorff lief zum Klavier und rief lachend:

„Ich weiß schon, was der Papa will."

Er spielte einige Takte, recht forsch und reißerisch, und Hedwig begriff sofort, was er vor hatte. Sie stellte sich zum Klavier hin, in der Haltung einer Volkssängerin, und sagte im reinsten Dialekt:

„Ein Wiener Lied!"

Der General rief schmunzelnd:

„Macht doch keinen Unsinn!"

Aber Hedwig ließ sich nicht abhalten. Sie stützte den linken Arm auf ihre Hüfte, blitzte mit den Augen, als ob sie einen ganzen Saal voll von Leuten für sich gewinnen wollte, und begann das alte Lieblingscouplet ihres Vaters zu singen, halb sentimental, halb lebensdurstig, bald traurig-gefühlvoll, bald überströmend-lustig.

Der General summte leise den Kehrreim mit, aber nach jeder Strophe rief er:

„Hört doch mit dem Unsinn auf! Wir sind ja nicht beim Heurigen."

Dann lachten alle.

Hedwig sagte übermütig:

„Du hast doch was Leichtes und Fröhliches hören wollen, Papa."

„So habe ich es nicht gemeint, das weißt Du ganz gut, Du Spitzbub."

„Also was denn, Papa?"

Heinersdorff kam dem General zu Hilfe:

„Mozart vielleicht?"

Buschgart nickte ihm freudig zu:

„Ja, Mozart."

Hedwig holte ihre Violine und stimmte sie.

„Ich habe jetzt so lange nicht gespielt," klagte sie.

Heinersdorff tröstete sie:

„Es wird schon gehen."

Hedwig Buschgart nahm die Geige unter das Kinn, und ihr Gesicht, das vorhin so ausgelassen und übermütig war, wurde sanft und still.

Und sie spielten Mozart, so innig und hingegeben, so anmutig-heiter und lebensfreudig, wie

man Mozart nur in diesen alten, gelben Hietzinger Häuschen mit den grünen Fensterladen spielen kann, wenn man jung und verliebt und im Frühling ist.

V.

Als Heinersdorff an einem der folgenden Tage aus dem Amt nach Haus kam, meldete ihm der Diener, daß eine Dame auf ihn warte.

Er wußte sofort, wer der Besuch war.

„Wo ist die Dame?"

„Sie sitzt im Salon, Herr Hauptmann."

Der Salon war sein Arbeitszimmer.

„Sie sind der größte Hornochs, den Gott in seinem Zorn erschaffen hat. Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß während meiner Abwesenheit niemand in mein Zimmer geführt werden soll!"

Der Diener stand Habt acht und hielt ruhig den zornigen Blick seines Herrn aus.

„Habe ich Ihnen das nicht x-mal gesagt?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Warum haben Sie es dennoch getan?"

„Ich bitte gehorsamst, Herr Hauptmann, die Dame hat gesagt, es wäre eine wichtige Familienangelegenheit."

Heinersdorff konnte nur mit Mühe seiner Erregung Herr werden, die sich in ungerechten, harten Worten über den Diener entlud.

„Wie lange ist die Dame hier?"

„Seit einer halben Stunde, Herr Hauptmann."

Er machte ein paar Schritte durch das Vorzimmer, um sich zu sammeln. Er mußte ganz ruhig und kalt sein, er mußte die Nerven völlig in seiner Gewalt haben, ehe er das Zimmer betrat, in dem Sofia Nikolajewna Golubjew auf ihn wartete. Er hatte keinen Plan für diese Unterredung, vor die er jählings gestellt wurde. Er ging unvorbereitet in den Kampf.

„Ich bin jetzt für niemand zu sprechen," sagte er dem Diener. „Haben Sie verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Wenn telephoniert wird, sagen Sie, ich sei nicht zu Haus."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Heinersdorff öffnete mit einem raschen Entschluß die Tür und trat in das Speisezimmer, das durch eine dicke Portiere vom Salon getrennt war.

Madame Golubjew saß in einer Ecke, ganz zusammengekauert in einem Lederfauteuil. Als der Hauptmann in der Tür erschien, stand sie auf und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Oh!" sagte er und spielte den Erstaunten, „welch eine Ueberraschung!"

Er machte Licht.

Sie ging zögernd auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er, rasch entschlossen, nicht abwies. Dann zeigte er auf den Sessel, von dem sie sich erhoben hatte, und sagte freundlich:

„Bitte."

Sie ließ seine Hand los und setzte sich gehorsam. Sie war sehr blaß, noch blasser als an jenem Abend, und um ihre Augen lagen blaue Schatten. Ihr Gesicht erschien ihm heute weniger nackt als damals. Es war, als breitete sich ein dünner Schleier darüber. Nur die Lippen schrien brennendrot aus dem weißen Antlitz und zerrten Erinnerungen hervor, die sein Herz mit Scham erfüllten.

Er nahm ihr gegenüber Platz und blickte sie fragend an.

Sie sagte demütig und schüchtern:

„Verzeih', daß ich hierher gekommen bin. Ich hatte solche Sehnsucht nach Dir."

Welch eine Komödiantin, dachte er bewundernd. Eine Frau, die wirklich liebte, konnte nicht inniger sprechen.

Er fragte, immer noch freundlich:

„Wieso erfuhren Sie meine Adresse?"

Sie zuckte zusammen, als er „Sie" zu ihr sagte. Sie sah ihn flehentlich an und flüsterte:

„Bist Du mir böse?"

Sie verbesserte sich:

„Sind Sie mir böse?"

In den langen Wimpern ihrer Augen hingen Tränen.

„Nein, durchaus nicht. Ich interessierte mich nur dafür, wie Sie meine Adresse erfuhren."

„Das war doch ganz einfach. Du — Sie nannten mir ja Ihren Namen. Ich sah im Telephonbuch nach."

„Ach so. Ja. Natürlich."

Sie faltete ihre Hände und starrte vor sich hin. Wie sie dasaß, in einem einfachen englischen Kostüm, schmucklos, eine bescheidene Toque auf dem Kopf, hätte man sie für eine harmlose, verliebte Bürgersfrau halten können.

Er blickte sie, ein wenig ratlos an, unschlüssig, wie er den entscheidenden Schlag gegen sie führen sollte.

Sie sagte wiederum, noch leiser und inniger als zuvor:

„Ich hatte solche Sehnsucht nach Dir."

Sie glitt von ihrem Fauteuil, sank vor Heinersdorff nieder und bettete ihren Kopf auf seinen Knien. Der ganze zarte Körper erzitterte unter ihrem Schluchzen.

Er wurde von diesem jähen Gefühlsausbruch so überrascht, daß er hilflos und verlegen stammelte:

„Aber — aber — bitte" — —

Das Weinen einer Frau vertrug er nicht.

„Bitte, beruhigen Sie sich doch. Bitte."

Sie schluchzte immer stärker.

In diesem Augenblick dachte der Hauptmann im Generalstab Georg Heinersdorff eine Sekunde lang an die Möglichkeit, daß Töschtük Bey sich geirrt hätte. Er hatte ja die Frau in der Loge nicht gesehen. Es konnte eine Verwechslung vorliegen.

Er bemühte sich, die Kniende aufzurichten.

„Sie müssen vernünftig sein."

Er hob ihren Kopf auf. Zwei schmerzerfüllte, tränenüberströmte Augen bettelten ihn an.

Er sagte verwirrt:

„Stehen Sie auf, bitte."

Sie erhob sich und setzte sich wieder in den Fauteuil. Dann zog sie ein kleines Tuch aus ihrem Täschchen und trocknete sich die Augen ab.

Und abermals dachte er: Welch eine Künstlerin! Er wäre rettungslos auf diese meisterhaft gespielte Szene hereingefallen, wenn Töschtük Bey ihn nicht gewarnt hätte.

Sie sagte, immer noch von tränenlosem Schluchzen erschüttert:

„Verzeih' mir, bitte. Es ist sonst nicht meine Art, zu weinen. Ich weine nie. Und gewiß nicht um eines Mannes willen."

Es war schwer, diesem stolzen Mund nicht zu glauben.

Er fragte spöttisch:

„Und um meinetwillen?"

Sie antwortete starren Blicks:

„Um meinetwillen. Ich weine über mein Unglück. Ich weine darüber, daß ich Dich liebe."

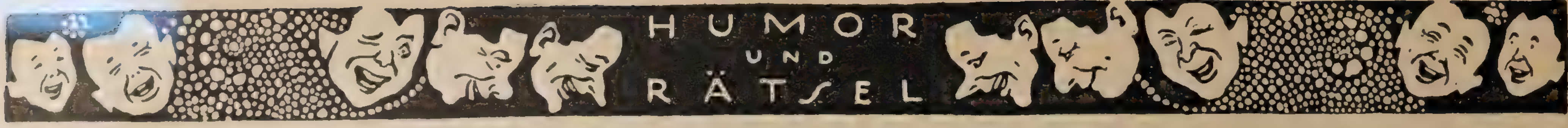
Sie brach in ein hysterisches Lachen aus, das seine Nerven erschütterte.

„Ich und Liebe! Ich und Liebe!"

Sie stand auf und lief wie ein gefangenes Raubtier durch das Zimmer. Dann blieb sie vor ihm stehen, der ruhig dasaß, packte ihn bei der Schulter und schrie:

„Verstehst Du das? Ich liebe Dich. Ich kann nichts dagegen machen. Es ist stärker als alles. Ich liebe Dich."

(Fortsetzung folgt.)



Kluck und die Engländer. General v. Kluck saß dieser Tage in seinem „Feldbureau" und arbeitete. Plötzlich wird die Tür aufgerissen, ein Ordonnanzoffizier stürmt herein und meldet: „Exzellenz, bei Ostende sind noch 12.000 Engländer gelandet!" „Lassen Sie mich mit den Engländern in Ruhe!" antwortet der General, „ich habe jetzt mit dem Krieg zu tun!"

*

Mit den ernst gemeinten Zeitungsnachrichten aus den englischen Blättern könnte man ein ganzes Witzblatt füllen. Z. B. bringt die Londoner Zeitung „Daily Mirror" den Brief eines Engländers, der auf uns sehr komisch wirkt. Der brave Mann schreibt:

„Für die Brutalität der deutschen Soldaten könnte ich eine Erklärung geben. Ich bin jahrelang in Deutschland gewesen und hatte dort viele Freunde. Einer von ihnen, ein besonders artiger, zartsinniger, ehrbarer Jüngling, der aus einer reichen, angesehenen Hamburger Familie stammte, hatte gerade sein Jahr bei einem Elite-Ulanenregiment gedient. Er erzählte mir, daß ihm als eine seiner militärischen Pflichten befohlen worden sei, täglich in das Schlachthaus zu gehen und der Tötung des Viehs zuzusehen, damit er sich selbst abhärte und gegen Blut und Leiden unempfindlich werde. Diese verrohende Methode wurde bei allen Soldaten angewendet. Die jungen Leute wurden ausdrücklich vor jeder menschlichen Regung in Kriegszeiten gewarnt!"

*

Scherzfrage. Warum sind alle Glaser aus Montenegro nach England ausgewandert? — Weil in Montenegro nie Kitt da (Nikita) ist, und in England ist der Kitt schöner (Kitchener)!

*

Gespräch auf der Straßenbahn: „Ich sage Ihnen, ich weiß es genau: Die 42 cm-Dinger sind noch gar nichts. Krupp baut jetzt 56 cm-Mörser. Die Firma hat garantiert, wenn Belfort nicht nach zwölf Schuß kaput ist, nimmt sie sie zurück!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Das englische Millionenheer.
Kitchener (zählend): „Gleich habe ich zehn Millionen!"

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — cux — dar — drä — e — ent — fe — griff — ham — ha — ka — le — lisch — lo — med — mo — muzd — ne — nies — no — not — ok — or — po — po — pö — re — recht — rel — ren — si — tau — tav — tur — ut — ven — wurz — zien.

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Männer nennen, die im jetzigen Weltkrieg an vorderster Stelle stehen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Religionsstifter. 2. Buchformat. 3. Mozartsche Opernfigur. 4. Preußischen General. 5. Deutsche Stadt in Rußland. 6. Epische Dichtungsart. 7. Stadt in Holland. 8. Pflanze. 9. Beförderungsmittel. 10. Deutschen Hafen. 11. Persische Gottheit. 12. Musikstück. 13. Beamten. 14. Gefechtsart.

Es braust ein Ruf. . . .

Wild durch die Erste die Zweite braust
Mit hohler, mit pfeifender Stimme —
Zur Zweiten geht's! Der Kolben saust:
So kämpft das Ganze im Grimme.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Nun wollen wir sie dreschen.

1. Narew. 2. Ulster. 3. Neidenburg. 4. Wiesbaden. 5. Ordensburg. 6. Lorelei. 7. Liebfrauenmilch. 8. Elsaß. 9. Nachhut. 10. Wienerwald. 11. Innsbruck.

Seliges Ende: Reitertod.

Ruhe und Sturm: Lagerfeuer.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 41

Berliner

11. Oktober 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Feldwache vor Antwerpen.

Aufnahme unseres Spezialphotographen.



Generalmajor von Ludendorff,
Generalstabschef Hindenburgs.
Hofphot. Bieber-Berlin.



Generaloberst von Hindenburg,
der siegreiche Führer unserer Ostarmee. Hofphot. Bieber.



Generaloberst von Kluck.
Hofphot. Kühlewindt.

Die Veröffentlichung der Bildnisse unserer Heerführer war bisher von der Militärzensur verboten. Dieses Verbot wurde aufgehoben, während unsere vorige Nummer im Druck war. Wir wiederholen deshalb die Bildnisse, die nur in einem Teil der Auflage enthalten waren, heute in der Gesamtauflage.



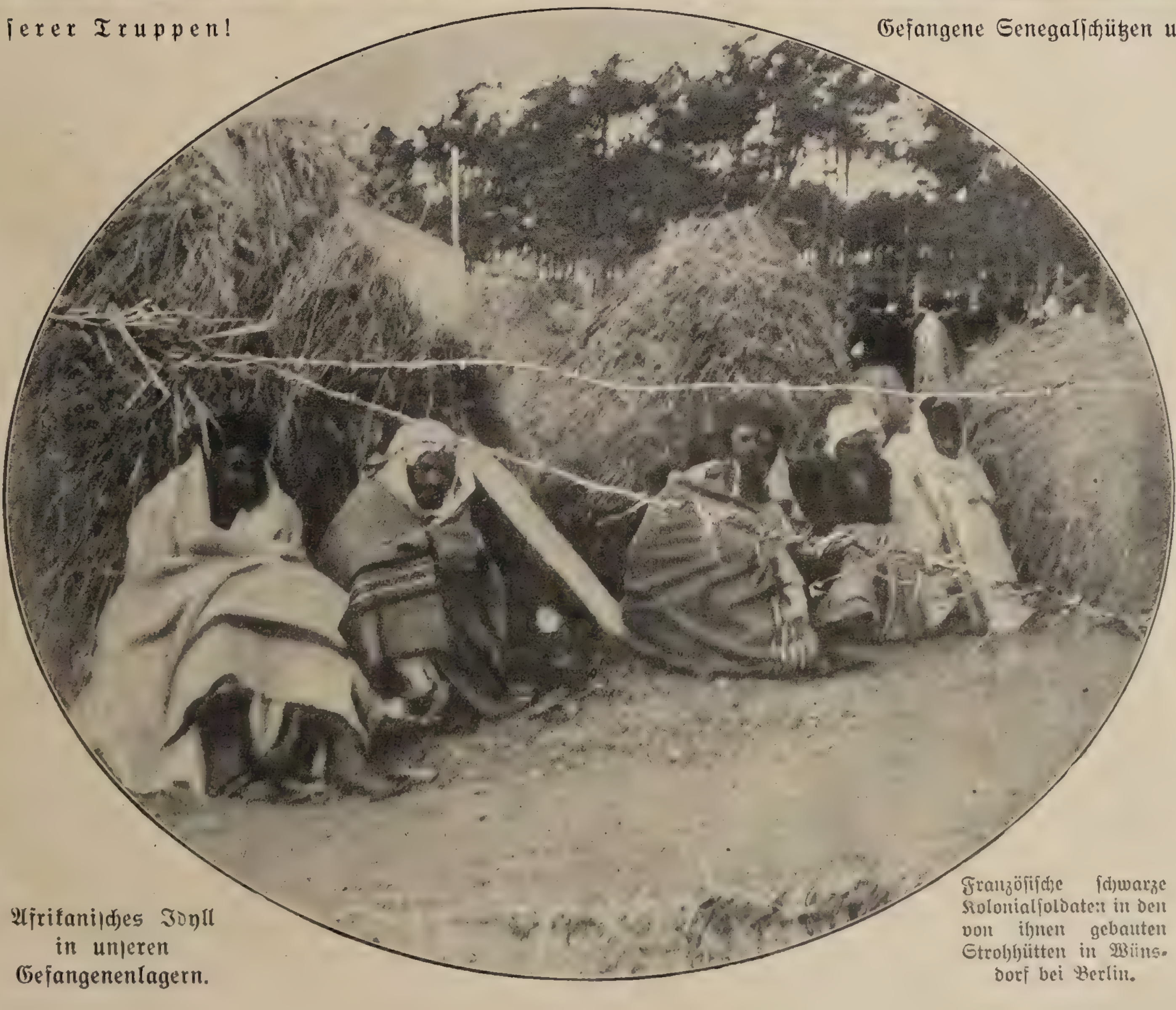
Generaloberst von Bülow mit seinen Adjudanten vor seinem Quartier.
Bülow. →

Auf dem Kriegsschauplatz für die B. J. Z. gezeichnet von Ernst M. Heims.



Die Gegner unserer Truppen! Gefangene Senegalschützen und Zuaven in Lippstadt.
Phot. W. Miesler.

In ganz Deutschland verteilt liegen in besonderen Lagern und in den Truppenübungs-Plätzen die Hunderttausende von Gefangenen, die sich unsern Truppen bisher ergeben mußten. Es ist eine Musterkarte von Rassen, Völkerschaften und Menschengattungen, die sich reichhaltiger nicht denken läßt. Bedauerlich ist nur, daß man den Herren Grey und Genossen, die so furchtbar viel von ihrer Rolle als Vorkämpfer der Kultur gegen die „Barbaren" zu reden hatten, nicht vorführen kann, was für Leute wir gefangen haben. Sie könnten einmal ihre „edlen" Bundesgenossen kennen lernen – aber sie würden sich sicher weigern, ihnen die Hand zu geben. Da sind Mongolen und Tschungusen bei den russischen Regimentern erwischt worden, die man nur mit Abscheu betrachtet. Da sind Scharen von Frankreichs schwarzen Truppen, Senegalesen, Turkos und wie die schwarzen Kerle alle heißen, ein Gesindel, das frierend und stumpfsinnig dasitzt, falls es nicht etwa innerlich den „dummen Feind" verlacht, der sie pflegt und sie gut behandelt, ein Kriegsbrauch, der den dunkeln Gesellen sicher ganz unverständlich erscheint.



Afrikanisches Idyll in unseren Gefangenenlagern.

Französische schwarze Kolonialsoldaten in den von ihnen gebauten Strohhütten in Wünsdorf bei Berlin.



Der Krieg der Maschinen: Französisches Panzer-Flugzeug mit Maschinengewehr.

Nicht ohne Berechtigung ist dieser Krieg ein „Kampf der Maschinen" genannt worden, denn komplizierte, in langen Stunden der Friedenszeit erdachte und erprobte Erzeugnisse der Technik werden jetzt gegeneinander und gegen Menschen in den Kampf geschickt. Da sind die beiden modernsten Waffen, Flugzeug und Unterseeboot, in Wirklichkeit Maschinen, zur größten Zweckmäßigkeit ausgebildete Motoren, die den Aeroplan durch die Luft reißen, weit über die feindlichen Stellungen hin, und die das „U"-Boot unter Wasser vorwärtstreiben, bis — wieder durch eine maschinelle Einrichtung — das Torpedo, selbst ein kleines Wunderwerk des Maschinenbaus, gegen den feindlichen Kreuzer abgeschossen wird. In großem Umfange ist das Auto in den Dienst des Krieges getreten. Vom Kraftwagen an, der den Generalstabsoffizier hinter der Front entlang fährt, bis zum riesigen Lastauto, das die Munition bis an die Truppen heranschleppt, hat der Benzinmotor seine Brauchbarkeit erwiesen. Die Oesterreicher haben ihn sogar als Geschützvorspann benutzt, und ihre 30,5 cm-Motorbatterien sind schnell berühmt geworden.



Ein Geschütz der österreichischen Motorbatterien, die sich im Festungskrieg vorzüglich bewährt haben.

Aus einer holländischen Zeitschrift.



Die deutschen Truppen in der besetzten russischen Stadt Suwalki: Spazierfahrt in einer russischen Droschke

SUWALKI UNTER DEUTSCHER VERWALTUNG

Bilder von der Reise unseres Photographen in das besetzte russische Gebiet.

Auf dem Wege nach Suwalki, dem Hauptort unserer neuesten russischen „Provinz" gleichen Namens bemerkt man an einem untrüglichen Zeichen, wo das Deutsche Reich aufhört und das Gebiet oder besser ehemalige Gebiet des Selbstherrschers aller Reußen anfängt. Dieses Zeichen ist die Landstraße. Kaum ist in der Richtung von Lyck her die Grenze überschritten, so hören die glatte, preußisch-saubere, gutgepflasterte Chaussee und die beiden freundlichen Reihen von Bäumen auf und an ihre Stelle tritt eine elende, ungepflegte und ungepflasterte Landstraße, die sich kahl, schmutzig, holperig und von Wasserpfützen unterbrochen durch die russische Landschaft zieht. Kein Baum säumt sie ein, kein rotes Ziegeldach winkt freundlich aus den Dörfern am Wege, schwarz und grau sind die armseligen Hütten der unordentlich gehaltenen Dorfansiedlungen, durch die man kommt. Auf jedem Kilometer Wegstrecke liegen ein paar zerbrochene Autos, leichte kleine Wagen von Berliner Kaufhäusern, die die Feldpost braucht, und große schwere Lastautos, die Proviant und Munition fahren sollten, alles liegt durcheinander mit gebrochenen Achsen, zersprungenen Federn, als Opfer der russischen Landstraße. Hier und da liegen tote Pferde und dazwischen rasselt die lange Kolonne, die der deutschen Besatzung von Suwalki Lebensmittel und Geschoßvorrat nachbringt. Die leichten deutschen Feldgeschütze, die noch auf den ostpreußischen Chausseen im Galopp fahren konnten, werden jetzt mühsam von zwölf Pferden Vorspann fortgeschleppt, und der Fahrer kann froh sein, wenn er nicht überhaupt steckenbleibt. Bald ist Suwalki, ein Ort von etwa 20—25,000 Einwohnern erreicht. Die Stadt macht im Verhältnis zu den anderen russischen Dörfern einen ganz netten und wohlhabenden Eindruck. Es gibt nur eine Straße, die leidlich sauber gehalten wird, d. h. erst jetzt, seit unter deutscher Herrschaft eine Art Straßenkehrerkompagnie eingerichtet wurde, zu der Einwohner von Suwalki verwendet werden. Die Nebenstraßen sind ebenso wie die offiziellen Gebäude der bisherigen russischen Herr-



Verkauf von Erfrischungen an unsere Truppen.



Die Kirche in Suwalki.



Bilder von der Reise unseres Photographen in das besetzte russische Gouvernement Suwalki:
Wasserträger in Suwalki



Typische Gestalt aus dem Volk in Suwalki.
Das Aussehen dieser Leute gibt ein Bild von der Verarmung unter russischer Herrschaft.

schaft in einem furchtbaren Zustand. Schmutz und Unreinlichkeit spotteten jeder Beschreibung. Die Räume, in denen jetzt unsere Truppen liegen, mußten erst gründlich gereinigt werden, ehe sie in Benutzung genommen werden konnten. Bei den Aufräumarbeiten fand man große Vorräte von russischen Konserven, die unseren Soldaten vorzüglich schmeckten, und Mengen von Hafer und anderem Proviant. Auch die in den russischen Regimentskammern vorgefundenen Militärmäntel leisten jetzt unseren Soldaten gute Dienste. Sie tragen sie unter dem deutschen Mantel als Schutz gegen die kalten Herbststürme. Für die Bevölkerung von Suwalki rollt sich das Leben wie in Friedenszeiten ab. Die Bewohner, die zu einem sehr großen Teil Juden sind und fast alle Deutsch sprechen können, begrüßten die einrückenden deutschen Truppen mit Jubel, denn durch Maueranschläge wurde ihnen Sicherheit ihres Eigentums und Bezahlung aller entnommenen Gegenstände zugesichert, und sie konnten sich sehr bald überzeugen, daß diese Zusicherungen von den deutschen Soldaten auch erfüllt wurden. Schon früh um 6 Uhr sind alle Geschäfte offen — fast jedes Geschäft ist dort ein Trödelladen, in dem es in altem und neuem Zustand alles gibt — auf der Straße stehen Männer und Frauen mit den landesüblichen Samowars, mit Geflügel in lebendigem, geschlachtetem und sogar gebratenem Zustande, denn die Provinz Suwalki ist das Gänseparadies, und viele tausend Gänse, die alljährlich nach Deutschland wanderten, kamen aus Suwalki. Auch jetzt steht Geflügel häufig auf der Speisekarte der deutschen Mannschaften und der Offiziere. Durch die Straßen gehen die Feuerwehrleute von Suwalki, die einen sonderbar aussehenden Metallhelm tragen und eine Art provisorischer Schutzmannschaft bilden. In der Hauptstraße, die auch die Verkehrsader der Stadt ist, herrscht reges Leben. Der Train rasselt mit seinen



Russische Feuerwehrleute, die jetzt den Polizeidienst in Suwalki versehen.



Ankunft der ersten deutschen Feldpost in Suwalki.



Bürgermeister Max von Brüssel, der erst im Amt belassen worden war, jetzt aber wegen seiner Umtriebe verhaftet wurde.

Wagen vorbei, dann kommt eine Munitionskolonne, dann wieder deutsche Infanterie, der eine Abteilung Feldartillerie im Galopp folgt. Abends übernehmen die deutschen Soldaten den Wachtdienst, Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett machen im Abstand von einigen hundert Metern die Runde und sorgen für Ordnung. Hinter Suwalki liegen riesige Tannenwälder, in denen sich noch kleine versprengte Trupps von Russen, besonders Kosaken, aufhalten sollen. Es ist schwer, ihnen beizukommen, da sie sich in den weitausgedehnten Waldungen verstecken und nur hier und da, um sich Lebensmittel zu beschaffen, in einem Dorf auftauchen und ebenso schnell wieder verschwinden. Das Leben in Suwalki ist für unsere Truppen ein ziemlich anstrengender, aber eintöniger Dienst, der nur ab und zu durch einen Patrouillengang oder Streifzug nach Osten, weit ins russische Land hinein, unterbrochen wird. Doch droht vielleicht bald ein neuer Feind.



Eine kleine österreichische Heldin: Die 12jährige Rosa Zenoch, die den Soldaten Wasser in die Feuerlinie brachte und so schwer verwundet wurde, daß ihr ein Bein amputiert werden mußte. Aufgenommen im Lazarett in Wien. Phot. Harkany.



General Russky, Führer der russischen Hauptmacht in Galizien.

Eine kleine Heldin.

Während der Kämpfe bei Rawaruska hatte ein kleines österreichisches Mädchen, die zwölfjährige Rosa Zenoch, den Soldaten in der Schützenlinie Wasser zur Labung zugetragen und ist dabei von einem Schrapnell so schwer verletzt worden, daß man ihm auf dem Transport in ein Lazarett nach Wien im Eisenbahnzug das linke Bein abnehmen mußte, um einer Blutvergiftung vorzubeugen. Kaiser Franz Joseph hat dem kleinen Mädchen, das sich auf dem Weg der Heilung befindet, als Anerkennung seiner Tapferkeit ein goldenes Halsband mit einem Anhänger, der in Brillanten die Initialen des Kaisers Franz Joseph trägt, und ein Geldgeschenk von 1000 Kronen überreichen lassen. Ueberdies wird dem Kinde auf Kosten des Kaisers ein künstliches Bein angeschafft werden. Eine Wiener Persönlichkeit hat sich bereit erklärt, für Rosa Zenoch, die Tochter armer galizischer Bauersleute, bis zu ihrer Erwerbsfähigkeit zu sorgen.



Deutsche leichte Feldartillerie im Kampf vor Mecheln.

BILDER VOM TAGE



Rückkehr von der Liebesgaben-Verteilung.



Neueste Aufnahme des Prinzen Oskar von Preußen und seiner Gemahlin, Gräfin von Ruppin, geb. Gräfin Bassewitz.

Hofphot. T. H. Voigt.



Der Kompagnie-Sachverständige beim Geflügel-Einkauf.

Als vor wenigen Tagen das endgültige Resultat der Zeichnung auf unsere Kriegsanleihe bekanntgegeben wurde, konnte man mit Genugtuung feststellen, wie sehr sich die Daheimgebliebenen ihrer Pflicht bewußt waren, dem Vaterland ihrerseits durch einen glänzenden Sieg in finanzieller Hinsicht zu dienen. 4.460.728.900 Mark sind dem Deutschen Reiche von seinen Bürgern zur Kriegsführung gestellt worden. Wie ein Kassenbeamter der Deutschen Bank in Berlin, Herr Klocke, ausrechnete, würde die Summe, in 1000-Mark-Scheinen aufeinandergelegt, eine 400 Meter hohe Säule ergeben! Aneinandergelegt ergäbe sie einen Streifen von 830 km Länge. Dieser Zeichnungserfolg, der selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen hat, zeigte der Welt, daß unsere finanzielle Kraft auf der Höhe unserer militärischen Stärke steht und daß wir es auch im Kampfe mit den goldenen Kugeln mit sämtlichen Feinden einschließlich des reichen Englands aufnehmen können. Daß der Erfolg eine so außerordentliche Höhe erreicht hat, verdanken wir mit in erster Linie der ausgezeichneten Organisation dieser finanziellen Schlacht durch unser Reichsbankpräsidium. Schon kurz nachdem die Zeichnung auf die Kriegs-Anleihe eröffnet worden war, erfüllte es den Beobachter mit Befriedigung, wie die kleinen Sparer, Arbeiter und Dienstboten, Kaufleute und Handwerker, sowie die Reichen in der Industrie und Bankwelt einmütig eilten, um dem Vaterland ihr Vertrauen durch Hergabe von Mitteln für die Anleihezeichnung zu bekunden. Das Reich hat auf den ersten Anhieb etwa das Dreifache des Betrages erhalten, den es zurzeit für die Kriegsführung flüssig machen mußte. 4½ Milliarden sind der größte Betrag, der je in Deutschland und in der ganzen Welt auf eine Anleihe gezeichnet wurde. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es bei der jetzigen Zeichnung auf die Kriegsanleihe keine sogenannten „Konzertzeichner" gab, d. h. keine Leute, die mehr zeichneten, als sie haben wollten, in der Erwartung, daß ihnen nicht der volle Betrag zugeteilt werden würde. Die Anleihesumme ist diesmal nach oben nicht begrenzt worden, und die gezeichneten Beträge werden in vollem Umfange den Zeichnern zugeteilt.



Revision einer Kriegskasse.

Phot. R. U.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel

Roman von
Ludwig Wolff

3. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Heinersdorff stand auf und sagte kühl und leidenschaftslos: „Sie müssen mich wohl für einen vollkommenen Idioten halten, Madame Golubjew.“

Sie trat einen Schritt zurück und starrte ihn geistesabwesend an.

Er nahm gelassen eine Zigarette aus der Kassette, die auf dem Tisch stand, und zündete sie an.

„Ich muß sagen, daß es eigentlich meine Eitelkeit verletzt, von Ihnen für einen solchen Schwachkopf gehalten zu werden, Madame.“

Sie hob beschwörend ihre Hände und flüsterte mit heiserer Stimme:

„Ich liebe Dich.“

Er lachte kurz auf:

„Ich denke, wir könnten jetzt mit diesen Scherzen aufhören. Sie haben die Partie verloren, Madame Golubjew. Daran läßt sich leider nichts ändern. Aber möchten Sie jetzt nicht wenigstens eine neue Walze einlegen?“

Sie ließ ruhig seinen Hohn über sich ergehen und blickte demütig zu ihm auf.

„Ich liebe Dich, Heinersdorff,“ stammelten ihre glühenden Lippen.

Er machte eine unwillige Bewegung und sagte:

„Wollen Sie nicht eine Zigarette rauchen, Madame? Sie können es ohne Sorge wagen, es ist weder Opium noch Haschisch darin.“

Ein Krampf verzerrte ihr weißes Gesicht.

„Spionin!“

„Ich liebe Dich, Georg,“ keuchte sie, „verhöhne meine Liebe nicht!“

„Wissen Sie, was mich sehr interessieren würde, Madame Golubjew? Nehmen Sie doch Platz, bitte. Ich möchte schrecklich gern wissen, was für Pläne Sie mit mir hatten. Wodurch wollten Sie mich eigentlich für Ihre Sache gewinnen? Durch Geld? Sie haben sich doch hoffentlich darüber informiert, daß ich reich und unabhängig bin? Geld konnte mich absolut nicht verlocken, das mußten Sie wissen. Also was denn? Liebe und Leidenschaft? Das scheint mir auch unwahrscheinlich zu sein, denn in diesem Fall wären Sie bestimmt zurückhaltender gewesen.“

Sie hatte sich niedergesetzt und starrte auf den Boden.

„Seien Sie nett, Madame Golubjew, und verraten Sie mir Ihren Feldzugsplan. Sie können sich jetzt dadurch nicht mehr schädigen. Nach der Schlacht gibt es keine Geheimnisse.“

Sie antwortete hilflos:

„Ich liebe Sie.“

Er stand auf und wiederholte verächtlich:

„Spionin!“

In ruhigerem Tone entgegnete sie: „Gewiß, ich bin Spionin, gewiß, oder vielmehr ich war Spionin, aber ich habe für mein Vaterland gearbeitet. Mein Vaterland ist mir so teuer wie Ihnen das Ihre. Deswegen dürfen Sie mich nicht verachten. Um meinem Vaterland zu nützen, habe ich oft mein Leben aufs Spiel gesetzt.“

„Für Geld!“

„Ja, für Geld, weil ich arm bin. Wenn ich Geld hätte, ließe ich mir meine Arbeit nicht bezahlen. Glauben Sie wirklich, Heinersdorff, daß ich nur spioniere, um Geld zu verdienen?“

Ihr Gesicht straffte sich und wurde stolz.

„Glauben Sie nicht, daß ich mir auf leichtere und bequemere Art Geld verdienen könnte, wenn ich es nur darauf abgesehen hätte? Bin ich nicht jung und begehrenswert? Könnte ich nicht das Leben einer großen Dame führen, wenn ich nur einen Finger ausstrecken wollte?“

Sein Zorn erlosch allmählich. Er sah sie plötzlich von einer neuen Seite.

Sie fuhr fort, mit erhobener Stimme:

„Und ich tue es nicht. Ich riskiere lieber täglich mein Leben und meine Freiheit. Wenn Sie Ihre Heimat lieben, wie ich die meine, so müssen Sie Respekt vor mir haben, Heinersdorff.“

Er sagte still und nachdenklich:

„Ich verachte Sie nicht, Madame Golubjew. Verzeihen Sie mir, wenn ich unhöflich gewesen bin.“

In einer jähen Aufwallung ging er auf sie zu und reichte ihr die Hand:

„Ich grüße meinen ritterlichen Gegner.“

Sie ließ langsam seine Hand los und fragte gramvoll:

„Gegner?“

Er trat zurück und erwartete, daß sie nun gehen würde.

„Verstehen Sie denn nicht, Heinersdorff, daß ich Sie liebe?“

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich denke, Sie könnten das Spiel aufgeben.“

Sie näherte sich ihm mit kleinen, schwankenden Schritten und stammelte:

„Alles will ich aufgeben, um Deinetwillen. Laß' mich nur in Deiner Nähe leben. Laß' mich Deine Geliebte, Deine Sklavin sein!“

Sein Gesicht blieb steinern und unbeweglich. Was ist das für ein seltsames Geschöpf, dachte er staunend.

Da begann sie auf einmal zu schreien:

„Sieh mich doch nur an! Sieh meine Augen, sieh mein Herz! Fühlst Du denn nicht, daß ich Dich liebe?“

Er sagte schroff und entschieden:

„Bitte ersparen Sie mir diese hysterischen Szenen, Madame Golubjew.“

Sie verstummte sofort. Eine brennende Röte breitete sich über ihre Wangen, wie der Striemen eines Peitschenschlages.

Der Hauptmann zündete sich eine Zigarette an und zog seine Uhr aus der Tasche.

Sie war zum Fenster getreten und hatte ihre glühende Stirn an das Glas gepreßt.

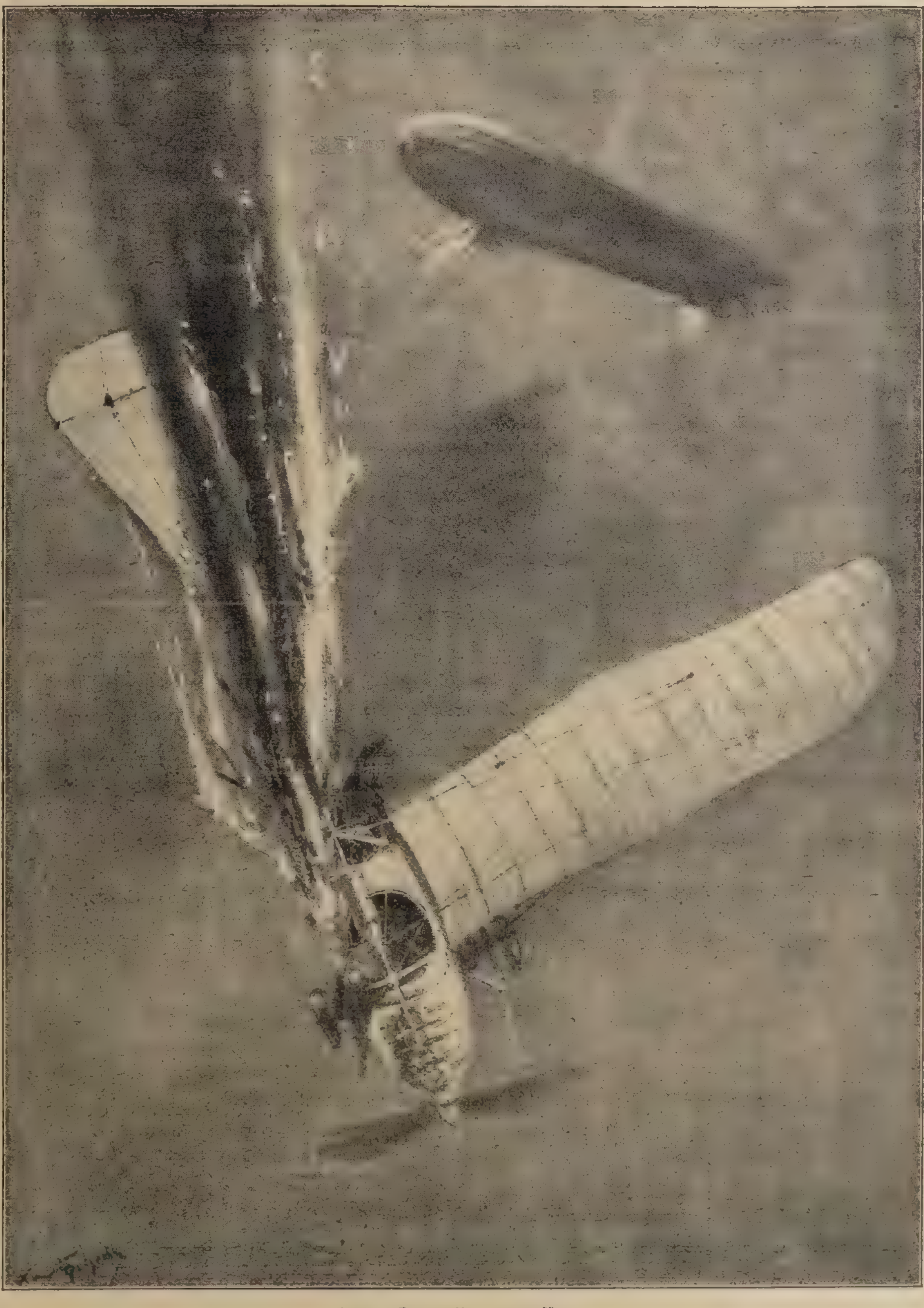
Jetzt hatte er genug. Er wollte Ruhe.

Brutal erklärte er:

„Es ist Zeit, daß Sie nach Haus gehen, Madame Golubjew.“

Nun wurde das ganze weiße Gesicht flammenrot.

Sie verließ das Fenster und sagte drohend:



Vom Zeppelin getroffen.
Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt.

„Es ist nicht gut, Herr Hauptmann, mich zur Feindin zu haben.“

Heinersdorff rief, wie von einer Last erleichtert: „Bravo, bravo, Madame Golubjew! Endlich lassen Sie die Maske fallen! Endlich sprechen Sie offen und ehrlich mit mir!“

„Reizen Sie mich nicht zum Aeußersten.“

„So gefallen Sie mir, Madame. Die Rolle der schmachtenden Verliebten liegt Ihnen nicht, glauben Sie mir.“

„Ich warne Sie, Heinersdorff!“

Er freute sich seines Sieges und jauchzte: „Kampf will ich, Madame Golubjew! Einen offenen, ehrlichen Kampf!“

„Sie sollen ihn haben, Hauptmann Heinersdorff.“

Sie griff blitzschnell in die Tasche ihrer Jacke und zog einen Browning hervor. Heinersdorff duckte sich und stürzte sich auf sie. Sie wankte unter der Wucht seines Ansprunges und sank in einen Fauteuil. Er hielt ihre Hand mit eisernem Griff umklammert und versuchte, ihr die Waffe zu entwinden. Es schien ihm, als müßte er jeden einzelnen dieser zarten, dünnen Finger zerbrechen, ehe sie den Revolver freigaben. Er warf ihn auf den Tisch und sagte lachend:

„Sie enttäuschen mich, Madame Golubjew. Sie kommen mit einem Browning statt mit einer Brennschere zum galanten Stelldichein? Wie soll ich da den richtigen Glauben an Ihre große Liebe finden?“

Er nahm die Waffe und entlud sie.

„Ich kann auch gar nicht verstehen, daß Sie so unvorsichtig sind. Denken Sie nur, was für peinliche Folgen es für Sie gehabt hätte, wenn Sie mich unglücklicherweise getötet hätten. Wo bleibt das teure Vaterland? Sie haben kein Recht, Ihr kostbares Leben wegen so kleinlicher Rachebedürfnisse aufs Spiel zu setzen.“

Sie starrte ihn haßerfüllt an. Ihr Gesicht war fahl.

Er sagte liebenswürdig:

„Und jetzt, Madame, gehen Sie schön ruhig nach Haus. Das Vaterland wartet.“

Sie ging.

Als sie bei der Tür war, rief er höflich:

„Vergessen Sie Ihren Browning nicht!“

VI.

Der alte Milan Vidakovich war vor Jahren ein wohlhabender Schweinehändler in einem ungarischen Dorf hart an der serbischen Grenze gewesen. Er besaß ein stattliches Haus und schöne Weingärten und große Kukuruzfelder. In seinem Keller lagen viele Fässer feurigen Weines, und wenn er über Land fuhr, zogen zwei wilde, braune Jucker seinen leichten Wagen. Die Bauern auf den Feldern hörten zu arbeiten auf, sobald sie ihn auf den staubweißen, sonneglühenden Straßen daherrasen sahen, und grüßten demütig den Gospodar Vidakovich.

Er hatte zwei Töchter und einen Sohn, der seine Mutter das Leben kostete, als er spät und nicht mehr erhofft das Licht der Welt erblickte. Der Vater freute sich so unmenschlich über seinen Sohn, daß er den Tod seiner Frau gar nicht zu betrauern vermochte. Die Töchter waren damals schon heiratsfähig. Sie waren die schönsten Mädels in der ganzen Bacska. Groß, stark, voll, mit braunen Wangen, die rosa überhaucht waren, und mit dunklen Augen, die wie feurige Kohlen funkelten. Er verheiratete sie an die Söhne zweier serbischer Geschäftsfreunde, die gleich ihm Schweinehändler waren. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten acht Tage. Acht Tage lang wurde gegessen und getrunken und gespielt und getanzt, Tag und Nacht. Hundert Meilen im Umkreis war während dieser Zeit kein Mensch nüchtern. Noch heute erzählt man in der Gegend mit Staunen und Ehrfurcht von der Hochzeit der Milena und Rufina Vidakovich.

Das Geschäft des alten Milan blühte. Es war ein einfaches Geschäft. Jeden Montag stand er an der Grenze, neben seinem guten lieben Freund, dem königlichen Tierarzt Székely Zsiga. Auf der andern Seite der Grenze standen die serbischen Bauern mit ihren Schweinen. Wenn alle versammelt waren, trieben sie die Schweine über die Grenze zu der großen Wage. Der wackere Székely Zsiga setzte einen blauen Zwicker auf seine rote Nase und betrachtete aufmerksam die Tiere, so aufmerksam, daß ihm oft die Augen zufielen. Ab und zu murmelte er befriedigt: „Alles in Ordnung.“ Vidakovich hielt bei der Wage Wacht und paßte auf, daß nicht irrtümlicherweise zu viel Gewicht aufgeschrieben wurde. Es wurde nie zu viel Gewicht aufgeschrieben. Wenn die armen, ängstlichen Bauern manchmal schüchterne und demütige Einwendungen gegen das Wageresultat zu erheben wagten, so brauchte der alte Milan nur ein wenig den Sack zu schütteln, in dem die goldgelben Dukaten klimperten. Der helle Ton des klingenden Goldes verfehlte niemals seine Wirkung und erstickte zuverlässig jeden Versuch einer Auflehnung.

Vidakovich bezahlte immer mit seinen alten Dukaten. Er bekam die Schweine um ein Drittel billiger, wenn er den Bauern eine Handvoll Goldstücke unter die Nase hielt. Sie waren auf Gold ganz versessen. Es hypnotisierte und lähmte ihren Willen. Sie empfanden nur Gold als Geld. Wenn man sie mit Papierscheinen bezahlte, waren sie mißtrauisch und argwöhnisch. Gar oft trieben sie ihre Schweine lieber einen Tag lang nach Haus in den Stall zurück, ehe sie Papiergeld nahmen. Oder sie forderten so hohe Preise, daß der Händler vom Kauf abstehen mußte. Aber Milan Vidakovich verstand seine Bauern. Er zahlte mit echten, vollen Randdukaten, wie der Kaiser. Nachdem die Schweine abgewogen worden waren, wurden sie in Waggons verladen und nach Wien befördert. Damit war die ganze Sache erledigt. Der alte Vidakovich verdiente fünfzig Prozent an jeder Sau, aber nicht zu knapp. Es war ein einfaches, aber gutes Geschäft.

Inzwischen wuchs der junge Ilija Vidakovich wie ein wildes Füllen heran. Als er zwölf Jahre alt war, konnte er kaum lesen und nur notdürftig schreiben. Dafür ritt er jedes Pferd, wie ein Pandurenoberst, und stellte den Mädchen nach. Er war der Stolz seines Vaters. Aber als der Junge das dreizehnte Jahr erreicht hatte, wurde der alte Milan ein wenig nachdenklich und sann manchmal abends, wenn er mit seiner Pfeife vor dem Haus saß, über die Zukunft seines Sohnes nach. Da er sich nicht klug und welterfahren genug erschien — er hatte ja sein Lebelang nur mit Schweinen zu tun gehabt — so rief er eines Abends seine gelehrten Freunde zu sich, um mit ihnen über Ilija zu beraten. Sie kamen alle: Der Vizenotär, der Bürgermeister, der Gemeindearzt, der Schulmeister, Székely Zsiga, der Tierarzt, Sawa Gruitsch, der in einem Grenzregiment Wachtmeister war, und noch mehrere andere. Sie kamen gern, denn beim alten Vidakovich gab es immer feines Essen und guten alten Wein.

Die große reichgedeckte Tafel stand mitten im Garten, denn man war im August, und die Nächte atmeten Hitze und Schwülnis. Sie setzten sich alle wohlgemut zu Tisch und begannen fröhlich zu schmausen und zu trinken. Der junge Ilija saß auch bei den Honoratioren und trank tapfer mit. Plötzlich waren Zigeuner da, niemand wußte, woher sie gekommen waren, aber jetzt standen sie da, als wären sie aus der Erde gewachsen, und begannen zu fiedeln. Und auf einmal waren braune, heiße Mädels da, mit wiegenden Hüften und zitternden Brüsten. Und schneller als du denken kannst, hatte dich so ein wildes Mädel vom Honoratiorentisch weggerissen und wirbelte dich im Tanz herum und zog dich in eine dunkle Ecke, um sich an Deiner Brust auszuruhen. Die Sterne flirrten und sprühten. Die Zigeuner fiedelten um ihr Leben.

Plötzlich riß der alte Vidakovich dem Primas die Geige aus der schmutzigen Hand und schrie: „Genug!“ Die Zigeuner verschwanden und die braunen Mädels, und auf einmal stand auch wieder ein richtiger Honoratiorentisch mitten im Garten. Alle hatten zu ihren Plätzen gefunden und saßen ehrbar und würdevoll da, wie es Honoratioren geziemt. Nur Ilija fehlte. Und das war gut so . . .

Der alte Milan ließ frischen Wein einschenken und begann dann:

„Meine lieben Freunde! Ich habe Euch heute nicht zu einem Mulatschag eingeladen, sondern zu einer ernsten Beratung.“ Die Honoratioren sahen ihn vorwurfsvoll an, als wollten sie erklären: Das muß einem doch gesagt werden!

„Ihr seid alle weise und gelehrte Männer,“ — der ganze Tisch trank ihm zu — „deswegen will ich Euren Rat hören.“

„Du sollst ihn hören, Bruder,“ riefen die Honoratioren einstimmig.

„Ich frage Euch, meine lieben Freunde: Was soll mein Sohn Ilija werden?“

Ein furchtbarer Lärm entstand. Alle wollten gleichzeitig reden. Es war wie im Parlament.

Der alte Milan ließ sie austoben, bis sie sich die Kehlen wund geschrien hatten, dann sagte er gemütlich:

„So könnt Ihr mir nicht raten, meine lieben Brüder. Einer nach dem andern.“

Sie wurden allmählich ruhig und begannen der Reihe nach zu reden.

Der Vizenotär erklärte, es wäre ganz selbstverständlich, daß der Sohn eines so reichen Mannes Jurist werden müßte. Die Juristerei wäre der nobelste Beruf. Als Jurist könnte man alles werden: Advokat, Obergespan, Abgeordneter, Minister und weiß der Himmel, was noch alles.

Vidakovich hörte beifällig zu und sah nur manchesmal ein wenig unsicher nach dem alten Schulmeister, der wie ein unschuldiges Lämmchen dasaß.

Székely Zsiga, der königliche Tierarzt, stand auf und hielt eine Oppositionsrede, die allzuoft von heftigem Rülpsen unterbrochen wurde.

„Glaub' ihm nicht, Milan bácsi, die Juristerei ist der letzte Dreck.“

Der Vizenotär war ein kleiner schwächlicher Mann und tat, als ob er plötzlich das Gehör verloren hatte.

„Wenn einer Ilija Vidakovich heißt, braucht er nicht Jus zu studieren. Wenn Du mir folgen willst, so laß' ihn Tierarzt werden. Du brauchst für Deine Schweine immer einen Tierarzt. Wenn man einen Tierarzt im Hause hat, kann einem gar nichts mehr geschehen.“

Der alte Milan war von den Ausführungen seines Freundes nicht sehr begeistert. Der Beruf eines Tierarztes schien ihm für seinen einzigen Sohn nicht vornehm genug zu sein. Er blickte den Schulmeister an und fragte:

„Was meinst Du, Schulmeister?“

Der Lehrer stand gehorsam auf und antwortete ängstlich:

„Ich glaube, mein geliebter Freund, Du sollst Deinen Sohn nicht studieren lassen. Er hat einen schwachen Kopf.“

Vidakovich durchbohrte ihn mit wütenden Blicken.

„Ich will damit sagen,“ verbesserte sich eiligst der schüchterne Schulmeister, „er hat keine Lust zum Lernen. Er kann nicht still sitzen. Er geht ungern in die Schule.“

Er stotterte so lange herum, bis sich der alte Milan seiner erbarmte und ihm zurief:

„Setz' Dich, Schulmeister!“

Es entstand ein peinliches Schweigen.

Da erhob sich Sawa Gruitsch, der Wachtmeister, zwirbelte seinen dicken Schnauzbart und erklärte:

„Ich will Dir was sagen, Bruder. Wenn Dein Ilija nichts lernen mag, laß ihn Soldat werden. Er ist stark, er ist schön, er kann reiten wie ein Husar, Geld hast Du auch, laß ihn Offizier werden.“

Dieser Vorschlag gefiel Vidakovich besser als jeder andere. Er küßte den Wachtmeister auf beide Wangen und rief zärtlich: „Sollst lange leben und gesund bleiben, Bruder Sawa!“

Dann krochen wieder die Zigeuner hervor und die wilden, braunen Mädels, und sie fiedelten und tanzten bis zum Morgen.

Der junge Ilija Vidakovich aber wurde in eine Kadettenanstalt geschickt.

Das Leben ging weiter. Jeden Montag, den Gott der Herr gab, stand der alte Vidakovich mit seinem Freund Székely an der Grenze, klimperte mit den Dukaten und kaufte für billiges Geld schwere, dicke serbische Schweine.

Aber dann kam ein unglückseliger, schwarzer Montag, den Milan Vidakovich nicht vergessen wird, solange er lebt. Die ganze Grenze war von Soldaten besetzt. Auf der einen Seite standen Vidakovich und der Tierarzt, auf der andern die serbischen Bauern mit ihren Schweinen, aber zwischen ihnen glitzerten die Spitzen der aufgepflanzten Bajonette.

Vidakovich fragte erstaunt den Wachtmeister Gruitsch, der am Flügel stand:

„Was heißt denn das, Bruderherz? Haben wir Krieg mit den Serben?“

Der Wachtmeister antwortete:

„Die Grenze ist gesperrt."

„Wozu?"

„Es dürfen keine Schweine mehr eingeführt werden."

„Dummer Kerl!" sagte Milan verächtlich.

„Frag' den Oberleutnant, wenn Du mir nicht glaubst."

Vidakovich fragte den Oberleutnant und bekam denselben Bescheid.

Da setzte er sich auf seinen Wagen, hieb wütend auf die Zucker ein und fuhr nach Semlin, zum Vizegespan.

Die serbischen Bauern aber standen bis in die sinkende Nacht mit ihren fetten Schweinen da und starrten verständnislos über die Grenze.

Der Vizegespan sagte bedauernd:

„Da kann man nichts machen, mein lieber Vidakovich. Serbische Schweine dürfen nicht mehr eingeführt werden."

„Wer kann das verbieten?" fragte Milan, unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

„Die Regierung."

„Was für eine Regierung?"

„Die Regierung in Pest und Wien."

„Warum verbietet es die Regierung?"

„Weil sie die einheimischen Schweine schützen will."

„Das verstehe ich nicht."

„Die serbischen Schweine sind zu billig."

Milan Vidakovich begriff kein Wort von alledem.

„Wie lange bleibt die Grenze gesperrt?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Vizegespan.

„Wer weiß es?"

„Ich weiß es nicht."

Da setzte sich Vidakovich auf die Bahn und fuhr nach Budapest, um die Regierung zu fragen, wie lange sie die Grenze gesperrt halten wollte. Die Regierung sagte, sie wüßte es nicht. Er fuhr nach Wien.

Er hatte die feste Absicht, den König persönlich zu fragen, wie lange er die serbischen Schweine nicht ins Land lassen wollte. Man verhinderte den König, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Milan Vidakovich reiste nach Haus zurück. Er schrie, er tobte, er fluchte. Es half ihm nichts. Die Grenze blieb gesperrt. Wenn er Montags nach Serbien hinübersah, waren weit und breit keine Bauern und keine Schweine zu erblicken.

Er fragte den Tierarzt:

„Verstehst Du das, Zsiga?"

„Verfluchte Hunde sind sie alle miteinander!" brüllte der Tierarzt, wenn niemand in der Nähe war.

Milan Vidakovich hatte sich niemals um Politik gekümmert. Er gab dem Popen, was ihm gebührte, und zahlte die Steuern, die man ihm auferlegte. Er hatte sich niemals um die Grenzen seines Vaterlandes Sorge gemacht und mit allen Leuten in bestem Frieden gelebt, mit den Serben, mit den Ungarn und mit den Deutschen, denen er die Schweine verkaufte. Aber jetzt erwachte ein dumpfer, ohnmächtiger Zorn in ihm. Er empfand die Grenzabsperrung als eine Maßregel, die gegen ihn persönlich gerichtet war, um ihn zu ruinieren und zu vernichten. Als man wie gewöhnlich die Steuern von ihm verlangte, verweigerte er die Zahlung.

„Wenn die Regierung mich zum Bettler macht, darf sie auch keine Steuern von mir fordern!" schrie er im Bewußtsein seines guten Rechts.

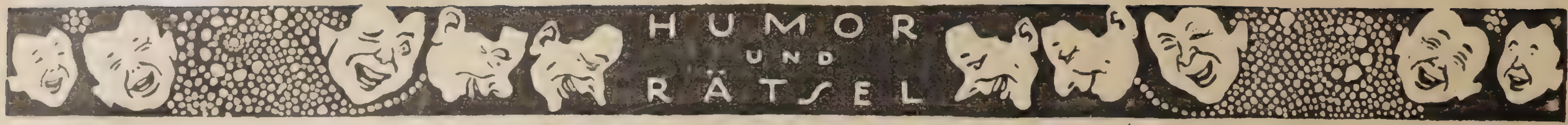
Da pfändeten sie seine Felder. Er mußte zahlen. Jetzt begann er sein Vaterland zu hassen, ingrimmig und verbissen und heimtückisch. Er legte die Hände in den Schoß und ließ seinen Zorn kochen, bis er gar wurde. Er hätte ja wie die Freunde irgendein anderes Geschäft beginnen können. Er hätte statt mit Schweinen mit Ochsen und Pferden handeln können. Er tat es nicht. Er trotzte mit dem Vaterland und wartete darauf, daß die Grenze wieder geöffnet würde. Die Wartezeit verkürzte er sich mit Trinken und Spielen. Er vertrank der Reihe nach seine Kukuruzfelder und seine Weingärten und seine Zucker, aber sein Herz wurde immer verzweifelter und rachsüchtiger. Auch seine serbischen Schwiegersöhne waren zugrunde gegangen.

Als der junge Ilija Oberleutnant geworden war, raffte sich der alte Vidakovich zu einem großen Entschluß auf. Er verkaufte den Rest seines Besitztums und zog mit dem wenigen Geld nach Wien zu seinem Sohn. Er wollte Rache nehmen an dem Vaterland, das sein Leben zerstört hatte. Er suchte und fand Spionageverbindungen. Es war für ihn ein berauschendes, wollüstiges Gefühl, daß er jetzt Vergeltung üben konnte.

Ilija Vidakovich war ein guter Junge, aber schwach und leichtsinnig und auf Genuß bedacht. Er fühlte sich auch nicht als Oesterreicher, trotz der strengen Jahre in der Kadettenschule. Er trug die Uniform eines österreichischen Offiziers, ohne sich darüber weiter Gedanken zu machen. Er war ein guter Soldat, der genau seinen Dienst verrichtete, aber sein Herz war bei Weibern und Karten. Er sträubte sich zuerst mit Händen und Füßen dagegen, als der alte Vidakovich vorsichtig und behutsam mit seinen Racheplänen herausrückte. Aber der Alte hatte ein unfehlbares Mittel, ihn kirre und gefügig zu machen: er gab ihm kein Geld. Bald wurde Ilija ein willenloses Werkzeug seines Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Bei Bestellungen u. Anfragen auf Grund der Ankündigungen in der „Berl. Jllustr. Zeitung" bitten wir stets auf diese Bezug zu nehmen





Poincaré: „Varus, Varus, gib mir meine Millionen wieder!"

*

Als im Jahre 1871 der Krieg beendet war und die deutschen Truppen wieder in ihre heimatlichen Garnisonen abgerückt waren, rief ein alter Feldwebel seine Leute auf dem Kasernenhof zusammen. Er ließ sie antreten und hielt folgende Ansprache: „Stillgestanden! Also Jungens, jetzt ist der Spaß aus, jetzt beginnt wieder der Ernst! Das Gewehr über, in Reihen rechts schwenkt marsch!"

*



(König Albert von Belgien sieht neidisch die Entschädigung an Luxemburg): „Ich hätte doch lieber das Geschäft machen sollen."

*

Zwei Berliner Landwehrleute liegen im Schützengraben. Als sich der eine etwas unvorsichtig aufrichtet, meint sein Nebenmann: „Mensch, nimm den Kopp weg! Wenn se Dir den wegschießen, biste zeitlebens ein Krüppel!"

*

Der Herr Wachtmeister sucht mit dem Glas die Gegend nach feindlichen Stellungen ab. Da macht ihn der Einjährig-Freiwillige darauf aufmerksam, daß bei dem Dorfe feindliche Schützengräben zu erkennen seien. Der Wachtmeister sieht schärfer hin und erklärt nach kurzem Besinnen: „Quatsch! Das sind Steinhaufen." Der Einjährige reitet fort und kommt nach zehn Minuten mit der Meldung zurück: „Es sind doch Schützengräben!" — „Quatsch! Steinhaufen!" ertönt es nun bereits etwas gereizt. Abermals verschwindet der Einjährige, um nach einer Viertelstunde in vollem Galopp zurückzukehren: „Melde gehorsamst, Herr Wachtmeister, die Steinhaufen schießen!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Französische Zeitungsnachricht.
„Da die Eier in Hamburg schon 15 Frs. die Mandel kosten, tragen die Hamburger Damen die ausgeblasenen Eier als Schmuck."

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ab — ber — bi — cho — dras — du — e — e — e — el — erz — fan — fer — gra — gly — haut — he — in — ke — kel — klit — krai — läu — le — le — lot — ma — ne — netz — ni — ni — nun — phie — ra — ra — ra — rat — rin — rist — sa — sau — schof — täts — te — te — to — to — u — ü — ze

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine Waffe ergeben, die im jetzigen Kriege zum ersten Male Verwendung findet und den Engländern viel Schiffzerbrechen macht.

Die Wörter bezeichnen: 1. Russisches Grenzland. 2. Bestandteil des Auges. 3. Aerztlichen Titel. 4. Nymphe der griechischen Mythologie. 5. Pflanze. 6. Katholischen Kirchenwürdenträger. 7. Griechischen Philosophen. 8. Muse. 9. Glücksspiel. 10. Von zwei Flüssen eingeschlossenes Land. 11. Längenmaß. 12. Siegesgöttin. 13. Von den Deutschen beschossene indische Stadt. 14. Einen Menschen verächtlicher Gesinnung. 15. Nachrichten-Beförderungsart. 16. Soldaten. 17. Fettstoff. 18. Biblischen Namen.

Drei Köpf

Du trägst mich, ob Du Weib bist oder Mann,
Es trägt der Krieger mich und jedermann.
Nimm mir den Kopf, bleibt etwas, das sehr schmerzt;
Nimmst Du ihn nochmals, halt es dann beherzt.

Gleichklang.

Ernst blicke ich in dieser ernsten Zeit.
Nur selten, daß ein Lächeln mich erhellt.
Nimm einen Buchstaben aus meinem Kleid:
Britanniens Stolz ist oft an mir zerschellt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Moltke und Conrad von Hötzendorf.

1. Mohammed. 2. Oktav. 3. Leporello. 4. Tauentzien. 5. Kalisch. 6. Epopö. 7. Utrecht. 8. Nieswurz. 9. Dräsine. 10. Cuxhaven. 11. Ormuzd. 12. Notturno. 13. Referendar. 14. Angriff.

Es braust ein Ruf . . .: Landsturm.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schöngut, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 42

18. Oktober 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

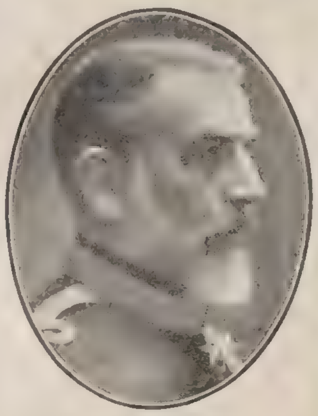
Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Aufnahme unseres Spezialphotographen auf dem belgischen Kriegsschauplatz.

Von der Belagerung Antwerpens.

Vorgeschobener Infanterieposten. Im Hintergrund rechts Explosion eines Geschosses aus den 42 cm-Mörsern.



König Karol von Rumänien †
Hofphot. Mandy.



Aus dem eroberten Antwerpen: Der Rathausplatz mit dem berühmten Brunnen. Phot. Nielen.



Der neue König von Rumänien.
Hofphot. Mandy.

Der Tod des Königs Karol bedeutet für Rumänien, das sich bisher unter dem Einfluß des Verstorbenen neutral verhielt, einen großen Verlust, da es seiner Autorität gelungen ist, das Land, das die Russen bekanntlich noch in den letzten Wochen mit aller Macht auf ihre Seite ziehen wollten, vor einer abenteuerlichen Parteinahme zu bewahren. König Karol, der als Sohn des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen im Jahre 1839 geboren wurde, ist durch Volksabstimmung im Jahre 1866 zum „regierenden Fürsten" von Rumänien gewählt worden. In der langen Zeit seiner Regierung hat er das Land zu einem der wirtschaftlich und politisch stärksten unter den Balkanstaaten gemacht. König Karols Gemahlin ist die unter dem Dichternamen „Carmen Sylva" bekannte Königin Elisabeth. Der neue König, der Neffe des Verstorbenen, ist 49 Jahre alt und mit Maria, Prinzessin von Sachsen-Coburg vermählt, die zu den berühmtesten Frauenschönheiten unter den Fürstinnen gehört.

*

Die Eroberung Antwerpens.

Der Fall von Antwerpen wird außer dem großen Kriegserfolg, den er darstellt, auch noch den Vorteil haben, daß alle Feinde, die Antwerpen, die stärkste Festung der Welt, für unbezwinglich oder doch widerstandsfähig auf Monate hinaus hielten, über die deutsche Belagerungs-Artillerie eine andere Meinung bekommen. Unsere großkalibrigen Geschütze — darunter die populären 42 cm — haben in 10 Tagen Fort um Fort niedergerungen und so bewiesen, daß ihnen keine Festung widersteht, wenn sie einmal mitreden. Führer der Belagerungsarmee war General von Beseler, einer unserer besten Artillerie- und Pionier-Fachleute. Schon 1870 nahm er als Pionier-Offizier an den Artilleriekämpfen vor Metz und Paris teil und erhielt das Eiserne Kreuz, weil er sich bei den Belagerungsarbeiten ausgezeichnet hatte. In der Friedenszeit waren ihm als Wirkungskreis vorzugsweise die technischen Truppenteile und Festungsinspektionen zugewiesen. Im Jahre 1909 wurde er infolge seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt, um jetzt, ähnlich wie Hindenburg, beim Kriegsausbruch wieder in das Heer einzutreten und seine Truppen zum Siege zu führen. Beselers Vater war der berühmte Jurist Professor Georg Beseler, ein Bruder des Generals ist der preußische Justizminister.



Hofphot. Sandau.
General von Beseler, der Eroberer von Antwerpen.



Schweres Belagerungsgeschütz vor Antwerpen.



Wirkung eines Geschosses aus einem deutschen Belagerungsgeschütz.



Vom Kriegsschauplatz in Frankreich: Zusammengeschossene französische Batterie.



Einschlagende Granate.



Französische Kavalleristen auf einer Patrouillenfahrt.



Der französische General Pau,
der mit der Bildung einer neuen Armee in Südfrankreich beauftragt ist. Pau verlor 1870 den rechten Arm.

Auf der Feindesseite

Die französischen und englischen Blätter sind ein Spiegelbild der Stimmungen und Empfindungen unserer Feinde. Einen Hauptplatz in den englischen Blättern nehmen immer noch die Angriffe auf den Kaiser und den Kronprinzen ein, die sich, wenn die englischen Leser diesen Darstellungen glauben, ganz schrecklich vor dem britischen Löwen fürchten. Daneben sind Wiedergaben aus deutschen Witzblättern, deren Zeichnungen aber ernst genommen wurden, so ist z. B. in einem englischen Blatt eine Karikatur: Die Kathedrale von Reims, auf deren Türmen französische Kanonen stehen. Die englische Zeitung erläutert das Bild, daß es technisch unmöglich wäre, Kanonen dort aufzustellen, und daß das deutsche Publikum durch solche Bilder getäuscht würde. Eine Londoner Zeitung druckt das Bild der Großherzogin von Luxemburg ab und sagt, man berichte, daß die Großherzogin von den Deutschen gefangen sei und in einem Schloß festgehalten werde. In allen französischen und englischen Blättern findet man Bilder der indischen Truppen, die nach langer Fahrt in Marseille gelandet sind. Es ist anzunehmen, daß diese beturbanten Herrschaften nun bald in die Front geschickt werden und demnach wohl auch sehr schnell in unserem Gefangenenlager zu sehen sein werden.



Großfürst Nikolai,
der Kriegshetzer und russische Oberbefehlshaber, der mit Rennenkampf in Ostpreußen war.



Ankunft indischer Hilfstruppen.



Ein Verbandplatz der österreichisch-ungarischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz in Galizien.

Auf dem Kriegsschauplatz in Galizien

In der großen Operationspause nach der zweiten Lemberger Schlacht mußte für die Konzentrierung der österreichisch-ungarischen Armeen in der San-Linie Platz geschaffen werden. Man tat dies, indem man alle Nichtschlagfertigen, die Verwundeten, die Kranken und die Rekruten ins Hinterland abschob. Diese Transporte begleiteten Chargen, die die Gefechte in Ostgalizien und Russisch-Polen mitgemacht hatten, und was die Mitkämpfer von dem gewaltigen Ringen mit dem übermächtigen Gegner erzählen, sind Eindrücke von unauslöschlichem Wert, wenn auch einige dieser Einzelheiten durch die Phantasie des Erzählers ein wenig ausgeschmückt sein mögen. Der Kriegsberichterstatter Roda Roda veröffentlicht jetzt in der Neuen Freien Presse eine Reihe solcher bisher unbekannter Episoden aus den großen Kämpfen, von denen wir einige wiedergeben. Irgendwo in der Umgegend von Lemberg sind starke russische Kräfte im Anmarsch an die Eisenbahnlinie. Da faßt ein kühner österreichischer Kommandant den Entschluß, mit dem Panzerzug hinauszufahren bis vor die russische Front. Sofort wird man mit Granatfeuer begrüßt. Die Russen ahnen freilich nicht, daß ihre Kaliber den Stahlplatten des Zuges und der Lokomotive nichts anhaben können.



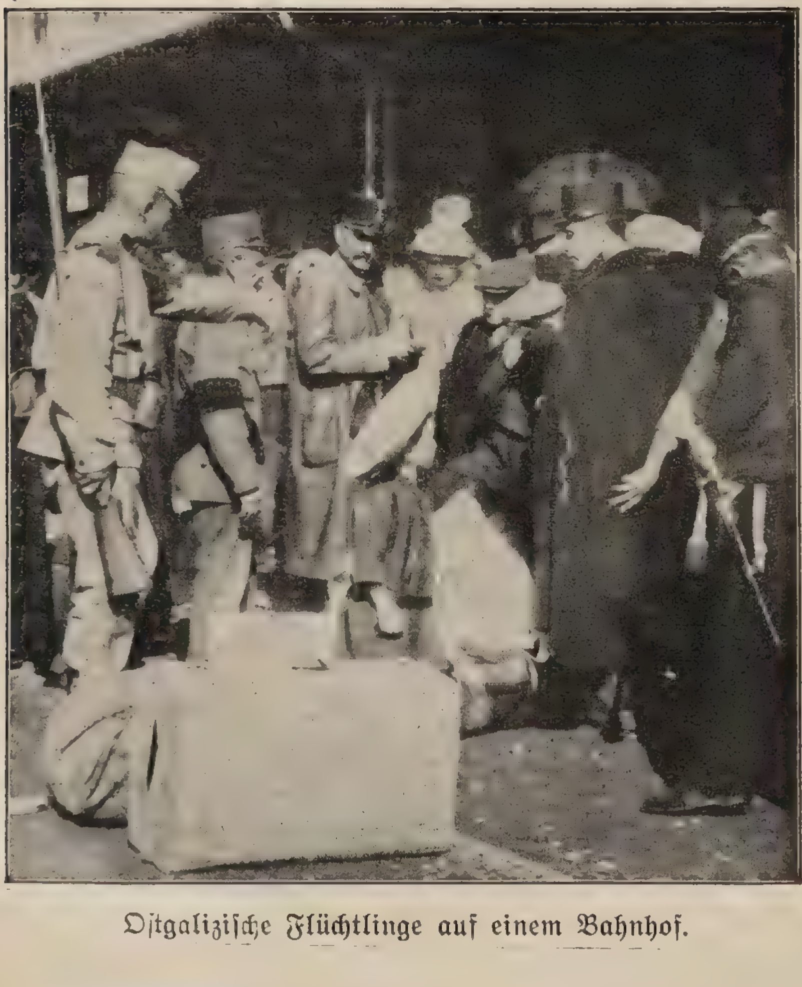
Dragoner-Patrouille in einem Dorf.

Der Kommandant des Zuges läßt halten und befiehlt dem Maschinenführer, Dampf auszulassen. Der Dampf zischt und wallt und die Russen sind überzeugt, den Kessel durch einen Volltreffer beschädigt zu haben. Sie stürmen vor, um der Besatzung des Zuges keine Zeit zur Entwicklung in die Schwarmlinie zu lassen. Darauf aber hat der Kommandant des Zuges nur gewartet. Aus elf Maschinengewehren prasselt das Streufeuer in die näherkommenden Russen. Aber die Russen waren nicht die einzigen Feinde, gegen die die österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien und Südpolen zu kämpfen hatten. Oft hatten sie von fanatisierten Landeseinwohnern — hüben und drüben — weit mehr zu leiden als unter dem regulären Gegner. Das Bewußtsein, in Feindesland zu marschieren, wo man auf Schritt und Tritt von anscheinend harmlos des Weges ziehenden Bauern hinterrücks mit verborgen gehaltener schußbereiter Waffe angefallen werden kann, mag die Nerven der Soldaten überreizen, immerhin aber müssen sich Akte der Tücke gegen die österreichischen Truppen zu Hunderten ereignet haben, ehe der Glaube an einen so wohlorganisierten, teuflisch grausamen, allgemeinen Widerstand der russischen Bevölkerung entstehen konnte. Drahtzieher



Auf dem Kriegsschauplatz in Galizien: Bosnische Offiziere.

des Spiels waren immer die intelligenteren Dorfleute: Richter, Lehrer, Gutsbesitzer. Seele des Verrats und der Spionage war der Pope. Die österreichischen Soldaten erzählen Beispiele, die verdammt gut erfunden sein müßten, wenn sie nicht wahr wären. In einem Dorfe stehen österreichisch-ungarische Reserven. Die russische Artillerie auf der Ebene draußen beschießt die Reserven mit Schrapnells. Sie wechseln darauf sofort ihre Stellung innerhalb des Ortes. Und der Feind, der sie unmöglich sehen kann, folgt ihnen mit den Flugbahngarben augenblicklich in die neue Stellung nach. Später ertappte man unter den Turmbalken des Schlosses den Gutsherrn an einem geheimen Telephonapparat. Die Leitung war an die Drähte der russischen Artillerie angeschlossen. Zu einem Ulanenoffizier kam ein österreichisch gesinnter, polnischer Bauer gelaufen und meldete: „Herr Oberleutnant, wenn Sie den Popen noch im Bart sehen wollen, müssen Sie sich beeilen." Die Popen pflegen bei Annäherung der österreichischen Patrouillen ihre Bärte abzunehmen, um sich dadurch gleichsam zu katholischen Priestern umzuwandeln und so der mißtrauischen Aufmerksamkeit der österreichischen Soldaten zu entgehen. Der Oberleutnant sprengte mit seinen Leuten spornstreichs nach der Wohnung des Popen und verlangte, die Räume des Hauses zu besichtigen. An einer der Türen wäre der Pope sichtlich gern vorübergegangen. Es war darin eine Festtafel gedeckt, und daß sie nicht zum Empfang der Oesterreicher bestimmt war, bewiesen die bekränzten Bilder an der Wand: Der Zar und die Zarin. Als Tafelschmuck und besondere Ueberraschung für die russischen Gäste lag eine Generalstabskarte auf dem Tisch, mit genauen Einzeichnungen der österreichischen Stellungen. Der Spion sollte sofort mit der Patrouille gehen. Er bat, noch seinen Mantel aus dem Nebenzimmer holen zu dürfen für den Fall, daß es morgen regnete ... „Sie werden ihn kaum mehr brauchen," sagte der Oberleutnant, als er den Popen an den Steigbügel eines Ulanen binden ließ. Am 4. Oktober, dem Namenstag des Kaisers Franz Joseph, lud solch ein rasierter Pope das ganze Offizierskorps zu sich ein. Bei Tische sagte die Magd: „Väterchen, die Kosaken in der Scheune verlangen auch Wein." Die Offiziere blieben sitzen und zogen ihre Pistolen. Nur einer ging und holte eine Kompagnie. Die Kosaken kamen nicht mehr dazu, sich zu betätigen.



Ostgalizische Flüchtlinge auf einem Bahnhof.

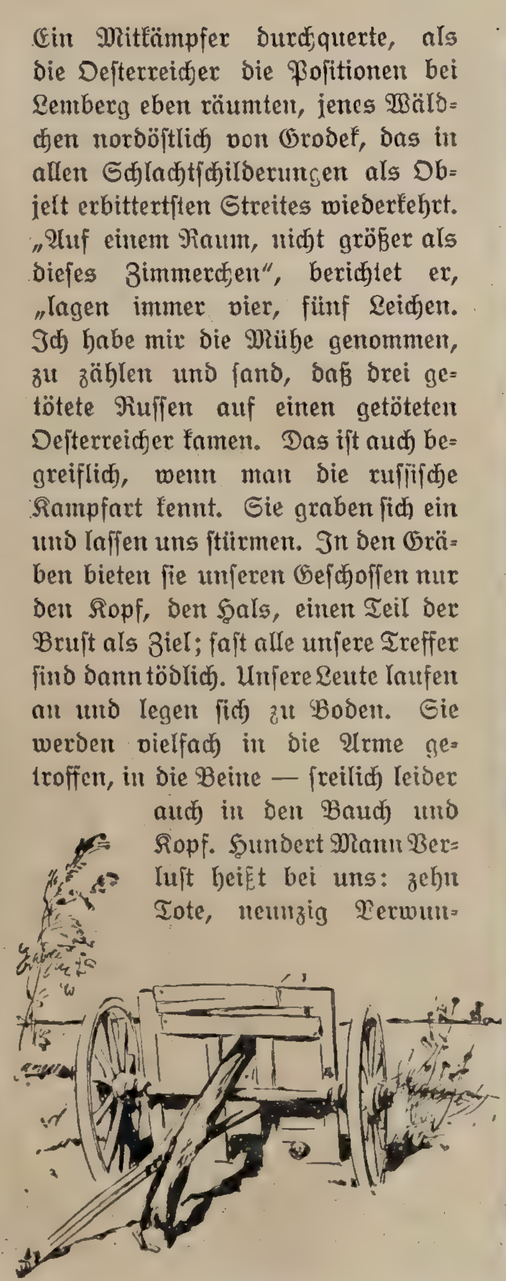


Die Bundesgenossen.



Die Taktik der Russen: Feldbefestigung an einem Chausseegraben.
Die Russen schossen aus einer schmalen Oeffnung an der Vorderseite des Grabens heraus.
Zeichnung unseres auf den östlichen Kriegsschauplatz entsandten Zeichners Fritz Koch-Gotha.

Ein Mitkämpfer durchquerte, als die Oesterreicher die Positionen bei Lemberg eben räumten, jenes Wäldchen nordöstlich von Grodek, das in allen Schlachtschilderungen als Objekt erbittertsten Streites wiederkehrt. „Auf einem Raum, nicht größer als dieses Zimmerchen", berichtet er, „lagen immer vier, fünf Leichen. Ich habe mir die Mühe genommen, zu zählen und fand, daß drei getötete Russen auf einen getöteten Oesterreicher kamen. Das ist auch begreiflich, wenn man die russische Kampfart kennt. Sie graben sich ein und lassen uns stürmen. In den Gräben bieten sie unseren Geschossen nur den Kopf, den Hals, einen Teil der Brust als Ziel; fast alle unsere Treffer sind dann tödlich. Unsere Leute laufen an und legen sich zu Boden. Sie werden vielfach in die Arme getroffen, in die Beine — freilich leider auch in den Bauch und Kopf. Hundert Mann Verlust heißt bei uns: zehn Tote, neunzig Verwundete; merkwürdigerweise verhält sich die Zahl der Todesfälle zur Zahl der Verletzungen wie eins zu neun, während sie in allen früheren Kriegen eins zu fünf betrug. Die Russen haben ungeheure Verluste an Toten, aber relativ wenig Verwundete. Ich sah in Wereszycabach die russischen Leichen, und das Bild wird mich noch lang in meinen Träumen quälen. Wohl in zehn Lagen waren sie da übereinander geschichtet, hie und da rührte sich noch eine Hand, ein bleicher Mund stöhnte. Gefangene haben uns dann erzählt, daß man die russische Infanterie durch Kosaken aus dem Innern des Waldes an die Lisière peitschen ließ. Da mähten wir die Moskalen nieder, bis sie sich wie Kornmandeln aufeinandertürmten. Wie viele Leute die Kosaken selbst eingebüßt haben, weiß ich nicht; sie pflegen ihre getroffenen Kameraden zu sich auf die Pferde zu heben und bei einem Rückzug aus der Feuerlinie wegzubringen."



Scheinstellung: Geschützatrappe, gesehen in der Nähe von Wehlau.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Von den Russen erbaute Stände für Maschinengewehre hinter hohen Bäumen.
An den Bäumen die Spuren des deutschen Granatenfeuers.



Markierung der Entfernungen durch angebundenes Vieh. Die Russen machten dies bei Wehlau, wo sie ihre Stellung gut vorbereiten konnten. Auf der Weide angepflocktes Vieh fällt dort nicht auf.

Tafel-Freuden im Felde

*



In Brüssel:
Unsere Soldaten beim Einkauf der berühmten Brüsseler Trauben.



Auf der Rast in Belgien:
Marine-Infanterist als Kochkünstler.



Ein freudiges Ereignis bei unseren Marinetruppen in Belgien:
Feierliche Einholung des Sonntagsbratens.
Phot. B. J. G.

„Copyright.“

Es war wie bei einem Preisrätsel. Stöße von Postkarten, Hunderte von Briefen kamen, und in allen stand dieselbe Frage: „Warum steht unter dem Kopf Ihrer Zeitung „Copyright by Ullstein u. Co“? Warum in englischer Sprache? Warum? Warum? Der Grund ist folgender: Diese Zeile „Copyright by“ schützt unsern Roman vor unberechtigtem Nachdruck in Amerika. Seit einigen Jahren haben wir endlich ein Urheberschutz-Gesetz, das unsere Erzählungen in Amerika schützt, unter der Bedingung, daß dieser Vermerk „Copyright by“ an der Spitze des betreffenden Blattes steht. Das amerikanische Gesetz schreibt die Zeile in englischer Sprache vor, denn Englisch ist die offizielle Sprache der Vereinigten Staaten. Unsere Regierung hat seinerzeit leider diese Bedingung gebilligt. In vielen Anfragen, die wir bekamen, konnte man recht hübsche Beobachtungen machen, denn von der höflichen Bitte um Aufklärung bis zu groben Schimpfworten waren alle Spielarten der Ausdrucksweise vertreten. Nicht wenige drohten mit Attentaten auf die Redaktion oder mit „öffentlicher Brandmarkung“. Diejenigen Einsender, die gar so sehr schimpfen mußten, vergaßen meistens leider, sich mit Namen zu unterschreiben. Einer, der sich schrecklich über unsere „undeutsche Ausdrucksweise“ entrüstete, tat dies auf einem Briefbogen seiner Firma, der in schöner großer Schrift die „echt deutschen“ Worte zeigte: „Engros und en detail“!



Tägliche Szene in unserer Redaktion: Ankunft der Drohbriefe wegen des „Copyright“-Vermerks auf dem Titelblatt unserer Zeitschrift.
Siehe den obenstehenden Text.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

4. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der alte Vidakovich organisierte und leitete den ganzen Spionagedienst. Ilija brachte nur die Nachrichten, die anfangs kümmerlich genug bezahlt wurden; denn was konnte auch ein junger Oberleutnant verraten? Aber später wurde er schlau und verwegen und leistete immer bessere Dienste. Das Geschäft wurde mit der Zeit sehr gut, fast so gut wie der Handel mit serbischen Schweinen, und schien für ihn ganz gefahrlos zu sein, denn er trat fast nie mit seinen Auftraggebern in direkte Verbindung. Der Vater besorgte alles. Er beförderte die Nachrichten und verwaltete das Geld. Ilija wußte nie, was der Verrat eintrug, er wollte es auch nicht wissen. Er begnügte sich mit dem reichlichen Taschengeld, das der Vater ihm aussetzte.

Der alte Milan Vidakovich wohnte natürlich nicht mit seinem Sohn zusammen. Er hauste in einem alten Gebäude am Fleischmarkt, mitten in der Stadt. Seine Wohnung lag im vierten Stockwerk und war armselig und kläglich. Sie bestand nur aus einer dunklen, schmierigen Küche und aus einem Zimmer.

In dieses düstere Haus am Fleischmarkt trat Sofia Golubjew, nachdem sie den Hauptmann Heinersdorff verlassen hatte. Sie war den ganzen Weg zu Fuß gegangen, um ruhig zu werden und ihre stürmenden Gedanken zu bändigen.

Der alte Vidakovich sah vorsichtig durch das Guckfenster, bevor er öffnete. Als er die Golubjew erkannte, zerfloß er in Demut und Ehrerbietung.

„Der Herr segne Ihren Eintritt," sagte er unterwürfig und schloß sorgsam die Wohnungstür ab.

Sie trat in das Zimmer, das nach kaltem Zigarettenrauch und nach dem Qualm der blakenden Petroleumlampe stank, und rief nervös:

„Oeffnen Sie das Fenster! Es ist ja hier nicht zum Aushalten."

Er öffnete gehorsam das Fenster.

Sie setzte sich nieder und starrte in die Lampe.

Milan blieb vor ihr stehen und wartete.

Endlich fragte er, neugierig und ein wenig ängstlich:

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

Sie schien ihn nicht zu hören. Sie dachte angestrengt nach.

Nach einer Weile wiederholte er seine Frage.

Sie befahl:

„Holen Sie Ihren Sohn."

Er fragte erschreckt:

„Ist etwas geschehen?"

„Holen Sie Ihren Sohn. Ich muß mit ihm sprechen."

Er zauderte.

„Ich weiß nicht, ob er zu Haus ist."

„Er ist zu Haus."

Er zog langsam seinen Rock an.

Sie rief unwillig:

„Beeilen Sie sich ein bißchen! Nehmen Sie ein Auto."

Vidakovich war fest entschlossen, kein Auto zu benützen. Er würde nicht so dumm sein, durch solche Luxusausgaben Verdacht zu erregen.

„Er soll sofort hierher kommen, aber sofort. Ich warte hier. Sie brauchen ihn nicht zu begleiten, ich habe mit ihm allein zu sprechen."

Er zitterte vor Wut.

„Haben Sie mich verstanden?"

„Ich habe verstanden."

Milan Vidakovich ging weg, seinen Sohn zu suchen.

VII.

Jeden Freitag kam Hauptmann Heinersdorff mit einigen Freunden und Bekannten in einem alten, gemütlichen Spießerkaffeehaus der inneren Stadt zusammen. Es war ein verräuchertes, niedriggewölbtes Lokal aus der guten alten Zeit, anspruchslos und bescheiden und ohne Musik. Tagsüber kamen die kleinen Geschäftsleute aus der Umgebung hierher, um ihren schwarzen Kaffee zu trinken oder einen kurzen Nachmittagstarock zu spielen, der mindestens drei Stunden dauerte. Die andern Stammgäste waren pensionierte höhere Offiziere, alte, unzufriedene Hofräte, griesgrämige Oberrechnungsräte und ähnliches verbittertes und morsches Menschengerümpel. Nachts war das Kaffeehaus gewöhnlich leer und einsam. Immer war nur eine Gesellschaft da. Freitag waren es die Offiziere, an einem andern Tag Maler, dann wiederum Ingenieure oder Magistratsbeamte. Wenn jemand zufälligerweise nachts in das Kaffeehaus trat, mußte er den Eindruck haben, daß er in eine geschlossene Gesellschaft geraten sei. Aber es kam niemand. Nur die Einspännerkutscher, deren Standplatz an der Straßenecke war, stampften ab und zu herein, um sich ein großes Glas schwarzen Kaffee, mit Rum „gespritzt", zu holen.

Als Heinersdorff in das Kaffeehaus trat, es war zwei Tage nach dem Besuch der Golubjew, fand er schon die ganze Runde versammelt. Man liebte und schätzte ihn in diesem Kreis als einen der zuverlässigsten und hoffnungsvollsten jungen Offiziere und machte ihm Vorwürfe wegen seines späten Kommens.

Major Homann sagte entschuldigend:

„Ihr vergeßt immer, Herrschaften, daß Heinersdorff Bräutigam ist."

Da wurden alle nachsichtig und verziehen ihm.

Die Gesellschaft bestand mit Ausnahme von zwei Zivilisten nur aus Offizieren, die durchwegs dem Generalstab angehörten. Bloß der Rittmeister Jenö von Faludi diente bei der Truppe. Die Generalstäbler, die um den runden Tisch herum saßen, gaben fast ein Bild im kleinen der vielfältigen Volksstämme, denen das Donaureich Heimat und Vaterland war. Hauptmann Woldrich war ein Tscheche, Major Homann ein Deutschböhme, Hauptmann Fankhauser ein Tiroler, Major Malinowski ein Pole, Hauptmann Cimonega stammte aus Görz und Heinersdorff aus Oberösterreich.

Die Zivilisten waren Karl Schrottwinkel, ein reich begabter Maler, der zugleich der blutgierigste und kampflustigste Reserveoffizier der österreichisch-ungarischen Armee war, und der Regierungsrat Dr. Franke. Dr. Franke arbeitete im Preßbureau des Auswärtigen Amtes und galt als die rechte Hand des Ministers. Er war einer der fähigsten Journalisten und vielleicht der beste Kenner der labyrinthisch verzweigten Fäden und der geheimnisvollen Strömungen und Gegenströmungen, die vereinigt das unentwirrbare Rätsel der österreichischen Politik bilden. Dr. Franke war ein kleiner, bartloser Mann, dessen häßliches Gesicht von zwei unerhört klugen Augen wundersam verschönt wurde. Er war so bescheiden, daß er errötete, wenn jemand unvermutet „Herr Regierungsrat" zu ihm sagte, und er konnte böse werden, wenn man ihn nach seinen Orden fragte, die überreich auf seine schmächtige Brust herabsanken.



Das Hospitalschiff.
Dampfer im Aermelkanal, der die englischen Verwundeten heimbringt und nachts zu seinem Schutz das Rote-Kreuz-Abzeichen mit Scheinwerfern beleuchtet.

An diesem Abend war Dr. Franke wieder wie gewöhnlich der Zielpunkt aller Angriffe. Man machte ihn für die ganze Politik der Monarchie verantwortlich.

Der Maler Schrottwinkel sagte mit dröhnender Stimme:

„Wenn das so weiter geht, kann man mit Dr. Franke nicht mehr an einem Tisch sitzen.“

Hauptmann Woldrich erklärte:

„Also das ist schon wahr, wenn man Eure offiziösen Artikel liest und alle die Reden und Exposés, dann dreht sich einem der Magen im Leib um.“

Major Malinowski höhnte:

„In der Delegation wird den Herrschaften erzählt, daß unsere Beziehungen zu Rußland so rosig sind wie nie zuvor. Und da sitzen würdige, alte Herren mit langen Bärten und hören sich das ruhig an, ohne Lachkrämpfe zu bekommen!“

„Wozu rüsten wir eigentlich,“ fragte Fankhauser, „da wir doch niemals und um gar keinen Preis einen Krieg zu führen gedenken? Erklären Sie mir das, Dr. Franke! Warum schickt man nicht einfach die ganze Armee nach Haus und errichtet statt dessen eine Miliz?“

Der Regierungsrat lächelte sehr schlau.

„Mit Generalstabspolitik läßt sich auf die Dauer kein Land der Erde regieren,“ sagte er höflich.

„Natürlich, selbstverständlich,“ stimmte ihm Heinersdorff bei, „wir wollen und sollen auch keine Politik treiben, dazu seid ja Ihr da. Aber was seit Jahren bei uns geschieht, das versteht kein Mensch. Wenn Ihr nur ein bißchen weniger feig und ängstlich behutsam wäret, würde Rußland nicht so ungeniert auf die Zersetzung unseres Vaterlandes hinarbeiten.“

„Das Unglück ist eben, daß die Leute, die bei uns am Ruder sitzen, keine Ahnung haben, wo Gott wohnt,“ rief der Maler. „Wir brauchen statt der glatten Hofleute einen starken, derben Kerl, der einmal anständig den Mund aufmacht.“

„Sie glauben doch nicht ernstlich, mein lieber Schrottwinkel,“ antwortete Dr. Franke überlegen, „daß bei uns ein Minister die Politik bestimmt. Bei uns repräsentieren die Herren bloß und vertreten Meinungen, die nicht die ihrigen sind.“

„Das ist doch klar,“ sagte Hauptmann Woldrich, „jetzt wird eben andauernd in Frieden gemacht, Frieden um jeden Preis. Ob jetzt der Minister Peter Zapfl oder Adolf Mayer heißt, das ist ganz wurscht, die Beziehungen sind eben rosig. Da kannst nichts dagegen machen, lieber Freund.“

Jetzt nahm Major Homann, der bis dahin schweigend zugehört hatte, das Wort:

„Ihr seid natürlich gegen den Frieden und schreit immer bloß Krieg! Krieg! Ich bin gewiß auch kein schlechter und feiger Soldat, aber ich sage Euch: Der schwächste Frieden ist besser als ein siegreicher Krieg.“

Major Malinowski sagte:

„Du sprichst wie ein Sozialistenhäuptling!“

„Die Waffen nieder!“ rief Schrottwinkel.

„Wir wollen uns nicht mißverstehen,“ fuhr Major Homann fort. „Ich meine nur, Ihr sagt Krieg, ohne so richtig nachzudenken, was das bedeutet. Ihr habt keine Ahnung, Herrschaften, was heute Krieg heißt. Ich weiß es. Ich habe den Krieg gesehen. Ich war bei Kirkilisse und bei Lüle-Burgas, als einfacher Schlachtenbummler, und ich sage Euch, als Offizier, dem niemand Feigheit zutrauen wird, sage ich Euch: mein Herz erbebte vor Grauen.“

Einen Augenblick schwiegen alle. Dann sagte Heinersdorff:

„Du hast gewiß recht, Homann. Wir denken uns oft gar nichts dabei, wenn wir jung und ungestüm Krieg schreien. Aber wir müßten ja an allem verzweifeln, wenn wir die Hoffnung auf das Recht der Selbstverteidigung aufgeben sollten. Wir werden ja nie einen Krieg führen, außer es gilt, unsere Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen. Aber der Gedanke, daß unser schönes Vaterland jemals eine russische Provinz werden sollte, ist doch gräßlicher und qualvoller als der allerschrecklichste Krieg, das wirst Du mir wohl zugeben.“

„Das muß ich Dir wohl zugeben.“

„Es würde vielleicht genügen,“ meinte Dr. Franke vorsichtig und leise, „wenn wir einmal, nur einmal einen schärferen Ton anschlügen, ganz ohne Rücksicht auf alle möglichen Konsequenzen. Ich glaube, schon das könnte uns retten. Die Sprache eines ruhigen, aber selbstsicheren Machtbewußtseins wird in Rußland immer noch am ehesten verstanden.“

„Ja, warum spricht niemand bei uns dieses erlösende Wort?“ rief Hauptmann Fankhauser ganz verzweifelt. „Warum denn nicht?“

Der kleine Dr. Franke zog langsam die Schultern hoch und preßte seine Lippen fest aufeinander.

In diesem Augenblick trat Oberleutnant Vidakovich in das Kaffeehaus. Er hatte sich seit einigen Monaten bemüht, Eingang in die Gesellschaft der Generalstäbler zu finden, allerdings ohne großen Erfolg. Man empfand ein unerklärliches und durch nichts zu begründendes Mißtrauen gegen ihn, das um so stärker wurde, je weniger Oberleutnant Vidakovich die deutliche Ablehnung seiner Person zu fühlen schien. Man behandelte ihn kühl und reserviert, man hörte zu sprechen auf, wenn er sich an den Tisch setzte. Einmal hatte Major Homann sogar ostentativ bei seinem Erscheinen den Zahlkellner gerufen, aber nichts half, Vidakovich ließ sich nicht abschütteln.

Auch heute stand Dr. Franke vom Tisch auf, als der Oberleutnant in der Tür erschien, und verabschiedete sich von den Herren.

Major Malinowski erklärte, nicht allzu leise:

„Wir werden uns ein anderes Kaffeehaus suchen müssen. Die Sache ist auf die Dauer langweilig.“ Der Unwille der Offiziere wuchs, als sie bemerken mußten, daß der Oberleutnant Vidakovich heute nicht ganz nüchtern war. Er hatte gläserne Augen und lachte stupid, als er um die Erlaubnis bat, am Tisch Platz nehmen zu dürfen.

Rittmeister Faludi konnte sich nicht enthalten, ihm zuzurufen:

„Du solltest lieber schlafen gehen, Vidakovich!“

„Warum denn, lieber Freund, ich bin noch gar nicht schläfrig.“

Niemand sprach ein Wort.

Vidakovich rief den Kellner und bestellte ein Glas Kognak.

Hauptmann Woldrich sagte zu dem Kellner:

„Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen gleich zahlen, lieber Franz.“

„Ich auch,“ schloß sich ihm Major Homann an.

Dann fragte er Heinersdorff:

„Kommst Du mit?“

„Ja.“

„Die Herren haben es aber heute eilig,“ sagte Vidakovich harmlos.

Als der Kellner zu Heinersdorff trat, sagte dieser leise:

„Ich kann ja später zahlen, bedienen Sie vielleicht zuerst den Herrn Oberleutnant.“

„Bitte sehr, Herr Hauptmann.“

Vidakovich fragte Heinersdorff, ganz beiläufig und lächelnd:

„Sag' einmal, Heinersdorff, wer war denn eigentlich die schöne Dame, mit der Du Samstag in der Oper warst?“

Der Hauptmann wurde ein wenig blaß.

Die Herren am Tisch warteten gespannt auf seine Antwort.

„Du irrst,“ sagte Heinersdorff, „ich war mit keiner Dame in der Oper.“

„Ich sah Dich doch,“ behauptete der Oberleutnant. „Ich war im Stehparterre.“

„Die Dame, die Du in der Loge gesehen hast, war mir ganz und gar fremd,“ erklärte Heinersdorff sehr bestimmt.

„Na, na,“ zweifelte Vidakovich.

Der Hauptmann sagte, mehr zu den Herren seiner Gesellschaft als zu dem Oberleutnant:

„Ich kaufte einen Logensitz und wurde dadurch der Nachbar einer mir fremden Dame.“

„Warum leugnest Du eigentlich?“ fragte Vidakovich liebenswürdig. „Hast Du vielleicht Angst, daß ich Dich bei Deinem Fräulein Braut vertratsche?“

Heinersdorff hielt zitternd an sich. Nur Ruhe, dachte er, nur Ruhe! Er erriet mit einem Schlag, von welcher Seite dieser vergiftete Pfeil kam.

Major Homann sagte energisch:

„Unterlassen Sie doch solche Scherze, Herr Oberleutnant!“

„Jetzt möchte ich aber doch wissen,“ fuhr Vidakovich unbeirrt und hartnäckig fort, „worüber Du Dich mit der fremden Dame so angelegentlich unterhalten hast.“

Heinersdorff erklärte gelassen:

„Ich denke, wir beendigen dieses unangenehme Gespräch.“

„Warum denn unangenehm?“ lachte der Oberleutnant tückisch. „Hast Du am Ende gar ein bißchen Spionage getrieben?“

Das Gesicht des Hauptmanns flammte auf. Er griff nach dem Wasserglas, das vor ihm stand, um es an der Stirne des Gegners zu zerschmettern. Ich muß mich beherrschen, dachte er mit übermenschlicher Selbstbezwingung und zerdrückte das Glas zwischen seinen bebenden Fingern.

Alle Herren, die am Tisch waren, sprangen auf. Nur Oberleutnant Vidakovich und Heinersdorff blieben sitzen. Endlich stand auch Heinersdorff auf und sagte ruhig und eiskalt:

„Es ist eine Schmach, daß Du noch des Kaisers Rock tragen darfst.“

Vidakovich lächelte höhnisch.

Dann erhob er sich, warf ein Geldstück auf seinen Teller, machte eine kurze Verbeugung und ging, ein wenig schwankend, zur Tür hinaus.

Die Herren sahen einander erstaunt und ratlos an. Sie begriffen nicht, was diese unverständliche Provokation bedeuten sollte.

„Der Mensch war betrunken,“ sagte Major Malinowski.

„Ich glaube, er war nüchtern genug, um zu wissen, was er redete,“ meinte Rittmeister Faludi.

„Ich muß sagen, ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung, Herr Hauptmann,“ rief der Maler. „Ich hätte den Kerl erdrosselt oder erschlagen.“

„Sie haben es auch ein wenig leichter,“ antwortete Heinersdorff mit einem leisen Lächeln.

„Das einzig Gute an der ganzen Geschichte ist nur,“ erklärte Malinowski, „daß wir jetzt das Lokal nicht wechseln müssen. Der Mensch wird nicht mehr hierher kommen.“

„Peinlich ist die Affäre immerhin,“ meinte Hauptmann Cimonega. „Du weißt, wie ungern man bei uns Duelle sieht.“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete Fankhauser nicht ohne Bitterkeit, „aber wenn man sich nicht schlägt, wird man einfach gespritzt.“

Hauptmann Woldrich nahm das Wort:

„Regt Euch nicht auf, Herrschaften, dem Vidakovich fällt es nicht im Traum ein, Heinersdorff zu fordern. Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, weiß er überhaupt von gar nichts mehr. Und Heinersdorff hat keine Veranlassung, einen Ehrenhandel aus der Sache zu machen. Er hat ihm seine Meinung gesagt, und damit basta.“

„Und wir können auch ruhig nach Haus gehen,“ sagte Major Malinowski und zog seinen Mantel an.

Als Heinersdorff allein mit Major Homann durch die nachtstillen Gäßchen der inneren Stadt marschierte, fragte der Major:

„Kannst Du mir die Geschichte erklären?“

„Was gibt es da zu erklären?“

„Ich kann mir nicht helfen,“ fuhr der Major fort, „die ganze Sache macht auf mich den Eindruck, als ob sie bestellt worden wäre.“

„Das mag schon sein.“

„Wer hat ein Interesse daran, Dich in Ehrenhändel zu verwickeln?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Heinersdorff zögernd.

„Eine Frau vielleicht? Aus Eifersucht?“

„Ich habe noch keinen festen Anhaltspunkt. Warten wir, bis es Tag wird.“

„Wie Du willst.“

Sie gingen schweigend weiter.

VIII.

Heinersdorff lief während dieser Nacht viele Kilometer in seinem Arbeitszimmer ab. Je länger er über die Herausforderung des Oberleutnants nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß Vidakovich nur das Werkzeug war, das von der Golubjew gelenkt wurde. Der Plan war teuflisch angelegt. Sie wollte ihn dort verletzen, wo er am empfindlichsten war. Sie rechnete wahrscheinlich gar nicht mit seinem Tod, denn ein Duell ist ja immer eine unsichere Sache, aber sie wollte ihn offenbar zwingen, seiner Braut von den Ereignissen jener Nacht Mitteilung zu machen. Wenn er sich schlug, mußte er Hedwig sagen, warum er in das Duell ging. Er mußte sagen, daß er wegen einer Frau sein Leben aufs Spiel setzte. Auch wenn er heil und gesund aus dem Duell kam, mußte er die Wahrheit erzählen und das Herz seiner Braut vergiften. Er mußte, er mußte, wie immer er auch die Sache drehte, weil die Golubjew es so wünschte.

Er zitterte in ohnmächtiger, hilfloser Wut. Er sah keinen Ausweg. Die einzige Möglichkeit der Rettung war, daß Vidakovich ihn nicht forderte. Vielleicht war er wirklich so betrunken gewesen, daß er beim Erwachen von den Vorfällen der Nacht nichts mehr wußte. Heinersdorff fühlte, daß diese Hoffnung trügerisch war. Die Beleidigung war nur provoziert worden, um einen Kampf herbeizuführen. Aber schließlich war es ja eine bloße Vermutung, daß die Golubjew hinter Vidakovich stand, eine Vermutung, die durch nichts zu begründen war. Wenn aber der Oberleutnant wirklich im Auftrag der Golubjew handelte, dachte er weiter, dann mußte Vidakovich in einer sonderbaren Abhängigkeit von der Russin stehen, die näher zu ergründen sehr interessant wäre.

Ich bin wahnsinnig, sagte er sich, ich baue ein Haus auf, das kein Fundament hat. Ich habe nicht den geringsten Beweis für meine lächerlichen Schlüsse. Ich weiß nicht einmal, ob Vidakovich eine Ahnung von der Existenz der Golubjew hat. Wer könnte sagen, was ihn bewogen hat, mich anzugreifen? Vielleicht gefiel ihm meine Nase nicht. Vielleicht habe ich ihn irgend einmal verletzt, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wer weiß? Aber es ist immerhin bitter für mich, daß ich mit dem Oberleutnant Vidakovich kämpfen soll. Wer ist der andere? Ein Desperado. Was hat er zu verlieren? Nichts. Was habe ich zu verlieren? Alles.

Er machte vor dem Bücherschrank halt und suchte Gracians „Handorakel“ hervor. Dunkel erinnerte er sich eines Absatzes, der auf seine Lage paßte.

Er fand sehr bald, was er suchte:

„Man soll sich nicht mit dem einlassen, der nichts zu verlieren hat, denn dadurch geht man einen ungleichen Kampf ein. Der andere tritt sorglos auf, denn er hat sogar die Scham verloren, ist mit allem fertig geworden und hat weiter nichts zu verlieren. Daher wirft er sich zu jeder Ungebührlichkeit auf. So schrecklicher Gefahr darf man nicht seinen unschätzbaren Ruf aussetzen, der so viele Jahre zu erwerben gekostet hat und jetzt in einem Augenblick verloren gehen kann, in dem ein einziger schmählicher Unfall so vielen heißen Schweiß vergeblich machen würde.“

Heinersdorff ließ das Buch sinken.

Du bist ein schlauer und weltkluger Mann gewesen, sagte er, mein guter Balthasar Gracian! Du hast recht in vielem, aber mir kann Deine Jesuitenweisheit doch nicht helfen. Du predigst halbe Wahrheiten, mein lieber Alter. Man soll sich nicht mit dem einlassen, der nichts zu verlieren hat. Schön. Gut. Ich bin ganz Deiner Meinung. Aber was machst Du, wenn der Nichtverlierer sich mit Dir einläßt? Was machst Du da? Sprich, Du Schlaukopf!

Balthasar Gracian gab keine Antwort.

Heinersdorff stellte mit einem Seufzer das „Handorakel“ zurück und öffnete das Fenster. Die Frühlingsluft war herb und feucht. An dem blassen Himmel standen matt und glanzlos die Sterne. Die alten Praterbäume knarrten im Märzwind.

Heinersdorff hatte ein bitteres Gefühl von Einsamkeit.

Diese Nacht schenkte ihm einen schönen Traum. Er fuhr an einem wunderbar stillen Sommertag mit einem Zweidecker durch die unbewegte Luft. Die Erde war verschwunden, und die Städte und die Flüsse und die letzten Lerchen lagen unter einer Nebeldecke. Der Himmel wölbte sich immer blauer und weiter, je höher man stieg.

„Fürchtest Du Dich, Liebste?“ fragte er, denn Hedwig Buschgart saß hinter ihm.

„Ich höre die Engel singen,“ jauchzte sie.

„Wir wollen noch höher.“

„Immer höher, Geliebter!“

„Wir sind ganz allein auf der Welt!“ schrie er, aber es klang nur wie ein leises Flüstern.

„Wir sind nicht hoch genug, mein Liebster,“ flüsterte sie, aber es klang wie der Schrei der ganzen Menschheit.

Sie begannen zu sinken.

„Wir wollten doch noch höher,“ klagte sie.

„Wir müssen zur Erde zurück,“ sagte er, und seine Stimme war hart und unerbittlich.

Da schwieg sie still.

Die ersten Lerchen kamen, Kirchturmspitzen stachen in die Luft, in den Talmulden lagen kleine Dörfer, durch die grünen Wiesen strömten eilige Bäche, und über die gelben Aecker beugten sich winzige Menschen und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts.

Nun landeten sie in einem purpurroten Feld.

„Wo sind wir?“ fragte sie zaghaft.

„In Vaters Land,“ sagte er stolz und hochgemut.

Sie warf sich auf den Boden und küßte die Erde. Er hob sie auf und nahm sie in seine Arme.

„Das dank' ich Dir, Du Starker,“ jubelte sie.

Dann kam plötzlich der General Buschgart mit langen Schritten über das Feld gestiefelt und rief: „Ich dachte schon, Ihr kämet überhaupt nicht mehr zurück.“

„Jetzt bleiben wir immer hier,“ schmeichelte Hedwig.

Und ganz leise sagte sie dem Geliebten ins Ohr: „In Vaters Land.“

General Buschgart lachte fröhlich und schrie wie ein ausgelassener kleiner Junge:

„Jetzt wollen wir aber schnell ein wenig Musik machen.“

Heinersdorff erwachte, mit einem Lächeln auf den Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR



Illustrierte Zeitungsnachricht: „Der Zar rückt mit 5 Millionen aus."

*

König Friedrich August von Sachsen besuchte jüngst die Verwundeten eines großen Reservelazaretts in Sachsen. Da unter den Verwundeten sich viele Württemberger befinden, fragte der König, ob denn auch Leute vom Regiment X., dessen Chef er ist, da wären. Einige der braven Xer werden ihm vorgestellt, und der König sagt lachend: „Nun habe ich wenigstens meine Regimenter alle einmal in Sachsen, mein russisches Leibregiment ist auch schon in Königsbrück (Gefangenenlager)."

*



Berliner Chauffeur: „Benzin jibt's keenen, Spiritus is ooch bald zu Ende, denn müssen wir mit Spucke fahren!"

*

Diagnose. Vor dem Ausmarsch ins Feld meldet sich ein zaghafter Landsturmmann krank. Der Regimentsarzt empfängt ihn mit den Worten: „Was, Sie wollen krank sein? Ich glaube, Sie sind nicht ganz gesund?"

*

Ich treffe meine beiden Neffen. Hans heult. „Warum brüllst Du denn?" — „Der große Junge von nebenan hat uns ausgeschimpft!" — „Aber Dein Bruder weint doch nicht?" — „Ja, zu dem hat er „Schafkopf" gesagt, mich hat er aber „Engländer" geschimpft!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Grey, der „Kabeljauner", der die deutschen Unterseekabel zerstören läßt.

RÄTSEL

Im Flug.

Durch die Lüfte tragen mich meine Flügel,
Sanftmut deute ich zumeist;
Tod verbreite ich auf manchem Hügel,
Ueber den mein Flügelschlagen kreist.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bau — be — ber — bing — bus — da — den — el — es — fa — ga — gal — i — lan — li — ler — mül — na — ne — ner — ni — ny — om — or — pra — rew — rit — sad — scho — schüt — se — statt — ter — ter — tau — tsing — ü — wahl — zen — zri.

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von unten nach oben, letztere von oben nach unten gelesen, Dinge nennen, die sich jeder Soldat im Felde wünscht. Die Wörter bezeichnen: 1. Dramengestalt eines deutschen Freiheitsdichters. 2. Stadt in Westpreußen. 3. Gebiet, das die Engländer den Franzosen raubten. 4. Wiener Vergnügungsstätte. 5. Deutschen Seeoffizier, der den Engländern viel Sorgen bereitete. 6. Schicksal der belgischen Festungen in der letzten Zeit. 7. Vereine, die zur Zeit der Kreuzzüge entstanden. 8. Deutsche Kolonie. 9. Französische Kolonialsoldaten. 10. Albanischen Würdenträger. 11. Vielgenannten Fluß in Rußland. 12. Hafenstadt in der Ostsee. 13. Alt-Wiener Walzer-Komponisten. 14. Beförderungsmittel. 15. Historisches Dorf in Preußen.

Jedem das Seine.

Die Meeressöhne helf' ich führen,
Die Erdentöchter helf' ich zieren.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Unsere heldenmütige Unterseebootflotte.
1. Ukraine. 2. Netzhaut. 3. Sanitätsrat. 4. Echo. 5. Ranunkel. 6. Erzbischof. 7. Heraklit. 8. Erato. 9. Lotto. 10. Duab. 11. Elle. 12. Nike. 13. Madras. 14. Ueberläufer. 15. Telegraphie. 16. Infanterist. 17. Glyzerin. 18. Esau.

Drei Köpfe: Kleid — Leid — Eid.

Gleichklang: Miene — Mine.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 43

Berliner

Illustrirte Zeitung

25. Oktober 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Phot. Centraal Jllustratie Bureau.

Nach der Schlacht.
Belgischer Bauer beim Aufsammeln von Geschoßhülsen aus einer Artilleriestellung.



In Antwerpen nach der Eroberung:
Bagage-Kolonne im Zentrum der Stadt.
Im Hintergrund die berühmte Kathedrale.
Phot. R. Guschmann.



Ein Granatschuß!
Durchschossenes Haus in einer Ortschaft vor Antwerpen.

Kriegsbeute.

Wenn man von Kriegsbeute spricht, denkt man in erster Linie an erbeutete Geschütze und Fahnen, sowie an die Gefangenen. Gewiß sind dies neben den Fahnen und Standarten auch die wichtigsten Teile der dem geschlagenen und fliehenden Feinde abgenommenen Kriegsbeute, daneben kommen aber noch zahlreiche andere Gegenstände in Betracht. Da finden sich auf dem Schlachtfelde, das in stundenlangem blutigen Ringen dem Feinde abgerungen ist, weggeworfene Uniformen und Ausrüstungsgegenstände, in den verlassenen Stellungen liegen reiche Munitionsvorräte, abgeschossene Patronenhülsen liegen umher, bei jedem Verwundeten und Gefallenen befinden sich die Waffen. Ist der Rückzug zur Flucht ausgeartet und hat die Kavallerie bei der Verfolgung ihre Schuldigkeit getan, so ist in der Regel der Weg des fliehenden Heeres durch weggeworfene Uniformen, Waffen und dergleichen bezeichnet. In dem Bestreben, sich möglichst schnell dem Gegner zu entziehen, entledigt sich die Truppe alles dessen, was ihre Bewegungen hemmen kann. Diese ganze Siegesbeute wird nach dem Siege von besonderen Kommandos gesammelt und wieder verwertet. Einzelne Teile können sofort von der Feldarmee benutzt werden. Dazu gehören alle Vorräte an Proviant, Zelten, Decken usw. Die übrigen Gegenstände werden von der Etappenbehörde übernommen und, soweit es sich dann noch lohnt, in die Heimat zurückbefördert. Im Kriegsministerium ist eine besondere Zentralstelle eingerichtet, die sich mit der Verwaltung und Verwertung dieser Kriegsbeute befaßt. Nur in den seltensten Fällen wird es gelingen, die erbeuteten Waffen und Geschütze für den eigenen Gebrauch zu verwenden. Im Jahre 1870 hatte nur ein Teil der deutschen Kavallerie einen Karabiner, der größere Teil war mit Pistolen ausgerüstet. Der Mangel einer leistungsfähigen



Holländische Truppen an der durch Stachelzäune gesperrten Grenze.



Straße in Antwerpen mit Haufen von weggeworfenen Kleidungsstücken.
Phot. R. Guschmann.



Unsere Artillerie auf den grundlosen Wegen in Rußland.
Zeichnung unseres auf den östlichen Kriegsschauplatz entsandten Zeichners Fritz Koch-Gotha.

Schußwaffe machte sich sehr fühlbar, bis unsere findigen Reiter sich selbst halfen und verwundeten und toten Franzosen das Chassepot-Gewehr mit dazugehöriger Munition abnahmen und es selbst verwendeten. So wurde mancher Franzose mit französischen Gewehren erschossen. Eine sehr wertvolle und gesuchte Kriegsbeute bilden die Pferde, und mancher hat seinen Stall während des Feldzuges in erheblicher Weise aufgebessert, da es gestattet ist, die mitgeführten Pferde gegen erbeutete Pferde auszutauschen und verloren gegangene zu ersetzen. Manchmal werden auch Gegenstände erbeutet, für die nicht gleich zweckmäßige Verwendung vorhanden ist, so fanden die deutschen Truppen 1870 vor Metz zahlreiche spitzenbesetzte Damenwäsche, Korsetts und ähnliche, nicht gerade zur vorschriftsmäßigen Ausrüstung eines Feldheeres gehörende Sachen vor.



Indische Truppen nach ihrer Landung in Frankreich.



Ein Schlachtbericht in der Untergrundbahn. Für die „B. I. Z.“ gezeichnet von Ernst Heilemann.

KRIEGSZEITEN IN DER GROSSTADT.

Auch das Bild der Großstadt, die tief im Land gelegen, den Krieg selbst nicht sieht, hat sich in kriegsmäßiger Weise verändert. Stolz geht in Feldgrau, wer eine Uniform tragen darf; am meisten beachtet aber der Großstädter die vielen Krieger, die, Kopf oder Arm fest verbunden, oder auf den Stock gestützt, leicht hinkend, durch die Straßen spazieren. Ueberall sind sie von der liebevollsten Fürsorge der Passanten verfolgt, und kein verwundeter Krieger betritt einen Wagen der Hochbahn oder Elektrischen, sei er auch noch so voll, in dem er nicht sofort Mittelpunkt des Interesses wird.



Deutsche Marinesoldaten auf dem Marsch durch Brüssel.



Straßenbild aus Brüssel.
Phot. Vereenigde Fotobureaux.



Russische Gefangene beim Aufräumen von Zerstörungen in Insterburg.



Von der Eroberung Antwerpens: Ein zusammengeschossener Panzerturm des Forts St. Catherine vor Antwerpen.

Die Eroberung Antwerpens

In 12 Tagen ist eine der größten und stärksten Festungen der Welt, die von einer starken Feldarmee verteidigt war, erobert worden. Dies bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Festungskrieges, dessen Tragweite sich noch gar nicht übersehen läßt. Wenn es möglich ist, ein solches großes und festes Bollwerk in so kurzer Zeit zu vernichten und zu zerstören, so muß man sich ganz naturgemäß fragen, wozu denn überhaupt Festungen noch vorhanden sind. Im freien Felde, in den befestigten Feldstellungen leisten sich die beiden Feldarmeen wochenlangen Widerstand und kämpfen mit allen Mitteln des Festungskrieges gegeneinander, ohne recht vorwärts zu kommen, und die mit Panzern und Betonbauten bespickten Befestigungen fallen innerhalb weniger Tage dem deutschen Angriffe zum Opfer. Zwecklos also die Hunderte von Millionen, die auf die Anlage dieses Platzes verwendet worden sind, zwecklos die große, starke Besatzung, die im nutzlosen Kampfe aufgerieben wurde. Und wodurch ist dieser große, überraschende Erfolg erzielt worden? Einerseits durch die Energie der Führung, die ein ganz neues Angriffsverfahren in Anwendung brachte, die weit von der bisherigen schematischen Weise abwich, andererseits durch die Ueberlegenheit der



Eindringen in ein von den Belgiern geräumtes Fort.

artilleristischen Angriffsmittel, deren man sich dabei bediente. Die deutschen neuen 42-Zentimeter-Mörser und die österreichischen Motorbatterien hatten eine so große Wirkung, daß ihnen kein Panzer, kein Betonbau widerstand. Ein gut einschlagendes Geschoß zerstörte einen ganzen Panzerturm, durchschlug jede Betondeckung. Im Vertrauen auf diese großartige Wirkung verzichtete der Führer der Belagerungsarmee auf eine völlige Einschließung der Festung und auf ihre Absperrung von der Außenwelt. Nur gegen einen Teil der Anlagen richtete er seinen Angriff. Zunächst wurde die vor der Südfront der Außenwerke gelegene Ortschaft Mecheln genommen. Sie bildete den Stützpunkt für den Angriff. Von hier aus wurde die Angriffs-Infanterie an die Werke herangeschoben, so weit, als es die Wirkung der feindlichen Artillerie zuließ. Bald war das Feuer dieser Werke niedergekämpft, die Geschütze, auch wenn sie unter Panzer standen, hatten solche Zerstörungen erlitten, daß sie nicht weiter feuern konnten. Aber noch waren sie von der feindlichen Infanterie besetzt, so daß sie gestürmt werden mußten. Als die Forts genommen waren, mußte der Rupel- und Nethe-Abschnitt überschritten werden. Es ist das eine breite Talniederung, die durch Anstauung



Von der Eroberung Antwerpens: Vorgehende Infanterie.

Aufnahmen unseres Spezialphotographen auf dem belgischen Kriegsschauplatz.

der Flüsse bis zu einer Breite von 400 Meter unter Wasser gesetzt worden war. Am jenseitigen Rande stand die belgisch-englische Feldarmee in befestigter Feldstellung. Hier konnten unsere braven Pioniere zeigen, was sie zu leisten vermochten. In tiefer Nacht schwammen sie durch dieses Hindernis und richteten sich am jenseitigen Ufer ein. Uebergänge wurden gebaut, so daß auch die anderen Waffen die Ueberschwemmung überschreiten konnten. Die Artillerie beschoß die feindlichen Stellungen und verhinderte durch ihr verheerendes Feuer ein offensives Vorgehen. So glückte der Uebergang und der Verteidiger wurde vom jenseitigen Uferrande vertrieben. Gleichzeitig waren auch einige Forts der Ostfront mit den dabei befindlichen Zwischenwerken genommen und dadurch die Lücke im äußeren Festungsgürtel derartig erweitert worden, daß der Angriff weiter vorgetragen werden konnte. Er richtete sich jetzt gegen die innere Verteidigungslinie, die aus alten Brialmontschen Forts mit den dazwischen liegenden ausgebauten Verbindungs-



Pioniere auf einem Floß vor einem der eroberten Forts.



Uebergang auf einer von unseren Truppen geschlagenen **Brücke** über einen Flußarm in der Schelde-Niederung.



Papst Benedikt XV.
Neueste Aufnahme von Bettini-Rom.

Holland und der Krieg.

Von allen neutralen Staaten ist Holland eine der schwierigsten Aufgaben in dem gegenwärtigen Kriege zugefallen. Es hat als Nachbarstaat Belgiens nicht nur den riesigen Zustrom der geflüchteten belgischen Bevölkerung auszuhalten und für die Unterkunft und Verpflegung der nach vielen Tausenden zählenden Menge zu sorgen, es hat auch dem unaufhörlichen Drucke Englands zu widerstehen, das bemüht ist, durch Warnungen und Drohungen Holland zur Aufgabe seiner strengen Neutralität zu bewegen. Die durchaus einwandfreie Art, in der Holland seinen keineswegs leichten Pflichten gerecht wird, und die korrekte Handhabung seiner Neutralität sichern ihm den Dank und die Anerkennung der gesamten Kulturwelt.



Königin Wilhelmine von Holland mit ihrer Tochter. Phot. Deutmann.



Königin Maria von Rumänien.
Phot. Atelier Elvira.

linien bestand. Die Infanterie ging nahe an diese Werke heran, einzelne Batterien wurden vorgeholt und eröffneten ihr Feuer, andere mit besonders großer Schußweite konnten die Werke aus ihren ursprünglichen Aufstellungsorten erreichen; wieder andere feuerten gegen die Stadt selbst. Bald zeigte sich die Wirkung, an mehreren Teilen entstanden Brände. Auch die Forts der inneren Linie wurden zusammengeschossen. Schon stand die deutsche Infanterie dicht vor den Werken, als die weiße Fahne aufgezogen wurde. Antwerpen ergab sich, nachdem der größte Teil der Besatzung in westlicher Linie auf Ostende abgezogen war.



Unterseeboot „U 9“ in der Nordsee spähend.
Zeichnung von Prof. Willy Stöwer. Verlag Photochemie, Berlin N.

Im Felde



Hervorragende Führer unserer ostpreußischen Truppen:
1. General von der Goltz, der Führer des Landwehrkorps, das in den Kämpfen gegen die Russen die großen Erfolge errang.
Phot. Kindermann.



2. General v. Francois, unter dessen Führung der zweite Russeneinfall in Ostpreußen abgewehrt wurde.
Phot. Hundt Nchf.



Auf dem westlichen Kriegsschauplatz.
Herzog von Württemberg und komm. General von Schenck während eines Gefechts.
Herzog Albrecht. Verlag Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

Aus allen Berichten und Feldpostbriefen geht hervor, daß die Verpflegung unserer Truppen vorzüglich ist, solange eben die Proviantkolonnen überhaupt auf den zerfahrenen, aufgeweichten Straßen vorwärts kommen und die Feldküchen etwas zu kochen haben. Liegt aber die Truppe wochenlang im Kampf, oft einer starken Uebermacht gegenüber, und hat sie auch, wie es in Ostpreußen war, zwischen den einzelnen Gefechten noch größere Marschleistungen aus strategischen Gründen zu machen, so hört natürlich die Proviantzufuhr im geregeltem Maße auf, und alle sind froh, wenn wenigstens die Munitionskolonnen da sind. Mit um so größerem Jubel werden daher die Liebesgaben-Transporte aus der Heimat begrüßt, die schon einige Male Lebensmittel und vor allem Bekleidungsstücke fast bis an die Front in Ostpreußen brachten. Die braven Landwehrleute vom Korps des Generals von der Goltz, die Lyck vor den Russen beschützt hatten und an allen Kämpfen dort hervorragenden Anteil hatten, begrüßten die Wollsachen mit großer Freude. Und gerade den Landwehrmännern, die doch alle ältere Männer sind und Familien zu Hause haben, und den andern braven Regimentern, die schon den russischen Winterwind spüren, tut neue Kleidung dringend not. — Der Kommandeur des Landwehrkorps ist General v. d. Goltz, der für die Leistungen seiner Leute des höchsten Lobes voll ist. Einer der Führer der ostpreußischen Truppen ist General Hermann von Francois, im Frieden komm. General des 1. Armeekorps. Von Francois, der im 58. Lebensjahr steht, stammt aus einer preußischen Gelehrten- und Offiziersfamilie. Sein Vater fiel im Jahr 1870, sein Bruder ist der bekannte Afrikaforscher Kurt von Francois.



Morgenidyll im Felde: Beschaffung des Frühstücks.
Karl Henkell, Inhaber der bekannten Sektfirma. Großherzog von Hessen.



Morgenidyll im Felde: Verschönerung.
Phot. Otto Ullmann.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Durch das Fenster fiel warmer Frühlingssonnenschein in das Zimmer. Bei Tag war alles nicht so schlimm, wie es in den schwarzen Stunden der Nacht erschienen war. Heinersdorff begriff jetzt nicht, warum er sich so schwere Sorgen gemacht hatte. Er öffnete das Fenster. Die Luft war weich und zärtlich, roch nach junger, feuchter Erde und nach Wiesen, die noch nicht blühten. Der Himmel war blank und hoch und von kleinen, weißen Schäfchenwolken umrahmt.

Heinersdorff hatte die Lösung gefunden, die einzig mögliche, die einzig richtige. Er wird Hedwig alles sagen. Sie wird ihn verstehen, sie muß ihn verstehen, denn eine Frau, die liebt, verzeiht alles. Und wenn Hedwig von seiner Not weiß, dann kann er über die Golubjew und über den dummen Oberleutnant Vidakovich mitleidig lachen.

Er war so selig über den Entschluß, den sein morgenstarkes Herz gefaßt hatte, daß er den Nachmittag nicht erwarten konnte, um zu Hedwig hinauszufahren.

Aber als er endlich langsam und gedankenvoll die stille Maxingstraße hinaufging, lag es wie Blei in seinen Beinen. Die Zuversicht der Morgenfrühe war verschwunden. Sein Herz klopfte, und das Blut brauste durch die Schläfen. Es war ein schwerer Gang. Wie ein armer Hund, der Prügel erwartet, schlich er die gelbe Mauer des Schönbrunner Parks entlang.

Hedwig Buschgart saß am offenen Fenster und stickte. Immer, wenn er kam, zog ein Leuchten über ihr ernstes Gesicht.

„Heute bist Du aber zeitlich da," rief sie glückstrahlend.

„Ich kann ja wieder gehen und später kommen," versuchte er zu scherzen.

„Du!" sagte sie zärtlich und ergriff seine Hand, als wollte sie ihn festhalten.

Er erzählte ihr den Traum der Nacht.

„Das ist ein ganz dummer Traum," erklärte sie.

„Warum denn?"

„Weil ich nie fliegen würde."

„Auch mit mir nicht?"

„Sei nicht böse, Liebster, auch mit Dir nicht. Ich hätte viel zu viel Angst."

„Angst?"

Sie schauerte zusammen.

„Ja, Angst, Angst um Dich."

Wie soll ich es ihr erzählen? dachte er verzweifelt.

„Ich wundere mich, daß Dir das Sticken so viel Freude macht, Hedwig."

„Magst Du es nicht, wenn ich sticke?"

Sie wollte die Arbeit weglegen. Er hinderte sie daran.

„Nein, bitte, stick' doch, ich habe ja nur so gefragt."

„Ich sticke gern. Ich kann dabei so fein denken."

„Hast Du denn so viel zu denken?"

„Ach, schrecklich viel!"

„Was denn?"

Sie zögerte ein wenig, dann antwortete sie mit einem scheuen Lächeln:

„Ich denke immer an Dich."

Sie beugte den Kopf über den Stickrahmen.

Er dachte: Wie kann ich ihr von Sofia Golubjew erzählen! Wie darf ich diesen ganzen Schmutz vor ihr ausbreiten? Wie soll sie mich verstehen? Es ist ja Wahnsinn! Ich bringe kein Wort über die Lippen. Ich kann dieses Vertrauen nicht zerstören. Ich kann dieses reine Herz nicht vergiften, diese unschuldige Stirne nicht beflecken. Ich kann es nicht ertragen, daß dieses liebste Geschöpf die Achtung vor mir verliert. Ich kann nicht, ich kann nicht, lieber sterbe ich.

Er starrte angstvoll auf ihr ruhiges Gesicht, das er besser kannte als alle andern Menschengesichter.

Sie hob den Kopf und fragte:

„Warum runzelst Du denn so die Stirne?"

„Ich weiß es gar nicht," erwiderte er verlegen.

„Du siehst heute überhaupt nicht gut aus, Liebster," sagte sie besorgt. „Du hast etwas Gequältes in Deinen Augen."

Man kann in meinem Gesicht lesen, dachte er bestürzt.



Helmuth v. Moltke,
der Chef des Großen Generalstabs.
Neueste Aufnahme von Menzel-Koblenz.

„Hast Du Aerger gehabt?"

„Nein, gar nicht, ich bin nur spät schlafen gegangen. Wir saßen lange im Kaffeehaus."

„Wer war denn da?"

„Die gewöhnliche Gesellschaft, Homann, Woldrich, Cimonega, Malinowski, Fankhauser, Schrottwinkel, Dr. Franke, und später kam auch Vidakovich."

Eine Stimme schrie in ihm: Sag's, sag's!

„Wer ist Vidakovich?"

Es tat ihm weh, daß sie diesen Namen in den Mund nahm.

„Ein Oberleutnant. Er kommt auch manchmal zu unserem Tisch."

„Töschtük Bey war nicht da?"

„Nein."

„Wie geht es ihm?"

„Das weiß man nie bei ihm. Er ist immer der gleiche."

Sie sagte nachsinnend:

„Ich mag ihn sehr gern. Ich habe solches Vertrauen zu ihm."

Er dachte blitzschnell: Ich muß Töschtük um Rat fragen. Er wird mir helfen. Er allein kann mir helfen.

„Du solltest ihn wieder einmal zu uns einladen, willst Du?"

„Ja, gern, Hedwig. Er muß kommen."

Er stand auf.

„Du willst schon gehen?"

„Ja, ich habe eine wichtige Verabredung. Deswegen bin ich ja heute früher gekommen. Ich muß gehen."

„So geh', Liebster," sagte sie zärtlich und reichte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen morgen."

Er fuhr zu Töschtük Bey. Wie hatte er nur ihn vergessen können?

Der Bey war nicht zu Hause.

Heinersdorff ließ ein paar Zeilen zurück, in denen er den Freund bat, ihn im Laufe des Abends zuverlässig zu besuchen.

Als der Hauptmann nach Haus kam, meldete ihm der Diener, daß ihn zwei Offiziere erwarteten. Er wußte, was sie brachten. Er war nicht im mindesten überrascht. In seinem Innersten hatte er auch nicht eine Sekunde lang ernstlich geglaubt, daß Vidakovich nur im Rausch gesprochen hätte und keine Konsequenzen ziehen würde. Die Golubjew schoß sicher, auch wenn man ihr die Patronen aus dem Browning herausgenommen hatte.

Die beiden Herren stellten sich vor. Der eine war ein Hauptmann Engelbrecht, der andere Oberleutnant Myskiewicz. Sie waren Regimentskameraden des Oberleutnants Vidakovich.

„Wir kommen im Auftrage des Herrn Oberleutnants Vidakovich, um von Ihnen, Herr Hauptmann, Genugtuung für Ihre Aeußerung zu verlangen."

Heinersdorff erklärte sehr förmlich:

„Meine Vertreter sind Major Homann und Hauptmann Cimonega, beide vom Generalstab."

Die Offiziere verbeugten sich.

„Ich darf Sie wohl bitten, meine Herren, sich erst im Laufe des morgigen Tages mit meinen Vertretern in Verbindung zu setzen, da ich die Herren instruieren muß."

Die Offiziere grüßten und verließen die Wohnung.

Heinersdorff ging zum Telephon und lud Homann und Cimonega für den Abend zu einer Besprechung ein.

IX.

Um sechs Uhr brachte der Briefträger ein Schreiben. Heinersdorff besah den Brief, es war grobes, billiges Papier, und prüfte die Schrift, die er nicht kannte. Er öffnete den Umschlag und las:

„Es ist nicht gut, mich zur Feindin zu haben."

Sonst nichts.

Er zerknitterte den Briefbogen in ohnmächtiger Wut. Die Golubjew konnte sich nicht einmal diese kleinliche Genugtuung versagen. Sie wollte keinen Zweifel übrig lassen, daß sie die Fäden lenkte. Sie ließ jede Vorsicht außer acht, wenn es galt, ihn zu demütigen. Der Brief verriet übrigens gar nichts. Damit ließen sich keine Beweise konstruieren. Der Hohn dieser Zeile war nur Heinersdorff allein verständlich.

Aber dieser wortkarge, heimtückische Brief übte

eine andere Wirkung aus, als die Absenderin vielleicht beabsichtigt hatte. Er ließ in Heinersdorff einen Entschluß reifen, der von Minute zu Minute fester und unerschütterlicher wurde.

Ich lasse mich nicht zwingen, sagte er, im Zimmer auf- und abmarschierend. Sie haben Ihre Partie noch nicht gewonnen, Madame Golubjew.

Narr, armer Narr, sprach die Vernunft zu ihm, was willst Du machen? Sind Dir nicht Hände und Füße gefesselt? Kannst Du eherne Gesetze umstürzen?

Er schlug die Vernunft zu Boden und kämpfte um seine Freiheit, um sein Glück, um sein Leben. In dieser schweren, einsamen Stunde, die über alles entschied, sah Heinersdorff furchtlos und stark in die eiskalten, unbarmherzigen Augen des Schicksals, sah unbekümmert und stolz in die graue Weite der Zukunft und senkte den Blick nicht. Er rang mit Gott und dem Teufel und blieb Sieger, weil er seinen Stolz demütigte.

Sein Entschluß stand da, fester als Eisen, stärker als Fels:

Ich schlage mich nicht!

Jetzt wurde er mit einem Male ruhig, ganz ruhig. Jetzt konnte kommen, was da wollte. Er kannte den Weg, den er zu gehen hatte, von dem er nicht einen Fußbreit mehr abirren konnte, dem er bis zum Ende folgen mußte.

Töschtük Bey kam. Er kam zu einem Mann, der mit sich einig war.

Heinersdorff reichte dem Türken die Hand und sagte:

„Ich freue mich, daß Sie hier sind."

„Sie haben mich gerufen."

Er hatte ihn gerufen, aber er hatte ihm eigentlich nichts mehr zu sagen. Er bedurfte keines Rats.

„Ich soll Sie von meiner Braut grüßen, Bey."

„Ich danke."

„Sie möchten doch wieder einmal zu uns nach Hietzing hinauskommen. Meine Braut lädt Sie ein."

„Ich werde kommen."

Da Heinersdorff schwieg, fragte der Bey nach einer Weile:

„Haben Sie mich deswegen gerufen, Herr Baron?"

Der Hauptmann antwortete zögernd:

„Ja und nein."

Und schwieg wieder.

Töschtük Bey fragte zart und behutsam:

„Wollten Sie mich nicht wegen Madame Golubjew um Rat fragen?"

Heinersdorff blickte ihn fassungslos an.

„Können Sie Gedanken lesen, Bey?"

„Das kann ich gewiß nicht," antwortete der Türke lächelnd.

Wie kommen Sie zu Ihrer Frage?"

„Eine Begegnung mit Madame Golubjew pflegt Spuren zu hinterlassen."

Heinersdorff sagte nachdenklich:

„Sie sprechen die Wahrheit."

Er versank wieder in Schweigen.

Der Bey zündete sich eine Zigarette an und blickte den Rauchwolken nach.

Plötzlich sprang Heinersdorff auf.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Bey. Sie sind der einzige, der alles bis aufs letzte erfahren soll."

Er begann zu erzählen, fließend und ruhig, als berichtete er von den Erlebnissen eines andern. Er erzählte von dem Abend bei der Golubjew, von ihrem Besuch, von der Beleidigung des Oberleutnants Vidakovich und von dem ergebnislosen Gang zu Hedwig Buschgart.

Nachdem Heinersdorff geendet hatte, erklärte Töschtük gleichmütig:

„Die Geschichte ist sehr interessant."

Der Hauptmann fragte ein wenig ungeduldig:

„Und welche Schlüsse ziehen Sie aus dieser interessanten Geschichte?"

„Erstens, daß Madame Golubjew sich wirklich in Sie verliebt zu haben scheint, und zweitens, daß der Oberleutnant Vidakovich ein russischer Spion ist."

„An die Möglichkeit, daß die Golubjew mich liebt, habe ich nicht gedacht; aber daß Vidakovich ein Spion ist, davon bin ich beinahe überzeugt."

„Der Oberleutnant hat Sie gefordert?"

„Ja."

„Und Sie müssen sich mit ihm schlagen?"

„Ich muß mich mit ihm schlagen."

Er sagte es in einem so merkwürdigen Ton, daß Töschtük aufmerksam wurde.

„Ihrer Braut wollen Sie die Wahrheit nicht erzählen?"

„Ich kann es nicht."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, das verstehe ich nicht. In diesem Punkt bin ich wahrscheinlich zu sehr Mohammedaner."

Heinersdorff machte eine entschuldigende Handbewegung.

„Was gedenken Sie also zu tun, Herr Baron?"

„Ich werde mich nicht schlagen."

Töschtük blickte ihn erstaunt an.

„Ich dachte, Sie müssen sich schlagen."

„Allerdings, aber ich schlage mich nicht. Ich schlage mich nicht, weil ich den Herzensfrieden meiner Braut höher stelle als alles andere, und weil ich mich von der Golubjew nicht zwingen lasse."

Töschtük fragte nach einer Weile:

„Kann es für Sie nicht sehr unangenehme Folgen haben, wenn Sie die Genugtuung verweigern?"

Heinersdorff antwortete ruhig:

„Gewiß. Ich werde meine Stellung verlieren. Ich werde meine Charge niederlegen müssen."

„Ich dachte, Sie wären gern Soldat."

„Ich bin mit Leib und Seele Soldat."

„Und Sie wollen wegen so einer geringen Sache Ihren Posten verlassen?"

„Ich kann meinem Vaterlande nützen, auch wenn ich diesen Rock ausziehen muß."

Töschtük Bey überlegte eine Weile und sagte dann:

„Da Sie beschlossen haben, sich nicht zu schlagen, so kann man die Angelegenheit vielleicht von einer andern Seite anpacken."

Heinersdorff sah ihn fragend an.

„Ihre Gesetze verlangen doch nicht, daß Sie sich mit einem Unwürdigen schlagen?"

„Gewiß nicht."

Töschtük Bey lächelte.

„Dann ist es ja ganz leicht."

„Wieso?"

„Sie erklären, daß Vidakovich ein Spion ist."

„Ich denunziere nicht," sagte Heinersdorff stolz.

„Wenn Sie einen Spion entlarven, der Ihr Vaterland schädigt, so ist das keine Denunziation, sondern ein Verdienst."

„Ich kann nicht auf eine bloße Vermutung hin einen österreichischen Offizier als Spion bezeichnen."

Töschtük entgegnete, ganz sicher und selbstbewußt:

„Ich werde Ihnen die Beweise erbringen."

Heinersdorff blickte ihn zweifelnd an.

„Bis morgen können Sie mir keine Beweise bringen, lieber Bey."

„Bis morgen allerdings nicht."

„Und übermorgen ist alles zu spät. Sie sehen, mein Lieber, mir ist nicht zu helfen. Lassen wir dem Schicksal seinen Lauf."

Der Türke lächelte:

„Mit andern Worten, ich kann jetzt gehen."

„Sie wissen sehr gut, Bey, daß ich das nicht sagen wollte."

Töschtük legte begütigend die Hand auf seine Schulter.

„Natürlich! Trotzdem muß ich gehen, da ich Ihnen ja doch nicht helfen kann."

Er stand eine Weile sinnend da und sagte dann:

„Verzeihen Sie, Herr Baron, aber ich werde die Empfindung nicht los, daß das, was Sie zu tun im Begriffe sind, irgendwie falsch und schief ist."

„Wieso?"

„Wenn Sie Ihren Rang ablegen, müssen Sie Ihrer Braut ja doch alles erzählen."

Heinersdorff stutzte eine Sekunde lang.

„Nein, ich brauche dann nur zu sagen, daß ich mich geweigert hätte, einem Unwürdigen Genugtuung zu geben. Wenn ich mich aber schlage, hat meine Braut ein Recht, zu fragen, warum ich mich schlage."

Töschtük erwiderte höflich:

„Das sind Nuancen, die ich nicht verstehe, aber Sie werden wohl recht haben."

„Man hat nie recht, ohne nicht gleichzeitig irgendwie im Unrecht zu sein," sagte Heinersdorff bedrückt. „Das ist Menschenlos."

Töschtük ergriff die Hand des Freundes und sprach fast feierlich:

„Sie sind ein Mann, Baron Heinersdorff, denn Sie haben die Kraft des Ausharrens."

Der Hauptmann antwortete mit einem zweifelnden Lächeln:

„So wäre ich auf dem edlen Pfad der zehnten Sure, die da sagt, daß Allah der beste Richter ist."

„Wir wollen die Religion aus dem Spiel lassen," sagte der Türke abwehrend.

Eine halbe Stunde, nachdem Töschtük Bey weggegangen war, kamen Major Homann und Hauptmann Cimonega.

„Der Mensch hat Dich also wirklich gefordert?" rief Cimonega.

„Wer sind seine Vertreter?" fragte Homann.

„Hauptmann Engelbrecht und Oberleutnant Myskiewicz."

„Ich kenne keinen der beiden Herren."

Cimonega sagte:

„Hauptmann Engelbrecht ist mir bekannt. Er ist ein ruhiger, vernünftiger Mensch."

Heinersdorff bot den Kameraden Kognak an und reichte ihnen Zigaretten.

„Ich habe Euch zu mir gebeten, um zu fragen, ob Ihr meine Vertretung übernehmen wollt."

„Das ist doch selbstverständlich," antworteten sie gleichzeitig.

„Euer Wort gilt noch nicht," erklärte Heinersdorff. „Ihr müßt erst alles wissen, ehe Ihr ja sagt."

Die beiden Offiziere blickten ihn neugierig an.

„Also hört! Ich habe den Entschluß gefaßt, den unabänderlichen, durch nichts zu erschütternden Entschluß gefaßt, mich mit dem Oberleutnant Vidakovich nicht zu schlagen."

„Bist Du wahnsinnig geworden?" fragte Homann entsetzt.

„Da kannst Du Dir ja gleich eine Kugel durch den Kopf schießen," rief Cimonega.

Heinersdorff hielt ruhig den Ansturm seiner Freunde aus.

„Warum willst Du Dich nicht schlagen?" fragte Homann.

„Weil ich einem Menschen, dem ich im vollen Besitz meiner geistigen Kräfte ins Gesicht gesagt habe, daß er unwürdig wäre, des Kaisers Rock zu tragen, keine ritterliche Genugtuung gebe."

„Du erklärst also den Oberleutnant Vidakovich für satisfaktionsunfähig," sagte Cimonega.

„Schön, das ist ein Standpunkt," erklärte Major Homann. „Womit begründest Du die Satisfaktionsunfähigkeit? Es genügt doch nicht, zu sagen: Ich schlage mich mit dem Herrn nicht, weil er satisfaktionsunfähig ist."

„Ich kann es heute in keiner Weise begründen."

„Das ist eine schlimme Geschichte," sagte Cimonega.

„Was wirfst Du dem Vidakovich vor?" fragte Homann. „Uns, Deinen Sekundanten, mußt Du doch die Wahrheit sagen."

Heinersdorff antwortete mit fester Stimme:

„Ich behaupte, daß der Oberleutnant Vidakovich ein Spion ist."

Die Offiziere starrten ihn fassungslos an.

„Du behauptest, daß Vidakovich — —"

„Ja, das behaupte ich. Noch mehr, ich bin überzeugt davon, aber ich kann es kaum beweisen, nicht heute und nicht morgen. Die Zukunft wird es beweisen."

Die Kameraden überlegten.

Major Homann meinte nachdenklich:

„Wenn ich aufrichtig bin, so muß ich sagen, daß ich gefühlsmäßig schon seit einiger Zeit den Verdacht, den Du ausgesprochen hast, gegen Vidakovich habe."

„Kannst Du uns gar keinen Anhaltspunkt für Deinen Verdacht geben?" fragte Cimonega.

„Meine Anhaltspunkte sind nicht handgreiflich genug, sonst würde ich sie ja allein ausnutzen, da mein Schicksal auf dem Spiel steht."

Alle schwiegen.

Dann ergriff Heinersdorff das Wort:

„Und jetzt, da Ihr alles wißt, frage ich Euch, ob Ihr meine Vertretung übernehmen wollt."

„Das ist doch selbstverständlich," erklärten die Kameraden.

Heinersdorff drückte ihnen die Hand.

„Ich danke Euch."

„Wir werden also morgen den Vertretern des Oberleutnants Vidakovich erklären," sagte Major Homann, „daß Du es ablehnst, ihm ritterliche Genugtuung zu geben."

„Jawohl, ohne Angabe von Gründen."

„Und wenn die Sache vor den Ehrenrat kommt," fragte Cimonega, „wirst Du auch dann nicht sagen, warum Du den Oberleutnant Vidakovich für satisfaktionsunfähig hältst?"

„Wenn ich nicht mehr weiß als heute, — nein."

„Das ist Wahnsinn, Heinersdorff!" rief Cimonega.

„Das ist Klugheit. Ich muß einen unwiderleglichen Beweis in der Hand haben, wenn ich einen österreichischen Offizier als Spion bezeichne, sonst verschlimmere ich nur meine Lage. Außerdem warne ich dadurch Vidakovich, und der Schuft entgeht seiner Strafe."

„Ich muß Dir recht geben," antwortete Major Homann mit gepreßter Stimme. Er sprang auf, packte Heinersdorff bei den Schultern und fragte schmerzerfüllt:

„Mensch! Mensch! Weißt Du auch, was Du tust? Hast Du alles bedacht?"

Heinersdorff erwiderte fest und entschlossen:

„Ich weiß alles. Ich habe alles genau überlegt, lieber Freund."

„Du willst uns verlassen? Willst des Kaisers Rock ausziehen?"

„Ich muß, Kameraden."

Ein wilder Schmerz durchzuckte plötzlich sein Herz. Das Wasser stieg ihm in die Augen. Er wendete sich ab und trat zum Fenster, um den Freunden nicht zu zeigen, wie weh ihm zumute war.

Die beiden Offiziere starrten totenbleich in die Luft und wagten nicht, sich anzusehen. Sie preßten knirschend die Zähne aufeinander, um ihre jammervolle Schwäche zu unterdrücken.

Major Homann sagte verhalten und scheinbar gleichgültig:

„Noch ist nicht alles verloren. Vielleicht gelingt es uns, den Oberleutnant Vidakovich bis zur Ehrenratssitzung seines Verrats zu überführen, denn ein Spion ist er, das fühle ich, das weiß ich."

Heinersdorff sah ihn an, mit einem trüben, hoffnungslosen Blick.

„Ich zweifle daran, Kameraden."

Da sagte Major Homann, und jeder Muskel zuckte in seinem harten, dunklen Gesicht:

„Es wird für Dich vielleicht zu spät sein, aber das schwöre ich Dir: Wir werden den Schuft ausspüren, wir werden ihn treiben und jagen, wie noch nie ein Mensch gejagt worden ist. Mit allen Hunden werden wir ihn hetzen, nicht Tag und nicht Nacht werden wir ruhen, ehe wir ihm nicht die goldenen Sterne vom Kragen reißen und seinen zerbrochenen Säbel vor die Füße werfen können. Das schwöre ich!"

„Das schwören wir!" wiederholte Hauptmann Cimonega.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Der General = Exekutor. Frau Schwanemeier vermietet Zimmer. Leider hat auch ein Russe bei ihr gewohnt. Bereits am 27. Juli hat er sich entfernt — 97 Mark 80 Pfennige blieben unbeglichen. Frau Schwanemeier erhob sofort Klage; heute hat sie das Versäumnisurteil erhalten. Triumphierend weist sie es vor. „So, und nun werde ich es recht gut einpacken."

„Ja, wohin wollen Sie es denn schicken, Frau Schwanemeier?" fragt man.

„Wohin? Na, doch selbstverständlich an Herrn von Hindenburg!"

*

Mit Liebesgaben für das Rote Kreuz in Wien trafen auch zwei Waggonladungen Matratzen ein, die eine bekannte Wohltäterin gespendet hatte. Als sich der Lazarettkommandant für die schönen weichen Matratzen bedankte, sagte die mitleidige Dame: „Ach ja, unsere armen Soldaten! Man liest doch täglich, daß sie so hart an der Grenze liegen!" Poldi.

*

Scherzfrage. Fühlt Frankreich sich heute jung oder alt?

Antwort: Frankreich fühlt sich heute wie siebzig! (1870)

*

Auf der Straße spielt eine Horde Jungen Krieg. Plötzlich ruft einer der „hohen Offiziere" seinem Kameraden zu: „Du Dummkopf, Du darfst doch nicht grüßen, Du bist ja 's Pferd!"

*

Der kleine Franz hört zu, wie der Vater aus der Zeitung vorliest: „Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat verordnet, daß in den Schulen, in denen infolge der Einberufung von Lehrern zum Heeresdienst die Voraussetzung für die ordnungsmäßige Erteilung der Michaelis=Zensuren fehlt, für diesmal von der Erteilung der Zensuren abgesehen werden kann." — Da fängt er plötzlich zu singen an: „Deutschland, Deutschland über alles!"

*

Zeichnung von Paul Simmel.



Im Schützengraben:
„Emil, schießen wir mal erst den Flieger runter, kiebitzen gibt's hier nich!"

RÄTSEL

Ein Unverwüstlicher.

Es zog das kühne, tapfere Wort
Hinaus zum Kriegestanze —
O schaut — sein Kopf, sein Hals sind fort,
Und doch schwingt's kühn die Lanze!

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — an — au — bar — ber — ber — bi — bob — busch — cha — che — chow — dan — de — de — e — e — e — e — ei — ek — eng — er — fa — fa — fan — feu — ghi — griff — han — hard — i — ke — kul — land — li — ly — mes — mic — mis — mon — mus — na — ni — rantz — ras — re — rha — ri — ru — sa — say — si — so — tät — te — ter — ti

sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein Bündnis nennen, das der ganzen Welt Achtung einflößt.

Die Wörter bezeichnen: 1. Italienischen Dichter. 2. Feind Deutschlands. 3. Kletterpflanze. 4. Englisches Lügenblatt. 5. Deutschen Dichter. 6. Deutschen Humanisten. 7. Jetzt viel genannten Ort in Belgien. 8. Heilkräftige Pflanze. 9. Ungarischen Dichter. 10. Opernkomponisten. 11. Stadt in Galizien. 12. Ort in Brandenburg. 13. Kampfart. 14. Trompetenruf. 15. Reichen Fürsten. 16. Deutsches Adelsgeschlecht. 17. Titel eines bekannten Epos. 18. Jagdwild. 19. Serbischen Staatsmann. 20. Deutschen Städtebund. 21. Abteilung der Universitäten.

Die Sieger.

Die ersten zwei regieren den Tag
Und lassen die Menschen vergessen,
Daß sie drei vier sind — fürwahr, ein Schlag
Für die Menschheit, kaum zu ermessen.

Eine Welt, voll Feinden stand wider uns auf
Unser stolzes Wachsen zu dämpfen
Doch fanden wir Freunde mit „dran und drauf"
Und werden mit ihnen den Siegeslauf
Als eins — zwei — drei — vier erkämpfen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Im Flug: Taube.

Silben-Rätsel:

Wollne Strümpfe, Zigarren und Wurst.

1. Frinzi. 2. Elbing. 3. Faschoda. 4. Prater. 5. Müller. 6. Uebergabe. 7. Ritterorden. 8. Tsingtau. 9. Senegalschützen. 10. Essad. 11. Narew. 12. Libau. 13. Lanner. 14. Omnibus. 15. Wahlstatt.

Jedem das Seine: Rose.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24.

XXIII. Jahrgang
Nr. 44

Berliner Illustrirte Zeitung

1. November 1914
Einzelpreis 10 Pfg. oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Vor der Belagerung: Aufstellung einer schweren Haubitze.

Aufnahme unseres Spezial-Photographen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Aus den Russentagen in Insterburg: Der russische General Rennenkampf mit seinem Stab beim Abendessen im Hotel. Phot. Krauskopf.
General Rennenkampf

General Rennenkampf in Insterburg.

Vom 24. August bis 11. September dauerte die Herrschaft der Russen in Insterburg, die unter Führung des Generals Rennenkampf und des Generalissimus der russischen Armee, Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, die Stadt besetzt hatten. In diesen neunzehn Tagen haben sich eine Reihe von Episoden abgespielt, die charakteristisch sind für die angebliche Kultur, die die Russen den westeuropäischen Nationen bringen wollen. In einzelnen Gegenden Insterburgs haben die russischen Soldaten fürchterlich gehaust. Die Wohnungen geflüchteter Einwohner wurden erbrochen und nach Wertsachen durchsucht, Geschäfte wurden unter Leitung russischer Offiziere geplündert und die gefundenen Waren ballenweise nach Rußland geschafft. In der Umgebung schlachteten die Soldaten gestohlenes Vieh, schnitten nur die besten Fleischstücke heraus und ließen das übrige verderben. Im Gebäude der Ostdeutschen Bank versuchten die Russen, die Stahlkammern mit Dynamit zu sprengen. Häufig wurden Personen vor den Toren der Stadt aufgegriffen und beraubt. Klagen bei der Kommandantur blieben erfolglos. General Rennenkampf erließ sofort eine Verordnung, wonach jeder, der zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr morgens die Straße betrete, erschossen würde. Als er und der Großfürst im Hotel „Dessauer Hof“ Wohnung



In Brüssel:
Deutscher Matrose auf Patrouille in den Straßen.



Verwundeter Engländer aus dem Gefecht zurückkehrend.
Phot. Vereenigde Fotobureaux.



In Antwerpen:
Berittener deutscher Matrose als Pol zist.



Rückkehr der geflüchteten Belgier nach Antwerpen. Phot. Ed. Frankl.

nahmen, ließen sie vorerst die im Keller liegenden Kohlensäureflaschen, die sie für Höllenmaschinen hielten, auf einen freien Platz schaffen. Erst als ihnen später das Bier nicht schmeckte, und der Wirt nähere Erklärungen gab, wurde eine der Flaschen unter starker Bedeckung herbeigeholt und die Russen überzeugten sich von der Ungefährlichkeit dieser „Bomben". Im Hotel floß natürlich der Sekt in Strömen und der Adjutant des Großfürsten forderte vom Wirt, daß er die Kellner durch Damenbedienung ersetze. Als General Rennenkampf nach seiner Rückkehr im Hotel von dieser Neuerung erfuhr, war er nicht sehr erfreut und schrie: „Hinaus mit dem Weiberpack!" Kurz



Einzug der deutschen Truppen in Brügge.
Phot. Vereenigde Fotobureaux.

bevor die Russen eintrafen, hatte eine deutsche Patrouille von zwei Mann im Hotel gewohnt. Es gelang den Soldaten nicht, rechtzeitig das Hotel zu verlassen, und so steckte denn der Wirt den einen in einen Maurerkittel und den anderen in einen Kellnerfrack. Sie entgingen auf diese Weise der Gefangenschaft. Als dem Adjutanten des Großfürsten, der anfangs sehr viel ausgab, das Geld knapp wurde, blieb er einfach die ziemlich hohe Hotelrechnung schuldig. Am 11. September verließen die Russen ziemlich hastig die Stadt. Rennenkampf und Großfürst Nikolaus flohen zuerst nach Gumbinnen, dort vertauschten sie ihre Uniformen mit Zivilkleidern und setzten den weiteren Rückzug inkognito fort.



Feuernde Feldartillerie.
Auf dem westlichen Kriegsschauplatz für die „B. I. Z.“ gezeichnet von W. Schreuer-Düsseldorf.

Die Kräfte der Hunderttausende von Gefangenen, die in Deutschlands Gefangenenlagern untergebracht und genährt werden, sind allmählich im Interesse Deutschlands nutzbar gemacht worden. Weite Strecken Ödland werden von Franzosen und Russen bearbeitet, Eisenbahn- und Straßenbauten bieten reiche Arbeitsgelegenheit, auch landwirtschaftliche Betriebe, denen Arbeitskräfte fehlen, können sich Trupps von Gefangenen ausleihen. Daß es den Feinden im „Barbarenlande“ gut geht, beweist eine französische Zeitung, die die Insassen des Zossener Lagers herausgegeben haben, der „Herold, Echos aus dem Zossener Lager.“ Das Verhalten der Gefangenen ist im allgemeinen gut, natürlich haben einzelne auch Fluchtversuche gemacht, die aber stets mißlangen. Die Franzosen zeigen sich als williges und ruhiges Element, während die Engländer zuerst hochmütig und kühl auftreten wollten, auch allerhand Sonderwünsche zu äußern hatten. Doch das haben unsere Landsturmleute den „Herren“ bald abgewöhnt. Vor allem wollten sie nicht mit den Russen zusammen sein, aber waren ihnen diese als Bundesgenossen im Kriege recht, so mögen sie es auch in der Gefangenschaft sein.



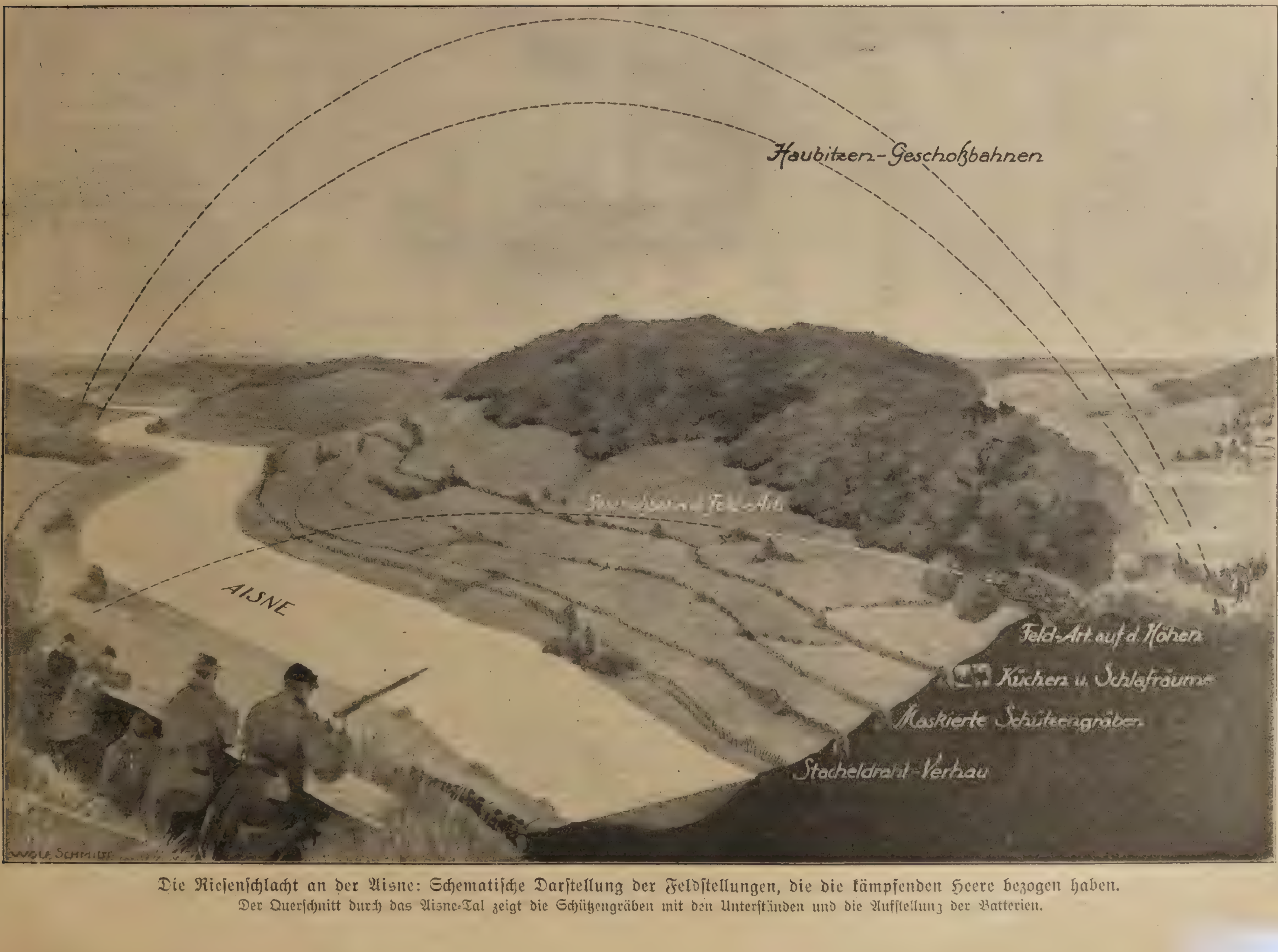
Gefangene Franzosen als Feldarbeiter auf einem Gutshof.
Phot. Wilhelm Miesler.



Das Zusammenarbeiten von Fliegern und Artillerie. Nach einer englischen Zeichnung.
Der Beobachtungs-Offizier verfolgt durch das Fernrohr den Flieger, der durch Zeichen das Feuer auf die feindlichen Stellungen lenkt.

DER KRIEG, EIN TECHNISCHES PROBLEM

Was war der Krieg eine leichte Sache, als die Ritter auf schweren gepanzerten Rossen mit Lanze und Schwert aufeinander losschlugen und hauten, was war er noch einfach, als die Söldnerheere des Mittelalters auf einander losgingen, und das Feuergefecht nur auf die kürzesten Entfernungen wirksam war — und wieviel gestaltig ist der Krieg jetzt geworden, seitdem es Luftschiffe, Flugzeuge und Selbstfahrer gibt, seitdem die Gewehre und Geschütze eine früher ungeahnte Schußweite, Feuergeschwindigkeit, Treffgenauigkeit und Wirkung erreicht haben, seitdem Telegraph, Fernsprecher, drahtlose Telegraphie und optische Signale zur Beförderung von Befehlen und Meldungen benutzt werden. Alle diese technischen Hilfsmittel muß der Heerführer genau kennen und beherrschen, um sie richtig verwerten zu können. Immer größer ist in den letzten Jahren der Einfluß der Technik auf das gesamte Kriegswesen geworden. Und wenn mancher frische, fröhliche Feldsoldat über diese technische Seite auch gestöhnt haben mag, die so gar nicht seinem Ideale des Krieges entsprach, so hat die Technik doch überhaupt zuerst die Mittel geliefert, um die Millionenheere, wie sie jetzt aufgestellt werden, zu leiten, zu führen und zu unterhalten. Während der Mobilmachung und während des Aufmarsches, während der Gefechte im offenen Felde, der Belagerungs- und Stellungskämpfe, hinter der Front im Etappengebiete und auf dem Schlachtfelde selbst, überall erblicken wir die Technik, die dem Heerführer eine treue Freundin und Hilfe geworden ist. Einer der ersten österreichischen Heerführer, General v. Boroewitsch, der Sieger von Tomaszow, sagte kürzlich in einer Ansprache an die Kriegsberichterstatter beim österreich-ungarischen Heer:



Die Riesenschlacht an der Aisne: Schematische Darstellung der Feldstellungen, die die kämpfenden Heere bezogen haben.
Der Querschnitt durch das Aisne-Tal zeigt die Schützengräben mit den Unterständen und die Aufstellung der Batterien.



Belgischer Panzerzug.



Mit Eisenträgern eingedeckte Unterstände der Engländer.

„Der Krieg ist ein technisches Problem geworden. Die Schlacht bei Roßbach dauerte eine halbe Stunde, die von Gravelotte einen halben Tag, und jeder dieser Kämpfe endete mit einer Katastrophe für den besiegten Teil. Die Schlacht bei Tomaszow dauerte eine Woche, ehe sich die Situation ein wenig lockerte, dagegen sind starke Festungen in wenigen Tagen gefallen." Da liegen sich an der Aisne und Somme die Millionenheere in wochenlangem Ringen in befestigten Feldstellungen gegenüber. Mit wunderbarer Geschicklichkeit haben die technischen Truppen diese Stellungen ausgebaut und die anderen Waffen zu ihrem Ausbau angeleitet. Selbst in den Zeitungen des feindlichen Auslandes konnte man als Erklärung der scheinbar stillstehenden Operationen an der Aisne lesen, daß die Deutschen ihre Feldstellungen in bisher ungeahnter Weise zu wahren Befestigungswerken ausgebaut hätten. Gepanzerte Unterstände, kugel- und granatensichere Deckungen seien angelegt und machten Zerstörung und



Durch Sandsäcke geschützte Unterstände, die die englischen Marinetruppen bei Antwerpen errichteten.



Wiener Aristokratinnen im Dienst des roten Kreuzes.
Gräfin Anna zu Khevenhüller-Metsch,
die Tochter des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg.



Gräfin Choloniewska.
Phot. Atelier d'Ora.

Sturmangriff unmöglich. An besonders wichtigen Punkten sind Maschinengewehre eingebaut, diese technisch so außerordentlich kunstvoll gebauten Waffen von großer, verheerender Wirkung. Elektrische Scheinwerfer erhellen das Dunkel der Nacht, wenn der Gegner unter dem Schutze der Dunkelheit sich näher an die Stellung heranarbeiten oder die Hindernisse zerstören will. Die vordersten Posten sind mit Leuchtpistolen und Leuchtraketen ausgerüstet, mit denen sie das Vorgelände beleuchten, wenn sie ein verdächtiges Geräusch gehört haben. Bei dem höchsten Führer ist eine Telegraphenstation errichtet, durch die er mit dem Großen Hauptquartier, mit dem Armee-Oberkommando und den weit entsandten Kavalleriekorps in ununterbrochenem Verkehr steht. Da sausen die Autos heran; die Offiziere mit wichtigen Meldungen befördern, das Luftschiff kommt von einer Erkundungsfahrt zurück, die hinter die feindliche Front geführt hat, die Flieger umkreisen die feindlichen Stellungen und werfen Bomben. Gibt aber in der Feldschlacht letzten Endes doch der persönliche Mut des Soldaten den entscheidenden Ausschlag, so ist der Festungskrieg ein wahrer Kampf der Maschinen, ein Streit,



Erzherzogin Augusta von Oesterreich,
die im Dienst des roten Kreuzes auf den Kriegsschauplatz geht, in ihrer Feldausrüstung.
Phot. Gebr. Häckel.

wer im Frieden die besseren Ingenieure hatte. Mit Stolz haben wir alle von den deutschen und österreichischen Mörsern gelesen, die die feindlichen Panzerforts und Festungen zerbrachen. Rasch legen die Eisenbahntruppen die flüchtige Feldbahn, auf der der 42-Zentimeter-Mörser herangebracht wird. Automobil-Kolonnen bringen die notwendigen Munitionen. Das Feuer beginnt, und bald ist das feindliche Fort nur noch ein Trümmerhaufen. Aber nicht nur verderben und vernichten will die Technik. Sie will auch zur Verpflegung und Unterhaltung der Heere beitragen. Wie könnten wir die modernen Millionenheere verpflegen, wenn es keine Feldeisenbahnen, Lastkraftwagen-Kolonnen, Konserven, Feldküchen, fahrbaren Feldbacköfen gäbe. Als das Anwachsen der Heere an den Verpflegungsschwierigkeiten an der Grenze zu finden schien, da gab die Technik die Mittel, um auch dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Sie sorgt aber auch für die Gesundheit und gibt Pflege den Verwundeten und Kranken. Fahrbare Röntgenapparate begleiten die Armee ins Feld, für die Zubereitung guten Trinkwassers sorgen besondere Apparate, Autos befördern die Verwundeten. Wohin man im Heere auch seine Blicke wandern läßt, überall stößt man auf die Technik.

BILDER VOM TAGE



Senator Strandes-Hamburg,
der zum Zivilgouverneur von Antwerpen ernannt wurde.
Hofphot. Bieber-Hamburg.



Beobachtungsposten der Marine auf der Kathedrale von Mecheln während der Beschießung des Forts Waelhem vor Antwerpen.



Fregattenkapitän von Müller,
der Kommandant der „Emden“, die mit großartigem Erfolg im Indischen Ozean operiert.
Phot. Greve.

Die Meldungen, die über die Tätigkeit des deutschen Kreuzers „Emden“ im Indischen Ozean zu uns gelangen, sind immer wieder ein Beweis für die Tüchtigkeit unserer Marine. Seit zwei Jahren wird die „Emden“, die 1908 vom Stapel lief, vom Fregattenkapitän von Müller befehligt, unter dessen Führung sie jetzt den Engländern so großen Schaden tut. Allein im September erwischte sie, nach einer Meldung der britischen Admiralität, 10 englische Handelsschiffe, jetzt mußten wieder 6 Schiffe als Beute der „Emden“ gemeldet werden. Dabei wird die englische Behörde die Verluste, die jetzt schon an 40 Millionen Mark Wert betragen, gewiß nicht übertreiben. Die jetzt als verloren gemeldeten Schiffe sind Transportdampfer von 6—11 000 Tonnen und lauter neue wertvolle Fahrzeuge. In England herrscht große Bestürzung über dieses „unerhörte“ Benehmen des deutschen Schiffes, und die Zeitungen fordern die Flottenleitung auf, das Schiff zu fangen — was ihnen hoffentlich doch nicht gelingen wird. Der kleine geschützte Kreuzer „Emden“ ist ein kleines Kriegsschiff von 3650 Tonnen Wasserverdrängung und 361 Mann Besatzung, das sich gegen die 25 000-Tonnen-Panzerkreuzer, die „Dreadnoughts“, der englischen Flotte wie ein Zwerg ausnehmen würde. Zuerst tröstete die Admiralität die Engländer mit der Behauptung, daß der „Emden“ die Kohlen ausgehen würden; aber dem scheint nicht so, findet sie doch auf jedem Schiff, das sie kapert, die schönsten Kohlen und Lebensmittel. — Der hamburgische Großkaufmann und Senator Strandes, der zum Zivilgouverneur von Antwerpen ernannt wurde, dürfte vor allem die deutschen wirtschaftlichen Interessen in Belgien zu wahren haben. Strandes gilt als Autorität besonders in Kolonialfragen.



Die deutschen „Barbaren“!
Verteilung von Brot an die Einwohner von Mecheln.
Phot. Vereenigde Fotobureaux.



Prinzessin August Wilhelm von Preußen
beim Besuch Verwundeter in Britz bei Berlin.
Aus dem heute erschienenen Heft der „Dame“.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.60 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - -



Gesang der Flieger

von

Ludwig Fulda.

Wir sind die Flieger,
Wir sind die Krieger,
Die kämpfen im Bereich der Luft;
Wir flinken Flieger,
Wir bleiben Sieger,
Wenn's auch von unten höllisch pufft.

Mit raschem Rattern,
Wenn Schüsse knattern,
Entzieh'n wir uns dem Gruß von Blei.
Wir sind im Flattern
Nicht zu ergattern;
Dann aber kommt an uns die Reih'!

Von unsern Tauben
Soll niemand glauben,
Der Oelzweig sei ihr sanft' Panier.
Surr, surr, sie rauben
Schon durch ihr Schnauben
Den Gegnern Mut und Kampfbegier.

Solch Tier zeigt allen
Die scharfen Krallen
Und ist nicht stubenrein im Flug:
Es läßt was fallen,
Das pflegt zu knallen,
Und wer es auffängt, hat genug.

Und ob auch wäre
Wie Sand am Meere
Der Feinde Zahl, wir tragen's leicht;
Wir machen Ehre
Dem deutschen Heere,
Solang' Benzin und Atem reicht.

Wir sind die Flieger,
Wir sind die Krieger,
Die kämpfen im Bereich der Luft;
Wir flinken Flieger,
Wir bleiben Sieger,
Wenn's auch von unten höllisch pufft.



Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

6. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

X.

Bittersüße Tage kamen für Heinersdorff. Die Stunden, die er im Amt verbringen mußte, waren ihm eine Qual. Er hatte hier nach menschlicher Voraussicht in Bälde nichts mehr zu suchen. Er wußte, daß er abtreten mußte, falls ihm nicht ein ungeheuerlicher Zufall zu Hilfe kam, ein Zufall, an den er nicht glauben konnte. Er machte sich in diesen schmerzlichen Tagen mit dem Gedanken des Abschiednehmens vollkommen vertraut. Was er nachher beginnen wollte, daran vermochte er noch nicht zu denken. Es war schwer genug, das Gefühl zu ertragen, daß man alles verlassen mußte, was Ziel und Lebenszweck war.

So quälend die Stunden des Dienstes waren, so selig strahlten die Nachmittage. Er fuhr, sobald er nur konnte, nach Hietzing zu seiner Braut. Leuchtend und sonnetrunken war der junge Frühling eingezogen. Jeden Tag wurde der Himmel blauer, die Luft weicher und die Sonne heißer. Ein Frühlingstaumel hatte die ganze Stadt ergriffen.

Hedwig und Heinersdorff litt es nicht zu Hause. Eine unbezwingliche Wanderlust war in ihre klopfenden Herzen eingezogen. Die weißen Straßen lockten und die schimmernden Wälder und die blasse Ferne. Jeden Nachmittag machten sie sich auf den Weg, fast immer allein. Sie forderten wohl manchmal den General zum Mitgehen auf, aber der sagte immer nur: „Ihr braucht ja keinen Elefanten, ihr seid erwachsene Menschen. Laßt mich zu Hause, mich macht der Frühling müde und faul."

Sie wanderten zur Einsiedelei und zum Himmelhof, und als die Tage länger wurden, immer tiefer in den Wienerwald hinein, in den hellen, fröhlichen Wienerwald, der so treuherzig und heimatlich zu lächeln versteht, dessen Bäume wienerisch reden, wenn sie sich etwas zu erzählen haben, und der alle seine Kinder, die traurigen und die leichtgläubigen, zärtlich wie eine Mutter an sein Herz nimmt.

Nie werden Hedwig Buschgart und Georg Heinersdorff diese jauchzenden Frühlingstage vergessen. Niemals werden so viele blaue Leberblümchen die braunen Wiesen schmücken, niemals werden die Veilchen, die am Waldrand stehen, stärker riechen, niemals werden die Vögel im Abenddämmern zärtlicher singen. Der Himmel wird nie mehr so hoch und blau sein, und die fernen Hügel werden nie mehr so herzerschütternd locken und rufen wie in diesem heiligen Frühling. Nie mehr werden Georg Heinersdorff und seine Braut so jung und sehnsuchtsbang gegen Sonnenuntergang blicken.

Eines Morgens saßen sie in Weidlingau, beim Grabmal des tapferen Generals Laudon.

Und hier, zu Füßen des alten Haudegens, der im Wienerwald von seinen ruhmreichen Bataillen ausruhte, sprach Heinersdorff zu seiner Braut zum ersten Male von der Zukunft.

„Ich trage seit vielen Tagen einen Plan mit mir herum, Liebste," begann er.

„Was für einen Plan?"

„Ich weiß nicht, wie Du darüber denken wirst, Liebste," fuhr er zaghaft fort.

„Ich werde so denken, wie Du willst," antwortete sie zärtlich.

„Ich will den Militärdienst verlassen," sagte er jäh entschlossen.

„Den Militärdienst verlassen?" fragte sie überrascht.

„Es ist ja vorläufig nur ein Plan," entschuldigte er, „ich wollte vorerst mit Dir darüber sprechen."

„Wie soll ich Dir raten, Liebster?"

Ganz still war es beim Grab des Feldmarschalls Laudon.

„Und was willst Du denn dann beginnen?"

„Ich weiß es noch nicht genau. Ich könnte vielleicht mein Gut selbst bewirtschaften. Du ahnst ja gar nicht, Liebste, wie groß und schön das Gut ist."

Er wurde ganz eifrig.

„Wir haben riesige Wälder und Felder und Mühlen und zweihundert Kühe und — und — man könnte ganz frei und unabhängig sein und wäre niemandem Rechenschaft schuldig, während ich jetzt doch nur ein subalterner Offizier bin, der immer Habt Acht stehen und tanzen muß, wie die andern pfeifen. Das habe ich ja schließlich gar nicht notwendig."

„Das sehe ich wohl ein," sagte Hedwig einfach.

„Warum hast Du aber als Großgrundbesitzer überhaupt die militärische Laufbahn gewählt?"

„Man denkt doch nicht an alles, wenn man jung ist. Und außerdem hätte ich Dich wahrscheinlich gar nicht kennen gelernt, Liebste, wenn ich nicht Offizier geworden wäre."

Sie lächelte glücklich und legte seine Hand in die ihre.

„Ich stelle es mir so herrlich vor, mit Dir zusammen auf dem Lande zu leben, Liebste. Wenn ich Offizier bleibe, hast Du ja gar nichts von mir. Immer Dienst und wieder Dienst und die Manöver und die Generalstabsreisen — —"

„Es wäre viel schöner, auf dem Lande zu leben," unterbrach sie ihn. „Du hast ganz recht, Liebster. Ich freue mich, daß Du weg willst."

Ihre Augen glänzten vor Glück.

„Wie das Königspaar im Märchen werden wir leben."

Sein Herz jauchzte. Wie rosenrot erschien die Zukunft!

Sie sagte lächelnd:

„Ich werde mich um die Kühe kümmern."

„Natürlich!"

„Und um das ganze Gut führen wir eine hohe Rosenhecke auf, damit niemand unser Glück sehen kann."

Er küßte demütig ihre Hand.

Plötzlich zog ein Schatten über ihr seliges Gesicht.

„Aber der arme Papa!"

„Was denn?"

„Er wird sehr unglücklich darüber sein, daß Du den Militärdienst verlassen willst."

„Das kann ihm doch gleichgültig sein, Hedwig."

„O nein, Liebster. Dann verliert er ja mich. Das wird ein harter Kampf werden."

Jetzt wurde auch er nachdenklich.

„Du hast recht. Aber schließlich wird ja Papa auch einmal in Pension gehen, und dann kommt er zu uns."

„Dann kommt er zu uns," wiederholte sie, aber es klang zaghaft und mutlos.

Sie verließen das Grab des alten Laudon und gingen still nach Hause.

Ueber seine Angelegenheit erfuhr Heinersdorff nicht viel. Er wußte nur durch seine Vertreter, daß die Sache dem Ehrenrat unterbreitet worden wäre.

Eines Tages kam Major Homann und sagte siegesgewiß:

„Es geht gut, Heinersdorff. Wir sind ihm auf der Spur."

Heinersdorff fragte zweifelnd:

„Ihr seid ihm auf der Spur?"

„Jawohl, lieber Freund. Wir wissen, daß er mit einer russischen Spionin, einer gewissen Golubjew, in Verbindung steht."

Heinersdorff lächelte.

„Woher wißt Ihr das?"

„Töschtük Bey hat uns auf die Spur geführt."

„Töschtük?"

„Der Schuft kann uns gar nicht mehr entgehen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann wir ihn erwischen."

Heinersdorff sagte sinnend:

„Für mich wird es zu spät sein."

Der Major Homann fuhr ihn an:

„Wie darfst Du so etwas sagen!"

„Ich fühle es, ich weiß es, aber das macht ja nichts. Ich werde wenigstens rehabilitiert werden."

Homann erklärte unwillig:

„Du bist ein langweiliger Schwarzseher geworden!"

Heinersdorff blickte schweigend vor sich hin, als könnte er in die Zukunft sehen. —

An einem unzuverlässigen, treulosen Apriltag kam die Stunde, die über alles entschied.

Es regnete, als Heinersdorff durch die dunkelnde Maxingstraße zum Hause der Geliebten schritt.

Er fragte den alten Diener, der ihm den Mantel abnahm:

„Ist das gnädige Fräulein zu Hause?"

„Jawohl, Herr Hauptmann. Exzellenz ist auch schon hier."

Als er ins Zimmer trat, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, traf er nur den alten General, der erregt auf und ab ging.

Heinersdorff grüßte.

General Buschgart blieb vor ihm stehen und sagte ärgerlich:

„Man hört ja recht schöne Geschichten von Ihnen, mein lieber Heinersdorff!"

„Was denn, Exzellenz?"

„Sie wollen einem Kameraden, den Sie beleidigt haben, keine ritterliche Genugtuung geben?"

Heinersdorff erwiderte ruhig:

„Das will ich allerdings nicht, Exzellenz."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich den Mann nicht für satisfaktionsfähig halte."

General Buschgart erklärte mit erhobener Stimme:

„Ein Offizier ist immer satisfaktionsfähig."

„Dieser Offizier ist leider nicht satisfaktionsfähig, Exzellenz."

„Warum nicht?"

„Ich kann den Beweis für meine Behauptung heute noch nicht erbringen."

Der General bekam einen roten Kopf.

„Solange Sie diesen Beweis nicht erbringen können, ist der Herr Oberleutnant Vidakovich satisfaktionsfähig. Das ist meine Ansicht, Herr Hauptmann."

„Aber nicht die meine, Exzellenz."

Der General machte einige Schritte durch das Zimmer und sagte dann ruhiger:

„Es hat ja übrigens gar keinen Wert, daß wir über die Sache streiten. Das entscheidende Wort wird der Ehrenrat sprechen."

Heinersdorff gab keine Antwort.

„Wenn der Ehrenrat den Oberleutnant Vidakovich für satisfaktionsfähig erklärt, so müssen Sie ihm ja doch Genugtuung geben."

Heinersdorff erklärte entschlossen:

„Ich werde auch dann keine Genugtuung geben, Exzellenz."

Der General sah ihn maßlos erstaunt an.

„Sie werden auch dann keine Genugtuung geben, Herr Hauptmann?"

„Nein, Exzellenz."

„Sie werden dem Befehl einer vorgesetzten Behörde nicht Folge leisten, Herr Hauptmann?"

„Es gibt Befehle, Exzellenz, denen man nicht Folge leisten kann."

Der General sagte mitleidig:

„Sie sind krank, Heinersdorff."

„Ich war nie gesünder als jetzt, Exzellenz."

General Buschgart schrie außer sich:

„Dann machen Sie sich einen Scherz mit mir, Herr Hauptmann."

„Das werde ich nie wagen, Exzellenz."

„Sie wollen sich nicht schlagen, wenn es der Ehrenrat verlangt?"

„Nein!"

„Sie wollen lieber mit Schimpf und Schande aus der Armee ausgestoßen werden?"

„Jawohl, Exzellenz."

Die Stirnader des Generals schwoll an.

„Das ist Feigheit, Herr Hauptmann Heinersdorff!"

Heinersdorff wankte, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Es war ihm, als müßte er auf den alten Mann losspringen und ihn erdrosseln. Dann riß er sich zusammen, wurde mit einem Ruck Herr über seinen Körper und sagte mit einer leeren, fahlen Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien:

„Nur der Respekt vor Ihren grauen Haaren, Exzellenz —"

In der Tür erschien Hedwig Buschgart. Regungslos und schmerzerstarrt stand sie und blickte entsetzt auf die beiden Männer, die ihr alles auf der Welt bedeuteten.

Der alte General hatte die Besinnung verloren. Er schrie, am ganzen Körper zitternd:

„Kümmern Sie sich nicht um meine grauen Haare! Ich sage es nochmals: Feigheit ist es! Feigheit!"

Jetzt erblickte Heinersdorff Hedwig, die totenbleich an der Tür lehnte.

Da wurde er ganz ruhig. Er machte eine kurze Verbeugung vor dem General und schritt aufrecht aus dem Zimmer.

Hedwig Buschgart folgte ihm. Sie schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte:

„Welch ein Unglück, Liebster! Welch ein Unglück!"

Er strich zärtlich über ihr Haar und machte sich langsam frei. Wie ein schwerer, atemraubender Traum erschien ihm alles. Er hätte schreien oder weinen mögen und blieb doch steinern und gefühllos. Er sah ganz deutlich die alten Stiche in dem Vorraum, während er den Mantel anzog, den Kaiser bei Santa Lucia und die Seeschlacht bei Lissa. Er dachte: Nie mehr werde ich diese Bilder sehen, nie mehr kann ich dieses Haus betreten, nie mehr!

Er küßte Hedwig und sagte:

„Ich werde Dir schreiben, Liebste."

Sie weinte unaufhörlich.

Er öffnete die Tür und trat in den Regen hinaus. Ganz langsam stieg er die menschenleere Maxingstraße hinan, am Friedhof vorbei, und ging durch die nächtlichen Felder gegen Hetzendorf zu. Einsam und dunkel war es hier oben. Der Regen rauschte, und der Wind kam pfeifend von allen Seiten. Tief unten glühten die Lichter der Stadt.

Wie dumm ist das alles, dachte Heinersdorff voll Schmerz. Nun ist es doch so geworden, wie es nicht hätte werden dürfen. Wenn ich mich geschlagen hätte, wäre es auch nicht schlimmer gewesen. Ich bin vielleicht doch einen falschen Weg gegangen, aber jetzt kann ich nicht mehr umkehren. Ich habe das Spiel verloren.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Wie wird sie wählen zwischen ihm und dem Vater, zu dem es keine Brücke mehr gab?

„Das ist Feigheit, Herr Hauptmann Heinersdorff!" brüllte der Wind. Die Frösche quakten es. Der Regen flüsterte es ihm ins Ohr.

Er begann schneller zu gehen. Er wollte den schrecklichen Stimmen der Nacht entfliehen. Durchnäßt und vom Fieber geschüttelt, erreichte er den Bahnhof.

Als er nach Hause kam, schrieb er sein Abschiedsgesuch.

XI.

Am nächsten Morgen meldete sich Heinersdorff krank, um nicht mehr ins Amt gehen zu müssen. Er wollte die Kameraden nicht sehen und vor allem einer Begegnung mit General Buschgart ausweichen. Er fühlte sich auch in Wahrheit so matt und zerschlagen, als hätte er eine schwere Krankheit überstanden. Dennoch empfand er es wie eine Erleichterung, wie ein freies Aufatmen, daß alles entschieden war. Er brauchte sich nicht mehr mit unmöglichen Hoffnungen abzuquälen und war eigentlich dem General Buschgart dafür dankbar, daß er ihn zum Entschluß gedrängt hatte. Nun, da er selbst alles hingeworfen hatte, blieb ihm die Entscheidung des Ehrenrats und die Schmach des erzwungenen Abschieds erspart. Jetzt war er selbst Herr seiner Ehre, mußte sich nicht mehr beugen, wenn unberufene Richter es verlangten, die keine Ahnung von dem Zusammenhang der Dinge hatten. Er bedauerte nur, daß er nicht sofort, nachdem ihn Vidakovich gefordert hatte, das Abschiedsgesuch geschrieben hatte. Er hätte sich vieles Schmerzliche erspart, vor allem die Auseinandersetzung mit Hedwigs Vater. Wenn er ruhig alles überdachte, so blieb von der ganzen unglücklichen Geschichte nichts übrig als das untilgbare Wort des alten Generals, das wie mit Peitschenschlägen sein Gesicht und sein Herz zerfleischt hatte. Kein Mensch auf dieser Welt hätte gewagt, ihn der Feigheit zu bezichtigen, selbst Vidakovich und die Golubjew mußten ahnen, welch heroischer Mut hinter seiner vermeintlichen Feigheit steckte, aber das Verhängnis wollte es, daß gerade der Einzige, der es nicht hätte tun dürfen, das tönende Wort gegen ihn schleuderte. Indessen, die Reue war nutzlos. Man konnte nichts ungeschehen machen.

Er saß nachdenklich beim Fenster und blickte in den trüben Tag hinaus. Grau und tief lag der Himmel über der Kuppel der Rotunde, die er zu berühren schien. Von der Donau her krochen die Nebel und hüllten die frühlingsgrünen Bäume in schmutzige Schleier.

Am späten Nachmittag kam Major Homann.

„Ich hörte, daß Du krank wärest, da wollte ich sehen, wie es Dir geht."

„Ich danke Dir," erwiderte Heinersdorff freundlich. „Ich bin nicht krank."

„Nicht krank?" fragte Homann erstaunt. „Du siehst aber hundsmiserabel aus, lieber Freund."

„Das macht nur die ungünstige Beleuchtung."

„So. Das freut mich jedenfalls, aber warum hast Du Dich denn krank gemeldet?"

„Das ist bloß eine Ausrede."

„Eine Ausrede?"

„Ja. Ich habe um meine Entlassung gebeten."

Major Homann sprang auf.

„Bist Du wahnsinnig, Mensch?"

Heinersdorff lächelte müde.

„Ich war niemals klarer bei Vernunft."

„Ja, warum hast Du das getan?"

„Ich habe mir die Sache genau überlegt. Es hatte keinen Zweck, die Entscheidung des Ehrenrats abzuwarten. Du weißt ebensogut wie ich, was der Ehrenrat bestimmen wird."

„Das kann man nicht so sicher vorher sagen," antwortete Homann.

„Doch. Täuschen wir uns nicht. Er wird verlangen, daß ich mich schlage. Soll ich mich mit Schande und Spott davonjagen lassen? Da gehe ich lieber freiwillig."

„Was hast Du mit dem Abschied erreicht? Nichts. Der Ehrenrat wird trotzdem verlangen, daß Du Dich schlägst, falls er Vidakovich für satisfaktionsfähig erklärt."

„Das kann er nicht verlangen, denn ich habe auch meine Offizierscharge niedergelegt."

Major Homann rief wütend:

„Das ist das Ungeschickteste, was Du tun konntest. Jetzt wirst Du alle gegen Dich haben."

„Ich kann es nicht ändern."

Homann ging auf und ab.

„Ich muß sagen, ich begreife Dich nicht. Ich begreife die ganze Geschichte nicht."

„Ich bin im guten Recht, und mein Gewissen ist rein. Das genügt mir. Mögen die anderen denken, was sie wollen, es ist mir gleich. Die Zukunft wird beweisen, daß ich des Kaisers Rock in Ehren getragen habe."

„Das bezweifelt ja kein Mensch," entgegnete Homann unwillig.

„Nun also?"

„Aber niemand wird Deinen Schritt verstehen, Mensch!"

„Ihr wollt doch Vidakovich entlarven, dann wird jeder verstehen, warum ich lieber meine Charge niedergelegt habe, bevor ich mich mit diesem Schuft geschlagen habe."

Major Homann setzte sich wieder und dachte nach.

„Du hast recht, Heinersdorff. Es war vielleicht das Klügste, was Du tun konntest. Man überblickt im ersten Moment nicht alles. Aber es ist doch ein Jammer, daß ein Mann wie Du durch so einen stumpfsinnigen Zufall von uns losgerissen wird. Wir haben nicht viele Männer, wie Du bist."

Heinersdorff lächelte gerührt:

„Willst Du nicht bald mit Deinen Liebeserklärungen aufhören!"

„Es ist ja wahr. Wenn ich denke, daß dieses Schwein noch weiter als Offizier herumlaufen darf, während Du — "

Er beendete den Satz nicht. Es würgte ihn im Hals.

Heinersdorff sagte tröstend:

„Bestimmung, Alter! Da kann man nichts machen."

Nach einer Weile begann Major Homann, ganz sachlich:

„Es ist nicht so einfach, Vidakovich zu erwischen."

„Das denke ich mir."

„Man muß Geduld haben."

„Ihr habt ja jetzt Zeit."

„Wir haben seinen Oberst ins Vertrauen gezogen. Der Mann war wie vor den Kopf geschlagen. Er kann es gar nicht fassen, daß ein Offizier seines Regiments eines solchen Verbrechens fähig sei."

„Wozu braucht Ihr den Oberst?" fragte Heinersdorff.

„Er soll Vidakovich zum Bataillonsadjutanten ernennen. Verstehst Du? Wir wollen unwiderlegliche Beweise."

„Ihr werdet sie bekommen, wenn es irgendeine Gerechtigkeit auf dieser Welt gibt."

„Die Golubjew hat übrigens Wien verlassen. Der Boden scheint ihr ein wenig zu heiß geworden zu sein."

„Weiß man, wohin sie sich gewendet hat?"

„Ja, nach Berlin."

„Hat denn Rußland auch in Deutschland dunkle Geschäftchen zu besorgen?"

„Na und ob!" lachte Major Homann. „Deutschland ist ein noch viel gehaßterer Gegner als wir, und vor den Pickelhauben haben sie einen heillosen Respekt. Wenn wir nicht das Bündnis mit Deutschland hätten, wären die Wutki-Brüder schon längst über uns hergefallen."

Heinersdorff sagte, und das Schicksal seines Vaterlandes erschien ihm so düster wie der graue Nebelabend: „Mir wäre lieber, der alte Adler fiele ruhmvoll im Verzweiflungskampf, als daß er noch länger wartete."

Am folgenden Tag kam ein Brief von Hedwig:

„Warum schreibst Du mir nicht? Ich vergehe vor Angst."

Er antwortete sofort und vereinbarte eine Zusammenkunft mit der Geliebten am nächsten Abend.

Sie trafen sich im Schönbrunner Schloßpark.

Hedwig reichte ihm ihre zitternde Hand. Sie brachte kein Wort über die Lippen. Ihre Augen schwammen in Tränen.

Auch er fand keine Worte. Schweigend ging er mit der Geliebten durch den dämmernden Park.

Endlich fragte er:

„Wollen wir zur Gloriette hinaufgehen?"

Sie nickte nur.

Nur um etwas zu sagen, begann er:

„So oft ich in Schönbrunn bin, muß ich an Napoleon denken. Er ist auch durch diese Allee gegangen, als Herr der Welt. Es war damals eigentlich viel schlimmer und hoffnungsloser als jetzt. Wer hätte auch nur zu denken gewagt, daß dieser Allgewaltige als Gefangener auf einer kleinen Felseninsel enden würde?"

Er zeigte auf das Schloß.

„Aber unser alter Kaiser sitzt noch immer hier. Wie zäh wir eigentlich sind! Wir können gar nicht untergehen, sollte man glauben."

Sie weinte unaufhörlich.

Er bat ergriffen:

„Aber, Liebste!"

Sie setzte sich auf eine Bank und bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch. Ihr Körper wurde vom Schluchzen geschüttelt.

Er streichelte ratlos ihren Arm. Ich bin schuld, daß sie so leidet, sagte er sich und starrte mit fiebernden Augen in den sanften Abend.

„Verzeih' mir, Liebster," bat sie, „daß ich mich nicht beherrschen kann. Die Nerven versagen den Dienst. Zu Hause darf ich nicht weinen und so — "

Sie konnte nicht weiter sprechen.

„Du mußt Dich beruhigen, mein Armes. Es ist ja kein Grund da, zu verzweifeln. Lieben wir uns nicht ebenso wie früher?"

Sie fragte schluchzend:

„Ich schon, aber Du?"

„Wie darfst Du so etwas nur sagen, Liebste! Ich werde Dich lieb haben bis zum letzten Atemzug. Nichts kann uns trennen, nichts."

Sie lächelte unter Tränen.

„Aber jetzt muß mein Geliebtes wieder ruhig werden und darf nicht mehr weinen."

Sie trocknete ihre Augen und sagte entschlossen:

„Ich weine nicht mehr."

„So ist es brav. Eine österreichische Generalstochter weint überhaupt nicht."

„O ja, manchmal darf sie schon weinen."

„Aber nur sehr, sehr selten."

Sie stand auf.

„Wir wollen ein bißchen gehen. Es ist schon zu kühl."

Sie stiegen langsam zur Gloriette hinauf.

„Papa ist ganz gebrochen," erzählte sie. „Er sitzt schweigend da und schaut mich immer so schuldbewußt an. Es tut ihm schrecklich leid, das darfst Du mir glauben, Liebster."

Er erwiderte ein wenig schroff:

„Du kannst von mir nicht verlangen, daß ich ihn vielleicht noch um Verzeihung bitte."

„Das verlange ich doch nicht, Liebster," sagte sie sanft. „Er muß Dich um Verzeihung bitten."

„Das kann und wird er nicht. Aber später, wenn unser erstes Kind auf der Welt ist, werde ich den ersten Schritt tun und ihm die Hand reichen."

Sie sagte zärtlich:

„Ich danke Dir, Liebster."

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Aus dem Felde schreibt uns ein Leser: „Wissen Sie, welche deutsche Truppengattung hier in Frankreich am meisten gefürchtet wird? — Das ist der Train! Denn überall an den Bahnübergängen usw. sieht man die Schilder: Attention au train!" (Achtung! Zug!)

*

Hans unterhält sich mit seiner Schwester über das eroberte Belgien. „Belgien wird zwischen England und Deutschland geteilt," sagt Hans. — „Du Schaf, England ist doch unser Feind!" ruft Grete empört. — „Das verstehst Du nicht," antwortet der Junge schlagfertig, „England bekommt den König und wir kriegen das Land!"

*

Der Vater erzählt vom General Hindenburg. „Im Hause nebenan wohnt auch ein General," ruft der kleine Willi wichtig. — Allgemeines Erstaunen. „Da ist doch ein Schild," erklärt Willi, „da steht dran General Agentur!"

*

Karl: „Du, Max, — komm doch mal her und hau den Willi, — der hat mir meinen Apfel weggenommen!" — Max: „Nee, laß' man, ick bleibe neutral!"

*

Karlchen begegnet auf der Straße einem großen Trupp Sanitätssoldaten mit der Binde des Roten Kreuzes auf dem Aermel. „Sieh' mal, Fräulein," ruft er da seiner Führerin zu, „die sind alle geimpft!"

*

Die Mutter liest aus der Zeitung vor: „Die Deutschen schlugen die Franzosen auf dem linken Flügel." Ernst fragt: „Mutti, sind die Franzosen alle Engel?" — „Nein, mein Junge, im Gegenteil; aber wie kommst Du darauf?" fragt die Mama erstaunt. — „Du sagst doch, die Deutschen haben die Franzosen auf den Flügel geschlagen!"

*

Zeichnung von Paul Simmel.



„Herrjeh, Wilhelm, Du bist auch verwundet?" — „Nee, Mensch, ich muß alles Probe anziehen, was meine Familie strickt!"

RÄTSEL

Kriegsmischung.

Zwei in Osten und Westen und
aller Welt!
Eins ist bei den Feinden beliebt,
Eins-zwei vereint, sehr hochgestellt,
Einen feindlichen Führer ergibt.

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

agh — barz — bri — brüg — burg — ca — con — da — de — der — dre — e — e — en — ga — ga — ge — ge — gi — in — ki — la land — lau — lau — li — lus — mi — mu — na — neu — nie — o — re — sa — sa — see sitz — stle — ta — ta — tan — um — van

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein von Deutschland und Oesterreich-Ungarn freudig begrüßtes Ereignis der letzten Zeit nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Berühmtes Gemälde. 2. Landschaft in Mitteldeutschland. 3. Deutsche Stadt in Belgien. 4. Adelstitel Bismarcks. 5. Fluß in Frankreich. 6. Japanische Hafenstadt. 7. Inselgruppe im Stillen Ozean. 8. Australischen Vogel. 9. Mythologische Figur. 10. Staatsmann aus der Zeit Napoleons. 11. Frohe Botschaft. 12. Soldatische Abteilung. 13. Etwas, das den Soldaten im Felde sehr willkommen ist. 14. Bad in Thüringen.

Liebe und Krieg.

Du warst es oft auf den ersten Blick,
Sah'st Du ein Mädchen, das Dir gefiel,
Gleich wolltest Du sie begleiten.
Doch hast Du Dich es im Kampfgetöse,
Dann ist es böse,
Es nutzt Dir kein Ziel;
Drum denk' dran beizeiten.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Ein Unverwüstlicher: St(reiter) — Reiter.

Silben-Rätsel:

Die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft.

1. Dante Alighieri. 2. England. 3. Efeu. 4. Times. 5. Chamisso. 6. Erasmus. 7. Termonde. 8. Rhabarber. 9. Erdelyi. 10. Cherubini. 11. Saybusch. 12. Eichow. 13. Angriff. 14. Fanfare. 15. Nabob. 16. Rantzau. 17. Ekkehard. 18. Eber. 19. Simic. 20. Hansa. 21. Fakultät.

Die Sieger: Waffenbrüder.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24

XXIII. Jahrgang
Nr. 45

Berliner

8. November 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Auf der Strandpromenade von Ostende.

Aufnahme unseres Spezialphotographen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

DIE TÜRKEI GEGEN RUSSLAND



Der König von Sachsen beim Kronprinzen im Felde.
Phot. Groß.



Türkisches Panzer-Automobil mit Maschinengewehr.



General v. Emmich mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig.
Phot. Sennecke.

Das längst Erwartete ist Ereignis geworden. Die Türkei hat sich zu dem Entschluß durchgerungen, die Gunst der Stunde zu nützen und in einem Entscheidungskampf gegen ihre Bedränger den Versuch zu wagen, das ihr drohende Schicksal zu wenden. Die führenden Männer in Konstantinopel wissen, daß sie nichts zu verlieren haben und alles gewinnen können. Mit Vorliebe ziehen sie den Vergleich mit der deutschen Erhebung im Jahre 1813; sie wollen lieber ruhmvoll untergehen, als ohne Gegenwehr sich langsam abwürgen lassen. Seit England im Bunde mit Rußland steht, fühlt jeder Türke, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis über der Hagia Sofia das Andreas-Kreuz, das Herrschaftszeichen der russischen Gewalt, aufgerichtet wird. Rettung bringen kann nur der Sieg der Feinde Rußlands und Englands und die Einsetzung der eigenen Kraft, komme, was da wolle. Die stärkste Waffe im Kampf gegen die Bedränger ist für die Türkei die geistige Macht, die in der Gemeinschaft des Glaubens mit 300,000,000 Menschen in ganz Asien und Afrika liegt. Der Großsultan der Türkei ist als Nachfolger der Kalifen von Bagdad für den gläubigen Moslem der Statthalter des Propheten, das geistliche Oberhaupt, dem jeder Anhänger des Islam Verehrung und Gehorsam schuldet; wenn der heilige Krieg erklärt wird, wenn der Sultan die grüne Fahne des Propheten erhebt und in feierlichem Gebet sich an die Söhne Mohammeds wendet, so geht ein unterirdisches Zittern wie ein Erdbeben durch den ganzen Orient und die Millionen in Indien, Persien, Afghanistan, Algerien, Marokko, im Innern Afrikas, am Kaukasus und in Zentral-Asien, in Madagaskar und auf den Malayischen Inseln geraten in Bewegung. Meist sind das arme, unterdrückte, waffenlose Massen, aber das Gefühl der gemeinsamen Gefahr und der religiösen Verpflichtung kann unter ihnen Wunder wirken. So haben die Weltbrandstifter in London, Paris und Petersburg alle Ursache, die Erhebung der Türkei nicht allzu leicht zu nehmen.



Türkische Infanterie.



Das französisch-englische Küstengebiet an der Meerenge von Calais.
Für die „B. I. Z.“ gezeichnet von Prof. Zeno Diemer.



An der Küste: Unsere Soldaten beim Muschelsuchen.



„Dort drüben liegt England."



Eine ans Land getriebene Mine.

Die Meerenge von Calais.

Zur Zeit, da unsere Zeitung in Druck geht, tobt der Kampf an der belgisch-französischen Grenze, dort, wo die Nordsee sich zum „Kanal" verengt. Kaum war Antwerpen gefallen, so stürmten unsere Truppen weiter, über Blankenberghe, nach Ostende und auf Nieuport und Dünkirchen zu. Draußen in der Nordsee dampft die englische Kriegsflotte, beschießt Ostende, das noch vollgestopft mit englischen und belgischen Flüchtlingen ist, und England greift, erregt und tätig wie noch nie zuvor, zu Wasser und zu Lande in den Kampf ein. Denn England ist nervös geworden, die Deutschen wollen nach Calais, das die Verbündeten für so sicher hielten, und mancher Engländer sieht wohl jetzt ängstlich auf die Karte, mißt die Entfernung von Calais nach Dover und denkt: Nur 33,5 Kilometer! So schmal ist hier der Kanal, den die Engländer „Straße von Dover", die Franzosen „Pas de Calais" nennen. Calais, die wichtige Hafenstadt, hat etwa 70,000 Einwohner, ist Endpunkt vieler großer Bahnstrecken vom Innern Frankreichs und wird nach der Seeseite durch 7 Batterien, nach der Landseite durch 5 Forts geschützt, die aber wohl kaum stärker als die gefallenen Lütticher oder Antwerpener Panzertürme sind. Ein sehr starker Kriegshafen ist das englische Dover, das „der Schlüssel Englands" genannt wird. Mit ungeheueren Kosten sind riesige Wellenbrecher und Piere gebaut, die Dover zum Stützpunkt der atlantischen Flotte machen. Hier in Dover sollte auch der im vorigen Jahr so viel besprochene Kanal-Tunnel enden, das Riesen-Projekt, das so großes Aufsehen machte und plötzlich in der Versenkung verschwand. Denn die Engländer wollten aus militärischen Gründen nichts weiter von dem für den Handel so vorteilhaften Tunnel unter dem Kanal hören. Eng und gefährlich ist die schmale Meerstraße zwischen den beiden Städten, in Friedenszeiten leuchten mehr als 200 Leuchtfeuer als Wegweiser, die wohl jetzt fast alle gelöscht sein werden. Was die nächste Zeit an Ueberraschungen bringt, wissen wir freilich nicht, aber in uns allen lebt die Hoffnung, daß sie für die Engländer recht unangenehm sein mögen.



Die „neuen Kurgäste" auf der Strandpromenade in Ostende.



Im Straßenkampf mit Franktireurs. Zeichnung von W. Schreuer-Düsseldorf.

Die Schlacht

von Wilhelm Mießner.

Wir hatten zur Nacht das linke Ufer der Angerapp bezogen, eines jener ostpreußischen Flüßchen, die in tiefen Erdfalten mit unzähligen Windungen das Land durchziehen. Wie ein Schädel wölbte sich der Bergrücken, auf dessen Höhe wir in einem Einzelgehöft lagen, zwei Kompagnien, zum Ufer hinunter. Und drüben stieg eine weite hier und da bewaldete Höhe auf. Kein Haus, kein Dorf, kein Mensch außer uns Soldaten war weit und breit zu sehen. Während wir hinter dem Kartoffelgarten abkochten, rieselte ein leichter Regen in unsere Suppe mit Kalbfleisch. Es war eine weltverlassene Gegend, wie uns schien. Da kam der Befehl „Schützengräben ausheben“. Im Nu wimmelte es auf dem kahlen Bergabhang von Schützenlinien. Es wurde bis in die Nacht hinein gearbeitet. Die ersten Nachtwachen. Je 12 Mann auf drei Schützengräben verteilt, hielten abwechselnd zwei Stunden Wacht und ein Feldwebel hatte unaufhörlich die Posten abzupatrouillieren. Alles andere schlief alarmbereit in den Scheunen. „Knack“ ging es drüben im Wald und dann plätscherte die Angerapp dazu. Am andern Morgen ging es vorwärts. Ueber eine schmale Brücke seitwärts, fertig zum Abschluß mit Verhauen, drüben die Straße hinauf, bis wir in die Ebene kamen, in der wieder Gehöfte, Dörfer und zuletzt eine Stadt auftauchten aus den grauen Morgennebeln. Wie wir selbst aus unserem Tal anstiegen, so kamen aus allen Wegen jetzt Truppen. Weit vor uns, hinter einem Schloßpark war ein Regiment Kavallerie abgesessen. Sie hatten den Aufklärungsdienst zur Nacht durchgeführt. In der Luft ein leises Surren und dann, fast selbst wie eine Nebelwolke, in dem dunstigen Himmel kaum zu erkennen — unser Zeppelin. Er hatte seine Arbeit getan. Auf dem Marktplatz waren es schon vier Kolonnen, die nebeneinander und aneinander vorbei aus allen Gassen kamen und sich auf den Ausmarschstraßen wieder verteilten, Infanterie, Landwehr, Artillerie und Sanitätswagen. Ordonnanzen preschen zwischen ihnen durch, Motorräder knattern, Offiziere sprechen in die Kolonnen, ermuntern, geben leise Befehle. Bataillone, Regimenter ziehen so über das Pflaster, schweigend, nur die Tritte hallen wieder von den Häusern, vor denen Menschen



Ulanen=Attacke. Zeichnung von W. Schreuer=Düsseldorf.



Rheinische Landwehr in Laon.
Zeichnung von W. Schreuer=Düsseldorf.

stehen. Mit eiligen Gebärden halten sie dampfende Kaffeeeimer, die schnell von den Kolonnen mit Trinkbechern ausgeschöpft sind. Alle haben sie den einen Gedanken, die an der Straße stehen und die vorbeimarschieren, und die Frauen, die im Schatten der Türen leise weinen: Möchte der Sieg unser sein! Wieder geht es eine Anhöhe vor der Stadt hinauf, und in einem Riesenkessel vor uns ist jedes Gehöft, jeder Wald und jede Anhöhe von Truppen erfüllt. Am fernen Rand des Tales in einem Halbkreis fahren Geschütze auf. Endlich wird das Schweigen dieser gewappneten Ebene vom Donner der Kanonen gebrochen. Erst zögernd hier und da, dann kommt die Antwort der Russen in Salven wie ein ungebärdiges Belfern, das kleine Kinder erschrecken könnte, während der Rhythmus unserer Feldgeschütze und der weit zurück in Wäldern aufblitzenden Haubitzen eine wunderbare Ordnung verrät, wie der schwere Tritt unserer Kolonnen. In einer Windmühle auf halbem Wege hat sich der Stab einer Brigade einquartiert, und Exzellenz leuchtet oben aus dem Aufzug mit dem Glas das Feld und die feindliche Stellung ab. Ordonnanzoffiziere verlassen auf leichten Pferden im gestreckten Galopp das Gehöft, und bald darauf sieht man an irgendeiner Stelle ruhende Truppen sich von neuem in Bewegung setzen. Man spürt, wie sehr es darauf ankommt, daß jedes Regiment, jedes Gewehr an der richtigen Stelle in das Gefecht geführt wird. „Fertig machen zum Anmarsch in der Richtung auf jenes Gehöft!" heißt es plötzlich. Eine Unruhe in den Schützenreihen an der linken Flanke verrät eine feindliche Bewegung. Es ist Kavallerie gemeldet von dort. Ein wütendes Gewehrfeuer an dieser Stelle tröstet uns über die Wachsamkeit der Unseren. Eine feindliche Schwadron ist im Feuer zusammengebrochen. Vereinzelte Schreie dringen bis zu uns herüber. Pferde stürzen übereinander, andere laufen herrenlos zur Seite, verschnaufen sich und rasen geängstigt umher, bis sie den Weg zurück in ihre Reihen finden. Ein schwarzer Doppeldecker fliegt hoch über uns hin. Eine ganze Kompagnie beschießt ihn. Zweihundertfünfzig Gewehre funken senkrecht in die Luft, aber in dem Kanonendonner klingt es aus nächster Nähe nicht anders, wie das Rattern eines Wagens auf holpriger Chaussee. Wir haben ihn nicht getroffen, er kehrt um



Der Burengeneral Dewet, einer der Führer des Burenaufstandes gegen die Engländer.

und kaum war er am Horizont verschwunden, da kommen die ersten schweren Granaten in unsere Reservestellungen. Ein Sausen geht durch die Luft, und über einem niedrigen Feuerstrahl steigt die schwarze Erde in einem dicken Vulkan aus der Ebene auf. Hundert Meter links, jetzt dicht an der Mühle, in der der General Auslug hält. Dann wieder „rrr“ und hinter uns. Die Kompagnien und die Züge nehmen Abstand, Stunden auf Stunden vergehen mit „Auf — das Gewehr über — ohne Tritt — Marsch. — Halt — Gewehr ab — hinlegen!“ Wir zählen die Gehöfte, die noch nicht in Flammen stehen. Und bis zum Abend ist keines mehr übrig. Jedesmal ist es, als führe ein Sturm in die Bäume, die das Haus umrahmen, und dann fressen die Flammen die geraden Linien der Dachsimse, wühlen Löcher in die Mauern und reißen das Laub von den Bäumen wie hungrige Drachen. Erst nach Dunkelwerden hört das Brummen der Kanonen auf. Wir beziehen Alarmquartier in einem Gehöft an der Straße. Drüben werden Schützengräben ausgehoben, denn man erwartet für den nächsten Morgen einen Flankenangriff der fünffachen Uebermacht. Nun heißt es, wieder nicht schlafen, sondern sich mit aller Gewalt wach halten. Es sind Posten auszustellen, die ganze Nacht ist die Straße strenge zu bewachen. Reiterpatrouillen ziehen vorüber, melden, reiten weiter, Bagagewagen fahren zur Schützenlinie mit Brot und Speck, werden angehalten und nach der Parole gefragt. In dem Haus bei der Mühle brennt die ganze Nacht das Licht. Befehle kommen und gehen. Jeder zweite Reiter fragt nach dem Hause des Stabes und wird hingewiesen. Und hin und wieder ziehen zwei Männer im schweren Gleichschritt die Straße daher, eine Tragbahre zwischen sich. Von links hört man plötzlich den dumpfen Schritt von Marschkolonnen. Eine Patrouille überzeugt sich, daß es eigene Truppen sind, die ebenfalls einen Flankenmarsch machen. Aus der Scheune kommt das Schnarchen einer schlafenden Kompagnie, vom Felde das Klappern von Spaten frischer Truppen, die sich eingraben. Da endlich wie eine Erlösung das erste Morgengrauen und dicht vor uns fröhliches Gewehrknattern. Wir rücken aus in die Schützengräben hinein. Am Wald drüben feindliche Kolonnen, Visier „500, Schützenfeuer“. Die Artillerie setzt ein, ganze Reihen stürzen sie zusammen, das übrige nehmen wir aufs Korn. Und kein einziger kommt auch nur auf 400 Meter heran. Noch ist die Sonne nicht über den Waldrand, da haben wir, ein Bataillon, einen Angriff glänzend abgeschlagen. Wir werden zurückgezogen und an anderer Stelle eingesetzt. Das ist die moderne Schlacht. Die wenigsten, die in ihr kämpfen, wissen, wann sie angefangen hat, wissen, wann sie aufhört. Nur eines bleibt sich immer gleich, jenes S — s — s — it — Bum der Schrapnelle und die weißen Wölkchen über unseren Köpfen, die, wenn sie zu nahe kommen, vier, fünf aus unseren Reihen reißen. Und manchmal wundere ich mich, daß es mich noch verschont hat. Aber aufmerken ist alles und die Ruhe nicht verlieren bedeutet schon den halben Sieg.



Die grundlosen Wege in Rußland:
Das Auto unseres Photographen in einer der verwahrlosten Straßen von Sosnowice.



Deutsche Truppen auf dem von den Russen zerstörten Marktplatz von Soldau. Phot. Photothek.



Unsere Pioniere beim Bau einer 600 Meter langen Brücke über die Weichsel.



Kommd. General von Zwehl, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Hundt.

Friedliche Kriegsbilder



Die Schneiderwerkstatt im Freien: Kompagnieschneider im Felde.
Phot. Photothek.



Friedliche Eroberungsversuche.
Von unserem Spezialphotographen vor einem Gasthaus in Belgien geknipst.



Kompagnieschneider im Felde.
Phot. Hohlwein & Giercke.

Der lange Krieg, der besonders auf dem westlichen Kriegsschauplatz in befestigten Feldstellungen geführt wird, hat hier und da zu Erscheinungen geführt, die wie Friedensbilder mitten im Kriege wirken. Die Soldaten in den Schützengräben haben sich ihre Unterstände und Erdlöcher so bequem als möglich ausgestattet, die nächsten Ortschaften liefern Stühle, Korbsessel, sogar Tische und Petroleumlampen sind häufig vorhanden. Die Unterstände selbst sind Tag um Tag verstärkt und eingebaut worden, festgestampfte Erde, Bretter und Aeste bilden kugelsichere Dächer. Stufen dienen dem bequemen Zugang, und schmale versteckte Gänge schneiden sich als Verbindungswege zu den nächsten Gräben in das Erdreich ein. Die Langeweile der Gefechtspausen und der Belagerung wird durch Musik vertrieben, Mundharmonika mit Gesang-Begleitung vermittelt den Franzosen, die ja oft nur ein paar hundert Meter davon im Schützengraben liegen, die Kenntnis der letzten Operettenschlager. In einer deutschen Stellung vor Verdun ist sogar ein Klavier, das das Brummen der Granaten aus den Forts lustig begleitet. Auf der französischen Seite ist die Gemütlichkeit im Felde sogar soweit gegangen, daß zum Erstaunen der Deutschen einige Dämchen plötzlich aus den Gräben auftauchten und lachend im Tanz sich drehten, um dann schnell wieder zu verschwinden. Auch im „Verkehr" von Feind zu Feind, wenn man so sagen kann, hat sich eine Art Komment herausgebildet. In einigen Stellungen ist es stillschweigendes Uebereinkommen, auf einzelne Leute zu bestimmten Stunden nicht zu schießen, das sind die Ordonnanzen, die Essen oder Tabak holen und beiderseits für „unantastbar" gehalten werden. Diese Achtung vor den dringendsten Lebensbedürfnissen geht in den vordersten Postenlinien sogar so weit, daß das Feuer schweigt, sobald aus einem Schützengraben Gewehrkolben oder Spaten als Zeichen hochgehoben werden. Dann wissen die Feinde, daß ein Krieger einmal aus dem Schützengraben gehen muß, und hören mit dem Schießen auf, bis der Mann wieder in Deckung gegangen ist. Das alles sind prachtvolle kleine Züge von Soldatenhumor, die das schwere Leben des Kriegers erleichtern helfen, heißt es aber „zum Sturm", so steht hüben und drüben blitzschnell mit den blanken Bajonetten der tiefe Ernst des Krieges da.



Holländische Soldaten mit Kindern belgischer Flüchtlinge an der Grenze.



Eine Schwester vom englischen Roten Kreuz im Gespräch mit belgischen Offizieren.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Abonnement im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Expedition frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

7. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Heinersdorff und Hedwig waren bei der Gloriette angelangt und blickten auf das Lichtmeer von Wien.

„Was willst Du jetzt beginnen, Georg?“

„Ich habe noch keinen Plan. Vorläufig werde ich einmal nach Haus fahren, nach Altheinersdorff. Ich brauche Ruhe und Stille, um wieder zu mir selbst zu kommen. Im Herbst hole ich Dich, Liebste. Dann feiern wir Hochzeit.“

Sie fragte voll Herzensangst:

„Und was geschieht mit meinem alten Vater?“

„Den mußt Du für einige Zeit allein lassen. Da hilft uns nichts, Liebste.“

Sie stammelte:

„Ja, freilich.“

Aber ihr Herz schrie:

„Ich kann nicht. Ich kann nicht.“

„Es wird mir schwer fallen, Papa zu verlassen, Liebster,“ sagte sie nach einer Weile.

„Wenn Du mich liebst, mußt Du es überwinden.“

„Glaubst Du nicht, daß ich Dich liebe, aus tiefstem Herzen, mehr als alles?“

„Ich glaube es,“ antwortete er sicher.

Sie ergriff seine Hand und küßte sie, ehe er es verhindern konnte.

„Ich muß jetzt nach Haus gehen, Liebster.“

Sie verließen die Gloriette.

„Es ist so traurig daheim, Du kannst es Dir gar nicht vorstellen.“

Er vermochte ihr keinen Trost zu geben.

„Wann fährst Du weg, Liebster?“

„Sobald meine Angelegenheiten in Ordnung sind. Wahrscheinlich schon übermorgen.“

„Dann sehen wir uns also nicht mehr?“

„Bis zum Herbst.“

Sie wiederholte starr und fest:

„Bis zum Herbst.“

„Schreib mir oft, Liebste. Mir wird sehr bang nach Dir sein. Ich habe ja nichts als die Hoffnung auf Dich.“

Seine Stimme zitterte vor Innigkeit.

„Ich werde oft schreiben, Georg.“

Vor der Hietzinger Pfarrkirche nahmen sie Abschied.

„Du sollst mich nicht weiter begleiten, Liebster,“ sagte sie, und ihre Lippen zuckten.

Er küßte ihre Hand. Ein heißes Weh stieg in ihm auf und preßte seinen Hals zusammen.

„Lebe wohl, Hedwig. Bleib' mir gut!“

„Und auch Du mir, Georg.“

Ihre Augen schwammen in Tränen.

Er drohte ihr scherzhaft mit dem Finger.

„Ich weiß schon,“ rief sie, tapfer die Tränen bekämpfend, „eine Generalstochter darf nicht weinen.“

XII.

Nachdem Heinersdorff seine Angelegenheiten erledigt und die notwendigen Abschiedsbesuche gemacht hatte, setzte er sich an einem schönen Frühlingsmorgen in die Bahn, um nach Haus zu reisen. Sein Herz war schwer und bedrückt. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht lieb genug zu Hedwig gewesen wäre. Er fuhr davon und ließ sie allein ihren schweren Kampf bestehen, statt bei ihr zu bleiben und sie zu schützen, wenn sie schwach und mutlos würde. Aber wie konnte er ihr helfen? Er hätte es auf die Dauer doch nicht ertragen, sich mit seiner Braut heimlich und verstohlen im dunkelnden Park zu treffen. Das war ihrer beider nicht würdig. Er hatte auch keinen Grund, sich zu verstecken. Und wenn Hedwig um des häuslichen Friedens willen die Heimlichkeit suchen mußte, so konnte er es wohl begreifen, aber dann war es doch besser, wenn er bis zum Herbst wegblieb.

So tröstete sich Heinersdorff, aber er wurde seines Trostes nicht froh. Im Tiefsten seines Herzens blieb eine dumpfe Bangnis vor der Zukunft zurück.

In Linz mußte er den Schnellzug verlassen und in die Mühlkreisbahn umsteigen. Jetzt fuhr er seiner engeren Heimat entgegen. Es wurde freier und heiter in seiner Seele. Hoch war der Himmel, und die Felder grünten, und viele Bäume blühten schon.

In der Endstation der kleinen Bahn, in Aigen-Schlägl, stieg er aus.

Der alte Stationsvorsteher trat auf ihn zu und begrüßte ihn: „Grüß Gott, Herr Baron. Das ist aber ein seltener Besuch!“

„Man kann nicht immer, wie man will, lieber Herr Wiesmayer. Wie geht es Ihnen? Immer gesund?“

„Danke, Herr Baron, es muß schon gehen. Man wird nicht jünger.“

„Gott sei Dank, lieber Herr Wiesmayer.“

„Ihr Wagen ist noch nicht da, Herr Baron.“

„Der kommt auch nicht. Ich habe meine Ankunft nicht gemeldet. Ich will die Großmama überraschen.“

Der Stationsvorsteher fragte dienstbeflissen:

„Soll ich Ihnen einen Wagen besorgen, Herr Baron?“

„Danke vielmals, Herr Wiesmayer, es ist nicht nötig. Ich gehe zu Fuß. Es ist ja ein so schöner Tag. Aber mein Gepäck können Sie mir aufbewahren, wenn Sie so lieb sein wollen.“

„Mit größtem Vergnügen, Herr Baron.“

„Ich lasse es abends abholen. Auf Wiedersehen, Herr Wiesmayer. Besuchen Sie mich doch einmal, wenn Sie Zeit haben.“

„Ich werde so frei sein. Meine Hochachtung, Herr Baron.“

Heinersdorff machte sich auf den Weg. Die Straße führte durch Felder und Wiesen, dann wieder durch hochstämmigen Wald. Die Sonne brannte heiß vom Himmel, als wäre es Juli und nicht April. Die Lerchen jubelten hoch in der blauen Luft, und aus den Hecken kam Amselschlag. Heinersdorff wanderte leicht und fröhlich wie ein Handwerksbursch. Er pfiff und sang mit den Vögeln um die Wette. Nachdem er eine Stunde marschiert war, kam er zu einem alten, verwaschenen Merkstein, der noch erkennbar das Wappen der Barone Heinersdorff trug, zwei streitende Hähne. Heinersdorff zog übermütig den Hut und grüßte devot.

„Hier beginnt mein Königreich,“ rief er lachend.

Er setzte sich auf den Stein, um auszuruhen, denn bis zum Schloß war es noch eine gute Stunde Weges, und zündete sich eine Zigarette an. Es litt ihn nicht lange. Er ging weiter. Mit Befriedigung sah er, daß die Felder schön standen und der Wald in Ordnung gehalten war. Auf einer Wiese am Waldrand grasten einige Rehe und äugten verwundert nach ihm, ohne in Angst zu geraten. Nach einer Wegkrümmung erblickte er das Schloß. Es lag auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines alten Parkes, breit und ausladend, ein mächtiges Gebäude, das doch nicht schwerfällig wirkte. Es paßte gut in die großzügige Landschaft, denn im Hintergrund erhob sich dunkel und gewaltig der Böh-



Soldatengrab. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

m[illegible], der ein schmächtiges Haus unfehlbar erdrückt hätte. So aber beherrschte Schloß Altheinersdorff die Gegend, wie es stark und massig dalag, gelb mit grünen Fensterladen, gut österreichisch und Schönbrunn ähnlich.

Nun stand er vor dem Parktor. Er öffnete es vorsichtig und spähte die breite Lindenallee entlang, die zum Schlosse führte. Auf der Terrasse konnte er undeutlich und verschwommen eine Gestalt erblicken. Das war wohl Großmutter. Wie sie sich freuen wird, dachte er vergnügt. Plötzlich schlug ein Hund an. Diavolo hatte ihn gewittert. Mit einem Freudengeheul jagte er mit ungeheuren Sätzen durch die Allee, sprang an Heinersdorff hinan, umarmte ihn, versuchte sein Gesicht zu lecken und stürmte den Weg zurück, um den Besuch zu melden. Er bellte die alte Baronin an und jagte zu seinem Herrn zurück, der ihm den Kopf kraute und zärtlich sagte:

„Ja, ja, ich bin's, beruhig' Dich nur, Diavolo. Bist mein feiner, braver Hund."

Diavolo leckte ihm die Hand und wedelte so gewaltig, daß er die jungen Blätter von den Sträuchern abriß.

Die alte Baronin war durch das Bellen des Hundes aufmerksam geworden. Sie stand von dem Tisch auf, an dem sie Kaffee getrunken hatte, und blickte in die Allee. Sie erkannte sofort ihren Enkel, denn sie hatte trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre Augen wie ein Falke. Sie rief mit ihrer lauten, männlichen Baßstimme, die die Leute auf dem Gut mehr als den Teufel fürchteten, voll freudiger Ueberraschung:

„Ja, Georg!"

Sie sprang wie ein junges Mädchen die Stufen hinab und lief auf Heinersdorff zu. Nun kam auch er ins Laufen, und sie stürmten wie zwei ungestüme Kinder aufeinander los. Diavolo schoß bellend zwischen ihnen hin und her. Nun standen sie lachend und schweratmend beieinander. Die Großmutter umarmte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging, und küßte ihn einmal über das andere Mal. Sie war fast einen Kopf größer als er und stark wie ein Eichbaum.

„Ja, wie kommst Du daher, Junge? Das ist eine Ueberraschung! Und nicht ein Wort schreibt mir der schlechte Kerl! Na wart' nur!"

Sie schob ihren Arm unter den seinen und führte ihn zur Terrasse.

„Wo hast Du Dein Gepäck?"

„Auf dem Bahnhof."

„Ich werde es gleich holen lassen. Aber jetzt setz' Dich! Trink' Kaffee!"

Es gab keine Widerrede.

„Ich freue mich, daß Du gekommen bist, Junge. Bleibst Du lange hier?"

Er nickte nur mit dem Kopf, da er ein Stück Kuchen im Mund hatte.

„Siehst aber gar nicht gut aus, mein Lieber. Schmal und blaß, pfui Teufel!"

„Es wird schon wieder werden, Großmutter," lachte er.

„Das will ich meinen."

„Wie geht es Dir, Großmutter?"

„Gut, das siehst Du doch."

Ihr dunkelbraunes Gesicht, das schneeweiße Haare umrahmten, leuchtete in Lebenslust.

„Nur ein bissel zu dick werde ich, es ist ein Jammer."

Der Enkel spottete gutmütig:

„Jetzt verliere Du noch am Ende Deine schöne Taille! Daß Du mir so etwas antust, Großmutter!"

„Mach' Dich nur lustig über mich, Du schlechter Kerl! Hast schon recht!"

„Du bist aber trotzdem noch immer eine sehr schöne Frau, da ist nichts zu sagen."

Sie lachte fröhlich:

„Halt' Deine Urgroßmutter zum besten, Du dummer Bub!"

Er sprang auf und küßte sie auf ihre glatte, faltenlose Wange.

„Jetzt erzähl' mir, wieso Du Urlaub gekriegt hast."

„Das ist eine lange Geschichte. Ich brauche ein paar Stunden, um Dir alles zu erzählen. Am Abend!"

„Schön. Jetzt habe ich ohnedies keine Zeit. Ich muß Dein Zimmer herrichten lassen. Und dann das Nachtmahl! Warum hast Du denn kein Wort geschrieben, Du schlechter Kerl?"

Sie stürmte davon, ohne eine Antwort abzuwarten, und ließ ihn allein mit Diavolo, der zu seinen Füßen lag und nicht zu wedeln aufhörte.

Er staunte jedesmal, so oft er die Großmutter wiedersah, über ihre jugendliche Frische und ihre Fröhlichkeit. Sie hatte wenig genug von ihrem Leben gehabt. Sie war die Tochter eines österreichischen Generals, des Grafen Ihlefeld, und hatte ihre Jugend in Venedig verlebt, das damals noch den Habsburgern gehörte. Sie war ganz jung, als sie den Oberleutnant Heinersdorff heiratete, dessen Vater Stadtkommandant von Venedig war. Die junge Ehe nahm ein frühes und bitteres Ende. Oberleutnant Heinersdorff, Georgs Großvater, fiel bei Königgrätz. Die junge Frau blieb mit einem Kind zurück und zog nach Altheinersdorf. Seit dem Jahre 1866 saß sie nun hier und hatte nicht ein einzig Mal während all der Zeit ihr kleines Reich verlassen. Sie bewirtschaftete das Gut, zog ihren Sohn auf und später ihren Enkel. Dann begrub sie ihr einziges Kind und ihre Schwiegertochter und blieb fröhlich und gutherzig und unverändert jung. Sie suchte keinen Trost bei der Kirche, wie es sonst die Art alter Frauen ist, denn sie war nicht fromm und gläubig, obwohl sie jeden nach seiner Fasson selig werden ließ. Sie vertrug sich sehr gut mit dem alten Pfarrer, der klug genug war, sie nicht bekehren zu wollen. Was sie aufrecht und stark erhielt, war die Arbeit. Sie stand mit den Hühnern zugleich auf und legte sich als letzte zu Bett. Sie fürchtete nicht Frost und Schnee, nicht Gewitterregen und Sonnenbrand.

Heinersdorff mußte oft an das Begräbnis seines Vaters denken. Er war noch ein kleiner Junge gewesen, aber er hatte damals einen Eindruck empfangen, der unvergeßlich blieb. Er sah die Großmutter, wie sie groß und stark im schwarzen Trauergewand neben dem Sarg ihres Sohnes stand. Sie weinte wohl auch, obwohl er sich daran nicht erinnern konnte, aber nach der Feierlichkeit ging sie ins Schloß zurück, zog sich um und setzte sich aufs Pferd, um die Heumahd zu beaufsichtigen. Sie trug auch nicht einen Tag lang Trauer. Die schwarzen Gewänder wurden sofort nach dem Begräbnis in den Kasten gesperrt. „Ich trauere mit dem Herzen, nicht mit den Kleidern," sagte sie abweisend, als die Schwiegertochter eine schüchterne Einwendung erhob.

Die Stimme der Großmutter weckte ihn aus seinen Träumen. Sie rief aus einem Fenster im ersten Stockwerk:

„Dein Zimmer ist schon in Ordnung. Du kannst Dich waschen, wenn Du willst. Und dann komm' essen!"

„Danke, zu Befehl, Herr Oberst," antwortete er lachend.

Sie speisten in dem großen, holzgetäfelten Saal, in dem das ganze Kardinalskollegium bequem Platz gefunden hätte. Ein großer Leuchter leuchtete über dem gewaltigen Tisch, aber sein Licht war zu schwach, um den ganzen Raum zu erhellen. Die Ecken lagen im Dunkel. Mächtige Buchenscheite lohten in dem offenen Kamin, denn die Abende waren noch kühl.

Heinersdorff fragte:

„Ißt Du hier auch, wenn Du allein bist, Großmutter?"

„Natürlich! Wo soll ich denn sonst essen? Ich kann mich doch nicht in die Küche zu den Mägden setzen."

„Freilich, aber sag', fürchtest Du Dich gar nicht, so allein in dieser großen Reitschule?"

Sie lachte hell auf.

„Fürchten? Wovor soll ich mich fürchten, Du Tepperl? Ich fürchte nur die Dummheit, und die lasse ich hier nicht herein."

„Aber langweilig muß es doch sein, Großmutter? Besonders an den langen Winterabenden?"

„Ich langweile mich nie. Der Pfarrer kommt manchmal und erzählt mir von seinen Sorgen, die Leute wollen nämlich gar nicht mehr fromm sein. Ein andermal sind der Verwalter und seine Frau da. Aber am liebsten ist es mir, wenn ich allein bin," fuhr sie fort.

„Ich kann ja wieder wegfahren," lachte er.

Sie drohte mit dem Messer:

„Du! Spiel' Dich nicht mit mir!"

„Also weiter, Großmutter," bat er.

„Wenn ich allein bin, dann lese ich die Zeitungen und lache mir den Buckel voll über alle die Dummheiten, die bei Euch in der Welt geschehen."

„Du hast leicht lachen!"

„Soll ich mich vielleicht ärgern? Fällt mir nicht ein."

Er legte die Gabel weg und lehnte sich seufzend in den Sessel zurück.

„Bist Du satt, Junge?" fragte die Großmutter besorgt.

„Na, hörst Du. Ich kann mich nicht rühren."

„Du bist mir ein Held! Die Menschen von heute haben keinen richtigen Magen mehr."

Sie schellte. Der Diener begann den Tisch abzuräumen.

„Was trinken wir zur Feier des Tages, Bubi?" fragte sie. „Willst Du Weißwein oder Rotwein?"

„Rotwein ist mir lieber."

„Also schön. Wir haben einen fabelhaften Château d'Yquem im Keller. Erste Klasse, kann ich Dir sagen."

Sie schnalzte ein wenig mit der Zunge.

„Passen Sie auf, Joseph. Sagen Sie der Poldi, sie soll in den Keller gehen und eine von den Flaschen, die rechts ganz in der Ecke liegen, heraufholen und ein bißchen anwärmen."

„Sehr wohl, Frau Baronin."

„Hier ist der Kellerschlüssel."

Der Diener wendete sich zum Gehen.

Die Baronin fragte, listig lächelnd, ihren Enkel:

„Eine Flasche wird aber zu wenig sein, glaubst Du nicht, Bubi?"

Er meinte unsicher:

„Ich weiß nicht, aber das sage ich Dir gleich, Großmutter, besaufen lasse ich mich von Dir nicht."

Sie schüttelte sich vor Lachen und rief dem Diener nach:

„Halloh! Die Poldi soll zwei Flaschen bringen!"

„Sehr wohl, Frau Baronin."

Als der Wein in den Gläsern funkelte, zündete sie sich eine Zigarre an und schimpfte nach den ersten Zügen:

„Die Trabucos werden auch immer schlechter!"

„Alles wird schlechter, Großmutter."

„Freilich, freilich."

Sie hob ihr Glas und stieß mit ihm an.

„Sollst leben, Bubi, und gesund bleiben!"

„Du auch, Großmutter!"

Sie leerte ihr Glas bis zur Nagelprobe.

„Das gibt's nicht. Austrinken! Kannst Dich schämen! So ein junger Mensch! Ex!"

Er mußte gehorchen.

„Ein guter Tropfen, was?"

„Ausgezeichnet, aber ein bißchen schwer," meinte er bedenklich.

„Lächerlich! Der Wein macht Dir nichts."

Sie rauchten eine Weile schweigend, dann sagte die Großmutter:

„Also jetzt leg' los, mein Junge. Erzähle!"

Er antwortete nachdenklich:

„Ich weiß gar nicht, womit ich beginnen soll."

„Immer mit dem Ungeschicktesten."

„Also vor allem: ich bin nicht auf Urlaub hier, Großmutter —"

„Was heißt das?"

„Ich bin vom Militär ganz weggegangen."

Sie blickte ihn an, als verstünde sie nicht sogleich, dann schlug sie mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und rief:

„Donnerwetter! Das ist das Vernünftigste seit hundert Jahren, was je ein Heinersdorff getan hat. Sollst leben, Bubi!"

Sie trank ihm zu, und er mußte ihr Bescheid tun. Ihre Augen leuchteten in Fröhlichkeit.

„Du hast also wahr und wirklich den ganzen Militärdienst an den Nagel gehängt?"

„Jawohl."

„Wie ist denn das zugegangen?"

Er erzählte ihr, ohne die Golubjew zu erwähnen, von der Forderung des Oberleutnants Vidakovich und von der Notwendigkeit, den Abschied zu nehmen, da er sich mit dem Kerl nicht schlagen wollte.

Sie hörte ihm voll Bewunderung zu und sagte dann kopfschüttelnd:

„Junge, Junge, woher hast Du den Verstand genommen? Du redest ja gerade so, als wenn Du kein Heinersdorff, sondern ein Ihlefeld wärst."

„Also nicht arrogant sein, Großmutter!"

„Du, das ist schon wahr: Ihr seid immer sehr tapfer gewesen, habt Euer Leben für Gott, Kaiser und Vaterland gelassen, aber klug, sei nicht bös, Bubi, klug seid Ihr nie gewesen."

„Das verstehst Du nicht, Großmutter."

„Schön. Ist mir auch recht. Die Hauptsache bleibt doch, daß Du die Uniform ausgezogen hast."

„Es ist mir schwer genug gewesen."

Sie rief dröhnend:

„Mach' Dich nicht lächerlich! Ist denn das ein Beruf für Dich? Hast Du es notwendig, als Capitano herumzulaufen, habt Acht zu stehen und Kriegspläne zu zeichnen, die für die Katz' sind? Du wirst das Kraut auch nicht fett machen, mein Lieber!"

„Wenn alle so sprächen wie Du, dann wäre es schlimm um uns bestellt."

Sie trank einen Schluck und entgegnete zornig:

„Schlimmer kann es gar nicht werden, mein Sohn. Den Oesterreichern ist nicht zu helfen, glaub' mir. Sie sind weich und unentschieden und unentschlossen, sie haben kein Selbstbewußtsein und keine Einheit, der Teufel soll sie holen. Ich bin ein altes, dummes Weib, Du brauchst es mir gar nicht zu sagen, ich bin seit 66 hier nicht herausgekommen, aber ich weiß mehr von Oesterreich als Ihr alle, die Ihr mitten im Leben drin steht. Ihr könnt ja gar nicht sehen, wie anders dieses Land in den letzten fünfzig Jahren geworden ist."

Er wollte eine Einwendung machen.

„Laß' mich ausreden! Ich war noch in Venedig und in Mailand, als sie österreichisch waren. Du kannst Dir heute nicht einmal vorstellen, was das zu bedeuten hatte. Wir haben Venetien und die Lombardei hergegeben, weil wir folgsam und artige Kinder sind."

Er sagte lächelnd:

„Du kannst doch die Weltgeschichte nicht korrigieren."

„Ach was, Weltgeschichte! Wenn es auf mich ankäme, würden wir eine ganz andere Weltgeschichte machen."

Er trank ihr zu:

„Lassen wir die dumme Politik, Großmutter!"

„Es schaut ja doch nichts dabei heraus, hast recht, Bubi. Ich lache ja zumeist über all den Unsinn, aber manchmal frißt es mir doch die Galle auf, wenn ich lese, was bei uns alles möglich ist. Da reisen zum Beispiel österreichische Abgeordnete nach Rußland und nach Serbien und hetzen dort gegen Oesterreich. Ist das irgendwo auf der Welt möglich außer bei uns? Wenn ich der Kaiser wäre, ich würde die Burschen bei ihrer Heimkehr am nächsten schwarzgelben Grenzpfahl aufknüpfen lassen."

Darauf wußte er keine Antwort.

Die Großmutter sagte bitter:

„Aber schließlich, was geht mich das alles an! Ich freue mich, daß Du Dich jetzt selbst ein bissel um Dein Gut kümmern wirst."

„Eigentlich bin ich hier ganz überflüssig," warf er ein. „Du verstehst es viel besser als ich."

„Das mag schon sein, und ich bin auch noch gesund und kräftig, aber eines Tages werde ich ja doch zum letzten Rapport berufen werden."

„Das gibt es gar nicht," scherzte er. „Du wirst alle überleben."

„Damit sagst Du mir nichts Freundliches," antwortete sie ernst. „Gar so schön und liebenswert war mein Leben nicht. Ich will auch einmal meine Ruhe haben."

Er versuchte, sie aufzuheitern:

„Schäme Dich, Großmutter. Du hast ja schon das graue Elend. Du verträgst nichts mehr."

„Oho!" lachte sie. „Ich kann Dir noch etwas geben, mein Bürscherl. Prost! Ex!"

Nachdem sie getrunken hatte, meinte sie:

„Du kannst Dir ja, solange ich noch die Wirtschaft führe, irgendeinen kleinen Zeitvertreib zulegen."

„Was denn zum Beispiel?"

„Laß Dich zum Abgeordneten wählen. Ist sofort zu machen. Ich brauche nur mit dem Pfarrer ein Wort zu reden."

Er wehrte mit beiden Händen ab:

„Um Gotteswillen! Mehr fehlt mir nicht. Unser Parlament! Das ist wohl das Kläglichste vom Kläglichen. Sie bellen sich an und streiten um Straßentafeln und Sprachenverordnungen. Nicht einer ist da, der aufstehen und reden würde: Friede! Seid einig! Wir sind Brüder, Kinder eines Vaterlandes, Oesterreicher sind wir!"

Die alte Baronin begann laut zu singen:

„O Du mein Oesterreich! Oesterreich!"

Es klang wie beleidigte Liebe und schmerzlicher Hohn.

Heinersdorff blickte auf die Uhr und rief:

„Donnerwetter! Weißt Du, wie spät es ist, Großmutter?"

„Na?"

„Die Mitternacht zieht näher schon."

Die Großmutter sprang auf und sagte:

„Das kommt nur von Deiner dummen Politik!"

„Ich habe ja gar nicht damit angefangen."

„Wer denn sonst? Aber jetzt marsch ins Bett! Morgen ist auch noch ein Tag, um das Vaterland zu retten."

Sie drückte ihrem Enkel einen schallenden Kuß auf die Stirn und trieb ihn aus dem Saal.

Er schlief bis spät und mußte allein frühstücken, da die Großmutter schon vor einigen Stunden auf die Felder hinausgefahren war. Gemütlich und rauchend ging er dann durch den großen Park, der sich eine Stunde weit rings um das Schloß ausbreitete. Er freute sich des schönen, milden Frühlingstages und dachte voll zärtlicher Liebe an Hedwig, der er in wenigen Monaten sein schönes Reich zeigen durfte. So kam er in Gedanken zu einer Waldwiese, die fast kreisrund und von hohen alten Eichen umrahmt war. In der Mitte erhob sich ein weißer Tempel, zierlich und anmutig, von dunkelgrünen Lebensbäumen umstanden, mit einem kleinen Vorbau, den zwei schlanke, griechische Säulen trugen. Dieses heitere Häuschen, das wie ein zärtlicher Sommerpavillon aussah, war die Grabstätte der Barone von Heinersdorff.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

„Was hattest Du denn mit der Dame am Nebentisch zu reden?" — „Ich stieß sie aus Versehen mit meinem Schirm, sagte aus Versehen ‚Pardon' und hab' mich deshalb entschuldigt!"

*

Zu dem Bild in Nr. 41 unserer Zeitschrift „Deutsche Artillerie im Kampf vor Mecheln" schreibt uns ein Leser, der als Artilleriehauptmann im Felde steht:

„Junge, wenn Dir so 'ne Bohne — Rin in Deinen Garten fliegt, — Brauchste nichts mehr einzupflanzen, — Was im Frühjahr Wurzeln kriegt. — In der Mitte ist 'ne Oeffnung — Anderthalb, zwee Meter groß, — Selbst bei reichlich Muttererde — Liegt der Untergrund dann bloß. — Geh' zu Späthe oder Schulze, — In Berlin selbst kriegst 'n kaum — Und dann pflanz' in diesen Kübel — Deren größten Lorbeerbaum. — Fliegen aber mehr als fünfe — In die Koch — bei Ullstein rein, — Wird der Hof gleich so erweitert, — Daß sie alle „Halt" nur schrei'n!"

*

Ein Automobilist, der schon mehrmals Liebesgaben an die Front gefahren hat, kommt wieder einmal von einer Fahrt zurück. „Papa," begrüßt ihn sein vierjähriges Söhnchen, „bist Du nun endlich verwundet?"

*

„Na, Pawel Pawlowitsch, was hast Du getan, als die deutsche Artillerie Eure Stellung in dem Dorf beschoß?" — „Oh, hab' ich gefaßt Mut und mich schnell versteckt in Keller!"



Den geehrten Verbündeten empfehlen sich als Verlobte:
Der Onkel aus Friedrichshafen. Die Tante aus Essen.
Aus der »New Yorker Staatszeitung«.

RÄTSEL

Notwendige Ergänzung.

Ohne Erste gibt's kein Zweites.
Beim Militär findet man beides.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ais — bach — bay — bel — berg — bing — boot — ce — chri — des — dief — do — dri — e — el — ern — eu — eu — fen — her — i — i — ka — lem — li — ma — ne — ni — no — no — nod — pe — pi — port — recht — reg — rhi — ri — ros — sä — stoph — sy — tha — tor — ut — vi — ze

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, den Zeitpunkt nennen, zu dem der gegenwärtige Krieg beendet sein wird.

Die Wörter bezeichnen: 1. Kampfort an der belgischen Küste. 2. Quecksilber-Bergwerk. 3. Männlichen Vornamen. 4. Kleines Kriegsschiff. 5. Deutsche Stadt. 6. Schlachtort in Galizien. 7. Hafenstadt in der asiatischen Türkei. 8. Säugetier. 9. Fluß in Frankreich. 10. Im gegenwärtigen Krieg vielgenannte galizische Stadt. 11. Höchste russische Kirchenbehörde. 12. Tapferen deutschen Stamm. 13. Sagenhafte Insel. 14. Waffe. 15. Maler. 16. Altgriechischen Dichter. 17. Stadt in Holland.

Soldaten-Laufbahn.

Jeder Erste ist mal das Zweite gewesen
Und wird als Sammelname auch für das Ganze gebraucht.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Kriegsmischung: Rennenkampf.

Silben-Rätsel:
Ganz Belgien in deutschem Besitz.
1. Gioconda. 2. Niederlausitz. 3. Brügge. 4. Lauenburg. 5. Indre. 6. Nagasaki. 7. Neuseeland. 8. Emu. 9. Tantalus. 10. Castlereagh. 11. Evangelium. 12. Brigade. 13. Salami. 14. Tabarz.

Liebe und Krieg: Verschossen.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien.
Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24

XXIII. Jahrgang
Nr. 46

15. November 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Beobachter am großen Scherenfernrohr.

Aufnahme unseres Spezialphotographen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Nach den heißen Kämpfen an der Küste: Transport von verwundeten belgischen Soldaten in Brügge. Phot. Vereenigde Fotobureaux.

Am Fernrohr.

Das Fernrohr ist eins der wichtigsten Kriegsinstrumente geworden. Der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", der in der Front Gelegenheit hatte, durch ein solches modernes großes Scheren-Fernrohr zu sehen, schreibt: „Nun kam der große Augenblick, der mir für mein ganzes Leben unvergeßlich sein wird: der Blick in das Fernrohr. Zwei braune Linien zogen sich mit greifbarer Deutlichkeit durch die Mitte des Bildes; der deutsche und der französische Schützengraben. Besonders gut war der Einblick in den französischen Graben; da kribbelten die Leute in ihren roten Mützen und roten Hosen herum, 3800 Meter liegt dieser Schauplatz von uns entfernt; aber wir glauben ihn so nahe, daß wir mit der Stimme hinüberdringen könnten."



Kriegsminister v. Falkenhayn, der Vertreter des erkrankten Generalstabschefs von Moltke. Phot. Mayer.



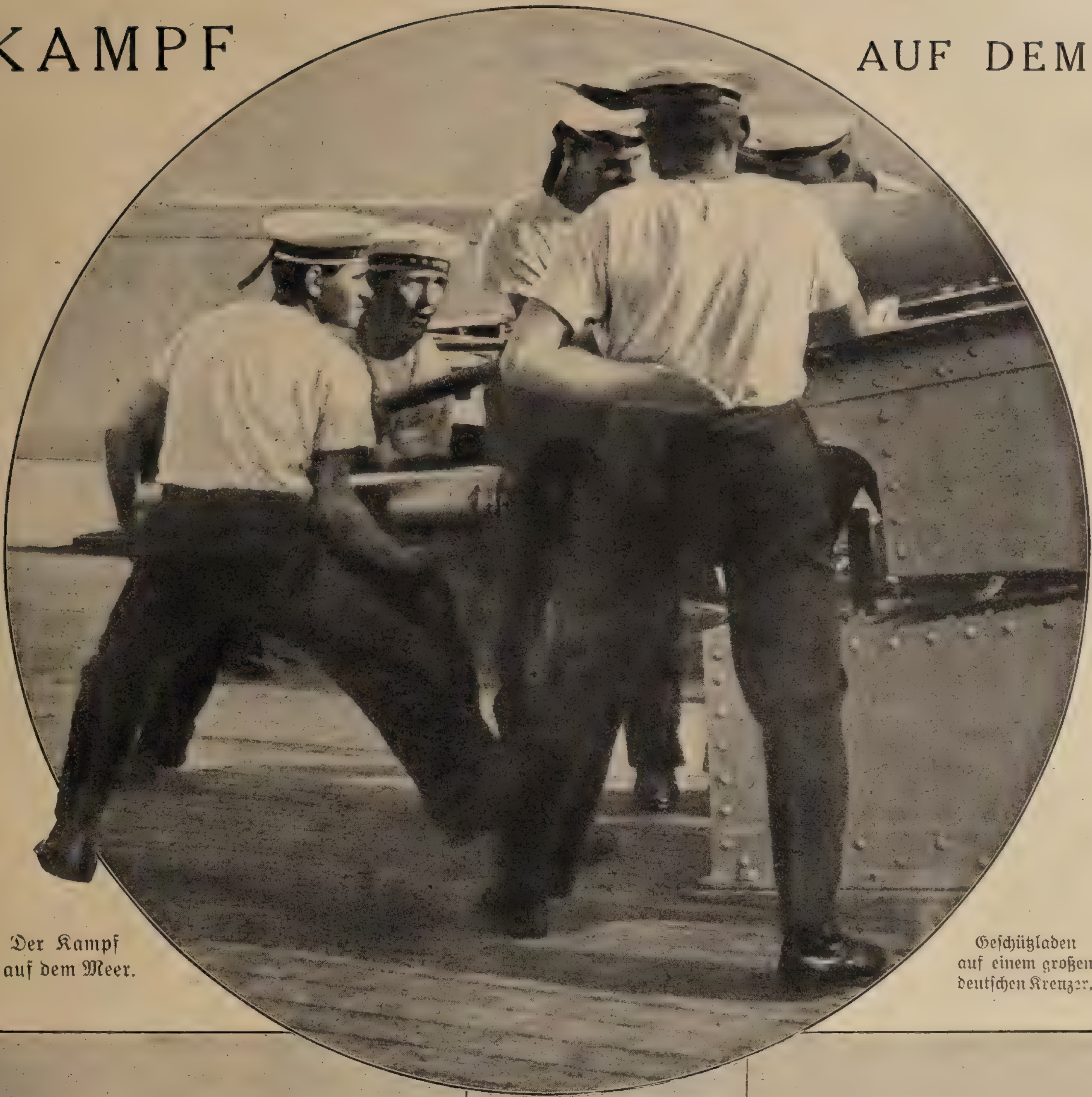
General-Oberst von Hindenburg mit seinem Stabe. Phot. Armin T Wegener.
Hindenburg.



Vize-Admiral Graf v. Spee, der Befehlshaber des deutschen Geschwaders in der Seeschlacht an der chilenischen Küste. Phot. Urbahns.

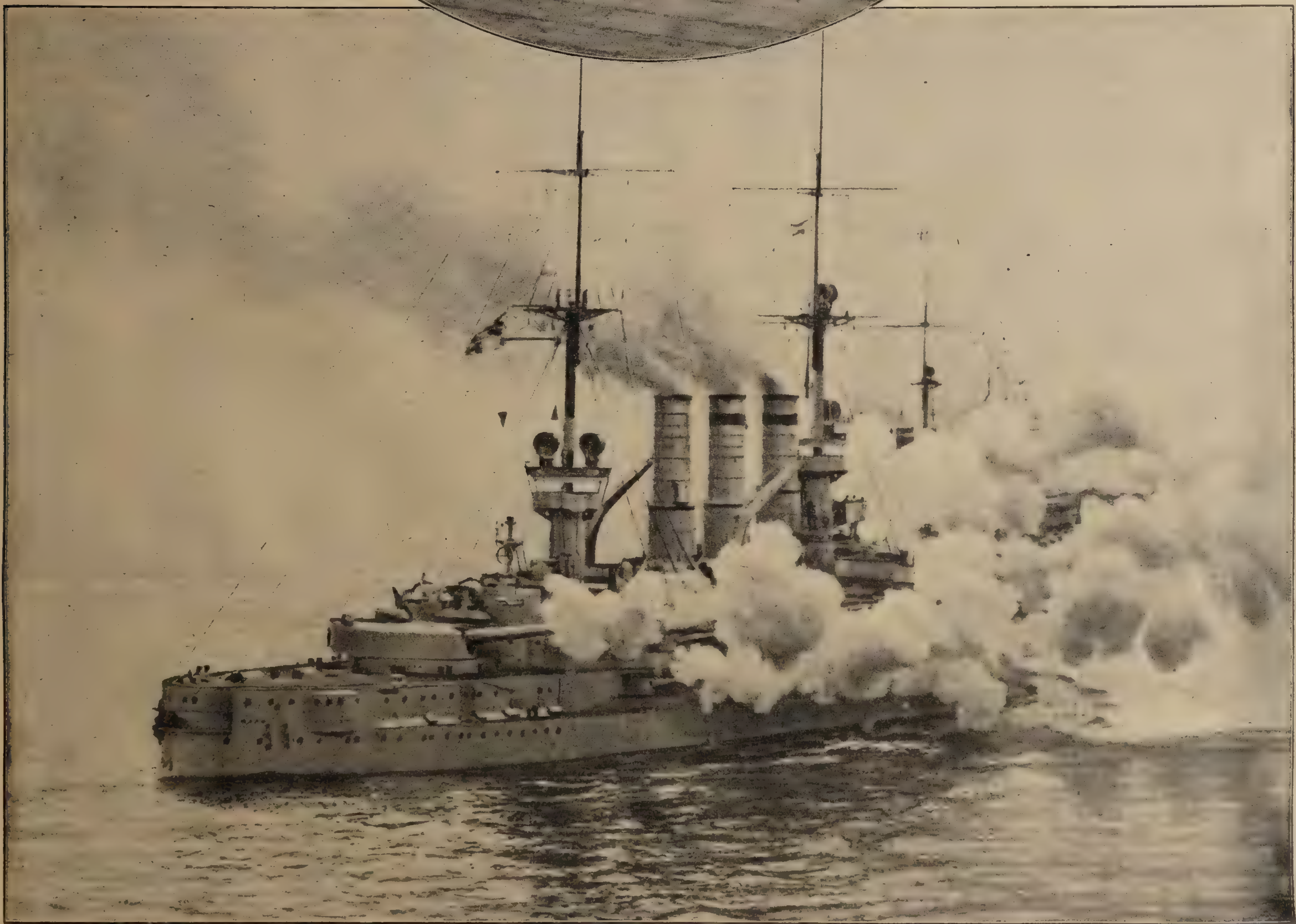
DER KAMPF AUF DEM MEER

Große Ueberraschung und Freude hat der Sieg hervorgerufen, den das Kreuzergeschwader an der chilenischen Küste über vier englische Kriegsschiffe errang. Zwei dieser Schiffe waren große, stark armierte Panzerkreuzer, die vom Feuer der deutschen Kanonen vernichtet wurden. Der kleine Kreuzer ‚Glasgow', das dritte englische Schiff, entkam beschädigt in einen chilenischen Hafen, wo es entwaffnet und während des Krieges interniert wurde. Der Verbleib des vierten Hilfskreuzers ‚Otranto' ist nicht bekannt. Chef des deutschen Kreuzer-Geschwaders ist Vizeadmiral Graf v. Spee, dem die Schiffe ‚Scharnhorst', ‚Gneisenau', ‚Nürnberg', ‚Leipzig' und ‚Dresden' unterstellt sind. Wie aus den Schlachtberichten hervorgeht, wurde ‚Monmouth' von deutschen Schüssen so getroffen, daß er gleich sank. Noch im Untergehen erwiderte er das Feuer und versuchte, einen deutschen Kreuzer zu rammen. Die Schlacht ist ein Beweis für den Geist, der in unserer Seemacht steckt, und ein Beispiel, was ein tüchtiger Führer mit wenigen Kräften leisten kann. Denn Vizeadmiral v. Spee hat unsere Kreuzer, die die Engländer schon als „verlorene Posten" ansahen, rasch zu diesem kampf- und siegfähigen Geschwader zusammengezogen.



Der Kampf auf dem Meer.

Geschützladen auf einem großen deutschen Kreuzer.



Deutscher Panzerkreuzer, eine Breitseite feuernd

Phot. F. Renard.



In einem Schützengraben an der Aisne: Musikalische Unterhaltung während einer Gefechtspause.
Für die „B. I. Z." gezeichnet von Ernst Heilemann.

Im Laufe der vielen Wochen sind die Schützengräben, in denen unsere Soldaten vor dem Feinde liegen, zu wahren Festungen ausgebaut worden. Was in der Umgegend an eisernen Platten und Schienen, Holzbohlen und Sandsäcken aufzutreiben war, ist als Dach und Schutz in die Unterstände eingearbeitet worden. Verschiedene dieser „Aufenthaltsräume" sind außen und innen so schön ausgestattet worden, daß sie als Sehenswürdigkeit gelten und die Leute aus den andern Schützengräben staunend zum Besuch kommen. Der Dienst ist meist so geregelt, daß in bestimmten Zwischenräumen innerhalb der großen Truppenverbände Ablösung erfolgt, so daß immer frische Regimenter vorn liegen und die andern in Reservestellung gehen und sich in Dorfquartieren ausruhen können. Aber auch das Ausruhen ist kein Bummelleben. Da werden Sachen geflickt und erneuert, da wird exerziert und Appell angesetzt. In den Schützengräben selbst ist natürlich scharfer Wachdienst, und besonders zur Nacht, wenn der Feind an die Drahtverhaue und spanischen Reiter zu schleichen sucht, knallt mancher Schuß, der dann häufig auf der ganzen Schützenlinie ein Feuergefecht nach sich zieht.



Schwester
Frieda Geßert,
die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.



Nach dem Kampf:
Dekorierung der Tapfersten eines Regiments mit dem Eisernen Kreuz durch den Oberst.
Phot. R. Sennecke.



Schwester
Elfriede Scherhaus,
die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.

Mit unseren Truppen in Flandern



Mit unseren Truppen in Westflandern: Auf dem Beobachtungsturm.

Der Fall Antwerpens war die Einleitung eines neuen Kampfabschnittes, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt von der Schlachtfront an der Aisne, wo Deutsche gegen Franzosen in panzerartig verstärkten Feldstellungen monatelang ringen, ablenkte. Der neue Kampf entstand in Westflandern, an der Stelle, wo die belgisch-französische Grenze ins Meer läuft. Vom belgischen Weltbad Ostende bis zur französischen Grenzfestung Lille dehnt sich die Schlachtlinie. Das deutsche Heer kämpft hier gegen das Völkergemisch der Feinde, in deren Reihen Belgier, Franzosen und Engländer vereint mit französischen Negertruppen und englisch-indischen Lanzerreitern unseren Vormarsch aufzuhalten suchen. Denn die Engländer, die bisher — abgesehen von den paar Tausend Marinetruppen, die Antwerpens Fall verhindern sollten, aber nur in schnellem Rückzug vor dem Fall der Gefangennahme entgingen — mit eigenen Truppen sehr sparsam waren, greifen hier nach Kräften tätig in den Kampf ein. Nicht, um den „unglücklichen" Bundesbruder Frankreich zu schützen, sondern weil hier der letzte Wall ist, der die Deutschen von dem Marsch nach Calais abhält. Und Calais — das weiß jeder Engländer im Schlaf — ist ja nur 33,5 Kilometer von Dover, vom „geheiligten" Boden Englands entfernt! Was geschehen wird, wenn die Deutschen in Calais sind, kann heute natürlich noch kein Brite wissen. Die zahllosen Befürchtungen, Zuschriften und Ratschläge in Londoner Zeitungen zeigen am besten, wie Nervosität und Unbehagen sich langsam weiterfrißt — aber die ganze Kriegslage paßt den Engländern gar nicht, sie sind zu dicht am Feuer, die sonst gewohnt waren, aus anderer Leute Arbeit ihre Erfolge zu ernten. Die heftigsten Kämpfe wogten auf dem Gebiet Nieuport-Dixmuiden-Ypern. Eine englische Schlachtflotte fuhr in der Nordsee auf und beschoß den rechten Flügel der Deutschen, wobei die bekannten Badestädte der belgischen Küste, Middelkerke und Westende, schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch Ostende wurde in das Feuer der englischen Schiffskanonen genommen, so daß der deutsche Kommandant von Ostende die dort weilenden belgischen und englischen Flüchtlinge vor den „befreundeten" Kanonen retten mußte. Mit bewußter Ironie sagte Admiral von Schröder in seinem Befehl: „Das Beschießen englischer Hotels und englischer Untertanen an der belgischen Küste legt mir die Pflicht auf, zum Schutze der hier verbleibenden englischen Untertanen die nötigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Ich befehle also, daß alle englischen Untertanen in Ostende und in den benachbarten Küstenplätzen sich eiligst von diesem Platz entfernen. Sie werden dann unter sicherem Geleit nach der niederländischen Grenze gebracht." Wie groß die Engländer selbst die Bedeutung dieses Kampfes in West-



Flandrische Landschaft. Im Vordergrund einer unserer 21-cm-Mörser.

Aufnahme unseres Spezialphotographen.



Mit unseren Truppen in Westflandern: Die riesigen zur Front ziehenden Truppenmengen auf den Landstraßen.

flandern einschätzen, geht aus den Aeußerungen der führenden Londoner Blätter hervor, die fast regelmäßig wie in Friedenszeiten auf Umwegen nach Deutschland kommen. So schreibt die „Times“, daß dieser gewaltige Streit später sicherlich unter die größten Schlachten der Weltgeschichte gerechnet werde. Die englischen Truppen seien in der langen „stolzen“ Geschichte Englands niemals in einen schrecklicheren Kampf verwickelt gewesen als in diesen. Die Deutschen opferten ihre Männer in ganzen Bataillonen, das Blutbad sei beispiellos. So sagt die „Times“. In den feindlichen Blättern tauchen immer wieder Bilder und Berichte auf, nach denen die Deutschen in dichtgeschlossenen Reihen auf die Feinde einstürmen und gleich zu Hunderten fallen. Wenn die Leser jener Blätter es glauben, so kann es den Deutschen gleich sein; wir alle wissen, wie gerade die deutsche Armee sich durch die Taktik der in lockeren Abständen kämpfenden Truppen einen großen, auch von den Franzosen in offiziellen Berichten anerkannten Schutz gegen Massenvernichtung sichert. Aber daß der Kampf von den Deutschen mit außerordentlicher Kraft und Mut geführt wird, ist der „Times“ gern zu glauben. Nur weiß die „Times“ nicht, was hier, außer dem Mut und Pflichtgefühl, unsere Soldaten noch als ganz besonderer Ansporn vorwärts treibt: das ist das Bewußtsein, endlich einmal die englische Armee vor sich zu haben. Eine Verschiebung des Kampfplatzes hat die Ueberschwemmung südlich Nieuport gebracht, wodurch die reichen belgischen Ländereien auf lange Zeit verwüstet sind. Diese Meldung trifft gerade zur Zeit, da diese Zeilen in Druck gehen, ein, aber wenn die Feinde damit einen Schaden für uns erhofften, so war der Meereseinbruch bei Nieuport eine verfehlte Kriegslist, denn unsere Armee verließ das Ueberschwemmungsgebiet, das ja natürlich auch für den Feind unbrauchbar wurde, in vollster Ordnung, ohne auch nur einen Mann, geschweige denn ein Geschütz, verloren zu haben. Vermutlich haben die Feinde dort Deiche durchstochen, so daß das Meer wie durch einen engen Kanal in die Landniederung lief. Ein Angriff, der sich auf der schmalen Landstraße zwischen der See und dem Ueberschwemmungsgebiet entwickeln sollte, wurde von unseren Truppen zurückgewiesen.



Verproviantierung: Rückkehr von der Requisition.



Heimkehr von der Entenjagd.



Berittene freiwillige polnische Jungschützen der österr.-ung. Armee auf der Rast in einem russischen Dorf. Phot. A. Grohs.

In Russisch-Polen.

Ein Bild wird den wenigen Zivilisten, die jetzt in Russisch-Polen reisen durften, unvergeßlich sein: die polnischen Legionäre in ihren kleidsamen grauen Uniformen, in denen sie vorläufig noch kokett durch die Straßen spazieren. Auch berittene Legionäre sieht man, und von einer Kapelle hört man den Dombrowsky-Marsch spielen. Man muß wissen, was das heißt; auf den Straßen der polnischen Städte, die jetzt von den deutschen Truppen besetzt sind, hat man es seit fünfzig Jahren nicht mehr gehört, das alte Polenlied „Jeszcze Polska nie zginela“ . . . mit seiner aufreizenden Melodie. Mehr neugierig noch als begeistert sieht die Menge dem nie gesehenen Schauspiel zu. Nur schüchtern lösen sich einzelne Freudenrufe aus der Menge . . . . . . Die Menge aber hungert. Die Nahrungsmittel sind teuer, die Kohlen unerschwinglich. Selbst das Petroleum, die einzige Lichtquelle in den trüben Nestern Russisch-Polens, beginnt zu versagen. Da ist es herzerhebend zu sehen, wie unsere Soldaten ihr Essen mit der armen Bevölkerung teilen. Zu Hunderten stehen die Frauen vor den Toren und harren des Augenblicks, wo die Soldaten vorbeigehen, und nicht einer ist, der nicht aus seiner Schüssel etwas abgäbe für diese Aermsten der Armen, die die wahren Leidtragenden dieses Krieges sind. Sie dürfen nicht sterben für ihr Vaterland, nur hungern, hungern und wieder hungern . . . .



Wolfsgruben und Drahtverhaue, die unsere Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz erstürmt haben.
Phot. Sennecke.



Deutsche Feldwache vor der eroberten russischen Stadt Wladislawow.



Wetterdienst im Felde.
Füllen des Ballons für die Windmessung.

HINTER DER FRONT

Die moderne Kriegskunst, die sich auch die Luft dienstbar gemacht hat, ist ungleich mehr als früher von dem jeweiligen Zustand der Atmosphäre, kurz gesagt vom Wetter abhängig. Kam es bisher lediglich darauf an, zu wissen, ob Regen oder Trockenheit, Tauwetter oder Frost bevorstand, so ist seit der Erfindung der Flugkunst zu den beiden meteorologischen Elementen der Temperatur und des Niederschlags noch das dritte Element des Windes als bedeutsam hinzugekommen, der früher im Landkrieg überhaupt keine Rolle gespielt hat. Das Luftschiff, das einen Aufstieg, der Flieger, der einen großen Erkundungsflug unternehmen soll, sie beide müssen über die zu erwartende Stärke und die Richtung der Luftströmungen genau unterrichtet sein. Hängt doch davon nicht allein der Erfolg der Luftfahrt, sondern auch die Sicherheit des Luftschiffes ab, das eine wertvolle Waffe bildet und nicht ohne Not aufs Spiel gesetzt werden darf. Das deutsche Heer ist deshalb mit Feldwetterstationen ausgerüstet, Kraftwagen, die mit einem Meteorologen und einigen Hilfsmannschaften besetzt sind, die vor allen Dingen Gerätschaften zum Auflassen von Pilotballons mit sich führen. Zu deren Füllung sind einige Stahlflaschen mit Wasserstoffgas vorhanden; auch verfügt der Meteorologe über die gebräuchlichen Instrumente zu genauer Messung der Windrichtung und der Windstärke. Beide Erscheinungen sind am Boden oft wesentlich anders als in größerer Höhe; so kann z. B. in 1000 Meter Höhe bereits eine so große Windgeschwindigkeit herrschen, daß sie einem Zeppelin das Manövrieren erschwert, während bis zu 600 Meter Höhe die Strömung nur mäßig stark ist. Mit Hilfe des Feldtelegraphen und des Feldtelephons werden die Ergebnisse des Pilotballonaufstiegs dann von der Feldwetterstation unverzüglich an die Fliegerabteilungen oder die Luftschiffkommandos weiter gegeben, die demgemäß ihre Befehle erteilen.



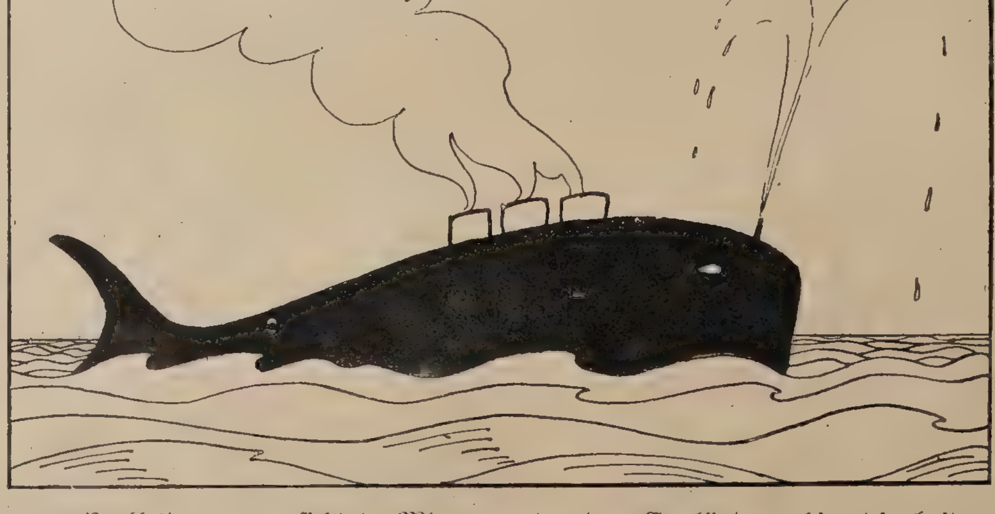
Fertig zum Visieren.
Phot. Lungmus.



Phot. Vereenigde Fotobureaux.

Der Esel als Reittier, ein Bild vom Strand in Ostende.





Nach englischen Zeitungsnachrichten wurde unsere tapfere „Emden" in verschiedenen Verkleidungen gesichtet. Wir verraten den Engländern hier die beiden nächsten Maskierungen.
Zeichnungen von Walter Trier.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

8. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Heinersdorff stutzte einen Augenblick, als er die Wiese betrat, denn er hatte es nicht im Sinn gehabt, die alten Gräber zu besuchen. Dann schritt er aber doch über den blumenbunten Rasen auf das schwere, schmiedeeiserne Tor zu, das kunstreich verarbeitet das Wappen der Heinersdorffs zeigte. Auf der Stirn des Mausoleums war, von Schnee und Regen halb verwaschen, zu lesen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert."

Heinersdorff lächelte ein wenig über den Bibelspruch. Welcher kriegerische Vorfahre hatte ihn, vielleicht mißverständlich, für sein Grabmal gewählt? Immerhin, er paßte für die letzte Ruhestätte alter, tapferer Soldaten.

Er öffnete das Tor und betrat den hellen Raum, der frei von Düsterkeit und Todesbangen war. Durch die Fenster fiel das grüne Waldeslicht, und auf den Steinfliesen lagen Sonnenkringel. Auf den gelben Wänden war geschrieben: „Ihr seid das Licht der Welt" und: „Ihr seid das Salz der Erde". Sie waren nicht bescheiden, die Barone von Heinersdorff.

In einer Ecke stand ein Ritter, gewappnet und gerüstet, und stützte sich trotzig auf sein Schwert. In einer anderen Ecke war eine verwitterte, arg zerschossene Standarte befestigt, die ein Heinersdorff in der Schlacht bei Kolin erbeutet und hierher verschleppt hatte.

Er ging von Sarg zu Sarg und las die Inschriften. Die Heinersdorffs hießen immer Georg oder Ferdinand Franz, und alle waren Soldaten gewesen, hatten sich ihr Leben lang für Kaiser und Reich in aller Welt herumgeschlagen und waren zumeist im Feld gefallen. Hier lag Ferdinand Franz, der Stadtkommandant von Venedig, sein Urgroßvater, der bei Custozza den Tod gefunden hatte, und Georg Heinersdorff, sein Großvater, der als Oberleutnant bei Königgrätz sein junges Leben lassen mußte. Im selben Jahr waren Vater und Sohn hier zur letzten Ruhe gegangen. Neben der Grabstätte des Großvaters stand ein großer Sarg, auf dem zu lesen war: Maria Assunta Heinersdorff, geb. Gräfin Ihlefeld, geboren am 2. März 1842 zu Venedig, gestorben zu Altheinersdorff am — — —.

Das Datum war nicht ausgefüllt. Er mußte sich erst zurechtfinden, ehe er erriet, daß dies die Ruhestätte der Großmutter war, die so stark und gesund draußen in der Sonne herumwirtschaftete. Er betrachtete mit einiger Rührung den großen, breiten Sarg, den die Großmutter sich hatte bauen lassen, um nur recht bequem und behaglich dereinst ihre alten Knochen ausstrecken zu können.

Der nächste in der Reihe war der Rittmeister Ferdinand Franz Heinersdorff, sein Vater, der auch in den Sielen gestorben war, freilich nicht auf dem Schlachtfeld, sondern, den kümmerlichen Zeitläuften entsprechend, auf dem Manöverfeld. Bei einer Attacke war er so unglücklich gestürzt, daß er sich die Wirbelsäule gebrochen hatte. Vierzehn Tage lang war er unter den unsäglichsten Schmerzen bei voller Besinnung auf dem Krankenlager gelegen, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöst hatte. Neben ihm ruhte seine Frau, die ein Jahr später ihrem Gatten gefolgt war. Dann folgte wieder ein leerer Sarg: Georg Heinersdorff, geboren am 10. Februar 1879 zu Wien, gestorben am ... Er hatte ein merkwürdiges Frostgefühl, als er vor dem Sarge stand, in dem er einst stumm und kalt den letzten Schlaf schlafen würde. Es schien ihm, als läge er schon lange hier tot und ein Fremder besuchte sein Grab. Aber dann zog Ruhe und Frieden in sein Herz. Es war eigentlich ganz schön, zu wissen, wo einem die letzte Stätte bereitet war. Der Tod verlor alle Schrecken und Bitternisse. Es war ein milder Engel, der die Heinersdorffs sacht bei der Hand nahm und lächelnd in den fröhlichen, weißen Tempel führte, der mitten im Walde auf einer schönen, bunten Wiese stand.

Heinersdorff grüßte Vater und Mutter und die Fahne von Kolin und trat in die Sonne hinaus.

Nachmittags machte er den Besuch bei Krimbacher, dem Verwalter. Das Haus lag am Waldrand und war braun und stattlich. Die wilden Rosen kletterten bis zum Dach hinauf und hüllten zur Sommerszeit das Haus in duftende Flammen ein. Der Verwalter war ein großer, starker Mann mit einem rotbraunen Gesicht, aus dem eine Hakennase kühn hervorsprang. Er zog seinen Jägerhut mit der Spielhahnfeder und grüßte:

„Guten Tag, Herr Hauptmann."

Heinersdorff lächelte:

„Grüß Gott, Herr Krimbacher! Mit dem Hauptmann ist es vorbei."

Der Verwalter blickte ihn erstaunt an:

„Was heißt das, Herr Hauptmann?"

„Ich bin in Pension gegangen, Herr Krimbacher."

„Das ist aber schade!"

„Jetzt verlieren Sie die ganze Hochachtung vor mir, was?"

Krimbacher rief verlegen:

„Aber, Herr Baron!"

Dann begann er einen ausführlichen Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Gutes zu erstatten. Er schlug Verbesserungen vor, von denen die alte Frau Baronin nichts hören wollte, setzte sich für den Ankauf eines Motorpflugs ein und beantragte eine rationellere Ausnützung der allzu üppigen Waldbestände.

Heinersdorff hörte eine Weile geduldig zu und sagte freundlich:

„Ich will Ihnen was sagen, Herr Krimbacher, ich verstehe nicht viel davon. Vorläufig führt die Großmama noch das Regiment, gemeinschaftlich mit Ihnen, und ich habe mich nicht zu beklagen."

Der Verwalter ereiferte sich:

„Wir könnten aber leicht vier Prozent aus dem Gut herauswirtschaften, Herr Baron."

„Drei Prozent sind auch ganz schön. Wozu brauchen wir soviel Geld? Warten wir, bis ich verheiratet bin und Kinder habe."

Der Verwalter wollte ein wenig gekränkt sein, aber Heinersdorff versöhnte ihn sofort, indem er die Rede auf seinen Abgott brachte, den alten Feldzeugmeister Galgotzi, den ruhmreichen Helden vieler Schlachten, die nie geschlagen wurden.

„Glauben Sie mir, Herr Baron," rief Krimbacher mit Feuereifer, „es ist jammerschade, daß der Galgotzi nicht zum Kriegführen gekommen ist. Der hätte den Brüdern ein Liedel aufgespielt!"

Die Frau des Verwalters trat näher. Sie war eine große, ruhige, hellblonde Frau mit großen Kinderaugen, die verträumt blickten. Er hatte sie sich aus den Nordmarken, aus Schleswig geholt.

„Ich freue mich immer, wenn ich Sie sprechen höre," sagte Heinersdorff lächelnd zu ihr. „Sie teilen das S-t immer so lieb ab. Haben Sie sich schon bei uns eingewöhnt?"



Deutscher Militär-Doppeldecker rekognosziert im Feindesland (an der Marne).
Nach einer Zeichnung von Prof. Hans Rudolf Schulze.
Verlag Photochemie Berlin.

„O ja, Herr Baron."

„Kein Heimweh mehr?"

Sie dachte nach und erwiderte, ein wenig verschämt:

„Wenn ich aufrichtig sein soll, nach dem Wasser habe ich schon manchmal Sehnsucht."

Sie blickte mit ihren grauen Seemannsaugen starr in die Luft, als sähe sie das große, unruhige Meer.

„Sehnsucht ist was Schönes," sagte Heinersdorff. „Man soll immer etwas haben, wonach man sich sehnen kann."

Er blieb bei den Verwalterleuten, bis der Abend dunkelte.

Nach dem Nachtmahl sagte die Großmutter plötzlich: „Meiner Seel', ich habe Dich noch gar nicht gefragt, wie es Deiner Braut geht?"

„Gut, Großmutter."

„Hast sie noch immer lieb?"

„Mehr als mein Leben."

„Das ist recht," nickte die alte Baronin befriedigt. „Es ist die höchste Zeit, daß Du heiratest, sonst stirbt das Geschlecht der Heinersdorff aus."

„Es wird nicht aussterben," rief er übermütig.

„Das will ich hoffen. Wann ist denn die Hochzeit?"

„Wenn alles gut geht, im Herbst."

Er sagte es ein wenig kleinlaut.

„Was heißt das: Wenn alles gut geht?"

Er machte ein verzwicktes Gesicht.

„Das ist nämlich so eine Sache. Ich habe mich mit dem General Buschgart zerzankt."

„So, schön! Wieso denn?"

Er berichtete, stockend und unfroh, von der Szene in dem kleinen Hietzinger Haus.

Die Baronin war empört.

„Und Du hast Dich ruhig Feigling schimpfen lassen? Ich hätte ihm die Augen ausgekratzt und die Zunge abgeschnitten."

Er sagte entschuldigend:

„Er ist ein alter Mann, Großmutter, und der Vater meiner Braut."

Sie mußte ihm widerstrebend recht geben:

„Freilich, das ist schon wahr, aber ich hätte . . . na, und wie ist denn die Geschichte ausgegangen? Hat er Dich um Verzeihung gebeten?"

Er schüttelte den Kopf.

„Also, was ist denn geschehen?"

„Gar nichts. Wir sind im Bösen auseinander."

Sie sah ihn maßlos erstaunt an.

„Und da willst Du im Herbst Hochzeit machen? Wie stellst Du Dir das vor?"

„Ganz einfach. Ich habe mit Hedwig alles abgemacht. Ich hole sie im Herbst ab, und wir heiraten ohne Aufsehen in aller Stille. Nach der Trauung fahren wir nach Heinersdorff."

„Du bist ein Narr, mein Söhnchen," erklärte die Großmutter mit voller Ueberzeugung, „ein kompletter Narr. Du glaubst doch nicht einen Augenblick im Ernst, daß der General Buschgart zu einer solchen Hadriwudri-Hochzeit Ja und Amen sagen wird?"

„Du kennst den General nicht, und Du kennst Hedwig nicht, Großmutter. Er wird seine Zustimmung zu der Ehe nicht rückgängig machen, und Hedwig ist überdies volljährig."

Die alte Baronin meinte zweifelnd:

„Ich kann mir zwar nicht gut vorstellen, wie das alles möglich sein soll, aber ich kenne schließlich die heutigen Sitten zu wenig. In früherer Zeit haben die Heinersdorffs anders geheiratet. Der Herr von Buschgart müßte sich eigentlich eine große Ehre daraus machen, wenn seine Tochter eine Baronin Heinersdorff wird."

Er antwortete lachend:

„Ist ja gar nicht wahr, Großmutter. Ich muß froh sein, wenn Hedwig mich nimmt. Sie ist tausendmal besser und wertvoller als ich."

„Ich hoffe, daß Du so geschmacklose Dinge nur mir sagst und nicht auch Deiner Braut."

„O nein, ich sage es auch Hedwig, so oft ich nur kann."

Die Großmutter erklärte mißbilligend:

„Na, das kann ja eine schöne Ehe werden!"

Dann schwieg sie eine Zeitlang hartnäckig und überlegte. Endlich sagte sie, fest entschlossen:

„Glaub' mir, mein Junge, so ist das Ganze nicht möglich. Du mußt irgendeine Form finden, um mit dem alten Esel wenigstens äußerlich in diplomatische Beziehungen zu treten. Das hat ja weiter gar nichts zu bedeuten. Wir stehen auch zu Rußland in freundschaftlichen Beziehungen."

„Das ist lauter Unsinn! Ich kann nicht zu dem General hingehen und sagen: ›Verzeihen Sie, Exzellenz, ich bin wirklich kein Feigling. Mein Ehrenwort!‹"

„Das verlangt auch niemand."

„Also was denn?"

Sie antwortete nachdenklich:

„Wenn Dir an dem Mädel wirklich so viel liegt, so will ich ein übriges für Dich tun. Ich bin zwar seit ein paar hundert Jahren nicht aus Heinersdorff herausgekommen, aber Dir zuliebe werde ich nach Wien fahren."

„Zu welchem Zweck?"

„Ich werde zu dem Herrn von Buschgart gehen und ihm meine Meinung sagen."

„Um Gottes willen!" rief Heinersdorff entsetzt.

„Du kannst Dich auf mich verlassen, mein Junge. Ich werde den guten General davon überzeugen, daß es keinen Heinersdorff gibt, der ein Feigling ist. Eine Stunde später wird er Dich um Entschuldigung bitten, dafür lege ich meine Hand ins Feuer."

Heinersdorff sagte lachend:

„Das ist ganz ausgeschlossen, Großmutter. Wie ich Dich kenne, prügelt Ihr Euch nach zehn Minuten."

„Ich werde ihm ganz ruhig meine Meinung sagen."

„Nein, nein, das geht nicht. Du würdest alles verderben."

Die Baronin antwortete, ein wenig beleidigt:

„Bitte, wie Du glaubst. Ich habe Dir nur gefällig sein wollen."

Er dachte eine Weile nach.

„Du könntest mir aber einen andern Liebesdienst erweisen, Großmutter."

„Nun?"

„Du mußt mit mir zur Hochzeit nach Wien fahren."

„Als Garde oder zu Deiner Bewachung?"

„Nein, das nicht," lachte er, „aber es ist ganz gut, wenn jemand von meiner Familie dabei ist. Du wirst die Gegensätze überbrücken."

„Ich tue, was Du willst. Für Dich fahre ich sogar nach Wien."

„Ich danke Dir schön, Großmutter."

Sie schloß:

„Aber nach der Hochzeit werde ich dem General meine Meinung sagen!"

XIII.

Hedwig Buschgart schrieb sehr oft. Es waren tapfere Briefe, die nichts von ihrem Herzeleid und von ihrer Sorge verrieten. Sie schrieb nichts von trüben, endlosen Abenden, die sie in dem gelben Hietzinger Häuschen verlebte. Der General saß schweigend da und hielt die Zeitung in der Hand, ohne zu lesen. Er starrte unablässig die geliebte Tochter an, die das blasse Gesicht tief über die Stickerei gebeugt hielt.

Er wollte ihr etwas Tröstliches sagen, aber er vermochte es nicht. Er wollte fragen:

„Wie soll es nun werden, mit Dir und Heinersdorff?"

Der dumme Stolz hielt seine Zunge gebunden. Er schwieg und sah mit steigender Angst, wie blaß und schmal die Tochter wurde. Er versuchte, sie zu zerstreuen. Er brachte Einladungen und Billette für Theater oder Konzerte.

Sie lehnte ab:

„Geh allein, Vater. Ich bin nicht in der Stimmung."

Manchmal, wenn das abendliche Schweigen unerträglich wurde, bat er sie, zu spielen. Sie legte gehorsam ihre Arbeit weg und setzte sich zum Klavier.

„Was soll ich spielen, Vater?"

„Was Du willst, mein Kind."

Sie spielte dann immer Grieg. Ihr ganzes Leid und ihren bitteren Kummer legte sie in das Spiel, das ihm wie eine wortlose Anklage erschien. General Buschgart begann Grieg zu hassen.

Einmal fragte Tante Klara in einem Briefe, wann die Hochzeit sein würde. Der General las den Brief und schob ihn schweigend Hedwig zu. Sie überflog die Zeilen und gab sie, ohne ein Wort zu verlieren, dem Vater zurück.

Heinersdorff wußte nichts von diesen stummen Kämpfen. Die Briefe, die er erhielt, waren nicht allzu heiter und überschwenglich, aber doch nicht beunruhigend und hoffnungslos. Hedwig hatte ja wahrlich keinen Grund zu jauchzender Fröhlichkeit. Er fragte einmal an, ob er nach Wien kommen sollte. Sie schrieb zurück, er möge den Besuch lieber unterlassen. „Warte bis zum Herbst, Liebster. Es ist besser so. Wir können ja doch nicht beisammen sein, wie es uns geziemt. Es ist für mich ein niederdrückendes Gefühl, abends heimlich aus dem Hause schleichen zu müssen, um mit Dir, mein Geliebter, in einem fremden Garten ein paar verstohlene Worte zu wechseln. Wenn Du dann wieder von mir gehst, trage ich es doppelt und dreifach schwer. Warten wir bis zum Herbst. Es dauert ja nicht mehr lange. Der Flieder blüht schon."

Heinersdorff blieb auf seinem Schloß. Er ritt viel, machte Besuche bei den Nachbarn, an Regentagen las er in den alten Chroniken, die die Bibliothek enthielt, und späterhin bekümmerte er sich auch ein wenig um den Wirtschaftsbetrieb, aber alles, was er tat, geschah ohne rechte Lust und Freude. Die Heiterkeit der ersten Tage war verschwunden. Eine dumpfe, quälende Angst saß ihm im Herzen und drückte ihn zu Boden.

Eines Morgens, es war schon im Juni, fragte die Großmutter beim Frühstück:

„Jetzt sag' mir einmal, Junge, was hast Du eigentlich? Du gehst herum, wie wenn Dir die Hühner das Brot weggefressen hätten."

„Aber lächerlich," brummte er.

„Das ist gar nicht lächerlich. Du ißt nichts, Du trinkst nichts, Du sprichst nichts, Du lachst nicht, was heißt das?"

„Ich bin halt ein bissel grantig, Großmutter," erwiderte er ungeduldig.

„Ich glaube, Du langweilst Dich hier."

„Gar nicht."

„O ja," erklärte die alte Baronin bestimmt, „Du langweilst Dich. Das begreife ich schließlich ganz gut. Du hast nichts zu tun, nervös bist Du auch wie jeder richtige Bräutigam, und nach Deinem Generalstab hast Du ebenfalls Sehnsucht."

„Rede mir nicht solche Sachen ein, Großmutter."

„Ich will Dir einen Rat geben, Georg," sagte die kluge alte Frau.

„Nun?"

„Mach' eine Reise! Die wird Dich zerstreuen und Dir über den faden Sommer hinweghelfen."

„Wohin soll ich denn fahren?" fragte er mürrisch.

„Fahr' nach Oesterreich!"

„Nach Oesterreich?"

„Ja," sagte die Großmutter, „mach' eine Entdeckungsreise durch Oesterreich. Kennst Du denn Dein Vaterland? Nein. Also los!"

„Ich muß es mir noch überlegen," antwortete er ausweichend und stand vom Tisch auf.

Abends sagte er:

„Du hast recht, Großmutter."

„Ich habe immer recht."

„Ich will wegfahren."

„Bravo!"

„Das Herumsitzen und Warten auf den Herbst ist mir unerträglich!" rief er.

„Gott sei Dank, daß Du es nur einsiehst!"

„Ich werde ein paar Monate durch Oesterreich bummeln und im September direkt nach Wien fahren. Von dort komme ich dann her und hole Dich zur Hochzeit ab."

Sie sang fröhlich:

„Treulich geführt . . ."

Er lächelte.

„Daß Du nur auch einmal den Mund verziehst. Ich glaubte schon, Du hättest das Lachen überhaupt verlernt, du dummer Bub!"

Sie rief voll Uebermut:

„Sie, Franz, sagen Sie der Poldi, sie soll zwei Flaschen heraufholen von dem Wein, der —“

Der Diener ergänzte ehrfurchtsvoll:

„In der Ecke rechts, ich weiß schon, Frau Baronin.“

„Also marsch — marsch,“ schrie die Großmutter.

„Heute trinken wir uns einen kleinen Abschiedsschwips an,“ lachte sie mit blitzenden Augen, „ohne Gnade und Widerrede, und morgen werfe ich Dich zur Tür hinaus, verstanden!“

Er sagte bewundernd:

„Ich wollte, ich wäre so jung wie Du, Großmutter!“

Am nächsten Tage fuhr er fort.

Es war eine wundervolle, jugendselige Reise ohne Plan und Absicht, ins Blitzblaue hinein. Er hatte ein jubelndes Gefühl von Freiheit, als er in der Bahn saß. Alles, was ihn in Altheinersdorff bedrückt und sein Gemüt verdüstert hatte, war weggeweht. Wolkenlos war der Himmel und hoffnungsvoll die Zukunft. Unablässig sangen die Räder im Takt: Nun geht das Wandern an! Die Lerchen, die Berge, die Telegraphendrähte, alle sangen: Nun geht das Wandern an!

In Salzburg verließ er den Zug. Wie liebte er die holde Stadt! Das Glockenspiel begrüßte ihn mit silberhellem Klingen und erfüllte sein Herz mit Fröhlichkeit. Der Dom nickte ihm freundlich zu, und die alten Brunnen rauschten lauter. Nachmittags stieg er langsam und frohgestimmt auf den Kapuzinerberg. Es war ein heller, sonnetrunkener Tag. Vor dem kleinen Holzhäuschen, in dem Mozart die „Zauberflöte“ komponiert hatte, machte er halt und zog andächtig den Hut. Mozart! Er sah Hedwig vor sich, die die Geige unter das Kinn preßte. Wie adelig-heiter ihr Gesicht war! Er schickte der Geliebten sehnsuchtsvolle Grüße. Er ging weiter durch den hohen Wald bis zum Francisci-Schlössel. Er saß allein in dem einsamen Garten und schrieb Hedwig einen strahlenden Brief.

Von Salzburg fuhr er südwärts, immer ohne festen Plan. Wo es ihm gefiel, stieg er aus. Er hatte nur eine Handtasche bei sich und fand Zeit, einen Entschluß zu fassen, wenn der Zug bereits in die Station einfuhr. Er machte in Golling halt, um den Paß Lueg zu besuchen. Mit freudigem Stolz stand er vor dem Denkmal für Josef Struber, der 1809 mit zwei Kompagnien gegen 13 000 Franzosen den Paß zwei Wochen lang gehalten hatte. Was für Helden, dachte er bewegt und studierte mit den Augen des Generalstäblers die strategische Position. In Bischofshofen entschied er sich dafür, die Tauernbahn kennen zu lernen. Er bewunderte das kühne Werk, das österreichische Ingenieure gebaut hatten, und freute sich seines Vaterlandes. Du weißt ja gar nicht, Großmutter, dachte er lächelnd, wie groß und stark wir geworden sind.

In Villach beschloß er, nach Triest zu fahren. Es war ein drückend heißer Nachmittag, als er auf dem Molo San Carlo stand, aber er spürte die Hitze nicht, so freudig bewegt war sein Herz. Er war seit vielen Jahren nicht dagewesen und staunte nun, als wäre ihm ein Zukunftstraum erfüllt worden. Alles regte sich, alles arbeitete, überall Fortschritt und Entwicklung. Am Ufer standen gewaltige Speicher, mächtige Dampfkräne schwebten in der Luft, im Hafen drängte sich Mast an Mast, ein Indienfahrer des Oesterreichischen Lloyd war eingetroffen und begann seine Ladung zu löschen, und dort machte sich ein großer Ozeandampfer der Austro-Americana reisefertig. Welche Möglichkeiten schlummerten noch in diesem schönsten Hafen der Adria! Aber schweig' still, mein Herze! Es ging ja vorwärts, nichts stand ruhig. Stolz flatterten die vierfarbigen Handelsflaggen und jauchzten: Oesterreicher sind wir!

Stundenlang stand Heinersdorff auf dem Molo San Carlo und träumte. Er sah das weite Land, von Triest bis zur russischen Grenze, vom Bodensee bis zu den Karpathen, ein starkes, mächtiges Land, Alt-Oesterreich, nein: Neu-Oesterreich. Dieses große Reich, das seiner Kraft kaum bewußt war, verurteilten arme Narren zum Tode und schwatzten von Aufteilung. Er mußte darüber lächeln. Dann schämte er sich des Kleinmuts, der auch ihn oft gepackt hatte. Der alte Adler lebt noch. Seid getrost! Der alte Adler kann noch fliegen.

Von Triest fuhr Heinersdorff mit einem langsamen Frachtdampfer die dalmatinische Küste entlang. Welch eine Fahrt! Er war der einzige Passagier an Bord. Der alte Kapitän hatte ihm seine Kajüte eingeräumt und behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn, so sehr freute er sich, einen Menschen bei sich zu haben, mit dem man ein rechtschaffenes Garn spinnen konnte. Er war auf allen Meeren gefahren, bis er das große Unglück im Atlantic hatte, das ihn ohne Verschulden traf. Seit damals vertrauten ihm die Reeder kein Schiff langer Fahrt mehr an, und er mußte mit diesem alten Kasten schmählich die Küste entlang gondeln.

Traumselige Tage waren es, die Heinersdorff auf der „Santa Margherita“ verbrachte. Tiefblauer Himmel, tiefblaues Meer und wie glühendes Gold die heiße südliche Sommersonne. Gemächlich und ruhevoll stampfte der alte Dampfer durch die kochende See und rastete in jedem Hafen. Das Wundervollste waren die lauen Nächte. Die Sterne strahlten in nie gesehenem Glanze, und die weiße Küste glitt wie ein Silberstreifen vorüber. Heinersdorff saß in Hemdärmeln mit dem Kapitän auf dem Verdeck, der seltsame Erlebnisse von seinen fernen Fahrten erzählte. Schwarz funkelte der Istrianer in den Gläsern, und Matrosen, die fast nackt auf dem Vorderdeck lagen, sangen schwermütige Dalmatiner Lieder, begleitet von leise zirpenden Mandolinen. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht war diese Fahrt durch die veilchenblaue Adria.

In Cattaro verließ Heinersdorff die „Santa Margherita“. Als er in ein Kaffeehaus trat, um der sengenden Sonne zu entgehen, wurde sein Name gerufen. Er drehte sich erstaunt um und erkannte seinen Jugendfreund Trimalzo, der Fregattenkapitän war.

„Menschenskind, wie kommst Du jetzt nach Cattaro?“

Heinersdorff lachte:

„Ich bin auf einer Entdeckungsreise. Aber erzähl', wie geht es Dir? Was treibst Du?“

Sie hatten sich viel zu berichten. Als sie mit ihren kleinen persönlichen Schicksalen zu Ende waren, kamen sie auf Größeres zu sprechen. Heinersdorff erzählte von den starken Eindrücken, die er in Triest empfangen hatte.

„Ja, es geht vorwärts“, bestätigte Trimalzo.

(Fortsetzung folgt.)



HUMOR

Aus einem Lazarett wird uns geschrieben:

Der Stabsarzt tritt bei der Krankenvisite an das Bett des Grenadiers Schimansky. Indem er auf die Fiebertafel sieht, sagt er: „Na — Fieber hat er ja nicht — Schmerzen auch nicht, Schimansky?" — „Aber Hunger, Stabsarzt verfluchtes" antwortete prompt Schimansky. Die Schwestern und der Pfleger schwiegen betreten, nur der Stabsarzt und wir lachten aus vollem Halse, denn der Stabsarzt hatte, — wie auch wir — sehr richtig verstanden, daß Sch. sagen wollte: „Aber verfluchten Hunger, Herr Stabsarzt!" — Nun lachten auch die Schwestern und der brave Schimansky erhielt eine doppelte Portion.

Aus einem Kinderbrief an den Vater im Felde:

„Liebster Papa! Wir haben Dich furchtbar lieb und hoffen, daß Du gesund bist und immerfort siegst. Wir schicken Dir hier eine Tafel Schokolade und ein Stück Seife. Die Schokolade haben wir uns am Munde abgespart und die Seife am Gesicht und an den Händen!

Deine Dich liebenden Kinder Rosi und Rudi."

*

Redakteur einer russischen Zeitung: „Die deutschen Blätter berichten, daß die in den eroberten polnischen Ortschaften einziehenden deutschen Soldaten vor allem die verwahrlosten Straßen in ordentliche Verfassung brachten."

Chefredakteur: „Schön, schreiben Sie also: Polen vom Feinde gesäubert."

Zeichnung von Paul Simmel.



Tango im Schützengraben.

(Aus einem französischen Schützengraben an der Aisne sind nach Berichten der Kriegsberichterstatter kürzlich einige Mädchen gehüpft und haben lachend einen Tanz vorgeführt.)

RÄTSEL

Ein Mann und sein Werk.

Richtig verbunden ‚Pelz' und ‚Pein',
Wird der große Mann bald sein,
Der das kühne Werk erfand,
Das nach ihm auch ist benannt.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

all — ban — be — bi — bran — da — de — de — den — der — dö — e — em — en — eu — gan — gäu — i — i — id — je — ki — lo — lu — mis — ne — ne — pi — ra — re — renn — ritz — rho — saak — sa — se — so — tier — u — us — ver — wi — zel

sind 15 Wörter zu bilden, von denen sowohl die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, als auch die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, das schönste militärische Ehrenzeichen nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Preußischen Truppenübungsplatz. 2. Teil von Schwaben. 3. Benennung einer gesetzgebenden Körperschaft am Balkan. 4. Türkischen Reformator. 5. Männlichen Vornamen. 6. Spanischen Tanz. 7. Vielgenanntes deutsches Kriegsschiff. 8. Säugetier. 9. Mythologische Gestalt. 10. Hautschichte. 11. Australischen Vogel. 12. Französischen Fluß. 13. Griechischen Kirchenlehrer. 14. Negerreich. 15. In der Industrie mannigfach verwendeten Stoff.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel: Hauptmann.

Silben-Rätsel:

Nicht eher als bis Deutschland gesiegt hat.

1. Nieuport. 2. Idria. 3. Christoph. 4. Torpedoboot. 5. Elbing. 6. Hermanovice. 7. Eregli. 8. Rhinozeros. 9. Aisne. 10. Lemberg. 11. Synod. 12. Bayern. 13. Ithaka. 14. Säbel. 15. Dieffenbach. 16. Euripides. 17. Utrecht.

Soldaten-Laufbahn: Generalleutnant.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24

XXIII. Jahrgang
Nr. 47

Berliner

22. November 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Unser auf den Kriegsschauplatz entsandter Zeichner Fritz Koch-Gotha als Tischgast im vordersten Schützengraben in der Nähe von Soissons.
Selbstbildnis des Künstlers.



Dardanellen, Marmarameer und Bosporus.

Auf Grund eigener Naturaufnahmen für die B. J. Z. gezeichnet von Prof. M. Zeno Diemer.

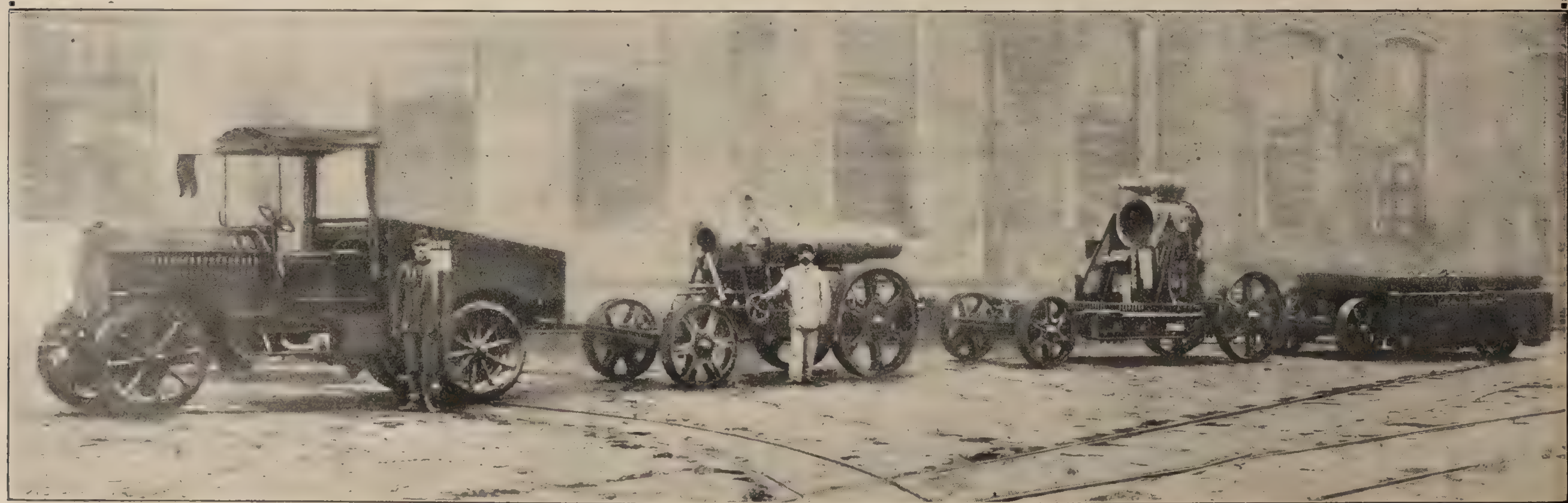
Als Gast im Schützengraben

(Zu dem Bild auf der ersten Seite)

Die „Villa zum stillen Frieden“ erhält selten Besuch. Und das ist einigermaßen erklärlich: Die Verkehrsverhältnisse sind nicht das, was man in Berlin erstklassig nennen würde, und zudem würden es Gäste als unangenehme Beigabe empfinden, wenn aus heiterem Himmel Granaten und Schrapnells geflogen kommen, wenn französische Maschinengewehre ewig dieselbe Melodie „taktaktak“ spielen und Gewehrkugeln ihr „ssssss“ dazu pfeifen. Doch das muß man schon in Kauf nehmen. Denn die Villa liegt in dem vordersten Schützengraben ganz in der Spitze jenes Keiles, den wir in Frankreich hineingetrieben haben, nicht weit von Soissons. Um die Wahrheit zu sagen: Die sogenannte Villa ist nur ein Erdloch, eine Höhle, aber mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet (worunter ein Ofen, eine Art Tisch und zwei Bänke zu verstehen sind). Auch eine Lampe gibt es: Eine Wurzel, die auf den Namen „Zahn der Zeit“ getauft ist. Einem glücklichen Zufall hatte ich mit unserem Fritz Koch-Gotha die Einladung in dieses gastliche Heim zu verdanken. Zu unseren Ehren wurde sogar ein Tischtuch aufgelegt; das Tischtuch, ein Luxus, den man sich nicht alle Tage leistet. Und auch etwas Trinkbares gab es — gewöhnlich stehen statt der Flaschen nur „Ausbläser“ auf dem Tisch, Granaten nämlich, die ihre Daseinsberechtigung verfehlt haben. Wir tranken auf unsern Sieg, und die Herren Franzosen waren so liebenswürdig, zu unserm Trinkspruch Salut zu schießen — aber scharf! Was tat's! Es schmeckte trotzdem, denn mit der Zeit gewöhnt man sich an solche freundnachbarlichen Begrüßungen, wie man sich denn überhaupt verblüffend schnell in dieses Dasein in den Schützengräben hineinfindet. Vielleicht kommt es davon, daß der Mensch früher ein Höhlenbewohner war. Angenehm ist dieses Troglodytenleben auf die Dauer nicht. Es kommen doch Stunden, wo die Geschichte bedeutend ungemütlich wird. Aber dafür ist nun mal Krieg.



Enver Pascha,
der populäre türkische Heerführer.



Die österreichisch-ungarischen Motorbatterien in Marschbereitschaft:
Der Zugwagen, dahinter die Wagen mit dem Rohr, der Lafette und mit der Bettung.

Zum Totenfest / von Hermann Sudermann

Nun pflücket euch Immortellen
Und sammelt vergilbendes Grün
Und geht zu den heimlichen Stellen
Dorthin, wo noch Rosen blühn.
Nehmet die weißen, die roten
Und leget sie alle zu Hauf;
Ihr wisset: der Tag der Toten
Dämmert auf.

Vergaßet ihr sie im Lenze,
So war es des Lenzes Brauch,
Jetzt bringt ihnen Blumen und Kränze
Und Nachricht bringt ihnen auch.
Von der Schlacht an den Kanälen
Und unserm stürmenden Heer
Das müßt ihr ihnen erzählen —
Und noch mehr!

Was in den masurischen Seen
Auf moderndem Grunde liegt
Und Alles, was Deutschland geschehen,
Und daß es leidet und siegt, —
Daß gleichwie in Niblungentagen
Die Seelen erstarrten zu Erz
Und wie wir Hoffnungen tragen
Himmelwärts!



Offiziersgrab im Westen.

Das müsset ihr ihnen melden —
Und beuget in Demut das Knie,
Denn wurden wir Deutschen zu Helden,
So wurden wir es durch sie.
Sie schmiedeten Schicksalswaffen
Für Kind und für Kindeskind,
Sie haben ahnend geschaffen,
Was wir sind.

Noch einmal den grasigen Hügel
Streichelt mit dankbarer Hand,
Dann spannt eurer Sehnsucht Flügel —
Eilt — suchet in Feindesland!
Vielleicht, daß ein Denkstein geblieben
Und daß ihr die Stätten trifft,
Wo jedem einer der Lieben
Heilig schläft.

Doch stört nicht mit Klagen den Schlummer,
Der ihnen Erhöhung war,
Und legt eures Herzens Kummer
Schweigend auf den Altar.
Es bleibt kein Opfer vergebens,
Das deutscher Wille gebot,
Und bald schenkt Feste des Lebens
Uns der Tod.

Hermann Sudermann.



Artillerie-Munitionskolonne auf dem Marsch.



Anlegen einer Telefon-Leitung für einen Artilleriebeobachtungsstand über einen Brückensteg bei Nieuport.



Feldtelefon-Abteilung in Tätigkeit vor dem Feinde.
Aufnahmen unseres Spezialphotographen im Westen.



Der wandelnde Wald: Transport unserer schweren Geschütze mit Hilfe von Lokomobilen, die zur Deckung gegen feindliche Flieger mit Laub verkleidet sind.
Phot. Hoffmann.

Der wandelnde Wald

und andere Kriegslisten

Als der Königssohn Malcolm in Shakespeares „Macbeth" mit seinen Soldaten vor das Schloß in Dunsinan zieht und zu Birnams Wald kommt, versammelt er seine Streiter und spricht: „Ein jeder Krieger hau' sich ab 'nen Zweig und trag' ihn vor sich; so verbergen wir die Truppenzahl, und irrig wird der Feind in seiner Schätzung." Und als das Heer durch diese Kriegslist unbemerkt dem Schloß sich nähert, meldet der Bote des Macbeth dem Heerführer: „Ich schau' nach Birnam zu, und sieh, mir deucht, der Wald fängt an zu gehn .... Drei Meilen weit könnt Ihr ihn kommen sehn; ein gehender Wald — wahrhaftig!" — An diese historische Szene wird man erinnert, wenn man sieht, wie Leute auf dem Schlachtfeld wieder der



Artillerie-Scheinstellungen durch Wasserleitungs-Rohre markiert. Phot. Aug. Rupp.

Wald lebendig geworden zu sein scheint, wenn Geschütze und Munitionswagen, Bagage- und Trainkolonnen mit grünen Zweigen verkleidet in ihrem phantastischen Zug durch das Gelände sich bewegen. Während in früheren Kriegen die Truppen nur in Deckungen zu sein brauchten, die gegen den davorstehenden Feind schützen sollten, ist in diesem Kriege zum ersten Male die Notwendigkeit aufgetreten, sich auch für die Späher aus der Luft möglichst unsichtbar zu machen. Die marschierenden Kolonnen ziehen am Waldrand dahin, um beim Auftauchen eines Flugzeuges sofort in den Schatten der Bäume zu treten, die Trupps von Pferden werden in Gehöften oder Gebüschen untergebracht, damit der Flieger aus ihrer Anwesenheit nicht etwa auf ein höheres



Unter Strohhaufen zum Schutz gegen Flieger verborgene Wagen.
Phot. Presse-Zentrale.



Durch Zweige verdeckte Pontons.
Phot. Hoffmann.

Stabskommando schließen kann, das sich in der Nähe aufhält; und Fahrzeuge, besonders Munitionswagen, werden während der Rast mit Zweigen bedeckt, damit sie von oben nicht gesehen werden oder der feindliche Flieger gar versucht, eine Bombe auf den Transport zu werfen. Für die fliegenden Späher des Feindes mag es oft schwer sein, mit brauchbaren Meldungen über Stellung und Stärke unserer Truppen zurückzukommen, denn die Anpassung der Umgebung wird ja bis zur kleinsten Möglichkeit durchgeführt und vereitelt so die Erkennung aus der Luft. Der Kriegslisten, die Freund und Feind im Kampfe anwenden, gibt es natürlich unzählige, und außer althergebrachten, die in jedem Kriege angewendet wurden und im gegebenen Augenblick doch wieder von Erfolg waren, erfinden einzelne Truppenteile oder oft auch kleine Patrouillen neue Tricks, die den Gegner verblüffen und täuschen. So erzählt der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung“, Hauptmann von Koschützky, von einer Feindeslist, auf die die Patrouille eines preußischen Jägerbataillons im ersten Augenblick hineinfiel. Ein Leutnant ging mit zwölf Jägern über ein mit Waldstreifen besetztes Gelände, hinter dem der Hochwald begann. In völliger Dunkelheit, mit gespannter Aufmerksamkeit leise auftretend, gingen sie



Die Häckselmaschine als „schweres Geschütz“.
Phot. Leipziger Presse-Bureau.



Mimikry im Felde: Belgische Soldaten, die sich Strohbüschel um den Kopf gebunden haben.



Eines der mit Maschinengewehren ausgerüsteten deutschen Motorboote, die zum Aufklärungsdienst in Feindesland verwendet werden.
Phot. A. Grohs.

auf dem Acker. Sie waren bereits dicht am Walde, als ihnen ein „Halt! Wer da?!“ entgegengerufen wurde. Auf die arglose Antwort: „Eine Patrouille, 3. Kompagnie, zum Aufklären nach vorn!“ ertönte ein Pfeifensignal, und gleich darauf krachten die Schüsse. Der deutsche Anruf war eine Kriegslist der Russen gewesen, doch gelang es der Patrouille, sich während des folgenden Gefechts ohne Verluste zurückzuziehen und den Russen noch große Verluste beizubringen. In englischen Zeitungen findet man sehr häufig Lobsprüche für die Belgier und Franzosen, die es besonders verstünden, die deutschen Truppen durch Kriegslisten zu täuschen. So zeigt die englische Zeitschrift „Sketch“ das Bild eines Rübenfeldes, auf dem einzelne Rüben, halb aus der Erde gezogen, mit französischen Soldatenkäppis bedeckt sind. Die Zeitung berichtet, daß die deutsche Artillerie dieses Rübenfeld für Soldaten gehalten und heftig beschossen hätte. Die Kriegslist, Rüben oder Steine mit Soldatenmützen zu bekleiden, um Schützenlinien vorzutäuschen, ist ziemlich alt und jedem Soldaten aus dem Manöver bekannt. Denn in jedem Manöver wird das „Markieren“ eifrig geübt, und kein größerer Triumph für einen Truppenführer, als wenn er die Aufklärer des „Feindes“ durch solche Scheinstellungen täuschen und so einen überlegenen Gegner in seiner Aufmarschtaktik beirren konnte. Die neuen Listen und Täuschungen, die unseren wackeren Truppen gelungen sind, sind mannigfach und oft in ihrer Einfachheit verblüffend, doch wird man davon erst nach dem Kriege Näheres berichten können.



Typen von Gefangenen: Russe.



In Lille nach der Einnahme durch unsere Truppen: Sprengung eines zerschossenen Hauses wegen Einsturzgefahr.
Phot. A. Grohs.



Gefangener Turko.

Die deutschen Barbaren.

Die Zeitungen des feindlichen Auslandes haben sich so an Beschimpfungen der deutschen Nation gewöhnt, daß sie in ernsthaften politischen und militärischen Artikeln uns gar nicht anders als „Barbaren", „Hunnen",



Die deutschen Barbaren!
Speisung armer französischer Frauen durch unsere Truppen.
Phot. Hohlwein & Gircke.



Der letzte Liebesdienst.
Bayr. Landsturmmann, der für einen gefallenen Kameraden einen Grabstein meißelt.
Phot. Aug. Rupp.

„deutsche Horden" nennen. Immer wieder kehrt der Jammerschrei wieder über das „arme tapfere" Belgien, das weiter nichts tat, als „sich gegen den räuberischen Eindringling zu verteidigen!" Und wie wir noch jetzt nach Angabe der englischen Zeitungen das arme Volk dort behandeln, ist gräßlich. In Wirklichkeit füttern wir die Bewohner dort mit durch, da sonst viele verhungern würden, die ihre Heimstätten verloren haben. Dieses Unglück haben die Belgier selbst verschuldet, als sie sich durch Franzosen und Engländer zu den Franktireur-Angriffen aufhetzen ließen. Sowie jetzt eine Feldküche auftaucht, drängen sich die Ortsbewohner mit Schüsseln und Kannen hinzu; in den Etappenstationen kochen die Küchen der Landsturm-Bataillone täglich für Hunderte von Eingeborenen mit — aus reiner Menschenfreundlichkeit, denn eine Verpflichtung, die Familien der Feinde zu ernähren, besteht gewiß nicht.



Gräfin Stephanie Lonyay,
die frühere Kronprinzessin von Oesterreich und Tochter des Königs Leopold von Belgien, als Rote-Kreuz-Schwester in ihrem Lazarett.
Phot. Atelier Setzer.

Im Osten ist es ebenso — die deutschen Soldaten teilen ihr Brot mit den armen Familien der russischen Dörfer — ohne Dank und Anerkennung, nur weil der deutsche „Barbar" es für seine Herzenspflicht hält. Wie für die Gefangenen gesorgt wird, haben wir zum Teil selbst in den Gefangenen-Lagern sehen können; aber schon auf dem Transport wird von Zeit zu Zeit warme Suppe oder Kaffee und Brot gereicht. Erst kürzlich erzählte uns ein Kavallerie-Offizier, der einen Gefangenentrupp zu leiten hatte, wie auf einer französischen Station die Feinde abgefüttert wurden, während die deutschen Wachmannschaften, das Gewehr im Arm, dabeistanden, mit knurrendem Magen aufpassen und warten mußten. Und als an sie die Reihe zum Essen kam, reichte es kaum. Aber trotzdem bleiben wir „grausame Hunnen". Mit welchen Lügen die feindlichen Soldaten über deutsche Grausamkeit offiziell belehrt wurden, erfuhren wir erst aus dem Munde zitternder Gefangener. Die Belgier glaubten, daß sie im Osten in unser Heer eingestellt gegen Rußland kämpfen müßten; die Russen wußten genau, daß wir alle Gefangene vergiften, und so gab es immer neue Schreckensnachrichten. Daß die Bewohner der feindlichen Länder, die doch wohl Gelegenheit hatten, in 44 Friedensjahren Deutsche und ihre Art kennen zu lernen, alle diese Geschichten glaubten, ist kein besonderer Beweis von der Intelligenz dieser „Kulturkämpfer".



Gefangener belgischer Soldat mit seinem Wächter beim Wasserholen.



Die Rasierstube im Schützengraben.
Aufgenommen im Osten.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5,00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co, Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - -



Der Sohn.

Nach dem Gemälde von H. Koberstein. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

9. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Als Heinersdorff in der Bocche von Cattaro die neuen Dreadnoughts gesehen hatte, über die sein Herz frohlockte, reiste er mit einem schnellen Dampfer nach Triest zurück. Er fand hier ein Schreiben der Großmutter vor. „Wenn Du nach Venedig fährst, mein Junge, sieh' nach, ob das Haus noch steht, in dem ich geboren wurde."

Um Mitternacht setzte er sich in das Schiff und fuhr nach Venedig hinüber. Wie seltsam, dachte er, als er über den Markusplatz ging, daß diese Stadt einmal österreichisch war. Eigentlich konnte er es sich gar nicht vorstellen. Und doch war es gar nicht lange her. Sein Großvater lag hier noch in Garnison, und der Urgroßvater war Stadtkommandant. Die österreichische Heimat war Venedig für seine Vorfahren gewesen, und ihm bedeutete es die bittere Fremde. Er fand das Haus, in dem die Großmutter geboren wurde, und schickte eine Photographie davon der alten Frau nach Heinersdorff. Er fühlte sich gar nicht wohl in Venedig. Heimweh und Sehnsucht nach der Geliebten bedrückten sein Herz. Er schrieb Hedwig Buschgart lange Briefe, in denen immer wieder das alte Lied erklang: „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten geh'n, es jubeln und lassen die andern den Fremden alleine steh'n."

Er verdämmerte eine ganze Woche in der weichlichen Schwüle Venedigs, matt und willenlos, von nutzlosen Zweifeln zernagt. Endlich riß er sich doch zusammen und verließ mit einem jähen Entschluß die trügerische, verbuhlte Stadt, die ihn nicht mehr loszulassen schien. Er wollte über den Gardasee nach Oesterreich zurückkehren. In Peschiera verließ er den Zug und begab sich nach San Martino di Battaglia. Hier war historischer Boden, heimatliche Scholle, denn die Erde war getränkt vom Blute österreichischer Kameraden. Hier war die Schlacht von Solferino geschlagen worden. Man hatte sich der Erinnerung nicht zu schämen. Er bestieg den Turm und sah leuchtenden Auges in der Ferne die Tiroler Berge glänzen.

Von Sirmione fuhr er über den tintenfarbigen Gardasee bei starker Ora nach Riva. Auf La Rocca flatterte die schwarz-gelbe Fahne, aber Heinersdorff fand hier noch nicht sein Oesterreich. Er kam nach Trient, und vom Doß Trento begrüßte ihn wiederum die schwarz-gelbe Fahne, aber es war noch immer nicht sein Oesterreich. Als er abends über den Waltherplatz in Bozen ging, da fühlte er mit einem bittersüßen Erschauern: Hier ist Oesterreich!

Er blieb eine Reihe von Tagen auf dem Ritten, um sich von der fiebrigen Schwüle Venedigs zu erholen. Wie klar und frisch war die Luft! Wie dufteten die gemähten Bergwiesen! Wie heimatlich sangen die Wälder! Wie keusch erglühten Abend für Abend der Schlern und der Rosengarten! Wie freue ich mich, daß ich ein Oesterreicher bin, jauchzte Heinersdorff.

Eines Tages kam ein schwermütiger Brief Hedwigs aus Franzensbad. Sie mußte ihren Vater begleiten, der Urlaub genommen hatte, um sein Herz zu heilen. Es wäre weiter nicht bedenklich, schrieb sie, bloß eine nervöse Störung, die immerhin der Pflege und Schonung bedurfte.

Heinersdorff begann zu begreifen, welches Leid die Geliebte, ohne zu klagen, in diesen Monaten trug. Er ahnte dunkel den stummen Kampf zwischen Vater und Tochter, in dem der Schwächere Sieger blieb, weil sein Herz erkrankte. Bange Sorge verdüsterte Heinersdorff das Gemüt, raubte ihm den Schlaf und trieb ihn vom Ritten. Er wollte laufen, sich müde laufen, um zu vergessen und Ruhe zu finden. Er schickte sein Gepäck nach Innsbruck und wanderte mit Rucksack und Bergstock durch das Eggental in die Dolomiten. Er marschierte kreuz und quer jeden Weg nach, der ihn lockte, jeden Berg hinan, der ihn rief, bis zur Erschöpfung. Dann kam der befreiende Schlaf und wischte die Sorgen von der Stirn.

Auf dem Falzaregopaß hatte er die seltsame Begegnung mit dem Oberleutnant Dr. Wegscheider. Sie waren Regimentskameraden und eng befreundet gewesen. Wegscheider war immer ein verschlossener, einsamer Mensch gewesen, der sich eifrigst um die Wissenschaft bemühte und als aktiver Offizier den Doktortitel erworben hatte. Auf dem Falzaregopaß, in dem kleinen Wirtshaus, traf Heinersdorff den Oberleutnant, bei einem Glase roten Tirolers sitzend. Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten groß.

„Menschenskind, was treibst Du denn?" rief Heinersdorff. „Du bist ja vom Erdboden weggeweht."

„Mir geht es recht gut," antwortete Wegscheider. „Ich liege seit drei Jahren hier in den kleinen Forts an der Grenze. Gegenwärtig bin ich auf Tre Sassi."

Heinersdorff schüttelte verständnislos den Kopf:

„Ja, warum denn?"

„Du weißt, ich bin immer für das Einsame gewesen, darum habe ich um die Kommandierung auf die Forts angesucht. Es ist eigentlich ein bequemer

[illegible], wenn man von den körperlichen Strapazen absieht. Es gibt keinen lästigen Vorgesetzten, und Ruhe und Stille hat man, wie sonst vielleicht nirgends auf der Welt. Aber jetzt erzähle mir, wieso kommst Du hierher? Inspizierst Du incognito?"

Heinersdorff lachte.

Wegscheider erklärte:

„Du kannst beruhigt wieder fortfahren. Es ist alles in Ordnung."

„Ich hoffe es," erwiderte Heinersdorff, „ich bin aber auch nicht dienstlich hier, lieber Freund, denn ich habe dem Generalstab Ade gesagt."

„So, so," meinte Wegscheider nachdenklich

„Was treibst Du eigentlich in Deiner Einsamkeit, Oberleutnant-Doktor?"

„Ich arbeite an einem soziologischen Werk."

„Aber wenn Du fertig bist, steigst Du von den Bergen wieder in die Niederungen der Menschen?"

Wegscheider antwortete bedeutsam:

„Ja, das will ich."

Und nach einer Weile:

„Ich werde nämlich auch die Uniform ausziehen."

„Warum denn?"

„Es hat keinen Zweck."

„Was hat keinen Zweck?"

„Es ist nutzlos, die Grenzen zu bewachen. Wir kämpfen für eine verlorene Sache."

Heinersdorff blickte ihn überrascht an.

„Was meinst Du damit?"

„Ich habe bei meinen Studien herausgebracht, daß Oesterreich-Ungarn soziologisch keine Berechtigung als Staatengebilde mehr hat. Seine ursprüngliche Bestimmung als Ostmark hat es längst erfüllt und —"

Heinersdorff unterbrach ihn lachend:

„Du bist ein Narr, Wegscheider! Berechtigung hin, Berechtigung her, wir sind nun einmal da und existieren, man kann uns nicht einfach ausstreichen; denn wir sind stärker und gesünder, als Du in Deinem Felsennest ahnst, mein Lieber. Deine Soziologie kannst Du ruhig wieder einpacken."

„Du urteilst oberflächlich."

„Ich will Dir einen Rat geben: Geh' unter Menschen und mach' die Augen auf, dann wirst Du sehen, wie unsinnig Deine Wissenschaft ist. Die Einsamkeit tut Dir nicht gut. Du bist zu lange mit Deinen hochmütigen Gedanken allein gewesen, das ist alles."

„Ich will es versuchen," antwortete Wegscheider, und neue Hoffnung leuchtete aus seinen Augen.

Ein kranker Mann, dachte Heinersdorff bedrückt, als er seinen Weg fortsetzte. Den ganzen Tag hatte ihm der Soziologe im Waffenrock verdorben.

Von Toblach fuhr er nach Innsbruck. Sein erster Gang war wie gewöhnlich in die Hofkirche, zum Denkmal Kaiser Maximilians und im besonderen zur Statue des Königs Arthur von England, die er über alles liebte. Die Heinersdorffs sahen dem Helden von Cornwallis ein wenig ähnlich. Sie besaßen die gerade Nase und den trotzigen Mund des Engländers.

Nachmittags saß er auf dem Berg Isel zu Füßen Andreas Hofers. Es war ein seltsam stiller Tag. Kein Lüftchen rührte sich unter dem blaßblauen Himmel, und die Berge trugen zarte Nebelschleier. Versonnen und entrückt blickte Heinersdorff vor sich hin und machte keinen Versuch, seiner Erstarrung zu entfliehen. Er hörte die Sill rauschen, sonst nichts. Am Tor des Kaiserjäger-Museums lehnte ein junger Soldat und rauchte aus einer kurzen Pfeife.

Plötzlich fiel ganz langsam ein großes, gelbes Blatt vor Heinersdorff zur Erde. Er hob das Blatt auf und betrachtete es aufmerksam. Ein welkes Blatt. Der Herbst war da. Wie traumhaft schnell der Sommer vergangen war! Matt und kränklich stand die Sonne am Himmel. Kein Vogel sang mehr. Still war das Land. Heinersdorff erwachte. Mit trüben Augen sah er das große Sterben ringsum. Seine Zeit war gekommen. Langsam und wandermüde stieg er vom Berg Isel zur Stadt hinab.

XIV.

Durch die lange Allee, die schon im frühen Dämmerschein des Septemberabends lag, kam Hedwig Buschgart mit zitternden Knien auf Heinersdorff zu.

Sie reichten sich die Hände und konnten vor Bewegung nicht sprechen. Sie blickten sich stumm in die Augen, bis die Welt um sie versank. Dann machte sie ihre Hände frei und schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

„Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen," flüsterte sie selig.

Sie blickte ihn zärtlich an, prüfte aufmerksam jeden Zug seines Gesichts und sagte:

„Du bist so braun geworden."

Er schämte sich seines guten Aussehens. Sie war so blaß und schmal, so schwach und zerbrechlich. Das Herz tat ihm weh.

„Du siehst gar nicht gut aus, Liebste," sagte er voll Kummer.

Sie antwortete abwehrend:

„Ach! Mir fehlt nichts."

Er konnte jede Ader durch die blaue Haut durchschimmern sehen.

„Wie geht es dem Vater, Hedwig?"

Sie sah ihn dankbar an und erwiderte:

„Danke, Liebster, es geht ihm gut. Er hat sich im Bad sehr erholt. Die Herzbeschwerden sind fast ganz verschwunden. Er geht schon wieder ins Amt."

„Das freut mich zu hören."

„Du bist so gut, Liebster."

„Ach, noch lange nicht genug für Dich, Hedwig."

Sie sagte verlegen:

„Wie kannst Du nur so dummes Zeug reden, Georg? Du bist der Beste auf der ganzen Welt."

Sie gingen schweigend weiter. Es war zu schwer, über all das Wichtige zu sprechen, was ihre Herzen bedrückte.

Sie bat:

„Erzähle mir Doch von Deiner Reise, Liebster!"

Er berichtete ausführlich und weitschweifig von seinen Erlebnissen. Sie hörte zu und dachte immer nur: „Wie soll ich es ihm sagen?"

Als er nichts mehr zu erzählen wußte, sagte er:

„Meine Großmutter läßt Dich vielmals grüßen, Liebste."

„Ich danke Dir."

„Sie freut sich sehr darauf, Dich kennen zu lernen. Denk' Dir, sie will zur Hochzeit nach Wien kommen."

„Jetzt muß ich es sagen," schrie ihr gequältes Herz.

„Das will etwas bedeuten, mußt Du wissen. Seit sechsundsechzig ist sie aus Altheinersdorff nicht herausgekommen."

Tränen verdunkelten ihren Blick.

Er fragte bestürzt:

„Was ist denn, Liebste?"

Sie antwortete mit einem wehen Lächeln:

„Nichts, Georg, nichts. Ich habe es nicht vergessen: eine Generalstochter weint nicht."

Unaufhaltsam stürzten die Tränen aus ihren Augen.

Er sagte bekümmert:

„Ja, Hedwig!"

„Verzeih', Liebster. Auch Generalstöchter müssen weinen, wenn es nicht anders geht."

Er trocknete ihre Tränen.

„Natürlich, Liebste. Hör' doch nicht auf den Unsinn, den ich rede."

Sie überwand und sagte tapfer:

„So, jetzt ist es wieder gut. Ein bissel muß ich halt immer weinen, es ist ein wahrer Jammer mit mir. Du wirst Dich bald schämen, neben mir zu gehen."

Er versuchte zu scherzen:

„Die Leute, die uns sehen, werden denken: Na, das muß ein großer Schuft sein!"

Sie lächelte:

„Kümmere Dich nicht um die Leute! Was gehen uns die Menschen an?"

„Wie früh es jetzt schon dunkel wird," meinte er.

„Ja, die Abende sind schon lang."

Er nahm ihre Hand und streichelte sie zärtlich.

„Ich freue mich, daß es Herbst ist."

Sie hielt den Atem an.

„Für uns bedeutet er den Frühling," fuhr er fort.

Er erzählte von Altheinersdorff und von der fröhlichen Großmutter, von dem großen Speisesaal und von den tiefen Wäldern.

Plötzlich, ganz unvermittelt, fragte er:

„Wann wollen wir Hochzeit machen, Liebste?"

Von der Hietzinger Kirche her schlug es sechs Uhr. Hedwig zählte die Schläge. Jetzt ist es aus, dachte sie. Die Stunde ist gekommen.

Ihre Augen blickten starr in die dämmergraue Ferne.

Sie saßen auf einer Bank unter einer mächtigen Platane, die wie ein Schiffsmast in Seenot ächzte, wenn der Wind durchfuhr.

Sie fragte still und demütig:

„Glaubst Du, daß ich Dich liebe, Georg, wie nur eine Frau einen Mann lieben kann?"

„Ich glaube es," antwortete er leise und wußte alles. Das Liebste wurde ihm vom Herzen gezerrt.

Sie griff nach seiner Hand und hauchte:

„Ich danke Dir, Liebster. Du machst es mir leichter."

Dann nahm sie ihre ganze Willenskraft zusammen, überwand ihre klägliche Schwäche, unterdrückte die aufsteigenden Tränen und zwang ihr zitterndes Herz zum Stillstehen.

„Wir können jetzt nicht heiraten, Liebster."

Er beugte ein wenig seinen Kopf, als wollte er den Schlag leichter ertragen.

Eine ferne, fremde Stimme sagte mit bitterer Entschlossenheit:

„Ich kann meinen Vater jetzt nicht verlassen. Er ist allein und krank. Wenn ich jetzt von ihm weggehe, ist es der Tod für ihn. Ich kann nicht. Ich habe mich geprüft und gequält in hundert bangen Nächten, ich komme nicht darüber hinweg. Ich kann nicht, Georg."

Sie stöhnte auf in ungeheurem Schmerz:

„Ich kann nicht, Georg!"

Noch tiefer sank sein Kopf auf die Brust. Es war so seltsam: Er hörte die Matrosen singen, die fast nackt auf dem Verdeck lagen und durch die blaue Adrianacht glitten, er hörte die dumpfe Stimme des alten Kapitäns, der die merkwürdige Geschichte von

dem kleinen Malaienmädchen in Soerabaja erzählte, er sah den gemütskranken Oberleutnant Wegscheider vor sich, der jetzt einsam in der Dämmerung auf dem kleinen Fort Tre Sassi stand und von Zweifeln zernagt auf die verglühenden Berge starrte, er sah König Arthur von England und den jungen Soldaten, der auf dem Berg Isel aus einer kurzen Pfeife rauchte, während die welken Blätter zur Erde rieselten.

Noch einmal flüsterte Hedwig Buschgart:

„Ich kann nicht, Georg."

Ihre Augen hingen in Todesangst an seinen Lippen, die über Leben und Sterben entscheiden mußten. Es war so schrecklich still in dieser endlosen Sekunde. Die ganze Welt hielt den Atem an. Alle Herzen hörten zu schlagen auf. Die Züge blieben stehen und die Schiffe stoppten. Alle Maschinen feierten und alle Flaggen erstarrten. Die ganze Welt lauschte.

Er hob den Kopf und sagte einfach:

„Wir werden warten, Liebste."

Die Welt atmete auf, und alle Räder setzten sich wieder in Bewegung. Ein jäher Wind fuhr in die mächtige Platane und riß ihr die Blätter vom Leib.

Hedwig Buschgart saß still da und hielt die Hände gefaltet, wie in einer seligen Erstarrung.

„Er will warten," jauchzte ihr Herz.

„Wir haben ja Zeit," sagte er, „wir sind noch jung."

„Du kannst mir verzeihen?" fragte sie.

„Ich habe doch nichts zu verzeihen, Liebste," antwortete er bedrückt. „Ich verstehe es sehr gut, daß Du Deinen Vater jetzt nicht verlassen kannst. Es muß so sein. Ich bin ja selbst schuld an allem. Ich kann es nicht ändern und ich kann mir nicht helfen, nicht mir und nicht Dir."

„Du sollst nicht so sprechen, Liebster."

„Die Hauptsache ist, daß Du mich lieb behältst, Hedwig."

„Ich habe nichts als Dich, Liebster."

„Dann wird alles gut werden, Hedwig. Du mußt nur Geduld mit mir haben, mußt mir ein wenig Zeit lassen. Es kommt gewiß der Tag, da ich vor den General Buschgart treten und ihm ohne Scham die Hand reichen kann."

Er stand auf.

„Wir wollen gehen, Liebste."

Sie erhob sich folgsam.

„Ich bin so glücklich, Georg. Ich hatte solche Angst, Dich zu verlieren."

Er versuchte, einen leichten Ton anzuschlagen:

„Du hast ja eine schöne Meinung von mir."

Sie sagte zärtlich:

„Du bist der liebste und beste Mensch auf der Welt."

Er scherzte:

„Wenn Dich meine Großmutter hörte, die würde Dich schön auslachen."

„Das glaube ich nicht. Sie denkt sicherlich so wie ich, sie sagt es Dir nur nicht ins Gesicht."

„Na, Du wirst sie ja kennen lernen."

Nach einer Weile sagte er besorgt:

„Du mußt jetzt ein bissel auf Dich selbst sehen, Liebste. Du bist so blaß und schwach, das geht doch nicht."

Sie antwortete fröhlich:

„Ach, jetzt wird es schon werden! Sorg' Dich nicht. Ich habe ja keinen Kummer mehr."

„Den sollst Du auch nicht haben, Liebste."

Seine Stimme zitterte vor Innigkeit.

Sie nahm leichten Herzens Abschied von ihm.

Nachdem Hedwig Buschgart ihn verlassen hatte, bekamen seine Züge einen anderen Ausdruck. Seine Stirn verfinsterte sich, und die Brauen waren gerunzelt, als wollten sie schwere, wunderliche Gedanken zusammenhalten. Zwei tiefe Falten hatten sich in das Gesicht gegraben und liefen von der Nase zu den Mundwinkeln. Der Lärm der Straße schmerzte ihn, und die Augen der Menschen verletzten ihn.

Er fuhr nach Haus.

Im dunklen Zimmer saß er bei dem geöffneten Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Lau und schwer war die Luft, ein fauler Geruch von welkem Laub stieg auf, wie von alten Kränzen auf frischen Gräbern. Manchmal kam Musik aus den Wirtschaftsgärten des Praters bis in das Zimmer, freche, dröhnende Blechmusik. Sie spielte Gassenhauer, unermüdlich, einen nach dem andern. Die ganze Welt war ein Gassenhauer. Heinersdorff pfiff mit, in bitterer Verzweiflung. Dann packte ihn Ekel, und er schloß das Fenster.

Er machte Licht und ging im Zimmer auf und ab, stundenlang, wie ein gefangenes Tier im Käfig. Wilde Gedanken überfielen ihn heimtückisch und verzerrten sein Gesicht. Der Schimpf, den General Buschgart ihm angetan hatte, brannte aufs Neue und vergiftete ihm das Herz. Wie ein untilgbares Schandmal glühte das Wort: „Feigling!" auf seiner Wange. Keine Liebe der Welt war stark genug, diese Schmach vergessen zu machen. Keine Frau, nicht die liebste und teuerste, konnte dieses Wort hinwegtilgen, das wie ein fressendes Geschwür in seinem Innern saß. Man war nicht umsonst der Enkel alter Soldaten, die im Wald von Heinersdorff unter der Fahne von Kolin schliefen. Den Tod wünschte er haßerfüllt für General Buschgart. Aber der Tod kam nie, wenn man ihn bat und rief; ungebeten und ungerufen erschien er, wenn es galt, Wunden zu schlagen.

Er wurde ruhiger. Sein Herz ging langsamer, und die Gedanken ordneten sich. Man mußte einen Plan machen, einen Entschluß fassen, einen Ausweg suchen, die Toten ihre Toten begraben lassen, ein neues Leben aufbauen. Die alte Schlacht war verloren, auf allen Ecken und Enden, hoffnungslos, unrettbar.

Es hatte keinen Sinn, nach Heinersdorff zurückzukehren, die Felder zu bebauen, die Schafe zu weiden und gottergeben auf den Tod des Generals zu warten. Die Menschen mit schwachen Herzen starben nie, nur die starkherzigen holte sich der Tod. Es war nicht die Zeit, auf der Hirtenflöte zu blasen, bis die Haare grau würden und die Sehnsucht verkümmerte.

Man konnte sich an der Hetzjagd auf Vidakovich beteiligen und ihn treiben und verfolgen, bis man ihn zur Strecke gebracht hatte. Es war kein edles Wild, das der Jagd lohnte. Aber man hatte dann vielleicht Aussicht, wieder gnadenweise in den Generalstab aufgenommen zu werden. Ach, wie kümmerlich war die Genugtuung.

Man konnte sich irgendwo auf der weiten Welt herumschlagen und Ruhm gewinnen und Tapferkeit zeigen. Immer gab es irgendwo Schlacht und Krieg, auf dem Balkan, in Mexiko, in Marokko, die blutrote Fackel erlosch nie. Aber damit ließ sich kein Schild abwaschen. Jeder Arbeiter, der in die Kohlengrube fuhr, war ein größerer Held. Und die Barone von Heinersdorff waren keine Schweizer, die ihr Schwert dem Meistbietenden verkauften. Für Fremde rührten sie keinen Finger, für die Heimat ließen sie ihr Blut auf den Schlachtfeldern verströmen.

In dieser dumpfen Herbstnacht fand Georg Heinersdorff nicht den Weg zum neuen Leben.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Ein Kompagnieführer erhielt kürzlich im Felde folgenden **Feldpostbrief**: „Euer Exzellenz, verehrter **Herr Hauptmann!** Weil er in den Krieg mußte, habe **ich** mich **mit dem** Musketier Wilhelm Hefke ausgesöhnt und ist derselbe wieder mein Bräutigam. Deshalb schickte ich ihm heute Liebesgaben. Aber ich bitte, lieber Herr Hauptmann, geehrteste Exzellenz, wenn der Weltkrieg aus ist, mir zu schreiben, denn der Hefke ist von innen schlecht und ein bloßer Egoist, er wird es mir gewiß wieder verheimlichen! Mit kriegerischer Hochachtung Anna P. . . . . . ."

*

Dialog beim Frühstück. Er: „Nun was sagst Du zu unsern 42-Zentimeter-Kanonen?" — Sie: „Ich bin ganz überrascht, ich habe immer geglaubt, daß unsere Kanonen viel weiter schößen!"

*

Gedankensplitter. Wir Deutsche kämpfen bis zum letzten Mann, die Engländer kämpfen bis zum letzten Franzosen.

*



Englische Vorbereitungen für den Winter: Die Hochländer bekommen einen „Volang" an das Röckchen genäht!

Wenn die Türken in den Krieg ziehen, geht alles in Fe(t)zen.

RÄTSEL

Wasserzauberei.

Einem Fluß ein r nimm aus
Und ein Seeheld wird daraus.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — bak — bo — da — dau — der — der — di
di — e — ein — eins — en — ess — et — fi
flot — gla — il — in — in — ka — kli — ko —
li — li — ling — mal — me — mi — mo — na
— ne — nie — nie — ni — now — on — phi —
ri — schus — som — ta — ta — te — tew —
ti — tis — tor — wald — zel

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine bedeutsame Wendung der Kriegsereignisse nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Stadt in Amerika. 2. Französischen Fluß. 3. Englische Kolonie. 4. Altrömischen Fechter. 5. Schillersche Dramengestalt. 6. Teil der Wehrmacht. 7. Deutsches Gebirge. 8. Rechnungsart. 9. Kanonenboot der deutschen Marine. 10. Russisches Kleidungsstück. 11. Riechstoff. 12. Ausdruck aus der Lehre vom Magnetismus. 13. Ehemalige französische Provinz. 14. Ort in Brandenburg. 15. Gestalt aus dem Nibelungenlied. 16. Eine der willkommensten Liebesgaben. 17. Italienisches Seebad. 18. Schlachtenort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Ein Mann und sein Werk: Zeppelin.

Silben-Rätsel:

Das Eiserne Kreuz.

1. Döberitz. 2. Allgäu. 3. Sobranje. 4. Enver. 5. Isaak. 6. Sarabande. 7. Emden. 8. Renntier. 9. Nereide. 10. Epidermis. 11. Kiwi. 12. Rhone. 13. Eusebius. 14. Uganda. 15. Zelluloid.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-21

XXIII. Jahrgang
Nr. 48

Berliner

29. November 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Generaloberst von Hindenburg mit seinem Stab.

Phot. A. Grohs.

Generalmajor von Ludendorff.





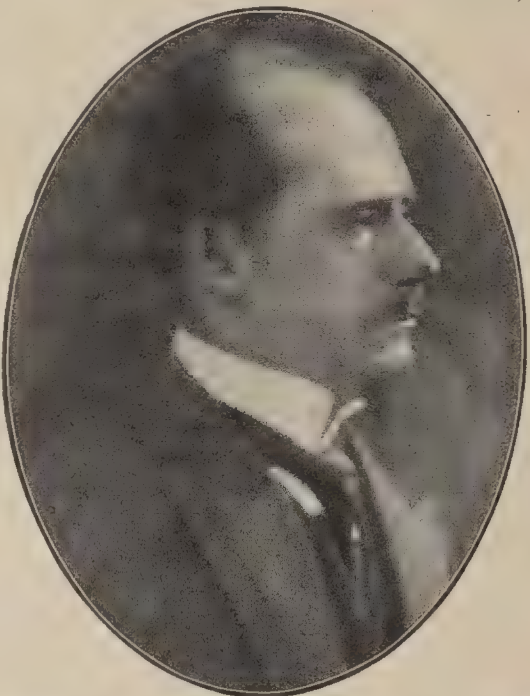
Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Zivilgefangener in Frankreich.

Deutsch sprechen ist verboten! Erteilung von Unterricht im Französischen.

Wohnraum der Gefangenen, die hier auf dem mit Stroh bedeckten Steinboden schlafen.

Als Gefangene in Frankreich

In den uns feindlichen Ländern sind sofort beim Kriegsbeginn alle Deutschen, auch Frauen und Kinder, in Gefangenenlager geschafft und, besonders in der ersten Zeit, recht hart behandelt worden, während erst ein Vierteljahr später Deutschland zu Gegenmaßregeln griff und zunächst die englischen „Gäste" einfing und die andern „Zivilfeinde" aus bestimmten Städten auswies. Von einer jungen Deutschen, die in einem Konzentrationslager der Zivilgefangenen in Frankreich festgehalten wurde, erhielten wir die hier abgebildeten Photographien. Die Dame schreibt dazu: „Ich war in Amiens bei einem französischen Reserve-Offizier in Stellung bei dessen Kindern. Gleich bei Kriegsausbruch kamen alle Deutschen und Oesterreicher in Gefangenschaft. Männer, Frauen und Kinder, das jüngste 14 Tage alt, wurden in Chatouraux in Baracken untergebracht, wo jeder auf spärlichem Stroh sein Schlaflager hatte. Und da das Stroh auf Steinfußboden lag und wir auch keine Decken zum Zudecken bekamen, war es sehr kalt. Wir mußten in unseren Sachen schlafen, da wir von unserer Stelle auch nur wenig Handgepäck mitnehmen durften. Zu essen gab es wenig. Um 11 Uhr das erste Warme, einen Teller Suppe. Das war zugleich Mittag. Zu trinken gab es nichts Um 4 Uhr Brot, um 6 Uhr einen Teller Suppe als Abendbrot. Ende August hieß es, daß alle Frauen und Kinder, die das Reisegeld für die Fahrt nach der Schweiz hätten, unter großen Gefahren reisen dürften. Keiner konnte uns Gewißheit geben, ob die Schweiz uns durchläßt; in Deutschland sollte große Hungersnot herrschen, der Kaiser tot sein und so noch mancherlei. Von den 660 Gefangenen, die dort waren, meldeten sich nur etwa 30. Viele hatten das Geld noch, wagten aber nicht zu gehen. Wir dreißig sind alle gut durch die Schweiz hindurch gekommen. In Genf gingen wir zum deutschen Konsul, der uns sehr freundlich aufnahm und uns sofort die neuesten Telegramme vorlegte. Dann kamen alle glücklich in ihrer Heimat an. Die Bilder machte ein Oesterreicher, der in Chatouraux mit in Gefangenschaft war. Er mußte Bilder für die Reisepässe aufnehmen und machte heimlich diese Aufnahmen. Das eine Bild ist unser Lager, auf dem andern gibt uns ein deutscher Herr französischen Unterricht, weil wir nicht deutsch sprechen durften. Wir wurden von Soldaten bewacht." Auch aus andern Ländern kommen jetzt Berichte, wie die Deutschen dort behandelt werden. Daß Rußland die wehrlosen Deutschen nach Sibirien schickte, kann bei der Höhe der russischen Kultur nicht verwundern; aber auch in England ist die Behandlung nicht immer mit dem erforderlichen Anstand erfolgt. Man hat die Gefangenen ihre traurige Lage doppelt fühlen lassen, während das „barbarische" Deutschland die zufällig hier weilenden Feinde frei umhergehen ließ.



Professor Dr. Fritz Rausenberger, der Konstrukteur der 42 cm-Mörser. Phot. Hönscheidt.



Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier: Der Oberkommandierende Erzherzog Friedrich (links) mit dem Generalstabschef Conrad von Hötzendorf (in der Mitte).



Der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef mit dem Verteidiger von Przemysl, Feldmarschall-Leutnant von Kusmanek (rechts) bei einer Besichtigung der Festung. Phot. Seebald.



Zum türkischen Einmarsch in Aegypten: Karte von Ober-Aegypten mit dem Gebiet des Suez-Kanals aus der Vogelschau.
Für die B. I. Z. gezeichnet von Prof. Zeno M. Diemer.



Die ersten Bilder vom Feldzug im Schnee: Unsere Truppen auf dem Marsch durch Soldau nach Mlawa zur Verfolgung der Russen.
Phot. Leipziger Presse-Bureau.



Das Schlachtfeld im Schnee: Gefallene Russen bei Soldau.
Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Englische Verleumdungen

Der Feldzug der Verleumdungen und Beschimpfungen der deutschen Armee wird in den englischen Zeitungen und Zeitschriften lustig fortgesetzt. Ganz England ist mit billigen „War Specials" überschwemmt, die für ein paar Pfennige käuflich, den Leser über die deutsche Kriegsführung belehren. Es ist immer derselbe Schwindel. Deutsche Ulanen, die Frauen als Kugelfang vor sich hertreiben, Verwundete, die die engelhaft schönen französischen Krankenschwestern hinterrücks erschießen, Soldaten, die die belgischen Dörfer plündern. Wäre es nicht so grenzenlos verleumderisch, so könnte man über die Dummheit der Bilder, über die Fehler in der Zeichnung lachen. Dabei ist es immer dieselbe Taktik, gräßliche Bilder als wahre Begebenheiten zu zeigen, ohne daß je gesagt wird, wo diese Scheußlichkeiten vorgekommen sind. Es heißt immer „in Belgien", „in einem französischen Dorf". Damit ist jede Möglichkeit einer Nachprüfung genommen. Denn in den Fällen, in denen, wie bei der englischen Krankenschwester, die sich selbst als Opfer deutscher Soldaten bezeichnete, die Behörden nachforschten, stellt sich die Lüge heraus. Im Falle der Krankenschwester mußten sogar die englischen Zeitungen zugeben, daß die hysterische Person die Angaben erfunden und die Dokumente gefälscht hatte. Diese Berichtigung stand auch in den Londoner Blättern, aber so versteckt und undeutlich abgefaßt, daß nur der, der die Notiz suchte, sie erkennen konnte. Ein würdiges Gegenstück dazu ist der in Antwerpen gefundene Brief des Fräulein Jane Reading aus Birmingham, die an ihren Bruder, der als Freiwilliger bei einer belgischen Mitrailleusen-Abteilung dient, schrieb: „Ich würde gern Krankenpflegerin sein, ich bin sicher, daß ich ein oder zwei Deutsche töten könnte!" Aber nach den Berichten der „Verbündeten" sind die englischen und französischen Soldaten einschließlich ihrer farbigen Hilfsvölker menschheitserrettende Engel, die die Welt von den „deutschen Horden" und „Barbaren" befreien wollen.



Englische Verleumdungen der deutschen Soldaten: „Ein Verwundeter schießt auf Krankenschwestern".
Zeichnung aus „The Penny War Weekly".



„Deutscher Offizier erschießt hinterrücks eine Französin".
Zeichnung aus „The Penny War Weekly".

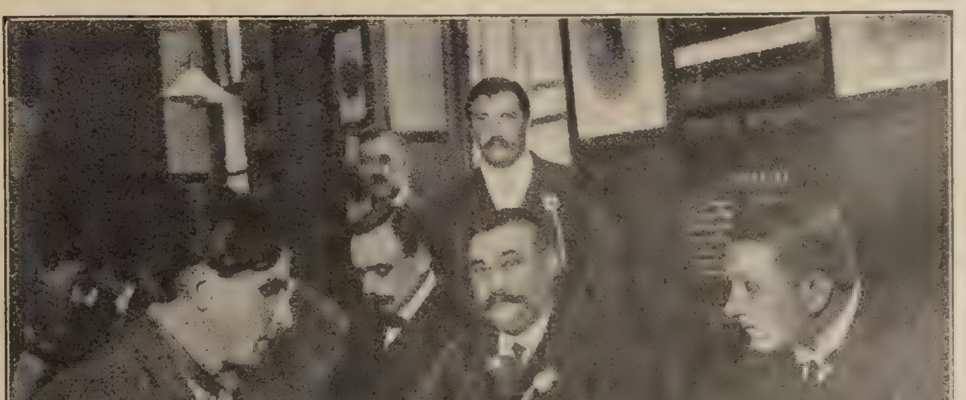


In den Hauptstädten der Feinde: Das vornehme Carlton-Hotel in London, das jetzt mit schreienden Aufforderungen zum Eintritt in das Heer bedeckt ist.
Die Aufschriften lauten: „Zu den Waffen, Dein Vaterland braucht Dich! Engländer, meldet Euch sofort zum Heeresdienst, wir brauchen mehr Leute!" usw.

Aus den Hauptstädten unserer Feinde

Das Leben der Pariser, die, durch den unerwarteten Vorstoß der deutschen Armeen im September erschreckt, zu Hunderttausenden aus der Stadt geflohen waren, ist allmählich wieder in den gewohnten Gang gekommen. Doch ist die Alltäglichkeit nur äußerlich. Die geflohenen Bewohner, die jetzt mit der Ausrede, daß sie nur einen teueren Verwandten hätten besuchen wollen, zurückkehrten, haben ebenso wie die Aermeren, die in Paris bleiben mußten, den Schrecken des Krieges im eigenen Blute gespürt. Die reichen Leute sind größtenteils überhaupt nicht nach Paris zurückgekommen, sondern bleiben in Bordeaux oder in London, wo sie allabendlich mit der Londoner „Gesellschaft" Verbrüderungsfeste feiern können. Denn Paris ist eine traurige Stadt geworden. Die eleganten Autos und Spaziergänger im Bois de Boulogne fehlen, die Pferderennen finden nicht mehr statt, die Theater sind geschlossen, auf der Rennbahn in Longchamps weiden große Viehherden, die als Nahrungsmittel im Belagerungsfalle dienen sollten, und ab und zu fliegen deutsche Flugzeuge über die Stadt und zielen mit ihren Bomben nach der Eiffelturm-Telefunkenstation. Die kleinen Orte außerhalb der Pariser Fortlinie werden durch Erdwerke und Schanzen zu neuen Festungswerken ausgebaut. Anders ist das Leben in London. In dieser Riesenstadt brodelt die Menschenmenge wie in Friedenszeiten. Die Geschäfte und Fabriken arbeiten, und nur an der erregten Unterhaltung aller Menschen, an der dumpfen, nie endenden Spannung würde man dem Londoner selbst den ungewohnten Kriegszustand anmerken. Aber das Aussehen der Stadt hat sich verändert. Jedes auffällige Licht ist verboten, die Geschäfte dürfen ihre Fenster nur notdürftig erleuchten, jede Laterne auf der Straße ist in ihrem oberen Teil verdunkelt, damit nur kein Lichtschein den Zeppelinen, die der Londoner in





Im Hauptanwerbeamt in London.

Vereidigung der Rekruten sofort nach der Meldung und ärztlichen Untersuchung.

Im Einschreibebüro.



In den Hauptstädten unserer Feinde: Zuaven auf dem Durchzug durch Paris vor einem Caféhaus. Nach einer französischen Zeichnung.

seinen Träumen scharenweise über den Kanal kommen sieht, den Weg weist. Eine besondere Note im Londoner Leben ist das Werbesystem für das Heer. Jede englische Zeitung enthält große ganzseitige Anzeigen mit der Ueberschrift: „Dein König und Dein Vaterland brauchen Dich!" Große Plakate, auf denen Kitchener mit dem Finger auf den Beschauer zeigt, mit der Ueberschrift: „Kitchener braucht Dich!" kleben an jeder Straßenecke. Ob das eifrige und eindringliche Werben um Rekruten von großem Erfolg ist, läßt sich kaum beurteilen. Sehr interessant sind die Beobachtungen



Paris in Erwartung des deutschen Angriffs: Anlegen von Erdbefestigungen in einem Vorort.

darüber, die der bekannte Schriftsteller Norbert Jacques, der als Angehöriger eines neutralen Landes vor einigen Tagen in London war, in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht. Er sagt: „Diese verbissene, gewaltige Anstrengung, mit der jetzt geworben wird, zeigt, wie tief England erkannt hat, was auf dem Spiele steht. Es geht wie ein einziges Gebrüll durch London, wie ein hünenhaftes Gebrüll der Stimme der ganzen Insel: Junger Mann, nimm das Gewehr für das Vaterland! In den Krieg! Milliarden von Zetteln, Aufforderungen, Mahnungen, Verlockungen, Drohungen, verführerischen Soldatenbildern, blutaufpeitschenden Aufrufen hängen in den Fenstern. Vom jüdischen Wurstmetzger in Whitechapel bis zum Bankier der City, vom kleinsten Vorortposthaus bis zum Mansionhouse an der Bank. Alle Mietautomobile sind jetzt für den Krieg gemietet. An jedem einzelnen ist eine Inschrift, fast alle diese Inschriften sind verschieden. „Männer werden für die Front gebraucht!" steht vorn auf dem Schutzglas in dicker roter Schrift. Oder: „Junger Mann, Dein König braucht Dich!" Junge Mädchen stehen an den Anmeldebüros, die zahllos wie Pilze überall geöffnet sind, und halten die jungen Männer an, drohen mit der weißen Feder. Der Konstabler daneben ruft ein Spottwort nach. Aber die jungen Männer gehen alle an den Spottfedern der Mädchen, an dem Spottruf des Konstablers, an den lockenden Bildplakaten der Werbestuben



Straßenbild aus Petersburg: Die neueste Extraausgabe.



Auf dem Newski-prospekt in Petersburg.



Englische Artillerie im Kampf.

vorüber. In der Guildhall ist eines der Hauptanwerbeämter. Man hat den Hof dort mit einem mächtigen rotweißen Zelt eingedeckt. Ich stand wenigstens eine halbe Stunde dort und schaute. Ich kam drei- oder viermal in den beiden Tagen zurück. Drei große Tore winkten. Ich sah keinen einzigen Menschen hineingehen. Nur ein Mann kam mit drei todessüchtigen Pferden. Er wollte sie dem Vaterland verkaufen in der Guildhall. Ich stand lange an den Zelten im Hydepark, sah in die Anwerberäume in Whitechapel, in der City, im Südwesten. Niemals sah ich einen Menschen sich melden. In der Cockspurstreet, der Schiffsagenturenstraße, ist ein riesenhaftes Anwerbebüro untergebracht. Die hohen Fenster sind von unten bis oben mit Aufforderungen und Bildplakaten verklebt. Vergeblich beugten sich ein Dutzend Militärbeamte hinter den Tischen über die Anwerbelisten. Es ging niemand hinein. Der Mann an der Türe sagte mir, als ich neugierig hineinschaute: „Mut, junger Mann. Komm herein!" Ich lachte ihn an und ging. Er spuckte aus. — Die Nelsonsäule hebt sich in den Nebel aus hünenhaften Inschriften heraus, die ihren Fuß umfassen. Auf jeder der vier Seiten steht ein Ausspruch eines Engländers, der zum Teilnehmen am Kriege auffordert. Plötzlich hält der Nebel wieder das Wort: „Krieg", „Waffen" hin. Hier fordert man, daneben bettelt man um Soldaten. Bleib stehen, junger Mann. Denk Dir, nur 250 Mann brauchen die London-Scotch noch zur Vervollständigung dieses feinen Regiments. Bitte, bitte! Wohl ein Witzbold war es, der auf einem dieser Plakate an der Guildhall 250 durchstrich, drunter 225 schrieb, dies wieder durchstrich und 205 schrieb."



Sichtbare Erfolge der Kämpfe am Yser-Kanal: Fortschaffung der großen Menge gefangener Franzosen.
Von unserem Spezialphotographen in Westflandern aufgenommen.

UNSERE STRATEGEN



Feldzeugmeister Potiorek,
der siegreiche Führer der österreich.-ungar. Armee gegen Ser.ien.
Phot. Lietzner.



General von Woyrsch,
der Führer des schlesischen Landwehr-Korps.
Phot. N. Perscheid.

Die Offensive unserer Waffenbrüder in Serbien ist ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die das gebirgige, unwegsame Gelände dem Vormarsch der Truppen entgegensetzte, in stetigem, unwiderstehlichem Fortschreiten begriffen. In fünf Kolonnen rückte die Armee unserer Verbündeten gegen Valjevo vor, das die Serben seit Jahren zu einer förmlichen Festung ausgebaut hatten, die sie für uneinnehmbar hielten. Die österreichisch-ungarischen Truppen, die unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Potiorek standen, umfaßten den linken Flügel der serbischen Armeen und drückten ihn nach kurzem, aber erbitterten Widerstand ein, worauf die Serben fluchtartig den Rückzug auf Kragujewatz antraten, den letzten Stützpunkt, den ihnen ihr Land noch bietet. Das österreichisch-ungarische Heer, setzt die Verfolgung des Gegners in Eilmärschen fort.



General von François,
einer der siegreichen Führer unserer ostpreußischen Armeen, im Gespräch mit Einwohnern in einem russischen Städtchen.



Stammtisch-Strategen: Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.
„Es ist ein alter Grundsatz der taktischen Strategie, Herr Stibbecke, daß man nicht hier beim rechten Streichholz durchbrechen kann, sondern daß die Aufrollung von der linken Flanke her erfolgen muß. Seh'n Se, Hindenburg hätte in diesem Fall die rückwärtigen Verbindungen bedroht und ...."

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - -



Im belgischen Ueberschwemmungsgebiet. Aufnahme unseres Spezialphotographen.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

10. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Hedwig Buschgart erholte sich allmählich. Ihre Wangen bekamen wieder Farbe, und ihre Augen blickten unverzagt in die Zukunft.

Heinersdorff freute sich, sooft er seine Braut sah. Sie konnte manchmal lächeln und ging aufrecht ihren Weg. Ohne Klagen trug sie ihr Kreuz, das ihr nicht schwer erschien, weil sie der Liebe Georgs gewiß war. Sie hatte die feste Zuversicht, daß eines Tages das Kreuz von ihren schwachen Schultern herabgenommen werden würde. Sie war so stark in ihrem Vertrauen auf die Zukunft, daß sie auch Heinersdorff stützen und aufrichten konnte.

Sie trafen sich nur einmal in der Woche. Sie gingen entweder durch die welken Alleen des Schönbrunner Parks oder die Maxingstraße hinan auf die freien Felder. Von Woche zu Woche wurden die Tage kürzer. Herbststürme und Herbstregen kamen ins Land. Wenn Heinersdorff allzu bedrückt und einsilbig neben ihr ging, sagte sie mit inniger Ueberzeugung:

„Nicht verzagen, Liebster! Es kann vor Abend anders werden."

„Wie denn?" fragte er verzweifelnd.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie sanft, „aber ich fühle es, daß die Erlösung nicht mehr fern ist."

Einmal, als sie durch Wind und Regen schritten, sagte er bitter:

„Ich schäme mich, daß wir wie Bettler durch die Straßen irren müssen."

Sie glättete seine zornige Stirn und antwortete zärtlich:

„Es ist doch gleich, Georg, wenn wir nur beisammen sind."

„Du bist so schrecklich geduldig," sagte er und knirschte mit den Zähnen.

Sie lächelte.

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles."

Da schämte sich sein trotziges Herz und schwieg still.

Ein andermal, als sie oben auf dem sturmumbrausten, herbstlichen Feld standen, fuhr ein heißes Begehren in sein Blut, und er preßte die Geliebte in wilder Leidenschaft an sich. Ihre Lippen saugten sich aneinander fest und konnten doch den Durst nicht löschen. Sie machte sich atemlos und klopfenden Herzens frei und flüsterte:

„Wir müssen Geduld haben, Liebster."

Zitternd und sehnsuchtsbang blickten sie in die finstere Nacht.

Am Allerseelenabend waren sie oben auf dem Friedhof. Ein dünner Regen rieselte vom niederen Himmel und hüllte die Welt in graue Schleier. Trübselig und ängstlich flackerten die kleinen Lichter, die wehmütiges Gedenken den teuren Toten entzündet hatte. Wenige Menschen waren mehr an dem späten, trostlosen Herbstabend auf dem Friedhof. Nur die Mütter saßen noch bei den Gräbern der Kinder, ordneten mit bebenden Fingern die Blumen und bewachten ängstlich die verglimmenden Lämpchen. Manchmal drang ein ersticktes, unirdisches Schluchzen durch den Regen, und es war, als weinten die Gräber.

Hedwig und Heinersdorff gingen schweigend und Hand in Hand durch die Gassen des Todes. Es war ein sanftes, ruhevolles Wandern, fern dem Lärm des lauten Tages und dem Streit der Lebenden. Friedfertig und langmütig waren die Toten. Es gab auch verlassene und vergessene Gräber, deren kein Kranz und kein liebevolles Lichtlein gedachte. Bei diesen Gräbern der Einsamen blieb Hedwig Buschgart stehen und grüßte sie mit einem stummem Gebet.

Als sie den Friedhof verließen, sagte Hedwig voll Kummer:

„Du siehst so blaß und müde aus, Liebster."

[illegible]chte eine abwehrende Bewegung.

Ganz zaghaft schlug sie vor:

„Du solltest hinaus in die Welt, Liebster.“

Er antwortete ohne Hoffnung:

„Wohin, Hedwig? Die Welt ist klein.“

„Die Welt ist groß, Georg, nur dem Engen und Bedrückten erscheint sie klein.“

Er schwieg.

„Versuch' es doch, Liebster,“ fuhr sie fort. „Laß Dir den Wind der Fremde um die Stirn wehen! Du vergräbst Dich hier in Einsamkeit und Bitternis. Es tut Dir nicht gut.“

„Mir graut im fremden Land.“

„Du gewinnst Zeit, Liebster. Wenn Du wiederkehrst, sind wir dem Ziel näher.“

Er blickte sie fragend an.

„Du mußt nur Geduld haben. Es ist ein alter Mann, er kann nicht so rasch denken und handeln wie wir Jungen.“

Er dachte voll Schmerz: Es liegt nicht an ihm, in mir liegt es!

„Du verträgst das Warten nicht, Liebster. Es macht Dich krank und schlaff. Das darf nicht sein. Das ist schlimmer als alles.“

Er fühlte, daß sie recht hatte. Was war das für ein stumpfes, totes Leben! Er verkehrte mit keinem Menschen, mied die alten Freunde und vergrub sich hinter unfruchtbaren Büchern.

Als sie Abschied nahmen, wiederholte sie mit fester Stimme:

„Du solltest hinaus in die Welt, Liebster.“

Er entgegnete leise:

„Ich will es mir überlegen.“

Der Gedanke, den Hedwig Buschgart in seine Seele gesenkt hatte, ließ ihn nicht mehr locker; er begann zu keimen, zu wachsen, immer höher aufzusprießen, er verästelte sich und trieb wunderliche Blüten.

Dann kam eine schwere, dunkle Herbstnacht. Jählings die Finsternis erhellend, durch die Heinersdorff tappte, traf ihn wie ein Blitz die Erleuchtung. Sie entzündete sein Blut, straffte die Nerven und ließ das Herz höher schlagen. Er richtete sich ungestüm im Bett auf und lauschte der lockenden Stimme, die ihn rief. Die Dunkelheit versank, und er konnte in weiter Ferne ein winziges Lichtpünktchen erblicken, das langsam auf ihn zu kam und immer größer und gewaltiger wurde, bis es eine hohe, jubelnde Flamme war.

Georg Heinersdorff sah ein Ziel.

Es war ein Ziel, das den großen Einsatz lohnte, ein Ziel, an das man sein Leben wagen durfte. Alles, was er suchte, war hier vereinigt: Kampf und Gefahr, Sieg und Verderben, Leben und Sterben. Die tapferen Barone von Heinersdorff, die unter der Fahne von Kolin schliefen, konnten mit ihrem Enkel zufrieden sein. Auch er zog aus, um für das Vaterland zu streiten, auch er ging stolz und furchtlos in den Kampf, in einen schweren, ungleichen Kampf, einer gegen hundertundfünfzig Millionen. Aber der Preis war berauschend und überwältigend. Man konnte dem Vaterland dienen und das eigene Glück erringen. Hedwig Buschgart stand am Ziel und gab ihm den Kranz.

Wachen Auges lag Heinersdorff im Bett und konnte den Morgen kaum erwarten. Er wollte vor allem Töschtük aufsuchen, um sich mit ihm zu beraten. Hoffentlich weilte er in Wien. Er war der einzige, mit dem man rückhaltlos zu sprechen vermochte. Ungeduldig und voll Kampflust, wie ein Rennpferd vor dem Start, mit blitzenden Augen und gespannten Nerven ging Heinersdorff zu Töschtük.

Der Bey saß beim Frühstück, als er eintrat.

„Verzeihen Sie, daß ich mitten in der Nacht komme. Ich bin glücklich, Sie zu treffen.“

Töschtük Bey erwiderte freundlich:

„Guten Morgen, Herr Baron. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Ich danke. Störe ich Sie, Bey?“

„Durchaus nicht.“

„Haben Sie ein wenig Zeit für mich?“

„So lange Sie wollen,“ sagte der Türke. „Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?“

„Danke, ich habe schon gefrühstückt.“

„Aber eine Zigarette werden Sie wohl rauchen?“

Er gab Heinersdorff Feuer und wartete gleichmütig, bis der Freund sich zum Reden entschloß.

Heinersdorf blickte ihm in die Augen und fragte mit gespannter Neugier:

„Wie denken Sie über Spionage, Bey?“

Der Türke schwieg eine Weile und rauchte nachdenklich seine Zigarette. Dann sagte er leise und träumerisch:

„Spionage ist das letzte Stückchen Romantik, das den Europäern übrig geblieben ist. Spionage erfordert Mut, Verschlagenheit, Kraft, Selbstüberwindung, Phantasie, ein heißes Herz und kaltes Blut. Spionage verlangt ganze Männer, Derwische der Vaterlandsliebe, Helden, die ihr Leben für nichts achten, Soldaten, die ruhmlos zu sterben wissen. Spionage ist der höchste Dienst, den ein Mann seinem Vaterland leisten kann. Spionage ist besser als Krieg. Spionage ist, um ein berühmtes Wort des Deutschen Clausewitz ein wenig verändert zu gebrauchen, eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“

Heinersdorff reichte ihm die Hand und sagte mit strahlenden Augen:

„Ich danke Ihnen, Bey, daß Sie mir das gesagt haben.“

Der Türke wehrte ab.

„Das sind billige Weisheiten.“

Heinersdorff stand auf und schritt durch das Zimmer. Dann blieb er vor dem Freund stehen und erklärte:

„Ich will nach Rußland gehen, Bey.“

Das Gesicht des Türken blieb unbeweglich. Dann fragte er:

„Haben Sie diesen Entschluß gut überdacht, Herr Baron?“

„Ja, Bey.“

„Wissen Sie genau, was Sie vorhaben?“

„Ja.“

„Haben Sie sich einen Plan zurechtgelegt?“

„Was für einen Plan?“

„Sie denken doch nicht daran, als Baron Georg Heinersdorff, gewesener Hauptmann des österreichischen Generalstabes, mit dem Luxuszug nach Warschau oder Petersburg zu fahren, im besten Hotel abzusteigen und dann gemütlich zu spionieren?“

Heinersdorff lachte:

„Nein, so gewiß nicht.“

„Also wie denn?“

Heinersdorff stutzte und schwieg.

Töschtük sagte, ein wenig ungläubig:

„Ich kenne Ihre Vermögensverhältnisse nicht, Herr Baron. Wenn Sie vierzig oder fünfzig Millionen Rubel ausgeben wollen, dann können Sie freilich ohne besondere Gefahr und ohne geistige Anstrengung die Mobilisierungspläne der ganzen russischen Armee aufkaufen, aber das würde Ihnen wohl keine große Genugtuung bieten, und das nenne ich auch nicht Spionage.“

„Davon ist ja keine Rede,“ antwortete Heinersdorff.

Der Bey fuhr zweifelnd fort:

„Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie sich Ihre Arbeit vorstellen? Ich frage nicht aus Neugier, sondern aus Interesse für Sie.“

„Ich habe noch keinen Plan,“ erklärte Heinersdorff aufrichtig. „Ich wäre Ihnen für jeden Rat von Herzen dankbar, Bey.“

Der Türke sagte mit tiefem Ernst:

„Ich will Ihnen helfen, soweit ich kann. Bitte, nehmen Sie doch noch eine Zigarette.“

Heinersdorff zündete sich eine Zigarette an.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte Töschtük freundlich. „Sie dürfen nicht nervös sein.“

Heinersdorff nahm lächelnd Platz.

„Vor allem ist es Ihnen doch klar,“ begann der Bey, „daß Sie nicht als Baron Georg Heinersdorff nach Rußland fahren können. Sie würden sofort erkannt werden und keinen Schritt tun können, ohne fortgesetzt unter Bewachung zu stehen. Die Russen halten die fremden Generalstabsoffiziere in genauer Evidenz. Sie müssen also unbedingt unter fremdem Namen hinüber. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, sich einen falschen Paß oder Dokumente, die auf einen anderen Namen lauten, zu verschaffen.“

Heinersdorff nickte nur mit dem Kopf.

Töschtük Bey fuhr fort:

„Sie müssen sich ferner einen Plan zurecht legen, unter welchem Vorwand Sie sich längere Zeit in Rußland aufhalten wollen. Als Vergnügungsreisender und Tourist würden Sie gar nichts erreichen, weil Sie immer Gegenstand einer lästigen Aufmerksamkeit sein würden. Sie müssen irgendeinen Beruf haben, je unauffälliger und unscheinbarer, desto besser. Es hängt von Ihrem Geschick, von Ihren Fähigkeiten und vom günstigen Zufall ab, welche Verkleidung Sie wählen.“

„Ich will darüber nachdenken,“ erwiderte Heinersdorff.

„Ich warne Sie außerdem vor der russischen Post. Sie dürfen keinen Brief absenden, der irgendeine verfängliche Andeutung enthält. Sie müssen ruhig warten, nie die Geduld verlieren, immer auf der Lauer liegen. Kein Gesetz gilt für Sie. Alles ist erlaubt, nichts verboten. Alles geschieht zum höheren Ruhm Ihres Vaterlandes.“

Heinersdorf reichte in überströmender Herzlichkeit dem Türken die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, Bey.“

Töschtük wehrte bescheiden ab:

„Es ist so wenig, womit ich Ihnen helfen kann.“

„Für mich ist es ungeheuer viel, lieber Freund. Ich habe ein Ziel gefunden, und Sie haben mir den Weg gewiesen.“

Er stand auf, um sich zu verabschieden.

Der Bey sagte sehr warm und herzlich:

„So wünsche ich Ihnen zum Schluß auch noch ein klein wenig Glück, denn ohne Glück sind alle Opfer vergeblich.“

XVI.

Heinersdorff fuhr in die Heimat.

Er wollte von der Großmutter Abschied nehmen und sich mit Hilfe des Pfarrers Dokumente verschaffen, die er für seinen Paß benötigte. Er hatte seine Ankunft angezeigt, und in Aigen-Schlägl erwartete ihn der Wagen.

Ein früher Winter war ins Land gekommen. Unaufhörlich sank der Schnee in zarten Flocken vom grauen Himmel nieder. Auf den Wiesen lag fingerhoch der Schnee, und die Bäume neigten ihre schneebedeckten Aeste zur Erde. Wie eine Ewigkeit erschien es Heinersdorff, daß er auf diesen Straßen unter heißer Sonne zwischen singenden Hecken marschiert war. Schloß Altheinersdorff kam in Sicht. Leuchtend weiß und schneeverträumt lag es da wie ein Wintermärchen. Friedevoll und glückverheißend winkte es dem Heimkehrenden zu. Wie ein Versucher stand es oben auf dem Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Da wurde Heinersdorff schwach im Herzen, und seine Seele war betrübt bis in den Tod. Aber als der Wagen durch den Park fuhr, hatte er seine Schwäche überwunden. Stark war sein Herz und gepanzert gegen alle Lockungen.

„Grüß Dich Gott, mein lieber Junge,“ rief die Großmutter und lachte über das ganze Gesicht. „Wird jetzt Hochzeit gemacht?“

„Noch nicht, Großmutter,“ antwortete er kleinlaut.

„Was heißt denn das? Ich habe mir das Seidenkleid neu herrichten lassen!“

„Du mußt noch ein bissel Geduld haben, Großmutter. Die Hochzeit ist erst im Frühjahr.“

„So, schön!“ brummte die Baronin, „inzwischen wird mein Kleid wieder unmodern.“

Heinersdorff lachte:

„Seit wann bist Du so eine Modedame geworden, Großmutter?“

„Glaubst Du, ich will mich von den blöden Leuten in Wien auslachen lassen?“

„Wer traut sich schon, Dich auszulachen?“ rief er übermütig.

„Komm' zum Essen," mahnte die Großmutter, „das ist jetzt viel wichtiger."

Sie war bei Tisch mit dem Appetit des Enkels gar nicht zufrieden.

„Du ißt schon wieder wie ein kranker Vogel. Schämen tät' ich mich. Und wie Du überhaupt aussiehst! Wie die sieben hungrigen Jahre!"

„Nicht schimpfen, Großmutter!"

„Aber hör' mir auf! Eine rechte Freud' hab' ich von Dir. Was hast denn eigentlich? Warum schaust denn gar so krepiert aus?"

„Mehr Hofton, Großmutter!" lachte er.

„Weil's wahr ist," rief sie ärgerlich und legte Gabel und Messer hin.

Nach einer Weile fragte sie, ganz weich und liebevoll:

„Warum ist denn die Hochzeit wieder verschoben worden, Bubi?"

„Ja, weißt Du, Großmutter, es geht so schwer, wegen dem General."

„Ich hab's Dir ja gleich gesagt!"

„Die Hedwig kann ihn jetzt nicht verlassen. Er ist auch krank."

„Was fehlt ihm denn?" fragte sie giftig.

„Nervöse Herzbeschwerden."

„Hoffentlich holt ihn bald der Teufel," rief sie mit finster blickenden Augen.

„Aber, Großmutter!"

„Ach was! Ich red', wie mir ums Herz ist. Mit einem Menschen, der zu Dir Feigling sagt, hab' ich kein Mitleid."

„Er wußte ja nicht, wie die Dinge liegen."

„Na, und was geschieht jetzt?"

„Im Frühling werden wir heiraten können."

„Wieso?"

„Im Frühling werde ich mit dem General reden."

„Das verstehe ich nicht."

„Ich habe so meinen Plan, Großmutter."

„Was für einen Plan?"

„Davon erzähle ich Dir am Abend. Ich möchte jetzt gern ein bissel schlafen."

Sie sprang auf und sagte voll Eifer:

„Ja, tu' das, Bubi, hast recht! Geh' in mein Zimmer, da ist ein guter Diwan."

Sie führte ihn sofort in das Zimmer und breitete sorgsam ein dickes Tuch über den Liegenden.

„So, jetzt schlaf' schön! Ich gehe inzwischen zur Sägemühle."

Sie strich ihm zärtlich über das Haar und schlich dann auf den Fußspitzen zur Tür hinaus, als schliefe er bereits.

Heinersdorff lag ganz still da und blickte nachdenklich zur Decke. Warm und gemütlich war es hier. Im Ofen prasselten die Holzscheite, und der Wind fuhr heulend, in harten Stößen, gegen die Fenster. Das Zimmer duftete nach Lavendel und Zirbelholz. Wie viel heimliche Sehnsucht nach ruhevoller Behaglichkeit und eingefriedeter Häuslichkeit in jedem Menschen schlummert, dachte er lächelnd. In dieser lauen Lavendelluft wurde man lässig und gleichgültig, stumpf und selbstsüchtig, resigniert und österreichisch. Aber fein war es doch, so hinzuträumen, bis einen der Schlaf in die Arme nahm.

Als er erwachte, fiel schon die blaue Dämmerung in das Zimmer. Er richtete sich auf und starrte bewegungslos in das verglimmende Feuer. Eine lässige, angenehme Schwäche hielt ihn umfangen und ließ mutlose, kleinliche Gedanken aufsteigen. Es erschien ihm plötzlich unwichtig und lächerlich, den Frieden seines Heims zu verlassen und Mut beweisen zu wollen. Wozu? Warum? In dreißig Jahren war ja doch alles gleich. Er stand ungestüm auf, um die feigen, heimtückischen Gedanken abzuschütteln, und öffnete das Fenster. Die kalte Winterluft brach ein und stählte seinen Willen.

Er trat zu dem Schreibtisch, an dem die Großmutter zu arbeiten pflegte, und zog mechanisch, ohne an etwas zu denken, eine Lade auf. Er blätterte in den Papieren, die Rechnungen und gleichgültige Geschäftsbriefe enthielten. Dann stieß er auf Dokumente, die sein höchstes Interesse erweckten. Es waren Heimats- und Geburtsscheine, die den Arbeitsbüchern der Angestellten des Gutes beilagen. Hier fand Heinersdorff mühelos, was er suchte. Er konnte sich den Weg zum Pfarrer ersparen. Das Schicksal selbst hatte die notwendigen Papiere in die Schreibtischlade des lauen Lavendelzimmers gelegt. Er brauchte nur zuzugreifen. Es war Diebstahl, aber die Gesetze galten für ihn nicht mehr. Er nahm ohne Zögern die Dokumente eines Knechtes namens Josef Brugger an sich, der zufällig in demselben Jahre wie er selbst geboren war. Der Zweck seiner Reise in die Heimat war erreicht. Jetzt konnte er eigentlich wieder wegfahren. Er hatte in Heinersdorff nichts mehr zu suchen.

Als er Schritte auf dem Korridor hörte, schob er eiligst die Schreibtischlade zu und barg die Papiere in seiner Rocktasche.

Die Großmutter trat ein, gerötet von der scharfen Winterluft und fragte lächelnd:

„Hast Du gut geschlafen, Bubi?"

„Glänzend, Großmutter."

„Das ist recht. Jetzt wasch' Dich, und dann wollen wir nachtmahlen."

„Ja, Großmutter."

Sie saßen in dem großen, holzgetäfelten Saal, in dem das ganze Kardinalskollegium bequem Platz gefunden hätte. Auserlesene Speisen dampften auf den Schüsseln, und edler, alter Wein glänzte in den Gläsern.

Die alte Baronin sagte mit blitzenden Augen:

„Lasset uns essen und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot."

Heinersdorff wiederholte nachdenklich:

„Denn morgen sind wir tot."

Er hob sein Glas und trank der Großmutter zu:

„Sollst leben, Großmutter."

„Du auch, mein Junge!"

Als er seine Zigarette angezündet hatte, lehnte er sich behaglich zurück und sagte:

„Es ist eigentlich wundervoll gemütlich bei uns. Nirgend auf der Welt kann es schöner sein."

„Ich freue mich, daß Du so sprichst, Bubi. Es gibt nichts besseres als ein Stück Land, an das man sein Herz hängt." Ganz versonnen fügte sie hinzu:

„Ich hätte mein Leben nicht ertragen können, wenn ich Heinersdorff nicht gehabt hätte. Auf die Menschen ist kein Verlaß, Bubi, nur die Erde ist treu und zuverlässig."

„Du wirst mir doch nicht melancholisch werden, Großmutter!"

„Fällt mir gar nicht ein, mein Junge, ich bin nur dankbar. Jetzt fehlt uns hier bloß die Jugend. Wir brauchen eine junge Frau und Kinder, viele Kinder."

„Sie werden schon kommen, Großmutter," lachte er zuversichtlich.

„Ich wollte, ich könnte es noch erleben."

„Das wirst Du, Großmutter."

Die Baronin blickte nachdenklich den Rauchwolken nach.

„Bleibst Du über Weihnachten hier, Bubi?"

„Nein, Großmutter, ich kann nicht. Ich muß schon morgen wegfahren."

„So. Das tut mir aber leid. Es ist mir jetzt manchmal so bang ums Herz, wenn ich allein bin. Das sind wohl Alterserscheinungen."

„Ich komme bald wieder," tröstete sie Heinersdorff, „und dann bleibe ich immer hier."

„Prost, Bubi! Du mußt aber Wort halten."

„Ehrenwort, Großmutter."

„Wolltest Du mir nicht von Deinem Plan erzählen?"

„Ach so, ja."

Er zögerte ein wenig.

„Was ist das für ein Plan?"

„Ich sollte Dir eigentlich nichts davon erzählen, denn Du wirst es nicht verstehen wollen."

„Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde es verstehen."

„Ich will nach Rußland gehen, Großmutter."

„Wozu?"

„Ich habe Einiges zu bestellen."

„Ach so."

Sie schenkte sich ihr Glas voll und trank es auf einen Zug leer.

„Du bist ein Narr, mein Söhnchen."

„Ich muß es tun, Großmutter. Es gilt mein Glück."

„Eine lächerliche Eitelkeit ist es."

„Ich wußte es ja, daß Du mich nicht verstehen würdest," sagte er ungeduldig.

„O, ich verstehe Dich sehr gut."

„Wenn ich zurückkomme —"

Sie unterbrach ihn hart und grausam:

„Du wirst nicht zurückkommen!"

„Wenn ich zurückkomme," fuhr er trotzig fort, „kann ich ohne Scham vor General Buschgart hintreten und meine Braut heimführen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Nonpareille A. F. und viele andere Leser. Mit dem Bestreben, die unnötige Benutzung von Fremdwörtern in der deutschen Sprache abzuschaffen, haben Sie ganz recht. Nur darf in vielen Fällen, besonders da, wo es sich um Fachausdrücke handelt, diese Abschaffung nicht überstürzt geschehen, sonst wird Schaden angerichtet. Viele Leser beanstandeten das Wort „Nonpareille-Zeile". Es ist richtig, daß es ein französisches im eigentlichen Sinne bedeutungslos gewordenes Wort ist. Aber es ist ein Fachausdruck, der eine ganz bestimmte Buchstabengröße festlegt und nur durch Uebereinkunft aller Fachkreise abgeschafft werden kann; der einzelne würde hier nur Verwirrung anrichten. Das System der Schriftgröße, das sogen. Didotsche System, stammt eben von dem Pariser Buchdrucker Didot her, und die Buchdruckerkunst hat die Ausdrücke von alters übernommen. Der Vorschlag, statt „Nonpareille" Kleinzeile zu sagen, ist unbrauchbar, denn es gibt ja auch eine „Petit-Zeile", die aber größer als Nonpareille ist. Immerhin ist die Sache wichtig genug, um nach dem Kriege eine Neubenennung anzuregen. In den in Betracht kommenden Kreisen der Drucker, Zeitungsverleger usw. wird die Angelegenheit auch schon erwogen.

Geschäftliche Mitteilungen.

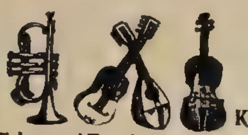
Lungenleidende sollen gut genährt werden, denn dadurch erlangt der Körper eine bessere Widerstandsfähigkeit. Man gebe ihnen „Kufeke", das bewährte Stärkungsmittel, das sich durch seine Leichtverdaulichkeit auszeichnet. Bald hebt sich das Körpergewicht, die Eßlust wird angeregt und die Verdauung gefördert. Ueber die abwechslungsreichen „Kufeke"-Speisen findet man Näheres im „Kufeke"-Kochbuch, das in der Apotheke oder Drogerie gratis verabfolgt wird.

Zigarren. Ihr großes Lager ermöglicht es der Zigarrenfabrik Carl Streubel, Dresden-A. 97, Wettiner Str. 13, auch jetzt noch, außer besseren Sorten, 8-, 10-, 12- und 15-Pfennig-Zigarren, auch gute 4-, 5- und 6-Pfennig-Zigarren zu liefern. Durch Bezug einer Mustersendung von 100 Stück in zehn verschiedenen Sorten nach beliebiger Wahl, die zum Engrospreise berechnet werden, kann man sich von der Preiswürdigkeit überzeugen. Reich illustrierte Preisliste mit über 200 Sorten in ca. 30 verschiedenen Formen wird frei gesandt.

Musikinstrumente als Liebesgaben. Musik belebt Mut und Unerschrockenheit, fördert Ausdauer bei langen Märschen und vertreibt Langeweile. Nicht immer können die Militärkapellen in Tätigkeit treten. Aber der musikkundige einzelne Soldat kann eingreifen. Mund- und Ziehharmonikas, Zithern, Gitarren, Mandolinen, Signalhörner, Trompeten, Okarinas, Flöten usw. sind daher als Liebesgaben hoch willkommen. Die bekannte Firma Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen, versendet kostenlos ausführliche Kataloge darüber.

Der **Thalysia-Edelformer** ist das idealste Toilettestück für alle Damen, die der Schäden und Qualen des Korsetts überdrüssig sind und auf wirkliche Schönheit Wert legen. Auskunft über Thalysia-Edelformer versendet kostenlos die Firma „Thalysia" Paul Garms, G. m. b. H., Leipzig-Co.











? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ab — af — basch — batz — be — bel — brüs — burg — ca — co — den — den — den — dix — do — dorff — em — en — gau — gha — gi — glo — go — good — gra — hin — ho — i — i — is — ka — ki — lais — lam — ler — lot — lu — lüt — me — mich — mon — mouth — mu — nel — ni — pe — pern — prot — ren — ri — ro — rod — scha — se — sel — ser — stan — te — tich — ve — ver — wan — y — y — zen

sind 24 Wörter zu bilden. Der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten, der vierte des vierten, dann der vierte Buchstabe des fünften, der dritte des sechsten, der zweite des siebenten, der erste des achten und so abwechselnd kreuzweise fort gelesen, ergeben ein Ruhmesblatt der deutschen Marine.

Die Wörter bezeichen: 1. Ort an der englischen Küste. **2. Von den Deutschen erstürmten Ort.** 3. **Viel umkämpfte Stadt in Belgien.** 4. **Hauptstadt eines eroberten Landes.** 5. **Deutschen Kommandanten.** 6. **Fluß in Belgien.** 7. **Religionsbekenntnis.** 8. Festung an der französischen Küste. 9. Deutschen Heerführer. 10. Deutsche Festung. 11. Schlachtort aus dem Jahre 1870. 12. Türkischen Stamm. 13. Asiatisches Land. 14. Stadt in einem eroberten Land. 15. Artilleristischen Ausdruck. 16. Deutschen General. 17. Schlachtort in Rußland. 18. Schlachtort in Serbien. 19. Name eines englischen Schiffes. 20. Erdteil. 21. Stadt in Südamerika. 22. Name eines vernichteten englischen Schiffes. 23. Von den Deutschen erobertes Land. 24. Deutschen General.

Der Doppelfuß.

Entbehrt es auch der deutsche Krieger
Da draußen oft im Feld,
Er zeigt nicht minder sich als Sieger
Und unverdross'ner Held.
Nicht leicht wird er's mit Doppelfuß,
Was selbst der Neid ihm lassen muß.

Der große Name.

Das Edelste und das Geringste,
Das uns der Schoß der Erde gibt,
Beschlossen ist in einem Worte,
Mißachtet hier, dort sehr geliebt.

Auch nennt es uns zwei edle Männer
Von einst und jetzt, die hochgeachtet,
Kraftvoll fürs Vaterland gehandelt,
Da ihm der Feind zu schaden trachtet.

Dreisilbig.

Es schrieb ein Krieger aus dem Feld:
Schickt mir nur kein zwei-drei Geld.
Ich eins hier drei ja wirklich nicht,
Weil man hier nichts zu kaufen kriegt.
Doch eins ich Schinken, Speck und Wurst
Und etwas Gutes für den Durst.
Ihr fügt gewiß noch allerlei
Eins-zwei-drei der Sendung bei.
Und packt auch reichlich Tabak ein,
Der eins-zwei ohne Kopf muß sein.

Nächtliches Schauen.

Mancher sieht unter feindlichem Himmel nächtlich besternt,
So auf die Hand, nachdem er dem Worte ein n entfernt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Wasserzauberei: Spree — Spee.

Silben-Rätsel:

Das Eingreifen des Islams in den Weltkrieg.

1. Dakota. 2. Somme. 3. Indien. 4. Gladiator. 5. Eboli. 6. Flotte. 7. Niederwald. 8. Einmaleins. 9. Iltis. 10. Litewka. 11. Moschus. 12 Inklination. 13. Dauphine. 14. Niederfinow. 15. Etzel. 16. Tabak. 17. Rimini. 18. Eßling.

HUMOR

In die Kanzlei eines eben eingerichteten Wiener Notlazaretts wurde ein Sanitätsunteroffizier kommandiert, und unter den ersten Verwundeten, die eingeliefert wurden, befand sich ein Russe. Neugierig betrachtete ihn das Pflegepersonal. Auch der Unteroffizier trat an sein Bett heran, reichte ihm die Hand und sagte vorwurfsvoll:

„In den drei Jahren, die Sie bei mir in Berlin als Bassist engagiert waren, Ostrownikow, sind Sie nicht ein einziges Mal so pünktlich gewesen!" Poldi.

*

Feine Familie. „Warum bist Du so wütend, Männe?" — „Du bist an meinem Aerger schuld. Du hast mich immer gequält, seit wir so reich sind, müßten wir auch einen Stammbaum haben. Da habe ich einen Menschen beauftragt, ihn zu erforschen." — „Und der Erfolg?" — „Schöner Erfolg, jetzt muß ich ihm Schweigegeld zahlen!"

*

Kummer. „Mama, gehören meine Ohren zum Gesicht oder mit zum Hals?" — „Warum denn, mein Kind?" — „Du hast doch gesagt, Fräulein soll mir das Gesicht waschen, und jetzt wäscht sie meine Ohren mit!"



Französische Zeitungsnachricht: „In Lagny, dem äußersten Punkte, den die Deutschen auf ihrem Vormarsch gegen Paris erreichten, soll eine Statue der Jungfrau von Orleans errichtet werden."

Wir schlagen vor, das Denkmal der „Jungfrau" auf Räder zu setzen, da man doch nicht genau wissen kann, wie weit die Deutschen kommen!

Aus dem Felde schickt uns ein Leser ein Bild, das ihn mit seinem Sohn als Husaren bei demselben Truppenteil zeigt, mit folgendem Vers:

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind,
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Es ist der Vater mit seinem Sohn
Bei der 2. Landsturm-Eskadron!" A. B.

*

Vom Kriegsschauplatz in Galizien. Dem Simon Veleimer in Dombica ist folgendes passiert. Er eilt nach Hause, um nicht in der Dunkelheit einem Kosaken in den Weg zu kommen. Richtig, da hat ihn schon einer, ein Unteroffizier, und verlangt zu wissen, wie spät es ist. Veleimer hat keine Uhr, aber er weiß genau, was das heißt, wenn ein Kosak nach der Zeit fragt.

„Mein Gott," jammert er, „eben hat mich jener Soldat dort gefragt!" und will sich drücken. Aber der Unteroffizier erwischt ihn und rennt mit ihm hinter dem Kosaken her.

„Hund verfluchter," schreit er, „wo hast Du die Uhr von diesem Herrn da?"

Der Kosak greift in seine Manteltaschen und zieht drei Uhren hervor, eine silberne und zwei goldene. Veleimer erwischt rasch die eine goldene, die andere nimmt der Unteroffizier, der Kosak bekommt noch einen Hieb mit der Knute, und alle drei verschwinden in verschiedenen Richtungen.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-21

XXIII. Jahrgang
Nr. 49

Berliner

Illustrirte Zeitung

6. Dezember 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Winter-Feldzug.
Hamburger Landsturm auf Posten an der Nordsee.





Verkündigung des „heiligen Krieges" in Konstantinopel.

Zug der Kriegsbegeisterten über die Galatabrücke. Im Hof der Fethié-Moschee.

Der heilige Krieg.

Unter feierlichem religiösen Zeremoniell hat der Sultan-Kalif Mohamed der Fünfte in der großen sechstürmigen Moschee Achmeds die grüne Fahne entfaltet und den heiligen Krieg gegen die Feinde des Islam erklärt. In den Jahren der kriegerischen Blüte des Osmanentums pflegte der Sultan, dem die grüne Fahne vorangetragen wurde, persönlich aus Konstantinopel zu ziehen und sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Aber Sultan Mohamed ist alt, und er hat in der Person Enver Paschas einen jungen, tatkräftigen, von glühendem Patriotismus erfüllten Generalissimus. Ueberall, wo der Islam Gläubige hat, wird Enver Scharen finden, die sich ihm mit Begeisterung anschließen werden. Denn der heilige Krieg ist allen Bekennern des Islam religiöse Pflicht. Welche politische Ursachen dem Kriege zugrunde liegen mögen, ist eine Frage, mit der der Gläubige sich nicht lange abgibt. Ebenso verschwinden für ihn in dem Augenblick, in dem der Kalif den „Dschihad" erklärt hat, alle Schranken, die frühere Feindschaft oder Sektierer-glaube zwischen ihm und den Bekennern anderer Kirchen desselben Glaubens aufgerichtet haben. Zwischen den beiden großen Zweigen des islamischen Stammes, den (türkischen) Sunniten und den (persischen) Schiiten, hat bis vor wenigen Tagen heftige Fehde bestanden. Mit dem Augenblick aber, da die persischen Ulemas in den heiligen Städten Nedschef und Kerbela erklärten, daß die Schiiten sich dem Kriege anschließen würden, hat diese Fehde aufgehört, zu existieren. Es geht jetzt ein großer Wille durch die islamitischen Welten: die Unterdrücker des Islam, die Engländer, Russen und Franzosen, die soviele früher blühende mohammedanische Reiche unterjocht haben, die Macht des wieder erwachten Islams fühlen zu lassen.



Geschoß für die österreich.-ungar. 30,5 cm Geschütze. Phot. Seebald.



Der Winter-Feldzug in Serbien: Strohhütten für die österreich.-ungar. Truppen bei Valjewo.



Winterbeginn auf dem Kriegsschauplatz in Westflandern: Patrouille im Schnee.
Aufnahme unseres Spezialphotographen.





Unsere Soldaten in einem Schützengraben, 80 Meter vor dem Feind, in Frankreich.
Phot. Presse-Zentrale.



Vom Kriegsschauplatz in Galizien: Verhör gefangener russischer Offiziere nach dem Kampf. Phot. Balogh.

Aus den Aussagen vieler Gefangener geht hervor, daß die Russen häufig die erste Gelegenheit, sich zu ergeben, ergreifen, um nicht länger frieren und hungern zu müssen. Die Vernehmung der gefangenen Offiziere vollzieht sich immer in ruhiger, freundlicher Weise. Sie äußern sich in Worten der höchsten Anerkennung über den Mut und die Tapferkeit der deutschen und österreichischen Soldaten, und gaben offen zu, daß ihnen die Artillerie, deren Treffsicherheit erstaunlich sei, furchtbare Verluste beigebracht hätte. Manche Verbände seien in kurzer Zeit auf die Hälfte zusammengeschrumpft. „Gegen Ihre Artillerie ist eben nicht aufzukommen" sagen viele von ihnen. Von den Ereignissen auf den anderen Kriegsschauplätzen machen sich selbst die höheren russischen Offiziere zumeist eine von der Wirklichkeit sehr entfernte Vorstellung. Wenn man ihnen auf der Karte die Stellung der deutschen Armeen in Frankreich zeigt, lächeln sie ungläubig und sagen, nach Mitteilungen, die sie von ihrer Armeeleitung erhalten hätten, haben die Franzosen schon lange Metz und Straßburg eingenommen und stehen jetzt am linken Rheinufer. Die gefangenen russischen Mannschaften sind alle sehr erstaunt darüber, daß sie nicht mißhandelt werden. Auch verweigern sie anfangs jede Nahrungsaufnahme aus Furcht vergiftet zu werden. Wenn man aber selbst von den dargereichten Speisen kostet und ihnen „Ne boize!" („Fürchte Dich nicht!") zuruft, stürzen sie sich begierig auf das Essen.



Der Kampf an der Küste: Erbeutetes belgisches Geschütz in den Dünen von unseren Matrosen bedient. Phot. Illustrationsphoto-Verlag.



Truppentransport im Granatfeuer.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha von seiner Reise an die Front im Westen.

Der Kraftwagen im Kriege

Noch liegt die Nacht über dem Etappenort, ein Paar Kilometer hinter der Front. Stockfinster Straßen und Gäßchen, nur der Tritt der Wachtposten hallt hier und da vom Pflaster. Doch plötzlich dort in der breiteren Straße, dem Boulevard des Städtchens, ein dumpfes Lärmen und fieberhaftiges Treiben: Automobile aus der langen Reihe der Kraftwägen, die dort aufgefahren stehen, rüsten sich zum Abmarsch. Ihrer drei sind es nur, die noch bei voller Nacht den Aufbruch betreiben mit einer so seltsamen, fast geheimnisvollen Hast, als gälte es etwas ganz Besonderes. Und es ist auch so. Zu einer Sprengkolonnenfahrt geht es hinaus! „Freiwillige vor, zu einer Fahrt im Rücken des Feindes!" hat es gestern Abend beim Appell geheißen. Ueber ein Dutzend verwegener Gesellen waren vorgesprungen; denn die Fahrer des Autoparks, dem neben anderen wichtigen Aufgaben auch die Ehre zuteil wird, diese Fahrten auszuführen, drängen sich dazu, an einer solchen Tat kühnen Wagemuts teilzunehmen. Drei von ihnen hat die Wahl getroffen, nun werfen sie in dunkler Nachtstunde die Kurbel an, und in dumpfem, treibendem Takt wie der Motor ihres Wagens



Der Berliner Automobil-Omnibus an der Front: Transport Verwundeter zum Etappen-Lazarett.

Mit dem Auto im Granatfeuer

von Dr. Paul Grabein

schlägt auch das Herz in erregter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Pionier-Offiziere und Mannschaften nehmen in den Wagen Platz mit ihren Sprenggeräten, und los geht die Fahrt. Ein verwegenes Fahren, im Dunkeln mit abgeblendeten Lichtern auf halsbrecherischen Wegen, abseits der Straßen, oft durch Feld und Acker — so geht es geradeswegs in die feindliche Front hinein. Französische Wachen tauchen auf und rufen an, aber die Kragen hochgeschlagen, dicht vermummt, wird den Franzosen halb englisch, halb französisch in kameradschaftlicher Vertraulichkeit ein Gruß zugerufen im fliegenden Vorübersausen — und dem Mutigen gehört die Welt, die Täuschung gelingt, die feindlichen Vorpostenketten sind passiert. Im Morgengrauen ist das Ziel der Fahrt erreicht, eine Brücke im Rücken des Feindes, über die die Eisenbahn führt. In ihrer Nähe liegt ein Gehölz. Dort hinein fährt das Auto und verbirgt sich im Gebüsch. Mit Reisig und Laubwerk wird es noch besser zugedeckt. Die Mannschaften aber suchen ein Versteck in einer Bodensenkung des Waldes. Nun heißt es warten. Das ist der schlimmste Teil der Aufgabe, so untätig zu sitzen, fast ohne ein Wort zu sprechen und



Verfolgung feindlicher Flieger auf Automobilen mit Ballonabwehrkanonen.
Die Flieger werden gleichzeitig durch Feldhaubitzen beschossen.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha von seiner Reise an die Front im Westen.

ohne sich zu rühren. Und wieder beginnt die Dämmerung über das Land zu schleichen. Nun wird's Zeit. Vorsichtig kriecht der Führer aus dem Busch heraus und zieht seinen Feldstecher. Keine feindliche Wache zu sehen, also rasch an's Werk! Die Uebrigen folgen ihm, und mit fliegender Hast wird an der Brücke gearbeitet, sachgemäß alles zur Sprengung vorbereitet. Nur ein halbes Stündchen noch und das Werk ist vollbracht, dem Feinde eine wichtige rückwärtige Verbindung zerstört. Aber da plötzlich taucht es auf der Hügelwelle am Flüßchen auf: Die dunkle Silhouette eines Reiters, nun ein zweiter und dritter. Jetzt haben sie die dort drunten an der Brücke erspäht, die Rechte reißt den Karabiner schußgerecht empor und das Auge späht scharf herüber. Kein Zweifel, es sind Feinde! Aber auch die Unsern haben jetzt die Gefahr erkannt. Ein Paar von ihnen greifen zum Gewehr, und im nächsten Augenblick reißt ein peitschender Knall, wieder und noch einmal, die Stille der grauen Dämmerung auf. Einer der dunklen Schatten dort



Autopark auf einer Etappen-Station. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.





Bilder aus dem eroberten Lille.

Zurückkehrende französische Flüchtlinge.

Durch die Beschießung zerstörte Straße.

Phot. Grohs.

oben über dem Hügelkamm sinkt lautlos vom Roß. Aber die andern reißen ihre Tiere herum und sind verschwunden, wie vom Erdboden verschlungen. Doch sie werden wiederkommen und andere mit ihnen. Da springen unsere Leute auf und eilen zum Wagen in dem Gehölz. Ein Dutzend Fäuste stemmen sich gegen das Gefährt, der Motor wird angeworfen, und das schwere Gefährt wird wirklich hinausgeschoben auf den Waldweg. Aber wie noch die Räder im Sande des Weges mahlen, da erscheint es dort hinten bei der Brücke mit dumpfem Hufschlag und wildem Zuruf. Kavallerie und eine Feldbatterie. Jetzt wird es Ernst. Mit wildem Griff packt die Hand der Fahrer nach Steuerrad und Hebel, und — vornübergebeugt, als gälte es ein Rennen um höchsten Preis — holen sie aus ihren Maschinen heraus, was sie herzugeben vermögen. Bald sind sie auch der feindlichen Kavallerie aus der Reichnähe gerückt, aber da bohrt es sich mit dumpfem Krachen hinter ihnen ein — die erste Granate! Zu kurz geschossen, und schneller rasen die Gefährte weiter. Aber nun plötzlich ein Stocken in der Hand am Steuer und ein Anrucken, daß der Wagen schleudert — vor den Autos hat es diesmal eingeschlagen! Keine fünfzig Meter mehr. Fast spritzte das aufgewühlte Erdreich und die sausenden Granatsplitter an die Gefährte heran. Wird der dritte Schuß ein Treffer sein? Fest beißt sich Lippe

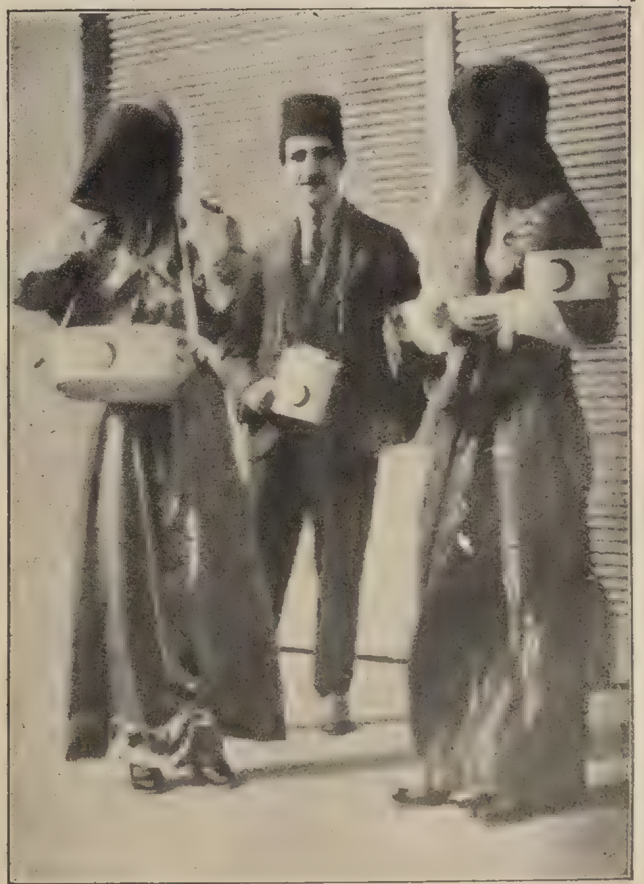


Schwerer Dienst:
Im Schützengraben an einem Regentag.
Phot. Presse-Zentrale.

auf Lippe, und die Faust am Steuer wird zu Stahl. So geht das Rennen auf Leben und Tod weiter — möchten sie Sieger bleiben, die braven Gesellen in Fahrerdreß! — Ein anderes Bild. Still liegen die Schützengräben da. Eine Feuerpause. Aufatmend erfreuen sich unsere Leute in den Schützengräben der wohlverdienten Ruhe. Nur die Posten sind nach wie vor auf ihrer Hut. Plötzlich schallt der Ruf: „Achtung — Flieger!“ Da wird es mit einem Schlage wieder lebendig in den stillen Schützenlinien. Alles springt zu den Gewehren und macht sich schußbereit. Der dunkle Punkt dort drüben hat sich inzwischen zu irgend einem Insekt entwickelt, dessen lautes Summen immer näher kommt, und nun zu einem großen, grauen Vogel, dessen schar'e Raubvogelblicke nach Beute suchend hinabspähen. Aber in den Rüben drunten regt es sich jetzt. Aus den ausgeworfenen Zickzacklinien blitzt es auf, von peitschendem Knall begleitet, hundertfältig auf einmal, und pfeifend saust es dem kühnen Späher dort oben um die Ohren. Auch die Batterie in der Nähe ist inzwischen alarmiert worden, hat geschätzt und gerichtet, und jetzt kracht es zum ersten Male aus den ehernen Schlünden. Ein, zwei, drei, vier lichtweiße Wölkchen, dicht zusammengeballt, erscheinen plötzlich über und neben dem Flieger und bleiben noch lange Zeit so in der Luft stehen. Inzwischen hat der Telephondraht gespielt, von den Schützengräben hin zur Gefechtsstelle, und noch weiter nach rückwärts. Das Ballon-Abwehrgeschütz ist alarmiert worden, und wenige Minuten später rasselt auch bereits der kleine Zug querfeldein auf kürzestem Wege zu der Meldestelle hin. Auf dem Kraftwagen steht die besonders für das Abschießen von Ballons und Flugfahrzeugen konstruierte Kanone. Nun ist sie nahe genug herangekommen, um ihr Werk zu beginnen. Aus dem verfolgenden Auto, das dem großen Vogel dort droben seinen Vorsprung nicht gönnen will, blitzen und krachen die Schüsse. So geht Anno 1914 die wilde, verwegene Jagd, ein Bild, das so recht packend den modernen Krieg veranschaulicht.



Verwundeter Inder,
den ein Kamerad frisiert.



Türkische Damen beim Sammeln für den Roten Halbmond
(das türkische Rote Kreuz) in Konstantinopel.

BILDER VOM TAGE



Unsere kommandierenden Generale:
General v. Mackensen,
der Führer der 9. Armee, die die großen Siege bei Lipno, Wloclawek und Lowitsch errang.
Hofphot. Bieber, Berlin.



Freiherr v. Gebsattel,
komm. General eines bayerischen Armeekorps.
Phot. Grieshaber-München.

Durch das Glückwunsch-Telegramm des Kaisers an den General v. Mackensen wurde erst in weiten Kreisen bekannt, daß dieser General, der in Friedenszeiten das 17. Armeekorps in Danzig kommandierte, Führer der 9. Armee geworden war. General v. Mackensen, der im 65. Lebensjahre steht, nahm am Kriege 1870/71 als Einjähriger teil und wurde während des Feldzuges zum Leutnant befördert. Nach dem Kriege bezog er die Universität, doch trat er schon nach drei Jahren wieder als Offizier ein. Als Hauptmann kam er, ohne die Kriegsakademie besucht zu haben, zum großen Generalstab und durchlief nun die Grade der militärischen Karriere, bis er 1908 kommandierender General wurde. — Freiherr von Gebsattel ist erst seit Anfang dieses Jahres kommandierender General eines bayerischen Armeekorps, das mit den anderen Korps der Kgl. bayrischen Armee die bereits berühmt gewordenen Siege gegen die Franzosen erfocht. General v. Gebsattel begann seine militärische Laufbahn als Kavallerie-Offizier und wurde, als er beim großen Generalstab war, dem Oberkommando des Grafen Waldersee während des China-Feldzuges zugeteilt.



Ein Franziskanermönch als Divisionspfarrer auf dem belgischen Kriegsschauplatz.



Der kleine Helfer: Serbenjunge mit einem Transportpferd in Schabatz nach der Einnahme durch die Oesterreicher.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - -



Nach dem Gemälde von C. Speyer. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Reiterlied

Die Kürassiere reiten . . .
Der Morgen dämmert auf.
Nun heißt es wohl beizeiten
Aufs Sterben sich bereiten —
Groß ist der Feinde Hauf.

Bald wird die Sonne scheinen,
Wie lang noch scheint sie mir?
Will sorgen nicht, noch fragen
Und mich nur tapfer schlagen
Als wackrer Kürassier . . .

Altes Lied.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

11. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die alte Baronin stand auf und begann mit starken Schritten durch den Saal zu marschieren. Dann schrie sie erbittert und wütend:

„Das ist Wahnsinn! Das ist bodenlos dumm! Ein Heinersdorff hat es nicht notwendig, den Vorwurf der Feigheit durch Bravourstückchen zu widerlegen. Ein Heinersdorff ist immer tapfer, eben weil er ein Heinersdorff ist. Wenn Du einen Funken von Stolz in Dir hättest, dürftest Du das nicht tun."

Georg Heinersdorff trat zu ihr und versuchte, sie zu beruhigen.

„Es muß sein, Großmutter. Mach's mir nicht zu schwer. Laß es mich nicht bereuen, Dir die Wahrheit gesagt zu haben."

„Ich kann ja nichts dagegen machen. Du bist Dein eigener Herr. Tu', was Du nicht lassen kannst."

Sie setzte sich wieder nieder und fragte ganz ruhig:

„Was soll mit dem Gut geschehen?"

Er antwortete erstaunt:

„Das verstehe ich nicht."

Sie wiederholte mit steinerner Miene:

„Ich frage, was mit dem Gut geschehen soll. Nach Deinem Tod, denn Du wirst nicht wiederkommen."

Er lachte:

„Bangemachen gilt nicht, Großmutter."

Sie sagte unbeirrt:

„Ich will es weder der Kirche, noch dem Staat hinterlassen. Du mußt doch irgendwelche Dispositionen treffen."

„Fällt mir ja gar nicht ein. Ich hoffe noch ziemlich lange zu leben."

„Und wenn Dich in Rußland der Teufel holt?"

Er rief fröhlich:

„Dann schenk' das Gut dem erstbesten Wanderburschen, der betteln kommt!"

Sie erhob sich und erwiderte ernst:

„Dann ist es ja gut. Wir wollen schlafen gehen. Gute Nacht."

Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Gute Nacht, Großmutter."

Er sah ihr nach, wie sie stark und aufrecht durch den großen Saal, der unter ihren Tritten erdröhnte, zur Tür hinausging.

Am nächsten Tag nahm er Abschied. Der Schneefall hatte aufgehört, und die Sonne lachte vom frostklaren Himmel.

Die Großmutter stand freundlich und gleichmütig beim Wagen. Sie hatte mit keinem Wort mehr versucht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Das Herz war ihm schwer, als er sich über die Hand der Großmutter beugte, um sie zu küssen. Sie streichelte zärtlich sein Haar und hob seinen Kopf in die Höhe und drückte ihn an sich, als wollte sie ihn gar nicht mehr fortlassen.

„So, jetzt geh', sonst versäumst Du den Zug."

Er stieg in den Wagen.

„Leb wohl, mein Junge!" rief sie tapfer. — Die Pferde zogen an.

Heinersdorff winkte mit dem Hut.

„Auf Wiedersehn, Großmutter.“

„Wir werden uns nicht wiedersehen,“ murmelte sie zwischen ihren festgeschlossenen Lippen.

Sie blickte dem Wagen, der durch die lange Allee rollte, mit heißen Augen nach, bis er durch das Tor den Park verließ. Sie stand noch eine ganze Weile wie verloren da, und ihre Mundwinkel zuckten. Dann ging sie langsam und gebeugt mit müden Schritten über den knisternden Schnee tief in den Park hinein, bis sie zu der weißen Wiese kam, wo die Barone von Heinersdorff den letzten Schlaf schliefen. Sie öffnete das verschneite Tor und trat in die Kapelle, die strahlend hell von der Wintersonne erleuchtet war. Die Rüstung des eisernen Ritters in der Ecke glitzerte, als wäre sie eitel Silber, und die Fahne von Kolin schien sich zu bewegen, wenn die Sonnenlichter auf der alten Seide funkelten.

Die Großmutter trat zu dem letzten Sarg in der Reihe, über dem Georg Heinersdorff geschrieben stand. Mit einem traurigen, hoffnungslosen Ausdruck starrte sie auf den geliebten Namen, und ihre brennenden Augen füllten sich mit Tränen. Sie stand, eine müde alte Frau, bei dem Sarg ihres Enkels und schluchzte verzweifelt:

„So ein dummer Bub'! So ein dummer Bub'!“

XVII.

Eines Tages fand Heinersdorff folgende Anzeige in einer Zeitung:

„Tüchtiger Klavierspieler, nicht organisiert, für russische Kabarettournee gesucht. Vorzustellen bei Direktor Süßkind, Artistencafé, Praterstraße.“

Heinersdorff frohlockte. Das war die Stellung, die er seit vier Wochen vergebens suchte. Der Posten eines Klavierspielers bei einem reisenden Kabaret war das Idealste, was er für seine Zwecke finden konnte. Man übte einen harmlosen, unverdächtigen Beruf aus und kam mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung.

Er mußte die Stellung um jeden Preis bekommen. Er unterrichtete sich über die Bedeutung des Wortes: „nicht organisiert“ und ging am frühen Nachmittag in das Artistenkaffeehaus.

Als er das dichtgefüllte Lokal betrat, blickten ihn viele Augen neugierig und fragend an, denn die Stammgäste, die hier verkehrten, kannten einander sehr genau. Friedlich und gesittet saßen die Artisten aus aller Herren Ländern beisammen und tranken ihren Nachmittagskaffee. Sie bildeten eine kleine Welt für sich, die treu zueinander hielt und sich stützte und half, wenn es not tat. Ein ungeschriebenes Gesetz vereinigte die Trapezkünstler, die Zirkusreiter, die japanischen Hofjongleure, die abessinischen Ringkämpfer, die kaukasischen Tanzmädchen, die indischen Feuerschlucker und die Damen ohne Unterleib. Sie kannten keinen Neid wie die Schauspieler, sie brüsteten sich nicht mit ihren Erfolgen, sie schimpften nicht auf die Direktoren, sie prahlten nicht mit ihren Gagen, sondern tranken ruhig und bürgerlich bescheiden ihren Kaffee.

Heinersdorff bestellte einen Kognak und fragte den alten fußkranken Kellner:

„Können Sie mir nicht sagen, ob der Direktor Süßkind hier ist?“

„Er sitzt rückwärts im Spielzimmer,“ brummte der Kellner.

Heinersdorff dankte und schob ihm ein Trinkgeld zu.

Der Kellner sagte freundlicher:

„Stören Sie ihn jetzt nicht, er verliert. Wenn Sie was von ihm haben wollen, so warten Sie lieber ein bissel.“

Heinersdorf folgte dem Kellner in das Spielzimmer und ließ sich den Direktor Süßkind zeigen. Es war ein kräftiger, brutal aussehender Mann mit niederer Stirn und mit einem roten, aufgebürsteten Schnurrbart. Er machte den Eindruck eines Stallmeisters bei einem kleinen Wanderzirkus.

Direktor Süßkind saß mit drei anderen Kavalieren beim grünen Tisch und spielte Bukidomino.

Der Kellner flüsterte:

„Der Herr links vom Direktor ist Aldobrandini, der Mann ohne Knochen, der jetzt beim Ronacher auftritt.“

„So, so,“ sagte Heinersdorff höflich, das Lachen verbeißend.

„Der Mann rechts vom Direktor,“ fuhr der Kellner fort, „ist der berühmte Ausbrecherkönig Warrender vom Zirkus Schumann.“

„Er sieht mehr wie ein Einbrecherkönig aus,“ scherzte Heinersdorff.

Der alte Kellner lachte, bis er blau wurde.

„Wer ist der vierte Herr von der Partie?“

„Den kennen Sie nicht?“ fragte der Kellner erstaunt.

„Ich habe nicht das Vergnügen.“

„Das ist der berühmte Winkelbuchmacher Scharf aus Gaya,“ erklärte der Kellner voll Hochachtung. „Daß Sie den nicht kennen! Ich habe Sie für einen Zirkusreiter gehalten.“

„Nein, ich bin Kapellmeister,“ antwortete Heinersdorff bescheiden.

„Na, freilich, das ist eine andere Branche,“ sagte der Kellner ein wenig mitleidig.

Eine Stimme rief:

„Adolf, zahlen!“

„Ich komm' schon,“ rief der alte Kellner zurück und humpelte davon.

Heinersdorff trat näher zu dem Tisch, der von Kiebitzen umsäumt war. Herr Scharf aus Gaya gewann offenbar, denn er war fröhlich und zu Scherzen aufgelegt. Herr Direktor Süßkind fluchte unaufhörlich in allen Sprachen der Welt. Der Mann ohne Knochen zitterte wie eine Gallertmasse. Der Ausbrecherkönig machte ein drohendes Gesicht.

Nachdem Heinersdorf ein wenig zugesehen hatte, setzte er sich in eine Ecke des Spielzimmers zu einem Tischchen und wartete. Der alte Kellner kam zurück.

Heinersdorff fragte ihn:

„Wie lange wird die Partie dauern?“

„Gewöhnlich bis sechs.“

Heinersdorff seufzte.

„Wenn Sie wollen,“ sagte der Kellner, „rufe ich den Direktor von der Partie weg.“

„Danke, ich warte schon lieber.“

„Gescheiter ist es freilich.“

„Was ist denn der Direktor Süßkind für ein Mensch?“ fragte Heinersdorff.

„Ein Schieber,“ antwortete der Kellner mit einer gewissen Selbstverständlichkeit.

„Und außerdem?“

„Zuletzt hat er ein Sommertheater in Phaleron bei Athen gehabt. Da ist er pleite gegangen.“

„Und früher?“

„Vorher hat er ein Damenkabarett in Gyekenyes gehabt. Ich kann mir schon denken, was das für ein Kabarett gewesen ist.“

Herr Direktor Süßkind hatte keinen guten Ruf, das war klar.

Um fünf Uhr entstand bei dem Spieltisch ein großer Streit. Der Ausbrecherkönig hatte eine Zahl von Dominosteinen zusammengerafft und sie Herrn Scharf aus Gaya an den Kopf geworfen. Direktor Süßkind nahm die Partei des Ausbrecherkönigs. Der Mann ohne Knochen flüchtete ängstlich. Der alte Kellner schaffte energisch Ordnung und trennte die Streitenden. Die Partie nahm ein vorzeitiges Ende.

Direktor Süßkind trat, von dem Kellner aufmerksam gemacht, zu dem Tischchen, an dem Heinersdorff saß, und stellte sich sehr förmlich vor.

Heinersdorff verbeugte sich und nannte seinen Namen: „Brugger.“

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Brugger?“

„Ich möchte mich um den Posten des Klavierspielers bei Ihrer Tournee bewerben, Herr Direktor.“

„Sind Sie organisiert?“

„Nein.“

Der Direktor setzte sich nieder.

„Sind Sie ein tüchtiger Musiker?“

„Ich hoffe, Herr Direktor.“

„Komponieren Sie auch?“

„Nein.“

„Das ist gut.“ Er fuhr fort:

„Ihre Aufgabe besteht darin, die Gesangsvorträge beim Klavier zu begleiten und außerdem nach Schluß der Vorstellung, wenn es notwendig ist, ein wenig stimmungsvolle Musik zu machen.“

„Ich verstehe, Herr Direktor.“

Herr Süßkind erhob sich.

„Wir wollen in das rückwärtige Zimmer gehen. Dort steht ein Klavier. Sie müssen mir etwas vorspielen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Bitte.“

In einer kleinen, finsteren Kammer befand sich ein altes, staubbedecktes Piano.

„Was wünschen Sie zu hören, Herr Direktor?“ fragte Heinersdorff.

„Zunächst einen flotten Marsch.“

Das Instrument war heiser und verstimmt.

„Ganz gut,“ sagte der Direktor. „Sie haben Tempo.“

„Soll ich noch etwas spielen?“

„Ich bitte um einen langsamen französischen Walzer, aber recht sinnlich.“

Heinersdorff spielte einen langsamen französischen Walzer.

„Ausgezeichnet,“ erklärte der Direktor. „Sie haben es heraus.“

Heinersdorff verneigte sich dankend.

Sie gingen in das Kaffeehaus zurück und nahmen wieder an dem Tischchen Platz.

Der Direktor bestellte bei dem Kellner zwei Gläser Kontuschofka.

„Sie müssen sich ein wenig stärken, Herr Brugger,“ grinste der Direktor.

„Ich danke ergebenst.“

Nachdem er den Schnaps ausgetrunken hatte, erklärte Herr Süßkind:

„Ich bin nicht abgeneigt, Sie zu engagieren, wenn Ihnen meine Propositionen passen.“

„Es freut mich, Herr Direktor.“

„Ich biete Ihnen freie Reise zweiter Klasse und zwei Rubel pro Tag. Sie werden natürlich viel mehr verdienen. An guten Tagen können Sie, wenn die Gesellschaft in der richtigen Stimmung ist, auch fünfzig Rubel und mehr einnehmen. Außerdem bekommen Sie von mir den Titel eines Kapellmeisters und Direktorstellvertreters.“

Heinersdorff verbeugte sich dankend.

„Ich bin mit Ihren Vorschlägen sehr einverstanden, Herr Direktor.“

„Das freut mich, Herr Brugger,“ sagte Herr Süßkind und reichte ihm treuherzig die Hand. „Ich hoffe, daß wir gut miteinander auskommen werden.“

Er zog aus einer großen Pferdehändler-Brieftasche zwei Visitenkarten und bestellte Tinte und Feder.

„Wir wollen sogleich den Kontrakt machen, Herr Brugger.“

„Bitte.“

„Ihre Papiere sind in Ordnung?“

„Jawohl.“

„Bringen Sie mir morgen nachmittag Ihren Heimats- und Taufschein. Sie sind doch Christ, vermute ich?“

„Ja, Herr Direktor.“

„Um so besser. Ich werde für Sie den Paß besorgen.“

Direktor Süßkind begann, den Kontrakt zu schreiben. Heinersdorff fragte:

„Wann beginnt die Tournee, Herr Direktor?“

„Wir reisen in spätestens vierzehn Tagen. Am ersten Februar haben wir Vorstellung in Kiew.“

„Darf ich fragen, wie lange die Tournee dauern wird, Herr Direktor?“

„Zwei bis drei Monate. Das hängt halt vom Erfolg ab.“

„Natürlich,“ erwiderte Heinersdorff. „Welche Orte werden wir berühren, Herr Direktor?“

„Wir fahren zuerst nach Kiew, dann über Rowno und Brest-Litowsk nach Warschau. Von Warschau gehen wir nach Wilna und über Minsk nach Moskau, von dort nach Petersburg.“

Heinersdorff konnte seine Freude kaum verheimlichen. Die Route paßte ihm ausgezeichnet.

Der Direktor war mit dem Kontrakt fertig geworden.

„Bitte, unterschreiben Sie, Herr Brugger.“

Heinersdorff unterschrieb und bekam den Gegenkontrakt auf der Visitenkarte.

„Brauchen Sie Vorschuß, Herr Brugger?“ fragte Süßkind gönnerhaft.

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Direktor. Ich bin momentan ein wenig knapp,“ antwortete Heinersdorff, rasch entschlossen.

Direktor Süßkind zog mit einer großartigen Geste einen Zehnkronenschein aus der Westentasche und reichte ihn Heinersdorff.

„Ich habe heute nicht mehr Kleingeld bei mir, aber wenn Sie wieder etwas brauchen, melden Sie sich nur.“

„Ich danke ergebenst, Herr Direktor.“

„Sie brauchen mir das Geld nicht zu bestätigen," sagte der Direktor großmütig.

Heinersdorff stand auf.

„Wir wären also einig, Herr Direktor."

„Noch einen Augenblick! Bitte, behalten Sie Platz."

Heinersdorff setzte sich wieder.

„Ich habe noch einen kleinen Verdienst für Sie, Herr Brugger. Meine Truppe besteht aus sechs Damen. Lauter erstklassige Weiber, das versteht sich von selbst."

„Gar keine Herren, Herr Direktor?" fragte Heinersdorff boshaft.

„Herren ziehen nicht in Rußland. Ich selbst bin Conférencier, das genügt. Ich kann ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß ich einer der besten Conférenciers bin, die es überhaupt gibt."

„Ich bin überzeugt davon, Herr Direktor."

„Sie werden mich ja hören. Aber ich wollte Ihnen von dem kleinen Extraverdienst noch erzählen. Sie müssen im Laufe der nächsten Woche bei jeder der engagierten Damen einmal vorsprechen und die Chansons, die sie vortragen, mit ihnen durchprobieren."

„Sehr gern, Herr Direktor."

„Auf der Reise haben wir nämlich keine Zeit zu Proben. Sie bekommen von mir für jede Probe vier Kronen. Da ich sechs Damen engagiert habe, so macht das für Sie eine ganz nette Summe aus."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Direktor."

„Ich will Ihnen die Namen und Adressen meiner Mitglieder aufschreiben."

Herr Süßkind rief den Kellner:

„Adolf, bringen Sie mir einen halben Bogen Briefpapier."

„Bei uns gibt es nur ganze Portionen, Herr Direktor," antwortete Adolf frech.

„Dann geben Sie mir einen Rechnungszettel."

Der Direktor notierte Namen und Adressen seiner Künstlerinnen.

„Ich empfehle Ihnen, die Damen erst nachmittags aufzusuchen," erklärte Süßkind mit einem schmierigen Grinsen.

„Wie Sie wünschen, Herr Direktor."

„Der Star meines Kabaretts ist Anna Haffström. Sie kennen doch Anna Haffström?"

„Natürlich, Herr Direktor."

Heinersdorff erinnerte sich dunkel, den Namen auf Plakaten gelesen zu haben.

„Wissen Sie, was ich Anna Haffström Gage zahle?"

„Ich habe keine Ahnung, Herr Direktor."

„Zweitausend Kronen, pro Monat, mein Lieber, zweitausend Kronen!"

„Donnerwetter!" sagte Heinersdorff pflichtschuldig.

„Aber sie ist das Geld wert," erklärte Direktor Süßkind voll Enthusiasmus. „Sie ist eine Klasse für sich. Ich kenne keine Künstlerin, die mehr Sekt verträgt als Anna Haffström."

„Dann freilich," stimmte Heinersdorff bei.

„Mit der Haffström müssen Sie besonders vorsichtig umgehen, lieber Brugger. Das Frauenzimmer hat Launen wie jede richtige Primadonna."

„Ich verstehe, Herr Direktor."

„Sie werden schon das Richtige treffen, Sie sind ja ein feiner Kerl."

Er klopfte ihm gönnerhaft auf die Achsel.

Heinersdorff erhob sich.

„Morgen bringen Sie mir Ihre Dokumente."

„Jawohl, Herr Direktor."

„Servus, Kapellmeister."

Josef Brugger, der engagierte Kapellmeister der russischen Kabarettournee, verließ lächelnd das Kaffeehaus der Artisten. Nachdem er ein paar Schritte gegangen war, zog er neugierig die Visitenkarte aus der Tasche, die seinen Kontrakt enthielt.

Auf der Visitenkarte stand in edlen Antiqua-Lettern:

„Direktor Gabriel Süßkind, Besitzer des Takowa-Ordens und des griechischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft."

XVIII.

Heinersdorff machte den ersten Besuch bei Anna Haffström. Sie wohnte in Döbling, in einem schönen alten Haus, an das sich ein Garten anschloß.

Ein Stubenmädchen öffnete die Tür und fragte nach seinem Begehren. Nachdem sich Heinersdorff als Kapellmeister Brugger vorgestellt hatte, entfernte sich das Mädchen, um ihn anzumelden. Nach einer Weile kehrte die Dienerin zurück und sagte, ziemlich geringschätzig:

„Sie sollen nächste Woche kommen. Das gnädige Fräulein hat jetzt keine Zeit."

„Bitte sehr," antwortete Heinersdorff und lächelte.

Einer Künstlerin wie Anna Haffström, die so viel Sekt vertrug, durfte man die Starmanieren nicht übelnehmen.

Er fuhr zu Margit Talány, die als nächste auf der Liste stand. Eine alte, verdächtige Frau empfing ihn sehr freundlich und unterwürfig. Als sie hörte, was der Zweck seines Besuches war, wurde sie merklich kühler.

„Kommen Sie in zwei Stunden wieder," sagte sie. „Das Fräulein Margit ist jetzt verhindert."

Es schien nicht leicht zu sein, die verschiedenen Künstlerinnen für eine Probe zu gewinnen.

Er besuchte Fräulein Hansi Zauner, die in der Ausstellungsstraße wohnte. Fräulein Zauner war anwesend. Es stellte sich heraus, daß sie die Tochter der Hausmeisterin war.

Heinersdorff wurde sehr gut aufgenommen.

Fräulein Zauner lag auf dem Diwan und las in einem Roman, der in losen Heften um sie herum verstreut war. Auf dem Titel stand: „Kaiser Josef und die Schusterstochter, Originalroman in acht Büchern".

Heinersdorff stellte sich vor.

Fräulein Zauner bat leutselig:

„Geh', setz' Dich nieder. Ich bin gleich fertig. Ich will nur das Kapitel zu End' lesen."

Der Kapellmeister nahm Platz.

Frau Zauner, die Mutter, eine übermäßig dicke und gemütliche Dame, sagte gastfreundlich:

„Trinkens ein Schalerl Kaffee mit uns, Herr Kapellmeister."

Der Kaffee war ausgezeichnet.

Fräulein Zauner rekelte sich und stand seufzend auf.

„Ein Mordsglück hat diese Schusterstochter," erklärte sie voll Neid. „Warum passiert unsereinem so was net?"

„Versündig' Dich net," sagte die Mutter feierlich. „Wer weiß, welcher Großfürst schon auf Dich wartet!"

„Schön wär's schon," antwortete die Tochter ungläubig, „aber spiel'n tan's es net."

Sie war ein schönes, üppiges Mädchen, das sicherlich in wenigen Jahren den Umfang der Mutter erreichen würde.

Heinersdorff setzte sich an das Pianino und schlug einige Akkorde an.

Ein Kanarienvogel begann wütend zu rollen.



… deck' den Kanari zu," schrie Fräulein … „Ich kann net singen."

Die Mutter breitete gehorsam ein schwarzes Tuch über den Käfig des Sängers, der sogleich verstummte.

„Wir werden bald fertig sein," erklärte Fräulein Zauner. „Ich hab' kein großes Repertoire. Ist für Rußland auch gar net notwendig."

Fräulein Zauner war für das Primitive in der Kunst. Sie sang Abend für Abend dieselben zwei Gassenhauer. Die Hausmeisterin hörte bewundernd dem Vortrage ihrer Tochter zu.

„Als Zugabe sing' ich gewöhnlich noch das „Lercherl von Hernals". Das kennst eh'!"

Heinersdorff kannte das „Lercherl von Hernals".

Die Probe war zu Ende.

Der Kapellmeister wollte sich verabschieden.

„Wart', ich zeig' Dir noch mein Kostüm," sagte die Sängerin. „Einfach fabelhaft."

Die Mutter verschwand aus dem Zimmer, als wäre ein Stichwort gefallen.

Fräulein Zauner legte ihren Arm auf seine Schulter und erklärte seufzend:

„Hörst, Du bist ein lieber Kerl."

Heinersdorff machte sich vorsichtig frei und zeigte nur Interesse für das Kostüm. Dann empfahl er sich.

Als er bei Fräulein Margit Talány vorsprach, war sie eben im Begriff, wegzugehen. Sie war eine hübsche, rassige Ungarin, die auf Proben keinen Wert legte.

„Hát, lieber Freind," sagte sie, „hab' ich jetzt gar keine Zeit. Wissen's was, nehmen's meine Noten und spielen Sie's allein durch. Wird schon gehen. Servus!"

Am nächsten Tage suchte er Fräulein Hertha Rohde auf. Sie wohnte in einem kleinen Hotel der Leopoldstadt und war eine Blondine aus Zwickau, die die Frühlingsstürme offenbar schon hinter sich hatte. Sie wollte jetzt mehr durch ihre Kunst wirken und bereitete Heinersdorff schwere Stunden.

Er konnte ihr nichts recht machen. Sie korrigierte und tadelte unaufhörlich. Mehr als einmal erklärte sie kategorisch: „Ne, mein Guter, das wird nicht gehen."

Heinersdorff gab sich redliche Mühe. Er wollte seine Stellung der Zwickauerin zuliebe nicht gern verlieren. Sie hatte fast keine Stimme und wollte dennoch die schwierigsten Chansons singen. Das Klavier sollte die fehlenden Töne ersetzen.

In Schweiß gebadet, verließ der Kapellmeister das Zimmer der Künstlerin. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

B. S. Der Name unserer Zeitschrift wird seit ihrem Bestehen ohne „e“, also „Illustrirte“, geschrieben. Und da ein Zeitungskopf gleichsam eine eingetragene Firma ist — Zeitungstitel werden auch, um sie vor unlauterem Wettbewerb zu schützen, patentamtlich eingetragen — kann man an der Schreibung nichts ändern.

Wag. 51 B. Wir können wegen des Vermerks „Copyright by . . .“ keine schriftliche Auskunft mehr geben, sondern müssen alle Anfragenden bitten, den Artikel in Nr. 42 unserer Zeitschrift zu lesen. Dort ist genau auseinandergesetzt, warum dieser für Amerika bestimmte Vermerk beibehalten werden muß. Ihre Behauptung, daß nur unsere Zeitschrift diese Zeile noch hat, ist irrtümlich; eine ganze Anzahl deutscher Zeitschriften und Romanwerke trägt den „Copyright“-Vermerk dauernd.

Geschäftliche Mitteilungen.

Deutsche Toilette-Seifen. Bei vielen Waren mit französischen und englischen Etiketten wurde früher der doppelte Zoll mitbezahlt; sie waren in Wirklichkeit deutschen Ursprungs. Aetherische Oele zur Fabrikation von Riechstoffen und kosmetischen Präparaten müssen bzw. mußten Engländer und Franzosen erst von uns beziehen, denn Deutschland besitzt größere und bessere Einrichtungen für die Herstellung ätherischer Oele als jedes andere Land. Seifen, Cremes und sonstige Toiletteartikel werden daher hier in derselben Güte, aber preiswerter hergestellt. Die nach einstimmigem fachmännischen Urteil musterhaft eingerichteten Kolberger Anstalten für Exterikultur im Ostseebad Kolberg versenden auf Wunsch gern hierüber aufklärende Gratis-Broschüren.

Umstandskleidung. Die Wichtigkeit einer den Bedürfnissen der jungen Frau sich anpassenden Bekleidung an sich und die besonderen Vorzüge der von der Firma Peter Georg Palis, Hoflieferant, Magdeburg, hergestellten Umstandskleidung Marke „Freya“ schildert ein Interessenten von dieser Firma kostenlos zugehender Katalog.

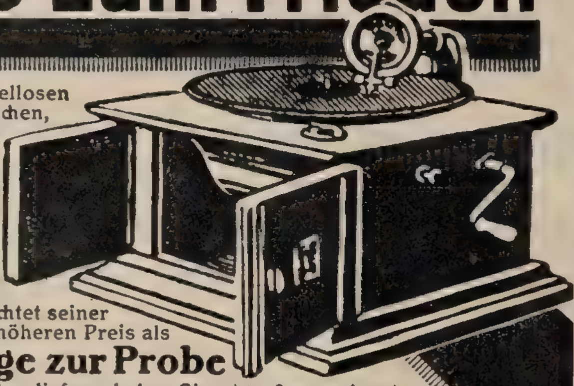
Schleussner-Photo-Platten, Papiere, gebrauchsfertige Chemikalien
für die Amateurphotographie. Preisliste und Lieferung durch die Händler
— Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 7 und Berlin-Friedenau. —

Unentbehrlich für unsere Krieger!
neuester und praktischster
Carborundum
Lederstreichriemen
für Rasiermesser in
Weihnachtspackung



schärft das stumpfeste Rasiermesser in kürzester Zeit
Preis M. 3.50 bis 8.— M.
Erhältl. in allen Stahlwarenhandlungen oder gegen Voreinsendung des Betrages oder Nachnahme und Berechnung der Spesen bei
W. A. Derrick, Berlin SW48

Ohne Zahlung bis zum Frieden



Um die Anschaffung unserer berühmten trichter- und nadellosen Sprechapparate auch in Kriegszeiten jedermann zu ermöglichen, haben wir uns entschlossen, unseren üblichen Bedingungen der Lieferung zur Probe und gegen kleine Monatsraten an ernsthafte und solvente Reflektanten noch eine außergewöhnliche Erleichterung hinzuzufügen, nämlich daß die

1. Rate einen Monat nach Beendigung des Krieges

fällig sein soll. Sie haben also **während des Krieges,** ungeachtet seiner Dauer, **nichts zu zahlen,** ohne daß wir Zinsen oder einen höheren Preis als den bisherigen berechnen. — **Lassen Sie sich also unseren Apparat sofort kommen!** — Da wir **5 Tage zur Probe** mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen liefern, haben Sie nicht das geringste Risiko. Zugleich mit dem Apparat erhalten Sie 40 ausgewählte Stücke auf 20 doppelseitigen 29 cm großen Safir-Platten. Safir-Platten sind konkurrenzlos und der Gipfel der Vollkommenheit, da sie im Gegensatz zu den üblichen Platten ohne Nadelwechsel spielen, nahezu unabnützbar sind und infolgedessen noch nach Jahren ebenso schön und rein erklingen wie beim ersten Spiel.

Die Lieferung erfolgt sofort!
Unser herrlicher Apparat in echt Eiche kostet nur 60 Mark, jede Safir-Doppelplatte, wie von der Fabrik vorgeschrieben, 3.30 Mark. Behalten Sie unsere Sendung, so zahlen Sie während des Krieges überhaupt nichts, vier Wochen nachher anfangend, **monatlich nur 5 Mark,** bis Apparat und Platten beglichen sind. Bei Nichtgefallen haben Sie lediglich die unbedeutenden Transportspesen zu tragen.

Verlangen Sie sofort unsere Probesendung mit eingedrucktem Schein

BESTELLSCHEIN an
Bial & Freund,* Postf. 172/378 *Breslau 2
*Senden Sie mir Ihren trichter- und nadellosen Sprechapparat mit 40 ausgewählten Stücken auf 20 doppelseitig bespielten, 29 cm großen Safir-Platten **5 Tage zur Probe.** Wenn ich die Sendung nicht innerhalb 5 Tagen nach Empfang an Ihre Firma in Breslau franko zurückschicke, behalte ich sie und zahle unter Anerkennung Ihres Eigentumsrechtes bis zum Ausgleich für den Apparat 60 Mark und für jede Safir-Doppelplatte 3.30 Mark in Monatsraten von **5 Mark**, vier Wochen nach Beendigung des Krieges beginnend. Erfüllungsort ist Breslau.*
Vor- u. Zuname ....
Beruf .... *Ort u. Datum* ....
.... *Straße/Platz Nr.* ....
Ausschneiden und ausgefüllt einsenden!

100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Persien, Kreta, Siam, Sudan etc. — alle versch. — Garant. echt — **Nur 2 M.** Preisl. gratis. **E. Hayn,** Naumburg (Saale) 11



O u. X Beine
sofort kerzengerade bei Gebrauch von „**Progesso**", ges. gesch. Das Neueste u. Vollkommenste d. Jetztzeit. Glänz. Dankschr. Prosp. grat.
Gustav Horn, Magdeburg B. 46
Schönebecker Straße 99.

Wasserdichte Bekleidung u. Sanitätsartikel.
Schles. Gummiwaren-Industrie Breslau II.

Kino-Films gel. Mtr. von 5 Pf. an, Apparate f. Familien. Schulen m. Trockenbatterie, Akkumulator. etc., kompl. v. 5.— M. an. Listen grat. **Georg Kleinke, Berlin, Friedrichstr. 14, J.**

Methode Rustin
Selbstunterrichtswerke
Wiss. gebild. Mann, Geb. Kaufmann, Bankbeamt., Oberrealschule, Gymnasium, Realgymn., Abiturient.-Exam., Lyzeum, Oberlyz., Konservatorium, Handelsschule, Mittelschullehr., Einjährig-Freiwillig., Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand. **5 Direkt., 22 Prof. als Mitarb. Briefl. Fernunterricht.** Glänz. Erfolge. **Dankschreiben über bestandene Prüfungen gratis.** Ansichtssendung ohne Kaufzwang. **Kleine Teilzahlungen.**
Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 15

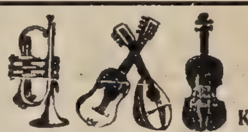
Alles für Dilettantenarbeiten, Vorlagen u. Anleitg. f. Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand, Einlegearbeit etc., sowie alle Utensilien u. Materialien hierzu. (Jll. Kataloge f. 50 Pf.)
Mey & Widmayer, München Abt. 200.



die große Zeit
Illustrierte Kriegsgeschichte
Jedes Heft 30 Pfennig
Ullstein & Co



Echte billige **Briefmarken**
100 As., Afrik., Austr. 2.- | 500 versch. nur 3.50
1000 versch. nur 11.- | 2000 „ „ 40.—
Max Herbst, Markenhaus, **Hamburg K**
Grosse **illustr.** Preisliste gratis u. franko.



Feinste Musik-Instrumente
Katal. Nr. 514 grat.
Edmund Paulus, Markneukirchen Nr. 514.

Stottern behandelt erfolgreich, **W. Lüttger, Langerfeld bei Barmen.** Prospekt gratis. Honorar nach Beseitigung des Uebels.

Polytechn. Institut **Strelitz** (Mecklenburg)
Vortragsbeginn i. Kriege: **7.** Okt. u. **7.** Jan. Progr. umsonst.

Königl. Technikum für Textil-Industrie Reutlingen (Württemberg)
Höhere technische Lehranstalt für Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Musterzeichnen, Bleicherei, Färberei, Appretur und allgemeine Maschinenlehre, verbunden mit einem Technologischen und Textil-chemischen Laboratorium.
Kursbeginn: Anfang April und Anfang Oktober
Prospekte u. Auskunft **gratis.** / Direktor: Professor Dr.-Ing. **Johannsen**

Weihnachtsgruß fürs Feld!
Um unseren braven Truppen grosse Strapazen zu erleichtern, die Uebermüdung zu lindern, die persönliche Energie zu erhöhen, im Biwak und im Quartier eine zufriedene, fröhliche Gemütsstimmung zu verschaffen, werden die anerkannt wirksamen
Lecithin-Kola-Pillen Marke Co-Li
empfohlen. Prakt. Armeepackungen p. Stück M. **3.00** geg. Einsendung des Betrages zuzüglich 10 Pf. Porto. Versand durch die
Mohren-Apotheke, Dresden-A 1, Pirnaischer Platz.

Bestes Taschen-Feldbesteck
für unsere Soldaten im Felde,
bestehend aus Messer, Löffel und Gabel, zum Auseinandernehmen, in geschlossenem Zustand wie ein Taschenmesser bequem in der Tasche zu tragen. Heft, ganze Länge geschlossen 12 cm, fein vernickelt.



Preis per Stück Mark 1.35
und Porto gegen Nachnahme.
Großer illustrierter Weihnachts-Katalog
über alle Waren in großer Auswahl zu billigsten Preisen, mit vielen Kriegsbedarfsartikeln für unsere Soldaten im Felde versenden umsonst und portofrei
Stahlwaren-Fabrik und Versandhaus
E. von den Steinen & Cie, Wald b. Solingen 116

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — ans — bens — de — de — den — der — di — dor — dri — e — e — cl — eu — ga — ge — gi — gi — i — ir — kett — ku — le — leh — ment — mon — mud — nar — ni — or — pi — qua — ra — re — rell — ru — sass — sot — stab — tal — tysch — wehr

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, etwas nennen, das jetzt täglich mit Spannung erwartet wird.

Die Wörter bezeichnen: 1. Belgische Festung. 2. Bekannten älteren Schriftsteller. 3. Amerikanischen Staat. 4. Sibirischen Fluß. 5. Hebräisches Gesetzbuch. 6. Deutsches Land. 7. Waffe. 8. Schlachtort in Frankreich. 9. Kosakenabteilung. 10. Rauchpfeife. 11. Gruß. 12. Aeltere Benennung einer soldatischen Abteilung. 13. Altrömischen Wagen. 14. Heeresabteilung. 15. Türkischen Erlaß. 16. Berühmten Maler.

Der Schlachtplan.

Es täten die Führer im Hauptquartier
Ernst und eifrig eins bis vier,
Wie der Feind zu drei-vier sei. —
Das Wort erhielt einer, der gab seinen Zwei.
Den trug er nun vor, ganz schlicht und klar.
Wie gut doch der Führer eins-drei-vier war!

Zweisilbig.

Mein Erstes ist ein Teil vom Zweiten,
Mein Zweites sucht sich auszubreiten,
Mein Ganzes gilt bei manchen Leuten
Statt der Verdienst und Fähigkeiten.

Vielarmig.

Mit drei Armen bind' ich alles,
Mit vier Armen faß' ich alles,
Mit fünf Armen trag' ich alles.

Kriegsfolgen.

Das erste Wort ist eine traurige Folge des Krieges, die in diesem Falle alle Stände betreffen kann. Das zweite ein feierlicher Akt, bei dem das männliche wie das weibliche Geschlecht gleich interessiert ist. Das ganze Wort ist häufig wiederum durch den Krieg bedingt.

Zwei Namen von gutem Klang.

Das Rätselwort nennt einen Mann,
Der viel für unser Heer getan.
An jedem Sieg ist, ohne Uebertreiben,
Ein gutes Teil ihm zuzuschreiben.
Selbst kopflos ist er noch ein Held,
Wenn sich das Recht ihm zugesellt.
Bewährt als Führer in dem jüngsten Kriege,
Führt' seine Tapfern schneidig er zum Siege.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Seeschlacht bei Coronel.

1. Dover. 2. Dixmuiden. 3. Ypern. 4. Brüssel. 5. Beseler. 6. Yser. 7. Islam. 8. Calais. 9. Hindenburg. 10. Glogau. 11. Gravelotte. 12. Baschkiren. 13. Afghanistan. 14. Lüttich. 15. Abprotzen. 16. Emmich. 17. Iwango od. 18. Schabatz 19. Goodhope. 20. Amerika. 21. Coronel. 22. Monmouth. 23. Belgien. 24. Ludendorff.

Logogriph: Schlaf — schlaff.

Der große Name: Stein.

Dreisilbig: Brauchbares.

Nächtliches Schauen: Trauring — traurig.



Ein Leser, der als Wachtmeister im Felde steht, schreibt uns: „Eines Morgens stehe ich im Waschraum und bin eben dabei, meine Zähne zu reinigen, als ein alter Landwehrmann hineinkommt. Eben dem Bett entstiegen, blinzelt er in dem dämmerigen Raum herum und sagt ganz treuherzig zu mir: „Mensch, zu was schwänzt Du Dich so auf? (wozu machst Du Dir so unnütze Arbeit?) Ob Du Dir die Zähne putzt oder nicht, Gefreiter wirst Du deshalb doch nicht!"

*

Scherzfrage. Warum bietet Oesterreich-Ungarn für die Kriegsanleihe größte Sicherheit?

Weil es Sieben-Bürgen hat!

*

Zeitgemäß. In den Kindergarten, in den unsere Jüngste geht, sind zwei neue Mädchen aufgenommen worden, namens Marlene und Renate. Unsere Kleine erzählt zu Hause von den neuen Spielfreundinnen und sagt aufgeregt: Was für ulkige Namen die haben; sie heißen „Marine" und „Granate".

*

Zeichnung von Paul Simmel.



Mißverstandene musikalische Unterhaltung im Lazarett.
Russe: „Nix schießen, nix schießen!"

Ein Soldat plagte sich, um eine riesige Kiste durch eine Haustür zu schleppen. Da kam ein anderer Soldat vorbei. „Du, komm' doch mal her und hilf mir!" rief der erste. Der andere faßte mit an, trotz Zerren, Schieben, Stoßen gelang es nicht. „Zu schwer," pustete der Helfer, „wir kriegen die Kiste nie 'rein!" — „'rein?" rief der andere, „Du Kamel, ich will sie doch 'rausschaffen!"

*

Die Mutter (liest einen Zeitungsaufruf vor) „. . . . die Soldaten möchten warme Sachen, Wurst, Schokolade, Zigarren . . ."

Der kleine Kurt: „Hier, Mama — schick' ihnen doch meine Schokolade-Zigarren hin!"

*

Mutter: „Diese Weihnachten werden recht traurig sein." — Kind: „Warum denn." — Mutter: „Wegen des Krieges." — Kind: „Na, aber der Weihnachtsmann ist doch noch nicht eingezogen."

*

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24

XXIII. Jahrgang
Nr. 50

13. Dezember 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Im Kampf gegen die Russen: Schützengraben unserer Verbündeten.



Emmich. Phot. R. Sennecke.

Im Quartier des Armeeführers Generaloberſten v. Heeringen: General von Heeringen im Geſpräch mit General v. Emmich.

Im Argonnerwald.

Hartnäckige, langwierige Kämpfe ſpielen ſich in Frankreich auf dem öſtlichen Heeresflügel ab, wo der Argonnerwald dem Vorgehen der deutſchen Truppen bedeutende Schwierigkeiten bereitet. Die Argonnen ſind ein Höhenzug, der ſich bis zu 346 Meter Höhe erhebt, in der franzöſiſchen Landſchaft der Champagne. Er bildet den Weſtrand des Hügelplateaus von Lothringen und geht im Norden in die Ardennen über. Das Waldgebiet zieht ſich im allgemeinen von Norden nach Süden zwiſchen der Aisne und Aire hin und iſt dicht bewachſen. Der Wald beſteht aus dichtem Unterholz, deſſen Wegbarkeit außerdem durch Dornengebüſch vermindert iſt. Hochwald in unſerem Sinne gibt es nicht, da die Franzoſen die Bäume, wenn ſie etwa Armesſtärke erreicht haben, abſchlagen, um das Holz zur Kaminfeuerung zu verwenden. Der Kahlſchlag wird nicht gerodet und neu gepflanzt, ſondern man wartet, bis aus dem alten Stamme zahlreiche neue Triebe emporſchießen, die ein dichtes Gebüſch ergeben. Trotzdem dieſes Mittelgebirge keine ſehr große Höhe erreicht, zeigt es doch ſehr ſchroffe Formen. Tief eingeſchnittene Täler mit ſteil auffteigenden Rändern durchziehen das Hügelland. Nur wenige Straßen vermitteln den Verkehr, jede Bewegung außerhalb der Wege iſt außerordentlich erſchwert. Nur vereinzelte Jagdpfade gehen durch den dichten Wald, in deſſen Innerem ſich zahlreiche Jagdhäuſer und Schutzhütten befinden. Die wenig vorhandenen Schneiſen und Lichtungen bilden daher wichtige Abſchnitte, die von den Franzoſen zur hartnäckigen Verteidigung hergerichtet ſind. Schrittweiſe nur kann ſich die deutſche Infanterie vorarbeiten, mit dem Beil und Meſſer muß ſie ſich den Weg durch das dichte Unterholz ſelbſt bahnen. In den Kronen der Bäume haben die Franzoſen Maſchinengewehre angebracht, mit denen ſie das ganze Gelände beſtreichen. In dem dichten Laubwerk ſind dieſe Neſter nur ſchwer zu entdecken. Die Mitwirkung der Artillerie iſt bei dieſem Vorgehen ſo gut wie ausgeſchloſſen, die ganze Laſt des Kampfes ruht lediglich auf den Schultern der Infanterie. Der Angriff geſtaltet ſich deshalb ſehr ſchwierig und nimmt viel Zeit in Anſpruch. Die Verſuche, den Wald anzuzünden, müſſen ſich bei dem vielen Unterholz und dem jungen, friſchen Holze vergeblich erweiſen. So bleibt ſchließlich nichts anderes übrig, als ſchrittweiſe den Boden zu erobern und in fortwährenden, verluſtreichen Kämpfen den hartnäckig Widerſtand leiſtenden, ſtark verſchanzten Gegner aus einer Stellung nach der anderen zu verdrängen und zu vertreiben.



Generalleutnant v. Litzmann, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Noack.



General v. Scheffer-Boyadel, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Nicola Perscheid.



Verwundeter Belgier auf dem Weg von der Gefechtslinie zum Verbandplatz.



Das Kampfgebiet Argonnerwald—Côtes Lorraine—Woëwre bis Manonviller. (Verdun—Toul.)

Für die B. J. Z. gezeichnet von Prof. Michael Zeno Diemer.



Die Russen in Czernowitz: Kosak als Straßenposten.

DIE NEUE FRANZÖSISCHE UNIFORM



Die neue feldgraue französische Uniform.



Vertreter der Stadt Czernowitz auf der Fahrt zu Verhandlungen mit den Russen.

Gleich nach Beginn des Krieges wurden in den Kreisen der französischen Militärfachleute Klagen darüber laut, daß die Uniform der Franzosen sich im Felde wenig bewähre; die roten Hosen boten nach den ersten Erfahrungen, die man gemacht hatte, den feindlichen Schützen ein ausgezeichnetes Ziel und wurden für die großen Verluste verantwortlich gemacht, die die Franzosen schon in den ersten Kämpfen erlitten. Die französische Heeresverwaltung hat sich deshalb entschlossen, die neue blaugraue Felduniform, die für die französische Armee vorgesehen war, und die bis Ende 1916 für alle Truppenteile fertiggestellt werden sollte, nach Möglichkeit sofort einzuführen, und vor kurzem kamen die ersten einfarbig blaugrau gekleideten Nachschübe an die französische Schlachtfront. Die neue Uniform der Franzosen ist bekanntlich das Produkt eines Preisausschreibens, an dem sich vor einigen Jahren fast alle französischen Maler von Ruf beteiligten. Bei einer Parade in Longchamps wurden dann eine Anzahl Soldaten jeder Truppengattung, mit den gewählten neuen Uniformen bekleidet, probeweise vorgeführt, aber das Publikum, das die traditionelle rote Hose und den blauen Rock nicht missen wollte, verlachte die neue Uniform und pfiff sie aus. Die neue Felduniform der Franzosen ist eine Art bläuliches Grau, etwas heller als die deutsche, und nur ein paar eingewebte rote Faden erinnern an die leuchtende Farbigkeit der alten Ausrüstung. Das Prinzip, die kämpfenden Truppen möglichst unsichtbar zu machen, ist nun also bei allen an dem gegenwärtigen Krieg teilnehmenden Nationen zur Durchführung gelangt und findet die weitestgehende Anwendung. Es hat sich besonders gegen die Erkundung feindlicher Flieger vorzüglich bewährt. Aber nicht nur die Uniform der Soldaten wurde nach Möglichkeit dem Gelände angepaßt, auch sämtliche Automobile wurden grau lackiert und neuerdings hat man sogar bei der Kavallerie den Schimmeln das weiße Fell feldgrau angestrichen, um sie unsichtbar zu machen.



Englische Kriegsgefangene beim Transport von Baumaterial für Winter-Baracken. Phot. F. Gerlach.



Frauen von Landsturmleuten vor einer Kaserne in der Bukowina nach dem Abschied von ihren Männern.

Auf dem Kriegsschauplatz in Galizien

Wieder bin ich in jenem kleinen galizischen Städtchen, das mir vor Wochen das erste freundliche Quartier bot. Aber wie schrecklich ist heute hier alles verändert. Zwanzig Stunden bloß waren die Russen hier drinnen, aber in zwanzig Jahren noch werden die Spuren dieser wenigen Stunden nicht verwischt sein aus den gramdurchfurchten Gesichtern der Kinder und Jünglinge, die dann erwachsene Männer und Frauen sein werden. Da stehen sie herum, weinend, verwirrt, dem Wahnsinn nahe. Das kam alles so rasch. Die kleine Besatzung überrumpelt in der Nacht, niedergemacht, was nicht fliehen konnte, von einer vielfachen Uebermacht. Hier, an einem Orte, der fernab der großen Strecken und Stationen liegt, der strategisch ohne jegliche Bedeutung ist. Man begreift, daß dieser Ueberfall nicht zufällig geschah. Von allen Seiten,



Oesterreich-ungarische Artillerie in den Weinbergen der Bukowina.

auf geheimen Waldpfaden waren die Russen herbeigeschlichen im Dunkel der Nacht, geführt von ortskundigen Bauern, Verrätern ihres Landes und ihrer Scholle. Als die Russen drin waren im Orte, begann ein wüstes Pokulieren. Eine saufende, übermütige Horde lachte über des Volkes Angst, betrunkene Tataren stießen fluchend die Leichen zur Seite, über die ihr schwerfälliger Fuß gestolpert war. Und dann, bald hier, dann dort, stiegen Flammen auf, züngelten empor an den Giebeln der Scheunen, schlugen lichterloh auf, als das Stroh zu brennen begann und die Balken in den Häusern krachten. Und die Flammen tanzten übers trockene Feld, von Haus zu Haus, von Scheune zu Scheune, von Glück zu Glück und brannten und sengten und stießen ins Elend, was da früher stillglücklich gewesen war. Und rings um das Flammenmeer



Vom Kriegsschauplatz in Galizien: Patrouille auf den Schneeabhängen in den Karpathen.

lagerten Kosaken und Tataren, und ließen die verängstigten Bewohner nicht heraus aus den Gluten. Aber da setzt ein ungeheurer Regen ein, der mit seiner Macht die sengenden Flammen löscht. Was schiert es die betrunkenen Horden? Sie finden noch Unterschlupf in einigen festen Häusern, die den Marktplatz umsäumen. Die Geschäfte und Wirtsstuben, die Weinkeller und Schnapsfässer sind leer. Da will die tolle Meute morden. Und stürzt sich über die zitternden Leute, die sie hervorzerrt aus ihren Schlupfwinkeln, verlangt von ihnen Schnaps und Brot. Zwingt sie, sich zu entkleiden; nimmt ihnen die geringe Barschaft ab. Irgendwo, wie durch ein Wunder unversehrt, ein größeres Lager voll gefüllter Petroleumfässer. Die Wüstlinge drauf, und trinken gierig die ekle, fette Flüssigkeit. Immer wütender werden sie in ihrer Trunkenheit, immer ekliger werden ihre Gelüste. So wird es wieder Abend. Und da die Bevölkerung schon beginnt, zu verzweifeln, als sie sehen, wie Frauen gepeinigt, Männer erschlagen, Kinder erstochen werden, als sich alle betend bereiten zum Sterben — ein Krachen durch die Luft, schmetternde, helle Signale. Wie die Sturmflut fegt's daher durch die Dämmerung, mit gezücktem Säbel auf sprühendem Roß: Husaren! Ein rasender Hauf. Die Männer und Weiber hören's, begreifen's erst nicht, dann wie sie sehen, daß die Rettung da ist: Ein Jubeln, ein Weinen, ein Sich-Umarmen. Indes die



Oesterreichisch-ungarische Offiziere auf einem Erkundungsmarsch im Waldgebiet der Bukowina.

Tapferen draußen tun keine halbe Arbeit. In Scharen treiben sie die wüsten Horden; die Offiziere voran, die sich kaum wehren können vor sinnloser Volltrunkenheit. Bald sind zweieinhalbtausend gefangene Russen auf dem Marktplatz zusammengetrieben. Die meisten wissen noch gar nicht, was ihnen geschieht. Mit blödem, trunkenem Blick lassen sie mit sich alles geschehen. Im ersten Anbruch der Nacht fuhr auch ich ins Städtchen, drei Stunden nach dem Heldenstück unserer Reiter. Auf den Straßen dichtestes Leben. Die verbrannten, hohlen Mauern ringsum lassen mich Schlimmstes ahnen. Und indem ich mich langsam durcharbeite durch das Gewoge von aufgeregten Menschen, erfahre ich die ganze schreckliche Wahrheit. Und da bin ich am Marktplatz und vertraue meine Maschine der Trainkolonne an, die dort kampiert. Dahinter sind Feldküchen in vollster Tätigkeit und speisen die armen Leute, diese Aermsten, die über Nacht ihr Hab und Gut verloren, in deren Augen noch die Todesangst zittert. Immer mehr Soldaten



Bei großer Kälte auf dem Marktplatz in Dorna Watra.



Ein Bild aus Englands Kolonialgeschichte: Hinrichtung von Indern durch Kanonenschüsse im Jahre 1857.
Nach dem Gemälde des russischen Malers Wereschtschagin.

marschieren in den Ort ein. Und sie sind alle voll Güte und Mildtätigkeit zu den Unglücklichen. Sie geben ihre Speisen, ihre Getränke den Hungernden und Dürstenden; sie breiten Decken auf das kalte Pflaster, darauf sie Greise und Kinder lagern. Ich gehe weiter. Hier stand Mendel Steiners, meines früheren Wirtes Haus. Ein wüster Geröllhaufen ist es, denn gerade da, im Laden des wohlhabenden Kaufmanns haben die Russen fürchterlich gehaust. Und als der Laden leer war, haben sie wohl alles verwüstet, aus Lust am Brennen gebraunt, aus Lust am Quälen gequält. Ueber den Steinen eine dunkle Gestalt, ein zitternder Körper, den Tränen schütteln. Als ich mich ihm nähere, blickt er auf: Der Herr des Hauses. Er erkennt mich und klammert sich fest an mich. Er weiß, daß ich sein Freund bin. Sprechen kann er nicht, er weint und rauft sich die Haare. Ich frage ihn nach seinem Weib. Er zeigt auf das gegenüberliegende Haus. Wo seine Töchter seien? Da, da brüllt er auf, wie ein todwundes Tier, und zwischen Heulen und Schluchzen findet er die wenigen Worte: Wie die Wilden die Töchter geschlagen hätten vor den Augen der Eltern, wie das eine Mädchen schließlich geflohen sei, wohin wisse er nicht.



Der neue Generalgouverneur von Belgien, Freiherr von Bissing.
Hofphot. E. Bieber.

Die andere aber hätten die Russen fortgeschleppt zu neuer Qual. Und wieder stürzt sich der Alte über die Steine, wieder rauft er sich die Haare, wieder stammelt er wirre Worte. Dann wird er ruhig. Steht da, den Blick nach Osten. Und murmelt Gebete, leise, traurige Gebete. Ein Trupp gefangener asiatischer Russen wird vorbeigeführt: Kirgisen, schlitzäugige Mongolen, wildblickende Tataren, Kalmücken mit blödem Grinsen im Gesicht. Das sind die Heerscharen der Völker, die im mißbrauchten Namen der Kultur uns so heimtückisch überfielen. Diese kriegsgefangenen Soldaten sehen aber recht wenig soldatisch aus. In keinem dieser Gesichter lese ich die stumme Wut, die den wahren Soldaten ehrt, und die ihn dazu treibt, sich lieber selbst die letzte Kugel zu weihen, statt in Feindes-Hand zu fallen. Die hier trotten zufrieden über die Straße. Sie wissen, daß es ihnen jetzt nicht schlecht gehen wird. Und ohne Regung des Mitleids überblicken sie die elenden Stätten, wo sie so furchtbar gehaust, die rauchenden Trümmerhaufen, stumpf gehen sie an den gebrochenen, in stummer Anklage zum Himmel schreienden Augen der Unglücklichen vorüber, deren gemordete und gemarterte Leiber zwischen den Trümmern liegen. Dr. F. G.



Typische Straße mit den Holzhäusern in einem kleinen Ort auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen.



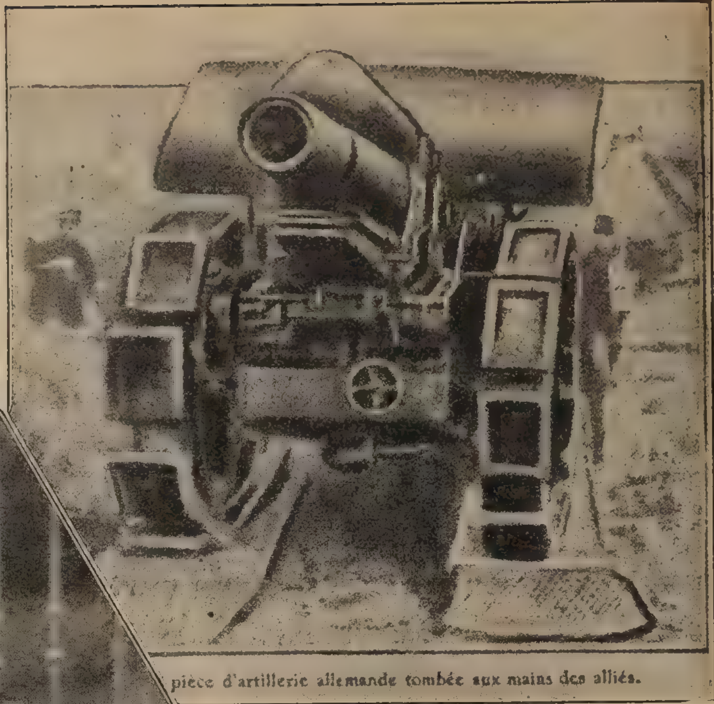
Pferdestall in einem Haus in Mlawa.
Phot. Leipziger Presse-Bureau.



Wie die Franzosen Geschütze „erobern":

1. Bild eines unserer 21-cm-Mörser, das wir nach einer Aufnahme unseres Spezialphotographen in Nr. 46 unserer Zeitschrift vom 15. Nov. veröffentlichten.

BILDER VOM TAGE



2. Dasselbe Bild, das die Pariser Zeitung „Le Journal" in ihrer Nummer vom 20. November mit der Unterschrift nachdruckte: „Ein deutsches schweres Geschütz, das in die Hände der Verbündeten fiel!"



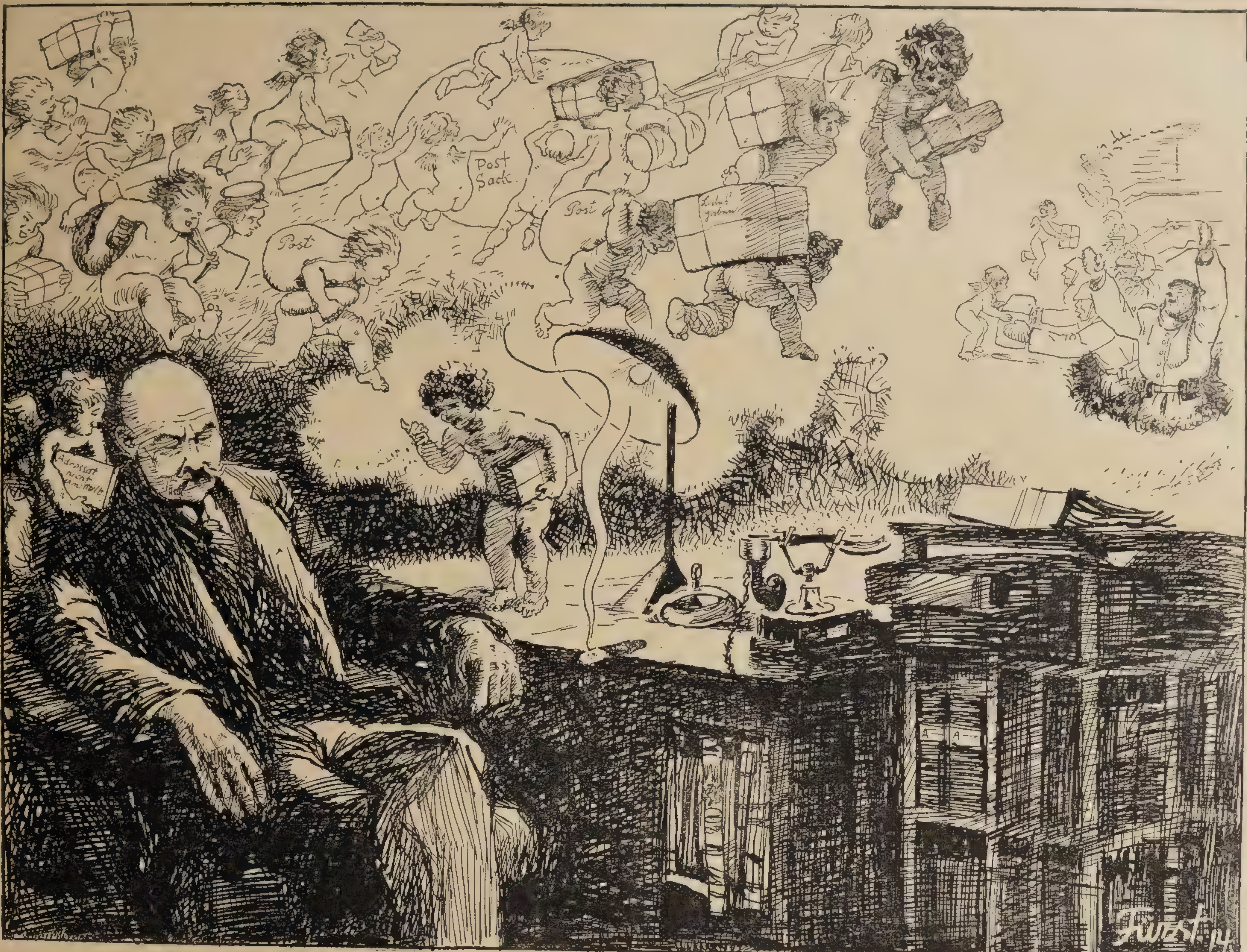
Türkische Reserveoffiziere mit dem „Baschlik", der neuen Kopfbedeckung der türkischen Soldaten. Phot. Joussouf Razi Bey.

In unserer Zeitung veröffentlichten wir kürzlich ein von unserm Spezialphotographen aufgenommenes Bild „Flandrische Landschaft. Im Vordergrund einer unserer 21-cm-Mörser." Dieses Bild muß den Franzosen besonders gut gefallen haben, denn schon vier Tage später brachte es die Pariser Zeitung „Le Journal", nur mit der Unterschrift: „Ein deutsches schweres Geschütz, das den Deutschen fortgenommen wurde." Es ist das von unserm Photographen aufgenommene Bild, mit dem die Franzosen sich so auf leichte Weise eine schöne „Siegesnachricht" fabrizieren. Im Nachdrucken deutscher Bilder und Fälschen der Unterschriften haben auch schon die Engländer Proben ihrer Leistungsfähigkeit gegeben. Unter ein von uns veröffentlichtes Bild, das in Wirklichkeit „Rückkehr von der Liebesgabenverteilung" darstellte und lachende mit Nahrungsmitteln bepackte Soldaten zeigte, schrieb die „Daily Mail": „Deutsche Soldaten nach der Plünderung eines belgischen Dorfes." Wenn die Engländer nur ein Bild erwischen, das sich mit einer für Deutschland gehässigen Erzählung verwenden läßt, wird es skrupellos genommen. Immer wieder taucht im Depeschenteil der feindlichen Blätter die Nachricht vom Tode deutscher Heerführer auf. Bald ist es der Kronprinz, bald Kluck, manchmal auch ein Name, den es gar nicht in der Rangliste gibt, aber immer hat dieser Verlust für die Deutschen die schwersten Folgen. Auch die belgischen Pfadfinder spielen in den albernen Geschichten eine Rolle. Mit Unterstützung von schön gezeichneten Bildern wird erzählt, wie ein solcher Jüngling eine Patrouille von Deutschen, etwa acht bis zehn Mann, im Schlafe überraschte — deutsche Patrouillen schlafen bekanntlich immer in Feindesland — und gefangen nahm. Manchmal fängt dieser Heldenjunge auch höhere Offiziere ab. Dann wurde wieder gemeldet, daß die Russen durch Schleswig nach Posen marschieren. Abgesehen von der Lüge, ist es auch ein Irrtum des Engländers, der Schleswig mit Schlesien verwechselte. Es ist eigentlich erstaunlich, daß dieser Unsinn, der vielleicht in der Massenaufregung der ersten Kriegstage erklärlich war, noch blüht. Jetzt ist er ein Beweis der Gehässigkeit und auch der Unwissenheit unserer Feinde.



Ein Bild aus einem verlassenen serbischen Dorf.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24.



Zeichnung von Edmund Fürst.

Kraetkes Traum

von

Gustav Hochstetter

Es ruht die Zigarre am Schreibtischrand,
Aus ihrem Rauche ein Traumbild erstand.

Im Traume geheilt mit einem Mal
War jeglicher Mangel an Postpersonal.

Es fehlte urplötzlich kein Briefträger mehr,
Kein Expedient und kein Postsekretär.

Kein Hilfsbote fehlte, der Postsäcke trug,
Depeschenausträger gab's mehr als genug.

Es schwirrten zehntausend geflügelte Knaben
Mit Feldpostbriefen und Liebesgaben.

Das war eine Freude, das war ein Glück!
Kaum abgeschwirrt, kehrten sie wieder zurück.

Famose Beamte, die Herren Engel!
Nur einer, das war ein tückischer Bengel . . .

Statt eilig und prompt seine Pflicht zu versehen,
Blieb der ganz frech auf dem Schreibtisch stehen.

Er sagte zu seinem Minister und Herrn:
„Nicht wahr, lieber Kraetke, so hätten Sie's gern?"

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

12. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die Proben waren offenbar der schwierigste Teil von Bruggers Aufgabe. Er hatte jetzt außer Anna Haffström noch Mirjam Gitt und Lissy Verwoort zu besuchen.

Lissy Verwoort spielte die große Dame. Sie empfing ihn in ihrer sehr eleganten Wohnung, im Beisein eines älteren Herrn, den Heinersdorff vom Sehen kannte. Es war ein reicher Großindustrieller, der in Schafwolle arbeitete.

Fräulein Verwoort war wohlwollend und herablassend. Sie gab sich als Belgierin aus und sprach nur Französisch, obwohl sie, wie sich später herausstellte, aus Chlumetz in Böhmen war. Sie sang Chansons, die zur Zeit der Pariser Weltausstellung neu gewesen waren, und tschechische Volkslieder, die russisch sein sollten. Beim Abschied schenkte sie ihm mit einer großartigen Geste eine Schachtel Zigaretten.

Mirjam Gitt wohnte in der Kleinen Schiffgasse. Es war ein baufälliges, schmieriges Haus, das nach Elend und Armut roch. Heinersdorff stieg vorsichtig die halsbrecherische Stiege hinauf und trat in ein kleines, dumpfes Zimmer, dessen Luft ihm den Atem benahm. Beim Fenster stand ein alter Mann und betete. Er schlug sich unermüdlich mit geballten Fäusten gegen die eingefallene Brust. In einer Ecke befand sich ein armseliges Bett, in dem eine hagere, wachsgelbe Frau lag. Neben der Kranken saß ein ganz junges Mädchen. Ebenholzschwarze Haare umrahmten das matte Oval des Gesichts. Schwermütig und hoffnungslos blickten die großen, dunklen Augen. Das war Mirjam Gitt. Heinersdorff sagte beklommen und leise: „Ich bin der Kapellmeister Brugger. Direktor Süßkind schickt mich her."

Mirjam Gitt ging hastig auf ihn zu und flüsterte verlegen:

„Entschuldigen Sie, es ist hier so eine Unordnung. Die Mutter ist krank."

Mit wimmernder Stimme sang der Alte beim Fenster seine Gebete.

„Wir haben kein Klavier hier," fuhr Mirjam schüchtern fort. Heinersdorff blickte sie ratlos an.

„Gestatten Sie, daß ich Sie ein Stückchen begleite," bat sie. „Ich möchte gern mit Ihnen sprechen."

„Aber bitte."

Sie zog eine Pelzkappe und ein dünnes Jäckchen an. Dann trat sie zum Bett und küßte der Kranken die Hand.

„Ich komme bald wieder, Mutter."

Die Kranke sagte röchelnd zu Heinersdorff:

„Passen Sie mir auf das Kind auf, Herr!"

Sie verließen schweigend das Zimmer.

Ein eiskalter Wind wehte durch die Straßen.

Heinersdorff sah mitleidig auf die dünne Kleidung des jungen Geschöpfes, das ihm zur Seite schritt, und sagte bekümmert:

„Sie werden sich erkälten. Sie sind so leicht angezogen."

„Ich habe nichts anderes," antwortete sie und starrte in die Luft.

„Wollen wir nicht in ein Kaffeehaus gehen?"

„Bitte."

Als sie den Kaffee trank, merkte er, daß sie Hunger hatte.

„Ich wollte Sie um einen Rat bitten, Herr Kapellmeister."

„Nun?"

Sie zauderte:

„Es hat ja doch keinen Zweck."

„Sprechen Sie ruhig. Sie dürfen zu mir Vertrauen haben."

Sie blickte ihn an.

„Ich habe kein Geld für ein Kostüm," sagte sie hart und trotzig.

„Sie werden auch andere Kleider gebrauchen. Mit diesem Jäckchen können Sie nicht nach Rußland gehen."

Sie wiederholte hoffnungslos:

„Ich werde auch andere Kleider gebrauchen."

Er dachte nach, wie er dem Mädchen helfen könnte, ohne sich zu verraten.

„Wie alt sind Sie, Fräulein?"

„Sechzehn."

„Warum wollen Sie nach Rußland gehen?"

„Ich bekomme hundert Rubel pro Monat," antwortete sie stolz.

„Wissen Sie, welche Gefahren Ihnen auf dieser Tournee drohen?"

„Wenn ich hierbleiben muß, kann es nur schlimmer für mich werden."

Ihre Mundwinkel zuckten.

„Haben Sie Stimme?"

„Ich wollte mich für die Oper ausbilden, dann kam das Unglück über uns. Jetzt muß ich gemeine Lieder singen."

Sie stand plötzlich auf.

„Es hat keinen Sinn, länger hier zu sitzen. Sie können mir ja doch nicht helfen. Bitte, sagen Sie dem Direktor nicht, daß ich noch kein Kostüm habe, sonst löst er den Kontrakt. Ich werde mir das Geld schon verschaffen."

Ein verzweifelter Entschluß lag in ihren melancholischen Augen.

Sie duldete nicht, daß Heinersdorff ihren Kaffee bezahlte. Auf der Straße sagte sie:

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe."

Sie reichte ihm die Hand und wollte sich entfernen.

„Ich werde Ihnen das Geld verschaffen," erklärte Heinersdorff. Sie blickte ihn ungläubig an.

„Ich habe einen wohlhabenden Freund, der Ihnen das Geld leihen wird."

Sie fragte, bitter und verächtlich:

„Muß ich mir das Geld persönlich holen?"

„Es wird Ihnen durch die Post ins Haus zugestellt werden."

Ihr Gesicht wurde weich und kindlich.

„Ich werde das Geld zurückzahlen, Herr Brugger, falls Sie sich keinen Scherz mit mir machen."

„Sie werden das Geld übermorgen früh haben."

Er sagte es so bestimmt, daß sie ihm Glauben schenkte. Sie griff nach seiner Hand und zog sie an ihre Lippen.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie, vor Kälte zitternd.

Welch seltsame Menagerie führt Direktor Süßkind nach Rußland! dachte Heinersdorff, als er langsam und versonnen zu Töschtük Bey ging, von dem er Abschied nehmen wollte.

Der Türke sagte freundlich:

„Ich sehe an Ihrem Gesicht, daß Sie mit guten Nachrichten kommen."

„Ja," antwortete Heinersdorff, und seine Augen leuchteten.

„Ich habe den richtigen Beruf für mich gefunden."

„Was denn?"

„Ich gehe als Klavierspieler mit einem Damenkabarett nach Rußland."

Töschtük Bey reichte ihm die Hand.

„Ich gratuliere Ihnen. Das ist besser, als Sie heute vielleicht ahnen."

Heinersdorff erzählte von Direktor Süßkind und seinen Künstlerinnen.

„Sie sind natürlich unter falschem Namen engagiert?"

„Ich bin der Kapellmeister Josef Brugger."

„Ausgezeichnet."

Der ernste Mohammedaner lächelte.

„Wohin geht die Tour?"

„Kiew, Warschau, Moskau, Petersburg."

„Wann fahren Sie?"

„Uebermorgen abend."

„Ich werde wahrscheinlich nächsten Monat nach Rußland reisen. Vielleicht sehen wir uns."

„Es wäre zu schön, Bey."

Sind Sie sonst genügend vorbereitet?"

„Ich hoffe es."

„Moralisch?"

Heinersdorff lachte.

„Nichts ist verboten, alles ist erlaubt."

Der Bey nickte befriedigt.

„Ich will fünfzigtausend Rubel mitnehmen. Genügt das?"

„Vollkommen. Aber keinen Scheck, nur Bargeld."

„Ich werde heut' noch meiner Bank Auftrag geben."

Heinersdorf stand auf.

„Ich danke Ihnen für alles. Leben Sie wohl, Töschtük Bey."

Er reichte ihm die Hand, die der Bey eine Weile festhielt.

„Vergessen Sie nicht, lieber Freund: Geduld und kaltes Blut!"

Heinersdorff antwortete klopfenden Herzens:

„Geduld — ja. Kaltes Blut — nein. Ich bin heiß, lieber Bey, glühheiß, ich fiebere, ich verbrenne. Ich habe ungeheure Schulden einzutreiben, für mich und für mein Vaterland."

XIX.

Als Heinersdorff am Tag vor der Abreise zu Anna Hafftröm kam, sagte das Stubenmädchen:

„Das gnädige Fräulein ist jetzt verhindert. Sie sollen in zwei Stunden wiederkommen."

Ein maßlose Bitterkeit quoll in ihm auf. Dieses Frauenzimmer trieb ihre Rücksichtslosigkeit auf die Spitze. Eine grobe Antwort lag ihm auf den Lippen. Dann dachte er, daß es ungeschickt wäre, sich mit der Diva zu verfeinden.

Er bezwang sich und sagte lächelnd:

„Ich werde in zwei Stunden wiederkommen."

Das Stubenmädchen schlug die Tür hinter ihm zu.

Er ging langsam und nachdenklich gegen Heiligenstadt zu. Es war ein schöner Wintertag mit kalter Sonne. Auf der Donau trieben große Eisschollen. Der Kahlenberg und der Hermannskogel lagen im tiefen Schnee. Die gesegneten Weinhügel von Sievering und Grinzing glitzerten in der Sonne. Mit dankbaren Augen umfaßte Heinersdorff die anmutige Landschaft, die er heute inbrünstiger liebte denn je. Eine dumpfe Angst preßte plötzlich sein Herz zusammen, als sähe er das unvergleichliche Bild jetzt zum letztenmal.

Aus einer kleinen Heurigenschenke klang Musik, zärtliche, weiche Musik. Er folgte den lockenden Klängen und trat in eine niedere, rauchgeschwärzte Stube. Ein paar alte Leute saßen beim Wein, fröhliche, lebenslustige Gesichter. In einer Ecke hatte ein Deutschmeisterkorporal mit seinem Mädel Platz gefunden. Sie sangen und lachten abwechselnd. Der Sohn des Heurigenschenkers brachte Heinersdorff Wein. Er war ein bildhübscher, schlanker Bursche und sah wie ein junger Graf aus. Seine Schwester stand am Schanktisch und wiegte den braunen Kopf im Takt der Musik. Ihre dunklen Augen blitzten vor Lebensfreude, und ihre Lippen waren schwellend rot, zum Küssen bereit. Welch schöne Rasse, dachte Heinersdorff bewundernd und trank auf ihr Wohl. Der Wein war herb und hantig, aber er machte das Herz warm. Auf dem Tisch der drei Musikanten standen große, gefüllte Weingläser, die nie leer wurden, weil die junge, braune Wirtstochter immer wieder einschenkte. Dafür spielten die Musikanten um so fleißiger und dankbarer. Sie spielten schöne, alte Walzer von Lanner und Strauß, die leichtsinnig und schwermütig zugleich über die geröteten Gesichter der Zecher hinwegtanzten. Die Musik prickelte in den Adern und machte das Blut rebellisch, daß die ältesten und müdesten Beine unter dem Tisch rhythmisch zu zucken anfingen.

Als die trinkfesten Musikanten die „Schönbrunner" spielten, da war es auch um Heinersdorff geschehen. Er stand wie im Traum auf, trat vor die hübsche Wirtstochter und lud sie stumm zum Tanzen ein. Sie errötete ein wenig und wischte ihre Hände an der weißen Schürze ab. Dann nahm er das junge, schlanke Ding ganz sacht in seine Arme und tanzte den ganzen Walzer durch. Als die Musik schwieg, führte er seine selige Tänzerin zum Schanktisch zurück und dankte für die Ehre. Sie reichte ihm ihre heiße Hand und flüsterte strahlend:

„Sie können fein tanzen. Kommen's bald wieder!"

Er antwortete zuversichtlich:

„Ich komm' wieder."

Er trat in die kalte Winterluft hinaus und lächelte vor sich hin:

„So! Das war der Abschied von Wien."

Die zwei Stunden waren wie im Flug vergangen. Er mußte sich beeilen, um nicht zu spät bei Anna Hafftröm zu erscheinen.

Das Stubenmädchen sagte:

„Das gnädige Fräulein wird Sie gleich empfangen. Setzen Sie sich inzwischen im Vorzimmer nieder."

Er nahm geduldig Platz und zündete sich eine Zigarette an.

Das Mädchen rief unfreundlich:

„Hier wird nicht geraucht!"

Heinersdorff lachte laut auf und öffnete die Tür, die zum Gang hinausführte.

„Hier auf der Stiege darf ich wohl rauchen?"

Sie gab keine Antwort.

„Wenn Ihre Gnädige so weit ist, dann rufen Sie mich."

Er lehnte an das Geländer und zündete eine Zigarette an der anderen an.

Im Stiegenhaus dämmerte es schon, als das Stubenmädchen die Tür öffnete und ihn mit beleidigtem Gesicht zum Eintreten aufforderte.

Er legte seinen Mantel ab und wurde in ein schönes, ruhiges Zimmer geführt.

„Das gnädige Fräulein kommt gleich."

Er blieb beim Klavier stehen und wartete.

Endlich erschien Anna Hafftröm und blickte ihn mit großen, erstaunten Augen an.

Er verbeugte sich und sagte:

„Guten Abend."

Sie gab ihm keine Antwort und starrte ihn unausgesetzt an. Heinersdorff hielt ruhig ihren Blick

aus und musterte sie. Sie war eine große, volle Person, die vielleicht fünfundzwanzig Jahre zählen konnte. Das starke, aschblonde Haar war in einem einfachen Knoten zusammengehalten. Das blasse Gesicht war hart und doch weich. Um den Mund lag ein bitterer Zug. Ihre blauen Augen funkelten wie Stahl.

Sie fragte zögernd:

„Mit wem habe ich das Vergnügen?"

Er antwortete ärgerlich:

„Ich bin der Kapellmeister Brugger."

„Sie sind der Kapellmeister Brugger?" fragte sie zweifelnd und lächelte ein wenig.

„Direktor Süßkind beauftragte mich, bei Ihnen vorzusprechen und Sie zu bitten, Ihre Lieder einmal mit mir durchzugehen."

Sie schritt langsam auf ihn zu und reichte ihm ihre Hand. Er sah in die Luft und nahm die Hand nicht. Eine dumme, unerklärliche Wut stieg plötzlich in ihm auf.

Anna Haffström ließ den ausgestreckten Arm sinken und fragte:

„Sie sind schon einmal hier gewesen?"

„Jawohl. Vorige Woche. Heute warte ich auch bereits drei Stunden."

Sie sagte leise:

„Verzeihen Sie."

Er antwortete bitter:

„Ein armer Klavierspieler ist ja wehrlos."

Sie wies auf einen Stuhl beim Tisch:

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen."

Er setzte sich beim Klavier nieder und hob den Deckel.

„Möchten Sie jetzt die Gnade haben," fragte er mit bissiger Höflichkeit, „Ihre Lieder mit mir zu probieren?"

„Ja, gewiß."

Sie stand auf und brachte Noten.

„Waren Sie schon früher einmal Klavierspieler in einem Kabarett?"

„Nein."

Er begann zu spielen.

Sie versuchte zu singen und brach nach einigen Takten ab.

„Ich bin zu nervös. Sie müssen sich noch ein wenig gedulden."

Er seufzte hörbar auf.

„Bitte, wie Sie befehlen."

Sie ging im Zimmer auf und ab.

„Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?"

„Danke, nein."

Sie brachte eine Schachtel mit Zigaretten.

„Wollen Sie rauchen?"

„Danke, Sie vertragen den Rauch nicht."

„Wer sagt Ihnen das?"

„Ich mußte es annehmen, weil mir Ihr Dienstmädchen das Rauchen im Vorzimmer untersagte. Ich war gezwungen, im Stiegenhaus zu rauchen."

Sie nahm die Zigarettenschachtel und warf sie in eine Ecke.

Er freute sich über ihren Zorn.

„Verzeihen Sie meine Ungezogenheit," bat sie. „Ihr Gesicht macht mich so nervös."

„Dann will ich gehen."

„Nein, bitte, bleiben Sie. So war es nicht gemeint. Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor."

Er erschrak ein wenig. Es wäre ihm peinlich gewesen, jetzt entdeckt zu werden.

„Ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll," fuhr sie fort. „Ich zermartere mir den Kopf darüber, was Sie eigentlich vorhaben."

Er lächelte überlegen:

„Sie am Klavier zu begleiten, Fräulein Hafström."

Sie antwortete ernst:

„Sie dürfen mich für keine dumme Frau halten. Das beleidigt mich. Sie sind doch kein Klavierspieler."

„Sie wollen mich um mein Brot bringen," spottete er.

Sie blickte auf seine Hände.

„Ein Berufsspieler hat nicht solche Fingernägel."

Er zuckte bedauernd die Achsel.

„Es tut mir leid, daß meine Fingernägel bei Ihnen Aergernis erregen."

Sie trat schweigend an das Fenster.

Er sah auf die Uhr und fragte:

„Wollen wir nicht wieder beginnen? Es ist schon spät."

Sie gab keine Antwort.

„Ich bekomme noch vier Kronen für die Probe."

Sie wendete sich hastig um und drehte das elektrische Licht an. Dann nahm sie eine Zwanzigkronennote aus der Schreibtischlade und reichte ihm das Geld.

„Sie gestatten wohl, daß ich Sie für die verlorene Zeit entschädige!"

„Ich bin bei Direktor Süßkind engagiert und nicht bei Ihnen, Fräulein Haffström."

Er schob das Geld zurück.

Sie begann plötzlich unbändig zu lachen.

„Es wird Ihnen nicht gelingen, sich mit mir verfeinden, mein Lieber."

Er blickte sie verdutzt an.

„Ich habe vom ersten Augenblick an gewußt," sagte sie fröhlich, „daß wir Freunde sein werden."

Er wurde von ihrer jähen Laune mitgerissen und lächelte.

Sie setzte sich zum Klavier und sang ein schwedisches Volkslied, ein seltsames Lied, dessen Text nur aus zwei Worten zu bestehen schien:

„Och sag vid sag jag sag hvarthelst jag sag."

Sie sang mit bezaubernder kindlicher Anmut, und ihr Gesicht strahlte vor Heiterkeit. Er lauschte, ganz verloren, ihrer warmen, innigen Stimme.

Als sie geendet hatte, wendete sie sich ihm zu und fragte: „Schön, was?"

„Wunderschön," antwortete er begeistert.

Sie sprang auf.

„Jetzt müssen Sie aber eine Friedenszigarette mit mir rauchen."

„Gern, Fräulein Haffström."

Sie gab ihm Feuer.

„Was war das für ein Lied?" fragte er.

„Das ist ein Volkslied aus meiner Heimat. Aus Gudmundra." Ihre stahlblauen Augen starrten in die Luft. „Wissen Sie, wo Gudmundra liegt?"

„Ich habe keine Ahnung."

Sie sagte träumerisch, als erzählte sie ein Märchen:

„Gudmundra liegt am Angermanelf. Dort bin ich zu Haus. Im Angermanland, wo die großen Wälder sind."

Er fragte nach einer Weile:

„Singen Sie diese schwedischen Volkslieder im Kabarett?"

Sie erwiderte zornig:

„Für diese Bestien? Nein, mein Lieber. Diese Lieder singe ich nur für meine Freunde."

Sie begann ein freches Dirnenlied von Aristide Bruant.

„Das und ähnliches bekommen die Herrschaften im Kabarett zu hören. Sie wollen ja nichts anderes."

Sie stand auf und sagte schwermütig:

„Es ist schade um mich, glauben Sie mir, Herr Kapellmeister."

Es beschämte ihn ein wenig, daß sie Kapellmeister zu ihm sagte. Er fragte zögernd:

„Sollten wir jetzt nicht die Lieder durchprobieren?"

„Es ist nicht notwendig," antwortete sie freundlich. „Wir werden uns schon gut verstehen."

Sie reichte ihm die Hand, die er küßte.

„Verzeihen Sie mir," sagte er, „ich war ungezogen."

„Ach Gott, Sie werden auch Ihr Leid haben."

Ein bitterer Zug lag wieder um ihren Mund.

Heinersdorff fuhr nachdenklich nach Haus, um sein Gepäck in Ordnung zu bringen. Dann räumte er seinen Schreibtisch aus und vernichtete alle Briefe und Papiere, die sich angehäuft hatten. Er wollte fremden Augen nichts zurücklassen. Man konnte ja nicht wissen. Spät am Abend wurde er mit seiner Arbeit fertig.

Nun kam noch das Schwerste und Bitterste: der letzte, harte Abschied von Hedwig Buschgart.

Er wartete in der Gloriettegasse auf seine Braut. Als er sie erblickte, begann sein Herz zu schlagen. Wie edel sie ging! Wie liebevoll sie ihm schon aus der Ferne zulächelte!

Er drückte zärtlich ihre Hand und fand keine Worte. Eine wunderliche Bangigkeit preßte ihm die Brust zusammen.

Sie gingen durch den schönen Wintertag den Weg zur Einsiedelei hinauf.

„Ich sehe es Dir an, Liebster," begann sie, „daß Du mir etwas sagen willst."

Er antwortete seufzend:

„Du kannst ja Gedanken lesen, Hedwig."

„Bei Dir ist es nicht schwer. Dein Gesicht ist für mich wie ein aufgeschlagenes Buch."

„Da muß man ja fein achtgeben."

„Du hast nichts zu verheimlichen, Liebster," sagte sie stolz. Eine leichte Röte breitete sich über seine Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

18. F. 6. Sie meinen wahrscheinlich die französischen Alpenjäger. Diese Spezialtruppe trägt die „Wagnerkappen", wie Sie die flache Kappe dieser Soldaten nennen. In Wirklichkeit heißt diese platte baskische Mütze „béret". Die Alpenjäger sind eine vorzüglich ausgebildete Truppe, die sehr gut schießt, zäh und ausdauernd ist und besonders in gebirgiger Gegend ein ernster Gegner ist.

Weg. F. 23. Zur Bedienung eines Scheinwerferzuges gehören 2 Unteroffiziere und 10 Mann. Der Scheinwerfer hat einen Durchmesser von 90 Zentimeter und der Lichtschein ergibt bei klarer Luft eine Sichtweite von etwa 2,5 Kilometer.

Buch. G. 12. Der Büchsenmacher ist in Deutschland ein Militärunterbeamter. Jedes Kavallerieregiment und jedes Inf.-Bataillon hat einen Büchsenmacher. In früheren Zeiten hieß dieser Posten „Büchsenschmied". Dieser hatte die kleinen Geschütze und Handrohre anzufertigen. Die Aufsicht über das Geschützmaterial hatte der Büchsenmeister.

Geschäftliche Mitteilungen.

Briefmarkensammler unterrichtet die Berliner Briefmarken-Zeitung stets gut. Ein Probeheft wird Interessenten kostenfrei übersandt vom Verlag Philipp Kosack u. Co., Berlin C. 2, Burgstr. 13, wenn auf die „Berliner Illustrirte Zeitung" Bezug genommen wird.

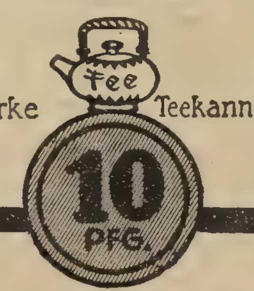
Die **Zauberklarinette** und die Mundharmonika „Durch Kampf zum Sieg" eignen sich ganz besonders als Weihnachtsgeschenke sowie auch als Liebesgaben für unsere Krieger. Näheres sagt das Inserat der Firma O. C. F. Miether, Braunschweig, in der vorliegenden Nummer.

Byrolin. Ein Wink für Liebesgaben. Der verstorbene Nestor der deutschen Chirurgen, der Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. von Bardeleben, der als Generalarzt I. Klasse à la suite der Armee speziell im Feldzuge 1870/71 große Erfahrungen über im Felde auftretende Hautschäden gesammelt hatte, hat in seinem langen Leben sich nur zur Ausstellung von 2 Attesten bewegen lassen. Eins davon betrifft Dr. Grafs Byrolin. Er bezeugt darin auf Grund langjähriger Erfahrungen die hervorragend günstige Zusammensetzung und vorzügliche Wirkung des Byrolin bei Hautschäden verschiedenster Art. Byrolin wird schon seit 24 Jahren in der kaiserlichen Familie, in den bedeutendsten Kliniken und Krankenhäusern verwendet und kann besonders auch den im Felde Stehenden bei Verhütung von Frostschäden großen Nutzen leisten. Camphor-Byrolin ist bei rheumatischen Schmerzen gut, Menthol-Byrolin bei Schnupfen. Man beachte das Inserat in dieser Nummer.

Stahlwaren. Der Weihnachts-Katalog der Firma Gebrüder Rauh, Stahlwarenfabrik und Versandhaus I. Ranges in Gräfrath bei Solingen, ist erschienen und kostenfrei erhältlich.



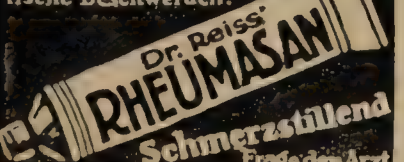
















„Liebesgaben"

umschließen ein unwägbares Etwas, das das wackere Soldatenherz in den wilden Nöten des Krieges mit der heißgeliebten Heimat und mit den Seinen gemütvoll und erhebend verbindet! Jeder Spender, auch der kleinsten Gabe, macht sich dieses innigen Dankes, dieser herzlichen Freude teilhaftig; daher möge jeder, der hier zurückgeblieben ist, öfter den Seinen im Kriege durch Liebesgaben Freude machen.

Ein Amolbrief enthält eine wirklich gute Feldapotheke und kostet je nach Wahl M. 1.45 u. M. 3.—; Amol-Offiziersfeldapotheke als Feldpostbrief M. 5.—

Durch Apotheken und Drogenhandlungen zu beziehen.

Falls diese Amol-Feldbriefe irgendwo nicht vorrätig, übernimmt den Versand geg. Einsendung des Betrages in Briefmarken, zuzügl. 10 Pf. Porto

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth, **Hamburg 40.**

Oetker **Marmeladen**

Nahrhaft / bekömmlich / preiswert

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften

Fortschritt-Schuhe

Schuhfabrik Eugen Wallerstein, Offenbach a. Main

Man verlange Katalog Nr. B



VERLANGE AUSDRÜCKLICH

NUR ECHT MIT FIRMA

„Gütermann's" SCHAPPE NÄH SEIDE

Der Flieger

Neuester Roman von

Rudolf Hans Bartsch

beginnt in der

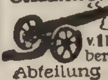
Vossischen Zeitung

In der wildromantischen Landschaft Nordserbiens, droben auf den Karstgipfeln, spielt der Kriegsroman des österreichischen Hauptmanns Rudolf Hans Bartsch, und in den ersten Wochen des Feldzugs gegen die Serben ist er entstanden. Ein von tollkühner Abenteuerlust beseelter ungarischer Fliegerleutnant ist der Held des an Naturstimmungen reichen, in seiner wunderbaren Frische erquickenden Werkes, aus dem ein großer Dichter, ein Dichter von deutschem Blut, zu uns redet.

Man bestellt die „Vossische Zeitung" mit ihrer wöchentlich zweimal erscheinenden Beilage „Zeitbilder" bei allen Postanstalten, in Groß-Berlin bei sämtlichen Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co für 2.70 Mark monatlich.

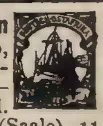
Belagerungs-Spiel

actuell, interessant f. jung u. alt. Inhalt: Ausser Festungs-Material 12 wirklich feuernde Kanonen, 800 Schuss Munition. Compl. **ohne** Soldaten 3 Mk. **mit** Militär 4, 5, 6 bis 20 Mk. Mit 18 od. 24 Kanonen 4 od. 5 Mk. Porto extra. Freiflieg. Aeroplane v. 1 Mk. an. Gr. ill. Liste üb. Spielwaren, Zauber- & Scherzartikel gr. u. fr. **A. Maas,** Abteilung 23 **Berlin, 68** Postfach 30.

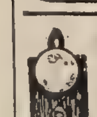


---

100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Persien, Kreta, Siam, Sudan etc. — alle versch. — Garant. echt — **Nur 2 M.** Preisl. gratis. **E. Hayn,** Naumburg (Saale) 11



Wasserdichte Bekleidung u. Sanitätsartikel.
Schles. Gummiwaren-Industrie Breslau II.



Militär-Lampen für Offiziere u. Mannschaften nur Ia Ware billigst.
Georg Kleinke, Berlin, Friedrichstr. 14[1]
Man verlange Preislisten.

Briefmarken echt und verschieden



1000 versch. 12.—, 100 Übersee 1.35, 40 deutsche Kol. 2.75, 200 engl. Kol. 4.50

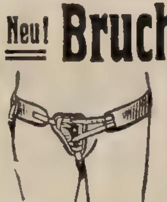
Albert Friedemann
LEIPZIG, Härtelstraße 23. H.

Zeitung und Liste gratis **Briefmarken-Katalog Europa** = 1 Mark

Deutsche Kriegsmarken in Belgien verausgabt, 3, 5, 10, 25 C. 75 Pfennig, gestempelt 1 Mark.

Oesterr. Kriegsmarken 5, 10 Heller 25 Pfg. gestempelt 35 Pfg.

Neu! **Bruchleidende** Neu!



Wohltat und Hilfe. Auf Heilung hinwirk. Viele Dankschr. Aufklärende Broschüre L geg. 30 Pf. in Marken d. **Schievekamp's Bandagen - Versandhaus, Düsseldorf 63,** Wilhelmplatz 10, I. Etg., direkt gegenüb. d. Hauptbahnhof, und **Duisburg 63,** Königstraße 38.

Weihnachtsgruß fürs Feld!

Um unseren braven Truppen grosse Strapazen zu erleichtern, die Uebermüdung zu lindern, die persönliche Energie zu erhöhen, im Biwak und im Quartier eine zufriedene, fröhliche Gemütsstimmung zu verschaffen, werden die anerkannt wirksamen

Lecithin-Kola-Pillen Marke Co-Li

empfohlen. Prakt. Armeepackungen p. Stück M. **3.00** geg. Einsendung des Betrages zuzüglich 10 Pf. Porto. Versand durch die

Mohren-Apotheke, Dresden-A 1, Pirnaischer Platz.

---

5 Tage zur Probe

ohne Anzahlung und ohne Kaufverpflichtung, also mit bedingungslosem Rücksendungsrecht, liefern wir gegen

bequeme Monatsraten



Nr. 60. Herrenuhr, offenes Geh., schwarz oxyd., Stahlstaubschutz, mit 15 Rub. Preis 23.50 Mark . . . Monatsrate **2 M**

Nr. 91. Herrenuhr, offenes silbernes Geh. u. Staubschutz, mit 15 Rub., Zentr. u. Sekunde, Preis 40 M, Monatsrate **2,50 M**

Nr. 80. Herrenuhr mit Sprungdeck., Geh. Tulasilber, sehr geschmackvolles Muster, mit 15 Rub. Preis 47.50 M, Monatsr. **2,50 M**

Nr. 70. Herrenuhr m. Sprungdeckel, Geh. Gold verstärkt, mit 17 Rubinen, Preis 62.50 M, Monatsrate **3 M**

Nr. 125. Herrenuhr mit Sprungdeckel, 8 kar. mass. Goldgeh., Zwischendeckel, mit 17 Rubinen, Preis 128.50 M, Monatsrate **6 M**

Nr. 120. Dieselbe Uhr wie Nr. 125, jedoch 14k. Gold, Preis 207.50 M, Rate **8 M**

Nr. 181. Dienstuhr, Großformat, Nickel, Zwischendeck., antimag. 15 Rub., Preis 34.50 M, Rate **2 M**

Verlangen Sie sofort Probesendung. Postkarte genügt.

Ebenso liefern wir: Andere Uhren, auch Damen- und Armbanduhren von 12 Mk. an. Gold u. Schmucksachen, Sprechapparate, Saiten-Instrumente, **Klaviere,** Cameras, Reißzeuge, Ferngläser, Pistolen und Waffen, Schreib- und Nähmaschinen etc. *Illustr. Spezialkataloge gratis.*

Bial & Freund, Postf. 172/383, **Breslau**

BYROLIN

erhöht die Marschtüchtigkeit im Felde, für jeden Soldaten unentbehrlich.

Seit über 25 Jahren zur Verhütung von Wundsein und zur Schmerzbeseitigung bei Hautschäden, in Haushalt und Kinderstube vorzüglich bewährt. — In allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

„Menthol-Byrolin" verhütet Schnupfen und Migräne.

Camphor-BYROLIN verhütet Frost und Rheumatismus

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — app — ar — bruck — co — dat — de — den — dog — e — e — fant — fähn — gen — ger — i — i — in — iu — inns — kai — la — la — lauf — lett — ly — ma — mu — na — nas — nen — ni — pe — prä — re — rie — rich — ru — sa — sau — schik — see — see — si — sol — stand — ster — sti — tap — ter — ter — ter — un — un — vall — witsch — zä

sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, vier hervorragende Eigenschaften unserer Truppen nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Militärischen Grad. 2. Musikalischen Ausdruck. 3. Halbinsel im türkischen Kriegsgebiet. 4. Russischen Prinzentitel. 5. Stadt in Tirol. 6. Amerikanische Landschaft. 7. Herrschaftlichen Angestellten. 8. Spanischen Prinzentitel. 9. Deutsche Landschaft. 10. Gebirge in Frankreich. 11. Deckung in Schützengräben. 12. Truppenteil. 13. Glaubenssatz. 14. Deutschen Fluß im Kriegsgebiet. 15. Teil eines fließenden Gewässers. 16. Marschstation. 17. Süßwein. 18. Russischen Bauer. 19. Französischen Regierungspalast. 20. Komponisten. 21. Stichwaffe.

Im Wandel der Zeiten.

Mit i am Schluß ein Schlachtenort
Vor vielen vielen Jahren,
Mit z am Ende eine Stadt,
Die Gleiches jetzt erfahren.

Metamorphose.

Mit u finds Fische, gut bekannte,
Mit a ein Kampfplatz, den man oft jetzt nannte.

Rechtes Maß und Gewicht.

Ein Gewicht ist eins — zwei
Und ein Maß drei — vier:
Der Soldat macht viel ganze
Eh' er kommt in's Quartier.

Unsere Hoffnung.

Das Erste ist das Feldgeschrei
Der tapferen Soldaten.
Bald zeigt die Feindesfront die Zwei,
Und das Ganze ist siegreich geraten.

Der belehrte Freier.

Er hatte sich ganz energisch gesträubt,
Die fesche Marie zu nehmen:
„Ich heirate mir kein Rätselwort,
Da müßte ich mich ja schämen."
Doch als des Wortes Taten er sah,
Wie es auch das Schwerste bemeistert,
Da war er plötzlich fürs Rätselwort
Aus tiefster Seele begeistert.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Der Bericht des großen Hauptquartiers.

1. Dendermonde. 2. Rellstab. 3. Ekuador. 4. Irtysch. 5. Talmud. 6. Elsaß. 7. Gewehr. 8. Orleans. 9. Sotnie. 10. Nargileh. 11. A[illegible]en. 12. Pikett. 13. Quadriga. 14. Regiment. 15. Irade 16. [illegible]ub[illegible]ns.

Der Schlachtplan: Beratschlagen.

Zweisilbig: Stammbaum.

Vielarmig: Und — rund — Grund.

Kriegsfolgen: Not — Trauung.

Zwei Namen von gutem Klang: Krupp — Rupprecht.

Humor

In unserer Kompagnie ist Prüfung für die Kriegsfreiwilligen, fast alles Studenten. Der General X., der Verfasser des berühmten Buches über Schießwesen, ist anwesend. Kriegsfreiwilliger Böhme, sonst stud. jur., soll sagen, was er von den Maschinengewehren der feindlichen Staaten weiß. Böhme freut sich, denn gerade dieses Kapitel aus dem Buche Sr. Exzellenz hat er gepaukt. Nun schnurrt er ab: „... doch plant dieser Staat die Neueinführung eines Systems mit größerer Feuergeschwindigkeit. Nach Mitteilungen meines Freundes, des Generalmajors von Burmester ..."

„So," lächelt Seine Exzellenz, „das ist auch Ihr Freund?"

*

Das Jägerbataillon Nr. ... hat Rekruten eingestellt. In der Instruktionsstunde erklärt ein Leutnant das Gewehr: „... Dieser Teil heißt Schaft, dieser hier Lauf. Das ist der Abzugbügel, das ist der Abzug. Sie, der zweite da hinten, passen Sie auf, sonst lernen Sie's nie! Was sind Sie denn im Zivilberuf?" — Der Mann springt auf: „Büchsenmacher, Herr Leutnant!"



Der Indianer-Häuptling „Weißer Falke" bietet England seine Hilfe an. Er will in London mit dem Lasso Rekruten fangen.

„Requirieren" auf eigene Faust ist den Soldaten streng verboten. Trotzdem trifft ein Offizier einen Artilleristen, der die Mütze voll schöner Hühnereier hat. „Kerl, wo hast Du die her?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann! Ich war dort drüben auf dem Bauernhof, da hat mich die Bäuerin weggejagt, und weil ich nicht gehen wollte, hat die alte Hexe mit den Eiern nach mir geschmissen!"

*

Fritz (in der Zeitung lesend): „Vata, hier steht Dilemma, wat is denn det?" — „Na, Du oller Dussel, det sind doch die Tiere, wo man Wolle von macht!"

*

Minna ist unser neues Dienstmädchen. Brav, aber ein bißchen schüchtern. Neulich wirft sie einen billigen Teller hin — großes Geheule. Um sie zu trösten, sage ich: „Lassen Sie es gut sein, Minna. Scherben bringen Glück." — Heute höre ich in der Küche einen furchtbaren Knall. Minna erscheint gleich darauf freudegrinsend: „Mir ham Glück gehabt, gnä Frau, das Chineser Teeservice is kaput!"

*

Was hat das Meer mit einem kleinen Kind gemeinsam? — Es brüllt, und wenn man es anfaßt, ist es naß.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger. Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-24

XXIII. Jahrgang
Nr. 51

Berliner

20. Dezember 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Das erste nach dem Leben gezeichnete Bildnis Hindenburgs
von Professor Otto Heichert, dem der Generalfeldmarschall am 30. November im Hauptquartier der Ostarmee eine Sitzung gewährte.

BEI HINDENBURG

von Prof. Otto Heichert

(zu dem Bild auf der Titelseite)

Heute kann ich Ihnen einen interessanten Beitrag senden: eine Zeichnung nach Generalfeldmarschall von Hindenburg. Zwar sind jetzt überall Bilder von dem Helden des Tages und der Geschichte zu sehen und zu finden, aber das sind meist Photos oder Bilder, die nach Photographien gezeichnet worden sind. Durch einen besonderen glücklichen Zufall war es mir vergönnt, den Generalfeldmarschall persönlich sprechen und ihn zeichnen zu dürfen.

Leider waren die Umstände, wie man sich denken kann, nicht so günstig, daß ich Zeit gehabt hätte, von diesem wundervollen Manne eine restlos erschöpfende Zeichnung anzufertigen; doch Exzellenz fand die Arbeit gut und hat sie seiner eigenhändigen Unterschrift gewürdigt. Sehr interessant war es mir, von Exzellenz zu hören, daß außer der meinigen nur noch eine Porträtzeichnung von ihm gemacht worden ist, und zwar hat ihn 1870 Couture als jungen Leutnant in Versailles gezeichnet. Diese Zeichnung ist in Hindenburgs Besitz, und es würde sicherlich sehr viele freuen, sie einmal veröffentlicht zu sehen.

Als ich vom Generalfeldmarschall, ganz glücklich über die Stunden, die ich bei ihm verleben durfte, zum Bahnhof fuhr, um von dort aus wieder an die Front des östlichen Kriegsschauplatzes zurückzugehen, stellte sich mir eine eiserne Mauer in Gestalt von vier strengen Hütern des Gesetzes entgegen.

„Ihr Passierschein?"

„Donnerwetter, bedaure, habe nicht gewußt, daß das nötig ist — aber hier ist mein Paß, ausgestellt vom Königsberger Polizeipräsidium."

„Bedaure, das ist hier eine Festung, da müssen Sie sich vom hiesigen Polizeipräsidium einen Passierschein ausstellen lassen. Ohne den kann ich Sie nicht durchlassen."

„Ja, zum Henker, mein Zug geht im nächsten Moment, ich muß unbedingt mit, sonst komme ich zu spät zur Schlacht."

Unerbittlich!! „Beschweren Sie sich, —" usw. . . das Uebliche!

Da kommt zum Glück ein höherer Polizeibeamter, ich glaube ein Polizeikommissar, bieder und wohlwollend aussehend. Ich stelle ihm meine fatale Situation in bewegten Worten dar.

„Ja, es tut mir leid, bedaure sehr — —"

Ich, immer aufgeregter: „Sie sehen doch aus meinem Paß, daß ich ein ganz harmloser deutscher Barbar und Malprofessor aus Königsberg bin."

„Dieser Paß hat hier keine Gültigkeit."

„Aber, sehr verehrter Herr, ich komme doch geraden Wegs von Seiner Exzellenz, dem Herrn Generalfeldmarschall, und habe bei ihm gegessen und ihn gezeichnet. Da kann ich doch wahrhaftig kein Spion oder ein gemeingefährliches Individuum sein!"

„So—o—o—o—. Ja, mein Herr, das kann aber jeder sagen!" (Inquisitorisch): „Wie wollen Sie das beweisen? Haben Sie etwa die Zeichnung da?"

Gott sei Dank! Jawohl, ich konnte sie gleich herausholen und vorzeigen.

Ein stolzes, freudestrahlendes Gesicht, als er die Zeichnung erblickte. Der Passierschein war gut, einen besseren konnte ich nicht haben.

Ich war gerettet! Heilfroh, doch noch durchgekommen zu sein, rufe ich ihm davoneilend dankbar zu: „Da hat mich wenigstens meine Kunst gerettet!"

Als ich mich aus dem Gedränge am Billetschalter wieder herausgearbeitet hatte, fiel mein Blick auf die Gruppe der Polizeibeamten, die mir vorher den Eintritt verweigert hatten, und die nun lachend von dem Herrn Kommissar den Ausnahmefall sich erklären ließen. Ich hörte noch, wie dieser meine letzten Worte: „Da hat ihn seine Kunst gerettet" wiederholte. Aber ich bildete mir darauf nichts ein; denn in Wirklichkeit war mal wieder Hindenburg des bedrohten Ostpreußens Retter gewesen.



Erdwerke und Wohnhöhlen unserer Soldaten in Rußland.



Von den Kämpfen in Russisch-Polen: Batteriestellung eines Fußartillerie-Regiments.
Zeichnung unseres auf den östlichen Kriegsschauplatz entsandten Zeichners Paul Haase, der zu diesem Bilde schreibt: „Bemerkenswert war die Ruhe der Kanoniere, die sich um die in unmittelbarer Nähe einschlagenden Granaten gar nicht kümmerten.“

Der Kampf um Lodz.

In derselben Zeit, da die Zeitungen des feindlichen Auslandes, auf eine geheimnisvolle unbestimmte Meldung des russischen Generalstabes von großen Umzinglungsbewegungen vertrauend, große russische Siege und die Vernichtung des Hindenburgschen Heeres prophezeiten, brachten die deutschen Geschütze den Feind aus Lodz zum Weichen und die deutschen Soldaten rückten in diese wichtige Industriestadt Polens ein. Die Beschießung hat, soweit gemeldet, in der Stadt einigen Schaden verursacht, so wurde die Gasanstalt von Granaten getroffen, wodurch die Beleuchtung versagte. Die Russen haben sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf Warschau zurückgezogen. Lodz, das kaum 100 Jahre alt ist und von eingewanderten deutschen Handwerkern gegründet wurde, hat über 1/2 Million Bewohner, darunter etwa 120,000 Deutsche. Als größte Industriestadt Polens ist sie ein wichtiger Fabrikort, der oft das „polnische Manchester“ genannt wurde. Für das russische System bezeichnend ist es, daß diese große Stadt keine Selbstverwaltung besitzt und jede Ausgabe, die 50 Rubel übersteigt, von der Regierung in Petersburg bewilligen lassen muß. Natürlich wanderte bisher der Hauptertrag der Steuern nach Petersburg, und Lodz blieb, wie manche andere fleißige Stadt Rußlands, ein arbeitsamer, aber recht ungepflegt aussehender Ort.



Nach dem Kampf. Gefangene Russen auf dem Transport.

Unsere Truppen in Lodz



In der Hauptstraße von Lodz nach der Einnahme durch unsere Truppen.
Phot. Werkstätten für graph. Kunst.

Nach Schluß der Redaktion dieses Heftes trafen die ersten Bilder aus dem eroberten Lodz ein, die wir noch in einem Teil der Auflage unserer Zeitschrift veröffentlichen können. Wie aus dem inzwischen erfolgten ausführlichen Generalstabsbericht hervorging, ist Lodz bei den Kämpfen nur sehr wenig beschädigt worden. Besonders das Innere der Stadt ist vollkommen unversehrt, das Grand-Hotel, das nach ausländischen Meldungen zerstört sein sollte, ist unbeschädigt und mit deutschen Offizieren gefüllt, die Straßenbahn verkehrt ohne Störung, auf den Straßen herrscht schon wieder Leben und Treiben wie in Friedenszeiten. Lodz selbst wurde von den Russen heimlich nachts und ganz unbemerkt verlassen. Die vorhergehende dreitägige Schlacht hatte die russischen Reihen zerschmettert, besonders die deutsche schwere Artillerie brachte ihr furchtbare Verluste bei. Sogar der sonst so trocken abgefaßte, Uebertreibung vermeidende Bericht des Wolffschen Büros sagt, daß die feindlichen Schützengräben „mit Toten buchstäblich angefüllt“ waren. Noch nie haben unsere Soldaten, die doch bei Tannenberg russische Massenverluste sahen, solche Mengen toter Feinde gesehen. Umso überraschender mutete dabei die Nachricht an, daß die deutschen Verluste unverhältnismäßig gering waren. Auf das neutrale Ausland hat die Einnahme von Lodz großen Eindruck gemacht. Denn wenn die Russen den Erfolg der Deutschen auch als unwichtig erscheinen lassen wollten, mußte man sich im neutralen Ausland doch sagen, daß ein so wichtiger Platz nicht ohne dringende Notwendigkeit geräumt worden wäre. Dies gaben auch die Kommentare in den englischen und französischen Zeitungen zu.



General von Plüskow in Lodz.



Das Flugzeug im Kriege: Schwere Landung an einem Steinbruch in Russisch-Polen.

Das Auge des Heeres

Das Flugzeug im Kriege

Tief eingegraben, verdeckt durch Busch und Strauch, liegt die feindliche Batterie, unsichtbar für jeden, der nicht weiß, daß zwischen dem harmlosen Gestrüpp todbringende Feuerschlünde lauern, die aus sicherem Hinterhalt ihre eiserne Saat ausstreuen. Da brummt es in den Lüften; leise erst, dann lauter, immer lauter. Aus einem der weißen Wölkchen löst sich ein schwarzer Punkt, der näher und näher kommt, zur Fliege, zum Schmetterling, zum kleinen Vogel wird: ein deutsches Flugzeug. In weiten Kreisen zieht es dahin. Unbekümmert um die Geschosse, die zu ihm hinaufgesandt werden, um die Schrapnells, die unter und neben ihnen platzen, sitzen der Führer und der Beobachter in der Maschine, der eine die Hand am Höhensteuerhebel, die Beine gegen die Pedale gestemmt, die die Seitensteuer regulieren, der zweite eifrig das Terrain mit der Karte vergleichend und ausspähend nach der Batterie, die zu sehen und zu finden, ihm aufgetragen worden. Das ist aber nicht so einfach! Aus der großen Höhe — über 2000 Meter — ist nicht viel zu sehen, weiter unten aber ist's „mulmig". Da ist die Feuerzone. Dort droht die Gefahr, heruntergeholt zu werden, doppelt, und geht's noch tiefer, drei-, ja vierfach. Aber es muß gewagt sein. Der Beobachter gibt seinem Piloten das Zeichen, und gehorsam drückt dieser den Steuer-Hebel vorwärts. Der Apparat sinkt. Schärfer zeichnet sich das Gelände ab, schon sieht man krabbelnde Massen, kann dahinjagende Automobile unterscheiden. Aber wo ist die Batterie? Der Beobachter guckt sich die Augen aus dem Kopf, er findet sie nicht. Und sie muß ja da sein. Aber wo, wo? Noch tiefer! Jetzt wird's unheimlich. Ein Schrapnell platzt wenige Meter unter dem Flugzeug, auch die Flintenkugeln reichen schon in diese Höhe, und einige schlagen durch die Tragdecken. Macht nichts! In großen Bogen wendet der Führer sein Flugzeug. Ein Versuch, noch geringere Höhen aufzusuchen, scheitert.

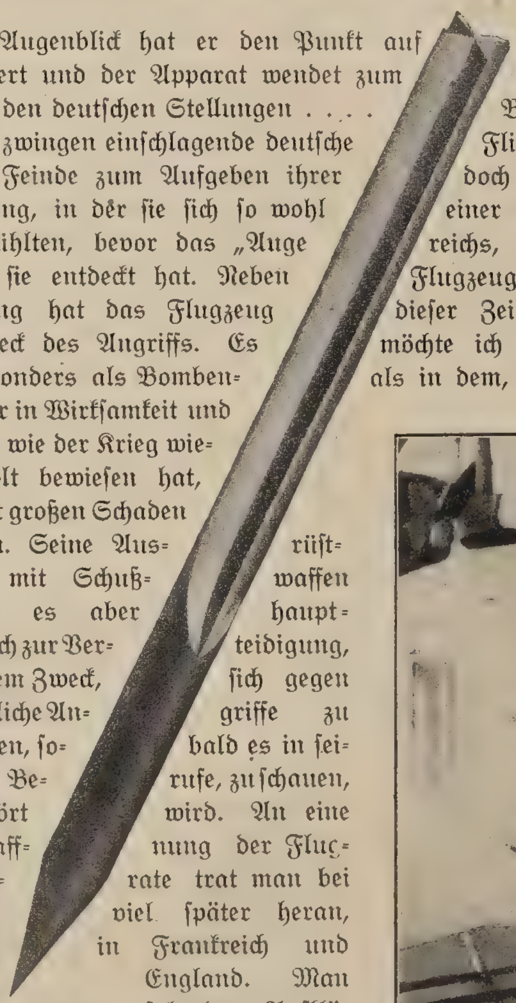


Französisches Flugzeug,
ausgerüstet mit einer 100 Kilogramm wiegenden 37 mm-Kanone.



Das Flugzeug im Kriege: Lager einer Feldflieger=Abteilung. Im Vordergrund eine Feldhaubitze zur Abwehr feindlicher Flieger.

Die Hölle ist los. Alles hat den Flieger gesehen und aus Gewehren, Maschinengewehren und Flugzeugabwehrkanonen wird ein mörderisches Feuer auf den Segler der Lüfte eröffnet. Also wieder höher. Der Beobachter verdoppelt seine Anstrengungen. Er muß die Batterie finden. Muß, muß! Wie ein Falke späht er aus. Und endlich, endlich! Dort, das dichte Gestrüpp . . da regt es sich . . . Dampfwolken quellen hervor! Hurra die Batterie! Ungestüm klopft er dem Führer auf die Schulter, zeigt ihm mit freudigem Antlitz seine Entdeckung. Im nächsten Augenblick hat er den Punkt auf der Karte fixiert und der Apparat wendet zum Rückfluge zu den deutschen Stellungen . . . . Gleich darauf zwingen einschlagende deutsche Geschosse die Feinde zum Aufgeben ihrer schönen Stellung, in der sie sich so wohl aufgehoben fühlten, bevor das „Auge des Heeres“ sie entdeckt hat. Neben der Erkundung hat das Flugzeug auch den Zweck des Angriffs. Es tritt dabei besonders als Bombenwerfer in Wirksamkeit und kann, wie der Krieg wiederholt bewiesen hat, damit großen Schaden stiften. Seine Ausrüstung mit Schußwaffen besitzt es aber hauptsächlich zur Verteidigung, zu dem Zweck, sich gegen feindliche Angriffe zu schützen, sobald es in seinem Berufe, zuzuschauen, gestört wird. An eine Bewaffnung der Flugapparate trat man bei uns viel später heran, als in Frankreich und England. Man sah den Aufklärungsdienst immer noch als die vornehmste Aufgabe des Flugzeuges an. Erst in zweiter Linie soll es als Angriffswaffe dienen. Noch vor wenigen Jahren begegnete man, wenn man von der Möglichkeit sprach, Flugzeuge zu bewaffnen, selbst bei Fachleuten einem milden Lächeln des Mitleids. An das Mitführen von Maschinengewehren, einer Anzahl der so gefährlichen Bomben, einer kleinen Kanone oder der neuen Fliegerpfeile dachte damals noch niemand. Sagte doch im Oktober des Jahres 1909 Hubert Latham, einer der erfolgreichsten und kühnsten Flieger Frankreichs, bei einem Gespräch über die Verwendung der Flugzeuge im Zukunftskriege zu dem Schreiber dieser Zeilen: „Wenn zwei Flugzeuge sich bekämpfen, möchte ich lieber in dem sitzen, auf das geschossen wird, als in dem, aus dem gefeuert wird!“ R. K.



Die neueste Fliegerwaffe: Eiserne Pfeile (natürliche Größe), die von Fliegern in großen Mengen auf den Feind herabgeworfen werden.



Nach dem Erkundungsflug: Ausarbeitung der Meldung.



Anhängen einer Fliegerbombe an das Flugzeug.



Vor einem Feldlazarett in Galizien. Phot. Balogh.

Sanitätshunde

Eine der Ueberraschungen dieses Krieges sind die deutschen Sanitätshunde, meist Schäferhunde, aber auch Dobbermannpintscher und Ayredales, die besonders dafür abgerichtet, mit ihren Führern, wenn der Kampf vorbei ist, auf's Schlachtfeld hinausziehen. Die Hunde mit ihrer wundervollen Beweglichkeit, mit ihrer für menschliche Begriffe unfaßbar feinen Nase arbeiten in der Dunkelheit wie am Tage. Sie fliegen über die Kampfstätten dahin, eilen zurück, sobald sie gefunden haben, und bringen dann den Führer zu dem Verletzten. So schreibt ein Kasseler Sanitätshundeführer aus dem Felde: „... seitens der Krankenträger und der Sanitätskompagnie waren die Felder bei P.... schon abgesucht. Wir aber fanden noch sehr viele, wie Ihnen die anderen Führer wohl schon mitgeteilt haben. In Hecken, in Rübenfeldern und in Gräben fand ich allein noch neun zum Teil schwerverletzte Infanteristen. Die meisten hatten Beinschüsse ...." Organisiert ist der Dienst vom „Deutschen Verein für Sanitätshunde" in Oldenburg (Gr.), dessen Protektor der Großherzog ist, und der seine sehr beträchtlichen Aufwendungen nur aus den ihm vonseiten des Volkes überwiesenen Geldmitteln bestreitet. Die Militärkanzlei des Großherzogs von Oldenburg i. Gr. nimmt jede Gabe entgegen.



General Liborius v. Frank,
der Eroberer von Belgrad.
Phot. Schäfer.



Abrichtung eines Sanitätshundes zum Aufsuchen Verwundeter.



General Rußki,
Heerführer der Russen in den Kämpfen in Polen.

PORTRÄTS VOM TAGE

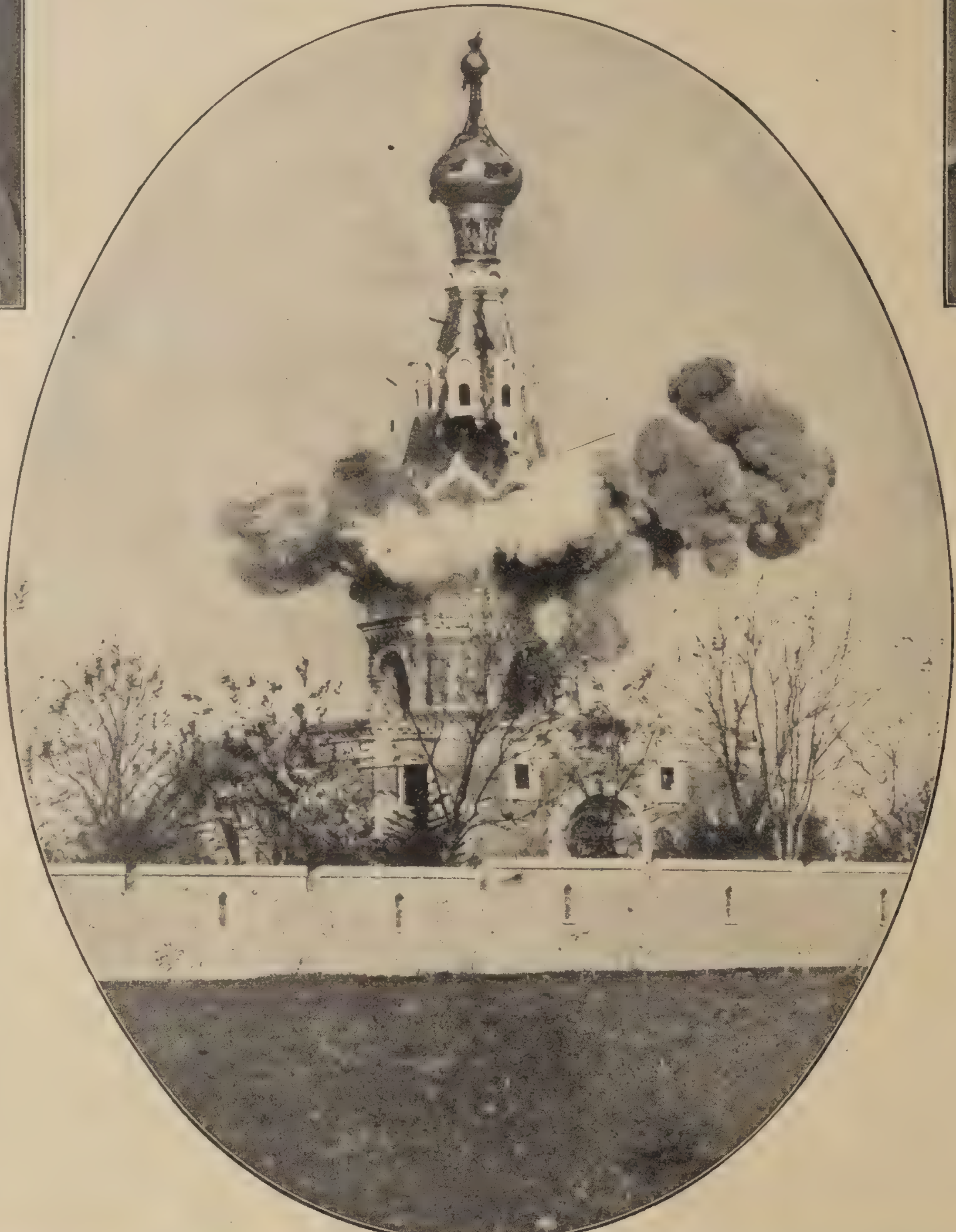


Graf von Spee,
der Befehlshaber des deutschen Kreuzer-Geschwaders, das nach heldenmütigem Kampf bei den Falkland-Inseln der feindlichen Uebermacht erlag.
Phot. Urbahns.



Erich von Falkenhayn,
der neue Chef des Generalstabes des Feldheeres.
Phot. Mayer.

Als vor einem Monat der Sieg unseres Kreuzer-Geschwaders unter Admiral Graf v. Spee an der chilenischen Küste bei Coronel gemeldet wurde, wußte man schon, daß die deutschen Schiffe sich nicht immer vor der großen Uebermacht der Feinde halten konnten. Jetzt meldet das Londoner Telegraphenbüro den lang erwarteten Sieg der überlegenen Feinde über die fünf deutschen Schiffe. 38 Schlachtschiffe stark soll die feindliche Flotte gewesen sein, darunter große Panzerkreuzer, die an Fahrtgeschwindigkeit und Reichweite der Geschütze unsere Schiffe weit übertrafen. Die Panzerkreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" waren Schiffe von 11.000 Tonnen und etwa je 760 Mann Besatzung, während die drei andern Schiffe kleine Fahrzeuge von etwa 3000 Tonnen waren. Ueber das Schicksal des Flottenführers Admirals von Spee ist zur Zeit, da diese Zeilen in den Druck gehen, nichts bekannt; er fuhr auf dem Schlachtschiff „Scharnhorst", das leider mit dem größten Teil der Besatzung unterging. — Das Russendenkmal in S. Stefano, das die Türken jetzt in die Luft sprengten, bezeichnete die Stelle, bis zu der die Russen im Jahre 1878 auf ihrem Feldzug gegen die Türkei vordrangen. Hier, nur ein paar Kilometer von Konstantinopel entfernt, machten die feindlichen Truppen Halt. Dieses Wahrzeichen ist jetzt beseitigt worden.



Sprengung des Russen-Denkmals in San Stefano, einem Vorort von Konstantinopel.
Phot. O. Keil.



Im Hauptquartier der I. Armee:
Gen.-Ltn. v. Kühl. Gen.-Oberst v. Kluck. Oberst v. Bergmann.



Der 80jährige Generalfeldmarschall von Haeseler im Felde.
Phot. Menzendorf. Haeseler.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

'13. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Heinersdorff gab sich einen Ruck und sprach so unbefangen wie nur möglich:

„Ich habe mich entschlossen, Deinem Rat zu folgen, Liebste."

Hedwig Buschgart fragte rasch:

„Du willst reisen?"

„Ja, Hedwig."

Ihre Augen leuchteten.

„Ich freue mich, Liebster, ich freue mich sehr. Es ist das Beste, was Du jetzt tun kannst."

„Ich habe es auch eingesehen."

Nach einer Weile sagte sie:

„Jede Nacht betete ich zu Gott, daß Du wegfahren solltest."

Er lachte:

„Das ist ja eine schöne Liebe!"

Sie antwortete mit ernster Miene:

„Diese Reise ist notwendig für Dich. Du wirst hier verbittert und ungerecht und ungeduldig."

„Du übertreibst, Liebste."

„Ich fühle es. In der Fremde wirst Du Dich wiederfinden. Darum freue ich mich."

Er dachte mit einem Anflug von Traurigkeit: „Man soll sich nicht freuen."

Sie rüttelte ihn fröhlich am Arm und rief:

„Du, wach auf! Wir müssen gehen."

Sie stiegen langsam zu Tal.

Plötzlich begann Hedwig zu singen, ganz schüchtern und verschämt, wie ein kleiner Vogel, bevor die Sonne aufgeht. Heinersdorff ging andächtig neben ihr und wagte kaum zu atmen, um sie nicht zu stören.

Als sie ihr leises Lied beendigt hatte, sagte er zärtlich:

„Wie lange habe ich Dich nicht singen gehört, Liebste."

„Ja, ich habe lange nicht gesungen. Ist es nicht merkwürdig, daß ich gerade heute wieder singen mußte?"

„Das ist die Freude, daß ich wegfahre."

Sie nahm seine Hand.

„Ja, das ist es. Wohin fährst Du, Liebster?"

Er antwortete sehr schnell:

„Nach Italien. Zuerst nach Rom und dann nach Neapel."

Er wollte ihr Herz nicht beunruhigen. Er hatte Vorsorge getroffen, daß seine Briefe durch einen Bekannten von Rom aus an Hedwig befördert würden.

„Wie lange willst Du wegbleiben?"

„Vier bis sechs Wochen. Je nachdem."

Sie drohte ihm lächelnd:

„Daß Du mir nicht zu früh zurückkommst!"

„Ich muß wirklich glauben, daß Du mich nicht ein bißchen mehr liebhast."

„Ach Du!"

Ihre Blicke verschleierten sich.

„Wann fährst Du weg?"

„Morgen abend, Liebste."

Sie standen oben auf dem Hügel, Hand in Hand, und betrachteten die weiße Landschaft. Die Sonne war untergegangen, und die Schneeflächen schimmerten blau.

„Jetzt kommt bald der Frühling," sagte sie leise. „Ich spüre ihn schon im Blut."

Sein Herz zitterte:

„Ich habe schon Sehnsucht nach warmer Sonne, nach grünen Wiesen und hellen Wäldern."

Er starrte schweigend in das vertraute Antlitz der Heimat.

„Erinnerst Du Dich, Liebster, an den schönen Tag, da wir im Wald vor Weidlingau beim Grab des alten Laudon gesessen sind?"

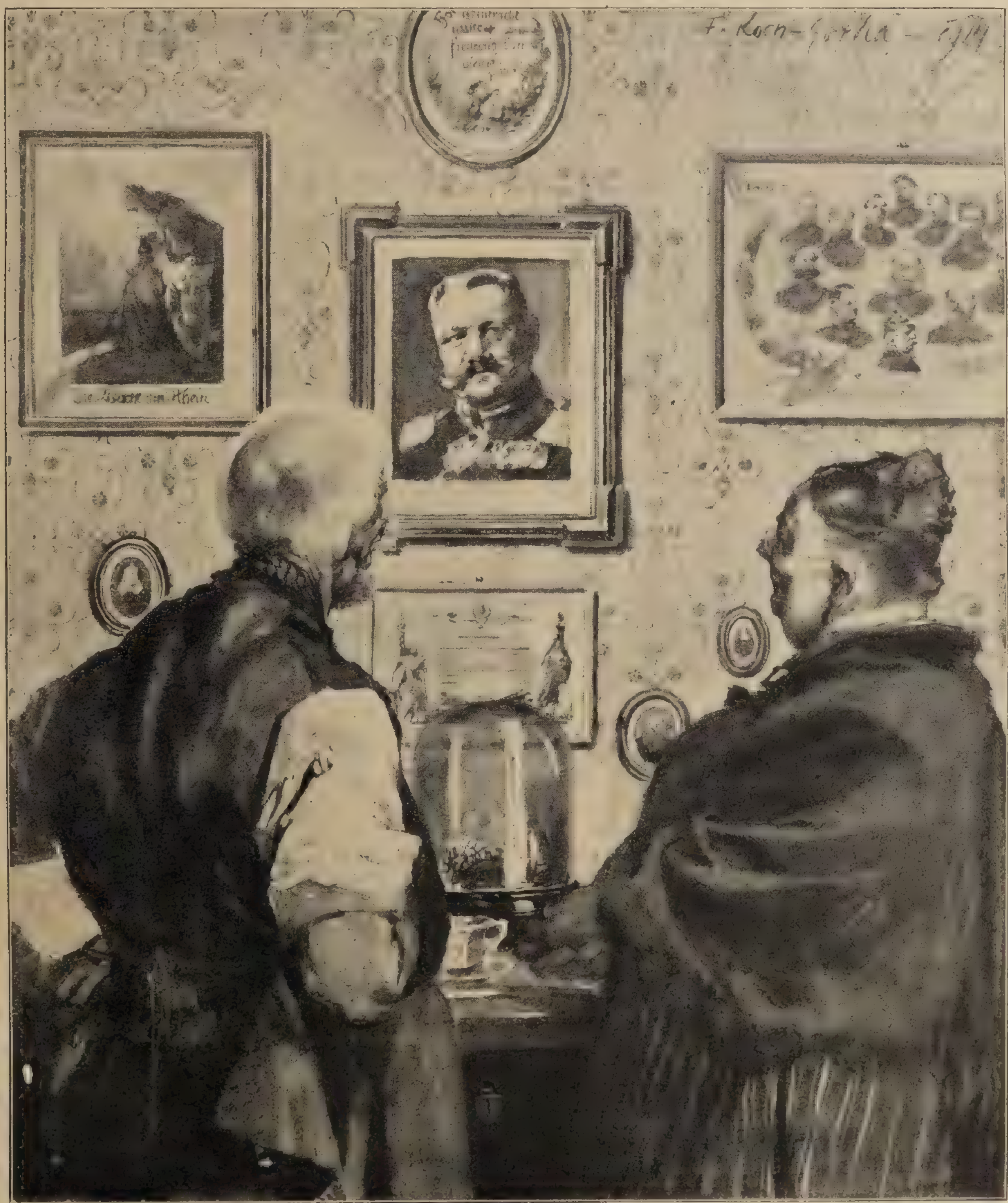
„Ich erinnere mich."

Er preßte die Zähne aufeinander, um seine Weichherzigkeit nicht zu verraten.

Die frühe Winterdämmerung brach ein und spann silberne Schleier über die Berge.

„Wir müssen gehen," mahnte sie. „Es wird dunkel."

„Es wird dunkel," wiederholte er nachdenklich und suchte in jedem Wort ein Gleichnis. Er konnte sich nicht entschließen, das schöne Fleckchen Erde zu verlassen. Wie festgewurzelt stand er auf dem Hügel.



Unser Hindenburg. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Sie wurde ganz still.

Nach einer Weile sagte er:

„Wenn ich wiederkomme, gehe ich zu Deinem Vater. Das verspreche ich Dir, Hedwig."

In ihren Augen glänzte die helle, fröhliche Hoffnung:

„Wenn Du wiederkommst!"

Sie bat leise:

„Komm' bald!"

Sie standen wieder in der Gloriettegasse.

„Jetzt müssen wir Abschied nehmen," sagte sie mit fester Stimme.

Sein Herz schlug bis zum Hals hinauf.

Einsam und dunkel lag die Straße.

„Lebewohl, Georg."

Mit einer jähen Bewegung zog sie seinen Kopf zu sich und küßte ihn auf den Mund.

„Lebewohl, Hedwig."

Sie sahen einander noch einmal in die Augen und versanken in bitterste Seligkeit.

Endlich riß sich Hedwig los. Ihre zuckenden Lippen stammelten:

„Komm' gesund wieder!"

Er hielt krampfhaft ihre Hand umschlungen. Ganz langsam und zögernd gab er sie frei.

„Auf Wiedersehen, Liebster!"

„Auf Wiedersehen."

Er stand in einer seltsamen Erstarrung an der Straßenecke und sah

verlorenen Blickes der Geliebten nach, die mit tapferen Schritten in das Dunkel ging.

XX.

Das Kabarett Exzelsior, Direktion Gabriel Süßkind, versammelte sich auf dem Wiener Nordbahnhof, um nach Rußland zu reisen.

Direktor Süßkind, ausgerüstet wie ein Polarfahrer, marschierte gebieterisch auf dem Bahnsteig hin und her und leitete voll Umsicht die taktischen Bewegungen seiner Truppen. In seiner Begleitung befanden sich zwei stämmige Herren, die weniger Vertrauen als Furcht einflößten und so mißmutige Mienen zur Schau trugen, daß man sie unbedingt für Aktionäre des künstlerischen Unternehmens halten mußte.

Heinersdorff, der sehr früh auf dem Bahnhof erschienen war, meldete sich bei seinem Chef, der vornehm militärisch dankte, und blieb dann bis zur Abfahrt des Zuges sorglich im Hintergrund.

Direktor Süßkind hatte in einem Waggon zweiter Klasse ein Abteil reservieren lassen, aber es stellte sich bald heraus, daß die Mitglieder nicht beisammen sein wollten. Es war nicht leicht, durchzusetzen, daß die Damen wenigstens in demselben Waggon Platz nahmen.

Lissy Verwoort erschien mit einem großen Strauß Rosen im Arm und sprach so lebhaft Französisch, daß sich alle Kofferträger voll Bewunderung nach ihr umschauten. Der Großindustrielle, der sie begleitete, empfahl sich bald und wurde durch einen flotten jungen Mann ersetzt.

Hertha Rohde kam in Gesellschaft eines würdigen alten Herrn, der ein väterliches Gesicht machte und ein Ordensbändchen im Knopfloch trug. Sie hielt den Muff krampfhaft vor den Mund gepreßt, um ihre kostbare Stimme zu schonen.

Margit Talány wurde von einem finsterblickenden, dunkeln Menschen eskortiert, der ein weitberühmter Cymbalschläger einer Zigeunerkapelle war. Die Ungarin schritt ängstlich und sittsam neben ihrem düsteren Freund, der bis zur Abfahrt ihre Hand nicht losließ.

Hansi Zauner wurde nur von ihrer Mutter begleitet. Es waren schlechte Zeiten. Die alte Frau Zauner trug einen Korb voll Eßwaren, den sie der Tochter in das Coupé reichte, und schneuzte sich unaufhörlich.

Mirjam Gitt kam ganz allein. Sie trug ein schönes neues Tuchkostüm, das mit Pelz verbrämt war, und stand wie ein verschüchterter kleiner Vogel neben ihrem großen Koffer. Sie wartete, bis der Oberbefehlshaber Süßkind an sie herantrat und ihr den Platz anwies. Sie blickte starr und unbeweglich zum Fenster hinaus und sah zu, wie die anderen umständlichen Abschied nahmen. Sie hatte niemanden, dem sie mit dem Taschentuch Grüße zuwinken konnte.

Als letzte betrat Anna Haffström die Halle. Zwei elegante Herren erwarteten sie. Sie unterhielt sich mit ihnen und erwiderte den ehrerbietigen Gruß ihres Direktors mit einem kurzen, widerwilligen Kopfnicken. Sie stand vor dem Schlafwagen, als Heinersdorff aus dem Wartesaal trat. Sie erblickte ihn sofort und machte ihre Begleiter auf ihn aufmerksam. Sie sahen ihn diskret an. Heinersdorff grüßte. Anna Haffström ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Wie geht es, Herr Kapellmeister?"

„Danke, Fräulein Haffström."

Sie sagte spöttisch und ganz leise:

„Sie Aermster! Sie dürfen nicht im Schlafwagen fahren."

Er sah sie erstaunt an und suchte nach einer Antwort.

Sie legte ihren Zeigefinger auf den Mund und lächelte.

„Auf Wiedersehen, Herr Kapellmeister."

Sie ging zu ihrer Gesellschaft zurück.

Heinersdorff überlegte den Bruchteil einer Sekunde lang, ob es nicht klüger wäre, seine Reise aufzugeben. Die Bemerkung der Haffström beunruhigte ihn.

Als der Schaffner zum Einsteigen mahnte, hatte Heinersdorff sein Bedenken überwunden.

Langsam und schwerfällig fuhr der lange Zug aus der Halle.

Heinersdorff stand in dem Gang beim Fenster und sah zu, wie die Stadt allmählich hinter ihm versank. Sie brausten schon durch das Marchfeld, als er sich entschloß, nach seinem Platz zu sehen.

In einem Abteil saß der Direktor mit Margit Talány, im nächsten die Rohde und die Französin aus Böhmen. Fräulein Zauner hatte sich mit einem kleinen Ulanenleutnant angefreundet, der in seine trostlose galizische Garnison zurückfuhr. Heinersdorff wollte die junge Freundschaft nicht stören. Sein Reisegepäck lag im Rauchercoupé, in dem Mirjam Gitt saß. Als er eintrat, stand sie auf und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Kapellmeister."

„Nichts zu danken," antwortete er beinahe unfreundlich.

Er war nicht in der Stimmung, sich mit dem Mädchen zu unterhalten. Er zündete eine Zigarette an und fragte:

„Stört Sie der Rauch nicht, Fräulein Gitt?"

„Durchaus nicht."

„Es ist nämlich das einzige Raucherabteil in diesem Wagen."

Sie entgegnete demütig:

„Wenn es Ihnen angenehm ist, will ich in ein anderes Coupé gehen."

„So war es doch nicht gemeint."

Er streckte sich auf der Bank aus und wendete sein Gesicht der Wand zu. Er dachte an die vergangenen Monate und an die Zukunft, die geheimnisvoll lockend vor der Tür stand. In stolzer Kampffreude klopfte sein Herz. Die Räder sangen in gleichmäßigem Takt: Jetzt gilt es! Jetzt gilt es! Jählings kam der Schlaf über ihn.

Er schlief viele Stunden ohne Unterbrechung. Als er erwachte, war es schon hell. Mirjam Gitt saß ruhig und unverändert da, wie bei der Abfahrt.

„Wo sind wir denn?" fragte er.

„Wir haben Krakau schon verlassen."

„Donnerwetter! Das war ein tüchtiger Schlaf."

„Sie haben sich während der ganzen Zeit nicht einmal gerührt," sagte sie freundlich.

„Sie haben gar nicht geschlafen, Fräulein Gitt?"

„Nein."

Der Zug stürmte durch ein weißes, schweigendes Land. Meterhoch lag der Schnee. Die kleinen versunkenen Dörfer sahen wie ausgestorben aus. Nur der dünne, steil aufsteigende Rauch verriet menschliches Leben. Manchmal erblickte Heinersdorff eine Schwadron Ulanen, die über die weiten Schneefelder galoppierte. Die Pferde dampften. Die Kälte schien unerträglich zu sein. Ein wütender Sturm blies den Reitern entgegen. Ruhmlose Helden, dachte Heinersdorff.

Direktor Süßkind hielt den Morgenrapport ab. Er war fröhlich und guter Dinge. Fräulein Hertha Rohde machte den Eindruck eines wüsten Wracks. Sie war nicht mehr in dem Alter, um ungestraft eine Nacht durchfahren zu können. Fräulein Verwoort hatte die Schäden der Reise bereits vorsorglich ausgebessert. Das Lercherl von Hernals sang voll Vergnügen. Die Reise hatte gut begonnen.

Direktor Süßkind erzählte stundenlang Witze. Er war ein unermüdlicher und glänzender Erzähler. Man lernte ihn schätzen, wenn eine der Damen eine Anekdote vortrug.

Mittags kam Fräulein Haffström auf Besuch und unterhielt sich vornehmlich mit Mirjam Gitt, die bisher von den anderen Mitgliedern vollständig vernachlässigt war.

Am späten Nachmittag fuhr der Zug in Podwoloczyska ein.

Abschied von Oesterreich, dachte Heinersdorff und preßte seine glühende Stirn an die eiskalte Fensterscheibe. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und überschritt die russische Grenze.

Heinersdorff erblickte die ersten Kosaken, die die Ufer des Podhorce entlang ritten. Sein Blut begann zu fiebern.

In Woloczysk stiegen russische Gendarmen in den Zug und verlangten die Pässe ab. Die Mitglieder des Kabaretts Exzelsior hatten sich um ihren Führer geschart. Mirjam Gitt zitterte. In die stahlblauen Augen der Anna Haffström kam ein seltsames Leuchten.

Man verließ den österreichischen Zug, der wie ein letzter, treuer Freund auf die verzweifelten Glücklichen wartete, denen die Wächter des Zarenreiches den Eintritt verwehrten. Die Zollrevision war streng und langwierig. Ein umfangreicher Fortsetzungsroman, den Fräulein Zauner unvorsichtigerweise in ihrem Gepäck mitführte, „Kaiser Josef und die Tochter des Freimaurers", wurde konfisziert. Nach einem Aufenthalt von fast zwei Stunden durfte man in den russischen Zug einsteigen. Direktor Süßkind erhielt die Pässe zurück. Er atmete auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Heinersdorff saß mit Anna Haffström allein in einem Abteil. Er blickte schweigend in die graue Schneedämmerung, durch die langsam der Zug glitt. Er kannte das Land aus strategischen Studien und Karten so genau, als wäre es seine Heimat. Er sah die riesigen Kasernenbauten bei Proßkurow und dachte, daß dieser Name vielleicht einmal so grauenvoll berühmt sein werde wie Sedan oder Mukden.

Endlos und unübersehbar dehnte sich das weite Land wie ein ungeheures Leichenfeld. Kein Hügel und kein Baum hielt das Auge auf. Es war, als führe man durch ein weites Meer.

Anna Haffström sagte nach langem Schweigen mit verschleierter Stimme:

„Wie ich dieses Land hasse!"

Dann schloß sie die Augen, als wollte sie keine Antwort hören. Er betrachtete ihr Gesicht und dachte voll Erwartung:

„Sie wird mir Freund sein."

In früher Morgenstunde, es war noch ganz dunkel, kamen sie in Kiew an. Sie stiegen in dem Hotel ab, dessen Saal Direktor Süßkind für seine Vorstellungen gemietet hatte. Es war ein trübes, düsteres Haus in der Funduklejewskaja. Ein schmieriges Plakat, das das Gastspiel des weltberühmten Kabaretts Exzelsior aus Paris ankündigte, klebte an der Tür des Hotels.

Die Zimmer, die Direktor Süßkind für seine Mitglieder bestellt hatte, sahen unsauber und verdächtig aus. Fräulein Verwoort erklärte unter Tränen, daß sie in einem solchen Zimmer nicht schlafen könne. Anna Haffström lächelte überlegen. Der herbeigerufene Kellner sagte gleichmütig, daß im ganzen Hause kein anderes Zimmer frei wäre. Zur Zeit der Kontraktenmesse wären in Kiew alle Hotels überfüllt. Fräulein Verwoort mußte sich in ihr Schicksal fügen.

Heinersdorff schlief nur kurze Zeit. Dann nahm er ein Bad und ging aus, um die Stadt zu besichtigen. Eine rasende Ungeduld verzehrte ihn. Er hätte gewünscht, schon am ersten Tag seines Aufenthalts in Rußland seine kühnen Pläne ausführen zu können, um in die Heimat zurückzukehren. Schließlich mußte er über sich selbst lächeln.

Er lief die halbe Stadt ab und besuchte die Lawra, das berühmte Kloster und die Höhlen des heiligen Antonius und des heiligen Theodosius. Er besah die Arsenale und die Kriegsschule und kehrte am späten Nachmittag todmüde in das Hotel zurück.

Der Beginn der Vorstellung war auf acht Uhr festgesetzt.

Trübselig und grotesk war die Premiere des berühmten Kabaretts Exzelsior in Kiew, der Mutter aller Städte Rußlands. In dem schmutzigen, schlecht erleuchteten Saale war ein niedriges Podium errichtet, das durch einen fleckigen, gelben Vorhang vom Zuschauerraum geschieden war. Direktor Süßkind trug einen Frack mit Samtkragen und strahlte im Schmuck so zahlreicher Orden, daß sich Heinersdorff über die Bescheidenheit der Visitkarte nicht genug wundern konnte. Um seinen Hals schlang sich ein dunkelviolettes, breites Seidenband, an dem ein riesenhafter Kotillonorden baumelte. Der Kapellmeister vermochte ein Lächeln kaum zu unterdrücken.

Der Direktor beschloß, die Vorstellung zu eröffnen, obwohl der Saal nur zur Hälfte besetzt war. Die niedrigen Eintrittspreise, die von dem Hotelbesitzer zur Bedingung gemacht worden waren, hatten ihre Wirkung verfehlt.

„Man muß hohe Preise verlangen, sonst glauben einem die Leute nichts," brummte Süßkind. Er hielt einen großen Topfdeckel aus Blech in der Hand, der ihm als Gong dienen sollte.

„Wir beginnen den Abend mit einem Musikstück," sagte der Direktor würdevoll.

Eine ungestüme Lachlust überfiel Heinersdorff und ließ ihn lange nicht los. Es schien ihm, als wirke er bei einer Volkssängertruppe im Wurstlprater mit.

„Was soll ich spielen, Herr Direktor?" fragte er und bemühte sich krampfhaft, ernst zu bleiben.

„Einen flotten Marsch natürlich."

Er schlug auf den Topfdeckel.

Fräulein Zauner, die als erste nach der Conférence des Direktors auftreten sollte, stand in einer Ecke und lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen rollten.

Der Direktor wies sie zornig zur Ruhe und zog den Vorhang beiseite. Heinersdorff saß allein auf der Bühne und war nahe daran, davonzulaufen, so sehr quälte ihn die Lachlust.

Der Direktor kommandierte: „Los!"

Heinersdorff bezwang sich und hackte mit wilder Energie auf die Tasten des Klaviers los, das grauenhaft verstimmt war und dessen altersschwache Saiten vor Angst zitterten. Während er die Steeplechase auf dem Klavier ritt, musterte er die Besucher. Es war ein trostloses und armseliges Publikum. Kleine Kaufleute und Händler, die wie Bauern aussahen. Alle blickten gespannt auf seine Finger. Als er seinen Marsch beendigt hatte, brach ein donnernder Applaus los. Heinersdorff stand fröhlich auf und verbeugte sich.

„Die Stimmung ist glänzend," sagte der Direktor.

Die Leute konnten sich nicht beruhigen und klatschten wie Besessene.

„Spielen Sie noch ein Stück," flüsterte Süßkind.

Heinersdorff stürmte ein zweites Mal über die Tasten. Die Saiten dröhnten. Das Pedal quietschte. Das Podium wackelte.

„Wenn mich jetzt nur die Großmutter sehen könnte,"

dachte er und lachte laut auf. Seine Janitscharenmusik übertönte alles.

Die Mitglieder des Kabaretts waren, von dem Höllenlärm erschreckt, aus ihren Garderoben gelaufen, standen hinter den Kulissen und grinsten Heinersdorff an.

Das Publikum tobte vor Vergnügen. So hatte man in Kiew noch nicht Klavier spielen gehört.

Heinersdorff verbeugte sich immer wieder. Die Leute wollten noch einen Galopp haben.

„Spielen Sie in Gottes Namen noch ein Stück," befahl der Direktor.

„Ich kann nicht mehr," erwiderte Heinersdorff. „Ich habe schon Schwielen an den Fingern."

Süßkind entschloß sich, aufzutreten. Sowie er auf der Bühne erschien, wurde es mäuschenstill im Saal. Es war, als träte ein strenger Lehrer in das Schulzimmer.

Der Direktor begann seine Conférence, die berühmt witzig und in allen Feuern erprobt war. Er sprach ein barbarisches Balkan-Französisch, das kein Mensch im Saal verstand. Alle Pointen versagten. Kein Mund verzog sich zu einem Lächeln. Das Publikum saß da wie bei einem Trauergottesdienst. Süßkind fing an zu schwitzen. Er schloß seinen Vortrag, indem er das Auftreten von Fräulein Zauner, dem Stern der Wiener Operette, ankündigte, und schlich wie ein begossener Pudel von der Bühne. „Idioten!" murmelte er, als er abging.

Sobald sich das Publikum mit dem schneidigen Kapellmeister wieder allein sah, strampelte es mit den Füßen und schrie: „Musik! Musik!"

Fräulein Zauner wollte nicht auftreten.

Der Direktor bat händeringend: „Spielen Sie noch ein Stück! Nächstens mache ich mit Ihnen allein eine Tournee!"

Heinersdorff absolvierte noch einen Ritt. Aber je mehr er spielte, desto begeisterter wurde das Publikum. Direktor Süßkind schäumte vor Wut. Er zwang Fräulein Zauner, auf die Bühne zu gehen. Sie sang ihre beiden Lieder, ohne daß sich eine Hand rührte. Ebenso erging es Mirjam Gitt. Nur ein rumänisches Liedchen wurde von zwei Herren aus Bessarabien beklatscht. Sie ging mit Tränen in den Augen ab.

Dann kam Hertha Rohde, die Nachtigall aus Zwickau. Sie machte sich ihre eigene Conférence. Zunächst bat sie einen hohen Adel und eine löbliche Bürgerschaft um Nachsicht, weil sie ein wenig indisponiert wäre. Dann spielte sie mit Heinersdorff eine kleine, neckische Szene, in der sie sich nicht entschließen konnte, was sie singen sollte. Heinersdorff war ein schlechter und unwilliger Partner. Jetzt, nachdem er einen solchen Erfolg errungen hatte, konnte er sich für die Qualen rächen, die ihm die Sängerin bei den Proben bereitet hatte. Endlich war Hertha Rohde zu einem Entschluß gelangt. Sie kündigte mit flötender Stimme an: „Ich will Ihnen vorerst ein süßes Liedchen aus des Knaben Wunderhorn singen."

Bevor sie aus des Knaben Wunderhorn in Kiew, in einem üblen Hotel in der Funduklejewskaja, zu singen anfing, bat sie:

„Bitte, recht leise und innig, Herr Kapellmeister!"

Innig, das ging, aber das Piano war auf dem Instrument eine schwierige Angelegenheit. Wenn man leise spielte, blieben die Tasten stecken und beförderten keinen Ton. Fräulein Rohde war zum größten Teil auf die Kraft ihrer Stimme angewiesen. Sie krähte derart, daß es auch ein echt russisches Ohr beleidigen mußte. Die Leute zischten. Fräulein Rohde stürzte von der Bühne ab und bekam einen Weinkrampf. Man versuchte sie zu trösten. Das vermeintliche Zischen sei nur der höchste Ausdruck des Beifalls und der Anerkennung gewesen. Sonnenthal sei es in Lodz ebenso wie ihr ergangen. Fräulein Rohde begann daran zu glauben. Seit diesem Abend lächelte sie immer vergnügt und geschmeichelt, wenn sie ausgezischt wurde.

Fräulein Verwoort fand einigen Beifall, da sie ein tschechisches Lied sang, von dem die Leute ein paar Worte verstanden. Sie war unter den Damen die Siegerin des Abends.

Anna Haßtröm versagte vollständig. Sie leierte gleichgültig zwei französische Chansons ab und sagte zu Heinersdorff: „Es ist stumpfsinnig, in dieser Kneipe zu singen."

Margit Talány konnte als letzte den Abend nicht retten.

Nach Schluß des offiziellen Programms war ein gemütliches Beisammensein der Künstlerinnen mit dem verehrungswürdigen Publikum vorgesehen. Die Damen nahmen an kleinen Tischen in der Nähe der Bühne Platz. Kein Mensch kümmerte sich um sie.

Heinersdorff fragte den Direktor besorgt: „Muß ich noch spielen?"

„Ich glaube nicht. Es ist Musik hier," antwortete Süßkind gekränkt und zog sich zu einer Beratung mit dem Hotelbesitzer zurück.

In einer Ecke saßen wahrhaftig vier alte, zerbrochene Juden und begannen in der Art der Heurigen-Quartette zu spielen. Sie hielten kümmerlich Takt und konnten nie zusammenkommen. So oft sich einer kratzen mußte, hatten die anderen einen solchen Vorsprung, daß sie nicht mehr zu erreichen waren. Sie spielten nur Wiener Lieder und Walzer.

In einer Pause trat Heinersdorff zu seinen musikalischen Genossen und versuchte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

„Sind Sie aus Wien?" fragte er den Dirigenten, der einen langen, weißgelben Bart hatte.

„Wir sein de Schrammlen," antwortete der Anführer des Quartetts voll Stolz.

Heinersdorff bekam einen Lachkrampf und entfernte sich eiligst.

Anna Haßtröm lud ihn ein, an ihrem Tisch Platz zu nehmen.

„Wie gefällt Ihnen das?" fragte sie mit zuckenden Lippen.

„Es ist ganz lustig."

„Ja, sehr lustig. Haben Sie sich die Leute angesehen?"

„Warum ist der Direktor eigentlich nach Kiew gegangen?"

„Er glaubte, während der Zuckermesse ein gutes Geschäft zu machen."

„Ist das nicht möglich?"

„Gewiß, aber nicht in diesem Lokal."

Sie betrachtete den schmierigen Saal und sagte trocken:

„Das ist die aufgelegte Pleite!"

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Unseren Stammtisch beim „Wilden Igel" verlegten wir beim Kriegsausbruch in die andere Ecke des Lokals. Dort saß nämlich jeden Abend ein uralter General, früherer Korpskommandant irgendwo in Ungarn, seit vielen Jahren schon a. D. Aber unsere Uebersiedlung brachte uns eine große Enttäuschung; es war absolut nichts aus ihm herauszukriegen. Unsere hitzigen Debatten über die Lage nötigten der Exzellenz kaum ein Lächeln ab. Endlich, eines Abends kam die große Neuigkeit, das so lange erwartete Ereignis, und wir tischten es dem General auf, kaum daß er Platz genommen hatte.

„Haben Exzellenz schon gehört? Belgrad ist erstürmt worden!!!"

Die uralte Exzellenz schüttelte erfreut ihr weißes Haupt und sagte langsam:

„Ja, ja, der Radetzki!"

*

Aus dem Felde schreibt uns ein Leser:

Ich bin bei den Truppen in Westflandern. Uns gegenüber in der ersten Linie die Belgier, dahinter die Engländer. Schon mehrmals wurde hier erzählt, daß die Engländer auf die belgischen Bundesbrüder schießen, wenn diese zurückgehen wollen. Gestern erwischten wir einen Belgier, der gebrochen Deutsch sprach. Er sagte kläglich:

„Kuckt sich Belgischmann mit Kopf hoch, schießt sich Deutschmann, kuckt sich Belgischmann ganz raus, schießt sich Englischmann!"

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Mutter: „Onkel Theo hat gesagt, der Krieg dauert nicht mehr lange!"
Kind: „Um Gottes willen, Mutti, er wird doch nicht aus sein, ehe ich meine Strümpfe fertig gestrickt habe!"

RÄTSEL

Die verkürzte Stadt.

Von einer Stadt im Franzosenlande
Streich' s am Schluß — eben kommt
er zustande.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — as — be — bel — ber — berg — chi — deck — dith — eh — ehr — ei — en — er — est — gi — hrad — i — is — land — le — le — leut — lich — mar — nant — nau — nay — nem — nes — ni — no — o — on — on — pi — ra — ren — ri — ri — rum — sat — se — sel — schen — schin — ste — tau — te — tel — tis — trau — tro — ul — vi — vil — y — za — zi — zit

sind 22 Wörter zu bilden, deren erster und dritter Buchstabe, von oben nach unten gelesen, ein bedeutsames Ereignis auf dem südlichen Kriegsschauplatze nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Kampfort in Belgien. 2. Spanischen Maler. 3. Historischen Berg in Tirol. 4. Alt-Wiener Possendichter. 5. Historischen Stadtteil in Prag. 6. Altrömischen Rechtsgelehrten. 7. Ungarischen Staatsmann. 8. Schlachtort in Böhmen. 9. Holsteinische Landschaft. 10. Schlachtort in Frankreich. 11. Sagenumwobene Burg im Elsaß. 12. Deutschen Heerführer. 13. Militärischen Grad. 14. Ausrüstungsgegenstand für Reiter. 15. Berühmten deutschen Gelehrten. 16. Oper von Richard Wagner. 17. Krankheit. 18. Französischen Orden. 19. Berühmten Erfinder. 20. Stadt im türkischen Kriegsgebiet. 21. Russisches Gouvernement. 22. Stadt in Sachsen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Disziplin Ausdauer Menschlichkeit und Tapferkeit

1. Degenfähnrich. 2. Intervall. 3. Sinai. 4. Zäsarewitsch. 5. Innsbruck. 6. Prärie. 7. Lakai. 8. Infant. 9. Nassau. 10. Ardennen. 11. Unterstand. 12. Seesoldat. 13. Dogma. 14. Angerapp. 15. Unterlauf. 16. Etappe. 17. Rufter. 18. Muschik. 19. Elysee. 20. Nicolai. 21. Stilett.

Im Wandel der Zeiten: Lodi — Lodz.

Metamorphose: Flundern — Flandern.

Rechtes Maß und Gewicht: Kilometer.

Unsere Hoffnung: Durchbruch.

Der belehrte Freier: Flotte.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIII. Jahrgang
Nr. 52

Berliner

27. Dezember 1914
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Der Weihnachtsbraten.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Der Zar und der wahre Beherrscher Rußlands, Großfürst Nikolai Nikolaijewitsch
Großfürst Nikolai,
Oberkommandierender der russischen Armeen.

Weihnachten 1870

Eine Erinnerung.

Seit Wochen sind Hunderte von Eisenbahnzügen mit großen und kleinen Packen und Päckchen unterwegs, damit jeder Soldat, der draußen in der Front oder in der Etappe seinen Dienst tut, aus der für ihn bestimmten Sendung ein bißchen rechte Weihnachtsstimmung mit auspacken kann. Schon im Kriege von 1870/71 ist das Weihnachtsfest in Feindesland in deutscher Weise gefeiert worden. Die Liebesgaben aus der Heimat waren lange vorher gesammelt und fast überall rechtzeitig eingetroffen. In den Quartieren, die nicht direkt vor dem Feinde lagen, hatten die Soldaten große Weihnachtsbäume aus den benachbarten Wäldern aufgestellt und richtig aufgeputzt. Besondere Mühe wurde in den Lazaretten aufgewendet, damit den Verwundeten ein schöner und stimmungsvoller Weihnachtsabend beschieden war. In den Hauptquartieren fanden einfache Feiern statt, an die sich ein geselliges Zusammenbleiben mit Bleigießen und ähnlichen Weihnachtsscherzen schloß.



Vorposten in den Hochvogesen.
Phot. W. Hambruch.



Landsturm-Posten in den Hochvogesen.
Phot. W. Hambruch.

Den Truppen wurde auch von den Offizieren eine Bescherung bereitet, die diese aus ihrer Tasche bezahlt hatten. Eine besondere Ueberraschung war dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, zugedacht. Bei Einbruch der Dunkelheit erschien eine Abordnung des 1. Garde-Landwehr-Regiments, das aus lauter Berlinern bestand, und begrüßte den Führer der dritten Armee. Dann trugen die Soldaten mit wohlgeübten Stimmen klassische Weihnachtslieder vor, während ein bis an die Decke reichender Tannenbaum festlichen Glanz verbreitete. Bei den Truppen, die in Stellungen und auf Vorposten vor Paris lagen, hatten sich die Soldaten scherzhafte Weihnachtsbäume ausstaffiert, an denen Erbswürste, Patronen und kriegerische Embleme hingen. Im allgemeinen herrschte auf der Front an diesem Abend Waffenruhe, nur auf eine Stellung, bei Choisy le Roi, wo der Baum zu hell in die Nacht strahlte, warfen die Pariser Artilleristen einige Granaten. Im Hauptquartier des Königs wurde gerade in den Weihnachtstagen 1870 ein wichtiger und entscheidender Entschluß gefaßt. Der König hatte sich zur Beschießung von Paris entschlossen und traf die ersten dahingehenden Befehle. Denn trotzdem die Truppen schon seit Monaten vor Paris lagen, wußte



Wachtposten in den Karpathen.



Blick in die Friedrichstraße in Berlin am Tage der Meldung vom vollständigen Rückzug der russischen Armeen.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

jeder, daß ohne Kanonen Paris nicht erobert werden konnte. Aber da waren allerhand Einflüsse, offene und geheime Widersprüche, die von der Beschießung von Paris abrieten. Besonders aus England, das damals eine — für die Franzosen wohlwollende und heimlich Kriegsmaterial liefernde — Neutralität bewahrte, kamen Stimmen, die die „Lichtstadt" Paris geschont wissen wollten. Nachdem auch entgegenwirkende Einflüsse mitleidiger fürstlicher Damen, die ihren Weg durch das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen nahmen, von Bismarck und Roon endlich beseitigt waren, begann schließlich am 5. Januar die Beschießung. Mit Mühe war es in den Tagen vor und nach Weihnachten gelungen, 250 schwere Geschütze mit der nötigen Munition heranzuschaffen. Das Feuer wurde zunächst an der Südseite eröffnet und mehr als drei Wochen lang umhüllten Kanonendonner, Rauchwolken und Feuerströme die Hauptstadt Frankreichs. Am 29. Januar wurden sämtliche Forts an die deutschen Truppen übergeben. Da jetzt unsere Soldaten wieder Weihnachten in Feindesland feiern müssen — wohl uns, daß es Feindesland ist — so hoffen wir alle, daß der Ausgang so glücklich sein wird wie vor 44 Jahren.



Eintreffen der Nachricht von der russischen Niederlage im französischen Hauptquartier.
French — Joffre — Delcassé — Poincaré — Iswolski — Poiret — Zeichnung von W. Trier.



Oesterreichisch-ungarische Kavallerie-Fernsignalpatrouille bei Skarcyce. Phot. Kilophot.

Dem Beispiel des russischen Zaren folgend, der auch ab und zu seine Residenz verläßt, um sich bei den Soldaten, wenn auch nicht gerade in den Schützengräben, zu zeigen, ist König Georg von England nach Frankreich gefahren, um dort seine Truppen zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit, bei der sich auch Herr Poincaré einfand, traf der König mit dem belgischen König zusammen, dem er den Hosenbandorden verlieh. Wie man aus englischen und französischen Zeitungen ersehen kann, wird König Albert augenblicklich bei unseren Feinden als Held gefeiert und den größten Männern der Geschichte gleichgestellt. König Georg besuchte auch die Lazarette hinter der Front und sprach mit den Verwundeten, so auch mit einigen deutschen Gefangenen, die verwundet in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Wie berichtet wird, hat der König von England angeordnet, daß die gefangenen Offiziere mit deutscher Lektüre versehen werden.



General Foch,
Befehlshaber der französischen Nordarmee.



Bei unsern Feinden: König Georg, König Albert von Belgien und der Prinz v. Wales bei einer Truppenschau im englischen Hauptquartier in Frankreich.
Der Maharadschah v. Bikanir und der Prinz v. Wales — König Albert — König Georg



Sir Douglas Haig,
Befehlshaber der in Flandern kämpfenden englischen Truppen.



Ein guter Fang: Transport eines Kosaken-Majors und eines -Rittmeisters mit einer eroberten Fahne.
Auf der Chaussee von Zarki nach Stahlhammer skizziert von Paul Haase.

Aus den Mappen unserer Maler



Offiziere im Quartier in Russisch-Polen.
Zeichnung von Paul Haase.

Eindrücke vom Kriegsschauplatz
von Paul Haase

Auf den Nichtkämpfer machen der Krieg und seine Begleiterscheinungen einen beklemmenden Eindruck: frierende Menschen, frierende Tiere, an den Landstraßen verbrannte Gehöfte, gefallene Pferde, Kühe, totgefahrene Hunde, zerschossene Autos. Reges Leben entsteht auf der grauen Trostlosigkeit der Straßen durch die hin- und herfahrenden Proviant- und Munitionskolonnen. Merkwürdig berührt es, daß Gehöfte, die 100 bis 200 Meter abseits der Straße liegen, verschont von der Zerstörung bleiben. Sie stehen in der Landschaft, als ginge sie der Krieg nichts an. Gefangenentransporte beginnen, beleben die Straßen, je näher wir der Front kommen. Die Russen, die ich sah, machten keinen schlechten Eindruck, sie hatten durchweg gute langschäftige Stiefel und warme Mäntel; der Infanterieoffizier unterscheidet sich äußerlich wenig vom gemeinen Soldaten, nur am Achselstück ist er zu erkennen und wenn man ihn näher betrachtet, an der besseren Machart der Stiefel und Uniform. Bewunderung haben mir die Erdbauten der Russen eingeflößt. Ich sah einige, die an einem Hügel dreistöckig übereinander lagen, geradezu musterhaft in der Ausführung; man kann sich wohl vorstellen, daß es sich darin einigermaßen gemütlich leben läßt, und das Bedauern der Russen ist begreiflich, wenn sie gezwungen werden, diese wohnlichen Stätten zu verlassen. Unsere Soldaten stellen übrigens ebenfalls mustergiltige, bombensichere Unterstände her, ich sah sie in Ostpreußen sowohl wie in Polen. Bei S. hatte ostpreußische Landwehr prächtig gebuddelt, sie hatte sich Salon, Rauch- und Lesezimmer geschaffen. Ueber das Kriegsleben unserer ostpreußischen Landwehrmänner



Artillerie im Schnee: Aufstellen eines schweren Geschützes. Zeichnung von Ernst Heilemann.

mit ihrem unerschütterlichen trocknen Humor ließe sich ein reizendes Buch schreiben. Man erzählte mir u. a. folgendes Geschichtchen. Die Russen versuchten, einen deutschen Schützengraben im Sturm zu nehmen. Ein riesiger Russe lief mit Gebrüll heran, in der Meinung wahrscheinlich, daß sein Schreien gewaltigen Eindruck machen würde. „Mansch brill nich so, ich seh dir ja“, sagt kaltblütig einer der Ostpreußen, und schoß ihn weg. Eines Tages kam Schnee, Saaten und Wiesen wurden weiß, hungernd stand das herrenlose Vieh umher, traurig äugte es den Kolonnen nach, schloß sich ihnen auch ab und zu an; unsere Soldaten haben nicht viel übrig für zähes Rindfleisch, sie haben es jeden Tag, zu Erbsen, Bohnen, Linsen, Reis usw. Schweinefleisch fehlt ihnen. In Polen gibt es fast ausschließlich hartes Rindfleisch — nur Rindfleisch. Ich hatte das Glück, mich bei einer Batterie schwerer Fußartillerie aufhalten zu dürfen, die das Feuer der Russen lebhaft erwiderte. Artillerie hat Kameradschaftsküche; der Küchenmeister muß ein Künstler in seinem Fach gewesen sein, denn o Wonne, das Rindfleisch war weich. Bemerkenswert ist die Ruhe und Kaltblütigkeit des deutschen Soldaten. Granaten, die in unmittelbarer Nähe der Batterie einschlugen, machten nicht den geringsten Eindruck. Die Kämpfer sind es gewohnt, den Tod stündlich, jede Minute beinah vor sich zu sehen. Ein Wunsch beseelt sie alle, Sieg und dann nach Hause zu Frau und Kind. Ich muß noch über meine besonderen Lieblinge, die Hunde, berichten; fast jeder Truppenteil hat einen, oft mehrere Hunde, als herrenlos aufgegriffen, sie sind ihrer Kolonne treu und werden von den Soldaten gehätschelt und gepflegt. Der Hund bietet den Soldaten Zerstreuung und Belustigung auf den endlosen Fahrten und Märschen. Sanitätshunde habe ich nur zweimal angetroffen, leider nicht in Tätigkeit, ich hätte gern etwas von der Arbeit dieser klugen Tiere gesehen. Von ihren Führern wurde mir jedenfalls versichert, daß sie Braves leisten und oft eine Extrawurst verdienen würden, wenn für diese Zwecke welche vorhanden wären.



Nach dem Kampf: Feldlazarett in einer Scheune.
Zeichnung von Otto Roloff.



Englisches Panzer-Motorrad mit Maschinengewehr.



Eine Feldmesse bei den österreichisch-ungarischen Truppen an der galizischen Front. Phot. Kilophot.

Die Ausstellung für Verwundeten-Fürsorge

In der eben eröffneten „Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege“ im Berliner Reichstagsgebäude wird dem Publikum in eine der wichtigsten und wohltätigsten Institutionen Einblick gegeben. Die Heeresverwaltung zeigt hier, was alles getan wird, um Schmerzen und Wunden, die die bittere Notwendigkeit des Krieges hervorrief, zu lindern und zu beseitigen. Vom Verbandpäckchen an, das der Soldat im Futter des Waffenrocks trägt, bis zur Röntgen-Apparatanlage ist alles vorhanden, was der Gesundung des Kriegers dienen kann. Genau wird die Ausrüstung und Verwendung von Sanitätsmannschaften und Sanitätswagen erklärt. Auch die Marineverwaltung zeigt am Modell eines Kriegsschiff-Lazaretts in natürlicher Größe, wie für die Verwundeten, die ja an Bord bleiben müssen und nicht aus der Kampflinie abgeschoben werden können, in kugelsicheren Räumen gesorgt wird. Vom Verdeck, über das drohend die Geschützrohre ragen, wird der Verwundete, in eine Art Hängematte eingewickelt, über die steilen Schiffstreppen heruntertransportiert, wo Operationstisch und Krankenlager bereit sind. Daß alle technischen Hilfsmittel dem großen Zweck dienen müssen, ist selbstverständlich. Interessant ist das Röntgen-Automobil, ein fahrbarer Röntgenapparat, der vor den Lazaretten vorfährt und ähnlich wie ein Staubsauger in jeden beliebigen Raum gelegt werden kann. Eine viel angestaunte Sehenswürdigkeit der Ausstellung ist eine Kruppsche 42 Zentimeter-Granate, die fast mannshoch ist. Die Vorstellung, daß dieses Ungetüm durch die Luft saust, läßt den Beschauer erschauern.



Frau Dr. Reimer aus Tapiau, die bei einer Division als Autolenkerin den Feldzug mitmacht und jetzt das Eiserne Kreuz erhielt. Phot. Haeckel.



Flieger-Abteilung auf dem Marsch im Westen.



Eine echte 42 cm-Krupp-Granate, die in der Ausstellung für Verwundeten-Fürsorge in Berlin zu sehen ist.

KRIEG UND INDUSTRIE



Münchener Lebkuchen 1914 von Mathias Ebenböck. „Wieder daheim“.



Münchener Lebkuchen 1914. „Unser Brummer“.

Neben der großen durch den Krieg hervorgerufenen Industrie für Heeresbedarf aller Art hat auch die gesamte übrige Industrie ihre Erzeugnisse dem augenblicklich alles andere unterdrückenden Kriegsinteresse angepaßt. Die Fabriken von Galanterie- und Luxuswaren und Spielsachen haben sich bedingungslos dem Motto „Krieg“ ergeben. Und alles, was fabriziert wird, läßt sich in drei große Gruppen einteilen: Feldgrau, Granate, Eisernes Kreuz. Daß die Spielsachen noch mehr als sonst dem Militär huldigen, ist bei deutschen Kindern leicht verständlich. Feldgraue Knabenuniformen, ganze Schlachtfelder voll deutscher und feindlicher Zinnsoldaten und beinahe „richtige“ Kanonen wecken heiße Kinderwünsche. Auch die Erwachsenen werden mit Granaten überschüttet. Was sich nur irgendwie in Geschoßform bauen läßt, vom Zigarrenabschneider bis zum Bierkrug, hat die wohlbekannte Form des 42 cm-Geschosses. Das Zeichen der Zeit ist aber das Eiserne Kreuz geworden. Man hat sogar den Eindruck, daß hier des Guten zuviel geschieht. Broschen, Nadeln, Briefpapier, Handtaschen, Schlummerkissen, Kristallgläser, es gibt nichts, keinen Gegenstand, auf den nicht das ernste schwarze Zeichen aufgemalt, gepreßt oder gebrannt ist. Auch die neuen Berühmtheiten des Weltkrieges leiden unter dem Sturm, den die Kriegsrichtung in der Industrie verursachte, am meisten wohl Hindenburg. Von Stiefelwichse an bis zur Lagerbiersorte gibt es schon überall eine Marke „Hindenburg“. Dazu kam die Flut der sicher gut gemeinten, aber oft recht unpraktischen oder durch Massen-Auftreten recht lästigen Liebesgaben, die sich auf den Oberkommandierenden der Ostarmee ergoß, so daß er in den Zeitungen bat, man möge die Zuschickung dieser Liebesbeweise einstellen, weil er unmöglich alles Uebersandte zu essen oder zu benutzen in der Lage wäre.



Ein Kampferlebnis.



Ein Blick in die Zukunft: Das dankbare Volk oder das erste Weihnachtsfest nach dem Frieden bei Hindenburg in Hannover.

Hindenburg sagte einem Zeitungskorrespondenten: „Es ist rührend, wie gut die Leute zu mir sind, — aber was soll ich im Kriege mit gerahmten Bildern anfangen? Ich schlafe auch in meinem Schlafsack, und man soll mir doch nur ums Himmels willen keine Pulswärmer mehr schicken!“ Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

XXI.

Ilija Vidakovich ging in die Falle, die Heinersdorffs Kameraden aufgerichtet hatten. Es war ein mühseliger Weg, den nur das Rachegefühl und der grimmigste Haß bis zum Ende verfolgen konnten.

Vidakovich war, nachdem er Heinersdorff im Auftrage der Golubjew provoziert hatte, in direkte Verbindung mit der Agentin getreten. Es war nicht klar, ob ihn zärtliche Regungen dazu veranlaßten, oder ob er nur erhöhte Einkünfte ohne Wissen seines Vaters beziehen wollte. Er trieb schlauerweise gar keinen Aufwand und lieh sich sogar ab und zu kleine Beträge von Kameraden aus, die er pünktlich zurückzahlte. Er bewohnte ein billiges möbliertes Zimmer und ließ sich selten in öffentlichen Vergnügungslokalen sehen. Er schien nur für Liebesabenteuer Interesse zu haben, die nicht genug wahllos und unsauber sein konnten.

Für seinen Vater arbeitete Vidakovich nur noch sehr wenig, so daß die Vertrauensmänner des alten Milan bereits ungeduldig wurden und energisch einen flotteren Nachrichtendienst forderten. Aber Milan Vidakovich mahnte seinen Sohn nicht. Er wurde oft von trüben Ahnungen gequält und bangte um das Leben seines geliebten Kindes. Seine seltsame Unruhe, die durch nichts begründet erschien, wuchs derart, daß er das einträgliche Kundschaftergeschäft zu liquidieren beschloß.

Eines Abends sprach er zu Ilija von seinem Plan.

„Du solltest den Abschied nehmen."

„Warum?" fragte der Sohn verwundert.

„Es liegt etwas in der Luft," antwortete der Vater und schnupperte wie ein Jagdhund.

„Lächerlich! Wie kommst Du auf solche Gedanken?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe es im Gefühl," sagte Milan ängstlich.

„Hast Du irgendeinen Verdacht?"

„Nein, das nicht, aber ich bin so unruhig." Er streichelte zärtlich die Hand seines Sohnes und bat demütig:

„Wir wollen die Sache aufgeben, Ilija!"

Der Oberleutnant blickte schweigend in das Licht der Lampe.

„Gott war uns so lange gnädig. Man darf nicht zu viel von ihm verlangen."

Ilija drehte sich eine Zigarette. Die Unruhe des Vaters begann in sein Blut überzufließen.

„Wir haben Geld genug," fuhr Milan Vidakovich fort.

„Wieviel haben wir denn?" fragte Ilija nachdenklich.

„Sechzigtausend Kronen."

„Was ist das!" sagte der Sohn verächtlich.

„Wenn wir nach Serbien gehen, sind wir dort Millionäre!"

Ilija zündete seine Zigarette an.

„Glaub' mir, je früher wir weggehen, desto besser ist es."

„Ich kann nicht von heute auf morgen meinen Abschied nehmen."

„Warum nicht?"

„Weil ich mich dadurch verdächtig machen würde."

„Das mußt Du besser verstehen als ich."

Weihnacht in den Argonnen

Um schlummernder Tannen in den Argonnen
Dunkle, schweigende Bergarmee
Hat der Winter den Mantel gesponnen,
Den weißen, glitzernden Mantel von Schnee.
Scharf geht der rauhe Nachtwind vom Osten.
Sternlicht fingert am Flintenlauf . . .
Der Füsilier auf äußerstem Posten
Klappt sich fröstelnd den Kragen auf.

Plötzlich vom eisharten Boden ein Leuchten
Fällt auf den Mantel, spiegelt im Schuh —
Schmelzend tropft es herab von den feuchten
Zweigen und knistert so seltsam dazu.
Sieh! Auf ein schlankes, zierliches Tännchen
— Ob ihn ein Spuk der Mitternacht neckt? —
Hat ein putziges, winziges Männchen
Brennende kleine Lichtchen gesteckt!

Feierlich strahlt's, wie im festlichen Dome,
Von den Aestchen, kerzenschwer;
Lächelnd huschen fürwitzige Gnome,
Spähend, zwischen den Stämmen umher.
Und der Kleinste und Kühnste von allen
Hat sich dem Kriegsmann furchtlos genaht:
„Laßt Euch die Weihnachtsgabe gefallen,
Die wir Euch bringen, Herr Soldat!"

„Habt Euch in rauhen, blutigen Tagen
Mit der welschen Kumpanei
Tapfer und recht, wie ein Deutscher, geschlagen,
Tod nicht, noch Teufel fürchtend dabei.
Wolltet nicht Tage, noch Monde messen,
Wo sich Siege an Siege reih'n;
Aber — die heilige Nacht zu vergessen
Müßtet Ihr wahrlich kein Deutscher sein!"

„Steht hier allein im waldigen Dome
Gottes, derweil die Weihnacht klingt?
Ei, so erlaubt es dem Völklein der Gnome,
Daß es den Gruß aus der Heimat bringt!
Irgendwo denkt jetzt ein Gretchen, ein Aennchen
Eurer in liebendem Mädchentraum;
Und ein wissendes Wichtelmännchen
Kennt ihren Wunsch — und bringt Euch den Baum!"

Rudolf Presber

Er schwieg bedrückt. Nach einer Weile sagte er leise: „Aber das Geschäft wollen wir jetzt schon aufgeben."

„Gut. Wie Du willst."

Milan küßte dankbar seinen Sohn.

„Sobald ich kann, vielleicht nach dem nächsten Avancement, nehme ich den Abschied."

„Ich werde nicht früher schlafen können, bevor ich in Serbien bin."

„Es wird nicht mehr lange dauern, Vater," tröstete ihn Ilija.

Milan Vidakovich ging weg, von der schlimmsten Angst befreit. Ilija blieb nachdenklich und beklommen zurück. Ein dumpfes Grauen saß ihm im Nacken.

Am nächsten Tag bekam er die Ernennung zum Bataillonsadjutanten. Die Gespenster der Nacht zerstoben wie ein Hauch. Gott selbst wies ihm den Weg. Man wußte die unverhofften Vorteile der neuen Stellung auszunützen. Was hatte er in Serbien zu suchen? Er wollte möglichst rasch so viel Geld verdienen, um in Paris leben zu können. Er erzählte dem Vater nichts von seiner Beförderung, um ihn nicht zu beunruhigen, und war ganz einverstanden damit, daß Milan alle Verbindungen abgebrochen hatte. Er wollte bis zu seinem Austritt aus dem Heer auf eigene Faust arbeiten. Die dunklen Ahnungen des Vaters machten nur so weit Eindruck auf ihn, daß er mit doppelter Vorsicht und Schlauheit zu Werke ging.

Hundert heiße Augen beobachteten monatelang jeden Schritt des Oberleutnants Vidakovich während und außerhalb des Dienstes, ohne eine verdächtige Handlung aufspüren zu können. Major Homann, der die Untersuchung leitete, nahm alle Mittel in Anspruch, die die Behörden ihm zur Verfügung stellen konnten. Die Korrespondenz des Oberleutnants wurde sorgfältig überwacht. Er bekam nur harmlose, rosenfarbige Liebesbriefe. Er verkehrte mit niemandem, der irgendwie verdächtig sein konnte. Im Kaffeehaus saß er nur mit Regimentskameraden beisammen. Die Zimmervermieterin, bei der er wohnte, war eine harmlose, alte Frau, die Witwe eines Gendarmeriewachtmeisters.

Es gab Stunden, da Major Homann und seine Freunde an dem Gelingen ihres Unternehmens zu verzweifeln begannen. Sie waren von der Schuld des Vidakovich felsenfest überzeugt, aber der Fuchs war so schlau, daß sie ihn nicht erwischen konnten.

Eines Freitagabends, als die Generalstabsoffiziere in dem kleinen alten Kaffeehaus versammelt waren und wieder einmal Kriegsrat hielten, sagte Hauptmann Woldrich:

„Wir werden nie zu einem Resultat kommen, wenn wir uns nicht auf einen einzigen Punkt konzentrieren."

„Wie meinst Du das?" fragte Major Homann.

„Das will ich Dir erklären. Was wissen wir unzweifelhaft von dem serbischen Schurken?"

„Daß er mit der Golubjew in Verbindung steht," antwortete Hauptmann Fankhauser.

„Sehr richtig! Man muß also alle Hebel an diesem einen Punkt ansetzen. Man muß herauskriegen, auf welche Weise das Schwein die Verbindung mit der Golubjew aufrechterhält."

„Das war doch das allererste, was wir getan haben," erklärte Homann entmutigt. „Wir prüfen jeden Brief, den er erhält."

Hauptmann Woldrich lachte:

„Du glaubst doch nicht, daß er sich die gefährlichen Briefe ins Haus schicken läßt?"

„So klug war ich schon lange, mein Lieber," erwiderte Major Homann. „Der Mensch geht aber auch nie auf die Post, um sich postlagernde Briefe abzuholen."

„Dann hat er eben einen Mittelsmann," sagte Hauptmann Woldrich. „Und den zu finden, wäre die nächste und wichtigste Aufgabe."

Diesen Ausführungen stimmten alle bei.

Am nächsten Tage ließ Major Homann zwei Detektive der Staatspolizei zu sich kommen und sagte ihnen:

„Meine Herren, wir stehen seit einem halben Jahr auf dem toten Punkt. Es geht nicht einen Schritt vorwärts, obwohl ich bestimmt weiß, daß Vidakovich mit der Golubjew in brieflicher Verbindung steht. Sie müssen herausbekommen, wie er die Briefe befördert und erhält. Die Post kann uns nicht helfen. Es wird Ihnen doch schon selbst langweilig sein, immer die gleichen dummen Liebesbriefe zu lesen."

Die Beamten empfahlen sich, in ihrem Ehrgeiz gekränkt, und gingen an die Arbeit.

Eine Woche später ließ sich Inspektor Elkan bei Major Homann melden und überreichte ihm mit ernster Siegermiene einen Brief.

„Was ist das?" fragte der Major.

„Das muß ein Brief des Oberleutnants Vidakovich an die Golubjew sein," antwortete der Agent mit Bestimmtheit.

Der Major sagte in freudiger Ueberraschung:

„Wenn es wahr ist, Elkan, dann erlebe ich heute den glücklichsten Tag meines Lebens."

Er betrachtete die Adresse. Der Brief ging nach Kopenhagen an eine postlagernde Chiffre.

Major Homann rief erregt:

„Die Golubjew ist in Kopenhagen. Wir haben gestern Bericht bekommen."

In den Augen des Inspektors leuchtete es auf.

„Wir werden doch den Brief öffnen, Herr Major?"

„Natürlich, obwohl wir nicht viel daraus erfahren werden, fürchte ich."

Der Brief war chiffriert.

„Ich wußte es ja," sagte Homann und holte Schriftproben herbei, die er mit dem Brief verglich.

Er erklärte triumphierend:

„Es ist unzweifelhaft die Handschrift Vidakovichs. Ich danke Ihnen, Elkan. Das wird Ihnen nie vergessen werden."

Der Major bot dem Inspektor eine Zigarette an und lud ihn zum Sitzen ein.

„Jetzt erzählen Sie mir, Elkan, auf welche Weise Sie in den Besitz dieses Briefes gekommen sind."

„Durch einen plumpen Zufall, Herr Major. Ich machte eines Nachmittags die Beobachtung, daß der Herr Oberleutnant Vidakovich aus dem Friseurladen, den er gewöhnlich aufzusuchen pflegt, nach einigen Minuten herauskam, ohne daß er rasiert worden wäre. Das fiel mir auf, denn was hatte der Oberleutnant bei dem Friseur zu tun, wenn er seinen Bart oder seine Haare nicht in Ordnung bringen ließ? Es war allerdings möglich, daß der Laden überfüllt war und der Oberleutnant nicht länger warten wollte. Ich beschloß, mir Gewißheit zu verschaffen und die Beobachtung des Oberleutnants an diesem Tage aufzugeben. Ich trat in das Friseurgeschäft, in dem außer dem Besitzer weder ein Gehilfe noch ein Kunde anwesend war. Dieser Umstand bestärkte meinen Verdacht. Ich ließ mich rasieren und versuchte vergebens, mit dem Friseur, der ein düsterer, schweigsamer Mensch war, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er rasiert allerdings ausgezeichnet. Als ich später in Erfahrung brachte, daß der Friseur ein Serbe war und Jermolajew hieß, wurde es mir klar, daß dieser Mensch und kein anderer der Mittelsmann des Oberleutnants sein mußte. Ich beobachtete jetzt drei Tage lang Jermolajew und kam zu der Gewißheit, daß er die Korrespondenz vermittelte. Er behebt auf dem Postamt in der Taubstummengasse postlagernde Briefe, die die Chiffre ‚Karl Wintermann 1213' tragen."

„Ausgezeichnet!" rief Major Homann und lächelte vergnügt. „Aber ich verstehe noch nicht, wie Sie sich diesen Brief verschafft haben."

„Das war zufällig nicht schwer, Herr Major. Jermolajew verließ gestern abend kurz vor zehn Uhr sein Haus und begegnete einem Bekannten, der ihn einige Zeit aufhielt. Nachdem er wieder allein war, warf er diesen Brief in einen Postkasten. Es war ein Viertel nach zehn Uhr. Der Postkasten wurde also erst um sechs Uhr in der Frühe entleert. Ich ließ durch einen Kameraden den Leiter des betreffenden Postbezirkes aus dem Bett holen und hatte noch im Lauf der Nacht den Brief in Händen. In Zukunft werden wir es ja leichter haben, da wir die Chiffre kennen."

Major Homann reichte dem Inspektor die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, Elkan. Kopieren Sie jetzt diesen Brief und lassen Sie ihn dann durch die Post an seine Adresse befördern! Oberleutnant Vidakovich darf in keiner Weise beunruhigt werden."

An einem der nächsten Tage kam Oberst Wehrbrugg in die Bataillonskanzlei, in der sich, einer Verabredung gemäß, Vidakovich allein befand.

„Ist der Bataillonskommandant nicht hier?"

„Nein, Herr Oberst."

„Das ist aber ärgerlich," erwiderte der Oberst und zupfte nervös an seinem grauen Schnurrbart. Der alte Soldat war ein schlechter Schauspieler. Er ging unschlüssig durch das Zimmer, als überlege er, was zu tun wär. Endlich blieb er vor Vidakovich stehen und sagte:

„Sie können übrigens die Arbeit auch übernehmen, Herr Oberleutnant."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Es handelt sich darum, die Kriegsfahrpläne des ...ten Korps, soweit sie unser Regiment betreffen, zu überprüfen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, Herr Oberleutnant, daß diese Akten streng reservat sind."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Ich muß jetzt leider ins Kriegsministerium, sonst hätte ich die Arbeit selbst vollendet. Ich komme in zwei bis drei Stunden wieder. Inzwischen können Sie fertig sein. Sie verlassen unter keinen Umständen die Kanzlei, Herr Oberleutnant, bevor ich zurück bin."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Oberst Wehrbrugg verließ, zitternd vor Empörung, die Kanzlei und ließ den Oberleutnant fünf Stunden lang ungestört arbeiten.

Auf diesen Speck mußte Vidakovich anbeißen. Die Kriegsfahrpläne waren ein schönes Stück Geld wert.

Zwei Tage später hatte Major Homann einen Brief in Händen, der für Madame Golubjew in Kopenhagen bestimmt war und die Kriegsfahrpläne des . . . ten Korps enthielt. Oberleutnant Vidakovich war überführt. Die Falle schloß sich.

An dem Abend, da Vidakovich verhaftet werden sollte, wollte der alte Milan seinen Sohn besuchen. Ilija war nicht zu Haus. Als der Alte, nachdem er sich eine Weile mit der Wirtin seines Sohnes unterhalten hatte, wegging, fiel es ihm auf, daß das Automobil, in dem zwei Offiziere saßen, noch immer an der Straßenecke wartete. Auch die beiden Männer, die trotz des strömenden Regens vor dem Hause patrouillierten, kamen ihm verdächtig vor. Eine rasende Angst überfiel ihn. Er wußte, was seinem Sohne drohte. Seine Ahnungen hatten ihn nicht betrogen. Man ließ den Alten ruhig passieren, da kein Verdacht gegen ihn vorlag. Jermolajew, der Friseur, saß bereits hinter Schloß und Riegel.

Milan Vidakovich stürzte wie ein Besessener davon, um seinen Sohn zu suchen und zu warnen. Er lief in alle Kaffeehäuser und Weinstuben, die Ilija zu besuchen pflegte, er fragte in Hotels nach, er läutete üble Frauenzimmer heraus, aber Ilija war nicht zu finden. Er stürmte atemlos, mit klopfendem Herzen, vom Regen durchnäßt, zur Wohnung seines Sohnes zurück. Als er nach Mitternacht sein Ziel erreichte, sah er, vor Entsetzen gelähmt, daß es zu spät war.

Oberleutnant Vidakovich war in einem Auto nach Hause gefahren. Ein junges Mädchen befand sich in seiner Gesellschaft. Als er aus dem Wagen stieg, traten die beiden Offiziere auf ihn zu. Es waren Major Homann und der Bataillonskommandant. Vidakovich salutierte. Die Offiziere erwiderten seinen Gruß nicht. Jetzt erst begriff er, was geschehen sollte. Sein Gesicht entfärbte sich. Ein jäher Schwindel packte ihn. Er hatte einen bitteren Geschmack auf der trockenen Zunge.

Der Chauffeur sagte gemütlich:

„Es macht zwa Kronen fufzig, gnä' Herr."

Vidakovich zahlte mit zitternden Fingern.

„Schicken Sie die Dame weg," befahl Major Homann.

Der alte Vidakovich tastete sich die Mauern entlang näher. Seine Beine versagten den Dienst. Wie ein zu Tode getroffenes Tier blickte er auf den geliebten Sohn, der seinen Säbel den Offizieren überreichte. Er wollte aufschreien, aber ein eiserner Ring preßte seine Kehle zusammen. Er brüllte: „Ilija!", aber kein Ton drang durch die Nacht.

Als Ilija Vidakovich in den Wagen der Offiziere stieg, erblickte er das grauenhaft verzerrte Gesicht

An unsere Leser.

Infolge der durch den Krieg hervorgerufenen Störungen des Postverkehrs trifft die „Berliner Illustrirte Zeitung" bei den Buchhandlungen nicht immer pünktlich ein. Es kommt auch vor, daß sie trotz gleichzeitigem Versand nicht alle Stellen am selben Ort gleichzeitig erhalten, was zur Folge hat, daß auch die Auslieferung durch die Buchhändler verschieden ist. Wir machen darauf aufmerksam, daß nur die Kriegszustände schuld an solchen kleinen Fehlern sind, und bitten unsere Leser, nicht die Buchhandlungen dafür verantwortlich zu machen. Vielmehr wären wir dankbar, wenn alle Leser die „Berliner Illustrirte Zeitung" auch bei gelegentlich späterem Eintreffen immer von der gewohnten Bezugsquelle entnehmen würden, damit diese in den jetzt so schweren Zeiten nicht geschädigt wird.

seines Vaters, der die Arme nach ihm ausstreckte. Der Anblick des alten stummen Vaters brach ihm das Herz. Er begann wie ein kleines Kind zu weinen.

So sah Milan Vidatovich seinen Sohn zum letztenmal.

Die Untersuchung gegen den Oberleutnant dauerte nicht lange, da der Verräter alles eingestand. Er hatte keine Helfershelfer außer dem Friseur Jermolajew, der das Militärgericht nicht weiter interessierte, so daß die Verhandlung bereits Ende Februar durchgeführt werden konnte. Ilija Vidakovich wurde zur Ausstoßung aus dem Heere und zu achtzehn Jahren schweren Kerkers verurteilt.

General Buschgart hatte ein schlechtes Gewissen, als er seiner Tochter von der Verurteilung des Spions erzählte.

Hedwig hob den Kopf nicht von ihrer Arbeit und sagte nur:

„Das ist ja der Mensch, mit dem sich Hauptmann Heinersdorff nicht schlagen wollte!“

Sonst nichts.

Der General warf einen kummervollen Blick auf das schmale, verschlossene Gesicht seines Kindes und schwieg bedrückt.

Am nächsten Tage fragte er, ein wenig verlegen, den Major Homann:

„Können Sie mir nicht sagen, wo sich Baron Heinersdorff gegenwärtig aufhält?“

„Ich habe keine Ahnung, Exzellenz. Kein Mensch weiß, wo er ist. Auch der Chef erkundigte sich nach ihm. Heinersdorff ist wie vom Erdboden verschwunden.“

General Buschgart dankte und zog sich zurück. Er hatte das Gefühl, daß er ein Unrecht gut zu machen hätte.

In den ersten Tagen des März wurde das Urteil gegen den Oberleutnant Vidakovich bestätigt. Die Strafe konnte vollzogen werden. An einem strahlend hellen Frühlingsmorgen fand die öffentliche Urteilsverkündigung statt. Einige hundert Menschen standen in dem riesigen, sonnenübergossenen Hof der Kaserne und warteten auf das Schauspiel. Auch der alte Vidakovich war gekommen, in der Hoffnung, seinen Sohn noch einmal sehen zu können. Er lehnte sich an einen Pflock und starrte tränenlos in die blaue Luft.

Sein ganzes Leben zog in dieser bittersten Stunde an ihm vorüber. Er sah sich mit seinen wilden Juckern über die staubweißen, sonnenglühenden Straßen dahinjagen. Die Bauern auf den Feldern hörten zu arbeiten auf und grüßten demütig den Gospodar Vidakovich. Er stand mit dem Tierarzt Székely an der Grenze und schüttelte den Sack, in dem die goldgelben Dukaten klimperten. Das waren Zeiten! Wie konnte das alles nur vergehen? Es erschien ihm ganz unwirklich, daß er jener Mann gewesen war, zu dem die Honoratioren in das gastliche Haus kamen, dem die Zigeuner aufspielten, wenn sich die Tische unter der Last der Speisen bogen, der ein Fürst war in seinem Komitat. Er sah die schwüle Augustnacht wieder, in der über das Schicksal des jungen Prinzen entschieden wurde. Er hörte die Stimme des Wachtmeisters Sawa Gruitsch, Gott verdamme ihn! „Er ist stark, er ist schön, er kann reiten, Geld hast Du auch, laß ihn Offizier werden.“ Er erlebte jenen schwarzen Unglückstag noch einmal, da die Grenze gesperrt wurde. Mußte es sein? Wollte das Gott? Ein ohnmächtiger Haß zitterte in seinen blutunterlaufenen Augen.

Eine plötzliche Bewegung ging durch die wartende Menge. Die Fenster eines Zimmers im ersten Stock der Kaserne wurden weit geöffnet. Ein Trompeter erschien am Fenster und begann zu blasen.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Es ist Feuerpause in der Deckung, die Soldaten hocken im Unterstand und schreiben Briefe.

„Nun, Brennekamm," sagt der Hauptmann zu einem jungen Kriegsfreiwilligen, „wollen Sie nicht auch nach Hause schreiben, wie es Ihnen geht?"

„Gern, Herr Hauptmann," antwortet der Junge, „aber ich bin noch zu kurze Zeit hier und weiß nicht: geht es mir gut oder schlecht?"

*

Hungrig und todmüde sucht der Korporal Habelberger mit einer kleinen Patrouille sein Regiment, da stößt er im Walde plötzlich auf ein russisches Feldtelefon. Er geht sofort dem Kabel nach, schleicht sich eine Stunde lang durch Busch und Gestrüpp und überrascht zehn Russen, die er gefangen nimmt. Der Telefonist hat sogar noch die Hörer am Ohr. Die ganze Truppe marschiert den österreichischen Stellungen zu.

„Wenn ich nicht so schlecht Russisch sprechen würde," sagt Habelberger nachher zu einem seiner Leute, „dann hätte ich ihnen einfach telefonisch befohlen, den Draht entlang zur anderen Station zu kommen, und sie wären uns direkt in die Arme gelaufen!"

Das hört der russische Telefonist und sagt plötzlich in ganz gutem Deutsch:

„Macht nichts; die Hauptsache ist, Ihr habt uns gefunden!" Poldi.

Zeichnung von Paul Simmel.



General Rennenkampfs Weihnachten: „Mein Geschenk hab' ich weg!"

RÄTSEL

Mein Erstes zeugte mein Zweites,
Mein Zweites das göttliche Weib.

Weihnachts-Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — an — ar — bach — bach — burgh — chen — dau — de — del — di — din — e — e — e — e — eg — em — fen — fen — fun — gen — gu — he — i — i — irr — ka — ka — ker — ko — la — lasch — li — li — lin — lu — luck — ma — ma — me — mer — mich — nac — ne — nier — no — no — of — reg — rheu — rönt — sel — sching — son — sow — te — ven — wisch

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen zeitgemäßen Spruch ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Truppenteil. 2. Komponisten. 3. Gutsbezirk in Pommern. 4. Türkischen Titel. 5. Aegyptischen Kurort. 6. Bekannten Maler. 7. Kleinkalibrige Feuerwaffe. 8. Stadt am Bodensee. 9. Stadt in Frankreich. 10. Deutsche Festung. 11. Moorgespenst. 12. Deutschen Heerführer. 13. Türkisch-asiatische Hafenstadt. 14. Sklaven. 15. Schottische Stadt. 16. Krankheit. 17. Aromatische Pflanze. 18. Amerikanischen Philosophen. 19. Soldaten. 20. Heldensage. 21. Ein allen Kriegern willkommenes Gefährte. 22. Berühmten Physiker.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Die verkürzte Stadt: Reims — Reim.

Silben-Rätsel:

Serbiens Hauptstadt von den Oesterreichern besetzt.

1. Stenay. 2. Ribera. 3. Jelberg. 4. Nestroy. 5. Hradschin. 6. Ulpian. 7. Tisza. 8. Trautenau. 9. Dithmarschen. 10. Vionville. 11. Rideck. 12. Emem. 13. Oberleutnant. 14. Sattel. 15. Ehrlich. 16. Rienzi. 17. Ischias. 18. Ehrenlegion. 19. Nobel. 20. Erserum. 21. Estland. 22. Zittau.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 1

Berliner

Illustrirte Zeitung

3. Januar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Die erste Granate im Neuen Jahr.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Feindliche Waffen



Die Zusammenkunft der drei nordischen Monarchen in Malmö:
König Haakon von Norwegen, König Christian von Dänemark, König Gustav von Schweden
Phot. Sennecke.



Neueste Aufnahme des Königs Ludwig v. Bayern in Felduniform.
Phot. Friedr. Müller.



Bei unsern Feinden:
Ueberreichung einer Auszeichnung an General Joffre durch den Präsidenten Poincaré im Hauptquartier.
Poincaré Viviani Joffre

Es ist selbstverständlich, daß der Krieg nicht nur mit Waffen aus Eisen und Stahl, sondern auch mit geistigen Waffen ausgefochten wird, daß über Ursachen des Krieges und Art der Kriegführung Diskussionen in den Zeitungen aller Länder erscheinen. Aber ebenso wie im blutigen Kampf ein gewisses „Anständigkeitsgefühl“ bleiben muß, wie man z. B. gefangene Feinde nicht erschießt, harmlose Bürger feindlicher Städte in Ruhe läßt, so darf auch der Zeitungskampf nicht in Verleumdungen oder zügellose Beschimpfungen ausarten. Hier kann man aber mit aller Ruhe und Unparteilichkeit feststellen, daß die französischen und noch mehr die englischen Zeitungen sich von der lächerlichen deutschfresserischen Massensuggestion der ersten Kriegstage noch nicht erholt haben. So bringt der Londoner „Daily Mirror“ das Bild der beim Flottenangriff auf Scarborough getöteten Kinder mit der Ueberschrift „Vom Kaiser ermordet!“ Die doppelte Verdrehung darin ist jedem vernünftig Denkenden klar. Keine deutsche Zeitung würde, wenn es z. B. der englischen Flotte gelungen wäre, Kiel zu bombardieren, die Gefallenen als „vom König Georg ermordet“ abbilden. Mit Eifer scheinen die englischen Redaktionen die deutschen illustrierten Zeitschriften zu durchsuchen, denn häufig sieht man in den Londoner Blättern deutsche Bilder, auf denen lachende Soldaten Säcke und Pakete tragen — deutlich als Liebesgaben erkennbar — doch der englische Leser liest dazu meist die Unterschrift: „Wie deutsche Soldaten plündern.“ Dazu gibt es eine kurze Geschichte, in der eine (namenlose!) französische Gräfin erzählt, wie in ihrem Schloß (ohne Ortsangabe!) von den deutschen „Hunnen“ geplündert wurde. Eine Nachprüfung durch unparteiisch Denkende ist also unmöglich, und der kritiklose Leser kommt durch die tägliche Wiederholung halb unbewußt zu der Ueberzeugung: „Natürlich plündern die Deutschen!“ Kommt dagegen einmal ein Bild, auf dem zu sehen ist, wie hungernde belgische Kinder von deutschen Soldaten gefüttert werden, so wird höhnend dazu bemerkt: „Bestellte Arbeit! Vom Photographen arrangierte Szene, die die „Gutherzigkeit“ der Hunnen zeigen soll!“ Ein anderes Kapitel, das auf vernünftige Menschen unangenehm wirken





Mit unsern Truppen in Polen:

Die gesprengte große Warthebrücke in Sjeradz.

Polnische Hausierer auf dem Bahnhof in Sjeradz beim Verkauf von Waren an die durchfahrenden Soldaten.



Bei den österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen: Ueberbringen einer Meldung.

muß, auch wenn sie gar nicht deutschfreundlich sind, ist die Beschimpfung des Kaisers und des Kronprinzen in den englischen Blättern. Es gibt kaum eine Tageszeitung, die nicht fast täglich eine Karikatur des Kaisers hat, die Witzblätter leben davon. Es gibt einfach kein Schimpfwort, keine Beleidigung, die noch nicht auf den Kaiser angewendet wurde. Auch hier können wir feststellen, daß die Person des feindlichen Herrschers, soweit sie als Symbol seines Landes gilt, in den meisten deutschen Blättern wohl ein Ziel der Satire ist, jedoch nie der maßlosen persönlichen Verunglimpfung dient. Auch die feindlichen, früher geschmackvollen Blätter sind außer Rand und Band. „Punch" z. B., das alte englische Blatt, dessen Ruhm die großzügige politische Satire war, hat ebenfalls die Feder mit dem Besenstiel vertauscht und schreit im Chor mit. So zeichnet es einen Mann, der ruhig die Beschimpfungen eines andern anhört. „Dieb, Schuft, Galgenstrick", ruft der Beleidiger, sogar „Swine", wohl das stärkste Schimpfwort des englischen Kasernenhofs, läßt den Mann kalt. Da ruft der andere schließlich: „Du Deutscher!" und diese fürchterliche Beleidigung wird mit einem Boxhieb gerächt. — Die französischen Zeitungen



Erzherzog Eugen, Phot. Floeck.
der neue Oberkommandierende der Armee gegen die Serben, mit dem Grafen Zeppelin.

verfolgen, nur mit dem dramatischen Temperamentsunterschied der Franzosen, dieselbe Richtung. Hier spielt auch der plündernde und vor allem betrunkene Soldat eine große Rolle. Und da es natürlich keine Photographien als „Wahrheitsbeweise" dafür gibt, muß die Zeichnung die Phantasie der Leser aufreizen. Da gibt es Bilder, auf denen Soldaten unter Befehl eines Offiziers große Kisten voll Kostbarkeiten packen, — oder betrunkene Soldaten in den Betten der Bürger liegen, deren Frauen sich entsetzt abwenden. Die französischen, sehr geschickten Zeichner wissen dies Thema stets so darzustellen, daß der Beschauer den Eindruck erhalten muß, es handle sich hier nicht um die Schilderung eines Einzelfalls, sondern um Vorgänge, die für die Deutschen typisch sind. Oft muß man darüber staunen, welches Maß von Unwissenheit die Zeitschriften ihren Lesern zumuten. „l'Illustration" bildet z. B. einen verlassenen Schützengraben ab und berichtet, daß in diesem Graben eine (ebenfalls abgebildete) Art von Peitschenkeule gefunden wurde, mit der deutsche Offiziere ihre Soldaten vorwärts treiben. Auch die Nachricht von der Plünderung französischer Schlösser durch den Kronprinzen taucht immer wieder auf



Wirkung eines Schusses aus einem österreichischen 30,5 cm Geschütz. Phot. Carl Seebald.



Auf einem Schlachtfeld in Galizien. Phot. Kilophot.



Der Große Kurfürst
Friedrich Wilhelm von Brandenburg
(1620 1688)



Alexander der Große



Julius Caesar



Prinz Eugen von Savoyen
(1663—1736)



König Gustav Adolf von Schweden (1594—1632)



Albrecht von Wallenstein
(1583—1634)

Die großen Feldherrn

Der wahre Feldherr, wie ihn die Vergangenheit kannte, vereinigte die höchste militärische und politische Macht in seiner Person und verfügte unbeschränkt über alle Machtmittel des Staates und Volkes. Alle diese Mittel sollte er zur Besiegung und Niederwerfung des Gegners verwenden. Durch seine Führungskunst sollte er auch den an Zahl überlegenen Feind zu Boden werfen, vernichten und die Entscheidung in kurzer Zeit herbeiführen. Solche Machtfülle, wie sie danach für den Feldherrn erforderlich erscheint, wird sich aber nur dort vorfinden, wo der unumschränkte Herrscher eines Staates an der Spitze des Heeres steht und dieses selbständig lenkt und leitet. Aber nicht jeder Monarch ist zugleich ein genialer Feldherr, und die moderne Staatsverfassung beschränkt die Machtmittel, über die ein Monarch auch im Kriege verfügen kann. Durch die Einrichtung eines Chefs des Generalstabes des Feldheeres, der von dem Monarchen als militärischer Berater benutzt wird und nach den vom Herrscher getroffenen Entscheidungen die Operationen im einzelnen leitet, und durch die gleichzeitige Anwesenheit des obersten Leiters der Auswärtigen Angelegenheiten im Großen Hauptquartier hat man die schwierige Frage des Feldherrntums im modernen Heere zu lösen versucht. Wie der verstorbene Feldmarschall Graf Schlieffen, der langjährige Chef des Preußischen Generalstabes, einmal gesagt hat, wird der wahre Feld-



Feldmarschall Radetzky
(1766—1857),
der Sieger von Custozza (1848)
und Novara (1849)



Erzherzog Karl von Oesterreich
(1771—1847),
der Sieger über Napoleon bei
Aspern und Eßling (1809)



Napoleon
Nach dem Gemälde von W. Wereschtschagin.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Moltke beim Generalsvortrag im Großen Hauptquartier in Versailles
Nach dem Gemälde von Anton von Werner. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin
Von links nach rechts: Blumenthal, Kronprinz Friedrich, Verdy du Vernois, König Wilhelm, Moltke, Roon, Bismarck.

herr jetzt durch ein Triumvirat dargestellt: „Eins wenigstens der Mitglieder des Komitees, das gegenwärtig den Feldherrn zu ersetzen hat, muß etwas von dem Salböl Samuels abbekommen haben". — Im Altertum, als die Heere noch kleiner waren und die unumschränkten Monarchien bestanden, sahen wir in den großen Feldherrn noch die ganze politische und militärische Macht vereinigt. So konnte Alexander der Große ohne jede Einschränkung und Rücksichtnahme seine weitreichenden Ziele verfolgen, und Caesar, von dessen Namen sich die Bezeichnung für die höchste Machtstellung im Staate ableitet, war tatsächlich schon König in Rom, als ihn der Dolch des Brutus vor der öffentlichen Anerkennung seiner Machtstellung dahinraffte. Und daß Hannibal schließlich unterging, trotz seiner zahlreichen Siege und trotzdem er den Römern ein „Cannae" beigebracht hatte, war mit darin begründet, daß ihm nicht die volle Machtfülle des Staates zur Verfügung stand. Auch im Mittelalter und in der neueren Zeit sind die berühmtesten Feldherren unter der Zahl der Herrscher zu finden: Gustav Adolf von Schweden, der Vertreter des Protestantismus im dreißigjährigen Krieg, Karl XII. von Schweden, dessen Pläne nicht im Einklang mit seinen Machtmitteln standen, der Große Kurfürst, der die Grundlagen für das preußische Heer schuf und Franzosen, Schweden und Polen schlug, Friedrich der Große, an dessen Heldenkampf gegen eine Welt von Feinden gerade jetzt so vielfach wieder gedacht wird, Napoleon, der Schöpfer des neuzeitlichen Krieges, dessen Lehren noch heute maßgebend sind, der Meister des Vernichtungskrieges, unter dem die Heere plötzlich anzuwachsen begannen. Das Heer, mit dem Napoleon 1796 in Italien eindrang und mit dem er den Grund zu



Friedrich der Große
Nach dem Gemälde von Anton Graff. Aus dem „Corpus Imaginum" der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Hindenburg
Hofphot. Bieber Berlin.





Kriegszeit in der Großstadt. Momentbilder aus Berliner Straßen. Phot. C. Hünich

seiner Feldherrnlaufbahn legte, hatte etwa die Stärke eines mobilen Armeekorps, und die Gesamtstreitkräfte, die ihm im Jahre 1813 zur Verfügung standen, betrugen schon annähernd eine halbe Million. Unter den Feldherren, die nicht zugleich Monarchen waren, hatte Cromwell als Protektor von England die Stellung eines solchen inne, und Wallensteins angebliches Streben nach der höchsten Stellung brachte ihm den Tod durch Mörderhand. Prinz Eugen, der „edle Ritter", und der Erzherzog Karl gehörten regierenden Häusern an. Letzterer, der Sieger von Aspern und Eßlingen, war zugleich ein fruchtbarer Schriftsteller, der ein bekanntes Werk über Strategie geschrieben hat. Es ist ein tragisches Schicksal gewesen, daß ihm im Jahre 1813 nicht der Oberbefehl der verbündeten Armeen gegen Napoleon anvertraut, sondern daß dafür der Fürst Schwarzenberg ausersehen wurde. Als wahrhafter Feldherr in diesem Feldzuge trat aber nur Blücher hervor, der in trefflichster Weise von seinem Generalstabschef Gneisenau unterstützt wurde. Es ist ein zweckloses Beginnen, untersuchen zu wollen, wem das größere Verdienst bei den Siegen der schlesischen Armee gegen Napoleon zuzusprechen ist, ob dem an der Spitze des Heeres stehenden Feldherrn oder seinem treuen Berater. Jedenfalls



Russische Gefangene aus den sibirischen Regimentern.
Phot. Werkstätten für graphische Kunst.

ist Gneisenau einer der wenigen Generale, dem die Geschichte den Namen eines Feldherrn zuerkannt hat, ohne daß er selbst je Truppen zum Siege geführt hätte. Der Generalstabschef beim Fürsten Schwarzenberg war Radetzky, der später als selbständiger Führer in Italien Ruhm und Ehre erwarb. In den deutschen Einigungskriegen 1864, 66 und 70-71 leuchtet der Name Moltke hell hervor, dessen klugen Ratschlägen das deutsche Heer seine ganzen Siege verdankt. Es ist eins der größten Verdienste des Kaisers Wilhelm, daß er die Bedeutung Moltkes richtig erkannte und ausnahmslos dessen Vorschläge billigte und annahm. So war Moltke tatsächlich der Leiter des deutschen Heeres. Ebenbürtig reiht sich allen diesen berühmten Feldherren in dem jetzigen Kriege der Generalfeldmarschall von Hindenburg an, der oberste Führer auf dem östlichen Kriegsschauplatz, der selbständig mit großen Truppenstärken dem russischen Millionenheer entgegentrat. Er leistete das Höchste, was Feldherrnkunst überhaupt zu leisten vermag, indem er mit einer Minderheit eine Mehrheit vernichtend schlug und ihr in Ostpreußen ein Cannae bereitete, das hinter demjenigen des punischen Heerführers an Bedeutung nicht zurückstand.

Major a. D. v. Schreibershofen

DIE NEUEN WINTER-UNIFORMEN



Die Engländer in ihren neuen Ziegenfelljacken.



Deutscher Marine-Infanterist in der neuen Winter-Kleidung.



Oesterreichisch-ungarische Ski-Patouille in ihrer weißen Ausrüstung in den Karpathen.

Der Winter hat das Aussehen der kriegführenden Parteien fast gleichmäßig verändert. Die deutschen Posten an den Grenzen und auf Küstenwacht gehen in dicken Schafpelzen, deren weiße nach außen getragene Lederhaut ihnen ein eskimoartiges Aussehen gibt. An die Truppen im Felde sind Wollsachen ausgegeben, die, wie Pulswärmer, Hals- und Leibbinden, vor allem die empfindlichsten Teile schützen sollen. Bei der Erprobung der Ausrüstung sind vielfach die Erfahrungen benutzt worden, die die Sportleute bei Ausübung des Wintersports gemacht haben. Auch der Baschlik, den die Türken statt des Fes tragen, wird vielfach von unsern Soldaten getragen werden, da er Kopf und Hals gleichzeitig umhüllt. Auch Ohrenklappen und Ohrenschützer sind in der Winterausrüstung vorgesehen. Metallteile, wie z. B. die Steigbügel werden mit Wollappen oder Stroh umwickelt, um die schädliche Kälteausstrahlung zu verhindern. Und daß alle Soldaten Pulswärmer und Handschuhe haben, dafür haben ja seit Monaten die Stricknadeln der fleißigen Frauen gesorgt. An die englischen Truppen sind kurze Pelzröcke aus langhaarigem Ziegenfell verteilt worden, die nur den Körper bedecken und die Beine freilassen, ferner dicke schöne ulsterartige Mäntel. Und schon viele dieser Mäntel wärmen jetzt unsere Soldaten in flandrischen Schützengräben. Eine besondere Ausrüstung haben die Abteilungen der Skiläufer erhalten, diese Spezialtrupps, die sich im Winter als schnelle Patrouillenfahrer gewiß sehr bewähren werden. Die Skifahrer tragen meistens weiße oder hellgraue Wollsachen, die sie schon auf kurze Entfernung vollkommen unsichtbar im Schneegelände machen. Solche Ski-Patrouillen haben sich bereits in den Kämpfen im Osten sehr bewährt. So wird von einer Abteilung berichtet, die riesige, vom Mond taghell beleuchtete Schneeflächen ungesehen überschreiten konnte, nachdem die Soldaten einfach ihre Reservehemden und Unterhosen über die Uniform gezogen hatten. Vermutlich wird man bald noch von andern listigen und lustigen Kriegsverkleidungen hören, denn der Winter stellt darin ganz neue und schwierige Aufgaben.

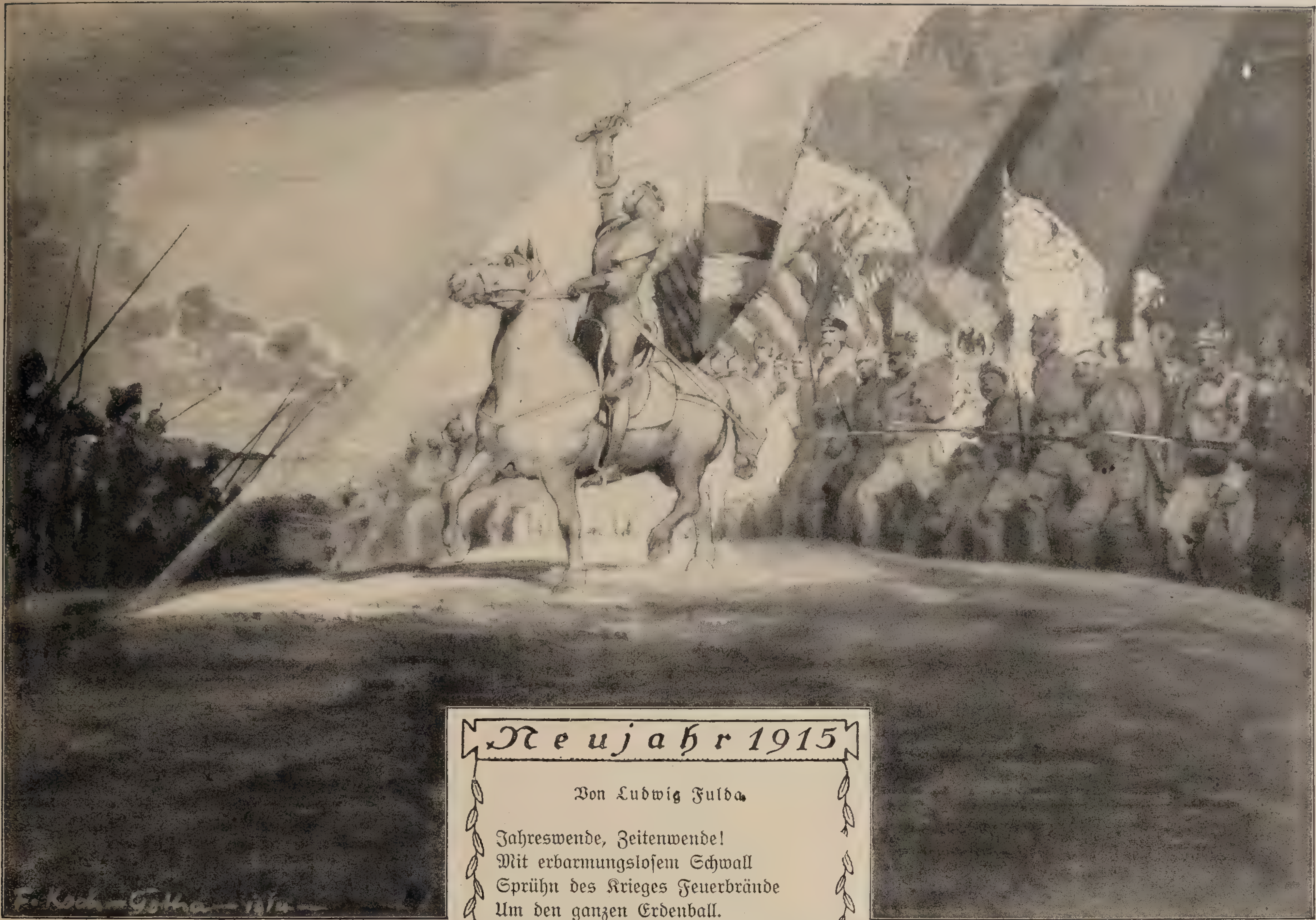


Nach Empfang der Weihnachtspakete. Phot. Photo-Union



Große Neujahrs-Reinigung im Felde.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22.24.



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Neujahr 1915

Von Ludwig Fulda.

Jahreswende, Zeitenwende!
Mit erbarmungslosem Schwall
Sprühn des Krieges Feuerbrände
Um den ganzen Erdenball.
Land um Land geht auf in Flammen,
Morsches kracht und bricht zusammen,
Ueberlebtes wankt und fällt;
Doch zu niegeahnten Proben
Hat sich deutsche Kraft erhoben,
Kämpfend gegen eine Welt.

Jahreswende, Völkerwende!
Nie durch fremdes Gut entehrt
Fuhren unsre reinen Hände
Notgedrungen an das Schwert.
Jene, die mit Menschenrechten
Prahlten, um das Recht zu knechten,
Nur auf Raubgewinn bedacht,
Treten jetzt vor ihren Richter
Als betrogne Selbstvernichter
Ihrer angemaßten Macht.

Jahreswende, Weltenwende!
In der Weltgeschichte Lauf
Ging ein Schicksalsbuch zu Ende,
Und ein andres tut sich auf.
Nie mehr soll der Neid es wagen,
Unsrer Arbeit Frucht zu nagen;
Nie mehr soll Erobrerwahn
Sich in Deutschlands Frieden mengen,
Nie Gewalttat mehr beengen
Deutschen Geistes Sternenbahn.

Jahreswende, Herzenswende!
Laßt uns trachten, Mann für Mann,
Daß der Winter groß vollende,
Was der Sommer groß begann.
Ob's auch Blut und Tränen koste,
Frühling grüßt uns aus dem Froste;
Sturmgeheul und Wetterschlag
Schließen unsre Reihen fester,
Und wir bauen am Silvester
Auf des Reiches Ostertag.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

15. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Milan Vidakovich wurde von dem schrecklichen Ton der Trompete erweckt. Die Posaune des letzten Gerichts konnte nicht grauenvoller klingen.

Neben ihm stand ein Mann, der seinen kleinen Sohn bei der Hand hielt.

Das Kind fragte:

„Was geschieht jetzt, Vater?"

„Jetzt wird das Urteil verlesen werden."

Die Trompete schwieg. Man hörte die helle, klare Stimme des Auditors, die wie ein scharfes, zweischneidiges Schwert die Luft zerschnitt. Man verstand jedes Wort, so still war es in dem Hof. Aus weiter Ferne, dumpf und blaß, kam Wagengerassel und Menschengetrappel.

Das scharfe, zweischneidige Schwert stieß in das Herz des alten Milan und drehte sich um und um. Eine unbarmherzige Stimme, die wie ein großes Wasserrauschen war, schrie in ihm:

„Es ist meine Schuld!"

Wieder kam Trompetenschall.

„Was geschieht jetzt, Vater?" fragte der kleine Junge.

„Jetzt wird sein Säbel zerbrochen werden."

Es war, als hielte die ganze Welt in dieser Sekunde den Atem an. Man hörte das feine, leise Klingen des splitternden Stahls. Unerbittlich brüllte die Donnerstimme durch die große Stille:

„Es ist meine Schuld!"

Noch einmal blies der Trompeter.

„Was geschieht jetzt, Vater?"

„Jetzt werden ihm die goldenen Sterne vom Kragen gerissen werden."

Milan Vidakovich stand starr und aufrecht. Er sah eine junge Frau, die weinte. Warum weint sie? dachte er und lauschte der großen Stimme.

Die Fenster wurden geschlossen. Die Menge begann, sich zu zerstreuen. Der alte Vidakovich blieb allein auf dem großen Hof zurück und wartete. Mit einem Male wußte er, daß er seinen Sohn Ilija nicht mehr sehen würde.

Er ging nach Hause, in sein dumpfes, düsteres Zimmer auf dem Fleischmarkt. Er setzte sich in eine Ecke und ließ die Stunden an sich vorübergleiten.

Gegen Abend läutete es. Er öffnete. Seine beiden Schwiegersöhne, die serbischen Schweinehändler, waren vor der Tür. Ihre Gesichter strahlten.

Sie traten in das Zimmer und riefen fröhlich:

„Väterchen Milan, wir bringen gute Nachrichten."

Er stellte ein Flasche Raki und zwei Gläschen auf den Tisch.

Die Schwiegersöhne tranken und wiederholten:

„Wir bringen gute Nachrichten, hörst Du nicht?"

„Ich höre."

„Die Grenze ist wieder geöffnet worden, Väterchen Milan," jubelten sie.

Vidakovich starrte sie an. Er schien die Worte nicht zu verstehen. Dann lief ein Entsetzen über sein graues Gesicht. Er stammelte mit zuckenden Lippen:

„So, so, die Grenze ist wieder geöffnet worden."

Die Tränen rieselten ihm über die Wangen.

Die Schwiegersöhne glaubten, er weinte vor Freude.

Nach einer Weile stand er auf.

„Wohin, Väterchen?"

„Ich komme gleich wieder," antwortete er und ging aus dem Zimmer.

Da er nicht zurückkehrte, suchten ihn die Schwiegersöhne.

Milan Vidakovich lag in der Küche auf dem Boden. Ein Brotmesser steckte bis zum Heft in seiner Brust wie ein scharfes, zweischneidiges Schwert.

XXII.

Heinersdorff und Anna Hafftröm gingen auf dem Nikolajewskij Spuſk spazieren.

Es war ein schöner Tag, kalt, aber windstill.

„Liegt viel Militär in Kiew?" fragte die Hafftröm plötzlich.

„Ich glaube schon, die Generalkommandos zweier Korps sind ja hier."

Sie blickte ihn listig an.

„So habe ich wenigstens gelesen," verbesserte er sich.

„Ist Süßkind nicht der unfähigste Mensch, den man sich nur vorstellen kann? Er mietet für sein Kabarett eine Kneipe, die kein Offizier betreten darf."

„Es ist wirklich zu dumm," erwiderte Heinersdorff ärgerlich.

„Der Mensch hat ja keine Ahnung, wie ein vornehmes Kabarett geführt werden muß. Statt um Mitternacht beginnt er um acht Uhr mit der Vorstellung. Die Preise müssen dreimal so hoch sein. Das vornehmste Lokal in der Stadt ist gerade noch gut genug für ein solches Unternehmen, wenn es Erfolg haben soll."

„Sie müßten ein Kabarett leiten, Fräulein Hafftröm," sagte Heinersdorff.

„Ich werde mich hüten. Wozu? Für wen? Ich bekomme meine Gage, basta!"

Sie standen bei der Nikolausbrücke und blickten auf den Dnjepr, der Eisschollen führte.

„Ich fürchte, wir werden noch Ueberraschungen erleben, mein lieber Kapellmeister."

„Wieso, Fräulein Hafftröm?"

„Ich habe das sichere Gefühl, daß morgen oder übermorgen Direktor Süßkind vom Schauplatz verschwinden und seine Mitglieder im Stich lassen wird."

Heinersdorff erschrak. Die Zugehörigkeit zu der Truppe gab ihm einen festen Halt im feindlichen Lande. Wenn er ihn verlor, schien ihm sein Plan vollständig in die Brüche zu gehen.

„Woraus schließen Sie das, Fräulein Hafftröm?"

„Es ist doch ganz klar. Die Entree-Einnahmen sind so gering, daß damit kaum die Saalmiete gedeckt werden kann. An ein Weingeschäft ist in diesem unmöglichen Lokal gar nicht zu denken, und das ist doch sonst der Hauptverdienst für den Direktor."

„Das verstehe ich nicht," sagte Heinersdorff erstaunt.

„Er bekommt doch Prozente von jeder verkauften Flasche, die in Gesellschaft der Mitglieder getrunken wird."

Heinersdorff begriff jetzt erst, warum Direktor Süßkind Anna Hafftröm die große Gage zahlte.

„Ich bin wirklich neugierig, wann uns der liebe Direktor verlassen wird."

„Das darf nicht sein!" rief Heinersdorf erregt.

„Wollen Sie es hindern?" fragte sie spöttisch.

„Ja."

Anna Hafftröm blickte ihn an und schwieg. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß er sein Schicksal in ihre Hände gelegt hatte, aber er sah keinen Ausweg. Wenn die Tournee in Kiew ein klägliches Ende nahm, konnte er mit leeren Händen nach Hause fahren.

Anna Hafftröm sagte leise und innig:

„Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, Herr Brugger, oder wie Sie sonst wohl heißen. Haben Sie noch nicht gemerkt, daß ich Ihre Freundin bin?"

Er bohrte seinen Blick in ihre Augen, als wolle er ihre geheimsten Gedanken lesen. Sie hielt ruhig seinen Blick aus und sagte:

„Ich werde Ihnen später einmal erzählen, warum ich dieses Land so hasse."

Er schwieg noch immer. Sie half ihm behutsam auf den Weg.

„Ich denke mir, daß Sie irgendein Interesse daran haben, die Tournee weiterzuführen."

„Ja."

„Wie stellen Sie sich das nun vor?"

„Ich möchte, daß Sie das Kabarett leiten, Fräulein Hafftröm, denn dem Direktor Süßkind kann ich mich nicht in die Hand geben."

Sie dachte nach.

„Haben Sie genügend Geld?"

„Ja."

„Wir können den Direktor nicht gänzlich ausschalten, denn er besitzt die Konzession."

„Die Hauptsache wäre, daß Sie das Unternehmen in Ihrem Sinne führten, Fräulein Hafftröm."

„Schön, das ist zu machen. Drei Tage müssen wir allerdings noch in Kiew bleiben, denn Süßkind hat auf vierzehn Tage abgeschlossen."

Heinersdorff antwortete:

„Das spielt ja gar keine Rolle."

Er war jetzt ganz ruhig und vertrauensvoll.

„Ich denke, wir fahren von hier direkt nach Warschau. Die kleinen Städte Rowno und Brest-Litowsk mitzunehmen, hat keinen Sinn. In solchen Orten wird man zu sehr beobachtet." Sie lächelte schlau.

„Wie Sie befehlen, Frau Direktorin."

Nach einer Weile fragte er:

„Wieviel Geld benötigen Sie?"

Sie begann zu rechnen.

„Ich glaube, zweitausend Rubel werden genügen. Ist Ihnen das zuviel?"

„Im Gegenteil, das heißt, es wird wohl zu wenig sein."

„O nein. Ich brauche jetzt meine Gage nicht. Es genügt mir, wenn Sie sie garantieren."

„Ich garantiere," erwiderte er lachend.

Im Hotel gab er ihr das Geld.

„Passen Sie auf," sagte sie, „Sie werden bei der Sache noch ein Geschäft machen."

„Ich hoffe es zuversichtlich."

Als er sich verabschiedete, meinte Anna Hafftröm:

„Ich tue das alles eigentlich ungern und mit Widerstreben."

„Warum denn, Fräulein Hafftröm?"

Sie hielt seine Hand fest und antwortete ein wenig befangen: „Ich habe Angst um Sie. Sie sollten lieber nach Hause fahren."

Nachmittags suchte Anna Hafftröm ihren Direktor auf. Sie fand ihn damit beschäftigt, seinen Koffer zu packen. Er geriet in die peinlichste Verlegenheit, als sie in das Zimmer trat.

Sie lächelte spöttisch und sagte:

„Sie brauchen nicht durchzugehen, Direktor."

Er stotterte unverständliche Worte.

„Ich will mich an Ihrem faulen Geschäft beteiligen."

Er fiel sprachlos auf einen Sessel und nahm alle Bedingungen an, die Anna Hafftröm ihm diktierte. Er blieb nach außen hin Direktor, aber ohne Macht und Einspruchsrecht. Er hatte nur als Reisemarschall und Conférencier zu fungieren. Dafür bekam er ein Drittel des Reingewinns, während zwei Drittel Anna Hafftröm zufielen.

Direktor Gabriel Süßkind küßte ihr dankbar die Hand und begann seinen Koffer wieder auszupacken.

Eine Woche später fand die Eröffnungsvorstellung in Warschau statt. Anna Hafftröm war es gelungen, in einem eleganten Hotel in der Krakowskie Przedmiescie, dessen Küche berühmt war, einen kleinen Saal zu mieten. Der Raum war entzückend mit Blumen geschmückt und faßte kaum hundert Personen. Die Preise waren so hoch, daß nur das exklusivste Publikum nach dem Theater hierher kam. Es gab kein Podium und keinen schmierigen Vorhang und keinen lächerlichen Gong. Die Mitglieder traten zwanglos zu dem Steinwayflügel, der in einer Ecke stand, und sangen ihre Chansons. Die Conférence wurde auf ein geringstes Maß beschränkt. Es sollte, soweit es nur ging, der Charakter einer privaten Veranstaltung gewahrt werden. Das Publikum durfte während des Soupers in keiner Weise durch erzwungene Aufmerksamkeit belästigt werden. Heinersdorff mußte sanfte französische Walzer spielen, und die Sängerinnen verzichteten auf große Stimmentfaltung.

Es war ein voller Erfolg. Direktor Süßkind strahlte und ging stolz wie ein Hahn herum, als wäre es sein Verdienst gewesen. Alle Mitglieder waren in den Morgenstunden von Gästen zu Tisch geladen worden und tranken Champagner wie Wasser. Direktor Süßkind vermochte seinen Gewinn nicht mehr zu berechnen. Er bekam zehn Prozent von jeder Flasche.

Als Heinersdorff um sechs Uhr früh todmüde vom Klavier aufstand, kam Anna Hafftröm zu ihm und fragte:

„Sind Sie mit mir zufrieden?"

„Ich bewundere Sie, Fräulein Hafftröm, ich fürchte nur, daß ich dieses anstrengende Leben nicht lange aushalten werde."

Sie lachte und begann fröhlich das Geld zu zählen, das die Gäste dem Klavierspieler auf den Teller gelegt hatten.

„86 Rubel!" rief sie triumphierend.

Er blickte in ratloser Verlegenheit auf den Sammelteller.

„Es hilft Ihnen nichts," spottete sie, „Sie müssen das Geld nehmen, sonst machen Sie sich verdächtig. Uebrigens ist es durchaus keine Schande, dieses Geld in die Tasche zu stecken. Sie haben es sich sauer genug verdient."

Sie schüttete das Geld in seine Hände.

Der Erfolg blieb dem Kabarett Exzelsior treu. Der kleine Saal war jede Nacht dicht besetzt. Der Champagner warf ungeahnte Prozente ab. Die Damen, mit Ausnahme von Mirjam Gitt, schwammen in Wohlstand. Der Direktor rauchte nur teure Importzigarren. Heinersdorff erhielt am ersten März sein Geld mit Zinsen zurück.

Das Leben war allerdings anstrengend genug. Heinersdorff kam keine Nacht vor sechs Uhr früh ins Bett. Dann schlief er bis in den Nachmittag hinein und erwachte müde und zerschlagen. Manchmal vergaß er vollständig, warum er eigentlich hier war. Es schien ihm, als wäre er sein Leben lang Klavierspieler bei einem reisenden Kabarett gewesen. Dann folgten wieder Stunden der bittersten Erkenntnis. Er war mit keinem Schritt seinem Ziel nähergekommen. Er hatte freilich allerlei Wege unternommen, die zu keinem Erfolg führten. Er hatte Verbindungen mit Personen angeknüpft, die sich als Schwindler oder Erpresser erwiesen, Verbindungen, die nur geeignet waren, ihn in die schlimmsten Gefahren zu stürzen. Er mußte sich eines Tages sagen, daß er sich an ein Unternehmen gewagt hatte, dem er in keiner Weise gewachsen war. Er begriff, daß es eines besonderen Talents bedurfte, um erfolgreich Spionage treiben zu können. Er besaß es nicht, das wurde ihm klar. Er war ein tüchtiger Soldat, aber zum Kundschafter taugte er nicht. Es erschien ihm zwecklos und unwürdig, dieses groteske Leben eines Klavierspielers weiterzuführen. Als er die Nachricht erhielt, daß sein Bekannter, der die Korrespondenz mit Hedwig vermittelte, Rom verlassen mußte, beschloß er heim zu fahren.

In der Nacht, da er Anna Hafftröm von seiner

Absicht Mitteilung machen wollte, kam eine entscheidende Wendung, die seine Pläne umstürzte.

An einem Tisch in der Nähe des Klaviers saß eine Gesellschaft von Offizieren, die ein wenig angeheitert waren und laut debattierten. Einen der Herren kannte Heinersdorff bereits. Es war der Oberst Korsuchin, ein abschreckend häßlicher Mensch mit einem fahlen, stumpfnäsigen Gesicht, das von allen Lastern durchpflügt war. Er kam fast jede Nacht in das Kabarett und schien das lebhafteste Interesse für Anna Hafström zu bezeigen, die auch heute an seiner Seite saß.

Die Offiziere waren in Kriegsstimmung. Sie beschimpften Deutschland und Oesterreich. Heinersdorff hörte in bitterster Seelennot ihre prahlerischen Tiraden. Anderswo saßen ja auch Offiziere beisammen und sprachen vom Krieg. Er erinnerte sich der Freitagabende in dem kleinen stillen Kaffeehaus in Wien. Ihnen war der Krieg immer nur ein heiliger Kampf zur Verteidigung des Vaterlandes gewesen. Hier wurde ein leichtfertiger, verbrecherischer Kampf des Angriffs und der Eroberung gepredigt.

Ein Offizier trank auf den Tag, da die heilige russische Fahne von der Spitze der Stephanskirche wehen würde.

Heinersdorff zitterte vor schmerzlicher Erregung. Sein Gesicht war leichenblaß. In seinen Fingern zuckte das irrsinnige Verlangen, jetzt den Radetzkymarsch zu spielen. Wenn die Offiziere ihm einen Blick zugeworfen hätten, wäre er zweifellos entdeckt worden. Aber niemand schenkte dem Klavierspieler Aufmerksamkeit. Nur Anna Hafström sah gespannt und fragend Heinersdorff in die funkelnden Augen, während sie mit den Offizieren auf den Sieg der russischen Fahne anstieß.

Das Gelage dauerte bis in den grauenden Morgen hinein. Bevor die Offiziere weggingen, sprach Oberst Korsuchin lange Zeit eindringlich auf Anna Hafström ein. Heinersdorff hörte sie schließlich mit lauter Stimme sagen:

„Ich werde kommen."

Nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, trat Anna Hafström zu Heinersdorff, der den Klavierdeckel schloß.

„Ich möchte gern mit Ihnen reden, Herr Brugger."

„Bitte, ich stehe Ihnen zur Verfügung."

Sie sah sich in dem Saal um, den die Kellner in Ordnung brachten.

„Hier ist wohl nicht der richtige Ort. Wollen Sie zu mir kommen?"

Er zögerte einen Augenblick.

„Sie brauchen keine Angst zu haben," spottete sie. „Es geschieht Ihnen nichts."

Er lächelte und verließ mit Anna Hafström den Saal.

„Es ist ein Skandal," schimpfte sie, „daß der Lift noch nicht in Tätigkeit ist. Drei Etagen sind ein bißchen viel nach so einer Nacht."

Sie mußte oft stehen bleiben und nach Atem ringen.

„Das Herz will gar nicht mehr. Wo wohnen Sie?"

„In der vierten Etage."

„Natürlich, Sie müssen ja."

Endlich waren sie in Annas Wohnung.

„Nehmen Sie Platz und entschuldigen Sie mich für fünf Minuten. Ich muß mir einen Schlafrock anziehen, sonst sterbe ich."

Bevor sie in das Schlafzimmer ging, läutete sie dem Kellner und bestellte schwarzen Kaffee.

„Damit Sie mir nicht einschlafen," sagte sie zu Heinersdorff. Als sie wiederkam, stand der Kaffee schon auf dem Tisch.

„So, jetzt ist es gemütlich."

Sie schenkte ihm ein und bat um eine Zigarette. Sie blickte den Rauchwölkchen nach und schien ihren Gast völlig vergessen zu haben.

„Wollten Sie nicht mit mir sprechen?" fragte Heinersdorff.

„Ach ja, verzeihen Sie. Ich möchte Ihnen zuerst eine ganz kurze Geschichte aus meinem Leben erzählen. Die Sache wird Sie kaum interessieren, aber ich kann Ihnen die kleine Unbequemlichkeit nicht ersparen, da Sie mich sonst nicht verstehen würden. Als junges Mädchen studierte ich in Petersburg Musik. Ich stammte aus einer angesehenen und ehrbaren Familie. Auf einem Ball lernte ich einen jungen Offizier kennen. Wir liebten uns. Wir wollten heiraten. Am Morgen nach unserer Verlobung wurde ich von der Polizei aus dem Bett geholt. Ich wurde nihilistischer Umtriebe verdächtigt und kurzer Hand ohne Prozeß nach Semipalatinsk verschickt. Wollen Sie noch eine Tasse Kaffee trinken?"

„Nein," sagte er mit trockener Stimme und starrte Anna Hafström an.

„Sie haben natürlich keine Ahnung, wo Semipalatinsk liegt," fuhr sie gleichmütig fort. „Sie können sich auch nicht vorstellen, wie viel Grauen und Entsetzen in diesem Wort vereinigt ist, aber darauf kommt es jetzt auch gar nicht an. Nach einem Jahr ließ man mich frei und schob mich über die Grenze. Mein Verlobter hatte sich getötet. Aus einem Abschiedsbrief, der in meine Hände gelangte, erfuhr ich, daß der Oheim meines Bräutigams meine Verschickung erwirkt hatte."

Heinersdorff nahm ihre Hand und streichelte sie.

„Wie ist das nur möglich?" fragte er bedrückt.

„In Rußland ist alles möglich," erwiderte sie ohne Erregung. „Ich bin aber noch nicht zu Ende; wissen Sie, wer der Mann war, der mich nach Semipalatinsk geschickt und meinen Verlobten in den Tod getrieben hat? Es ist der Mensch, mit dem ich jede Nacht beim Champagner sitze."

Er ließ ihre Hand los.

„Der Oberst Korsuchin?"

„Der Oberst Korsuchin, Generalstabschef des vierzehnten Armeekorps in Warschau, jawohl."

„Das kann ich gar nicht verstehen," flüsterte er.

„Er kannte mich ja nicht. Ich heiße auch anders als früher. Die Sache ist doch nicht schwer zu verstehen. Bitte, schenken Sie mir noch eine Zigarette."

„Warum erzählen Sie mir dies alles, Fräulein Hafström?"

„Wir haben doch gemeinsame Interessen, nicht?"

„Wieso?" fragte er unsicher.

Sie lachte.

„Ich denke, Sie könnten jetzt, nachdem ich mich in Ihre Hand gegeben habe, ein wenig Vertrauen zu mir haben, Herr Hauptmann."

Er sprang auf.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, ich bin Ihnen eine gute Freundin."

Er setzte sich wieder.

„Sie werden doch jetzt nicht mehr leugnen, daß wir gemeinsame Interessen haben. Sie haben bisher nichts erreicht. Ich will Ihnen helfen."

Sein Blut begann zu fiebern.

„Sie wollen mir helfen, Anna Hafström?"

„Ja. Es ist eine ganz leichte Sache. Wenn Sie ein wenig geschickt sind, ist die Gefahr für Sie sehr gering."

„Ich fürchte keine Gefahr."

„In dem Arbeitszimmer des Obersten Korsuchin, auf seinem Schreibtisch, steht seit gestern eine Stahlkassette, die, wie ich vermute, Dokumente enthält, welche für Sie von Wert sind."

„Woher wissen Sie das? Sie waren in der Wohnung des Obersten?" fragte er voll Widerwillen.

„Gestern, natürlich, sonst wüßte ich das alles nicht. Es war nur ein Anstandsbesuch, der Ihr moralisches Empfinden nicht zu verletzen braucht. Ich denke nun, da ich nicht annehmen kann, daß Ihr Ehrgeiz sich darauf beschränkt, Klavierspieler im Kabarett zu sein, daß Sie sich in den Besitz der Stahlkassette setzen müssen."

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Die sechsjährige Grete kommt begeistert aus der Schule: „Mutti, wir lernen jetzt ein ganz neues Weihnachtslied. Denk' mal, das heißt: „Es ist ein Nuß' entsprungen!"

*

Vor einem Hause steht ein kleines Mädchen und heult zum Gotterbarmen. Ein mitleidiger Herr fragt, was denn geschehen sei. Das Kind kann vor Schluchzen nicht sprechen, es heult nur immer lauter. Nach und nach hat sich eine ganze Menschenmenge um das Kind versammelt. Alle sind gespannt, was für ein Unglück dem armen Wurm widerfahren ist, schon gehen die gräßlichsten Gerüchte von Mund zu Mund. Schließlich kann das heulende Mädchen denn doch ein paar Worte herausbringen: „Der Junge von nebenan," schluchzt es, „der hat gesagt, ich wäre schuld am Kriege!"

*

Der Lehrer läßt die Kinder Buchstaben schreiben. Jeder Junge muß einen anderen Buchstaben malen, eine ganze Seite voll. Nach einiger Zeit meldet sich der kleine Hans: „Herr Lehrer, ich bin mit meinem Jott fertig!"

*

„Ich war bei Kriegsbeginn auf einem Schloß einquartiert", schreibt uns ein Offizier. Die Dame des Hauses war sehr freundlich und sorgte sehr für uns. Abends höre ich, wie sie zum Mädchen sagt: „Stellen Sie morgen früh jedem der Herren einen Krug heißes Wasser vor die Tür. Aber nicht vergessen!" Am andern Morgen bin ich zufällig in der Nähe, als die Hausfrau sagt: „Marie, haben Sie auch heute früh das warme Wasser nicht vergessen?" — Beleidigt sagt Marie: „Aber nein, Madame, ich hab's sogar schon gestern Abend hingestellt!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Französische Meldung in der Neujahrsnacht: „Bei den Deutschen scheint ein großer Sturmangriff geplant zu sein; Tausende von Handgranaten wurden in die Schützengräben gebracht."

RÄTSEL

Eins ist nicht weit und
zwei kein Wasser:
Das Ganze birgt unsre
stärksten Hasser.

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — beck — bin — bri — del — di — dis — e — e — ei — en — erz — es — eu — fah — gra — heit — hi — kor — larm — li — lys — mar — mar — mi — na — na — ne — net — o — ra — ren — ro — sand — sen — sen — ses — sö — son — te — tel — u — um — wich — ze

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein politisch wichtiges Ereignis der letzten Zeit nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Berühmten Staatsmann. 2. Wichtiges Mineral. 3. Mythologische Gestalt. 4. Militärisches Signal. 5. Fluß in Frankreich. 6. Deutschen General. 7. Italienische Provinz. 8. Bekannten Physiker. 9. Schlachtenort in Lothringen. 10. Berühmten Abenteuerer. 11. Türkischen Namen. 12. Stadt in Indien. 13. Name einer Inselgruppe. 14. Deutsche Industriestadt. 15. Schwedische Insel. 16. Biblischen Namen. 17. Geschoß.

Des Waldes Feind.

Ich besteh' aus Zahn und Rücken,
Meinen platten Leib umwallt
Ein Gewand aus Holz und Stricken.

Vor mir bebt der ganze Wald·
Denn mit mäßiger Gewalt
Kann ich ihn zerstücken.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel: Meerschaum.

Weihnachts-Silbenrätsel:
Frohe Weihnacht, glückliche Heimkehr allen Kriegern.

1. Funker. 2. Offenbach. 3. Egsow. 4. Efendi. 5. Heluan. 6. Achenbach. 7. Tesching. 8. Lindau. 9. Jarnac. 10. Kosel. 11. Irrwisch. 12. Emmich. 13. Eregli. 14. Mameluck. 15. Edinburgh. 16. Rheuma. 17. Lavendel. 18. Emerson. 19. Kanonier. 20. Iliade. 21. Gulaschkanone. 22. Röntgen.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 2

10. Januar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Nach dem Kampf.
Straßenbild aus einer Stadt in Frankreich.



Beschießung feindlicher Flieger mit einem Maschinengewehr, das auf einem Auto angebracht ist.
In Frankreich gezeichnet von Ernst M. Heims.

Im Kampf mit den Fliegern

Der Kampf gegen die Flieger, die durch ihre Beweglichkeit auch die größte Geschwindigkeit der Abwehrmittel erfordern, hat dazu geführt, Maschinengewehre, die sich als „Fliegerschutz“ bewährt haben, auch auf Automobilen zu befestigen. Unser Mitarbeiter, der Maler Ernst Heims, der beim Generalkommando des Gardekorps auf dem Kriegsschauplatz weilt, hat im Bilde die Szene festgehalten, wie der Autoherrenfahrer J. Beutler, der auch als Rennstallbesitzer bekannt ist, mit dem Maschinengewehr auf französische Flieger schießt, die in der Nähe Bomben abwarfen. Das Auto ist ein Wagen von 55 Pferdekräften, der imstande ist, mit der größten Schnelligkeit den feindlichen Vögeln nachzueilen. Verschiedene Autolenker, deren Wagen mit solchen Gewehren ausgerüstet sind, haben sich durch häufiges Schießen auf die feindlichen Flieger eine solche Treffsicherheit angeeignet, daß sie förmlich als Spezialisten für Fliegerabwehr angesehen werden und telephonisch abgerufen werden, um hier und da auf das bombenwerfende Fliegervolk zu jagen. Um einen Flieger zu treffen, muß der Schütze eine große Uebung im Schätzen von Höhe und Entfernung des Flugzeuges besitzen. Flieger, die in einer größeren Höhe als 1000 Meter und dabei 2 Kilometer vom Standplatz der Schützen entfernt schweben, mit Maschinengewehren zu bekämpfen, ist ziemlich aussichtslos, da diese Waffen keine so große wirksame Schußweite besitzen. Erfolge der Schützen in solchen Fällen sind mehr oder weniger Zufallstreffer. Ist der Pilot in der Lage, seinen Apparat in größeren Höhen zu halten, so kann er nur von Geschützen erfolgreich unter Feuer genommen werden. Am wirksamsten sind die eigens zur Beschießung von Flugzeugen, Luftschiffen und Ballonen konstruierten Abwehrgeschütze, deren Geschosse bei einer größten Schußweite von ca. 13000 Metern eine Steighöhe von 8500 Metern besitzen. Sie sind leicht zu richten und können zu wirksamer Verfolgung der Flieger auf Panzerautomobile montiert werden. Die schrapnellähnlichen Geschosse enthalten eine starke Rauchwolken hinterlassende Ladung, die das Einschießen auf das fliegende Ziel erleichtert.



Bericht von den Leiden der Russenzeit.



Der Samariter.
Szene von einem österr. Bahnhof.
Phot. Seebald.



Befestigte Stellung unserer Truppen an der ostpreußischen Grenze.
Vor dem Teich ein Drahtverhau. Phot. Kühlewindt.



Auf einer Landstraße in Russisch-Polen. Aufnahme unseres Spezialphotographen.



Vormarsch auf Warschau. Phot. A. Grohs.



Das Völkergemisch unserer Gefangenentransporte: Inder, Engländer und Franzose.

Die exotischen Truppen unserer Feinde.

Die Gefangenen, die sich im Laufe der Kriegszeit in unseren Gefangenenlagern eingefunden haben, geben einen guten Ueberblick, sozusagen eine lebendige Musterkarte der feindlichen Heere. Am meisten interessieren natürlich die aus Afrika und Asien herbeigeholten „Kulturkämpfer". Frankreich ließ aus Afrika Zuaven, Turkos und Spahis kommen. Von diesen sind nur Turkos, auch algerische Schützen genannt, und die Spahis, die beritten sind, meist Araber- und Berbermischlinge, farbig. Die Zuaven-Regimenter erhalten ihre Rekruten aus Frankreich, größtenteils aus Paris. Es gilt bei vielen jungen Pariser Leuten als fein, bei den Zuaven zu dienen und ihre phantastische Uniform, das kurze Jäckchen und die weite rote Pluderhose, zu tragen. Die Engländer, die ihre farbigen Truppen nur aus Indien geholt haben, dürften sich in der schreckenerregenden Wirkung der „dunkelhäutigen Gurkhas" verrechnet haben. Die vielgenannten Gurkhas rekrutieren sich aus den Bewohnern Nepals, des am Himalayagebirge liegenden indischen Reiches. Die Gurkha-Regimenter entsprechen etwa unsern Schützen-Bataillonen. Die anfangs ausgesprochene Ansicht, daß diese Kinder Indiens den europäischen Winter nicht ertragen würden, dürfte wohl nicht ganz richtig sein, denn in der Heimat der Gurkhas, am Himalaya, herrscht ein viel strengerer Winter als in unseren Breiten.



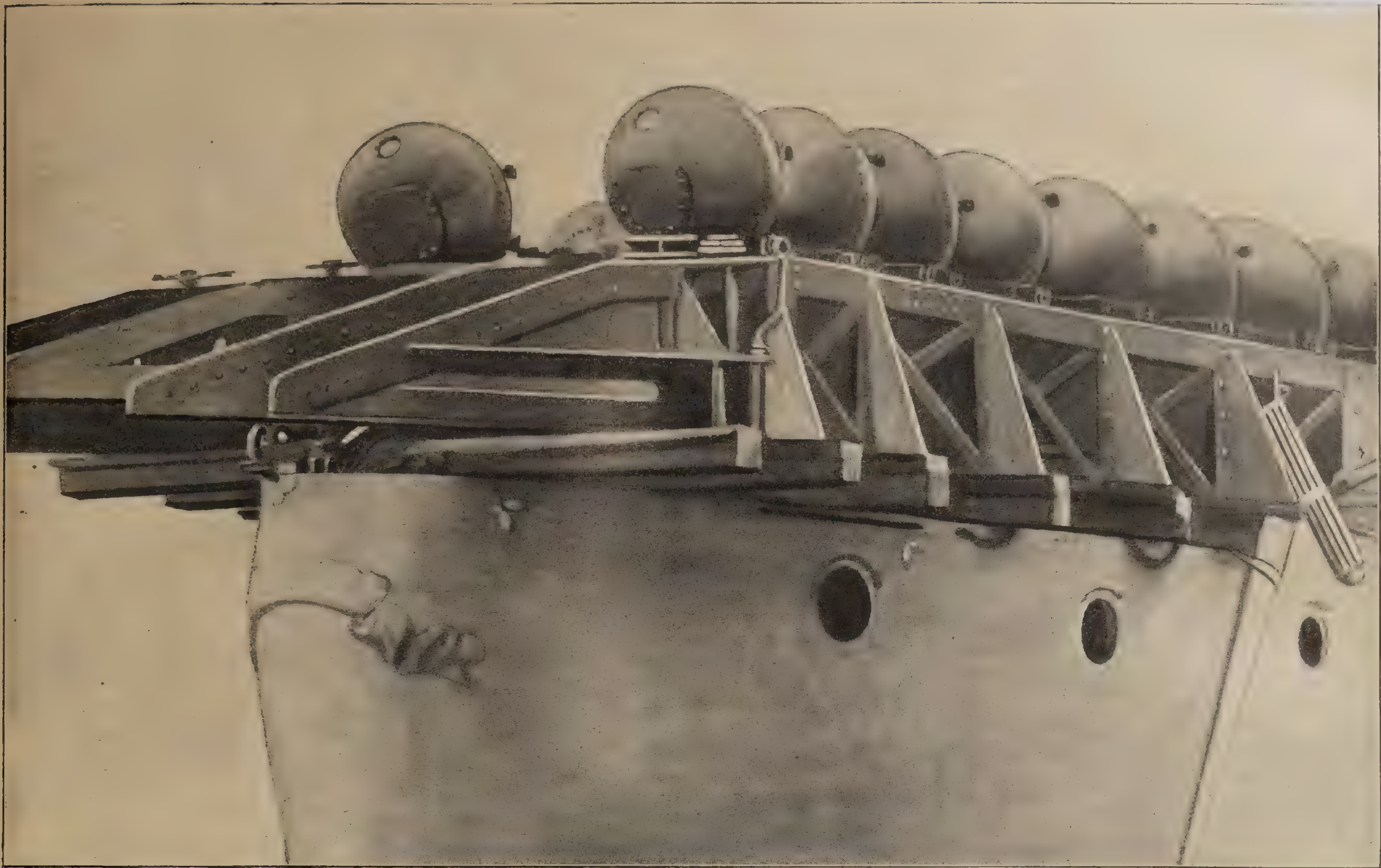
Hussein Kamel Pascha, der von den Engländern zum Khediven von Aegypten ernannt wurde.



Einschleppen des englischen Kriegsschiffes „Glasgow", das in der Seeschlacht bei Coronel schwer beschädigt wurde, in den Hafen von Rio de Janeiro.



Dschemal Pascha, der Führer der gegen Aegypten vorrückenden türkischen Armee.

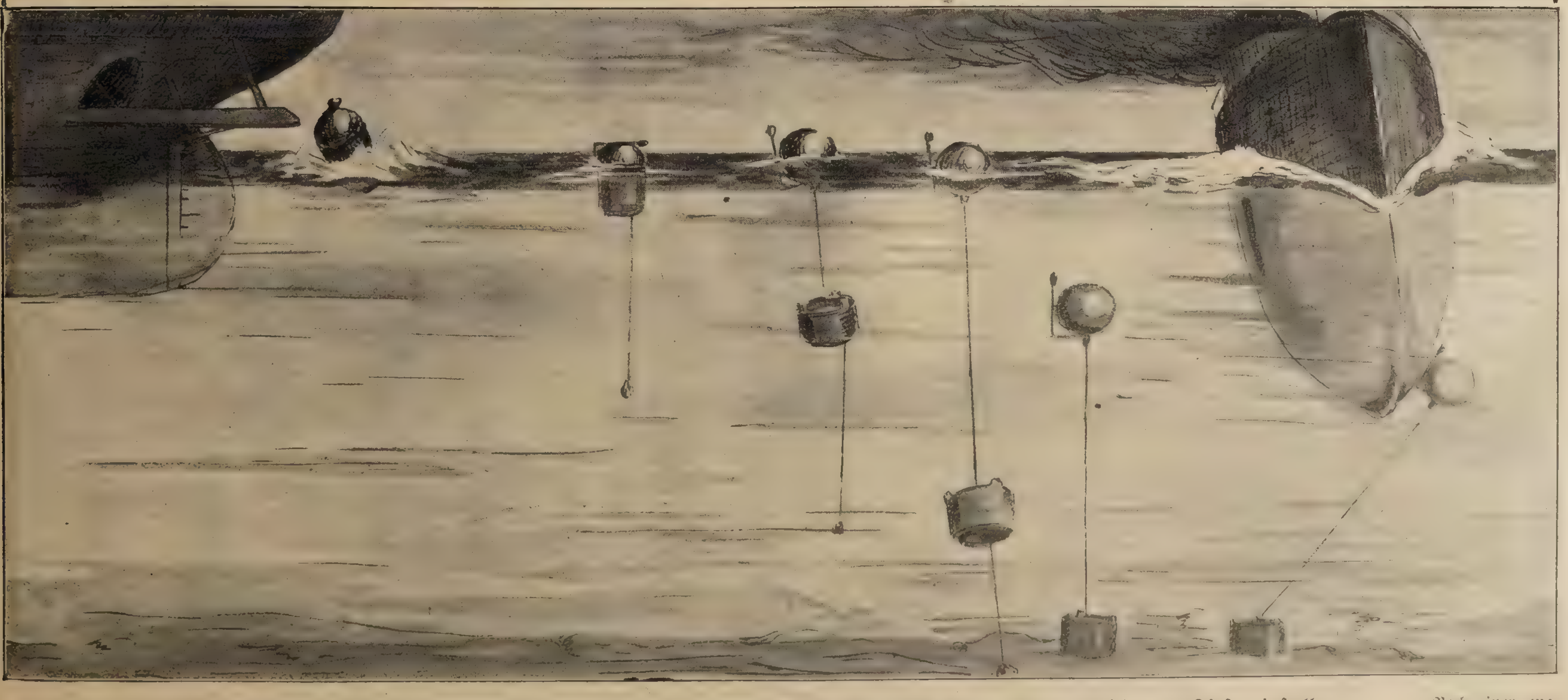


Zum Minenlegen eingerichtetes englisches Schiff mit einer Ladung Mine.

Die Verwendung von Minen im Seekrieg.

Das Ausstreuen und Auffischen von Minen.

Der Amerikaner David Bushnell hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum erstenmal gezeigt, daß Pulver auch unter Wasser zur Entzündung gebracht werden kann, und damit war die Grundlage für die Herstellung von Seeminen gelegt, die heute in der Unterwasserkriegführung eine außerordentlich wichtige Rolle spielen. Wenn schon die erste Anwendung im nordamerikanischen Freiheitskriege stattfand, und bereits im Jahre 1776 von einem allerdings erfolglos verlaufenen Minenangriff gegen die englische Fregatte „Eagle" berichtet wird, so wurde doch erst zu Beginn des nächsten Jahrhunderts die Seemine durch Robert Fulton, den Erfinder des Dampfschiffes, zu einem kriegsbrauchbaren Kampfmittel entwickelt. Seitdem ist die Seemine technisch immer mehr verbessert worden, und hat in allen Kriegen der Neuzeit eine stets steigende Anwendung gefunden. Die Seeminen bestehen aus einem Metallbehälter, der in seinem Innern mit einem stark wirkenden Sprengstoff gefüllt und mit einer besonderen Zündvorrichtung versehen ist. Die Mine soll in dem Augenblick, in dem das feindliche Schiff sich in ihrer unmittelbaren Nähe befindet, zur Entzündung gebracht werden, in die Schiffswände ein großes Loch reißen, so daß das Schiff selbst durch das eindringende Wasser zum Sinken



Schematische Darstellung des Auslegens von Streuminen, die sich selbsttätig auf eine bestimmte Tiefe einstellen.
Links: Das Minenschiff; in der Mitte: Untersinkende Minen; rechts: Auf eine Mine fahrendes Schiff.

Nach einer englischen Zeichnung.



Ein wirksames, aber gefährliches Mittel gegen Seeminen: Auffischen der Minen.
Dampfer mit geringem Tiefgang schleppen beschwerte Drahttaue hinter sich her, die die Minen aus ihrer Verankerung reißen.

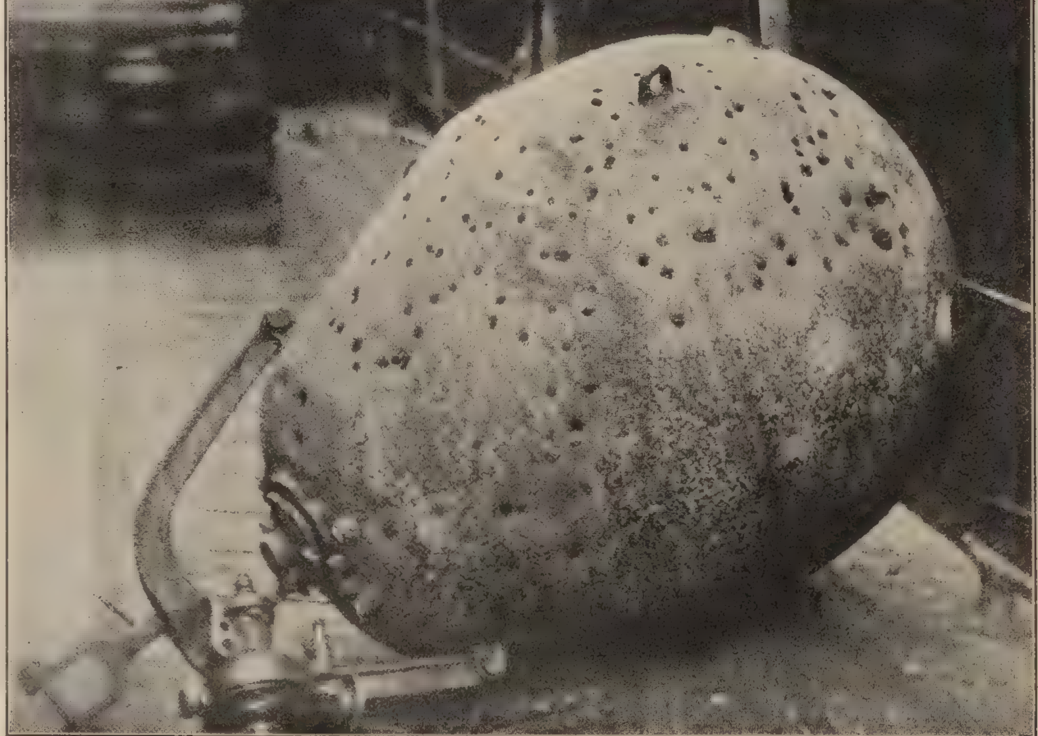


Ans Land geschwemmte Mine.



Ans Land geschwemmte Mine.

gebracht wird. Als Sprengstoff wurde früher das gewöhnliche Schwarzpulver verwendet, das neuerdings durch einen der modernen Sprengstoffe verdrängt worden ist. Am meisten hat sich dabei nasse Schießbaumwolle bewährt, weil diese trotz großer Sprengwirkung unempfindlich gegen mechanische Einwirkung ist. Die Größe der Sprengladung ist allmählich auf über zwei Zentner gesteigert worden. Eine weitere Steigung ist unzweckmäßig, weil dadurch die Handhabung der Minen sehr erschwert wird. Die meisten zur Anwendung gelangenden Seeminen werden verankert. Das Höchstmaß der Ankertaulänge ist begrenzt, so daß das Auslegen der Minen auf bestimmte Wassertiefen beschränkt bleibt. Die Mine selbst muß so tief unter der Wasseroberfläche liegen, daß das vorüberfahrende Schiff an einer wenig geschützten und deshalb die Wirkung der Mine begünstigenden Stelle getroffen wird. Sie darf aber auch nicht zu tief liegen, damit nicht die Schiffe darüber hinweggleiten können, ohne sie zu berühren. Von den nicht verankerten Seeminen, den sogenannten Treibminen, wird nur ein sehr geringer Gebrauch gemacht, weil sie nicht an dem Orte verbleiben, wo sie ausgeworfen sind, sondern durch Strömung und Wind weit weg getrieben, auch der eigenen Schiffahrt gefährlich werden. Die verankerten Seeminen unterscheiden sich nach der Art ihrer Entzündung. Bei den abhängigen Seeminen erfolgt diese vom Lande aus, sie sind deshalb durch ein besonderes Kabel mit einer Landstation verbunden. Von hier aus wird in dem Augenblicke, in dem sich das feindliche Schiff in unmittelbarer Nähe der Mine befindet, der elektrische Stromkreis geschlossen, so daß in der Mine selbst ein Funke entsteht, der die Ladung zur Entzündung bringt. Es ist also erforderlich, daß die Stelle, auf der sich das Schiff befindet, vom Lande aus genau avisiert und festgestellt wird. Bei Nacht und Nebel ist die Anwendung dieser Minen deshalb ausgeschlossen. Eine wesentliche Verbesserung zeigt die sogenannte Elektro-Kontaktmine. Bei ihr wird zwar der elektrische Strom ebenfalls auf dem Lande erzeugt und durch das Kabel der Mine zugeführt, aber der Stromkreis ist in der Mine selbst durch Zwischenschaltung eines besonderen Unterbrechers gestört. Erst wenn dieser sich bei der Berührung durch ein Schiff von selbst schließt, kann der Strom weitergehen. Diese Art Minen sind also ständig scharf und entzünden sich, sowie sie von einem Stoße des Schiffes getroffen



Angeschwemmte Mine mit zahlreichen Spuren von Gewehrschüssen,
die die Mine zur Explosion bringen sollten.



Unsere Soldaten beim Einkauf von Backwaren auf dem Marsch durch eine Stadt in Russisch-Polen. Aufnahme unseres Spezialphotographen.

werden. In weiterer Fortführung dieses Gedankens sind die unabhängigen Minen entstanden, bei denen der ganze Zündungsmechanismus in der Mine selbst liegt, die also vom Lande ganz unabhängig sind und sofort zur Explosion kommen, wenn ein Schiff dagegen anstößt. Dazu gehören die Streuminen, die neuerdings beinahe ausschließlich zur Anwendung kommen. Sie sind mit einer selbsttätigen Tiefeinstellung versehen, durch die sie sich nach dem Auswerfen von selbst auf eine vorher bestimmte Tiefe einstellen und sich dauernd auf ihr erhalten. Eine besondere Entschärfer-Einrichtung soll die Minen unschädlich machen, sobald sie sich von ihrer Verankerung losgerissen haben. Zur Bedienung der Minen, zu ihrer Auslegung und Beseitigung ist besonders ausgebildetes, technisches Personal erforderlich, dem eigens gebaute Minendampfer zur Verfügung stehen müssen. Die Anwendung der Minen erfolgt zunächst an der eigenen Küste zum Schutze der Kriegshäfen und Handelsstädte, um das Vorgehen feindlicher Schiffe zu verhindern. Daneben werden die Minen aber auch in offensivem Sinne verwendet, indem man sie an der feindlichen Küste auslegt, um feindliche Kriegshäfen zu sperren und das Auslaufen der in ihnen befindlichen Kriegsschiffe zu verhindern. Augenblicklich haben wohl alle Staaten, deren Land durch Meer begrenzt wird, Strandwachen eingerichtet, die die Küsten abpatrouillieren und etwa angeschwemmte Minen festhalten sollen. Dann wird bei jeder Mine ein Posten zurückgelassen, der Neugierige zurückhält, und die Mine von Sachverständigen untersucht oder unschädlich gemacht.



Phot. Becker & Maaß

Paul Wegener,
der bekannte Berliner Bühnenkünstler, der das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt und zum Leutnant befördert wurde.



Straße in Dixmuiden, das nach heißen Kämpfen von unsern Truppen erobert wurde. Phot. Benninghoven.

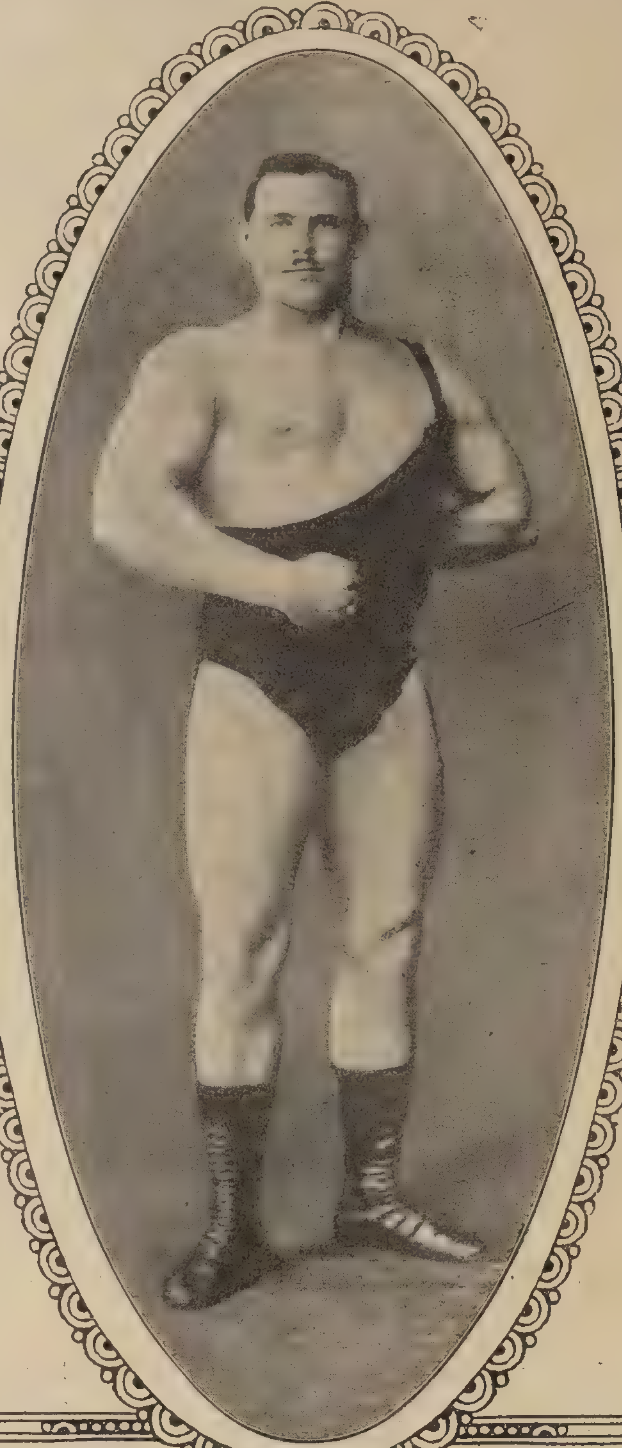


Die Not in Frankreich: Verschenken von Kohlen an Frauen und Kinder, die jeden durchfahrenden Zug umlagern und um Feuerungsmaterial bitten. Phot. A. Grohs.

KRIEGS-KURIOSA



In einer Erdhöhlen-Wohnung der österr.-ungarischen Truppen in Galizien.



Paul Trappen, Obergefr. in einem Fuß-Art.-Reg., Weltmeister im Lastenheben, (Rekord 4740 Pfd.) sendet uns aus dem Felde sein obenstehendes Porträt und schreibt: „Ich habe einen Russen von 142 Pfd. mit meinem kleinen Finger hochgehoben, dann 3 Stück mit dem rechten Arm hochgehoben und eine Strecke weit getragen. Wie da die Russen über uns Deutsche staunten!“



Erste Hilfe in einer Erdhöhle durch den Arzt.

Das „New York Evening Journal“, eine Zeitung, die ihrem Publikum in fast stündlich erscheinenden Extrablättern die neuesten Depeschen vermittelt, brachte kürzlich in ihrer 8. Ausgabe die Meldung: „Die Deutschen fallen an der Yser wie die Blätter.“ In der 9. Ausgabe heißt es: „Die Verbündeten fallen an der Yser wie die Blätter.“ Die Londoner Tageszeitungen machen sich über diese sonderbare Art der Berichterstattung lustig und eine von ihnen knüpft an die Erzählung des Vorfalles die Bemerkung, dies wäre die wahre Neutralität, da könne sich wenigstens jeder aussuchen, was er glauben will! — Ein englischer Meteorologe, der sich in einem längeren Artikel über das Wetter auf den Kriegsschauplätzen verbreitet, kommt zu dem Schlusse, daß das Wetter dort nur so schlecht sei, weil dort so viel mit Kanonen geschossen würde. Es war zu erwarten, daß die alte Theorie vom „Wetterschießen“ früher oder später in dieser Anwendung auftauchen würde! — An der Riviera sind die Preise infolge des Krieges erstaunlich gesunken. So kann man in Nizza und Monte Carlo die wunderschönsten Villen, die sonst für die Saison 15,000 Mark kosteten, jetzt für 2000 bis 3000 Mark mieten. Ein sehr elegant eingerichtetes Stockwerk gegenüber dem Kasinogarten in Monte Carlo, für das man im vorigen Jahre wenigstens 5000 Mark monatlich bezahlen mußte, ist heute schon für 240 Mark zu haben. — Ein eigenartiges Kuriosum hat der Kampf gegen ausländische Erzeugnisse in Paris gezeitigt. Die Franzosen, die einerseits auf das weltbekannte „Eau de Cologne“ nicht verzichten, anderseits aber aus Patriotismus kein Parfüm kaufen wollen, das aus Deutschland stammt und sogar den Namen einer deutschen Stadt führt, haben sich durch eine geniale Idee aus dem Dilemma befreit: Sie haben durch Veränderung eines einzigen Buchstabens aus Eau de Cologne (Kölnisches Wasser) Eau de Pologne (Polnisches Wasser) gemacht. — Wie alljährlich zu Neujahr hat auch diesmal die berühmte französische Wahrsagerin Madame de Thèbes ihre Voraussage für das Jahr 1915 verkündet und für die Zeit von März bis Juli das Ende des Krieges prophezeit.



Wie sich unser Zeichner die Szene vorstellt. Zeichnung von Walter Trier.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24. - - - - -



Dragoner im Schneesturm. Nach einem Gemälde von A. Roloff.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

16. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Wie soll ich der Dokumente habhaft werden?“ fragte Heinersdorff voll Ungeduld.

„Ich sagte Ihnen ja, daß es ziemlich einfach ist,“ erwiderte Anna Hafström. „Oberst Korsuchin hat mich für heute nachmittag zu einem Tee eingeladen. Ich soll einige Lieder vortragen und eine Kollegin mitbringen. Es werden nur wenige Gäste da sein. Sie müssen mitkommen, um mich am Klavier zu begleiten.“

Seine Augen funkelten.

„Ich verstehe. Bei dieser Gelegenheit soll ich die Kassette an mich nehmen?“

„Das wäre plump und gefährlich,“ antwortete sie überlegen. „Sie würden mit Ihrem Raub nicht weit kommen.“

„Wie denn?“

„Sie müssen sich im Laufe des Vormittags eine Kassette verschaffen, die in Größe und Aussehen der Originalkassette gleicht. Mit dieser Kassette in der Hand, die meinen Schmuck enthalten kann, begleiten Sie mich. Das Schlafzimmer des Obersten, das mir als Garderobe dienen wird, stößt an den Arbeitsraum, in dem sich die Dokumente befinden. Sobald ich meine Lieder vorgetragen haben werde, können Sie sich entfernen. Sie werden aus dem Schlafzimmer die Kassette holen und bei dieser Gelegenheit den Umtausch vollziehen.“

„Das widerstrebt mir,“ sagte er kleinlaut.

„Wenn Sie so ein zartes Gewissen haben, mein lieber Hauptmann,“ spottete sie, „dann dürfen Sie keine Spionage treiben. Ich dachte, Ihnen einen Dienst zu erweisen.“

Die Worte des Türken fielen ihm ein: „Alles ist erlaubt, nichts verboten.“

„Verzeihen Sie, Anna Hafström,“ bat er, „ich benehme mich lächerlich. Ich will gern Ihrem Rat folgen.“

„Sobald Sie die Originalkassette haben, gehen Sie nach Haus und kopieren die Dokumente, die Sie interessieren. Wir sind für fünf Uhr eingeladen, Sie können sich also wahrscheinlich um sechs Uhr bereits entfernen und haben Zeit genug, die Abschriften zu machen.“

„Und was geschieht weiter?“

„Ich werde, nachdem die anderen Gäste weggegangen sein werden, bei dem Obersten bleiben. Sie holen mich vor zwölf Uhr im Auftrag der Direktion zur Vorstellung ab und bringen die Kassette mit. Bei dieser Gelegenheit werde ich den Umtausch besorgen.“

Er sah sie voll Bewunderung an.

„Wir müssen nur mit zwei Möglichkeiten rechnen,“ fuhr sie fort, „die den ganzen Plan vereiteln können.“

„Und die sind?“

„Erstens, daß die Kassette keine Dokumente enthält, die für Sie von Wert sind, und zweitens, daß Sie durch irgendwelche unvorhergesehene Zufälle an dem Umtausch verhindert werden.“

„Dieses Risiko muß man tragen.“

„Das ist auch meine Meinung.“

Sie stand auf und holte aus ihrem Koffer einen Wachsabdruck.

„Lassen Sie zur Vorsicht mehrere Schlüssel machen! Hier haben Sie die Größenverhältnisse der Kassette. Sie ist aus grauem Stahl und ganz unverziert.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Anna Hafström?“ fragte er und küßte ihre Hand.

Sie schloß die Augen und schwieg.

Er wagte nicht die Stille zu stören.

Nach einer Weile sagte Anna Hafström:

„Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie müssen auch ein paar Stunden schlafen. Sie werden heute ruhige Nerven gebrauchen.“

Er stand auf.

„Welche Kollegin soll ich mitnehmen?“

„Vielleicht Mirjam Gitt,“ antwortete er nach einiger Ueberlegung.

„Schön. Mirjam Gitt.“

Ein jäher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Was geschieht, Anna Hafström,“ fragte er voll Besorgnis, „wenn ich durch irgendeinen nicht zu berechnenden Umstand daran gehindert werde, die Kassette zurückzubringen?“

Sie richtete ihre stahlblauen Augen fest auf ihn.

„Dann kümmern Sie sich nicht weiter um mich. Trachten Sie so rasch als möglich die Grenze zu erreichen. Ich werde Ihren Rückzug mit meinem Leib decken.“

Sein Herz begann stärker zu schlagen.

„Ich kann nicht verstehen, Anna Hafström,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „warum Sie dies alles für mich tun wollen.“

„Das ist doch ziemlich klar,“ erwiderte sie. „Ich will mich an dem Obersten Korsuchin rächen.“

Er blickte sie ungläubig an.

„Deswegen sind Sie bereit, Ihr Leben aufs Spiel zu setzen?“

[illegible] meinem Leben liegt nicht viel. Es ist niemand auf der Welt, der auch nur eine halbe Stunde lang um mich trauern würde."

„Sie dürfen nicht so sprechen, Anna Haffström."

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch," spottete sie. „Ich biete Ihnen meine Dienste an, und Sie machen sich darüber Gedanken, warum ich es tue. Das kann Ihnen doch ganz gleichgültig sein. Das Ziel muß Ihnen die Hauptsache sein."

„Gewiß, Sie haben vollkommen recht," entgegnete Heinersdorff, „aber es gibt Geschenke, die man nicht annehmen kann, bevor es nicht klar wird, weswegen man sie erhält."

Ihre Blicke glitten an ihm vorbei und blieben irgendwo in der leeren Luft haften.

„Vielleicht liebe ich Sie," sagte Anna Haffström und lächelte bitter.

XXIII.

Mirjam Gitt sang.

Heinersdorff, der sie begleitete, bemerkte an diesem Nachmittag zum erstenmal, wie begabt sie war. Sie hatte keine starke Stimme, aber sie legte so viel Gefühl und Ausdruck in ihre Lieder, daß sie wie persönliche Erlebnisse wirkten.

Als Mirjam Gitt geendet hatte, applaudierten die Herren. Es waren kaum zehn Gäste, die Oberst Korsuchin eingeladen hatte.

Mirjam Gitt dankte und wurde von einem jüngeren Offizier aufgefordert, neben ihm Platz zu nehmen. Er sprach auf sie ein, während sie an seiner Seite saß. Sie hörte nachdenklich zu und suchte die Blicke Heinersdorffs.

Oberst Korsuchin trat zu dem Klavierspieler und bot ihm ein Glas Champagner an. Heinersdorff spielte zum Dank einen leisen Walzer.

Endlich erschien Anna Haffström. Sie war in strahlender Laune und hatte ihren schönen Tag. Sie hielt wie eine Königin Cercle und fand für jeden der Anwesenden ein heiteres, angenehmes Wort.

Heinersdorff blickte auf die Tasten und träumte. Er schritt durch die Maxingstraße und holte seine Braut ab. Sie gingen durch den Wienerwald. Es war im Frühling. Er sah ihr Gesicht, er fühlte ihre Hand, er hörte ihre sanfte Stimme.

„Ich will jetzt singen, sonst schläft uns der arme Kapellmeister ein," sagte Anna Haffström.

Heinersdorff erwachte. Die Offiziere blickten ihn lächelnd an.

Anna Haffström begann zu singen. Der Klavierspieler wurde plötzlich nervös. Seine Finger gehorchten ihm nicht. Auf einer Konsole stand eine kleine, französische Uhr, die silberhell zu schlagen anfing. Heinersdorff zählte aufmerksam die Schläge.

Sechs Uhr.

„So passen Sie doch auf!" fauchte Anna Haffström und stampfte unwillig mit dem Fuß auf.

Heinersdorff versuchte krampfhaft, seine Gedanken auf das Spiel zu konzentrieren. Der Schweiß stand auf seiner Stirn. Er hörte eine Stimme, die zu ihm sagte: „Du wirst nicht mehr zurückkommen". Es war die Großmutter, die alte, fröhliche Frau.

Die Offiziere klatschten Beifall. Heinersdorff trank das Glas Champagner in einem Zug aus. Anna Haffström beugte sich über ihn, als suche sie in den Notenblättern, und flüsterte mit geschlossenen Lippen:

„Nehmen Sie sich zusammen!"

Anna Haffström sang ein Lied nach dem andern. Oberst Korsuchin blickte verklärt auf die Sängerin.

Die kleine französische Uhr schlug halb sieben.

„Ich kann nicht mehr," rief Fräulein Haffström lachend und ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder. Die Gäste umringten sie.

Mirjam Gitt stand auf und wollte die Gelegenheit benutzen, um sich zu entfernen. Der junge Offizier merkte ihre Absicht und hielt sie zurück.

„Ich danke, Herr Kapellmeister, Sie können gehen," sagte Anna Haffström und winkte ihm mit der Hand zu. Heinersdorff packte seine Noten zusammen und schloß das Klavier. Das ganze Zimmer drehte sich im Kreis. Er machte eine linkische Verbeugung und ging schwankend hinaus.

Im Vorzimmer stand ein Diener, der ihm in seinen Mantel helfen wollte. Heinersdorff dankte. Er begab sich in den Raum, der Anna Haffström als Garderobe gedient hatte. Die Stahlkassette lag auf dem Bett. Die Tür zu dem Arbeitszimmer war nur angelehnt. Heinersdorff konnte durch den Spalt den Schreibtisch erblicken, auf dem die Dokumentenkassette stand.

Plötzlich hörte er Schritte. Er zog sich eiligst von der Tür zurück und ordnete seine Noten. Oberst Korsuchin kam aus dem Arbeitszimmer. Er hielt ein Kuvert in der Hand.

„Ich habe vergessen, Ihnen für Ihre freundliche Mitwirkung zu danken, Herr Kapellmeister."

Er überreichte ihm das Kuvert.

„Ich danke ergebenst, Herr Oberst."

Er verwahrte das Geld umständlich in seiner Brieftasche. Der Oberst schien aus Höflichkeit warten zu wollen, bis Heinersdorff das Zimmer verlassen hatte.

„Das Spiel ist verloren," dachte er.

Da steckte Anna Haffström ihren Kopf zur Tür herein und rief schmollend:

„Wo bleiben Sie denn, Oberst?"

Korsuchin wendete sich sofort um und antwortete entschuldigend:

„Verzeihen Sie gnädigst, ich komme schon."

Anna Haffström zog ihn aus dem Zimmer.

Heinersdorff legte die Noten in die Kassette und schlich zur Tür, die in den Arbeitsraum führte. Alles war still. Nur sein Herz klopfte laut und stürmisch.

In unserer übernächsten Nummer beginnt ein neues Werk von

Richard Skowronnek

„Das große Feuer"

der zweite Teil der „Sturmzeichen", des Romans, der unlängst mit fast beispiellosem Erfolg in der „Berliner Illustrirten Zeitung" zum Abdruck gelangt ist. Bis in unsere Tage hat jetzt der Dichter diese kühne Prophezeiung des europäischen Krieges fortgeführt.

Er öffnete die Tür und ging auf den Fußspitzen zu dem Schreibtisch. Aus weiter Ferne hörte man Anna Haffström auflachen. Dann wurde es wieder ruhig.

Heinersdorff vertauschte die Kassetten und ging festen Schrittes in das Vorzimmer.

Der Diener half ihm in den Mantel. Er gab ihm einen Rubel Trinkgeld.

Heinersdorff verließ langsam und bedächtig die Villa, in der Oberst Korsuchin wohnte. Er schritt ohne Hast und Besorgnis durch den dunkelnden Lazienki-Park. Er war wieder Herr seiner selbst. Die Luft schien weich und mild zu sein, obwohl zu beiden Seiten des Weges noch schmutziger Schnee lag. Es war ja schon März. Daheim blühten bereits die Veilchen.

Als er die Aleja Ujazdowska erreicht hatte, begann er unwillkürlich schneller zu gehen. Er hatte das Verlangen, zu laufen, zu schreien, zu jauchzen. Ein ungeheures Freudegefühl drohte, seine Brust zu sprengen. Es war ihm, als hätte er eine große Schlacht gewonnen.

Er rief eine Droschke an und fuhr in sein Hotel.

Er versperrte sorgfältig die Zimmertür und betrachtete glückstrahlend die Kassette, die er auf den Tisch gestellt hatte. Er zündete sich eine Zigarette an und starrte verliebt auf das kleine Haus aus blankem Stahl. Was enthielt es? Welche Geheimnisse barg es?

Er raffte sich endlich auf und holte die Schlüssel, die er nach dem Wachsabdruck hatte anfertigen lassen. Es waren sechs Schlüssel, von verschiedener Länge. Er versuchte den ersten. Er öffnete nicht. Dann den zweiten und dritten. Sie paßten nicht. Ein leiser Schauer rann über seinen Rücken. Der vierte Schlüssel versagte, dann der fünfte. Heinersdorff blickte mit starrem Entsetzen auf die Kassette und auf den letzten Schlüssel. Eine schwarze Wolke von Gefahr zog auf und verdüsterte das Zimmer. Auch der sechste Schlüssel öffnete nicht.

Heinersdorff ließ seine Hände sinken und glotzte verstört die Stahlkassette an, die ihn zu verspotten schien. Es war ihm, als wäre er von einem riesenstarken Hammer zu Boden geschlagen worden. Er richtete sich mit unerhörter Anstrengung auf und versuchte von neuem die Schlüssel. Einen nach dem andern, mit unermüdlicher Geduld. Es war vergebens. Die Kassette blieb stumm und geschlossen.

Die Zeit zerbröckelte und zerfiel. Man mußte einen Entschluß fassen. Wenn die Schlüssel nicht öffneten, mußte Gewalt eingreifen. Aber wenn die Kassette beschädigt wurde, war Anna Haffström verloren. Sie tat ihm leid. Er jagte sie in einen schlimmen Tod. Aber dies war keine Stunde für Gefühle. Und wenn die Kassette nichts enthielt, was zu wissen wert war? Nutzlos wurde dann Anna Haffström geopfert.

Ich kann nicht anders, dachte er mit bitterer Entschlossenheit und suchte nach einem Werkzeug, um die Kassette zu sprengen. Der Knopfzieher zerbrach.

Heinersdorff stürzte aus dem Haus und lief in ein Eisenwarengeschäft, das in einer Nebengasse lag. Er erzählte eine bunte Geschichte von einem Koffer, den er nicht öffnen könnte, und kaufte Hammer und Stemmeisen.

Er kehrte ruhig und gelassen in das Hotel zurück.

Bevor er das Stemmeisen ansetzte und den Hammer zum Schlag erhob, sagte er:

„Farväl, Anna Haffström!"

Dann schlug er los. Mit halber Kraft. Er wollte großen Lärm vermeiden. Die Kassette wehrte sich wie ein lebendes Wesen. Heinersdorff lauschte angestrengt an der Tür. Nichts rührte sich auf dem Korridor. Die Hotelgäste waren beim Nachtmahl oder im Theater.

Er öffnete das Fenster, damit das Geschrei der Straße den Lärm im Zimmer verdeckte. Dann schlug er los. Mit ganzer Kraft. Die Kassette sprang mit einem dumpfen Knall auf. Sie war bis an den Rand mit Dokumenten gefüllt. Heinersdorff hielt den Atem an. Er hörte auf dem Gang Schritte, die näher kamen. Offenbar ein Kellner oder ein Stubenmädchen, die der Knall aufgestört hatte, und die vielleicht einen Selbstmord vermuteten. Heinersdorff begann laut zu pfeifen. Die Schritte entfernten sich. Er schloß das Fenster. Dann holte er mit bebenden Fingern die Dokumente aus der Kassette. Ein Freudenrausch tobte in seinem Blut. Er hielt in seinen Händen Pläne von unermeßlichem strategischen Wert. Anna Haffström war für Großes geopfert worden.

Er versenkte sich, in einem Taumel von Glück, in die Papiere, die ein absurdes Schicksal ihm in den Schoß geworfen hatte. Er vergaß Ort und Zeit und studierte, als säße er in seinem Wiener Arbeitszimmer.

Ein plötzliches Klopfen an der Tür erweckte ihn.

„Hallo! Verschlafen Sie mir die Vorstellung nicht!"

Es war Direktor Süßkind.

„Ich komme schon zurecht," rief Heinersdorff. Er blickte auf die Uhr. Es war halb zwölf. Wo war die Zeit geblieben? Er hätte ja längst im Zug sitzen müssen. Allzulange konnte Anna Haffström seine Flucht nicht decken.

Er suchte fieberhaft im Eisenbahnfahrplan die Abfahrtszeiten der Züge nach Wien. Den Abendschnellzug hätte er unter gar keinen Umständen erreichen können, denn der ging um sieben Uhr dreißig ab. Er konnte erst morgen früh abreisen. Vielleicht gelang es ihm noch vor der Entdeckung des Raubes die Grenze zu erreichen.

Er verpackte die Dokumente in wasserdichtem Segeltuch und barg sie in der Notenmappe, um sie während der Nacht nicht aus den Augen zu verlieren. Die Kassette und die Werkzeuge trug er in Anna Haffströms Zimmer, das nicht verschlossen war.

Als Heinersdorff in die Garderobe kam, traf er Direktor Süßkind in maßloser Aufregung. Anna Haffström war nicht da.

„Wir müssen die Vorstellung ohne sie beginnen,“ meinte der Kapellmeister. „Vielleicht kommt sie später.“

„Ja, ja, wir müssen beginnen,“ antwortete der Direktor ratlos und stürzte in den Saal.

Als Heinersdorff ihm folgen wollte, begegnete er Mirjam Gitt. Er packte sie bei der Hand und flüsterte:

„Sie dürfen nicht sagen, wo Fräulein Hafftröm ist. Ich bitte Sie darum.“

Sie blickte ihn verstört an und antwortete leise:

„Ich werde nichts sagen.“

Heinersdorff setzte sich zum Klavier. Er spielte schlecht und unaufmerksam in dieser Nacht.

Fräulein Hertha Rohde wurde zweimal aus dem Text gebracht.

In den Pausen tobte der Direktor wie ein Besessener.

„Ich werde dieses pflichtvergessene Frauenzimmer mit einer Monatsgage bestrafen.“

Er glaubte in diesem Augenblick wirklich daran, daß es in seiner Macht läge, die Direktorin des Kabaretts Excelsior zu bestrafen.

Anna Hafftröm kam nicht. Man konnte sich auf sie verlassen. Sie deckte den Rückzug mit ihrem Leib.

Endlos schien diese unbarmherzigste aller Nächte. Heinersdorff konnte sich kaum aufrecht halten. Mechanisch, wie in einem wüsten Traum, glitten seine Finger über die Tasten und formten sanfte Walzer und flotte Märsche, die sein Ohr peinigten. Die Ungeduld fraß in ihm und machte ihn halb besinnungslos. Eine dumpfe Angst um seinen Schatz, der unter den Notenblättern versteckt lag, wühlte in seinen Eingeweiden. Gab es keinen Morgen für diese Nacht der Qualen?

Endlich, endlich war es vier Uhr. Die Damen des Kabaretts saßen bereits beim Champagner. Der Direktor schmunzelte vergnügt. Es ging auch ohne Anna Hafftröm. Margit Talány war schon bei der zehnten Flasche angelangt. Der Saal hatte sich gelichtet. Es kann nicht mehr lange dauern, dachte Heinersdorff und spielte unermüdlich, vom Fieber geschüttelt, sanfte Walzer und flotte Märsche.

Plötzlich brach eine neue Gesellschaft in den Saal ein. Offiziere mit Damen. Sie waren in fröhlichster Stimmung und lachten und lärmten sinnlos. Heinersdorff war der Verzweiflung nahe. Seine Nerven zitterten. Er konnte nicht mehr. Er wollte aufstehen und hinausgehen.

Während er dies überlegte, erblickte er wie durch einen dicken Nebel eine Frau, die ihn neugierig-erstaunt mit lächelnden Augen anstarrte. Ich sehe Gespenster, sagte er verwirrt zu sich und wagte nicht aufzusehen. Er begann von neuem, einen Walzer zu spielen und suchte vorsichtig das lächelnde Gesicht der Frau, das seine Willenskraft gelähmt hatte. Der Nebel schwand. Das nackte Gesicht lebte, war kein Gespenst, wurde riesengroß, erfüllte den ganzen Saal. Madame Golubjew saß bei den Offizieren und lächelte ihm spöttisch zu.

Heinersdorff wurde seltsam ruhig. Seine Nerven entspannten sich.

Madame Golubjew stand auf und näherte sich langsam dem Klavier, als wolle sie sich nach dem Namen des Walzers erkundigen, den der Mann spielte.

Sie stand ganz nahe hinter dem Rücken Heinersdorffs. Er konnte den Duft ihres Körpers spüren.

Sie sagte leise und siegesgewiß:

„Guten Abend, Herr Hauptmann Heinersdorff.“

Kein Muskel zuckte in seinem steinernen Gesicht. Er spielte ruhig und sicher seinen Walzer weiter, vielleicht etwas zu laut, aber sonst durchaus korrekt.

Sie fuhr fort, triumphierend und zärtlich zugleich:

„Ich hoffe, Sie morgen spätestens bis Mittag bei mir zu sehen. Marszalkowska 11.“

Der Klavierspieler schien das Gehör verloren zu haben.

Ein Offizier kam, um Madame Golubjew zum Tisch zu holen.

Sie fragte nachlässig:

„Wie heißt der Walzer, den Sie spielen?“

Heinersdorff antwortete freundlich:

„Dernier soupir, Madame.“

„Merci,“ sagte sie und ging mit ihrem Kavalier zum Tisch zurück.

XXIV.

Um sieben Uhr stand Heinersdorff auf der grauen Straße. Es regnete. Er atmete gierig die feuchtkühle Morgenluft ein und ging langsam und vorsichtig zum Bahnhof. Sein Zug fuhr erst in einer Stunde ab. Still und einsam waren noch die triefenden Straßen. An einer Ecke stand ein alter, kranker Jude im Kaftan neben einem bloßfüßigen kleinen Mädchen, das vor Kälte und Hunger zitterte, und bettelte stumm, mit verzweifelten, irrsinnigen Augen. Heinersdorff schenkte ihm ein Goldstück. Der alte Mann schrie vor Freude auf.

Vor dem Fahrkartenschalter standen schon Reisende. Heinersdorff stellte sich in die Reihe und hielt das Geld bereit. Zwei Herren vor ihm, es waren Deutsche, sprachen leise über das Paßwesen.

Der eine fragte:

„Ist Ihr Paß in Ordnung? Ohne Paß kommen Sie aus dem heiligen Rußland nicht heraus.“

„Ich weiß,“ antwortete der andere.

Heinersdorff wankte, als hätte man ihm ein Messer ins Herz gestoßen. Die ganze Bahnhofshalle versank. Er schien ganz allein zu sein, hilflos und verlassen, inmitten von Millionen heimtückischer, haßerfüllter Feinde. Welch ein unfähiger Narr war er! Sein Paß lag friedlich auf dem Polizeiamt. Gestern noch hätte er ihn unauffällig holen können. Jetzt stand er hier, verloren und gefangen. Die Dokumente, die er in der linken Brusttasche trug, wurden plötzlich unerhört schwer und drückten ihn zu Boden. Tränen der ohnmächtigen Wut verdunkelten seinen Blick.

Der Schalter wurde geöffnet. Heinersdorff konnte nicht aus der Reihe heraustreten und mußte den Leidensweg bis zur Kasse machen. Er ging vorbei, ohne eine Karte zu lösen. Er blieb ratlos und betäubt in der Bahnhofshalle, bis der rettende Zug, der in die Heimat eilte, abgefahren war.

Er versuchte seine Lage klar zu überdenken. Es war unmöglich, heute den Paß zu holen, da Anna Hafftröm vielleicht schon entdeckt war. Der gerade Weg in die Heimat war verschlossen. Man konnte einen Ostseehafen erreichen und von dort auf einem Schiff entkommen. Das Unternehmen schien nicht sehr aussichtsvoll zu sein, denn man kam ohne Paß nicht weit in diesem Land. Aber Heinersdorff war entschlossen, auch das Unmögliche zu wagen, um seine Dokumente zu retten. Er begann hastig die Fahrpläne zu lesen. Es galt, keine Zeit zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Schultze sitzt im Schützengraben und liest eifrig in einer nicht sehr reinlich aussehenden Zeitung: „Was steht denn drin?“ fragt der Nachbar. „Unsere diplomatischen Beziehungen mit Frankreich sind seit den letzten Tagen etwas gespannt.“ — „Von welchem Datum ist denn die Zeitung?“ fragt der Nachbar erstaunt. „Vom Juli 1914“, sagt Schulze entschuldigend, „weißt Du, wenn man nichts anderes zu lesen hat . . .“

*

Eine Kompagnie ist auf dem Schießplatz zur Schießübung ausgerückt, froh, daß sie endlich einmal „knallen“ dürfen. Da kommt der Herr Oberst, prüft, findet alles schlecht, bestimmt sechs Mann zum „Strafappell im Ordonnanzanzug“, krakehlt mit dem Feldwebel und nimmt sich auch Oberleutnant und Hauptmann beiseite. Schließlich sagt er: „Tüchtig aufpassen, Herr Hauptmann! Brav schießen! So ein Uebungschießen muß für jeden Soldaten ein Festtag sein!“

*

Soldat (im Schützengraben): „Nu seht mal diese prachtvolle Leberwurst, die mir meine Minna schickt — die hat das brave Mächen doch sicher ihrer Herrschaft am Munde abgespart!“

*

Frau Krause liest in der Zeitung, daß der Krieg an der Aisne, wo auch ihr Mann steht, etwas zum Stillstand gekommen ist. Sie schreibt darum ihrem Eheliebsten auf einer Feld-Postkarte: „Na, Eduard! Soll ich Dir vielleicht Beine machen?“ —

Zeichnung von Otto Hundt.



Wertvoller Fund.
Englische Offiziere haben bei einem deutschen Gefangenen Karten gefunden, die von sehr wichtiger, strategischer Bedeutung zu sein scheinen.

RÄTSEL

Zu Wasser und zu Lande.

1 2 3 gelesen, auf den Meeren heulen und toben,
2 3 1 bei Berlin, ob seiner Schönheit zu loben.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — a — al — bo — bu — burg — cat — dra — dri — e — e — en — frei — kir — lan — mack — mar — mün — mysl — nay — pan — pe — per — pern — plan — pr — ri — ro — ro — rough — sa — scar — sen — ster — ta — to — tra — y — ze — zi — zunt

sind fünfzehn Wörter zu bilden; der 1. 2. 3. 4. 5. Buchstabe, dann der 5. 4. 3. 2. 1. und wieder der 1. 2. 3. 4. 5. Buchstabe dieser Wörter von oben nach unten gelesen, ergeben eine zeitgemäße Warnung.

Die Wörter bezeichnen: 1. Italienischen Staatsmann. 2. Vielgenannten Ort in Belgien. 3. Stadt im türkischen Kriegsgebiet. 4. Ort an der englischen Ostküste. 5. Name einer berühmten Brücke in Italien. 6. Heldenmütig verteidigte Festung. 7. Deutsche Stadt. 8. Stadt in Dalmatien. 9. Einen Kampfplatz im südlichen Europa. 10. Durch Weinbau berühmten Ort. 11. Deutschen Heerführer. 12. Historisch berühmten Ort in Aegypten. 13. Eine Süßigkeit, die jetzt alt und jung gegessen hat. 14. Das modernste Fahrzeug. 15. Stadt in Westphalen.

Dreifach verschlungen.

Wie der Pythia Sitz, dreifüßig,
Empfang' ich, bewahr' ich, verschließ' ich
Mein Erstes in mir, und wohn' in meinen letzten Beiden.
Mancher besitzt mich nicht ganz. Bescheiden
Birgt er mein Erstes dann in meinen letzten Beiden.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel: England.

Silben-Rätsel: Die Zusammenkunft der nordischen Könige. 1. Disraeli. 2. Eisenerz. 3. Ulysses. 4. Alarm. 5. Marne. 6. Nettelbeck. 7. Umbrien. 8. Fahrenheit. 9. Dieuze. 10. Robinson. 11. Omar. 12. Delhi. 13. Sandwich. 14. Essen. 15. Korsö. 16. Naemi. 17. Granate.

Des Waldes Feind: Holzsäge.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 3

17. Januar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

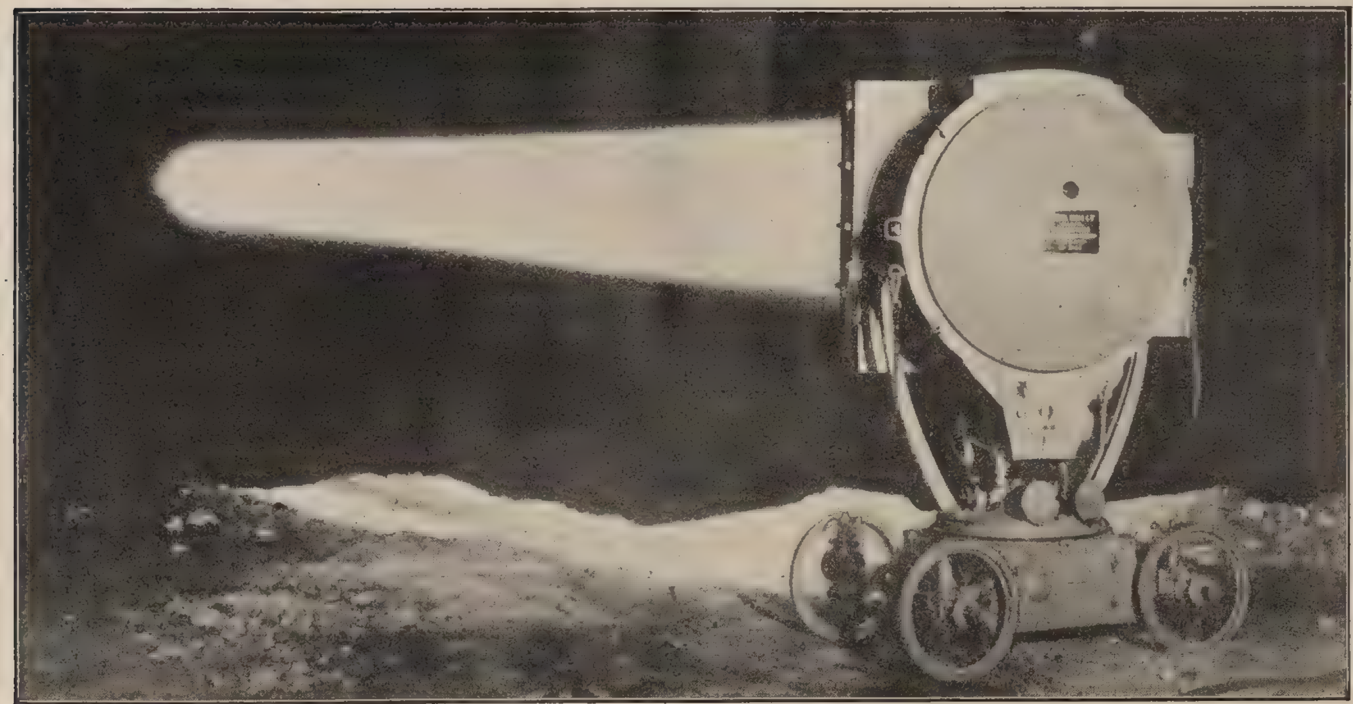
Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Der Kronprinz auf einem Beobachtungsturm.



Der Krieg der Maschinen: Französischer Mörser.



Französischer Scheinwerfer.



Automobilwalze der österreich-ungarischen Truppen zum Verbessern der schlechten Wege in Galizien.

Das Scherenfernrohr

(Zu unserem Bilde auf der ersten Seite.)

Die große Tragweite der neuzeitlichen Schußwaffen hat die Gefechtsentfernungen immer weiter hinausgeschoben. Auch in der offenen Feldschlacht eröffnet die Feldartillerie ihr Feuer schon auf 5—6000 m und im Festungskriege wird auch noch auf 12 km ein wirkungsvolles Feuer abgegeben. Auf solche Entfernungen reicht das menschliche Auge nicht mehr aus, um das feindliche Ziel zu erkennen und die Wirkung des eigenen Feuers zu beobachten. Das frühere Fernglas ist immer mehr verbessert worden und hat jetzt im Scherenfernrohr einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Dieses löst auch das schwierige Problem, daß man mit ihm gewissermaßen um die Ecke sehen kann. Es besitzt dazu zwei lange Arme, an deren Enden die Objektivgläser angebracht sind. Die Arme können entweder nach oben oder nach der Seite auseinander gezogen werden. Werden die Arme wagerecht gestellt, so kann der Beobachter als Deckung einen starken Baum oder dergleichen benutzen, an dessen Seiten die Objektivgläser vorbeisehen. Werden sie senkrecht gestellt, so kann der Beobachter hinter einer Erddeckung, Mauer usw. stehen, die Objektivgläser ragen dann allein über die Stellung hinweg. Durch verschiedene Prismen, die sich im Innern des Fernrohres befinden, wird das von den Objektivgläsern aufgenommene Bild zu dem Okular geworfen, in das der Beobachter hineinsieht. Die Scherenfernrohre haben in der Regel eine zehnfache Vergrößerung. Infolge der Vergrößerung und der weiten Auseinanderstellung der Objektivgläser liefern die Scherenfernrohre ein sehr scharfes, körperliches Bild des beobachtenden Gegenstandes. Die Scherenfernrohre und die zu ihrer Aufstellung notwendigen Gestelle werden in einem Behälter auf dem Beobachtungswagen oder von Berittenen auf einem besonderen Sattelgestell mitgeführt. In den Festungen werden Scherenfernrohre von noch stärkerer Vergrößerung verwendet. Sie sind in die vorgeschobenen Panzerbeobachtungsstände der Panzerbatterien eingebaut. Man bezeichnet sie als „Turmfernrohre“. Auch die höheren Stäbe sind mit Scherenfernrohren ausgerüstet. Die Notwendigkeit einer genauen Beobachtung des Schlachtfeldes durch Fernrohre hat sich namentlich seit der Verwendung des rauchschwachen Pulvers und der Einführung der neuen Felduniformen als unabweisbar herausgestellt. Die Truppen selbst, namentlich die Unteroffiziere und Zugführer, werden mit guten Doppelgläsern ausgerüstet, um den Gegner zu erkennen, den sie beschießen sollen, und häufig wandern diese Gläser in der Schützenlinie entlang, damit auch der einzelne Schütze sein Ziel genau beobachten kann. Unentbehrlich sind gute Gläser für die Kavallerie- und Artillerie-Offizierspatrouillen, und zwar nicht nur für die Offiziere, sondern auch für die einzelnen Unteroffiziere und Mannschaften.



Feldgottesdienst am Neujahrstag in einem Städtchen an der Aisne. Phot. A. Menzendorf.

Jetzt sind die ersten Bilder angekommen, die bei den Weihnachtsfeiern unserer Soldaten im Feindesland aufgenommen wurden, und man sieht, wie die Krieger versuchten, mit kargen Mitteln ein Stückchen Feststimmung zu schaffen, die aber nicht immer so eintrat, wie es die Maler in stimmungsvollen Zeichnungen schilderten. Aus dem Felde erreicht uns ein Feldpostbrief, in dem der Verfasser, Hauptmann B., seine Erfahrung in Prosa und Vers ausdrückt: „Ich habe", schreibt er aus dem Argonnenwald, „in Nummer 52 Ihrer Zeitung die schöne Zeichnung „Weihnacht in den Argonnen" von Fritz Koch-Gotha gesehen und das stimmungsvolle Gedicht von Rudolf Presber dazu gelesen. Leider stimmt die „allgemeine Lage" nicht ganz zu den getroffenen Maßnahmen, wie Sie aus den beifolgenden Knittelversen, die ich verbrochen habe, ersehen wollen.

Wahrheit und Dichtung: — „Schimmernde Tannen" in den Argonnen — Sind ein Traum nur leider Gottes — Und „des Winters Mantel gesponnen" — Um den Wald des Kugeltodes; — Auch der Boden hart wie Eis: — Alles ist nur schön erdichtet, — So behaupt' ich, der es weiß. — Eichen, Buchen nur und Birken — Wachsen im Argonnenwald — Und kein Rauhwind tut bewirken, — Daß es wirklich einmal kalt, — Daß der Boden hart gefriere. — Nein, nur Regen, Regen, Regen — 'S geht mir beinah' auf die Niere — Und von Schmutz ein toller Segen, — Daß man beinah' drin bleibt stecken, — An den Stiefeln, in den Hütten, — An Gewehren und an Rücken — Dies die Wahrheit, muß schon bitten. — Trotzdem herrscht bei uns noch vor — Guter schwäbischer Humor — Und wir bleiben froh und heiter, — Siegen auch ganz wacker weiter: — Weithin in die Wälder hall' es: — Deutschland, Deutschland über alles! —"

Hauptmann B.



Artillerie auf nächtlichem Marsch durch einen brennenden Wald bei Eydtkuhnen. Zeichnung von Paul Haase.

Generalleutnant v. Ludendorff

Nächst Hindenburg gehört der Name des General-Leutnants v. Ludendorff zu den populärsten dieses Feldzuges. Die Popularität Ludendorffs ist noch neu, erst bei den Berichten von der Erstürmung Lüttichs tauchte sein Name auf, als er für sein tapferes Verhalten den Orden Pour le mérite erhielt. Ludendorff wurde im Jahre 1881 Leutnant, kam als Major zur Kriegsakademie, bei der er Militärlehrer wurde, und avancierte zum Abteilungschef im Großen Generalstab. Im April 1914 wurde er vom Obersten zum Generalmajor befördert. Ludendorff hatte dem Kaiser persönlich die Meldung vom Fall Lüttichs zu überbringen, wobei ihn der Kaiser vor Freude umarmt haben soll. Nach Lüttichs Eroberung kam Ludendorff zur Armee Hindenburgs, als dessen Generalstabschef er jetzt die Arbeiten und Erfolge des großen Strategen teilt. Von der Universität Breslau wurde ihm der Doktortitel ehrenhalber verliehen, weil er „durch seinen Anteil an Hindenburgs Ruhmestaten auch der Arbeit der Universität zurzeit den Fortgang gewährleistet", wie es in der Verleihungsurkunde heißt. Nach den großen, siegreichen Schlachten der Ostarmee wurde er zum Generalleutnant befördert, zugleich mit der Ernennung des Generalobersten von Hindenburg zum Generalfeldmarschall.— Die neueste Aufnahme Ludendorffs, die wir hier veröffentlichen, ist erst nach Redaktionsschluß eingetroffen und daher nur in einem Teil unserer Auflage enthalten.



Generalleutnant v. Ludendorff,
der Generalstabschef Hindenburgs.
Neueste Aufnahme des Hofphotographen Nicola Perscheid zum Besten des Deutschen Vereins für Sanitätshunde.



Phot. R. Minzloff, Tilsit.

Russische Kriegslist.

Ein Floß, das die Russen aus Eisenbahnschwellen einer zerstörten Kleinbahn verfertigten und, mit 14 angekleideten Strohpuppen und einer Schein-Kanone besetzt, den Memelstrom bei Ragnit in der Dämmerung hinabtreiben ließen. Sie verfolgten damit den Zweck, daß ihnen durch die darauf abgegebenen Schüsse die Stellung und Stärke unserer Feldwachen verraten werden würde. Diese List wurde aber rechtzeitig erkannt und mißlang.

Der Maler der Zeit Kaiser Wilhelms I.



Anton von Werner †

Kaum ein Maler der Neuzeit ist wohl in den breitesten Schichten des deutschen Volkes so bekannt geworden wie Anton von Werner, der getreue Schilderer der großen Zeit von 1870, die gerade in diesen Monaten wieder in unseren Gedankengang gerückt ist. Als der Krieg ausbrach, war der damals 27 jährige Künstler mit der Ausmalung der Aula des Gymnasiums in Kiel beschäftigt. Es war der erste Staatsauftrag, den Werner auszuführen hatte, und stolz ging er ans Werk. In seinen selbstgeschriebenen Lebenserinnerungen (Verlag E. S. Mittler & Sohn) schildert er lustig, wie ihm noch vor Beginn der Arbeit die Frau Schuldirektor sagen ließ, er solle erst in der Küche ihre Eimer anstreichen. Einige Wochen später brach der Krieg aus. Rasch folgten die Siegesnachrichten, und Anton von Werner mochte nicht länger zu Hause bleiben. Ein Auftrag, Moltke zu malen, und die Empfehlung des Großherzogs von Baden verschafften ihm Gelegenheit, ins Feld zu gehen. Er reiste im Oktober 1870 nach Versailles in das Hauptquartier der 3. Armee zum Kronprinzen ab, um dort Studien für später auszuführende große Historienbilder zu machen. Es war die Zeit der Einschließung von Paris, und größere Kämpfe wurden kaum ausgefochten. Der Maler fuhr, als er seine Skizzen fertiggestellt hatte, nach Deutschland zurück, wurde aber am 15. Januar durch ein Telegramm des Kronprinzen zurückgerufen, der ihm sagen ließ, er könnte am 18. Januar „etwas seines Pinsels Würdiges“ erleben. Werner eilte nach Versailles und wurde, wie er selbst erzählte, ohne zu wissen, worum es sich handelte, in einen Saal geführt, in dem etwa 600 bis 800 Offiziere in großer Gala standen. Er erhielt einen Platz in der Nähe der Fürsten, die er sofort eifrig zu skizzieren begann. „Ich sah,“ schreibt der Maler in seinen Erinnerungen, „daß König Wilhelm etwas sprach und daß Graf Bismarck mit hölzerner Stimme etwas Längeres vorlas, hörte aber nicht, was es bedeutete, und erwachte aus meiner Vertiefung erst, als der Großherzog von Baden neben den König trat und mit



Anton v. Werners Gemälde: Bismarcks und Napoleons Zusammentreffen auf der Chaussee von Donchery.
Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Kaiser Wilhelm I. auf dem Sterbelager. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Moltke — Bismarck — Kronprinzessin von Schweden — Großherzog von Baden — Prinz Wilhelm (Kaiser Wilhelm II)

lauter Stimme rief: Seine Majestät, Kaiser Wilhelm der Siegreiche, er lebe hoch!“ — Bei seinem Aufenthalt im Felde hatte Werner wohl alle Männer, die an Deutschlands Einigung mitgearbeitet hatten, gesehen und kennen gelernt, nur den damaligen Kriegsminister von Roon nicht, der auch bei der Kaiser-Proklamation nicht anwesend war. Er lernte ihn erst einige Jahre später in Potsdam kennen, wo er ihm wie der Koloß von Rhodos so wuchtig und fest erschien. Bei dieser Gelegenheit sah er auch den Schah von Persien, der die ganze hohe Gesellschaft über eine Stunde warten ließ und dann den Feldmarschall Moltke im Vorbeigehen mit dem Zeigefinger vor den Bauch stieß, wozu Moltke ein etwas verdutztes Gesicht machte. An den künstlerischen Aufträgen, die sich nach dem Feldzug zur Verherrlichung der Sieger und der Ereignisse ergaben, hatte Werner einen reichen Anteil. Für den Einzug der siegreichen Truppen malte er eines der großen Velarien, die die Straße Unter den Linden schmückten. Werner hatte sich als Motiv den gestürzten Napoleon im Cäsarengewande erwählt, über den die Germania in ihrem Siegeswagen dahinfuhr. Als das Bild aufgehängt worden war, wurde auf Befehl des Kaisers diese Stelle des Bildes mit einem Stück weißer Leinwand verhängt, das erst auf die Fürsprache des Kronprinzen hin wieder entfernt wurde. Bald darauf mußte Werner seine Arbeit an dem großen Bild der Kaiser-Proklamation unterbrechen, da er den Auftrag erhielt, den Entwurf für den Fries am Fuß der Siegessäule zu machen. Da der Umfang der Säule über 20 m betrug, das Bild in einem Stück gemalt werden sollte, mußte Werner die Leinwand auf zwei Walzen



Teil aus Anton v. Werners Gemälde: Die Kapitulation von Sedan.
General Moltke und General Wimpffen in Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870.
Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Der Berliner Kongreß 1878. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner im Festsaale des Rathauses in Berlin. Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.
Graf Karoly — Fürst Gortschakoff — Lord Leaconsfield — Graf Andrassy — Fürst Bismarck — Graf Schuwaloff — Lord Salisbury (stehend) — Mehmed Ali Pascha



Wirkung des Artilleriefeuers in dem heißumstrittenen Dixmuiden.

spannen und den jeweils fertig gemalten Abschnitt aufrollen. Unter den vielen Porträts aus der Zeit von 1870 hat Anton v. Werner wohl am meisten den Feldmarschall Moltke gemalt, der ihm häufig zu seinen Bildern saß und auch im Hause des Malers freundschaftlich verkehrte. Trotzdem erwähnt Werner selbst, daß der berühmte Feldherr menschlich einsam blieb, da eigentlich niemand den Versuch wagte, dieser überragenden Persönlichkeit näher zu treten. Eines der interessantesten Gemälde von Anton von Werner ist das große Bild des Berliner Kongresses, das im Auftrage des Berliner Magistrats gemalt wurde. Werner erhielt die Erlaubnis, diesen historischen Sitzungen, die fast vier Wochen dauerten, beizuwohnen, und skizzierte die einzelnen Staatsmänner auch in seinem Atelier, wo sie ihm zu Porträtstudien saßen. Sehr hübsch ist in seinem Buch zu lesen, wie viele dieser großen Diplomaten, die doch zu einer Beschlußfassung von weltgeschichtlicher Bedeutung zusammengekommen waren, großen Wert darauf legten, recht vorteilhaft dargestellt zu werden, wie z. B. der achtzigjährige Fürst Gortschakow, der den Künstler immer wieder ersuchte, ihn doch nicht zu alt und verrunzelt zu malen. Innige Freundschaft verband den Maler mit Viktor von Scheffel, für dessen Werke er die Illustrationen zeichnete. Auch den bekannten Roman Scheffels, „Ekkehard“, wollte Werner mit Bildern versehen, doch ist die Absicht nicht ausgeführt worden. Die Bilder Anton v. Werners sind durch ihre historische Genauigkeit bezeichnet, wie sie der Maler selbst auch einmal „geschichtliche Urkunden“ nennt. Der Künstler, der nach einem an Ehrungen reichen Leben bis zuletzt die geistige Frische bewahrt hatte, war bekanntlich auch Direktor der Berliner Kunstakademie, der er seine Anschauungsweise aufzuprägen wußte.



General v. Morgen, der erfolgreiche Führer einer Armee im Osten, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Mohrmann.



Neues Leben in Löwen.
Verkehr auf dem Marktplatz mit dem berühmten Rathaus, das völlig unversehrt blieb.



Wiederaufbau der zerstörten Häuser in Löwen.
Phot. R. Sennecke.

BILDER VOM TAGE



Ein weiblicher Feldwebel: Stanislawa Ordynska, eine polnische Legionärin, die in den Reihen der österreich.-ungarischen Truppen so tapfer kämpfte, daß sie zum Feldwebel befördert wurde.
Aus dem heute erschienenen Heft der „Dame"



Vor dem Erkundungsflug.
Aufnahme unseres Spezialphotographen im Osten.



Franz J. Bachinger, der den Gouverneur von Warschau, Baron v. Korff, gefangen nahm und dafür das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt.

Stanislawa Ordynska, die 18jährige polnische Legionärin, trat bei Kriegsausbruch in die Reihen dieser tapferen Freiwilligenschar ein, die von glühendem Hasse gegen die russische Gewaltherrschaft beseelt, unter österr.-ungar. Oberkommando gegen ihre Todfeinde kämpft. Viel Schweres hat dieses junge Mädchen erlebt; ihr Vater, ein begeisterter polnischer Patriot, wurde von den russischen Gewalthabern als politisch verdächtig nach Sibirien verschickt, ihr ältester Bruder verfiel dem gleichen Schicksal, dem sie und ihr jüngerer Bruder sich nur durch eiliges Verlassen Warschaus entziehen konnten. Sie flohen nach Krakau und traten dort in die polnische Legion ein, die von österreichischen Offizieren militärisch ausgebildet wurde. Kurz nach Kriegsausbruch geriet ihr Bruder in russische Gefangenschaft und Stanislawa, die sich bis in die feindlichen Schützengräben als polnische Bäuerin verkleidet, vorgeschlichen hatte, erlebte das Entsetzliche, Zeugin der Vollstreckung des Urteils zu sein, das die Russen über ihn verhängten; er wurde einfach aufgeknüpft. Aber all diese furchtbaren Geschehnisse konnten das tapfere Mädchen nicht niederzwingen. Für einen gelungenen Handstreich, den sie, als Bäuerin verkleidet, ausführte, wurde sie Korporal, für die Gefangennahme dreier russischer Soldaten, die sie an ihr Pferd gebunden einbrachte, Zugführer und nun, da sie krank in Wien liegt, ist sie zum Feldwebel befördert worden



Ein Feldlager unserer Truppen an der ostpreußischen Grenze.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22.24. - - - - - 1 2 3 4 5



Verfolgung. Zeichnung von B. Wennerberg.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

17. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Ein Strom von Reisenden flutete plötzlich durch die Bahnhofshalle. Ein Zug war offenbar eingetroffen. Heinersdorff mußte einige Minuten lang das Studium der Fahrpläne unterbrechen. Die Menschen, denen er im Weg stand, drängten ihn fort. In diesem Moment hatte er die dumpfe Empfindung einer Halluzination: Töschtük Bey ging vorüber. Gleichmütig und gelassen, eine Zigarette zwischen den Lippen. Als Heinersdorff ihn erblickte, wollte er aufschreien vor Ueberraschung, aber kein Ton drang aus seiner trockenen Kehle. Er stürzte dem Türken entgegen, der ihn nicht zu erkennen schien. Stumm und abweisend schritt Töschtük dem Ausgang zu, so daß Heinersdorff ganz irre wurde. Er riß krampfhaft seine Augen auf, um sich zu vergewissern. Er folgte dem Türken, verstört und unsicher, wie einer, der seinen Verstand zu verlieren fürchtete. Töschtük, oder wer es sonst sein mochte, stieg in ein Auto und fuhr davon.

Heinersdorff blickte dem Wagen nach. Der Speichel in seinem Munde wurde gallbitter. Das Fieber schüttelte ihn, daß seine Zähne aufeinander schlugen. Plötzlich machte das Auto halt. An der Straßenecke. Eine Hand streckte sich zum Fenster hinaus. Heinersdorff starrte hin, ungläubig und mit unsicheren Augen. Der Wagen hielt noch immer. Er schien auf irgend etwas zu warten. Heinersdorff setzte sich langsam in Bewegung, wie von einer rätselhaften Kraft angezogen. Er ging zögernd, Schritt für Schritt, als traute er dem Bilde nicht, das seine Augen zeigten. Als er dem Wagen nahe kam, hörte er eine Stimme, eine wohlbekannte Stimme:

„Steigen Sie ein!"

Er saß neben Töschtük. Er hielt seine Hand fest und blickte ihn erschüttert an, unfähig, ein Wort zu sprechen.

Das Auto fuhr davon.

Sie hielten in einer krummen, winkligen Gasse der Altstadt vor einem düsteren, schweigenden Palast.

Töschtük führte den Freund in ein hohes, dunkles Zimmer, dessen Fenster auf einen kleinen Hof hinabblickten.

Heinersdorff stammelte verwirrt:

„Was ist das für ein Zufall?"

Der Türke lächelte:

„Ich glaube nicht an Zufälle."

Er schenkte Heinersdorff ein Gläschen Kognak ein und sagte freundlich:

„Trinken Sie. Ihre Nerven scheinen ein wenig in Unordnung zu sein."

Heinersdorff trank und fragte neugierig:

„Warum glauben Sie nicht an Zufälle?"

Der Türke antwortete bescheiden:

„Weil ich nach Warschau gereist bin, um Sie zu finden, mein lieber Heinersdorff."

„Um mich zu finden?"

„Ja. Ich allein wußte, wo Sie weilten, sonst niemand Ihrer Freunde. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von den Ereignissen in der Heimat zu verständigen."

„Es gibt Ereignisse in der Heimat?"

„Ereignisse, die Ihnen sehr nahe gehen. Wollen Sie eine Zigarette rauchen?"

„Bitte, sprechen Sie!"

„Gern, aber setzen Sie sich. Oberleutnant Vidakovich ist der Spionage überführt und verhaftet worden."

[illegible]dorff sprang auf, blutrot im Gesicht, und stieß einen wilden Schrei der Freude aus.

Der Türke fuhr ruhig fort:

„Er ist zu achtzehn Jahren schweren Kerkers verurteilt worden.“

Heinersdorff jauchzte:

„Wie soll ich Ihnen danken, Bey? Es gibt eine Gerechtigkeit, eine unerbittliche, ewige Gerechtigkeit, für den einzelnen und für alle Völker. Jetzt will ich gern und ruhig sterben.“

„Jetzt beginnt für Sie erst das Leben, mein lieber Heinersdorff,“ sagte Töschtük. „Ich bin ja deswegen hergekommen, um Sie der Heimat wiederzugeben. Sie sind rehabilitiert. Sie können wieder des Kaisers Rock anziehen und in den Generalstab eintreten. Man wird Sie mit offenen Armen empfangen, ich weiß es. Sie dürfen sich freuen, es wird Arbeit geben, harte und fröhliche Arbeit.“

Heinersdorff hörte ihm schweigend zu. Sein seliges Gesicht wurde ernst und nachdenklich. Er setzte sich wieder und blickte starr auf das Fenster.

Töschtük fragte, ein wenig verwundert:

„Ja, freuen Sie sich denn gar nicht? Es wird Krieg geben!“

Heinersdorff lachte leise:

„Ich bin schon im Krieg, Bey.“

„Ich verstehe nicht.“

Heinersdorff griff in die Brusttasche und reichte dem Freund die Dokumente.

Töschtük warf einen Blick auf die Papiere und stieß einen leisen Ruf der Bewunderung aus. Dann stand er auf und umarmte Heinersdorff:

„Ich beglückwünsche Sie. Sie haben Großes geleistet.“

Heinersdorff errötete über das Lob des Türken, der zum erstenmal aus seiner ruhigen Gelassenheit heraustrat.

„Ihr Vaterland kann auf Sie stolz sein,“ sagte Töschtük mit feierlicher Miene.

Heinersdorff antwortete beklommen:

„Das Vaterland hat nichts von Offizieren, die mit wichtigen Papieren im Feindesland sitzen.“

Er berichtete der Reihe nach von den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden. Das Gesicht des Türken wurde ernst und straff.

Als Heinersdorff geendigt hatte, ging Töschtük langsam durch das Zimmer, die Arme hinter dem Rücken verschränkt und den Blick auf den Boden gerichtet. Nach einer Weile blieb er vor dem Freund stehen und sagte nachdenklich:

„Die Lage ist nicht ohne Schwierigkeit. Auf dem direkten Wege kommen Sie nicht mehr über die Grenze, auch wenn ich Ihnen einen Paß verschaffen könnte. Dazu ist es zu spät. Länger als bis Mittag wird Anna Haffström die Entdeckung nicht hinhalten können.“

Heinersdorff nickte ihm zu.

„Das ist klar. Ich dachte an die Möglichkeit, einen Ostseehafen zu erreichen.“

Töschtük schüttelte den Kopf:

„Sie kommen nicht durch.“

„Was dann?“

Töschtük blickte Heinersdorff prüfend an.

„Wir müssen uns jetzt vor allem klar werden, daß es sich nicht um Sie, sondern um Ihre Papiere handelt.“

„Das ist doch selbstverständlich,“ antwortete Heinersdorff.

„Wenn Sie versuchen wollten, über Ostasien in die Heimat zu gelangen, so würden die Dokumente, fürchte ich, Ihrem Vaterland nichts mehr nützen.“

„Dann entfällt eben der Weg über Ostasien,“ sagte Heinersdorff einfach.

„Ich hatte keine andere Antwort von Ihnen erwartet. Wie denken Sie über die Golubjew? Die Frau liebt Sie. Mit ihrer Hilfe finden Sie zuverlässig den Weg in die Heimat.“

„Lieber verrecke ich,“ erklärte Heinersdorff voll Widerwillen.

„Ich weiß, Sie sind ein Schwärmer, aber dem Vaterland zuliebe könnte man Gefühle der Eitelkeit wohl unterdrücken.“

„Das kann ich nicht, Bey. Verlangen Sie, was Sie wollen, aber das kann ich nicht.“

„Dann müssen wir einen anderen Ausweg suchen,“ erwiderte Töschtük und nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder auf. Heinersdorff folgte ihm mit den Blicken. Die Müdigkeit drohte ihn zu überwältigen.

„Haben Sie Geld bei sich?“ fragte Töschtük plötzlich.

„Ja. Fünfzigtausend Rubel.“

„Geben Sie mir das Geld. Ich werde einen Versuch wagen.“

Heinersdorff wollte etwas fragen.

„Es hat keinen Wert, vorher darüber zu reden,“ meinte der Türke. „Ich empfehle Ihnen, sich jetzt niederzulegen und zu schlafen. Sie sind hier ganz sicher und ungestört. Sie werden ruhige Nerven gebrauchen.“

Heinersdorff gehorchte willenlos. Er legte sich auf den Diwan, der in einer Ecke des Zimmers stand, und schlief ein, während Töschtük eine warme Decke über ihn breitete. Der Bey betrachtete den Schlafenden mit einem milden, väterlichen Ausdruck und verließ dann leisen Schrittes das Gemach.

Heinersdorff träumte von seiner Heimat. Er ging durch den Park zum Mausoleum, auf dessen Stirn zu lesen war, von Schnee und Regen halb verwaschen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Er trat in den hellen freundlichen Raum, in dem die Barone von Heinersdorff den letzten Schlaf schliefen. Der Zugwind schleuderte ihm die alte Fahne von Kolin ins Gesicht, die feucht und klebrig war, als wäre sie von frischem Blut durchtränkt. Er ging von Sarg zu Sarg und las die Inschriften. Beim letzten Sarg in der langen Reihe machte er verwundert Halt. Hier stand: „Georg Heinersdorff, geboren am 10. Februar 1879 zu Wien, gestorben am 21. März 1914.“ Er mußte lächeln. Wie ging das zu?

Eine sanfte Hand glitt über seine Stirn. Er öffnete vorsichtig die Augen und sah Töschtük, der vor ihm stand.

„Jetzt haben Sie aber genug geschlafen,“ sagte der Türke freundlich.

Heinersdorff richtete sich auf und fragte:

„Wie spät ist es denn?“

„Sieben Uhr abends.“

„Donnerwetter!“ rief Heinersdorff und sprang auf die Beine. „Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht so herrlich geschlafen wie heute. Bringen Sie gute Nachrichten?“

„Jawohl,“ antwortete Töschtük und lachte mit hellem Glanz in seinen dunklen Augen. „Sie können morgen früh in Ihrer Heimat sein.“

Heinersdorff starrte ihn verblüfft an.

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie können morgen früh in Ihrer Heimat sein.“

Heinersdorff rüttelte ihn voll freudiger Erregung bei den Schultern und rief:

„So sprechen Sie doch deutlicher!“

Töschtük machte sich frei und erwiderte fröhlich:

„Die Sache ist ganz einfach. Ich habe eine Flugmaschine gemietet.“

Heinersdorff jubelte auf:

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!“

„Ich erfuhr, daß ein Militärflieger aus Grodno hier ist.“

„Ein Militärflieger?“ fragte Heinersdorff ungläubig.

„Jawohl, ein echtrussischer Militärflieger, der ehrenwerte Herr Leutnant Tschistjakow mit seinem schönen Zweidecker. Alles andere ergibt sich von selbst.“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Was gibt es da nicht zu verstehen? Mit Geld können Sie im heiligen Rußland alles kaufen. Für vierzigtausend Rubel wird Sie der wackere Offizier in Ihr Vaterland bringen. Dafür haben Sie die Genugtuung, vom Oboz, vom offiziellen Truppenlager, mit Ihren Dokumenten in einem Apparat der Kaiserlich russischen Armee abzufliegen.“

Heinersdorff sagte zweifelnd:

„Ich glaube, daß Sie mich zum Besten halten.“

Töschtük lachte:

„Ich habe Ihnen einen tüchtigen Anzug und einen kurzen Pelz mitgebracht. Im Frack können Sie doch nicht fliegen.“

„Es ist also wirklich wahr, Bey?“

„Natürlich,“ antwortete der Türke gleichmütig. „Jetzt essen Sie vor allem. Sie müssen ja einen schrecklichen Hunger haben.“

„Den hab' ich, weiß Gott.“

Während er aß, zählte Töschtük das Geld ab.

„Hier haben Sie zehntausend Rubel zurück. Billiger war es nicht zu machen. Das Geld bekommt der Flieger natürlich erst knapp vor der Abfahrt. Wir treffen uns um elf Uhr auf dem Oboz.“

Heinersdorff sagte lachend:

„Das macht mir am meisten Spaß, daß ich auf einem russischen Militärflieger nach Hause reise. Darf ich mir den Apparat zum Andenken behalten?“

„Nein, das geht nicht. Den braucht ja der Herr Leutnant selber zum Nachhausefahren.“

Nach dem Essen kleidete sich Heinersdorff um und packte sorgfältig seine Dokumente ein, die er an den Major des Generalstabes Karl Homann, Wien, adressierte.

„Man kann nicht wissen,“ sagte er achselzuckend.

„Natürlich,“ antwortete Töschtük gelassen und zündete sich eine Zigarette an.

„So, jetzt bin ich fertig.“

„Wir haben noch zwei Stunden Zeit.“

Heinersdorff sah plötzlich Hedwig Buschgart vor sich, wie sie ihn an der dunklen Straßenecke küßte und dann mit tapferen Schritten dem Haus zuging.

Er sagte schüchtern und ein wenig verlegen:

„Ich will die Zeit benutzen, um meiner Braut zu schreiben.“

Töschtük gab keine Antwort.

Heinersdorff begann zu schreiben, zögernd und unsicher. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals hinauf. In seine Augen kam ein merkwürdiges Brennen. Er hatte auf einmal das Gefühl, Schicksalsstunden zu durchleben. Zeit und Raum versanken. Er war ganz allein mit Hedwig Buschgart auf der Welt.

„Es ist halb elf,“ sagte Töschtük.

Heinersdorff fuhr auf und stammelte:

„Ja, ich bin so weit.“

Er schloß den Brief und übergab ihn dem Freunde.

„Wollen Sie mir die Liebe erweisen, diesen Brief meiner Braut zu bringen? Ich bin ja vielleicht übermorgen schon bei ihr, aber es kann mir auch etwas Menschliches zustoßen. Wollen Sie, Bey?“

„Gern,“ antwortete der Türke und übernahm das Schreiben.

„Es wird aber einige Monate dauern, ehe ich mich dieses Auftrages entledigen kann. Ich muß jetzt zurück nach Stambul.“

„Das tut nichts, ich weiß wenigstens, daß meine Braut den Brief bestimmt erhalten wird.“

„Darauf können Sie rechnen,“ sagte der Türke mit tiefem Ernst und reichte ihm die Hand.

Bevor sie weggingen, gab er Heinersdorff eine Browningpistole.

„Wozu?“ fragte Heinersdorff erstaunt.

„Man kann nicht wissen,“ erklärte der Bey ausweichend.

Sie fuhren auf Umwegen bis in die Nähe des Oboz und gingen dann eine Strecke zu Fuß.

Leutnant Tschistjakow stand allein bei seiner Maschine und wartete. Er war ein großer, düsterblickender Mann, dessen Augen auffällig nahe beisammen saßen.

Von der Kathedrale des heiligen Johann schlug es elf Uhr, als Töschtük und Heinersdorff anlangten. Töschtük stellte sehr förmlich den Leutnant vor, der steif salutierte. Heinersdorff grüßte schweigend und begann sofort den Apparat zu besichtigen. Es war ein Farman-Doppeldecker. Er untersuchte vorsichtig die Kuppelungen, den Motor, die Oelzuführungsrohre und prüfte die Steuer. Die Maschine war, so weit er in der Dunkelheit feststellen konnte, in Ordnung.

„Sind Sie bereit?“ fragte Töschtük, der das Geld in der Hand hielt.

„Jawohl, wir können fahren,“ antwortete Heinersdorff.

Leutnant Tschistjakow kletterte zu dem Führersitz.

Heinersdorff erklärte laut und entschieden:

„Herr Leutnant, die Führung behalte ich mir vor.“

„Das ist wider die Verabredung,“ antwortete der russische Offizier in französischer Sprache.

„Dann verzichte ich auf die Fahrt,“ sagte Heinersdorff zu Töschtük, der das Geld in die Tasche steckte.

Der Türke zog seine Uhr heraus und erklärte ohne Erregung:

„Herr Leutnant, wir lassen Ihnen zwei Minuten Zeit zum Ueberlegen.“

Leutnant Tschistjakow kletterte vom Führersitz herunter und sagte höflich:

„Bitte!“

Heinersdorff reichte dem Freund die Hand.

„Leben Sie wohl, Bey. Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen.“

Seine Stimme zitterte. Tränen stiegen ihm in die Augen. Es war so entsetzlich schwer, diese treue Hand auszulassen.

„Glückliche Fahrt,“ sagte Töschtük und lächelte krampfhaft.

Heinersdorff riß sich los und kletterte in die Maschine. Der russische Offizier nahm neben ihm Platz. Töschtük trat zu ihm heran und reichte ihm schweigend das Geld.

„Los!“ kommandierte Heinersdorff. Seine Stimme war wieder fest und entschlossen. Der Motor begann zu arbeiten. Langsam glitt die Maschine dahin und surrte in die Höhe.

Der Bey war verschwunden.

Der Scheinwerfer der Zitadelle bestrahlte den Flugapparat.

Heinersdorff sah seinen Begleiter fragend an.

„Ich habe meine Abreise dienstlich gemeldet,“ erklärte Leutnant Tschistjakow.

Alles blieb ruhig. Die Maschine verließ unbehelligt den Lichtkegel des Scheinwerfers.

Die Nacht war finster und regnerisch. Ein starker, günstiger Wind kam von Osten. Sausend ging die Fahrt nach Westen, der Freiheit, der Heimat entgegen.

Der tapfere Rhythmus des Motors ließ Heinersdorffs Herz höher schlagen. Nie hatte er seligere Musik gehört. Wie ein gewaltiger Feldmarsch klang es, gespielt von hundert Kapellen, die endlose Stürmerreihen mit fliegenden Fahnen an den Gegner heranführten. Unüberwindlich und unaufhaltsam drangen sie vor und warfen mit eiserner Kraft die Feinde zurück, die sich der Freiheit entgegenstellten.

Brausende Jubellieder sang der Motor. Ein Sieger kam durch die Luft gefahren. Ein einzelner Mann, einer ganz allein, hatte den Kampf gewagt gegen das große Zarenreich und war Sieger geblieben. Nimm dich in acht, weißer Zar, wenn alle meine Brüder kommen! jauchzte er trunken vor Seligkeit. Die heilige russische Erde wird erzittern, wenn wir marschieren. Wie ein zorniges Ungewitter werden wir einbrechen und für die Freiheit kämpfen. Siehe, wir kommen bald; halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!

So sang Heinersdorff im starken Rhythmus seines Motors, der ihn durch die finstere Nacht zur Heimat trug, in das Vaterland, in das heilige Land.

Plötzlich kam die Stimme des russischen Offiziers, leise und wie aus weiter Ferne:

„Wir müssen niedergehen.“

„Warum?“ fragte Heinersdorff erstaunt.

„Wir überfliegen sonst die Grenze,“ antwortete Leutnant Tschistjakow.

„Sie scheinen vergessen zu haben, Herr Leutnant, daß Sie vierzigtausend Rubel erhalten haben, um mich über die Grenze zu bringen,“ sagte Heinersdorff kalt und verächtlich.

„Davon ist mir nichts bekannt,“ erwiderte der Russe mit einem tückischen Lächeln. „Ihr Freund hat den Apparat für eine Fahrt bis zur Grenze gemietet.“

„Sie lügen, Herr Leutnant!“

Der russische Offizier lachte spöttisch auf und zog das Tiefsteuer. Die Maschine sank.

„Lassen Sie das Steuer los!“ schrie Heinersdorff.

„Bleib' schön ruhig, mein Söhnchen,“ spottete Tschistjakow.

„Lassen Sie das Steuer los!“ schrie Heinersdorff noch einmal.

„Halt' Dein Maul, Brüderchen.“

Die Maschine sank immer tiefer.

Heinersdorff zog den Browning aus der Tasche und legte auf den Russen an.

„Lassen Sie das Steuer los! Zum letztenmal!“

Tschistjakow hielt mit eiserner Faust Heinersdorffs Arm fest.

Der Apparat schwebte kaum mehr hundert Meter über dem Erdboden. Plötzlich fielen Schüsse, erst wenige, dann immer mehr. Die Grenzkosaken beschossen die Flugmaschine. Hageldicht schlugen die Kugeln ein.

„Verflucht!“ stöhnte der russische Offizier und gab Heinersdorffs Arm frei.

„Lassen Sie das Steuer los!“

Langsam und zögernd löste sich die Hand des Russen vom Steuer. Sein Kopf sank auf die Brust. Er seufzte schwer auf, dann blieb er ruhig und unbeweglich. Russische Kugeln hatten den Verräter getötet.

(Schluß folgt.)

HUMOR

Ein Kriegsberichterstatter traf einen großen Trupp russischer Gefangener und unterhielt sich mit ihnen.

„Hat man Euch denn auch gesagt, gegen wen Ihr kämpft?" fragte er einen Deutschrussen.

„Gewiß," entgegnete dieser. „Vor dem ersten Gefecht wurde uns Deutschrussen zur Sicherheit sogar ein Armeebefehl in deutscher Sprache bekanntgegeben, darin hieß es: Soldaten, Ihr kämpft gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn! Das mußten wir wiederholen!"

„Und was habt Ihr Euch da gedacht?" fragte der Journalist.

„O, wir schrien alle sofort: Jawohl, wir kämpfen gegen Deutschland und Oesterreich ungern!" Poldi.

*

In Galizien. Ein mächtiges Kriegslastenauto samt Anhängewagen und 8000 Kilogramm Belastung an Zement nimmt auf dem Wege nach Brody einen versprengten Infanteristen auf. Der Führer des Autos, ein Korporal, läßt sich mit Freuden von dem Infanteristen ablösen, denn er ist schon halb erfroren und ganz durchnäßt. Der Infanterist ergreift energisch das Steuerrad, setzt die Füße auf die Bremsklötze und fährt darauf los. Nach einer halben Stunde steckt der eigentliche Fahrer den Kopf unter der Zeltdecke hervor, um zu sehen, warum er keinen Atem kriegt. Der Motor läuft auf Leergang, der Wagen saust blitzschnell einen steilen Berg hinab.



Vor der Lateinstunde.
„Wenn jetzt Hindenburg keinen Sieg meldet, bin ich verloren."

„Hör'ns Herr Kapral," schreit ihm der hilfsbereite Infanterist ins Ohr, „auf welchenen Knopf druckt man denn, wann dös Auto stehen bleiben soll?"

RÄTSEL

Grammatik und Geographie.

Mein erstes ist Vergangenheit,
mein zweites ein Imperativ.
Das Ganze eine Stadt im Feindeslande tief.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ar — au — be — bel — de — den — dron — es — fa — fan — gal — gar — ge — gi — hu — — in — jor — ka — lo — lo — ma — ments — mont mor — nass — ne — ne — ne — ne — nen — nim — o — pre — ra — ral — re — rie — ri — rod — stab — te — thu — to — um — wal

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, zwei neue Waffen ergeben, die erst in diesem Kriege zur Anwendung gelangten.

Die Wörter bezeichnen: 1. Dichtungsart. 2. Militärische Truppe. 3. Deutsche Kerntruppe. 4. Militärische Kommandobehörde. 5. Geistliches Tonstück. 6. Schlachtort in Frankreich. 7. Deutsche Provinz. 8. Sagenhafte Gestalt. 9. Hohlmaß. 10. Volksstamm. 11. Eine glückliche Eigenschaft. 12. Militärischen Grad. 13. Gebirge im Kriegsgebiet. 14. Schlachtort in Frankreich. 15. Truppenabteilung.

Eine Mahnung.

Aushungern will uns Engeland,
Sorgt, daß die Zufuhr leide. —
Wir werden's Wort bei dem Bestand
An Fleisch, Vieh und Brotgetreide.
Zwar zu beachten ist, daß auch
Wir sehr das Wort — mit einem Hauch.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Zu Wasser und zu Lande: Seeschlachten — Schlachtensee.

Silben-Rätsel:
Spart mit dem Brot.
1. Salandra. 2. Ypern. 3. Trapezunt. 4. Scarborough. 5. Rialto. 6. Przemysl. 7. Freiburg. 8. Cattaro. 9. Adria. 10. Epernay. 11. Mackensen. 12. Abukir. 13. Marzipan. 14. Aeroplan. 15. Münster.

Dreifach verschlungen: Brieftasche.

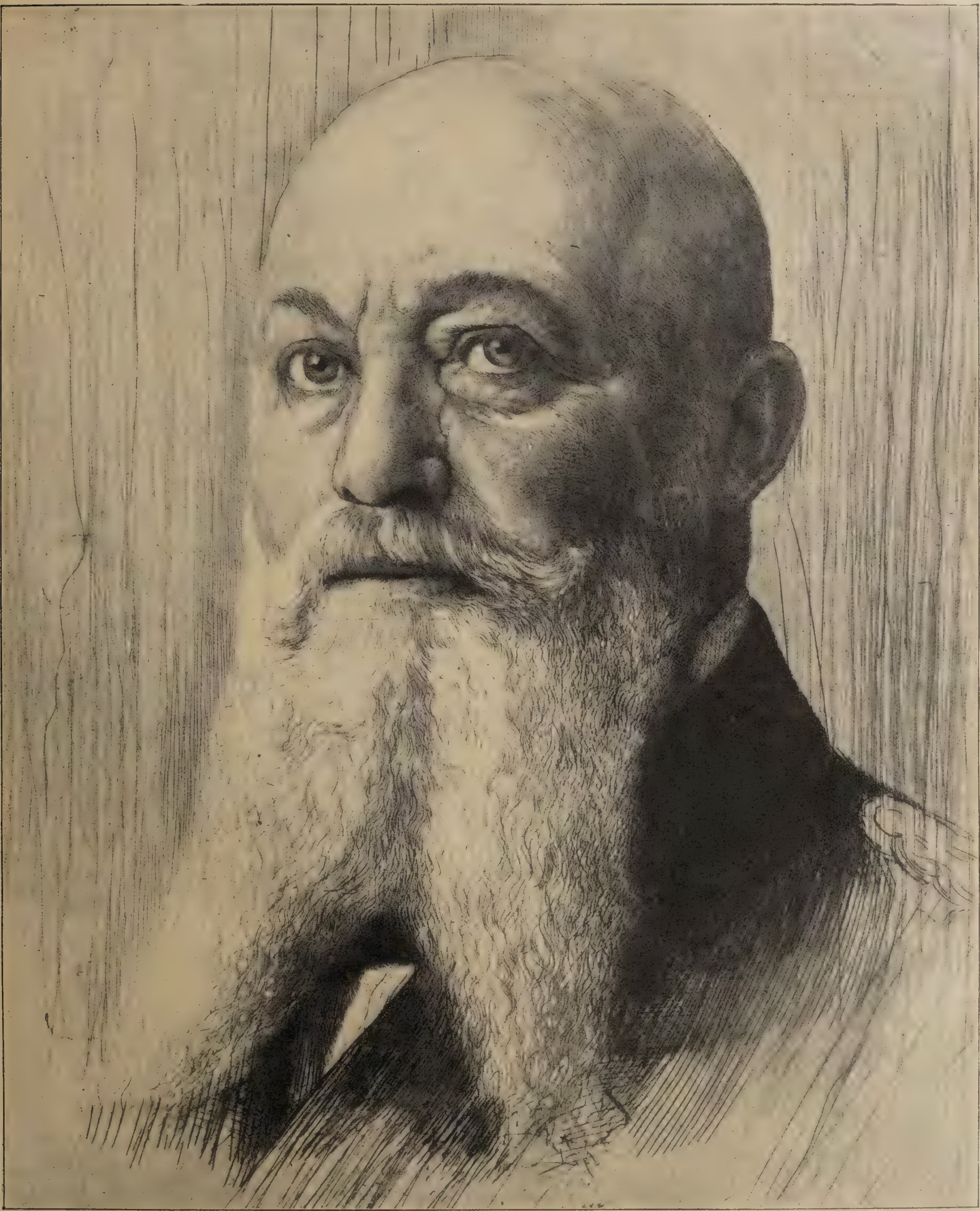
Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 4

Berliner
Illustrirte Zeitung

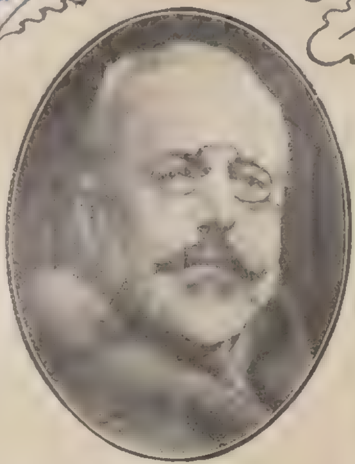
24. Januar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Nach einer Radierung von Sander-Herweg.

Großadmiral von Tirpitz,
seit 18 Jahren Staatssekretär des Reichsmarineamts und Organisator unserer Flotte.



Stephan Frhr. v. Burian, der neue österreichisch-ungarische Minister des Aeußern.



Neueste Aufnahme des Kaisers in Felduniform. Phot. Guschmann.
Zum 56. Geburtstag.



Dr. Helfferich, der neue Reichsschatzsekretär, bisher Direktor der Deutschen Bank. Hofphot. Sandau.

Baron Stephan Burian von Rajecz, bisher der ungarische Minister beim allerhöchsten Hoflager, der an Stelle des Grafen Berchtold zum Minister des k. und k. Hauses und des Aeußern ernannt worden ist, war schon nach dem Tode des Grafen Aehrental, des Ministers des Aeußern zur Zeit der Annexion Bosniens und der Herzegowina, als Nachfolger genannt worden. Er war als ehemaliger gemeinsamer Finanzminister ein genauer Kenner der Verwaltung und der politischen Verhältnisse in den Okkupationsländern; doch war damals die Wahl Kaiser Franz Josephs auf den ehemaligen österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg, Grafen Berchtold gefallen. Graf Berchtold, dessen Rücktritt, wie es in dem kaiserlichen Handschreiben heißt, „gewichtigen persönlichen Gründen" zuzuschreiben ist, hatte seinerzeit nur widerstrebend das schwierige Amt eines Leiters der auswärtigen Politik übernommen. Die drei Jahre seiner Amtsführung aber sind durch den Gang der Ereignisse zu den wichtigsten der Geschichte des Habsburgerreichs geworden. Der neue Minister des Aeußern, ein Schwiegersohn des unvergessenen Freiherrn von Fejervary, gilt als Mann von Tatkraft, wie ihn die schwierige politische Situation jetzt mehr denn je erfordert. Er kennt Rußland, er hat als Vertreter in Sofia und als Gesandter in Athen den Balkan kennen gelernt, und ihm wird die Aufgabe zuteil werden, an der Umgestaltung der Politik zu arbeiten, wenn einmal der Krieg zu Ende sein wird. — Der neue Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich ist der Sohn eines Fabrikanten in Neustadt a.H. Der junge Helfferich widmete sich nach dem Be-



Schützengraben im Westen mit künstlich aufgebautem Wald im Hintergrund. Phot. Krajewski.



An der Aisne: Einer unserer am weitesten vorgeschobenen Schützengraben. Phot. A. Grohs.



Ein Geschütz der österreichisch-ungarischen Motorbatterien in Feuerstellung.
Phot. Kreuzer

suche der Universität vorwiegend wirtschaftlichen Studien; trat aber gleichzeitig beim Reichskolonialamt in die Beamtenlaufbahn ein. Seine hervorragenden Kenntnisse auf dem Gebiete der Kolonialwirtschaft und der wirtschaftlichen Verhältnisse des Orients lenkten sehr schnell die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, zumal er auch mit bemerkenswerten schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Volkswirtschaft hervortrat. 1905 gewann ihn die Deutsche Bank als Leiter ihrer großen Orientinteressen. Für die großen Aufgaben, die ihm durch die



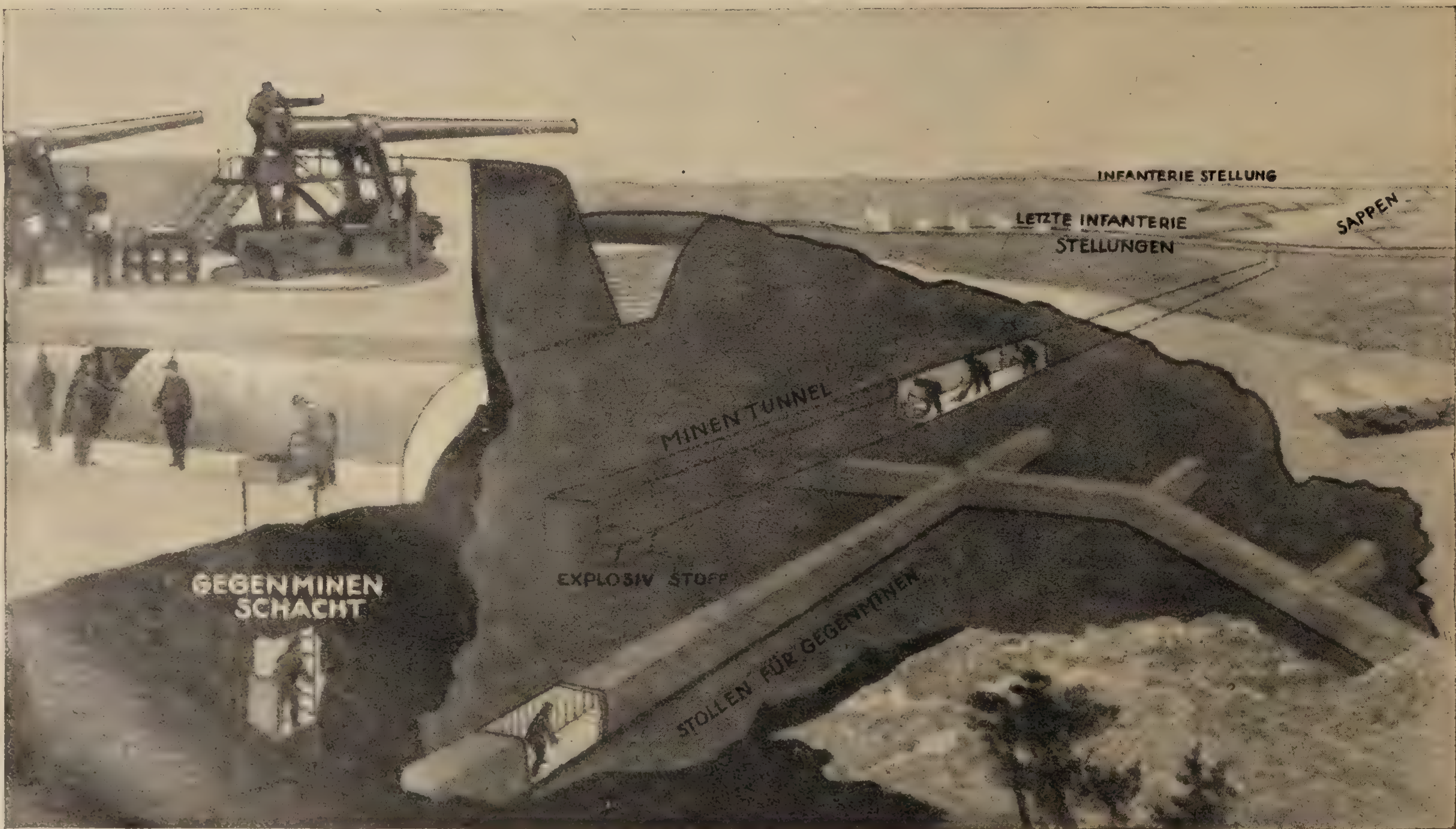
Das Laden des Geschützes.

Neuordnung der Reichsfinanzen nach dem Kriege bevorsteht, bringt Helfferich persönliche Fähigkeiten mit, die hohe Erwartungen rechtfertigen. Er ist ein gründlicher Kenner des Reichsfinanzwesens und des Geldmarktes und ein Mann von weitem Blick und von rednerischer Begabung. Sein diplomatisches Talent, das er im Verkehr mit den Reichstagsparteien wird betätigen können, hat er schon in wichtigen amtlichen Missionen, zuletzt auf der durch den Krieg gesprengten internationalen Finanzkonferenz in Paris, betätigen können.



Sappenkrieg: Angriff auf die feindliche Stellung mit Hilfe von Zickzackgraben, Sappen genannt, und Minengängen. Nach einer Zeichnung des „Scientific American".

Der Sappenkrieg, der jetzt im Westen ausgefochten wird, das Vorgehen gegen den Feind in gedeckten Erdgräben, ist eigentlich ein Kampfmittel aus dem Festungskrieg. Wenn es nicht angebracht erscheint, Festungen durch die reine Gewalt des Granatfeuers zu bezwingen, wie Namur und Antwerpen, ist eine Festung nur durch einen mühsamen Sappeur- und Minierprozeß niederzuringen. Sobald das Bombardement der weittragenden Kanonen der Belagerer das Artilleriefeuer der Verteidiger bezwungen hat, wird die erste Infanteriestellung gegraben; etwa 1200 Meter vor der Festung heben die Pioniere heimlich bei Nacht einen Graben aus. Von diesen Zickzackgräben wird weiter gegraben auf etwa 600 Meter näher an den Feind, wo die zweite Infanteriestellung ausgehoben wird. Die nächste Aufgabe ist es, Minen so nahe wie möglich an die Wälle heranzubringen, wozu unterirdische Galerien ausgehoben werden. In diesen Stollen wird die Sprengladung untergebracht und elektrisch entzündet. Die belagerte Festung wird Gegenminen vortreiben, um diese feindlichen Minen sprengen zu können.



Wie sich die Festung gegen den Sappenangriff wehrt: Anlegen von Gegenminen, die die feindlichen Stollen sprengen sollen. Nach einer Zeichnung des „Scientific American".



Aus eroberten Großstädten: Auf dem Hauptbahnhof in Antwerpen
Bekanntmachung der Züge, die nach Brüssel und Holland fahren.

Phot. Vereenigde Fotobureaux.

Aus eroberten Großstädten

Eindrücke von einer Reise nach den besetzten Gebieten

Wunderliches Gefühl, durch ein erobertes Land zu reisen — doppelt wunderlich, durch die Straßen einer eroberten Großstadt zu bummeln, ein Fremder unter dem Volke und ein Angehöriger der Eroberer. Wie soll man sich's vorstellen? Kann der viel- und feinnervige Körper einer großen Stadt unserer Zeit überhaupt zerfallen? Muß er nicht aus sich selbst heraus neue Lebenskraft gewinnen, muß er sich nicht aus Eigenem ergänzen, selbst wenn ihm durch äußere Gewalt Adern unterbunden oder Glieder abgesprengt werden? Wir haben Beispiele dafür geschaffen, im Westen mehr als eines, im Osten Lodz. — Lüttich, es war unsere erste Eroberung, die erste und die schnellste, eine Großstadt und Fabrikstadt dazu. Durch ganze große Stadtviertel kann man gehen, ohne an den Krieg auch nur denken zu müssen. Dann freilich hier und da ein zerschossenes Haus. Doch nur vereinzelt, denn hier drinnen hatten unsere Granaten nicht viel zu tun. Sie verrichteten ihr Werk im weiten Umkreis der Stadt, und draußen auf den sanftgewellten Höhen, die das Maastal säumen, wurde das Geschick der Stadt entschieden. Diesem Volke ist jeder Tag ein Markt. Auf den langen Kais der Maas, zwischen diesen Brücken entwickelt sich Tag für Tag ein Treiben, wie es aus deutschen Großstädten auf gleicher Breite längst entschwunden ist. An Gemälde niederländischer Meister muß man angesichts der Menge der Dinge denken, die da auf Karren, Körben oder auch einfach und unbekümmert auf der Erde liegen. Und durch das Gewühl, durch das Kreischen und Schreien geht der Landsturmmann. Der Landsturmmann. Er ist charakteristisch für die eroberte, für die gesicherte Stadt. Da steht er auf der Wacht an den Brücken, auf dem Platz Cockerill, und auf dem Lambertplatz ist die Wache. Hier ist der Autopark aufgefahren, und ein Landsturmmann, der so eine Art Polizeidienst versieht, hat seine liebe Not, den Lüttichern in aller Höflichkeit klar zu machen, daß man nicht quer über den Platz bei den Autos



Parade auf dem Hauptplatz in Lille vor dem König von Sachsen.

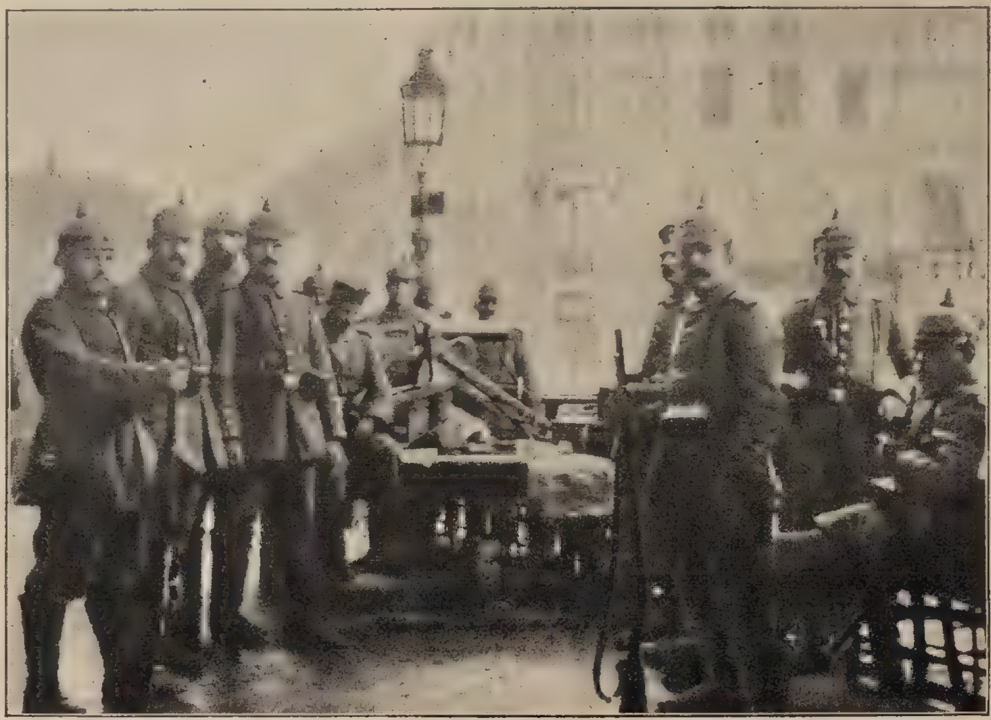


Aus eroberten Großstädten: Vor dem Amtsgebäude des deutschen Gouverneurs in Antwerpen.



Kontrolle der Abreisenden auf dem Bahnhof in Antwerpen.
Phot. Vereenigde Fotobureaux.

vorbeigehen darf, sondern hübsch sittsam auf dem Bürgersteig bleiben soll. Die Läden sind offen, wenige, wie etwa Waffengeschäfte, ausgenommen. An denen klebt ein Plakat: „Geschlossen auf Befehl der Kommandantur.“ Das Leben flutet wie sonst, hastiger als in deutschen Städten gleicher Größe. Gegen Abend gibt es in den paar Hauptstraßen einen regelrechten Bummel. Und grell schrillen in die Dämmerung die langgedehnten Rufe der Zeitungsjungen: „Le Reveil, — Reveil, Journal français allemand!“ — Und der Konkurrent preist an: „Le Journal de Namur, Journal seulement français!“ An den Zeitungskiosken prangt ein wohlbekanntes Plakat, der schwarze Ulan auf grünem Grund: „Sturmzeichen!“



Wachtposten mit Maschinengewehr auf der Straße in Lille.

Die großen Hotels sind mit deutschen Offizieren gefüllt, die Restaurants und Cafés haben ihre Gäste. Freilich — es gibt eine Polizeistunde. Und überdies ist der Ausschank von Schnaps verboten. Weise Maßregeln. Einheimische Schutzmänner, fast ausnahmslos hübsche junge Leute, stehen an den Straßenkreuzungen. Die Elektrische fährt wie gewöhnlich. Man ist gerade dabei, den Krieg zu vergessen — da gemahnt der feste deutsche Landsturmmann wieder an die Wirklichkeit. Dazu von Zeit zu Zeit der stramme Schritt von Patrouillen, die die Wachen ablösen. Es gibt Elektrizität, Gas und so ziemlich alle Bequemlichkeiten des friedlichen Alltags. Und doch ein paar fehlen. Mit der Post ist's noch eine unbestimmte Sache, denn die



Aus dem eroberten Lodz: Die Petrikauer Straße mit dem Grand Hotel, dem Sitz der deutschen Militärbehörde.



Lager der englischen Truppen bei den Pyramiden in Aegypten.

belgischen Briefträger streiken. Die Eisenbahn geht zwar wieder, aber es ist nicht so einfach, daß man sich nur ein Billett zu kaufen braucht, um fortzufahren. Dazu muß man eine besondere Erlaubnis haben. Selbstverständlich wird der Bahndienst von deutschen Eisenbahnern versehen. Nicht viel anders lebt sich's in den andern eroberten Städten. Brüssel hatte ja überhaupt kaum eine Mühsal zu überstehen. Es wurde nicht erobert, sondern nur besetzt. Die Lebenslust ruhte hier nur für ein paar Wochen, um dann erneut aufzuleben. Weit schwerer wurde Antwerpen getroffen. Doch auch hier brachte die stramme deutsche Verwaltung schnell wieder Ordnung in das stockende Getriebe. Nirgendwo wird man so deutlich daran gemahnt, wie überlebt und nutzlos mittelalterliche Umwallung für eine Stadt ist, wie im eroberten Lille. Mauern, Gräben, Tore, sie sind gänzlich unbeschädigt. Jeder Widerstand war nutzlos geworden, als die Außenforts zusammengeschossen waren. Freilich ist Lille härter mitgenommen worden als Lüttich. Im Herzen der Stadt findet man den augenfälligen Beweis für die Zielsicherheit unserer Artillerie. Nicht eine Schramme findet sich am Neuen Theater, aber an dem Häuserblock gegenüber starren leere Mauern in die Luft. Schritt auf Schritt merkt man die deutsche Ordnung. Tafeln mit wegweisenden Plakaten sind angebracht: „Nach der Kommandantur". Und andere mahnen: „Automobile, langsam fahren!" Seltsames Gefühl, durch ein erobertes Land zu reisen. Welche Gedanken mögen hinter der Stirn der Leute wohnen, die man um Auskunft über den Weg bittet? Man erhält die Auskunft, meistens höflich, und doch ist es dann augenfälliger Unterschied zwischen dem Volksschlag in Belgien und auch in Lille und den Bewohnern der kleinen Städte nahe der Aisne. Dort in Belgien und nahe der belgischen Grenze meint man, hinter äußerlicher Gleichgültigkeit stumpfe Verbissenheit zu entdecken. Anders bei den mitteilsamen Leuten an der Aisne. Sie geben sich viel offener und freundlicher. Da steht ein strammes Mädel an der Straßenecke mit einem deutschen Ulanen. Der Sprachschatz der beiden ist wohl kaum sonderlich reichhaltig. Fragt man einen der älteren Einwohner, so erhält man die Antwort: „C'est un malheur pour nous et pour vous, un malheur pour tout le monde. Und das andere — es ist eben Krieg!"

Otto Robolsky.



Prof. Arthur Kampf, der Nachfolger A. von Werners an der Berliner Kunst-Akademie.
Phot. Bieber-Berlin.



Mühsamer Patrouillenritt im tiefen Schnee in Russisch-Polen.
Phot. Photothek.



Komm. General v. Mudra, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Jacobi.

Kriegs-Episoden



Untersuchung eines herabgeschossenen französischen Flugapparates.



Die gefangenen Insassen des herabgeschossenen Flugapparates.

Alle Kunst der ärztlichen Wissenschaft ist aufgeboten, um denen, die im Kampfe Wunden erlitten, zu helfen und die Folgen der Verwundung zu lindern, oder wenn möglich ganz zu beseitigen. Ist im „Feldlazarett", dicht hinter der Front, naturgemäß keine Zeit für schwierige Operationen und dergleichen, so ist das „Kriegslazarett", das meist etwa 20 bis 40 Kilometer hinter den Kampfplätzen liegen wird, in weitestem Maße zur Behandlung schwerer Fälle eingerichtet. Hier tritt auch die Spezialisierung der Medizin in segensreicher Weise in Tätigkeit. Neben dem Chirurgen und Arzt für innere Krankheiten sind Herz- und Augen-Spezialisten vorhanden, die gewiß oft durch ihre Kunst den Soldaten Gesundheit und Bewegungsfähigkeit retten werden. Auch der Zahnarzt ist in diesem Kriege wohl zum ersten Male als Feldzahnarzt vorhanden. Seine Tätigkeit bleibt nicht auf Zahnziehen oder Plombieren beschränkt, sondern er ist Helfer in den vielen Fällen von Kieferverletzungen, wo er oft genug aus Knochensplittern und wackligen Zähnen die Kiefer wieder aufbauen kann. Sobald wie möglich werden die Verwundeten und Erkrankten in die Heimat transportiert, wo sie zuhause in sorgsamer Familienpflege oder im großstädtischen Hilfslazarett die letzten Folgen überwinden können. Auch Sanatorien, Luftkurorte und Heilbäder stehen unseren Soldaten offen, um sie der Gesundheit und damit dem Leben wiederzugeben. — Hinter der Front des russischen Heeres ziehen allerhand Leute den Soldaten nach, die sich durch heimlichen Verkauf des offiziell verbotenen Schnapses, durch Feilhalten von allerhand Heilmitteln und Amuletten auf ihre Art ihren Unterhalt im Kriege sichern. Häufig sind auch Wahrsager, meist Zigeuner und Zigeunerinnen, die den russischen Soldaten ihr künftiges Geschick voraussagen sollen.



Wahrsagende Zigeunerin auf dem galizischen Kriegsschauplatz mit russischen Soldaten, die sich von dem Papagei die „Schicksalszettel" mit den Prophezeiungen reichen lassen.



Verwundete Soldaten in der Winterfrische in Schreibershau.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24.

DAS GROSSE FEUER

Roman von Richard Skowronnek

Nachdruck verboten.



Das Dragonerregiment Graf Schmettau, drittes ostpreußisches Nr. 17, feierte die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem es in glorreicher Zeit gestiftet worden war. Aus den Ueberbleibseln einer berittenen Landwehrbrigade, die in der Schlacht von Laon beim Ansturm auf die eisernen Vierecke der napoleonischen Garde mehr als drei Viertel ihres Bestandes verloren hatte. Kaum anderthalb Schwadronen sammelten sich am nächsten Morgen um die zerschlissene Fahne, die der Leutnant Hans von Uhlenburg aus einem Knäuel feindlicher Bajonette zurückgeholt hatte. Und in ihrem weißen Felde saß ein roter Fleck von dem Herzblute des Junkers Heinrich von Brinckenwurff, der im Stürzen das Fahnentuch gegen die zerschossene Brust gepreßt hatte. Eine neue Farbe hatte sich zu dem altüberkommenen Schwarz-weiß gesellt als ein in die Zukunft weisendes Zeichen... Auf der Wahlstatt aber lag die Blüte ostpreußischer Jugend und Manneskraft ohne Unterschied von Rang oder Herkunft, wie die mähende Sense des feindlichen Gewehrfeuers sie niedergeworfen hatte. Der Kommandeur Generalmajor Graf Schmettau neben seinem wackern Stabstrompeter Schluppnies, der Burggraf Richard zu Dohna neben dem masurischen Bauernsohn Jan Podleschny, und der Oberlehrer Gusovius von der Ordensburger Lateinschule neben seinem unbegabtesten Primaner Hans von Gorski. Und noch manch anderes Paar lag da mit dem Gesicht nach unten, das bei Lebzeiten in wenig erfreulichem Verhältnis stand. Der unverbesserliche Grenzgänger und Wilddieb Samiel Guzek mit „seinem" Richter Embacher, von dem er wegen schier unzähliger Verstöße gegen die verzwickten Paragraphen der Zoll- und Jagdgesetze gar oft freies Winterquartier bekommen hatte; in dem „roten Hause", durch dessen vergitterte Fenster man weit über den Ordensburger See blickte bis zum dunkeln Saum des Boldahner Waldes. . . . Als der brave Guzek, selbst schwer verwundet, den Versuch machte, das schmächtige Richterlein aus der Feuerlinie zu schleppen, traf ihn von rückwärts her die Franzosenkugel.

Nach dem Feldzuge erhielt das neu gegründete Dragonerregiment den Mittelpunkt seines künftigen Rekrutierungsbezirkes als Standort angewiesen. Das im südöstlichen Winkel Ostpreußens gelegene Städtchen Ordensburg. Ein ehemals festes Haus der Kreuzritter, die in den heidnischen Osten das Evangelium mit dem Schwerte getragen hatten. Und um die auf einer Insel gelegene Burg des Ordens war das Städtchen erwachsen, mitten in einem wald- und seenreichen Landstriche, der von seinen Bewohnern harte Arbeit verlangte, wenn er das zum Leben Notwendige hergeben sollte.

Diesen Standort hatte das Regiment im Laufe des Jahrhunderts nur viermal auf kurze Zeit verlassen. Im Jahre Achtzehnhundertfünfzehn zum letzten Schlage gegen Napoleon, Vierundsechzig, als es gegen die Dänen ging, Sechsundsechzig gegen Oesterreich und Anno Siebzig gegen die Franzosen. Jedesmal war es mit ruhmbedeckter Fahne heimgekehrt, der Friedensdienst ging wieder seinen Gang, nur die schwarzen Tafeln zu beiden Seiten der Kasernentreppe, die da die Ueberschrift trugen „Es starben den Tod fürs Vaterland" hatten sich um einige vermehrt. Und auf den Tafeln fehlte kaum ein Name der im Ordensburger Kreise eingesessenen Familien; denn der siegreichen Gefechte und Schlachten waren gar viele gewesen, und der Tod, wenn er einmal im Schreiben war, hörte so bald nicht auf.

Aber auch das Städtchen war mit dem Ruhme seines Regimentes gewachsen und hatte sich mächtig gereckt. Zunächst in die Länge zu beiden Seiten seiner „Hauptstraße", die diese Bezeichnung mit Fug und Recht führte, weil sie geraume Zeit zugleich die einzige war. Dann aber auch in die Breite, als die ostpreußische Südbahn ihre eisernen Gleise von Königsberg zur russischen Grenze legte. Zum Sitze eines Landgerichtes wurde es erhoben, an der zum Bahnhofe führenden Straße entstand ein neues Viertel mit mehrstöckigen Gebäuden, und in der Stadtverordnetenversammlung erwog man ernstlich die Anlage eines der Neuzeit angemessenen Straßenpflasters. Das alte war nämlich für den im Wagen Reisenden wenig erfreulich und hatte im Laufe der Jahrzehnte die Formation eines gipfel- und tälerreichen Hochgebirges angenommen. Der Kreistag jedoch, als entscheidende Instanz, lieh dem Ansuchen der Stadtverordneten kein wohlwollendes Gehör. Es zeigte sich wieder einmal der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land, und da die ländlichen Abgeordneten in diesem kleinen Parlament über die Mehrheit verfügten, benützten sie die Gelegenheit, der städtischen Seite des Hauses wegen mißliebiger Haltung bei sonstigen politischen Fragen gehörig eins auszuwischen. Die sich entspinnende Debatte nahm erregte Formen an, die Glocke des Vorsitzenden läutete heftig, und hanebüchene Zwischenrufe knallten in den Saal. Als aber gar nach erfolgter Ablehnung des Antrages der Kreistagsdeputierte Freiherr von Lindemann-Borzymmen dem Ordensburger Magistrate in einer persönlichen Bemerkung zum Ankaufe eines preußischen Lotterieloses riet, aus dem im Falle eines Hauptgewinnes die Kosten der Neupflasterung bequem gedeckt werden könnten, hätte es fast einen Tumult gegeben. „Frecher Agrarier" und „Kodderschnauze" war noch das Gelindeste, was man von der linken Seite des Hauses dem kleinen, dicken Herrn zuschrie.

wild flutenden Wogen der Zwietracht glätteten sich erst beim nächsten Punkte der Tagesordnung: „Teilnahme der Bevölkerung an dem hundertjährigen Jubiläum des Dragonerregiments Graf Schmettau". Sämtliche Anträge des Ordensburger Magistrats wurden durch einfaches Hochheben der Hände bewilligt: die würdige Ausschmückung der Straßen, die Stiftung eines silbernen Tafelaufsatzes für das Offizierkasino und festliche Speisung der Mannschaften in der großen Turnhalle des Gymnasiums.

Und als der große Festtag anhub, war das regnerische Wetter der letzten Wochen strahlendem Sonnenschein gewichen. Die dröhnenden Schläge der Glocken in den Türmen der evangelischen Kirche am Markt und der katholischen in der Vorstadt hoben sich gegen einen leuchtenden blauen Himmel, und die von jedem Dache wehenden Fahnen blähten sich langsam in weichem Sommerwinde. In der weiten Ausbuchtung der Hauptstraße aber, vor dem schlichten Ziegelbau der evangelischen Pfarrkirche, vollzog sich das militärische Schauspiel. Schier zahllos waren die Zuschauer. Auf der einen Seite der Straße standen die Väter in schwarzem Veteranenrock und Zylinder, auf der andern hielten in Paradeaufstellung die Söhne und Enkel hoch zu Roß. Hell schien die liebe Sonne auf blitzende Helme und blaue Waffenröcke, die Gäule hatten vom gezwungenen Stillstehen nasse Flanken, bissen ungeduldig auf die Eisen und schlackerten mit den Köpfen. Die Reiter aber saßen unbeweglich, Augen geradeaus, denn seit einer Viertelstunde schon sprach der Kommandierende General, der an der Spitze eines glänzenden Gefolges von Offizieren aller Waffengattungen vor der langgedehnten Front hielt.

Von seiner Rede war nicht viel zu verstehen, denn der Wind hatte sich stärker aufgemacht, und der hohe Herr verfügte wohl über eine große Zahl militärischer Tugenden, nur nicht über eine weithin schallende Stimme. Aber das tat der festlichen Andacht der Zuhörer keinen Abtrag. Die Rede las man ein paar Tage später im Kreisblatte, und über die Beweise kaiserlicher Huld für das jubilierende Regiment war man schon vorher unterrichtet: Verlegung des Stiftungstages auf das Datum der glorreichen Schlacht von Laon, ein neues Fahnenband an die ruhmbedeckte Standarte und zahlreiche Ordensauszeichnungen für die Spitzen des Kreises und der Bürgerschaft. Als der Herr General den rechten Arm hob, wußte jedermann, daß er in diesem Augenblicke im Auftrage des obersten Kriegsherrn dem Regiment ein Hoch ausbrachte. Von allen Fenstern der Häuser, die den Marktplatz säumten, aus der in drangvoller Enge stehenden Zuschauermasse kam lauter Widerhall. Die am rechten Flügel haltende Musik spielte den ersten Vers des Preußenliedes.

Jetzt hob der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Harbrecht, die sehnige Reiterfigur ein wenig im Sattel, auf dem weiten Platze wurde es still.

„Exzellenz," sagte er, „das Regiment dankt Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser und König, für die am heutigen Tage huldvollst kundgegebenen Ehrungen; diese Ehrungen gelten denen, die vor uns unter dieser, heute neu geschmückten Fahne in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit taten. Wir müssen unseren Anteil daran erst verdienen! Dazu sind wir fest entschlossen, das kann ich für mich, mein Offizierkorps und meine Dragoner versprechen. Und wenn ich in die Runde blicke auf unsere forschen ostpreußischen Jungen, die zwischen den Festteilnehmern stehen, glaube ich's auch für die versprechen zu dürfen, die nach uns hinter dieser ehrwürdigen Fahne herreiten werden!"

In der kleinen Pause, die der Oberstleutnant nach diesen Worten machte, ereignete sich ein unerwarteter Zwischenfall. Einer der Gymnasiasten, die trotz dem Proteste des alten Stadtwachtmeisters Pigulla das Kriegerdenkmal erklettert hatten, ein ranker Bursch mit blauen Augen, riß in überströmender Begeisterung die Tertianermütze von dem blonden Haarschopf. Scharf schnitt die helle Knabenstimme über den Platz: „Na und ob, Papa!! Darauf kannst Du Dich felsenfest verlassen!"

Den Bruchteil einer Sekunde gab es in der Volksmenge ein Stutzen. Dann hob sich rings um den Markt ein brausendes Lachen, zu dem der Herr General selbst das Zeichen gegeben hatte. Erst hatte er, ärgerlich über die unangemessene Störung, den Kopf gehoben. Dann aber rief er: „Der Junge wird gut!", und lachte, daß er sich auf den Hals seines Schweißfuchses beugen mußte. Mitten aus der schwarzen Masse aber hob sich die gewaltige Stimme des Schmiedemeisters Sarenka: „Und gärn' werden's unsere Jungens tun, wenn se solche Vorgesätzte haben wie unsern Härrn Oberstleitnant! Der Härr Oberstleitnant Harbrächt, der liebe Freind der Stadt Ordensburg, er lebe hoch! hoch und nochmals hoch!"

Alles, was zum Zivil gehörte auf dem Festplatze, fiel jubelnd ein, aber das Hochrufen ebbte rasch wieder ab, weil es der Unterstützung durch die Militärmusik entbehrte. Ueber das sonnengebräunte Gesicht des Oberstleutnants flog ein nachsichtiges Lächeln, als er fortfuhr:

„Ich danke der verehrlichen Bürgerschaft für den Beweis ihrer Zuneigung, die ich aufs herzlichste erwidere. Nehmen wir den kleinen Zwischenfall als ein Zeichen, daß wir heute hier keine rein militärische Feier begehen, sondern ein Familienfest! Nicht nur in dem Sinne, daß unsere Volksgenossen im engeren Kreise ihre Söhne und Brüder unter der Fahne des heimatlichen Regiments sehen, sondern auch in dem Gedanken, daß uns alle in diesem Augenblicke ein Gefühl der Dankbarkeit vereint für unsern geliebten obersten Herrn und Hausvater im Krieg und im Frieden. Ihr, meine lieben Freunde im schlichten Rock des Bürgers, dürft ihn als einen kraftvollen Bewahrer des Friedens verehren, wir Soldaten hängen an ihm, als dem leuchtenden Vorbild aller militärischen Tugenden. Sein scharfes Auge dringt bis in die fernsten Winkel des großen Reiches, und, verlaßt Euch drauf, wenn er zu uns hinsieht, nickt er zufrieden, es ist alles da und in Ordnung. Die Ausrüstung ist da bis auf die letzte Riemenschnalle und dazu auch die nötige Gesinnung. Das aber ist die Hauptsache, daß jeder von uns in der Stunde der Entscheidung nicht nur seine Pflicht, sondern mehr als seine Pflicht tut! Ruft uns der Kaiser, so werden wir uns um ihn scharen. Mit einem begeisterten Aufschrei zuerst, dann aber mit der kalten Entschlossenheit so lange dreinzuschlagen, bis unsere Feinde ringsum zerschmettert sind! Unser oberster Kriegsherr, unser geliebter Kaiser und König hurra!"

Ein brausendes Schreien und Rufen erhob sich, wie es der alte Marktplatz des Städtchens wohl noch nie gehört hatte. Das Hurra aus den rauhen Kehlen der Dragoner klang gleich krachenden Salven dazwischen. Die Kirchenglocken dröhnten mit mächtigen Schlägen, die Regimentsmusik blies Tusch, und unter ihrer Führung lösten sich aus der Menge die feierlichen Klänge der Volkshymne. Ueber der schwarzen Masse aber stand ein heller Schein von wehenden Tüchern und wie zum Schwur erhobenen Händen...

Der Oberstleutnant zog den Säbel. Hell klang das Kommando: „Parademarsch! Die erste Eskadron geradeaus! Mit Zügen rechts schwenkt — Trab!"

Die Regimentsmusik spielte die Paradepost, um dann in den Pariser Einzugsmarsch überzugehen, der erste Zug trabte an, der Kommandeur lenkte seinen hochbeinigen Trakehner in die vorschriftsmäßige Stellung halbrechts hinter den die Parade abnehmenden General. Der hohe Herr wandte sich im Sattel.

„Famos war das, lieber Harbrecht! Ich wünschte, wir hätten diese herrliche Schlagedreinstimmung, die Sie mit Ihrer Ansprache entzündet haben, wenn es wirklich Ernst werden sollte!"

„Glauben Exzellenz, daß es überhaupt jemals dazu kommen könnte?"

Der General hob die breiten Schultern und murmelte in den eisgrauen Schnurrbart:

„Erst zu Neujahr hat er uns Kommandierenden Generalen fast zornig erklärt, er führt keinen Vorbeugungskrieg! Da heißt es, Maul halten und sich bescheiden. Vielleicht hat er wieder einmal recht . . ."

„Vielleicht . . ."

Die beiden Herren schwiegen und blickten aufmerksam auf die vorbeireitenden Dragoner. Wie an einer gespannten Schnur ausgerichtet kamen die einzelnen Züge vorüber . . .

Auf der geräumigen Terrasse des Hotels zum Königlichen Hof, das auf der anderen Seite des Marktplatzes der Kirche gegenüberlag, saßen zwischen verstaubten Oleanderbäumen und frischem Tannengrün die Damen des Regiments mit denen der Spitzen der bürgerlichen Behörden. Die Gattin des Oberstleutnants Harbrecht, eine stattliche Dame mit noch immer jugendlichem Gesicht, zwischen der Frau Landrat von Döhlau und der dicken Frau Bürgermeister Wessolek, die in ihrem krachenden Schwarzseidenen erschienen war.

Frau von Döhlau, eine mit pariserischer Eleganz gekleidete, pikante Brünette von einigen zwanzig Jahren, gewann dem soldatischen Schauspiele offenbar nicht allzuviel Interesse ab. Sie hörte zwar in verbindlicher Haltung zu, wenn Frau Oberstleutnant Harbrecht sie mit kurzen Bemerkungen über die hervorragendsten Persönlichkeiten des Kreises unterrichtete, ihre Gedanken aber weilten anscheinend ganz wo anders. Und von Zeit zu Zeit blickte sie forschend und neugierig nach der anderen Seite der Terrasse hinüber, auf der die jüngeren Damen des Regiments saßen mit etlichen aus den Gutshöfen der Nachbarschaft und denen des ebenfalls in Ordensburg liegenden Infanterieregiments. Eine dieser Damen, eine schlank gewachsene Blondine, schien ihre Aufmerksamkeit besonders zu fesseln.

Frau von Döhlau war erst vor wenigen Tagen ins Städtchen gekommen, während ihr Gatte seine Stellung schon vor einigen Wochen angetreten hatte. Er stammte aus einer altangesehenen rheinischen Beamtenfamilie, sie war die einzige Tochter eines lothringischen Großindustriellen, der aus seinen nach dem Westen neigenden Sympathien wenig Hehl machte. Jedem andern hätte diese Verbindung den Hals gebrochen, der Regierungsassessor Botho von Döhlau fiel, dank dem Einflusse seines hochmögenden Vaters, die Treppe hinauf. Nur lag die Landratsstelle, die er mit verhältnismäßig jungen Jahren erhielt, im fernen Osten. In einer Gegend, die seiner bei den frommen Ursulinerinnen in Thildonck erzogenen Frau ungefähr gleichbedeutend mit Sibirien war . . .

Der Parademarsch näherte sich seinem Ende. Die fünfte Schwadron trabte in schnurgeraden Linien vorüber, die Köpfe hochgereckt mit Augen rechts, vor der Mitte auf einem prächtigen irischen Fuchswallach der Rittmeister Baron von Foucar. Das pikante Gesicht der kleinen Frau von Döhlau belebte sich, mit einer raschen Bewegung wandte sie sich zu ihrer Nachbarin:

„Gnädige Frau, wie heißt dieser Offizier, der mit so weltmännischer Haltung vor dem Herrn General seinen Degen senkt?"

Frau Oberstleutnant Harbrecht nannte zerstreut und ein wenig ärgerlich den Namen. Ihr durch lange Uebung militärisch geschultes Auge hatte soeben entdeckt, daß der linke Flügelmann des zweiten Zuges das Verbrechen begangen hatte, sich nach einem jungen Mädchen umzusehen, das ihm aus der vordersten Reihe der Zuschauer mit einem Tuche zuwinkte.

Die junge Frau sprach lebhaft weiter: „Genau so hatte ich ihn mir vorgestellt nach der Schilderung, die man mir vor einigen Monaten — ich war damals noch unverheiratet — in Paris gegeben hat. Und nicht wahr, die große blonde Dame da drüben ist seine Frau, die in dem geschmacklosen blauen Kleid und mit dem unwahrscheinlich dicken Chignon?"

Frau Harbrecht hob unwillkürlich ihre stattliche Figur zu straffrerer Haltung, und in ihr sonst so gütiges Gesicht trat ein abweisender Ausdruck.

„Frau von Döhlau, Sie sprechen von einer Dame meines Regiments! Und das ‚unwahrscheinlich dicke' Haar ist echt. Das weiß ich ganz genau, denn ich kenne Frau Annemarie von Foucar nicht erst seit heute! Aber, wenn ich fragen darf, wer hat Ihnen denn in Paris eine so genaue Schilderung meines Freundes Foucar geben können, daß Sie ihn danach wiedererkannten?"

Die junge Frau errötete bis unter die künstlich gebrannten Stirnlöckchen und erwiderte stockend: „Es war . . . es war . . . wenn ich mich recht entsinne, ein Herr von der deutschen Botschaft."

Frau Harbrecht sah ihre Nachbarin argwöhnisch an. —

„Wie hieß er denn?"

„Ich habe den Namen bei der Vorstellung nicht recht verstanden. Ich traf den Herrn auf einem Rout beim Minister der schönen Künste — mein Papa hatte kurz zuvor dem Louvre ein bedeutendes Geschenk gemacht — ja, und da lernte ich ihn kennen."

„Entschuldigen Sie," sagte Frau Harbrecht in ehrlichem Entsetzen, „ich glaube nicht recht gehört zu haben! Ihr Herr Papa hätte dem Louvremuseum ein Geschenk . . .? Ich denke, er ist doch Deutscher?"

„Ganz recht, aber noch nicht lange genug, um sein eigentliches Vaterland vergessen zu haben! Zwei seiner älteren Brüder fielen als französische Offiziere am gleichen Tage in der Schlacht von Fröschweiler. Ihn, als den Jüngsten, traf das Los, unseren großen Besitz von Hüttenwerken und Fabriken unter der preußischen Herrschaft der Familie zu erhalten."

„Und Sie . . . Sie teilen die Anschauungen Ihres Herrn Vaters?"

Frau von Döhlau biß sich auf die Lippen. Schon wieder hatte sie eins der strengen Gebote ihres Mannes übertreten, mit diesen Leuten hier niemals über Fragen der Politik zu sprechen. Zugleich aber regte sich in ihr ein törichter Trotz.

„Selbstverständlich, gnädige Frau! Wäre ich sonst wohl wert, den Namen Eberlé zu führen, der in der Geschichte Frankreichs eine so große Rolle gespielt hat?" Sie hatte mit allem verfügbaren

Aplomb gesprochen, aber die erwartete Wirkung blieb aus. Diese massive Preußenfrau an ihrer Seite lächelte nur nachsichtig.

„Kleines Frauchen, Sie werden hier manches umlernen müssen, wenn Sie Ihrem Manne nicht unnütz das Leben schwer machen wollen! Na, und nun — ich brenne nämlich geradezu darauf — wie ist dieser deutsche Gesandtschaftsattaché dazu gekommen, mit Ihnen über Persönlichkeiten gerade unseres Kreises zu sprechen?“

Frau von Döhlau hob unwillig die schmalen Schultern, die ein wenig zu rosig unter dem durchsichtigen Gewebe Brüsseler Spitzen hervorschimmerten, fast als hätten auch sie etwas von der lebhaften Farbe der Lippen und der kleinen Ohrmuscheln abbekommen.

„Gnädige Frau, Sie fragen mich zuviel! Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch zustande kam. Ich entsinne mich nur, daß Herr von Foucar dabei besser abschnitt als seine Gemahlin. Sie soll ihm von der ersten Begegnung an unablässig nachgestellt haben, trotzdem sie mit einem Edelmann dieser Gegend verlobt war.“

„Ganz und gar unrichtig, aber, bitte, weiter!“

„Na, da soll — immer nach der Schilderung meines Gewährsmannes — auch Herr von Foucar einen Schwur vergessen haben, den er einer liebenswerten, durch ihn todunglücklichen Frau einstmals abgelegt hatte. Sie weint noch heute um ihn.“

„So, so,“ sagte Frau Harbrecht langsam. „Ich glaube jetzt zu wissen, wie Ihr Gewährsmann aussah. Wenn Sie an ihn schreiben, richten Sie ihm aus, er sei falsch unterrichtet. Der junge Edelmann, der von Fräulein von Gorski — so hieß nämlich Frau Rittmeister von Foucar vor ihrer Verheiratung — ja also, der von ihr verabschiedet wurde, war keine Zierde seines Standes. Er hat seine Heimat verlassen müssen, weil ihn hier jedermann wegen seines unwürdigen Benehmens schnitt. Ueber die Dame, der Herr von Foucar die Treue gebrochen haben soll, habe ich kein Urteil. Sie aber, Frau von Döhlau, möchte ich bitten, in Zukunft ein wenig vorsichtiger zu sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

18. Fortsetzung und Schluß. — Nachdruck verboten.

Heinersdorff riß mit der Kraft der Verzweiflung am Höhensteuer. Wie ein freigelassener Vogel schwebte der Apparat in die Höhe, aber immer noch schlugen die Geschosse ein. Heinersdorff spürte einen dumpfen Schmerz im linken Arm. Das Blut rieselte ihm über die Hand. Er warf rasch entschlossen den Leichnam über Bord. Die Maschine stieg höher. Er hörte das Knallen der Schüsse, aber die Kugeln erreichten ihn nicht mehr.

„Gerettet!“ jauchzte Heinersdorff und fuhr gegen Westen.

Er untersuchte seine Wunde und bemühte sich, die Blutung zu stillen. Es war nichts von Belang, eine leichte Fleischwunde. Er betastete seine Brusttasche, in der die Dokumente verwahrt waren.

Ein Sieger fliegt in die Heimat.

Der Wind hatte sich zum Sturm gesteigert. Mit vollen Backen blies er vom Osten her. Der schwere Doppeldecker wurde von der Bö wie ein Spielzeug geschüttelt und machte Sprünge von mehreren hundert Metern, aber tapfer und gleichmäßig ging der Motor. Heinersdorff versuchte, dem Luftwirbel zu entrinnen. Er zog das Tiefsteuer. Er konnte es schon wagen, niederzugehen. Er war jenseits der Grenze. Das Steuer gehorchte nicht. Gleich einem wilden Pferd galoppierte die Maschine mit ungeheuren Sätzen durch den Raum. Mit einem Mal setzte der Motor aus, nur ein paar Sekunden lang, aber Heinersdorff erschien es wie eine Ewigkeit. Dann packte der Motor wieder an, aber er lief nicht mehr mit voller Tourenzahl. Wie der Pulsschlag eines kranken Herzens klang es. Heinersdorff horchte mit grenzenlosem Entsetzen auf den fiebernden Rhythmus der verwundeten Maschine wie einer, der angstvoll die Herzschläge eines geliebten Sterbenden belauscht. Die Oelzuführungsrohre des Motors waren zerbrochen.

Plötzlich verstummte die Maschine völlig. Wie ein Mensch starb sie. Der Apparat begann jählings abzustürzen. Heinersdorff stieß einen wilden Schrei der Todesangst aus. Dann verlor er während des sausenden Sturzes das Bewußtsein.

Ein schlesischer Bauer kam in der blassen Morgenfrühe mit seinen Pferden auf das Feld, um seinen Acker zu bestellen.

Hier fand er Heinersdorff. Er lag unter der Maschine. Seine Beine waren zerschmettert. Aus der zerfetzten Brust strömte das Blut und färbte die dampfende Frühlingserde purpurrot. Er atmete noch. Wie ein Traum, den er schon einmal geträumt hatte, erschien es ihm, daß er hier im Feld lag.

„Ich höre die Engel singen,“ hatte Hedwig Buschgart damals gejauchzt. War es nicht so?

Er aber hatte geantwortet:

„Wir müssen zur Erde zurück!“

Jetzt kam ja auch der alte General Buschgart mit langen Schritten über den Acker gestiefelt.

Es war aber nicht der General Buschgart, sondern ein armer schlesischer Bauer, der ihm das Blut von den Augen wischte.

Heinersdorff erblickte staunend ein treues deutsches Gesicht, das sich mitleidsvoll über ihn beugte. Er versuchte zu sprechen, aber seine Stimme hatte keinen Klang. Er deutete mit dem unverletzten rechten Arm auf seine Brusttasche. Endlich verstand ihn der Bauer und holte mit seinen zarten rauhen Fingern die blutbefleckten Papiere aus der Tasche heraus. Der Sterbende dankte mit den Augen. Dann flüsterte er, und es war nur wie ein dünner, schwacher Hauch, der kein Blättchen bewegt:

„Wo bin ich?"

Der Bauer nannte den Namen eines kleinen schlesischen Dorfes.

„In Vaters Land," dachte Heinersdorff und starb mit einem seligen Lächeln.

XXV.

Am ersten Tag im August machte sich Töschtük auf den Weg zu Hedwig Buschgart.

Es war ein Weg voll Wunder und Zeichen. Die ganze große Stadt war in Bewegung. Ein fröhlicher und heiliger Ernst leuchtete aus den Gesichtern der vielen Tausende, die durch die Straßen zogen. Alle, alle trugen die Köpfe hoch und aufrecht. Eine tapfere Zuversicht strahlte aus ihren blitzenden Augen. Die alten Kampflieder stiegen brausend zum wolkenlosen Himmel. Es schien, als hätte eine göttliche Botschaft alle Schläfer und Träumer erweckt.

An den Straßenecken klebten die roten Mobilmachungsplakate.

Der alte Adler regte seine Schwingen.

Das Volk stand auf.

Als Töschtük Bey in die Maxingstraße einbog, verlangsamte er unwillkürlich den Schritt. Es war ein schwerer Weg, der zur Braut des gefallenen Freundes führte. Auf dem Schlachtfeld in Benghasi hatte sich Töschtük wohler gefühlt.

Er versuchte zu lächeln, als er den alten Diener des Generals bat, ihn bei dem gnädigen Fräulein anzumelden, aber das Lächeln verzerrte sich auf seinen Lippen.

Hedwig Buschgart stand inmitten des Zimmers, schlank und aufrecht, als der Bey eintrat. Sie trug ein schwarzes Kleid, und ihr Gesicht war blaß zum Herzbrechen.

Töschtük ging langsam auf sie zu und reichte ihr die Hand.

„Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein," sagte er mit starrer Miene, „Ihnen mein innigstes Beileid auszusprechen."

„Danke," flüsterte sie voll unendlicher Betrübnis und lud den Gast zum Sitzen ein.

Ihr Blick zuckte in tiefstem Schmerz über das Gesicht des Mannes, der dem Toten Freund gewesen war. Alle Wunden brachen auf. Die Tränen rannen unaufhaltsam über ihre schmalen Wangen.

„Verzeihen Sie," bat sie hilflos. „Generalstöchter dürfen nicht weinen, hat Heinersdorff immer gesagt, aber jetzt muß ich wohl."

„Er ist als Held für sein Vaterland gestorben," tröstete Töschtük.

Er begann, von den letzten Stunden Heinersdorffs zu erzählen.

Hedwig Buschgart hörte zu wie einer dunkeln, traurigen Melodie.

„Sie dürfen auf Ihren Bräutigam stolz sein, gnädiges Fräulein," schloß Töschtük.

„Ich bin stolz auf ihn," sagte das trauernde Mädchen. „Er war der Tapferste der Tapfern, obwohl ihn mein eigener Vater der Feigheit beschuldigt hat."

„Das war ein Mißverständnis," antwortete der Türke freundlich.

„Wir waren in Altheinersdoff beim Begräbnis, Vater und ich," erzählte Hedwig Buschgart. „Viele Kameraden waren gekommen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Ich wußte gar nicht, daß er so viele Freunde besaß."

„Wir liebten ihn alle," erklärte Töschtük.

Er zog den Brief aus der Tasche und reichte ihn Hedwig.

Sie fragte erstaunt:

„Was ist das?"

„Ich habe den ehrenvollen Auftrag, Ihnen diesen Brief zu überbringen. Hauptmann Heinersdorff schrieb ihn in der letzten Stunde vor seiner Abfahrt."

„Ich danke Ihnen," antwortete sie, vor schmerzlicher Freude zitternd, und preßte den Brief des geliebten Toten an ihre Brust.

„Gestatten Sie, daß ich ihn jetzt lese?" bat sie und stand auf.

Er wollte sich erheben und Abschied nehmen.

Sie trat zum Fenster und las:

„Meine liebe, liebe Hedwig,

verzeihe, daß ich so lange nichts von mir hören ließ, aber es ging wirklich nicht. Ich werde es Dir mündlich erklären, denn ich hoffe, früher als dieser Brief bei Dir zu sein. Ich werde Dich vielleicht schon übermorgen in meine Arme schließen können, Liebste.

Ich schreibe Dir heute nur, weil ich eine Stunde vor mir habe, die ich gar nicht besser ausfüllen kann. In einer Stunde fahre ich in die Heimat zurück, in die Heimat und zu Dir, mein Geliebtes. Ich bin unsagbar glücklich und stolz. Ich habe alles erreicht, was ich mir zum Ziel gesetzt habe. Ich habe meinem Vaterland einen kleinen Dienst geleistet und Dich gewonnen, meine liebe, liebe Braut. Jetzt kann ich vor Deinen Vater hintreten und ohne Scheu sagen: ‚Exzellenz ich bin kein Feigling!' Ach wie wunderschön wird das Leben sein, Hedwig! Wir werden in Altheinersdorff wohnen und eine dichte Rosenhecke um das ganze Gut ziehen, damit niemand unser Glück stören könne. Erinnerst Du Dich, Liebste?

Aber ich will keine Pläne machen, denn eine schwere, böse Fahrt liegt noch vor mir. Der Bey, der in einer Ecke sitzt und raucht, macht ein so ernstes Gesicht, daß mir das Herz schwer wird. Wenn ich wirklich Dich und die Heimat wiedersehen sollte, so verdanke ich es ihm. Ohne ihn wäre ich rettungslos verloren gewesen. Wenn das Schicksal mich nicht zurückkehren läßt, so danke Du ihm für die treue, nie ermüdende Freundschaft, die er mir stets erwiesen hat.

Meine Reise in die Heimat hängt von so vielen Zufällen ab, daß ich während des Schreibens ernst und nachdenklich zu werden beginne. Ich bin guten Mutes und zuversichtlich, aber ich muß auch damit rechnen, daß mich knapp vor dem Ziel das Schicksal ereilt, das mir so lange gnädig gewesen ist.

Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod, sagen die Araber.

Ich habe eine Bitte, Hedwig. In Heinersdorff wohnt eine alte, einsame Frau, die mich sehr lieb hat, meine Großmutter. Wenn ich nicht zurückkommen sollte, so tu mir die Liebe und besuche sie.

Sie wird sich sehr freuen, mit Dir über ihren dummen Jungen sprechen zu können.

Mein Gut schenke ich Dir. Ich bin ja der letzte Heinersdorff und weiß niemanden, der unsere schöne Grabstätte besser hüten würde als Du. Es ist mir nicht ganz klar, ob diese Art der Schenkung gesetzliche Gültigkeit hat. Jedenfalls ist dies mein letzter Wille.

Nimm unser schönes, liebes Altheinersdorff in Besitz, Hedwig. Tu es mir zu Liebe. Bleib' in meiner Nähe. Was Du späterhin mit dem Gut machen willst, ist mir gleichgültig. Vielleicht, vielleicht raffen wir uns doch einmal zum Kampf gegen das Zarenreich auf, das unsere Freiheit bedroht und unsere Entwicklung hemmt, gegen das Zarenreich, das so morsch und verfault ist, daß die Kinder dereinst darüber lachen werden, weil wir uns vor diesem Popanz so lange gefürchtet haben. Wenn Du diesen Krieg noch erleben solltest, Hedwig, so errichte in Altheinersdorff eine Erholungsstätte für unsere Offiziere, die im Kampfe verwundet worden sind.

Lebwohl, meine liebe, liebste Hedwig. Ich danke Dir aus tiefstem Herzen für alle Deine große Liebe. Und übermorgen sehen wir uns wieder!"

„Du armer Mensch!", flüsterte Hedwig Buschgart in bitterstem Leid. „Du armer, liebster Mensch!"

Sie verließ das Fenster und reichte Töschtük den Brief.

„Lesen Sie, bitte."

Er las und fragte, als er geendet hatte:

„Was gedenken Sie zu tun, gnädiges Fräulein?"

„Ich werde seinen letzten Willen erfüllen," antwortete sie tapfer.

Durch die stille Maxingstraße zogen begeisterte Menschen und sangen abwechselnd das Prinz-Eugen-Lied und die „Wacht am Rhein".

„Ich hätte es nie für möglich gehalten," meinte Töschtük bedächtig, „daß ein Krieg so begrüßt und ersehnt werden könnte wie in Ihrem Vaterland."

Hedwig Buschgart blickte starr in die Luft und sprach leise, mit bebenden Lippen:

„Es ist so schrecklich bitter, daß er diesen Tag nicht mehr erleben durfte."

Töschtük sagte feierlich und voll Ehrfurcht:

„Wir wollen den Hauptmann Heinersdorff nicht beklagen. Er ist als erster in diesem heiligen Krieg den Heldentod gestorben."

E n d e.

Geschäftliche Mitteilungen.

Kaisers Brust - Caramellen schützen gegen Erkältungen, Husten, Heiserkeit und Katarrhe oder hilft sie beseitigen. Als Feldpostbriefe — ohne Porto — zu versenden. In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Das bewährte Kräftigungsmittel für Erschöpfte ist das altbekannte „Kufeke". Reich an den wichtigen Nährstoffen, leicht verdaulich und schmackhaft, wird es von den Patienten gern genommen, gut vertragen und zur raschen Bildung neuer Lebenskräfte verwandt. „Kufeke" sei daher in dieser schweren Zeit, wo die Pflicht an uns herantritt, Tausende von Verwundeten und Kranken durch eine sorgfältige Pflege einer schnellen Genesung zuzuführen, nochmals in Erinnerung gebracht. Es ist auch zu betonen, daß sich „Kufeke" durch seine Ergiebigkeit billig im Gebrauch stellt.

Biox-Zahnpasta von der Fabrik Max Elb G. m. b. H., Dresden, nach Angabe von Hofrat Dr. Zucker hergestellt, dürfte berufen sein, auf dem Gebiete der Zahn- und Mundreinigung bahnbrechend zu wirken. Das neue Verfahren nennt sich „biologische Zahnreinigung", weil das Wesen derselben wichtige biologische Prozesse bilden. Zu haben in Apotheken und Drogerien in Tuben zu 1,20 und 0,60 M. Also: wirksam, angenehm und billig.

Kriegsschmuck aus echter Geschoßbronze gegossen, unter Verwendung der Form des Eisernen Kreuzes, stellen die Kunstwerkstätten Albert Reimann, Berlin, her. Jedes Stück enthält nicht nur die Jahreszahl 1914, sondern auf Wunsch auch Ort und Datum jeder größeren Schlacht in schöner, künstlerischer Schrift gleich bei Herstellung. Dieser deutsche Schmuck wird nicht nur während des Krieges, sondern auch später als Erinnerung getragen werden. Man beachte das Inserat in Nr. 50 vom 13. Dezember 1914.

Das **Thüringische Technikum, Ilmenau,** wird auch während des Krieges den Unterricht fortsetzen. Das Sommer-Semester beginnt am 14. April. Programme durch die Direktion gratis erhältlich.

Wybert-Tabletten schützen vor Erkältungskrankheiten der Stimmorgane und der Lungen, sind daher als Liebesgaben für unsere Truppen sehr willkommen. In versandfertigen Feldpostbriefen mit ein oder zwei Schachteln in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Bruchleidende! Die Firma H. Schievekamp, Bandagenhaus, Duisburg, sendet **gegen 30 Pf. in Marken ihren neuen** illustrierten Katalog, der über eine Neuheit auf dem Gebiete der Behandlung von Bruchschäden informiert. Der Apparat vereinigt alle Vorzüge in- und ausländischer Fabrikate und ist billiger als solche ähnlicher Konstruktion.

Appels Delikatessen. Der Firmenaufdruck auf einer Tube der Erzeugnisse der bekannten Delikatessen-Großhandlung H. W. Appel, Hannover, veranlaßte einige deutsche Lehrer und Kaufleute, die des Sprachstudiums wegen in England waren und dort **als** Zivilgefangene festgehalten wurden, sich in einem humorvollen Schreiben an diese mit der Bitte um einige Liebesgaben ihrer bekannten Fabrikate zu wenden. Die Firma ist diesem Wunsche nicht nur mit Lieferung eines größeren Pakets ihrer verschiedenen Appelschen Delikatessen nachgekommen, sondern erfreute die Herren auch noch mit Zigarren, Bouillonwürfeln usw.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — al — an — be — be — bel — ben — ber — ce — chen — co — da — das — di — dorff — duk — e — e — ei — er — erd — fer — gi — gik — gna — gung — ha — hol — il — im — in — läu — le — le — le — li — lo — lo — mar — ni — ni — ni — o — o — on — on — pag — pe — pe — pi — ra — re — rie — ru — tap — ti — tor — tro — ung — ü — va

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, einen Teil der deutschen Kriegsbeute ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Pflichtvergessene Soldaten. 2. Schlachtenort in Frankreich. 3. Naturereignis. 4. Münze 5. Stadt in Kroatien. 6. Teil eines Musikstückes. 7. Vielgenannten Fluß in Rußland. 8. Deutschen Dichter. 9. Seeschaden 10. Gerichtshof im Altertum. 11. Feldherrn des klassischen Altertums. 12. Vorrecht des Herrschers. 13. Marschstation. 14. Berühmten Erfinder. 15. Bekanntes Schiff. 16. Philosophische Zweigwissenschaft. 17. Truppenverband. 18. Feldherrn aus dem dreißigjährigen Krieg.

Die verwandelte Stadt.

Wenn ich ein i aus einer Hauptstadt nehm',
Wird sie im Augenblicke sehr bequem.

Im Wandel der Zeiten.

Mit eins zwei bin ich ein fremder Stamm,
Mit zwei eins man einst als Gruß mich vernahm.

Ein Blick in die Zukunft.

Nimm einem Ding, Du trägst es täglich,
Ein Stück aus seiner Mitte fort,
Und Du erhältst ein Wort,
Das, einem Zustand vorgesetzt, ihn meist nennt kläglich.

Das Zweite wirst Du heute schwerlich finden,
Doch wenn es wieder da ist, wird vielleicht
Schon wieder Friede sein auf allen Gründen,
Und der Soldat das Ganze dann erreicht.

Zweisilbig.

Mein Erstes ist ein Feind der Einsamkeit;
Mein Zweites ist ein Teil der Zeit.
Mein Ganzes — höchstens nur zwölf Stunden weit.

Der Nothelfer.

Verlangt Ihr als Deutsche von echter Art
Beim Einkauf nur das Rätselwort jetzt,
So bleibt Euch sicher das Wort erspart,
Falls Ihr zwei Laute durch einen ersetzt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Grammatik und Geographie: Warschau.

Silben-Rätsel:
Fliegerbomben und Gewehrgranaten.
1. Fabel. 2. Infanterie. 3. Garde. 4. Regimentsstab. 5. Oratorium. 6. Bethune. 7. Nassau. 8. Nimrod. 9. Gallone. 10. Wallone. 11. Humor. 12. Generalmajor. 13. Ardennen. 14. Apremont. 15. Eskadron.

Eine Mahnung: Aushalten — haushalten.

HUMOR

Hindenburg kann sich vor Zuschriften aller Art kaum retten. Zur Sichtung seiner Post und Entlastung der geplagten Adjutanten haben jetzt mehrere Zivilpersonen dem Generalfeldmarschall ihre Sekretärdienste angetragen. Ein Bewerber begründete sein Gesuch nachdrücklich damit, daß er früher Generalsekretär gewesen sei.

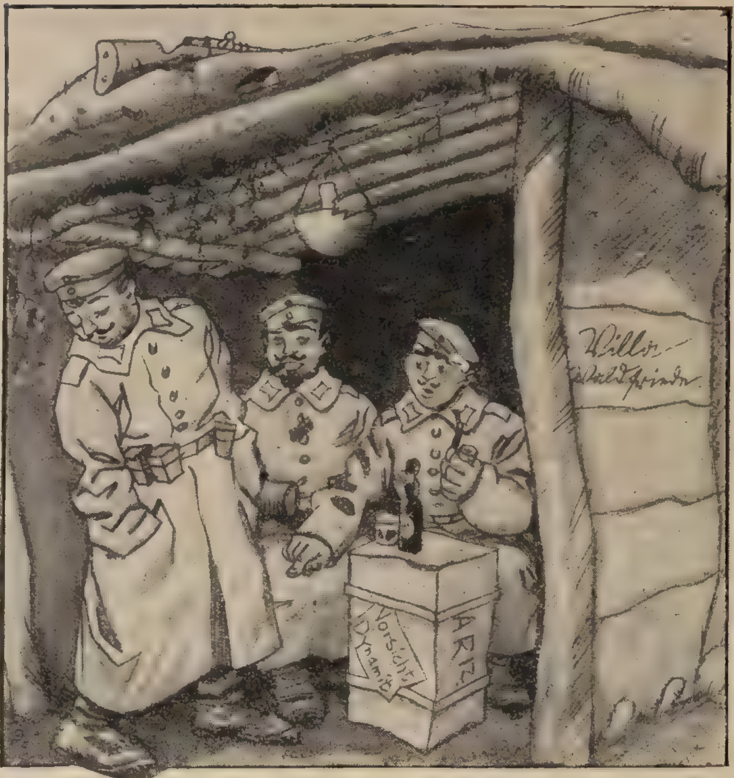
*

Lehrer (in der Geschichtsstunde vortragend): „Besonders wichtig ist der Heilige Krieg der Türken, denn ich möchte hervorheben, daß wir seit mehr als 400 Jahren keinen Heiligen Krieg mehr erlebt haben!"

*

In der Instruktionsstunde wird über „Wirtshauspatrouillen" instruiert. Der Offizier fragt einen Rekruten: „Was machen Sie, wenn Sie in eine Wirtschaft kommen, in der sich die Gäste prügeln; einige Soldaten haben blank gezogen, in der Ecke stehen heulende Weiber usw.?" — Rekrut: „Ich gebiete Ruhe!" — Offizier: „Wenn das aber nicht hilft?" — Rekrut: „Dann gebiete ich nochmals Ruhe!" — Offizier: „Das genügt aber nicht. Wissen Sie nichts Besseres?" — Rekrut: „Ich steige auf einen Tisch und erkläre die Festlichkeit für aufgehoben!"

Zeichnung von P. Simmel.



„Wat, mit Deine Dreckstiebeln kommste in meinen Salon rin? Zieh se Dir 'mal erst in die Diele aus!"

*

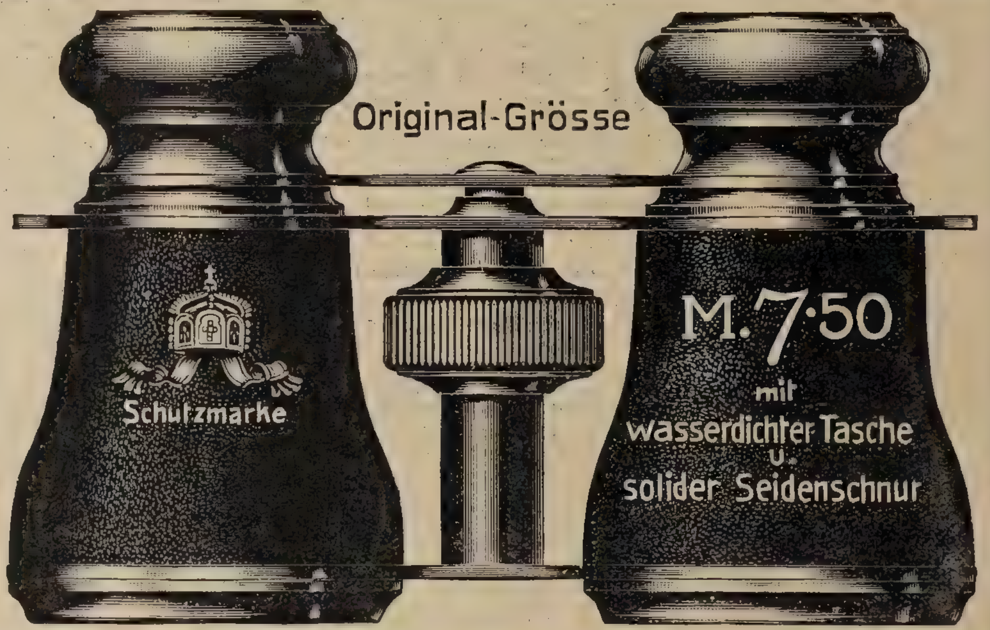
„Vater, ist das wahr, daß die Gefangenen zu Leutnants befördert werden?" — „Rede doch keinen Unsinn, Junge, wie kommst Du darauf?" — „Hier in der Zeitung steht doch: Der Gefangene wurde zum Leutnant befördert und einem Verhör unterzogen!"

*

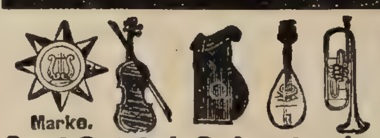
Unser Vater rückt als Landwehr-Offizier ins Feld. Mit großem Interesse besehen die Kinder die Ausrüstung, holen Säbel, Stiefel usw., die schon fertig dalag. Plötzlich erscheint der vierjährige Hans, bis an den Bauch in Vaters Stiefeln steckend, tappst in das Wohnzimmer und ruft: „Kukt mal, eben bin ich Vater geworden!"

*

Nach Weihnachten. Kunde: „Ich hatte neulich ein Kamel gekauft, da mein Söhnchen aber bereits eins hat, möchte ich es gegen einen Stuhl umtauschen!" — Chef (zu einem Verkäufer): „Meier, bitte einen Stuhl für das Kamel hier!"









Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 5

Berliner

31. Januar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Richten einer schweren Kanone der österreichisch-ungarischen Artillerie.

Zu dem Artikel „Die Artillerie und ihre Geschosse" auf Seite 57.



Der Kaiser mit dem Kronprinzen beim Besuch der Truppen im Argonnenwald.
Phot. A. Grohs.

Bei einem der letzten Besuche, die der Kaiser dem Kronprinzen in dessen Hauptquartier abstattete, fuhr der Kaiser auch mit seinem Sohne in den Argonnenwald, wo sie das Gelände besichtigten und die Soldaten besuchten, die sich hier, in monatelangem zähem Ringen um jeden Schützengraben, um jeden Quadratmeter Boden langsam vorwärts arbeiten. Bei dieser Gelegenheit sah der Kaiser auch einen Trupp Garibaldianer von der italienischen Freiwilligenlegion, die bekanntlich in den Reihen der Franzosen im Argonnenwald gegen uns kämpfen und bereits starke Verluste hatten. Die Begegnung mit dem Herrscher unter solchen Umständen ist natürlich stets ein Ereignis für die Gefangenen, und als bei ähnlicher Gelegenheit einige hundert Franzosen vorübergeführt wurden, nahmen die Gefangenen, die bisher stumpf und müde dahintrotteten, plötzlich stramme Haltung an, riefen sich gegenseitig zu: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ und marschierten salutierend an ihm vorüber.



Baron Burian,
der neue österreichisch-ungarische Minister des Aeußern in Berlin.



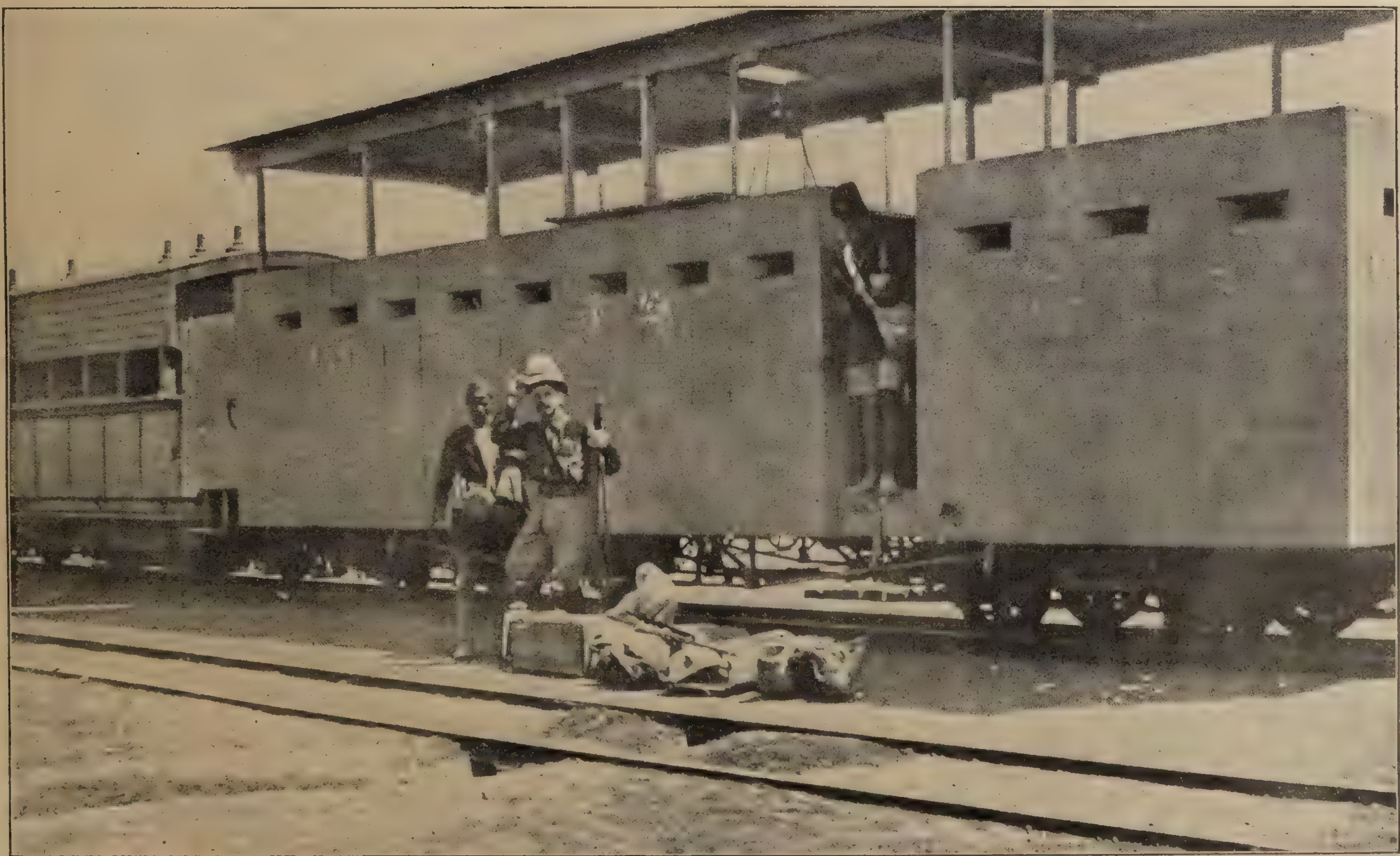
Die neuen Pelze und Baschliks für unsere Truppen in Rußland.
Phot. A. Grohs.



Der französische General Maud'huy,
der oft genannte Befehlshaber der französischen Truppen bei Ypern u. La Bassée.



Wirkung des Krieges in den fernsten Erdteilen: Mobilmachung der holländisch-indischen Armee auf Java.
Aufmarsch der Eingeborenen-Truppen. Phot. Vereenigde Fotobureaux



Panzerzug auf der Ugandabahn in Britisch-Ost-Afrika.



Gräfin Sophie zu Törring-Jettenbach, geb. Prinzessin in Bayern, die als Krankenpflegerin auf dem westlichen Kriegsschauplatz das Eiserne Kreuz erhielt.
Hofphot. Franz Grainer.

Porträts vom Tage

Ein Veteran der Schauspielkunst ist in dem „alten Pagay" in diesen Tagen nach langem Leiden von der Bühne des großen Welttheaters abberufen worden. Zweiundsiebzig Jahre wurde er alt und fast dreißig davon hat er in Berlin gelebt, wo er am Residenztheater noch seinen Uebertritt von der Operette — er war lange Zeit Gesangskomiker in Oesterreich — die zweite, eigentliche Künstlerperiode seines Lebens begann. Der Ernst, der ihn beseelte und sein eiserner Fleiß im Verein mit seiner großen, ursprünglichen Begabung haben ihn in kurzer Zeit in die erste Reihe der Berliner Charakterspieler gerückt und sein Name wird für immer verknüpft bleiben mit der Geschichte des Naturalismus, mit der Eroberung der deutschen Bühne durch Ibsen. Pagays genial verlumpter Ulrich Brendel in Rosmersholm und sein köstlich verkniffener Heire im Bund der Jugend sind vorbildlich für alle geworden, die an diese Rollen herangehen. In seiner Jugend stand Hans Pagay in engen Beziehungen zu Anzengruber, dem großen österreichischen Volksdichter, mit dem zusammen er damals in einem kleinen Wiener Vorstadttheater Bedientenrollen spielte. Als Anzengruber seine starke Begabung fürs Komödienschreiben entdeckte, überließ er dem schauspielerischen Rivalen großmütig seinen Teil an den Bedientenrollen. Bald darauf erschien das erste Stück Anzengrubers, der berühmt gewordene „Pfarrer von Kirchfeld" und Pagay kam in die Lage, in den Stücken seines ehemaligen Kollegen reiche Lorbeeren zu ernten. Auch als Theatermaler hat sich Pagay in seinen Lehrjahren bei der Bühne betätigt. Er besaß ein starkes zeichnerisches Talent wie der im Vorjahre verstorbene geniale Ludwig Martinelli, der „Anzengrubersche Mitterwurzer". — Generalmajor Wild von Hohenborn, der unter Beförderung zum Generalleutnant an Stelle Falkenhayns zum Kriegsminister ernannt wurde, war bisher Generalquartiermeister im Hauptquartier, der dritte seit Kriegsbeginn. Der neue Kriegsminister, der einen großen Teil seiner Dienstzeit beim Generalstab verbracht hat, war beim Kriegsausbruch Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium.



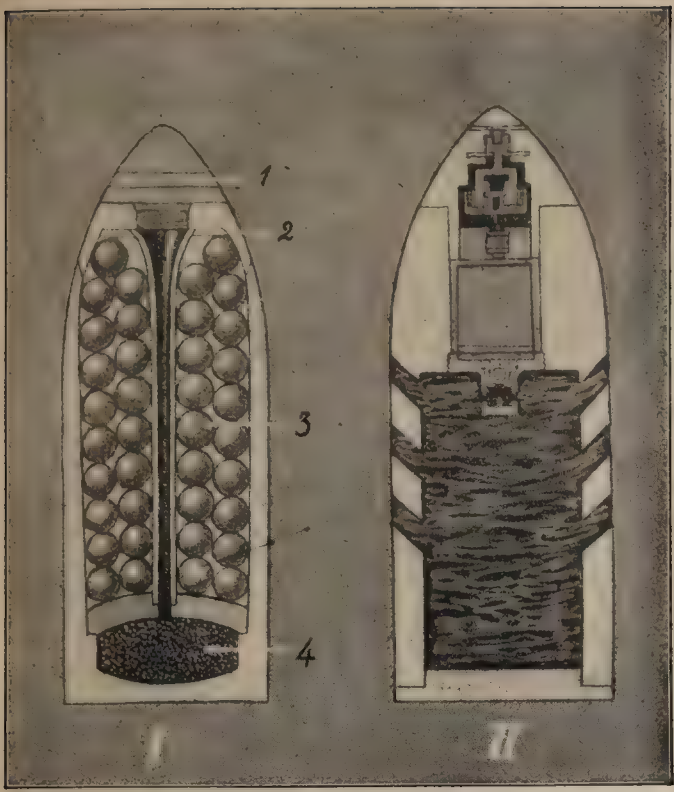
Hans Pagay †,
das ausgezeichnete Mitglied des Berliner Deutschen Theaters.
Phot. R. Dührkoop.



Der neue preußische Kriegsminister Generalleutnant Wild von Hohenborn.
Phot. Albert Meyer.



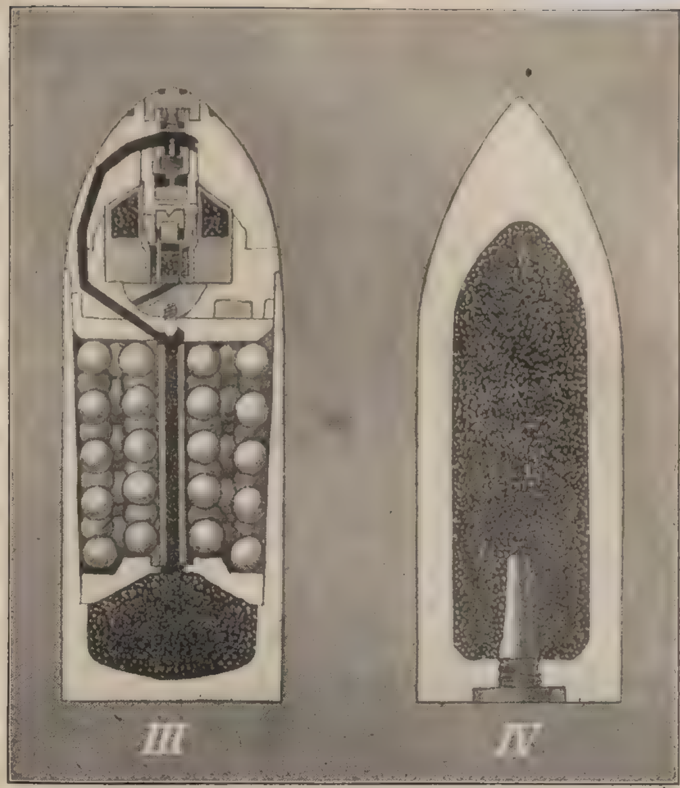
Königin Maria von Rumänien mit ihrer jüngsten Tochter.
Neueste Aufnahme von Hofphot. R. Mandy.



Artilleriegeschosse.
Querschnitt I. Schrapnell, ein dünnwandiges Geschoß mit Kugelfüllung, das in der Luft zerplatzt: 1. Zünder, 2. Geschoßwand, 3. Kugelfüllung, 4. Pulverladung.
Querschnitt II. Geschoß gegen Luftfahrzeuge. (Der Pulverrauch dringt durch die Seitenlöcher und bezeichnet den Weg des Geschosses.)
Nach einer amerikanischen Darstellung.

Die Artillerie und ihre Geschosse

Granaten, Schrapnells und Kartätschen — Mörser, Haubitzen und Kanonen, Flachbahn- und Steilfeuergeschütze — diese Ausdrücke kann man jetzt in den Berichten und Meldungen vom Kriegsschauplatze vielfach lesen. Warum so viele Geschoßarten, weshalb so viele Geschütze? Genügt nicht eine Geschützart, die stets dasselbe Geschoß verfeuert? Diese Fragen mag sich schon mancher vorgelegt haben. Auch die Artilleristen wären mit einer möglichsten Vereinfachung des Gerätes durchaus einverstanden, denn seine Vielgestaltigkeit erschwert die ganze Organisation, die Ausbildung der Truppe und die Munitionsversorgung. Aber praktisch ist die Frage der Vereinfachung sehr schwer zu lösen, in vieler Hinsicht sogar unmöglich, weil die Anforderungen, die an die Artillerie gestellt werden, zu verschiedenartig sind und weil im Felde zu verschiedene Ziele auftreten. Sind ungedeckte Ziele von geringerer Widerstandsfähigkeit vorhanden, so werden sie am wirkungsvollsten mit Flachfeuergeschützen (Kanonen) beschossen, die eine gestreckte Flugbahn besitzen und die hauptsächlich Schrapnells verfeuern, die eine große Tiefenwirkung haben. Befinden sich die Ziele dagegen hinter Deckungen, so wird das von einem Flachfeuergeschütz verfeuerte Geschoß entweder nur die Deckung selbst treffen oder darüber hinweggehen, das Ziel hinter der Deckung bleibt ungetroffen. Dagegen können nur Geschütze mit einer gekrümmten Flugbahn Verwendung finden (Mörser und Haubitzen), bei denen das verfeuerte Geschoß in einem steilen Bogen hinter die Deckung gelangt und das dort befindliche Ziel noch erreicht. Selbst die Feldartillerie kommt nicht mehr mit einem Einheitsgeschütz aus, wie das früher der Fall war, sondern hat sich neben der Kanone zur Einstellung eines Steilfeuergeschützes, der leichten Feldhaubitze des 10,5-cm-Kalibers entschließen müssen, seitdem der Verteidiger immer mehr Anwendung von massiven Erddeckungen machte, seine Schützen in steil eingeschnittenen Schützengräben aufstellte und für die Unterstützungstrupps und Reserven Unterstände errichtete. Und als diese eine solche Stärke erhielten, daß sie von der leichten Feldhaubitze nicht mehr durchschlagen wurden, wie das namentlich in befestigten Feldstellungen der Fall ist, für deren Ausbau reichliche Zeit zur Verfügung stand, da mußte man das Kaliber des Steilfeuergeschützes erhöhen und überwies dem Armeekorps außerdem noch die schwere Feldhaubitze, die ein Kaliber von 15 cm hat. So haben wir jetzt bei den Feldtruppen im allgemeinen drei verschiedene Geschütze. Diese Geschütze verfeuern auch noch verschiedene Geschosse: Granaten und Schrapnells. Letztere sind hauptsächlich



III. Granat-Schrapnell, das je nach der Zünderstellung als Granate oder als Schrapnell wirkt.
IV. Pulver-Granate, ein dickwandiges Geschoß, das als Vollgeschoß zur Zerstörung widerstandsfähiger Ziele dient.
Nach einer amerikanischen Zeichnung.



Bombe zum Abwerfen aus Luftfahrzeugen.



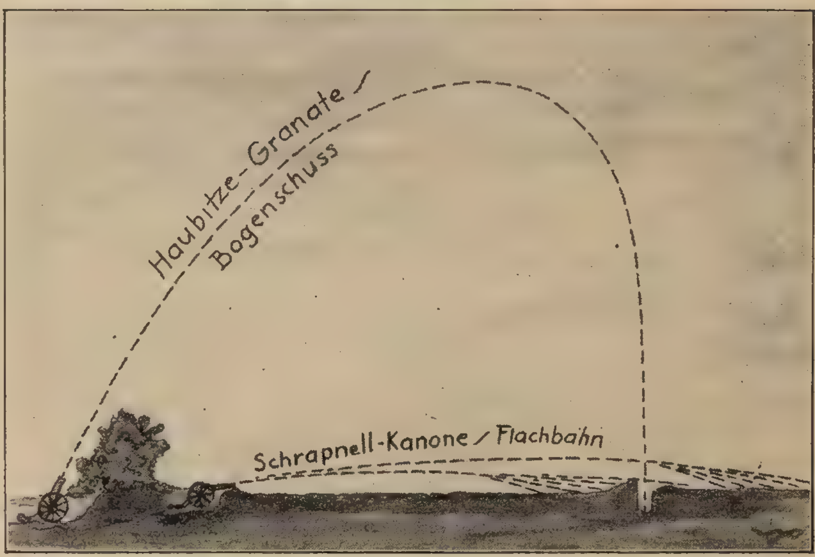
Laden einer schweren Kanone der österreichisch-ungarischen Artillerie.



Französische Rimailho-Haubitze mit Radgürtel.

Phot. Vereenigde Fotobureaux.

zur Beschießung ungedeckter lebender Ziele bestimmt. Sie bestehen aus einem dünnen Mantel und sind inwendig mit einer Anzahl kleiner Kugeln gefüllt. Am Boden befindet sich eine Sprengladung, die mit einem an der Spitze befindlichen Zünder in Verbindung steht. Wird sie zur Entzündung gebracht, so zerreißt sie den Mantel, die Kugeln werden frei und fliegen mit der Endgeschwindigkeit des Vollgeschosses in der bisherigen Richtung weiter, wobei sie sich gleichzeitig nach der Seite ausbreiten. Sie bilden einen Kegel, dessen Spitze im Vollgeschoß im Moment der Entzündung liegt.



Schematische Darstellung der Flugbahn und Geschoßwirkung von Flachbahn- und Steilfeuergeschützen.

Das Schrapnell hat eine große Tiefenwirkung, was namentlich für das Einschießen von großer Bedeutung ist. Man braucht die Entfernung nicht ganz genau zu ermitteln, weil das Ziel auch dann noch in genügender Weise getroffen wird, wenn es nur 50—100 Meter näher oder weiter steht, als man angenommen hatte. Die Granate hat eine dicke Wand und ist im Innern mit einer Sprengladung gefüllt, die ebenfalls mit dem an der Spitze befindlichen Zünder in Verbindung steht. Gegen sehr widerstandsfähige Ziele wird sie als Vollgeschoß benutzt, um die Deckungen zu durchschlagen, die Geschütze zu zerstören usw. Soll sie gegen lebende Ziele dicht hinter Deckungen verwendet werden, gegen die das Schrapnell wegen seines flachen Streuungskegels unwirksam ist, so wird die Granate im Innern mit einem sehr stark wirkenden Explosivstoff gefüllt (Pikrinsäure), der die Granate selbst in sehr viele, kleine Teile zerreißt und durch die Kraft der Explosion die Endgeschwindigkeit teilweise aufhebt und einzelne Teile unmittelbar senkrecht auf den Boden und auch nach rückwärts treibt. Die Spreng-



Schwere französische Haubitze mit Schutzschild.



Der Kommandant von Przemysl, Feldmarschall-Leutnant von Kusmanek.



Eine Frau, die mit der Tapferkeits-Medaille ausgezeichnet wurde.

Frau Elisabeth Lorenz, die Gattin eines Wiener Arztes, die das goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande und die Tapferkeits-Medaille für vorzügliche und aufopfernde Dienstleistung vor dem Feinde erhielt. Frau Lorenz hatte ihren Gatten als Assistentin auf den südlichen, dann auf den nördlichen Kriegsschauplatz begleitet und war außerdem als Automobilführerin tätig.



Der Kommandant von Paris, General Gallieni in der neuen Felduniform.

teile werden also nach allen Richtungen hingetrieben (Sprenggranate), dadurch werden auch die dicht hinter sehr steilen Deckungen befindlichen Ziele getroffen. Der Nachteil dieses Geschosses besteht darin, daß es unmittelbar vor oder über der Deckung explodieren muß, weil sonst die ganze Wirkung verloren geht. Bei dem Einheitsgeschoß, der neuesten Erfindung auf dem Gebiete der Geschoßtechnik, hat man die Vorteile des Schrapnells und der Granate zu vereinigen gesucht, mittelstarke Wand, innen mit Kugeln gefüllt und doppelte Sprengladung, die je nach der Einstellung des Zünders zur Explosion gebracht wird. Wird die gewöhnliche Pulverladung entzündet, so wirkt das Geschoß als Schrapnell, trifft der Feuerstrahl des Zünders dagegen auf die brisante Ladung, so wirkt das Geschoß als Sprenggranate. Ein solches Einheitsgeschoß, das zwei einander eigentlich widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, wird niemals dasselbe leisten wie die Spezialgeschosse, die Wirkung ist aber in jedem Falle noch genügend. Die Vorteile dieses Geschosses in bezug auf die Vereinfachung des Munitionsersatzes und der Ausbildung sind so bedeutend, daß man über eine kleine Verringerung der Wirkung hinwegsehen konnte. Die Granaten, die aus den Ballonabwehrkanonen verschossen werden, sind noch mit einem besonderen Rauchentwickler versehen, der die Flugbahn des Geschosses in der Luft deutlich bemerkbar macht, so daß man ihre Lage zum Luftschiff sofort erkennen und danach die notwendigen Verbesserungen anbringen kann. Die Kartätsche besteht aus einer mit Kugeln gefüllten Blechbüchse, die schon im Lauf zerreißt, so daß die Kugeln aus der Mündung herausfliegen und sich unmittelbar darauf nach allen Seiten ausbreiten. Sie dient zur Nahverteidigung, wird aber nur noch bei den Festungsgeschützen angewendet; bei den Feldgeschützen, wo sie früher ebenfalls geführt wurden, sind sie in Fortfall gekommen und durch das Schrapnell ersetzt. Alle Geschosse sind an der Spitze mit einem Zünder versehen, der entweder beim Aufschlagen des Geschosses auf den Boden die Sprengladung zur Entzündung bringt (Aufschlagzünder), oder während des Fluges in der Luft in einer bestimmten Entfernung vor dem Ziele. Diese Entfernung kann durch die Einstellung des Zünders vor dem Laden in jedem einzelnen Falle bestimmt werden (Brennzünder). So vielgestaltig auch das Geschütz- und Geschoßmaterial ist, so dient es doch in allen seinen Formen immer dem gleichen Zweck: der Vernichtung des Gegners und seiner Kriegsmittel.



Die ersten Zeppeline über der englischen Küste.
Zeichnung von Paul Helwig.

KRIEGS-EPISODEN



General v. Lochow, der nach den Kämpfen bei Soissons den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Noack.



Gen.-Lt. Wichura, der nach den Kämpfen bei Soissons ebenfalls ausgezeichnet wurde.
Phot. Otto Heinrich.

In dem ausführlichen Bericht, den das Hauptquartier über die Kämpfe bei Soissons veröffentlichte, war auch gemeldet worden, daß die Generäle von Lochow und Wichura in Anerkennung der von ihren Truppen geleisteten Taten mit Orden ausgezeichnet wurden. General der Infanterie von Lochow, der kommandierende General des 3. Armeekorps, erhielt den Orden Pour le mérite, Generalleutnant Wichura, der Kommandeur der 5. Division in Frankfurt a. O., einen hohen Hohenzollernschen Hausorden. Die Truppen des brandenburgischen Armeekorps, die hier kämpften, haben durch den erfolgreich durchgeführten Durchstoß den Feind über die Aisne zurückgedrängt und damit einen bedeutungsvollen Sieg errungen, den ersten in dem seit Monaten scheinbar zum Stillstand gekommenen Stellungskampfe. Die Schlachtfront ist durch den deutschen Erfolg bei Soissons um ein gutes Stück nach Westen gerückt, auf Paris zu; und wie wichtig unser Sieg ist, geht am besten aus den eifrigen Bemühungen der feindlichen Blätter hervor, ihn als unwichtig, als Zufallssieg und nur durch plumpe Uebermacht — die gar nicht vorhanden war — zu erklären. — Die grausige Geschichte von den deutschen Hunnen und Barbaren lebt immer noch in feindlichen Zeitungen und wird eifrig von Leuten wiederholt, die wahrscheinlich noch keinen Feldgrauen zu Gesicht bekommen haben. Wenn später einmal nach dem Frieden die aufgeregten Gemüter sich beruhigt haben, werden auch die Stimmen derer gehört werden, die am sachverständigsten über das Benehmen unserer Soldaten urteilen können, nämlich der Einwohner in den von uns besetzten Landesteilen. Und dann wird den Vernünftigen klar werden, wie gut die „Barbaren" mit den Bewohnern auskamen, wie sie ihnen mit Essen und Feuerung, oft auch mit ärztlicher Unterstützung aushalfen.



Gute Freunde.
Jägeroffizier auf einem Spazierritt mit der Tochter seines Quartierwirts in Lille.



König Albert von Belgien bei seinen Truppen.



Der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef bei einem Tiroler Kaiser-Jäger-Regiment.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

1. Fortsetzung.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden auf Verlangen die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich nachgeliefert.

Inhalt des Romananfangs im vorigen Heft:

In der ostpreußischen Garnisonstadt Ordensburg, die der Schauplatz auch von Skowronnels Roman „Sturmzeichen" ist, wird das hundertjährige Jubiläum des 1814 errichteten Dragoner-Regiments Graf Schmettau gefeiert. Auf dem Markt wird an einem hellen Sommertag Parade abgehalten, mit Reden des Kommandierenden Generals und des Oberstleutnants Harbrecht. Ein Gespräch von Harbrechts Gattin mit der jungen, aus Lothringen gebürtigen, französischen Frau des Landrats von Döhlau vergegenwärtigt die Vorgeschichte: die Beziehungen des Rittmeisters Gaston von Foucar zu Frau Josefa Rheintaler, sein Erwachen aus dem kurzen Taumel dieser Leidenschaft und seine Heirat mit Annemarie von Gorski, die zuvor mit dem durch ihren Vetter, den Leutnant Karl von Gorski, im Duell verwundeten Gutsbesitzer Hermann von Brinckenwurff verlobt war.

Frau Harbrecht machte eine kurze Handbewegung und stand auf, um einen hochgewachsenen Offizier in Generalstabsuniform zu begrüßen, der sich von dem Gefolge des Kommandierenden gelöst hatte und mit suchendem Blick die Treppe zur Hotelterrasse hinaufstieg. Auch von den übrigen Damen war mehr als ein Dutzend aufgesprungen, drängte sich am Eingange, das Umarmen und Händeschütteln wollte kein Ende nehmen. Die kleine Frau von Döhlau aber mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um die Tränen zurückzuhalten, die ohnmächtiger Zorn ihr in die Augen trieb. Und dazu kam der Aerger über sich selbst, daß sie der fernen Freundin wohl kaum einen guten Dienst erwiesen hatte, als sie sich von ihrem allzu lebhaften Temperament hinreißen ließ . . .

Frau Bürgermeister Wessollek, die das Bedürfnis einer Ansprache fühlte, wandte sich über den leeren Stuhl hinweg zu der Landratsgattin:

„Ist das nicht härrlich, gnädige Frau, wie jetzt nach dem aktiven Regiment die Veteranen vorbeimarschieren? Der Ries' da, mit dem langen, weißen Bart, der die Fahn' vom Kriegerverein trägt, ist der frühere Wachtmeister Schikorra, ein naher Verwandter von mir, mütterlicherseits. Drei Feldzüge hat er mitgemacht und mehr als vierzig Schlachten, aber, wenn's jetzt wieder losgeht, — hat er gesagt — geht er mit. Er will nicht zu Haus' sitzen, wenn die anderen die Russen und Franzosen verdreschen!"

Frau von Döhlau hatte eine sarkastische Erwiderung auf den Lippen, aber sie dachte an die Ermahnungen ihres Mannes und nahm sich zusammen.

„In der Tat," sagte sie höflich, „dieser alte Krieger macht einen tapferen Eindruck. Wie eine Verkörperung des Preußentums erscheint er mir, das mit ebenso groben Stiefeln durch die Weltgeschichte schreitet. . . Aber, — wenn ich fragen darf — wer ist denn dieser Offizier mit den breiten, roten Streifen an den Beinkleidern, der von einem Teil unserer Damen so stürmisch begrüßt wird?"

„Härrjees," erwiderte Frau Wessollek erstaunt, „kännen Se den dänn nich? Das ist doch der Oberst Wegener, der beriehmteste Sohn unserer Stadt! Kein Mänsch hat gedacht, daß er mal so'n großes Tier werden könnt'. Fast ein Jahr lang ist er nicht in der Heimat gewesen. Das letztemal zur Hochzeit seiner Nichte, der Annemarie von Gorski, mit dem Rittmeister von Foucar. Und jetzt soll er Pate stehen, weil vor vier Wochen doch ein Jungchen angekommen ist. Wir alle haben uns gefreut. Denn das Ehepaar ist in der ganzen Stadt so beliebt . . . ich alte Frau hab' auch gebibbert, ob die schwere Stunde glücklich ablaufen würde."

„Kaum vier Wochen, sagen Sie, und da geht die junge Mutter schon in Gesellschaft?"

Frau Wessollek lachte.

„Ja, das ist echt ostpreußischer Schlag. Das Kinderkriegen ‚ragt' uns nich!" Sie bog sich vertraulich über den leeren Stuhl und sprach halblaut weiter: „Wissen Sie, Frau Landrat, ich hatt' mal ein Dienstmädchen, die hatt' was mit 'nem Dragoner . . . erschräcken Se nich, es war ganz moralisch, denn er hat se nachher geheiratet! Bis zur letzten Viertelstund' stand se an der Waschtonn', und am sälben Abend sagte se: „Frau Bürgermeister, ich möcht' doch zu gärn das Balch meiner Mutter zeigen! Könnt' ich mich für e Viertelstundche 'rieberspringen?"

Die kleine Frau in dem kostbaren Spitzenkleid antwortete nicht. Sie grub die weißen Zähne in die rote Unterlippe und sah mit einem Blick voll Neid zu der jungen Rittmeistersgattin hinüber, die mit blühendem und lachendem Gesicht vor dem alten Herrn in Generalstabsuniform stand . . .

Der Oberst Wegener hatte mit sichtlichem Vergnügen seine zahlreichen Nichten aus den Geschlechtern der Schloß, Leitner, Laurach, Ahrens und Gorski abgeküßt, jetzt stand er mitten in der hellgekleideten Schar junger Frauen und Mädchen.

„Kinderchen, das hat nach langer Entwöhnung wohlgetan! Wie 'nem alten Karrengaul, der mit einem Male vom Sandboden in eine frühlingsgrüne Wiese kommt. Aber es ging zu rasch hintereinander! Heute abend lade ich Euch alle zu dem Fest der fünften Schwadron. Da werden wir die Uebung wiederholen."

„Du," sagte die rundliche Erbtochter des Gutsbesitzers Leitner auf Brodowen, „ich schreib's nach Berlin, daß Du die gute Tante Malwine mit despektierlichen Beiwörtern bedenkst. Ein bißchen mager ist sie ja, aber ‚Sandboden' ist doch zu viel gesagt!"

Der Oberst machte ein erschrecktes Gesicht.

„Um Gottes willen, Mädel, untersteh Dich! Sonst seht Ihr mich lebendig nicht wieder."

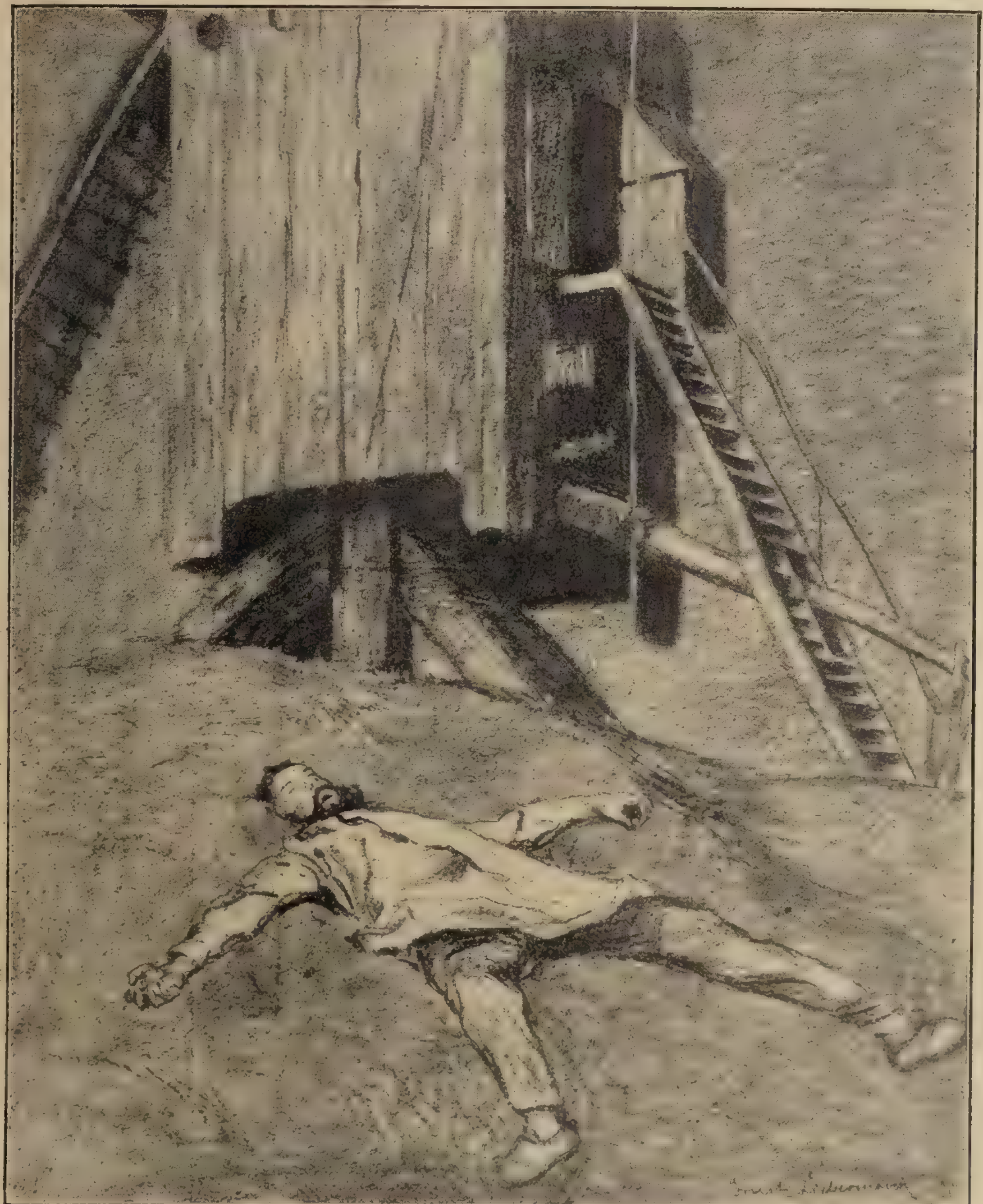
Alles im Kreise lachte fröhlich auf. Der Oberst wandte sich wieder zu der vor ihm stehenden Frau von Foucar.

„Na und Du, Annemieze? Was macht der kleine Franzos', den ich morgen aus der Taufe heben soll?"

Ueber das ein wenig schmal gewordene Gesicht der jungen Frau flog ein frohes Leuchten.

„Der trinkt und schläft! Wenn er Durst hat, brüllt er. Aus dieser Charaktereigenschaft schließe ich, daß er die Absicht hat, ganz und gar Deutscher zu werden!" . . .

Regimentsveteranen und Kriegervereine waren vorbeimarschiert. Die bunte Menge der Zuschauer drängte unaufhaltsam auf den Platz, den bisher das Regiment eingenommen hatte. Der Polizeiwachtmeister Pigulla, unterstützt von einigen Gendarmen, hatte Mühe, vor der Hotelterrasse einen Raum für die



Der Verräter. Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann-München.

Spitzen der Behörden freizuhalten. Das Schauspiel der großen Parade hatte sich rascher abgespielt als vorausgesehen, und bis zum Beginn des Festessens im Saale des Königlichen Hofes dauerte es noch eine ganze Weile. Der dicke Wirt Kurowski erschöpfte sich in Entschuldigungen und beruhigte sich erst, als der Herr Geheimrat von der Regierung versicherte, er freue sich, vor den Anstrengungen des sicherlich sehr opulenten Diners noch ein wenig frische Luft zu genießen. Der Kommandierende General aber rief dem übereifrigen Polizeiwachtmeister Pigulla in jovialer Laune zu, die verehrlichen Herrschaften vom Zivil nicht so fürchterlich anzuschnauzen. Drängeln gehörte zum Vergnügen, und er für seine Person wäre froh, wenn er oben im Himmel 'mal so viel Platz haben würde wie hier unten. Das Scherzwort wirkte mehr als jede strenge Absperrungsmaßregel. Das Publikum hielt sich in gebührender Entfernung und faßte Vertrauen zu dem Manne, von dem es hieß, daß er im Ernstfalle zum Befehlshaber der ganzen Ostarmee bestimmt wäre.

Der Herr Geheimrat von der Regierung stand vor einem breitschultrigen alten Herrn in der Uniform eines Majors der Reserve, der ihn um mehr als Haupteslänge überragte.

„Herr von Gorski," sagte er halblaut und eindringlich, „vor ein paar Stunden erst habe ich's zu meinem größten Schrecken erfahren, Sie beabsichtigen, Ihr Reichstagsmandat niederzulegen. Also es geht absolut nicht, daß Sie uns gerade in dieser Zeit im Stich lassen!"

„Tut mir leid, Herr Geheimrat, mein Entschluß ist unabänderlich!"

„Aber, mein Verehrtester, so bedenken Sie doch, der Wahlkreis geht glatt in die Hände der Opposition über! Die vereinigten Liberalen würden den außerordentlich populären hiesigen Bürgermeister aufstellen, die Polen einen Zählkandidaten, Zentrum und Bauernbund desgleichen, die Sozialdemokraten aber den Redakteur ihres Parteiblättchens, diesen verdorbenen Theologen; sein Name ist mir im Augenblick entfallen . . ."

„Kochanski, Herr Präsident."

„Ganz recht! Wir jedoch hätten im günstigsten Falle nur den Rittergutsbesitzer Böhmer zu versenden, der als extremer Agrarier sich keiner sonderlichen Beliebtheit erfreut. Das Resultat aber: Stichwahl zunächst, und da die gesamte Opposition bei der Entscheidung natürlich für das sogenannte kleinere Uebel eintritt, Verlust des Wahlkreises an die Liberalen!"

Herr von Gorski hob die breiten Schultern.

„Bedaure sehr, Herr Geheimrat, ich kann und will nicht mehr. Aus persönlichen und sachlichen Gründen. Die Formen, die das politische Leben in der letzten Zeit angenommen hat . . . also da komme ich nicht mehr mit. Ich stimme auch zu meiner eigenen Partei nicht mehr und bin wohl schon zu alt, um noch 'mal umzulernen."

Der Herr Geheimrat zog nervös seine weißen Frackhandschuhe durch die Linke.

„Aber, mein verehrter Herr von Gorski, wenn nun alle wahren Patrioten so dächten wie Sie?"

„Wär' es ein Segen! Empfehle mich ergebenst, Herr Geheimrat! Wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mich morgen in Kalinzinnen zu besuchen, könnten wir uns besser darüber unterhalten als hier, mitten im Festtrubel!"

Herr von Gorski wandte sich mit leichter Verneigung ab, um seinen Vetter, den Oberst Wegener, zu begrüßen, dem er vorhin nur über den Platz hinweg hatte zuwinken können. Der Herr Geheimrat aber biß sich ärgerlich auf den englisch gestutzten Schnurrbart.

„Eine verdammt kurz angebundene Gesellschaft, diese ostpreußischen Herren Junker," sagte er zu dem neben ihm stehenden Landrat. „Sitzen auf ein paar tausend Morgen Acker und benehmen sich wie Fürsten, die Audienz erteilen."

Herr von Döhlau, ein noch jugendlicher Mann mit energischem, von zahlreichen Schmissen durchfurchten Gesicht, verneigte sich zustimmend.

„Sehr wohl, Herr Geheimrat. Aber wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: es dürfte sich kaum empfehlen, Herrn von Gorski noch weiter zu bedrängen. Sein Entschluß, sich vom politischen Leben zurückzuziehen, ist unwiderruflich. Er erklärt sich nicht zum geringsten Teile aus seinen betrübenden Familienverhältnissen."

„Nanu," sagte der Geheimrat verwundert, „ich denke doch, seine einzige Tochter wäre recht glücklich verheiratet? Mit einem Rittmeister des hiesigen Regiments?"

„Baron Foucar von Kerdesac . . ."

„Ganz recht, jetzt entsinne ich mich. Der Abkömmling einer Refugiéfamilie. Ich hörte erst neulich, er wäre ein so hervorragender Soldat, daß ihm eine besonders rasche Karriere bevorstände. Also verstehe ich nicht recht, wie man da von unglücklichen Familienverhältnissen sprechen kann!"

Herr von Döhlau trat etwas näher und dämpfte seine Stimme: „Es liegt an etwas anderem. Als Frau von Foucar kaum ein Jahr alt war, hat sich in ihrem Elternhause eine Tragödie abgespielt, unter deren Folgen Herr von Gorski mehr und mehr leidet. Frau von Foucar hat keine Ahnung davon und glaubt, daß ihre Mutter gestorben ist."

„Dann freilich! Aber könnten wir's mit der Kandidatur Böhmer im ersten Wahlgang schaffen?"

Herr von Döhlau antwortete vorsichtig: „Ich stehe wohl zu kurze Zeit an der Spitze dieses Kreises, um darüber ein zuverlässiges Urteil zu haben. Möglich, daß die drohende Kriegsgefahr die Stimmung der Wählerschaft in einem für uns günstigen Sinne beeinflußt."

„Entschuldigen Sie," sagte der Herr von der Regierung, „ich glaube nicht recht verstanden zu haben! Was soll uns drohen?"

„Krieg, Herr Geheimrat! Leute, an deren besonnenem Urteil mir kaum ein Zweifel erlaubt scheint, versichern aufs bestimmteste, in vier Wochen längstens hätten wir den Einbruch der russischen Armee zu erwarten."

„Was Sie sagen!"

„Ich berichte nur, was Herr Geheimrat sich von jedem der heutigen Festteilnehmer bestätigen lassen können. Nach den ersten vierzehn Tagen meiner Amtstätigkeit schon machte ich dem Kreisausschusse Vorschläge über einige meiner Ansicht nach notwendige Maßregeln, Ausbau von Vizinalwegen, Vergrößerung des hiesigen Krankenhauses und so weiter. Wissen Herr Geheimrat, was für eine Antwort ich bekam?"

„Na?"

„Nach dem Krieg, Herr Landrat! Die Russen trampeln ja doch alles kurz und klein."

„Unglaublich! Dabei hat es in Wirklichkeit in West und Ost seit langer Zeit nicht so friedlich ausgesehen wie gerade in diesem Sommer!"

„Und die ungeheuerlichen Truppenansammlungen jenseits der russischen Grenze, von denen ich mich durch eigenen Augenschein überzeugt habe, als ich vor kurzem dienstlich nach Suwalki fahren mußte?"

Der Herr Geheimrat lächelte.

„Lieber Döhlau, daran sollten die Herrschaften hier im Osten doch nachgerade gewöhnt sein! Diese Ansammlungen tragen einen rein defensiven Charakter. Unsere — im Vertrauen gesagt — etwas unklare äußere Politik hat es verschuldet, daß man in Rußland glaubt, sich vor einem deutschen Einfall schützen zu müssen. Unser Botschafter ist eifrig bemüht, diesen Glauben zu zerstreuen. Und das wird ihm nicht schwer fallen, denn die leitenden Kreise Petersburgs erinnern sich noch heute mit tiefer Dankbarkeit an unser wahrhaft freundschaftliches Verhalten im japanischen Feldzuge. Das weiß ich genau, denn ich habe einen Vetter bei der Botschaft am Zarenhofe, mit dem ich in regem Gedankenaustausch stehe."

Der junge Landrat hatte eine Erwiderung auf den Lippen, aber er dachte sich sein Teil . . . Da hatte vor kurzem erst der russische Kriegsminister über das friedliche Deutschland hinweg eine Mahnung nach Westen geschickt: „Halloh, wo bleibt Ihr? Wir auf unserer Seite sind fertig!" . . . Kein Mensch aber hatte gehört, daß dieser freche Säbelraßler „höheren Ortes" zurechtgewiesen worden wäre . . .

II.

Die große Hotelglocke auf der Diele des Königliches Hofes gab mit bimmelndem Läuten das langersehnte Zeichen zum Beginn des Festessens. Die Spitzen der Behörden und die Offiziere, die plaudernd vor dem Eingange des stattlichen Hauses standen, setzten sich langsam in Bewegung. Als Herr von Döhlau zur Linken des Geheimrats die Treppe zur Hotelterrasse hinanstieg, traf ihn ein hilfesuchender Blick seiner jungen Frau. Besorgt trat er näher: „Na, Schatz, was gibt's?"

„Du mußt mit mir sofort nach Hause fahren!"

„Aber, Kindchen," erwiderte er halblaut, „das geht jetzt nicht! Beim besten Willen nicht!"

Das kleine Bündel aus Seide und Brüsseler Spitzen richtete sich zornig auf.

„Auch nicht, wenn ich Dir sage, daß ich mich hier schrecklich elend fühle?"

Einige der in der Nähe stehenden Damen wurden schon aufmerksam. Herr von Döhlau beugte sich hinab.

„Um Gottes willen, liebste Marion, mäßige Dich! Ich hatte Dich doch so sehr gebeten, Dich ein wenig zu fügen! Glaub' mir, meine Stellung hier wird unhaltbar, wenn Du Dir keine Mühe gibst, Dich — ein bißchen nur — den ungewohnten Verhältnissen anzupassen!"

„Und wenn ich es nun darauf ablegen würde, dieser lächerlichen Episode in unserem Leben so rasch wie möglich ein Ende zu machen?"

Herr von Döhlau antwortete nicht, in seine Stirn grub sich eine steile Falte. Gleich darauf aber sah er sich lächelnd um und winkte einem der jüngeren Offiziere, mit dem er in den vergangenen Wochen der Strohwitwerzeit bei tiefem Trunke zuweilen Vertrauliches gesprochen hatte.

„Ach, lieber Herr von Gorski!"

Der kleine Leutnant, der im Begriff gewesen war, auf das frisch aus der Königsberger Pension zurückgekehrte Kommandeurstöchterlein loszusteuern, hob den Kopf mit der keck in die Luft ragenden Hakennase.

„Das hohe Landratsamt befiehlt?"

„Sie sollen mir helfen, einen Eid schwören! Meine Frau will durchaus nicht glauben, daß ich unbedingt an dem eben beginnenden Festessen teilnehmen muß."

Karl von Gorski zog mit übertrieben tiefer Verneigung die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, an die Lippen.

„Später, lieber Herr von Döhlau, später. Jetzt möchte ich zunächst meiner Befriedigung Ausdruck verleihen, daß die begeisterte Schilderung, die Sie mir vor einigen Wochen gegeben haben, von der Wirklichkeit noch um einige hundert Längen überholt wird. Verliebte Ehemänner pflegen sonst zu übertreiben, aber diesmal . . ."

Frau von Döhlau lächelte, schon ein wenig versöhnt.

„Wahrhaftig? Hat er zuweilen von mir gesprochen?"

„Nur zuweilen? So oft ich die Ehre hatte, mit Ihrem Herrn Gemahl zusammen zu sein, kostete es Mühe, ihn auf ein anderes Thema zu bringen. Jetzt finde ich's ja begreiflich . . ."

„Und Sie geben mir die Versicherung, er darf bei diesem Essen nicht fehlen?"

Karl von Gorski machte ein ganz entsetztes Gesicht.

„Fehlen? Bei der feierlichen Zeremonie, die nachher im großen Saale unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit vollzogen wird? Um Gottes willen, gnädige Frau, haben Sie eine Ahnung, welcher Gefahr Ihr Herr Gemahl sich dadurch aussetzen würde?"

Frau von Döhlau hob neugierig das feine Näschen.

„Was könnte ihm denn passieren?"

„Das darf ich Ihnen leider nicht verraten, gnädige Frau, ein heiliger Eid bindet uns allen die Zunge. Aber Sie werden verstehen, in Ostpreußen herrschen noch gewisse Gepflogenheiten, die den kultivierteren Bewohnern des Westens geradezu barbarisch vorkommen müßten!“

Der kleinen Frau flog unwillkürlich ein Schauer über den Rücken. Sie streckte ihrem Gatten die Hand entgegen.

„Dann geh', lieber Botho! Ich fühle mich schon ein wenig besser, und Du darfst versichert sein, ich werde mich nicht langweilen. Ich werde mir hier auf der Terrasse ebenfalls ein Diner servieren lassen, und der Herr Leutnant soll dabei mein Gast sein!“

Herr von Döhlau empfahl sich mit einem Erleichterungsseufzer. Aber während er sich dem schon ungeduldig wartenden hohen Vorgesetzten anschloß, sprang ihn bange Sorge an. Er hing mit Leib und Seele an seinem Beruf, und hoch hinauf reckten sich seine Pläne. Der Landratsposten hier an der russischen Grenze war doch nur ein Uebergang, der nicht lange dauern konnte, wenn — ja, wenn es ihm eben glückte, den Beweis zu erbringen, daß die Bedenken grundlos waren, die seine Vorgesetzten an die Verbindung mit einer politisch nicht einwandfreien Familie knüpften. Das war nun einmal nicht anders in preußischen Landen, der Staatsdiener hatte „einwandfrei“ zu sein, im Dienst wie zu Hause. Wer's nicht leisten konnte, wurde ohne viel Aufsehens, aber rücksichtslos abgestoßen. In dieser strengen Auslese lag einer der Gründe von Preußens Größe, aber wen's traf im Fluge berechtigter Hoffnungen, den schlug es im innersten Lebensnerv . . . Und ein Gefühl fast der Reue überkam ihn, daß er an einem der entscheidenden Wendepunkte des Lebens einer unklaren Leidenschaft nachgegeben hatte, statt der Stimme kühl abwägenden Verstandes. Wie toll hatte er sich in dem Trubel des rheinischen Karnevals in das launenhafte und zierliche Persönchen verliebt, und ganz allmählich erst war die Ernüchterung gekommen! Zugleich mit der niederdrückenden Erkenntnis, daß selbst seine nächsten Freunde die übereilte Werbung auf den schier ungeheuerlichen Reichtum der jungen Braut zurückführten. Er allein wußte es besser, aber wer hätte ihm wohl geglaubt, wenn er erklärte, ihm wäre erst ein paar Stunden nach der Verlobung bekannt geworden, er habe in raschem Ansturm die einzige Tochter so ziemlich des reichsten Mannes im lothringischen Industriebezirk erobert? . . .

Die Ordensburger Damen waren nach Hause gegangen, um sich für die Festlichkeiten des Abends vorzubereiten, nicht ohne einen mißbilligenden Blick auf die Gattin des neuen Landrates, die sich — unglaublicherweise — anschickte, auf der Hotelterrasse ganz öffentlich zu Mittag zu essen. Das mochte vielleicht in einer Großstadt Sitte sein, wo kein Mensch den anderen kannte, hier aber wirkte es als unziemliche Ueberhebung. Und nicht einmal die Entschuldigung hatte die junge Frau für sich, daß im eigenen Hause noch nicht das Herdfeuer brannte. Vor vier Wochen schon waren die großen Wagen mit der inneren Einrichtung gekommen, von der man sich Wunderdinge erzählte, und vor einigen Tagen ein ganzer Troß von Dienerschaft, Zofen und Zimmermädchen, Kutscher und Schofföre; man munkelte sogar von einem französischen Koch, der ein Gehalt bekomme, höher als das eines preußischen Regierungsrates. Aber das imponierte vielleicht den Kaufleuten, die an diesem verschwenderischen Haushalte sich reichlichen Verdienst erhofften. Die Frauen der Offiziere und Beamten einigten sich ohne besondere Verabredung in einem Gefühl ruhiger Abwehr. Schon jetzt war vorauszusehen, wie sich der Verkehr mit dem jungen Landratspaar im kommenden Winter gestalten würde. Eine einzige Einladung hin und her nach dem Austausch der offiziellen Besuche, und damit Schluß! Frauen, die ihren Stolz darein setzten, mit schmaler Wirtschaftskasse auszukommen, konnten nicht plötzlich schlemmerische Diners veranstalten, nur, weil sich unter den Gästen eine verwöhnte junge Dame befand, die mit einem silbernen Löffel im Mund geboren war . . . Und man müßte sich ja genieren, mit ihr über die Straße zu gehen, wenn man selbst ein dürftiges Leinenkleidchen trug, indessen die andere in einem raffinierten Spitzenkleide prangte, mit einem Reiher auf dem Hütchen, den jede Kennerin auf dreihundert Mark zum mindesten einschätzen mußte . . .

Fräulein Ilse Harbrecht ging neben ihrer Mutter und dankte freundlich für die Grüße der Bürgerschaft, im Inneren aber wälzte sie zornige Gedanken. Seit Monaten schon hatte sie sich auf das Wiedersehen mit einem gefreut, von dem sie wußte, daß er trotz seines unscheinbaren Aeußeren ein Held war. Ein Held, der sich ohne Wimperzucken für den Freund in Todesgefahr gestürzt hatte . . . An dem Tage, an dem er wegen seines Duells mit dem älteren Brinckenwurff auf Festung gehen mußte, hatte es sich getroffen, daß sie dringend eine Freundin in der Bahnhofstraße zu besuchen hatte. Zufällig um die Zeit, da der Leutnant Karl von Gorski sich an die Eisenbahn begab, um für lange sechs Monate nach Weichselmünde zu reisen. Er ließ den Krümperwagen halten, sprang heraus: „Aber nein, Fräulein Ilse, daß ich noch das Glück habe, gerade Ihnen zu begegnen? Davon werde ich in mancher trüben Stunde zehren! Auf der anderen Seite aber ist es eine ganz niederträchtige Strafverschärfung, daß ich Sie ein halbes Jahr lang nicht sehen darf.“

Halb ernst, halb scherzhaft hatte er mit ihr gesprochen, wie es seine Art war. Und dann war er, indes sie ihm ein rasches Abschiedswort nachrief, in den davoneilenden Wagen gesprungen. In seliger Beklommenheit ging sie nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Kriegszeit. Bubi ist mit der Zahl seiner Brüder durchaus nicht zufrieden, trotzdem vor einem Monat erst Zwillinge ankamen. — Auf die Frage, warum er der Brüder immer noch mehr haben will, erwidert er: „Ich will mir eine Kompagnie machen.“

*

Ich sandte auch einige Weihnachtspakete ins Feld, mit beigelegter Antwortkarte. Gestern erhielt ich folgende reizende Feldpostkarte:

Verehrtes gnädiches Fräulein. Der Tabag und Zikarren habe ich erhalten. Wir sind Alle gegen die Fußkrankheit (er meint Typhus-Krankheit!) geimpft worden. Aber ich mußte gleich wieder in den Schützengraben zum Schießen. Das wird Sie alles sehr interessieren. Besten Dank für Alles!

Auf Wiedersehn

Alfons K.,
Ersatz-Reservist.

*

Im Anmeldebüro des xten Regiments wird ein Freiwilliger nach seinen Personalien ausgefragt. Der Feldwebel füllt das Formular aus und fragt: „Welche Religion haben Sie?“ — Der Freiwillige, der Angst hat, daß er wegen zu großen Andranges nicht genommen wird, sagt zögernd: „Na, was könnten Sie denn noch brauchen?“ —



„Mensch, bist Du bald fertig mit dem fünfseitigen Liebesbrief und den zehntausend Küssen? Mir zittern schon die Knie!“

RÄTSEL

Land und Wasser.

Eine bekannte Provinz
Ohne „s“ Fische sind's.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

al — as — brü.k — cho — dau — den — dix — e — eck — ein — en — ga — hard — hemd — i — i — i — kei — li — lin — lin — lopp — mu — no — no — no — pa — pan — pe — ra — saar — stein — stell — ster — tür — vi — zep — zer

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine Kriegsforge ergeben, die Deutschland nicht kennt.

Die Wörter bezeichnen: 1. Viel umkämpften Ort in Flandern. 2. Gestalt aus der griechischen Sage. 3. Gelehrten aus dem Kreise Karls des Großen. 4. Berühmten deutschen Erfinder. 5. Akustische Erscheinung. 6. Maltechnik. 7. Kampfschutz des Mittelalters. 8. Bekannten deutschen Schriftsteller. 9. Stadt am Bodensee. 10. Titel eines berühmten Epos. 11. Schlachtenort in Italien. 12. Deutschen Fluß. 13. Ibsensche Dramenfigur. 14. Gangart des Pferdes. 15. Deutsche Stadt. 16. Befreundeten Staat.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Ueber eine halbe Million Kriegsgefangener.

1. Ueberläufer. 2. Belle-Alliance. 3. Erdbeben. 4. Rupie. 5. Erholung. 6. Introduktion. 7. Nida. 8. Eichendorff. 9. Havarie. 10. Areopag. 11. Leonidas. 12. Begnadigung. 13. Etappe. 14. Marconi. 15 Imperator. 16. Logik. 17. Legion. 18. Ille.

Die verwandelte Stadt: Sofia — Sofa.

Im Wandel der Zeiten: Slave — Salve.

Ein Blick in die Zukunft: Urlaub.

Zweisilbig: Mittag.

Der Nothelfer: Kriegsbrot — Kriegsnot.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 6

7. Februar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Vor dem Abmarsch der neuen Regimenter: Abschied vom Heimatsstädtchen.

Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann-München.



Frische Truppen an die Front: Abfahrt von Reservetruppen von einem Berliner Bahnhof. Phot. Gebr. Häckel.

Auszug ins Feld.

Irgendwo von weither klingt es tsching .... bum .... bum .... Leise und um Gehör werbend klingt es durch den Trubel des lauten Lebens. Die Hälse recken sich, man bleibt stehen und fragt.

Endlich blitzt es im Sonnenschein aus dem Straßengewühl. Helmspitzen und Gewehrläufe.

Und lauter klingt es: Tsching .... bum .... trara .... bum bum bum. —

Nun hebt ein allgemeines Rennen an. Die liebe Jugend voraus, die holde Weiblichkeit, auch die, die sie sonst den Kochlöffel oder den Staubwedel schwingt, hinterher. Hindernisse werden im Sturm genommen, was sich in den Weg stellt, wird niedergerannt. Im Krieg ist alles eins .... Den ausrückenden Truppen fliegt jedes Herz entgegen.

Nun ist schon im Trompetenklang und Paukenkrach der hallende Unterton der Marschtritte vernehmbar und aus dem Wirrwarr taucht die wogende kompakte feldgraue Masse auf. Junge Burschen zum großen Teil. Und stolz blitzen die Augen der Zuschauer auf die stattlichen Gestalten. — Ein Sträußlein am Helm, eins in den Gewehrlauf gesteckt, und auf den Wangen die dunklen Rosen der frischen, kernigen Jugend. Einem haben sie sogar einen Lorbeerkranz übers Gewehr gehängt. Vorschußlorbeern, die er sich sicher verdienen wird.

Und laut fliegen die Grüße hin und her. Bunte Reihe ist schon lang gemacht worden. Mitten im Trupp marschieren Trine und Stine mit, manche hängt sich an den Arm eines Tapfern, wenn's auch gerade nicht ihr Liebster ist. Jeder ausziehende Soldat ist „ihr Schwarm“.

Auch den Soldaten ist's recht. So ein Pusselchen an der Seite marschiert sich's nochmal so gut. Und es ist ja auf



Großfürst Michael, der jüngere Bruder des Zaren, der die russischen Operationen in den Karpathen leitet.



Vom ersten Angriff der Zeppeline auf die englische Küste: Zerstörungen in Great Yarmouth.



Generalleutnant v. Freytag-Loringhoven, der neue Generalquartiermeister. Phot. Otto Heinrich.



Unser Landsturm ohne Waffe in Russisch-Polen. Ausmarsch zur Arbeitsstätte. Phot. Photothek.

lange, lange Zeit hinaus das letztemal, daß man was Liebes neben sich hat.

Vielleicht für immer . . .

In den Gedanken des jungen Burschen taucht der heimatliche Kirchturm auf. Die kleinen lieben Häuschen scharen sich darum und Sonnenstrahlen spielen drüber hin. Irgendwo aus einem kleinen Fenster schaut das Gesicht eines alten Weibleins mit sorgenvollen und doch heimlich-stolzen Augen.

Ihrem Jungen hinter der Regimentsmusik und von Stine und Trine flankiert, will sich eine Träne ins Auge stehlen. Aber schon taucht vor ihm in nebelhafter Ferne die Schlacht auf. Vergessen ist das Heimattal, vergessen die alte Frau mit dem lieben weißen Haar . . . Die Muskeln straffen sich und lauter stampft der Kommißstiefel den Boden.

Der Sonne von oben begegnet eine Sonne von innen. Und brausend tönt es über die Menge hin: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ M.



Ein Panzerzug, den die österreichisch-ungarischen Truppen bei den Kämpfen in Galizien verwenden. Phot. Az Est.

PORTRÄTS VOM TAGE



Der neue Generalfeldmarschall v. Bülow.
Phot. Nicola Perscheid.

Kaisers Geburtstag brachte der zweiten Armee die Beförderung ihres Führers, des Generalobersten von Bülow, zum Generalfeldmarschall. Es ist dies das zweite Mal in diesem Kriege, daß dieser höchste militärische Rang zur Verleihung kam. Der neue Generalfeldmarschall, nunmehr der fünfte der preußischen Armee, steht gegenwärtig im 69. Lebensjahre. Seit 21. Dezember 1864 gehört er der Armee an, so daß er vor wenigen Wochen im Felde das seltene Fest der 50jährigen Wiederkehr des Tages feiern konnte, an dem er in die Armee eingetreten war. Die Feldzüge von 1866 und 1870/71 hat er als Leutnant mitgefochten, 1877 wurde er in den Großen Generalstab versetzt, wo er einen großen Teil seiner militärischen Laufbahn zurücklegte. Von 1903—1912 war er Kommandierender General des dritten Armeekorps in Berlin, worauf er unter Beförderung zum Generalobersten zum Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion in Hannover ernannt wurde. — Der Führer der dritten Armee, General der Kavallerie von Einem, der frühere Kriegsminister, ist zum Generalobersten ernannt worden. Er war bei Beginn des Krieges Führer des 7. Armeekorps und wurde dann als Nachfolger des sächsischen Generals von Hausen an die Spitze der dritten Armee berufen. — General der Infanterie D'Elsa, der Kommandierende General des 1. Königl. Sächsischen Armeekorps, der in den Gefechten von Craonne die Führung hatte, ist im Verlauf dieses Krieges als einer unserer tüchtigsten Führer schon oft genannt und mehrfach ausgezeichnet worden. Er selbst wurde bereits in den ersten Schlachten verwundet. Seine drei Söhne sind auf dem Felde der Ehre gefallen.



Der neue Generaloberst
von Einem, genannt von Rothmaler.
Phot. Nicola Perscheid.



General der Infanterie D'Elsa,
der Führer der sächsischen Truppen in den erfolgreichen Kämpfen von Hurtebise.
Phot. Heino Fricke.



Von der Feier am Geburtstag des Kaisers in Berlin.
Die Kaiserin auf dem Wege zum Dom.



Prinzessin August Wilhelm (links) auf dem Wege zum Dom.
Phot. Hohlwein & Giercke.



Deutscher Landwehr-Kürassier als Lütticher Sehenswürdigkeit.

In Lüttich auf der Fahrt zur westlichen Front gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.

Sieger und Besiegte.

Von Fedor von Zobeltitz. Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Man kann es keinem Besiegten verdenken, wenn er den einziehenden Sieger scheel oder mißmutig oder mit drohenden Blicken ansieht. Das haben auch die Belgier getan. Zuerst in Lüttich, wo wir rascher waren, als die Welt glaubte. Da sitzen die Wallonen, deren wilde Widerstandslust schon Karl der Kühne spüren mußte, und die mit ihren Herzen viel mehr an Frankreich hängen als die Vlamen. Da sitzen vor allem die vielen Tausende von Waffenarbeitern, die durch den Krieg brotlos wurden. Man hat schon bald nach der Einnahme der Festung versucht, sie von neuem zu beschäftigen und die berühmten Cockerilleschen Werke in Seraing wieder zu eröffnen. Aber die gute Absicht scheiterte seinerzeit; die Beamten zeigten sich widerspenstig, und schließlich brachte auch die Anhäufung zahlreicher Arbeitermassen gewisse Gefahren mit sich. Als ich im Oktober zum ersten Male in Lüttich weilte, war das physiognomische Bild kein erfreuliches. In Brüssel versuchte es Marschall Goltz bekanntlich anfänglich mit der weisen Milde seiner Natur. Aber er erreichte nicht viel damit. Auch in den rein



Deutsche Offiziere im Quartier bei einem Schloßbesitzer in Frankreich.

vlamischen Städten fand unsere Stammesverwandtschaft zunächst wenig Gegenliebe. Besonders in Antwerpen. Aber bald setzte die Gegenbewegung ein. Mit aufrichtigem Staunen spürte man die Ordnung schaffende Hand des Siegers, und da wandelte sich allgemach der stürmische Abscheu in Vertrauen, die Flüchtlinge kehrten zurück, das Leben glitt langsam in die alten Geleise, der Kleinhandel erwachte, die Ruhe kehrte wieder. In anderen vlamischen Städten, so in Gent und Brügge, hatte von vorn herein die Vernunft der Behörden eine erträgliche Lage geschaffen; da vertrug man sich gut. Aber auch die Strenge wirkte, wo sie zur Notwendigkeit wurde. Als ich Ende November zum zweiten Male Belgien bereiste, hatte das Gesamtbild sich doch wesentlich zu unseren Gunsten verschoben. Auf der Rückfahrt brauchte ich nicht zu eilen und fand demgemäß Zeit zu recht interessanten Beobachtungen. Brüssel war gar nicht wiederzuerkennen. Es machte den Eindruck, als herrsche hier überhaupt kein Eroberer; der Blick umfaßte das alte glänzende Leben von einst, fröhliche Menschen wogen auf den am Abend



Bilder aus den besetzten französischen Orten: Brotverteilung an die Einwohner in Neufchatel an der Aisne.

hell erleuchteten Boulevards, überall geöffnete Läden, Theater und Kinos, gefüllte Hotels. Das war wieder Klein-Paris aus der Friedenszeit mit seiner schimmernden Außenseite und nicht die unter dem „Joche der Barbaren" seufzende Stadt. In Loewen, Mecheln, Lier, Tirlemont, allen den halbverwüsteten Orten der Umgegend, in denen ein wahnsinniger Franktireurkampf ganze Quartiere niedergelegt hatte, aber baute man schon mit geschäftiger Hand das Zerstörte auf: es war der Geist der Ordnung, der Zucht und Disziplin, der sich überall bemerkbar machte. Auf gemächlicher Autofahrt durch flaches Land konnte ich mich auch in kleineren Städten und Dörfern davon überzeugen, wie ausgezeichnet sich das Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten gestaltet hat. Liegt es mit an der deutschen Wesensart, daß so rasch die Herzen des Feindes gewonnen wurden? Ich glaube wohl. Unser alter Landsturm hat es nicht schwer gehabt, sich mit Bauer und Arbeiter anzufreunden. Nach der deutschen Grenze zu, bei Verviers, Pepinster, Battice, rühmte man mir das Entgegenkommen, die Gutmütigkeit und die Hilfsbereitschaft der Bewohner. Und da half auch der Soldat dem Bauer beim Pflügen und hielt sein Kind auf den Knien und sang ihm deutsche Lieder vor, und wenn Liebesgaben eintrafen, teilte er sie brüderlich mit dem Quartierwirt. Die alte Komödie vom Kurmärker und der Picarde wurde hier zu lebendiger Wirklichkeit. In Frankreich setzte man sich erst in Pose und schlug an die Brust, ehe man klein beigab. Als wir in Lille einzogen, gebärdeten der Bürgermeister und seine Senatoren sich als stolze Herren und wollten den Kommandierenden gar nicht so recht als Gleichberechtigten anerkennen. Aber die alte Exzellenz lächelte nur und unterstrich seine Befehle mit einer sanften Drohung, und da kam rasch alles in Ordnung,



Marktszene im Etappenort:
Offiziere von der Front beim Gemüseeinkauf.



Die neuesten Nachrichten,
die in den Etappenorten täglich in deutscher und französischer Sprache herausgegeben und angeschlagen werden.



Immer die Ulanen!
Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.



Alte Tscherkessen, die von den österreichisch-ungarischen Truppen gefangen wurden.
Phot. Kilophot-Wien.

und in größter Freundlichkeit einigte man sich über einige Notwendigkeiten, und heute gibt es auch in Lille keinen Zank mehr zwischen Franzosen und Deutschen. Ganz ähnlich ist es in Douai, und je weiter man südöstlich fährt bis in die Nähe des großen Hauptquartiers, um so friedlicher wird die Stimmung. Um Sedan herum ist man dann „ganz wie zu Hause"; das war man ja Anno Siebzig schon. Im Osten hat man es sich leichter gedacht. Die Polen öffneten nicht so weit und so herzlich die Arme, als wir hofften. Der polnische Gutsbesitzer ist zurückhaltend, der Bauer stur. Bei dem Deutschen spricht nur das Herz, und der Mund schweigt vorsichtig. Als ich in Polen war, schwankte man noch zwischen Fügenwollen und Fügenmüssen. Nun schafft die Hand des Siegers auch hier Ordnung; schwer macht es ihm die Natur des Landes, weniger die Bevölkerung. Der Russe ist im Grunde genommen ein gutmütiger Kerl. Jedenfalls denkt man nicht an Widerstand — und reicht einander schon jetzt helfend die Hände.



Generalstabsarzt Professor Dr. v. Schjerning, der den Rang als General der Infanterie erhielt.
Phot. R. Dührkoop.



Alte Mörser, die die Franzosen zum Bombenwerfen aus den Schützengräben verwenden.
Nach einer englischen Photographie.



General v. Mudra, Oberbefehlshaber unserer Truppen in den Argonnen, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Jacobi.

Unsere Truppen in Rußland.



Deutsche Fürsorge: Einrichtung von Desinfektionsanstalten in den besetzten Orten.



Eine glückliche Jagdgesellschaft.



Die neuen Pelze.

„General Winter“ hat unsere Truppen nicht so unvorbereitet getroffen und behindert, wie die Russen vielleicht gehofft haben. In vieler Beziehung hat die Kälte sogar Vorteile gebracht. Vor allem sind die russisch-polnischen Wege fest geworden, Artillerie und schwere Bagage kann darauf fahren, ohne alle paar Schritt festzusitzen. In den Stellungen haben es sich unsere Truppen in Hütten tief unter der Erde wohnlich eingerichtet. Darüber festgestampfte Erdwände halten die Kälte ab; die Pioniere ziehen von einer Position in die andere, um die Befestigungen nachzusehen und zu verstärken. Die Hindenburgspende hat einen reichen Segen von Pelzkleidung nach dem Osten gebracht; und so stampfen unsere Posten und Patrouillen in den dicken Schafpelzen herum, die so weihnachtsmannartig aussehen und außerdem auch durch das helle nach außen getragene Fell auf der Schneefläche Schutz vor Spähern bieten. In Lowicz und Lodz ist deutsche Verwaltung, die den Bewohnern etwas ganz Ungewohntes, nämlich „Ordnung“ beschert, und in Warschau kennt man wahrscheinlich schon den Ton der deutschen und österreichischen Kanonen und weiß, was es für die Stadt und für Polen zu bedeuten hat, wenn der Donner näher kommt.



Im verschneiten Schützengraben.

Aufnahmen unseres Spezialphotographen.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5



Im Schützengraben — Aufnahme vom westlichen Kriegsschauplatz

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

2. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden auf Verlangen die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich nachgeliefert.

Inhalt des Romananfangs aus den vorigen Heften:

Das hundertjährige Jubiläum des Dragonerregiments Graf Schmettau, das in der ostpreußischen Stadt Ordensburg in Garnison steht, ist durch eine Parade auf dem Marktplatz eingeleitet worden. Zwischen der Gattin des Oberstleutnants Harbrecht und der jungen Frau des Landrats von Döhlau, einer französelnden Lothringerin, die auf der Terrasse des Hotels nebeneinander sitzen, ist es zu einem Wortwechsel gekommen, der den Rittmeister Gaston von Foucar und seine Frau Annemarie betrifft. Frau von Döhlau kennt die jetzt in Paris sich aufhaltende Frau Josefa Rheintaler, von der Foucar sich nach einem kurzen Taumel der Leidenschaft losgerissen hat, und hat mit Spott über Foucars Ehe für die Freundin Partei genommen.

Die erste Karte, die Fräulein Ilse Harbrecht aus Weichselmünde von dem Leutnant Karl von Gorski empfing, wies eine selbstgefertigte Zeichnung auf. Einen Leutnant mit ungeheuerlich großen Ohren, der über einem mächtigen Folianten büffelte. Darunter aber stand: „Der ergebenst Unterfertigte hat den Entschluß gefaßt, sich zur Kriegsakademie vorzubereiten. Um dem Uebelstande abzuhelfen, daß es in der Familie Gorski noch nie einen Kommandierenden General gegeben hat. Außerdem ist ihm von einem gleichermaßen eingespundeten Duellverbrecher aus der Garde versichert worden, daß man in Berlin bedeutend billiger lebt als in Ordensburg, woraus sich gewisse freundliche Aspekte ergeben für einen seit einiger Zeit außerordentlich genau rechnenden Leutnant. Ergebenst grüßend Karlchen G." Und alle vier Wochen kamen Postkarten, eine davon aber schien in falsche Hände geraten zu sein . . . .

Eines Abends nämlich, als Ilse dem Vater die Zigarrenkiste und den Aschbecher brachte, strich der ihr mit einer seltsam zarten Bewegung über den blonden Zopf: „Sieh mal an, ich hatte gar nicht gedacht, daß ich schon eine so große Tochter hab'.... Und, wie meinst Du, Muttchen, ob wir das Mädchen nicht für ein paar Monate nach Königsberg geben? Wenn sie mal heiraten soll, muß sie entschieden eine bessere Aussprache lernen!" Und er deklamierte in übertriebenem Dialekt die ersten Verse von „Häktors Abschied", so daß die Mutter Tränen lachte.... Acht Tage darauf aber saß Ilse in dem altberühmten Pensionat für Töchter höherer Stände der Schwestern Grandjean in Königsberg . . . die Weichselmünder Postkarten blieben aus, nachdem noch eine einzige durch Zufall den Weg durch die strengen Absperrungen gefunden hatte, die das Haus in der stillen Tragheimer Kirchenstraße umgaben wie Drahthindernisse und Wolfsgruben eine Festung. Einen großohrigen Leutnant zeigte sie mit einem Riesenschloß vor dem Munde. Darunter aber stand: „Regimentsbefehl vom 19. Januar 1914" . . . da wußte sie natürlich Bescheid, aber ebenso natürlich war es, daß sie mit Hilfe einer unverdächtigen Mitpensionärin es fertig brachte, eine Ansichtspostkarte als Antwort durch die feindlichen Linien zu schmuggeln. Einen deutschen und einen österreichischen Soldaten zeigte sie, die sich über den Bildern der Monarchen die Hand schüttelten. „In Treue fest vom Rheine bis zur Donau" stand darunter. Sie brauchte nur in den Gewehrkolben des deutschen Infanteristen die Buchstaben „I. H." zu schreiben, um des Verständnisses sicher zu sein . . . .

Dann hatte sie geduldig auf das Wiedersehen gewartet. Nach allem Vorausgegangenen mußte es der schönste und herrlichste Augenblick des ganzen bisherigen Lebens werden. Ein heimliches Grüßen zwischen all den gleichgültigen Tausenden,

sie beide allein wußten Bescheid ... Und jetzt war es so ganz anders, so beschämend, daß sie kaum die Tränen zurückhalten konnte, während sie an der Seite der ahnungslosen Mutter durch die Menge schritt. Den Bruchteil einer Sekunde hatte es so ausgesehen, als wenn der Leutnant von Gorski sie begrüßen wollte, dann aber war er in steilem Winkel abgebogen, auf diese kokette junge Landratsfrau zu, die sich mit ihrer Pariser Toilette wie ein Pfau neben den einfachen Offiziersdamen spreizte. Und nicht genug an einem Handkusse, nach kurzer Pause bog er sich zum zweiten Male hinab, küßte — das sah sie mit ihren scharfen Augen genau — dieser eitlen Pute die vom Handschuh freigelassene Stelle in der Nähe des spitzenbesetzten Aermels ... Da wurde ihr das Herz in der Brust hart wie ein Stein, und sie beschloß, dem Treulosen es auszuzahlen, wenn sie am Abend das Schwadronfest der Fünften besuchte ... da spielte er nämlich als Verfasser eines Prologes und Regisseur eines militärischen Lustspieles eine Art von Hauptrolle. Sie aber strafte ihn natürlich mit schärfster Nichtachtung, bis er sie nach dem Grunde fragte. Na, und dann sollte er eine Antwort kriegen, mit der alles aus war ... das schwor sie sich zu und beschloß, den ganzen Nachmittag zu verwenden, um sich für diese entscheidende Minute gehörig vorzubereiten....

Der Missetäter aber, um den Ilse Harbrecht so schweren Kummer litt, tafelte unterdessen schon längst auf der Hotelterrasse und erzählte mit unerschütterlichem Gesicht lügenhafte Schauergeschichten. Von den Wolfsjagden, die fast in jedem Winter in der nächsten Umgebung Ordensburgs abgehalten werden müßten, wenn das gierige Raubgesindel in allzu großen Scharen aus dem längst kahl gefressenen Rußland herüberkäme, und daß in diesen Zeiten die Einwohner des Städtchens sich nur in Trupps zu zehn Mann aus den bis zum Dache eingeschneiten Häusern wagten. Natürlich bis an die Zähne bewaffnet. Daß aber trotzdem — so erzählte er weiter — bei der ungeschützten Landbevölkerung zahlreiche Unglücksfälle vorkämen. So seien erst im letzten Winter in dem nahegelegenen Dorfe Schikorren zehn alte Frauen beim Brennholzsammeln von den Wölfen bis auf die in dicken Holzschuhen steckenden Füße gefressen worden. Die Elfte hingegen habe sich retten können, weil sie wegen erschrecklicher Magerkeit selbst von den hungrigen Raubtieren verschmäht worden sei. Ein wenig beleidigt hob die kleine Dame das Näschen.

„Sie glauben doch nicht etwa, Herr Leutnant, daß ich all diese Schilderungen für bare Münze nehme?"

Karl von Gorski ließ das Monokel fallen und klappte unter dem Tisch die sporenbewehrten Hacken zusammen.

„Im Gegenteil, gnädige Frau, ich bin tief betrübt, daß Sie mir mit so ungerechtfertigtem Mißtrauen begegnen. Die Wolfsgeschichte eben war nur ein Auftakt gewissermaßen zu Ausführungen, die Ihnen noch viel unglaublicher klingen werden. Daß man nämlich auch hier bei uns im sogenannten wilden Osten sich das Leben sehr nett und behaglich einrichten kann, wenn man nur ein wenig guten Willen mitbringt."

Frau von Döhlau blickte argwöhnisch auf.

„Weshalb halten Sie mir eigentlich diese pädagogische Vorlesung? Da hat Ihnen doch sicher mein Mann erzählt, wie ungern ich ihm hierher gefolgt bin? Und daß ich wenig Lust verspüre, in diesem trostlosen kleinen Nest länger als ein paar Wochen auszuhalten?"

„Um Gottes willen, gnädige Frau!" Er tat ehrlich erschreckt. „Das wollten Sie uns allen hier antun? Haben Sie denn nicht bemerkt, welchen ungeheuerlichen Eindruck die Tatsache, daß Sie in all Ihrer entzückenden Eleganz hier auf dieser kümmerlichen Terrasse saßen, auf das gesamte Offizierkorps gemacht hat? Die Parade wäre deswegen beinahe verunglückt, weil alle Leutnants nach Ihnen schielten, statt nach der im militärischen Interesse so notwendigen Richtung" ...

„Davon habe ich nicht das Geringste bemerkt. Ihre Herren Kameraden hatten ja nur Augen für den alten General, der mit seinem gewaltigen Schlachtroß — ungalant genug — die Aussicht versperrte!"

„Aber, gnädige Frau" — Karlchen Gorski strich sich schmunzelnd den spärlichen Schnurrbart — „ein preußischer Leutnant hat doch zwei Augen! Und glauben Sie mir, er kriegt es fertig, mit einem die strengen Gebote der Disziplin zu befolgen, mit dem anderen aber einer schönen Frau zu huldigen, die seine Begeisterung erweckt. Verlassen Sie sich darauf, es würde im Regiment ein halb Dutzend Selbstmorde geben, wenn Sie jetzt wieder abreisen wollten!"

Frau von Döhlau lachte auf. In ihrem Köpfchen regte sich ein abenteuerlicher Plan. Eigentlich wunderte sie sich, daß sie nicht schon früher darauf verfallen war, so nahe hatte es gelegen, sich die Langeweile hier durch eine amüsante Intrige zu kürzen ...

Sie streckte dem kleinen Leutnant über den Tisch hinweg die Hand entgegen: „Vielen Dank! Aber Sie und Ihre Herren Kameraden würden nicht viel davon haben, denn ich bin bei den ehrwürdigen Schwestern der heiligen Ursula in Thildonck nach ganz altmodischen Grundsätzen erzogen worden. Ich liebe meinen Mann und würde selbst einen kleinen Flirt als etwas Unerlaubtes ansehen!"

Karl von Gorski zog die wohlgepflegte, mit blitzenden Ringen geschmückte Hand an die Lippen.

„Selbstverständlich, gnädige Frau! Und Sie dürfen versichert sein, genau so habe ich Sie eingeschätzt, als ich das Glück hatte, vor einer halben Stunde Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen!"

„Wahrhaftig? Nun, dann sollen Sie auch extra belohnt werden! Ich habe eine Freundin, neben der ich mich ungefähr ausnehme wie ein Aschenbrödel neben einer Prinzessin."

„Unmöglich!"

„Doch! Und die sollen Sie kennen lernen! Ich bin überzeugt, ich brauche ihr nur eine kurze Depesche nach ihrem Schlosse in der Nähe von Paris zu schicken, und sie kommt hierher. Außerdem beabsichtige ich zwei meiner Kusinen einzuladen, die ebenso niedlich wie reich sind."

Er stieß einen komischen Seufzer aus.

„Halten Sie ein, gnädige Frau! Das ist fast zu viel des Segens! Aber haben Sie die Güte, den Einladungen nicht meinen Steckbrief beizulegen. Sonst — verlassen Sie sich darauf — kommen die Damen nicht!"

Sie drohte ihm mit dem rosigen Zeigefinger.

„Wollen Sie von mir Komplimente hören? Und Sie haben doch sicherlich die Werke der berühmten Madame de Staël gelesen?"

„Selbstverständlich," log er dreist, „wie wohl so ziemlich jeder preußische Leutnant!" Keine Ahnung hatte er, was das für ein überspanntes Frauenzimmer sein möchte ...

„Nun denn, an irgendeiner Stelle sagt sie: Häßliche Männer gibt es nicht. Nur dumme oder geistreiche."

„Ein schwacher Trost," gab er schlagfertig zurück. „Mit den Geistvollen unterhält man sich, die Dummen aber umarmt man."

Frau von Döhlau stand auf und zog sich langsam die Handschuhe an. Der Kellner stürzte davon, das in der Einfahrt stehende Auto zu holen.

„Warten Sie's doch ab," sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, das wie ein Schlänglein um ihre mit diskretem Rot getönten Lippen spielte, „warten Sie's ab, ob meine Freundin und meine Kusinen nicht —



ebenso wie ich — der Ansicht unserer Landsmännin sind. Jedenfalls wird es sehr amüsant werden in den kommenden Wochen. Vormittags veranstalten wir mit Ihnen und Ihren Herren Kameraden Autoausflüge in die Umgebung, um sechs Uhr wird bei uns zu Mittag gegessen und abends getanzt."

„Großartig! Nur möchte ich Sie bitten, ab und zu auch den hiesigen Regimentskommandeur einzuladen. Der hat die merkwürdige Gepflogenheit, zu den unglaublichsten Tages- und Nachtstunden seinen Leutnants Dienst anzusetzen. Es wäre mehr als gemein, wenn er dadurch unser reizendes Vergnügungsprogramm stören würde."

Frau von Döhlau in ihrer süßen Unbekümmertheit um die realen Dinge des Lebens verstand den Spott nicht. Sie stieg in ihr am Fuße der Treppe vorfahrendes Auto: „Da muß mein Manne eben mit diesem Herrn Regimentskommandeur ein ernsthaftes Wörtlein sprechen. Und wo sieht man sich heute abend, mon lieutenant?"

„Wenn gnädige Frau uns mit dem Herrn Gemahl im sogenannten Schützengarten die Ehre geben wollte? Da feiert die fünfte Schwadron ihr Fest."

„Die Schwadron des Herrn Rittmeisters von Foucar? Dann kommen wir bestimmt!"

„Es wird uns eine Riesenehre sein! Aber darf ich zur Erhöhung meiner Vorfreude nicht den Namen der Freundin erfahren, die gnädige Frau zur Belohnung meiner vielfältigen Tugenden einzuladen gedenken?"

Das Auto zog an, Frau von Döhlau lächelte dem Offizier über die Schulter zu: „Leider nein, das würde mir den größten Teil der geplanten Ueberraschung verderben. Ich bitte Sie auch, über unser Komplott zu jedermann zu schweigen."

„Selbstverständlich! In Verschwiegenheit bin ich eine der leistungsfähigsten Firmen am hiesigen Platze . . ."

Karlchen Gorski klappte mit einer letzten Verneigung die Hacken zusammen und ging durch die leeren Gastzimmer des Vorderhauses nach dem Festsaale hinüber, in dem das große Diner stattfand. Sein Fehlen an der langen Tafel der Leutnants war sicherlich gar nicht bemerkt worden. Wenn aber doch — um Ausreden war er noch nie verlegen gewesen. Und er war sehr mit sich selbst zufrieden, weil er wieder Gelegenheit gehabt hatte, ein wenig Schicksal zu spielen. Die Einladungen, mit denen diese putzige kleine Frau ihn zu belohnen gedachte, interessierten ihn nicht. Sein Herz war längst, wie man zu sagen pflegt, in festen Händen. Bei einem geradgewachsenen und gut gezogenen Mädel, das sich in dem Jahr der Trennung aus einem spillerigen Backfisch zu einer hold erblühten Jungfrau entwickelt hatte. Die gedachte er zu heiraten, wenn die Frage des Kommißvermögens glücklich gelöst wäre, und mit ihr eine ordentliche Ehe zu führen. Unwillkürlich aber mußte er denken: wie mochte es wohl einem Manne zumute sein, der sich so einen kleinen Racker geheiratet hatte wie diese Tochter des lothringischen Hüttenbesitzers? Ekelhaft mußte das sein, zum Dienst zu gehen und nicht zu wissen, ob hinter einem das eigene Haus rein blieb . . .

III.

Im Schützengarten, dicht vor dem sogenannten Deutschen Tore der Stadt, ging es hoch her. Dort feierte die fünfte Schwadron den Jubeltag des Regiments unter ganz besonderer Teilnahme der Zivilbevölkerung. Vielleicht nur, weil das Festlokal bequemer lag als die der anderen Schwadronen, vielleicht aber auch, weil man wußte, daß hier außergewöhnliche Genüsse winkten. Erst hatte es einen herrlichen Prolog gegeben, verfaßt von Herrn Leutnant Karl von Gorski und gesprochen von Frau Sergeant Wilkuweit in der Verkleidung als Germania. Den blitzenden Schuppenpanzer hatte der Klempnermeister Napiecha gratis geliefert, als ehemaliger Angehöriger der Schwadron, und er blickte mit gerechtem Stolze um sich, wenn die stattliche Germania mit der gepanzerten Faust bei den zahlreichen Kraftstellen des Gedichtes gegen die klirrenden Schuppen schlug. Vier Quadratmeter bestes Zinkblech hatte er verarbeiten müssen, denn Frau Wilkuweit hatte eine walkürenhafte Figur, in der Höhe sowohl, als im Umfange. Namentlich aber in diesem.

Nach dem Prologe, der begeisterten Beifall gefunden hatte, gab es ein Theaterstück. „Minna von Barnhelm" hieß es und wurde auf besonderen Wunsch des Herrn Brigadegenerals bei sämtlichen Schwadronen gleichzeitig aufgeführt, damit die Feier ein einheitliches Gepräge bekam. Aber ein großer Teil der Zuschauer fand es zum Auswachsen langweilig und begriff nicht recht, welchen Zusammenhang es mit dem

Regimentsjubiläum haben sollte. Man lachte eigentlich nur, wenn man einen der Mitwirkenden als Angehörigen der Schwadron erkannt hatte. Erst als der allgemein geachtete Redakteur des Ordensburger Anzeigers laut erklärte, durch die Auswahl dieses ehrwürdigen Meisterwerkes unter den deutschen Lustspielen habe die Feier der fünften Schwadron einen im besten Sinne nationalen Charakter erhalten, wurde man sich bewußt, einen wirklichen Kunstgenuß erlebt zu haben.

Nach dem Theaterstück trat endlich „der Tanz in seine Rechte", wie sich der Berichterstatter des Ordensburger Anzeigers auszudrücken pflegte, wenn er zur Winterszeit die Ballfestlichkeiten der zahlreichen Vereine im Städtchen beschrieb. Den Beginn machte eine feierliche Polonäse, angeführt vom Herrn Rittmeister von Foucar mit der hübschen Frau Wachtmeister Kegler, während der Herr Wachtmeister mit der Gattin seines Schwadronchefs das zweite Paar bildete. Es folgten die Offiziere und Unteroffiziere, jeder mit der Dame am Arm, die seinem Range entsprach, denn die Polonäse stellte eine Feierlichkeit dar, die nicht eines gewissen dienstlichen Anstriches entbehrte. Auch die Reihe der Dragoner mit ihren in weißen Fähnchen prangenden Bräuten war wie in der Schwadron nach den einzelnen Zügen rangiert, denn Ordnung mußte sein, selbst beim Vergnügen. Nur der jüngere Leutnant Gorski hatte sich natürlich wieder einmal eine Ausnahme erlaubt. Er führte die Braut seines Burschen Matthias Heurich, ein dralles masurisches Mädchen, das wegen der hohen Ehre kaum zu atmen wagte. Dieser aber wiederum, ein Schlagtot von mehr als sechs Fuß Größe, hatte das älteste Fräulein Schwester seines Herrn Leutnants am Arm. Und das gehörte sich so, denn die vier waren zusammen aufgewachsen in Groß-Heinrichsdorf, dem Majorat der Familie von Gorski. Die einen im Schloß, die andern im Kätnerhause, aber es war ganz selbstverständlich, daß sie an einem solchen Festtage einer Pflicht genügten, die ihnen mehr war als bloße Form. In den gut ostpreußischen Familien war ja die Ueberlieferung nicht erloschen, wie treu in jenen schweren Zeiten, da das heute feiernde Regiment noch nicht gestiftet worden war, Herr und Knecht zusammengestanden hatten . . .

Die Polonäse endigte in einem Walzer, der ordnungsgemäß, immer zu sechs Paaren, vom rechten Flügel beginnend, abgetanzt wurde. Und dann kam das eigentliche Vergnügen. Freibier hatte der Herr Rittmeister gespendet, daneben türmte sich ein wahrer Berg von belegten Butterbroten aus der Kalinzinner Schloßküche, und die Musik spielte unermüdlich, Walzer, Polka, Rheinländer, Steyrisch. Der Boden des Tanzsaales dröhnte ordentlich unter den Hunderten von Soldatenfüßen, und von den Wänden rieselte zuweilen der weiße Kalkanstrich. Um den Kronleuchter aber entstand allmählich jenes Gemisch von Staub, verdorbener Luft und billigem Parfüm, das zu jedem rechten Soldatenball gehörte.

Unter den alten Linden des Gartens war eine lange Tafel gedeckt für die Ehrengäste der fünften Schwadron. Auf einem Nebentische stand eine Erdbeerbowle von schier unwahrscheinlichen Abmessungen, bedient von zwei Kasinoordonnanzen, die eifrig aufpaßten, daß keins der Gläser allzulange leer blieb. Und aus der Besetzung der Tafel konnte man ersehen, welcher Wertschätzung der Rittmeister von Foucar mit seiner jungen Gattin sich in der Bürgerschaft erfreute. Das ganze Landgericht war vertreten, mit dem Herrn Präsidenten an der Spitze, ein großer Teil der Stadtverordneten mit ihren Damen und viele Gutsbesitzerfamilien aus der Umgebung, die in altgewohnter Weise die gesamte Nachkommenschaft zu dem Feste mitgebracht hatten. Sogar der ehrwürdige Seelsorger der Stadt, der greise Superintendent Stury, war erschienen. Aber er beschränkte seinen Besuch auf ein kurzes Viertelstündchen, um berechtigter Fröhlichkeit nicht im Wege zu stehen. Die Mehrzahl der Festteilnehmer hatte er getauft, eingesegnet und getraut. Da ergab es sich ganz von selbst, daß man in seiner Gegenwart sich eines gesetzten Benehmens befleißigte.

Als er sich verabschiedete, gab ihm das Ehepaar Foucar bis zu der mit bunten Lampen erleuchteten Gartenpforte das Geleit. Er strich der jungen Frau, die sich über seine Rechte beugen wollte, mit einer väterlichen Bewegung über den blonden Scheitel.

„Laß gut sein, Annemarie. Morgen in Kalinzinnen werden wir mehr voneinander haben. Aber da ich heute noch ein wenig über meine Taufpredigt nachdenken möchte: Wie soll denn der kleine Heide heißen, den ich morgen in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen werde?"

„Karl, Franz, Adalbert, Gaston."

Der greise Seelsorger, der mit der Vorgeschichte der Foucarschen Ehe vertraut war, nickte befriedigt.

„Das ist eine gute Auswahl! Und ich wünsche ihm, daß er von seinen Namenspaten mitbekommt, was sie im einzelnen auszeichnet. Von unserem lieben Karl von Gorski den draufgängerischen Mut, vom Herrn Oberst Wegener den klar wägenden Feldherrnblick, von seinem Großvater den geraden und aufrechten Sinn, der ihn zu einem nacheifernswerten Vorbilde für unsere Volksgenossen macht. Den Namen seines Vaters aber soll er führen zum Andenken, daß die Wiege seines Geschlechtes inmitten eines Volkes stand, dessen bester Teil einmal mit uns von gleichem Blute war. Noch viele Fäden spinnen sich hin und her. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es gelingen könnte, sie wieder zu einem starken Bande zu verweben, wenn dereinst die Irrtümer überwunden sein werden, die uns heute noch trennen. Daß Euer Junge zu diesem Werke einmal berufen sein möge, sei morgen mein bester Wunsch!"

Der alte Herr entfernte sich mit langsamen Schritten, Gaston von Foucar versteckte seine Bewegung unter einem Scherz.

„Na, wenn der Bengel jetzt kein Genie wird! . . . Aber ich fürchte, sein Papa wird erst einmal helfen müssen, die Franzosen so gründlich zu verhauen, daß ihnen die Liebe zu uns vom anderen Ende eingeht. In den Köpfen sieht's wieder 'mal verdammt wüst aus . . ."

Annemarie sah, daß seine blauen Augen in feuchtem Glanze schimmerten. Sie schlang ihre Arme um ihn und drängte ihn aus dem hellen Lichte in den Schatten.

„O Du! . . . Sag: Kannst Du es Dir eigentlich vorstellen, daß wir einen Jungen haben?"

Er lachte: „Ich merke es seit vier Wochen! Nicht nur, weil der unverschämte kleine Lümmel mich aus Deiner Nähe verbannt hat . . . auch sonst macht er sich unliebsam bemerkbar. Immer weckt er mich durch sein Gebrüll eine Stunde zu früh aus dem Schlaf. Und ich muß hungrig dabei sitzen, während er sich mit

[illegible]verständlichkeit satt trinkt, als wenn sein Herr Papa überhaupt nicht auf der Welt wäre!"

Sie hob sich auf den Zehenspitzen und raunte an seinem Ohr ein zärtliches Wort. Er aber zog sie fester an sich und suchte in heißer Liebe ihren Mund. Und beider Gedanken flogen zu dem kleinen Hause vor dem Tor, das friedlich hinter fruchtbeladenen Obstbäumen versteckt lag . . .

Ein Auto mit mächtigen Scheinwerfern hielt vor dem Garteneingange. Sie hatten gar nicht gemerkt, daß es gefahren kam, und traten ein wenig verlegen ins Helle zurück, unsicher, ob man sie von der Straße aus gesehen hatte . . .

Der Landrat von Döhlau half seiner Gattin aus dem Wagen und schüttelte dem Rittmeister die Hand.

„Verzeihen Sie, wenn wir stören sollten, aber Herr Leutnant von Gorski war so liebenswürdig, uns einzuladen. Ich hoffe, Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin werden die Gastfreundschaft, die ich kürzlich in Ihrem Hause genießen durfte, auch auf meine Frau übertragen . . ."

„Aber von Herzen gern . . ."

Annemarie streckte der kleinen Frau die Hand entgegen. Nur die leichte Ueberraschung, daß diese sich auch für den Abend so unpassend wie möglich angezogen hatte, spiegelte sich in ihrem beweglichen Gesicht.

„Willkommen bei unserem bescheidenen Festchen," sagte sie, aber konnte sich nicht enthalten, dem Gatten einen raschen Blick zuzuwerfen. In einem tief ausgeschnittenen weißen Chiffonkleid war Frau von Döhlau erschienen. Um ihre schmalen Schultern hing ein mit Hermelin besetzter Seidenüberwurf, und in dem sorgfältig frisierten Haar prangte ein ausgesucht kostbarer Paradiesvogel an blitzender Brillantagraffe. Bei der leichten Verneigung schmiegte sich das spinnwebdünne Kleid an ihren schlanken Körper. Wie ein hübscher, in Frauenröcke gesteckter Junge nahm sie sich aus. Sie hatte den kritisierenden Blick verstanden und netzte sich mit der Zunge die rotgetönten Lippen.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, erst an Ihrer Toilette sehe ich zu meinem Entsetzen, daß ich wieder einmal ein Verbrechen gegen die strenge Ordensburger Etikette begangen habe! Wenn Sie Wert darauf legen, fahre ich schnell nach Hause und ziehe mir mein allereinfachstes Straßenkleidchen an."

Annemarie fühlte die wohlberechnete Spitze, aber sie besaß viel zu viel Gerechtigkeitssinn, um nicht sofort einzulenken.

„Das Unglück ist nicht zu groß, gnädige Frau. Mit der Zeit werden Sie ja selbst einsehen, daß es bequemer ist, in einfacher Umgebung nicht allzu auffallend zu wirken."

Herr von Döhlau bot Frau von Foucar den Arm, um weitere Auseinandersetzungen abzuschneiden. Und während sie durch die lange Lindenallee zum Festplatze schritten, sagte er in ehrlicher Betrübnis: „Es ist trostlos, gnädige Frau! Die ganze Zeit über hatte ich gehofft, zwischen Ihnen und meiner Gattin könnte sich ein freundschaftliches Verhältnis entspinnen. Gerade von Ihnen hätte sie so viel lernen können, und jetzt natürlich ist die Sache gleich im ersten Zuschnitt verdorben."

Annemarie lachte herzlich.

„Weil wir uns ein paar kleine Spitzfindigkeiten gesagt haben? Das muß man nicht tragisch nehmen, wir werden uns schon wieder vertragen! Und Ihre liebe Frau hat sich doch nicht in böser Absicht so ‚schön gemacht', sondern nur für Sie."

Er nahm ihre auf seinem Arm ruhende Hand, führte sie an die Lippen.

„Sie sind ein herzensguter Mensch! Und wenn es Ihnen gelingen sollte, meiner Frau auch nur einen Hauch Ihres Wesens beizubringen . . ."

Sie wurde unwillkürlich rot, denn in dem Handkusse hatte mehr gelegen als eine Bitte . . .

Gaston von Foucar führte die kleine Landrats-

frau am Arm. Er mußte langsamer gehen als das voranschreitende Paar, denn sie konnte mit den hohen Absätzen ihrer ausgeschnittenen weißen Seidenschuhe auf dem holprigen Steinpflaster nur vorsichtig trippeln. Aus ihrer duftigen Toilette wehte ihn ein eigenartig aufreizendes Parfüm an, das unklare Erinnerungen in ihm weckte . . . Irgendwann einmal mußte er doch den gleichen aufdringlichen Wohlgeruch schon verspürt haben . . .

Sie blickte mit kokettem Augenaufschlag zu ihm empor.

„Sind Sie über meine Toilette auch so entsetzt, Herr Rittmeister, wie Ihre Frau Gemahlin?"

Er lachte gutmütig auf.

„Der Leutnant Gorski hätte Ihnen sagen müssen, daß wir heute . . . na, daß wir gerade keinen Hofball feiern! Aber wenn Sie von jemandem, der Ihren Herrn Gemahl schon nach wenigen Begegnungen recht schätzen gelernt hat . . . ja also, wenn Sie einen wohlgemeinten Rat annehmen wollen, ziehen Sie sich nicht den Unwillen der hiesigen Damen zu! Es sind einige darunter, deren Einfluß reicht sehr hoch hinauf. Und da Sie doch sicherlich sehr betrübt sein würden, wenn Ihr Gatte nicht die glänzende Karriere machen sollte, auf die er Anspruch hat . . ."

„Selbstverständlich!"

„Na, sehen Sie, gnädige Frau, dann werden wir uns recht rasch einigen! Auch unter unseren Damen hier sind einzelne, die sich eine ebenso kostbare Toilette leisten können wie Sie. Sie tun es nicht, um ihre Mitschwestern, die in gleichem Range stehen, aber mit kärglichen Mitteln haushalten müssen, nicht zu kränken."

„Aber um Himmels willen," sagte sie entsetzt, „dann wäre es besser, der preußische Staat würde den Frauen seiner Offiziere und Beamten gleich eine Uniform vorschreiben!"

Er mußte lächeln.

„Wenn diese Uniform nett wäre, warum nicht? Aber der preußische Staat ist gar kein so unmenschliches Ungetüm. Er verlangt nur, daß seine Offiziere und Beamten unter all' dem verweichlichenden Luxus ringsum fest und tüchtig bleiben. Und um diesen Zweck zu erreichen, appelliert er eben an die Intelligenz der Damen, die mit einem Offizier oder Beamten verheiratet sind."

Frau von Döhlau reckte das schmächtige Figürchen ein wenig heraus:

„Mein Mann ist nicht darauf angewiesen, ängstlich zu sparen. Wissen Sie, Herr Rittmeister, was ich für eine Geborene bin? Mein Vater heißt François Eberlé und ist einer der reichsten Männer von ganz Lothringen!"

„Sehr angenehm für Sie, gnädige Frau!" Und schärfer, als es seine Absicht war, fügte er hinzu: „Wenn Sie aber aus meiner Predigt keine Lehre ziehen wollen, dann . . . na dann wird Ihr Herr Gemahl eben kurzerhand abgesägt werden. Weil er eine Frau geheiratet hat, die es nicht verstand, sich in den ihr gezogenen bescheidenen Rahmen zu fügen!"

In einem geschickt gespielten Entsetzen schmiegte sie sich näher an ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Baron von Korff. In Nr. 3 unserer Zeitschrift veröffentlichten wir ein Bild des österreichischen Feldwebels Bachinger, der für die Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau, Baron von Korff, mit dem Eisernen Kreuz dekoriert sein sollte. Wie uns von mehreren Lesern geschrieben wird, ist von der Mitwirkung österreichischer Soldaten in diesem Falle nichts bekannt. Wir geben hier zur Aufklärung eine der an uns gelangten Zuschriften, einen Feldpostbrief eines Offiziers vom Dragoner-Regt. Nr. 9, wieder: „. . . . Und nun zu dem Schwindel mit dem Gouverneur Korff, der hier große Heiterkeit erregte. In der Nacht vom 15. zum 16. war die Straße Kutno—Lowicz noch im Besitz der Russen, da wir erst morgens 4 Uhr Kutno überfielen. Oesterreicher waren weder damals noch später dort, also auch nicht Herr Franz Bachinger von der Hindenburg zugeteilten Etappenlandsturmkompagnie (!!). So blutig wie bei ihm ist es bei uns nicht hergegangen und Eiserne Kreuze erster Klasse hat es auch nicht gegeben. Der Schwindel ist aber dreist, zumal jetzt der österreichische Flügel noch über 100 Kilometer südlich Kutno steht. Wir haben selbstverständlich das größte Interesse, daß durch den Schwindel nicht dem Regiment der Ehrentitel genommen wird, so sehr wir den Oesterreichern einen Erfolg gönnen. Ich habe daher nach Besprechung mit dem Kommandeur den Sachverhalt noch einmal klar gelegt:

Nach einem Nachtmarsch gelang am 16. 11. bei Morgengrauen der Ueberfall der Stadt Kutno, wobei zirka 1200 Gefangene gemacht wurden. Nach einer Ruhepause wurde 10 Uhr vormittags mit dem Dragoner-Regiment Nr. 9 in der Vorhut der Weitermarsch auf der großen Straße Kutno—Warschau angetreten. Wenige Kilometer hinter Kutno wurde mir, der ich die Spitze führte, von einem Reiter meiner Vorspitze, dem Kriegsfreiwilligen, sonst Regierungsbaumeister, Pabstdorf, das Herannahen eines Autos gemeldet. Ich gab sofort Befehl, das Auto herankommen zu lassen und dann anzuhalten. Das Auto fuhr zwischen der Vorspitze durch und hielt auf einen Wink von mir, der ich mit meinem Pferd die Straße versperrte. Jetzt erst konnte ich in den Insassen russische Offiziere erkennen. Da der jüngere zur Pistole griff, ließ ich die Lanzen fällen, worauf der ältere mir auf deutsch zurief: „Bitte nur Ruhe". Ich erklärte den Herren, daß sie sich als Gefangene zu betrachten hätten und stellte Rang und Namen fest. Ich meldete nun die Gefangennahme dem Führer der Vorhut, General von Seldow, der mit der Weitermeldung an den Divisionskommandeur den Prinzen Joachim von Preußen, der als Ordonnanzoffizier bei ihm ritt, beauftragte. Oesterreichische Truppen waren weder an diesem Tage noch an den folgenden in Kutno. Von deutschen Truppen waren am Vormittag des 16. 11. nur die 6. Kavallerie-Division dort."

Geschäftliche Mitteilungen.

Pallabona-Puder in geringer Menge in das Haar gestreut und verbürstet, ist ein bekanntes Mittel gegen allzu fettiges Haar. Es wird danach voll und weich und läßt sich mühelos frisieren. Bei Damenfriseuren und in Parfümerien oder von der Pallabona-Gesellschaft, München zu beziehen.

Kriegsschmuck aus Geschoßbronze gegossen, unter Verwendung der Form des Eisernen Kreuzes stellen die Kunstwerkstätten Albert Reimann, Berlin, her. Jedes Stück enthält nicht nur die Jahreszahl 1914, sondern auf Wunsch auch Ort und Datum jeder größeren Schlacht in schöner, künstlerischer Schrift bei gleicher Herstellung. Dieser deutsche Schmuck wird nicht nur während des Krieges, sondern auch später als Erinnerung getragen werden. Man beachte das Inserat in der vorliegenden Nummer.

Die **Steckenpferd-Seife** von Bergmann u. Co., Radebeul-Dresden, ist eine gute Toiletteseife deutscher Herkunft, die den Vergleich mit den um vieles teuereren französischen Marken nicht zu scheuen braucht.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ar — au — bis — bob — bren — dek — di — — dschon — dü — ein — ex — ga — ge — gon — hab — i — i — ke — ker — ko — lid — lis — lo — ma — ma — mus — na — ne — nen — ner — no — pard — re — rheu — rok — sche — schi so — ster — tis — ul — va — ze

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine Ruhmestat aus den Kämpfen in Frankreich ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Sandhügel. 2. Eine jetzt vielgenannte Krankheit. 3. Badeort in Bosnien. 4. Raubtier. 5. Form eines Flugzeuges. 6. Paß in Tirol. 7. Kampfgebiet im Westen. 8. Chinesisches Schiff. 9. Reichen Mann. 10. Irische Provinz. 11. Kleidungsstück. 12. Altjüdischen König. 13. Kirchliche Bezeichnung eines Sonntags. 14. Musikalischen Ausdruck. 15. Aegyptischen Vogel. 16. Wind. 17. Deutschen Dichter.

Stadt und Land.

Als kleine Stadt Dir wohlbekannt,
Ist blutiger Kampf um mich entbrannt.
Setz, C davor, gleich wogt das Meer
Um meine blüh'nde Küste her.

Kriegsgeographie.

Ehe Du zehn zählst, hast Du die ersten zwei;
Tausch einem Bürger den Fuß,
Hast Du die zweiten zwei.
Füg alle vier nun zu einem Gu-,
Nenn ich ein Land Dir voll Kampfgeschrei.

Gut und Böse.

Mit o gespart von Großen, Kindern,
Trägt bei er, Englands Plan zu hindern;
Mit e dem Feind er Vorteil gibt,
Kein deutscher Mann ihn darum übt.

Kapsel-Rätsel.

Ich bin die Seele einer neuen Zeit,
Die manchem Fahrzeug erst den Schwung verleiht.
Du siehst, schiebst Du hinein zwei Zeichen,
Mit Salven mich den Küstenstrand bestreichen.

Im Feld und daheim.

Man schickt uns ins Feld,
Man braucht uns zu Haus,
Viel leere Stunden füllen wir aus.
Ein l gib hinein,
Dann bin ich ein Held,
Des Name noch heut wie ein Schlachtruf gellt.

Berg und Fluß.

Ich bin ein Berg, in Hellas wohlbekannt,
Setz N davor, ein Fluß in Feindesland!

Der Mann und seine Kunst.

Wär der Mann mit ck
Nicht dasselbe mit g,
Dann wär nicht geschlagen
Des Feindes Armee.

Ohne Rast und Ruh.

Ich gehe stets, doch nicht auf Beinen,
Ich habe Zähn' und beiße keinen.
Bald sag' ich laut, bald sag' ich still,
Was jeder von mir wissen will.
Gequälet, schweig' ich mäuschenstill.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Land und Wasser: Schlesien — Schleien.

Silben-Rätsel:

Die Zeppelinangst in Paris und London.

1. Dixmuiden. 2. Ino. 3. Einhard. 4. Zeppelin. 5. Echo. 6. Kastell. 7. Panzerhemd. 8. Eckstein. 9. Lindau. 10. Ilias. 11. Novi. 12. Alster. 13. Nora. 14. Galopp. 15. Saarbrücken. 16. Türkei.

HUMOR

„Mama," sagt Lottchen, „jetzt werden wir doch endlich bald Frieden haben!" — „Aber, Kind, vorläufig kann doch von Friede keine Rede sein!" — „So? Papa verreist doch morgen. Und wenn Papa verreist, sagst Du doch immer zu Großmama: Gott sei Dank, jetzt werden wir wieder Frieden haben!"

*

Unteroffizier (bei der Schießübung der neuen Rekruten): „Schießen Sie nur so weiter, Lehmann, schießen Sie nur, — treffen werden Sie niemand! Aber vielleicht lachen sich später ein paar Feinde darüber zu Tode!"

*

„Fritz," sagte der Lehrer in der Dorfschule, „rechne mal aus: wenn 11 Schafe auf einer Wiese sind und 6 springen über den Zaun, wieviel bleiben zurück?" — „Keine, Herr Lehrer!" — „Aber doch!" — „Nee, Herr Lehrer," sagte Fritz, „Sie kennen vielleicht Kopfrechnen besser, aber ich kenn' die Schafe besser!"

*

Fritz geht zum Bäcker und verlangt 5 Zuckerzwiebäcke für 10 Pfennig. „Das gibt's nicht mehr, die sind jetzt teurer geworden," sagt der Bäcker. „Seit wann denn?" „Seit heute!" „Na schön, dann geben Sie mir welche von gestern!" sagt Fritz kurz entschlossen.

Zeichnung von Paul Simmel.



Die deutsche Armee hat für Erkundungen ihre Flieger — die russische den Großfürsten Nikolaus!

Als Hindenburg noch Divisionsgeneral war, wurde für ihn bei einem Manöver einstmals in einem kleinen Bauerngutshof Quartier belegt. Am Abend ritt Hindenburgs Bursche voraus und kam zu dem Bauern: „Bitte um das Quartier für Exzellenz von Beneckendorf und Hindenburg!" sagte der Soldat. „Nanu?" fragte der Bauer, „jetzt kommen auf einmal zwei? Hier ist doch bloß für einen General Quartier bestellt!"

*

Der verstorbene Begründer eines berühmten Weinlokals in X. war ein wegen seiner Originalität bekannter Herr. Einst saß er mit einer Gesellschaft an einem Tisch in seinem eigenen Lokal. Die Damen studieren die Speisenkarte. Plötzlich fragt eine von ihnen: „Ach bitte, hier steht Luisen-Suppe. Was ist das?" Der alte Herr, schlagfertig wie immer, sieht auf: „Aber, gnädige Frau! Sie kennen keine Luisen-Suppe? Diese wunderbare Suppe?" Dann ruft er einen Kellner heran: „Bringen Sie sofort eine Luisen-Suppe!" Der Kellner horcht erstaunt auf, geht aber und kommt sehr schnell wieder mit dem Bescheid: „Verzeihen Sie, das ist 'n Druckfehler, das soll Linsen-Suppe heißen."

*

Bettler (zu elegantem Herrn): „Ick will keen Jeld von Sie — nee — nee! Ich möchte bloß 'n bißken Essen. Sie haben wohl nich 'n Stückchen Fleisch oder 'n Teller Suppe bei sich?"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 7

14. Februar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Deutsches Unterseeboot auf der Suche nach dem Feind

Zeichnung von Professor Willy Stöwer



Unsere Kanoniere in Russisch-Polen.



Feldwache in Russisch-Polen.

Der Organisator unserer Flotte.

Nach nahezu 18 Jahren angestrengtester Arbeit kann Großadmiral Alfred von Tirpitz noch im Amte die Frucht seiner Arbeit sehen. Die deutsche Flotte schützt nicht nur Deutschlands Küsten, sondern jagt auch dem Feinde großen Schrecken ein. Wir stehen zwar noch mitten im Weltkrieg, trotzdem darf schon jetzt gesagt werden, daß Tirpitz auf sein Werk stolz sein kann, denn er hat, vom Kaiser gegen manche Anfeindung geschützt und gestützt, die moderne deutsche Schlachtflotte geschaffen. Als er 1897 — damals noch bürgerlich — als Nachfolger Hollmanns das Reichsmarineamt übernahm, hatte er die Aufgabe, durch die Herbeiführung eines Flottengesetzes, das den Schiffsbestand und den Dienstbetrieb der Flotte ein für allemal festlegte, für die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel dem Reichstage gewissermaßen eine Marschroute vorzuschreiben. Es gab einen heißen parlamentarischen Kampf, aber Tirpitz siegte, denn er beherrschte schon damals durch seine Klugheit, sein Wissen und seine Energie alle Teile seines umfangreichen Ressorts. Seitdem schritt der Ausbau der deutschen Flotte mächtig voran und Tirpitz mußte noch oft Flottenvorlagen dem Reichstage unterbreiten. Durch seine Energie wurde der Widerstand gegen seine Forderungen allmählich schwächer. England begann das Wettrüsten zur See durch die Erbauung des Riesenlinienschiffes Dreadnaught und Deutschland folgte nach. Aber Admiral von Tirpitz ahmte nicht blindlings englische Beispiele nach, sondern wählte vorsichtig nur das Beste. Ebenso vorsichtig und energisch trieb Tirpitz den Ausbau der Marineluftflotte. Als der englische Marineminister Churchill die Formel „16 : 10" als Verhältnis der Zahl der englischen Linienschiffe zur Zahl der deutschen Linienschiffe in die Debatte über die deutsch-englischen Beziehungen geworfen hatte, lehnte Tirpitz klugerweise die Formel an sich nicht ab, sondern forderte Garantien für ihre ehrliche Durchführung. Inzwischen brach der Weltkrieg aus und Herr von Tirpitz genießt vorläufig den Triumph, daß die von ihm geschmiedete und geschärfte Waffe Deutschlands stärkste Wehr im Kampf gegen England ist . . . . Das geschichtliche Verdienst des Kaisers bleibt es, diesen „Roon der Marine" entdeckt zu haben, denn der gegenwärtige Großadmiral und Staatsminister hat nach seiner Herkunft nicht das Glück gehabt, schon in seiner Jugend die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen auf sich zu lenken. Exzellenz Alfred von Tirpitz ist der Sohn des Rates am Oberappellationsgericht Rudolf Tirpitz und hat als Marineoffizier die übliche Laufbahn bis zum Kontreadmiral in dem vorgeschriebenen Zeitraum zurückgelegt. 48 Jahre war er alt, als er an die Spitze des Reichsmarineamts berufen wurde, und zeigen konnte, was er zu leisten vermochte. Seither allerdings ist ihm die Gunst des Kaisers in Hülle und Fülle zuteil geworden.



Der französische General Pau,
der als strategischer Berater ins russische Hauptquartier gesandt wurde.
General Pau verlor 1870 den rechten Arm.



Deutsche Felddruckerei in Frankreich.
Phot. A. Grohs.



Kontrolle der Einwohner in den besetzten Städten:
Der Bürgermeister von Neufchâtel beim täglichen Appell über die männlichen Einwohner.



Vernichtung eines englischen Handelsschiffes durch ein deutsches Unterseebot, das dafür sorgt, daß die englische Mannschaft sich in die Boote retten kann.
Zeichnung von Professor Hans Bohrdt.



Das Segelschiff „Ayescha“ mit dem Rest der Emdenbesatzung in Padang auf Holländisch-Sumatra vor Antritt der Fahrt durch den Indischen Ozean nach der Türkei, die es inzwischen glücklich beendete. (Text auf Seite 88)



Der Kampf mit Minenwerfern und Handgranaten.

Rechts vorn ein Minenwurfapparat; dahinter ein Soldat mit einer Bombe; vorn links Soldaten mit Handgranaten.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Hindenburg-Dorf.

An der Front in Russisch-Polen, wo die österreichisch-ungarischen Truppen gegen die russische „Dampfwalze" kämpfen, ist in einem Walde ein kleiner Ort entstanden. Es ist eine richtige Siedelung, mit Hütten, Häuschen, Plätzen, Straßen und Straßenschildern. Auch der Ort hat seinen Namen; er heißt „Hindenburg-Dorf". Das ungarische Infanterie-Regiment, das dem siegreichen Heerführer zu Ehren den Regimentsnamen „Hindenburg" erhielt, hat dieses Dorf angelegt. In festen, wind- und wettersicheren Hütten wohnen Offiziere und Mannschaften, jeder Raum hat Türen, Fenster mit richtigem Glas — drinnen stehen Betten, Stühle und allerhand einfacher Hausrat, alles von den Hindenburg-Infanteristen selbst gezimmert, gehämmert und aufgebaut. Vor manchen Häusern sind sogar Gärtchen, in denen kleine Bäumchen aus leeren russischen Granathülsen sprießen. Denn das hat „Hindenburg-Dorf" andern Orten voraus; ein paar hundert Meter davor liegt der russische Schützengraben, aus dem oft genug die Kugeln in die Straßen, Plätze und Häuser geflogen kommen. Auch die Bewohner dieses Dorfes sind besondere Leute; die Mehrzahl hat die Tapferkeitsmedaille, viele sogar die silberne und goldene schon erworben. Nicht etwa nur die Offiziere tragen diese Gegenstücke unseres Eisernen Kreuzes; Unteroffiziere weisen dem Besucher mit Stolz das goldene Ehrenzeichen, das ihnen Mut und Geistesgegenwart in schlimmster Lage bezeugt. Die Verpflegung und Versorgung in Hindenburg-Dorf ist vorzüglich. Trotz russischer Granaten kommen zur Essenszeit regelmäßig die Gulaschkanonen angerasselt und bringen warme Nahrung, auch warme Kleidung ist reichlich vorhanden. Und wenn das Kriegsglück günstig ist, so wird „Hindenburg-Dorf" beim nächsten Sturmangriff verlassen und soviel Schritt weiter östlich aufgebaut, als die Russen zurückgetrieben werden.



Vor dem Eingang zum „Hindenburg-Dorf", den Wohnhütten, die das ung. Inf.-Rgt. „Hindenburg" im Walde in Polen errichtet hat. Kilophot-Wien.

TORPEDOS



Deutsches Torpedoboot auf hoher See.
*
Phot. A. Renard.

Ein unheimlicher Gesell, der unter der Wasseroberfläche dahinfährt, unsichtbar, mit eigener Kraft, unbeirrt von allen äußeren Einflüssen seinen Weg beibehält, stets dieselbe Tiefe innehält und schließlich am Ziele angelangt, eine gewaltige Sprengwirkung äußert — das ist der Torpedo. Im Jahre 1897 feierte er sein hundertjähriges Jubiläum, denn schon im Jahre 1797 erbaute Fulton, der Erfinder des Dampfschiffes, zur Abwehr der englischen Blockadeschiffe von der französischen Küste ein Taucherboot, das mit Sprengkörpern ausgerüstet war, die beim Anstoßen an andere Körper explodierten. Diese Sprengkörper nannte Fulton „Torpedos", nach dem gleichnamigen Fische, welcher bei Berührung elektrische Schläge erteilt. Später wurden die Seeminen Torpedos genannt, und erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Torpedos mit Eigenbewegung hergestellt, aus denen sich allmählig die heutigen Torpedos entwickelten. Sie unterscheiden sich von allen anderen Zerstörungsmitteln dadurch, daß sie eine „Eigenbewegung" besitzen. Sie haben eine zigarrenförmige Gestalt, vorn und hinten spitz zulaufend, und sind aus Bronze oder Stahl hergestellt. Ihre Länge beträgt etwa 5—7 m. Am Kopf befindet sich die Sprengladung, die aus nasser Schießwolle besteht. Um sie zur Entzündung zu bringen, ist in den Kopf die sogenannte „Pistole" eingeschraubt, die aus einem Aufschlagzünder mit dahinter befindlicher trockener Schießwolle besteht. Trifft die Spitze des Torpedos auf das Ziel auf, so wird die trockene Schießwolle durch den Zünder zur Detonation gebracht, und dies bewirkt wiederum die Detonation der nassen Schießwolle. Hinter dem Kopf befindet sich ein leerer Raum, die Schwimmkammer, die dem Torpedo die Schwimmfähigkeit verleiht. Ohne diese würde er infolge seiner großen Schwere sofort versinken. Es folgt dann der aus Nickelstahl gefertigte Luftkessel, der die zum Treiben der Maschine notwendige bis zu 150 Atmosphären komprimierte Luft enthält. Die erforderliche Preßluft wird an Bord durch kräftige Kompressoren hergestellt. Die Luft tritt beim Abfeuern des Torpedos in die Maschine, nachdem sie durch einen besonderen Regulierapparat gegangen ist, der dafür sorgt, daß nur Luft von bestimmter Spannung in den Maschinenraum gelangt. Sie treibt einen Motor an, der eine Welle bewegt, an deren Ende eine Doppelschraube angebracht ist. In neuester Zeit sind auch Dampftorpedos gebaut worden, und die neuesten japanischen Torpedos sollen durch einen Explosionsmotor angetrieben werden. Bei neueren Konstruktionen entfalten die kleinen Maschinen eine Leistung bis zu 150 Pferdestärken. Ehe die Luft in die Maschinen eintritt, wird sie noch angewärmt. Man läßt sie durch einen Heizapparat strömen, wo sie



Fertigmachen des Torpedos.



Torpedolanzierrohr. Phot. A. Renard.

auf etwa 200 Grad erhitzt wird. Der „Tiefenapparat" sorgt dafür, daß der Torpedo stets dieselbe Tiefe behält, die gewöhnlich 3 m unter der Wasseroberfläche beträgt, weil die Schiffe in dieser Tiefe keinen Panzer mehr tragen und das Wasser bereits mit großer Kraft in ein geschlagenes Leck einströmt und das Leckverstopfen erheblich erschwert. Dafür daß der Torpedo die ihm beim Abfeuern gegebene Richtung beibehält, und sich nicht aus seiner Bahn drängen läßt, sorgt der Obry-Apparat, eine Erfindung des österreichischen Ingenieurs Obry. Mit seiner Einführung in den 90er Jahren wurde der Torpedo erst eine kriegsbrauchbare Fernwaffe. Dieser „Gradlaufapparat" besteht in der Hauptsache aus einem Kreisel, der im Schwanzstück des Torpedos angebracht ist und im Augenblick des Abfeuerns in äußerst schnelle Umdrehungen versetzt wird. Ein solcher schnell rotierender Kreisel hat die Eigenschaft, daß er die ihm einmal gegebene Achsenrichtung stets beizubehalten sucht. Die Verbesserungen, die der Torpedo in den letzten Jahren erfahren hat, bestehen zunächst in einer Vergrößerung des Kalibers. Das Hauptkaliber war früher allgemein 45 cm, es ist aber allmählich gesteigert worden. Bei einigen Marinen sollen auch schon Versuche mit einem 60 cm-Torpedo angestellt sein. Damit im Zusammenhange konnte auch die Sprengladung gesteigert werden. Sie beträgt jetzt bis zu 150 kg. Der größere Luftkessel gestattete gesteigerte Geschwindigkeit und beträchtlichere Laufstrecken. Letztere beträgt jetzt durchschnittlich 6—7000 m, bei neueren Modellen, die z. B. in Japan in Versuch gewesen sind, sollen Schußweiten bis zu 10,000 m erreicht sein. Die Geschwindigkeit beträgt auf kurzen Entfernungen bis zu 40 Knoten, nimmt aber bei größeren Entfernungen ab. In den Vereinigten Staaten sind Versuche mit Turbinenantrieb gemacht. Ueber ihren Ausfall ist bisher nichts bekannt geworden. Zum Abfeuern sind auf den Schiffen besondere Lanzierrohre vorhanden, die teils über, teils unter dem Wasser liegen. Das Torpedo wird mit einer schwachen Pulverladung abgefeuert. Sie dient aber nur dazu, den Torpedo aus dem Lanzierrohr herauszustoßen. Sowie er das Rohr verlassen hat, arbeiten seine eigenen Maschinen und geben ihm die notwendige Bewegung. Das Zielen mit dem Lanzierrohr kann nicht wie bei einer gewöhnlichen Kanone geschehen, denn diese Rohre liegen fest im Schiffskörper. Es ist deshalb das abfeuernde Schiff selbst, das dem Ziel entsprechend gerichtet werden muß. Eine eigenartige Konstruktion ist der Davissche Geschoßtorpedo, bei dem der Kopf nicht eine Sprengladung, sondern eine kurze Kanone trägt, die beim Auftreffen ein Geschoß in das feindliche Schiff schießt. Auch an der Lösung des Problems, einen Torpedo elektrisch mit Hilfe drahtloser Telegraphie zu steuern, wird an vielen Stellen gearbeitet. Man ist dabei aber noch nicht über das Stadium der Versuche hinausgekommen. Um den Torpedo unschädlich zu machen, wenn er sein Ziel verfehlt haben sollte, wird durch ein einstellbares Zählerwerk ein Ventil geöffnet, durch das Wasser in den Torpedo dringt, so daß der Torpedo versinkt. Für Uebungszwecke im Frieden ist eine andere Einrichtung getroffen, daß der Torpedo nach



Richten des Torpedos.



Abgeschossenes Torpedo vor dem Untertauchen.



Szene aus einer besetzten Stadt in Frankreich: Transport von französischen Gefangenen, denen die Bevölkerung Eßwaren zuwirft.
Auf einer Reise zur Front gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.

einer bestimmten Laufstrecke des Steuers, an die Oberfläche kommt und leicht aufgefunden werden kann. Die Kosten eines Torpedos neuester Konstruktion betragen 14,000—15,000 Mark. Hauptträger der Torpedowaffe sind das Torpedoboot und das Unterseeboot, aber auch die Linienschiffe, sowie die großen und kleinen Kreuzer sind mit Torpedos und Lanzierrohren ausgerüstet. Die Torpedoboote, ursprünglich nur für die Küstenverteidigung bestimmt, sind im Laufe der Zeit zu Hochseetorpedobooten ausgestaltet worden. Sie sind im Deplacement ständig gestiegen und erreichen jetzt Größen bis zu 1100 t Wasserverdrängung, mit Geschwindigkeiten von über 30 Knoten. Bei den Torpedobootszerstörern der ausländischen Marine tritt durch eine wesentliche Verstärkung der Artillerie die Bestimmung zum Kampfe mit anderen Torpedobooten mehr in den Vordergrund. Sie führen deshalb in der Regel nur 2 Rohre, während die größeren, reinen Torpedoboote mindestens 3—4 Rohre führen. Die englischen Torpedobootszerstörer sind mit 10,2 cm Geschützen ausgerüstet. Die Linienschiffe führen bis zu 6 Rohre. Als Schutz gegen die Torpedos sind in vielen Marinen Schutznetze eingeführt, die mit einem gewissen Abstand um das ganze Schiff ausgelegt werden können. Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel sind sehr verschieden und haben auch in den einzelnen Marinen im Laufe der Zeiten vielfach gewechselt. Weitere Schutzmaßregeln bestehen in einer weitgehenden Zelleneinteilung im Schiffe in Verbindung mit Längsschotten.



Hermann Ridder,
Verleger der New-Yorker Staatszeitung, einer der eifrigsten Vorkämpfer für das Deutschtum in Amerika.



Graf Zeppelin im Felde.
Phot. A. Grohs.



Kontreadmiral Hipper,
der Kommandant des deutschen Geschwaders in der Seeschlacht bei Helgoland. Hofphot. Urbahns.



Kapitänleutnant von Mücke, der das Segelschiff „Ayesha“ mit dem Rest der „Emden“-Besatzung 7000 km weit glücklich nach Arabien führte.
Phot. Urbahns.



Exzellenz Adickes †, der langjährige Oberbürgermeister von Frankfurt a. M.
Phot. Blum.

Als die „Emden“ im vorigen Jahre bei einem Versuch, die drahtlose Station auf den Kokosinseln zu zerstören, von der „Sidney“ vernichtet wurde, war damit die „Emden“ doch nicht verschwunden. Ein Teil der Besatzung unter Führung des Kapitänleutnants von Mücke, der die Telefunkenstation zerstören sollte, konnte nicht mehr an Bord gelangen und entging so der Gefangennahme. In der Nähe lag ein englisches Segelschiff „Ayescha“, das die paar Emdenleute nahmen und damit in See gingen. Allein dieser Handstreich bewies die Zähigkeit unserer Seeleute, aber noch mehr die Fahrten dieser „Emden II“, die nun im indischen Archipel umhersegelte und englische Handelsschiffe zerstörte. Aus dem Brief einer Deutschen, die das Schiff in Padang in Holländisch-Sumatra sah, erfuhr man, daß die tapfere Besatzung ein Robinsonleben führte, daß den Leuten jede Behaglichkeit fehlte und daß sie dennoch mutig weitersegelten. Unter dem Gesang von „Deutschland über Alles“ fuhren die 50 Emdenleute in den Indischen Ozean hinaus. Das war am 28. November; jetzt ist die „Emden II“ bei Hodeida in Südarabien wohlbehalten eingetroffen. Diese 7000 Kilometer weite Fahrt ist des ruhmvollen Namens der „Emden“ würdig.



Zahn-Atelier im Felde.



Sonntagmorgen im Felde. Hofphot. Eberth.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
----- Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24. ----- 1 2 3 4 5

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

3. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden auf Verlangen die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich nachgeliefert.

D Gott," sagte Frau von Döhlau mit einem leichten Seufzer, „Sie sind ein rauher Lehrer, Herr von Foucar! Aber jetzt begreife ich, daß man sich nach der ersten Viertelstunde rettungslos in Sie verlieben kann!"

Der Rittmeister von Foucar hob den Kopf. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich verstehe nicht, worauf Sie anspielen. Ich habe meine Gattin auf die nüchternste Weise der Welt kennen gelernt, in der Eisenbahn. Wir fanden Gefallen aneinander und haben uns nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten geheiratet."

„Ich spreche im Augenblick nicht von Ihrer Frau Gemahlin. Denken Sie 'mal ein wenig nach! . . . Kennen Sie sonst keine weibliche Persönlichkeit, auf die meine Worte eben zutreffen könnten?"

„Keine Ahnung."

Die kleine Frau seufzte elegisch auf. „Die Männer sind undankbar, verdienen es gar nicht, daß man sich um sie grämt! So grämt wie die entzückendste aller Frauen, die ich vor einigen Monaten kennen lernte. Und die mich schon nach kurzer Zeit zur Vertrauten ihres Kummers machte."

Der Rittmeister von Foucar wußte plötzlich, weshalb ihm das Parfüm so bekannt vorgekommen war, das die kleine Landratsgattin in ihren Kleidern trug. Er blickte auf das vorangehende Paar, ob seine junge Frau von der Unterhaltung eben etwas vernommen hätte. Seine Stimme klang ein wenig heiser.

„Hat diese Dame Ihnen irgendeinen Auftrag gegeben?"

„Nicht den geringsten. Als wir uns in Paris kennen lernten, war noch keine Rede davon, daß ich jemals in eine Gegend kommen könnte, in der die Gedanken meiner Freundin öfter weilten, als es ihrer Ruhe gut ist."

„Aber Sie stehen wohl noch immer im Briefwechsel mit ihr?"

„Natürlich! Wir sind einander aufs innigste zugetan. Ich habe ihr geschrieben, daß mein Mann hierher versetzt worden ist. Da wird wohl schon in den nächsten Tagen ein Brief kommen mit tausend Bitten und Fragen . . ."

„Dann, gnädige Frau" — er atmete tief auf — „schreiben Sie ihr, ich sei sehr froh, daß ich fast ein Jahr lang nichts von ihr gehört habe. Ich gebe zu, ich habe Hoffnungen in ihr geweckt, die ich später nicht erfüllen konnte. Weshalb, wird sie am besten wissen. Und sie hat nachher dafür gesorgt, daß wir reichlich quitt wurden. Es war ein Wunder Gottes, daß ich die Niederträchtigkeit, die sie zu meiner Vernichtung in Szene gesetzt hatte, noch im letzten Augenblick zuschanden machen konnte."

Frau von Döhlau preßte seinen Arm.

„Aber das ist ein Mißverständnis, ich schwöre es Ihnen! Ich weiß aus ihrem eigenen Munde, wie sehr sie darunter gelitten hat!"

Er zuckte mit den Achseln.

„Sprechen wir von etwas anderem, gnädige Frau! Man soll Begrabenes begraben sein lassen!"

„Und wenn nun Josephine" — sie sprach den Namen französisch aus — „den Wunsch haben sollte, Sie noch einmal wiederzusehen?"

„Um Gottes willen!"

„Fürchten Sie sich davor?"

Da blieb er stehen, gerade unter einer der Laternen, die den Weg erhellten.

„Gnädige Frau, Sie nötigen mich zu ein paar deutlichen Worten. Ich kann mir nicht denken, daß Ihre Freundin den Wunsch haben sollte, sich einer Demütigung auszusetzen und sich durch eigenen Augenschein davon zu überzeugen, wie glücklich ich ohne sie geworden bin . . ."

Frau von Döhlau unterbrach ihn mit einem sentimentalen Seufzer.

„Wie wenig kennen Sie das Herz einer Frau, die wahrhaft liebt! Können Sie sich nicht vorstellen, daß einem solchen Herzen eine Demütigung genau dieselbe Sensation vermitteln kann wie das höchste Glück?"

„Nein, gnädige Frau! Aber, um die Sache zu kurzem Schluß zu bringen — die Herrschaften an der langen Tafel sehen schon neugierig herüber — Sie denken doch nicht etwa daran, Frau Rheinthaler hierher einzuladen?"

„Und wenn ich's tatsächlich beabsichtigen würde?"

„Täte es mir leid! Sie würden mich dadurch nötigen, gegen diese Störung meines Familienfriedens einige Maßregeln zu ergreifen. Zunächst Ihren Herrn Gemahl zu bitten, daß er Ihnen bei dem unvorsichtigen Umgang mit Tinte, Feder und Papier ein wenig auf die zarten Fingerchen sieht . . ."

„Mein Mann hat mir darin nicht das Geringste zu befehlen!"

„Vielleicht tut er's diesmal doch, wenn er sieht, daß es nicht angängig ist, launenhafte kleine Frauen mit den Schicksalen ernsthafter Männer spielen zu lassen . . ."

Sie sprühte ihn aus zornigen Augen an.

„Herr von Foucar, als ich der Einladung Ihres Herrn Leutnants folgte, konnte ich nicht voraussehen, daß ich mich hier Beleidigungen aussetzen würde . ."

„Das ist eine vollkommen mißverständliche Auffassung der Situation, gnädige Frau! Aber auch darüber werde ich mich besser mit Ihrem Herrn Gemahl unterhalten. Darf ich bitten?" Und er bot ihr den Arm, führte sie an die lange Tafel unter den alten Linden: „Hoda, Karlchen Gorski!"

Der Leutnant von Gorski, der gerade im Begriffe stand, der Frau Bürgermeister Wessolek ein Kompliment zu sagen, hob den Kopf.

„Herr Rittmeister befehlen?"

„Daß Du Dich Deiner Gäste annimmst! Und wie bist Du eigentlich dazu gekommen, Frau von Döhlau so anzuflunkern? Wie konntest Du ihr erzählen, wir feierten hier eine höchst offizielle Angelegenheit, bei der auch unsere Damen in großer Gala zu erscheinen hätten?"

Karl von Gorski hatte nach einem raschen Blick auf die Toilette der kleinen Landratsfrau begriffen. Er machte ein höchst zerknirschtes Gesicht.

„Na, dann versuch's durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen! Empfehle mich gehorsamst, gnädige Frau! . . ." Als der Rittmeister sich mit chevaleresker Verneigung zurückziehen wollte, fühlte er deutlich, wie er von der kleinen Hand, die er an seine Lippen zog, festgehalten wurde. Ein seltsamer Blick traf ihn aus feuchtschimmernden Augen.

„Herr von Foucar, ich danke Ihnen!" Und leise fügte sie hinzu: „Jetzt verstehe ich meine unglückliche Freundin noch besser als früher . . ."

Der Rittmeister von Foucar ging nach dem Tanzsaal, um nachzusehen, ob es seinen Dragonern an nichts fehlte. Es dauerte ihn schon, daß er das geputzte Persönchen hart angelassen hatte. Mit solchen Zieräffchen scherzte man wohl, aber man machte sich lächerlich, wenn man ernsthaft mit ihnen unterhandelte. Auf Vor-



Straßenbild aus Laon.
Zeichnung von W. Schreuer-Düsseldorf.

ltungen oder Ermahnungen antworteten sie mit dummem Zeug oder einer Phrase, die — genau besehen — eine versteckte Liebeserklärung war. Also da war es wohl besser, er legte dem Vorfall eben keine besondere Wichtigkeit bei. Seiner Frau davon zu erzählen, hatte keinen rechten Zweck. Er würde sie nur in überflüssiger Weise beunruhigen . . . Der angekündigte Besuch kam vielleicht gar nicht! Wenn aber doch, war es noch immer zu einer Aussprache Zeit . . . Schwer drückte es ihn, daß er vor seinem lieben Kameraden mit einer Heimlichkeit herumgehen sollte, aber in diesem Falle war Schweigen das Gebotene . . .

Als er in die Tür des großen Saales trat, war die Luft so dick, daß um die Lampen des Kronleuchters eine Art von vielfarbigem Regenbogen schwebte. Der Trompeter auf der Musikestrade blies gerade zur „Damenwahl". Da bewegte sich eine ganze Phalanx von Dragonerbräuten auf ihn zu, um ihn zu einem Rundtanz aufzufordern. Noch nie hatte die fünfte Schwadron einen Chef besessen, an dem sie mit solcher Begeisterung hing, trotzdem er sie im Dienst zuweilen auspumpte bis auf den letzten Schweißtropfen. Dafür aber war er ihr ein Vorgesetzter von eiserner Gerechtigkeit und — außer Dienst — ein wohlwollender Freund und Berater. Jeder einzelne der Dragoner wußte, daß er bei seinem Rittmeister für eine Sorge oder begründete Beschwerde Gehör und Abhilfe fand. Und diese Verehrung hatte von der Mannschaft natürlich auf die dazu gehörige Weiblichkeit abgefärbt, herrschte dort womöglich in noch höherem Grade...

Der Rittmeister von Foucar stand vor einer ganzen Reihe von erhitzten Mädchengesichtern, die ihn keck oder verschämt anlachten. Er strich sich den braunen Schnurrbart: „Kinderchen, Ihr wollt mich wohl dottanzen?" und griff nach der Hand einer schlanken Blonden, die ihm zunächst stand. Da aber drängte sich Frau Sergeant Wilkuweit dazwischen, die noch immer den Panzer der Germania trug.

„Herr Rittmeister, die Damen der Chargierten haben doch wohl den Vorzug?"

Er fügte sich mit einem leichten Seufzer. Der Beruf eines Schwadronschefs war nicht immer angenehm! Aber während er die umfangreiche Frau Sergeant im Walzertakt durch den Saal bugsierte, vergaß er seine Sorgen. Und schmunzelnd mußte er an einen griechischen Vers aus der Tertianerzeit denken, des Inhalts ungefähr, daß die Götter vor den Lohn den Schweiß der Arbeit gesetzt hatten . . .

Am Ende der langen Tafel unter den alten Linden des Schützengartens, an dem die Herren saßen, wurde natürlich von der leidigen Politik gesprochen, der äußeren und inneren. Einige der Gutsbesitzer, die nur selten ins Städtchen kamen, benutzten die Gelegenheit, Herrn von Gorski auf Kalinzinnen gut zuzureden, er möge sich seinen beklagenswerten Entschluß, das Abgeordnetenmandat niederzulegen, doch noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Doch kein Zureden half. Der alte Herr blieb unerschütterlich. Als ihm die Bedrängnis zu arg wurde, stand er auf und winkte seinem Vetter, dem Obersten Wegener, mit den Augen. Danach schritten die beiden hochgewachsenen Herren in den Gängen des weiten Gartens in vertrautem Zwiegespräch noch lange auf und ab . . .

Der dicke Herr von Lindemann-Borzymmen, der schon beim Festdiner im Königlichen Hofe ein wenig des Guten zuviel getan hatte, hieb mit der Faust auf den Tisch: „Na, Herrschaft, dann hilft das nichts! Ich schlage vor, wir wählen gleich im ersten Gang den Roten! Da brauchen unsere Leute nicht zweimal die Arbeit zu versäumen, und je mehr von dieser Gesellschaft in die große Redebude in Berlin geschickt wird, desto besser! Da wird der sogenannten Regierung hoffentlich der Seifensieder aufgehen, daß es auf dem jetzigen Wege nicht weiter geht! Es ist doch so ziemlich das Verrückteste vom Verrückten, daß mein letzter Koppelknecht bei der Bestimmung über die Geschicke des Vaterlandes genau dieselben Rechte hat wie ich, sein Herr! Woher soll so einem armseligen Tropf die erforderliche Einsicht kommen in die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die selbst unsereinem manchmal ein bißchen schleierhaft sind. Da müßte doch bei einigermaßen gerechter Verteilung ein Gutsherr zum mindesten ebenso viel politische Rechte haben wie seine — sagen wir mal — fünfzig Tagelöhner, Kätner und Knechte . . .!"

Am untersten Ende der Damentafel erhob sich eine scharfe Stimme, und eine nicht mehr jugendliche Dame von bemerkenswerter Magerkeit reckte sich auf.

„Einen Augenblick, Herr von Lindemann!"

„Fräulein von Streit. Sie wünschen?"

„Wenn's nun Krieg geben sollte, was dann? Werden Sie da in der Lage sein, die gleichen Leistungen zu prästieren wie Ihre fünfzig Tagelöhner? Vereinigen Sie vielleicht in sich die Kräfte einer Maschinengewehrabteilung oder etwa einer Batterie von Feldhaubitzen?"

„Was hat das mit dem allgemeinen Wahlrecht zu tun?"

„So ziemlich alles," erwiderte Fräulein von Streit trocken. „Solange wir nämlich noch die allgemeine Wehrpflicht haben. Im übrigen halte ich es für nicht gerade politisch, mit solchen Redensarten um sich zu werfen, wo uns nur noch ein paar Wochen von der Nachwahl trennen. Sie können sich doch in den Wählerversammlungen nicht immer entschuldigen, Sie hätten vor dieser Aeußerung zwei Flaschen Sekt beim Festdiner und hier — ich habe genau gezählt — achtzehn Glas Erdbeerbowle getrunken!"

Der dicke Herr von Lindemann suchte nach einer Erwiderung, aber ringsum erhob sich schallendes Gelächter. Der Rittergutsbesitzer Uhlenburg schlug ihm kräftig auf die Schulter: „Mensch, erklär' Abfuhr, das war eben ein Durchzieher, quer durch die ganze Visage," und der Domänenpächter Raabe rief laut über den Tisch:

„Ja, Gottfried, und nimm's nicht tragisch! Was sich liebt, das neckt sich."

Da erneuerte sich das herzhafte Lachen, denn so ziemlich jedermann im Kreise kannte das schnurrige Verhältnis, in dem die beiden Nachbarn standen, das abstinenzlerische Fräulein von Streit auf Marczinowen und der trunkfrohe Herr von Lindemann auf Borzymmen. Auch äußerlich waren sie ein recht ungleiches Paar. Das Fräulein war eine starkknochige Dame von fast sechs Fuß Größe mit einem männlich geschnittenen Gesicht, das freilich von einem Paar großer, klarer Augen seltsam verschönt wurde, Herr von Lindemann kurz, dick und rund. Auf fleischigem Halse trug er einen kugelförmigen Kopf mit blanker Glatze, mitten im Gesicht aber eine rötlich schimmernde Nase, die ihre Färbung nicht dem reichlichen Genusse von Brunnenwasser verdankte. Der Gegensätze jedoch gab es noch mehr zwischen den beiden Nachbarn. Fräulein von Streit, der ihre Eltern in mangelhafter Voraussicht ihrer körperlichen Entwicklung den Namen Amanda gegeben hatten, war ein Landwirt nach dem Herzen Gottes. Sie wirtschaftete ohne Inspektor auf ihren fünfzehnhundert Morgen Weizenboden, ihre Insthäuser waren in gutem Stand, die darin hausenden Arbeiter nüchtern und zufrieden. Aber sie wirkte nicht immer mit Milde. Einen russischen Schnitter, der sein Weib im Trunke mißhandelte, hatte sie mit dem eichenen Krückstock so lange verdroschen, bis er winselnd um Gnade bat und Besserung gelobte. Und — so berichtete die boshafte Fama — nach diesem Vorfalle habe Herr von Lindemann sich sechs Wochen lang auf Reisen begeben, weil er sich fürchtete, der energischen Nachbarin an der Grenze zu begegnen; denn es war männiglich bekannt, daß sie sich gelobt hatte, auch ihn zu einem ordentlichen Menschen zu erziehen, nötigenfalls mit Gewalt, durch das Mittel der Heirat. Gütlichem Zureden verschloß er sich nämlich, wirtschaftete gleichgültig und leichtfertig und fuhr viel zu oft nach Königsberg, um sich dort kostspieligen Zerstreuungen hinzugeben. Auf seinem Besitztum aber häuften sich die Hypotheken, und kundige Beurteiler vermochten ziemlich genau den Termin vorauszusagen, an dem er sich vor dem schweren Scheidewege befinden müßte: entweder mit dem Reste seiner Habe als kümmerlicher Rentier nach dem Städtchen zu ziehen oder an der Hand der gestrengen Nachbarin ein neues, ordentliches Leben anzufangen . . . Wenn er gut beraten war, wählte er das letzte, aber, solange es ging, sträubte er sich natürlich . . . .

Und nach diesem heiteren Zwischenfall kam man an der Tafel der Herren auf eine Sorge, die alle näher anging als das bißchen Reichstagswahl . . . Was lag schon daran, ob die Partei in dem großen Hause am Königsplatze einen Sitz mehr einnahm oder weniger? Die Zeit, wo die Schicksale des Vaterlandes mit Redeschlachten oder Abstimmungen entschieden wurden, war wohl bald vorüber. Schon seit mehr als Jahresfrist hing im Osten die unheildrohende dunkle Wolke und ballte sich dichter und dichter. Jeden Augenblick mußte aus ihr der zündende Strahl brechen. Unter ihr aber wälzte sich eine Woge heran wie ein Berg so hoch, wie langsam wandernde Lavaflut. Und an der Grenze keine Schutzmauer, diese Flut aufzuhalten . . . In Grajewo standen vorm Jahr zwei Regimenter — heute zehn! Und ebenso sah es oben in Kowno aus, in Wirballen, Wystyten, Augustowo, Lomza und wie die großen Lagerplätze alle heißen, bis hinunter nach Czenstochau! Schlagfertige Armeen, ungezählte Kosakengeschwader, in steter Bereitschaft, von heute zu morgen über die Grenze zu brechen . . . Kaum zu lachen traute man sich in festlicher Stunde, weil man nicht wußte, ob einem am nächsten Tage nicht schon das Dach überm Kopf brannte!

So tauschten die Männer ingrimmige Rede und Gegenrede, tranken dazu schärfer als sonst, und jeder von ihnen wußte aus seinem Bezirke von neuen Uebergriffen der Russen zu erzählen. Ihre Frechheit wuchs von Tag zu Tag. In Dlugossen hatten sie dem deutschen Bauer Lange einen fetten Jungochsen von der Weide gestohlen, in Sawadden die Pferde in einem Haferschlag des Gutsbesitzers Ahrens gehütet. Als der Inspektor ihnen drohte, er werde sich beim Landrat beschweren, lachten sie ihn aus. Ob die Kosakengäule den deutschen Hafer ein paar Wochen früher oder später fräßen, wäre egal, das Gesicht des Inspektors aber würden sie sich besonders merken. Er sei der erste, den sie ans Scheunentor nageln wollten . . . Und Aehnliches war aus andern Grenzdörfern zu berichten. Klagen aber waren nutzlos, man ärgerte sich nur die Galle an den Hals. Der russische Kommandeur empfing den Beschwerdeführer mit vollendeter Liebenswürdigkeit. Er hielt es für ausgeschlossen, daß seine wohldisziplinierten Truppen sich einer Grenzverletzung schuldig gemacht haben sollten, sicherte aber natürlich schärfste Untersuchung zu, schon in Anbetracht des freundschaftlichen Verhältnisses der beiden großen Nachbarreiche, das auch nicht durch den geringsten Zwischenfall getrübt werden dürfte. Aus jedem Wort merkte man die niederträchtige Ironie, und wenn man die Tür hinter sich zumachte, hörte man, wie der Russe mit seinem Adjutanten sich ausschütten wollte vor Lachen. Da ballte man die Faust und beschloß, sich beim nächsten Male nicht zum Narren machen zu lassen, sondern sich selbst zu helfen wie der Halbhufner Bahlo in Nekowen. Der kam dazu, als zwei Kosaken seine junge Frau bedrängten. Sie häufelte Kartoffeln an der Grenze, die beiden Kerle aber hatten sich im Graben an sie geschlichen, und er hörte vom Hofe ihr Hilfegeschrei. Da rannte er los, nur mit einer eichenen Wagenrunge in der Hand, die er in der Eile ergriffen hatte. Die Russen zogen ihre Säbel, er aber verdrosch sie so unbarmherzig, daß sie heulend und blutend Reißaus nahmen. Von der Stunde an traute sich keiner mehr auf seinen Acker, nur des Nachts hatten sie natürlich versucht, ihm den roten Hahn aufs Dach zu setzen. Weil er aber im Verkehr mit den Herrschaften bewandert war, hatte er sich an seiner Scheune auf die Lauer gelegt. Mit einer Schrotflinte, deren beide Läufe nicht mit Blei, sondern mit grobem Steinsalz geladen waren. Die Wunden, die es verursachte, waren ungefährlich, aber sie brannten wie höllisches Feuer. Und auch noch wochenlang nach der Heilung kratzten die Getroffenen sich, als wenn sie von Tausenden von Wanzen, Läusen und Flöhen zu gleicher Zeit gepeinigt würden . . . Auf zwanzig Schritt ließ er die beiden Mordbrenner im klaren Mondschein herankommen, dann brüllte er sie an, sodaß sie sich zur Flucht wandten. Er aber zielte genau auf ihr Hinterteil und gab Feuer. Wie Ziegenböcke sprangen sie da, schrien immerfort oi oi oi, oi oi oi . . . Und er rief lachend hinter ihnen her: „Kommt morgen früh wieder, da werd' ich Euch mit Seifenlauge baden! Das gibt mit Steinsalz eine gute Mischung . . ."

Mit schmunzelndem Behagen erzählte man sich die kleine Geschichte, zum Beweis, daß die masurischen Bauern an der Grenze bei den täglichen Uebergriffen nicht ihren guten Humor verloren. Wie aber, wenn es Tote und Verwundete gab? Nur die Nachgiebigkeit der deutschen Behörden hatte es bisher dazu gebracht, daß bedrohliche Zusammenstöße im Keim erstickt wurden. In der letztvergangenen Woche zum Beispiel waren etwa dreißig oder vierzig Russen in dem Dorfe Hellmahnen als ungeladene Gäste zum sonntäglichen Tanzvergnügen erschienen. Ohne Waffen natürlich und mit der höhnischen Entschuldigung, in ihrem Lager drüben vermißten sie mit Schmerzen die Gesellschaft der Damen. Und — man schämte sich, es wieder zu erzählen — ein paar von den Scharwerksmargellen zeigten nicht übel Lust, mit den Eindringlingen zu tanzen. Die Jungbauern und Knechte eilten schon nach Hause, um Gewehre, Mistgabeln und Aexte zu holen. Zum Glück aber behielt der Ortsschulze Kopf, Herz und Hand auf dem rechten Fleck. Mit dem Krückstocke jagte er die zuchtlosen Frauenzimmer aus dem Dorfkruge, verbot den Musikanten das Spielen und gab den Russen den Rat, sich schleunigst davon zu machen, wenn sie am Leben bleiben wollten. Gegen die Gewehre könnte er sie mit seinem Stock nicht in Schutz nehmen . . .

Da zogen die Russen es vor, sich zu entfernen, die Gefahr eines großen Zusammenstoßes war vermieden. Aber war es nicht der Anlaß, dann fand sich ein andrer. Wegen einer leichtfertigen Weiberschürze, um die sich zwei Burschen prügelten, aus irgendeiner

lächerlich geringen Ursache sprang der erste Brandfunke, der, vom Sturm des lange genug zurückgehaltenen Zornes genährt, den Frieden auffraß, wie ein von der Sommersonne gedörrtes Schindeldach . . .

So schickten die alten Herren den sorgenvollen Blick in die Zukunft, die wehrfähige Jugend aber, die es am meisten anging, freute sich unbekümmert des Augenblicks. Oben im großen Saale tanzten die Dragoner, daß der solide Bau in rhythmischen Erschütterungen bebte, unten, auf einem mit Tannengrün umkränzten Bretterpodium die Leutnants von der Linie und Reserve, unterstützt von einigen Referendaren und jungen Oberlehrern. Die Teilung der Festgesellschaft war nicht aus unziemlicher Ueberhebung, sondern aus Raummangel vorgenommen worden. Oben im Saal herrschte drangvolle Enge, so daß die tanzenden Paare sich auf die Füße traten. Und beiden Gesellschaften spielte die gleiche Musik auf, Walzer und Polka, zuweilen auch einen der neu aus Berlin gekommenen Tänze, die man „Ohnstepp" oder „Tuhstepp" nannte. Die Dragonerbräute oben im Saal sangen zu den neuen Tänzen mit hellen Stimmen lustige Textworte, die jungen Damen unten im Garten hätten wohl auch gern gesungen, aber das schickte sich nicht. So sangen sie innerlich und lachten sich beim Vorbeitanzen mit lustigen Augen an . . .

Nur eine in der großen Schar junger Damen amüsierte sich nicht. Das Kommandeurstöchterlein Fräulein Ilse Harbrecht.

Sie hatte zwar die Genugtuung erlebt, daß ihr Wiedererscheinen in Ordensburg einen Triumph bedeutete, aber was verschlug es schon, daß die Tänzer sich vor ihrem Platz drängten, wenn der eine fehlte? Der saß wie angeschmiedet neben Frau von Döhlau und machte ihr womöglich noch ungenierter den Hof als mittags auf der Hotelterrasse. Die kokette kleine Person aber schien sich gottvoll zu amüsieren. Sie zeigte ihre blendend weißen Zähne — ob die echt waren, konnte man aus der Entfernung nicht feststellen — und von Zeit zu Zeit bog sie sich mit ihrem tiefen Ausschnitt nach rückwärts über die Stuhllehne. Unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, aber das war ja jetzt die neueste Mode, daß man aus empfindlichem Mangel einen besonderen Vorzug machte. Und die jungen Männer, die sich „Gents" nannten und den Schnurrbart nach englischer Mode stutzten, fielen bedauerlicher Weise darauf herein. Das war sehr verächtlich, aber nicht ohne eine gewisse Beschämung entsann sich Fräulein Ilse, daß auch sie im Königsberger Pensionat eine Zeitlang den Versuch gemacht hatte, sich nach dieser neuen Mode zu richten, Kreide gegessen hatte zur Erzielung des so interessanten blassen Teints, und auf jede Mehlspeise und Süßigkeit verzichtet zur Hervorbringung der erwünschten stilvollen Magerkeit. Es hatte nichts geholfen, sie war ein rundliches deutsches Mädchen geworden . . .

Der Abend ging herum, Herr Karl von Gorski kam nicht, blickte sogar nicht ein einziges Mal herüber, und all die bitteren Worte, die Ilse sich zurechtgelegt hatte, blieben ungesprochen. Da blies am offenen Fenster des großen Saales der Trompeter wieder einmal zur „Damenwahl". Fräulein Harbrecht strich sich mit einer energischen Bewegung eine widerspenstige Locke aus der erhitzten Stirn und steuerte quer über die Tanzdiele auf den Ungetreuen los. In der felsenfesten Absicht mit der „Jugendeselei" — wie sie im Innern ihre törichte Liebe betitelte — endgültig Schluß zu machen. Aber es kam wieder einmal ganz anders.

Karl von Gorski sprang auf und klappte die sporenbewehrten Hacken zusammen: „Welch ein Glanz in meiner Hütte! Gilt es wirklich mir, Fräulein Ilse?"

„Fräulein Harbrecht," verbesserte sie feindlich. „Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen!"

„So," sagte er trocken, „ich glaubte, Sie wollten mit mir tanzen! Na, ist mir auch recht" . . . Und er führte sie von dem Bretterpodium auf den kiesbestreuten Weg, der sich unter matt brennenden Petroleumlaternen zum Seeufer zog. Noch viele Pärchen lustwandelten dort, um nach heißem Tanze Kühlung zu suchen.

Ein ganzes Ende waren sie schweigend nebeneinander her gegangen, Fräulein Ilse suchte vergebens nach einem passenden Anfang. Er schritt mit unschuldigem Gesicht und in gemessenem Abstand neben ihr, als habe er keine Spur eines schlechten Gewissens. Endlich sagte er in übertrieben schwärmerischem Ton:

„Wunderschöner Abend, mein gnädiges Fräulein, heute Abend! Nur schade, daß wir keinen Mondschein nicht haben, der heutige Abend würde sicherlich dadurch an poetischer Stimmung und so noch bedeutend gewinnen! Finden Sie nicht auch, mein gnädiges Fräulein?"

Da ging der Zorn mit ihr durch.

„Ich finde nur, daß Sie sich geradezu skandalös benehmen, Herr von Gorski."

Er blieb lächelnd stehen.

„Ach nee! Inwiefern denn?"

„Das werden Sie wohl selbst am besten wissen!"

„Keinen Schimmer hab' ich! Und wenn Sie mir nicht ein bißchen zu Hilfe kommen?" . . .

Sie richtete sich auf.

„Bedaure! Führen Sie mich, bitte, auf meinen Platz zurück, Ihre Dame wird gewiß schon ungeduldig geworden sein!"

„Das letzte erscheint mir sehr plausibel, denn sie hat mir ihren kostbaren Pompadour anvertraut und schwebt jetzt wohl schon in tausend Aengsten, ich könne damit durchbrennen. Das Puderdöschen ist nämlich drin und ein ziemlich großer Spiegel. Ich hoffe, mein gnädiges Fräulein, Sie werden von dieser Indiskretion keinen Gebrauch machen" . . .

Fräulein Ilse zuckte mit den Achseln, aber sie blieb stehen.

„Wenn das Ihre einzige Sorge ist, dürfen Sie beruhigt sein. Man sieht es ja auf tausend Schritte, daß Frau von Döhlau einen ganz miserablen Teint hat!"

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Großartig, Fräulein Il.. pardon, Fräulein Harbrecht, wollte ich sagen. Wenn Sie ein junger Mann wären, würde ich Sie sofort als Entfernungsschätzer engagieren, wegen Ihrer guten Augen. Aber, um jetzt endlich von 'was Geschäftlichem zu reden, wie mein Freund und Zigarettenlieferant Jankel Abramek sagen würde, ja also . . . darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen, mein gnädiges Fräulein?"

„Wenn sie nicht zu lang ist . . ."

„Das wird auf das Auditorium ankommen!"

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Der Feldwebel trug die Namen der Rekruten ein. Ein riesengroßer Mann mit blau unterlaufenem linken Auge trat vor: „Sie heißen?“ fragte der Feldwebel. „Gottlieb Bulke!“ — „Verheiratet?“ — „Nee,“ sagte der Mann und fuhr mit der Hand an das linke Auge, „da habe ick mir an die Tür gestoßen!“

*

In Kanada wurden nach Kriegsausbruch die Ortsvorsteher von der englischen Regierung angewiesen, alle feindlichen Ausländer verhaften zu lassen. Aus einem kleinen Ort lief folgende Depesche beim Gouvernement ein: „Habe 6 Deutsche, 4 Oesterreicher, 8 Russen, 2 Italiener, 4 Rumänen, 14 Amerikaner verhaftet. Bitte mitzuteilen, mit wem wir im Kriege sind.“

*

„Georg, sieh' mal, wie gefällt Dir mein neuer Hut?“ — „Hm, um die Wahrheit zu sagen . . .“ — „Ach, wenn Du o anfängst, brauchst Du gar nicht weiterzureden!“

Unteroffizier (zum Freiwilligen): „Herrgott, sind Sie dämlich! Sie sind ein Ochse! Was sind Sie denn im Zivilberuf?“ — Soldat: „Assyriologe!“ Unteroffizier: „Na ja, da haben wirs ja. Natürlich!“ —



Don Juan im Felde:
„Na, mir werden sie nicht aushungern, mir lieben elf Mädchens, die mir alle schicken!“

RÄTSEL

Umkehr-Rätsel.

Blick einen gewalt'gen Griechengott Dir von rückwärts an, erscheint eine bekannte und wichtige Stadt im Orient.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

back — de — der — di — di — dra — e — eng — fen — gan — go — in — ja — lan — land — ma — ma — ma — o — reis — sa — ser — stro — ta — ten — the — teur — ti — tik — tum — ul — wo — zwie

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine verabscheuungswürdige Tat ergeben, welche die Franzosen an Deutschen begingen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Pflichtvergessenen Soldaten. 2. Deutschlands schlimmsten Feind. 3. Alten Titel eines hohen türkischen Würdenträgers. 4. Türkische Waffe. 5. Ausdruck aus der Diplomatensprache. 6. Italienischen Staatsmann. 7. Bestandteil eines Eisenbahnzuges. 8. Farbstoff. 9. Im Krieg viel verwendetes Nahrungsmittel. 10. Wissenschaft. 11. Stadt in Posen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Der Sieg der Brandenburger bei Soissons.

1. Düne. 2. Rheumatismus. 3. Jlidze. 4. Gepard. 5. Eindecker. 6. Brenner. 7. Argonnen. 8. Dschonke. 9. Nabob. 10. Ulster. 11. Gamasche. 12. Rehab. 13. Exaudi. 14. Solo. 15. Ibis. 16. Schirokko. 17. Novalis.

Stadt und Land: Ypern — Cypern.

Kriegsgeographie: Siebenbürgen.

Gut und böse: Vorrat — Verrat.

Kapsel-Rätsel: Motor — Monitor.

Im Feld und daheim: Bücher — Blücher.

Berg und Fluß: Ida — Nida.

Der Mann und seine Kunst: Kluck — klug.

Ohne Rast und Ruh: Die Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 8

Berliner

21. Februar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



In den Karpathen: Wegführen eines verdächtigen Bauern, der sich zu weit an die Kampffront gewagt hat.



Graphische Darstellung der Bodenbenutzung Deutschlands.

Das Problem der Volksernährung in Deutschland macht die Frage interessant, wie der Boden in Deutschland verwendet wird. Unsere Karte verteilt die benutzten Flächen auf entsprechend große Landesteile. Dabei ergibt sich, daß — immer das ganze in Deutschland dafür verwendete Land zusammengerechnet — Ackerland, und zwar Getreide und Hülsenfrüchte ein Gebiet so groß wie Mecklenburg-Schwerin, Posen, Schlesien, Provinz Sachsen, Königreich Sachsen umfassen würde; Kartoffelland ist so groß wie Ostpreußen; Futterpflanzen, Hackfrüchte u. a. wie Westpreußen, Pommern und Mecklenburg-Strelitz. Alle Wiesen zusammengesetzt wären so groß wie Hannover und Schleswig-Holstein, Weideland wie Thüringen und Hessen-Nassau; Wald und zwar Nadelwald gibt es soviel wie Bayern und Württemberg zusammen, Laubwald wie Baden, Hessen, Rheinpfalz und Elsaß-Lothringen, Gartenland wie Oldenburg, Weinberge wie Hessen zwischen Rhein und Pfalz, Oedland wie Rheinland und Westfalen. Städte und Industriegebiete zusammengesetzt ergeben eine Fläche so groß wie Braunschweig und Lippe.





Vom türkisch-englischen Kriegsschauplatz.

Aushebung neuer türkischer Truppen. — Im Lager der australischen Truppen bei den Pyramiden.



Ankunft eines russischen Parlamentärs, dem die Augen verbunden werden, bevor er durch die deutschen Linien zum Befehlshaber geführt wird.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Beim Ostheer

Nach den Tagen des Schweigens, in denen die knappen Berichte des Hauptquartiers wichtige Vorgänge in Ostpreußen nur vermuten ließen, ist die Siegesnachricht gekommen, die bisher 26,000 gefangene Russen und bis jetzt noch nicht gezähltes Kriegsmaterial aller Art als Beute meldet. Zur Zeit, da diese Nummer unserer Zeitschrift in Druck geht, liegen weitere ausführlichere Nachrichten aus amtlicher Quelle noch nicht vor. Der praktische Erfolg dieser neuen Waffentat wird die Vertreibung der Russen aus Ostpreußen sein, wohin sie so schnell kaum wieder zurückkehren werden. Zur selben Zeit kommt die Meldung des russischen Generalstabsberichts über die Vorgänge in Ostpreußen, die zwar den Rückzug der Russen bis in den Schutz „unserer“ Festungen anzeigt, sonst aber alles als wohlgelungenen taktischen Plan hinzustellen sucht. In den Zeitungen des feindlichen Auslandes wird es ja auch bald zu lesen sein, wie Hindenburg mit seinem Heer den Russen in eine „Falle“ gegangen ist! Den letzten Kämpfen an den masurischen Seen wohnte der Kaiser bei, der in den letzten Wochen mehrmals beim Ostheer weilte. Im Anfang dieses Monats war er bei der Armee des Generals von Mackensen, die diesen Kaiserbesuch als eine Art verspätete Kaisergeburtstagsfeier betrachtete. Ueber Lodz und Lowicz ging die Fahrt, und die kaiserlichen Automobile mit den winterlich vermummten Insassen — auch der Kaiser trug den üblichen wollenen Kopfschützer, der die Ohren umschließt, unter dem Helm — jagten, von der Bevölkerung kaum erkannt, schnell ihrem Ziele zu. Der Kaiser nahm an einem Feldgottesdienst unter freiem Himmel teil und verteilte mehrere Auszeichnungen an verdiente Soldaten. Der Altar stand im Park eines schönen alten Fürstenschlosses, das hinter Lowicz liegt, und Abordnungen aller Truppen mit ihren Feldzeichen waren erschienen. Nachdem der Kaiser die Front abgeschritten war, hielt er eine kurze Ansprache und dankte den Soldaten des Ostheeres für das, was jeder einzelne von ihnen geleistet hatte. Dem Kaiser antwortete der Armeeführer, General v. Mackensen, dann marschierten die Truppen unter den Klängen des „Fridericus Rex“ im Parademarsch an dem Kaiser vorbei. Es war ein seltsamer Anblick, diese kräftigen, bärtigen Soldaten in ihrer straffen Haltung und dazu ihre fleckigen, vom Wetter mitgenommenen Uniformen zu sehen. Bei der Rückfahrt besuchte der Kaiser noch das Czenstochauer Kloster.



Der Kaiser im Osten bei der Armee des Generals von Mackensen. Phot. Bödecker.
Der Kaiser General von Mackensen (im Hintergrund)



Von den Kämpfen in den Karpathen: Transport verwundeter Oesterreicher auf Schlitten durch deutsche Sanitätssoldaten.

Der Schnee, der auf flachem Feld die Bewegungen der Truppen erschwert, das Verbergen größerer Menschenmengen unmöglich macht, wird im Gebirge zu einem neuen Helfer im Kampf. Besonders in dem zerklüfteten Terrain der Karpathen, wo Oesterreich-Ungarns Heer gegen die Russen ringt, stellt der Schnee an die Tüchtigkeit des einzelnen Soldaten größere Anforderungen. Er bietet aber auch Vorteile. Feind und Freund benutzen Schneemäntel, weiße weite Tücher oder Umhänge, die auf einige Entfernung unsichtbar machen, so daß Späher weit vorschleichen können. Auf Schneeschuhen gleiten kleine Patrouillen durch die verschneiten Hänge, viel schneller als Pferd oder Fußgänger, und kleine Schlitten machen an vielen Stellen den Lasten- und Verwundeten-Transport bequemer.



Beförderung von Munition auf Tragtieren über einen Karpathenpaß.



Luxus im Schützengraben: Eine mit aller Behaglichkeit eingerichtete Offizierswohnung in einem Schützengraben auf dem westlichen Kriegsschauplatz.
Phot. Berger.

Kriegswohnungen

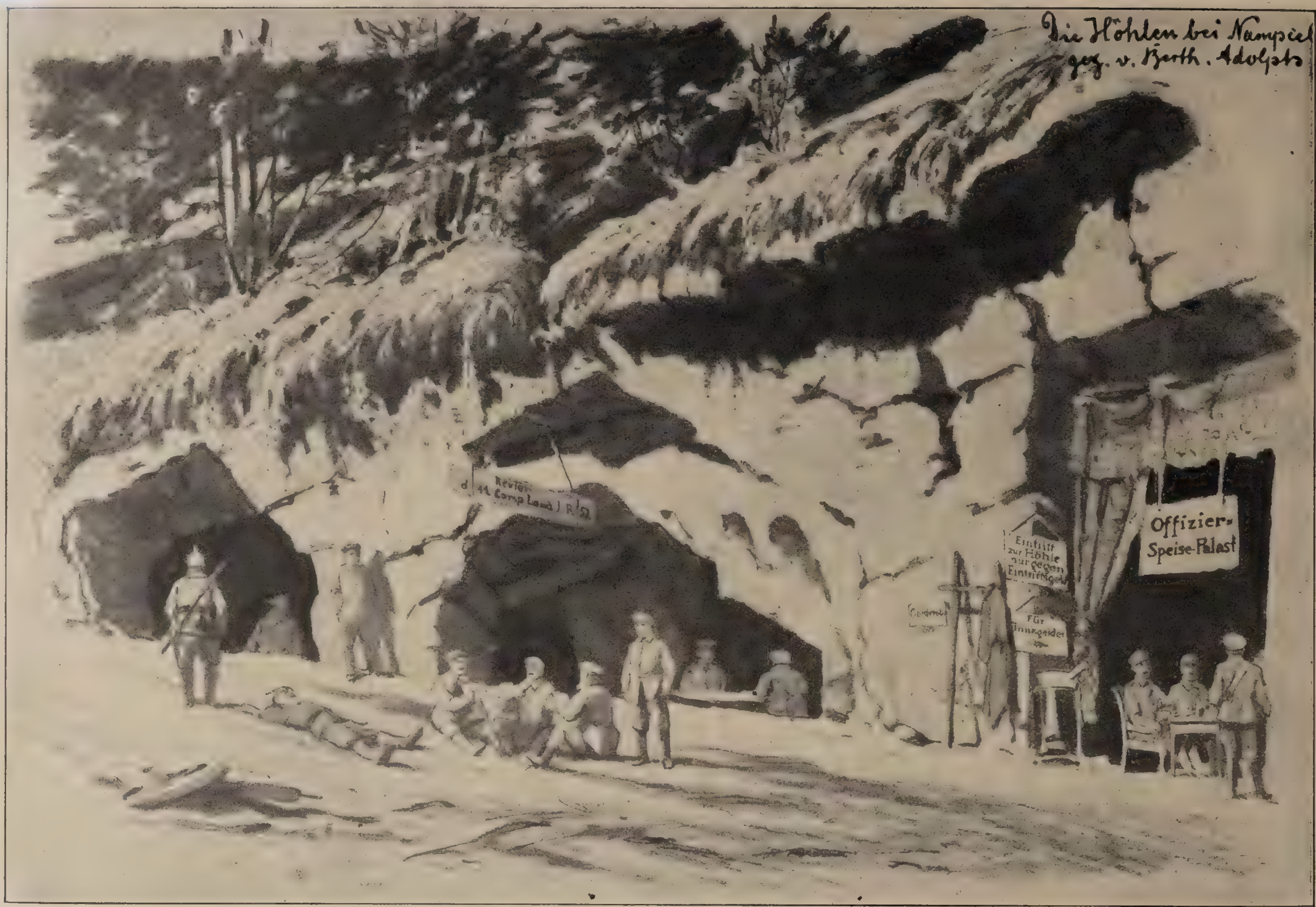
Die Behausungen der Soldaten im Felde

Von dem Klavier im Schützengraben hört man vielerlei singen und sagen. Es gibt eine Menge Leute, die davon erzählen gehört haben, aber nur sehr wenige, die es mit eigenen Augen gesehen oder mit eigenen Ohren gehört haben. Immerhin möglich, daß so etwas irgendwo existiert oder irgendwo mal existiert hat. Aber dann ist es eine große Ausnahme. Im übrigen ist es erlaubt, von einer Art Wohnungskultur im Felde zu sprechen, nur darf man den Begriff nicht zu hoch spannen. Schon, wenn sich unsere Feldgrauen in einer verlassenen Wohnung einrichten können, hat es mit der Wohnlichkeit in der Regel seine Schwierigkeiten. Denn es ergeht ihnen dann noch weit schlimmer als den Hausfrauen, die am ersten April oder ersten Oktober umziehen. Die erwarten, daß ihnen die neue Wohnung besenrein übergeben wird. Doch über die „Besenreinheit“ hat der verflossene Mieter meist eine beträchtlich andere Anschauung als der neue.



Französische Infanterie in einem Erdhöhlenquartier bei Soissons.
Nach einer französischen Zeichnung.

Im Kriegsgebiet vollends legen die Herrschaften, die ihre Räume eilends verließen, verzweifelt wenig Gewicht darauf, daß die Zimmer in tadellosem Zustande zurückbleiben. Und so ist es in der Regel das erste, was unsere Soldaten in ihrem neuen Quartier tun, daß sie ein gründliches „Großreinemachen“ vornehmen. Es beschränkt sich nicht nur auf die Wohnungen und Häuser allein, sondern dehnt sich auch auf die Straßen aus, die fein säuberlich in Ordnung gebracht werden. Irgendein unbekannter Künstler in Uniform hat dieses Werk in folgenden Versen geschildert, die er mit schwarzen und roten Buchstaben auf eine Holztafel an der Straßenecke malte: Hier zeigten wir der schmier'gen Bande, — Was Ordnung heißt bei uns zu Lande. — Die Straße seht Ihr nun allda, — Wie sie noch nie ein Franzmann sah. — Ja, deutsche Art, die lebet noch: — Weg der Dreck, die Reinlichkeit hoch! Die Verse sind ja ein bißchen holprig, aber die Straße war es vorher



Kriegswohnungen unserer Soldaten: Höhlenquartiere mit scherzhaften Inschriften bei Nampcel.
Zeichnung von Berth. Adolph, einem Bewohner dieser Höhlen.

auch. In welches Quartier man auch kommen mag, überall bestätigt sich der deutsche Sinn, es sich nach Kräften gemütlich zu machen. Freilich, je weiter man nach vorn gelangt, auf desto größere Hindernisse stößt dieses löbliche Bestreben. Denn da nicht nur wir, sondern auch unsere verehrten Gegner die Angewohnheit haben, möglichst weit zu „funken“, muß auf diese Begleiterscheinung des Krieges mehr Rücksicht genommen werden als auf die Bequemlichkeit. Wenn die „Beletage“ zu sehr dem Feuer ausgesetzt wird, dann weiß man sich eben zu helfen und zieht in den Keller. Kellerwohnungen mögen weder sozial noch hygienisch einwandfrei sein, aber es ist ganz erstaunlich, wie schön man sie herrichten kann. Ich war in einem Stabsquartier zu Gast, das sich im Kellergeschoß häuslich eingerichtet hatte. Nämlich, weil es oben zu sehr „zog“ (die Franzosen hatten sich darauf versteift, möglichst viel Löcher in die Wand zu schießen). Das Empfangs- und Speisezimmer, zu dem man von der Straße ein paar Stufen heruntersteigen mußte, war zwar dunkel, aber geräumig. Und die Gestalt des Herrn Kommandeurs, der an der langen Tafel präsidierte, schien in eine mystische Dämmerung getaucht. Das Glanzstück der Wohnung war unstreitig der Salon. Klein, aber fein! Decken verhüllten die Wände, und wenn nicht ein paar verräterische Wasserhähne



Phot. Guschmann.

Matrosen (mit einem jungen Esel) vor ihrem Unterstand in den Dünen bei Ostende.



Phot. Grohs.

Von unsern Soldaten errichtete Wohnhütten im Aisne-Gebiet.

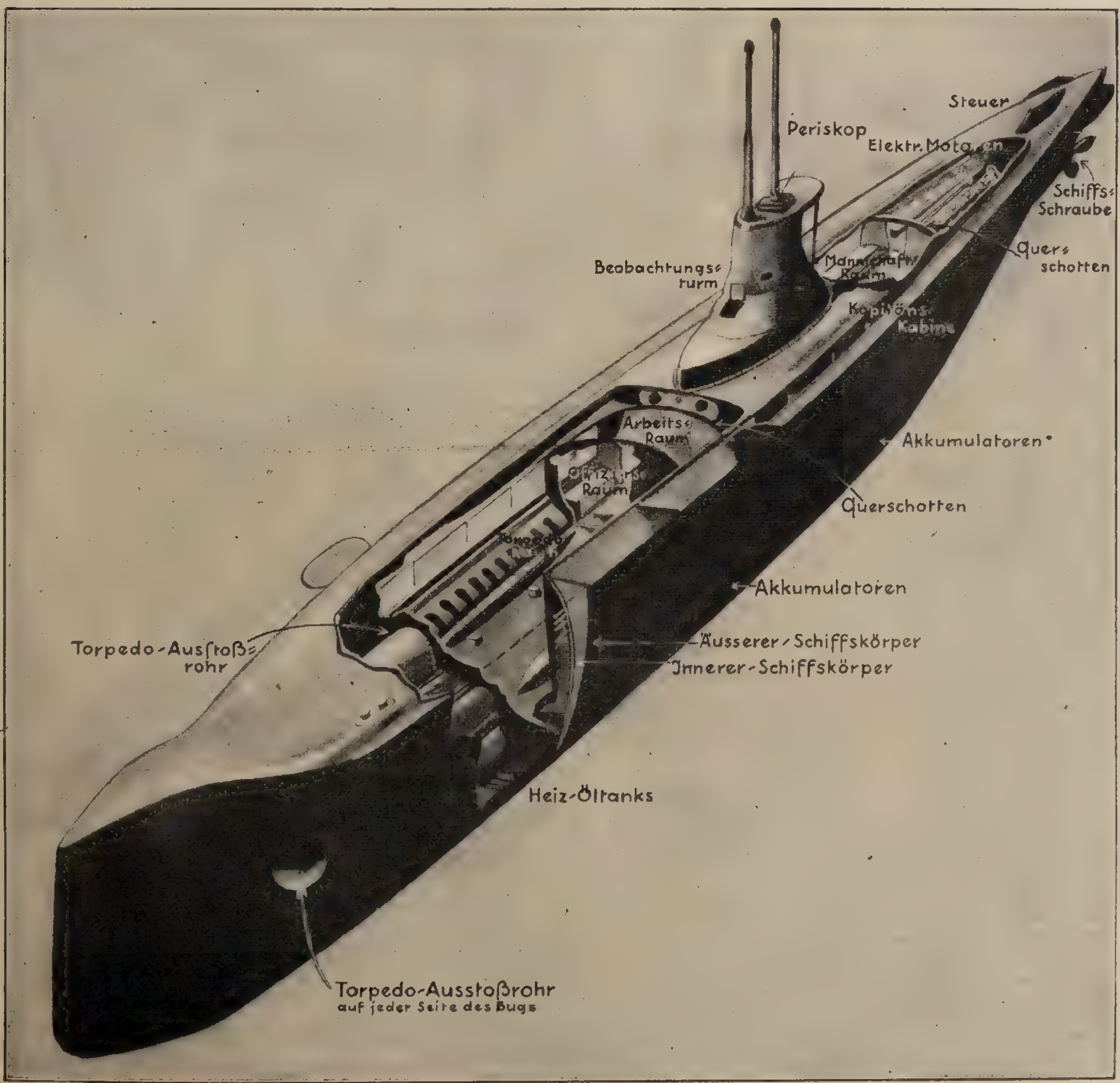


An Bord des türkischen großen Kreuzers „Sultan Jawuz Selim“:
1. Flottenchef: Kontreadmiral Souchon. 2. I. Adm.-Stabs-Off. Korvettenkapitän Busse. 3. II. Adm.-Stabs-Off. Korvettenkapitän Büchsel. 4. Flaggleutnant Oberleutnant z. S. Wichelhausen. 5. Türkischer Chef des Stabes: Fregattenkapitän Enver Bei. 6. Türkischer Flaggleutnant Hakki.

gewesen wären, so hätte diesem traulichen Raum niemand seine frühere Bestimmung als Waschküche angesehen. Mit den Schlafzimmern war es schon schlechter bestellt. Die waren ganz finster. Und das war ganz gut so, denn da konnte man wenigstens nicht sehen, wie die Matratzen beschaffen waren, auf denen die Offiziere des Nachts ruhten. Es gab dann noch ein kleines Extraschlafzimmer, nur mit einer einzigen aber dafür breiten Matratze. Auf dieser pflegten der evangelische und der katholische Feldgeistliche einträchtig der Ruhe. „Ein Bettchen, ein Tischchen, ein Stühlchen, was braucht man wohl mehr, um glücklich zu sein?“ Die Beleuchtung ist meist etwas primitiv. Glücklich, wer Kerzen hat. Ganz feine Leute stecken sie auf Flaschen; andere begnügen sich damit, sie auf den Tisch zu kleben. Der Krieg entwickelt eben ungeahnte Talente, und es ist eines seiner vielen Wunder und Widersprüche, daß er den Sinn für Häuslichkeit weckt! Otto Robolsky.



Oberstleutnant Franke, der neue Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.



Darstellung der Raumverteilung eines Unterseebootes. Nach einer englischen Zeichnung.



Oberstleutnant v. Heydebreck †
Kommandeur der Schutztruppe, gefallen in Deutsch-Südwestafrika. Phot. Noack.

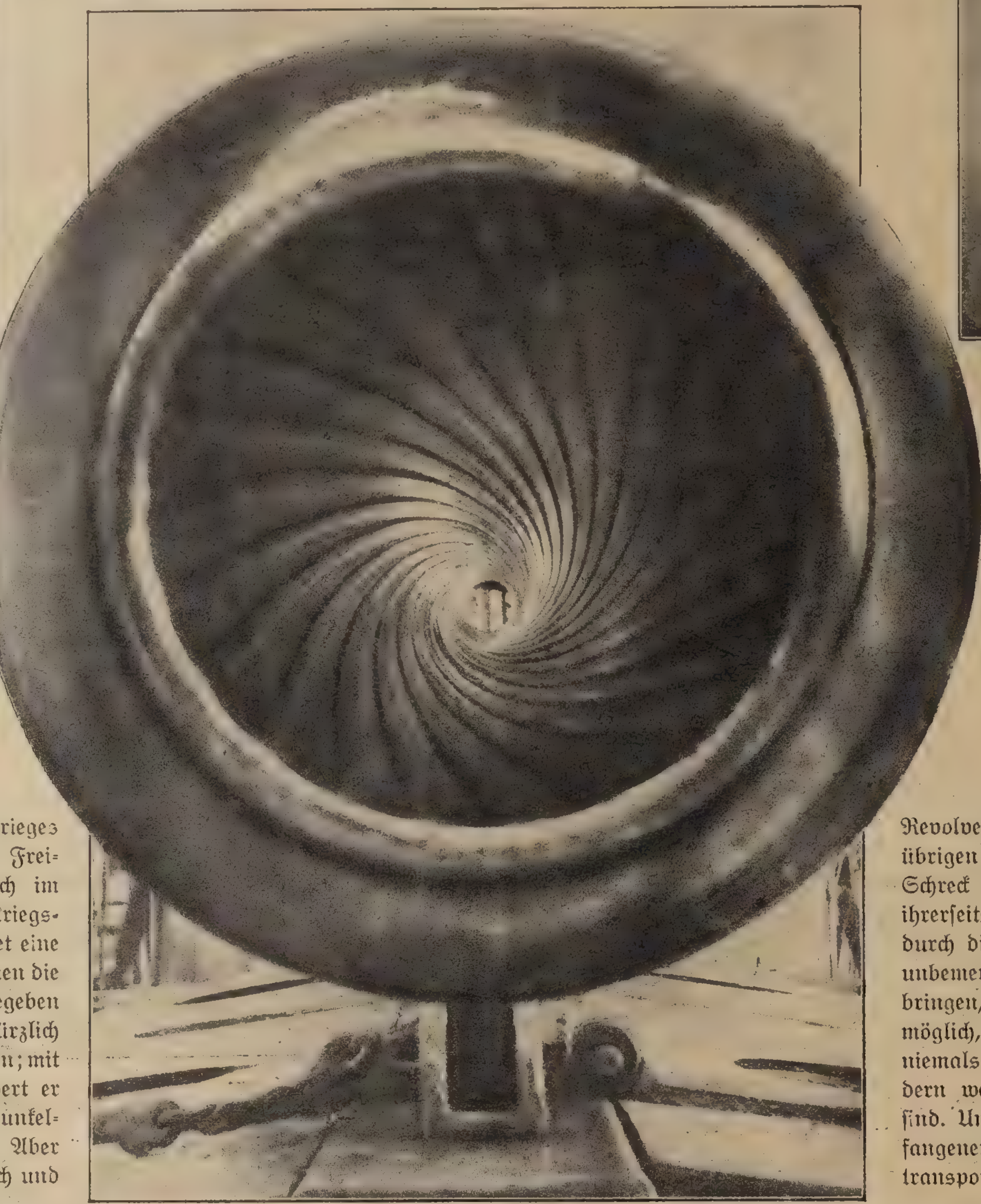
Bilder vom Tage



Viktor Dankl,
der Führer der österreichisch-ungarischen Armee in Polen.
Phot. Schöfer.



Svetozar Boroevic von Bojna,
der Führer der österreichisch-ungarischen Karpathenarmee.
Phot. Schöfer.



Blick in das Rohr eines großen Schiffsgeschützes.
Nach einer englischen Photographie.

Die nahe Nachbarschaft zwischen den vordersten Schützengräben der russischen und österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien führt häufig zu merkwürdigen, oftmals fast komischen Situationen, die wohl an sich unbedeutend, doch typisch für das Bild des großen Krieges sind. Der Militärschriftsteller Freiherr Kurt v. Reden, der sich im österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier befindet, berichtet eine Reihe solcher Episoden, von denen die eigenartigsten hier wiedergegeben sind: „Ein Infanterist holte sich kürzlich am Abend bei der Fahrküche Essen; mit der vollen Menageschale wandert er behutsam wieder zurück in der Dunkelheit zu seinem Schützengraben. Aber in der Finsternis verirrt er sich und steht plötzlich statt bei seinem, beim russischen Schützengraben, der etwa 80 Schritte entfernter war. Die Russen springen auf, umringen den verblüfften Mann und wollen ihn gefangen nehmen. Da opfert der Infanterist sein warmes Abendbrot, wirft kurz entschlossen dem nächsten Russen die Schale mit den heißen Bohnen mitten ins Gesicht und entkommt so wohlbehalten zu den Seinen. — In Nisko hatte die Telefonpatrouille eines Tiroler Jägerregiments viel Glück. Sie saß während der heftigsten Kämpfe um den Ort in einem Haus und telefonierte nach allen Richtungen. Plötzlich laufen und marschieren an den Fenstern massenhaft Russen vorbei; der Ort ist also von ihnen genommen. Zwei Russen stürzen ins Zimmer. Ein Jäger schlägt sofort die Tür zu, riegelt ab und hält den Russen das Gewehr vor die Brust. Man telefoniert indessen weiter. Mit einem Mal wieder Geschrei und laufende Russen nach der entgegengesetzten Richtung; jetzt sind die Oesterreicher wieder da. Der Kommandant stürmt in die Telefonstation, er will sich das Rätsel dieses trotz der Russen noch immer funktionierenden Telefonapparates selbst ansehen. „Wir haben ja telefonieren müssen!“ war die klassisch einfache Erklärung des Unteroffiziers. — Ein Leutnant vom 18. Infanterieregiment befreite sich aus der Gefangenschaft, in die er mit seinem Burschen geriet, indem er drei Mann der Eskorte niederschoß. Man hatte bei der Entwaffnung seinen Revolver im Gürtel übersehen; die übrigen vierzehn Russen warfen vor Schreck die Gewehre weg und gaben ihrerseits sich gefangen. Die Leute durch die russischen Linien hindurch unbemerkt zu den eigenen zu bringen, war nur durch den Umstand möglich, daß die russischen Offiziere niemals in der Schützenlinie, sondern weit hinten bei den Reserven sind. Und so brachten die beiden „Gefangenen“ ihren ganzen Bewachungstransport mit in das Lager zurück.



Oesterreichisch-ungar. Offiziere mit Pelzmuffen, die ihnen von der Heeresverwaltung geliefert wurden.



Der österreichisch-ungar. Thronfolger im Gespräch mit einem dekorierten Soldaten. Phot. Kilophot-G.m.b.H., Wien.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Mit gemachter Lustigkeit begann Karl von Gorski: „In einer kleinen preußischen Grenzgarnison fern im Osten lebte still-vergnügt ein Leutnant. Unansehnlich von Figur, innerlich aber riesig bedeutend. Da überfiel ihn eines Tages eine glühende Leidenschaft zu einem jungen Mädchen, einem taufrischen, lieben kleinen Kerl . . .“

„Aber, Herr von Gorski,“ protestierte Fräulein Ilse Harbrecht errötend, er jedoch fuhr unerschütterlich fort: „Wieso, aber? Ich gebe Ihnen die Versicherung, das junge Mädchen war wirklich reizend! Nur einen Fehler hatte sie, sie war viel zu jung. Da kam der grimmige Vater her, hing mit wenig schmeichelhaften Worten dem Leutnant ein Schloß vor den Mund — von diesem Vorgang existiert eine ziemlich naturgetreue Abbildung — ja, und da mußte der Leutnant gehorchen. Der Vater der jungen Dame war nämlich sein Regimentskommandeur. Diese Angelegenheit hatte sich brieflich abgespielt. Als aber der mehrfach genannte Leutnant nach Ablauf seiner Festungshaft in die heimatliche Garnison zurückkehrte, wurde er auch mündlich belehrt. Das Donnerwetter prasselte nur so über sein unschuldiges Haupt und zum Schluß hieß es: „Mit 'nem halben Kind, Herr Leutnant, poussiert man nicht! Ich ersuche Sie ebenso dringend wie höflich, meiner Tochter, wenn sie demnächst heimkehrt, weiter keine Flausen in den Kopf zu setzen, verstanden!“ Da verstand der Leutnant natürlich, was der Herr Regimentskommandeur meinte . . . Sie, mein Fräulein, werden aus Ihrer genauen Kenntnis militärischer Rangverhältnisse begreifen, was dem mehrfach erwähnten jungen Offizier passiert wäre, wenn er nicht verstanden hätte! Und gehorcht! . . . Also da sitzt er nun arg in der Klemme. Seine Gefühle für die junge Dame, die in der Zwischenzeit nicht nur erfreulich älter, sondern auch noch bedeutend schöner geworden ist, sind unverändert geblieben. Aber was nützt ihm das? Wenn er diesen Gefühlen keinen Ausdruck geben darf? Wissen Sie vielleicht, Fräulein Harbrecht, wie diesem mehrfach erwähnten Leutnant zu helfen wäre?“

Sie standen jetzt im Schatten einer riesigen Linde, die mit ihren dichtbelaubten Aesten mildtätig das Licht der nächsten Laterne dämpfte. Da atmete Fräulein Ilse tief auf, gleich danach aber flog um ihren Mund ein Lächeln.

„Das ist freilich eine schlimme Geschichte! Aber wenn man es nun umgekehrt machen würde, so daß der Leutnant vor seinem bösen Regimentskommandeur kein schlechtes Gewissen zu haben brauchte?“

„Ach so,“ sagte er, „nicht dumm! Na denn vorwärts . . .“

Da wurde sie doch ein bißchen verlegen. „Ich krieg's nicht 'raus,“ sagte sie leise. Und zögernd fügte sie hinzu: „Aber auf eins kann sich der Offizier verlassen, das junge Mädchen ist ihm nach wie vor von Herzen gut!“

In seinem Gesicht zeigte sich ein seltsames Zwinkern, so um die Augen herum, sein Mund aber lachte schon wieder.

„Wenn mich nicht alles täuscht, ist das ein ernster Heiratsantrag!“ Und als sie verschämt nickte, fuhr er übermütig fort: „Na denn, mein gnädiges Fräulein, ich fühle mich hochgeehrt, bitte, sprechen Sie morgen mit meiner Mama! Der Herr Regimentskommandeur aber kann mir gewogen bleiben, ich habe sein Verbot nicht übertreten. Also komm' her, Mädel . . .“ Er breitete die Arme, sie schmiegte sich hinein, und dann küßten sie sich herzhaft und lange, unbekümmert, was man auf dem Tanzplatz von ihrem Ausbleiben denken mochte. Morgen war auch ein Tag . . .

Da kam plötzlich von weit her aus der Vorstadt ein eintönig bimmelndes Läuten. Die Sterbeglocke der katholischen Kirche schickte ihren Ruf weit über Land und See, gar seltsam mischte er sich mit den schmeichelnden Walzerklängen, die aus den geöffneten Saalfenstern drangen. Die Musik brach jählings mit einem schrillen Mißton ab, aus den dunklen Gängen des Gartens hasteten die Pärchen zur Mitte zurück, die Massen der Dragoner und ihrer Gäste strömten aus dem Saal. Um das Tanzpodium drängte sich die Menge, ein halblautes Fragen ging von Mund zu Mund.



Die Samariterin.
Zeichnung von Professor Ernst Liebermann-München.

Irgend etwas war geschehen, aber niemand vermochte Auskunft zu geben. Der Rittmeister von Foucar war mit blassem Gesicht im Tanzsaal erschienen, hatte heiser vor Erregung dem Kapellmeister zugerufen: „Musik aufhören!“ Mehr wußte man nicht. Die Offiziere der Schwadron, der Regimentskommandeur und der Landrat standen um Oberst Wegener, die Köpfe vorgeneigt. Der aber hielt eine Depesche in der Hand und sprach halblaut auf sie ein . . .

Durch die gestaute Menge draußen im Garten lief es wie eine Welle, aus der Stadt wäre ein Radfahrer gekommen, der Herr Redakteur Thieme vom Ordensburger Anzeiger möge sich sofort wegen Herausgabe eines Extrablattes in die Druckerei begeben! Da trat der Regimentskommandeur an die Rampe und hob zum Zeichen, daß er sprechen wollte, die Hand. Unter den Linden des Parks wurde es so still, daß man das leise Rauschen der vom Nachtwind bewegten Blätter vernehmen konnte. Die flackernden Lampen rings um das Bretterpodium schienen auf bleiche Gesichter, und der sonst so klaren Stimme des Oberstleutnants Harbrecht merkte man heftige Erregung an . . .

„Meine lieben Freunde,“ begann er, „wir wollten Euch zuerst verschweigen, was sich heute fern von uns zugetragen hat, um das Fest, auf das Ihr Euch alle schon seit Wochen gefreut habt, nicht kurz vor dem Schluß zu stören. Aber der Herr Rittmeister von Foucar hatte recht, als er der Musik Schweigen gebot. Auch unserem deutschen Vaterland ziemt keine Lustbarkeit an dem Tage, der unsere treuen Bundesgenossen mit tiefstem Leid geschlagen hat. Ein furchtbares Verbrechen ist geschehen, Oesterreich-Ungarns Thronfolger ist einem Attentat serbischer Mordbuben zum Opfer gefallen und mit ihm seine Gemahlin . . .“

Ein kurzer Aufschrei rang sich aus hundert Kehlen, der Oberstleutnant fuhr mit vor Bewegung schwankender Stimme fort: „Ein Frevel ist es, den man kaum zu fassen vermag, bei dem einem das Blut in den Adern gerinnt . . . Das Mitleid würgt einen am Halse, wenn man an die unmündigen Kinder des Paares denkt und an den greisen Herrscher, dem ein grausames Schicksal auch diese letzte Bitternis nicht erspart hat. Vielleicht ist es ihm ein Trost, daß von der Adria bis zum Nordmeer Millionen und aber Millionen mit ihm fühlen und wehklagen . . .

„Wenn wir, meine lieben Freunde, nach dem ersten gerechten Schmerze nun den Blick in die Zukunft lenken, so dürfen wir wohl sagen, daß diese fluchwürdige Tat das die beiden Reiche einigende Band noch fester ziehen wird — gemeinsames Leid kittet besser als Freude! Unseren Waffengenossen starb eine Hoffnung, uns selbst ein treuer Freund. Die Welt, soweit sie von gesitteten Menschen bewohnt wird, verhält den Atem an dem heutigen Tage, niemand weiß, was kommen wird . . . Vielleicht war, was geschehen ist, ein weithin deutendes Zeichen für alles, was deutsch fühlt und was deutsch ist auf dieser Welt, zu noch engerem Zusammenschluß, zur Wachsamkeit gegen die Feinde ringsum . . . Sie sollen uns bereit finden. Das sei unser Gelöbnis in dieser ernsten Stunde! Und nun, meine lieben Freunde, wollen wir still nach Hause gehen . . .“

IV.

Die fünfte Schwadron marschierte in geschlossenem Zuge unter Führung des Wachtmeisters Kegler zur Kaserne zurück, auf den Bürgersteigen rechts und links der Straße bemühte sich die Schar der Gäste gleichen Schritt zu halten. Schweigend bewegte sich die

[illegible] vorwärts, wie betäubt, und ohne einen klaren Gedanken. Die Sterbeglocke im Turm der katholischen Kirche hatte nach kurzem Schweigen wieder eingesetzt, eintönig bimmelte das helle Läuten über die Stadt. Mahnend, rufend und warnend: „Wacht auf, wacht auf, wacht auf“ . . .

Hurtige Knaben kamen gelaufen, jeder einen Stapel noch druckfeuchter Blätter im Arm. Da gab es in der Menge eine Stockung, Hunderte von Händen reckten sich, unter jeder Laterne stauten sich die Menschen, lasen schweigend die Unheilspost bis zu dem letzten, von der Redaktion des Anzeigers hinzugefügten Satze: „Uns Bewohner der Ostmark geht die entsetzliche Botschaft ganz besonders an. Sie ist vielleicht das Signal zu dem allgemeinen Weltbrande, den wir schon lange erwarten. Wappnen wir uns mit Ruhe und Besonnenheit und vertrauen wir darauf, daß unsere weit vorausschauende Heeresverwaltung sicherlich alle erforderlichen Maßnahmen getroffen hat, den Feind von unseren Grenzen fernzuhalten!“ . . .

Auf der Freitreppe eines Bürgerhauses reckte sich ein schmächtiges Männchen in die Höhe, hell schrillte seine Stimme über die Menge.

„Genossen und Freunde, glaubt bloß diesem törichten Schwätzer nicht! Einen Tag nach der Kriegserklärung brennen Eure Häuser, tränken die Kosaken ihre Pferde im Ordensburger See! Das wird der Tag der Vergeltung sein für Euren Stumpfsinn, mit dem Ihr's gelitten habt, daß die Scharfmacher, Kriegshetzer und Kanonenlieferanten in unserem friedlichen Vaterlande die Oberhand gewonnen haben“ . . .

So sprach er noch eine Weile fort, seine Worte aber verhallten, denn in der Menge hatte sich nach anfänglichem Staunen ein Raunen erhoben, das sich zu einem Brausen erhob.

„Wer ist denn der da oben?“

„Der Redakteur Kochanski! Der weiß es natürlich wieder einmal besser“ . . .

Mitten aus der schwarzen Masse stieg ein Ruf in die Höhe: „Hat nich wer 'nen nassen Waschkodder bei der Hand, dem schiefen Kärl in die Freß zu schlagen?!“ . . .

Der Grobschmied Sarenka arbeitete sich durch die Menge, ballte die schwere Faust. Das hagere Männchen im schwarzen Predigerrock hob furchtlos das blasse, von einem schütteren Vollbart umrahmte Gesicht.

„Schlagen Sie nur zu, Herr Meister! Schlagen Sie mich tot, die Vernunft schaffen Sie damit nicht aus der Welt. Wenn in vier Wochen Ihr Weib von den Soldknechten des Zarentums geschändet wird, werden Sie an mich denken“ . . .

„Quatsch,“ sagte der Schmied, aber er ließ die erhobene Faust sinken. „Und Gott verhüte, daß ich mich an so einem Unwurm vergreif'. Der zweite Hieb wär' ja schon Leichenschändung gewesen!“

Der kleine Redakteur rückte sich mit einer nervösen Bewegung den verrutschten Klemmer zurecht.

„Sehr richtig, Herr Sarenka! Aber mit dem Schmiedehammer beweist man nichts. Der hat noch nie eine Wahrheit totgeschlagen“ . . . Er verneigte sich spöttisch und verschwand hinter einigen Arbeitern der städtischen Straßenverwaltung, die ihm wie eine Leibgarde gefolgt waren . . .

Die noch im Schützengarten Zurückgebliebenen standen in Gruppen und besprachen aufgeregt das folgenschwere Ereignis, das wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf die ahnungslosen Völker herniedergefahren war. Der Oberst Wegener tadelte ärgerlich den Nachsatz, den der Redakteur des Ordensburger Anzeigers der telegraphischen Meldung über die im fernen Bosnien geschehene Freveltat angehängt hatte. Vorläufig liege nicht der geringste Grund zur Beunruhigung vor. Die Herren im Kreise hörten achtungsvoll zu, nur der dicke Herr Lindemann protestierte mit rotem Kopfe:

„Lieber Herr Oberst, nehmen Sie's mir nicht übel, Sie urteilen von Ihrem kühlen Berliner Standpunkt! Sie verstehen von dem ganzen Kram sicherlich auch viel mehr als wir kümmerlichen Provinzbewohner, aber wir hier an der Grenze machen uns aus dem kleinen Ausschnitt, den wir sehen, ebenfalls unseren Vers! Und ich sage Ihnen, in ein paar Wochen, wenn wir gerade beim besten Roggenschneiden sind, geht's los!“

Der Oberst klopfte ihm begütigend auf die Schulter.

„Na, na, na, lieber, alter Freund, nur nicht so hitzig! Ich gebe gerne zu, es sieht ein bißchen duster aus, aber ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich Ihnen sage, es war in den letzten zwei Jahren manchmal noch viel schwärzer ringsum. Und doch ist's immer gelungen, das Aeußerste abzuwenden. Also nur nicht bange machen! **Wir** fangen nicht an, und die anderen sind wohl mit dem Maulwerk riesig bei der Hand, im letzten Augenblick aber fällt ihnen das tapfere Herz doch immer wieder in die Pantalons! Aber jetzt Gott befohlen, ich hab' mit meinem Vetter Gorski noch ein ganzes Ende Weg nach Kalinzinnen!“ Er wollte sich zum Gehen wenden, Herr von Lindemann hielt ihn am Rockknopfe fest.

„Trautster Oberst, noch ein kleinutsches Momentchen, wie wir Ordensburger sagen! Ich red' doch nicht aus 'nem hohlen Faß, sondern . . . na also, Christian, komm' her, erzähl' **Du** dem Herrn Oberst, was an Deinem End' von der Grenze los ist!“

Ein breitschulteriger Mann von gewaltigem Gliederbau schob sich aus dem Hintergrunde vor, verneigte sich schwerfällig.

„Pfennigreuter heiß ich, Herr Oberst! Ja, also, mein Gut liegt ganz dicht an der Grenze, auf der anderen Seite, vielleicht zwei Kilometer entfernt, das polnische Dorf Rydzewo. Natürlich vollgepfropft von Militär, nach dem, was ich so beobachtet habe, gut und gern eine Brigade. Drüben ist seit einigen Wochen der Ausschank von Alkohol verboten, da ist mein Krugwirt auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Jede Nacht fährt er einen vierspännigen Wagen voll Kartoffelschnaps, sogenanntem Kognak, Bier und Rotwein, von der Sorte trink und übergib dich, hinüber, kommt mit einem Sack voll harter Rubel wieder zurück — Papiergeld nimmt er nicht. Seit acht Tagen führt er für die Herren Offiziere auf Verlangen auch französischen Sekt, Kriegspreise, zehn Rubel die Flasche. Die Traube zu diesem Sekt wächst natürlich auf 'nem Appelboom, und weil die Herren Leutnants darauf Leibschneiden kriegen, mischen sie ihn halb und halb mit dem vorhin erwähnten, sogenannten Kognak. Das beißt dann auch rascher in den Kopf, sagen sie. Und manchmal sind sie so betrunken, daß ein halb Dutzend alte Weiber sie mit 'ner Fliegenklatsche dotschlagen könnte . . .

„Na also, eines Abends komme ich nach Dunkelwerden von der Bockpirsch nach Hause, in meinem Krug ist noch Licht. Ich seh durch's Fenster, da sitzt doch ein russischer General in voller Uniform in der Schenkstube, unter jedem Arm ein aufgedonnertes Frauenzimmer! Ein paar von derselben Sorte tanzen zu 'nem Walzer vom Musikautomaten, drei, vier Offiziere hopsen dazwischen, einer, der schon zu viel hatte, schlief mit dem Kopf auf dem Tisch. Vor sich und unter sich hatte er alles vollgespien, aber das genierte die anderen nicht.

„An der Tür will mich ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett anhalten. Ich sag: „Mein Jungchen, diese Scherze wollen wir bei uns doch nicht einführen,“ hau' ihm eins in die Freß' und nehm ihm den Schießprügel weg. Er fängt an zu schreien, der russische General steht hinter dem Tisch auf, will irgend was kommandieren, aber die Zunge geht ihm schon auf Filzschlorren, er lallt nur. Ich sage: „Herr General, ich finde es doch, nebenbei bemerkt am Rande, sehr merkwürdig, daß Sie so ungeniert über die Grenze kommen! Wenn wir auch mitten im Frieden leben, und es nur ein paar Schritte sind. Ich bin preußischer Amtsvorsteher hier im Orte, muß daher zu meinem Bedauern Sie alle für verhaftet erklären.“ Da fällt mir der General um den Hals, küßt mich — ziemlich feucht — auf beide Backen: „Nich böse, liebe deitsche Brudder — in Rydzewo zu langweilig! Seit Friehjaar schon sind wir weck von unsere schönne Garnisonn diecht bei Odessa“ . . .

„Entschuldigen Sie,“ warf der Oberst Wegener ein, „das haben Sie genau gehört, Odessa?“ Er machte eine einladende Handbewegung und setzte sich selbst an das Ende der leer gewordenen, langen Tafel. Der Gutsbesitzer Pfennigreuter ließ seine schwere Figur auf dem nächsten Stuhl nieder, die anderen Herren schoben sich in die Nähe, der dicke Herr von Lindemann mit triumphierendem Gesicht.

„Selbstverständlich, Herr Oberst,“ erwiderte Herr Pfennigreuter. „Da ist jedes Mißverständnis ausgeschlossen! Aber passen Sie auf, es kommt noch viel doller! . . . Das heißt, an demselben Abend nicht, erst ein paar Tage später. Ein verflucht feiner Hecht in der Uniform eines Husarenrittmeisters schnauzte plötzlich den General auf französisch an, so daß der sich einen ordentlichen Ruck gab. Ich verstand leider kein Wort, weil ich auf der Schule die Sprache des altüberkommenen Erbfeindes mit einer gewissen Verächtlichkeit behandelt habe. Schlußeffekt: die ganze Blase zieht ab, der General zwischen zwei auch nicht ganz taktfesten Offizieren als Henkeltopp frisiert . . . auf der anderen Seite der Brücke kletterten sie in ihre Wagen. Die Frauenzimmer johlen und winken mir mit ihren Schnupftücherchen zu: „Au revoir, mon chéri gros sorre Koumst (Sauerkraut) avec du Schweenefleesch!“ Na, ich lachte, was sollte ich auch dazu sagen . . .

„Zwei Tage später, ich sitz' gerade gemütlich beim Kaffee, rasselt eine Equipage auf meinen Hof. Auf dem Bock ein Kosak, im Fond mein General. In Zivil. Ich empfang' ihn auf der Freitreppe, er entschuldigt sich höflich, daß er neulich etwas blau gewesen wäre. Die „Damen“ hätten in der Langeweile des Lagerlebens den Wunsch ausgesprochen, zur Abwechslung mal drüben in Deutschland zu soupieren. Na, ich nötige ihn nun in die gute Stube, füll' ihn so langsam mit Alkohol auf. Liköre zum Kaffee, hinterher Sekt, zum Abendbrot Bier und nachher ein halbes Dutzend Flaschen guten, alten Burgunder, von Zeit zu Zeit dazwischen einen gehörigen Hieb Kognak — aus 'nem Wasserglas. Ich kann, nebenbei bemerkt am Rande, mit meinem Bullenkörper drei Tage und Nächte trinken, ich behalt' meinen klaren Kopf. Und ich denk' mir immer, der Besuch muß doch irgendeinen Zweck haben . . .

„Und richtig, so bei der vierten Flasche Burgunder rückt er mit der Sprache heraus. Trinkt mit mir Schmollis, küßt mich — wieder sehr feucht — auf beide Wangen und sagt: „Cheliepte Brudderherz, wir können beide zusammen grosse Geschäft machen!“

Ich spitz' die Ohren: „Vielleicht mit Armeelieferung?“

„Cha, nein, mit Landesverräterei! Du wierst verratten, liebe Brudder, und ich werd' bezallen!“

Ich hau' mit der Faust auf den Tisch: „Herr, wofür halten Sie mich eigentlich?“ Er aber winkt ab.

„Da wolno, reg' Dir nich auf, Brudder! Mit Aufregung man macht keine Geschäfte! Halso komm' nächer, daß kein Mensch kann nich hörren . . . so . . . und jetz' pass' auf! Halso in diese Jarr noch gibt Krieg! In sechs Wochen, in acht Wochen . . . egall wann, beschlossene Sache. Fraggt sich nurr, wann Großfiersten saggen, jetz ies Zeit!“

„Aber um Himmels willen,“ warf ich ein, „da hat der Zar doch auch noch ein Wort mitzureden!“ Mein General macht nur eine kurze Handbewegung.

„Der Zarr? Liebe Frund, Zarr wierd doch gar nich gefraggt. Meinst Du, er weiß, wo siend seine Trupen? Keinen Schiemer chat er! Woher soll er auch wiessen, wenn er aus Zarskoje Selo niecht kommt cheraus und ganze Tag tut betten? Mit iergendeine iebergeschnabte Bauer. Wann wierd Zeit sein, wierd Großfierst Nicolai saggen: „Batuschka, wier wollen machen Krieg mit verfluchte Niemce! Das cheißt, pardon, Du biest Ausnamme, weil mein Brudder!“

„Na schön,“ sag' ich heuchlerisch, um noch mehr aus ihm 'rauszukriegen, „aber Ihr stellt Euch die Sache ein bißchen zu leicht vor! Es ist doch noch sehr die Frage, ob Ihr den Krieg gegen uns gewinnen werdet?“

Er klopft mir auf die Schulter.

„Liebe Freund, iech chatte geglaubt, Du biest klügger! Was liegt schon an Gewienen? Hauptsache ies Krieg in allgemeine, und wenn verloren, um so besser! Verdient man nemmlich in diese Fale **zweimal**, vorher an Lieferung und nachher an Lieferung. Wenn gienge nach Großfiersten, wir chätten jede Jahr eine Krieg, nur leider, wir chabben niecht genug Menschen!“

„Großartig,“ sag' ich, „und das leuchtet mir ein. Geldverdienen ist schließlich die Hauptsache im Leben. Na und wie ist das nun mit unserm Geschäft?“

Er rückt noch näher: „Feine Sache, und serr einfach! Du besorgst fier miech deutsche Aufmarschstellung geggen russische Grenze, und iech zall Dier dreißigtausend Rubbel!“

„Donnerwetter,“ sag' ich, „das ist kein Pappenstiel! Aber die Sache ist nicht so einfach. Wie soll ich denn als gewöhnlicher Gutsbesitzer an unsere Geheimpläne rankommen?“

Da lacht doch der Kerl über's ganze Gesicht.

„Dume Kerrl, chab iech vieleicht gesaggt, Du sollst riechtige Plenne liefern? Du wierst liefern, wie Du verstehst, und Chauptsache, daß Schrieftstieck sieht aus wie Plann!“

„Ach so,“ sag' ich, und er darauf: „Na halso! Biest jetz klug geworden? Du niemst dreißigtausend Rubbel, iech nemm dreißigtausend, Du aber giebst Quietung ieber sechzigtausend. Chauptsache ies Quietung. Damiet bei Verwaltung alles ies in Ordnung!“

„Also ich erklär' mich bereit, wir besiegeln das Geschäft mit einem neuen saftigen Bruderkusse, und ich erfahr' von ihm noch einige Sachen. In etwa vier Wochen sollen die letzten Armeekorps an der Grenze eintreffen, aus Sibirien. Dann wäre der strategische Aufmarsch fertig. Zum Schluß kriegte er das besoffene Elend, schlug sich gegen die Brust, daß es knallte, und beschuldigte sich, er wäre ein schlechter Sohn seines Vaterlandes. Aber was sollte er machen? Allein der Ehrliche sein, wenn alle stehlen? Die Beamten stehlen, die Minister stehlen, die Offiziere stehlen, die Großfürsten stehlen, bloß der Zar nicht,

der wäre auch so schon reich genug. Außerdem aber eigentlich ein „dummer Deutscher“. Na, ich verlud ihn denn schließlich wie einen Getreidesack auf den Wagen, hoffte, mit der betrunkenen Kiste würde die Angelegenheit erledigt sein, aber prost Mahlzeit! Alle paar Tage drangsaliert er mich jetzt wegen des Mobilmachungsplans, säuft mir allmählich meinen Keller leer, und ich weiß gar nicht mehr, was ich anfangen soll.“

Der Oberst Wegener hatte aufmerksam zugehört, sein scharfgeschnittenes, kluges Gesicht war immer ernster geworden.

„Von alledem, was Sie mir erzählt haben, mein lieber Herr Pfennigreuter, waren mir zwei Tatsachen neu. Einmal, daß die Regimenter des Odessaer Militärbezirks an der Grenze schon eingetroffen sind, und daß man auch die sibirischen Armeekorps erwartet. Sonst sind wir in Berlin ebenfalls ganz leidlich unterrichtet, und ich möchte hier im vertrauten Kreise noch einmal wiederholen, zu übertriebenen Befürchtungen liegt vorläufig nicht der geringste Grund vor. Ebenso wie die russischen Divisionen aufmarschiert sind, können sie auch wieder abmarschieren. Ich kann Ihnen die bestimmteste Versicherung geben, es existiert nur ein Mann in Europa, der darüber zu entscheiden hat, ob es Krieg geben soll oder Frieden, unser Kaiser. Wenn der nicht will, geht keine Flinte los. Und er will nicht, weil er wohl der einzige ist, der als Sachverständiger beurteilen kann, was ein moderner Krieg ist, und das deutsche Blut ist ihm zu schade, solange es noch irgendwie anders geht! Na, guten Abend, meine Herren! . . . Sie, mein verehrter Herr Pfennigreuter, besuche ich vielleicht in diesen Tagen, wenn mein kärglicher Urlaub mir nicht vorzeitig beschnitten werden sollte . . . Ich hätte unter Umständen nicht übel Lust, die persönliche Bekanntschaft Ihres russischen Busenfreundes zu machen . . . Also, Gott befohlen!“ . . .

Und er schritt nach kurzer Verneigung zum Ausgang des Gartens, neben ihm der ältere Herr von Gorski und der Rittmeister von Foucar mit seiner jungen Frau.

Herr von Lindemann kratzte sich nachdenklich das spärliche Haupthaar, das nur über dem speckigen Genick noch in dichterer Fülle stand.

„Na schön! Jetzt sind wir genau so klug wie vorher. Ich aber weiß jedenfalls, was ich tu'. Ich geh' jetzt noch auf ein Fläschchen Burgunder zu meinem Freund Zapietznik. Die etwa anwesenden Polenjünglinge schmeißen wir 'raus und erörtern in aller Ruhe die neue politische Lage. Also, wer kommt mit?“

Eine hagere Hand tippte ihm von oben her auf die Schulter, Fräulein Amanda von Streit stand hinter ihm.

„Na, und ich, Herr von Lindemann? Ich für meine Person möchte gern nach Hause fahren!“

Da wollte er feindselig antworten, seine verehrte Nachbarin sollte sich durch ihn um Gottes willen nicht zurückhalten lassen, aber noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß sie gewissermaßen sein Gast war. Am frühen Vormittag nämlich, als er in seinem leichten Sandschneider nach Ordensburg fuhr, hatte er Fräulein von Streit in hilflosem Zustand auf der Landstraße gefunden. Ihr Wagen hing auf einer Seite zur Erde, ein Rad hatte sich seitwärts empfohlen, und die abgesprungene Verschlußnabe war nicht zu finden. Da hatte er ihr, ritterlich, im eigenen Wagen einen Platz angeboten und versprochen, sie bei guter Zeit wieder nach Marczinowen zu bringen. Ohne an die seine persönliche Freiheit beschränkenden Folgen zu denken. Jetzt wurde ihm natürlich klar, daß die Radnabe nicht aus Zufall abgesprungen war. Es war vielmehr einer jener sich immer wiederholenden Versuche, ihn zu einem soliden Lebenswandel zu erziehen, gegen die — das fühlte er deutlich — sein Widerstand allmählich zu erlahmen begann . . . Er bot seinem unbequemen Fahrgast den Arm.

„Na, dann bitte schön, mein gnädiges Fräulein, unter diesen Umständen fahren wir selbstverständlich nach Hause,“ und geleitete sie höflich zum bereitstehenden Wagen. Nur vermied er es natürlich, nach rechts oder links zu blicken, weil er ganz genau wußte, daß seine Freunde den erzwungenen Abmarsch mit schadenfrohem Grienen begleiteten . . .

* * *

Die beiden Brüder Gorski hatten sich von ihren zahlreichen Schwestern verabschiedet, die mit den Eltern in zwei geschlossenen Kutschwagen nach Groß-Heinrichsdorf zurückfuhren. Mit still resignierten Gesichtern. Wieder einmal war einer jener Tage zu Ende gegangen, auf den man sich schon wochenlang gefreut hatte. Neue Kleider waren geschneidert worden, ab und zu, beim Anprobieren vor dem Spiegel, trug man sich wohl auch mit zaghaften Hoffnungen. Vielleicht geschah ein Wunder, irgendeiner der Offiziere oder Referendare faßte ein wärmeres Interesse. Aber die jungen Herren waren zu oberflächlich, gaben sich nicht die geringste Mühe, nachzusehen, ob hinter der nicht gerade verlockenden Außenseite ein liebenswertes Menschenkind steckte. . . Einen Tanz mit jeder der sechs Schwestern, höchstens zweimal 'rum als Pflichtsache, und erledigt. Von intimerer Unterhaltung keine Spur . . Und jetzt kamen wieder die endlosen Tage in dem öden alten Steinkasten, die von Morgen bis Abend sich zu einer kleinen Ewigkeit reckten. . . . Ein bißchen mopsiges Tennis, Lektüre, Stickereien, stumpfsinnige Spaziergänge auf Straßen, die einem nichts Neues mehr zu sagen hatten, als Auffrischung gewissermaßen ab und zu ein Schwesternzank. Am letzten Ende aber die trostlose Aussicht auf das adelige Fräuleinstift in Königsberg . . Solange der Vater noch lebte, hatten sie wenigstens das Elternhaus. Wenn der älteste Bruder aber die Nachfolge antrat und heiratete, hatte die künftige Majoratsherrin doch sicher keine Lust, mit sechs verbitterten alten Jungfern zu wirtschaften. . . .

Der Wagen rumpelte durch die mondlose Nacht auf stuckernder Chaussee. Die jüngste der Schwestern, die sechzehnjährige Adelgunde, schluchzte still auf. Sie war voll von schwärmerischen Hoffnungen zu ihrem ersten großen Feste gefahren und kehrte mit geknickten Flügeln wieder heim. Ganze viermal hatte sie getanzt. Der heimlich verehrte Leutnant von der Infanterie Schlutius war gar nicht erschienen, trotzdem er wußte, sie würde schon ihrer Brüder wegen im Schützengarten bei der Fünften sein.

(Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Die Mama zeigt dem kleinen, dreijährigen Töchterchen eine Hindenburg-Karte. Natürlich fragt die Kleine sofort: „Wer ist das?" — „Der General heißt Hindenburg!" — „Und wie heißt er vorne?" fragt das Kind.

*

Beim Regiment X ist ein neuer, mächtig tiefer Laufgraben fertiggestellt worden, der am Geburtstage des Kaisers eingeweiht und auf Anordnung des Hauptmanns „Kaiser-Wilhelm-Graben" genannt werden soll. In der Nacht regnet es fürchterlich, und am Morgen ist der Graben voll Wasser. Sofort hieß er bei den Mannschaften „Kaiser-Wilhelm-Kanal"!

*

Hausfrau (zur Köchin): „Hier ist ein Feldpostbrief für Sie, Minna!" — Minna (schlagfertig wie immer): „Ach, von meiner Kusine!"

*

Die Adresse. Klein-Hilde betet jeden Abend eifrig für die Soldaten im Felde. Einmal fragt sie die Mutter: „Beten alle Kinder so wie ich?" — „Ja, natürlich, Kind," sagt die Mutter. Nachdem sie ihr Gebet fertig gesprochen hat, winkt sie mit der Hand nach oben und ruft: „Lieber Gott, mein Gebet kommt aus der Potsdamer Straße 168!"

Zeichnung von Frit…



Eine zeitgemäße Katastrophe: „Schaffner! Halt! Mein Wollknäul!"

RÄTSEL

Das verwandelte Maß.

Mit s ein Maß im Feindesland,
Mit f dem Schiffer wohlbekannt.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

chlor — de — der — e — ei — en — fet — greifs — ir — kalk — ka — küb — la — la — lan — land — land — li — mel — na — nac — ne — net — nie — pi — ro — sa — sa — stoi — te — to — tol — üs — ver — vo — wald

sind 14 Wörter zu bilden; die Endbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die Anfangsbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben eine schwerwiegende deutsche Verfügung gegen einen seiner Feinde.

Die Wörter bezeichnen: 1. Benennung einer Insel. 2. Dichterphilosophen. 3. Anlage zur Gewinnung eines Naturproduktes. 4. Türkische Stadt. 5. Einen Würdenträger von Englands Gnaden. 6. Ausdruck aus der kaufmännischen Sprache. 7. Stadt in Frankreich. 8. Desinfektionsmittel. 9. Berühmten Mönch. 10. Ein Land, das einem unserer Feinde viel zu schaffen macht. 11. Teil eines Geschützes. 12. Deutsche Stadt. 13. Neutrales Königreich. 14. Türkischen Heerführer.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Umkehr-Rätsel: Zeus — Suez.

Silben-Rätsel:

Der Justizmord in Marokko.

1. Deserteur. 2. England. 3. Reis-Efendi. 4. Jatagan. 5. Ultimatum. 6. Salandra. 7. Tender. 8. Indigo. 9. Zwieback. 10. Mathematik. 11. Ostrowo.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XIV. Jahrgang
Nr. 9

Berliner

28. Februar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Winterkrieg: Patrouille in Schneehemden
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Rettung eines im Aermel-Kanal verunglückten englischen Fliegers. Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt.

Winterkrieg.

Die Anpassungsfähigkeit der Soldaten an die sie umgebende Naturfarbe als Schutz gegen Entdeckung durch feindliche Späher hat nicht mit der Einführung des berühmten und von den Feinden sehr beneideten „Feldgrau“ aufgehört, sondern wird je nach den Erfordernissen der Jahreszeit bis ins Kleinste durchgeführt. In den Karpathen und auf den Schneefeldern Polens tragen die Patrouillen, die den Truppen voraus, die Stellungen des Feindes erforschen sollen, weiße Hemdüberwürfe, oft mit einfachsten Mitteln von den Soldaten selbst zusammengebastelt, die sie auf den Schneefeldern fast unsichtbar machen. Besonders im Walde zwischen den schwarzen Stämmen verschwindet eine solche weißbekleidete Gestalt schon auf kurze Entfernung mit dem weißen Hintergrund. — Bei den jüngsten Kämpfen an der ostpreußischen Grenze mußten unsere Truppen den Feind bei Sturm und Schneegestöber, auf verschneiten, aufgeweichten und zerstörten Wegen mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten verfolgen. Dort, wo die Russen gesessen hatten, waren die Wege zerstört oder vernachlässigt, aber immer noch besser als die jenseits der Grenze. Ueberall, wo unser Heer einrückt und deutsche Verwaltung eingeführt wird, kommt langsam die deutsche Ordnung zu ihrem Recht. Die Landstraßen werden vom Schlamm, der oft kniehoch liegt, gesäubert und der Untergrund mit Knüppeldämmen belegt, die rasch herzustellen sind und eine zwar holprige aber feste Fahrstraße für Lastkolonnen geben. In den polnisch-russischen Städten und Dörfern müssen die Einwohner Straße um Straße vom Schmutz befreien und die Hauptverkehrswege pflastern. Deutsche Landstürmer passen auf, daß den Bewohnern die ungewohnte Arbeit des „Großreinmachens“ nicht gar zu langsam von der Hand geht. In einer Stadt erhielt der Bürgermeister den Befehl, den Marktplatz pflastern zu lassen. Zögernd und widerwillig begann er damit, zunächst den entsetzlichen Schmutz,



An Bord des Kreuzers „Midilli“ in Konstantinopel. Phot. A. Grohs.



Winterkrieg: Oesterreichisch-ungarische Patrouille in Schneehemden.

der dort festgestampft und festgefahren lag, abräumen zu lassen. Da stellte sich heraus, daß unter dem Schmutz ganz gutes Pflaster lag! Der Markt war längst gepflastert, der Bürgermeister, der schon über 10 Jahre im Amt war, hatte es nicht gewußt. — Ueber die Schwierigkeiten, die die verschneiten Wege in Masuren bildeten, schreibt Herr von Koschützki, der Kriegsberichterstatter unseres Verlages: „Ich sah eine Proviantkolonne, bis an die Achsen verschneit, die Hälfte ihrer Ladung ausladen und weiterfahren, während eine schwere Munitionskolonne aufs Feld ausbog und polternd über den Graben wieder den Weg gewann. Der Offizier hielt zu Pferde im metertiefen staubenden Schnee und schrie durch den Sturm jedem Fuhrwerk zu: „Trab! Galopp! Vorwärts!" Die Kautschus sausten, die sechs schweren Gäule sprangen, stürzten, rissen die Last heraus, bis die letzte oben war und der Offizier einen Augenblick mit blitzenden Zähnen herüberlachte, bevor er die Kolonne wieder hinaufjagte. Wenn man es sieht, scheint es unmöglich, aber das Unmögliche geschieht fort und fort mit unerbittlicher Folgerichtigkeit und unverfleglichen Hilfsmitteln."



Deutsche Patrouille in Schneehemden.
Phot. Sennecke.



Tiroler Kaiserjäger auf dem Marsch.



Fahnenweihe im Felde bei einem Regiment der Tiroler Kaiserjäger.



Begrüßung österreichisch-ungarischer Soldaten nach dem Einzug in einem Dorf in Russisch-Polen.
Kilophot G. m. b. H., Wien.

Wie die oberste Heeresleitung jüngst mitteilte, leitete die letzten Operationen in Ostpreußen, die mit der Flucht der russischen Armee endeten, Generalfeldmarschall von Hindenburg, dem als Armeeführer Generaloberst von Eichhorn und General von Below zur Seite standen. Hermann von Eichhorn, der ein Enkel des berühmten Philosophen Schelling ist, war bis zum Jahre 1912 kommandierender General des 18. Armeekorps in Frankfurt am Main, worauf er General-Inspekteur in Saarbrücken wurde. In den ersten Kriegsmonaten war er durch schwere Krankheit verhindert, am Feldzug teilzunehmen, nach seiner Genesung erhielt er ein Kommando im Osten. Generaloberst von Eichhorn, der geborener Breslauer ist, steht im Alter von 67 Jahren und machte schon den Feldzug von 1870 als Bataillonsadjutant mit. General Otto von Below, der beim Ausbruch des Krieges Divisionskommandeur in Insterburg war, nahm vom Kriegsbeginn an an den Kämpfen in Ostpreußen teil. Er wurde als Nachfolger des Generals von François kommandierender General des 1. Armeekorps und erhielt später das Kommando über die an der Ostfront der Provinz Ostpreußen stehenden Truppen.



General von Below
Hindenburgs Armeeführer in der „Winterschlacht in Masuren"
Phot. Kurella.



General von François in einem Artillerie-Unterstand.
General von François



Generaloberst v. Eichhorn
Hindenburgs Armeeführer in der „Winterschlacht in Masuren"
Hofphot. Bieber-Berlin.

Unsere Pioniere

Von Rudolf Cuno, Kriegsberichterstatter

Großes Hauptquartier, Mitte Februar.

In keinem Feldzuge hat jemals die Technik eine so bedeutende Rolle gespielt wie in diesem Kriege. Vom raschesten Bewegungskriege zu zähem Positionskampfe übergehend, sahen sich unsere Truppen Kriegserscheinungen und Aufgaben gegenüber, für deren Lösung alle technischen Hilfsmittel herangezogen und vielfach neue erst gefunden werden mußten. Daß es uns gelang, allen diesen Schwierigkeiten zu begegnen und auf kampftechnischem Gebiete selbst einem in der Befestigungskunst durch Jahrhunderte hindurch so bewährten Gegner, wie es die Franzosen sind, stets überlegen zu bleiben, ist nicht zum geringsten Teile das Verdienst unserer braven Pioniere, deren vor keinem Wagnis zurückschreckende Bravour, technische Schulung und Erfindungsgabe in diesem Feldzuge glänzende Triumphe feierten. Der Krieg brach aus. Wir mußten Lüttich haben. Wenige schwache Friedensverbände erhielten den Auftrag, dem Nordheere den Weg über die Maas zu öffnen. Unter dem Hagel der schweren Geschosse brachen die Türme und Betondeckungen von Fort Fléron, einem der Forts, die den östlichen Zugang zu Lüttich beherrschten, zusammen. Die Sturmkolonnen wurden angesetzt, an ihrer Spitze Pioniertrupps mit Drahtscheren, Kreuzhacken, Handgranaten, Sturmleitern usw. Trotz Minengefahr und rasenden Schnellfeuers stürmten sie allen voran und schnitten die Sturmgassen durch die Hindernisse, um ihren Kameraden den Weg zu öffnen. Sturmleitern, Rutschbäume und Schubbrücken wurden von ihnen herangeschafft, und verwegene Freiwillige sprangen trotz heftigen Flankenfeuers in den Graben hinab, um mit Handgranaten und Brandröhren die Verteidiger der Grabenwehren zu vernichten. Durch Lüttich mußte man rasch dem Gegner nachstoßen. Aber alle Maasbrücken waren zerstört. In unablässiger harter Arbeit schlugen unsere Pioniere neben dem gesprengten Pont des Arches eine Brücke aus zusammengefahrenen großen Flußschiffen, die auch für die schwersten Fahrzeuge passierbar war. — Inzwischen waren andere Heeresteile auf Dinant vorgegangen. Aus schmalem Gebirgstale heraus entwickelten sich die Sachsen zum Angriff. Jenseits der Maas stand der Feind. Die Eisenbahnbrücke bei Dinant war gesprengt, und die Straßenbrücke flog in die Luft, als die Sachsen aus Dinant herausdrangen. Hinüber mußten wir! Umhagelt von feindlichen Geschossen, und während das Schützenregiment in erbittertem Straßenkampfe mit den rasenden Einwohnern rang, wurden die Brückentrains durch den brennenden Ort bis ans Maasufer vorgezogen. In schwerstem feindlichen Feuer wurde der Brückenschlag begonnen und beendet, trotzdem einzelne



Unsere Pioniere bei der Arbeit:
Pioniere auf einem aus Tonnen gebauten Floß im Ueberschwemmungsgebiet vor Antwerpen.



Wiederherstellung einer gesprengten Brücke in Belgien durch unsere Pioniere.



Die Pioniere unserer Bundesgenossen bei der Arbeit: Wiederaufbau eines von den Russen gesprengten Eisenbahnviadukts.



Anlegen eines Drahtverhaus für eine befestigte Feldstellung.



Einrammen von Brückenpfeilern.
Phot. Guschmann.

Brückenglieder so zusammengeschossen wurden, daß sie sanken und gegen neue ausgewechselt werden mußten. Es folgten die Tage des raschen Vormarsches. Wiederum waren die Pioniere voraus, Gewässer überbrückend und zerstörte Brücken ausbessernd. Als dann die rückgängige Bewegung hinter die Aisne eingeleitet wurde, waren die Pioniere in der Nachhut, und die Flammen ihrer eigenen Behelfsbrücken bezeichneten ihren Vernichtungsweg auf dem Rückmarsche. Der Positionskrieg begann. Jetzt hatten die Pioniere vor allem die Aufgabe, die in technischer Hinsicht nicht so vollkommen durchgebildeten Infanterietruppen im Ausbau ihrer Stellungen anzuleiten und ihnen die schwierigsten Arbeiten auf diesem Gebiete abzunehmen. Unter ihrer Anleitung lernten die Infanteristen Schützengräben und Annäherungsgräben, Stützpunkte und Schulterwehren weiter auszubauen, Drahthindernisse, Unterstände und Entwässerungsanlagen zu vervollständigen. Inzwischen war der Befehl zum Angriff auf Antwerpen gegeben worden. Die Forts der äußeren Linie waren durch unsere schwere Artillerie niedergekämpft, und der Angriff wurde gegen die Zwischenstellung angesetzt, die das sehr schwer zu überwindende 25 Meter breite und von 10 bis 12 Meter hohen Flutdämmen eingefaßte Nethethal beherrschte. Die deutsche Heeresleitung beschloß, bei Lierre den Uebergang zu erzwingen, einem Städtchen, das von der Nethe in mehreren Armen durchflossen wird. Gleichzeitig wurde eine andere Kolonne für den Uebergang bei Duffel bereitgestellt. Gedeckt durch ein mächtiges Artilleriefeuer, stürmten die Deutschen in dunkler Nacht in das brennende Lierre hinein und rangen sich in erbittertem Straßenkampfe bis zum ersten Nethearm durch. Im Nu waren die Pioniere heran, ungeachtet des heftigen feindlichen Feuers, das ihnen aus den auf dem anderen Ufer gelegenen Häusern entgegenschlug, warfen sie eine Anzahl bereitgehaltener Tonnenflöße als Brückenstege über den Nethearm, auf denen dann die Infanterie hinüberstürmte. Damit ist das Tätigkeitsgebiet unserer Pioniere noch lange nicht erschöpft. Je mehr sich die Schützengräben zusammenschieben, umsomehr nimmt der Kampf die Formen des Festungskrieges an. Durch Vor-



Ueberschreiten eines Flußarmes in der Schelde-Niederung auf einer von Pionieren angelegten Brücke beim Angriff auf Antwerpen.



Bei den österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen: Abfeuern eines Gebirgsgeschützes.

treiben von Sappen, d. h. schmale, im Zickzack gegen den feindlichen Graben hin vorgeführte Annäherungswege sucht man gedeckt in diesen einzudringen, Minenstollen werden angelegt, um die feindliche Stellung durch Sprengung zu zerstören, und wenn die feindliche Stellung sturmreif geworden ist, so müssen durch die Drahthindernisse Sturmgassen geschnitten werden. Das alles gehört zur Arbeit unserer Pioniere in der vordersten Linie. Aber auch hinter der Front, im Etappengebiet, werden sie zu außerordentlich vielgestaltiger Tätigkeit verwendet. Wie vielseitig diese Tätigkeit ist, erhellt aus dem uns vorliegenden, als ein Scherz gedachten, aber dennoch sehr ernst zu nehmenden Geschäftsbrief-Formular einer Landwehr-Pionier-Kompagnie in einem Etappenorte hinter unserer französischen Front. Als „Versandhaus für Heeresbedarf" bezeichnet sich darin die Kompagnie und nennt als ihre Spezialität „Pioniergerät", wovon sie eigene Lager hält. Sie hält sich bestens empfohlen für die Lieferung von



Auf einem Verbandplatz. Phot. Kreuzer.

Bauholz, Kohlen, Oefen, Draht, Nägeln, Kalk, Stoffen, fertigen Türen und Fenstern sowie Wirtschafts- und Gebrauchsartikeln aller Art für Fronttruppen. Aus dem Briefformular geht ferner hervor, daß die Kompagnie Filialen in verschiedenen Städten des Etappengebietes unterhält. Im Stammhause zu S . . . werden betrieben: Wasserversorgung, Schreinerei, Herstellung elektrischer Anlagen, Bäckerei, Anfertigung von Grabdenkmälern, sowie Brücken- und Wegebau. In weiteren Filialen wird die Fabrikation von Ofenrohren, die Kalkbrennerei und die mechanische Drechslerei betrieben, ferner eine Walzenmühle, ein Sägewerk usw. Man sieht, ein außerordentlich vielseitiger Geschäftsbetrieb, und daß er ordentlich und solide geführt wird, davon konnten wir uns überzeugen. So bewähren sich unsere Pioniere als Kämpfer wie als Techniker in gleichem Maße. Wie die Welt, so steht auch der Krieg im Zeichen der Technik, und als Kriegstechniker stehen die wackeren Pioniere in vorderster Linie.



Die neuen Uniformen für die französischen Zuaven-Regimenter.



Englische Kavalleristen in ihrer winterlichen Vermummung im Felde in Frankreich.

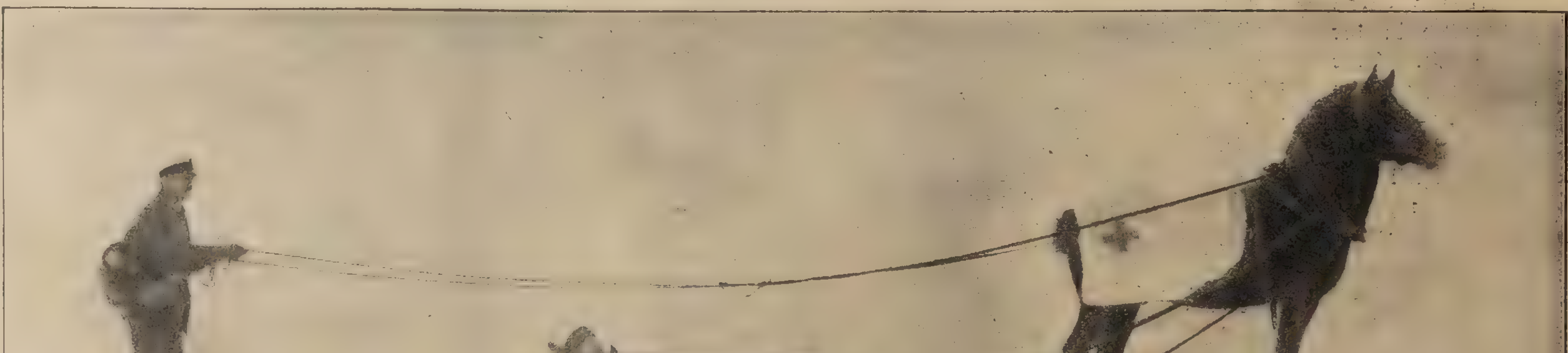
Ankunft aus dem Felde.

Die Frau Lazarettvorsteherin wurde schon wieder gestört. Die Türe war gerade nicht ganz geschlossen und sie hörte, wie der Unteroffizier einem Besucher auseinandersetzte, daß Besuchszeit nur von 3 bis 5 sei. „Ja, ich bin aber von Freising hergekommen und darf zu keiner anderen Zeit in die Stadt. Ich möchte meinen Bruder so gerne sehen.“ Da flüsterte die Sekretärin der Frau Doktor zu: „Er hat einen römischen Kragen.“ „Lassen Sie bitte den Herrn herein, Unteroffizier.“ „Ich bin der Alumnus Felsner vom Priesterseminar in Freising und habe erfahren, daß mein Bruder vom Schlachtfeld hier angekommen ist. Darf ich mit ihm sprechen?“ „Aber gewiß,“ sagte die Vorsteherin, und zwei Minuten später sahen sich die zwei in die blauen Bruderaugen, die aus den freundlichsten, jungen Gesichtern strahlten. Felsner war gerade in die weißen Bettlinnen gesteckt worden, um einen Schlaf zu beginnen, wie er ihn lange nicht getan. Er zeigte in jeder Miene seine Dankbarkeit für das wunderschöne Zimmer und das noch viel schönere Bett; nun war auch schon der Bruder da: fast glaubte er, alles wäre ein Traum nach den schrecklichen Tagen der letzten Woche bei Wytschaete. Da kommt aber der Unteroffizier schon wieder und unterbricht die kurze Unterredung der Brüder. „Der Herr Major B. ist unten. Er will Sie gleich sehen, machen Sie sich fertig.“ — „Felsner, hier bringe ich Ihnen das Eiserne Kreuz zur Belohnung für Ihre außerordentliche Tapferkeit. Herzlichen Glückwunsch.“ Der Chefarzt kam zum Krankenbesuch und knüpfte dem jungen Krieger das Eiserne Kreuz an die Brust. Die Lazarettvorsteherin hatte inzwischen mit dem jungen Seminar-Alumnus gesprochen und näheres über die Mutter der beiden erfahren. Am Abend wurde eine Depesche nach ihr gesandt, die ihr sagte, daß der Sohn angekommen und nicht schwer leidend sei. Dem Felsner aber sagten wir nichts. Er schlief auch schon. Er schlief, als ob er noch nie in seinem Leben geschlafen hätte und alles nachholen wollte. Nach 18 Stunden schlief er immer noch. Da kam das liebe, alte Mütterlein mit zitternden Händen und grauem Haar. Ein kleiner Tisch mit Kaffee und Kuchen wurde an die Bettseite gebracht, das Mütterlein wurde dazu gesetzt, so daß sie sehen konnte, wie gut ihr Held aussah, tiefbraun und selig schlafend. Wir mußten ihn schon ganz gewaltig rütteln, um ihn munter zu kriegen. Da setzte er sich einmal auf, staunte die Mutter an, und legte sich wieder auf die andere Seite mit den Worten: Ja Mutter, von Dir träum' ich halt alleweil.“ Da nahm ihn aber die alte Frau in ihre Arme und er mußte an die Wirklichkeit glauben. Wir aber schlichen leise aus dem Zimmer.

Dr. Franz Jung.



„Armeelieferant“ in Russisch-Polen.
Im Felde gezeichnet von R. Vogts-Düsseldorf.



Neuartiger Verwundeten-Transport. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze)

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22.24. - - - - - 1 2 3 4 5



Landsturmwache bei der alten Kirchenruine Hoff an der Ostsee. Zeichnung von Hans Hartig-Berlin.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

5. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der jüngere Leutnant Gorski ließ den Säbel auf dem Steinpflaster klappern und steckte sich im Gehen eine Zigarette an. Ihm war seltsam leicht und froh zumut, und noch immer vermochte er, was ihm geschehen war, nicht recht zu fassen. Ein schönes, junges Mädchen, das unter vielen Bewerbern die Auswahl gehabt hätte, hatte sich ihm heimlich verlobt . . . Hell und freundlich lag vor ihm die Zukunft; in acht Wochen spätestens wurde geheiratet! Mit verflucht knappem Zuschuß freilich, aber was lag daran, wenn man sich lieb hatte? Bei sparsamer Wirtschaft kam man mit wenigem aus, und schließlich, die alte Großtante in Königsberg konnte doch nicht ewig leben. Morgen aber schwang er sich auf seine getreue Falada, die trotz zehnjähriger Dienstzeit als Chargenpferd immer noch mehr Pulver im Leibe hatte als eine junge Remonte, und ritt in langem Galopp nach Groß-Heinrichsdorf. Der Papa stöhnte natürlich zunächst eine Weile lang, daß es ihm beim besten Willen nicht möglich wäre, seinem Zweitgeborenen die bisher gewährte Zulage zu verdoppeln, aber schließlich fand er doch wohl einen Ausweg . . .

Hans von Gorski, der neben seinem jüngeren Bruder ging, hob verwundert den Kopf.

„Sag mal, Karlchen, wieso angelst du immer so mit dem rechten Arm in der Luft herum? Willst du Maikäfer greifen, oder paukst du dich schon gegen die Russen ein?“

„Keins von beiden, Hänschen! Ich arbeitete nur in Gedanken an einigen Ansprachen. Unter anderem an unseren gemeinsamen alten Herrn wegen erheblicher Erhöhung meiner Zivilliste.“

„Ach nee!“ Und mißbilligend fügte der Aeltere hinzu: „Hast du hinter meinem Rücken vielleicht wieder mal Schulden gemacht?“

„Unsinn! Wenn man sich das Jeu abgewöhnt hat, zu Mittag ein Gläschen helles Ordensburger trinkt und Zigaretten raucht zu zwei Pfennigen das Stück — Marke Mottentod —, wie soll man da in Schulden geraten? Ich hab' im Gegenteil feste abgezahlt!“

„Na, dann verstehe ich wirklich nicht, weshalb du plötzlich mehr Geld brauchst?“

Karlchen Gorski zuckte mit den Achseln.

„Ich brauch' es eben, mehr kann ich dir nicht sagen! Ich hab' sonst keine Geheimnisse vor dir, aber diesmal . . . es gibt Lebenslagen, in denen selbst der eigene Bruder ein fremder Mann ist . . . Vielleicht ist etwas beim besten Willen nicht durchzusetzen, und da ist's doch ganz selbstverständlich, daß man's für ewige Zeiten für sich behält, wenn . . . also wenn man das besondere Vertrauen eines anderen genießt. Das braucht doch kein Mensch zu erfahren, es wär' ja auch so schon schwer genug . . .“

Der Aeltere nickte, er hatte verstanden.

„Sie hat wohl kein Geld?“

„Ich habe zwar nicht gesagt, daß es sich um eine Sie handelt, aber nehmen wir mal an, sie hätte wirklich keins. Meinst du da also, daß unser alter Herr sich bereit finden würde, mir monatlich — sagen wir mal — dreihundertfünfzig Mark zu geben? So lange wenigstens, bis die Großtante Consti in Königsberg sich entschließt, dies irdische Jammertal mit den Gefilden der Seligen zu vertauschen?“

Hans von Gorski faßte den jüngeren Bruder unter den Arm und suchte ein wenig nach Worten.

„Sag mal, Kleiner . . . ehe du mit Papa wegen der erhöhten Zulage

...st . . . ja möchtest du dich vorher nicht recht gewissenhaft prüfen, ob diese Affäre wirklich die ganze Staatsaktion verlohnt? Manchmal verliebt man sich heftig, nach acht Tagen aber hat man's wieder vergessen?"

Karlchen Gorski machte eine unwillige Bewegung.

„Meinst du, ich weiß nicht ebensogut wie du, daß unser Papa mit schweren Sorgen zu kämpfen hat? Wenn ich ihm dazu noch die meinigen aufhalsen will, tu ich's doch nicht wegen eines kleinen Scherzchens, das in ein paar Wochen wieder verwunden ist! Seit mehr als 'nem Jahr schon „prüf" ich mich, und wenn ich mich nun entschlossen habe, all' die Kärglichkeit und alle Entbehrungen einer normalen Offiziersehe auf mich zu nehmen, tu ich's doch nur, weil . . . na weil ich ohne das Mädel nicht leben kann!"

Der Aeltere schluckte ein wenig, in seinen Augen schimmerte es feucht.

„Karlchen, du sprachst eben von der Großtante Consti. Es ist ja schrecklich auf den Tod von 'nem Menschen zu lauern, aber vielleicht . . . na also vielleicht brauchen wir alle auf das Erbteil nicht mehr allzulange zu warten . . ."

„Das kann noch zehn Jahre dauern! Wie ich sie auf dem Rückwege von Weichselmünde besuchte, das kleine dürre Gestell aus Pergament und Knochen, war sie sehr vergnügt. Zwei Stunden war ich bei ihr zum Kaffee. Sie futterte in der Zeit ein ganzes Kuchenblech voll Kirschtorteletttchen auf und schrie mir dann mit ihrer grellen Papageistimme in die Ohren — weil sie mich natürlich für ebenso schwerhörig hielt wie sie selbst: „Das esse ich alle Tage, und es bekommt mir ausgezeichnet! Mein Doktor hat gesagt, Exzellenz, mit Ihrer vorzüglichen Verdauung können Sie hundertfünfzig Jahre alt werden. Und ich erwiderte ihm: ‚Hoffe ich auch, Herr Sanitätsrat, schon im Interesse meiner Großneffen. Die sind dann verständig genug, das Erbteil nicht gleich zu verplempern, und bei mir wächst es immerfort, weil ich ja nicht mal den vierten Teil meiner Zinsen verbrauch' und ab und zu noch ein nettes kleines Spekulatiönchen an der Börse mache . . . ‚Das ist riesig nett von dir, Großtantchen,' sagte ich, ‚daß du so aufopfernd für uns sorgst! Du darfst überzeugt sein, daß deine Großneffen mit siebenzig Jahren entschieden verständiger sein werden als jetzt mit einigen Zwanzig, und wenn sie so alt werden wie du, haben sie ja noch ein reizendes Leben vor sich. Inzwischen aber möchte ich dich herzlich bitten, mich mit einem Vorschuß von tausend Mark zu beglücken . . . Du kannst ihn mir ja später von der Erbschaft in Abzug bringen.' Da verstand sie mich plötzlich nicht, trotzdem ich die letzten beiden Sätze in ihre Hörtrompete brüllte, daß sie von dem Luftdruck beinahe umfiel. Sie erklärte es damit, daß ihre Schwerhörigkeit sich zuweilen in akute Taubheit verwandelte, bei der man vor ihren Ohren einen Kanonenschuß abfeuern könnte. Da sagte ich, das rührte mich so am Herzen, daß ich mich still ausweinen müßte, und ging! . . . Na und nun sag' selbst, Hänschen, kann man's einem jungen Mädchen auf so eine Erbschaftsaussicht hin zumuten, zu warten? Bis es da zu 'ner Hochzeit kommt, bin ich ein vergnedderter alter Rittmeister und sie ein vertrocknetes Zitrönchen . . ."

Hans von Gorski atmete auf.

„Ja dann, Karlchen . . . dann ist's besser, du schlägst dir die Sache ganz und gar aus dem Kopf, nimmst dein Herz in beide Hände und sagst, was nich sein kann, kann eben nich sein . . ."

Karl von Gorski riß sich ungestüm los.

„Nimm's mir nicht übel, Hans, aber das ist verrückt! Wegen zweihundert Mark, die ich über meinen bisherigen Wechsel verlange, soll ich auf mein Glück verzichten?"

Der Aeltere haschte wieder nach seinem Arm.

„Vernünftig bleiben, mein armes Jungchen! Es tut weh, ich kann es dir nachfühlen, aber sieh . . . na also kurz und rund: Wenn nicht ein Wunder passiert, steht Groß-Heinrichsdorf in vierzehn Tagen unter Sequester. In Zwangsverwaltung der Gläubiger!"

„Das mußt du schon wem anders erzählen! Fünfzehntausend Morgen guter Mittelboden, davon ein Drittel schlagbarer Wald, ausgezeichnete Wiesen, und das unter Sequester . . ?"

„Nicht so hitzig, Karlchen! Vor langer Zeit hast du mal den Scherz gemacht, wir hätten uns rechtzeitig zusammentun sollen, unseren Urgroßvater mütterlicherseits totzuschlagen, weil er die Häßlichkeit in unsere Familie gebracht hätte. Ich hab' oft an das Wort denken müssen, aber heute sag ich dir, es wäre viel gescheiter gewesen, unserem Großvater väterlicherseits in den Arm zu fallen . . . Als er nämlich in freventlicher Verschwendungssucht unser gutes Heinrichsdorf mit persönlichen Schulden überlud bis an die Fahnenspitze auf dem alten Burgfried . . . Und dann plötzlich auf der Rückfahrt von Paris in Mainz an 'nem Schlaganfall starb . . . Unser kleines Papachen war damals gerade so alt und sorglos wie du. Er hätte sagen können: ‚Die persönlichen Schulden meines Vaters gehen mich nichts an, ich übernehm' das Majorat und damit basta! Majorat ist Majorat, wenn Sie, Herr Müller, Lehmann oder Schulze, so leichtsinnig waren, meinem seligen Papa 'was persönlich zu pumpen — zu Wucherzinsen natürlich — haben Sie jetzt auch die Folgen zu tragen!'

„Das durfte er eben nicht! Die Schulden der hochgeehrten Herren Vorfahren sind doch einfach Ehrensäbel . . ."

„Na also! Diese Ehrenschulden sind im Lauf der Jahre unserem guten Papchen über den Kopf gewachsen. Vielleicht ist er auch trotz aller Bemühung nicht das Finanzgenie, für das er sich selber hält — also es ist so weit, er sitzt vollkommen fest. Ein Versuch, bei unserem Onkel Adalbert auf Kalinzinnen Hilfe zu suchen, ist gescheitert, die Summe ist zu groß. Er kann sie in diesen schweren Zeiten nicht schaffen — die Zinsen wären selbstmörderisch! Na und nun sag' selbst, Kleiner, weshalb willst du da dem alten Herrn unnütz das Herz schwer machen? Er hat dich lieb und möchte dir so gerne helfen! . . . ."

Karlchen Gorski konnte es nicht verhindern, daß ihm zwei klare Tränen über die Wangen rollten.

„Verflucht, verflucht! Aber weshalb hat er mich da nicht schon längst mal beiseite genommen und mir reinen Wein eingeschenkt über unsere Lage?"

„Junge, das ist doch töricht, was du da red'st! So etwas bespricht der Majoratsherr doch nur mit seinem Aeltesten. Weshalb sollen die Nachgeborenen sich auch mit den Sorgen plagen? Sie kriegen ihre Apanage weiter — wenn es irgend geht — die Sorgen, woher sie beschafft wird, trägt der Vater und sein Erbe. . . . Na, und nun sieh mich an! Ich geh' auch innerlich kaputt an der Katastrophe, die unser Papa nicht hat aufhalten können!"

„Wieso? Willst du etwa deinen Abschied nehmen?"

Der Aeltere sah geradeaus die lange Straße hinab, auf der sich am letzten Ende die kümmerlich brennenden Laternen ganz nahe zusammenschlossen.

„Ich hätte es still runtergeschluckt, aber weil du dich so hast, als wärst du der Alleinleidtragende . . . Meinen Abschied reiche ich in den nächsten Tagen ein, und es ist kein Opfer für mich, den bunten Rock auszuziehen. Vielleicht diene ich ebensogut dem Vaterlande, wenn ich mich vorbereite, ein ordentlicher Landwirt zu werden. Was aber ein Opfer für mich ist . . . du hast vielleicht gesehen, die dicke kleine Marie Petrigkeit zerrebbelt sich um mich . . ."

Karlchen Gorski lachte kurz auf.

„Aber Mensch, das wär' ja famos! Der alte Baumeister Petrigkeit hat halb Ordensburg im Sack mit Hypotheken, dazu die großen Ziegeleien... Da sag' ich nur: Herzlich willkommen, liebe Schwägerin! Auf den rückständigen Kram von sogenannter Ebenbürtigkeit pfeift man doch im Dalles! Nicht wahr, Hänschen?"

„Ganz recht! Aber ob ich das kleine Trampel lieb habe, danach fragt ihr nicht!"

„Nee, Hans, ganz ehrlich gesprochen! Der Aelteste in einem Majorat hat so viel Vorrechte — da ist eine Vernunftehe wirklich nicht der Rede wert! Ganz abgesehen davon, daß sich bei solchen Ehen häufig nachher auch eine herzliche Liebe einstellt. Erwachsen aus gegenseitiger Hochachtung und Wertschätzung . . ."

„Na, dann heirat du sie doch, wenn du so gescheit bist! Ich verzichte gern auf das Recht des Erstgeborenen bei 'nem Majorat, das einem wie 'ne Zentnerlast auf den Schultern liegt!"

„Tut mir leid, lieber Hans, aber wie ich dir vorhin andeutete, ich bin schon so gut wie in festen Händen."

Der Aeltere sah sich erst um, ob sie allein auf der Straße waren, dann schrie er fast auf:

„Na und ich? . . . Meinst du, ich trag' einen Stein in der Brust? Seit drei Jahren hab ich ein Mädel im Herzen, war in sie verliebt, wie sie noch in die Stadtschule ging. Ich sah sie heranwachsen und jeden Tag sagte ich mir: Das wird mal die Herrin auf Groß-Heinrichsdorf . . . Ein prachtvolles Menschenkind, und einfach genug erzogen, um einmal auf der schmalen Kante von gebotener Repräsentationspflicht nach außen und Einschränkung nach innen sicher zu balancieren, es nicht schwer zu nehmen, wenn man die jüngeren Geschwister über das vorgeschriebene Maß hinaus unterstützt . . ."

Karlchen Gorski fühlte, wie ihn etwas am Halse würgte. Das konnte eigentlich nur auf eine einzige zutreffen . . .

„Na und?" fragte er heiser . . .

„Na und jetzt pfeif' ich auf euch alle! Du hast mich ja eben belehrt, jeder ist sich selbst der Nächste. Da seht zu, wo ihr bleibt, wenn ich mit der Meinigen nur mein Auskommen hab'!" . . .

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, endlich hob der Jüngere den Kopf. Er wollte Gewißheit haben . . .

„Sag', lieber Hans, hast du dich mit dem jungen Mädchen, von dem du sprachst, schon irgendwie auseinandergesetzt?"

Hans von Gorski lachte bitter auf.

„Seh' ich vielleicht nach Größenwahn aus? Ja, wenn ich deinen behenden Witz hätte und deine Kodderschnauze! Damit ersetzt man vieles . . . So aber? Sie hat vielleicht gar keine Ahnung, wie ich an ihr hänge."

„Und du kannst mir nicht sagen, wer es ist?"

„Warum denn nicht? Das kompromittiert doch kein junges Mädchen, wenn ein häßlicher Kerl sich in sie verliebt hat? Die kleine Harbrecht ist es, und ich gäbe meine Seligkeit darum, wenn ich ihr eine anständige Zukunft bieten könnte. So aber? Wenn die Zwangsverwaltung nicht abzuwenden ist . . . auf ein Wrack ladet man doch keine Mitfahrer ein . . . Namentlich, wenn der Proviant anfängt knapp zu werden, und die ganze Pastete dicht vor'm Verkurksen ist . . .?!"

Karlchen Gorski faßte sich in den Uniformkragen, der ihm plötzlich den Hals zuschnürte, als sollte er ersticken. Das Hirn lag ihm wie Blei im Kopfe, er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Entsetzlich war das alles . . .

„Na," sagte der Aeltere nach einer Weile, „du bist ja mit einem Mal so schweigsam? Hast du endlich gemerkt, daß andere Leute außer dir auch Schmerzen haben, ohne groß darüber zu spektakeln, wie 'n Huhn, das ein Ei gelegt hat?"

„Gewiß, lieber Hans," erwiderte er mühsam, „es hat eben jeder sein Päckchen zu tragen. Na, gute Nacht jetzt . . . da links leuchtet noch die rote Laterne bei der Witwe Gruber, gegenüber vom Landgericht . . . ich muß nach all der Aufregung noch ein paar Schoppen trinken, sonst kann ich nicht schlafen."

„Wie du willst, ich geh nach Hause. Nur eins noch: Wenn du in den nächsten Tagen mit Ilse Harbrecht zusammenkommen solltest, bitte ich mir aus, keinen Schimmer von Anspielung auf das, was ich dir eben anvertraut habe!"

„Wie sollte ich wohl . . .?"

„Na, du hast es manchmal so an dir, ein bißchen Vorsehung zu spielen! Das möchte ich nicht. Wenn es Zeit ist, spreche ich selbst. Es ist da nämlich noch ein Schimmer von Hoffnung . . . eine Art von Stroh-

halm . . . vielleicht hilft der Onkel Wegener, oder vielmehr seine Frau. Sie hätte es ja dazu, und die viermalhunderttausend Mark, mit denen Papa und ich Groß-Heinrichsdorf von Grund auf sanieren könnten, würden sie nicht arm machen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, du kennst sie ja! Wenn aber doch . . . dann würde ich selbstverständlich auch dafür sorgen, daß du deine erhöhte Zulage kriegst!"

Er wollte aufschreien, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken. Hans von Gorski lachte:

„Blödsinn, dafür sind wir doch Brüder! Aber, wenn du mir 'nen Gefallen tun willst, zieh' nachher die Stiebel in unserem sogenannten Salon aus! Sonst werd' ich wieder wach, und wenn einen dann im Bett die verfluchten Sorgen bekriechen, kann man nicht wieder einschlafen . . ."

Er hob den rechten Zeigefinger an den Helmrand und stiefelte mit klapperndem Säbel die Bahnhofstraße hinab. Karl von Gorski stand betäubt, wollte ihm nachlaufen oder ihn zurückrufen, aber die Glieder versagten ihm den Dienst. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Laternenpfahl, steckte sich mechanisch eine neue Zigarette an und versuchte nachzudenken, was nun zu geschehen hätte, aber es ging nicht. Unablässig verfolgten ihn ein paar Worte, der Anfang eines Verses, den er vor Jahren auf der Schulbank gelernt hatte: „So endete mit Leide . . ." Weiter wußte er nicht, so sehr er sich auch bemühte, die Fortsetzung zu finden. Da gab es nichts anderes als sich zu betrinken, bis man wie ein Stück Holz ins Bett fiel . . . Sonst konnte man noch verrückt werden, wenn man aus der gegenwärtigen Verfahrenheit die Gedanken in die Zukunft schickte . . .

In der kleinen Kneipe am Landgerichtsplatz war die Luft zum Schneiden, verschlug dem Eintretenden den Atem. Sechzig Menschen saßen in einem Raume, der kaum für zwanzig Platz bot. Die hübschen Kellnerinnen hatten Mühe, sich beim Bedienen zwischen den engen Stuhlreihen durchzuwinden. Nette Mädel mit gefesteten Grundsätzen, je nachdem sie arbeiteten oder Ausgang hatten. Im Dienst waren sie unnahbar, in ihrer freien Zeit aber hatten sie meistens nur ein einziges Verhältnis, dem sie zuweilen sogar treu waren . . .

Als Karl von Gorski eintrat, wurde er von den meisten Tischen angerufen: „Heda, Karlchen, hierher! Wir rücken ein bißchen zusammen . . ."

Er winkte ab, sein Bedarf an Simpelei über europäische Politik wäre reichlich gedeckt, und ging ins Hinterzimmer. Da saß ein Teil der jungen Gutsbesitzerschaft des Kreises mit etlichen Kaufleuten der Stadt, lauter Spielratten, die jede Gelegenheit ausnützten, ihrer Leidenschaft zu frönen. An einem Tische wurde ein „Tempel" gelegt, an den beiden anderen rasselte der Würfelbecher über dem Tableau der „Lustigen Sieben". Der Sekt floß, wie man zu sagen pflegt, in Strömen, denn nur unter dem Gesichtspunkte des höheren Verdienstes setzte sich die Wirtin der Gefahr aus, wegen Duldung von Hasardspielen gerichtlich belangt zu werden . . . Da klemmte Karlchen Gorski sich an eine Tischecke. Er durfte sicher sein, auch hier, im sogenannten Weinzimmer, seinen Schoppen Münchener zu kriegen, dank seiner freundschaftlichen Beziehungen zur schwarzen Kathi. Von den Spielern aber, die gierig auf die fallenden Würfel stierten, brauchte er keine lästigen Fragen zu befürchten.

An dem Tische war ein ziemlich hohes Spiel im Gange, mit Goldstücken und blauen Scheinen, ein fremder Herr hielt die Bank, angeblich der Vertreter eines Königsberger Güterschlächters, eingeführt von dem jüngeren Leutnant von Brinckenwurff. Der Kerl spielte mit einer fabelhaften Uebung und zuckte bei Verlust oder Gewinn nicht mit der Wimper. Karlchen Gorski sah stumpfsinnig zu, seine Gedanken waren ganz wo anders . . .

Der kleine Uhlenburg, wegen seines stattlichen Körperumfanges „Tonnchen" genannt, tippte ihm auf die Schulter.

„Sie, Karlchen, entschuldigen Sie, zum Biertrinken ist auch vorne Platz, und ich muß immer beim Setzen an Ihrem Kopf vorbeilangen . . ."

Er wandte sich feindselig um.

„Stören Sie vielleicht meine großen Ohren?"

„Nee, das nicht, aber wo Sie nicht spielen, ist es doch — gelinde gesagt, komisch, die Mitspieler zu behindern. Ich stehe mir hier die Beine in den Leib und verlier' egalweg schon an vierhundert Mark."

Karl von Gorski mußte sich gewaltsam zusammenreißen, eine durch nichts zu rechtfertigende plötzliche Wut verdunkelte ihm die Augen. Seine überreizten Nerven waren zum Springen gespannt.

„Herr Uhlenburg, ich muß Sie bitten, sich nicht so auf meinen Stuhl zu fleezen! Ich möchte ohne unbequeme Belästigungen meinen Schoppen trinken."

„Und ich habe Ihnen schon vorhin gesagt, dafür ist hier kein Platz!"

„Ruhe, Kinder, seid doch gemütlich!" klang es von den anderen Tischen herüber. Und der glattrasierte Bankhalter lächelte: „Wir können ja eine kleine Pause eintreten lassen, bis die beiden Herren sich ausgesprochen haben . . ."

Karl von Gorski machte eine kurze Handbewegung.

„Verehrter Herr Sowieso, was ich morgen mit meinem Kameraden Uhlenburg anfange, steht auf einem anderen Brett. Für jetzt . . . damit man mich nicht immer auf meinem wohlerworbenen Ruheplatz belästigt — wieviel nehmen Sie als Höchstsatz auf eine Nummer an?"

„Soviel Ihnen beliebt, Herr Leutnant . . ."

„Na schön . . . da . . ."

Er holte seine Brieftasche hervor, drei sauer ersparte Scheine waren darin, eigentlich bestimmt, die Kleiderkasse zu regulieren, die Kasinorechnung zu decken und ein paar Läpperschulden zu zahlen.

„Auf die Sieben bitte . . ."

Der glattrasierte Bankhalter lächelte. Das war die richtige Stimmung, bei der sein Weizen blühte. Je schärfer die Einsätze, desto größer sein Gewinn, und am Ende siegte bei den überwiegenden Chancen die Bank.

Er hob den Becher auf, die beiden Würfel darunter zeigten zusammen die Zahl sieben. Gleichmütig zahlte er neunhundert Mark aus . . . Das Geld kam im Laufe des Abends ja doch wieder zur Bank zurück.

Karlchen Gorski ließ Einsatz und Gewinn stehen.

„Noch mal, wenn es Ihnen recht ist. . . ."

„Gewiß, selbstverständlich . . ."

Der Becher rasselte. Als die Würfel dastanden, zeigten sie wieder eine Sieben. Dreitausendsechs-

... Mark hatte der Bankhalter zu zahlen. Der kleine Gorski zählte sorgfältig nach und stand lächelnd auf.

„So, Herr Uhlenburg, jetzt können Sie meinen Platz haben. Ich ziehe mich in die vorderen Privatgemächer zurück.“

Der Bankhalter machte einen Augenblick lang ein dummes Gesicht. Die um den Tisch sitzenden Spieler lachten schadenfroh auf. Der Leutnant Gorski aber ärgerte sich. Um den billigen Effekt eines Witzes hatte er vielleicht seine Chance verpaßt. . . . Heute wäre sicherlich der Tag gewesen, ein Vermögen zu gewinnen und damit das Glück. . . . Der Kerl da mit der ungeheuerlich dicken Brieftasche war ein Fremder, man brauchte sich nicht zu genieren, wenn man ihn im Spiel besiegte. Und Geld war Geld . . . Die am Spiel Beteiligten hielten reinen Mund, schon des eigenen Dekorums halber, und niemand fragte, woher das Geld stammte, wenn man es im entscheidenden Augenblick nur auf den Tisch legen konnte.

Er ging langsam nach Hause, allmählich kam die Nüchternheit. Und da schämte er sich der Gedanken, die er gedacht hatte. Auf so unwürdigem Grunde baute ein anständiger Mensch nicht sein Schicksal.... Aber wie sollte sich aus Not und Wirrsal der klare Weg ergeben? Und wie sollte er vor dem Bruder dastehen, wenn der ihn am Hals packte: „Du! Ich breit' vor dir meine ganze Seele aus, und du hörst schweigend zu. . . . Sagst mir nicht, das Mädel, um das du dich barmst, ist schon längst meine Braut?“

Zum Verrücktwerden war das — — —

V.

Zu der Taufe im Kalinzinner Schlosse waren nur wenige Gäste geladen worden. Der ernsten Zeiten wegen, und weil der alte Herr von Gorski schon seit einigen Monaten schwer leidend war. Die hohe Gestalt trug er zwar noch immer straff aufrecht, in seinem hageren Gesichte aber zeigten sich die deutlichen Spuren einer Krankheit, die an seinem innersten Lebensnerv zehrte. Um die tief eingesunkenen Augen lag ihm ein gelber Schein, und der sonst so rüstige und tätige Mann saß zuweilen stundenlang müßig am Schreibtische, den matten Blick nach innen gerichtet. Wenn aber die Tochter ihn anflehte, einen der berühmten Aerzte der Königsberger Universität kommen zu lassen, wehrte er unwirsch ab.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. **In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.**

Br. 1. Mar.-Inf.-Reg. Die Marine-Infanterie hat als Kopfbedeckung niemals eine Matrosenmütze, sondern trägt entweder den Tschako mit Anker im Adler oder eine Feldmütze im Format gleich derjenigen der Armee-Infanterie, nur mit weißem, statt mit rotem Streifen. Das in Nr. 1 unserer Zeitung veröffentlichte Bild zeigt also keine Marine-Infanterie oder, wie dieser Truppenteil auch bezeichnet wird, „Seesoldaten", — sondern es ist nach der Aufschrift seines Mützenbandes ein Soldat der neuformierten „Matrosenregimenter", die aus dem Schreiber-, Heizer- und Handwerkerbestand der Werftdivisionen hergenommen sind. Der abgebildete Uniformträger gehört also zu den „blauen Jungens," aber nicht zu den Marineinfanteristen, die vermutlich wegen des Tschakos von den Feinden im Felde die Bezeichnung: „schwarze Jäger" erhalten haben.

Geschäftliche Mitteilungen.

Frühkartoffeln werden dieses Jahr von Landwirten und Gartenbesitzern vermehrt angebaut werden. Als eine der besten Bezugsquellen für einwandfreie Sorten gilt die Fa. A. Siegfried, Großfahner-Erfurt 5.

Die Uebertragung parasitärer Haargebilde zu bekämpfen, ist eine der schwierigsten Aufgaben moderner Kulturhygiene. In der Vorbeugung liegt hier die Heilung. In einer regelmäßigen, konsequenten Reinigung und Pflege des Haares und der Kopfhaut ist das Mittel zur Hebung der physiologischen Funktionen derselben zu erblicken. Ein zweckmäßiges und bekanntes Kopfwaschpulver „Schwarzkopf-Schampoon" ist in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und Friseurgeschäften erhältlich.

Wer zur **Mund- und Zahnreinigung** täglich morgens und abends Kalodont-Zahncreme verwendet, übt die denkbar rationellste Zahn- und Mundpflege aus.

Walthers Liköressenzen. „Jeder sein eigener Destillateur," heißt eine Broschüre, die zeigt, wie man auf einfache und billige Weise feinste Liköre und Branntweine selbst bereiten kann. Versand kostenfrei durch die Chemischen Werke E. Walther, Halle a. S.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ak — bet — bo — da — dar — e — e — ein — fi — gam — ha — hu — id — in — kel — las — len — nel — nik — nung — o — recht — rhom — rich — see — sin — stand — ta — ti — u — ul — ul — vas

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Wunsch unserer Feinde nennen, der nicht in Erfüllung gehen wird.

Die Wörter bezeichnen: 1. Vielgenannte Meerenge. 2. Gewerbliche Vereinigung. 3. Rechtsbegriff. 4. Ausdruck aus dem Handelsrecht. 5. Vogel. 6. Ein Gesetz, das die Engländer mißachteten. 7. Eine französische Lügenfabrik. 8. Männlichen Vornamen. 9. Metall. 10. Französischen Staatsmann. 11. Farbstoff. 12. Geometrischen Ausdruck. 13. Berühmten Bischof.

Ost und West.

In Posen liegt die Stadt eins — zwei,
Auch wird 'ne Insel so genannt.
Ein n häng' an das fremde drei,
So liegt's am deutschen Rheinesstrand.
Das Ganze ist in fernem Land,
Das kürzlich noch neutral genannt.

Rebus.



Kleine Ballade.

Beim herrlichen Tirolerwein,
Im Rätselwort geborgen,
Da konnte man wohl fröhlich sein,
Da gab es keine Sorgen.

Wie eine Bombe, plötzlich: Krieg!
Schlug's ein in unserm Kreise.
Jetzt dachte jeder nur an Sieg;
Aus war die Ferienreise.

Mein treuer Freund sprach: „Auf ins Feld!"
Ade, ich kann nicht weilen. — — — —
Heut brachte man vom Wort verstellt
Mir seine letzten Zeilen.

Ostpreußen.

Eins ist naß, zwei, drei soll man sparen,
Das Ganze sah fliehen die russischen Scharen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Das verwandelte Maß: Werst — Werft.

Silben-Rätsel:

Die Blockade der englischen Küste.

1. Eiland. 2. Tolstoi. 3. Saline. 4. Üsküb. 5. Kamel. 6. Netto. 7. Epinac. 8. Chlorkalk. 9. Savonarola. 10. Irland. 11. Lafette. 12. Greifswald. 13. Niederlande. 14. En.er.

HUMOR

Seine Auslegung. „Mutta, gib mir noch 'ne Scheibe Wurscht uff de Stulle!" — „Aber, Paulchen, jetzt bei Kriegszeiten!" — „Na, unsa Kronprinz meente doch ooch, „imma feste druff!"

*

„Mama, ich wünschte, ich wäre der Otto Schulze!" — „Aber warum denn, Kind? Du hast mehr Taschengeld, Du sitzt einen Platz höher in der Schule, warum denn nur?" — „Ja, der Schulze kann mit den Ohren wackeln!"

*

Lehrer (zum Bauern): „Mein Sohn schreibt gerade, daß er für Fleiß auf der Schule ein Stipendium bekommen hat!" — Bauer: „Jo, jo, da sind Sie stolz, dat kann ich mir denken. Wie unser Mastschwein auf der Ausstellung das Diplom bekam, ha'm wir uns auch gefreut!"

Zeichnung von A. Fiebiger.



Der schlaue Oberbefehlshaber oder die günstige Gelegenheit.
„Nu is Zeit, Jungs, nu stürmen wir. Jeneral Frensch is von seiner Mutter zum Essen gerufen worden!"

Ein Kaufmann ließ sich folgenden Spruch an die Tür malen:

„Wer einmal hier kauft,
Kommt bald wieder."

Aber als er eines Morgens aufwachte, stand darunter, von unbekannter Hand geschrieben:

„Und bringt das Gekaufte zurück!"

*

„Ach Willi, Papa hat Bankerott gemacht!" — „Siehst Du, das sieht ihm ähnlich. Ich dachte mir gleich, daß er alles tun wird, um uns vom Heiraten abzuhalten!"

*

Ehestreit. Frau Schulze saß nachdenklich da: „Woran denkst Du?" fragte der Gatte ironisch. „Ach, nur an die Zeit unserer Verlobung," sagte sie spitz, „damals batest Du mich, ich möchte nur ein einziges kleines Wort sagen — das würde Dich für's Leben glücklich machen!" — „Ja, ja," knurrte er, „ich erinnere mich sehr gut. Leider hast Du damals das falsche Wort gesagt!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 10

Berliner Illustrirte Zeitung

7. März 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Vom Vormarsch der Türken gegen Aegypten:
Türkisches Maschinengewehr bei Beschießung eines feindlichen Fliegers.
Aufnahme unseres Photographen bei der türkischen Armee.



Amerikanisches Kriegsschiff mit den Gefechtsmasten, die die Schlachtschiffe der amerikanischen Flotte kennzeichnen.

Der Unterseebootkrieg.

In der Note der deutschen Regierung an Amerika über die gegen England erklärte Unterseeboot-Sperre war vorgeschlagen worden, Amerika solle seine Handelsschiffe durch eigene Kriegsschiffe begleiten lassen. Dieser im Seerecht „Konvoi“ genannte Brauch würde die amerikanischen Handelsschiffe vor Untersuchung durch deutsche Kriegsschiffe bewahren, da durch das Geleit der betreffende Staat dafür bürgt, daß das Schiff keine Kriegskonterbande führt. Die amerikanischen Kriegsschiffe sind durch die hohen Gefechtsmasten, die keine andere Kriegsmarine hat, sofort erkennbar; der Vorschlag der deutschen Regierung ist demnach sehr leicht und bequem auszuführen. — Seit die Engländer gemerkt haben, daß der Unterseebootkrieg keine leere Drohung ist, versuchen sie das schon im vorigen Jahre etwas sehr abgespielte Lied von der „deutschen Barbarei“ wieder aufzubringen, diesmal von der Grausamkeit der deutschen Unterseeboot-Kommandanten. Dabei finden sich in neutralen und manchmal sogar in feindlichen Blättern Berichte von Seeleuten, die, von deutschen U-Booten erwischt, ihre Schiffe im Stich lassen mußten. Sie haben gewöhnlich 5 bis 10 Minuten Zeit von Bord zu gehen, denn das U-Boot wird sich nicht zu lange der Gefahr aussetzen, von feindlichen Kriegsschiffen bemerkt zu werden. Der Kapitän muß die Schiffspapiere abgeben, die einen Beweis über Staatsangehörigkeit und Ladung des Schiffes geben, und eine Sprengpatrone vollendet das Werk der notwendigen Zerstörung. Englische Seeleute erzählten, daß das U-Boot, das ihren Dampfer aufbrachte, ihre Boote schleppte, bis eine Küste in Sicht war; andere wieder erklärten, daß ihnen die deutschen Matrosen Wollsachen geschenkt hätten. Das Schimpfen und Entstellen bleibt den feindlichen Zeitungen überlassen, denn die englischen Seeleute wissen aus Erfahrung, daß die Deutschen einfach ihre Pflicht tun, genau wie sie es im umgekehrten Fall machen würden.



Patrouille im Schwimmanzug im Ueberschwemmungsgebiet der Yser.



Patrouille im Schwimmanzug vor Ueberschreiten des Flußarmes.



Verhör eines bei Massiges gefangenen französischen Hauptmanns vor dem Generalkommando. Phot. Menzendorf.



„Stopp!“
Anhalten eines Handelsschiffs durch ein deutsches Unterseeboot im Kanal.

Zeichnung von Prof. Willy Stower.



Nach der Winterschlacht in Masuren: Der Kaiser läßt sich einen gefangenen sibirischen Schützen vorführen. Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.
Der Kaiser

Die letzten Kämpfe in Ostpreußen, die in der Geschichte als „die Winterschlacht in Masuren" fortleben werden und die Vernichtung der 10. russischen Armee besiegelten, haben den Ruhm Hindenburgs und seiner Generale noch vergrößert. Der Kaiser und der Generalstabschef von Falkenhayn waren aus dem Hauptquartier nach dem östlichen Kriegsschauplatz gekommen und konnten den Abschluß der Gefechte mitansehen. Scharen russischer Gefangener standen in den Straßen von Lyck und füllten den zerschossenen, von Ruinen umstandenen Marktplatz des ostpreußischen Städtchens, als der Kaiser dort eintraf und seine siegreichen Soldaten begrüßte. Die flüchtenden Russen versuchten, ihre schweren Geschütze, die sie auf den elenden zerfahrenen und verschneiten Wegen nicht vorwärts bringen konnten, durch Versenken in Sümpfe und Vergraben vor unseren Truppen zu retten. Aber es gelang ihnen nicht, allein bei Lötzen wurden acht schwere Geschütze aus dem Sumpf geholt und werden vielleicht bald, von deutschen Artilleristen bedient, mithelfen, ihre früheren Besitzer von neuem zu schlagen.



Eine denkwürdige Szene: Der Kaiser inmitten der ostpreußischen Truppen auf dem Marktplatz in Lyck, kurz nach Einnahme der Stadt. Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.
Der Kaiser



Patrouille in den Karpathen.

Die Wiedereroberung der Bukowina

Episoden aus den Gebirgskämpfen

Die Offensive der Verbündeten in der Bukowina hat in wenigen Wochen zur vollständigen Säuberung dieses Grenzlandes geführt, das viele Wochen unter dem furchtbaren Druck der russischen Horden gelitten hatte: in unaufhaltsamem Siegeszuge haben die verbündeten Truppen, die unter dem Oberkommando des Generals der Kavallerie Baron Pflanzer standen, den in der Ueberzahl befindlichen Feind aus seinen verschanzten Stellungen geworfen, über die Grenze getrieben und Czernowitz, die Hauptstadt des Landes, befreit, von der Bevölkerung jubelnd empfangen. Die Beharrlichkeit der russischen Verteidigung, die Unermüdlichkeit der Angriffe der vereinigten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen haben in den vereisten Schluchten, auf den meterhoch verschneiten Pässen des gewaltigen Karpathenzuges Kämpfe von heroischer Bedeutung gezeitigt, die zu den erbittertsten dieses Krieges zählen. Einer der interessantesten Kämpfe in der Bukowina spielte sich um das Schutzhaus am Raren ab, interessant deshalb, weil das Ziel dieses erbitterten Kampfes um den Besitz eines Hauses ging, das sonst dem fröhlichen Wintersport diente und in einer Höhe von 1653 m über dem Meeresspiegel liegt, wohl das höchstgelegene Terrain der ganzen Schlachtfront. Der Raren, der südlich von Kimpolung an der Grenze Rumäniens liegt, ist der Lieblingsaufenthalt der Bukowinaer Touristen; und das auf seinem Gipfel erbaute Schutzhaus ist mit der Stadt Kimpolung durch eine 11 km lange Gebirgskunststraße verbunden, die zur Hebung des Fremdenverkehrs hergestellt wurde. Als die Russen Anfang Februar gezwungen wurden, Kimpolung zu räumen, wurde der Sturm



Vorbringen einer Gebirgskanone.



Vom Kampfplatz in der Bukowina: Wachtposten im Schützengraben.

auf die Höhen des Schutzhauses angesetzt, wo sie sich verschanzt hatten, und so wie die tapferen Söhne Deutsch-Böhmens die Russen bei Kirlibaba schlugen und ihren dort ansässigen deutschen Brüdern, den Zipsern Rettung brachten, so stürmten am Raren die polnischen Legionäre unzählige Male gegen den Feind, bis es ihnen gelang, ihn über den Paß ins Tal zu jagen. Nach dem Einzug der österreichisch-ungarischen Truppen in Czernowitz wurde auch ein anderes, sehr interessantes Kapitel aus der Geschichte der Russeninvasion bekannt, das von dem Verhalten der Roscher Schwaben, den Bewohnern einer deutschen Ansiedelung, die als eine Vorstadt von Czernowitz gilt, erzählt. Diese Roscher Schwaben haben unter der Russen-Invasion besonders stark gelitten. Ein Teil der russischen regulären Truppen quartierte sich in der Roscher Kavalleriekaserne ein, von wo aus die Soldaten unter dem Schutze der Dunkelheit Streifzüge unternahmen, in die Wohnungen der friedlichen Deutschen eindrangen und namentlich alle Lebensmittel plünderten. Als dabei ihr Uebermut so weit ging, die Frauen der Roscher Schwaben zu belästigen, riß diesen die Geduld, sie bewaffneten sich mit Heugabeln, und als die russischen Soldaten wieder einmal unter Anführung eines Offiziers einen Plünderungszug ausführen wollten, kam es zu einem Kampfe, bei dem die meist betrunkenen Russen den Kürzeren zogen und ihre verdienten Prügel erhielten. Der Gouverneur Evreinow erfuhr von diesem Vorfall und stellte den Bürgermeister Dr. Bocancea zur Rede, wobei er drohend bemerkte: „Wenn die Deutschen es noch einmal wagen sollten, die Kaiserlich russischen Soldaten zu mißhandeln, so werde er gezwungen sein, die Kanonen, welche sich auf dem Cecinaberg befinden, gegen sie zu richten.“ Der Bürgermeister warnte nun die Roscher, erhielt aber folgende Antwort: „Mer hame net de Zwischt mit de Rusche gesucht, warens net zuns kumma, hattens net unsre Frau attackiert, war' ma friedlich gbliebe. Mer lassen net unser Haus von de ruschse Rafbulde und Mordbrenner beschmutze. Mer samer scho frühr dagwese; uns hat noch Kaiser Josef hergebracht und da blein mer.“ Die Roscher Schwaben haben den Russen auch noch einen Streich gespielt, der ebenso ergötzlich für die russische Militärdisziplin wie charakteri-



Tiroler Landesschützen bei der Morgentoilette im Schnee.



Legen einer Feldtelefonleitung im tiefen Schnee.



Regimentsschlächter bei der Arbeit.

PORTRÄTS VOM TAGE



Generalleutnant Kosch,
der nach der „Winterschlacht in Masuren" den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. J. Engelmann.



Gräfin Hannah Bismarck,
die älteste Enkelin des Altreichskanzlers, die sich jetzt mit dem Rittmeister Leopold v. Bredow verlobte.



Generalleutnant Litzmann,
einer der Truppenführer, die an den Kämpfen im Osten hervorragenden Anteil haben. Hofphot. Bieber, Hamburg

stisch ist. Auf dem Berge Cecina waren zwei Geschütze eingegraben, mit denen die Russen die weit sich dehnende Ebene beherrschten. Die Schwaben, denen die Nähe der Geschütze ziemlich unbehaglich ward, sannen nach einem Mittel, die Kanonen von dort fortzuschaffen. Und sie fanden auch den geeigneten Weg. Eines Abends begaben sich einige Schwaben mit einem Wagen in die Richtung gegen den Cecina. Sie führten ein Fäßchen Schnaps mit sich, der, wie sie wußten, den russischen Wachtposten ein willkommener Fund sein werde. So war es auch. Die Schwaben gaben ihnen den Branntwein, den die Russen bis auf den letzten Tropfen leerten. Sie verfielen hierauf in einen tiefen Schlaf und erwachten am nächsten Morgen in der Mitte einer österreichisch-ungarischen Patrouille. Was mit den zwei Geschützen geschah, darüber schweigt vorläufig die Geschichte.

Generalleutnant Kosch, der Führer des I. Armeekorps, das seit Kriegsbeginn in Ostpreußen kämpfte und sich jüngst in der großen Winterschlacht in Masuren frische Lorbeeren holte, ist mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet worden. Generalleutnant Kosch gehört dem Heere seit 1874 an und steht im 59. Lebensjahre. Bei Ausbruch des Krieges war er Divisionskommandeur in Posen. — Gräfin Hannah von Bismarck, die älteste Tochter des verstorbenen Fürsten Herbert von Bismarck und Enkelin des großen Kanzlers, die sich mit dem Rittmeister von Bredow verlobte, erblickte in Schönhausen am 22. November 1893 das Licht der Welt. Der jetzige Träger des Fürstentitels ist der jüngere Bruder der Braut, Fürst Otto von Bismarck, der im 18. Lebensjahre steht und als Offizier an der Front im Westen ist.



Blick auf die Panama-Weltausstellung, die jetzt in San Franzisco eröffnet wurde.



Aus unserer Briefmappe

Stimmen aus dem Publikum



Einige Stimmen aus dem Publikum zu unseren Bildern.

Bild aus der Humor-Ecke unserer Nr. 46 „Tango im Schützengraben“

Zwei Zuschriften

1. „. . . . von empörender Geschmacklosigkeit, solche Bilder sind Ihrer Zeitschrift unwürdig . . .“

*

2. „. . . das Bild „Tango im Schützengraben“ hat uns großen Spaß gemacht. Wir haben es in einer Gewehrpatrone in den französischen Graben hinübergeworfen, worauf die Kerle wütend zu schießen anfingen . . . .“

*

Zeichnung aus unserer Nr. 52 „Eintreffen der Nachricht von der russischen Niederlage im französischen Hauptquartier“.

Zwei Zuschriften:

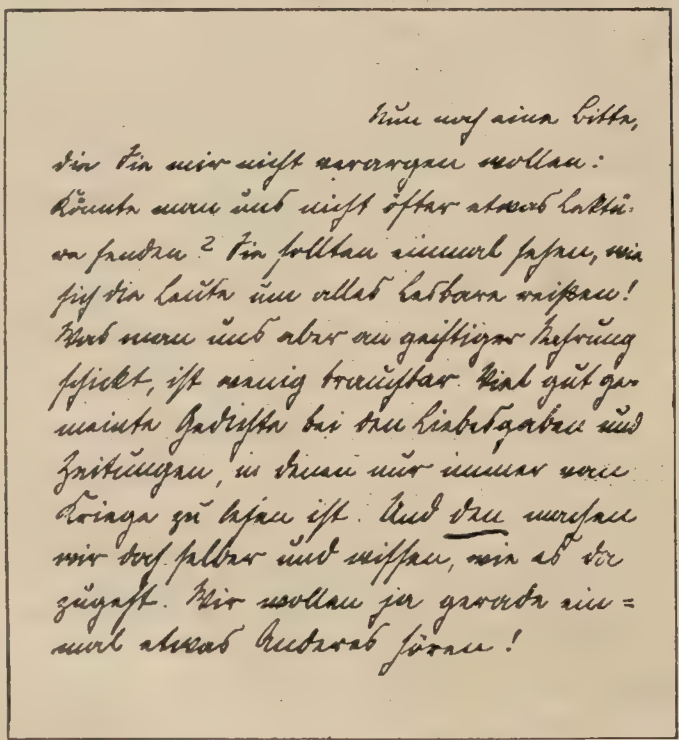
1. „ . . . ich erkenne gern an, daß Ihre Zeitschrift für den billigen Preis stets Gutes zu leisten bestrebt ist, aber könnten solche Karikaturen über unsere Gegner nicht besser unterbleiben . . . .“

*

2. „ . . . Warum bringen Sie so selten Karikaturen auf unsere Feinde? . . . .“

*

Die Aufregung und Spannung, die der Krieg in allen Gemütern erzeugt hat, zeigt sich auch in den zahlreichen Zuschriften an unsere Redaktion, in denen Ratschläge und Kritiken enthalten sind. Es treten in der Regel zwei Parteien auf, deren Meinungen weit auseinandergehen. Die Krieger im Felde z. B. freuen sich über Karikaturen und lustige Zeichnungen, die Leser in der Heimat entrüsten sich oft darüber und behaupten, solche Bilder dürfe man den Soldaten da



Nun noch eine Bitte, die Sie mir nicht verargen wollen: Könnte man uns nicht öfter etwas Lektüre senden? Sie sollten einmal sehen, wie sich die Leute um alles Lesbare reißen! Was man uns aber an geistiger Nahrung schickt, ist wenig brauchbar. Viel gut gemeinte Gedichte bei den Liebesgaben und Zeitungen, in denen nur immer vom Kriege zu lesen ist. Und den machen wir doch selber und wissen, wie es da zugeht. Wir wollen ja gerade einmal etwas Anderes hören!

Aus einem Brief, geschrieben im Schützengraben vor Reims.

draußen nicht bieten. Das scheint ein Irrtum zu sein. Die Soldaten freuen sich über Karikaturen und lustige Zeichnungen. „Denn“, schreibt ein Leutnant, „die Stunden im Schützengraben sind so unendlich lang und alle brauchen wir Ablenkung und Anregung. Der Krieg ist wirklich Nervensache, wie Hindenburg sagt, und es ist wünschenswert, unsere braven Jungen bei Stimmung zu halten.“ Auch handliche Bücher sind ihnen sehr willkommen. Jedenfalls nimmt der Soldat, der im Felde steht, nicht jede Zeichnung übel, die ihn nicht als bildschönen, begeisterten Jüngling zeigt. — Auch der an sich sehr berechtigte Kampf gegen Fremdwörter wird noch nicht mit Ueberlegung geführt. Dem überhitzten Verlangen



Zeichnung aus unserer Nr. 35 „Landsturmmann Kutschke“.

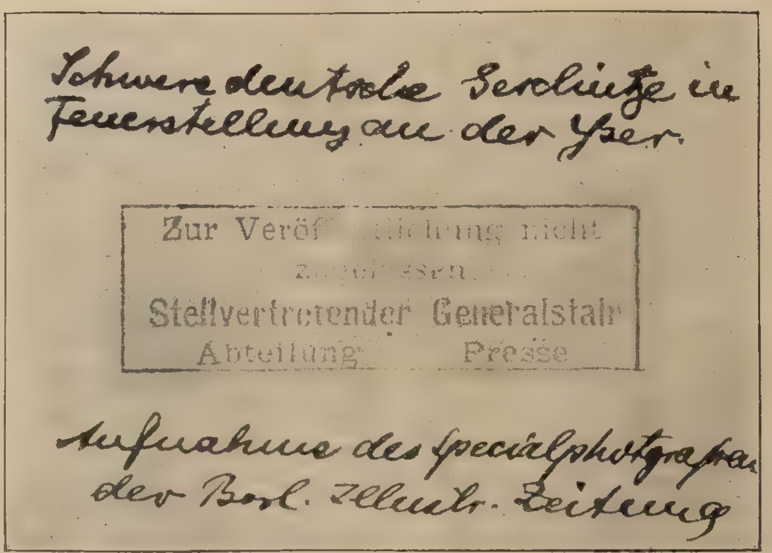
Zwei Zuschriften:

1. „ . . . Herr Koch-Gotha sollte unsere Soldaten nicht mit solchen Gesichtern machen, das ist, gelinde gesagt, eine Unverschämtheit . . . .“

*

2. „ . . . sind von dem reizenden Kutschkebild vielleicht Ansichtskarten erschienen? . . . .“

*



Schwere deutsche Geschütze in Feuerstellung an der Yser.

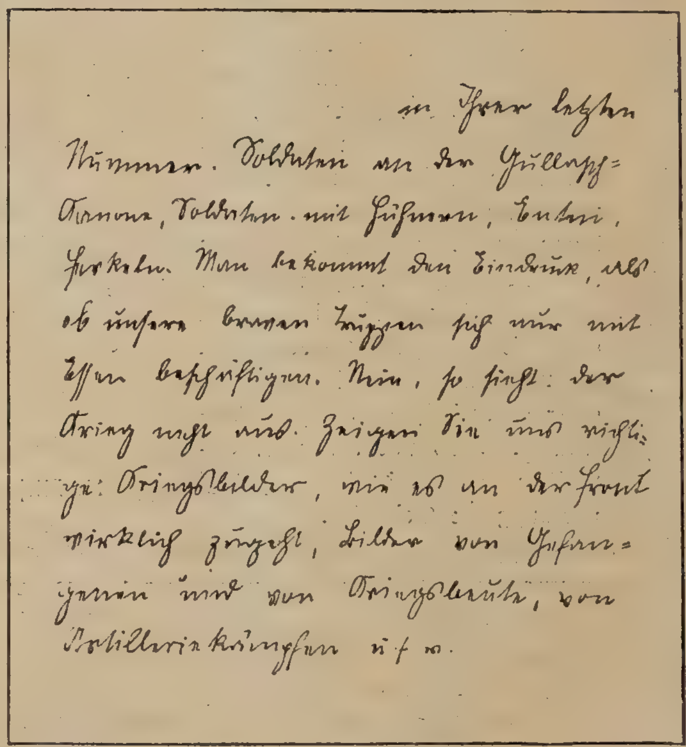
Zur Veröffentlichung nicht ...

Stellvertretender Generalstab Abteilung Presse

Aufnahme des Specialphotographen der Berl. Illustr. Zeitung

Rückseite eines der Bilder, wie sie der Leser aus Dortmund zu sehen wünscht.

nach Ausscheidung aller nichtdeutschen Wörter kann man immer nur wieder entgegenhalten, daß wir nicht Krieg gegen Sprachen, sondern gegen Völker führen, und daß fremde Worte, besonders Fachausdrücke, nicht von heute auf morgen beliebig übersetzt werden können, nachdem sie jahrelang einen bestimmten Begriff verkörpert haben. Wer in diesen Zeiten tadeln und verdammen will, sollte vorher in Ruhe prüfen, ob sein Standpunkt nicht zu einseitig ist. Hierher gehört auch die oftmals wiederholte Frage nach dem amerikanischen



... in Ihrer letzten Nummer: Soldaten an der Gulaschkanone, Soldaten mit Hühnern, Enten, Ferkeln. Man bekommt den Eindruck, als ob unsere braven Truppen sich nur mit Essen beschäftigen. Nein, so sieht der Krieg nicht aus. Zeigen Sie uns richtige Kriegsbilder, wie es an der Front wirklich zugeht, Bilder von Schützengräben und von Kriegsbeute, von Artilleriekämpfen usw.

Aus einem Brief eines Lesers aus Dortmund.

„Copyright“-Vermerk in den Zeitungen. Nicht aus Fremdwortsucht lassen wir diese Zeile bestehen. Diese Worte sind — es sei nochmals gesagt — der von der amerikanischen Regierung vorgeschriebene Wortlaut für den Urheberrechtsschutz und bewahren die Mitarbeiter der Zeitungen, die in der Regel Deutsche sind, vor unerlaubtem Nachdruck in Amerika und somit vor wirtschaftlicher Schädigung. In deutscher Sprache hätte der Vermerk keine Wirkung, daher muß er englisch bleiben! — Zahlreich sind auch die Zuschriften, die ähnliche Wünsche äußern, wie z. B. der Leser aus Dortmund. Wie gegenwärtig im militärischen Interesse manches der öffentlichen Erörterung entzogen werden muß, so können aus dem gleichen Grunde auch viele Aufnahmen aus dem Felde nicht veröffentlicht werden.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24. - - - - - 1 2 3 4 5

Sehnsucht

Kaum noch, daß ich heimgekommen,
Drängt es mich von neuem fort.
Denn soviel ich mitgenommen,
Meine Liebe ließ ich dort!

Wenn auf blauen Havelwellen
Bauchig nun ein Segel flieht,
Will mein Herz sich zugesellen,
Und ich weiß, wohin es zieht.

Aus der Heimat in die Ferne?
Ach, das wär' ein falsches Wort! —
Aus dem Dunkel in die Sterne!
Singt mein Herz und springt an Bord.



Georg Busse-Palma †
Mit Georg Busse-Palma, der unseren Lesern aus vielen tiefempfundenen und formschönen Gedichten vertraut war, die in unserer Zeitschrift erschienen, ist einer der feinsten Lyriker der Dichtergeneration, die nach Liliencron auf den Plan trat, aus dem Leben geschieden, — ein Ruheloser, der, wie er selbst von sich in seinen „Liedern eines Zigeuners" sang, auf den Landstraßen von acht Königreichen gewandert war, ohne den Hafen seiner Sehnsucht zu finden.

Junger Zigeuner

Mit der Weidenflöte sprang
Er ins Gras und ließ sie klingen.
Tausend junge Falterschwingen
Tanzen nun das Tal entlang.

Plötzlich hält er ein und lauscht.
Brauner Knabe, schlanker Bläser,
Flog die Flöte in die Gräser,
Weil ein Röcklein näher rauscht?

Falter, seht euch nicht so um!
Morgen mittag tanzt ihr wieder,
Doch die schönsten seiner Lieder
Spielt auch ein Zigeuner stumm!

Aus „Zwei Bücher Liebe", von Georg Busse-Palma.
Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

6. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der alte Herr von Gorski schloß sich so sehr gegen alle teilnehmende Fürsorge ab, daß er manchmal, wenn Annemarie in ihrem leichten Korbwägelchen an der großen Freitreppe vorfuhr, das Schloß zum Parktor hinaus verließ und nicht eher wieder heimkehrte, bis sie nach stundenlangem Warten sich auf den Rückweg zur Stadt begeben hatte. Schließlich stellte sie ihre Besuche bekümmerten Herzens ein, denn der Diener Feyerabend hatte ihr berichtet, der alte Herr sei jedesmal hinterher in einen beängstigenden Zustand geraten. Fortwährend habe er mit dem Bild der seligen gnädigen Frau gesprochen, bis er endlich vor Erschöpfung im Lehnstuhl eingeschlafen sei . . .

Der feierlichen Handlung der Taufe hatte er nicht bis zu Ende beiwohnen können. Ein Schwächeanfall war plötzlich über ihn gekommen, gerade als der greise Superintendent Stury von der großen Freude sprach, die der Schloßherr von Kalinzinnen über die Geburt eines Enkels empfunden habe, der das alte Geschlecht der edlen Herren von Gorski zwar nicht im Namen, dafür aber im Blute fortsetze. Da gab es eine peinliche Unterbrechung. Der alte Herr griff sich mit einem kurzen Laut nach dem Halse, sackte zusammen, und nur dem raschen Zugreifen des Obersten Wegener war es zu danken, daß er nicht hilflos zu Boden sank. Ein paar Augenblicke bloß dauerte die Schwäche, er richtete sich wieder auf, und nachdem ihn Annemarie mit einem Glase Wein gelabt hatte, gelang es ihrem Zureden, ihn auf sein Zimmer zu bringen.

Da kürzte der Superintendent seine Rede ab, denn auch der im Steckkissen liegende zukünftige Herr von Kalinzinnen war plötzlich ungebärdig geworden. Während der erste seiner Paten, der Leutnant Karl von Gorski, ihn auf den Arm nahm, fing er plötzlich an zu brüllen, als wenn er am Spieße steckte, und war nicht einmal durch gütiges Zureden der eigenen Mutter zu beruhigen. Der greise Pfarrherr nahm ihn daher im abgekürzten Verfahren in die Gemeinschaft der Christenheit auf. Alle die schönen und herzbewegenden Worte, die er ihm auf den Lebensweg mitzugeben gedachte, blieben ungesprochen. Die Taufgesellschaft aber, die zu einem fröhlichen Feste gekommen war, stand in gedrückter Stimmung in der weiten, mit Tannen und Blumen geschmückten Halle. — Und jeden überfielen seine eigenen Sorgen . . . Der kleine alte Herr von Gorski auf Groß-Heinrichsdorf sann darüber, wie sein Vetter Wegener sich wohl zu dem Sanierungsprojekte des Majorates stellen würde. Sein Sohn Karl plagte sich mit Vorwürfen, daß er noch immer nicht, trotz wiederholten Anlaufes, den Weg zu einer Aussprache mit dem älteren Bruder gefunden hatte, und der Oberst Wegener trug schon seit dem frühen Morgen eine Depesche seines Adjutanten in der Tasche, die ihn mitten aus dem Urlaub wieder an die Arbeitsstätte rief. Weshalb, konnte er sich wohl denken. Und er zerbrach sich den Kopf über eine Ausrede, die für seine verfrühte Abreise eine plausible Erklärung gab, ohne die zurückbleibenden Lieben über Gebühr zu beunruhigen . . . In so aufgeregten Zeiten genügte zuweilen eine Kleinigkeit, sonst besonnen und nüchtern denkende Menschen in panischen Schrecken zu versetzen. Er wußte, was seiner über alles geliebten Heimat bevorstand, wenn es nicht gelang, die hinter der Grenze sich stauende Flut noch einmal durch friedliche Mittel aufzuhalten. Und trotz allem kriegerischen Sinn war er jetzt der Meinung jener, die jeden Tag des Friedens als einen Gewinn verbuchten. Immer in der Hoffnung, im letzten Augenblick könnte noch ein Wunder geschehen, das die drohenden Gewitterwolken verscheuchte . . . An seinem Arbeitstische im Berliner Generalstabe war er ein kühler Rechner, der kaltblütig für sein Teil an den Vorbereitungen für den unausbleiblichen letzten Entscheidungskampf arbeitete. Hier zu Hause aber ein treuer Sohn seiner Heimat, der sich um die Muttererde bangte, die seine Jugend gesehen hatte . . . Schwer standen die reifenden Saaten im Korn, auf den Wiesen wuchs üppig der Grummet zum zweiten Schnitt, und unabsehbar dehnten sich die dunkelgrünen Kartoffelschläge. Im Städtchen aber überall die erfreulichen Spuren regsamen Bürgerfleißes. Eine Zementfabrik hatte sich aufgetan, die für ihre Erzeugnisse lohnenden Absatz fand, und der mit starkem Gefälle durch das hügelige Gelände eilende Fluß war zu nutzbringender Arbeit eingefangen worden. Eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen trieb er und zwei Sägemühlen, in denen die gewaltigen Kiefern und Eichen der Ordensburger Heide zu Brettern und Bauholz geschnitten wurden. Und ähnliches war auch aus anderen Teilen der früher so stillen Provinz zu berichten . . . Das alles würde vernichtet, verbrannt und zertrampelt, wenn die Kosakenhorden über die Grenze brachen, denn die Linie,

[illegible] der eine Verteidigung möglich war, lag erst hinter den masurischen Seen. Alles Land im Osten mußte preisgegeben werden wie das Vorgelände einer Festung. Wenn man auf diesem Stückchen Erde die schönen Tage einer unbekümmerten Jugend gelebt hatte, tat das weh, selbst wenn man bei kühler Ueberlegung die bittere Notwendigkeit einsah . . .

Der einzige Stillvergnügte in der ganzen Gesellschaft war der dicke Freiherr von Lindemann-Vorzymmen. Zwar litt er unter erheblichem Haarweh, denn er hatte das Regimentsjubiläum mit der ihm in solchen Dingen eigenen Gründlichkeit bis zum hellen Morgen gefeiert, aber er gedachte sich an den edlen Weinen, die der Kalinzinner Schloßkeller barg, beim Taufdiner zu erholen. Außerdem aber schüttelte er sich noch jetzt vor Vergnügen, wenn er an die geschickte Kriegslist dachte, mit der er am Sonntag abend seiner gestrengen Nachbarin bei der Heimfahrt entwischt war. An dem Bahnübergang dicht hinter der Stadt hatte der Wagen halten müssen, weil ein Güterzug in langsamer Fahrt die Strecke passierte. Fräulein von Streit war gerade im Begriff, ihm den Text zu lesen, weshalb noch ein Teil des Heus auf seinen Flußwiesen stände, als ihm ein rettender Gedanke durch den Kopf fuhr. Mit drei raschen Schritten war er aus dem Wagen, über die Bahnsperre gestiegen und auf das Trittbrett des einzigen Personenwagens im Zuge gesprungen. Von dort schwenkte er den Hut: „Gute Nacht, meine Gnädigste, wünsche angenehme Heimfahrt! Und entschuldigen Sie mich gütigst, aber eben ist mir eingefallen, ich habe im Schützengarten meinen Regenschirm vergessen!" Ob sie ihn verstanden hatte, wußte er nicht, er sah nur, daß sie entsetzt die Hände rang. Er aber fuhr mit dem Güterzuge in vergnügter Stimmung nach Ordensburg zurück . . .

Auf dem Bahnhofe zahlte er eine Mark Strafe wegen mangelnden Besitzes einer Fahrkarte und begab sich geradenwegs in die kleine Kneipe seines alten Feindes Zapietznik, der die eine, versöhnlich stimmende Eigenschaft besaß, daß er weit und breit den besten Burgunder schenkte. Da trank er andächtig eine ganze Weile lang allein, als aber draußen die Spatzen lärmten und der helle Morgen durch die Ritzen der Fensterladen schien, gab es mit den sonstigen Stammgästen der Polenkneipe eine Art von Verbrüderungsfest. Der junge Graf Bielolaski hatte um die Erlaubnis gebeten, an seinem Tische Platz nehmen zu dürfen. Allmählich fanden sich auch die anderen Jünglinge ein mit den beiden hübschen Kellnerinnen, er hielt ihnen einen eindringlichen Vortrag über die „Segnungen", die sie etwa von einer — im übrigen höchst unwahrscheinlichen — Russenherrschaft zu erwarten hätten, und gab ihnen den energischen Rat, sich bald mit der preußischen Regierung restlos auszusöhnen. Das leuchtete den Polenjünglingen ein, man sang zunächst „Deutschland, Deutschland über alles", dann „Jescze Polska nie zginiela", „Noch ist Polen nicht verloren", zum Schluß aber hatte er hundertfünfzig Mark für französischen Sekt zu zahlen, weil die neubekehrten Brüder sich unauffällig und nach und nach verkrümelt hatten, ohne ihren Anteil an der Zeche zu berichtigen. Das dämpfte ein wenig seinen Enthusiasmus, denn er fand es unbillig, daß der Lehrer auch das Schulgeld zu zahlen hätte . . .

Immerhin hatte er bei diesem Gelage eine Nachricht erfahren, die ihm den Verlust der anderthalb blauen Scheine weniger schmerzlich erscheinen ließ: Orlowen, das Nachbargut von Kalinzinnen, wurde in polnischen Blättern zum Verkauf ausgeboten wie sauer Bier! Ein Besitztum, das seit mehr als vierhundert Jahren in den Händen ein und derselben deutschen Familie gewesen war, wurde polnischen Käufern angeboten! Der älteste dieser Familie, der Hermann von Brinckenwurff, trieb sich irgendwo in der Welt herum, weil er von den engeren Volksgenossen wegen unwürdigen Benehmens in eine Art von stiller Acht getan worden war; aber das war doch kein hinreichender Grund, sich auch des letzten Restes seiner besseren Vergangenheit zu entschlagen.

Der Oberst Wegener, der mit dem Taufpater, Rittmeister von Foucar, in lebhaftem Gespräche gestanden hatte, horchte hoch auf bei der Nachricht.

„Mein lieber Herr von Lindemann," sagte er, „der Verkauf muß unter allen Umständen verhindert werden. Mindestens, bis die politische Situation sich wieder geklärt hat. Wir haben allgemach schon genug Spionennester im Lande!"

Der Dicke reckte sich heraus, so gut es seine untersetzte Figur gestattete.

„Na also, Herr Oberst! Gestern aber fuhren Sie uns über den Schnabel!"

„Ganz recht, aber von gestern zu heute hat sich einiges geändert. Und sollte ich Ihnen vielleicht mitten in einer Gesellschaft von jungen Damen erwidern: Herr von Lindemann, ich teile Ihre Beklemmungen und Aengste? Da hätten die kleinen Fräuleins doch einen Mordsschreck gekriegt, sich womöglich des Ruhmes jener erinnert, die einstmals das Kapitol errettete, und es hätte eine höchst unnütze und schädliche Aufregung gegeben!"

„Natürlich! Aber, was meinen Sie, daß gegen den Verkauf von Orlowen nun getan werden könnte?"

Der Oberst winkte auch die anderen Herren herbei, seinen Groß-Heinrichsdorfer Vetter Gorski mit den beiden Söhnen und den Rittmeister von Foucar. Man kam überein, zunächst einmal den Landrat von Döhlau zu einem Bericht an die Regierung aufzufordern, vielleicht daß diese aus Mitteln der Ansiedlungskommission das Gut erwarb.

Der Groß-Heinrichsdorfer Majoratsherr hatte ohne rechte Teilnahme zugehört. Ihn drückten andere Sorgen, und dieses ewige Kriegsgeschrei vernichtete vielleicht seine letzten Hoffnungen. Er zuckte mit den Achseln.

„Ich glaube bei all' diesen Geschichten wird aus Angst maßlos übertrieben! Gesetzt den Fall, wir bekämen wirklich den Krieg, was läge schon daran, wenn Orlowen in den Händen eines Russen wäre?"

Der Oberst Wegener legte ihm mit einem trüben Lächeln die Hand auf die Schulter:

„Kleines Vetterchen, das wäre im Ernstfalle schlimmer, als Du Dir vorstellen kannst! Seit Du bei den Ordensburger Dragonern Dein Jahr abdientest — ich denke noch heute mit stiller Wehmut an Deine Leistungen —, hat sich in unserer Kriegführung manches geändert. Ich will Dir hier keine langen Vorträge halten, aber in dem kommenden Kriege wird das Schicksal mancher Schlacht von dem sicheren Funktionieren eines Telefondrahtes abhängen. Oder ich will Dir ein Beispiel geben, das mehr zu unserem Thema paßt . . . Drei, vier Kilometer hinter Orlowen, nach der Grenze zu, tobt die große Entscheidungsschlacht, von der es vielleicht abhängt, ob die Russen ungehindert bis zur Weichsellinie vordringen können, oder ob wir sie wieder nach Polen zurückwerfen. Hinter dem Gutswalde hält eine Kavalleriebrigade zur Verfügung des Korpskommandeurs, der sie für einen ganz besonderen Augenblick aufspart, meinetwegen, um den abziehenden Feind in regellose Flucht zu jagen. Die Brigade steht vollkommen sicher, feindliche Flieger, die ihren Platz hätten erkunden können, sind schon in der vorderen Linie abgeschossen worden. Plötzlich schmettern die russischen Granaten mit Volltreffern dazwischen, die Schrapnells platzen über den Schwadronen. In zwei, drei Minuten ist von den stolzen beiden Regimentern nur ein Trümmerhaufe übrig, reiterlose Gäule jagen über das Feld, zerschossene Klumpen von Menschen und Pferden decken die Erde. Einer der überlebenden Offiziere sammelt die Reste tausend Meter zurück. Der Hagel von Granaten und Schrapnells faßt sie von neuem, ohne warnendes Einschießen . .

Weshalb? Oben auf dem Orlower Bergfried, den vor jenen Hunderten von Jahren ein edles deutsches Geschlecht als Wahrzeichen seiner Herrschaft errichtet hat, steht ein verkaufter Schweinehund als Beobachter und meldet seine Wahrnehmungen nach dem Keller. Im Keller aber sitzt ein anderer Schweinehund an einem heimlich eingerichteten Telefon, dessen sorgfältig versteckte Drähte zu den russischen Stellungen führen. Die erste Meldung lautet: Auf Sektor 21 — ich sage die Zahl natürlich nur so aufs Geratewohl hin —, also auf Sektor 21 der Karte steht eine Kavalleriebrigade. Ein paar Minuten vergehen, bis der feindliche Kommandeur die Meldung an seine Artillerie weitergegeben hat, dann sind hundert Feuerschlünde genau eingerichtet, spucken Tod und Verderben. Mit welchem Erfolg, habe ich eben auseinandergesetzt . . ."

Der kleine Herr von Gorski versuchte zu lächeln.

„Du schilderst das so anschaulich, lieber Vetter, als wärst Du schon mal wirklich dabei gewesen?!"

„War ich auch, mein Verehrtester! Auf unserem großen Schießplatz in Jüterbog. Da habe ich zu verschiedenen Malen gesehen, wie unsere Artillerie nach verdeckten Zielen schoß, deren Ort sie nur nach der Karte ausrechnete. Der Erfolg war fürchterlich. Wenn wir Zuschauer zu den unter Feuer genommenen Aufbauten eilten, die als Scheiben dienten, kroch uns manchmal ein Grausen über den Rücken. Ich wenigstens mußte dabei immer denken, wenn diese Unterstände nun von deutschen Jungen besetzt gewesen wären . . Und nichts berechtigt uns leider zu der Annahme, daß unsere Gegner in dem zukünftigen Kriege die fürchterlichen Errungenschaften der Technik weniger ausgenutzt haben sollten als wir . . ."

Herr von Gorski benetzte sich die trockenen Lippen mit der Zungenspitze. Das Barometer seiner heimlichen Hoffnungen sank mehr und mehr . . .

„Krieg, Krieg! Ihr sprecht so selbstverständlich vom Krieg, als wenn er schon morgen vor der Tür stände!"

Der Oberst Wegener atmete tief auf und dämpfte unwillkürlich seine Stimme, obwohl die Damen mit dem Herrn Superintendenten auf der anderen Seite der Halle in lebhafter Unterhaltung die Wiege des kleinen Täuflings umgaben:

„Ich stehe hier unter nahen Verwandten, darf also wohl ohne vorhergehende Bite um absolute Verschwiegenheit freier sprechen, als es mir sonst erlaubt wäre . . ."

„Aber selbstverständlich!"

„Na denn, es sieht nicht gut aus, ringsum. Schlimmer als je zuvor . . . Ich betone ausdrücklich, ich habe gar keine besonderen Nachrichten, schließe nur aus einer Stichprobe, die mich freilich persönlich angeht. Acht Tage hatte ich Urlaub, sagte meinem Chef beim Abschied: ‚Exzellenz, diesmal muß schon eine Welt einstürzen, ehe ich früher zurückkomme, ich will die eine Woche mich bei meinen ostpreußischen Verwandten so recht auslümmeln. Nichts tun, als Rehböcke schießen, Krebse essen, Erdbeerbowle trinken . . .' Heute früh kriege ich von meinem Adjutanten die Depesche: ‚Exzellenz bittet um sofortige Rückreise!' Also, das heißt ja nicht gerade, daß es übermorgen schon losgeht, aber es bedeutet: Alle Mann an Deck! Klar zum Gefecht!"

„Na, na, na," sagte der kleine Herr von Gorski, „man immer ruhig mit die jungen Remonten! Ich glaub' nicht eher an den Krieg, als bis die Russen mir das Dach auf dem Kopf anstecken! Das Gequatsche geht nu schon zwei Jahre lang: ‚Diese Ernte bringen wir nicht mehr im Frieden 'rein.' Es ist immer noch anders gekommen! Und Leute wie ich leiden fürchterlich darunter. Ich trage mich mit einem großzügigen Projekt, die natürlichen Hilfsquellen von Groß-Heinrichsdorf mehr auszunutzen als bisher . . . Lumpige viermalhunderttausend Mark gehören dazu . . ."

Der Oberst Wegener zuckte mit den Achseln.

„Lieber Vetter Hans, vertag' Dein Projekt! Das Geld wäre weggeschmissen . . ." Und Herr von Lindemann bemerkte ergänzend: „Ganz abgesehen davon, daß es Dir niemand pumpt, lieber Gorski! Aber mein verehrter Freund und Oberst, wo wir schon bei den Vertraulichkeiten sind, die über diesen Kreis hier natürlich nicht 'rauskommen: Was raten Sie uns zu tun?"

„Mein bester Herr von Lindemann — aber sagen Sie es nur in absolut vertrauenswürdigem Kreise weiter: Packt unauffällig Eure wertvollsten Sachen und haltet in der Scheune einen vierspännigen Leiterwagen bereit, um am Tage der Kriegserklärung ausreißen zu können, soweit die Gäule laufen!"

„Na, dann wissen wir ja genug," sagte der dicke Freiherr von Lindemann, und der kleine Majorats-

Herr von Groß-Heinrichsdorf tauschte mit dem ältesten Sohne einen trostlosen Blick.

Annemarie trat zu der Gruppe der Herren, bat zu Tisch und entschuldigte den Vater, der sich von seinem Unwohlsein leider noch immer nicht ganz erholt hätte. Es gab ein schweigsames Mahl, und nach dem Kaffee rüsteten die Gäste sich schon zum Aufbruche. Das Foucarsche Ehepaar mit dem zukünftigen Erben von Kalinzinnen fuhr zuletzt ab. Der Oberst Wegener blieb allein zurück. Er hatte noch drei Stunden Zeit und mochte die Heimat nicht verlassen, ohne den Weg zum Herzen des alten Jugendfreundes gefunden zu haben, der ihm an der Seele mehr krank zu sein schien als am Körper.

Er steckte sich eine Zigarre an und schritt durch die verschwiegenen Wege des großen Parkes . . . Die Bäume ringsum waren in den letzten zwanzig Jahren gewaltig gewachsen. Was damals ein niedriges Fasanengehege gewesen war, stand jetzt als ein mächtiger Tannenhorst. Unter der Allee von Linden, die zu jener Zeit kaum notdürftigen Schatten gegeben hatte, ging man heute wie in dem Kreuzgange eines hochgewölbten Domes. Nur am letzten Ende die kleine Lichtung mitten unter uralten Kiefernstämmen, die längst überständig waren, hatte sich nicht geändert. Kärgliche Grashalme wuchsen zwischen grünen Moosplacken. Dort neben dem runden Findlingsstein hatte damals der Baron von Totberg gestanden, hier neben dem Wacholderstrauch der Premierleutnant Adalbert von Gorski. Im Schloß aber riß sich eine die Haare, ungewiß, für wen sie beten sollte . . . Wo waren die Zeiten, und wo mochte die sein, die damals so hart gezüchtigt wurde? Daß sie den Widerhall des Schusses hören mußte, der ihren buhlerischen Liebsten aus dem Leben riß . . .

Er wandte sich zum Rückwege, um den Diener Feyerabend zu suchen, der ihm Bescheid bringen sollte, ob der Herr für ihn vor der Abreise noch zu sprechen wäre. Und er schrak heftig zusammen, denn der, an den er gedacht hatte, stand leibhaftig vor ihm, die mächtige Gestalt schwer auf einen starken Eichenstock gestützt. Ueber das eingefallene Gesicht ging ein müdes Lächeln.

„Ich hatte mir ungefähr gedacht, wo ich Dich finden würde, wie der Feyerabend mir sagte, Du wärest noch hier geblieben und in den Park gegangen. Der Platz da ist sehr lehrreich . . . ich besuche ihn fast jeden Tag, wenn das kaputte Herz mir das Gehen nicht zu einer saueren Arbeit macht. Da stehe ich denn eine ganze Weile lang, schärfe und putze meinen alten Haß, bis er wieder spiegelblank ist, und das hilft mir besser als alle Mixturen und Tropfen, die mir irgendein gelehrter Doktor verschreiben könnte."

Der Oberst Wegener faßte ihn unter den Arm und führte ihn mit mildem Zwang die Lindenallee zurück.

„Adalbert, ich stand damals als Dein Sekundant auf zehn Schritte rechts von Deinem Gegner. Ich weiß mich noch genau zu entsinnen, wie ich vor ingrimmiger Freude fast aufschrie, als er endlich Deine Kugel hatte. Der Bube, der, wegen eines flüchtigen Nervenkitzels vielleicht, Dein Glück zerbrochen hatte. Und da ich auch als Dein Trauzeuge neben Dir gestanden hatte, wußte ich, wie groß das Glück gewesen war . . ."

Herr von Gorski machte eine ungeduldige Bewegung.

„Wozu die Einleitung, Franz? Hast Du mir was zu sagen?"

„Leider nur sehr was Banales! Daß keine Wunde sich schließen kann, wenn man immerfort in ihr herumbohrt, und — wenn Du mich schon herausforderst — daß Männer keine hysterischen Frauenzimmer sein dürfen! Für alles gibt es eine zeitliche Grenze, auch für den tiefsten Schmerz. Und ich muß sagen, ich verstehe Dich nicht! Du hattest Dich mit Deinem Schicksal doch schon ganz leidlich abgefunden?"

„Ganz recht, und was folgt daraus?"

Der Oberst Wegener wurde ärgerlich.

„Schwerenot, daß Du Dich auch jetzt wieder zusammenreißen mußt! Einundzwanzig Jahre ist die leidige Geschichte jetzt her . . ."

„Zweiundzwanzig!"

„Na schön, und bei mir vierzehn, seit man mir meine ertrunkenen beiden Buben vom Ordensburger See nach Hause brachte. Der Aelteste wollte ein im Eis eingebrochenes Tagelöhnerkind retten, ging sofort unter, der Kleine, ein Knirps von acht Jahren, sprang ihm ohne Besinnen nach. Er konnte den Bruder nicht mehr fassen, und als er sich zurückarbeiten wollte, brach das von der Flußströmung zerfressene Eis vor ihm weg . . . Als es ihn wieder getragen hätte, hatte er keine Kraft mehr, sich hinaufzuschwingen. Da holte der kleine Held sein Notizbuch aus der Brusttasche, stützte sich mit beiden Armen auf das Eis und kritzelte mit blutender Hand: „Schrei immer Hilfe, Pappi, aber kein Mensch hört, ich tret' Wasser, aber lang halt' ich's nicht mehr aus, so kalt, ade Mutti, der Franz schon tot . . ." Da hab ich gebrüllt wie ein Vieh, und ein paar Monate lang geglaubt, ich könnt's nie in meinem Leben verwinden. Na, und jetzt? Wenn mir meine gute Malwine an dem schweren Gedenktage wieder mal Vorwürfe macht, ich hätte damals gegen ihren Widerspruch den Jungen das Schlittschuhlaufen erlaubt — sie kann's trotz allen Bitten nicht lassen —, ja, dann geh' ich still aus dem Zimmer und bin stolz, daß die beiden Burschen wie Helden gestorben sind! Denk nur mit stiller Wehmut: Lieber Gott, hätt'st du sie mir am Leben gelassen, was wären das für ein paar preußische Offiziere geworden, und setz' mich an die Arbeit."

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Politische Musik.

Mit Kopf man mich „die hohe“ nennt,
Ohn' Kopf der Musiker mich kennt.

Gleichklang.

Man schätzt mich auf dem ganzen Erdenball.
Man fürchtet und man haßt mich überall.
Ich helf', die feinsten Speisen zu bereiten;
Jedoch kann ich auch Hungersnot verbreiten.
Wo man gut ißt, da weiß man mich zu schätzen:
Und doch verbreit' ich Schrecken und Entsetzen.
Ich mache manchen Kriegesplan zu Schanden;
Und dennoch stamm' ich aus neutralen Landen.

Geographisches Rätsel.

Einem Namen den Fuß nimm fort.
In Galizien bin ich ein Schlachtenort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Aushungerung Deutschlands.

1. Dardanellen. 2. Innung. 3. Einstand. 4. Aktie. 5. Uhu. 6. Seerecht. 7. Havas. 8. Ulrich. 9. Nickel. 10. Gambetta. 11. Eosin. 12. Rhomboid. 13. Ulfilas.

Ost und West: Lissabon.

Zeichnung von Paul Simmel.



In der Zeit der Brotkarte: „Mutter, gib' mir 'ne Stulle, aber vergiß nich, det Abonnemang abzuknipsen!“

Rebus: Deutschland und Oesterreich Hand in Hand.

Kleine Ballade: Meran — Marne.

Ostpreußen: Tauroggen.

HUMOR

Wie die englischen Handelsschiffe. „Der englische Marineminister hat wohl keinen kleinen Schreck bekommen, als er die Verfügung über die deutschen Unterseeboote las?“ — „Na ob, — er hat sofort die Farbe gewechselt!“

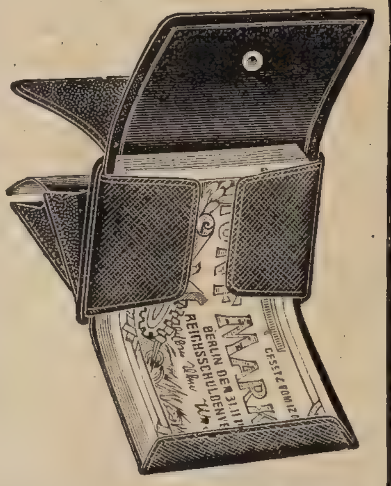
*

Gerettet. Im Kaffee einer russischen Stadt in Polen sitzen einige deutsche Offiziere im Gespräch. Da kommt ein Russe, verbeugt sich tief und sagt: „Herr Offizier, ob Sie möchten nehmen gefangen zwei russische Soldaten, sind versteckt in diesem Haus im Keller?“ — „Gut“, sagt ein Offizier, „das kann gemacht werden. Was sind denn das für Kerls?“ — Flüsternd anwortet der Russe: „Ist sich mein Sohn und mein Schwiegersohn!“

*

Einer vorgeschobenen deutschen Stellung am Pruth nähert sich ein russischer Soldat mit der Parlamentärflagge. „Unser Hauptmann läßt fragen, warum Ihr denn schon wieder „Hurra“ brüllt?“ fragt er die deutschen Posten. — „Weil unser Hindenburg eben wieder 40.000 Gefangene meldet,“ wird ihm bedeutet. — „So?“ sagt der Russe und wirft die weiße Flagge fort, „also bleib ich da; vielleicht hat er sich doch um einen verzählt?!“

Poldi.













Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 11

Berliner
Illustrirte Zeitung

14. März 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Cts.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



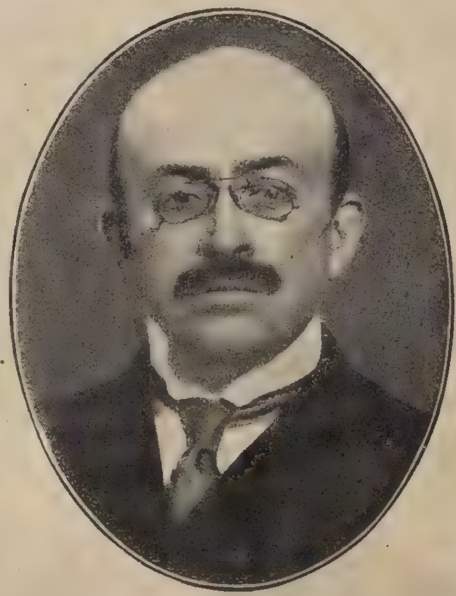
Friedliches aus Feindesland:
Deutsche Soldaten bei der Feldbestellung im besetzten Gebiet im Westen.



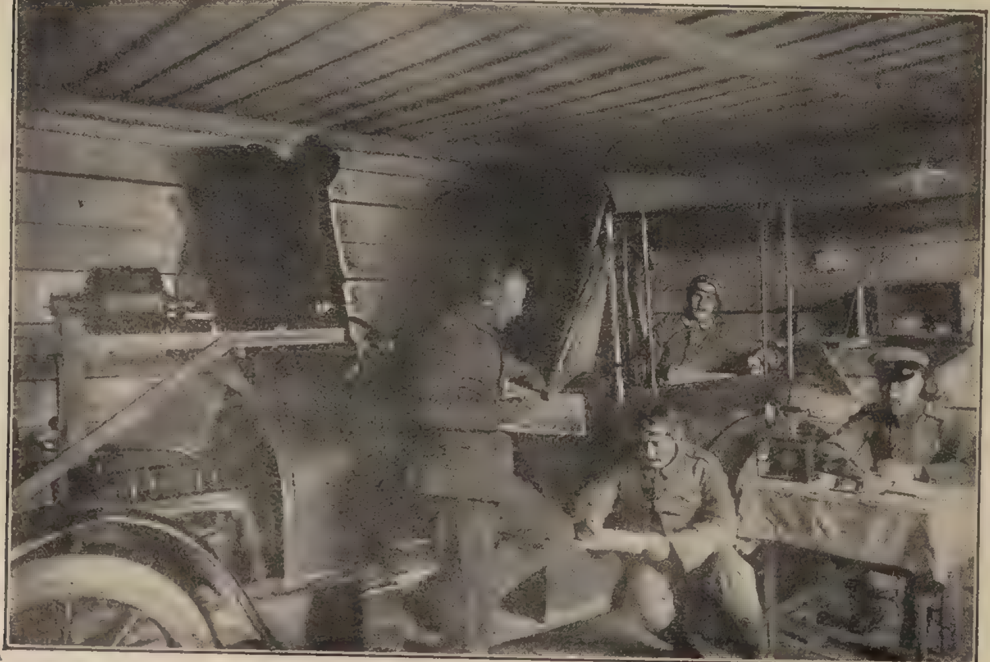
Ein seltsamer Helfer im Kriege:
Ein Elefant, der von Hagenbeck der Heeresverwaltung geschenkt wurde und nun bei Arbeiten hinter der Front im Westen hilft.
Phot. A. Grohs.

Hinter der Kampffront

Während in der Front unter den Händen deutscher Soldaten Gewehre und Kanonen knallen, nehmen dicht dahinter im besetzten Feindesland deutsche Soldatenfäuste die Alltagsarbeit auf. Hier und da sind große Getreidevorräte beschlagnahmt worden, rasch sind Lokomobilen und Dreschsätze aufgestellt, und das russische oder französische Getreide läuft als deutsches Korn in deutsche Säcke. Dabei geht alles unwahrscheinlich flink. Artillerie und Train geben an Pferden, Wagen und Fahrern her, was sie entbehren können; vierspännig vom Sattel gefahren, rasseln die Leiterwagen hin und her, rasch fliegt Garbe um Garbe in die Maschine, deutsche Arbeitskraft, durch soldatische Disziplin unterstützt, läßt die Einheimischen erstaunen. Aber auch sie dürfen nicht müßig sein. Die Kommandantur sorgt dafür, daß sie bei diesen Arbeiten mitbeschäftigt werden, sie werden dafür noch gut bezahlt, damit sie den Lohn der Arbeit empfinden. Auch das beschlagnahmte Gut wird den Besitzern nach dem Wert bezahlt, die strengsten Befehle sorgen dafür, daß für jedes Stück, das genommen wird, Requisitionsscheine gegeben werden. Straßen und Brücken, die im Kampfe zerstört wurden, dürfen nicht in Trümmern bleiben, Pioniere, Eisenbahner und Scharen von geschickten Arbeitern richten sie wieder her, oft schöner und besser, als sie je in Friedenszeiten waren. Dampfwalzen und sonstiges Gerät, daß dazu notwendig ist, wird schnell aus der Heimat bestellt oder mit erstaunlicher Geschicklichkeit von unsern Pionieren an Ort und Stelle gebaut. Unsere Soldaten im Westen haben eine einzig dastehende Hilfe, einen riesigen Elefanten, den Hagenbeck geschenkt hat und der Bäume und andere Lasten schleppt. Zuerst wollte er sich am Kriegswerk nicht beteiligen, aber seit man ihm seinen gewohnten Führer, einen Marinesoldaten, und seine Stallgenossen aus Hamburg, zwei Affen und einen Papagei kommen ließ, zeigte er sich befriedigt und tut wie jeder brave Elefant seine Pflicht.



Dschawid Bey,
der frühere türkische Finanzminister, der in besonderer Mission nach Berlin und Wien reiste.



Funkerstation auf einem Auto.
Mit dem Automobil ist ein Elektromotor verbunden.



Ausbessern der schlechten französischen Straßen durch unsere Truppen.
Phot. Hoffmann, München.



Zeichnung für die B. J. Z. von Prof. M. Zeno Diemer nach eigenen Naturaufnahmen.

Die Verteidigung der Dardanellen.

Im Vordergrunde die alte Festung Sidd ul Bahr, dahinter, jenseits der Dardanelleneinfahrt, die kleinasiatische Landspitze mit der Mündung des Skamander-Flusses, an dessen Ufern sich der trojanische Krieg abspielte. An der vordersten zunächstgelegenen Spitze der Leuchtturm und das Fort Kum Kale, ferner die Batterie auf dem Grabhügel des Achilles, die Hügelstadt Jenischehr, links des Tales der Hügel von Troja. In der Ferne die Insel Tenedos und davor, um die „Kanincheninsel" gruppiert, die englisch-französische Flotte.



Deutsche Kürassiere von einer Uebung zurückkehrend, vor dem Königsschloß in Brüssel. Phot. A. Grohs.

Kriegszeit in Belgien

Das Leben in Belgien und besonders in den großen Städten, das in der ersten Zeit nach der Eroberung völlig ins Stocken zu geraten schien, ist langsam wieder aufgewacht, und heute machen Brüssel, Antwerpen und die andern Städte einen betriebsamen, fleißigen Eindruck, der fast nur durch die zahlreichen deutschen Soldaten eine von Friedenszeiten abweichende Stimmung hat. Die deutsche Herrschaft hat die von der belgischen Regierung hilflos entfallenen Zügel in straffe Hände gegeben. Die Verordnung, daß alle entflohenen Belgier bis zu einem bestimmten Tage nach ihren Wohnorten zurückzukehren hätten oder mit einer Geldstrafe in zehnfacher Steuerhöhe belegt würden, hat gut gewirkt. Auch die Kontrollversammlungen über die männlichen Einwohner gehen ohne Störung vor sich, da die Leute eingesehen haben, daß sie nur überwacht und nicht etwa zum Kriegsdienste gezwungen werden sollten. Einige Zeitungen in belgischer und flämischer Sprache erscheinen. Sie müssen die deutschen und französischen Generalstabs-Meldungen und die Reuter-Telegramme unverändert abdrucken, sonst haben sie ziemliche Freiheit. Auch der private Postbetrieb, der durch die Arbeitsweigerung der belgischen Beamten — zum Schaden des eigenen Landes — fast ganz aufhörte, ist wieder aufgenommen, und heute besteht wenigstens Briefverkehr unter allen wichtigen belgischen Orten, natürlich unter deutscher Zensur.



General von Reckowski, Befehlshaber an der oberelsässischen Truppenfront. Phot. Gebr. Häckel.



Fräulein Hildegard von Kluck, die Tochter des berühmten Armeeführers, die als Rote-Kreuz-Schwester tätig ist, mit dem einzigen Enkelkind des Generaloberſten (der Tochter des bei Lombartszyde gefallenen Lts. z. S. Egon von Kluck).



General von Linsingen, der Führer einer aus deutschen und österr.-ung. Truppen gebildeten Armee in den Karpathen. Phot. Sieke.

Vom Kriegsschauplatz im Orient

Aufnahmen unseres Photographen bei der türkischen Armee

Gleich Deutschland und Oesterreich-Ungarn muß auch die Türkei sich ihrer Gegner auf verschiedenen Kriegsschauplätzen erwehren: im Kaukasus, am Suezkanal und an den Dardanellen. Zu diesen drei Haupt-Kriegsschauplätzen kommt noch das Gebiet am Persischen Meerbusen. Das osmanische Reich ist also genötigt, eine gewaltige militärische Kraft zu entfalten, alle Hilfsmittel des Landes in Anspruch zu nehmen und von allen Staatsangehörigen begeisterte und schrankenlose Hingabe zu fordern. Man muß anerkennen, daß die Türkei nicht gezögert hat, entschlossen und energisch und ohne Rücksicht auf die nicht gerade glänzende wirtschaftliche Lage das Riesenopfer dieses Krieges auf sich zu nehmen. Das ist ein Beweis für die starken Kräfte, die in ihr vorhanden sind und hoffentlich nach einem glücklichen Friedensschluß Gelegenheit zur Entfaltung haben werden. Die Intrigen, die von Rußland, England und Frankreich gegen die deutsche Militärmission unter General Liman von Sanders schon vor dem Eintreffen in Konstantinopel um Neujahr 1914 und noch mehr natürlich im weiteren Verlauf ihrer Tätigkeit angezettelt wurden, haben glücklicherweise keinen Erfolg gehabt. Die deutschen Offiziere konnten, von dem Kriegsminister Enver Pascha und dem Marineminister Dschemal Pascha kräftig unterstützt, das nach den Balkankriegen begonnene große Werk der Reform des türkischen Heeres sicher fortführen. So steht die Armee heute achtunggebietend da und hat in diesem Kriege schon manche schöne Waffentat zu verzeichnen. Der türkische Soldat gilt als einer der besten, die man sich denken kann. Von Natur aus nüchtern, mit wenigem zufrieden, erträgt er Strapazen und Entbehrungen geduldig. Im Angriff tapfer und geschickt, in der Verteidigung zäh, kämpft er für seinen Glauben und für den Padischah. Dazu kommt endlich, daß die Intendantur außerordentlich verbessert ist,



Vom Kriegsschauplatz im Orient: Begrüßung des türkischen Oberkommandierenden Dschemal Pascha durch einen Araberfürsten.

Dschemal Pascha



Vorbringen eines türkischen Geschützes, dessen Räder mit Wüstenbereifung versehen sind.



Die Türkei in der Kriegszeit: Derwische in Konia (Kleinasien), die zum Landsturm einberufen wurden.



Krankenschwester in Jerusalem.



Reiter vom Senussi-Stamm.

so daß Ausrüstung und Verpflegung der Armee den Bedürfnissen entsprechen. Und vollends der deutsche Drill hat aus den türkischen Soldaten eine Truppe geschaffen, die auch äußerlich modernen Anforderungen entspricht. Die türkische Flotte reicht für ihren Zweck, Konstantinopel gegen einen Angriff vom Schwarzen Meer aus zu schützen, aus. Sie hat, ebenso wie das Landheer, in den Monaten vor dem Kriege tüchtig gearbeitet, und auch bei ihr hat der Fleiß der deutschen Offiziere Erstaunliches geleistet. Kurz bevor die Türkei in den Krieg eintrat, ist die türkische Flotte, wie man weiß, durch zwei moderne deutsche Einheiten, „Göben" und „Breslau", verstärkt worden. Diese Flotte hat den Russen bereits großen Schaden zugefügt und die russischen Küstenstädte mit Erfolg bombardiert, so daß bis heute die russische Kriegsflotte nicht gewagt hat, sich zu einem ernsthaften Kampfe zu stellen. — Auch in der Türkei ist der Sultan der Höchstkommandierende der Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Sein Stellvertreter, in Wirklichkeit aber die Seele des gesamten militärischen Apparates ist der Kriegsminister Enver Pascha. Auch seine Gegner gestehen, daß er durch die ressortmäßige Vorbereitung des Krieges einen neuen, glänzenden Beweis für seine organisatorische Fähigkeit erbracht hat. Ebenso volkstümlich ist heute der Oberkommandierende der Armee, die gegen den Suezkanal marschiert, General Dschemal Pascha, der wie Enver aus der Schule von der Goltz stammt. Verantwortungsfreudigkeit, Entschlußfähigkeit und ein kühner Offensivgeist zeichnen ihn aus. Dazu eine Energie, von der manche nette Probe erzählt wird. So hatte Dschemal, als er jetzt nach Damaskus, dem Versammlungsorte seiner Armee, reiste, dem Gouverneur eines Landstriches befohlen, eine schlechte Straße in guten Zustand zu setzen. Der Gouverneur



Reitkamel für zwei Personen.

Aufnahmen unseres Photographen bei der türkischen Armee.



Nach der Winterschlacht in Masuren: Die Riesenmenge der Gefangenen in Augustowo in Erwartung der Brotausgabe vor dem Abtransport. Phot. E. Benninghoven.

machte allerlei Einwände und wußte von tausend Schwierigkeiten zu erzählen. Dschemal Pascha aber schnitt jede weitere Erörterung mit der nachdrücklichen Ankündigung ab: „Wenn die Straße nicht in vierzehn Tagen in Ordnung ist, wirst Du nach Kriegsrecht kurzerhand aufgehängt!“ In vierzehn Tagen war die Straße vollständig ausgebessert. Seiner Energie verdankt auch z. B. die Stadt Alexandrette die Beendigung des Bombardements durch feindliche Kriegsschiffe. Dschemal ließ dem Kommandeur der feindlichen Flotte sagen, daß er für jeden verletzten Bewohner von Alexandrette einen der in der Stadt lebenden Engländer oder Franzosen erschießen lassen werde. Daraufhin dampfte das Geschwader ab. Natürlich muß man sich in Geduld fassen, bis man von dem ersten durchgreifenden Erfolge dieser Armee hören wird. Die Gewohnheiten des Orients können auch durch die rastlose Energie Dschemal Paschas und seiner deutschen Offiziere nicht so schnell überwunden werden.



Kriegszeit im Dorf: Anschlag des täglichen Kriegsberichts. Aufgenommen in Herleshausen an der Werra von Waldemar Titzenthaler.

BILDER VOM TAGE



Rudolf Berger †
der berühmte Tenor der Berliner Königlichen Oper.
Phot. Dührkoop.



Deutsche freiwillige Aerztinnen in feldgrauer Uniform, die in einem Lazarett im Westen tätig sind.



Exzellenz Wermuth, Oberbürgermeister von Berlin, der seinen 60. Geburtstag feiert.

Mit Rudolf Berger, dessen Todesnachricht aus Amerika zu uns gelangte, ist einer der beliebtesten Berliner Künstler aus dem Leben geschieden. Berger war ursprünglich Baritonist und kam nach verhältnismäßig kurzer Provinztätigkeit als ganz junger Mensch an die Berliner Hofoper, wo er sich bald einen ersten Platz sicherte. Durch Jahre sang er alle ersten Baritonpartien, immer aber hieß es, daß die Höhe seiner großen schönen Stimme eigentlich Tenorumfang habe. Als Baritonist kam er auch nach Bayreuth, wo er durch mehrere Jahre als Amfortas und Klingsor, sowie noch in andern Rollen tätig war. In Bayreuth lernte er die amerikanische Sängerin Marie Rappold kennen, die er heiratete und der er nach Amerika folgte, wo er Schüler des New-Yorker Gesangsmeisters Sänger wurde, der den berühmten Baritonisten in kurzer Zeit in einen Tenoristen verwandelte. Als solcher kehrte er an die Berliner Hofoper zurück, die er bei Kriegsausbruch verlassen mußte, um seiner Dienstpflicht als Reserveoffizier im österreichischen Heere zu genügen. Zu Weihnachten erhielt er Urlaub, um sein Engagement in der Metropolitan-Oper zu erfüllen und begab sich nach New York, wo er nun gestorben ist. — Der Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz Adolf Wermuth, der seinen 60. Geburtstag feiert, ist bekanntlich seit zwei Jahren das Haupt der deutschen Hauptstadt. Wermuth schlug nach absolviertem juristischen Studium die Regierungslaufbahn ein und kam als Hilfsarbeiter in das Reichsamt des Innern. Mehrere Male wurde er wegen seiner Organisationsfähigkeiten zum Regierungskommissar für die deutschen Abteilungen verschiedener Weltausstellungen ernannt und im Jahre 1900 in das Reichsamt des Innern als Direktor berufen. Einige Jahre später erhielt er den Posten als Staatssekretär des Reichsschatzamts. Als er in dieser Stellung wegen der Erbschaftssteuer mit dem Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg in Differenzen kam, trat er aus dem Staatsdienst aus.



Die erste deutsche Schule in Brüssel: Deutsche Offiziere bei Erteilung des Unterrichts. Phot. A. Grohs.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

7. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der alte Herr von Gorski drückte seinem Vetter die Hand. „Hast recht, Franz, ich muß mich mehr zusammennehmen! Aber, wenn man so mutterseelenallein in dem alten Steinkasten sitzt . . .“ Er brach ab, denn er fühlte selbst, wie wenig überzeugend seine Entschuldigung klang. Und der Oberst Wegener hob argwöhnisch den Kopf. Er spürte deutlich, daß der andere sich vor ihm zuschloß.

„Das ist doch nur eine lahme Ausrede, Adalbert! Du hast eine Familie, in der für Dich zu jederzeit ein molliger Großvaterstuhl bereitsteht! Statt es Dir in dem so recht bequem zu machen, sperrst Du Dich hier ein! Und was willst Du alter Krümper eigentlich noch vom Leben? Vielleicht irgendein überschwengliches Glück? Ist es nicht Glück genug, so einen herrlichen Menschen wie Deine Annemieze zur Tochter zu haben? Ein Frauenzimmer, nach dem ich — wär ich der liebe Gott — alle Mädels in deutschen Landen zuschneiden würde! Na, und Dein Schwiegersohn Foucar? Noch heute tu' ich mir 'was drauf zugute, ihn hierher geschickt zu haben! Ich gestehe es offen, schon damals mit der gleißnerischen Hoffnung, mir vielleicht einen Kuppelpelz zu verdienen. Gleich in den ersten Wochen, wo er in meine Abteilung kommandiert war, fiel er mir auf . . . ich mußte immer denken: So wären vielleicht mal deine Jungens geworden, wenn der liebe Gott sie dir am Leben — na ist gut! Also ich habe ihn sehr sorgfältig beobachtet, ehe ich ihn mir einheimste, diesen prachtvollen, gerade gewachsenen Menschen . . .“

„Der mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis hatte,“ warf Herr von Gorski bitter ein. Der Oberst Wegener aber lachte schallend auf und stemmte die Arme in die Seiten.

„Adalbert, bist Du auf Deine alten Tage denn ganz verdreht geworden? Junge, Junge, muß ich Dich dran erinnern, wie Du als Fähnrich mich immer besuchen kamst, wenn ich nicht zu Hause war? Dafür aber meine dralle Wirtin, Frau Klempnermeister Sobotka? Soviel ich mich erinnern kann, auch verheiratet . . .“

„Na ja, als Fähnrich . . .“

Der Oberst Wegener zuckte mit den Achseln.

„Mein Lieber, da gibt's keinen Unterschied, wenn man sich auf das hohe Moralroß schwingt! Dein Schwiegersohn aber, als er mich mit Annemarie in Berlin besuchte, hat mir die Geschichte erklärt. Zu dieser Frau Rheinsteiner, -thaler oder -bacher — genau hab' ich den Namen nicht behalten — ist er gekommen, ohne es zu wollen. Er hat sie nicht gesucht, sondern sie ihn! Und daraus willst Du ihm einen Strick drehen?“

Herr von Gorski seufzte auf.

„Lassen wir die Erörterungen, lieber Franz, es hat ja doch keinen Sinn, all das wieder aufzubuddeln. Geschehenes läßt sich nicht mehr ändern.“

„Na schön, wenn Du in Deinem ganz persönlichen Kram nur ebenso denken wolltest.“

Sie waren an einen freien Platz im Parke gekommen, der von niedrigen Tannen umrahmt wurde. Eine Bank unter einem alten Nußbaum lud zum Ausruhen ein, zwischen Buchweizen und Haferstauden scharrten Fasanen und Perlhühner. Auf einem saftigen Wiesenstück ästen zwei Rehe, Bock und Ricke. Als Herr von Gorski sich auf der Bank niederließ, kamen sie näher, die Ricke vertraut, der Gehörnträger mit vorsichtigem Stechtritt und den Kopf hoch aufgeworfen, weil ihn die Witterung des Fremden störte.

Der alte Herr holte aus der rechten Jackettasche ein paar Stücke Zucker, aus der linken streute er Weizenkörner. Da kam auch das Böcklein gelaufen, die Fasanen und Perlhühner rannten herbei, es gab ein plusterndes Gedränge. Scharren und emsiges Picken, die beiden Rehe nahmen den Zucker aus der flachen Hand. Als Herr von Gorski mit den Achseln zuckte und wie zu kleinen Kindern sprach, schob die Ricke den feinen Kopf in seine Rocktasche, holte das letzte Stück Zucker heraus und hielt es mit dem schmalen Aeser einen Augenblick lang in die Höhe, als wenn sie sagen wollte: „Siehst du, ich hab' doch was gefunden.“ Der alte Herr stäubte sich die Weizenspelzen von den Händen und schrie laut: „Nu aber macht fort, Gesindel.“ Doch es half nicht viel. Die Fasanen duckten nur den Kopf ins Genick, das Böcklein aber senkte das Gehörn, als sollte jetzt ein lustiges Kampfspiel anheben.

Herr von Gorski wandte sich zu seinem Gaste.

„Nämlich manchmal, wenn ich gut aufgelegt bin, spiel' ich Hutzebock mit ihm, laß ihn gegen meinen Arm rennen. Und das kleine Volk da ist meine einzige Freude, es heuchelt nicht. Wenn es merkt, daß mein Futter wirklich zu Ende ist, rennt es wieder fort. Die Ricke da aber ist ein ganzer Racker. Fünf Jahre kenne ich sie jetzt schon, aber keine Spur von moralischem Empfinden! Jedes Jahr rückt sie mit einem neuen Spießböcklein an, ist zärtlich zu ihm — bis der Hochsommer kommt! Da tändelt sie mit irgendeinem anderen, der stärker ist und ihr besser gefällt . . . na schön . . . wie sagt Fritz Reuter? Dat is all as dat Ledder is . . .“

Der Oberst Wegener hob unwillig die Hand, so daß die in der Nähe sitzenden Fasanen ein Ende weit fortrannten.

„Weißt Du, Adalbert, ich glaubte, es wäre bei Dir mit leichtem Zureden zu schaffen, aber jetzt . . . also ich pflichte jetzt dem braven Lindemann bei, der mir im Vertrauen mitteilte, seiner Ansicht nach hättest Du oben einen Knax weggekriegt! Das ist ja ganz nett, daß Du Dich hier mit all' dem Viehzeug als Fasanenvater frisierst, aber meiner Ansicht nach hättest Du ein besseres Spielzeug! Mensch, Adalbert, wenn mir Gottes Gnade einen solchen Enkel beschert hätte — elf Pfund wiegt er schon, sagte mir heute die Annemarie — ich würde mich von der Wiege nicht fortrühren und immerzu Killekille machen! Wie er heute bei der heiligen Taufhandlung losbrüllte, schossen mir die Tränen in die Augen vor gerührtem Lachen. Genau so hast Du vor jenen fünfzig Jahren das Maul zu einem runden Loch aufgerissen, wenn ich Dich verhaute, weil ich stärker war. Du warst drei und ich fünf, aber ich besinne mich noch so deutlich . . . in solchen Augenblicken fallen wohl etliche Schleier, die vor der Erinnerung liegen . . . Ich konnte dem alten Pastor Stury gar nicht mehr andächtig zuhören, weil ich Dich immer in dem Steckkissen liegen sah . . .“

In den erloschenen Augen des alten Herrn blitzte es für eine Sekunde freudig auf. Gleich danach ließ er die Lider wieder sinken und fragte argwöhnisch: „Diese Aehnlichkeit hast Du ganz von selbst rausgefunden? — Niemand hat Dich drauf aufmerksam gemacht, in der stillen Hoffnung, Du könntest mir's wiedersagen?“

Der Oberst Wegener schrie fast auf. Die Erkenntnis, woran sein alter Freund und Vetter litt, schlug ihm wie ein Blitz in die Seele.

„Adalbert! . . . Aber das ist ja ganz verrückt . . . Ich war doch selbst dabei, wie . . . na also, wie die beiden sich hier auf 'nem Kasinoball zum erstenmal sahen und kennen lernten, der Baron Tolberg und



Frühling im Schützengraben. — Zeichnung von A. Fiebiger.

ne Frau! Da war — also es ist scheußlich, überhaupt so etwas zu erörtern — aber da war doch die Annemarie schon mindestens ein Vierteljahr auf der Welt!"

Herr von Gorski zog seine Brieftasche und nestelte ein Papier heraus. Es fühlte sich fettig an, war die Photographie eines Briefes.

„Da lies," sagte er heiser. „Aber, bitte, acht' genau auf das Datum!"

„Na ja, ist gut," erwiderte der Oberst. Er hielt das Blatt in der Entfernung eines Flintenlaufes von den weitsichtigen Augen. Außerdem fing das Licht an auszugehen, hinter den niedrigen Tannen der Fasanerie lag nur noch ein schwacher rötlicher Schimmer. Der Brief lautete:

Berlin, 14. November 91.

Geliebtester, ich sterbe! Gestern bist Du von mir gegangen, heute muß ich die Umarmungen eines anderen dulden. Weil ich ein armes Hascherl bin und er ein reicher Plebejer — trotz seines adeligen Namens. In zwei Stunden ist die Trauung, meine Mutter sitzt neben mir. Den Brief hat sie mir erlaubt, aber sie hält mich am Rock, daß ich mich nicht aus dem Fenster stürze. Die Reise geht über Nizza in die Verbannung. O Sascha, wie soll ich dort leben ohne Dich? Gibt es keinen Weg, der Dich zu mir führt? Ich küsse Deine lieben Augen und Dein Herz. Alexandra.

Der Oberst Wegener gab das Blatt zurück und fuhr sich über die Stirn.

„Aber das ist ja ganz verrückt! Das würde doch heißen, daß Deine Frau mit dem Baron Totberg schon vor Eurer Hochzeit . . ."

Herr von Gorski barg das Papier sorgfältig wieder in der Brieftasche. Um seine bärtigen Lippen irrte ein wehes Lächeln.

„Such nach keinem Ausdruck, lieber Franz, in der Sache selbst sind wir uns wohl einig! Du, vor jenen vierzehn Jahren, hast gewußt, daß Du zwei von Deinem eigenen Fleisch und Blut begrubst. Aber ich? Da ist ein Kind zur Welt gekommen, von dem der alte Pfarrer sagte, ich müßte mich freuen als Großvater, und Du behauptest, es sehe mir ähnlich. Ich aber trage den Brief da in der Tasche, die Zweifel krallen sich mir ins Herz, und da bin ich vorhin eben zusammengesackt, ließ mich geduldig fortführen. Oder hätte ich vielleicht schreien sollen: ‚Hören Sie auf, Herr Pfarrer, sonst muß ich auch meine Stimme aufheben. Hier in dem sauberen alten Haus ist für einen Bastard kein Platz'?"

Der Oberst Wegener hatte den Kopf zwischen die Schultern sinken lassen.

„Wann und von wem hast Du denn den Brief bekommen?"

„Vor etwa zwei Monaten, hier aus der Stadt, anonym und ohne jedes Begleitschreiben. Das zeitigte auch meinen Entschluß, mich vom öffentlichen Leben zurückzuzieh'n!"

Der Oberst legte seinem alten Freund den Arm um die Schulter und zog ihn näher an sich.

„Komm mal her, Bertchen . . . Den Brief jetzt beiseite! Oder vielmehr angenommen, er enthielte die Wahrheit! Zweiundzwanzig Jahre hast Du ein Kind besessen als Dein eigenes, es war Dein Trost und Sonnenschein, Dein Labsal in trüben Stunden. Seine Liebe zu Dir war so echt, wie nur je die Liebe eines Kindes sein kann, und Du hast teil an ihm nicht nur, sondern bist sein echtester Vater. Denn Du hast dieses Kind erzogen, all' die edlen Triebe, die in ihm waren, zu schönster Entfaltung gebracht. Und da willst Du Dir dieses Besitztum rauben lassen durch ein dreckiges Stück Papier? Zerreiß es in tausend Stücke und schmeiß es in den Schmutz, aus dem es geboren ist . . ."

Herr von Gorski schüttelte den Arm ab, der sich um seine Schulter gelegt hatte, und stand auf.

„Sehr schön, lieber Franz, aber so viel Seelengröße bring' ich nicht auf. Ich kann einfach nicht! All das, was ich hier drinnen mir in den letzten Jahren wieder aufgebaut habe, ist kaputt. Und wie ich den Kleinen zum erstenmal in seiner Wiege liegen sah, würgte es mich am Halse. Den Kerl selbst hab' ich damals ausgelöscht, seine Brut blieb zurück. Und da soll ich mit sehenden Augen es zulassen, daß sich hier 'mal sein Enkel 'reinsetzt?"

Oberst Wegener faßte sich an die Stirn.

„Aber das ist ja verrückt! Zwei alte Menschen wie wir lassen uns von so einem Wisch ins Bockshorn jagen? Wer sagt uns denn, daß das Papier da echt ist?"

„Wie denn? Von einem nicht existierenden Brief kann man doch keine Photographie abnehmen?"

„Mein lieber alter Junge, hast Du eine Ahnung, was heutzutage alles möglich ist? Mit dem lieben Sonnenlicht, von dem es sonst ja heißt, daß es alle Wahrheit an den Tag bringt, werden die raffiniertesten Fälschungen verübt!"

„Aber das hier ist unverkennbar die Handschrift meiner Frau!"

„Ganz recht, aber, solange man mir nicht das unzweifelhaft von ihr geschriebene Original vorlegt, beweist mir die Photographie gar nichts. Gib mir ein halb Dutzend harmlose Briefe von Dir, und ich will Dir nach ein paar Tagen den Abzug eines Schriftstückes bringen, in dem Du Dich selbst der ärgsten Verbrechen bezichtigst!"

Herr von Gorski schüttelte den Kopf.

„Du willst mir's ausreden! Aber wer in aller Welt sollte ein Interesse daran haben, einen solchen Abzug mühselig anfertigen zu lassen?"

„Wer? Na sicherlich derselbe Kerl, der ein Interesse daran hatte, ihn Dir in die Hände zu spielen. Oder vielleicht ein Frauenzimmer . . . Und jetzt entschuldige! Ich hab' es bisher immer vermieden, Dich zu fragen, was nach der Scheidung damals aus Deiner Frau geworden ist — Leute, die so schon schwer genug zu tragen haben, soll man nicht durch unnütze Neugier quälen. Aber jetzt möchte ich's wirklich wissen . . ."

„Sie lebt noch immer! Kümmerlich bei Verwandten von mir in Riga, bei den Sickenbergs. Ich hab' sie dort untergebracht, unterstütze sie natürlich, damit sie nicht gerade Not leidet, und von Zeit zu Zeit kriege ich einen Jammerbrief von ihr, ich möchte ihr doch verzeihen. Der letzte kam vor einem Vierteljahr. Ich habe — wie üblich — nicht darauf geantwortet, sondern mich darauf beschränkt, ihr wieder einmal Geld zu schicken."

Der Oberst Wegener sprang lebhaft auf.

„Mensch, Adalbert, und da bist Du mit dem Wisch nicht sofort in den nächsten Zug gestiegen und hast sie gestellt: ‚Hier lies, und jetzt gesteh, hast Du das mal geschrieben?'"

Herr von Gorski hob müde die breiten Schultern.

„Wozu? Sie hätte selbstverständlich geleugnet! Ich aber wäre genau so klug gewesen wie jetzt. Und nun wollen wir's lassen, lieber Franz! Du meinst es gut, ich weiß es, aber ich kann im Augenblick nicht mehr. Die Aufregungen haben aus mir einen Waschlappen gemacht. Das kleine Maschinchen hier drinnen hat 'nen Knax gekriegt. Und die Nächte, in denen man schlaflos liegt, geben einem ganz den Rest. Weißt Du, da lernt man manches verstehen, wobei man sich früher nichts gedacht hat . . . Besinnst Du Dich zum Beispiel noch darauf, wie wir mit dem alten Professor Wilutzki auf Prima die Edda lasen?"

„Natürlich! Er hatte eine geradezu glänzende Methode, uns mit der sogenannten Syntax die Dichtung genau so zu vereklen wie die Ilias . . ."

„Ganz recht, aber was wollte ich doch eben sagen? Ja richtig, da gibt es in der Edda den Sang von der Strafe Lokis. Die Götter hatten ihn gefangen und schmiedeten ihn im Reich der blassen Hel an einen Felsblock. Zu seinen Häupten aber legten sie einen giftigen Wurm, und dessen brennender Geifer tropfte ihm auf das bloße Herz. So einen Wurm hab' ich in den schlaflosen Nächten auch über meinem Lager, und ich kann mich herumwälzen, soviel ich will, sein Geifer trifft immer dieselbe Stelle. Na schön, vielleicht hat's bald ein Ende . . ."

Der Oberst Wegener nickte schmerzlich, mit gutem Zureden war da wenig auszurichten. Und seine Zeit war gemessen, morgen vormittag mußte er wieder im Dienst sein. Er sah nach der Uhr. Wenn er jetzt gleich anspannen ließ, blieb ihm vor Abgang des Nachtzuges noch eine halbe Stunde, die er besser ausnützen konnte. Herr von Gorski hatte die Bewegung gemerkt.

„Es eilt nicht so, Franz! Ich hab' mir vor 'nem Jahr in einem Anfall von Verschwendungssucht einen Viererzug Hannoveraner zugelegt. Die laufen, wenn es nötig ist, die anderthalb Meilen bis zum Ordensburger Bahnhof in dreißig Minuten, ohne ein nasses Haar zu kriegen. Wir können also noch in aller Ruhe eine gute Flasche trinken. Zum Abschied, und man kann nie wissen, ob es nicht die letzte ist."

„Tut mir leid, lieber Adalbert, ich muß unbedingt noch den braven Harbrecht sprechen, ehe ich abfahre. Und die Flasche trinken wir ein andermal, wenn Du über die Hirngespinste, mit denen Du Dir jetzt das Leben verbitterst, wieder lachen kannst."

„Na denn — — also ist gut! Ich möchte Dich nur bitten, wenn Du wieder in Berlin bist . . also Du schreibst meiner Toch . . Du schreibst Annemarie kein Wort von dem, was wir hier gesprochen haben?"

„Selbstverständlich nicht!"

„Na ja, sie soll nicht darunter leiden, daß ihre Mutter . . . na schön! Mit dem Rittmeister Foucar spreche ich mich in nächster Zeit mal aus, sobald ich mich ein wenig besser fühle. Seine Frau soll mein ganzes bewegliches Vermögen erben, aber daß sein Sohn hier auf dieser Erde nicht Herr sein darf, das wird er hoffentlich verstehen."

„Oder, wie ich ihn zu kennen glaube, nimmt er Frau und Sohn unter den Arm und schmeißt Dir den ganzen Krempel vor die Füße! Und verlaß Dich drauf, ich helf ihm! Wenn's nicht Krieg gibt, was Gott verhüten möge, sorg' ich dafür, daß er nach dem Manöver in ein anderes Regiment kommt. Du aber sitzt hier allein mit Deinem Wurm, läßt Dir wehleidig von ihm die Leber bespucken, statt ihn um den Schlunk zu kriegen und mit dem Absatz auf den Kopf zu treten."

Herr von Gorski hob beide Arme in die Luft und schüttelte sie mit einem verzweifelten Stöhnen.

„Franz, Mensch, Freund und Bruder, wie soll ich denn das? Der verfluchte Brief ist doch da, und wie kann ich den aus der Welt schaffen?"

Der Oberst zuckte mit den Achseln.

„Es gibt ein sehr einfaches Mittel, aber Du wirst es natürlich nicht anwenden: Verbrennen und nicht mehr daran denken! . . . Leute mit Selbstdisziplin kriegen das ganz glatt fertig."

* * *

Der alte Kutscher Heurich, der auf dem Kalinzinner Hofe schon mehr als vierzig Jahre diente, fuhr die vier Hannoveraner ohne Peitsche. Der neben ihm sitzende Oberst Wegener — hinten im Wagen war das reichliche Gepäck verstaut — tippte ihm auf die Schulter:

„Heurich, jetzt ist's ein Viertel vor neun, um zehn Uhr geht mein Zug, aber ich muß vorher noch zwei Besuche machen. Bei unserer Frau Rittmeister und beim Herrn Oberstleutnant. Werden wir das schaffen?"

In dem von Wind und Sonne braun gegerbten Gesicht des Alten arbeitete es, er schien angestrengt zu rechnen. Dann nickte er und schnalzte mit der Zunge. Die vier Dunkelbraunen legten sich ins Geschirr, daß er Mühe hatte, sie mit seinen eisernen Fäusten zu bändigen. Der leichte Wagen schleuderte in den Gleisen, der Luftzug der raschen Fahrt benahm den Insassen fast den Atem. Auf dem blauen Livreerocke des alten Kutschers tanzte ein Kreuz an verblichenem schwarz-weißen Bande; die feine Silbereinfassung war im Lauf der Jahre dunkel geworden.

„Donnerwetter, Heurich," sagte der Oberst erstaunt, „Du hast das Eiserne Kreuz?"

Der Alte nickte wieder.

„Hatt' ich beinah' schon gar nicht mehr daran gedacht! Weil alle Leite aber reden, jetz soll wieder Krieg werden, hab' ich wieder vorgeholt."

„Weswegen hast Du's denn damals gekriegt?"

„Wegen Patroullje mit verstorbene Leitnant Freiherr von Stauenhofen."

„Und wo?"

„Hab' ich fergässen!"

Es ging steil bergan, der Alte zog die Zügel an, ließ die Gäule ein wenig verschnaufen. Und schwerfällig arbeitete seine Erinnerung . . .

„War nach eine Schlacht, wir hatten zurück gemußt, wir und Hulanen. Also es war ein großes Durcheinander, viele Offiziere tot, Leutnant Uhlenburg, Vater von jetzige Härr Rittergutsbesitzer, rangiert unsere Schwadron, an achtzig Mann haben gefehlt. Und fielen immer noch wälche, denn franzes'sche Atollrie schoß über'n Bärch. Da kommt Leitnant Freiherr von Stauenhofen von Königsbärger Kirassiere, braucht sächs Freiwill'ge auf Tod und Leben. Der ganze Räst von Schwadron hat sich gemäldet, er hat ausgesucht. ‚Kärls, bet' ein Vaterunser', sagt der Härr Leitnant, und dänn sind wir losgeritten. Der Härr Leitnant hat gesagt, weil wir fästställen sollen, wieviel daß die Franzosen noch in Resärve haben. Ach, Du mein liebes Gottchen, Härr Oberst, haben wir da Feier gekricht! Regimänterweis haben se auf uns geschossen, franzes'sche Offiziere sind auf uns losgeritten, einen hab' ich aus'm Sattel gestochen. Zulätzt war nur ich iebrig und der Härr Leitnant; wir jagen iebers Fäld zurück, nebeneinander. „Kärl," schreit er mir ins Ohr, „weißt Du nu ungefähr, wieviel franzes'sche Regimänter wir fästgeställt haben!" . . . ‚Nei,' schrei ich zurick, ‚keine Ahnung, Härr Leitnant!' ... ‚Rindvieh,' schreit er wieder, ‚wänn ich fall, is die ganze Patroullje im . . .' na, Härr Oberst können sich schon dänken, wo. Also schreit er weiter, ‚jetzt paß auf, ich werd's Dir erklären . . .' Auf einmal aber sagte er so, „blubb", sein ganzer Rücken wird rot, hat ihn doch so eine verfluchte Schassepohkugel in' Puckel getroffen, und er fängt an, im Sattel zu torkeln. Na, was sollt' ich da machen? Ich hab' ihn vor mich in' Sattel genommen, heidi wieder los, und ich hab' immer gebarmt: ‚Trautstes Härr Leitnantche, bloß nich stärben! Was soll sonst aus unserer Mäldung werden?' Na, da hat's dänn gereicht, bis wir wieder bei Unseren gewesen sind, und immer mit Blutspucken hat der Härr Leitnant gemäldet. Ein Härr Major hat alles aufgeschrieben, der Härr General hat gesagt, das wär' eine entscheidende Wichtigkeit, und der Härr Leitnant hat vor Freide ganz helle Augen gekriegt. Auf mich hat er mit der Hand gezeigt: Hervorragend dumm, aber sehr tapfer, Eiserne Kreiz — und er ist gestorben . . . Alle Härrn Offiziere haben geweint, auch ich, und hernach sind die Mäldereiter bloß so gepräscht nach allen Seiten . . ."

Der steile Berg war überwunden, es gab wieder flache Bahn, und der Alte brauchte gar nicht erst mit der Zunge zu schnalzen. Die vier Hannoveraner fielen ganz von selbst in den langen Trab, der so mühelos aussah, aber mehr Boden schaffte als bei anderen Gäulen ein Galopp . . .

Der Oberst Wegener mußte bei dem scharfen Luftzuge die Hand vor den Mund halten. Auch in die Augen war ihm anscheinend etwas geflogen, denn er hatte sich mit dem Taschentuch über die Wangen fahren müssen . . .

„Heurich," sagte er laut, „sind die Gäule schon mal unter'm Sattel gegangen?"

„Befehl, Härr Oberst, und ich hab' sie zugeritten! Tiptopf, hat unser gnä'ges Fräulein, vielmehr wollt' ich sagen, unsere Frau Rittmeister, gesagt. Der alte gnäd'ge Härr kimmert sich ja um garnuscht mehr . . ."

„Na, denn — wenn's wirklich losgehen sollte — reservier' mir den rechts hinten. Das scheint ja ganz 'was Hervorragendes zu sein!"

Der Alte versammelte die Zügel in der Linken, kratzte sich mit der Rechten hinterm Ohr.

„Härr Oberst, wänn das man noch gehen wird! Die sind nehmlich schon angemustert, fier die fünfte Schwadron. Der, wo Härrn Oberst aufgefallen is, fier unserm Härr Rittmeister als Resärvepferd, die beiden vorne für meine beiden Jungens, und der Schwerste links für mich. Weil ich doch nu jetzt ein paar Fundche mehr wieg' wie im Jahr siebzig!"

„Was, Alter, Du würdest auch noch mitgehen?"

„Aber sälbstverständlich, Herr Oberst! Is auch schon alles ausgemacht mit unserm Härr Rittmeister, und weil die Frau Rittmeister zu mir gesagt hat: „Heurich, Du paßt mir auf, daß meinem Mann nuscht passiert!" Und meine beiden Jungs, wo doch eben erst ausgedient sind, also wenn Patroullje gibt und so, da sollen sie sich doch verlassen können, was sie unterm Sattel haben."

Da mußte der Oberst Wegener auflachen. Solange in deutschen Landen noch solche Gesinnung wuchs, gab es keine Gefahr — — —

In dem kleinen Häuschen vor dem deutschen Tore, das der Rittmeister von Foucar auch nach seiner Verheiratung bewohnte, brannte Licht. Friedlich schien es aus den niedrigen Fenstern auf den grünen Rasen und die fruchtbehangenen Obstbäume, die in diesem Jahre noch reichlicher angesetzt hatten als sonst.

Als auf der Chaussee der Wagen vorfuhr, trat das Ehepaar Foucar in die Haustür. „Nanu," sagte Frau Annemarie verwundert, „das sind doch unsere Hannoveraner?" . . . Gleich danach lief sie mit einem Jubelruf dem aussteigenden Gaste auf dem kiesbestreuten Gartenwege entgegen.

„Aber nein, Onkel Franz! Und daß Du Dir die Zeit nimmst, bei uns noch vorzusprechen?"

Der Oberst Wegener lachte, trotzdem ihm beklommen genug ums Herz war.

„Hattest Du denn geglaubt, Dein alter unglücklicher Verehrer könnte fortfahren, ohne Dir noch mal in die blauen Augelchen geguckt zu haben?" Er begrüßte den Rittmeister von Foucar und gab ihm unauffällig einen leichten Schubs in den Rücken, zum Zeichen, daß er ihn allein sprechen müßte. Und der hatte natürlich schnell begriffen.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

au — ba — be — ben — chod — ci — da — de — di — din — dow — en — erd — fer — ga — ge — gi — ha — heim — i — in — ku — kurs — la — le — li — li — na — nau — o — o — rar — re — reichs — scha — tag — tri — un — us — va — wein — zie

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine freudige Kunde nennen, die kürzlich dem deutschen Volke gegeben wurde.

Die Wörter bezeichnen: 1. Ausdruck aus der Jägersprache. 2. Schlachtenort in Böhmen. 3. Vielbesuchtes Hochtal. 4. Russische Hafenstadt. 5. Vertretung des deutschen Volkes. 6. Berühmten Berliner Künstler. 7. Helden aus der deutschen Sage. 8. Musikalischen Ausdruck. 9. Rechtsmittel. 10. Kriegsuntauglichen Soldaten. 11. Bekannten österreichischen Schauspieler. 12. Deutschen Badeort. 13. Vielgenanntes englisches Kriegsschiff. 14. Eine Plage für die Truppen im Felde. 15. Gewaltiges Naturereignis.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Politische Musik: Pforte — fort

Gleichklang: Kapern.

Geographisches Rätsel: Stanislaus — Stanislau.



„Mensch, sind Sie aber een dünnes Gestelle! Ihnen ha'm se wohl die Brotmarke jeklaut?"

Der verwandelte Lehnstuhl.

Ein Lehnstuhl, der den Kopf verlor,
Kommt nun als Ort in Frankreich vor.

HUMOR

Unser Dackel beschnuppert die Schürze des Dienstmädchens. Die kleine Ilse sieht gespannt zu, dann sagt sie: „Sieh' mal, der Männe hat eben die Anna angeschnauzt!"

*

Im russischen Gefangenenlager ruft der Aufseher in der Krankenabteilung nach einer Liste einige Namen auf: „Iwan Michalowitsch, hast Du heute früh ein Bad genommen!" — „Herr Unteroffizier," ruft der Russe, „ich schwör bei alle Heiligen, ich habbe nichts genommen; wenn fehlt, hat genommen hier der Petrowitsch, stiehlt immer!"

*

Kellner: „Darf ich dem Herrn vielleicht ein anderes Mundtuch bringen?" — Gast: „Ach was — Mundtuch! Reden's doch deutsch und sagen's einfach Serviett'l!"

*

„Welches Tier ist mit seiner Nahrung am bescheidensten?" — „Die Motte. Die frißt nur Löcher!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 12

21. März 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Die moderne Kriegstechnik in der Wüste:
Beobachtungsstand einer türkischen Batterie der gegen die Engländer in Aegypten vorgehenden Armee.
Aufnahme unseres Photographen bei der türkischen Armee.



Neueste Aufnahme des Generalfeldmarschalls Hindenburg bei der Begrüßung von Offizieren seines Regiments Nr. 147.

Zum dritten Male seit Beginn des Weltkrieges ist der Reichstag in Berlin versammelt gewesen, um die Angelegenheiten des Reiches und seiner Wirtschaftspolitik zu beraten. Das



Der Kaiser mit Generaloberst v. Einem auf dem Marktplatz in Vouziers.
Einem Phot. G. Berger.

Hauptinteresse vereinte sich diesmal auf den neuen Staatssekretär des Reichsschatzamts Dr. Helfferich, der den Etat in einer längeren Rede vortrug. Außerdem forderte er von dem Parlament, neben den schon bereitgestellten 10 Milliarden, die Bewilligung eines neuen Kriegskredits von 10 Milliarden, die nach den Worten des Reichsschatzsekretärs die nötige Bewegungsfreiheit zur Fortführung des Krieges bis in den Spätherbst sichern.



Reichstagsabgeordnete auf dem Wege zum Reichstag: Dr. Neumann-Hofer (Fortschr. Vp.)



Dr. Südekum (Soz.)
Phot. B. J. G.

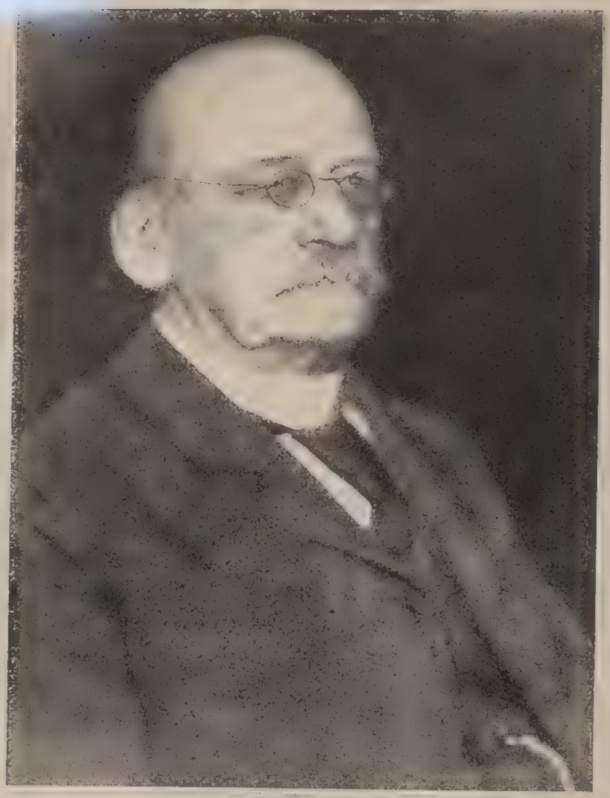


Der wandelnde Vulkan.
Die beste bis jetzt gelungene Aufnahme eines österreichischen Motormörsers im Augenblick des Abfeuerns.



Französische Batterie mit den neuen Schutzschildern für die Mannschaften.

Bildnisse vom Tage



Exzellenz Adolf v. Wagner,
der berühmte Nationalökonom, der seinen 80. Geburtstag feiert.
Hofphot. Nicola Perscheid.



Exzellenz Prof. Wilhelm Röntgen,
der Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, der seinen 70. Geburtstag feiert.
Hofphot. Nicola Perscheid.

Exzellenz Adolf Wagner, Doktor und Ehrendoktor fast aller Fakultäten, der seinen 80. Geburtstag feiert, gehört zu den markantesten Persönlichkeiten der deutschen Wissenschaft und Wirtschaftspolitik. Er wurde in Erlangen am 25. März 1835 als Sohn des Physiologen Rudolf Wagner geboren, studierte in Göttingen und Heidelberg und erhielt schon mit 23 Jahren eine Berufung als Professor an die damals neugegründete Handelsakademie nach Wien. 1863 wurde er Lehrer in Hamburg an der kaufmännischen Fortbildungsanstalt und ein Jahr später Professor der Statistik an der damals noch deutschen Universität in Dorpat. Im Kriegsjahr 1870 nahm er den Ruf als Universitätslehrer nach Berlin an, wo er seitdem als Lehrer der Staatswissenschaften wirkte. — Wilhelm Röntgen ist die andere Exzellenz und Leuchte der Wissenschaft, die in diesen Tagen einen bedeutsamen Geburtstag begehen kann. Die Röntgenstrahlen haben seinen Namen auch in den breitesten Volksschichten bekannt gemacht, und ihre Anwendung ist ein populärer Begriff geworden. Professor Röntgen ist seit dem Jahre 1899 Ordinarius der Physik an der Münchener Universität. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen gelang vor 20 Jahren, als er Physikprofessor an der Universität in Würzburg war. Als Röntgen im Dezember 1895 die X-Strahlen, wie er sie damals nannte, gefunden hatte, veröffentlichte er das Resultat seiner Forschungen in einer kleinen Broschüre von 12 Seiten Umfang, die sofort ungeheures Aufsehen erregte. Ueberall wurden sofort Experimente angestellt, die aber viel Neues nicht mehr erbrachten. Bekanntlich hat Röntgen auch den Nobelpreis für seine Entdeckung erhalten, ebenso vom Kaiser den Orden Pour le mérite für Wissenschaft und Künste.



König Konstantin von Griechenland.
Hofphot. Voigt.



Der Führer des Freiwilligen-Korps der Derwische mit der vom Sultan verliehenen Fahne in Konstantinopel.
Phot. Otto Keil.



Einige Felduniformen der deutschen Armee:

Marine-Infanterie, feldgrau, Tschako und gelbe Litzen am Kragen

Matrosen-Division, blaue Uniform mit Matrosenmütze

Feld-Uniformen der deutschen Armee



Freiwilliges Automobil-Korps

Freiwillig s Motorboot-Korps

Feldgrau ist das Losungswort geworden, wenn von der Uniform des Heeres gesprochen wird, und merkwürdig schnell hat sich das Auge an die neuen Uniformen gewöhnt. Ueber viele Einzelheiten der neuen Uniformen herrschen aber noch Unklarheiten, und so haben wir in unseren Bildern einige der neueren Uniformen wiedergegeben, aus denen sich auch die einzelnen charakteristischen Merkmale der verschiedenen Waffen und die Rangabzeichen erkennen lassen. Die neue Uniform bezweckte in erster Linie eine Kleidung zu schaffen, die ihren Träger möglichst wenig sichtbar machte und ihn nur wenig von der Umgebung und dem Gelände abhob. Ganz war dies natürlich nicht zu erreichen, da die Umgebung vielfach wechselt und es einen großen Unterschied macht, ob eine Schützenlinie auf einem eben umgepflügten Ackerfelde oder auf einer Sandfläche oder auf einem Schneefelde liegt, und ob eine Marschkolonne sich auf freiem Felde oder am Waldrande bewegt. Die Mimikry wird immer nur unvollkommen erreicht werden, da der Soldat mit einer einzigen Uniform auskommen muß und ihre Farbe nicht nach Bedarf chamäleonartig ändern kann. Bei den Versuchen hat sich die feldgraue Farbe als die zweckmäßigste herausgestellt. Sie ist deshalb auch als Grundfarbe für die ganze Armee eingeführt worden, nur die Jäger und Schützen haben eine graugrüne Uniform. An der Uniform mußte alles Helle und Blinkende vermieden werden. So wurde die Kopfbedeckung mit einem feldgrauen Helmbezug überzogen, die Knöpfe wurden matt gehalten, die Abzeichen am Kragen und an den Aermelpatten verkleinert, die Stickereien fielen weg, die Säbelscheiden wurden geschwärzt. Die Offiziersuniform wurde derjenigen der Mannschaften möglichst gleich gemacht, damit sich die Offiziere nur wenig von der Truppe abheben. Die Erfahrung früherer Feldzüge hatte gezeigt, daß die feindlichen Schützen vorzugsweise die Offiziere als Ziel nahmen, um sie abzuschießen und die Truppe dadurch ihrer Führer zu berauben. In der serbischen Armee sollen in jeder Kompagnie besonders gut schießende Leute bestimmt sein, die lediglich die österreichischen Offiziere zu beschießen hatten.



Luftschiffer-Bataillon („L" auf der Achselklappe)

Flieger-Offizier mit dem Feldpilotenabzeichen



Telegraphen-Bataillon („T" auf der Achselklappe) Berittener Unteroffizier

Garde-Maschinengewehr-Abteilung (Der Mann hat den Tragriemen für das Maschinengewehr umgehängt.)



Zeichnungen von Casber_-Berlin.

Schneeschuh-Abteilung (Weiche Mütze und „S" am Kragen)



Feld-Uniformen der deutschen Armee:

Feldwebel-Leutnant, Vizefeldwebel-Kragen und Offiziers-Achselstücke



Sanitäts-Offiziere:

Oberstabsarzt (Majors-Achselstücke) — Zivilarzt im Heeresdienst (zwei Aeskulapstäbe am Kragen) — Assistenzarzt (Leutnants-Achselstücke)



Offizier-Stellvertreter, Vizefeldwebel-Kragen, Achselklappe mit Tresse und gelbmetallener Nummer

An ihren Gewehren waren Zielfernrohre angebracht, wie man sie beim Scheibenschießen und auf der Jagd anwendet. In dem Bestreben, die Offiziere für den Gegner möglichst unkenntlich zu machen, darf man aber auch nicht zu weit gehen. Für die eigene Truppe muß der Offizier als solcher immer leicht erkennbar bleiben, weil sonst die Disziplin leidet. Der Offizier muß auch von Leuten, die ihn nicht persönlich kennen, sofort als Vorgesetzter erkannt werden. Auch die in besonderen Stellen befindlichen Offiziere, wie Adjutanten und Generalstabs-Offiziere, müssen sich durch besondere Abzeichen unterscheiden. Für Sommer und Winter gibt es nur eine Uniform, der vielfach gemachte Vorschlag, zwei nach den Jahreszeiten verschiedene Bekleidungen einzuführen, hat sich aus praktischen Gründen nicht durchführen lassen. Nicht alles ist streng vorschriftsmäßig, was im Felde getragen wird, und mancher Soldat bietet ein Bild dar, das nur noch wenig Militärisches an sich hat. Wenn aber ein rechtzeitiger Ersatz der verbrauchten Uniform- und Ausrüstungsstücke unmöglich ist, so muß sich schließlich jeder selbst so gut helfen, als es eben geht, wenn dabei auch die Bestimmungen der Bekleidungsvorschrift überschritten werden. Manche Uniform und manche Abzeichen sind zu Kriegszeiten zu sehen, die man im Frieden vergebens suchen würde, weil es die Truppenteile und die Stellungen nicht gibt. Dazu gehören zum Beispiel die Feldwebelleutnants. Sie tragen die Bekleidung und Abzeichen der Vizefeldwebel oder Vizewachtmeister, jedoch mit den für Leutnants vorgeschriebenen Achselstücken, zum Waffenrock wie zum Mantel. Die Kopfbedeckung, Tornister, Seitengewehr und Koppel werden nach den für die Offiziere des betreffenden Truppenteils gegebenen



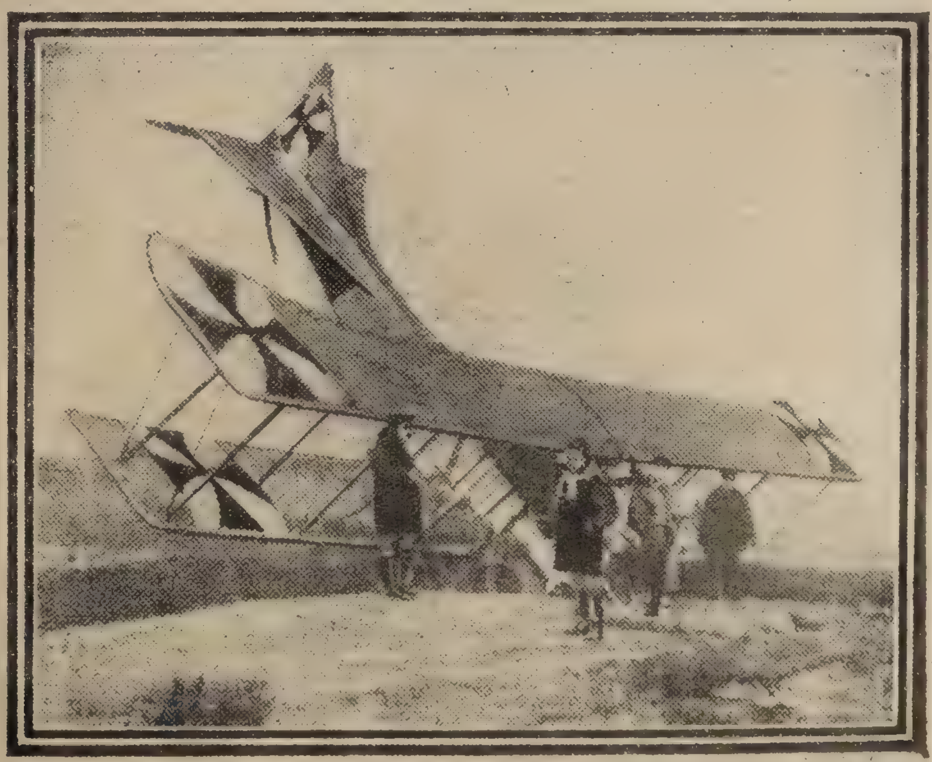
Oberst im Generalstab (karmoisinrote Streifen an den Hosen) — Generalleutnant (goldene Achselstücke mit einem Stern) — General-Feldmarschall goldene Achselstücke mit gekreuzten Feldmarschallstäben (trägt auf unserm Bilde als Chef eines Garderegiments die Regiments-Uniform) — General der Artillerie (mit der Kugel auf dem Helm und Artillerie-Säbel; goldene Achselstücke mit 2 Sternen) — Generalmajor (goldene Achselstücke ohne Stern), — General-Oberst goldene Achselstücke mit 3 Sternen, (trägt auf unserm Bilde als Chef eines Infant.-Regiments die Reg.-Uniform)



Schwere Haubitzen feuerbereit in den Waldkarpathen. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Vorschriften getragen. Die Offizierstellvertreter tragen die Uniform der Vizefeldwebel und um die mit gelbmetallenen Nummern usw. versehenen Schulterklappen des Waffenrocks und des Mantels eine Tresse. Zu den besonderen Formationen, die man im Frieden vergeblich suchen würde, gehören die als Infanteristen verwendeten Matrosen, um die von der Flotte nicht beanspruchten Mannschaften für Heereszwecke nutzbar zu machen; es ist bei ihnen der seemännische Anzug in sehr geschickter und zweckmäßiger Weise den Anforderungen des Gefechtsfeldes angepaßt. Das freiwillige Motorbootkorps wird auf dem von zahlreichen Wasserläufen durchzogenen Gelände des westlichen Kriegsschauplatzes vielfach verwendet, wo die schnellen Boote zu Erkundungsfahrten und als Depeschenboote benutzt werden; gelegentlich werden sie auch mit Maschinengewehren ausgerüstet und können dann tätig in die Kämpfe eingreifen. Wer auf dem Kriegsschauplatz sich aufhält, muß auch eine Uniform tragen und dadurch äußerlich zeigen, daß er in irgendeiner dienstlichen Beziehung zum Heere steht. Schon völkerrechtliche Rücksichten verlangen dies. Auch Personen, die dem Heere für gewöhnlich nicht angehören, werden in eine Uniform gesteckt. Dazu gehören z. B. auch die Zivilärzte, die bei den Kriegs-Etappen- und Reservelazaretten ihre wertvolle Hilfe in den Dienst des Heeres gestellt haben. Das ist auch aus disziplinaren Gründen erforderlich, weil sie ja mit lauter „Uniformierten" zu tun haben, denen das schlichte Bürgergewand nichts gilt. Nur die Uniform hat im Kriege Wert und Geltung.





Under the fire of Russian anti-aircraft guns, this German biplane finally came to earth on the brink of a stone quarry in Russian Poland. The pilot was taken prisoner.

Wie die Engländer für ihre Verbündeten Flugzeuge „erobern"!

Bild aus Nr. 51 unserer Zeitschrift Jahrg. 1914, darstellend eine „Schwere Landung an einem Steinbruch in Russisch-Polen." (Der Pilot selbst hat uns die Aufnahme zugesandt.)

Nachdruck des gleichen Bildes in der Londoner Zeitung „Daily Mirror" vom 26. Februar 1915 mit der Unterschrift: „Unter dem Feuer russischer Abwehrkanonen kam dieser deutsche Doppeldecker an einem Steinbruch in Russisch-Polen zur Landung. Der Pilot wurde gefangen genommen."

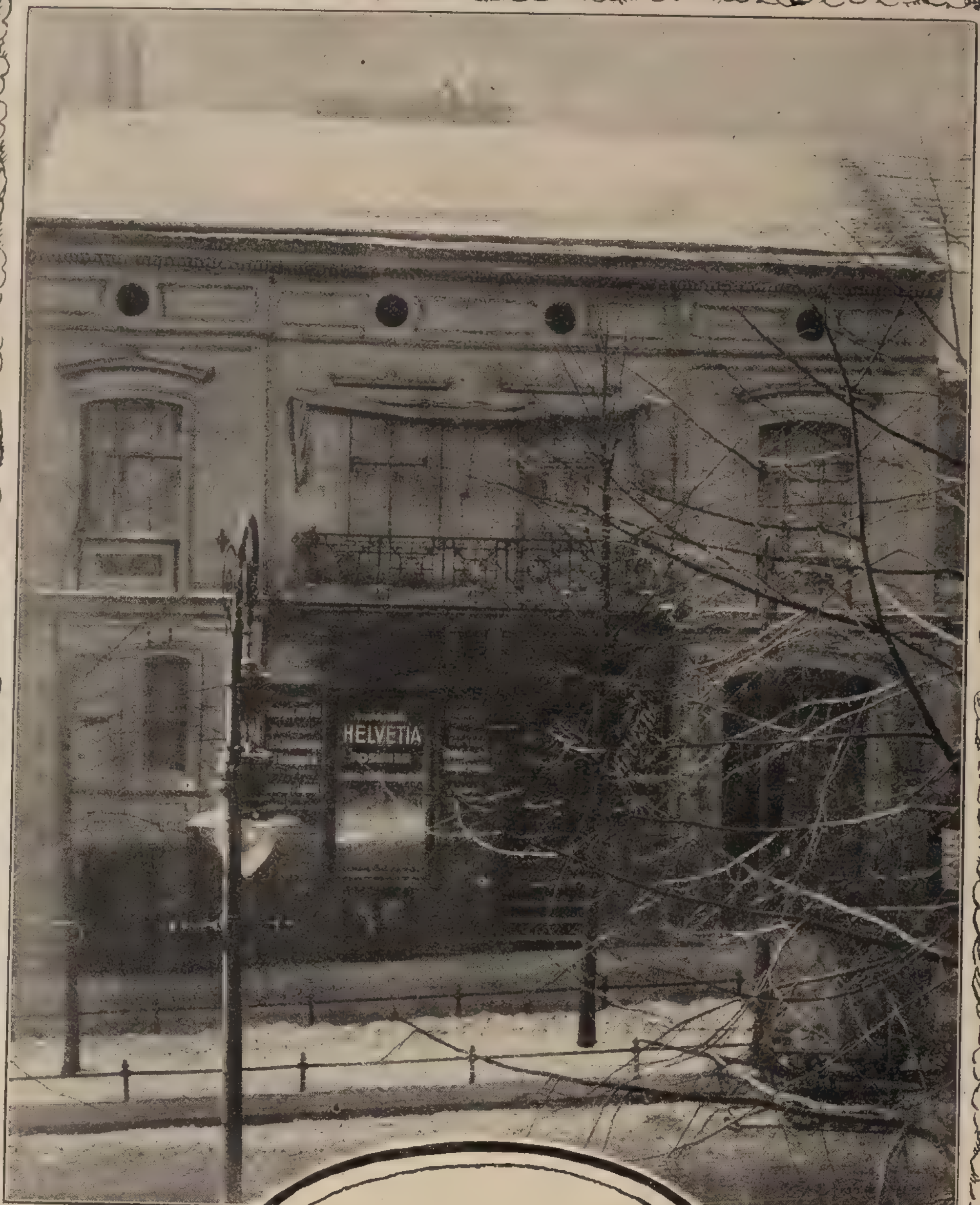


Ferdinand Burg †
ehemals Erzherzog Ferdinand Karl von Oesterreich, der auf seine Würden verzichtete, als er Frl. Czuber heiratete. Hofphot. Kosel



Generalmajor v. Ditfurth †
Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses seit 1909, gefallen im Osten.
Hofphot. Noack.

Am 4. Oktober 1817 stand in der „Posener Zeitung" eine Anzeige, in der „Lieut. und Adjut. Beneckendorff von Hindenburg die Geburt eines munteren und kräftigen Söhnchens" anzeigte. Dieses muntere Kind war der jetzige Generalfeldmarschall und weltberühmte Feldherr Paul von Hindenburg. Noch steht in Posen, Bergstraße Nr. 7, das Geburtshaus, in dem seine Eltern, der damalige Leutnant im ersten Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 und seine Gattin Louise, die Tochter des Generalarztes Schwickart, wohnten. Dieser Großvater Hindenburgs, Schwickart, war in Posen eine sehr bekannte Persönlichkeit. Er besaß das Eiserne Kreuz aus dem Feldzug 1813, weil er als Arzt bei Kulm eine Kompagnie, deren Offiziere alle gefallen waren, geführt hatte. Verschiedentlich taucht jetzt in Zeitungen die Nachricht auf, der Feldmarschall sei in Pinne geboren; dies ist ein Irrtum, erst im Jahre 1850 wurde der Vater nach Pinne versetzt. Posen darf also den unbestrittenen Ruhm als Vaterstadt des berühmten Mannes für sich beanspruchen. In Pinne und Glogau hat Hindenburg seine Kinderjahre verbracht.



Hindenburgs Geburtshaus in Posen, Bergstraße Nr. 7.
Phot. Engelmann.



Kriegszeit im Dorf: Erzählungen aus der großen Zeit.



In der Dorfschmiede: Frau Schmiedemeister, die die Werkstatt ihres Mannes weiterführt. Phot. Waldemar Titzenthaler.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
----- Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24. ----- 1 2 3 4 5



Das Schweigen. Zeichnung von Botho Hoefer.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

8. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Als der Oberst und das Ehepaar Foucar in der kleinen Wohnstube standen, die Annemaries sicherer Geschmack zu einem behaglichen Nest gestaltet hatte, fragte die junge Frau: „Verehrter Onkel Wegener, haben Sie Durst?"

„Aber mächtig! Ich hab' auf der Fahrt so viel Staub geschluckt . . . also eine leichte Röte möchte ich bitten. Und — wenn ich Dir, Annemarie, keine Umstände mach' — ein paar Brötchen auf die Reise! Die Nacht ist lang, und so reichlich das Diner in Kalinzinnen war, ich hab' jetzt schon Hunger."

Frau Annemarie lachte, daß ihre weißen Zähne blitzten.

„Onkel Franz, wenn Eure Pläne im Generalstab nicht besser sind als Dein strategischer Vorstoß eben, mich aus dem Zimmer zu schustern . . ."

„Aber was fällt Dir denn ein, Kleinchen?" . . .

„Gott, ich durchschau' Dich doch! Du willst meinen kommandierenden Herrn Gemahl schonend darauf vorbereiten, daß es in ein paar Wochen unweigerlich Krieg gibt. Das wissen wir auch ohne Dich. Weil die Russen fertig sind und zum Winter mit unseren Damen vom Kurfürstendamm in Berlin Kosak tanzen möchten. Vorher werden wir ihnen aber hier an der Grenze ein bißchen Musik dazu machen."

Sie schloß hinter sich die Tür. Der Oberst Wegener wischte sich die Stirn.

„Gott sei Dank, sie hat keinen Schimmer, weshalb ich eigentlich hier bin . . . na also, die Zeit drängt, ich kann keine langen Einleitungen machen. Foucar, haben Sie eine Ahnung, daß Annemaries Mutter noch lebt?"

Der Rittmeister hob ein wenig überrascht den Kopf.

„Sehr wohl, Herr Oberst. Ich kenne auch die ganze unglückselige Scheidungsgeschichte."

„Und Sie haben sich vor Ihrer Frau niemals 'was merken lassen?"

„Das wäre doch ein Frevel gewesen! Kann sie 'was dafür, daß ihre Mutter sich in einer Leidenschaft verlor, über die wir kein Urteil haben? Weil wir die beiden Menschen, die es allein anging, nicht kennen?"

Der Oberst schüttelte ihm die Hand.

„Bravo, mein Junge, hatte ich nicht anders erwartet! Aber jetzt . . . es ist da eine Schweinerei passiert, deren letzten Grund ich mir nicht erklären kann. Ihr Schwiegervater hat 'nen Brief gekriegt, oder vielmehr 'nen photographischen Abzug, und aus dem geht für ihn hervor, daß der Baron Totberg Annemaries Mutter nicht erst hier in Ordensburg kennen gelernt hat, sondern schon früher. Daraus zieht er Schlußfolgerungen, die — na, die ebenso bedauerlich als verrückt sind. Ich kann Ihnen in der Eile nicht erklären, weshalb ich den Brief, oder vielmehr die Photographie, für eine Fälschung halte. Und da möchte ich Sie fragen, ob nicht vielleicht das Frauenzimmer wieder am Werk ist, das schon vor 'nem Jahr . . ."

Der Oberst Wegener lachte plötzlich schallend auf. Denn er hörte hinter seinem Rücken eine Tür gehen.

„Das sieht ihm ähnlich, dem guten Harbrecht! Na, und mein Neffe Karlchen machte natürlich ein möglichst unschuldiges Gesicht?"

Der Rittmeister von Foucar lachte ebenfalls, trotzdem er ein Gefühl in der Brust verspürte, als wenn ihm eine eisige Faust das Herz zusammenquetschte. Und er log mit . . . .

„Ja, aber in diesem Falle half es ihm nichts. Er flog unweigerlich auf drei Tage . . . ach so, Du bist schon wieder da, Annemarie?"

Frau von Foucar stellte eine geöffnete Flasche Rotwein mit zwei Gläsern auf den Tisch und blickte mißtrauisch von einem zum andern.

„Dazu habt Ihr mich 'rausgeschickt, um Euch über dumme Streiche von Karlchen Gorski zu unterhalten?"

Der Oberst faßte sie um die Schulter.

„Nee, mein Herzchen, mit der Hauptsache warteten wir auf Deine Rückkehr. Dein Mann ist einverstanden, und es wird nur auf Dich ankommen. Aber ich meine, wenn Du an Deinen Jungen denkst, wirst Du's auch am vernünftigsten finden . . ."

„Na, was denn schon?" drängte Annemarie.

„Also, daß Du mit dem Kleinen zu uns nach Berlin kommst! Platz ist genug da, und wenn's wirklich losgehen sollte, dürfte es hier in Ordensburg doch recht ungemütlich werden . . ."

Frau Annemarie trat neben ihren Gatten.

„Onkel Franz, das meinst Du doch nicht im Ernst, daß ich von meinem Manne fortgehen könnte, wo ich nicht weiß, wie lange ich ihn noch haben werde. Und wenn Gaston ins Feld rückt, ist mein Platz doch neben meinem Vater. Wo

… seine Krankheit so teilnahmslos ist, muß … wenigstens da sein, das in Kalinzinnen nach dem Rechten sieht und die Leute in Ordnung hält!"

Der Oberst Wegener fuhr sich unauffällig über die Augenlider.

„Also schön, ich hab' meine Schuldigkeit getan." Er schenkte ein und hob sein Glas: „Na, Foucar, verstehen Sie jetzt, daß ich Ihnen damals sagte, ich wäre in das Mädel da verliebt gewesen, wie, na wie ein alter Esel, der zwanzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen ist? Du, mein Junge, bist der einzige, dem ich sie gönne, und jetzt komm her, stoß an! Ich hoffe, es wird nicht das letzte Glas sein, das ich mit Dir leere . . ."

„Hoffe ich auch, Onkel Franz . . ."

„So ist's recht! Und jetzt lebewohl, Annemiezel." Er sah der jungen Frau lange und forschend ins Gesicht, als wollte er sich jeden ihrer Züge einzeln einprägen, und küßte sie herzhaft auf den Mund.

„Unsinn . . . das heißt," verbesserte er sich, „ich wollte sagen, um Himmels willen nur nicht weich werden! In paar Wochen scheint vielleicht wieder ringsum die liebe Friedenssonne . . ."

Er wandte sich zum Gehen, Annemarie hielt ihn zurück.

„Onkel Franz, und die Brötchen?"

Der Oberst stopfte sich die Taschen voll.

„Richtig, hätte ich vor lauter Trennungsschmerz beinahe vergessen. Du, lieber Gaston, begleitest mich wohl noch zur Bahn, der Heurich kann Dich ja zurückbringen."

„Aber selbstverständlich, Onkel Franz . . ."

Die vier Hannoveraner zogen an, Frau Annemarie ging allein zwischen den fruchtbehangenen Obstbäumen zum Hause zurück. Der Argwohn kehrte wieder, daß der unerwartete Besuch mehr zu bedeuten habe als ein letztes Abschiednehmen. Aber sie hatte keine Muße, sorgenvollen Gedanken nachzuhängen. Ihr kleiner Sohn meldete sich, verlangte mit kräftigem Schrei sein Recht. Sie tränkte und bettete ihn zur Nacht, sang ihn leise in Schlaf. Und während sie die vertraute Weise des alten Wiegenliedchens summte, hob sich ihre Seele im heißen Gebet: „Herr, laß ihn mir groß werden und stark und in allem ähnlich seinem geliebten Vater!"

VI.

Es ging gegen Abend. Die hohen Kiefern an dem breiten, durch die Beldahner Forst zur Grenze führenden Landwege warfen lange Schatten. Der kühle Westwind, der tagsüber die durstige Erde mit böigen Regenschauern getränkt hatte, war schlafen gegangen. Schier zahllose Mückenschwärme badeten, auf und nieder tauchend, in den letzten wärmenden Sonnenstrahlen, die zwischen den grauroten, weitläufig stehenden Stämmen die dunkelen Wacholderbüsche mit goldenem Glanz umkleideten. Ein feines Klingen und Singen war in der stillen Luft von den Millionen kleiner Flügel, die sich in kurzer Daseinsfreude regten. Graue Schatten huschten dazwischen mit lautlosem Strich; Nachtschwalben, die sich früher als sonst aufgemacht hatten, um den reichen Beutesegen einzuheimsen, den der plötzliche Wetterumschlag bot. Sie flogen mit weit geöffnetem, sackartigem Schnabel und schluckten ohne Unterlaß für die im Neste schreiende Brut. Ueber ihnen aber kreiste in engen Ringen ein Gabelweih, um im günstigen Augenblick wie ein Stein aus der Höhe zu fallen. Und wenn es ein Treffer war, gab es ein kurzes Angstgeschrei, Federn stiebten umher, den kleinen Mörder schlug der große. Auch auf ihn wartete die hungrige Brut im Horste, die geatzt werden mußte, solange sie selbst noch nicht die Schwingen regen konnte, um auf Raub auszuziehen. Was lag daran, wenn die Jungen der Erschlagenen im Tannendickicht verschmachteten? Das war ein Gesetz, so alt wie die Welt, daß der Starke den Schwachen fraß und recht hatte, weil er der Starke war . . .

Auf dem breiten Rasenstreifen zwischen den tief ausgemahlenen, sandigen Gleisen trabte Karl von Gorski auf seiner alten Falada. Sein sehniger Körper hob und senkte sich unter den stuckernden Stößen des Sattels. Die Stute, die kein Lot überflüssigen Fettes auf den durchgearbeiteten Muskeln trug, schnaubte heftig, weil ihr das zudringliche Volk der Mücken unausgesetzt in die Nüstern flog. Und wie die blutgierigen kleinen Insekten das Roß, stachen den Reiter die bösen Gedanken . . .

Er kam von Groß-Heinrichsdorf. In drei Wochen eines übermäßigen Dienstbetriebes, der ihn vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend in Atem hielt, hatte er zum ersten Male einen freien Nachmittag gefunden, sich nach den Eltern und Geschwistern umzusehen. Er war kaum eine Stunde geblieben, der Jammer trieb ihn wieder hinaus . . .

Im Herrenzimmer unterhandelte sein Bruder Hans, der bis zur Erledigung des Abschiedsgesuches Urlaub genommen hatte, mit dem Gläubigerausschusse, drei hartgesottenen Geldmenschen, die von ihren jedes billige Maß überschreitenden Forderungen nicht einen Fingerbreit nachließen. Der Vater war vor Verzweiflung in den Park hinausgelaufen, in der Wohnstube saßen das dicke kleine Mütterchen und die sechs Schwestern, wie ein Völkchen Rebhühner im Hagelsturm. Jedesmal, wenn im Zimmer nebenan die Stimmen lauter wurden, rückten sie näher zusammen und duckten sich . . .

Als er eintrat, hoben sie alle sieben die verweinten Gesichter. Die Mutter sagte mit ihrem kläglichen, dünnen Stimmchen: „Achttausend Mark wollen sie jährlich geben, freie Wohnung im Schloß und ein bißchen Ausgedinge an Naturalien. Zum Verhungern zu viel, zum Leben zu wenig."

Er küßte ihr die rundliche kleine Hand, die außer dem schmalen Trauring schon längst mehr keinen Schmuck trug, und versuchte sie mit einem Scherzchen aufzuheitern:

„Na, um mich braucht Ihr nicht zu sorgen, Muttchen. Ich nehm' mir ein Ferkelchen mit, mäst' es auf meinem Balkon schön fett, und wenn es groß ist . . ." Er mußte aufhören, denn der bittere Tränenkloß stieg ihm im Halse empor.

Die Mutter schien ihn jetzt erst richtig zu erkennen.

„Ach so, Du, Karl? Armer Junge, was wirst Du Dich einschränken müssen! Papa hat schon ausgerechnet, mehr als fünfzig Mark monatlich kann er Dir nicht geben."

Da schluchzte er laut auf und umfaßte sie:

„Herrgott, Muttchen, was liegt denn schon an mir! Aber Du, die Mädels und der arme Papa . . ."

Die alte Dame strich ihm sanft über den kurzgeschorenen Kopf.

„Ich weiß nicht, mein Sohnchen, manchmal kommt es mir vor, er wird erst jetzt wieder aufleben. Er hatte zuviel Sorgen um unnütze Dinge, die von nun an fortfallen. Jetzt weiß ja alle Welt, wie es um uns steht, wir brauchen keinem Menschen mehr Sand in die Augen zu streuen, und die Mädels sind vernünftig, geben sich schon längst keinen Illusionen hin . . ."

Die jüngste der sechs Schwestern, Adelgunde, sprang auf und rannte mit einem wilden Schluchzen zur Tür hinaus. Die älteste, Berta, eilte ihr nach. Die Mutter blickte mit trübem Lächeln empor.

„Ach so, an die Kleine hatte ich eben nicht gedacht, die ist noch im Uebergang. Da ist nämlich in Ordensburg der Infanterieleutnant Schlutius . . ."

„Ich kenne ihn sehr gut, Muttchen. Ein famoser und ernsthafter Mensch, der sicher mal Karriere macht."

„Na siehst Du, und der war vor einigen Tagen hier, sprach sich offen mit Papa aus. Für sich allein hat er genug, aber wenn er heiraten soll, braucht er monatlich etwa hundertfünfzig Mark mehr bei allergenauester Einteilung. Kannst Dir denken, wie Papa sich da mit Ausreden gewunden hat. Die Summe an und für sich würde natürlich keine Rolle spielen, hat er stolz gesagt, aber er müßte doch Bedenken tragen, mit einer alten Familientradition zu brechen! Noch nie hätte eine Gorski einen Bürgerlichen geheiratet."

Er biß die Zähne zusammen und ging zum Fenster. Das eigene Leid kam ihm plötzlich recht klein vor. Er war ein Mann, konnte schließlich den Soldatenberuf an den Nagel hängen und mit seinem hellen Kopfe Geld verdienen, wenn er ohne Ilse Harbrecht nicht leben konnte. Aber das arme Schwesterchen stand hilflos da und mußte auf sein bißchen kümmerliches Glück verzichten, weil . . . na im letzten Grunde, weil der hochselige Herr Großvater ihr Kommißvermögen vielleicht in einer einzigen Nacht verjubelt hatte mit Pariser Kokotten oder am Kartentische. Zum Verrücktwerden war das, wenn man ein wenig nachdachte. . . . Und man selbst stand da mit geballten Händen, konnte nicht helfen. . . . Die verschrumpelte alte Schachtel von Großtante in Königsberg futterte Kirschkuchen und dachte nicht ans Sterben. War zu nichts mehr nütze auf der Welt, aber der liebe Gott holte sie nicht weg, sonst, wahrhaftig und auf sein Edelmannswort, er, Karl von Gorski, hätte ohne Wimperzucken den größten Teil seines Erbteils hingegeben, um dem kleinen Schwesterchen zu helfen . . .

Der ältere Bruder Hans kam aus dem Nebenzimmer und wischte sich die Stirn. Seine Stimme klang heiser nach dem stundenlangen Reden:

„Na, Gott sei Dank, tausend Mark pro Jahr mehr habe ich der Rasselbande abgequetscht, dazu noch freies Fuhrwerk und ein Plus an Naturalien. Die Hauptsache aber: für mich eine Inspektorstelle mit hundert Mark monatlich und freier Station für zwei Personen. Da wollten sie zuerst gar nicht ran, aber wie ich sie anbrüllte, sonst ginge der ganze Vergleich zum Deuwel, begaben sie sich. Jetzt dürfen wir wenigstens hoffen, daß in acht Jahren Groß-Heinrichsdorf wieder schuldenfrei ist. Ich werd' natürlich aufpassen wie ein Schießhund, daß auch nicht ein Pfennig nebenbei geht .. aber jetzt springt eins von Euch Mädeln in den Park, Papa soll zum Unterschreiben kommen!"

Eine von den Schwestern eilte hinaus. Karl von Gorski trat auf den Bruder zu.

„Hans, Junge, sei nicht böse, ich hatte ja keine Ahnung, wie es wirklich steht. . ."

Der Aeltere zuckte mit den Achseln.

„Das stimmt zwar nicht, denn wir hatten schon mal darüber gesprochen, und bei allem Dienst hättest Du wohl Zeit für ein Telephongespräch finden können . . . na schön, solange ich auf dem Posten bin, geht Dich die ganze Geschichte ja auch nichts an. . . ."

Er biß sich auf die Lippen, der Vorwurf war bitter, aber nicht unberechtigt. Die ganzen Wochen hatte er in sträflichem Egoismus nur die eigenen Kümmernisse bejammert. Unwillkürlich bekam er Respekt vor dem älteren Bruder, auf den er in geistigem Hochmut bisher immer ein wenig hinabgesehen hatte. Der stille Mensch hatte ohne viel Redens sich in diesen schweren Zeiten als ein ganzer Kerl gezeigt. Und acht lange Jahre lagen vor ihm, in denen er zu arbeiten und zu schanzen hatte bei kümmerlichem Lohn wie ein Knecht, bis er endlich wieder an sich selbst denken konnte. Dann aber war das beste Teil vom Leben dahin . . .

Das alte Papachen kam ins Zimmer, geführt von der Tochter. Ganz verstört und gebrochen war das kleine liebe Männchen, seufzte auf und begab sich zu dem Akt des Unterschreibens vor dem Notar und der Gläubigerkommission wie zu einer Hinrichtung. Eine Viertelstunde später saß die ganze Familie in der großen Wohnstube beisammen. Das dicke Mütterchen mit einem kurzgeschriebenen Bleistift zwischen den rundlichen Fingern und einem Blatt Papier auf dem Tisch. Sie rechnete eifrig, wie man sich bei den vielen Köpfen mit dem geringen Ausgedinge einteilen müßte, immer mit der heimlichen Hoffnung im Herzen, daß zum Schluß die hundertfünfzig Mark monatlich für das Nesthäkchen irgendwie herausspringen würden. . . .

Karl von Gorski fühlte wieder die Tränen in der Kehle, winkte dem Bruder und ging still hinaus.

Auf der Freitreppe, während ein Reitknecht die alte Falada vorführte, griff er in die Brusttasche:

„Da, Hänschen, sind viertausend Mark. Heb' sie gut auf, Ihr werdet sie brauchen können."

Der Aeltere blickte verwundert auf.

„Mensch, wo hast Du das viele Geld her?"

„In ehrlichem Spiel einem Kerl abgejagt, der sich seit einiger Zeit in Ordensburg herumtreibt. Jede Nacht hält er in der Neuberschen Kneipe im Hinterzimmer die Bank; ich gedachte den Pfeffersack so zu erleichtern, daß sich's wirklich verlohnt hätte. In Erinnerung an die glorreichen Zeiten, da unsere raubritterlichen Vorfahren an der Landstraße von Königsberg nach Breslau ähnlichen Geschäften nachgingen, nur in weniger humanem Verfahren. Aber seit einigen Tagen fleckt's nicht mehr. Gestern nacht hab' ich sogar erheblich Minus gemacht. Und ehe es in einer unbesonnenen Stunde ganz fortgeht. . . ."

Hans von Gorski wehrte ab.

„Nee, nee, behalt's nur! Füll' damit Deine Zulage auf, die von jetzt an ja kümmerlich genug sein wird!"

Der Kleine sah sich um und dämpfte unwillkürlich die Stimme:

„Mein Junge, ich fürchte sehr, in kurzer Zeit wird das deutsche Vaterland für mich so reichlich sorgen, daß ich keine Zulage mehr brauche. Kriegslöhnung wird's geben und infolgedessen Fettlebe, zum Schluß ein Schrapnell in'n Leib. Das ist dann die sicherste Versorgung."

„Donnerwetter noch mal, Karlchen, die Zeit ist — weiß Gott — nicht zu Scherzen angetan! Habt Ihr in den letzten Tagen 'was Bestimmtes erfahren?"

Er zuckte mit den Achseln.

„Onkel Wegener, der in Berlin doch so manches hört, hat unserem Vetter Foucar geschrieben, seit Tagen fliegen schon die Depeschen zwischen Berlin, London und Petersburg, aber kein Mensch glaubt mehr daran, daß es was helfen wird. Das Geschwür ist am Aufplatzen, mit kalten Umschlägen ist da nichts mehr zu machen." Und er schloß nörgelnd: „Na, und jetzt nimmst Du vielleicht endlich den Bettel da! Wenn Ihr Hals über Kopf flüchten müßt, sollen die Fräuleins von Gorski da am End' mit 'nem Paartong an 'ner Volksküche um ein bißchen Essen betteln gehen?"

Der Aeltere steckte das Geld mit einer widerwilligen Bewegung ein.

„Also gut, wenn wir's nicht brauchen, kriegst Du's wieder zurück! Aber — ich kann mir nicht helfen — seit ich hier in der Einsamkeit sitze und vor lauter Arbeit für die Zeitungen auch nicht 'ne Minute übrig habe, glaube ich nicht an den Krieg! Da sieh um Dich: die liebe Mutter Erde, soweit der Himmel reicht, steht in schwerem Erntesegen! Da sollen wir den Feuerbrand 'reinschmeißen, bloß weil es im Balkan unten wieder eine Stänkerei gegeben hat?"

Karlchen Gorski zuckte mit den Achseln.

„Wir nicht, aber die andern! Die halten ihren Augenblick, in dem sie uns für alle Zeiten kaputt machen können, wohl gekommen. Na, und jetzt Gott befohlen, wenn ich 'was Neues weiß, ruf' ich Dich an . . ."

Er stieg auf, der Bruder ging bis zum Hoftor neben ihm her. Nach einigen Schritten erst fragte er zögernd: „Von Harbrechts, hast Du da in diesen Wochen mal wen gesehen?"

„Nur den Alten, beim Exerzieren. Es war nicht immer erfreulich, denn manchmal ermangelte ich der nötigen Schneidigkeit. Wenn ich nämlich von der Kneipe direkt zum Dienst gegangen war . . ."

„Karlchen, Karlchen," sagte er vorwurfsvoll, „was wird aus dem Examen für die Akademie?"

„Das — schätze ich — mach' ich im Krieg! Eine der Voraussetzungen, unter denen ich mich entschloß, die Nase in die Bücher zu stecken, ist mangelnden Zuschusses wegen ja auch fortgefallen . . ."

„Armer Kerl! Na tröst' Dich mit mir — es geht anderen Leuten ähnlich. Aber eine Erleichterung hatte ich wenigstens in diesen Tagen. Vor drei Wochen, nach dem Regimentsfest, erzählte ich Dir doch von der kleinen Petrigkeit?"

„Ich besinn' mich! Na und?"

Der Aeltere suchte ein wenig nach Worten.

„Also . . . ja, die Geschichte hat sich inzwischen weiter entwickelt, es fanden schon — wie soll ich sagen — gewisse finanzielle Verhandlungen statt. Mir war dabei zumute wie . . . na wie einem, der sich aufhängen will, vorher aber noch rasch für die Seinigen 'ne Lebensversicherung nimmt. Gott sei Dank, die Sache ging noch mal glücklich vorüber. Anfang dieser Woche war der alte Petrigkeit da, sah sich noch mal alles an, und dann winkte er deutlich ab. Seine Tochter hat sich vielleicht inzwischen in einen anderen adligen Namen verliebt, bei dem das Risiko für die Mitgift nicht so groß ist."

Karlchen Gorski lachte.

„Mensch, sei froh, ich hatte immer Alpdrücken, wenn ich an die zukünftigen Majoratsherren von Groß-Heinrichsdorf aus d e r Verbindung dachte! Zu unseren großen Ohren und dito Nasen hätten sie von der geborenen Petrigkeit wahrscheinlich noch X-Beene geerbt. Ich habe die quabbelige kleine Kruke in dieser Hinsicht nämlich stark im Verdacht, weil ich sie noch nie im fußfreien Röckchen gesehen habe. Na adieu, Hänschen . . ."

„Einen Augenblick noch! Das heißt, nämlich" — er stotterte unwillkürlich —, „wenn . . . ja also wenn Du Ilse Harbrecht sehen solltest, zufällig, bestell einen schönen Gruß von mir, ich würde jetzt wohl öfter in die Stadt kommen. Und — immer natürlich nur, wenn es Dir paßt — horch' sie ein bißchen über mich aus! Es ist ja verflucht wenig, was ich ihr bieten kann, vorläufig, aber ich hab' die Ueberzeugung, das Mädel fragt danach nicht, und in acht Jahren, wenn alles gut geht, gibt es ja auch wieder ein anderes Leben . . ."

Die alte Falada sprang plötzlich wie eine Verrückte an, sei es, daß sie von einer Bremse gestochen, oder von ihrem Reiter versehentlich mit dem Sporn gekitzelt worden war. Die beiden Brüder hatten keine Gelegenheit, sich zum Abschied noch mal die Hand zu reichen . . .

Karlchen Gorski gab seiner Stute eine Weile lang den Kopf frei; wie ein Verbrecher kam er sich vor, daß er auch diesmal einer Aussprache aus dem Wege gegangen war. Und dazu noch gelogen hatte, als er sagte, er habe von der Familie Harbrecht nur den Vater gesehen. Fast alle Tage hatte er die Ilse getroffen, und ein paarmal hatten sie Gelegenheit zu kurzer Zwiesprache ohne lästige Zeugen gefunden. Jedesmal hatte er sagen wollen: „Mädelchen, liebes, es ist ja an und für sich schon eine Torheit, daß Du

Dein Herz an mich gehängt hast, jetzt, wo ich Dich auf eine unbestimmte Hoffnung vertrösten muß, ist es ein Verbrechen an Dir selbst." Aber immer war aus dem geplanten Abschied ein neuer Treueschwur für ewige Zeiten geworden. Wie, zum Teufel, sollte er das dem armen Kerl beibringen, nachdem er damals, auf dem Heimwege vom Schwadronsfeste, die Gelegenheit hatte vorübergehen lassen? Und wie sollte er's ihm erklären, daß er an jenem Abend geschwiegen hatte? Das Herz hing ihm vor Trauer und Scham wie ein dicker Stein in der Brust. Er wußte, das gab den Bruch zwischen ihm und dem Bruder, den unheilbaren Bruch fürs ganze Leben, aber er sah aus der Wirrsal keinen Ausweg. Sich zu Hause hinsetzen und einen langen Brief verfassen? . . . . Unsinn, der schaffte die eine Frage nicht aus der Welt: „Weshalb hast Du nicht schon vor drei Wochen die Zähne auseinandergebracht? Hast mich drei lange Wochen mit der Hoffnung im Herzen herumgehen lassen, die mir das kümmerliche bißchen Leben in Fron und Arbeit erträglich scheinen ließ, und gibst mir jetzt erst den Fangstoß? Bitte, beweis' mir doch, daß Du mit dem jungen Mädchen schon vorher verlobt warst?"

„Mein Ehrenwort!"

„Ah bah, bei Frauenzimmerangelegenheiten sind Ehrenwörter für die Katz!" . . .

Was sollte er darauf antworten? Es blieb nichts anderes übrig als die Augen zu schließen und die Dinge laufen zu lassen, wie sie liefen. Vielleicht war der fürchterliche Tag, an dem jedes Einzelschicksal auf dieser Welt zu einer winzigen Unbeträchtlichkeit zusammenschrumpfte, näher, als selbst die sogenannten Wissenden ahnten. Wenn das große Feuer von Osten über die Felder raste, was lag dann noch daran, daß zwei Brüder ein und dasselbe Mädel liebten? So gleichgültig war es, als ob Spreukörner in den Straßengraben getrieben wurden oder aufs Trockene. Und alles Weh und Leid hatte ein Ende, wenn nach dem Feuer die große Nacht kam . . .

Auf der Höhe am Waldrande blieb die alte Falada von selbst stehen. Aus langer Gewöhnung wußte sie, daß ihr Reiter dort immer kurze Rast hielt, ehe es weiter ging. Auch diesmal wandte er sich im Sattel, aber es dauerte länger als sonst, bis er die Zügel wieder aufnahm . . .

Da unten lagen sauber wie auf einer buntgetuschten Landkarte die Felder, das Schloß. . . .

Die Augen wurden ihm dunkel vor aufsteigenden Tränen, er nahm Abschied und ließ die getreue Alte mit leichtem Schenkeldruck wieder antraben. Es gab keinen Zweifel, der Krieg kam mit unabwendbarem Schritt. Unter seinem bergschweren Fuß barsten dort die Mauern, die erntereifen Aehren trat er in die Erde, aus der sie geboren waren, und lohendes Feuer folgte seiner Bahn . . . Der Wahnsinn der Vernichtung flog über die Welt mit sengendem Atem. Was lag schon daran, wenn unter dem wimmelnden Menschengewürm die einen sich mit Liebe trugen, die anderen mit Haß, etliche mit Gram, wieder andere mit frohlockender Freude? Wenn die große Nacht kam, war alles aus — — —

(Fortsetzung folgt.)

Sind Katarrhe gefährlich?

Ein Katarrh ist immer gefährlich, denn seine Vernachlässigung kann die schwersten Folgen zeitigen, Lungen- und Kehlkopfleiden, Gesichts- und Gehörstörungen und viele andere Ursachen beeinträchtigter Lebensfreude und vorzeitigen Siechtums beginnen mit trivialem Husten oder Schnupfen!

Wer dieser Gefahr sicher entgehen will, versuche den Original-Tancré-Inhalator, einen kleinen, leicht anwendbaren Apparat, der Erkältungen in kurzer Zeit beseitigt, aber selbst noch bei veralteten Katarrhen Heilung verspricht, weil er im Gegensatze zu anderen Methoden heilkräftige Stoffe auch dann an den Sitz der Erkrankung heranbringt, wenn dieser tief, also in Luftröhre und Lunge belegen ist.

Das gelingt nun durch Tancrés Original-Inhalator, der nach besonderem Verfahren wissenschaftlich begutachtete Stoffe zum Einatmen bis in die tiefsten Luftwege bringt, ohne Kitzelreize zu verursachen oder sonstwie die Schleimhäute anzugreifen, und zwar auf kaltem Wege, um auch einer neuen Erkältung sicher vorzubeugen. So fein ist die Vergasung, daß man diesen Nebel wie Zigarrenrauch ein- und ausatmen kann.

Hiermit sind ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 18 000 Patienten, darunter auch zahlreiche Aerzte, aussprechen. So schreiben: Herr Gymnasialprofessor K. Haack, Jever, Oldenburg, Terrasse 9: „Von dem Tancréschen Inhalator habe ich mit gutem Erfolge Gebrauch gemacht, dazu veranlaßt durch die Empfehlung einer Verwandten, die ihn für sich und in ihrer Familie gegen Luftröhrenkatarrh und andere katarrhalische Erscheinungen erfolgreich angewandt hatte. Nachdem ich ungefähr 10 Tage lang täglich viermal je 4 bis 5 Minuten durch Nase und Mund inhaliert hatte, war ich von meinem langwierigen Schnupfen und Rachenkatarrh, der mich 5 Monate ungefähr geplagt hatte, befreit."

Herr Oberamtmann H. Schlurick, Kammergut Meilitz, Post Wünschendorf, Elster, schreibt: „Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß mein chronischer Bronchialkatarrh, der mich jahrelang geplagt hat, durch den Gebrauch Ihres Inhalators jetzt vollständig beseitigt ist."

Warnung! Achten Sie genau auf den Namen Tancré und die patentamtliche Schutzmarke „Die Kur im Hause", damit Sie auch wirklich den echten und altbewährten Original-Tancré-Inhalator erhalten, da minderwertige Nachahmungen im Handel sind.

Nähere Auskunft über den Original-Tancré-Inhalator wird von der Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden 90 S, gerne kostenlos und ohne Kaufzwang erteilt. Verlangen Sie noch heute gratis belehrende Broschüre.

Briefkasten.

Marine-Infanterie. Zu unserer Notiz in Nr. 9 schreibt uns ein Leser aus dem Felde, ein Seesoldat: Bei unserem Auszug aus Kiel trugen wir, wie in Friedenszeiten, die blaue Uniform mit den weißen Kragen und haben sie auch bis zum 15. Dezember getragen, dann erhielten wir die feldgraue Uniform, gleich der der Armee, nur daß wir die gelben Gardelitzen tragen und daß die Abzeichen der Achselklappen, Kaiserkrone, ein Doppelanker, darunter die Bataillonsnummer, gelb sind. Die Mütze (Feldmütze) ist genau dieselbe wie bei der Armee, nur daß wir eine deutsche Kokarde tragen, da die gesamten Marineteile kaiserliche sind. Die Bezeichnung „schwarze Jäger“ haben wir von den Feinden für unser Vorgehen bei Mecheln und Fort Waelhelm erhalten.

Eisenbahner. Zu dem Artikel über die Pioniere in Nr. 9 schreibt ein Hauptmann und Führer einer Eisenbahn-Bau-Kompagnie: Wir freuen uns immer über die schönen Bilder in Ihrer Zeitschrift, namentlich, wenn wir Bilder sehen, die die Arbeiten und Taten der deutschen Eisenbahntruppen veranschaulichen. Aber mit einer gewissen Wehmut ergreift es uns, wenn wir fast immer die Unterschrift lesen: „Die Pioniere beim Eisenbahnbrückenbau“ oder „Die Pioniere beim Bau einer Umgehungsbahn“ u. v. a. Ein Laie hat sofort die Auffassung, daß die betr. Arbeit von den Pionier-Kompagnien ausgeführt ist. Wir leiden gewiß nicht an Ueberhebung, wenn wir uns etwas bemerkbar machen wollen und behaupten, daß Arbeiten an Eisenbahnen, Eisenbahnbrücken und Tunnels ausschließlich von Eisenbahntruppen ausgeführt werden, ja sogar Wegebauten und andere schwerere Arbeiten werden vielfach von deutschen Eisenbahnertruppen vollbracht! Jedem das Seine! Dann sind Ihnen 50 000 im Felde stehende Angehörige der Eisenbahnertruppe dafür dankbar!

Geschäftliche Mitteilungen.

Der elektrische Trunk, Dr. Georg Hirths Elektrolyt, soll der Stärkung der elektrischen Spannkräfte in allen Zellen und Organen des Menschen dienen, zur Hebung der Verdauung und des gesamten Stoffwechsels, der Nervenkraft und der geistigen Frische, zur Ueberwindung von Erschöpfungszuständen und zur Vorbeugung gegen Ermüdungen aller Art, gegen Ohnmacht, Katzenjammer, Erbrechen, Nervenschock, Ruhr und Hitzschlag usw. Er soll vor und nach allen körperlichen und geistigen Anstrengungen, Exzessen und Aufregungen in Sport, Schule, Beruf und Familie angewendet werden. Im Hinblick auf die kriegerischen Ereignisse dürfte es besonders interessieren, daß man auf Grund praktischer Versuche in militärischen Kreisen des In- und Auslandes dieser Erfindung des berühmten und geistvollen Schriftstellers und der wissenschaftlichen Begründung ihrer Wirkung in verschiedenen Schriften des Erfinders außerordentliches Interesse entgegenbringt. Weiteres ist aus dem Inserat in dieser Nummer zu ersehen.

Appels Konserven. Viele freiwillige Anerkennungen aus dem Felde und von deutschen Zivilgefangenen im Ausland beweisen die Beliebtheit der Konserven aus der bekannten Nahrungsmittelfabrik H. W. Appel, Hannover. Wegen ihrer handlichen Form, ihres Wohlgeschmackes und ihrer Haltbarkeit eignen sich diese Konserven vorzüglich für das Feld. — Sonderverzeichnisse von Feldpostartikeln versendet auf Wunsch gern obengenannte Firma.

Byrolin-Präparate. Wie im Frieden, so haben sich auch im Kriege die weltbekannten Dr. Graf'schen Byrolin-Präparate ausgezeichnet bewährt. Byrolin wird seit 26 Jahren in immer gleicher Qualität geliefert, ist im Gebrauch der kaiserlichen Familie und darf in keinem Haushalt und keiner Kinderstube fehlen.

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der Ankündigungen in der „Berliner Illustrirten Zeitung“ bitten wir auf diese Bezug zu nehmen.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — am — ar — be — bes — bin — d — dau — des — dur — dy — el — ens — er — et — fa — fek — fisch — gal — ha — i — in — kir — klipp — kopf — le — loch — ma — me — mit — mo — na — ni — on — pan — pe — ra — rac — re — ro — sa — son — ti — ti — ul — wa — zel

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine wichtige Phase des Weltkrieges ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Sprengstoff. 2. Berg im Hundsrück. 3. Russischen Schlachtort. 4. Jetzt vielgenannten Fisch. 5. Getränk. 6. Berühmten Seefahrer. 7. Ungarischen Soldaten. 8. Indischen Büßer. 9. Baum. 10. Götzenbild. 11. Hygienische Maßnahme. 12. Schmuckbuchstabe. 13. Gestalt aus dem Nibelungenlied. 14. Bestandteil des Fasses. 15. Ausdruck aus der Lehre von der Elektrizität. 16. Abenteurer. 17. Deutschen General.

Der verkürzte Vogel.

Ein Vogel Kopf und Hals verlor,
Und — ward viel mächtiger als zuvor.

Rebus.



Dreisilbige Scharade.

In meiner ersten spiegelt sich Aurora,
Und auch der Morgensonne erste Strahlen;
Wenn sie der Iris siebenfarb'ges Bild
Auf grünem Rasen wunderlieblich malen.

In anderer Bedeutung seh'n im Dienst
Wir sie der Schiffahrt und der Industrie;
Auf jedem Schiff wird vielfach sie verwendet,
Auch bei Transporten seh'n wir häufig sie.

Die beiden letzten nennen ein Erzeugnis,
Das uns zum Leben bitter nötig ist,
Mit dem zu sparen eines Jeden Pflicht,
Damit wir übersteh'n des Krieges Frist.

Das Ganze ist ein Ort im Feindeslande,
In dem bereits vor mehr als hundert Jahren
Sich ein bedeutendes Ereignis abgespielt,
Und das im Sturm jetzt nahmen uns're Scharen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Hindenburgs Wintersieg in Masuren.

1. Halali. 2. Nachod. 3. Engadin. 4. Baku. 5. Reichstag. 6. Schadow. 7. Iwein. 8. Triole. 9. Rekurs. 10. Invalide. 11. Girardi. 12. Nauheim. 13. Audacious. 14. Ungeziefer. 15. Erdbeben.

Der verwandelte Lehnstuhl: Fauteuil — Auteuil.

HUMOR

Ich sehe einen Landsturmmann am Wege sitzen, der ein Kleidungsstück eifrig mit einem Hammer bearbeitet. „Nanu, bist Du Kompagnieschuster geworden?“ sage ich. — „Nee, das gerade nich! Aber ich habe einen Russenmantel bekommen, und den muß ich erst desinfizieren!“

⚹

Aus einem Feldpostbrief als Danksagung für ein Liebesgabenpaket:

„. . . es wird Ihnen, geehrte Frau, freuen zu erfahren, daß ich in Ihre sehr geehrte Unterhosen das Eiserne Kreuz erworben habe!“

⚹

Hans spielt mit seinen Soldaten „Weltkrieg“. Plötzlich fragt er: „Mama, kann ich nicht die Franzosen auch mal eine Schlacht gewinnen lassen? Es bleibt mir sonst keiner übrig!“

⚹

Zwei Arbeiterfrauen unterhalten sich in der Elektrischen: „Wo kommen Sie denn her, Frau Schulze?“ — „Ich hab' mir eben die Zinsen beim Kriegsunterstützungsverein geholt.“ — „Wieso Zinsen?“ — „Na ja, mein Kapital liegt im Schützengraben.“

Zeichnung von Paul Simmel.



„I, det is jarnischt! Da bin ick janz andere Predigten von meiner Ollen jewöhnt!“

Ein Offizier vom Generalkommando ruft bei einer Fliegerstation an und wünscht den Hauptmann X. zu sprechen, der gerade mit einem Flugzeug aufgestiegen ist. Schlagfertig antwortet der den Fernsprecher bedienende Soldat: „Herr Hauptmann ist gerade weggeflogen!“

⚹

Beweis. Auf der Straße liegt ein Fünf-Mark-Stück. Ein Herr hebt es auf, als ein Bettler hinzutritt und es als sein Eigentum reklamiert. „Wie wollen Sie beweisen, daß es Ihnen gehört?“ fagte der Herr. — „Na sehen Sie nicht, ich hab' doch ein Loch hier in meiner Hosentasche!“

⚹

Die Mutter ist mit der kleinen Ilse beim Kaufmann. Der Gehilfe hält einen langen Vortrag über das ungeahnte Steigen der Eierpreise infolge des Krieges, bis Ilse erstaunt fragt: „Mutti, woher wissen denn die Hühner, daß wir Krieg mit Rußland haben?“

⚹

„Wieso bist Du denn mit Deinem Rad verunglückt?“ — „Ach, ich fahre nachts die Landstraße entlang, alles ist dunkel, da sehe ich zwei Lichter, denke, das sind zwei entgegenkommende Autos, und will dazwischen durch lenken!“ — „Na, und?“ — „Und die beiden Lichter waren leider an demselben Auto!“

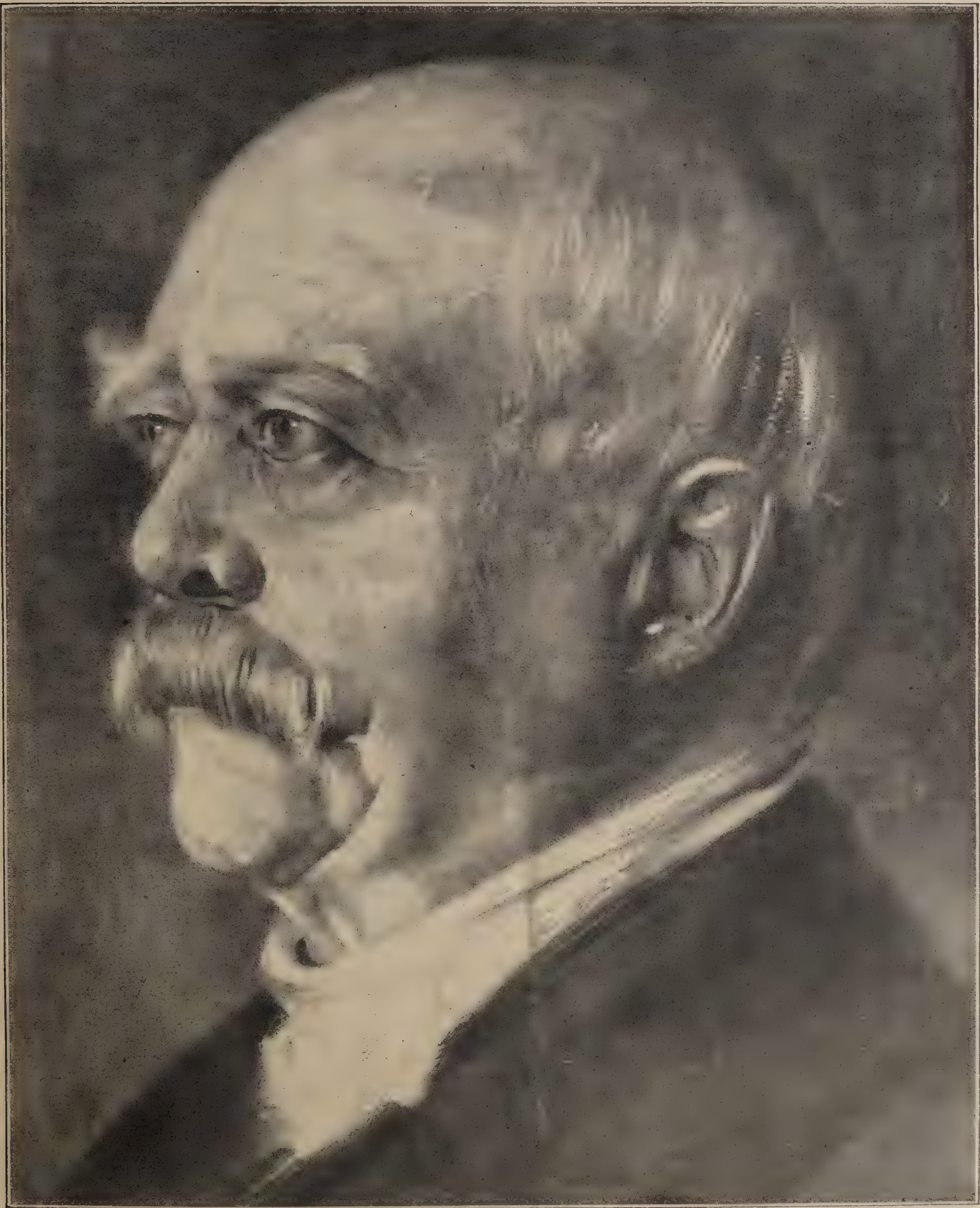
Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 13

Berliner
Illustrirte Zeitung

28. März 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



v. Bismarck.

Zum hundertsten Geburtstag am 1. April.

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. Photographieverlag Franz Hanfstaengl / München.

Die Ayescha-Mannschaft in Hodeida

In ohnmächtigem Zorn haben die Landungstruppen der „Emden" zusehen müssen, wie der australisch-englische Kreuzer „Sidney" vermöge überlegener Schnelligkeit und weitreichender Geschütze die „Emden" niederrang. Aber nicht lange ließen die 50 deutschen Seeleute auf der Kokosinsel Keeling die Köpfe hängen; im Hafen lag ein englischer Schooner „Ayescha"; der wurde genommen, mit den mitgeschleppten vier Maschinengewehren armiert, und die Fahrt in den indischen Ozean begann.



Reichstagsabgeordneter Richard Fischer (Soz.) der den 60. Geburtstag feiert.
Hofphot. Bieber-Berlin.



General Fritz v. Below, einer der Führer im Westen, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Bieber-Berlin.

Am 27. November kam das Schiff nach Padang in Sumatra, wo einige deutsche Handelsschiffe lagen. Von ihnen erhielten hier die Ayescha-Leute Proviant und Kleidung, Tabak, Bier, lauter Dinge, die ihnen schon fremd geworden waren. Dann fuhren sie weiter. Am 9. Januar landete das Schiff glücklich an der Mansarküste im Lande Yemen und die Mannschaft marschierte nach Hodeida, während der große französische Kreuzer „Dessaix" dort vor Anker lag. Zwei Tage vorher waren sie unter der Führung des Kapitänleutnants v. Mücke durch die von den Engländern bewachte schmale Straße Babel Mandeb ins Rote Meer eingelaufen. In Hodeida, Vilayet Sanaa, wurde die kleine Truppe von den Behörden und Einwohnern mit Jubel empfangen. Ihre Freude fand auch sichtbaren Ausdruck an Kaisers Geburtstag. Ottomanische und deutsche Truppen waren zu Ehren „des Kaisers" unter den Mauern von Hodeida zu einer Parade vor dem Oberst der 40. Division vereint und wurden von den zahlreichen Zuschauern mit lauten Glückwünschen und Händeklatschen begrüßt. Mittags gaben die Spitzen der Behörden und angesehene Kaufleute der Stadt den deutschen Offizieren ein Festmahl im Rathaus. Die kühne Fahrt über 7000 km Meeresbreite unter der Führung des Kapitänleutnants v. Mücke hat auch in England großes Aufsehen und Bewunderung erregt.



Kapitänleutnant von Mücke, der Führer der Emden-Mannschaft auf der „Ayescha", mit türkischen Offizieren nach der glücklichen Landung in Hodeida am Roten Meer.



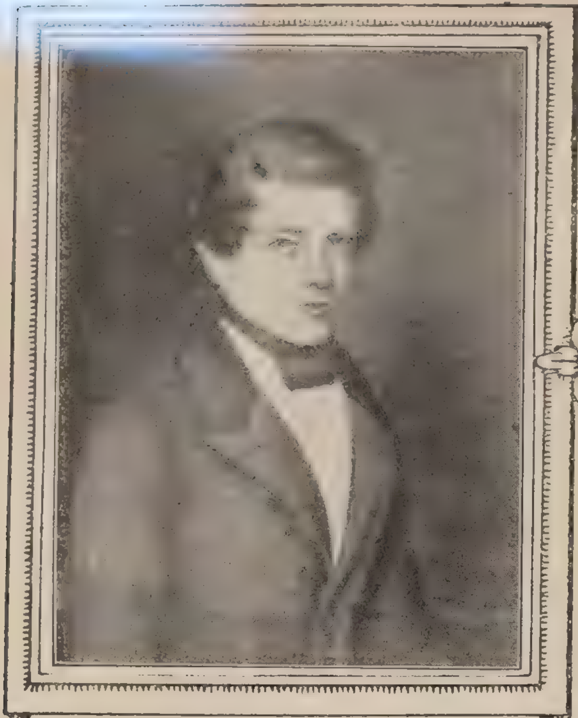
Ankunft der „Ayescha-Mannschaft" vor dem Rathaus in Hodeida, auf dem neben der oberen Mattenlaube die deutsche Fahne und die Kriegsflagge der „Ayescha" gehißt ist.



„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt!"

Zeichnung von Ernst Bischoff-Culm.

Ragender Du aus Deutschlands brausendem Werden,
Hundertjähriger, standst Du nicht auf aus der Gruft,
Da in des Sommers Glut und schwülgewitternder Luft
Jäh die Blitze aufzuckten, hinschmetternd in Saaten und Herden?
Sahst Du die Jugend nicht in breithinströmenden Wellen?
Hat nicht ein stolzes Lächeln Deine steinernen Züge erhellt?
An ihren Leibern wird der Sturm der Feinde zerschellen:
„Wir fürchten noch immer Gott, sonst nichts auf dieser Welt!"



Bismarck im 20. Lebensjahre.



Entbindung.
Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne, verfehle ich nicht allen Verwandten und Freunden, unter Verbittung des Glückwunsches, bekannt zu machen.
Schönhausen, den 2ten April 1815.
Ferdinand von Bismarck.

Bismarcks Geburtsanzeige aus der „Vossischen Zeitung" vom 11. April 1815.



Bismarck im 11. Lebensjahre.

Bismarcks Vater, der Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, heiratete am 2. Juli 1806 zum Erstaunen des märkischen Adels eine Bürgerliche, Luise Menken, die Tochter des Kabinettsrats Menken in Berlin. Die beiden ersten Kinder starben früh, das dritte, Bernhard genannt, wurde 1810 geboren, und endlich am 1. April 1815 in Schönhausen der jüngste Sohn Otto. Eine Anzeige in der altberühmten Vossischen Zeitung vom 11. April desselben Jahres erinnert noch heute an das damalige Familienereignis, und es war das erstemal, daß Otto von Bismarck in der Presse erwähnt wurde. Ein Jahr nach seiner Geburt übersiedelten die Eltern nach dem Gut Kniephof; hier wuchs der kleine Otto in ländlicher Freiheit auf, spielte mit den Haustieren, ritt die Pferde in die Schwemme und fiel auch einmal in den tiefen Dorfteich, aus dem er sich aber allein rettete. Als er sechs Jahre alt war, wurde im Familienrate beschlossen, ihn in die Plamannsche Erziehungsanstalt in Berlin zu geben, in der die Söhne des brandenburgischen Adels erzogen wurden. Die große Familienkutsche wurde angespannt, und der alte Kutscher lieferte den Jungen in Berlin ab. Zuerst fand sich der kleine Otto mit den Schulkameraden und ihren rauhen Ton schwer ab, bis er sich gelegentlich des sommerlichen Badens im Schafgraben durch ein mutiges Schwimmkunststück die Achtung der Mitschüler errang. Nun wurde er rasch eine Art Anführer unter den Knaben, ohne über den Spielen das Lernen zu vergessen. Im Alter von 12 Jahren wurde er aus der Plamannschen Anstalt genommen und in das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium aufgenommen, wo er in die Untertertia eintrat.



Der chinesische Staatsmann Li-Hung-Tschang beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Bismarck in Frankreich

Von Professor Dr. Ed. Heyck

Der Sommer 1870 war ausersehen gewesen, Bismarck eine völlige Entlastung von allen Geschäften zu bringen. Es sind die Jahre seiner geschwächtesten Gesundheit; nervös überreizt und überarbeitet fand er kaum ein paar Stunden unruhigen Halbschlafs gegen Morgen, mußte notgedrungen, was seinen Kräften der Schlaf versagte, durch das heißhungrige Verlangen starken Essens zu ersetzen suchen, dazu kam die empfindlichste Neigung zu Erkältungen, Rheumatismen und anderen Störungen; kurzum, seit 1869 war sein Verbleiben im Amt zu einer sehr ernsthaften „Frage“ geworden, der nur noch eine ganz kurze Zeit der völligen Ausspannung im waldesschönen Varzin und im Seebad die Bejahung zu retten schien. Ich erwähne diese minder bekannten Dinge, weil sie das eindrucksvollste Beispiel geben, wie der gigantische Wille dieser Natur es vermocht hat, sogar dem körperlichen Teil sich physisch aufzuzwingen. In jenem französischen Kriege sah Deutschland den großen Paladin mit Moltke und Roon an der Seite des siegesumrauschten Königs reiten, den „eisernen Kanzler“, wie es von da ab ihn zu nennen sich gewöhnte, ohne ganz zu wissen, mit welchem noch größeren Rechte es seinen Heros den eisernen nannte. Untrennbar von dem jünglingsfrischen greisen König Wilhelm, von dem großen Strategen des Generalstabs, von dem verdienstreichen Kriegsminister ist Bismarck die tragende mittlere Säule in allen Entscheidungen und allen Erreichungen des Krieges. Aus den sommerlichen und herbstlichen Monaten, die ihn gesundheitlich hatten erholen und wiederherstellen sollen, ist die mit jäh überstürzenden Mühen, Entschlüssen, Aufregungen, Arbeiten, Sorgen, Gefahren angefüllteste Zeit seines Lebens geworden, sofern man dabei nur an den verantwortlichen Staatsmann denkt und noch gar nicht auch an das Herz des Vaters und Gatten, der z. B., als nach dem Ritt von Mars-la-Tour die ersten Nachrichten an ihn kamen, seine beiden Söhne zu den Toten zählte. So hat er diesen Dreifrontenkrieg geführt, was er für Bismarck gewesen ist. Gegen das feindliche Frankreich, gegen England, von dem wir uns heute wahrhaft glücklich preisen dürfen, daß es in diesem um so vieles schwierigeren deutschen Ringen nicht an der Spitze der Neutralen steht; und drittens — worunter er am aufreibendsten gelitten hat — gegen jenes Maß von Hemmungen, Quereinflüssen, Unentschlossenheiten, politischen Gefährdungen aller Art, das auf der eigenen Seite im großen Hauptquartier zu überwinden war. Das volkstümliche Bild, wie mit dem herrlichen Heere der jubelnden deutschen Bruderstämme der große Kanzler auf seinem mächtigen Rappen durch Frankreich mit von Sieg zu Siege trabt, verwandelt sich dem Historiker in die Leistung erschwertester einsamer Steuermannskunst. Eins von dem, was sich Bismarck aus den Bitternissen der deutschen Geschichte warnend entnommen hatte, ist das Fernhalten von allem, was sich Vermittlungen, Kongresse, Konferenzen nennt, das Unterbinden der diplomatischen Weiterungen, die Beendung des Krieges durch den Krieg, im Felde. So hielt er es 1866 zu Nikolsburg, so gegenüber Frankreich. Die Verhandlung nach Sedan, in der Nacht von Donchéry, war zunächst eine militärische Angelegenheit; meist schweigend, um so unheimlicher dem noch glimpfliche



Bismarck in Frankreich.
Nach dem Diner in der Villa „Les Ombrages“, dem Hauptquartier des Kronprinzen in Versailles. Skizze von A. von Werner.



Bismarck und Napoleon am Morgen nach der Schlacht bei Sedan.
Nach dem Gemälde von W. Camphausen. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.



Bismarck in Frankreich: Napoleon auf dem Wege zum Kaiser Wilhelm.
Nach dem Gemälde von W. Camphausen. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Auswege suchenden Besiegten, sitzt der reckenhafte Kürassier an dem runden Tisch, im zuckenden Licht der schirmlosen Kerzen. Nach der Nacht aber in aller Frühe setzt er sich zu Pferde, um auf der Landstraße, die von Sedan nach dem Schlößchen Bellevue führt, dem Wagen des besiegten Kaisers zu begegnen, der zu König Wilhelm fährt. Vom Oktober ab hat dann Bismarck seine fieberhaften Anstrengungen daran gesetzt, die Gefahr der „Intervention“, die wie ein stetes Damoklesschwert über Deutschlands Sieg hing, zu beschwören, durch das Zusammenarbeiten entschlossener Diplomatie mit einer glänzenden Publizistik. Unvergeßliche wundervolle Szenen — wie bei einer der ersten Zusammenkünfte mit Thiers, für den Bismarck Achtung hatte und mit dem er die Besprechungen bündig unter vier Augen konzentrierte, dieser seinen Entwurf zu lesen beginnt: „Gemäß der Erwartungen der neutralen Mächte“ und stockt, weil ein unbeschreiblicher Blick ohne Worte aus Bismarcks großen Augen ihn innehalten läßt, dann unwillkürlich sagt: „Ich werde diesen Eingang streichen“, und die Verhandlung weitergeht. Eine stumme, reglose Sekunde, und der ganze Effekt der Hoffnungen Frankreichs, der sie neubelebenden Verheißungen aus London, Wien, Florenz (Italien), Petersburg ist vernichtet. Nicht Bismarck hat dieses so erzählt, die Ehrlichkeit Thiers' hat es in seinen Denkwürdigkeiten über diesen Friedensschluß berichtet. Der



Bismarck in Versailles mit Favre und Thiers (im Lehnstuhl).
Nach dem Gemälde von Karl Wagner. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.





Am Tage des Zeichnungsschlusses der zweiten Kriegsanleihe: Andrang der Zeichner in den Räumen der städtischen Sparkasse in Charlottenburg.
Phot. Zander & Labisch.

große Völkerkenner Bismarck hat seit seiner Pariser Gesandtenzeit über die französische Kunst, im Verkehr der gewinnende Teil zu sein, erkenntnisvolle Warnungen geschrieben, die nicht genug zu beherzigen sind. In jener Nacht von Donchéry, als der französische General Wimpffen wortreich davon sprach, jetzt habe Deutschland Gelegenheit, durch verzichtende schöne Großmut sich Frankreichs Freundschaft zu erwerben, da saßen zum Glück den tönenden Worten die klaren Köpfe deutscher Offiziere gegenüber. Und damals ist es gewesen, daß der stumme große Beisitzer mit den Händen auf dem Kürassierpallasch dem General Wimpffen die letzte Antwort gesagt: „Wir wissen es besser, Sie sind eine erregte, neidische Nation, voll Eifersucht und Dünkel, mit ewigem Wechsel der politischen Verhältnisse, worauf man nichts gründen kann. Es ist jetzt genug. Wir brauchen die Züchtigung Frankreichs für seinen friedlosen Angriffsgeist. Wir wollen die Sicherheit unserer Kinder festlegen, dafür brauchen wir gute Grenzen, deshalb müssen wir auf Paris.“

Prof. Dr. Ed. Heyck.



Hofphot. Perscheid.

Generalleutnant Ludendorff, Hindenburgs berühmter Generalstabschef, der seinen 50. Geburtstag feiert.

Generalleutnant Ludendorff

Die deutsche Rangliste des Jahres 1914 verzeichnet noch unter dem Namen „Ludendorff“: Oberst des Niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39 in Düsseldorf. Im April des Jahres 1914 wurde der Oberst Ludendorff Generalmajor und erhielt eine Brigade. Als der Krieg ausbrach, gehörte Ludendorff zum Korps des Generals von Emmich, das bekanntlich mit Lüttichs Erstürmung den ersten großen Erfolg des Krieges errang. Hierbei zeichnete sich Generalmajor Ludendorff so aus, daß er ausersehen wurde, den Fall Lüttichs dem Kaiser zu melden. Der Kaiser umarmte ihn und hing ihm persönlich den Orden Pour le mérite um. Bald darauf begann Hindenburg seinen Siegeszug, und auch hier erfuhr man nun, daß ihm als Chef des Generalstabes der Ostarmee der Generalmajor Ludendorff beigegeben war. Im November wurde er Generalleutnant, und als er im Februar das Eichenlaub zum Pour le mérite erhielt, sprach der Kaiser dem „treuen unermüdlichen Generalstabschef Hindenburgs“ seinen Dank für seine Leistungen aus.



Das deutsche Unterseeboot „U 29“, von dem englischen Dampfer „Headlands“ aus aufgenommen, den es zwei Minuten später, nach Rettung der Mannschaft, versenkte. Nach einer englischen Zeitung.



General Fleck,
einer der erfolgreichen Führer in der Winterschlacht in der Champagne.



Schwestern vom Lazarettzug des ungarischen Grafen Anton Karolyi im Gespräch mit Soldaten in Russisch-Polen.



General von der Marwitz,
der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Nippold.

Der Stiftungszug des ungarischen Magnaten Grafen Anton Karolyi ist einer der bestausgerüsteten Lazarettzüge der österreichischen Monarchie. Nicht nur das Unentbehrliche steht den Verletzten zur Verfügung, es ist auch dafür gesorgt, den Verwundeten alle Bequemlichkeiten auf dem Transport zu verschaffen. So ist den Mannschaften ein netter Speiseraum eingerichtet, den Offizieren ein moderner Speisewagen und Schlafabteilungen erster und zweiter Klasse. Die erste Fahrt ging nach Skiernevice über Lodz. Die durch viele Züge aller Art überfüllte Strecke zwang zu einem längeren Aufenthalt auf einem Nebengeleise; nicht lange aber dauerte es, und Scharen hungriger Kinder und Frauen umstanden den Zug; es war ergreifend, wenn sie alle mit ihrem eintönigen „Chleba, Panje," „bitte Brot," uns umringten. Einmütig verzichtete die ganze Zugbegleitung auf ihre Tagesration. In Skiernevice liegt das bekannte Schloß des Zaren. Der Weg führt an dem Theater des Zaren vorbei, das heute als Etappenlazarett eingerichtet ist. Im Park liegen viele Gräber gefallener deutscher Kameraden und russische Gefangene sind beschäftigt, unter Aufsicht immer neue Gräber zu graben. Das Schloß des Zaren selbst ist Sitz des deutschen Etappenkommandos, hier schaltet der Armeegruppenführer Freiherr von Schaeffer-Boyadel mit seinem Stab. F. L.



Verteilung von Gaben an polnische Dorfkinder durch die Schwestern des Lazarettzuges.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24. 1 2 3 4 5



Bismarck in seinem Arbeitszimmer in Friedrichsruh.

Nach einer Zeichnung von C. W. Allers, aus dem Werk „Unser Bismarck". (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.)

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

9. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

An einer Biegung der breiten Landstraße, der Karl von Gorski ein Ende weit folgen mußte, um den zum Städtchen führenden Richtweg zu erreichen, begegnete er einer Kavalkade von drei Damen, gefolgt von einem Reitknechte. Er war so in seine trüben Gedanken versponnen, daß er erst aufblickte, als die Gäule fast schon Kopf an Kopf standen. Eine helle Stimme rief ihn an:

„Heda, Herr von Gorski, reiten Sie uns um Himmels willen bloß nicht über!"

Da gab es kein Ausweichen mehr, obwohl er innerlich die Begegnung zu allen Teufeln wünschte. Es war ihm, weiß Gott! nicht danach zumute, seichte Konversation zu machen . . .

Frau von Döhlau stellte lachend vor: „Der Besuch, den ich Ihnen vor einiger Zeit versprochen habe! Frau Baronin von Nadanyi aus Paris, meine beste Freundin — hoffentlich bestätigen Sie mir, daß ich Ihnen damals nicht zuviel erzählt habe — und hier meine Kusine Françoise. Ihre ältere Schwester Geneviève mußte auf die Reise verzichten, weil sie sich inzwischen verlobt hat. Ich hatte Sie so lebhaft in meinem Einladungsbrief geschildert, daß der Bräutigam eifersüchtig wurde."

Karl von Gorski verneigte sich leicht im Sattel, die Hand am Mützenschirm.

„Schade, meine Gnädigste! Immerhin bin ich freudig bewegt, denn die Musterkollektion, die Sie mir in so liebenswürdiger Weise vorzuführen geruhen, ist ja auch so noch verlockend genug . . ."

So frech hätte er mit Damen aus dem heimischen Kreise nie gesprochen, aber die kleine Landratsfrau hätte ja auch nicht nötig gehabt, ihn in ironischer Art zu verspotten. Und ebenso ungeniert musterte er die ihm gegenüber haltenden Reiterinnen. Die ältere von beiden, auf einem prachtvollen Dunkelfuchs echt englischer Abstammung, war eine pompöse, schon zur Reife neigende Frauenerscheinung. Das schwarze Reitkleid umspannte eine üppige und doch schlanke Figur; in einem geradezu klassisch geschnittenen Gesicht stand ein Paar gebietende und wissende Augen. Die Jüngere nahm sich auf dem hochbeinigen Trakehner Braunen wie ein Gassenjunge in Damenkleidern aus. Frech ragte eine kleine Stumpfnase über einem lustigen Mund in die Luft. Darüber ein Paar spöttische scharf blickende Augen. Sie schnitt eine bewundernde Grimasse und verneigte sich übertrieben mit gesenkter Peitsche.

„Und Sie, Herr Leutnant . . . meine Kusine Marion hatte ihre Feder zwar schon in flammende Begeisterung getunkt, aber ich finde, sie hat uns doch nur einen schwachen Abglanz der Wirklichkeit vermittelt."

Da lachte er kurz auf; das kleine Abenteuer fing an ihn zu interessieren.

„Na schön, nachdem wir das ungeahnte Glück gehabt haben, uns à trois ineinander zu verlieben, wollen wir hoffen, daß es bei näherer Bekanntschaft keine Enttäuschung gibt! Jetzt aber möchte ich die Damen doch darauf aufmerksam machen, daß es stark gegen Abend geht und wir drei Kilometer höchstens von der russischen Grenze reiten. Da treibt sich zuweilen um diese Zeit allerhand verdächtiges Gesindel umher . . ."

Die Dame auf dem Dunkelfuchs lachte kurz auf. Es war ein seltsam wohlklingendes Lachen, als wenn eine tief gestimmte Glocke angeschlagen wurde.

„Es ist nicht so gefährlich, Herr von Gorski! Wir waren sogar in Rußland drüben, ohne daß man uns gefressen hat. Am Schlagbaum traf ich einen alten Bekannten aus Paris und Petersburg, der sogar von Vatersseite her ein bissel mit mir verwandt ist, den Grafen Adlerberg. Er lud uns auf ein Glas Sekt in das sogenannte Kasino. Sie sehen, wir befinden uns trotzdem leidlich wohlbehalten wieder auf preußischem Gebiet."

In Karlchens Seele stieg ein Argwohn auf, aber er verneigte sich mit verbindlichem Lächeln.

„Hatte ich nicht anders erwartet, denn — bis zum Beweis des Gegenteils — nehme ich an, daß auch unsere Gegner im Osten sich an die Gesetze der sogenannten Genfer Konvention halten: ‚Hervorragend schöne Gegenstände, die einen besonderen Wert besitzen, sind zu schonen'. Aber, Ihre ausländischen Bekanntschaften machen mich neugierig. Wenn ich also fragen darf, meine Gnädigste, was ist Ihr Ursprungsland?"

[illegible] auf dem Dunkelfuchs lachte wieder:

„[illegible] mich so allerhand umhergetrieben. Mein Vater war ein russischer Prinz, meine Mutter eine Oesterreicherin, ich selbst bin Kosmopolitin. Mit einer starken Neigung für Paris, aber ich habe beschlossen, von jetzt an alle Jahr im Sommer einige Wochen in der Nähe meiner Freundin Marion zu verbringen. Heute vormittag habe ich — wie heißt doch das Rittergut . . .?"

„Orlowen!"

„Ganz recht, heute vormittag habe ich das Rittergut Orlowen gekauft."

Karl von Gorski fuhr vor Ueberraschung im Sattel herum: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich glaube nicht recht gehört zu haben! Sie haben heute vormittag Orlowen . . .?"

Frau von Nadanyi lächelte.

„Ist denn das so verwunderlich? Das Gut wurde mir durch einen Vermittler angeboten, und weil es mir gefiel, hab' ich's halt gekauft. Das alte Schloß liegt reizend, und ob ich nach dem Grand Prix in der Nähe von Paris aufs Land geh' oder hierher, ist mir gleich. Hier hab' ich wenigstens eine liebe Freundin, zu der ich mich herzlich hingezogen fühle . . ."

„Ja, natürlich," erwiderte er, scheinbar überzeugt, und musterte noch einmal mit einem raschen Seitenblick die neben ihm reitende schöne Frau. Gab es denn überhaupt Menschen auf der Welt, die so reich waren, daß sie zur Befriedigung einer augenblicklichen Laune drei Millionen opfern konnten? Soviel kostete Orlowen ungefähr unter Brüdern, und das gab die Frau da für ein paar kurze Wochen aus, angeblich, um mit ihrer Freundin, Frau von Döhlau, zusammen zu sein? Die konnte sie doch, mindestens ebenso bequem, in irgendeinem eleganten Badeorte treffen.

Unwillkürlich sprang ihn wieder der Argwohn an, nur diesmal in verstärktem Maße. Irgend etwas stimmte nicht an diesem Handel . . . Er entsann sich verschiedener Spionagegeschichten, in denen verführerisch schöne Frauen vorkamen, ausgerüstet mit geradezu märchenhaften Geldmitteln. Aber das wäre hier ein unnützlicher Aufwand an minderwertigem Objekte gewesen. Wenn sie wirklich einen der Dragoner- oder Infanterieleutnants durch allerhand Verführung zum Reden brachte, was erfuhr sie schon viel? Gemeinplätze, die auch jeder Nichtsoldat, wenn er die Landkarte ansah, sich an den fünf Fingern abzählen konnte . . . Und jetzt plötzlich schoß es ihm durch den Kopf, diese angebliche Baronin Nadanyi war dasselbe Frauenzimmer, das seinem Vetter Foucar vor einem Jahre mit einem unerhört abgefeimten und ruchlosen Rachewerk beinahe den Hals gebrochen hätte! . . . Und nach dem ersten Fehlschlag hatte sie wohl jetzt eine neue Ungeheuerlichkeit ausgeheckt, etwas, das kurz vor der Entscheidung stehen mußte, sonst wäre sie doch nicht persönlich auf dem Platze erschienen . . .

Er hatte die kurze Pause des Nachdenkens ausgefüllt, indem er mit der Reitpeitsche seiner alten Falada ein paar blutgierige Bremsen von der Brust strich. Er richtete sich wieder auf.

„Entschuldigen Sie gütigst, gnädige Frau, mein Schlachtroß hat eine empfindliche Haut — nach einem solchen Ritt muß der Bursche stundenlang mit 'nem Essigschwamm kühlen . . Aber, was ich sagen wollte, ja . . . so enthusiastisch ich die neue Nachbarschaft begrüße . . . haben Sie bei dem Kaufe auch bedacht, daß Sie in diesem Sommer daran nicht viel Vergnügen haben werden? Daß Sie — möglicherweise — in spätestens vierzehn Tagen russische Einquartierung haben können?"

Frau von Nadanyi hob verächtlich die vollen Schultern.

„Sie meinen das Ultimatum, das die Oesterreicher an die serbischen Hammeldieb' gerichtet haben? Ach gehn's, das haben wir vor ein paar Jahr' schon einmal erlebt, und diesmal gibt's 'ne neue Auflag' von der Blamasch' . . ."

„Schön, aber weshalb stauen die Russen auch an unserer Grenze diese Flut von Menschen und Flinten?"

„Nur eine politische Demonstration, hat mir vor einer Stunde mein Vetter Adlerberg erklärt. Wenn Oesterreich von seinen exorbitanten Forderungen den Rückzug antritt, ebbt die Flut wieder ab! Und vor fünf Tagen war ich noch in Paris, sprach mit Leuten, die ihrer hohen Stellung nach mehr wissen können als andere. Niemand denkt dort an Krieg! Vielleicht in zwei oder drei Jahren — oder überhaupt nicht. Die Franzosen haben wohl immerfort von der Revanch' geredet, aber nie was Rechtes dafür getan."

Fräulein Françoise Eberlé, die mit Frau von Döhlau links von dem Leutnant Gorski ritt, richtete sich im Sattel auf; ihre Augen blitzten.

„Aber, Baronin, wie können Sie nur so oberflächlich urteilen! Wenn der Tag der Vergeltung anbricht, wird die Armee bereit sein! Und unsere Offiziere denken wohl an diesen Tag, aber sie sprechen nicht von ihm."

Karlchen Gorski lächelte verschmitzt.

„Meinen Sie mit diesen „Unseren" nun wirklich unsere Offiziere oder etwa — andere?"

Die Kleine hob trotzig das Stumpfnäschen in die Luft.

„Ich meine die französischen! Die kämpfen nicht gegen lahme Schustergesellen."

Er verneigte sich spöttisch.

„Gnädiges Fräulein stammen wohl aus der Gegend von Zabern?"

„Ich bin Lothringerin! Mein Herz aber gehört Frankreich!" versetzte sie pathetisch. Er seufzte erschrecklich tief auf.

„O weh, meine Gnädigste, jetzt wird unser Schicksal tragisch! Soeben merke ich zu meinem Entsetzen, daß ich mich in eine Reichsfeindin verliebt habe, und der Zwiespalt zwischen Patriotismus und Leidenschaft rumort schon mächtig in meinem Herzen . . ."

Da lachten sie alle vier, und die Stimmung, die sich in den letzten Minuten bedenklich zugespitzt hatte, wurde wieder friedlich.

„Sie erinnern mich doch so lebhaft an einen preußischen Offizier, den ich früher einmal gekannt habe," sagte Frau von Nadanyi, noch immer lachend. Und er erwiderte trocken: „Das liegt vielleicht nur daran, daß ich einen gewissen Typus repräsentiere; freilich und selbstverständlich in seiner höchsten Vollendung: den Typus des ebenso eleganten, wie schönen und geistvollen preußischen Leutnants! Aber — wenn ich Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen darf — meinten Sie eben vielleicht einen gewissen Herrn von Wodersen?"

Die schöne Frau verfärbte sich.

„Wie . . . wie kommen Sie auf die Vermutung?"

Da triumphierte er innerlich, daß ihn sein Scharfblick wieder einmal nicht getäuscht hatte, machte aber ein möglichst harmloses und treuherziges Gesicht.

„Weil mein angeheirateter Vetter, Rittmeister von Foucar, mir einmal erzählte, dieser Herr von Wodersen von den Landsberger Husaren hätte mir außerordentlich ähnlich gesehen. Natürlich nur äußerlich, denn er soll die Torheit begangen haben, sich aus unglücklicher Liebe totzuschießen. Die Dame, die er, nebenbei bemerkt erfolgreich, verehrte, soll blendend schön gewesen sein, aber leider nicht ganz zweifelsohne. Gewesene Schauspielerin oder so 'was Aehnliches . . . jedenfalls lag irgendein Grund vor, der es einem preußischen Offizier unmöglich machte, sie zu heiraten."

Die Baronin Nadanyi biß einen Augenblick die Zähne aufeinander.

„Sagen Sie Ihrem Herrn Gewährsmann, er sei falsch berichtet worden! Ich kenne die Dame sehr gut, ihre Vergangenheit ist makellos!"

Karlchen Gorski ließ die Zügel fallen und schlug in anscheinend maßlosem Erstaunen die Hände zusammen.

„Aber nein! Wie klein ist doch die Welt! Sie kommen aus Paris, ich vom entgegengesetzten Ende der Welt, aus Ordensburg, und nach kaum fünf Minuten stellen sich Beziehungen zwischen uns heraus! Sollten Sie aber meinen Vetter Foucar in den nächsten Tagen kennen lernen, wird er Ihnen sicherlich dankbar sein, wenn Sie ihm Gelegenheit geben, sein schiefes Urteil über diese Dame zu revidieren . . ."

Frau von Döhlau beeilte sich, die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu lenken.

„Was ich schon die ganze Zeit über fragen wollte: Haben Sie eine Ahnung, Herr von Gorski, an welchen Abenden der nächsten Woche Ihr Herr Regimentskommandeur seine berüchtigten Nachtfelddienstübungen abzuhalten gedenkt?"

„Warum, gnädige Frau?"

„Weil ich ein kleines Sommerfest plane in meinem hübschen Garten. Da würde es mich doch sehr ärgern, wenn gerade die Offiziere Ihres Regiments an dem Abend dienstlich verhindert sein sollten."

Er zuckte mit den Achseln.

„Da müssen Sie es schon auf den Zufall ankommen lassen, gnädige Frau! Ich bin in die geheimen Pläne meines Kommandeurs nicht eingeweiht. Wenn ich mir aber gehorsamst eine Bemerkung erlauben dürfte . . ."

„Na?"

„Also ich glaube nicht, daß Ihr liebenswürdiger Plan bei meinen Kameraden in dieser ernsten Zeit auf große Begeisterung stoßen wird. Sie alle dürften für scherzhafte Vergnügungen jetzt kaum Sinn haben."

Jetzt mischte sich Fräulein Françoise wieder in das Gespräch. Sie schürzte verächtlich die Lippen.

„Merkwürdig! Fast alle deutschen Offiziere, die ich bisher kennen gelernt habe, scheinen vor dem Krieg, der doch eigentlich ihr Handwerk sein müßte, eine gewisse Furcht zu empfinden."

„Ach nee!"

Er fuhr im Sattel herum und war im Begriff, dem frechen kleinen Frauenzimmer mit einer derben Antwort zu dienen. Ehe er aber noch den Mund öffnen konnte, ertönte aus den Wacholderbüschen zur linken Seite der Straße, die zwischen den weitläufigen Kiefern standen, gellende Hilferufe. Ein kleines Männchen in langem, verschlissenem Kaftan rannte aus Leibeskräften und schrie: „Zu mir alle guten Menschen, zu Hilfe gegen Räuber und Mörder!"

Karl von Gorski blickte auf. Nanu, was war das? Da rannte sein Zigarettenlieferant, Herr Jankel Abramek aus Ordensburg, und hinter ihm zwei ungeschlachte Kerle in bäuerischer Kleidung. Nur ein kleines Endchen noch, und sie hätten ihn eingeholt, trotzdem das schmächtige Männchen in seiner Todesangst Sprünge machte wie ein gehetzter Hirsch. Da gab er seiner alten Falada die Sporen und flog wie ein Pfeil dazwischen . . . Herr Abramek rannte weiter, der eine der beiden Verfolger wandte sich zur Flucht, der andere hob die rechte Hand, ein paar Schüsse knatterten, im nächsten Augenblick war er überritten. Karl von Gorski sprang wie eine Katze vom Pferde. Mit flacher Klinge schlug er dem Kerl über den Kopf, daß der wie ein Klotz liegen blieb. Eine Sekunde danach saß er wieder im Sattel, preschte hinter dem andern her. Der war über eine Baumwurzel gestolpert und hatte die Waffe im Fallen aus der Hand verloren. Der Offizier parierte seinen Gaul und sagte ein wenig außer Atem: „Stehen Sie auf, edler Lord, aber wenn Sie Ihre Pfote nach dem Browning da ausstrecken, spieß ich Sie auf wie 'ne Padde!"

Der Kerl erhob sich schwerfällig, sah mit giftigem Blick in die Höhe.

„Herr Leutnant, das wird Sie teuer zu stehen kommen, daß Sie hier friedliche preußische Untertanen vergewaltigen. Der Jud' hat uns betrogen, und wir wollten ihn greifen, um ihn vor Gericht zu bringen!"

Karl von Gorski lachte kurz auf:

„Na, das können wir jetzt ja in aller Ruhe zu dritt besorgen! Vorläufig möchte ich Sie bitten, Ihren verdroschenen Herrn Spießgesellen unter den Arm zu nehmen und mir nach Ordensburg zu folgen!"

„Und wenn ich mich weigere?"

„Täte es mir leid, dann müßte ich zu stärkeren Ueberredungskünsten meine Zuflucht nehmen; Sie unsanft mit diesem Säbel pieken. Also, wenn ich jetzt höflich bitten darf?"

Da fügte sich der Kerl und führte seinen Genossen, der sich nur langsam von der Betäubung erholte, auf die Straße hinaus. Herr Jankel Abramek, der nach der Niederlage seiner Feinde unter dem Schutze der Kavalkalde stehen geblieben war, flog vor Aufregung am ganzen Körper.

„Hundert Jahre zu gesund Ihnen gewünscht, Herr von Leitnantleben," sagte er mit seinem seltsamen Gemisch aus Jiddisch und Ostpreußisch, „und meine Hand soll verdorren, wenn ich Ihnen die Zigaretten von jetzt an nich verkauf' unterm Selbstkostenpreis! Auch wenn Sie wieder e mal werden benötigen e Geld, der Schlag soll mich treffen, wenn ich berechen' einen einzigsten Pfennig Vermittlerprovision . . ."

„Schon gut, Herr Abramek," wehrte er lächelnd ab. „Na, und jetzt erzählen Sie mal, weshalb haben Sie eigentlich mit diesen beiden Bauern da das Wettrennen veranstaltet?"

Der Kleine spie aus.

„Bauern? Von der russ'schen Pollezei sind die beiden Verbrecher, aber von der geheimen! Wenn der Herr Leitnant werden geruhen zu belieben nachzusehen in ihre Röck', werden Se finden die Blechmarken. Und so wahr ich hier auf dem Fleck steh' lebendig, se sind gekommen gelaufen zu rennen hinter mir, mich zu greifen, weil ein Herr General von die Russen hat gesagt: ‚Nehmt ihn fest, den Juden, der hat hier schon viel zu viel gesehen!'"

„So, so," sagte Karl von Gorski, „das ist ja ganz interessant. Haben Sie vielleicht zufällig ein Ende Bindfaden bei sich, Herr Abramek? Wenn ja, möchte ich Sie bitten, den beiden Gents da zur Vereinfachung des Abtransportes die Hände auf den Rücken zu binden."

Herr Abramek strahlte über das ganze, faltige Gesicht.

„Bloß Bindfaden, Herr von Leitnantleben? E Strick hab' ich bei mir von meinem Pingel Zigaretten, was ich hab' missen im Stich lassen, wie das Geseires hat angefangen mit unsere Feinde!" Und er wollte sich daran machen, den willkommenen Auftrag auszuführen. Der größere von den beiden Russen trat einen Schritt zurück.

„Herr Leutnant, das ist Freiheitsberaubung, und ich protestiere energisch."

Karl von Gorski wollte erwidern: „Bitte, schriftlich, mein Verehrtester", aber er kam nicht mehr dazu. Der Schritt rückwärts war ein Anlauf gewesen; mit einem gewaltigen Sprung nach vorne hatte der riesige Kerl die Arme um seinen Leib geworfen und riß ihn aus dem Sattel. Wie ein Aal aber wand er sich ihm aus den Händen. Seine stahlharte Faust fuhr in die Höhe, der Angreifer taumelte zurück, brüllte auf vor Schmerz. Einen Augenblick später kniete Karlchen Gorski auf seinem Rücken und riß ihm mit einem gewaltigen Ruck den Arm aus dem Achselgelenk.

„So, mein Freundchen, aber ich muß gestehen, Sie machen es mir nicht gerade leicht, in höflicher Weise mit Ihnen zu unterhandeln!" Er stand auf: „Na und jetzt erzählen Sie mal, Herr Abramek, was haben Sie denn drüben so Interessantes gesehen, daß die beiden Polizeier Sie durchaus einspunden wollten?"

Die Damen hatten wie in einer Erstarrung zugesehen, Fräulein Françoise schrie entsetzt auf:

„Aber Sie bluten ja, Herr Leutnant!"

Er faßte sich ins Gesicht. Als er die Hand zurückzog, war sie rot.

„Wahrhaftig! Aber da ich inzwischen noch nicht den Heldentod gestorben bin, eine Schmarre, nicht der Rede wert . . ."

Sie schwang sich ohne Hilfe aus dem Sattel und zog ein feines Batisttüchlein.

„O Gott, lassen Sie mal sehen . . ."

Da lachte er wieder, hielt seine Wange hin.

„Na schön, aber Sie, lieber Jankel, sorgen mir dafür, daß unsere Geschäftsfreunde in der Zwischenzeit nicht ausreißen!"

Herr Abramek ließ mit einer unnachahmlichen Bewegung seinen schnupftabakfarbenen Kaftan von einer Schulter zur anderen gleiten.

„Wo wir beide se eso besiegt haben, die Chamaurim? Nich gesund will ich Freizenach abend Fisch essen, wenn ich se nicht verschnier', daß mer könnt' se verschicken als ein Postpaket. Und se sind mir nachgeloffen, weil ich hab' dabei gestanden, wie die russischen Garderegimenter sind anmarschiert gekommen von der Eisenbahn in Graiwen ins Lager. An der Spitze — so wahr meine Kinder sollen leben — e Großfirst! Der General von Scheidemann — heißt sich e Stück von 'nem Deutschen — hat ihm hinaufgegeben die Hand in die Höh' zum Pferd und hat gefregen: „Nuu, was hört man schon Neues aus Petersburg, Kaiserliche Hoheit?" . . . „Nur Gutes, zu gesund, lieber Fedor Iwanowitsch," sagt der Herr Großfirst darauf, „und hoffentlich wir werden bald bessere Quartiere haben als wie hier in diese polnische Schweinestall."

Karl von Gorski lächelte unter der linden Hand, die mit merkwürdig erfahrenem Griff seine Wunde untersuchte, sie in einiger Entfernung von den Rändern faßte und sanft auseinanderzog.

„Na, Herr Abramek, ich glaube zwar nicht gerade, daß der Großfürst mit seinem General genau so gesprochen hat, wie Sie eben berichteten, aber es ist immerhin nicht ohne Interesse, daß auch die Petersburger Garde uns jetzt einen freundnachbarlichen Grenzbesuch abstattet . . ." Und, zu seiner kleinen Samariterin gewandt, fuhr er fort: „Also, was hat der Sektionsbefund ergeben? Hat ich Aussicht, mit dem Leben davonzukommen oder muß ich ins Gras beißen?"

Fräulein Françoise machte ein ernstes Gesicht.

„Es ist glimpflich abgegangen, nur ein oberflächlicher Streifschuß, der genäht werden kann und in acht Tagen wieder heil ist. Aber ein paar Zoll weiter nach links . . ." Sie schüttelte sich unwillkürlich, wie unter einer schrecklichen Vorstellung. Er zog ihre kleine Hand an die Lippen; an der Spitze des Zeigefingers saß ein rotes Fleckchen von seinem Blut. Da blieb ihm der Scherz, mit dem er sich bedanken wollte, in der Kehle stecken. Er sah ihr in die Augen, sie erwiderte den Blick, und eine feine Röte stieg ihr von dem schlanken Halse in die Wangen empor. Ihm aber rieselte es durch die Nerven. Ein bisher nie empfundenes, seltsames Gefühl erfüllte ihn ganz und gar . . .

Die Baronin Nadanyi drängte zum Aufbruch:

„Es fängt an dunkel zu werden; Herr von Döhlau wird sich um uns gewiß ängstigen, wenn wir so lange ausbleiben."

Fräulein Françoise schien widersprechen zu wollen. Sie runzelte mißmutig die Augenbrauen über dem kurzen Stumpfnäschen, dann aber fügte sie sich. Karl von Gorski half ihr in den Sattel, sie schüttelte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, mein Herr Patient! Ich hoffe, Sie stellen sich morgen vor, damit ich beurteilen kann, ob mein ärztlicher Kollege Sie auch richtig behandelt!"

„Woher wollen Sie denn das wissen?" fragte er zurück.

„Weil ich in den Fabriken meines Vaters schon manchen Verletzten gesund gepflegt habe! Also, bis morgen?"

„Bis morgen!"

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — ä — af — ap — brist — cham — ci — dams — dier — do — dol — dos — e — ess — fall — fel — ga — gen — gha — gre — il — in — li — lin — ment — mu — na — ne — ni — ni — ni — pag — qui — ra — sa — se — sis — stan — ster — tor

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein wichtiges Balkanproblem nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Berühmten italienischen Maler. 2. Schlachtenort in Oesterreich. 3. Australischen Vogel. 4. Teil der militärischen Ausrüstung. 5. Bestandteil des menschlichen Körpers. 6. Ausdruck aus dem Wechselrecht. 7. Varietékünstler.. 8. Fußsoldaten. 9. Deutschen Fluß. 10. Kampfgebiet in Frankreich. 11. Amerikanisches Naturwunder. 12. Britenfeindliches Reich in Asien. 13. Ausdruck aus der Heilkunde.

Umstell-Rätsel.

Ernst — Heinrich — Firmacht — Stettin,
Steht als Soldat auf einsamer Wacht
Und singt bewegt ein Lied in die Nacht,
Der Anfang des Liedes steht Wort für Wort
In seinem Namen und Heimatsort. —

Zeichnung von Paul Simmel.



Der eifrige Sanitätshund. „Donnerwetter, laß' mir doch los, ick bin ja jarnicht verwundet, ick bin ja 'ne Schleichpatrouille!"

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Der Kampf um die Dardanellenherrschaft. 1. Dynamit. 2. Erbeskopf. 3. Rawa. 4. Klippfisch. 5. Arrac. 6. Magalhaens. 7. Pandur. 8. Fakir. 9. Ulme. 10. Moloch. 11. Desinfektion. 12 Initiale. 13. Etzel. 14. Daube. 15. Ampere. 16. Robinson. 17. D'Elsa. — **Der verkürzte Vogel:** Staar — Aar. — **Rebus:** Vorpostengefecht. — **Dreisilbige Scharade:** Tauroggen.

HUMOR

Bei einer Gruppe russischer Gefangener steht der deutsche Posten, einen schriftlichen Befehl in der Hand. Ein neugieriger Russe nähert sich dem Soldaten, guckt ihm über die Schulter, und schreckensbleich erklärt er seinen Kameraden den Inhalt des Schriftstückes. Hierauf großes Gejammer der Russen. Endlich kommt der Offizier.

„Herr Offizier," klagt der neugierige Russe, „wir haben uns gern ergeben, damit wir endlich satt werden, und dort auf dem Papier steht: Nach dem Verhör sofort zu entlassen!"

„Na, beruhigt Euch nur, Kinder," belehrt sie der Offizier. „das heißt nicht: sofort zu entlassen, sondern zu entlausen!"

*

Frau Schultze ist als Aufwartefrau bei uns beschäftigt und erhält vollständige Beköstigung. Neulich frage ich: „Na, Frau Schultze, Sie müssen doch in dieser Woche Ihre ganzen Brotmarken übrigbehalten haben?" — Worauf Frau Schultze treuherzig antwortet: „Ne, jnädige Frau, ick habe trotzdem det janze Quantum noch jlücklich jeschafft; aba wat mein' Se, wie ick mir dabei habe anstrengen müssen!"

*

Inserat: Jene reizende junge Blondine, die am Mittwoch abend (Lohengrin-Vorstellung) in der Fremdenloge in der Stadtoper an einem Strumpfbein strickte, wird um baldiges Lebenszeichen gebeten. Postlagernd sub „Feldgrau F. 68".

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korff, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 14

4. April 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Deutscher Offizier auf seinem Reit-Dromedar bei der gegen die Enzländer kämpfenden türkischen Armee.

Aufnahme unseres Photographen bei der Armee Dschemal Paschas.



Der Kaiser beim Besuch des Leib-Garde-Husaren-Regiments, das im Felde sein hundertjähriges Bestehen feierte.

Hinter dem Kaiser der Regimentskommandeur, neben diesem Generaloberst von Einem. Hofhpot. Berger.

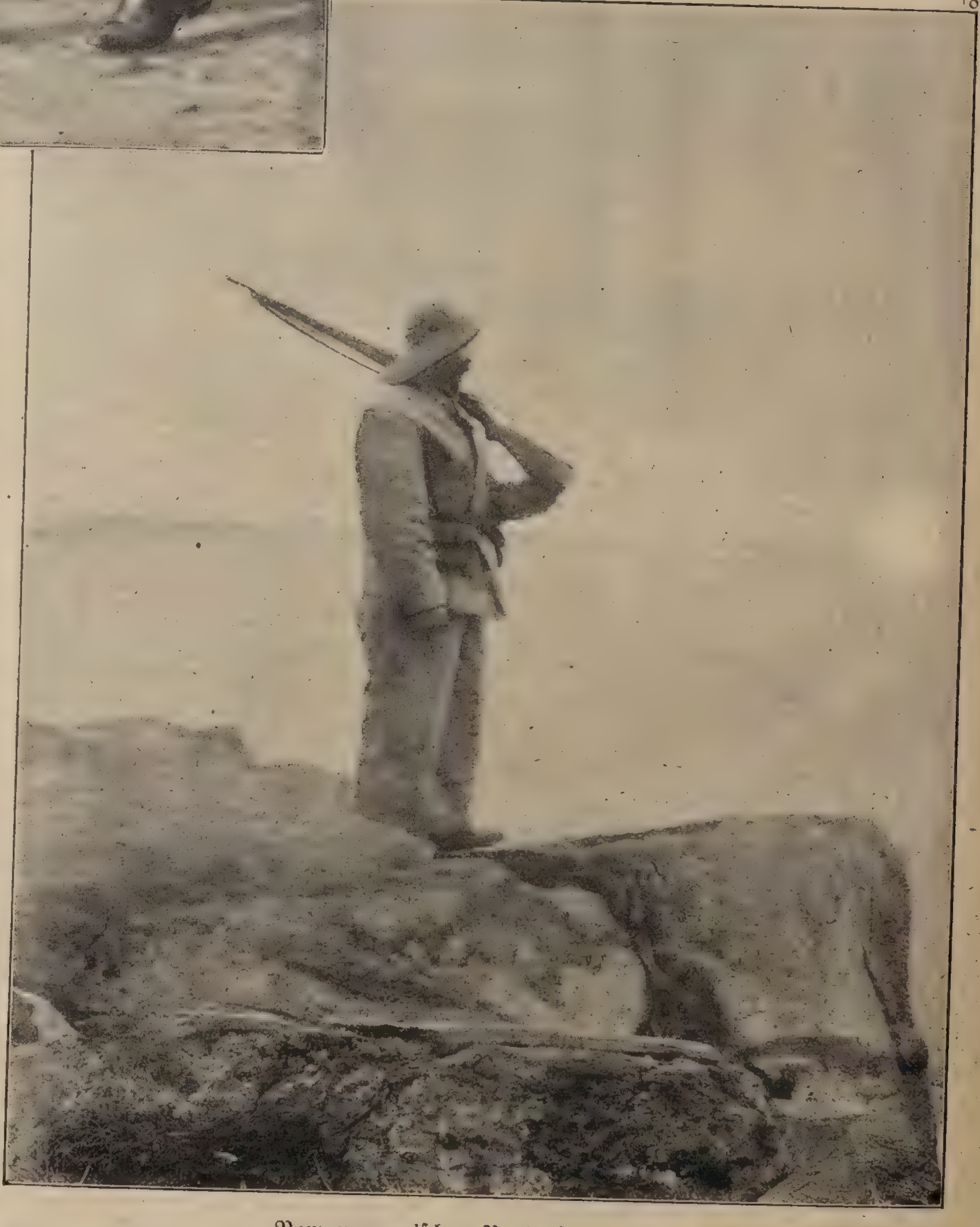
Der Ausbruch des Weltkrieges hat einige unserer Kriegsschiffe und eine größere Anzahl von Handelsschiffen, darunter auch solche, die im Kriege als Hilfskreuzer Verwendung finden sollten, fern von der Heimat überrascht. Sie haben nicht gezögert, nach deutscher Seemannsart entschlossen und kühn dort, wo sie sich gerade befanden, den Kampf für Deutschlands Ehre und Wohl aufzunehmen, obwohl sie wußten, daß sie, durch Hunderte und Tausende Meilen von der Verpflegungsbasis entfernt, mit der Zeit erliegen mußten. Was unser Kreuzergeschwader geleistet hat, bleibt mit goldenen Lettern in der Kriegsgeschichte aller Zeiten verzeichnet. Es hat zunächst in den Chilenischen Gewässern bei Coronel eine erkleckliche Zahl englischer Kriegsschiffe vernichtet, ist aber später, vom übermächtigen Gegner angegriffen, bei den Falklandsinseln samt seinem Führer, dem Admiral Grafen Spee, ruhmvoll untergegangen. Die „Nürnberg", ein kleiner Kreuzer, hatte sich zunächst aus der Schlacht noch gerettet, ist aber kurz darauf ebenfalls in Ehren besiegt worden. Nun hat vor wenigen Tagen auch der letzte Kreuzer des Geschwaders, „Dresden", ein ruhmvolles Ende an der südamerikanischen Küste gefunden. Nicht weniger hell erstrahlt der Ruhm der vereinzelt wirkenden Kreuzer, vor allem der „Emden" und „Emden II", deren Mannschaftsrest vor wenigen Wochen nach abenteuerlicher Fahrt auf befreundetem türkischen Boden landete, sodann der Kreuzer „Karlsruhe", der den Feinden die atlantischen Gewässer unsicher machte. Endlich der Kreuzer „Königsberg", der nach tapferer Gegenwehr jetzt wehrlos an der ostafrikanischen Küste im Rufiji-Fluß liegt, bisher aber den Angreifern noch nicht zur Beute fiel. Auch mancher Name der Hilfskreuzer-Flotte erstrahlt in hellem Glanz. „Kaiser Wilhelm der Große", der nach tapferer Gegenwehr von der eigenen Besatzung in dem neutralen spanischen Hafen Rio del Oro an der Westküste Afrikas in die Luft gesprengt wurde, nachdem er dort von dem englischen geschützen Kreuzer Highflyre unter Verletzung der spanischen Neutralität angegriffen worden war. Vorher hatte er eine ganze Anzahl Handelsschiffe der Feinde versenkt. Die Beuteliste des „Kronprinz Wilhelm", der an der Ostküste Amerikas entlang fährt, wird immer länger und die Kapererfolge und kühnen Fahrten des Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich" erregen zurzeit die höchste Bewunderung der Amerikaner in Newport New, wo der Dampfer zurzeit größere Schäden ausbessert. Aber nicht allein der Wagemut und die Geschicklichkeit der Kapitäne und Besatzungen der Hilfskreuzer erregen die allgemeine Bewunderung, sondern auch die Menschlichkeit ihrer Kriegführung gegenüber der feindlichen Besatzung.



Korvettenkapitän Thierichens, der Führer des Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich". Hofphot. Urbahns.



Fregattenkapitän Lüdecke, der Kommandant des in den Chilenischen Gewässern vernichteten kleinen Kreuzers „Dresden".

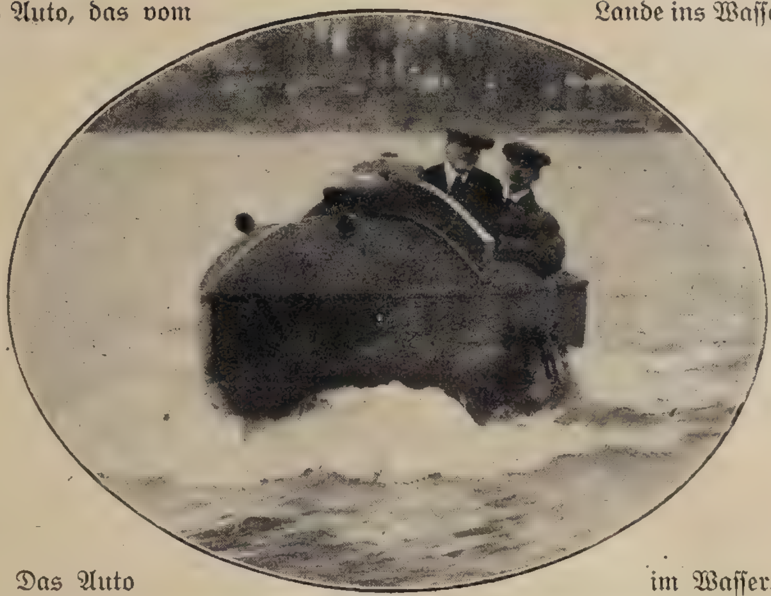


Vom norwegischen Neutralitätsdienst: Posten auf einer einsamen Insel in den norwegischen Schären. Phot. H. Nic. Meyer.



Neues von einem Wiener Ingenieur erfundenes Auto, das vom Lande ins Wasser übergehen kann und als Motorboot weiterfährt.

Einem Wiener Ingenieur ist es gelungen, ein Automobil zu konstruieren, das sich auf dem Lande und im Wasser fortbewegt. Dieses Problem wurde schon oft zu lösen versucht; aber alle Lösungen ergaben ein negatives Resultat. Das Wasser-Auto unterscheidet sich nur wenig von einem gewöhnlichen Rennautomobil. Die Karosserie scheint ein wenig gehoben, sonst fällt nur noch die rückwärts befindliche Schraube auf, die zur Fortbewegung im Wasser dient. Das Autoboot wird von einem Vierzylinder-Motor getrieben und erreicht auf dem Lande eine Geschwindigkeit von etwa 75, im Wasser eine solche von 20 km in der Stunde. Es ist ein äußerst merkwürdiger Anblick, wenn man sieht, wie das Boot verwendet wird. Es kommt ziemlich rasch zum Wasser gefahren, das Wasser spritzt hoch auf, — und im nächsten Moment schwimmt das Auto schon. Es hat sich also in ein Motorboot verwandelt. Nachdem das Wasserhindernis überquert ist, klettert das nunmehr wieder zum Auto gewordene Boot die Böschung hinauf, um seine Fahrt auf der Landstraße fortzusetzen. Das Wasserauto hat das schwierige Problem des Landens in glänzender Weise gelöst. Es ist derart gebaut, daß es auf abschüssigem und schwierigem Gelände glatt ins Wasser geht, sowie durch Schlamm und Sumpf hindurchzieht. Die Erfindung hat also eine große Zukunft vor sich.



Das Auto im Wasser.



Hindenburg bei der Besichtigung eines neuen Motorschlittens.

Prinz Joachim — Bootsoffizier Joachim — Hindenburg — Oberst Busse, Kommandant der Feste Boyen.



Im Galopp vorgehende Artillerie.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Schöpferin zahlloser unvergeßlich komischer Bühnenfiguren, Anna Schramm, die zwanzig Jahre hindurch zu den Stützen des Berliner Königlichen Schauspielhauses gehört hatte, wird am 8. April 80 Jahre alt. Die ausgezeichnete Künstlerin, die im vorigen Jahre nach einer fast 70jährigen Bühnentätigkeit in den Ruhestand trat, hat als Soubrette während der Glanzzeit des Wallnertheaters mit Reusche und Helmerding die Alt-Berliner entzückt und war damals so beliebt, daß man sie allgemein nur „die furchtbar Nette“ nannte. Als sie von dort an das Königliche Schauspielhaus kam, übernahm sie das zu jener Zeit noch fest umrissene Fach der „komischen Alten“, aber sie ist bald über ihr Fach hinausgewachsen, hat sich zur klassisch einfachen, zugleich derben und feinen Humoristin entwickelt und gehörte durch ihre zahlreichen Gastspiele in allen Städten Deutschlands zu den populärsten Darstellerinnen unserer Hofbühne. Ihre „Martha Schwerdtlein“, ihre „Madame Bonivard“, ihre „Aeppelhanne“ sind Theatereindrücke von unauslöschlicher Prägnanz und die Lücke, die die Schramm an der Stätte ihrer Wirksamkeit zurückgelassen hat, konnte bisher nicht ausgefüllt werden. Trotz ihrem Abgang von der Bühne hängt die Künstlerin mit einer wahrhaft fanatischen Liebe am Theater; sie zählt auch heute noch zu den ständigen Gästen der Generalproben des Königlichen Schauspielhauses und folgt den Vorgängen auf der ihr vertrauten Bühne mit dem lebhaftesten Interesse.



Anna Schramm
vom Berliner Kgl. Schauspielhaus, die ihren 80. Geburtstag feiert.
Phot. Becker & Maaß.



Keine exotische Pflanze, sondern ein Volltreffer in einen meterdicken Pappelbaum in Flandern.



Ernst v. Wolzogen,
der berühmte Romanschriftsteller, der seinen 60. Geburtstag im Felde feiert.
Phot. Dührkoop.

Mit den türkischen Truppen im Felde.

Aufnahmen unseres auf den türkisch-englischen Kriegsschauplatz entsandten Photographen.

Nachdem ich in Konstantinopel zwei Paar Stiefelsohlen durchgelaufen hatte, wurde ich endlich glücklicher Besitzer eines Riesen-Dokumentes in türkischer Sprache und damit berechtigt, auf schnellstem Wege zur vierten, am Suezkanal operierenden Armee zu reisen. Ausgerüstet für 20 Grad Kälte und 20 Grad Hitze, bestieg ich in Haidar Pascha den Zug, der mich nach drei Tagen ununterbrochener Fahrt nach Bozanti am Fuße des Taurus brachte. Am nächsten Morgen ging es im Wagen durch den herrlichen Taurus. Die Fahrt von Bozanti nach Tarsus dauert mit Wagen zwei Tage. Die erste Nacht ist man gezwungen, unterwegs in einem „Han", worunter man in der Türkei ein Einkehrhaus versteht, zu übernachten. Infolge der ununterbrochenen Truppenzüge waren jedoch alle Han's überfüllt und ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, im Wagen sitzend unter freiem Himmel die Nacht zu verbringen. Ein junger türkischer Offizier war bald darauf mein Schlafgenosse im Wagen; ich habe es nicht bedauert, denn er war glücklicher Besitzer von zwei Pferdedecken und ich hatte wenigstens an der dem Wind ausgesetzten Seite eine lebende Wärmflasche, die mächtig schnarchen konnte. In Tarsus fand ich ein prächtiges Hotel; ich habe zwar im Speisezimmer auf dem Tisch geschlafen, da auch hier alle Zimmer überfüllt waren, immerhin aber königlich gegen die beiden vorherigen Nächte.



Unser Kriegsphotograph bei der gegen Aegypten operierenden Armee Dschemal Paschas.

Von Osmanie ging es zu Pferde nach Radjou, wieder der nächsten Bahnstation weiter. Ueberall unterwegs trafen wir große Kamel-Karawanen, die in gleichem ununterbrochenen Tempo ihren Weg verfolgten. Den Kamelen voran geht meist ein Esel, dem das erste Kamel auf Schritt und Tritt folgt und diesem schließen sich die andern Tiere an. Der Esel ist ein vorzüglicher Pfadfinder im Gebirge und weiß jedem Hindernis geschickt aus dem Wege zu gehen. Am darauffolgenden Tage mußten wir zu unserm Leidwesen die Entdeckung machen, daß ein Hamal (Pferdewärter) mit zwei Gäulen das Weite gesucht hatte. Wir mieteten also einen Wagen mit zwei abgetriebenen Gäulen, luden unser Gepäck auf, und nun ging es weiter. Unterwegs hatte ich wiederholt Gelegenheit, an der Tüchtigkeit unseres Wagenlenkers, eines jungen Tataren, zu zweifeln, und da er in besonders ungeschickter Weise die beiden störrischen Pferde bergab an Abgründen vorbeilenkte, war Vorsicht sehr geboten. Der Weg führte wiederum steil bergab in Windungen, der Druck des nachschiebenden Wagens war für die schwachen Pferde zu stark — eine verzweifelte Kraftanstrengung des Kutschers, die Pferde zurückzureißen, unmöglich — schon waren die Hufe des ersten Pferdes in der Luft, ich und mein Begleiter sprangen geistesgegenwärtig vom Wagen und faßten in die Speichen, doch den Sturz konnten wir



Türkische Artillerie auf dem Vormarsch.



Mit den türkischen Truppen im Felde: Lebensmittel-Transport über das verschneite Taurus-Gebirge in Kleinasien.



Sanitätsleute vom Roten Halbmond.

nicht mehr aufhalten und Pferde und Wagen sausten dem Abgrunde zu. Zum Glück wurde der Wagen durch einen starken Baum im Fall aufgehalten, sonst war alles verloren. Das eine Pferd, tödlich verletzt, erhielt den Gnadenschuß, und als die Nacht sich über die Berge senkte und Schakale ihr Geheul ertönen ließen, entschlossen wir uns, den Kutscher, der mit dem Schreck davongekommen war, auf dem zweiten Pferde um Hilfe wegzuschicken. Ich machte mich inzwischen mit meinem Begleiter daran, das Gepäck aus dem Wagen herauszuschaffen, und bald saßen wir beide an einem mächtigen Lagerfeuer, um uns zu erwärmen und der Hilfskolonne unsern Standort anzuzeigen. Hunger hatten wir wohl, da wir aber nichts zu essen hatten, ergaben wir uns in unser Schicksal und schliefen ein. Endlich gegen Morgen kam unser Kutscher mit mehreren Pferden an und, nachdem das Gepäck zu beiden Seiten der Sättel angebracht war, ging es weiter. Durchnäßt durch den Nachttau, verfroren und hungrig wie Wölfe erreichten wir gegen Mittag unsere Kolonne, freudig begrüßt mit einem herzlichen „Inschallah“ (Gott sei Dank). Auf meine Andeutung, ich hätte Hunger, holte ein Teilnehmer aus seiner Rucktasche zwei große Servietten hervor, die zum Unterschied von den bisher von mir gebrauchten Servietten eine runde Form hatten und auch bedeutend dicker waren. Dann reichte er mir zwei Eier zu, klappte die Servietten zusammen, und ich biß kräftig in diese hinein. Es war eine Art Brot, aus Mehl wenig guter Qualität in dieser Form gebacken und schmeckte leidlich. Die „Serviettenbrote“ und Eier standen nunmehr täglich auf der Speisekarte. Ueberall unterwegs waren türkische Landsturmmänner eifrig beim Chausseebau und der Ritt bot eine ununterbrochene Fülle Abwechslung. Wir hatten köstliche Erlebnisse voller Humor, wenn z. B. das eine oder andere Packpferd unterwegs Gras abpflückte und den hoch auf dem Gepäck sitzenden Reiter sanft herunterfallen ließ oder plötzlich den Einfall bekam, sich auf der Erde herumzuwälzen. Gegen diese Einfälle des Tieres ist der Reiter machtlos, denn statt der Zügel hält man ein Stück Seil, das dem Tier um die Schnauze gewickelt ist, in der Hand, und da keiner von uns Kunstreiter war, waren wir vollauf beschäftigt, hoch oben auf dem Gepäck das Gleichgewicht zu halten. Je mehr wir uns Damaskus näherten, um so sommerlicher wurde das Klima. In Damaskus selbst herrschte das schönste Sommerwetter. Die Fahrt von hier nach Jerusalem im Luxuszuge mit Exzellenz Dschemal Pascha ging glatt von statten.



Ein freudiges Ereignis in der Wüste:
Kamelmutter mit ihrem neugeborenen Jungen.



Soldaten auf der Rast beim Braten eines Hammels.



Maschinengewehr-Abteilung in der Wüste.

Von da ging es per Wagen nach Beer-es Seebah, der größten Wasserstation in der Wüste. Auch die Fahrt im Wagen war nicht ungefährlich, da man an unzähligen Kamelkarawanen vorbei mußte und wiederholt durch scheue Kamele in Gefahr geriet, die sich bei Annäherung des Gefährtes in wilden Trab setzten, wobei die Lasten herunterfielen; oder die Tiere bildeten einen Knäuel um den Wagen und tanzten mit ihren Lasten um diesen herum. Aber schließlich hatte ich mich auch an diese Zwischenfälle gewöhnt. In Beer-es Seebah ging es vom Pferd auf den Rücken eines Kamels und ich war bald an meinem Bestimmungsorte angelangt. Am meisten setzte mich hier das ganz brillante Aussehen der türkischen Truppen in Erstaunen, die ja doch viel mehr Strapazen über sich ergehen lassen mußten als ich, ehe sie hier ankamen. Kein Soldat ist auch so begnügsam wie der Türke. Der türkische Soldat kann unendliche Strapazen aushalten, ein kleines Stück Brot und wenige Datteln genügen ihm für einen Tag; trotzdem sieht die Heeresverwaltung streng darauf, daß der Soldat täglich seine ausreichende Ration bekommt. Ein Soldat von dieser Qualität ist auf arabischem und asiatischem Wüstensand für jeden europäischen Soldaten ein gefährlicher Gegner. Er läßt sich willig lenken, und hält sehr auf Disziplin. Und doch schlummert in diesen Kinderherzen durch den Fanatismus ihrer Lehre eine grenzenlose Selbstverachtung und glühende Vaterlandsliebe, die manchen zum Helden stempeln wird. War die Hinreise noch verhältnismäßig bequem, dank der Hilfe Dschemal Paschas, so war die Rückreise oft nicht erfreulich. Einmal übernachteten wir beim Bauern Mustapha in Aßlantöi. Der ehrwürdige Mustapha mit langem weißen Bart führte uns an das Kaminfeuer in seiner Hütte, und bald dampfte auf dem vor uns ausgebreiteten Teppich ein Riesenhaufen Pilaf (Reis mit kleinen Fettstückchen), und mit einem großen Familienholzlöffel, der die Runde macht, bemühte sich jeder Einzelne möglichst viel seinem Munde zuzuführen. Inzwischen traf Mustapha die Vorbereitungen zu unserm Schlaflogis. Die Pferde erhielten die eine Seite, wir die andere Seite des Stalles zugewiesen; ein mächtiger Holzstoß in der Mitte des Raumes sorgte für behagliche Wärme und bald lagen wir in den unmöglichsten Stellungen, den Kopf auf einen Holzblock gebettet, in sanftem Schlaf. Am kommenden Morgen waren wir alle durch den Rauch des Feuers stockheiser und verschworen uns, lieber künftighin stets im Freien zu übernachten. Störend war es auch, daß ich von den kleinen Kaimakans (Bürgermeistern) oft behelligt wurde und es mir gefallen lassen mußte, wiederholt verhaftet zu werden. So wurde ich von dem Kaimakan von Osmanie unter der Begründung festgenommen, „ich müsse ein unsicheres Subjekt sein, da nach seinem Dafürhalten ein Mann, der dieses Land bereist, unbedingt Türkisch sprechen müßte." Auf meinen Hinweis, warum er denn nicht Deutsch spreche, gab er mir zu verstehen, das habe er ja nicht nötig, da er in der Türkei lebe. Und als dann auf dem Weitermarsch ein Packpferd mit kostbaren Platten einen Abhang hinabstürzte und tot liegen blieb, hatte ich alles Mißgeschick dieser Reise durchkostet. F. L.



Max Liebert, (Selbstbildnis)
gefallen am 10. März bei einem Waldgefecht in Rußland.

Unser Mitarbeiter Max Liebert, den die Leser aus vielen Beiträgen für die „B. I. Z." kennen, ist als Infanterieleutnant in Rußland gefallen, nachdem er sich vor kurzem das Eiserne Kreuz erworben hatte. In Max Liebert, der aus der Schule Prof. Alfred Mohrbutters hervorging und 1911 den von der „Berliner Illustr. Zeitung" ausgeschriebenen „Menzelpreis für Illustratoren" erhielt, betrauern wir einen Künstler, von dem man große Leistungen erwarten durfte. Vor Ausbruch des Krieges wirkte Liebert als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M.



Erbeutete russische schwere Artilleriemunition.

Phot. Hohlwein & Giercke.

Vom Kriegsschauplatz der ABC-Schützen.

Zeichnungen von Paul Simmel



„Ich will Großfürst sein."



Skizzen vom Kriegsschauplatz der ABC-Schützen:
„Den Parlamentär muß heute een Anderer machen, det Taschentuch hat mein großer Bruder!"



„An mir kommt keener ran, ick habe eenen Sechserkäse uff meinen Säbel gepiekt!"

Da stehen fünfzehn Knaben im Park auf einem Fleck und stecken lauschend die Köpfe zusammen. Karl spricht. Karl ist „General". Er verfügt nicht nur über die eigenen Streitkräfte, er bestimmt auch, wer der Feind sein soll. Er begegnet natürlich oft heftigem Widerspruch. „Ich will Hindenburg sein," schreit ein Strohblonder, der schon wieder Russe sein soll. „Ich will auch mal Hindenburg sein!" Karl, der „General", mißt



„Morgen sind wir aber Deutsche, wir wollen ooch mal siegen!"

den Aufsässigen mit einem verächtlichen Blick. „Meinetwegen," sagt er und blickt gleichgültig zur Seite, „aba denn such Dir man deine Russen alleene." Karl ist der typische Berliner Junge, der sich durch nichts aus seiner Ruhe bringen läßt. Es ist auch nicht immer seine körperliche Ueberlegenheit, die ihm das gewünschte Ansehen als General verschafft. Eines Tages streiken sämtliche Franzosen. Es gibt ein heißes Wortgefecht, dem der General schweigsam zuhört. „Schön!" ruft er plötzlich, „woll'n wa mal wettlaufen!" Alle sind einverstanden, stellen sich auf, der „General" schreitet selbst die Strecke ab und wartet am Ziel. „Los!" ruft er, und die ganze Kolonne setzt sich machtvoll in Bewegung. „Ich war zuerst da!" „Ich war's!" „Ich." „Ich!" „Ich!!" Der „General" grient, stellt die zehn Schnellsten beiseite und entscheidet: „Die am besten rennen können, sind heut' Franzosen."



„Keen Mensch will wieder Engländer sein!"



Die Gullaschkanone.



General und Gemeiner:
„Kleener gib mir een Stück Appel, du wirst ooch Unteroffizier!"

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5



Oster-Spaziergang

Aufnahme von Waldemar Titzenthaler.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

10. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die drei Damen sprengten davon, gefolgt von dem Reitknechte, der mit steinernem Gesichte dagesessen hatte, ohne bei der ganzen aufregenden Affäre mit der Wimper zu zucken. Herr Abramek sah ihm mit einem geringschätzigen Blicke nach:

„Gott soll schützen, Herr von Leitnantleben, wir hätten die beiden Schlehmihle da nich allein gezwungen! Das ise nemmlich e Engelländer, und die sennen nich gut Freind zu uns!"

Karl von Gorski lachte auf. Ihm war seltsam lustig und aufgeräumt zumute, als müßte er aus heller Kehle singen.

„Ach nee, Jankelleben! Und woher bei Ihnen diese hohe politische Einsicht?"

Herr Abramek hatte seinen beiden Gefangenen sorgfältig die Hände auf dem Rücken verschnürt, zupfte an dem Stricke, ob er auch genügend festsäße, und lachte, als die Kerle vor Schmerzen stöhnten.

„Euch gesagt, was Ihr mich hättet zugerichtet, umgekehrt! Aber zu die Engelländer bemerkt, Herr von Leitnant . . . immer wenn ich gewesen bin Papyros zu verkaufen drüben in Graiwen, die russischen Offiziere haben geprost' auf Engelland! Engelland wird zerschießen unsere Schiffe, die Franzosen werden kommen von links und die Russen von rechts, in Berlin sie werden sich treffen."

„Na schön, hoffentlich werden wir auch noch dabei sein!"

Karl von Gorski schwang sich in den Sattel. Als er nach den Zügeln greifen wollte, merkte er, daß er in seiner Linken ein zusammengeknülltes Tüchlein trug, getupft mit unregelmäßigen roten Flecken. Ein zarter Duft stieg von dem feinen Gewebe auf, untermischt von dem süßlichen Geruche frischen Blutes. Das Tuch brannte ihm plötzlich in der Hand wie Nesseln, er wollte es fortschleudern, aber es blieb ihm zwischen den Fingern hängen. Da barg er es in der Brusttasche, mit der Ausrede vor sich selbst, eigentlich müßte er's der Besitzerin in gewaschenem Zustande zurückgeben. Und er beschwichtigte sich, das war doch noch lange keine Untreue, daß er der kleinen Lothringerin — keine fünf Minuten war es her — tief in die Augen gesehen hatte! Ein Abenteuerchen, das man so rasch wieder vergessen hatte, wie es gekommen war . . .

Die beiden Gefangenen tappten voraus. Herr Abramek hielt den Strick und schritt wacker neben seinem Lebensretter her. Der schien in tiefe Gedanken versunken, plötzlich aber machte er vor dem Gesicht eine rasche Bewegung, als wolle er ein lästiges Insekt verscheuchen.

„Los, Meister Jankel, erzählen Sie mir die neuesten jüdischen Witze! Da ich in den letzten Wochen leider nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen, leidet mein Repertoire bedenklich an Altersschwäche."

Herr Abramek ließ zur Abwechslung seinen Kaftan von der linken Schulter zur rechten laufen.

„Witzen, Herr von Leitnantleben? In diese schwere Zeiten vertrocknet dem Pojatz die Zung' . . . Macht me Spaß, wenn e Gewitter im Himmel steht? Mer werft sich auf die Knie und betet!"

„Also Sie glauben auch, es geht wirklich los?"

„Glauben? . . . Ich weiß! Vorichte Woch' ise e Verwandter zu mir durchgekommen, mit e Baljett nach Ameriken. Der Pulvermacher aus Bialystock, engros in gegerbte und ungegerbte Fellen und Häuten — unverzollt natürlich über die Grenze. Ihnen gesagt, wir sollten beide haben an Vermögen, was er hat

an Zinsen im Jahr! Rothschild, gegen mir gehalten! Und wie er mir blickt an Bannof, schreit er auf: „Jankel, Du bist noch hier? Nemmst nich Deine Fieß und rennst und laufst, so weit se dich wellen tragen? Mei Agent hat mir geschickt den verabredeten geheimen Zeechen aus Petersburg. In acht Täg ise Krieg!"

„Na na," sagte Karl von Gorski, „dieser Agent Ihres Freundes Pulvermacher sitzt doch nicht im russischen Kronrat?"

Herr Abramek zuckte mit den Achseln.

„Ich glaub' ihm! Unsere Leit in Rußland haben Augen und Ohren überall. Am Kopf, am Rücken, an de Händ' und de Fieß, wie e Haas' im Feld, weil immer auf ihn wird geschossen. Und ich hab' meine Frau und die beiden Meddchen wechgeschickt nach Känigsberg. Meine Frau ist — unter uns gesagt — so häßlich, daß e Kosack möcht ausreißen vor ihr. Aber meine beiden Töchter, zwei Schönheiten, weil se ähnen nach mir! Und Herr von Leitnantleben, ich hab dabeigestanden mit meine Papyros, wenn die Kosacken haben die Zähne gefletscht und sich gefreit auf die Meddchen in Deitschland . . ."

Da schwieg der Leutnant von Gorski und dachte an seine Schwestern in dem alten Steinkasten, kaum eine halbe Meile von der russischen Grenze — — —

Er hatte die beiden Gefangenen auf der Kasernenwache abgeliefert, den ganzen Vorfall im Regimentsbüro zu Protokoll gegeben und Herrn Jankel Abramek als Zeugen vernehmen lassen, auch über die privaten, mit dem neuen Zwischenfall nicht unmittelbar zusammenhängenden Beobachtungen, die er jenseits der Grenze gemacht hätte. Der Regimentsadjutant, Oberleutnant von Zinnow, hatte alles fein säuberlich aufgeschrieben. Als er fertig war, spritzte er lächelnd die Feder aus.

„Sehr schön, liebes Karlchen, jetzt wissen wir noch genauer Bescheid! Für mich aber hat Ihr Abenteuer wenig angenehme Folgen. Ich wollte den Heldenleib durch ein nach vierzehnstündigem Arbeitstag reichlich verdientes Abendbrot stärken, jetzt muß ich dem Alten Vortrag halten. Wir schmieden danach eine Depesche an die Brigade! Die berichtet an die Division, die wieder ans Korps, na und so weiter fort, bis zum Auswärtigen Amt, und das legt die Sache zu den Akten. Ueber solche Bagatellen verhandelt es nicht mehr mit Petersburg! Im übrigen: Ich habe heute nachmittag meine Frau nebst Stammhalter in die Sommerfrische nach Berlin geschickt. Da ist die Luft besser als hier. Vielleicht raten Sie Ihren Lieben in Groß-Heinrichsdorf auch zu einer kleinen Reise nach dem Westen."

„Donnerwetter noch mal, ist's wirklich so weit?"

Der hagere Regimentsadjutant hob die Schultern. „Keinen Schimmer! Nur dieses Ländchen im Südosten, das wir so vorzüglich aus der Operette kennen, hat sich plötzlich — nach den heute nachmittag gekommenen neuesten Depeschen — auf die Hinterbeine gesetzt. Vor Oesterreich-Ungarn! Ein Zwergpintscherchen, das einen Riesenleonberger ankläfft! Da muß doch ein anderer starker Köter hinter ihm stehen: „Du Kleiner, zopp nich zurück! Ich helf' Dir, wenn's soweit ist . . ."

„Sehr richtig, verehrter Gönner! Na denn heißen Dank, ich werde sofort nach Hause depeschieren."

Er ging nach dem Kasino hinüber, brachte ein kurzes Telegramm zu Papier und ließ es durch eine Ordonnanz aufs Postamt tragen. Ihm war zumute, als habe sich seine Schuld vor dem Bruder um ein weniges verringert, weil er ihm aus dem erspielten Geld die Mittel gegeben hatte, sich mit den Eltern und Geschwistern vor der drohenden Gefahr in Sicherheit zu bringen. Dafür aber drückte ihn eine andere Schuld zu Boden und schlug ihn, daß er sich ganz klein und erbärmlich vorkam . . . Zwei Tage war es her, daß er Fräulein Ilse Harbrecht im Stadtwäldchen „zufällig" getroffen hatte. Da hatten sie wieder einmal den Treuschwur erneuert, trotz aller Hindernisse auszuharren, bis bessere Zeiten kämen. Und jetzt erschien ihm plötzlich dieses Gelübde wie eine lästige Fessel, die er unbedachterweise sich selbst angelegt hatte. Das war sehr erbärmlich, er wußte es genau, und es war ebenso selbstverständlich, daß er gegen diese wankelmütige Regung mit aller Energie anzukämpfen hatte. Aber es half nicht viel, daß er sich innerlich heftig anschrie. Etwas Neues war in ihm aufgestanden und drängte alles zur Seite, was vorher gewesen war . . .

Vor kaum zwei Stunden hatte es angefangen, als er mit diesem kecken lothringischen Mädel zu plänkeln begann. Ganz leise hatte sich ihm das Gift in die Adern geschlichen, und jetzt brannte er lichterloh. Da nützte kein Beschönigen . . . er bangte sich nach dem Mädel mit dem frechen Bubengesicht. . . Keine hundert Worte hatte er mit ihr gewechselt, wußte nichts von ihr, als daß sie irgendwoher aus dem Westen kam, aus fremdem Blute stammte und alles haßte und gar verspottete, was ihm selbst hoch und heilig war. Die andere aber kannte er seit Jahren, keine Regung in ihrem reinen Seelchen war ihm fremd, und noch vor kurzem war es ihm als der Inbegriff allen nur erdenklichen Glückes erschienen, mit ihr zu teilen, was die Zukunft einer ordentlichen, preußischen Leutnantsehe brachte. Viel genaues Rechnen, Einschränkung an allen Ecken und Kanten, zu Hause aber einen guten Kameraden, der durch dick und dünn mitstiefelte. Der sich über jeden kleinen Erfolg freute und Mißerfolge mit gutem Humor tragen half . . . Weshalb kam ihm das alles jetzt eng, klein und kläglich vor? Hatte er denn plötzlich andere Augen gekriegt, oder war er in einer Art von Fieber, das so rasch wieder verging, wie es gekommen war? Wo blieb heute der philosophische Gleichmut, mit dem er sich sonst über schwierige Lagen hinweghalf, bis er zu ruhiger und zuweilen heiterer Betrachtung der vergangenen Aufregungen kam? Aber der Teufel sollte das Grübeln holen, davon hatte er heute allgemach genug!

Er drückte auf den Knopf neben dem Schreibtische, eine Ordonnanz trat ein, stand neben der Tür stramm.

„Herr Leutnant befehlen?"

„Haben Sie 'ne Ahnung, was die fünfte Schwadron morgen für 'n Dienst hat? Ich war heute schon gleich nach dem Essen fortgeritten, habe kein Parolebuch gesehen."

„Herr Leutnant haben morgen vormittag überhaupt keinen Dienst."

„Das wissen Sie genau?"

„Sehr wohl, Herr Leutnant. Die einzelnen Schwadronen empfangen morgen auf Kammer Feldgrau!"

„Ach nee! Is es mit Gottes Hilfe so weit?"

„Sehr wohl, Herr Leutnant. Wie das Parolebuch kam, haben Herr Major Schnakenburg eine kurze Ansprache gehalten, und die Herren waren alle sehr freudig gestimmt. Zum Nachtessen waren nur wenige da, die meisten sind mit Urlaub über Land gefahren. Der Herr Major aber sind, wie immer, zur Witwe Neuber gegangen."

„Danke, mein Sohn! Gute Nacht."

„Gute Nacht gehorsamst, Herr Leutnant."

Er stieg mit klapperndem Säbel die breite, zur Straße führende Steintreppe hinab, froh, daß er noch Anschluß fand. Der Major war ein trunkfester Mann, hielt mit bis zum anderen Morgen. Dann ließ man sich zu Hause von dem Burschen einen Eimer eiskaltes Wasser über Kopf und Rücken gießen und tat seinen Dienst mit doppeltem Schneid und Eifer; denn sonst war der dicke Major Schnakenburg imstande, einen ganz heimtückisch anzulappen . . . Das nannte er „spartanische Erziehung in Verbindung mit Alkohol", und es steckte wie bei jeder Uebertreibung ein Körnchen Wahrheit darin . . .

In der kleinen Kneipe gegenüber vom Landgericht ging es merkwürdig still zu. An dem langen Stammtische saß nur der Major mit einigen Herren vom Zivil. Die waren schon im Aufbruch begriffen und rechneten mit der blonden Mieze, der Kellnerin, ab. Der dicke Etatsmäßige hob sein Glas.

„Prost, Karlchen! Und endlich, Gott sei Dank, eine mitfühlende Seele. Die Herren da nämlich wollen alle nach Haus, ihr Silberzeug einpacken."

Karl von Gorski klappte die Hacken zusammen.

„Wohl dem in diesen Zeiten, der keine Schätze gesammelt hat, die Motten und Rost fressen! Gehorsamst guten Abend, Herr Major, und — Mieze — mir einen Krug Echtes nebst wollener Leibbinde!" Das war die Bezeichnung für einen besonders scharf eingebrannten Kornschnaps, der wie Feuer durch die Kehle ging.

„Wollen Sie sich besaufen, Kleiner?" fragte der dicke Etatsmäßige.

„Sehr wohl, Herr Major! Und da es morgen keinen Dienst gibt, so gründlich wie möglich. Mir ist heute was über die Leber gekrochen, das möchte ich wegspülen und morgen nicht mehr daran denken!"

Der Major von Schnakenburg nickte. Er kannte die traurigen Verhältnisse in Groß-Heinrichsdorf und wußte, daß der Kleine da drüben am Nachmittag nach Hause geritten war.

„Distanz gewinnen ist die Hauptsache im Leben, mein Jungchen. Ich hab' ja auch manches durchgemacht und immer gefunden, wenn man ein paar Tage verstreichen läßt, sehen viele Dinge, die man zuerst als Ungeheuerlichkeiten empfunden hat, bedeutend kleiner aus. Na prost . . ."

„Gehorsamst prost, Herr Major . . ."

Danach nahm der Abend seinen programmgemäßen Verlauf. Karl von Gorski erzählte sein Abenteuer mit den beiden Russen, der Etatsmäßige zog aus der Ankunft der Petersburger Garde die naheliegenden Schlüsse, und schließlich wurden die Aussichten in dem kommenden Kriege erörtert. Die vier netten Mädels, die in dem leeren Lokal nichts zu tun hatten, setzten sich an den Tisch und hatten bei den im Osten und Westen tobenden Schlachten ein gruseliges Gefühl. Da spendierte der Major von Schnakenburg ihnen zur Aufheiterung mehrere Fläschlein deutschen Settes, und die Unterhaltung lenkte in friedlichere Bahnen. Karlchen Gorski trank wie auf einen heißen Stein, aber die Medizin, von der er sich Beruhigung erhofft hatte, half nichts. Er stand plötzlich auf und empfahl sich, trotzdem der dicke Etatsmäßige ihn einen ganz gemeinen Drückeberger schalt. . . .

Draußen hob sich der kommende Morgen mit stahlblauem Licht, das alle Umrisse schärfer zeichnete als der weiche Tag. In den Dachrinnen meldeten sich die ersten Spatzen, geweckt von dem über Steine rasselnden Säbel. Karl von Gorski ging durch die verschlafenen Straßen, an dem Haus des Kommandeurs vorbei und blickte zu den Fenstern im ersten Stock empor. Hinter einem der dunkeln Vorhänge da oben schlief ein liebes Mädel, ohne Ahnung, daß es heute von seinem Liebsten verraten war. Er spie heftig vor sich selber aus, aber es half nichts. Seine Sehnsucht flog wo anders hin . . . In weißen Kissen lag ein Gassenbubenkopf mit kecker Stumpfnase und leicht geöffnetem Mund, von dem er geschworen hätte, er hätte schon mehr als einen geküßt. Aber was verschlug ihm das in diesem Augenblick? Sein Seelenheil hätte er darum gegeben, wenn er das rassige Mädel mit den wissenden Lippen jetzt hätte in seinen Armen halten dürfen. — — —

VII.

Auf dem weiten Viereck des Kasernenhofes herrschte emsiger Betrieb. Das ganze Regiment war bei der Arbeit, sich für den kommenden Krieg zu rüsten. In den Schwadronskammern wurde die neue feldgraue Uniform ausgegeben. Es ging dabei zu wie bei einer jener Maschinen in den Gewehrfabriken, die vorne einen rohen Holzklotz in die Greifzangen nahm und am anderen Ende einen fertigen Flintenschaft ablieferte. In langer Reihe schoben sich die Dragoner zur Kammertür herein. Am ersten der riesigen Regale stand der Herr Sergeant persönlich. Ein Griff, der Kerl hatte seinen natürlich schon längst vorher verpaßten Rock. Am nächsten Regal kriegte er aus der Hand eines Gefreiten die lederbesetzten Hosen, ein paar Schritte weiter die neuen Stiefel nebst rohledernem Koppel, und so fort bis zu den leinenen Unterbeinkleidern und der grauen Halsbinde. Eine Stunde später wimmelten alle Stuben und Gänge von funkelnagelneu gekleideten Soldaten.

Im Parolebefehl war bekanntgegeben worden, das Dragonerregiment Graf Schmettau gehörte nun-

mehr auch zu den Truppenteilen, bei denen die für den Ernstfall bestimmte neue Uniform durch längeres Tragen auf ihre Gebrauchsfähigkeit hin ausprobiert werden sollte. Dazu schmunzelten die Kerls nur, ein Teil von ihnen las ja die Zeitungen. Aber auch ohne Zeitungen wußten sie, wie es an der Grenze aussah. Und jeder einzelne trug im innersten Herzen die Ueberzeugung, daß den Russen drüben für lange Zeit das freche Maul gestopft werden müßte. Jedem von ihnen lag in der näheren oder weiteren Umgebung des Städtchens ein Stück Erde, das er mit seinem Schweiß gedüngt hatte, und auf dem er mal in angemessener Zeit als Erbe zu stehen gedachte. Da brauchte einem nicht gesagt zu werden, worum es ging, und weshalb in der Waffenmeisterei die Säbel scharf geschliffen wurden. . . .

Die fünfte Schwadron war wieder einmal als die erste von allen mit dem Sachenempfang fertig, zum offenbaren Neid der vier anderen. Der Teufel allein mochte wissen, wie der Rittmeister von Foucar es anstellte, daß seine Kerls zu jedem Dienst erheblich weniger Zeit brauchten als die anderen und hinterher immer belobt wurden, es habe alles „in der Vollendung geklappt". Wie er's schaffte, war wohl sein Geheimnis. Die fünfte Schwadron hatte die geringste Zahl von Strafen, die Unteroffiziere brüllten nicht, und jeder seiner Kerls trug überheblich die Nase hoch, wenn er am frühen Abend schon mit der Zigarre im Mund über den Kasernenhof schlenderte, oder sich am Tor die weißen Handschuhe anzog zu einem kurzen Bummel ins Städtchen.

Auch heute stand die Schwadron schon längst zum Pferdeappell im Schatten des Reitstalles, indessen die anderen noch immer auf den Kammern beim Sachenempfang murksten. Jeder Dragoner stand im Schmuck der neuen Uniform, den blankgeputzten und sorgfältig gestriegelten Gaul am Zügel. Der Rittmeister kam mit dem Roßarzt und dem Wachtmeister Kegler über den sonnenbeschienenen Kasernenhof. Der Vize schrie: „Stillgestanden . . . richt Euch . . ." Der Herr Rittmeister winkte ab: „Lassen Sie rühren." Er brauchte gar nicht erst nachzusehen, er wußte auch so, daß bei seiner Schwadron die Richtung stimmte.

Und dann kam die Musterung. Der Flügelmann trat als erster sechs Schritte vor, sein sauber gewaschenes Gesicht war ebenso blank wie sein Gaul. Unwillkürlich drückte er die Knie noch fester durch als sonst, denn er fühlte ordentlich, wie der scharfe Blick seines Vorgesetzten ihn von Kopf bis zu Füßen absuchte, gleich danach seinen Gaul. Kaum zwanzig Sekunden dauerte das Geschäft, ein freundliches Nicken folgte: „Gut!" Der zweite Mann stand schon da. Eine knappe Stunde war vergangen, als der letzte an die Reihe kam. Der Rittmeister von Foucar trat vor die Mitte der Front.

„Stillgestanden! Ich bin mit der Schwadron bis auf ein paar Kleinigkeiten wieder einmal zufrieden. Die Gäule sind nach wie vor in gutem Stand, ein Zeichen für Euren braven Reitergeist. Ein ordentlicher Reiter denkt zuerst an seinen Gaul und dann an sich selbst, weil er weiß, daß er ohne den nur ein halber Soldat ist. In acht Tagen ungefähr rückt das Regiment auf den Truppenplatz Arys zu Uebungen im größeren Verbande. Wachtmeister Kegler, teilen Sie nach dieser Maßgabe die Leute ein, daß sie alle reihum einen ganzen Tag Heimatsurlaub haben. Guten Morgen, fünfte Schwadron!"

„Guten Morgen, Herr Rittmeister!" schrie es wie aus einer einzigen Kehle zurück, und hundertzwanzig Augenpaare blänkerten in freudigen Gesichtern. Mit einem gewissen Stolz und herzlicher Dankbarkeit sahen sie ihrem Führer nach, der wieder einmal in besonderer Weise für sie gesorgt hatte. Was nämlich das „Ausrücken auf den Truppenübungsplatz Arys" zu bedeuten hatte, konnten sie sich ungefähr denken. Und da gab er ihnen Zeit, vorher noch einmal Vater und Mutter und dem Mädel Lebewohl zu sagen. . . Abschied vielleicht für immer zu nehmen. Denn mancher von ihnen kam nicht zurück. Sie hatten die Russen ja oft genug auf ein paar hundert Schritte bei der Arbeit gesehen. An preußische Kavallerie kamen die natürlich nicht 'ran, wer da aber sich großsprecherisch vermaß, ein halbes Dutzend von ihnen zum Frühstück zu verspeisen, konnte sich an dem Gericht vielleicht für immer verschlucken und den Magen verderben. . . .

Der Rittmeister von Foucar schlenderte langsam über den sonnenbeschienenen Exerzierplatz zum Kasernentor hinaus. Sein Dienst war für heute zu Ende, aber es eilte ihm nicht mit dem Nachhausegehen. In dem kleinen Häuschen vor der Stadt, bei seinem lieben blonden Weib und dem Jungen, der schon zu krähen anfing, wenn er an die Wiege trat, überfielen ihn die Sorgen noch stärker als sonst. Dann sah er die Gefahr, die sich um die beiden zusammenzog, ganz deutlich herannahen. Er aber war nicht bei ihnen, sie zu schützen, denn seine Pflicht rief ihn ins Feld. Das verbitterte ihm die letzten Abschiedstage, die er als das Köstlichste seines Lebens zu genießen gedacht hatte. Der Krieg war die Krönung des Soldatenberufes, ihn sehnte jeder herbei, der sich dem König gelobt hatte. Und nach schwerem Abschied ritt man mit leichtem Herzen. Weib und Kind waren versorgt, fiel man vor'm Feind, dann erzog das junge Mütterlein den Sohn im Sinne des Vaters. Lehrte ihn ein vergilbtes Bild und ein Eisenkreuz mit Ehrfurcht betrachten: „Das da, mein Junge, war Dein Vater, und das Kreuz hat er sich in heißer Feldschlacht erobert." Man selbst aber schlief ruhig den langen Schlaf irgendwo in russischer Erde, nachdem man das Herrlichste genossen hatte, was diese Welt einem aufrechten Kriegsmanne zu geben hatte, die Liebe einer reinen Frau und den raschen Tod in der Schlacht. . . . Er aber nahm ein sorgenbeschwertes Herz mit ins Feld. Unablässig kreisten seine Gedanken um das kleine Haus unter fruchtbehangenen Apfelbäumen. Denn er kannte die Gefahr, die irgendwoher aus dem Dunkel kam, wenn er den Rücken wandte. Den ersten Angriff hatte er abgeschlagen. Jetzt aber rückte sie von neuem an, richtete ihre Pfeile gegen seinen teuersten Besitz.

Vor drei Wochen hatte er's auf die leichte Achsel genommen, als die kleine Landratsfrau ihm erzählte, ihre Freundin, Frau Josefa Rheinthaler könne sich über seinen Verlust noch immer nicht trösten. Das waren billige Redensarten. Er konnte sich nicht vorstellen, daß die Frau, die nach dem Tode ihres Mannes von jeder Fessel frei war, nicht neue Zerstreuungen gefunden haben sollte. Einen Tag später wußte er durch den Oberst von Wegener, daß sie ihm in dem verflossenen Jahr nur eine Art von Schonzeit gewährt hatte, um ihn dann um so schwerer zu treffen, weil er nicht mehr allein war. . . Der Brief, der einem alten Manne das letzte Restchen reiner Erinnerung vergiftete, schlug zugleich alle mit ihm Verbundenen. So ungeheuerlich war die Gemeinheit,



… Fälschung ausgebrütet hatte, daß ein gerade- … nder Mann sich nicht vorstellen konnte, sie wäre von Menschenhänden verübt worden. Ein in unbewachter Stunde der Hölle entsprungener Teufel war da am Werk gewesen und focht mit Waffen, gegen die es keine Abwehr gab. . . .

Kurze Zeit, nachdem er den Obersten zur Bahn gebracht hatte, war der Rittmeister von Foucar an einem dienstfreien Nachmittag nach Kalinzinnen gefahren. Der alte Herr war nicht zu sprechen gewesen. Auf eine telephonische Anfrage danach hatte er durch den Diener Feyerabend erwidern lassen, er sei so leidend, daß er bitten müsse, den Besuch zu verschieben, bis es ihm besser gehe. Einmal aber kam doch der Tag, an dem Annemarie mit diesen Vertröstungen nicht mehr zufrieden war, endlich die Wahrheit wissen wollte. . . . Sollte er ihr da sagen: „Der alte Mann in Kalinzinnen, den Du als Deinen Vater verehrst, hat sich von Dir geschieden? Weil ihm eine Schlange ins Ohr geträufelt hat, Du seiest nicht sein Kind?" . .

Er stand vor dem Eisenwarenladen der Gebrüder Ogurrek in der Hauptstraße, musterte mit zerstreutem Blick die Auslagen des Schaufensters, und mitten in allen beklommenen Sorgen mußte er denken, daß ihm für den Feldgebrauch ein derbes Taschenmesser fehlte. Als er sich anschickte, die niedrige, zum Laden führende Treppe zu besteigen, hielt eine helle Frauenstimme ihn auf:

„Guten Tag, Herr von Foucar!"

Er wandte den Kopf über die Schulter und mußte im nächsten Augenblick sich auf das Treppengeländer stützen. Neben der kleinen Landratsfrau stand die, an die er in dieser ganzen Zeit mit Haß und Erbitterung gedacht hatte. Stand da in ruhiger Gelassenheit und sah zu ihm auf . . .

Frau von Döhlau lachte wie ein Schulmädel, dem ein lustiger Streich gelungen war.

„Na, ist das nicht 'ne nette Ueberraschung? Und jetzt lassen Sie mich vorbei, ich habe da drinnen ein paar kleine Besorgungen zu machen!" Sie schlüpfte an ihm vorüber und war sogleich hinter der Ladentür verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Blickensderfer. Die Vorzüge der Blickensderfer Schreibmaschine sind die Vereinigung aller Typen auf einem Typenrade, sichtbare Schrift, große Durchschlagkraft, automatische Zeilenbeförderung, Rücklauftaste, beiderseitig verstellbare Randbreiten, Tabulator. Da der Druck direkt ohne Farbband erfolgt, sind die Unterhaltungskosten auf ein Minimum reduziert. Zurzeit bewährt sich die Blickensderfer auch vorzüglich im Felde, worüber viele, ihre zweckmäßige und unverwüstliche Konstruktion rühmende Anerkennungen eintreffen. Interessenten erhalten einen ausführlichen Katalog von der Firma Groyen & Richtmann, Köln a. Rh., oder deren Filiale, Berlin W, Leipziger Straße 112.

Das **Technikum Mittweida** ist ein unter Staatsaufsicht stehendes, höheres, technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschinen-Ingenieuren, sowie von Technikern und Werkmeistern. Das Sommersemester beginnt am 13. April 1915. Ausführliches Programm und Bericht wird kostenlos vom Sekretariat des Technikums Mittweida (Königreich Sachsen) abgegeben.

„Das Kind schreit — es hat Hunger," denkt manche Mutter und befindet sich dabei in einem verhängnisvollen Irrtum. Sehr oft schreit das Kind nur deshalb, weil es überfüttert ist. Der schwache, kleine Magen kann die Nahrungsmenge nicht bewältigen, und ernste Verdauungsstörungen sind die Folge. Die Mutter, die ihr Kind regelmäßig mit „Kufeke" und Milch ernährt, ist dagegen mancher Sorge überhoben, denn bei dieser gesundheitsfördernden Kost ist das Kind ruhig, hat eine geregelte Verdauung, nimmt ständig an Gewicht zu und gedeiht vorzüglich.

Die **Deutsche Fachschule** für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei zu Roßwein i. Sa. (früher Deutsche Schlosserschule) beginnt am 7. April 1915 das neue Sommersemester. Der Unterricht wird durch den gegenwärtigen Krieg in keiner Weise benachteiligt. Das ausführliche Schulprogramm wird kostenlos von der Direktion verabreicht (zu vergleichen Inserat).

Hautana heißt ein gesetzlich geschützter Büstenhalter, welcher direkt auf dem Körper getragen wird. Derselbe ist aus elastischem, sich dem Körper vollständig anschmiegendem Material hergestellt und waschbar. Die Fabrikanten sind die Firmen Ludwig Maier & Co., Böblingen i. Württemberg und G. Lindauer & Co., Cannstatt i. Württemberg, welche gerne Bezugsquellen nachweisen.






Elektrische Lichtanlage
Betriebsfertig








12
1
2
3
9
10
11



? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

ba — back — be — bun — dar — de — de — de — den — di — di — dus — e — e — eb — eg — fan — fe — fen — fer — ga — ge — ge — in — la - log — lum — man — me — na — o — om — pa — pe — pi — rät — re — ree — rei — ren — rist — sche — sel — taph — te — va — wies — zi — zi — zwie

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, einen neuen Beweis für Deutschlands Kraft nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Nachrichtenvermittlung. 2. Grabinschrift. 3. Vereinigung von Schiffsbauern. 4. Naturerscheinung. 5. Das, womit sich der Leser eben beschäftigt. 6. Erlaß des Sultans. 7. Slawischen Geheimbund. 8. Titel einer Nestroyischen Posse. 9. Gelehrten. 10. Ausdruck aus der Musik. 11. Türkischen Titel. 12. Regierungsbeamten. 13. Nahrungsmittel. 14. Deutsche Stadt. 15. Landwirtschaftliches Gerät. 16. Soldaten.

Orient und Okzident.

Ich bin ein Tempel, der in Asien steht,
Den Hindus dien' als Raum ich zum Gebet.
Streichst Du zwei Zeichen, springt aus meinem Tor
In schmucker Tracht ein Edelknabe vor.

Bilder=Rätsel.



Zweisilbig.

Die Erste ist in Wahrheit Rennen,
Die Zweite Schein zum Namen nennen,
Das Ganze unliebsames Trennen.

Unsere Marine.

Nimm dem Ersten, der ein Ganzes ist,
Ein Stück fort und füg' eine duftende Schönheit
An das verkleinerte Erste an, so hast Du ein Teil
Unserer Marine, die herrliche Taten vollbracht.

Kapsel=Rätsel.

Als ich ging aus 'nem hohen Haus
— Reichgefüllt sieht man's jetzt gern —
Da wurde eine Waffe draus,
Die zwar bei uns nicht mehr modern.

Verkürzung.

Nimm von eines Flusses Breite
Einen der Vokale fort.
Was noch bleibt im Völkerstreite
Ist das bestgehaßte Wort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

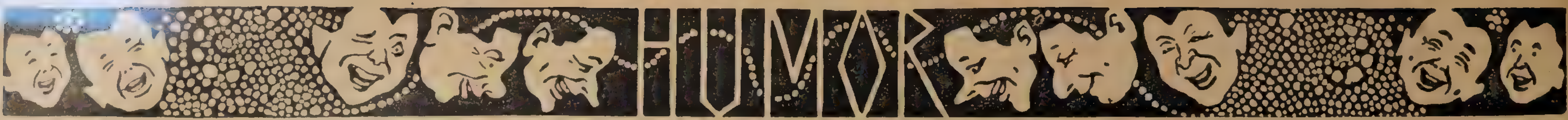
Silben-Rätsel:

Die Neutralität Griechenlands.

1. Dolci. 2. Eßlingen. 3. Emu. 4. Tornister. 5. Adamsapfel. 6. Indossament. 7. Aequilibrist. 8. Grenadier. 9. Ilse. 10. Champagne. 11. Niagarafall. 12. Afghanistan. 13. Dosis.

Umstell-Rätsel:

Steh ich in finstrer Mitternacht.



Herr Stibbke, ein reichgewordener, aber sehr geiziger Herr, will sein Bildnis malen lassen und begibt sich zu dem berühmten Professor, der die Porträts der Gesellschaft malt. „Was würde mein Bild kosten?“ — „Zehntausend Mark!“ sagt der Herr Professor. — „Hm?“ sagt Stibbke erschrocken, „aber wenn ich selbst die Farben dazu liefere?“

*

„Die Frau Kreisarzt und die Frau Amtssekretär sieht man doch täglich beisammen!“ — „Oh, die sind ja auch seit Jahren eng befeindet!“

*

Aus einem Schulaufsatz. . . . Der Esel ist ein überaus nützliches und verständiges Tier; er verdient also den Namen „Esel“ gar nicht . . .

*

Herr: „Sagen Sie, es ist doch wohl kein leichter Beruf, Zeitungen zu verkaufen?“ — Zeitungshändler: „Ach, lieber Herr, das Verkaufen ist nicht so schwer wie die russischen Namen, da kommt man in Schweiß!“

*

Else: „Wenn ich mich wasche, gucke ich immer in den Spiegel, ob ich auch sauber bin!“ — Hans (überlegen): „Ich sehe mir einfach mein Handtuch an!“

Zeichnung von Felix Arnemann.



Tante Rosa beim Studium der deutschen Heldentaten: „Na, so arg kann's mit dem Mut auch nicht sein — mich hat keiner genommen!“

Beim Exerzieren stellt sich ein Rekrut außergewöhnlich dumm an. Schließlich ruft der Unteroffizier: „Sag' mal, Huber, was bist Du eigentlich von Hause aus?“ — „Mühlknecht!“ — „Da hast Du doch mit Eseln zu tun?“ — „Jawoll!“ — „Was sagst Du denn, wenn der Esel stehen bleiben soll?“ Huber grinst: „Da sag' ich Prr hüh!“ — „Gut, eintreten!“ befiehlt der Unteroffizier. Gleich darauf ruft er: „Bataillon marsch — Bataillon halt — Huber — Prr hüh!“

*

Aus einem Marktbericht. „. . . auf den Kopf der Bevölkerung kommen somit monatlich vier Pfund Butter.“

*

Kindersinn. Klein-Elli wird ins Bett gebracht und soll nun im Dunkeln einschlafen, was sie aber nicht will. „Du wirst schon Schlaf finden können,“ herrscht das Fräulein sie an. „Ach nein,“ erwidert Klein-Elli, „Du weißt, im Finstern kann man nichts finden, auch keinen Schlaf!“

*

Lehrer: „Welche Gestalt hat die Erde?“ — Fritz: „Rund!“ — Lehrer: „Woher weißt Du, daß sie rund ist?“ — Fritz: „Gut, sie ist meinetwegen viereckig, was soll ich mich mit Ihnen streiten!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-25.

XXIV. Jahrgang
Nr. 15

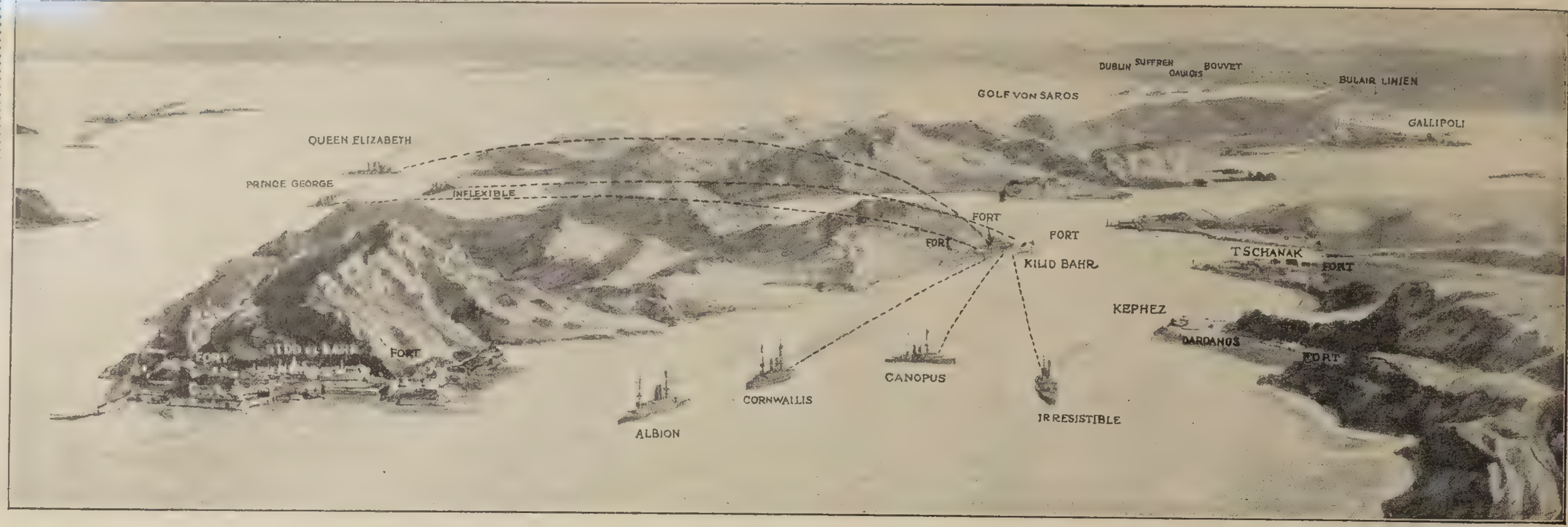
11. April 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Wenn die Mörser sprechen.
Die Bedienungsmannschaft einer österreichischen Motorbatterie während des Abfeuerns.



Die Beschießung der Dardanellenforts durch die englischen und französischen Schiffe. Nach einer englischen Darstellung.
Man sieht, wie die großen englischen Schlachtschiffe (Queen Elisabeth usw.) vom Golf von Saros aus über die Halbinsel Gallipoli hinweg feuern.

Die Beschießung der Dardanellen.

Wenn die Engländer und Franzosen ihre Schlachtflotte, die sie vor den Dardanellen versammelt haben, überblicken, werden sie mit großem Schmerz den Verlust mehrerer größerer und kleinerer Schlachtschiffe, „Irresistible", „Africa" und „Nelson" aus der englischen Flotte, „Gaulois" und „Bouvet" aus der französischen Flotte konstatieren und dann noch überdies feststellen, daß diese Opfer umsonst gebracht sind. Die viele Tausende von Geschossen schwersten Kalibers, die die Schiffe auf die Dardanellen-Landenge schleuderten, sind so gut wie wirkungslos geblieben, der mit großem Triumph in feindlichen Blättern verkündete Fall der Außenforts war das Zusammenschießen alter Mauerwerke, denen die Verteidiger selbst keinen Kriegswert beimaßen; daß die dahinter liegenden Forts die eigentlichen modernen Werke sind und auch entsprechende Armierung und Besatzung haben, spürten die Feinde an den Geschossen, die ihre Panzerschiffe auf den Grund sinken ließen. Wenn man die Karte der Dardanellen betrachtet, so versteht man wohl, welche schwere Aufgabe sich die Engländer und Franzosen gestellt haben, als sie die Dardanellendurchfahrt erzwingen wollten. Schon der vier Kilometer breite Eingang der Meerenge ist durch Fortanlagen geschützt, die bei Kum Kale (auf der asiatischen Seite) und bei Sidd ül Bahr liegen und eine gewaltsame Durchfahrt zu einer sehr gewagten Aufgabe machen. Aber selbst wenn diese Werke fallen würden, so käme die feindliche Flotte erst in den Schußbereich der vielen anderen Werke, die die Meerenge umsäumen. Die Fahrstraße wird hier immer schmaler und geht bei Kilid Bahr und Tschanak Kale (asiatische Seite) bis auf 1700 Meter zusammen. Natürlich haben die Flotten es weder gewagt noch erreicht, überhaupt nur diesen Forts nahe zu kommen und versuchten durch weittragende Geschütze und indirektes Feuer Erfolge zu erzielen.



Phot. R. Sennecke.

Ein Minenwerfer der österreichisch-ungarischen Truppen.



Deutsche Organisation: Einer der großen Viehtransporte aus Deutschland nach den besetzten Gebieten in Belgien und Frankreich.
Das Vieh wird dort auf die jetzt schon benutzbaren Weiden getrieben. Phot. Gerlach.

DIE BISMARCKFEIER IN BERLIN



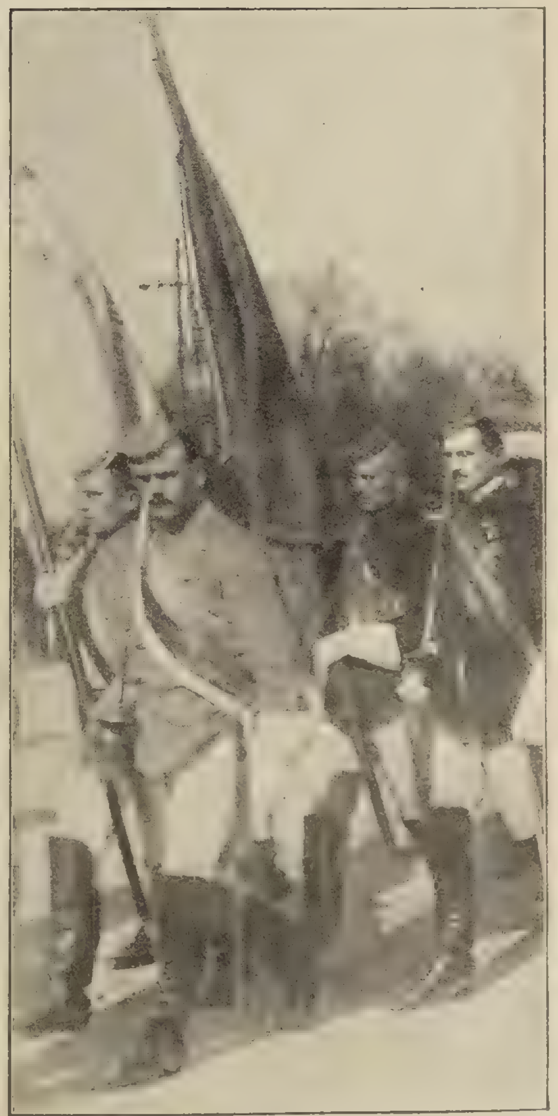
Die Bismarckfeier vor dem Denkmal in Berlin. Phot. Hohlwein & Giercke.



Nach der Rede des Reichstagspräsidenten.
Phot. Hohlwein & Giercke.



Prinz Wilhelm (der älteste Sohn des Kronprinzen), Fürst Otto von Bismarck (der Enkel des Altreichskanzlers), Reichskanzler von Bethmann Hollweg.
Phot. Haeckel.



Abordnung der Studenten.
Phot. Sennecke.



Einbringen eines Verwundeten in den Unterstand eines Feldlazaretts in Russisch-Polen.

Die Ernennung des ehemals deutschen Generals, jetzigen türkischen Marschalls Liman von Sanders zum Führer der türkischen Dardanellen-Armee erinnert an die politischen Kämpfe und Zänkereien, die sich seinerzeit an die Entsendung der deutschen Militärmission anschlossen. Dem General Liman war damals schon die Führung des 1. türkischen Armeekorps anvertraut worden, doch wurde ihm dank den russischen und englischen Einschüchterungsversuchen bei der Pforte dieser Posten wieder genommen. Zu der damals geforderten Abberufung kam es aber nicht.



Hoffentlich wird jetzt den Mächten, die damals das wahre „Interesse" der Türkei so sehr im Auge hatten, der Erfolg der türkischen Waffen die rechte Antwort geben. — Einer der erfolgreichsten Führer in Russisch-Polen ist der Kommandierende General Freiherr von Scheffer-Boyadel, der als Fahnenjunker 1870 das Eiserne Kreuz erwarb und erst als Major geadelt wurde und später noch den Freiherrntitel erhielt. In den Kämpfen dieses Jahres hat sich der General besonders bei dem kühnen Durchbruch von Brzeziny hervorgetan, für welche Tat er auch den Orden Pour le mérite erhielt.



General v. Scheffer-Boyadel, einer der Führer der Truppen in Russ.-Polen. Phot. Nic. Perscheid.

General Fournier, der Kommandant der Festung Maubeuge, im Trauerzuge bei der Beisetzung eines in der Gefangenschaft gestorbenen französischen Majors in Torgau. General Fournier. Phot. Ernst Siebert.



Marschall Liman von Sanders, der Führer der neuen türkischen Dardanellen-Armee.



Neue Einrichtungen auf den Kriegsschauplätzen: Der „Badezug", der von der Fernsprechabteilung eines bayerischen Reserve-Korps konstruiert worden ist. Der Zug mit dem Wasserwagen fährt von Unterkunftsort zu Unterkunftsort innerhalb des Korpsbereiches und bietet täglich 1000 Soldaten Badegelegenheit.

Der Badezug

und andere neue Einrichtungen auf den Kriegsschauplätzen.

Die Not macht erfinderisch. So wie Robinson auf seiner einsamen Insel sich in primitivster Art Dinge erfand und selbst verfertigte, die er brauchte, um sein Leben erträglich zu machen, sind unsere Soldaten Erfinder geworden, durch die Langwierigkeit des Stellungskampfes dazu gezwungen. Ihre Wohnungen in den Erdlöchern versuchen sie sich mit einem Schimmer jener Behaglichkeit zu verschönen, die sie daheim als selbstverständlich empfanden, weil sie eben vorhanden war, und die sie sich, auf ihre eigene Kraft angewiesen, nun erst aus Anfängen heraus selbst schaffen müssen. Sie zimmern sich ihre Sitzgelegenheiten, sie verfertigen sich Lampen und hunderterlei Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Besonders schwer empfinden die Offiziere und Soldaten, die ferne von den Möglichkeiten des Quartiers sind, den Mangel an hygienischen Einrichtungen; und das erfrischende Bad ist manchem monatelang ein Märchen aus vergangenen Zeiten gewesen. Nun hat ein bayerisches Reservekorps auch hier Abhilfe geschaffen. Die Fernsprechabteilung dieses Korps hat einen „Badezug" konstruiert, „Nixe" genannt. Der Zug besteht aus Lokomotive, dem Kohlenwagen, dem Wasserwagen, drei Badewagen, in denen die warmen Brausebäder verabfolgt werden, mehreren



Der „Badezug" in Benutzung nach der Ankunft am Standort eines Regiments.



Kapelle in einem Lazarettzug, der von dem ungarischen Grafen Karolyi ausgerüstet und nach Russisch-Polen geleitet wurde.

gewöhnlichen Personenwagen dritter Klasse, in denen sich die So.daten an- und auskleiden können und einigen Dienstabteilen, in denen das Personal wohnt. Für Offiziere enthält der Badezug eine besondere Badekabine mit Wanne und Brause. Das Personal des Badezuges besteht aus dem „Bademeister", zwei Soldaten, die als „Badefrauen" tätig sind, dem Zugführer und Heizer. Originell ist wohl die Persönlichkeit des Bademeisters: er ist nämlich im Zivilleben süddeutscher Museumsdirektor — und Professor der Archäolo ie. Die Kosten dieses Badezuges, der vollständig in Nord ranfreich konstruiert wurde, sind fast Null. Auch sein Betrieb kostet nichts, da es dort Kohlen genug gibt. Da stets Gruppen von 50 Mann auf einmal baden können und der Wasserwagen für 800 bis 1000 Mann Wasser enthält, ist es möglich, täglich sehr vielen Soldaten die Möglichkeit eines erfrischenden Bades zuteil werden zu lassen. Auch für die Stillung der geistigen Bedürfnisse unserer Soldaten wird nach besten Kräften gesorgt. In den großen Etappenorten sind Lesestuben eingerichtet worden, die gute Unterhaltungslektüre an die Truppen ausleihen. Und für die schnelle Berichterstattung



„Hurrah!"

Kriegszeitung des Inf.-Regts. „Bremen".

Kriegszeitung des Inf.-Rgt. „Bremen".



Herstellung einer Soldaten-Zeitung im Argonnerwald: Bei der Arbeit am Setzkasten.
Phot. Brown & Dawson.



Kriegsflugblätter

Beiblatt zur Liller Kriegszeitung

Nummer 32 — Lille, den 21. März 1915.

Liller Kriegszeitung.



Nach der Vertreibung der Russen aus Memel: Im Straßenkampf gefallene Russen in der Libauer Straße in Memel.

ü[illegible]er die Kriegsereignisse, haben sich an vielen Orten der Kriegsfr[illegible]t, besonders im Westen, „Kriegszeitungsdruckereien“ aufgetan, die mehrmals wöchentlich oder auch täglich die neuesten Depeschen herausgeben. Alle diese Zeitungen werden von Soldaten gesetzt und gedruckt. Die erste Zeitung dieser Art war wohl der „Landsturm“, in Vouziers, einem kleinen französischen Ort, in dem ein paar deutsche Landsturmleute eine verlassene Buchdruckerpresse wieder in Betrieb setzten. „Erster und letzter Jahrgang“ steht auf dem Titelkopf des „Landsturms“, der sich auch stolz „einziges deutsches Militärwochenblatt auf Frankreichs Flur“ nannte. Die Zeitung ging im November ein, weil die kriegerischen Ereignisse die Schriftleitung zu einer Ortsveränderung zwangen. Am bekanntesten ist wohl die in Bapaume erscheinende „Bapaumer Zeitung am Mittag“,



General Russky,
Befehlshaber der Russen bei Warschau,
dessen Rücktritt gemeldet wird.

kurz wie die bekannte Berliner Mittagszeitung „B. Z. am Mittag“ genannt, die von Karl Clewing begründet wurde. Diese „B. Z.“ ist ein dünnes gelbes Blatt, nur einseitig bedruckt, und wird in vielleicht 1000 Exemplaren verbreitet. Täglich wird am Rathause in Bapaume die neueste Nummer angeschlagen; dann erscheinen die Feldgrauen, lesen die Berichte oder schreiben sie auch gleich in ihre Notizbücher ab, um so die Nachrichten ihren Kameraden in die vordersten Schützengräben mitzunehmen. Ein geradezu großstädtisches Blatt erscheint in Lille. Diese „Liller Kriegszeitung“ macht den Eindruck eines Weltblattes. Unter einem künstlerisch gezeichneten Titelkopf stehen vier Seiten Nachrichten, Mitteilungen, wissenschaftliche Artikel und Plaudereien. Sie hat auch eine illustrierte Beilage, in der bekannte Zeichner für lustige politische Karikaturen sorgen.



Rückzugstraße der bei Wirballen geschlagenen Russen. Zeichnung des Mitkämpfers Landwehrmanns Botho Hoefer.

In den Gefangenenlagern



In deutscher Gefangenschaft: Französische Soldaten beim Flechten von Strohschuhen in Zossen.

Eine eigene große Organisation mußte von der Heeresverwaltung geschaffen werden, um die Verwaltung und Versorgung der riesigen Gefangenenlager zu regeln. Eine Hauptaufgabe waren die hygienischen Verhältnisse, denn mit den Hunderttausenden von Russen lag auch die Gefahr nahe, daß die in Rußland nie verschwindenden Seuchen, wie Cholera, Flecktyphus und andere hier eingeschleppt würden. Aber der umfassenden hygienischen Vorsorge ist es gelungen, den Gesundheitszustand der gefangenen Mannschaften zu erhalten und ihn soweit zu bessern, daß er wahrscheinlich viel günstiger ist als in der eigenen Heimat. Mancher der Russen wird hier in Deutschland zum erstenmal ein gründliches Bad kennen gelernt haben. Soweit die Gefangenen nicht durch Arbeiten ihr tägliches Maß von gesunder Körperbewegung bekommen, werden sie durch turnerische und militärische Uebungen zu körperlichen Anstrengungen veranlaßt. Durch die fremden Hilfstruppen der Feinde sieht manches Gefangenenlager wie eine Völkerschau aus. Die indischen Gefangenen sitzen meist still und versonnen da und wundern sich wahrscheinlich über ihr Geschick, das sie aus dem warmen Heimatland zu fremdem Dienst hierher verschlagen hat. Die französischen Kolonialsoldaten sind lebhafter, lachen und schwatzen und lassen sich stolz photographieren. Nachdem jetzt die Postverbindung eingerichtet ist, stellt sich für unsere Gefangenen das Leben ganz erträglich dar. Sie sind in guten und trockenen Aufenthaltsräumen untergebracht, bekommen anständiges Essen und sind den eigentlichen Kriegsgefahren fern. Diese letzte Empfindung hört man besonders oft von Russen, die ihre Anschauung in den Ausruf „Gott sei Dank, gefangen“ zusammenfassen. Die deutschsprechenden Russen aus den polnischen Gebieten haben sich am schnellsten in die veränderte Lage gefunden; nehmen sie doch als Vermittler und Erklärer der deutschen Befehle eine gewissermaßen gehobene Stellung ein. Sie schlagen oft, an straffe Disziplin nicht gewöhnt, auch einen vertraulichen Ton den Vorgesetzten gegenüber an. So sagte kürzlich ein Russe, der in einem Gefangenenlager bei Berlin als Barbier fungiert — seine „Opfer“ behaupten, er hätte das Rasieren erst an ihnen erlernt! — zu dem Wachthabenden: „Sie, Herr Feldwebel, ich hab' mir überlegt, der russische Zar ist gar keiner schlechter Mann!“ — „So?“ brummte der gutmütige Feldwebel, „was denn?“ — „Nur er hat soviel zu sagen in Rußland wie ich hier im Gefangenenlager!“ fuhr der Russe nachdenklich fort.



Gefangener französischer Soldat, der von Beruf Bildhauer ist und im Zossener Gefangenenlager seine Kunst ausüben darf.



Russische Militärärzte beim Nachmittagskaffee im Gefangenenlager in Guben.
Phot. Karl Kaegbein.



Gefangene französische Soldaten beim Kegelspiel in einem Gefangenenlager.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24. - - - - - 1 2 3 4 5

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

11. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Rittmeister von Foucar nahm sich zusammen, nur seine Stimme klang ein wenig heiser. Ein jäh aufsteigender Zorn würgte ihn am Halse, und er sprach ohne Ueberlegung los, als müsse die Frau, die da vor ihm stand, wissen, was er — kaum eine Minute war es her — gedacht hatte:

„Meine Gnädigste, es ist ein bißchen unvorsichtig von Ihnen, schon jetzt zu kommen. Sie hätten damit warten sollen, bis ich fort war! Heute liegt die Sache anders als vor einem Jahr. Vielleicht glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich nach dieser letzten Niederträchtigkeit zum Aeußersten entschlossen bin. Also haben Sie die Güte, meinem Schwiegervater zu erklären, daß der ihm in die Hände gespielte Brief eine bösartige Fälschung ist, und so schnell wie möglich wieder abzureisen!"

Die Baronin Radanyi stand im Schatten ihres roten Sonnenschirms. In ihren Augen war mehr Erstaunen als Erschrecken.

„Herr von Foucar, ich verstehe von alledem kein Wort. Der einzige Vorwurf, den Sie gegen mich erheben können, liegt in der Vergangenheit. Nach dem — Gott sei Dank — vereitelten Anschlag, den eine gegen Sie ausführte, die mich mehr liebt als ein eigenes Kind . . . ja, also, damals hätte ich Ihnen schreiben müssen, daß ich daran keinen Teil hatte. Ich war so geschlagen, so gedemütigt und stumpf, daß ich's unterließ. Wenn Sie aber heute von einer neuen Niederträchtigkeit sprechen, so muß ich Ihnen sagen, davon weiß ich nichts. Auf mein Wort!"

Das klang so, daß es ihn verwirrte. Er sah ihr in das vom Widerschein des Sonnenschirmes mit weichem Schimmer bestrahlte Gesicht, keine Spur von Falschheit war darin zu lesen. Eher ein aufrichtiges Bedauern . . .

„Weshalb sind Sie denn überhaupt hierher gekommen?" fragte er unsicher.

„Weshalb?"

Um ihren vollen Mund flog ein schmerzliches Lächeln.

„Weil ich ein Narr bin! Ein sentimentaler Narr . . . Es gibt ja genug Leut', die auf den Kirchhof gehen, wo 'was von ihnen begraben liegt . . ." Sie wandte das Gesicht zur Seite, und — weiß Gott — an ihren langen dunklen Wimpern hingen ein paar klare Tränen. Ihm aber regte sich etwas wie Mitleid im Herzen, er versuchte sich dagegen zu wehren. Komödie war das alles, nichts anderes. Sie besaß wohl noch immer die Kunst, richtige Tränen zu weinen, wenn die Rolle es gerade verlangte . . .

„Gnädige Frau, ich gebe zu, ich habe mich damals nicht ganz einwandfrei benommen, aber das war doch noch lange kein Grund . . ."

Sie schnitt ihm mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Rede ab.

„Einwandfrei, das is auch so an preuß'sches Wort! Zu Boden hast Du mich g'schlagen, zertreten und vernichtet! Und warum nur, warum? . . . Ich sitz' da in Not und Verzweiflung und wart' auf ein einziges liebes Wort. Statt dessen kommt eine kalte Absag'. Die militärische Karriere müßtest Du wegen meiner aufgeben, und das könntest Du nicht, also, gnädige Frau, leben Sie wohl!"

Er sah sich ratlos um. Da drüben, auf der Schattenseite der Hauptstraße, gingen ein paar Herren vom Ordensburger Infanterieregiment, grüßten und drehten sich interessiert nach der eleganten Frauenerscheinung um.

„Frau Josepha, es geht wirklich nicht, daß wir hier auf offenem Markt eine Aufführung veranstalten. Noch ein paar Minuten, und alle Fenster ringsum sind von Zuschauern besetzt! Also, wenn ich bitten darf?" Er wies auf die spärlichen Anlagen von kurz geschorenen Hecken und kugelförmig geschnittenen Linden, die den Platz zwischen Kriegerdenkmal und Kirchenportal einnahmen.

Sie folgte gehorsam und trocknete sich unterwegs verstohlen die Tränenspuren von den Wangen. Eine Weile lang gingen sie schweigend zwischen den vom Straßenstaub graugefärbten Büschen einher, endlich nahm er sich mit einem heftigen Ruck zusammen. Der lächerlichen Komödie mußte ein Ende gemacht werden, so oder so. Seine Stimme klang hart.

„Gnädige Frau, wollen Sie die Güte haben, mir ein paar Augenblicke zuzuhören, ohne mich zu unterbrechen?"

Sie nickte schweigend.

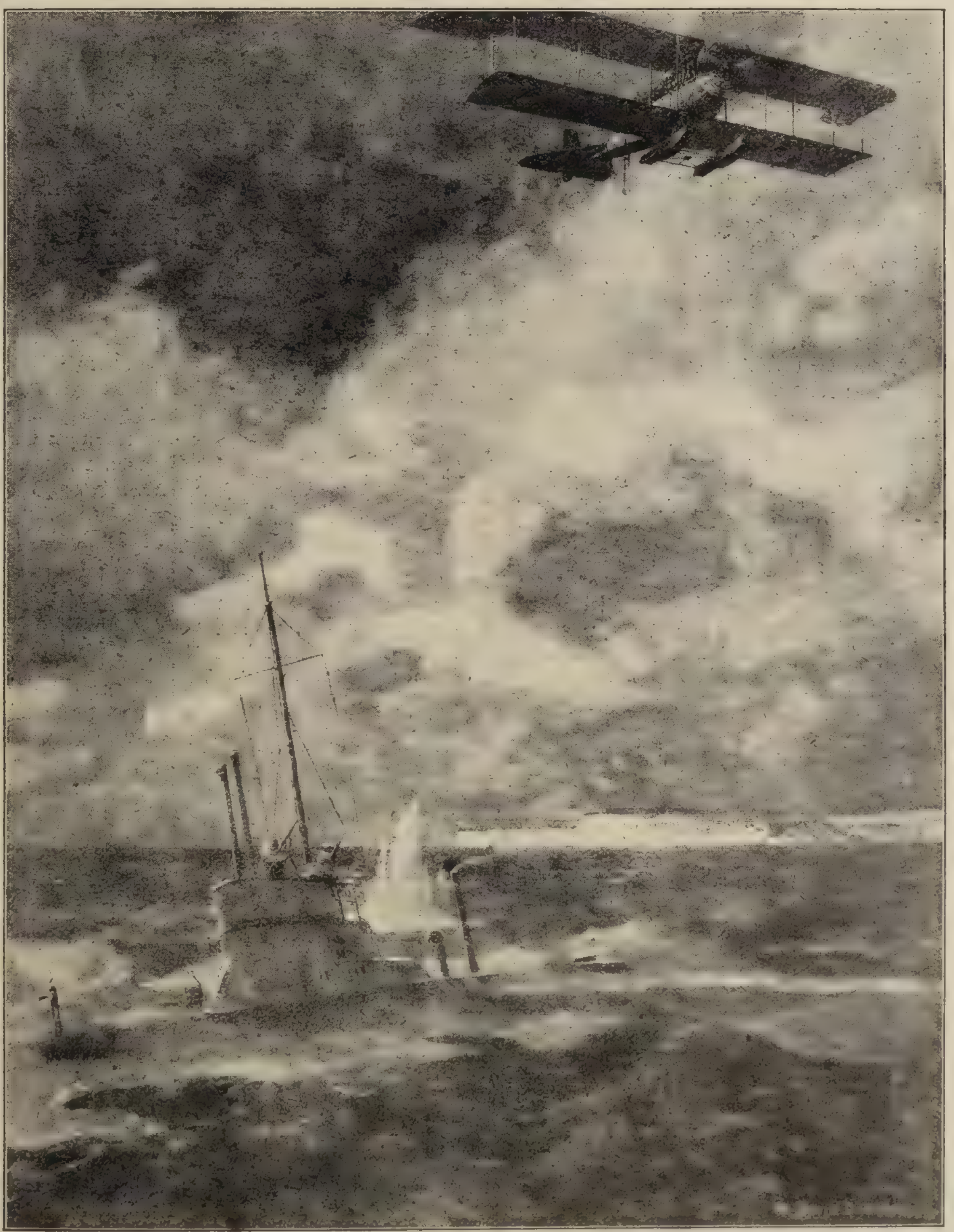
„Nun denn, ich hatte bisher immer die Gepflogenheit, mein Leben nach klaren Erwägungen zu richten. Einmal bin ich von diesem Grundsatz abgewichen, das hat mir schweres Leid gebracht. Ich hab' mich, Gott sei Dank, wieder zurechtgefunden, mein Leben ist in Ordnung, und ich möchte auch weiter klare Bahn haben. Deshalb muß ich Ihnen ein paar Rücksichtslosigkeiten sagen, die ich sonst nie und nimmer einer Frau gegenüber über die Lippen gebracht hätte. Aber mit Tränen, Achselzucken und weichmütigem Beschönigen kommen wir nicht weiter. Vor allen Dingen nicht zu dem scharfen Strich, den es nun doch mal zwischen uns geben muß!

Also, was zwischen uns geschehen ist, stellt sich so dar: Von meiner Seite aus, natürlich. Ich fiel Ihnen eines Tages auf, Sie benutzten die Vermittlung des inzwischen durch Selbstmord geendeten Herrn von Wodersen, mich Ihnen vorstellen zu lassen. Einige Mitteilungen, die er mir über Sie machte, erregten mein sympathisches Interesse. Einige Wochen später traf ich Sie zufällig in einem Ballokal. Ich war überarbeitet, meine Nerven durch ungewohnten Alkoholgenuß aufgepeitscht. Sie befanden sich in einer unwürdigen Situation, die mein Mitleid und meinen Zorn erregte, ich gelobte, Sie mit Einsatz der eigenen Persönlichkeit daraus zu befreien. Am nächsten Tage schon reute mich dieses Versprechen so, daß ich beinahe . . ."

Frau Josepha hob die Hand. Ihr bewegliches Gesicht war plötzlich starr geworden.

„Es ist gut! Nachdem ich weiß, daß Sie schon damals gelogen haben . . . also, es ist gut! Und nachher kam der Herr von Wodersen, hat Ihnen gesagt, so eine Person wie mich könnt' ein preußischer Offizier nicht einmal aus Mitleid heiraten?"

„Gnädige Frau, dies . . . das letzte . . ., das hätte ich Ihnen nie ins Gesicht gesagt, selbst wenn die bündigsten Beweise in meiner Hand gewesen wären. Und heute wiederhole ich Ihnen: Ich wäre auch darüber hinweggekommen, wenn ich für Sie diejenige Liebe empfunden hätte, die das Schwerste vergibt. Das war nicht der Fall . . . und schließlich war es doch auch nicht unbedingt nötig, daß ich die Verfehlung einer unbesonnenen Stunde mit meinem Leben bezahlte. So oder so."



Kampf zwischen Flieger und Unterseeboot. Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

Frau Josepha nickte mit bitterem Lächeln.

„Nein, das war nicht nötig! Und — entschuldigen Sie, Herr von Foucar — ich hab' natürlich alles auch nur immer von meinem Standpunkt aus gesehen! Nämlich, was Herr von Woderſen Ihnen erzählt hat, war nicht wahr . . .“

„Er wollte mir Zeitungsberichte darüber schicken.“

„Die Zeitungen können's jetzt auch noch haben! Ich saß als Schauspielerin in dem kleinen österreichischen Nest, zu stolz, von Vater oder Mutter Unterstützung zu bitten, da kam der Schuft — Sie haben ihn ja in meinem Haus kennen gelernt — also er kam her: „Arm's Hascherl, so geht's net weiter mit Dir, man muß a Reklam' für Dich machen, und da hat er die Notizen geschrieben. Hernach, wie ich verheiratet war, hat er mich damit erpreßt . . . das ist alles . . .“

Sie schluchzte leicht auf und führte das spitzenbesetzte Taschentuch von neuem an die Augen. Er stand ratlos da, das Mitleid quoll ihm im Herzen. Wenn er eine Frau weinen sah, war er wehrlos. Aber die Affäre da mußte doch endlich einen Abschluß haben. Und er sagte natürlich das Banalste, was in einem solchen Augenblick denkbar war:

„Gnädige Frau, wir müssen zu einem Resultat kommen! Mißverständnisse gibt es wohl überall . . . sehr bedauerlich, wenn sie Menschenschicksale kosten. Und jetzt bitte ich Sie . . . ich habe hier das ganz große Glück gefunden, das ein Mann sich wünschen kann. Ich lebe in bescheidenem Kreise, Sie in der großen Welt. Da muß es doch möglich sein, einen Menschen wie mich zu vergessen . . .“ Und, weil sie hartnäckig schwieg, fuhr er fort: „Wie denken Sie sich das überhaupt? Irgendwann muß doch ein Zusammentreffen zwischen Ihnen und meiner Frau stattfinden . . .“

Frau Josepha richtete sich auf.

„Glauben Sie denn, ich hätt' nötig, vor Ihrer Frau die Augen niederzuschlagen?“

Da zuckte er mit den Achseln. Es fiel ihm nicht leicht, aber einmal mußte der Schnitt vollzogen werden . . .

„Gnädige Frau — es ist nicht meine Schuld — wir kommen vom Wesentlichen immer ins Nebensächliche. Daß Sie sich hier in diesem Städtchen aufhalten, kann ich Ihnen nicht verwehren. Frau von Döhlau ist Ihre Freundin, die können Sie besuchen, solange und sooft Sie wollen. Um mein Haus aber ziehe ich einen Zaun. Ich habe nicht die geringste Lust, meine junge Frau Begegnungen mit Damen auszusetzen, die in hysterischer Verstiegenheit sich dem Manne, der sie einmal verlassen hat, immer von neuem antragen.“

Er hob grüßend die Hand an den Mützenschirm, wandte sich auf dem Absatze und ging mit klirrenden Sporen einen der kiesbestreuten Wege entlang, die aus den verstaubten Anlagen auf den Markt führten. Hinter sich vernahm er einen ächzenden Wehlaut, aber er sah sich nicht um. Gott sei Dank, daß er endlich die Kraft gefunden hatte zu sprechen, wie es ihm ums Herz war! Jetzt brauchte er wenigstens bei neuen Feindseligkeiten keine schwächlichen Rücksichten mehr zu nehmen.

Er schritt trotz der drückenden Vormittagsschwüle eilig aus, es drängte ihn nach Haus zu kommen. Wie die Ahnung eines nahenden Unheils lag es ihm auf der Brust . . .

Der große Vorgarten war leer, das Häuschen wie ausgestorben. Erst in dem kleinen Hintergarten entdeckte er die Amme, die sich im Schatten eines Fliederstrauches auf die bloße Erde gelegt hatte und mit offenem Munde schnarchte wie ein Dragoner. Mit drei langen Schritten war er neben dem Kinderwagen — Gott sei Dank, sein Junge schlief friedlich hinter den herabgelassenen Vorhängen, die kleinen Fäuste gegen das Näschen gestemmt.

Er rüttelte das derbe Masurenmädel an der Schulter. Es dauerte eine ganze Weile, bis es munter wurde.

„Sochia, wo ist die gnädige Frau?“

Sie sprang erschreckt auf, als sie ihren Herrn erkannte:

„O Jesusche, Panie Rittmeister, is erste Mall, wo ich hab geschlaffen, aber weil kleine junge Herr die Nacht war so h'unruhig . . .“

„Schon gut! Also wo ist meine Frau?“

„Gnädige Frau? Ist gefahren nach Kalinzinnen. Schon vor h'eine Stunde oder anderthalb. Sie hat noch getelefoniert zu Kaserne, aber kam Bescheid, Pan Rittmeister bei H'appell. Da ist sie gefahren!“

„Und sie hat nichts für mich hinterlassen?“

„Nei! Bloß vorher, eh' wie sie ist gefahren, sind zwei Damen gekommen. Eine war neie Frau Landrat, h'andere ich hab nich gekannt.“

„Mit 'nem roten Sonnenschirm?“

„Tak, tak! Und in Gesicht angemalen . . . weiß und rott. Gnädige Frau aber war noch in Morgenrock, auch wegen kleine junge Herr, weil sie ihm eben hatte gebaden. Die Damen mußten warten, und ich habe gezeigt meine Panic. Frau Landrat ihm gar nich hat angesehen, aber h'andere Dame war ganz verrickt zu ihm! Wär' schönste Kind, wo sie gesehen, als sie ihm aber hat kissen gewollt, junge Herr hat angefangen zu schreien. Und da hat Dame auch geweint.“

„Ach Unsinn . . .“

„Aber, Panie Rittmeister, ich hab' genau gesehen, auch wie sie nachher hat Nase geschnaubt!“

Seine Stimme klang unwillkürlich ein wenig heller: „Na und weiter?“

„Weiter ist gnädige Frau gekommen in gute [illegible]tskleid, ich bin mit junge Herr in Garten, und nachher sind auch Damen gegangen. Auf einmal ist gnädige Frau bei mir gestanden, ganz blaß, hat geflogen an ganze Körper: „Sochia, Du mußt helfen anspannen, ich muß sofort nach Kalinzinnen fahren.“ Sag' ich: „Aber gnädige Frau, ich mach schon ganz h'allein!“ Und ich hab' angespannt große Braunen an Einspänner, weil Burschen doch sind beide zu H'Appell mit neue Uniform, und gnädige Frau ist gefahren.“

„Und sie hat mir wirklich gar nichts sagen lassen? Auch nichts aufgeschrieben?“

„Nei!“

Gaston schritt langsam ins Haus zurück, die Glieder waren ihm schwer wie Blei. Irgendeine neue Niedertracht war im Gange, und er stand wehrlos da, konnte sie nicht aufhalten. In seiner Ratlosigkeit kam ihm der Einfall, nach Kalinzinnen zu telephonieren. Er rief das Amt an, die Herstellung des Anschlusses dauerte eine kleine Ewigkeit. Endlich meldete sich drüben der alte Diener.

„Feyerabend, ist meine Frau schon bei Ihnen?“

„Jawohl, Herr Rittmeister.“

„Sie möchte mal sofort an den Apparat kommen.“

„Ich will's versuchen, sie zu holen. Der gnädige Herr wollte sich erst wieder verleugnen lassen, aber gnädige Frau haben so energisch darauf bestanden . . also da sind sie zusammen in den Park gegangen.“

„Schön, ich werde warten.“

Eine Viertelstunde verging, aus Kalinzinnen kam keine Antwort. Da hängte er den Hörer wieder an und ging ruhelos in seinem Schreibzimmer auf und ab. Die Sorge fraß ihn fast auf: Was für ein Gift mochte diese Natter seinem jungen Weib wohl beigebracht haben, daß es ohne Besinnen fortfuhr? Nicht erst wartete, bis er vom Dienst nach Hause kam, um sich mit ihm auszusprechen? Und mit einem Male lachte er auf. Komisch, daß man an dem, was zu allernächst lag, immer vorbeilief, bis man endlich darüber stolperte. Von Annemaries Mutter war die Rede gewesen bei dem kurzen Besuch, in irgendeiner sorgfältig überlegten Form, die harmlos klang und nirgends die böse Absicht zeigte, zu verwunden. Da schüttelte ihn der Zorn. Er lief ruhelos in den engen Stuben auf und ab und spähte wohl hundertmal auf die Straße hinaus, auf der seine Frau zurückkehren mußte.

*

Der Leutnant Karl von Gorski war früher aus dem Schlaf geweckt worden, als er befohlen hatte. Schon gegen elf Uhr fuhr er aus dem zerwühlten Bett in die Höhe. Irgendein infamer Kerl hämmerte mit der Faust gegen die Haustür; wenn er sich von dieser Arbeit verschnaufte, riß er an dem Klingelzug. Und Herr Matthias Heurich, der Bursche, saß mal wieder auf seinen Ohren oder war bei einer seiner vielen Bräute in der Nachbarschaft. Da entschloß Karlchen Gorski sich nach einigem Zögern, den Störer seiner Nachtruhe persönlich anzubrüllen, fuhr in die weichen Pantoffeln und schritt barbeinig zu dem Guckloch in der Tür. Nachdem er aber hindurchgesehen hatte, sagte er vergnügt: „Edler Mister, warten Sie gefälligst noch ein paar Minuten, ich mache dann sofort auf.“ Da draußen stand nämlich der englische Reitknecht, der gestern die drei Damen begleitet hatte, und hielt einen mächtigen Rosenstrauß in der Linken.

Nach fünf Minuten hatte Karlchen Gorski sich, so gut es die schorfbedeckte Wunde in der linken Wange zuließ, gewaschen und in Uniform geworfen. Er öffnete die Tür: „Na, mein Freund, was ist nu eigentlich los, daß Sie hier so'n Spektakel aufführen?“

Der englische Reitknecht präsentierte mit unbeweglichem Gesicht den großen Strauß Marschall-Nielrosen und einen Brief, ungefähr in dem Formate einer mäßigen Aktenmappe.

„With compliments from Miß Eberle! And she is waiting for answer.“

„Danke, ist gut,“ sagte Karlchen und drückte ihm einen harten Taler in die Hand. Nur unter dem Gesichtspunkte, durch das reichliche Trinkgeld der englischen Nation einen richtiggehenden Begriff von der Lebensführung eines preußischen Leutnants beizubringen. Der Kerl aber blieb stehen.

„Thank You, Sir, but Miß Eberle is waiting for answer!“

„Ach so! Antwort wollen Sie haben? Mannchen, das hätten Sie doch gleich sagen können!“

„Yes, Sir!“

Karlchen Gorski öffnete das gewaltige Schreiben. Auf dem großen Bogen aus dickem Leinenpapier standen in schlanker, steiler Schrift nur ein paar Zeilen. In französischer Sprache, mit der er selbst noch beim Fähnrichsexamen auf recht gespanntem Fuße gestanden hatte; Polnisch und Russisch sprach er dafür flüssig wie Wasser. Die Ueberschrift lautete: „Mon petit héros“. Dann aber kam doch einiges, was man besser für sich allein mit Hilfe des Lexikons las . . . Er nickte mit Würde.

„Bon, mon cher! Empfehlen Sie mich dem gnädigen Fräulein, ich werde die Antwort persönlich überbringen.“

Der Reitknecht machte schweigend kehrt, schien also verstanden zu haben. Nach einigen Schritten aber kam er zurück: „Excuse, Sir . . .“

„Na, was is noch los?“

Der glattrasierte Bursch kraute sich den Kopf und stand dann plötzlich stramm wie ein preußischer Soldat.

„Verzeih'n Se jietigst, Herr Leutnant, jibt et nu wirklich Kriech, oder löst sich det Janze wieder in Wohljefallen uff?“

Karlchen Gorski fühlte deutlich, wie ihm vor Erstaunen ein paar Augenblicke lang der Mund offen stand.

„Entschuldigen Sie, aber ich hatte gedacht, Sie sind Engländer?“

„Jott bewahre, Herr Leutnant, Berliner. Det Englisch is aus Hoppejarten, wo ick drei Jahre bei'n Trehner in de Lehre war!“

„Und da lassen Sie, verdammter Himmelhund, mich hier Rebusse raten? Und haben gestern wie der steinerne Gast dabei gesessen, wie ich mich mit dem Russen herumbalgte?“

Der glattrasierte Bursche fingerte in einiger Verlegenheit an der Hosennaht.

„Jott, Herr Leutnant, wejen det Englische . . . Schon in Berlin, in 'nen besseren Stall, wenn Se da nich for'n Hundelohn arbeeten wollen, missen Se Engländer sein. In' Auslande erst recht. Da kooft man sich denn in' Bouillonkeller 'ne englische Flebbe, und fertich! John Bigmore from Liverpool! Aber wenn't nu wirklich losjehn sollt', möcht' man doch dabei sein. Ick hab' nämlich meine drei Jahre bei den Brandenburg'schen Kürassieren jedient!“

„Na schön, und sehr lobenswert, mein Sohn! Aber da finde ich's doppelt gemein, daß Sie sich als alter preußischer Soldat gestern so passiv verhielten. Die Sache mit dem Russen hätte doch auch leicht schief ablaufen können!“

Der Glattrasierte atmete auf.

„Dann — dadruff können Herr Leutnant sich nu bestimmt verlassen — wär' ick dazwischenjefahren! Bloß, wat meine Frau Baronin is . . . aber da müßt ick Herrn Leutnant jehorsamst vorher um Diskretion bitten . . .“

Karl von Gorski machte eine kurze Bewegung.

„Nee, mein Jungchen! Klatsch — nicht zu machen! Aber wenn Sie mir 'was dienstlich zu melden haben sollten?"

„Na denn, Herr Leutnant" — er schluckte erst noch einmal auf — „und schließlich, een Vaterland hat man doch nur, Stellungen aber jibt's jenuch in der Welt . . also ick halte die Frau Baronin Nadanyi for 'ne janz jefährliche Spionin!"

Karlchen Gorski mußte sich setzen.

„Ach nee! Wieso denn?"

„Na erstens hatte se mir jestern, wie Herr Leutnant jejen die beiden Russen losjingen, mit 'nen kurzen Wink verboten, mich einzumischen, und dann vorher in det kleene polnische Städtchen . . . den Namen ha'ck vagessen . . ."

„Grajewo?"

„Janz recht! Also da hat se 'ne janze Weile lang mit 'nen russischen Jardcoffizier verhandelt. Die Frau Landrat und det Fräulein Eberle saßen in't Kasino, ick hielt draußen de Pferde. Da kam se mit den Jrafen 'raus — Adlerberg hieß er —, um den Dunkelfuchs anzusehen. Det nahm mir nu weiter nich wunder, denn der Charlie is wirklich 'ne Sehenswürdigkeit for'n Pferdekenner . . . hat vor 'nem halben Jahr auf 'ne Auktion in' Londoner Tattersall fufzehnhundert Guinees jekostet. Also janz erste Klasse, und als Damenpferd bei den schwersten Hunting Races eingesprungen. Na, der Jraf bewundert den Jaul denn nu auf alle Jangarten. Dann fragt er auf französ'sch: „Quelque chose de nouveau, chère baronne?" Und sie darauf: „Sprechen Sie Deutsch, Jraf. Mein Reitknecht ist zwar Stockengländer, aber ich bin doch nicht ganz sicher, ob er in Paris nicht 'n paar Brocken Französ'sch aufgeschnappt hat!" Ick denk, ick soll aus'n Sattel fallen, beherrsch' mir aber und zuck nich mit 'ne Wimper. Na, und da packten se denn ooch janz jemütlich allerhand aus, taten dabei immer so, als wenn se sich ooch de beiden anderen Jäule anseh'n würden. Der Jraf sagt: „Haben Se denn nu det Jut janz fest jekooft, jnädigste Baronin?" Und sie dadruff: „Schon vor dem Notar. In den nächsten Tagen ziehe ich ein." Na und nu jing det hin und her. Er meente, se sollt sich beeilen, von Königsberch her wär de Leitung schon fertich, nur der letzte Anschluß würd' noch fehlen, weil im Grenzbezirk die Deutschen zu sehr uffpaßten. Sie ieberlejte denn 'n Momang und sagte, dann könnt' ja ihre alte Ursula in't Schloß Orlowen einziehen, det würd' nich uffallen. Sie aber müßte mindestens noch 'n paar Tage in't Landratsamt bleiben, um keenen Verdacht nich zu erregen. Und er meente dadruff, et dürft' aber ooch nich zu lang dauern, denn et jinge bald los. Und sie brauchte sich for ihre Person jar nich zu beunruhigen — een paar Strohhaufen würden de Kosaken ja ansengen, damit et ooch bei ihr 'n bißken nach Kriech aussehen täte, in iebrigen wäre aber allerstrengster Befehl gegeben, det Schloß und de Bewohner wie Freunde zu behandeln.

„Dann kam die Frau Landrat und det Fräulein aus'n Kasino, wir ritten ab. Uff eenmal aber ruft mich doch dieser Jraf janz hinterlistig uff deutsch an: „He, Sie, Reitknecht, warten Sie einen Augenblick, eine von Ihren Damen hat 'nen Handschuh verloren!" Jott sei Dank, ick fiel uff die Jemeinheit ja nich rin, ritt janz ruhig weiter. Ick hatt' mir nämlich den Jrafen vorher janz jenau anjesehen, 'n Jesicht hatt' er, wie een mit alle Salben Jesalbter. Da sagt ick mir, Justav, paß uff, der wird doch sicher versuchen, Dir reinzulegen! Na, dann rief er uff englisch: „Helloh, footman, wait a moment." Da hielt ick an, die Damen ooch. Er kam nach: „Do you understand German?" Und ick dadruff: „No, Sir, only some words: Mädchen give me eine kiss, denn ich Dir lieben sehr." Da lachten die Damen, der Jraf lachte ooch. Mir aber lief et janz kalt über'n Rücken, denn mir wurde klar, wenn ick mir verraten hätte, wär' ick doch janz glatt verloren jewesen. Erst wie wir wieder uff preuß'schem Jrund und Boden waren, atmete ick uff."

Karl von Gorski hatte gespannt zugehört, jetzt mußte er plötzlich auflachen.

„Na, Sie scheinen mir ja auch ein ganz Gehängter zu sein!"

Der Glattrasierte zuckte mit den Achseln:

„Jott, Herr Leutnant, wenn man sich immer unter det fremde Gesindel 'rumtreiben muß? Da lernt man uff 'n Qui vive sein! In Paris haben mich die anderen Stallmenschen sojar 'n paar Mal aus 'n Schlaf geweckt, um 'raus zu kriejen, ob ick wirklich 'n Engländer wär! Aus Konkurrenzneid, weil die Frau Baronin mich in' Dienst sehr bevorzugte!"

„So so, na schön! Und wie heißen Sie nun in Wirklichkeit, mein Lieber?"

„Justav Daberkow aus Pankow bei Berlin. Und ick kann mir jederzeit ausweisen, meine richt'gen Papiere liegen bei meine Mutter in Berlin."

Karl von Gorski stand auf.

„Es ist gut, Daberkow! Wir beide können vielleicht im Augenblick noch nicht ermessen, wie wichtig der Dienst ist, den Sie in Ihrer Ehrlichkeit dem Vaterlande geleistet haben. Jedenfalls ist da eine gottverruchte Schweinerei im Werke. Um aber die Klappe mit der nötigen Geräuschlosigkeit zumachen zu können, wird es nötig sein, daß Sie auch weiterhin sich nicht zu erkennen geben, wie mein alter Geschäftsfreund Abramek sagen würde."

„Sehr wohl, Herr Leutnant! Aber wenn nu der Krieg ausbricht, wie soll ich da zu meinem Regiment nach Brandenburg kommen?"

„Na, so schnell geht's wohl noch nicht los. Und wenn Sie als gewesener Kürassier nicht durchaus darauf bestehen, die Russen mit 'nem Pallasch zu verdreschen . . ."

„Meinetwejen mit 'ner Wagenrunge! Wenn ick bloß mit dabei sein darf!"

„Schön, dann verbürge ich mich dafür, daß Sie in der fünften Schwadron eingestellt werden. Fixe Kerle wie Sie kann ich gebrauchen."

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ak — bau — di — e — e — e — f.l — frau — flug — ge — he — hend — kar — ke — ker — nan — o — ö — on — ra — raz — rech — ren — roth — sand — schild — se — sin — staff — sub — te — tei — thei — tra — zan — ze — zer — zi — zig

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen neuen Völkerrechtsbruch der Engländer ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Kirchlichen Sprengel. 2. Streifzug. 3. Stadt in Frankreich. 4. Staatliche Anstalt. 5. Shakespearische Dramengestalt. 6. Landwirtschaftliche Tätigkeit. 7. Naturerscheinung, die meist an der Küste beobachtet wird. 8. Farbstoff. 9. Frühere Einrichtung an Universitäten. 10. Familienmitglied. 11. Gebrauchsgegenstand. 12. Großen Finanzmann. 13. Signalmittel. 14. Ausdruck aus der Arithmetik. 15. Berühmten Bau des klassischen Altertums.

Rätsel.

Du magst mich vorwärts oder rückwärts lesen,
Stets bin ein Weltbezwinger ich gewesen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:
Lösung: Der Erfolg der zweiten Kriegsanleihe.
1. Depesche. 2. Epitaph. 3. Reederei. 4. Ebbe. 5. Rätsel. 6. Ferman. 7. Omladina. 8. Lumpazi Vagabundus. 9. Geolog. 10. Dezime. 11. Efendi. 12. Referendar. 13. Zwieback. 14. Wiesbaden. 15. Egge. 16. Infanterist.

Orient und Okzident. Pagode — Page.

Bilder-Rätsel:
Was Du scheinst sieht jeder, — Was Du bist erkennen wenige.

Zweisilbig. Laufpaß.

Unsere Marine. Matrose — Maat — Rose.

Kapsel-Rätsel. Speicher — Speer.

Verkürzung. Breite — Brite.

Zeichnung von Paul Simmel.



In Rußland:
„Wenn ick meinen Pelz ablege, muß ick immer eenen großen Stein druff wälzen, sonst rennt er weg!"

HUMOR

„Liebste, das Fleisch ist nicht zu essen!" sagte der junge Ehemann. „Du hast ja keine Köchin geheiratet!" war die schnippische Antwort der jungen Frau. — In der Nacht weckte die Gattin plötzlich ihren Mann: „Du, steh' auf! Ich glaube, es sind Einbrecher in der Wohnung!" — „Steh' doch Du auf!" knurrte der Ehemann, „Du hast doch keinen Polizisten geheiratet!"

*

Der kleine Hans (zum Onkel): „Ach, der Papa hat's gut im Schützengraben!" — Onkel (erstaunt): „Gut?! Wieso denn, Hänschen?!" — „Er wäscht sich bloß alle drei Wochen einmal!"

*

Kindermund. Mein Junge ist wieder einmal nicht versetzt worden, ich tadle ihn und sage: „Nun bist Du wohl der älteste in der Klasse?" — „Ach nein," erwiderte er ganz treuherzig, „der Lehrer ist der älteste in unserer Klasse!"

*

Welches Lied singen die Fleischer jetzt am liebsten?
„O, daß ich tausend Zungen hätte."

*

Aus der Schule. Professor: Gut, Krause, — ich glaube Ihnen ja, daß Sie sich bei der Ovid-Uebersetzung keiner unerlaubten Hilfe bedient haben, — aber tun Sie's nicht wieder! . . .

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 16

Berliner

18. April 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Hofphot. G. Berger.

Der Kaiser zu Besuch im Hauptquartier des Kronprinzen.

Prinz Oskar von Preußen.

OTTO WEDDIGEN ZUM GEDÄCHTNIS

Otto Weddigen, Kapitän
Der U 29 und 9,
Tapferster Du, der dem
Britischen Leun
Furchtlos lächelnd ins Auge
geseh'n —
Nun weh'n
Die Flaggen der Kaiserlich
deutschen Marine
Halbmast um Dich . . .

Wie sich der tückische Feind
an Dein tapferes Boot
anschlich
Weiss keiner zu melden.
Ob Deine Helden
Im ehrlichen Kampf zur
Tiefe gesunken,
Ob Du durch Trug
Fielst, wie der Hagen den
Siegfried schlug —
Weiss keiner zu sagen.



Verlag Novitas, Berlin. Hofphot. Kloppmann.

Otto Weddigen, Kapitän,
Deutschlands Volk kann
nicht beten geh'n
An Deine Gruft —
Wir werden die grundlose
Tiefe nie wissen,
Die Dich und die Deinen
hinabgerissen —
Aber ruft
Einer das Meer an in hundert
Jahren:
„Wer war der Tapferste, der
dich befahren?"
Werden Geisterstimmen
über die Wellen
weh'n:
„Otto Weddigen, Kapitän"...

Otto König.

Friedrich Löffler †

Seitdem Robert Koch gestorben ist, folgte ihm in seinem Lehramt am Kaiserl. Institut für Infektionskrankheiten Professor Gaffky und nach diesem der jetzt auch verstorbene Geh. Rat Professor Friedrich Löffler. Wie alle großen Bakteriologen der Jetztzeit ist er ein Schüler Kochs gewesen. Er wurde 1852 in Frankfurt a. O. geboren, studierte in Würzburg und später an der Berliner militärärztlichen Akademie, der damaligen Pepiniere. Als Medizinstudent machte er, wie alle Schüler der Pepiniere zu jener Zeit, den Feldzug von 1870/71 mit. 1879 wurde er Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Gesundheitsamt unter Robert Kochs Leitung. Im Jahre 1884 wurde der Name Löffler in weiten Kreisen durch die Entdeckung des Diphtheritisbazillus bekannt. Damit gab er den Forschungen, die sich mit der Bekämpfung der Diphtheritis beschäftigten, einen festen Grund, und bald darauf gelang Behring die Herstellung des Diphtheritis-Seriums. In den letzten Jahrzehnten hat sich Löffler mit der Forschung nach dem Erreger der bisher unheilbaren Maul- und Klauenseuche beschäftigt.



Geheimrat Prof. Löffler †
Entdecker des Diphtheritis-Erregers.
Phot. Max Kempe.



Im Schneesturm auf Posten an Bord eines deutschen Kriegsschiffes in der Nordsee.



Generaloberst v. Kluck,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Kühlewindt.



Wie unsere Soldaten aussehen, wenn sie in den Schützengraben gehen.

Phot. Presse Zentrale



Türkische Kavallerie auf dem Marsch zur Front.



Der Kriegsberichterstatter unseres Verlages, Rudolf v. Koschützki, mit Bagage-Pferden, die die Russen bei ihrer Flucht im Walde bei Berzniki zurückgelassen hatten. Phot. Kühlewindt.



General Alexejew, Nachfolger des Generals Rußki als Oberkommandierender der russ. Armeen in Polen.

Herr v. Koschützki schreibt über seinen Fang in der „Vossischen Zeitung":

„Links auf einer Anhöhe lagen Infanteristen müde auf dem kalten Acker und ließen sich von der Abendsonne bescheinen. Als ich ihnen zurief, im Walde ständen noch Pferde, waren sie wie der Wind auf den Beinen und liefen von ihrer Höhe herab dem Walde zu. Das Dorf war inzwischen ganz von Truppen angefüllt und umlagert; und alle blickten begehrlich nach meinen vielen Pferden. Drei davon bekam am Eingang des Dorfes eine Proviantkolonne, die sie glückstrahlend in Empfang nahm. Von zwei Goldfüchsen konnte ich mich noch nicht trennen. Es waren bildhübsche Tiere, fertig angeschirrt. Ich zog die Dorfstraße mit ihnen entlang, wie eine Prinzessin, die ein Königreich zu verschenken hat, aber äußerst wählerisch in betreff des künftigen Königs ist. Artillerie, Train, Kavallerie erhielten nacheinander Körbe. War zwar selber Kavallerist, habe mich aber in diesem Kriege rettungslos in unser Fußvolk verliebt. Nichts zu machen, Ihr Herren! Ziehe mit meinen Füchschen weiter, eine steile Anhöhe hinauf, wo ein Infanterieregiment um ein paar Scheunen versammelt ist. Ein junges Regiment, das sich brav geschlagen hat. „Wollt Ihr die Pferde haben? Dann ruft Euern Hauptmann!" Sie sind mit Freuden bereit. Der Herr Hauptmann ist glücklich. Wieviel müde Leute können nun ihren Tornister ablegen auf weiten Märschen. Vorräte und Liebesgaben . . . allerhand kann mitgenommen werden, was sonst eine Last wäre. Kurz, meine Füchse sind ein richtiges Königreich."



General d'Amade, der Befehlshaber des französischen Landungskorps vor den Dardanellen.

Wechsel im russischen Oberkommando

Der Verlauf der kriegerischen Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat verschiedenen russischen Heerführern den Verlust ihrer Kommandostellen eingebracht. Die Schlachten an den Masurischen Seen waren der Anlaß, daß die Generale Rennenkampf und Baron Sievers aus ihren Führerstellen verschwanden und — wenn sie überhaupt noch im aktiven Frontdienst sind — jedenfalls nicht mehr ganze Armeen gegen Hindenburg zu kommandieren haben. Und kürzlich kam die Nachricht aus Petersburg, daß General Rußki, der Oberkommandierende der Armeen an der nordwestlichen Front, seine Stelle an den General Alexejew abtreten mußte. Rußki galt als einer der „Hoffnungen" der russischen Generalität und ist von den englischen und französischen Zeitungen verhimmelt worden. Alexejew, war schon im russisch-türkischen Krieg von 1877 tätig, ebenso im russisch-japanischen Feldzug als Generalstabschef einer Armee. Jetzt ist ihm das Kommando an der Weichsel-Front anvertraut worden.



Das Völkergemisch in unseren Gefangenenlagern: Typen aus Zossen. Phot. Brown & Dawson.
Von links nach rechts: Französischer Kolonialsoldat, Russe, Belgier, Franzose, Engländer, französischer Neger.



Kriegszeit in der kleinen Stadt: Böllerschießen nach einem Sieg. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

In der kleinen Stadt

Von Georg Hermann. Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Es empfiehlt sich immer, seine Plaudereien mit einem Vers anzufangen, das macht sie gleich poetischer und führt gut ein. Ja, wenn ich bloß wüßte gerade, von wem der Vers ist? Ich glaube Storm: ‚Kein Laut der aufgeregten Zeit — drang noch in diese Einsamkeit.‘ Nun, ganz so ist es ja auch hier nicht, aber man wird doch an die Zeilen erinnert, denn die Laute der aufgeregten Zeit werden seltsam gemildert und gedämpft, ehe sie hierher dringen. Und trotzdem man nicht einmal allzuweit von einer der Fronten ist, scheinen sie doch wie aus ganz unglaubwürdiger Ferne zu kommen. Wie friedlich das Nest so liegt — jetzt in der ersten zaghaften Obstblüte, im ersten Grün hüben und drüben am Fluß, inmitten der Waldberge, mit Häusern und Villen sich nach rechts und links vortastend, im Kern uralt (eine Römergründung schon) winklig und krumm. Eine Hauptstraße hat es, die bergab führt und als ideale Rodelbahn mit Kurven angelegt ist, zwei andere Straßen und einen Marktplatz, eine Botenfrau, die in die ‚große‘ Nachbarstadt fährt und Kommissionen übernimmt; mit Torwachen ein rotes Sandsteintor und oben drauf einen ulligen Steinpudel, der sich als Barocklöwe ausgibt. Dazu einen Tunnel und zwei Eisenbahnbrücken. Und 2635 Einwohner. Wie sie das feststellen, entzieht sich meiner Kenntnis, denn bei dieser Unzahl von kleinen Kindern, die unruhig durcheinander kribbeln und sich anscheinend täglich durch neuen Nachschub vermehren, muß es doch sehr schwer sein, sie alle richtig abzuzählen. Ja, und alte Gasthöfe gibt es die schwere Menge: mit Gärten am Fluß, mit niedern, verräucherten Stuben und friedlichen Namen wie: ‚Rebstock‘ und ‚weiße Rose‘, ‚goldener Pflug‘ und ‚blaues Schiff‘. Und überall schenkt man einen guten Schoppen Wein. Größere Gasthöfe hat's auch für die Honoratioren ... in Empirehäusern mit gewölbten Scheiben, Hotels, die sich



Kriegszeit in der kleinen Stadt: Besuch aus der Front am Stammtisch des Honoratioren-Stübchens.

nach irgendeinem fürstlichen Schutzpatron benamsen; aber selbst sie sind, was Wein und Speisen anbetrifft, guten alten Ueberlieferungen getreu. Es scheint sehr gastlich zu sein — das Nest... Und es scheint noch mehr verfr... also verfuttert zu sein; denn in jedem dritten Haus ist ein Schlächter. Ich bin überzeugt, hier ist das Land, in dem die Kälber auf Leberwürsten laufen. Solch einem Ueberfluß an Fressalien bin ich noch nicht begegnet. Ich sage nicht, was meine Frau hier für Schnitzel zahlt, denn, wenn das in Berlin ruchbar wird, so wird innerhalb eines Jahres das Nest hier 3 000 000 Einwohner zählen und Berlin 2635. Und dann muß ich wieder der Klügere sein — und nachgeben. Also 46 Landsturmleute bewachen mich und die Eisenbahn. Ich will keine militärischen Geheimnisse verraten: es können auch vierzig sein oder fünfzig. Am Fenster des ersten Hotels sehe ich oft einen angejahrten, behäbigen Offiziersdiensttuer sitzen und frühstücken, mittagessen, vespern, kaffeetrinken. — Ich glaube, es ist der Platzkommandant.



Vor dem Städtchen:
Der Gänsehirt im Kriegsschmuck.



Der beliebteste Besucher.

Die Landsturmleute gehen breit und bedächtig mit Stulpenstiefeln und Pelerinen, mit Samthosen und Wachstuchkappen, ewig rauchend durch die engen Gassen. Mächtige Kerle, bebärtet und gutmütig. Aus jedem könnte man so, was ihr Kaliber anbetrifft, zwei bis drei einfache Feldgraue herausschneiden. Immer einen Tag haben sie frei oder fast frei und einen Tag Wache. Einer steht z. B. auf



1870 und 1915.



Generaloberst v. Einem im Gespräch mit dem Prinzen Adalbert v. Preußen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Phot. Krajewski.



Der König von Württemberg auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

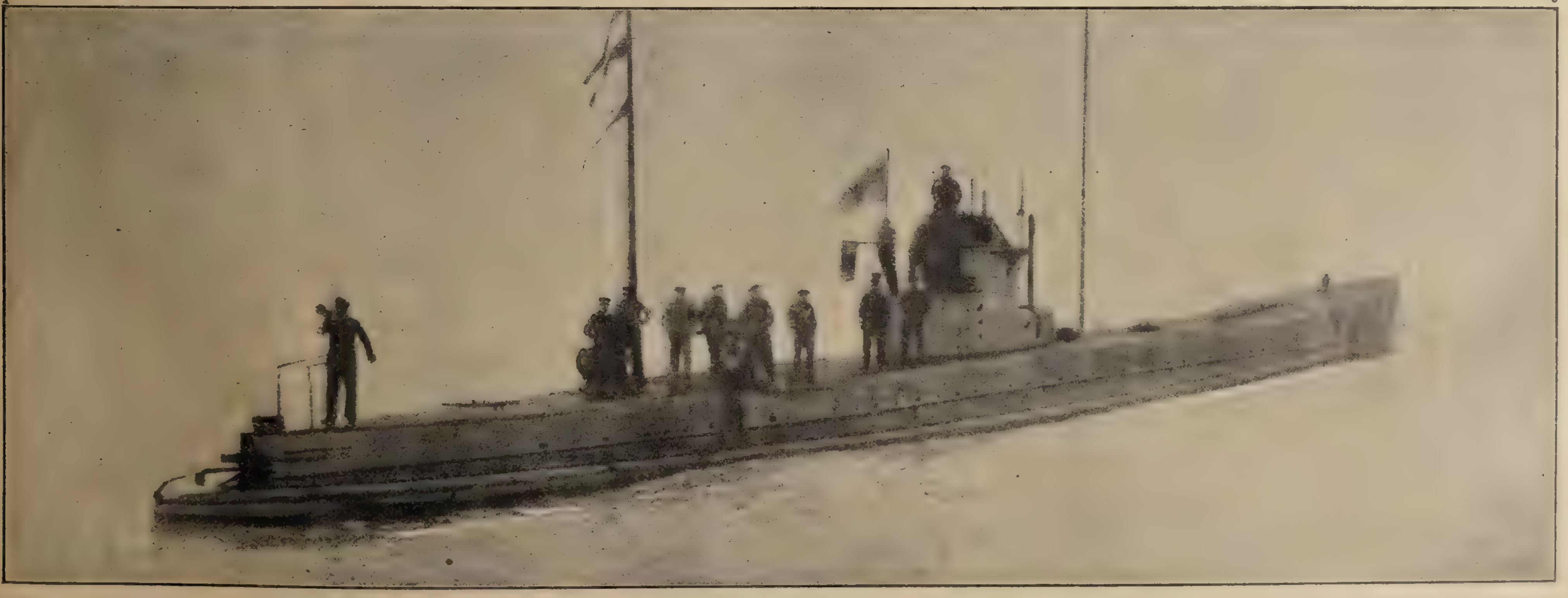
der Eisenbahnbrücke und einer unter der Eisenbahnbrücke, beide qualmen wie Lokomotiven und sind im höchsten Grade interessiert, ob der Wirt vom ‚blauen Schiff' heute mehr Glück mit seinen Aalreusen hat als vorgestern. Richtige Feldgraue sieht man auch manchmal. Sogar einen Matrosen sah ich — er hatte ein Kind auf dem Arm und eins an der Hand, und sah verflucht gut dabei aus — der Junge! Drüben am andern Flußufer saust ab und zu in einer Staubwolke ein feldgraues Auto, und vor einer brummenden Werkstatt mit gleitenden Treibriemen werden auf einen Wagen Metallkegel aufgeladen. Richtig — richtig — man vergißt das hier beinahe. Das sind ja Granaten oder sonst irgendwelche teuflischen Dinger! Die Briefträger — es sind sogar mehrere — ich kenne beiläufig schon drei, ohne den Aushilfsbriefträger zu zählen, der die Briefe irgendwo abgibt (es wird schon stimmen!) — die Postboten mit ihren Schicksalstaschen (siehe Reuter: „Grossmutting hei is dod") werden auf Schritt und Tritt angehalten: „Nichts für mich?" Und zur Post geht's den ganzen Tag mit kleinen grauen Pappkartons. Das Fräulein am Schalter fragt: „Was hören Sie denn von Ihrem Mann?" Des Abends



Englische Soldaten mit den neuen Respiratoren zum Schutz gegen die bei Explosion der Granaten entstehenden schädlichen Gase. Aus einer englischen Zeitung.

aber im gold'nen Pflug, im Rebstock, im Anker, überall in den Gaststuben, in denen jetzt zwischen den Plakaten von Apfelwein, große Karten vom Kriegsschauplatz hängen, da erzählt man von Prophezeiungen, wann wird's Frieden geben? Am 26. Juni. Man politisiert, verteilt die Welt, zieht Grenzen. Und der Vater führt seinen Sohn, der noch acht Tage Erholungsurlaub hat, hin, der muß berichten. Also, wie wir bei Tannenberg waren, da ruft Hindenburg: „Ist der Ostler Johann da?" Ich hin. „Zu B'fehl Exzellenz!" „Na, Gott sei Dank!" sagt Hindenburg: „Nu kann ja die Schlacht bei Tannenberg endlich losgehn!" „Merkwürdig", sagt ein Alter und schüttelt den Kopf, „dasselbe hat Moltke vor 44 Jahren bei der Schlacht von Gravelotte zu mir auch schon gesagt." Wie still das kleine Nest — die Veilchen blühen im Vorgarten, die Wiesen sind blau von Szyllen, alles liegt weich wie im Kinderschlaf, glatt und ruhig läuft das Leben weiter und nicht 200 Kilometer davon, hinter den besonnten Bergen brummen Tag und Nacht die Haubitzen. Wenn ich schon mal mit einer Verszeile begonnen, warum soll ich nicht mit einer Verszeile schließen, besonders, wenn sie voll tiefer Wahrheit steckt, wie diese:

Deutschland ist ein kerngesundes Land,
Und es hat ewigen Bestand.



„Stopp!" Deutsches Unterseeboot im englischen Kanal einen Dampfer zum Anhalten auffordernd. Nach einer englischen Photographie.

Pflanze zu Hause!

Der neueste Großstadt-Sport.

Zeichnungen von Paul Simmel.



Gemüsezucht, der neueste Großstadt-Sport.
Da Krause keine Sonnenseite hat und weiß, daß Pflanzen viel Licht brauchen, beleuchtet er sein Spargelbeet mit der Fahrrad-Laterne.



Die Balkon-Agrarier:
Zureichen des Dungs von einem Stockwerk zum andern.



Der selbstgezüchtete Kohlkopf als Strauß für die Braut.
„Entzückend, entzückend, Eduard, und wie er duftet!"

Von Hunger kann bei uns keine Rede sein. Wir haben so überreichlich Nahrungsvorräte, daß der Aushungerungsplan unserer Feinde wie so viele andere ihrer Pläne mißglücken mußte. Trotzdem ist natürlich jeder nach Kräften bemüht, nicht nur mit den Nahrungsmitteln hauszuhalten, sondern diese nach Möglichkeit noch zu vermehren. In den Gärten und Laubenkolonien der Großstadt hat sich schon eine rege Tätigkeit entwickelt, allerdings werden in diesem Jahre statt Blumen Gemüse gepflanzt, aber auch jene Großstädter, die ihr eigenes Stück Erde nur im Balkonkasten besitzen, hat der Landwirtschaftseifer ergriffen; und so sind wir auf dem besten Wege, neue Großstadt-Sportsleute, die „Balkonagrarier", zu bekommen. Wenn's so weiter geht, wird in diesem Jahr der Berliner „Balkong" in einer ganz eigenartigen Blüte stehen: Die Balkonparzellen werden möglicherweise nach neuen Gesichtspunkten aufgeteilt. Ein halber Kasten für „Tomaten", ein halber mit „grünen Bohnen", ein Kasten mit „Gurken" (für den Gänsebraten), ein halber Kasten für „Schoten und Mohrrüben" oder gar für „Leipziger Allerlei". Unser Zeichner hat in Voraussicht der Dinge, die da kommen können, eine Reihe von Bildern entworfen, die die Sportenthusiasten der allernächsten Zukunft an ihrer Arbeit zeigen. Sie träumen schon von künftigen „Hausvogteiplatz-Rübchen", an die die Teltower Rübchen nicht heranreichen, und von „Kurfürstendamm-Spargeln", die an Größe und Schmackhaftigkeit die berühmten „Beelitzer" bei weitem übertreffen. Besonders phantasievolle Gemüter können sich jetzt die Reize einer künftigen Baumblüte, aber nicht mehr in Werder, sondern am Werderschen Markt ausmalen, und die Liebhaber eines guten Tropfens werden sicher statt wilden Weins nunmehr echten Wein anpflanzen im Vorgefühl des Genusses, den ihnen ein „spritziger" Kreuzberg-Riesling bereiten soll. Welche neuen Ausblicke in das Leben des Großstadtmenschen eröffnen sich, wenn man bedenkt, daß ja vom Ackerbau auf dem Balkon bis zur Viehzucht auf dem Balkon nur ein kleiner Schritt ist! Man kann dann leicht Hühner-, Enten- und Karnickelzüchter in einer Wohnung mit Warmwasserlieferung, Dampfheizung und Fahrstuhl sein. Auch die Liebesleute würden auf ihre Kosten kommen; wenn die Felder im Balkonkasten dicht stehen, ist man gegen neugierige Blicke von gegenüber geschützt und kann getrost ein Küßchen in — Aehren riskieren. Aber es wird in diesem Sommer in den Straßen eine entsetzliche „Tropperei" geben. Die Kriegs-Liebespärchen werden gut tun, sich bei ihren Spaziergängen Regenschirme mitzunehmen.



Ernte-Vorbereitungen.



Der Stolz der Familie:
Die selbstgezogene Schote.



Die neue Modeblume:
Eine Mohrrübe im Knopfloch.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - -



Politische Debatte. Nach einem Gemälde von Max Buri.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

12. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Reitknecht Gustav Daberkow reckte sich heraus, in seine Augen trat ein Leuchten.

„Sobald et losgeht, mach' ick mit, Herr Leutnant! Und Herr Leutnant dürfen nich schlecht von mir denken, det ick Sie det Alles erzählt habe. Ick wär ooch beinahe wieder wechjejangen ohne eenen Ton, denn die Frau Baronin is immer jut und freundlich zu mir jewesen. Aber wie ick det nu jestern jesehen hatte mit die beiden Russen und mir heute sagte: „Justav, Du sollst det Maul halten bei eene solche Verräterei? Wejen achtzig Mark Monatslohn sollen vielleicht tausend von Deine alte Kameraden hinjemacht werden?" Und weil der Herr Leutnant so . . . so zu mich waren, wie een richt'jer Herr Leutnant, halb jemütlich, halb jrob, da is mich das wie 'ne Art Heimweh jewesen! Und ick packte aus."

Karl von Gorski legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Brav, mein Junge! Wenn wir erst in Rußland Patrouille reiten, werd' ich Ihnen mal gelegentlich erklären, daß es eine höhere Treue gibt als die um das bißchen tägliche Brot. Vorläufig aber tun Sie Ihren Dienst weiter, nur Sie müßten dafür sorgen, daß wir unauffällig in Verbindung bleiben."

Gustav Daberkow lachte.

„Det dürfte nich schwer sein! Und wenn Herr Leutnant mir das nich übel nehmen . . ."

„Nee, man schon los!"

„Na denn, det kleene Fräulein Eberle scheint nach die Russenaffäre ja nu mächtich Feuer jefangen zu haben. Die Zofe Lisette erzählte mir, et hätt' sogar mit der Frau Landrat Krach jejeben, und heute hat det jnä' Fräulein mich mit det Billjett und die Rosen erst wechjeschickt, wie die beiden anderen Damen in de Stadt jejangen waren, Besuche machen."

Karlchen Gorski betrachtete ein paar Augenblicke tiefsinnig seine Fingernägel.

„Hm, hm. . . so so! Na ja . . . aber eine Frage: Ist Ihnen aufgefallen, daß Frau von Döhlau und ihre Kusine bei dem Besuch in Grajewo mit Ihrer Frau Baronin im Einverständnis waren?"

„In Jejenteil, Herr Leutnant! Die beiden Damen wollten zuerst an de Jrenze jlatt umkehren. Und ick hab' bloß verjessen zu erzählen, det der Jraf und meine Frau Baronin bei det Pferdebesichtigen ooch davon jesprochen haben. Er fragte mit 'ne Handbewegung nach 'n Kasino rüber: „Haben die beeden dadrinnen 'ne Ahnung?" Und sie dadruff: „Um Jottes willen, keene Spur! Ihre Schwärmerei for de Franzosen, det is bloß 'ne Art von Modesache. Wenn man diese kleene Lothringer Mächen kratzt, bin ick nich sicher, det nicht plötzlich 'ne jute Deutsche unter de Pelle 'rauskiekt! Et jeht se zu jut unter de deutsche Herrschaft, und de sojenannte Revangsche sieht sich uff eenmal janz anders an, wenn se unter Umständen 'nen jefüllten Geldsack kostet!"

„Hm," sagte Karl von Gorski, „das klingt verdammt echt! Namentlich wenn man's aus Ihrem Berlinischen ins Deutsche übersetzt. Na, dann Gott befohlen, Herr Daberkow, ich werde dafür sorgen, daß die Sache in aller Stille, aber energisch in die Hand genommen wird."

Der Reitknecht machte stramm kehrt, daß die Sporen klirrten: „Befehl, Herr Leutnant!" . . . Karlchen Gorski aber schüttelte ein paarmal mit dem Kopf, ehe er sich an die Uebersetzung des Briefes begab. Sie ging rascher vonstatten, als er gedacht hatte; nur an einigen Stellen brauchte er das Lexikon zu wälzen. Fräulein Françoise schrieb ihm, sie habe in der Nacht wenig geschlafen aus Angst, seine Wunde könne sich verschlimmern. Und wie sehr sie heute bedauere, den Mut der preußischen Offiziere in Zweifel gezogen zu haben. Darüber möchte sie ihm einiges sagen, wenn er die Liebenswürdigkeit haben wolle, sie zu besuchen. Bis ein Uhr sei sie allein, weil sie wegen heftiger Kopfschmerzen abgelehnt habe, ihre Kusine und die Baronin Nadanyi auf einer Besuchstour ins Städtchen zu begleiten . . .

„Donnerwetter," sagte er halblaut, „das sieht beinahe so aus, als hätte der auf englisch frisierte Berliner recht gehabt . . ." Er steckte sich eine Zigarette an und besah sich eine ganze Weile lang im Spiegel. Er fand sich noch weniger verführerisch als sonst, wie ein Maurergeselle nach Keilerei und Tanzvergnügen sah er aus. Auf der Wunde, die er gestern natürlich nur oberflächlich gereinigt hatte, saß frischer Schorf, das rechte Auge fing an, sich braun und grün zu färben, und im Gesicht standen ein paar Kratzer, die er sich wohl geholt hatte, als der lange Russe ihn aus dem Sattel riß . . . Er zuckte mit den Achseln: Na schön, vielleicht gefiel ihr auch das . . die Meinungen, wie ein „kleiner Held" aussehen mußte, waren ja wohl verschieden.

Er zog sich langsam den besten Ueberrock an, bürstete sich sorgfältig das Schnurrbärtchen, wußte aber immer noch nicht, ob es geraten war, der Einladung da zu folgen oder daheim zu bleiben. Wenn er ging, schied er sich von allem, was bisher seines Lebens bester Inhalt gewesen war. Aber das hatte er ja schon gestern verraten, als er dem lothringischen Mädel tief in die Augen sah. . . . Und daheim war der hausbackene, graue Alltag, draußen aber lockte das bunte, abenteuerfrohe Fremde . . . ein Reichtum, der keine Sorgen mehr kannte und vielleicht so groß war, daß er unter die Lieben in Groß-Heinrichsdorf wie ein Erbonkel aus Amerika treten konnte mit der dicken Brieftasche: „Da, Kleinchen, hast Du Deinen heimlich verehrten Leutnant von der Infanterie, und Du, lieber Bruder, kannst jetzt wieder aus dem Vollen wirtschaften, wie ein Grandseigneur . . . Das Kommandeurstöchterlein aber wird sich trösten und einsehen, daß Du der Würdigere bist . . ."

Er schleuderte die Zigarette in eine Ecke; sie schmeckte genau so schlecht auf der Zunge wie all die Beschönigungen, die er sich für seine Untreue ausklügelte. Er wußte genau, die kleine Ilse kam nicht drüber weg, aber er konnte ihr und sich nicht helfen. In ihm brannte ein Feuer, das von keinem Wasser mehr zu löschen war. . . Und er war jung, in acht Tagen gab es Krieg. Da nahm man mit gieriger Hand, was sich einem bot, warf vor dem Ausrücken alles rückwärts über die Schulter wie das letzte geleerte Glas. . . .

Ein Stück vor dem Hauptportal des Landratsamtes erwartete ihn ein freundliches Zöfchen und führte ihn mit vertraulichem Lächeln durch das kleine Türchen in der roten Ziegelmauer in den schattigen, neben dem Hause liegenden Garten. Als wenn sie schon eine gewisse Uebung hätte in solchen verschwiegenen Diensten, mußte er unwillkürlich denken.

Fräulein Françoise saß in einem bequemen Korbstuhl unter einer breitästigen Linde und las in einem schmalen Buche mit kostbarem Einbande. Als sie auf dem Gartenkies Schritte vernahm, warf sie das Buch auf den Rasen, sprang elastisch in die Höhe. Und plötzlich lachte sie auf.

„Oh la la, sehen Sie aber komisch aus, Herr Leutnant!" Da lachte er mit.

„Nicht wahr, wie ein geschundener Raubritter? Aber man lernt bekanntlich nie aus im Leben. Es bringt selten eine Steigerung. Gestern sahen Sie mich in einem romantischen Zwielicht, meine Gnädigste. Ich hätte es vermeiden sollen, mich Ihnen am hellen Tage zu präsentieren. Sommersprossen habe ich nämlich auch noch."

Sie schüttelte ihm, leicht verlegen, die Hand.

„Es war sehr häßlich von mir, verzeihen Sie! Aber jetzt setzen Sie sich mal dorthin und berichten Sie: Was hat der Arzt zu Ihrer Verwundung gesagt?"

„Gar nichts, mein Fräulein. Ich hatte nämlich weder Zeit noch Lust, unseren Medizinmann unnütz zu strapazieren. Solche kleinen Schmarren heilen am besten, wenn man sie sich selbst überläßt."

Sie nickte mit sachlichem Ernst.

„Es scheint fast so. Jedenfalls wäre es ganz verfehlt, den durch ein Blutgerinsel fest verschlossenen Riß durch irgendeinen Eingriff neu zu beunruhigen."

Sie ließ sich in ihren Korbsessel nieder: „Na und jetzt erzählen Sie, Herr Leutnant! Hatten Sie gestern abend noch Dienst?"

„I bewahre, ich hatte nur zu viel zu denken. Und da mir diese ungewohnte Tätigkeit auf die Dauer über wurde, ging ich hin, um mir eine neue Weltanschauung anzutrinken."

Fräulein Françoise lehnte sich ein wenig zurück und sah unter halb geschlossenen Augenlidern zu ihm hinüber.

„Und hat es geholfen?"

„Leider nein! Ich bin noch genau so töricht wie gestern abend. Ein kleiner Blutfleck hat es mir angetan, den ein fremdes Mädel an der Hand hatte und nicht wieder abwischte, ehe sie in den Sattel stieg."

Eine feine Röte flog ihr über Hals und Wangen, sie blickte zu Boden.

„Er ist nicht mehr da. Als das fremde Mädel allein war, hat sie ihn geküßt, und da ist er verschwunden!"

Sie schloß die Augen und erwartete ihn mit halbgeöffnetem Munde. Da sprang er auf, sie schlug die Arme um seinen Hals, küßte und biß ihn fast. Er nahm ihren schlanken Körper in seine starken Hände, zog sie empor und stand mit ihr Mund an Mund wie in einer lodernden Flamme von Leidenschaft . . . Ein wahnwitziges Begehren hob sich in seinem Blute. Sie erschauerte leicht, schob ihn zurück.

„Da, artig wieder hinsetzen, sonst lauf' ich sofort weg . . ."

Er folgte gehorsam, nur seine Augen umfingen sie noch mit bettelndem Blick. Da kam sie zu ihm, drückte seine Hände sanft auf die Stuhllehne und küßte ihn leise auf Mund und Augen: „Mais assez maintenant, mon petit Charlemagne!"

Sie ließ sich in ihren Sessel fallen und strich sich eine Haarsträhne aus dem heißen Gesicht. Und erst nach einer langen Pause sprach sie, mehr zu sich selbst:

„Ich hab' es gewußt, ich würde hier mein Schicksal finden. Schon, als Marion mir die Einladung schickte. Sie schrieb zu viel von Dir. Ich vermutete fast, sie selbst hätte ein bißchen Feuer gefangen. Von einem romantischen Duell schrieb sie; wegen einer Frau, die Dich nichts anging, nur um einem Freund vor der sicheren Kugel des anderen das Leben zu retten. Und man wisse nicht, sollte man über Dich lachen oder sich in Dich verlieben. Da wurde ich neugierig und beschloß, mir diese seltsame Mischung aus Bajazzo und Held näher anzusehen. Entschuldige das Wort, es stammt nicht von mir, und heute bin ich darüber empört."

Er lachte kurz auf.

„Wieso, das stimmt doch? Weshalb soll ein Hanswurst nicht zuweilen ein Held sein und ein Held manchmal ein Hanswurst? Namentlich wenn er sich in eine junge Dame verliebt, und ihn befallen, gleich seinem großen Ahnherrn Simson, die Zweifel, ob er ihr nicht bloß ein kurzer Zeitvertreib ist?"

In ihre braunen Augen trat ein zorniger Schein.

„Wie kommst Du zu so häßlichen Worten? Wird ein Gefühl darum echter oder ehrlicher, wenn man erst vier Wochen so tut, als empfinde man nichts? Und warum kränkst Du mich so, daß Du glaubst, ich könnte mit dem Besten, was in mir ist, ein Spiel treiben?"

„Verzeih!" sagte er und küßte ihr reumütig die Hand. Als er aber ihren Mund suchte, schob sie ihn sanft wieder zurück.

„Nachher! Jetzt — ich weiß nicht, wie lange wir noch ungestört sein werden — ein paar ernsthafte Worte über unsere Zukunft. Ich habe den ganzen Morgen darüber nachgedacht. Am besten ist es, ich fahre morgen nach Hause zurück — mein lieber Papa wird erst die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, daß ich ihm einen Prussien als Schwiegersohn bringe, dann aber ja sagen, denn er tut alles, was ich will. Ich depeschiere Dir, und Du kommst nach, aber vorher mußt Du Dich entschließen, Deinen Dienst zu quittieren. Einer der beiden Schwiegersöhne muß nämlich die Leitung unserer Fabriken übernehmen, und da sich meine ältere Schwester Geneviève mit einem französischen Offizier verlobt hat, einem Vetter von uns, mit dem sie nach Nancy zieht . . ."

Er unterbrach sie.

„Verzeih' einen Augenblick, aber weshalb übernimmt der nicht die Leitung Eurer Fabriken?"

Sie richtete sich unwillkürlich auf.

„Aber das ist ganz unmöglich! Er ist ein glühender Patriot, und das Vaterland braucht jeden Arm!"

Karlchen Gorski stand langsam auf. Um seine Augen flog ein Zwinkern, halb betrübt, halb lustig. Er klappte die Hacken zusammen und griff nach seinem Helm.

„Na dann empfehl' ich mich gehorsamst, mein gnädiges Fräulein . . ."

Sie sprang erschreckt auf die Füße.

„Um Himmels willen, was ist denn passiert?"

„Ach Gott, nichts Besonderes! Nur es wäre vielleicht besser gewesen, wir hätten uns mehr an die gute alte Mode gehalten: sich zuerst aussprechen und dann erst verloben. Auf dem umgekehrten Wege gehen die Sachen manchmal wieder auseinander."

Sie trat dicht vor ihn hin und sah ihm erschreckt in die Augen.

„Ja, hast Du mich denn nicht lieb?"

„Lieb? Mein kleines Tierchen, ich hab' Dich so lieb . . . also, ich bin kein Freund von geschwollenen Redensarten, ich hab' Dich mehr lieb, als für mich gut ist. Einen Verrat hab' ich schon um Dich auf dem Gewissen, aber das da hier . . ." Er faßte sie bei der Schulter. „Mädel, fühlst Du denn nicht, was Du mir da zumutest? Und wie Du Dich damit selbst erniedrigst? Deine Schwester darf 'nen anständigen Kerl heiraten, und Du würdest mit 'nem Lumpen zufrieden sein?"

Sie hatte ihn nicht verstanden.

„Aber es geht doch nicht anders. Mein Vorschlag . . . also das ist die einzige Möglichkeit! Es wird ohnedies eine ganze Menge von Bitten und Tränen kosten!"

Er zuckte mit den Achseln.

„Dann ist's wohl besser, Sie bemühen sich erst gar nicht, mein Fräulein. Selbst wenn Ihr Herr Papa einverstanden sein sollte — ich müßte ablehnen!"

In ihre Stirn trat eine kleine zornige Falte.

„Ja weshalb nur? Weißt Du denn auch, was Du ausschlägst? Es gibt in ganz Lothringen nur noch ein Mädchen, das ebenso reich ist wie ich: meine Schwester Geneviève!"

Da faßte auch ihn der Zorn.

„Auf Deinen Reichtum pfeif' ich, mein Kind! Dich will ich, Dich allein! Ich geh' ja 'rum, wie ein Verrückter, keinen anderen Gedanken als Dich . . na schön! Aber will's in Dein Köpfchen nicht hinein, wie schimpflich das ist, was Du mir zumutest? Was hat unsereins denn in seinem kümmerlichen Leben als das bißchen Stolz auf den Rock da, daß man ihn in Ehren tragen darf? Und den soll ich wegwerfen wie einen verschlissenen Kittel? Fahnenflüchtig werden in einem Augenblick, wo mein Vaterland mich braucht? Ah, pfui Deuwel noch mal, da wär' ich ja nicht wert, von einer deutschen Mutter geboren zu sein!"

Sie schluchzte leicht auf, halb in Zorn, halb in Weh.

„Was soll denn nun aber werden?"

„Na sehr einfach, Du wirst 'ne kleine Leutnantsfrau! Die reizendste und entzückendste natürlich, die es je gegeben hat. Und sollst mal sehen, wie nett und gemütlich wir's uns hier einrichten werden. Wie im Himmel!"

Sie schürzte verächtlich die Lippe, indes ihr ein paar klare Tränen über die Wangen rollten.

„Hier in diesem Nest? Wo die Leute auf der Straße stehen bleiben und einen anglotzen wie ein Fabeltier? Und mit den Frauen soll ich verkehren, die im Vorübergehen die Nase rümpfen, nur, weil man eine bessere Toilette anhat? Die sich moralisch unendlich erhaben über uns dünken, weil sie aus Sparsamkeit Wolle tragen und wir — o welche sündhafte Leichtfertigkeit! — Seide und Spitzen?"

„Du, Kleines," sagte er warnend, „unter den Frauen, von denen Du sprichst, befinden sich auch meine Schwestern! Aber das ist ja alles Unsinn. . . Natürlich sind unsere Damen hier ein bißchen verfroren und hochmütig einer neuen Erscheinung gegenüber, und das mit Recht, denn sie stehen auf einer alten Tradition. Aber wenn ich Dich anbringe, werden sie Dich wohlwollend aufnehmen, und paß

auf, wie gut Du bei einiger Fügsamkeit Dich mit Ihnen einfahren wirst!"

Sie richtete sich auf und machte eine leidenschaftliche Bewegung.

„Moi, mon ami? Jamais! Jamais de la vie!"

Er griff wieder nach seinem Helm.

„So weit ich verstanden habe, mein gnädiges Fräulein, ist das so ziemlich das entschiedenste Nein, das es auf französisch gibt. Na denn . . . also jetzt weiß ich auch nicht, was werden soll!"

„O, sehr einfach," sagte sie zornig. „Sie heiraten eine von diesen Damen, für die Sie so schwärmen. Mit Wolle und Tradition!"

Er lächelte trübe.

„Ganz recht, meine Gnädigste, das wäre sehr gescheit gewesen, aber damit ist's für mich leider vorbei. Gestatten Sie, daß ich mich jetzt empfehle. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles Gute."

Er zog ihre Hand an die Lippen und ging. Und im Vorwärtsschreiten mußte er denken, daß er nie in seinem Leben ein zierlicheres Gebilde gesehen hatte als diese Hand; wie ein kleines Kunstwerk aus rosig getöntem Elfenbein hatte es in seiner groben Faust gelegen. . . . Unwillkürlich ging er ein wenig langsamer, vielleicht rief sie ihn doch noch einmal zurück oder kam ihm nach. . . . Das eben konnte doch unmöglich das Ende sein? Aber nichts regte sich, kein Laut war zu vernehmen. Da lachte er kurz auf, aber unversehens wurde ein Schluchzen daraus. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre umgekehrt — er mußte sich gewaltsam zusammenreißen, denn ihm stockte schon der Fuß . . .

Draußen, auf der vom See ins Städtchen führenden Straße, ritt ein Zug Dragoner vorbei. Die Kerls saßen im Drillichzeug auf dem bloßen Rücken der Gäule, die sie in die Schwemme geführt hatten, und sangen aus vollem Halse. Das neue Reiterlied, das erst seit ein paar Jahren im Schwange war:

„An der Grenze fern im Osten
Hält ein Reiter still auf Posten,
Späht hinaus ins weite Feld.
Drüben fahren auf Kanonen,
Sammeln sich Schwadronen
In dem weiten, weiten Feld.
Braunes Mädchen kam gegangen,
Hob die Augen mit Verlangen:
„Reitersmann, schenk mir die Stund'!"
„Geh' Du nur Deiner Straßen,
Ich muß auf Feinde passen,
Was nutzt mich da ein roter Mund?"

In Rußland steht ein Kiefernbaum,
Hat wohl für ein Grab noch Raum,
Fern vom lieben Elternhaus. . . .
Die Artillerie fängt an zu schießen,
Mein Schatz, ich tu' Dich grüßen,
Such Dir 'nen andern aus . . ."

Der Leutnant Karl von Gorski blieb hinter der Gartenmauer stehen, bis die Dragoner vorüber waren. Das Lied war ihm wie eine Vorbedeutung, er ging still nach Hause . . .

VIII.

Es ging schon gegen Abend, als der einspännige kleine Wagen mit dem Braunen wieder vor dem kleinen Haus unter den Obstbäumen hielt. Im Galopp war er davon gefahren, im Schritt kehrte er zurück. Der Rittmeister von Foucar hatte in zehrender Erwartung am Fenster gesessen, jetzt eilte er hinaus. Aber er kam ein wenig zu spät. Der Bursche, der wohl auf der Chaussee gestanden hatte, hielt den Gaul schon am Zügel. Seine Frau war elastisch vom Kutscherſitz gesprungen und half einer alten Dame aus dem Wagen. Auch ohne daß es ihm gesagt wurde, wußte er, wer sie war. Er trat hinzu und küßte ihr mit ehrfürchtiger Verneigung die Hand.

„Willkommen, liebe Mutter! Treten Sie ein und nehmen Sie mit dem vorlieb, was wir Ihnen bieten können. . . ."

Annemarie sah ihn erstaunt an, schwieg dann aber. In ihr liebes Gesicht trat wieder der abweisende Zug, mit dem sie ihn zuerst begrüßt hatte. An ihren geröteten Augen sah er, daß sie viel geweint hatte.

Sie gingen zu dritt ins Haus. In der behaglichen Wohnstube half Annemarie der alten Dame beim Ablegen und rückte ihr einen bequemen Lehnsessel an den Tisch.

„So! Jetzt entschuldige mich einen Augenblick! Ich bin gleich wieder da, sorge nur dafür, daß Du einen kleinen Imbiß erhältst." Sie eilte hinaus, ohne daß es Gaston gelungen wäre, einen Blick von ihr zu erhaschen.

Die alte Dame saß am Tische und blickte schweigend vor sich hin. Sie mußte einmal sehr schön gewesen sein, ihr Gesicht war von edlem Schnitt. Nur jetzt war es welk und verfallen, das dürftige Haar schneeweiß. Wie ein verschlagener Vogel kam sie ihm vor, der vor Sturm und Regen eine Unterkunft gefunden hatte, aber noch nicht sicher war, ob ihm das Unwetter nicht auch dahin folgte und ihn wieder weiter trieb. . .

In der Stube wurde es so still, daß man den leisen Laut vernahm, mit dem die von den Bäumen schwirrenden kleinen Falter draußen gegen die hell leuchtenden Fenster stießen. Immer neue Scharen kamen jede Nacht, solange das lockende Licht da drinnen brannte. Sie konnten es nicht erreichen, ein undurchdringliches Hindernis war davor, an dem sie sich den Staub von den Flügeln schlugen, bis sie ermattet zu Boden sanken, um im feuchten Nachttau zu sterben.

Gaston war mit leisen Schritten auf und abgegangen, jetzt blieb er stehen und fragte halblaut:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — ehe Annemarie zurückkommt, und das könnte vielleicht manches klären — kennen Sie eine gewisse Frau Rheinthaler? Oder, wie sie sich seit einiger Zeit wieder nennt, Baronin Radanyi?"

Sie schüttelte schweigend den Kopf, er fragte weiter: „Oder vielleicht eine gewisse Ursula Blasitschek?"

Da belebten sich ihre Züge, sie hob die Augen.

„Ja, die kenne ich. Vor einem Jahr etwa stand in der Rigaer Zeitung eine Anzeige, eine distinguierte ältere Dame werde zur Führung eines vornehmen Haushaltes gesucht. Darauf meldete ich mich; wir wechselten eine ganze Reihe von Briefen. Plötzlich ließ sie nichts mehr von sich hören, aus der Stellung wurde nichts."

Er lachte ingrimmig auf.

„Na ja, natürlich! Die Alte hatte ihren Zweck ja erreicht! . . Und verzeihen Sie, es ist nicht unziemliche Neugierde: Wer hat Sie veranlaßt, jetzt hierher zu kommen?"

„Die Not," antwortete sie tonlos. „Die bittere

... sonst wäre ich geblieben, wo ich war. Auch die Eickenbergs rieten mir, abzureisen ... weshalb, habe ich nicht recht begriffen. Einmal hieß es, es gäbe eine neue Revolution der Letten, dann wieder Krieg ... Pöbel zog durch die Straßen, in einigen deutschen Läden wurden die Scheiben zertrümmert. Da fuhr ich mit einem Nachtzuge ab. Es war aber wohl nur ein kleiner Pogrom. Auf dem Wege zum Bahnhof, in der Vorstadt, sah ich, wie ein paar Juden gehetzt wurden ... einer, ein ganz alter Mann lag am Boden, ein betrunkener Iswoschtschik kniete auf seiner Brust und riß ihm händeweis den langen Bart aus ... schrecklich ...“ Sie brach ab und sank wieder in sich zusammen.

Annemarie kehrte mit dem Mädchen zurück. Sie brachten einen in der Eile bereiteten Imbiß, aber die alte Dame nahm nur einen kleinen Schluck Wein. Dann saßen sie zu dritt an dem Tische, auf dessen Mitte die Lampe einen hellen Kreis zeichnete. Alle drei mit vollem Herzen, aber niemand getraute sich, das erste Wort zu sprechen. Aus Bangigkeit und Zartgefühl, an alte oder frische Wunden zu rühren ...

Endlich stand Annemarie auf.

„Liebes Mütterchen, darf ich Dich jetzt zu Bett bringen?“

Die alte Dame folgte gehorsam, plötzlich aber begab sich in ihrem welken Gesicht ein seltsames Zucken, die glanzlosen Augen füllten sich mit Tränen. Und sie bat bescheiden: „Ich möchte doch zu gerne vorher noch Deinen Jungen sehen! Oder darf ich das nicht?“

Da schluchzte Annemarie laut auf und führte sie aus der Stube. Der Rittmeister von Foucar aber blieb allein zurück, ein unsägliches Mitleid preßte ihm das Herz zusammen. Das Menschenwrack da war einmal eine schöne und gefeierte Frau gewesen. Und das alles war vernichtet, nicht vom langsam zehrenden Alter, sondern von der harten Faust des Schicksals zerschlagen, von Reue und Sorgen zermürbt und zerfressen. Wegen einer einzigen, in Rausch und Leidenschaft begangenen Verfehlung.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Gouverneur Korff. Die angebliche Heldentat des österreichischen Feldwebels Bachinger, der den russischen Gouverneur Korff gefangen genommen haben sollte und dafür das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse erhielt, ist jetzt vollkommen aufgeklärt. Als von deutschen Truppen berichtet wurde, daß bei der Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau nur deutsche Dragoner beteiligt waren, wurde der „Fall Bachinger“ in Wien untersucht und Bachinger als Kriegsschwindler erkannt. Auch die Eisernen Kreuze 1. und 2. Klasse wurden ihm abgenommen, da es sich herausgestellt hat, daß Bachinger niemals rechtmäßiger Besitzer des Eisernen Kreuzes war. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse hat er nach einer österreichischen Mitteilung einem toten preußischen Soldaten abgenommen, während er die Ordensauszeichnung 2. Klasse in Wien käuflich zu erwerben wußte. Die Feldwebelabzeichen hat er sich aus eigener Machtvollkommenheit aufgenäht. Er wurde ins Garnisonhospital übergeführt, wo sein Geisteszustand untersucht wird. Wahrscheinlich ist Bachinger geistig nicht ganz zurechnungsfähig.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die **Mersaba-Nahrung** ist, nach Angaben des Fabrikanten, nach dem Rezept des englischen „Mellins Food“ zusammengesetzt. Sie ist ein wertvoller Ersatz für die vielen ausländischen Nährmittel für Kinder und Kranke, deren Import während des Krieges unmöglich ist. Ein ausführliches Inserat hierüber befindet sich in dieser Nummer.

Eine **Geldverlosung** zum Besten verwundeter und erkrankter Krieger wurde auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom 26. Januar 1915 für ganz Preußen veranstaltet; sie bietet große Gewinne. Näheres ist aus dem Inserat der bekannten Lotteriefirma **Johann Hermann Jürgensen**, Hamburg 36, in dieser Nummer zu ersehen.

Drei arge Feinde!

Gicht, Rheumatismus und Hexenschuß (Ischias) heißen sie. Sie foltern ihre Opfer ebenso grausam, wie es in alten Zeiten die Henkersknechte taten.

Gicht, Rheumatismus und Hexenschuß haben nicht nur die gleiche äußere Veranlassung (Erkältung), sondern auch die gleiche innere, nämlich Vergiftung des Blutes durch zurückgehaltene Harnsäure.

Die Harnsäure ist ein giftiger Abfallstoff, der übrig bleibt bei der Verwandlung der Nährstoffe in Kraft und Wärme, genau so, wie beim Verbrennen der Steinkohle Schlacke übrig bleibt.

Die Harnsäure muß regelmäßig aus dem Blute entfernt werden, wie die Schlacke unter dem Dampfkessel, sonst entstehen Störungen.

Die Harnsäure setzt sich an bestimmten Stellen fest und verursacht Entzündungserscheinungen, die je nach der Naturanlage der betreffenden Person und je nach den näheren Umständen verschiedener Art sein können.

Die Harnsäure kann sich in Form fester Kristalle in den Gelenken und Sehnenscheiden ablagern, wo sie rasende Schmerzen und heftige teigige Schwellung und Rötung verursacht. Später entstehen an diesen Stellen harte knotige Anschwellungen, die sich zu völligen Verkrüppelungen der Hände ausbilden können.

Sie kann auch ohne Ablagerungen eine heftige Entzündung der Gelenke oder Muskeln veranlassen und wird lebensgefährlich, wenn sie den Herzmuskel ergreifen wird.

Sie kann endlich eine Entzündung großer Nervenstränge herbeiführen, die sich in neuralgischen Schmerzen des Gesichtes, des Kopfes (Kopfreißen!), der Kinnladen, besonders aber des großen Hüftnerves (Hexenschuß, Ischias) äußern.

Man benutzte dagegen früher mit Vorliebe das Gift der Herbstzeitlose, welches ein Bestandteil der meisten alten „unfehlbaren" Gichtmittel ist.

Mancher, der solche Mittel benutzte, ist durch dieselben für immer von seinen Schmerzen erlöst worden — durch den Tod, denn Vergiftungsfälle waren nicht selten, und die Mittel wirkten auch nur vorübergehend.

Auch die später viel verordnete Salizylsäure ist nicht ungefährlich, dauernde Heilung bringt sie ebensowenig.

Große Beliebtheit im Volke genießen verschiedene scharfe Einreibungen und Pflaster, und es ist wahr, daß sie durch Anregung des Blutumlaufes in dem erkrankten Körperteile die Entzündung vorübergehend beseitigen können. Das nützt allerdings nicht dauernd, aber es kann die Schmerzen lindern. Als gründliche Kur ist „Gichtosint" zur Entfernung der Harnsäure von zahlreichen Aerzten als gut erprobt worden.

Es enthält die Salze, welchen eine Anzahl der berühmtesten Heilquellen ihre gute Wirkung verdanken, in verstärkter Form, alle Stoffe aber, welche die Wirkung abschwächen oder welche keine Wirkung haben, sind weggelassen.

Dadurch wird eine sehr schnelle Auflösung und gründliche Entfernung der im Körper abgelagerten und im Blute vorhandenen Harnsäure erreicht, ohne daß es nötig ist, sich monatelang in einem Kurorte aufzuhalten, große Mengen Mineralwasser zu schlucken und strenge Diätvorschriften einzuhalten.

Das ist nicht nur angenehmer und bequemer, sondern auch viel billiger.

Gichtosint besteht nach der Analyse von Dr. Paul Jeserich, beeid. Handels-Chemiker, aus Jodnatrium 0.061 pCt., Bromnatrium 0.050 pCt., Chlorlithium 1.320 pCt., Chlormagnesium 6.91 Cpt., Kaliumsulfat 1.35 pCt. usw., usw., und wird in fester Form zu Tabletten gepreßt.

Zum Versuch erhält jeder, der danach schreibt, eine genügende Probe und eine Gebrauchsanweisung vollständig gratis vom Generaldepot: Viktoria-Apotheke, Berlin A. 67, Friedrichstraße 19. (1743)

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

al — ben — deck — dorf — druck — e — e — e — ef — ei — en — ep — er — fe — fek — ger — har — knopf — ko — ko — lek — lend — li — ling — ma — man — mond — nach — ne — ne — neis — pen — phor — rai — rek — ri — ro — ro — ru — san — schet — se — sei — skrit su — ten — ten — ten — tro — ung — wen — zo sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs= und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine neue Verwicklung der weltpolitischen Lage ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Herstellungsort für Preßerzeugnisse. 2. Veralteten Ausdruck für Verbannung. 3. Stilart. 4. Musikinstrument. 5. Astronomischen Ausdruck. 6. Helden aus der Artussage. 7. Gebirge in Afrika. 8. Larve eines schädlichen Käfers. 9. Militärischen Ausdruck. 10. Ort bei Hamburg. 11. Kalender. 12. Marokkanischen Anführer. 13. Kleinen Gebrauchsgegenstand für Herren. 14. Ausdruck aus der Elektrizitätslehre. 15. Deutsche Kreisstadt. 16. Altrömischen Kaiser. 17. Alte Sprache. 18. Wertpapiere.

Bilder=Rätsel.



Der vergiftete Fluß.

Nimm von eines Flusses Breite
Einen der Vokale fort.
Was noch bleibt im Völkerstreite
Ist das bestgehaßte Wort.

Homonym.

Spione werden vor das Wort zitiert,
Das heute mittag mir mein Weib serviert'.

Der Grund.

Ich wohnte beinah' sieben Jahr
Bei einem netten Ehepaar.
Und warum gingst du aus dem Haus?
Ich ward's mit „ein", drum bin ich's „aus".

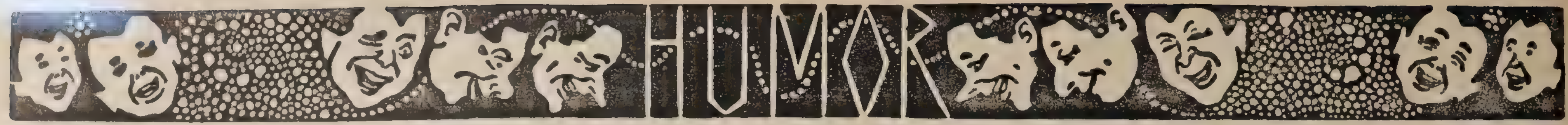
Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben=Rätsel:

Der Angriff auf den Kreuzer Dresden.

1. Diözese. 2. Razzia. 3. Nanzig. 4. Rentei. 5. Falstaff. 6. Ackerbau. 7. Flugsand. 8 Eosin. 9. Karzer. 10. Ehefrau. 11. Zange 12. Rothschild. 13. Rakete. 14. Subtrahend. 15. Erechtheion.

Rätsel: Amor — Roma.



Eine Sendung Liebesgaben traf bei der Kompagnie ein. Auch Musketier Schulze erhält ein Paket. Er macht es auf und findet unter anderem auch ein Paar Socken darin. Da plötzlich bläst es Alarm. Alles stürzt davon, Schulze reißt in rasender Eile die Stiefel und Strümpfe herunter — rein in die neuen Socken — und fort! Die Kompagnie marschiert — endlos! Schulze fängt an, im rechten großen Zeh ein wundes Gefühl zu spüren. Er verbeißt den Schmerz, aber es wird immer schlimmer. Schließlich geht es nicht mehr. Er tritt aus dem Glied, sinkt erschöpft auf den Grabenrand und zieht Strumpf und Stiefel aus. Und wie er in die rechte Socke hineingreift, zieht er, schon ziemlich verknittert aussehend, ein Stückchen ehemals weißen Karton heraus und liest die von zarter Frauenhand geschriebenen Worte: „Von Herzen alles Gute dem Träger dieser Strümpfe!“

*

Der Herr General (auf dem Kasernenhof): „Meine Herren, die Ausbildungszeit in dieser ernsten Zeit ist kurz, die Anforderungen des modernen Krieges sehr schwer — da heißt's arbeiten — 24 Stunden am Tag arbeiten — und wenn der Tag nicht reicht, muß man die Nacht zu Hilfe nehmen!“

*

General French ließ einem Obersten den Befehl überbringen, er solle mit seinem Regiment hinter dem Dorfe X. den Deutschen in den Rücken fallen. Als es Abend wurde und noch keine Meldung über diese Umgehung da war, schickte er einen Adjutanten fort. Spät nachts kam der Adjutant wieder. „Nun, ist mein Befehl ausgeführt?“ fragte der englische General. „So ziemlich,“ antwortete der Adjutant trocken, „nur ist der Oberst den Deutschen nicht in den Rücken, sondern in die Hände gefallen!“

Zeichnung von Paul Simmel



Der kluge Schipper.

„Kerl, sind Sie verrückt geworden? Wozu haben Sie das Ofenrohr auf dem Kopf?“ „Zu Befehl, Herr Feldwebel! Det is for die feindlichen Flieger, die denken, ick bin eine Ballonabwehr-Kanone!“

*

Aus dem Felde schreibt uns ein Leser: „Kürzlich hörte ich im Schützengraben der Unterhaltung zweier Berliner Landwehrleute zu. Die Engländer feuerten unaufhörlich. Da sagte der eine Landwehrmann: „Weißte, Willem, wenn mir meine Olle zu Hause mal fragen wird, wie det eigentlich uff so'nem Schlachtfeld zujeht, denn sage ick vorläufig gar nischt weiter, sondern buddele in unsern Jarten ooch so 'ne Art kleenen Schützengraben mit 'nem verdeckten Unterstand, denn jehe ick wieder zu ihr und sage: So, Olle, setz' Dir mal in det Loch, und da bleibste drei Tage drin. Ick selbst jehe in unsre Wohnung 'ruff und schmeiße von da so alle paar Minuten einige jroße Mauersteine uff det Verdeck von den Unterstand. Da wird die Olle scheen kieken. Bloß det Abends darf sie sich 'n Topp angebranntes Essen und 'n bißken Kaffee holen, denn weiß se Bescheid!“

*

Der erste Gehversuch. Die kleine Else läuft aufgeregt zur Mutter: „Mutti, Mutti, komm schnell, unser Hänschen kann auf den Hinterbeinen gehen!“

*

Der kleine Fritz tritt in die Küche. Nachdem er dort einen gespickten Hasenbraten lange betrachtet hat, sagt er: „Mutter, wie heißt denn das Tier, dem die Makkaroni so herauswachsen?“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 17

Berliner

25. April 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Hofphot. Urbahns.

Die Führer der erfolgreichen Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm",
Korvettenkapitän Thierichens und Kapitänleutnant Thierfelder.



Prinz Heinrich von Preußen auf Besuch im Hauptquartier des Kronprinzen. Hofphot. G. Berger.

Unsere erfolgreichen Hilfskreuzer.

Der Lloyddampfer „Eitel Friedrich" war auf der Reise von Jokohama nach Bremen, als der Krieg ausbrach. Das Schiff fuhr sofort nach Tsingtau, wo Geschütze und Munition übernommen wurden und Kapitän Thierichens vom Kanonenboot „Luchs" die Führung des Schiffes erhielt. „Eitel Friedrich" begann seine Fahrten in der Südsee. Englische und japanische Schiffe waren hinter ihm her; des Nachts hörte er durch seine Funkenstation die drahtlosen Gespräche mit an, durch die sich die Feinde verständigten. Während der Seeschlacht von Coronel befand sich der Kreuzer in der Nähe, ohne aber am Kampf teilzunehmen, da das ungeschützte Schiff keinen Gefechtswert hatte. Der einzige Schutz waren einige tausend Zentner Erz, die man um die Maschinen aufgestaut hatte. Im März wurden dem „Eitel Friedrich" die Kohlen knapp, dazu kam der schlechte Zustand der Maschinen, so daß Kapitän Thierichens sich entschloß, den nordamerikanischen Hafen Newport News anzulaufen, wo er sich internieren ließ. Einige Zeit darauf lief der Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" unter dem Kommando des Kapitänleutnants Thierfelder, früher Navigationsoffizier auf der „Karlsruhe", in denselben Hafen ein, da er keine Kohlen und Munition mehr hatte. Die beiden Schiffe zusammen haben über zwanzig Schiffe feindlicher Staaten mit Konterbande beladen, aufgebracht und versenkt. Die Besatzungen der Schiffe wurden bei verschiedenen Gelegenheiten an Land gebracht oder nach Newport News mitgenommen. Der Schaden der feindlichen Schiffahrt wird von englischer Seite auf über 40 Millionen Mark geschätzt.



Erzherzog Josef, einer der Führer der österreichisch-ungarischen Armeen in den Karpathen.



Der Kaiser im Hauptquartier bei Beobachtung eines Fliegers.



Feldmarschalleutnant v. Arz, einer der Führer der österreichisch-ungarischen Armeen in den Karpathen.



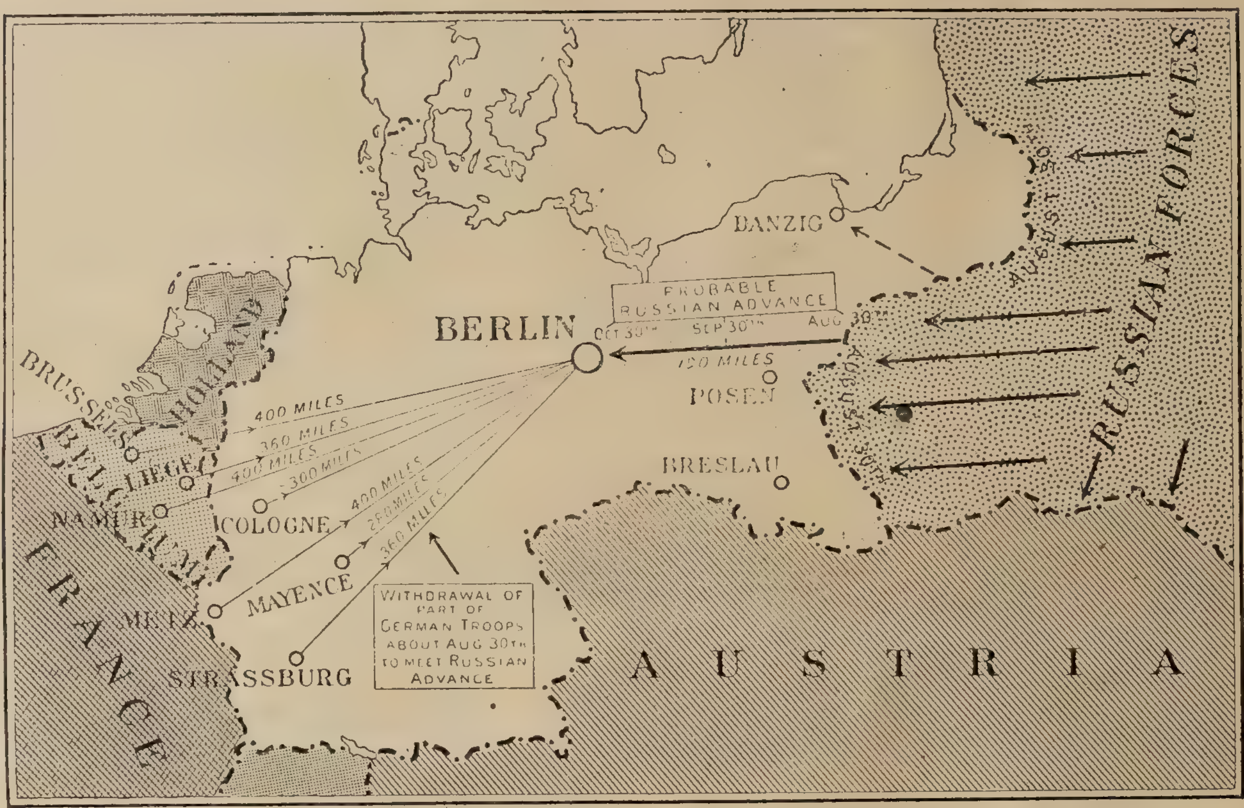
Relieffarte des Kriegsschauplatzes in den Karpathen.

Für die B. I. Z. gezeichnet von Prof. M. Zeno Diemer.



Russische „Kulturkämpfer“: Eine Gruppe russischer Soldaten aus einem unserer Gefangenenlager. Phot. A. Grohs.

Kein Wort tauchte im ersten Kriegshalbjahr in den englischen Zeitungen und Zeitschriften so häufig auf wie „Steamroller“, die „Dampfwalze“. Das war bekanntlich die russische Armee, die sich langsam, wie es eben Dampfwalzen tun, aber unwiderstehlich gegen Deutschland wälzen sollte und es einfach plattdrücken mußte! Die hier abgebildete Karte gibt ein hübsches Beispiel, wie sich die Engländer die Bezwingung Deutschlands — durch die Russen dachten. Am 30. August standen die Heere an der Grenze; am 30. September würden sie in Posen und wieder einen Monat später in Berlin sein — behauptete die „Sphere“. Leider hat eine Dampfwalze die Fähigkeit, so gut rückwärts wie vorwärts zu fahren; und die Engländer haben an die Möglichkeit einer Marschroute in der andern Richtung oder gar an eine „Beschädigung“ der Dampfwalze nicht gedacht. Jedenfalls ist die schöne Berechnung der Karte eine lustige Erinnerung an unerfüllte Hoffnungen. Da Lord Curzon in seiner „berühmten“ Rede ja auch von den herrlichen indischen Reitern sprach, die er im Geiste schon unter den Linden und in Potsdam ihre Rosse weiden sah, so gibt die Karte praktischerweise auch gleich die Entfernungen aus Westen an, die die Inder zu reiten haben, um nach Berlin zu kommen. Nun wird ja auch das neutrale Ausland erkannt haben, was von den hochfliegenden Plänen zu halten ist.



The Russian Advance into East Prussia—The Danger in which Berlin is placed

Wie die Engländer sich's dachten:
In der Londoner Wochenschrift „Sphere“ am 5. September 1914 veröffentlichte Karte, die den Einmarsch der Russen in Berlin für den 30. Oktober voraussagte.



Auf einer Erkundungsfahrt in der Nähe von Arras. Phot. Presse-Zentrale.



Bauernfamilie in Russisch-Polen.

In polnischen Dörfern.

Von Christian Bouchholtz, z. Z. im Felde bei einem Feldartillerie-Regiment in Russisch-Polen.

Ein richtiges polnisches Dorf — da ist ein Regenbogen nichts dagegen! Die Häuser sind himmelblau oder karminrot gestrichen, die Fensterläden giftgrün mit orangegelben Schnörkeln. Auf den Gartenstaketen hängen die Strümpfe und die Federbetten der Bauern; kariert, dottergelb und blutrot oder gestreift grün und violett. Die Matkas und Marinkas laufen herum, überladen mit rot, gelb, grün, blau, schwarz gestreiften Tüchern, in Tücher und Tücher eingehüllt bis zur Nasenspitze. Und die Panjes tragen Westen, giftgrüne oder gelbe, an denen sich die Berliner Schöpfer einer „neuen deutschen Mode" (hier könnte es die „Hindenburg-Mode" sein) begeistern könnten. Ueber jeder Haustür unterm Strohdach hängen einige bunte Heiligenbilder, meist mit der Madonna von Czenstochowo, die schwarz aus goldenen Heiligenscheinen und goldenem Mantel sieht. Wie gesagt also, da kann der Regenbogen einpacken. Allerdings ist es so regenbogenfarbig nur ganz in der Nähe größerer Städte; anderswo ist es eintönig und garstig, und die Armut, die für Polen charakteristisch ist, wagt es nicht, sich in so farbenfroher Lebenslust zu äußern. Aber — ob arm, ob reich, — bei der „polnischen Wirtschaft" bleibt's immer. Meinen Sie etwa, in Polen auf dem Lande kenne man so was wie einen Holzfußboden, oder wie ein Ziegeldach oder gar einen Keller? Fundamente sind Luxus, Holzfußböden sind Luxus. Jeder scheint da seine paar Brocken auf dem Erdboden aufzubauen,



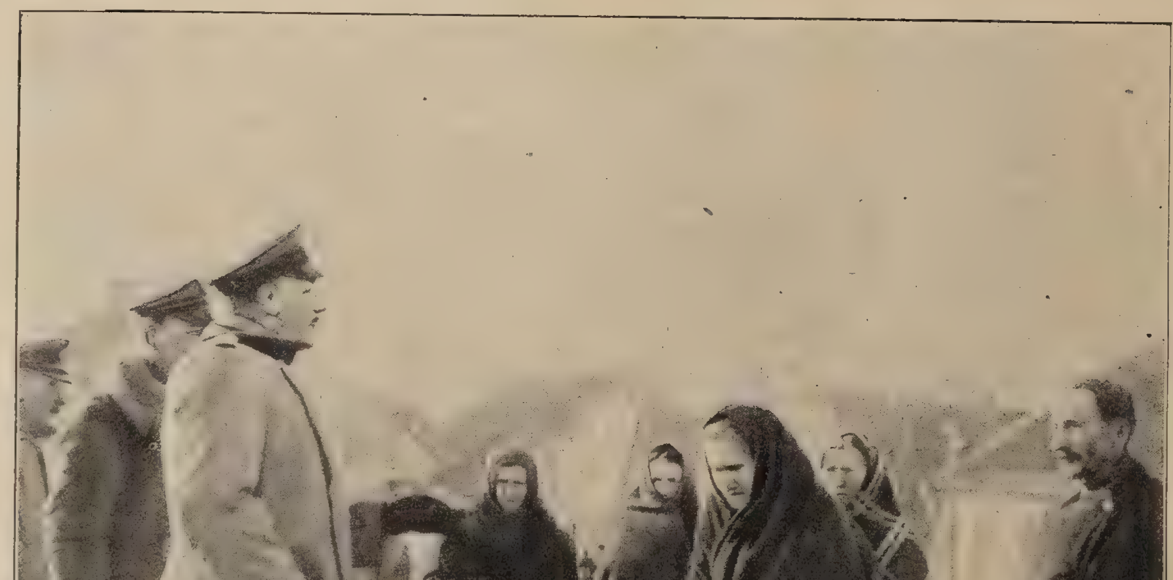
Nach dem Einmarsch in ein polnisches Dorf, das die russische Artillerie in Brand geschossen hat.



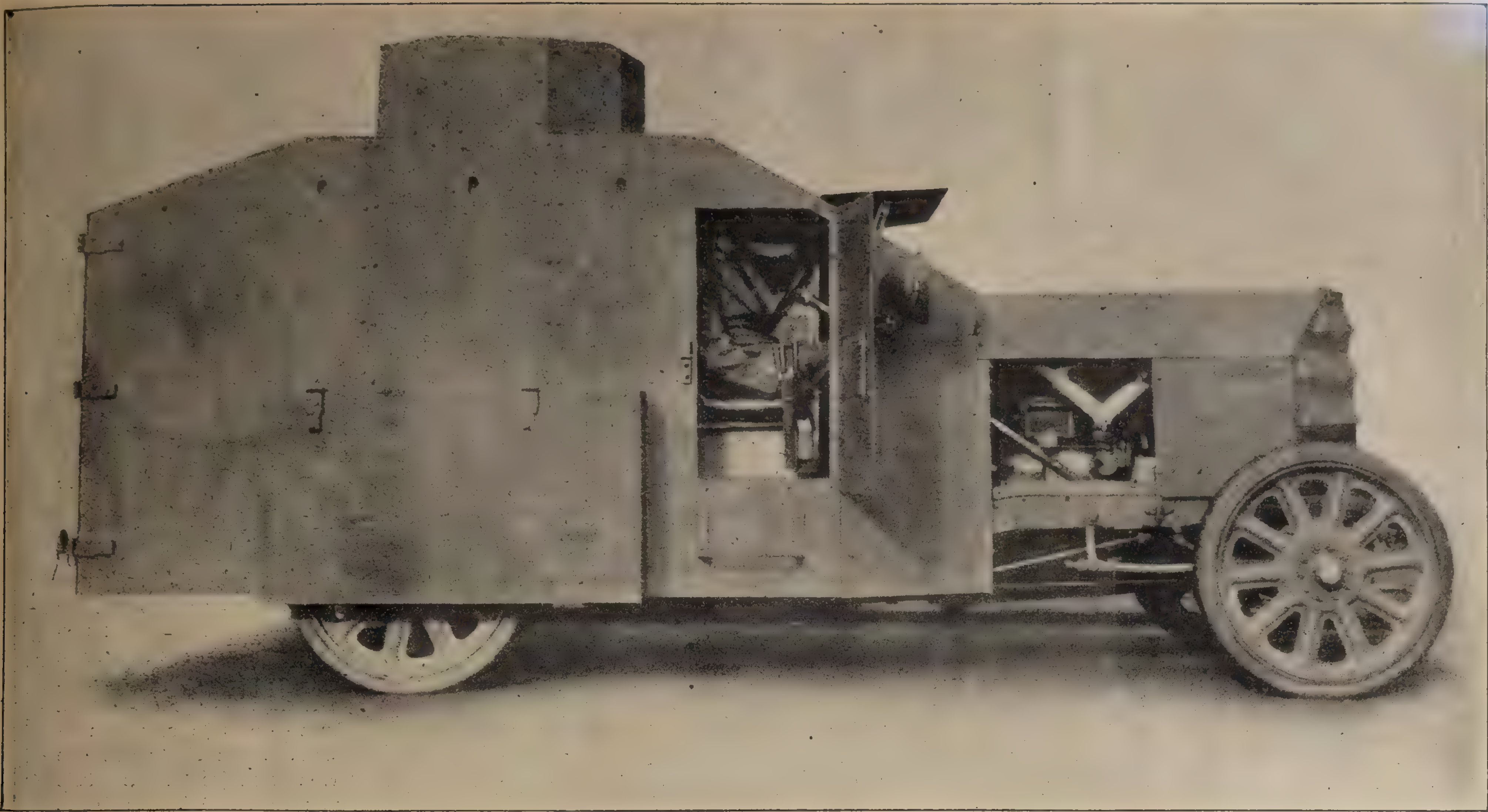
Polnische Bäuerinnen vor ihren durch russisches Artilleriefeuer in Brand geratenen Häusern.

Aufnahmen unseres Spezial-Photographen.

wie ihn der Herrgott geschaffen hat — und wie es da drinnen aussehen mag, können Sie sich denken. Da spielen die Hühner, Enten, Gänse, Ferkel, Kinder und junge Hunde miteinander in der Wohnstube, krauchen unterm Bett herum, und es ist keine Seltenheit, daß unterm Ehebett Gras sprießt, oder sich ein Gänseblümchen findet, sintemal man eben auf dem blanken Erdboden haust. Und hier hausen wir deutsche Soldaten jetzt mit, — oft 20 Mann in einer Bude. Sie sind darauf angewiesen, mit diesen polnischen Leuten auszukommen, die der Krieg arm gemacht hat; und die „deutschen Barbaren" suchen den Leuten in Feindesland zu helfen, wo sie können. Sie geben ihnen vom Ueberfluß: Brot, Salz, Zucker, Speck und Kaffee, — nicht zu vergessen die Papirosi, die Zigarette, die ein polnischer Panje weniger entbehren kann als das tägliche Brot; und nicht zu vergessen die Schokolade, für die ein kleines polnisches Mädchen sein Herz hingeben könnte . . . Das bißchen, was die Leute noch haben, verstecken sie natürlich vor uns. An unmöglichsten Orten hört man geheimnisvolles Scharren von Hühnern und Grunzen von Schweinen . . . Von wo? — Von Gott weiß woher! . . . Einmal übernachteten wir ein paar Mann oben unterm Dach eines Hauses im Stroh und schlafen den seligsten Schlaf. Plötzlich ein wildes Gebrüll; ein Ungetüm schritt über uns hin im Dunkel und brüllte. Ich tastete nach meiner Taschenlampe und bekam dabei — das Horn eines jungen Bullen zu fassen! Dabei stürzte eine von dem Panje des Hauses raffiniert aus Strohbunden aufgestellte Zwischenwand auf uns ein, hinter der er den Bullen versteckt gehalten hatte. Wir nahmen schleunigst reißaus und fragten uns nur, wie der gute Bauer wohl seinen Bullen dort oben unters Dach geschafft haben mochte . . . Wir versuchen die Not zu lindern, wir deutschen Soldaten, so gut es geht. Aber manchmal machen's einem die Bauern recht schwer. „Es brennt!!" — — den Ruf kennen wir bis zum Ueberdruß. Wie leicht entsteht Feuer in diesen



Ein Anliegen an den Ortskommandanten.



Englisches Panzer-Automobil.

kümmerlichen Strohbuden . . . Alles, was deutsche Beine hat, eilt dann zu Hilfe mit Wassereimern und sucht zu löschen. Aber die Frauen des Dorfes stoßen die deutschen Helfer zur Seite. Sie haben in fliegender Eile die Heiligenbilder von den Wänden ihres Hauses abgehängt und schwingen sie gegen die Flammen. Der Wunderkraft der Bilder vertrauen sie mehr als dem Wasser. Auch dem Arzt treten sie nicht sehr wohlwollend gegenüber. In dieser Kriegszeit wird mancher krank, der sonst nicht krank geworden wäre. Unsere Militärärzte suchen zu helfen, wo sie können. Hier werden Kompressen gemacht, dort wird ein Verband angelegt. Ich habe es aber erlebt, daß eine Frau, die sich scheint's durch Gesundbeten berühmt gemacht hat, den Verband des deutschen Arztes unter Verwünschungen wegriß und unter Gebeten und Zauberformeln den Todkranken zu kurieren suchte. Sie holte sich schließlich noch so viele Frauen des Dorfs zur Hilfe, daß sie in der Stube keinen Platz fanden, sondern auf der Straße stehen mußten. — Vieles hat der Krieg in Polen vernichtet. Aber das deutsche Organisationstalent rührt sich. Die Aecker werden, selbst kurz hinter der Schlachtfront, von Deutschen bestellt. Die Wege werden ausgebessert, die schlimmen Wege, die es zur Mode gemacht haben, daß der polnische Bauer nur hohe Schaftstiefel trägt und die Polin auch — wenn sie nicht barfuß geht. Zerschossene Häuser werden provisorisch zu „Kriegs-Palästen" umgebaut, und selbst vor den Dorfhäusern (was sonst gar nicht Mode ist in Polen) werden die Straße lang kleine künstliche Beete, Rondelle und Gärten angelegt, in denen man allerhand anpflanzen möchte — — — nur fehlen uns zur Vollendung dieser „Kriegsgartenstädte" noch Blumensamen und Blumenknollen als Liebesgaben!



Antonio Salandra,
der italienische Ministerpräsident.





Vom Wirtschaftsleben in der Kriegszeit:

Die tägliche Trödelbörse in einer Straße in Lodz.
Illustrations-Photoverlag.

Markt in den Ruinen von Ortelsburg.
Phot. Stengel & Co.

Bilder vom Tage

Als im vorigen Jahre bald nach Kriegsbeginn die ersten weiblichen Straßenbahnschaffner in Berlin auftauchten, gab es ein leises neugieriges Anstarren und Blicken nach den Frauen in grauem Straßenbahnerrock und Schaffnermütze, die den Dienst auf den Anhängerwagen verrichteten, Fahrscheine abrissen, klingelten und mit drollig hochklingender Stimme von der Hinterplattform aus, wo sonst nur tiefer Schaffnerbaß tönte, die Haltestellen ausriefen. Zuerst waren es nur die Frauen eingezogener Straßenbahner, die hier an die Stelle der Männer traten. Der fortschreitende Männermangel hat jetzt die Straßenbahngesellschaft veranlaßt, auch andere weibliche Hilfskräfte anzunehmen. Die Schaffnerinnen müssen eine kurze Lehrzeit durchmachen, sozusagen in die „Elektrische Schule" gehen, ehe sie sich im praktischen Dienst erproben dürfen. In der Schule werden sie in kürzester Zeit in die Geheimnisse der Elektrizität eingeweiht, soweit sie für einen Schaffner wissenswert sind. Sie müssen die Signale lernen, mit den verschiedenen Stromschaltern vertraut sein und sich üben, im Notfall den Wagen mit einem Griff stromlos zu machen. Auch die elektrischen Sicherungen und ihre Auswechslung wollen erlernt sein. Wenn auch im allgemeinen der männliche Wagenführer der „Beherrscher" des Wagens bleibt, so kann es doch der Zufall ergeben, daß die Schaffnerin diese Handgriffe vornehmen muß. Um in Fällen von Betriebsstörungen Hilfe herbeirufen zu können, müssen sie telephonieren lernen — falls sie es noch nicht können. Wenn die Frauen eine Art theoretischer Prüfung über das neue Fach bestanden haben, kommen sie unter Aufsicht von Lehrschaffnern — es gibt auch schon einen weiblichen Schaffnerlehrer — auf die Strecke, um das Gelernte praktisch zu erproben. Sie bekommen die große Ledertasche umgehängt, den Fahrscheinblock in die Hand, und ihr Mentor zeigt ihnen nun die Geheimnisse des Abreißens — wann der Fahrschein die obere oder die untere Ecke verlieren muß — und die andern Obliegenheiten des Berufs, besonders die Namen der Haltestellen, bis sie dann endlich selbständig und allein sagen dürfen: „Wie weit bitte?" — Sie haben sich auch schon in die Gunst des Publikums „eingeknipst", das sich rasch an sie gewöhnt hat.



Konteradmiral von Hintze,
der neue deutsche Gesandte in China.
Hofphot. Ernst Sandau.



Kriegszeit bei der Berliner Straßenbahn:
Erklärung der technischen Einrichtungen eines Straßenbahnwagens in der Schule für Schaffnerinnen, die zur Vertretung der zum Heeresdienst eingerückten Männer herangezogen werden.



Albert von Keller,
der berühmte Münchener Maler, der seinen 70. Geburtstag feiert.
Hofphot. R. Müller.



Ein Vortrag in der Schule für Schaffnerinnen.
Phot. Sennecke.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5



Flüchtende Kosaken-Patrouille. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

[illegible]. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Annemarie kam zurück. Der Rittmeister von Foucar wollte sie umfassen, aber sie entzog sich ihm, warf sich in das Sofa und fing zum Gotterbarmen zu weinen an. Er setzte sich zu ihr, sprach kein Wort, sondern streichelte ihr nur ab und zu den blonden Kopf. Da begann sie sich allmählich zu beruhigen und sträubte sich nicht, als er sie auf seine starken Arme nahm und ins Schlafzimmer trug. Er entkleidete sie, brachte sie zu Bett wie ein krankes Kind und löschte still das Licht. Da schmiegte sie ihren Kopf an seine Brust. Und weil er sie mit Fragen verschonte, fing sie an zu erzählen, ab und zu von einem Stoß des Nachschluchzens unterbrochen:

„Heute vormittag kamen sie. Die Döhlau und die . . . die andere. Schon nach ein paar Minuten merkte ich, wer sie war. An der Art, wie sie sich überall umsah, oder es war vielleicht ein Instinkt. Aber ich ließ mir nichts anmerken, nahm mich sehr zusammen. Trotzdem ich gewaltige Angst hatte, denn, Du . . . sie ist viel schöner als ich. Und wie sie erzählte, sie hätte Orlowen gekauft, wußte ich, sie ist nur gekommen, Dich zurückzugewinnen. Also wir plaudern so von diesem und jenem; plötzlich fragt sie: „Haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Frau Mutter?" . . . Ich denk', mir soll das Herz stillstehen, und ich weiß jetzt noch nicht, wie ich's fertig bekam . . . also ich sag' ganz unnatürlich ruhig: „Danke, ja! Aber, verzeihen Sie, gnädige Frau, woher kennen Sie meine Mama?" . . . „Ich wollte sie als Gesellschafterin engagieren, bin aber nachher wieder davon abgekommen," erwiderte sie so nebenher. Und jetzt muß mir wohl der liebe Gott selbst die Worte eingegeben haben, daß ich sagen konnte: ‚Meine Mama schrieb mir davon. Sie hatte die Absicht, sich einen Wirkungskreis zu suchen, aber die Stellung, die sich ihr bot, gefiel ihr nicht. Die Dame hätte einen zu schlechten Ruf gehabt, sie sei zu sehr hinter Männern her gewesen. Sogar hinter solchen, die sie schon einmal verschmäht hätten.'"

Da mußte er mitten in Sorge und Kümmernis auflachen.

„Donnerwetter, Annemarie, das hast Du ihr wirklich gesagt?"

„Ja," erwiderte sie kleinlaut, „und jetzt bist Du mir wohl deswegen bös?"

„Bewahre, geschah ihr nur recht! Ich mußte lachen, weil sie's zweimal am selben Tag gehört hat. Eine Stunde später etwa von mir. Und jetzt freue ich mich, daß ich's 'rausgekriegt habe. Sie wird mich wohl von nun an in Frieden lassen."

Annemarie schmiegte sich enger an ihn und seufzte erleichtert auf.

„Also danach, wie ich das gesagt hatte, sah sie mich ganz seltsam an — ich kann es nicht beschreiben. Wie mit einem traurigen Neid, und dann ging sie mit der Landrätin in die Stadt zurück. Ich aber lief wie irr in der Stube umher und schrie immer: „Ich hab' eine Mutter, ich hab' eine Mutter . . . meine Mutter lebt, und kein Mensch hat es mir gesagt . . . Alle haben sie mir immer gesagt, sie sei gestorben, wie ich kaum ein halbes Jahr alt gewesen . . ." Und plötzlich überfiel mich eine furchtbare Angst. Andere Kinder, denen eine Mutter stirbt, haben doch das Grab, in dem sie ruht, ich aber hatte nie ein Grab gesehen, auch nie danach gefragt . . . weshalb hatte man mir dann erzählt, sie wäre gestorben? . . . Hieß das, sie wäre so unwürdig gewesen, daß man von ihr nur noch wie von einer Toten sprechen dürfte? . . . Fünf Minuten später saß ich im Wagen und jagte nach Kalinzinnen . . ." Und wieder fing sie an, fassungslos zu weinen, von der Erinnerung geschüttelt.

Er strich ihr sanft über das volle Haar.

„Laß gut sein, Annemarie! Morgen sprechen wir weiter darüber, es nimmt Dich zu sehr mit."

Sie schüttelte heftig den Kopf:

„Ach nein, ich muß heute noch Gewißheit haben!"

„Gewißheit . . . worüber?"

Er fühlte deutlich, wie sie ihn im Dunkeln ansah.

„Wenn ich zu Ende bin, wirst Du wohl nicht mehr fragen . . . Also an der Freitreppe empfing mich der Feyerabend, druckste an 'was herum, ich sah es ihm an, und als ich energisch wurde, erzählte er. Schon seit einigen Tagen sei eine fremde alte Dame im Schloß, und Papa halte sie wie eine Gefangene. Nur die Doris dürfte zu ihr, Essen bringen und die Zimmer aufräumen, müsse aber jedesmal

hinterher den Schlüssel abliefern. Und Papa habe ihr aufs strengste verboten, zu irgend jemand darüber zu sprechen. Da hoben mich die Aengste, ich zu ihm, er wollte mich wieder abweisen, aber ich um den Küchenflügel herum, im Parke holte ich ihn ein. Und da — o Gott — sah er mich ganz feindselig an, und, es ist entsetzlich, ich glaube, er . . . er denkt nicht mehr so klar wie früher! Ich trete auf ihn zu: „Lieber Papa", aber er hebt die Hand: „Hab' ich Dir denn nicht verboten, mich so zu nennen? Und was willst Du noch hier? Ich hab's dem Oberst Wegener ja schon gesagt, Du sollst reichlich abgefunden werden. Aber er nahm natürlich Deine und ihre Partei . . . Alle sind gegen mich! Alle! Kein Mensch, der zu mir sagt: „Gorski, Du hattest recht, damals. Der Hund mußte sterben!" Die Knie zittern mir vor Schreck und Angst, ich weiß nicht, was ich sagen soll; da faßt er mich bei der Hand: „Komm!" Und er führt mich durch den ganzen Park bis zu den alten Kiefern . . . ich weiß nicht, ob Du den Platz kennst?"

„O doch . . ."

„Nun also, da fängt er an zu erklären. Neben dem Wacholderbusch hätte er gestanden, an dem großen Findlingsstein der andere. „Wer," frag' ich, „welcher andere?" Er sieht mich lange an: „Du weißt es nicht?" „Wirklich nicht!" . . . Da schüttelt er mich an der Schulter und schreit auf, ich kann es gar nicht beschreiben wie: „Eine weiß es, aber sie sagt's nicht! Vor ein paar Tagen saß sie da auf der Bank, aber sie log natürlich. Also frag' Du sie jetzt, vielleicht daß sie Dir die Wahrheit sagt, wen ich damals erschossen habe! Ihren Buhlen bloß . . . oder Deinen Vater?"

Gaston wollte ihr mit der Hand den Mund schließen, aber das Wort war schon heraus. Und sie schob ihn heftig von sich:

„Wozu? Wenn Du richten sollst, mußt Du doch die Wahrheit wissen!"

Da nahm er, trotz allem Widerstreben, ihren Kopf in seinen Arm und sprach eindringlich und leise:

„Ich und richten? Ueber wen, mein liebes Kind? Ueber eine arme alte Frau, die vom Leben schwerer gezüchtigt worden ist, als wenn man sie damals zum Tod verurteilt hätte? Oder über Deinen Vater, weil er unter einem Schlag zusammengebrochen ist, der nicht ihm galt? Der mich treffen sollte in dem Teuersten, was ich auf dieser Welt hab', in Dir und meinem Jungen? Ich weiß heute nicht einmal mehr, ob ich das Recht hätte, die Frau zu verdammen, die diesen Streich geführt hat. Und ich bin ja selbst reichlich mit Schuld beladen . . . ganz genau besehen, Du auch ein bißchen . . . Hätte ich mich damals nicht so über alle Maßen in Dich verliebt, hätte ich wohl nie den Entschluß gefaßt, mich mit kurzem Schnitt von ihr zu scheiden. Also da meine ich, wir überlassen das Richteramt einem, dem es allein zukommt, weil vor ihm alle Herzen bloß liegen."

„Und ich," fragte sie nach einer Weile, „was wird aus mir?"

Da konnte er sich nicht helfen, mußte mit Tränen in den Augen auflachen:

„Ja, Du Dummchen, was soll denn aus Dir noch mehr werden als meine Frau? Oder hast Du 'was Besseres in Aussicht, willst mir kündigen?"

Sie seufzte schwer auf und führte seine Hand an ihre Lippen.

„Es ist gut," sagte sie aus tiefstem Herzensgrund, wie ein nach langem Weinen getröstetes Kind. Danach nestelte sie ihren Kopf unter seine Schulter, wie ein verklammtes Küchlein, das unter dem wärmenden Flügel der Mutter Zuflucht sucht. Und nach kurzer Frist merkte er an ihren regelmäßigen Atemzügen, daß sie eingeschlafen war. Da löste er sanft seinen Arm und drehte sich auf die andere Seite. Auch über ihn kam die Müdigkeit nach dem langen, von Aufregungen erfüllten Tag, und der Dienst, den er seiner Schwadron angesetzt hatte, fing in wenigen Stunden an . . .

Im Hinüberdämmern aber vernahm er, daß vor dem Gartentor auf der Chaussee ein Wagen anhielt. Eine Weile danach pochte es mit leisem Finger am Fenster: „Herr Rittmeister?"

Er erhob sich behutsam und öffnete lautlos den Laden. Draußen stand der alte Kalinzinner Kutscher Heurich. Ein Schauder vor kommendem Unheil flog ihm über den Rücken, aber er nahm sich gewaltsam zusammen, legte den Finger auf den Mund. Und erst, als er sah, daß der Alte begriffen hatte, fragte er leise: „Heurich, ist was passiert?"

„Das Schloß brennt, Herr Rittmeister, an allen Ecken und Enden. Und das Schlimmste, der gnädige Herr is nirgends nich zu finden."

Ihm wankten die Knie, er mußte sich am Fensterbrett festhalten. Annemarie bewegte sich: „Mußt Du schon zum Dienst?" fragte sie schlaftrunken.

Er schob den Alten vom Fenster fort und sagte ruhig: „Ja, mein Kind, es ist wieder mal so weit. Schlaf' hübsch weiter, ich bin bald zurück! Und für meinen Kaffee hab' ich schon gestern sorgen lassen!"

Da schlief sie wieder ein. Er ging leise aus dem Zimmer, raffte aus dem großen Schrank im Flur an Kleidungsstücken zusammen, was ihm in die Hand fiel, und saß ein paar Minuten später im Wagen. Und der Alte schien verstanden zu haben, daß die junge Frau in dem Häuschen drinnen geschont werden mußte, solange es ging. Seine vier Hannoveraner wollten flott antraben, aber er verhielt sie ein ganzes Ende lang mit eiserner Faust, so daß sie im Schritt gehen mußten. Erst als sie von der lauten Steinchaussee auf den weichen Feldweg bogen, gab er ihnen die Köpfe frei und half mit einem scharfen Zungenschnalzen nach.

Der leichte Jagdwagen schleuderte bei der rasenden Fahrt in den Gleisen. Gaston stand aufrecht und klammerte sich an die Lehne des Bockes.

„Wie ist's denn ausgekommen, Heurich?" schrie er dem Alten ins Ohr.

„Weiß nich, Härr Rittmeister! Um elf Uhr ungefähr fing der Nachtwächter an zu tuten. Wir lagen alle schon längst in de Bätten. Natürlich jeder raus und in de Büxen. Wie ich aus der Kutscherwohnung rannte, knallten im Schloß schon de Fänsterscheiben, fast alle auf einmal, und Feier und Rauch fuhr raus wie der Deiwel!"

„Donnerwetter noch mal, das sieht doch aber ganz nach 'ner vorsätzlichen Brandstiftung aus?"

Der Alte zuckte mit den Achseln.

„Härr Rittmeister, die Leite reden viel! Ich hab' mich um nuscht gekimmert, möcht' mir auch nich das Maul verbrännen. Der alte gnäd'ge Härr war immer zu mir e guter Härr, so einen Härrn hat's iberhaupt nich mehr gegeben! Da soll ich vielleicht zu böser Lätzt die Hand gegen ihm aufheben, vor Gericht? Ah nei, Härr Rittmeister, da wird' ich ja am Aend noch die Kräß' dran kriegen wegen Untreie, dann mit derselben Hand hab' ich ihm doch gelobt, ich wird' zeitlebens e getreier Knächt von ihm sein . . ." Er schwang den rechten Arm in der Luft, als führte er eine Peitsche, und schrie seine vier Gäule an, die bergaufwärts in kürzeren Trab gefallen waren: „Also, was soll das jetzt heißen? Kost't der Hafer vielleicht kein Gäld? Und wänn ich sag Tämpo, dann is doch auch Tämpo, nich wahr?"

Und als hätten sie den mehr gemütlichen als zornigen Zuruf verstanden, sprangen die vier Hannoveraner ins Geschirr in einem rasenden Galopp, daß der von ihnen gezogene Wagen wie ein leichtes Boot im Sturme tanzte. Der Rittmeister mußte sich noch fester anklammern, aber die sausende Fahrt war ihm recht. Vielleicht gab's da hinten, wo über dem Beldahner Walde sich der rote Glast am dunklen Nachthimmel hob, noch etwas zu retten . . . ein edles, in Wirrnis verfallenes Leben, das in sorgsamer Pflege sich wieder auf den geraden Weg fand . . .

„Hat man denn gar keinen Versuch gemacht, den Brand zu löschen?" schrie er dem Alten ins Ohr.

„Aber gewiß doch, Härr Rittmeister! Unsere Sprit' hat gearbeit', nach 'ner halben Stund' is auch die Orlower gekommen. Wie aber der Inspäkter e reitenden Boten nach Ordensburg schicken wollt', sagt' ich: „Lassen Se dem Kärl man ruhig zu Haus, Härr Inspäkter, es hilft ja doch nuscht! Nich mehr, als wänn e Mück in e brännenden Strohstoggen spucken möcht!" Und er wies mit dem Kopfe nach dem hellen Schein, aus dem jetzt ein lohender Strahl nach oben schoß, gefolgt von einer Garbe sprühender Funken . . . Da ließ Gaston sich auf den Wagensitz fallen. Der Alte hatte recht, da war nichts mehr zu retten. Auch nichts mehr zu versöhnen im langsamen Lauf der Zeit.

Ein jäher Frostschauer flog ihm über den Rücken. Er glaubte zu ahnen, wie der Gedanke der Vernichtung in dem verwirrten Geiste Wurzel geschlagen und zur Tat gewachsen war. Aus dem nagenden Grimm, eher einen Frevel zu begehen, als dem Eindringling aus fremdem Blut den Zutritt zu verstatten. Etwas Adliges lag in der Tat, aber ihm graute vor dem Augenblick, in dem er seinem armen jungen Weib die Kunde bringen mußte . . .

Um das brennende Schloß stand ein Kreis notdürftig angezogener Frauen und Kinder. Die Männer waren mit den Spritzen nach den Ställen und Scheunen gezogen. Der Morgenwind hatte sich aufgemacht, warf Funken und Feuerballen nach dem Wirtschaftshofe hinüber, qualmender Dampf stieg auf, wenn sie die nassen Schilfdächer trafen, auf denen dunkle Gestalten kletterten. Freigelassene Ackergäule rasten in dem weiten Viereck des Hofes, die in die Fohlenkoppel getriebene Viehherde drängte sich eng zusammen und brüllte. Der schwere friesische Stier umrannte sie im Kreise und warf mit bohrendem Horn breite Placken aus dem weichen Grund. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schleuderte ein grollendes Röhren nach der Feuersglut hinüber wie ein brunstender Hirsch.

Als der Wagen hielt, kam der Inspektor gelaufen und erstattete in militärischer Haltung Bericht. Wie mit einem einzigen Schlage sei das Feuer ausgebrochen, aus allen Fenstern zugleich. Eine Stunde vorher etwa habe der Wächter gesehen, wie ein einzelnes Licht durch alle Räume wanderte, aber er habe sich nicht weiter beunruhigt. Das sei in der letzten Zeit öfter vorgekommen, daß der alte gnädige Herr zur Nachtzeit noch in allen Stuben nachsah, weil er sich vor einem Einbruche fürchtete. Als aber die Meldung kam, habe er sich gleich seinen Teil gedacht. Nicht umsonst habe der alte Herr im Schloßkeller Fässer und Fässer Branntwein stapeln lassen aus der Brennerei, und wenn man sich vergegenwärtigte, daß das Feuer an mindestens zwanzig Stellen zugleich ausgebrochen sei, müsse man ganz von selbst zu einer Schlußfolgerung kommen, die man sich freilich kaum auszusprechen traue . . ."

Der Rittmeister hatte mit eisigem Gesicht zugehört.

„Na bitte . . . genieren Sie sich nicht!"

Der Beamte zuckte mit den Achseln.

„Auf der anderen Seite fehlt jeder vernünftige Grund. Das Schloß war kaum zum vierten Teil seines Wertes versichert, und der alte Herr im übrigen doch in geradezu glänzender Vermögenslage. Das kann ich wohl als sein erster Wirtschaftsbeamter am besten beurteilen."

„Na also," sagte Gaston, „dann müßten Sie wohl auch der erste sein, der es sich zur Pflicht macht, solche törichten Legenden gleich im Aufkeimen zu zertreten. Mein Herr Schwiegervater hatte die Angewohnheit, bei brennendem Licht im Bett zu lesen. Dabei ist er wohl eingeschlafen, und wer weiß, wie lange das Feuer geschwelt haben mag, ehe der Wächter es entdeckte!"

Der Inspektor klappte die Hacken zusammen.

„Sehr wohl, Herr Rittmeister! Der Kerl hat wahrscheinlich irgendwo hinterm Zaune geschlafen und nachher, zu seiner Entschuldigung, sich ein Märchen ausgedacht."

„Leicht möglich," sagte er, hob zwei Finger der Rechten an den Mützenschirm und ließ den eifrigen Beamten, der so rasch eine bessere Erklärung fand, stehen . . .

Das Feuer hatte sich selbst aufgefressen. Nur aus dem Mittelbau, der erst im letzten Jahrhundert mit reichlichem Holzwerk neu errichtet worden war, züngelten noch die Flammen. Warfen gleißenden Schein auf die beiden Seitenflügel, leuchteten durch leere Fensteröffnungen. Von Zeit zu Zeit gab es ein berstendes Krachen, wenn wieder einmal eine Decke einstürzte über verschwelten Trägern, ein kurzer Funkenregen stiebte in die Höhe.

Gaston stand auf dem weiten Rasenplatze vor der Freitreppe. Die bunten Blumenbeete waren zertreten. Kostbare alte Schränke und Truhen, Stühle und Teppiche, von eilig zugreifenden Händen aus dem Erdgeschoß geborgen, standen und lagen umher. Ein stolzer Herrensitz war gebrochen, ein in Jahrhunderten sorgsam gemehrter Besitz vernichtet und zerstört. Und, im letzten Grunde, warum? Weil ein in Liebe und Haß gleich unersättliches Weib in ihrer Rache kein Maß noch Ziel fand . . .

Ueber den Park her kam der neue Tag mit leise einsetzendem Regen; weißlicher Qualm hob sich aus der Brandstätte. Gaston spürte, wie jemand hinter ihn trat. Er wandte den Kopf. Der alte Heurich war's, das Gesicht von Rauch geschwärzt, Kopf- und Barthaare versengt.

„Härr Rittmeister," sagte er halblaut, „ich hab' eine Mälldung zu machen. Aber daß um Himmels willen das dammlige Weibsvolk nuscht märkt, sonst kommen se alle hingerannt . . ."

„Es ist gut, Heurich! Was gibt's?"

„Ich hab' ihn nämlich gefunden, den alten gnäd'gen Härrn!"

Gaston fuhr trotz der Warnung jäh herum:

„Er lebt?"

Die von Feuer und Rauch gebeizten Augen des Alten füllten sich mit Tränen:

„Ach Du mein liebes Gottchen, Härr Rittmeister, wänn ich ihm nich an der goldenen Uhrkätt' erkannt hätt . . na schön!" Und er fuhr sich mit dem Handrücken über die Nase. „Also, weil doch der Nacht-

wächter gesagt hat, im Härrnzimmer hätt' er ihn zuletzt gesehen, hab' ich's riskiert. Die Däck' knasterte ja all bedäntlich, alles in der Stub' war verbrannt, aber die geplatzten Fänster hatten Durchzug gegeben. Und er lag mitten auf dem Boden, der glimmte noch. Da hab ich ihm 'rausgetragen, gleich bis in die kleine Kappäll' im Park . . . auf 'm Schragen hab' ich ihm hingelegt. Und wänn Härr Rittmeister nu befehlen möcht, was gemacht werden soll? Ich dänk, am bästen wär', der Ställmacher schlägt aus e paar Brättern so was wie 'n Sarch zusammen, und wir nageln gleich zu, damit die Frau Rittmeister sich vor dem gnäd'gen Härrn Vater selig nich allzusehr erschräkken."

Gaston nickte schweigend und ging langsam durch den regenschweren Morgen nach der kleinen Kapelle, die unter hochragenden alten Tannen wie im Halbdunkel stand. Auf einem Sargschragen mitten im dämmerigen Raume lag, was von dem Herrn von Kalinzinnen übrig geblieben war. Unsägliches Mitleiden schnürte ihm das Herz zusammen, er nahm das gestickte Altartuch, deckte den Toten zu, sprach zu seinen Häupten ein stilles Gebet. Als er aber die schwere Eichentür hinter sich schloß, flog der Haß über ihn mit loderndem Fittich. Vor wenigen Stunden noch hatte er weichmütige Worte der Verzeihung gesprochen, jetzt krallte sich ihm die Gier der Vergeltung ins Herz, erfüllte ihn ganz und gar. Was aus ihm selbst dann wurde, war ihm gleichgültig. Vielleicht verstattete man es ihm nach der Gewalttat, als einfacher Soldat in der Front den Tod vor'm Feind zu suchen. Anders, als er sich's geträumt hatte. Aber er ließ Weib und Kind in Sicherheit zurück, zog mit leichtem Herzen ins Feld . . .

IX.

Im Garten des Landratsamtes sollte ein kleines Sommerfest gefeiert werden. Lampions waren in den Bäumen aufgehängt, auf dem Rasenplatze ein Tanzzelt errichtet worden. Von allen geladenen Gästen war aber nur Frau Bürgermeister Wessollek erschienen. Wie sie sagte, um die liebe Frau Landrat nicht im Stich zu lassen. Die andern hatten alle im letzten Augenblick abgesagt, weil am Vormittag das Begräbnis des früheren Reichstagsabgeordneten von Gorski-Kalinzinnen stattgefunden hatte. Frau von Döhlau jedoch empfand diese Absagen als empörende Rücksichtslosigkeit. Sie hatte ihre Einladungen schon vor acht Tagen abgeschickt, auch an Herrn und Frau Rittmeister von Foucar, hätte also wohl erwarten dürfen, daß man sie auf das wenig erfreuliche Zusammentreffen der beiden Veranstaltungen aufmerksam machte. Frau Wessollek aber klärte sie auf, daß in diesem Falle von einer böswilligen Absicht wohl kaum die Rede sein könnte. Die Familie des unter so traurigen Umständen verunglückten alten Herrn hätte den Wunsch gehabt, die Beisetzung in aller Stille vorzunehmen, durch die Maurerarbeiten im Gewölbe der Ordensburger Kirche aber wäre es ausgekommen. Weil dort nämlich nur die Angehörigen der alten Rittergeschlechter beigesetzt würden, hätte es sich herumgesprochen, daß am Vormittag der Letzte aus der Kalinzinner Linie der Gorski zur ewigen Ruhe gebracht werden sollte . . .

Und die Frau Bürgermeister schilderte anschaulich, wie beim Eintreffen des von vier edlen Hannoveranern gezogenen Leichenwagens plötzlich ein imposantes Trauergefolge dagestanden hätte. Die fünfte Schwadron der Ordensburger Dragoner, die Offizierkorps der beiden Regimenter und die ganze Ritterschaft des Johanniterordens. Und schließlich sei auch der alte Superintendent Sturz erschienen im vollen Ornate und habe die Leiche christlich eingesegnet, trotzdem er ebenso wie alle anderen Leidtragenden ganz genau wußte, Herr von Gorski habe durch einen geradezu schauerlichen Selbstmord geendet.

Die kleine Frau von Döhlau verspürte ein angenehmes Gruseln und reichte der Frau Bürgermeisterin die Schüssel mit den aus Königsberg verschriebenen Schleckereien, die eigentlich für die vornehmeren Gäste bestimmt gewesen war.

„Wieso? Hat er einen Brief hinterlassen?"

„Nein," sagte Frau Wessollek und langte eifrig zu, „aber er hat einen gekriegt! Auch das sollte verheimlicht werden, aber, wissen Se, meine Damen, so 'was kommt ganz von selbst 'raus. Denn Frauenzimmer können nu mal nich dicht halten. Die Groß-Heinrichsdorfer Fräuleins hatten es von ihrem Papa erfahren, und, weil sie ein halb Schock Kusinen haben, wußte es am nächsten Tag der ganze Kreis. Der alte Herr auf Kalinzinnen hat sich das Leben genommen, weil eine rachsüchtige Kanaille ihm den Glauben beigebracht hat, er wär' nicht der richtige Vater seiner Tochter. Mit einem photographierten Brief. Das hat er sich zu Herzen genommen, trotzdem bewiesen wurde, seine Frau hätte diesen Baron Totberg — denselben, den er vor langen Jahren im Duell erschossen hat — erst kennen gelernt, wie die jetzige Frau Rittmeister von Foucar schon lang auf der Welt war."

Frau von Döhlau rückte unwillkürlich näher.

„Und hat man eine Ahnung, wer dem alten Herrn diesen verhängnisvollen Brief in die Hände gespielt haben mag?"

Die Frau Bürgermeister griff von neuem in die Schüssel mit den duftenden Törtchen.

„Aber selbstverständlich, meine verehrte Frau Landrat! Der verewigte Herr von Gorski hatte im ganzen Kreis keinen Feind. Im Gegenteil, er hat im stillen viel Wohltätigkeit geübt — das weiß ich als Vorsitzende vom Frauenverein am besten. Also da hat sich wieder das Berliner Frauenzimmer bemerkbar gemacht, das gegen den Rittmeister von Foucar schon vor mehr als 'nem Jahr eine ganz abgefeimte Niederträchtigkeit angezettelt hatte . ."

Es entstand eine beklommene Pause, Frau von Döhlau sah mit entsetztem Ausdruck zu der Baronin Nadanyi hinüber, und diese nagte in seltsamer Erregung an der vollen Unterlippe.

„Das ist doch eine durch nichts bewiesene Rederei," sagte sie endlich. „Aber weiß denn eine der Damen, die so aburteilen, was der Rittmeister von Foucar diesem „Berliner Frauenzimmer" angetan haben mag?"

Frau Wessollek zerdrückte gerade ein wundervolles Makronenplätzchen auf der Zunge, gefüllt mit einer Mischung aus Kognak und Schlagsahne. Und im Genusse verfiel sie in ihr geliebtes Ordensburgisch:

„Härrjehs, was wird 'erer schon angetan haben? Erst e bißche 'rumscharwänzelt, und wie's ihm fäng'rich wurde, hat er wohl gesagt: „Atcheh, mein Härz, und gräm Dir nich, dänn kurz ist die Soldatenliebe?"

„Und weshalb dieser plötzliche Abschied?"

Die Frau Bürgermeister richtete sich auf und bekam einen roten Kopf.

(Fortsetzung folgt.)



Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

am — dat — de — de — de — din — e — ei — el — eu — ex — fi — fi — i — ka — la — le — lei — li — lin — lip — lyp — mi — mo — na — ne — nem — nen — ni — o — o — on — pa — plo — po — quist — ran — rei — ren — sche — se — se — siv — sol — tel — ten — ter — ter — tus — um — zi

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, deutsche Frauen nennen, die in der letzten Zeit Beweise von Heldenmut gaben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Südfrucht. 2. Wagnersche Operngestalt. 3. Deutschen General. 4. Strophenform. 5. Chemisches Erzeugnis. 6. Titel von Rittern Karls des Großen. 7. Oper. 8. Eigenschaft eines im Kriege viel verwendeten Mittels. 9. Sportliche Veranstaltung. 10. Geometrische Linie. 11. Berühmten französischen Heerführer. 12. Insektenart. 13. Harmlose dumme Handlung. 14. Hohen deutschen Kolonialbeamten. 15. Pflanze. 16. Gewerbe. 17. Stadt in Algerien.

B. Z.

Gefüllt konnt' ich mit B zu allen Zeiten
Dem munteren Z die größte Lust bereiten.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Die drohende Kriegsgefahr im fernen Osten.
1. Druckerei. 2. Elend. 3. Rokoko. 4. Harfe. 5. Nebenmond. 6. Erek. 7. Ruwenzori. 8. Engerling. 9. Seitendeckung. 10. Eppendorf. 11. Almanach. 12. Raisuli. 13. Manschettenknopf. 14. Elektrophor. 15. Neiße. 16. Nero. 17. Sanskrit. 18. Effekten.

Bilder-Rätsel: Gold gab ich für Eisen.



Unter der Herrschaft der Brotkarte.
„Fritze laß' mir mal von Deine Stulle abbeißen?" — „Gibt's nich! Willst mir wohl in't Zuchthaus bringen?"

Der vergiftete Fluß: Breite — Brite.
Homonym: Kriegsgericht.
Der Grund: Eingezogen — ausgezogen.

Das Höchste. In allen Klassen der Volksschule wird nur mehr Krieg gespielt. Eines Tages kommt der siebenjährige Hans zu seinem Vater gesprungen und ruft voll Stolz: „Papa, sie haben mich zum Hindenburg gewählt!"

*

„Gestern traf ich einen alten Schulkameraden von mir; der ist ein richtiger mehrfacher Millionär geworden!" — „Hat er Dich erkannt?" — „Ich glaube, ja, denn als er mich kommen sah, ging er sofort um die nächste Ecke!"

*

Ein Unteroffizier kam in das Regimentsbüro und bat den Oberst um die Heiratserlaubnis. Der alte brummige Regimentskommandeur, der es auf seine Art sehr gut mit seinen Leuten meinte, redete dem Soldaten gut zu, er solle sich prüfen, eine Heirat wäre doch eine unsichere Sache, er hätte auch nicht gern verheiratete Leute im Regiment — kurz und gut — er solle in einem Jahr nochmal um den Heiratskonsens einkommen. — Genau ein Jahr später erschien der Unteroffizier wieder. „Brav, mein Sohn," sagte der Oberst, „das imponiert mir! Ich hätte nicht gedacht, daß Sie und Ihre Braut solche Ausdauer haben. Gut — heiratet Euch!" — „Danke gehorsamst," sagte der Unteroffizier, „aber — aber es ist nicht mehr dieselbe Braut!"

*

Gedankensplitter. Die menschliche Natur ist merkwürdig. Wenn man liest, daß es im Weltensystem 3.686.000.000 Sterne gibt, so glaubt man es ohne weiteres. Wenn man aber ein Schild an einer Wand sieht „Frisch gestrichen", so bekommt man unbezwingliche Lust, die Probe zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 18

Berliner
Illustrirte Zeitung

2. Mai 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Phot. Felici.

Papst Benedikt XV.,
der an das amerikanische Volk die Mahnung richtete, alles zu vermeiden, was den Krieg verlängern kann.



Der Untergang des 23,000 Tonnen-Schlachtschiffes „Audacious" am 27. Oktober, der bisher von der englischen Admiralität verschwiegen wurde. Die Mannschaft wurde von Torpedobooten gerettet. Nach einer von einem Passagierdampfer aus aufgenommenen Photographie, die jetzt in amerikanischen Zeitschriften veröffentlicht wird.

Papst Benedikt XV.

Als bald nach Beginn des großen Völkerkrieges der Papst Pius X. starb, ward während des ungeheuren Streitens der Millionen diesem Ereignis nicht die volle Aufmerksamkeit geschenkt, die ihm sonst sicher zuteil geworden wäre. Und wie dann am 4. September die Wahl auf den Kardinal Erzbischof von Bologna Giacomo della Chiesa fiel, auch da ward in der nichtkatholischen Welt dem Neuerwählten nicht die Beachtung, die ihm in normalen Zeitläuften unter allen Umständen gespendet worden wäre. Papst Benedikt XV. hat sie sich bald zu verschaffen gewußt. Schon daß er sich den Namen Benedikt beilegte, enthielt gewissermaßen ein Programm, denn der letzte der mit der dreifachen Krone Geschmückten, der ihn führte, Benedikt XIV. (Lambertini), war ein priesterlicher Friedensfürst und als solcher auch bei den Andersgläubigen hoch geehrt. Benedikt XV. erkannte nun vom ersten Tag seines Regimentes an, wie in dieser blutigen Zeit seine höchste und schönste Aufgabe darin bestehen müsse, in echt priesterlicher Weise für den Frieden zu beten, die Völker der Erde auf ihn hinzuweisen und auch für sein Zustandekommen zu handeln. Wenn einmal die politische Geschichte dieses großen Kampfes geschrieben werden wird, dann wird die Welt erfahren, in wie tatkräftiger und kluger Art der Pontifex maximus der katholischen Kirche auf dies hohe Ziel hingearbeitet hat. Aber schon jetzt erkennen auch die in die diplomatischen Geheimnisse nicht Eingeweihten in allen Ländern dankbar die Arbeit des Papstes an. Mit Rührung vernahmen sie seine Bitte, während der Weihnachtszeit den Kampf ruhen zu lassen. Dieser Wunsch blieb, weil Rußland ihm nicht beistimmte, unerfüllt, dafür aber gelang es der Anregung des Papstes, den Austausch der schwerverwundeten Gefangenen durchzusetzen, eine schöne Tat, die ihm den ungeteilten Dank von Millionen eingetragen hat. Und als es neuerdings bekannt ward, wie Papst Benedikt um die Hilfe des Präsidenten Wilson für sein Friedenswerk wirbt, da hat die Hochachtung und Wertschätzung, die er sich erworben, überall lebhaften Ausdruck gefunden.



Phot. Benda.

Ankunft eines russischen Abgesandten bei einem österr.-ung. Armee-Kommando.





Die ungeheuren Vorräte in einem der Nahrungsmittellager, die von der deutschen Regierung eingerichtet wurden.

40,000 Tonnen Heringe zur Ernährung für die russischen Gefangenen.

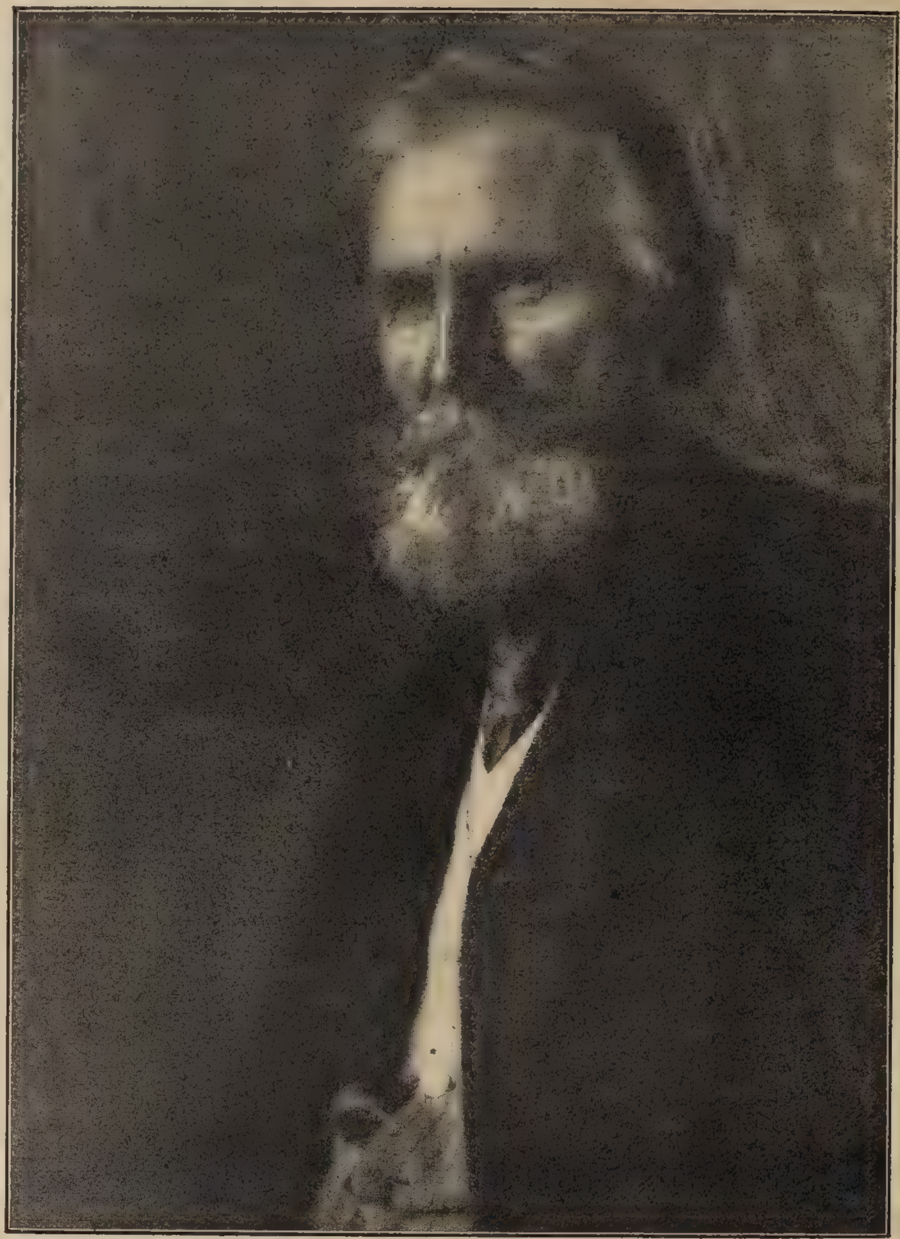
Lagerhalle mit 300,000 Säcken Mehl und 100,000 Säcken Bohnen.



An Bord eines englischen Minensuchers:
Die Mannschaft, die wegen der Lebensgefahr Rettungsgürtel trägt, beim Versuch, eine treibende Mine durch Gewehrfeuer zur Explosion zu bringen.
Nach einer englischen Photographie.



Dr. Paul Gans †,
der Frankfurter Sportmann und Förderer der Luftschiffahrt.



Franz von Defregger, Phot. Prof. Frank Eug. Smith.
der am 30. April seinen 80. Geburtstag feiert.



Geheimrat Prof. Max Delbrück,
der ein neues Verfahren erfunden hat, das die Massenerzeugung von Futtereiweiß auf künstlichem Wege ermöglicht.
Phot. Dührkoop.

Professor Franz Ritter v. Defregger, der jetzt seinen achtzigsten Geburtstag feiert, ist vom kleinen Hirtenbuben aus Dölsach im Pustertal zum großen Maler aufgestiegen. Er war der erste, der sich voll innerlicher Liebe zur Heimat Tirol und Tirolerleute als Motiv für seine Werke ausersah, und immer wieder hat er unermüdlich die Schönheit des Landes, die prächtigen Gestalten der Bergleute und ihre hübschen Trachten geschildert. Seine Tiroler Burschen und Mädel sind in der ganzen Welt berühmt geworden; gesehen durch ein liebenswürdiges Temperament, wurden seine Figuren zu Idealgestalten des Tiroler Landes. In seiner Kunst gab sich Defregger immer als ehrlicher und bodenständiger Maler; daß er sich mehr zu Lieblichem und Heiterem hingezogen fühlt, ist auch dem Einfluß jenes Zeitabschnitts vor 30 Jahren zuzuschreiben, der diese Geschmacksrichtung bevorzugte. Die berühmtesten Werke Defreggers sind wohl seine Bilder vom Tiroleraufstand 1809 geworden, in denen er die Helden seines Landes, Hofer und Speckbacher, verherrlicht. Aus diesen Aufstandsbildern ist die weiche und allzu freundliche Auffassung verschwunden; mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit sind die kernigen Typen der aufständischen Bauern dargestellt; und es steckt etwas von dem Sturm und Leben jener Zeit darin. Diese Gemälde haben grade für uns einen neuen Wert erhalten, weil wir alle die Gefühle eines Volkes, das wie ein Mann aufsteht, besser verstehen lernten.



In Tirol vor dem Aufstand 1809. Gemälde von Franz von Defregger. Photographie-Verlag Franz Hanfstaengl.



In deutscher Kriegsgefangenschaft im Mohammedaner-Lager in Wünsdorf bei Zossen: Arabische Scheichs aus den französischen Spahi-Regimentern.

In deutscher Kriegsgefangenschaft.

Ein Besuch im Mohammedaner-Lager in Wünsdorf bei Zossen. Von Albert K. Dawson aus Stamford, Vereinigte Staaten.

Einen halben Kilometer von der Station Wünsdorf entfernt, liegt in Halbmondform das Gefangenen-Lager, in dem etwa 2000 mohammedanische Kriegsgefangene untergebracht sind. Jetzt, nachdem ich das Lager besucht habe und sehen konnte, wie gut diese Leute versorgt sind, möchte ich sie beinahe Deutschlands Gäste und nicht Kriegsgefangene nennen. Diese Mohammedaner sind alle französische Soldaten aus verschiedenen Gegenden Afrikas; in der Hautfarbe wechseln sie vom germanischen Weiß bis zum Schwarz des Kongonegers ab. Die Zahl der Rassen ist unendlich groß, da fast von jedem Stamm Nordafrikas Leute dabei sind. Der größte Teil aber sind Araber und Senegalneger. Die arabischen Soldaten sind im allgemeinen als „Spahis" bekannt, während die Schwarzen und die Mischlinge bei den Turkoregimentern dienen. Im Lager führte mich Unter-



Französische Spahis (aus dem Hinterland von Marokko) im Gefangenenlager in Wünsdorf bei Zossen.





In deutscher Kriegsgefangenschaft: Bilder aus dem Mohammedaner-Lager in Wünsdorf bei Zossen.
Französische Turkos (Neger und Mischlinge) beim Spiel mit selbstgefertigten Karten. Französische Spahis beim Mittagmahl.

offizier Lucas, der auch als Dolmetscher diente und die von mir gestellten Fragen mit fabelhafter Geschwindigkeit ins Französische, Arabische und in ein Dutzend verschiedener Dialekte übersetzte. Die Gefangenen sahen alle gut genährt aus und schienen ganz glücklich. Die, mit denen ich sprach, sagten, sie hätten eigentlich keine Wünsche, nur ein paar Zigaretten mehr möchten sie täglich haben. Man erzählt, daß der Araber es länger ohne Wasser als ohne Tabak aushält. Die deutsche Militärbehörde gibt in Anerkennung dieser Tatsache jedem Mann 5 Zigaretten täglich, aber sie würden 50 rauchen, wenn sie sie hätten. Glücklicherweise hatte ich 100 Stück bei mir und konnte mir damit viele Freunde machen. Die Araber sind ein schöner Menschenschlag, sehr reinlich in ihrer persönlichen Gewohnheit und anständig in ihrem Benehmen. Die Turkos machten mir keinen solchen guten Eindruck; sie sind nicht so sauber und haben auch nicht so gute Manieren. Als ich den Arabern die Zigarettenschachtel reichte, dankte mir jeder einzelne und nahm nur eine Zigarette; die Turkos versuchten gleich eine Handvoll auf einmal aus der Schachtel zu nehmen und dachten gar nicht daran, sich zu bedanken. Die Araber sind leicht von den Turkos zu unterscheiden. Sie tragen Turbane, während die Turkos kleine rote Feze haben. Aber keiner von ihnen schien auch nur die geringste Idee von Disziplin zu haben, und es kam mir geradezu als Verbrechen vor, daß diese Leute gegen die wohldisziplinierten deutschen Soldaten überhaupt ins Feld gestellt wurden. „Kanonenfutter" ist das einzige Wort, das sie beschreiben kann, und man versteht



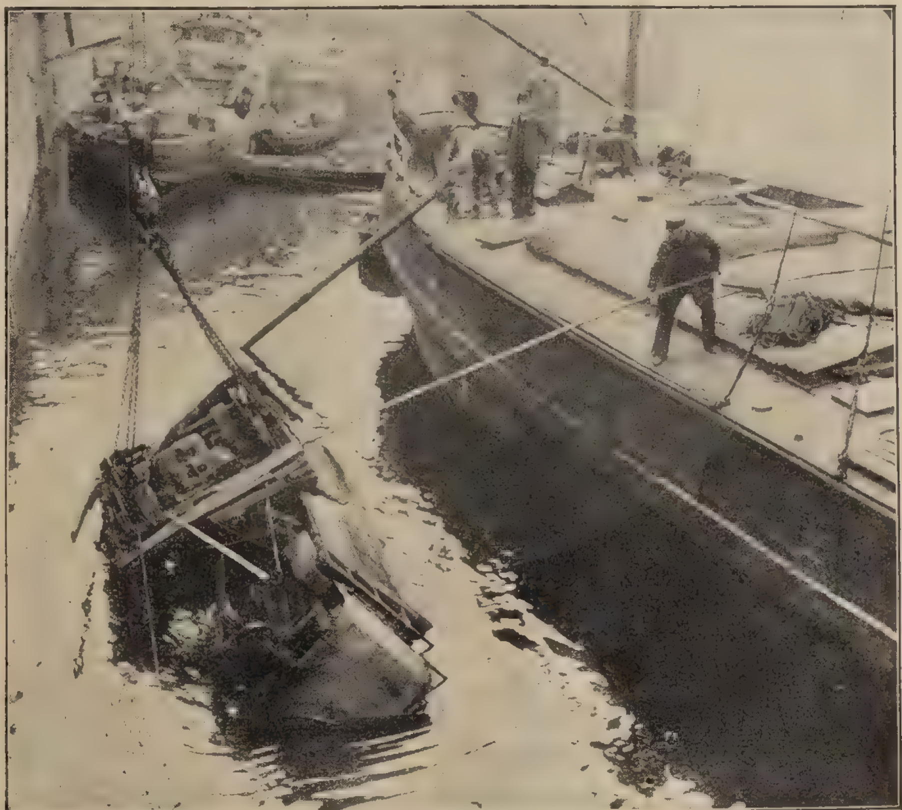
Der Riese des Wünsdorfer Lagers, ein französischer Senegalneger, mit einem Kameraden von Durchschnittsgröße.

leicht, daß die Franzosen sie einfach benutzten, um sie zum Sturm vorzuschicken und die deutschen Kugeln abzufangen. Viele der armen Kerle hatten nicht einmal eine richtige Uniform an; fast jeder Mann trug einfach dieselbe Kleidung, die er an dem Tage anhatte, als er aus seiner Heimat aus der Wüste fortgeholt wurde. Die meisten tragen eine Art langen blauen Umhang, der bei allen ziemlich gleich aussieht; ihre Turbane sind verschieden und zeigen dadurch Rang und Stamm an. Aber im übrigen schien mir jeder Mann gekleidet, wie es ihm gefiel. Für ihre militärische Schulung ist es bezeichnend, daß sie sich nicht einmal in einer geraden Linie aufstellen konnten, als ich sie photographieren wollte. Ich mußte jeden einzelnen hin und herschieben, um nur einigermaßen eine gerade Linie zu bekommen. Die Araber sind ruhig und würdig, während die Turkos leichtherzig und geräuschvoll schwatzen oder sich die Zeit mit allerhand Spielen vertreiben. Ich sah auch eine Art von Lottospiel und Kartenspiel mit selbstgemalten Spielkarten. Da sie kein Geld haben, gilt die Zigarette als Einsatz, und der unglückliche Verlierer muß dann den Tag ohne Tabak verbringen. Die Araber bringen ihre ganze Zeit vor den Hütten im Sande zu, an warmen Tagen schleppen sie auch ihre Betten ins Freie. Eine große Zahl Senegalneger findet man unter den Turkos, die fast aus allen Teilen Afrikas stammen und schwarz wie Ofenruß sind. Gewöhnlich sind sie sehr groß und stark und haben im Gesicht Narben wie deutsche Studenten. Der Unterschied ist nur, daß die Narben in den Gesichtern dieser Neger



Russische Gefangene und ein gefangenes Kosakenmädchen in Lask (Russisch-Polen) auf dem Wege zur Kirche am 1. Osterfeiertag.

Familien-Namen und Stamm bezeichnen. Gewöhnlich sind beide Backen symmetrisch geschmückt und zwar mit drei strahlenförmigen Schnitten vom Mundwinkel auf das Ohr oder auf das Auge zu. Man kann sich denken, daß diese Schnitzerei die Kerle nicht gerade verschönt. Mir ist gesagt worden, daß von den Spahis dreimal soviel an Erkältungskrankheiten während des Winters in den französischen Schützengräben starben, als durch die deutschen Kugeln getötet wurden. Sie wurden in ihrer Heimat in Dampfer verladen, ohne zu wissen, wohin es ging. Beim Essen sitzen die Araber immer auf der Erde und ziehen das Freie vor, sobald die Sonne scheint. Das Lager ist auf sandigen Grund gebaut, was ihnen sehr behaglich zu sein scheint. Ihr Mittagsmahl besteht aus einer großen Schüssel von gekochtem Reis, den die Araber sich selbst in der großen Küche zubereiten und den sie anscheinend sehr gern mögen. Sie essen langsam und sorgfältig und nicht so unappetitlich wie die Turkos. Jeder



Hebung des Straßenbahnwagens, der am Reichstagsufer in Berlin in die Spree stürzte, wobei fünf Menschen ertranken. Phot. Sonnecke

Mann hat eine große Nummer auf Stoff geschrieben an seiner Kleidung angeheftet. Dies ist notwendig, um sie wiederzuerkennen und auseinanderzuhalten. Der größte Mann des Gefangenenlagers ist ein ungeheurer Neger aus dem Sudan. Er ist fast zwei Meter hoch und stark wie ein Gorilla. Mir ist erzählt worden, daß ihn die Franzosen als Beobachter benutzten, nicht nur seiner Größe wegen, sondern weil sein Auge dem der Weißen bedeutend überlegen ist. Er kann auch auf Bäume mit geradezu affenartiger Geschwindigkeit klettern. Als er gefangen wurde, saß er auch gerade auf der Spitze eines hohen Baums und schoß auf die Deutschen. Schuhe hatte er nicht an; wie er erzählt, hatte er sie längst weggeworfen, weil sie seinen Füßen wehtaten und weil er viel besser ohne Schuhe klettern konnte. Da er aber in dem feuchten deutschen Winter Schuhe haben muß, wurden ihm vom Schuhmacher des Gefangenenlagers ein Paar für seine ungeheuren Füße passende Stiefel gemacht, die merkwürdigerweise Holzsohlen haben.



Keine Mondlandschaft, sondern ein Feld in Frankreich mit Granaten-Einschlagstellen.



Explosion einer Landmine.

Aus einer französischen Zeitschrift.

Bilder vom Tage



General v. Pflanzer-Baltin, der Führer der österreichisch-ungarischen Armeegruppe, die die Bukowina befreite. Phot. Frankl.



Neueste Aufnahme der Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Erbprinzen Ernst August. Phot. Dora Tarnke, Braunschweig.



General v. Laffert, einer der Führer der sächsischen Truppen, der seinen 60. Geburtstag feiert. Phot. Nicles.

Der Name des österreichisch-ungarischen Armeeführers Karl Freiherr von Pflanzer-Baltin wurde während des Krieges wiederholt in rühmender Weise genannt. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie er mit seiner neugeschaffenen Armeegruppe, meist aus Landsturmmännern bestehend, die Bukowina in hartnäckigen Gebirgskämpfen von russischer Uebermacht säuberte. Unter fortwährenden Gefechten, mühsam im tiefen Schnee vordringend, rückte man gegen die Russen, jeder Streifen wiedergewonnenen Bodens wurde sofort befestigt, mit ausgebauten Stellungen und Hindernissen zum sicheren eigenen Besitz gemacht. So rückte die Armeegruppe Pflanzer-Baltin, einer wandelnden Festung gleich, die sich durch die Bukowina erstreckte, den Feinden nach und wehrte jeden Gegenangriff ab. In den heroischen Karpathenkämpfen der letzten Wochen hat er sich wieder als Armeeführer vielfach ausgezeichnet. General von Pflanzer-Baltin, der heute zu den populärsten Führern der verbündeten Armee zählt, wurde für seine großen Verdienste mit dem Großkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration ausgezeichnet, einem der höchsten Orden, die der Kaiser von Oesterreich verleihen kann. — General der Kavallerie von Laffert, der Führer eines sächsischen Armeekorps im Felde, erhielt die Stellung eines kommandierenden Generals als Nachfolger des Generals von Kirchbach. Laffert, der als Sohn eines Steuerdirektors in Lindau in Bayern geboren ist, war Fähnrich in einem Infanterieregiment, trat aber schon als Sekondeleutnant zur Kavallerie über. Bei dieser Waffe machte er auch seine Karriere und wurde 1901 Oberst und Kommandeur des Karabinier-Regiments in Borna und später des Dresdener Garde-Reiter-Regiments. Von hier durchlief er nun rasch die Stufen der Generalität, bis er vor zwei Jahren die Führung des 19. (2. sächsischen) Armeekorps erhielt, das er nun führt.



Bei unseren genesenden Kriegern: Wettlaufen im Landesausstellungspark in Berlin. Phot. F. Gerlach.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5



Kriegserzählungen. Gemälde von Franz von Defregger. Photographie-Verlag von F. Hanfstaeng.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

14. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Es wird viel erzählt, Frau Baronin," meinte Frau Bürgermeister Wessollek und bemühte sich, Hochdeutsch zu sprechen. „Die einen sagen, der Rittmeister von Foucar hätt' die Berliner Dame erwischt, wie sie ihn mit 'nem Leutnant betrogen hätt'! Andere wollen wieder wissen, sie wär' — entschuldigen Sie gütigst, daß ich unter anständigen Frauen so einen Ausdruck überhaupt in den Mund nehme —, also sie wär' eine verkappte Kokotte gewesen. Eins von jenen Weibern, die unter dem Schein der Wohlanständigkeit auf den Männerfang ausgehen. Ich kann mir ja nu nicht vorstellen, wie so 'was überhaupt möglich ist . . ."

Die Baronin Nadanyi hob die Lippe über schneeweißen Zähnen.

„O doch, das gibt's, gnädige Frau! Und ich versichere Sie, es sind erbarmungslose Bestien. Nichts ist gefährlicher, als ihnen mit dem Honorar durchzugehen. Da verstehen sie nämlich keinen Spaß."

„E nei," sagte Frau Wessollek in lüsterner Neugier, „wieviel beanspruchen denn solche Frauenzimmer im Durchschnitt?"

„Das kommt ganz darauf an, wie hoch sie sich selbst einschätzen. Manchmal das Leben!"

Die rundliche Frau Bürgermeister spürte, wie ihr ein Schauder über den Rücken flog.

„Aber nei, so was! Is das nu Spaß oder Ernst?"

Frau von Nadanyi zuckte die Achseln.

„Fragen Sie den Herrn Rittmeister von Foucar! Der wird ja selbst am besten wissen, was er versprochen hat . . ."

Jenseits der großen Gartenmauer erhob sich ein brausendes Getöse, wie das Rauschen eines entfesselten Wildbaches klang es. Gellende Schreie stiegen in die Höhe, schrille Pfiffe und danach ein unheilverkündendes Gewirr von Stimmen, untermischt mit dem Geräusch von Hunderten marschierender Füße.

Frau von Döhlau sprang erschreckt auf, die Frau Bürgermeisterin zog sie auf ihren Sitz zurück.

„Keine Angst, kleines Frauchen. Revolution kennen wir hier nich! Aber die Menschen sind ganz verdreht. Alle halbe Stund' bringen se 'nen Spion auf die Polizeiwach' geschläppt. Mein armer Mann ist schon ganz erschöpft von den vielen Vernehmungen. Ihr Härr Gemahl auch, weil er im Landkreis doch die oberste Polizeigewalt hat. Und das meiste ist Unsinn, die Leute in ihrer Kriegsangst sehen überall Gespänster, auch wo gar keine sind."

Das Geräusch der marschierenden Füße ebbte ab, eine plötzliche Stille trat ein, und daraus erhob sich ein kurzer Ruf in fremdartig klingender Sprache. Weder deutsch noch polnisch noch russisch war es. Die Menge ringsum brüllte auf: „Schlagt sie tot, das alte Aas, sie gibt noch Signale!"

Die Baronin Nadanyi wurde blaß und griff nach dem Herzen. Und ihre verängstigten Augen spähten in die Runde, als suche sie einen Weg zur raschen Flucht. Aber auch ihr legte Frau Bürgermeister Wessollek die Hand auf den Arm:

„Bloß keine unnütze Beunruhigung, Frau Baronin! Das ist nämlich das alte Frauenzimmer, das der Herr Rittmeister von Foucar gestern abend im Orlower Wald festgenommen hat beim Legen von einem Telegraphenkabel. Beim Verhör hat sie nur immer mit den Achseln gezuckt, und da soll sie wohl weiter abgeschoben werden an die Regierung in Allenstein."

Aus dem dichten Laubengang, der den Platz unter dem Lindenbaum gegen das Landratsamt abschloß, kam Herr von Döhlau. Noch in dem schwarzen Gehrock, den er am Vormittage zum Begräbnis getragen und aus Zeitmangel nicht gewechselt hatte. Er trat, freundlich lächelnd, näher:

„Sehr nett von Ihnen, meine verehrte Frau Wessollek, daß Sie meinen Damen ein bißchen wenigstens über das verhagelte Festlein hinweghelfen. Ihr Herr Gemahl, mit dem ich bis vor wenigen Minuten gemeinschaftlich tätig war, kommt Sie vielleicht abholen . . ." Er wandte sich, immer mit dem verbindlichen Lächeln, an die Baronin Nadanyi:

„Sie, meine Gnädigste, muß ich leider der Gesellschaft für ein paar Augenblicke entführen. Sie würden mich zu lebhaftem Danke verpflichten, wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, mich zu einer kurzen Rücksprache in mein Amtszimmer zu begleiten."

Die Baronin Nadanyi erhob sich unsicher. Frau von Döhlau trat mit zornigen Augen auf ihren Gatten zu:

„Weshalb diese ungewöhnliche Maßregel? Wenn Du etwas von Josephine wissen willst, kannst Du sie doch auch hier befragen?"

Er behielt sein liebenswürdiges Lächeln und verneigte sich leicht:

„Doch nicht so ungeniert, wie es die gnädige Frau in ihrem eigenen Interesse wünschen müßte! Also, Frau Baronin, darf ich Sie bitten, einstweilen voranzugehen? Herr Wachtmeister Lippert wird so gut sein, Ihnen den Weg zu meinem Amtszimmer zu zeigen." Er hob die Hand, aus dem Laubengang trat ein untersetzter Mann in Zivil, mit dem schwarzen steifen Hütchen in der Hand. Auf hundert Schritt sah man ihm den schlecht verkleideten Geheimpolizisten an.

Die Baronin preßte einen Augenblick lang die Zähne aufeinander, neigte dann den Kopf mit den schweren Flechten:

„Ich weiß zwar absolut nicht, um was es sich handelt, aber wenn man so energisch eingeladen wird . . .?!" Sie ging aufrecht von dem grünen Rasenplatz. Der Wachtmeister Lippert folgte ihr mit dem Hute in der Hand in ehrerbietiger Haltung . . .

Frau von Döhlau hatte dagestanden wie ein kleines Kind, das im unbedachten Laufen über einen Stein gestolpert war. Den Mund vor Schreck weit offen, unfähig, einen Laut hervorzubringen. Und plötzlich sprang sie ihren Mann wie eine Wildkatze an, überschüttete ihn mit einer Flut französischer Worte. Das da eben sehe doch nach einer Verhaftung aus, und wie er dazu komme, sich in die Angelegenheiten ihrer Freundin zu mischen. Die sei sein Gast, ebenso gut wie der ihrige, und die gewöhnlichste Kavalierpflicht müsse ihm doch gebieten, hier zwei Augen zuzudrücken, statt eines, falls wirklich — unwahrscheinlich genug — irgendeine leichte Verfehlung vorliegen sollte.

Der Landrat von Döhlau hatte unbeweglich zugehört. Das verbindliche Lächeln war aus seinem zerhackten Korpsstudentengesicht verschwunden.

„Liebe Marion, bitte zähme Deinen Eifer! Bisher haben die Zeugenaussagen für Dich günstig gelautet, aber wenn Du weiter so Partei für Deine gewesene Freundin nimmst, könnte ich Dich beim besten Willen nicht davor schützen, ebenfalls in die Untersuchung verwickelt zu werden." Er hatte auch Französisch gesprochen, um von der Frau Bürgermeister nicht verstanden zu werden, wandte sich um und ging langsam zum Landratsamt zurück.

Die kleine Frau von Döhlau stand ratlos, sah sich mit wankenden Knien um. Und da erblickte sie ihre Kusine Françoise, die, in einen Faulenzerstuhl hingegossen, den weißen Tanzschuh auf der Zehenspitze balancierte, als wenn die Geschehnisse ringsum sie nichts angingen. Sie fuhr auf sie los, rüttelte sie an der Schulter:

„Auf, Françoise! Ihm nach, und wir hämmern so lange mit den Fäusten gegen seine Tür . . ."

„Bis er uns ebenfalls einsperren läßt! Wenn Du's darauf ankommen lassen willst, bitte! Ich habe nicht die geringste Lust, das Schicksal dieser Baronin Nadanyi zu teilen!"

„Ja, was hat sie denn überhaupt getan?"

Die Kleine blickte gleichmütig in die Höhe.

„Ich denke mir, sie hat ein bißchen Spionage gespielt. Nicht allzuviel, aber immerhin genug, um mit einigen Jahren Gefängnis bestraft zu werden."

„Aber um Himmels willen, er ist doch mein Mann und sie meine beste Freundin! Weshalb hat er sie da nicht gewarnt oder ihr im letzten Augenblick freien Abzug gegeben?"

Fräulein Françoise stand auf, einen Sorbettstrohhalm zwischen den Zähnen.

„Es ist eine fremde Nation, die Preußen, wir verstehen sie nicht. Eine Zeitlang benehmen sie sich wie andere Menschen auch, plötzlich stößt man bei ihnen auf eine Geistesstörung, die sie mit dem Wort „Pflichtgefühl" bezeichnen. Es ist sehr schmerzhaft, wenn man das Unglück hat, sich in einen dieser Spezies zu verlieben . . ."

Sie knixte wie ein Schulmädchen, sprach wieder Deutsch:

„Seien Sie nicht böse, verehrte Frau Bürgermeister, wenn ich mich jetzt zurückziehe. Ich muß meine Koffer packen und will morgen früh wieder nach meiner Heimat reisen. Wenn ich länger hier bleibe, mache ich vielleicht eine ähnliche Dummheit, wie vor einem halben Jahre meine Kusine."

* * *

Herr von Döhlau trat in sein Amtszimmer, ein kurzer Wink entfernte den Wache haltenden Geheimpolizisten. Er ließ sich hinter dem langen, grün bezogenen Tische nieder und blätterte ein paar Augenblicke in einem Aktenbündel. Fast schien es, als suchte der sonst so gewandte Mann nach einem passenden Anfange. Die Baronin Nadanyi saß ihm lächelnd gegenüber.

„Ich kann mir denken, mein lieber Herr von Döhlau, daß Ihnen diese Affäre ein wenig peinlich ist, aber ich hoffe, das Mißverständnis wird sich mit einigen Worten aufklären lassen. Kurz bevor Sie mich zu dieser Unterredung baten, hörte ich nämlich von der drolligen Frau Bürgermeister . . ."

Herr von Döhlau unterbrach sie mit einer Handbewegung, seine Stimme klang rauh:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, das ist ein Irrtum. Es handelt sich hier um keine Unterredung, sondern um eine polizeiliche Vernehmung. Aber ich bin ebenfalls der Ansicht, wir werden rasch fertig werden, denn die Beweise für Ihre Mitschuld an dem in Orlowen aufgedeckten Verbrechen sind leider so erdrückend . . ."

Sie hob überrascht den Kopf, lachte belustigt auf:

„Aber na! Das klingt ja ordentlich schauerlich! Und wenn's mir jetzt noch sagen möchten, an was für einem Verbrechen ich beteiligt bin . . .?"

Herr von Döhlau griff nach dem frisch gehefteten Aktenstücke und schlug ein paar Seiten um.

„Gnädige Frau, ich werde Ihnen die Aussage des Herrn Rittmeisters von Foucar vorlesen. Sie ist so erschöpfend, daß es danach kaum nötig sein dürfte, noch eine andere Frage an Sie zu richten als die, ob Sie den Inhalt dieser Aussage zugeben oder bestreiten."

Sie netzte sich mit der Zungenspitze die trockenen Lippen.

„Ist Ihnen bekannt, Herr von Döhlau, in welchen Beziehungen Herr von Foucar — früher einmal — zu mir gestanden hat?"

„Sehr wohl, gnädige Frau. Es geht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ebenfalls aus diesem Protokoll hervor. Und wenn ich jetzt bitten dürfte, mir aufmerksam zuzuhören? Herr Rittmeister von Foucar äußert sich — nach Feststellung seiner Personalien — zur Sache folgendermaßen:

„Ich hatte vor etwa anderthalb Jahren einer gewissen Frau Rheinthaler, geborenen Baronin Nadanyi, ein Eheversprechen gegeben, das ich aus bestimmten, hier nicht näher zu erörternden Gründen zurücknehmen mußte. Seitdem verfolgte Frau Rheinthaler mich mit ihrem Hasse. Ein Anschlag, den sie gegen meine Offiziersehre mit Hilfe ihrer vertrauten Dienerin Ursula Blasitschek richtete, wurde vereitelt. Näheres ist darüber aus den Akten des von mir gegen mich selbst beantragten Disziplinarverfahrens zu ersehen. Die p. Blasitschek wurde damals auf meine Fürbitte außer Strafverfolgung gesetzt. Vor einigen Wochen, bei Gelegenheit des Regimentsjubiläums, erfuhr ich von Frau von Döhlau, daß die ihr befreundete Frau Rheinthaler mich noch immer nicht vergessen hätte. In welcher Weise sie an mich dachte, wurde mir durch eine Unterredung klar, die ich am Tage nach dem Jubiläum mit Herrn Oberst von Wegener, Abteilungschef im Großen Generalstabe, hatte. Dieser teilte mir mit, mein verstorbener Schwiegervater habe den photographischen Abzug eines Briefes erhalten, aus dem der Schluß zu ziehen sei, seine geschiedene Frau habe ihn bereits vor der Ehe hintergangen. Dieses Bubenstück war besonders infam, weil er mit ganz ausnehmend großer Liebe an seiner einzigen Tochter hing, deren Legitimität auf diese Weise in Zweifel gezogen wurde."

Herr von Döhlau mußte beim Umblättern eine kleine Pause machen. Die Baronin hatte mit gesenktem Kopfe zugehört. Jetzt flog um ihren Mund ein ironisches Lächeln.

„Pardon, wenn ich Sie unterbrech' . . ."

„Bitte sehr, meine Gnädigste . . ."

„Alsdann, daß Herr Rittmeister von Foucar der preußischen Polizei Romane zu Protokoll gibt, kann ich nicht hindern. Ich versteh' nur nicht, was mich die ganze Sache angeht?"

Herr von Döhlau stand auf.

„Sie haben recht, gnädige Frau, wir können uns bei dieser Vernehmung manches schenken. Herr von Foucar legte bei seiner Aussage Wert darauf, zu erklären, wie er zu dem Entschlusse gekommen wäre, Ihnen und Ihrer vertrauten Helferin zunächst einmal das schnöde Handwerk der hinterlistigen Verleumdung zu legen. Nötigenfalls mit Gewalt, und das ist vielleicht menschlich begreiflich, denn sein verehrungswürdiger Herr Schwiegervater wurde durch den infamen Brief in geistige Verwirrung und zum Selbstmord getrieben, seine arme junge Frau aber liegt nach diesem Schlage schwer krank darnieder. Gott allein weiß, ob sie's überwindet!"

Die Baronin Nadanyi sprang so jäh auf, daß ihr Stuhl mit lautem Poltern umfiel.

„Also das weis' ich von mir ab, daß mir diese Sachen zugeschoben werden! Und der Brief, von dem da immer die Red' ist, da hab' ich keine Ahnung!"

Herr von Döhlau hob mit höflicher Bewegung den Stuhl auf und trat wieder hinter seinen grünbezogenen Tisch.

„Ganz nebenbei bemerkt, das ist eine Unwahrheit, gnädige Frau. Unter den Papieren der verhafteten Ursula Blasitschek fand sich ein Entwurf von Ihrer Hand. Nach diesem Konzepte erst ist von einer geschickten Persönlichkeit der Brief in der Handschrift der geschiedenen Frau von Gorski abgefaßt worden. Aber jetzt zur Hauptsache, und da muß ich Sie schon, wohl oder übel, noch einmal mit der Aussage des Herrn von Foucar behelligen." Und er begann wieder zu lesen:

„Nachdem ich also erkannt hatte — so gibt der Herr Zeuge weiter zu Protokoll —, daß es für mich vor allem darauf ankommen mußte, mich der Papiere der Baronin Nadanyi zu bemächtigen, setzte ich mich mit dem Leutnant Karl von Gorski in Verbindung, dessen entschlossene Kaltblütigkeit mir bekannt war. Zu meiner Ueberraschung teilte er mir mit, daß er auf Grund eigener Feststellungen die Umgebung des Orlower Gutshofes schon seit zwei Nächten beobachtete, weil er einem landesverräterischen Unternehmen von bisher unerhörtem Umfange auf der Spur wäre. Diese Mitteilungen ließen mich erkennen, daß ich in diesem Falle mein persönliches Interesse hinter das der Allgemeinheit zu stellen hätte. Ich traf in Gemeinschaft mit Herrn von Gorski umfassende Vorbereitungen. Es gelang uns, die p. Blasitschek in kurzer Entfernung von der Grenze beim Legen eines Telegraphenkabels zu überraschen und festzunehmen."

Die Baronin Nadanyi lachte gezwungen auf:

„Das ist alles? Da muß ich Ihnen sagen, daß der Fang, den Herr von Foucar gemacht zu haben glaubt, in keinem Verhältnis zu seinen „umfassenden Vorbereitungen" steht. Das Kabel, das er erwischte, war nichts weiter als eine telephonische Verbindung vom Schlosse zur Försterwohnung."

Herr von Döhlau hob die Hand.

„Gnädige Frau, das Protokoll ist noch nicht zu Ende. Herr von Foucar sagte weiter aus: Eine Gruppe russischer Feldtelegraphisten unter Führung eines Offiziers wurde von uns ohne nennenswerte

Gegenwehr gefangen genommen. Ein Versuch der p. Blasitschek, durch das Kabel ein Warnungssignal abzusenden, wurde vereitelt. Ein beschlagnahmter Geheimkode gestattete uns festzustellen, daß das in Orlowen verlegte Kabel das Endstück eines über den ganzen Bezirk reichenden Netzes telegraphischer Verbindungen bildete. Hieraus dürfte die Gefährlichkeit dieses Telegraphennetzes für den Ernstfall zur Genüge hervorgehen, und ich möchte, abschließend, bemerken, daß die Aufdeckung dieser Anlage in der Hauptsache dem ebenso energischen wie zielbewußten Vorgehen des Leutnants Karl von Gorski zu danken ist."

Frau von Nadanyi war blaß geworden bis in die Lippen und mußte sich auf den Schreibtisch stützen.

„Das . . . das ist allerdings entsetzlich, aber ich schwöre, davon weiß ich nichts. Die Ursel hat da ganz allein für sich gehandelt."

Herr von Döhlau sah sie bedauernd an.

„Gnädige Frau, ich gäbe etwas drum, wenn ich Ihrer Versicherung glauben dürfte! Leider liegt es damit genau so wie mit dem Briefe an den verstorbenen Herrn von Gorski: auch hier sind unanfechtbare schriftliche Beweise vorhanden. Nicht nur für Ihre Mitwisserschaft, sondern dafür, daß Sie an diesem fürchterlichen Werke in höchster Aktivität mitgearbeitet haben. Aus Briefen, die bei der mehrfach genannten Blasitschek gefunden wurden, geht hervor, daß Sie mit geradezu leidenschaftlicher Freude die Gelegenheit begrüßten, auch für Ihr Teil zum Gelingen des „großen Werkes" beizutragen." Er faßte sich mit Daumen und Zeigefinger leicht in die Augenwinkel, richtete sich auf.

„Die Aufnahme eines Protokolls erübrigt sich danach wohl. Die Beweise sind ja erdrückend genug. Ich habe eine Wärterin aus dem Frauengefängnisse kommen lassen, die wird dafür sorgen, daß Sie mit dem Notwendigsten an Kleidung und Wäsche versehen werden. Sie verbleiben in diesem Raume bis zum Dunkelwerden, gegen zehn Uhr werde ich Ihren Transport in das Allensteiner Gerichtsgefängnis veranlassen."

Sie war ganz zusammengebrochen, sah ihn aus entsetzten Augen an.

„Aber um Himmels willen, das geht doch nicht! Ich hab' das Gut von meinem eigenen Gelde bezahlt, da darf ich auf meinem Grund und Boden doch machen, was ich will? Und von meinem Vater her bin ich russische Untertanin. Da verlang' ich, daß ich den russischen Konsul sprechen darf."

Er zuckte mit den Achseln.

„Gnädige Frau, so was haben wir hier nicht. Der nächste sitzt, glaube ich, in Königsberg. Aber auch er würde Sie abschütteln, denn von diesen im Dunkel sich abspielenden Verbrechen darf keine Regierung der Welt Kenntnis haben."

Sie war auf ihrem Stuhle in sich zusammengebrochen.

„Aber . . . aber die in Paris haben doch ganz offiziell mit mir verhandelt? . . . Aber . . . aber wenn's mich jetzt im Stich lassen, was . . . also was für eine Strafe hätt' ich wohl zu erwarten?"

„Gnädige Frau, ich bin nicht Ihr Richter! Und es klingt banal genug, aber ich muß Ihnen sagen, das hätten Sie vorher überlegen müssen. Die Strafe richtet sich nach der Schwere des Verbrechens. Dieses hier . . . ein Schauer fliegt einem über den Rücken, wenn man daran denkt, wieviel Menschenleben dadurch vernichtet werden konnten . . ."

Sie schluchzte auf und streckte hilflos die Hände aus.

„Aber das . . . das konnt' ich doch nicht wissen! Und ich bin dazu gekommen, ich weiß heut' noch nicht wie. Immer hab ich nur auf meinen Haß gestiert, und die Ursel hat immer gehetzt, weil's doch damals ihm zugeschworen hatt', er könnt' sich am End' der Welt verstecken, sie würd' ihn finden. . ."

Er drückte auf die Klingel. Der Wachtmeister Lippert trat ins Zimmer.

„Herr Landrat befehlen?"

„Frau von Nadanyi wird unter Ihrer Bewachung hier in diesem Zimmer bleiben, bis ich persönlich Ihnen weitere Order gebe. Sie stehen mir dafür, daß in der Zwischenzeit nicht die geringste Unregelmäßigkeit passiert. Sie schließen beide Türen ab und öffnen nur mir! Verstanden?"

„Sehr wohl, Herr Landrat!"

Er griff nach der Aktenmappe. Als er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, vernahm er hinter seinem Rücken einen kurzen Laut. Er wandte sich jäh auf dem Absatze, aber er kam zu spät, die von kostbaren Ringen blitzende Hand vor dem geöffneten Mund zur Seite zu schlagen. Ein scharfer Geruch erfüllte den Raum. Er konnte die Umsinkende nur noch vor dem schweren Sturz auf die Dielen bewahren.

„Lippert, rasch einen Arzt!"

„Befehl, Herr Landrat!"

Der Landrat von Döhlau war mit der Sterbenden allein. Er bettete sie auf der schmalen Zeugenbank, schob ihr den dicken Aktenband unter den Kopf, in dem all' ihre Verbrechen ausführlich verzeichnet standen; und da hätte er die harten Worte, vor denen sie in den Tod geflohen war, gern zurückgenommen. In einem solchen Augenblicke versagten alle Gründe. Ein armer, in die Irre gegangener Mensch lag da, der all seine Verfehlungen gebüßt hatte . . .

X.

Karlchen Gorski schlenderte über den Kasernenhof und steckte sich nach schwerer Arbeit die erste Zigarette an. Er hatte die Reserveschwadron im Fußdienst exerziert und sich selbst dabei gründlich hergenommen. Es war gut gegangen, weil den Kerlen allen ein besonderer Eifer in den Knochen steckte. Morgen kriegte jeder von ihnen einen Gaul zwischen die Beine und war wieder ein ganzer Kavallerist. Es war ihm eine große Freude gewesen, daß die Leute alle noch ebenso an ihm hingen wie zu der Zeit, da er sie aus Rekruten zu brauchbaren Mitgliedern der militärischen Gesellschaft gedrillt hatte. Als er vor die Front trat, lief durch die lange Reihe der Gesichter ein vergnügtes Schmunzeln, als wenn sie sich eine lustige Unterhaltung erwarteten. Er hob den rechten Zeigefinger an den Mützenschirm.

„Tag, Reserve!"

„Guten Tag, Herr Leutnant," schrie es aus einer einzigen Kehle zurück.

„Heißen Dank! Und habt Ihr nu 'ne Ahnung, weshalb Ihr zu der Uebung einberufen seid?"

Allgemeines Schweigen.

Er fischte sich einen der Reservisten, dem die Drillichjacke zum Platzen gespannt über dem runden Bäuchlein saß.

„Na Sie zum Beispiel, Kowalski! Es ist zwar sonst nicht Ihre Gepflogenheit, aber ich schätze, Sie werden sich ausnahmsweise doch 'was dabei gedacht haben?"

„Wegen Russen, Herr Leutnant!"

„Ach nee, mein Freundchen, sondern wegen Speck! Der muß wieder runter, sonst geht die Militärverwaltung an Ihnen pleite. In 'nem Jahr brauchen Sie 'ne Säbelkoppel wie 'ne Longeleine, und so viel Geld haben wir nicht!"

Durch die Front lief ein brausendes Gelächter.

„Ich sehe, Sie haben begriffen, meine Herren. Und jetzt wollen wir ein Weilchen exerzieren, bis ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Sie wieder Ordensburger Dragoner sind! Wie lange dieses Weilchen dauern soll, wird ganz von Ihnen abhängen!" Und plötzlich stieg seine Stimme steil an, das Kommando flog in die Truppe wie ein Schlag.

„Stillgestanden! Eskadron — Marsch!"

Wie mit einem einzigen Hieb flogen die linken Beine vor. Das erste Niederschlagen der Füße auf dem harten Boden des Kasernenhofes ergab einen einhelligen Gleichklang.

„Ausgezeichnet! Eskadron mit Gruppen rechts schwenkt — Marsch. . . . Tete — geradeaus. . . . sehr nett, aber wenn Ihr nu den Größenwahn kriegt, Ihr wäret schon ausgelernte Infanteristen, seid Ihr auf dem Holzweg. . ." So ging das eine Stunde lang fort, bis den Kerls der Schweiß in Strömen über die krebsroten Gesichter floß. Danach gab es Karabinerexerzieren, Bewegungen in Schützenlinie, gruppenweisen Angriff, zum Schluß einen Sturmanlauf mit Hurra über die ganze Länge des Kasernenhofes, der Leutnant von Gorski voran. Er steckte den Säbel mit einem kurzen Ruck in die Scheide zurück.

„So Kinderchen, für die erste Begrüßung war es genug, und wir werden ja noch öfter das Vergnügen miteinander haben! Ich sehe zu meiner innigen Freude, unser Kollege Kowalski ist schlank geworden wie ein Aal. . . . Noch mehr Spaß aber macht's mir, daß ich wieder zu Euch sagen kann, Dragoner! Guten Abend, Dragoner!"

„Guten Abend, Herr Leutnant," klang es stolz zurück. Die harte und ungewohnte Anstrengung war vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der Ankündigungen in der „Berliner Illustrirten Zeitung" bitten wir auf diese Bezug zu nehmen.

Briefkasten.

K. B. 806. Mit Ihrer Vermutung, daß die in unserer Zeitschrift veröffentlichten Bilder Zeichnungen in photographischer Art sind, irren Sie sich. Die meisten Bilder sind nach photographischen Aufnahmen wiedergegeben; wenn das Bild gezeichnet ist, so werden Sie jedesmal darunter die deutliche Anmerkung „Nach einer Zeichnung von . . . .“ finden.

Felduniformen. Zu unserem Artikel „Felduniformen“ schreibt uns ein Leser: Bei der „Marine-Infanterie“ sind einige Fehler: Die Litzen am Kragen sind lang. An feldgrauen Uniformen tragen nur Offiziere Spiegel und kurze Litzen darauf am Kragen (wie bei der Garde). Die Aermel haben Aufschläge und Patten mit drei Litzen, so wie sie einige Garderegimenter tragen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Das **Thalysia-Umstandskleid** kann der sich stets ändernden Form des Körpers der werdenden Mutter angepaßt werden. Die Vorrichtung besteht darin, daß eine Längsnaht offen gelassen ist und das Vorderblatt über einem ebenso breiten Vorderblatt liegt; die Breite beider Teile zusammen ist so groß, daß auch der Körperumfang der allerletzten Zeit noch bedeckt wird. Näheres sagt das neue Thalysia-Jahresalbum, das an Kundinnen gratis, sonst gegen 40 Pf. postfrei versandt wird durch die Thalysia Paul Garms G. m. b. H., Leipzig-Co., Fabrik und Versand-Abteilung in Leipzig-Co.

Die alteingeführte **Versand-Gärtnerei** Karl Weißhoff, Buckow, Kreis Lebus, liefert in diesem Kriegsjahre ihren bekannten Balkon- und Fensterschmuck in schwarz-weiß-roter Farben-Zusammenstellung zum mäßigen Preise von 4,— Mark pro Sendung. Näheres siehe im Anzeigenteil.

Sargs Kalodont ist ein sorgfältig zubereitetes Zahnputzmittel, durch dessen Gebrauch man der Bildung von Zahnerkrankungen und rheumatischen Schmerzen in den Schläfen, Armen und Händen, soweit sie Folgeerscheinungen von Zahndefekten sind, vorbeugt.

Regenerationskuren des **Kurbades Sommerstein** sind beim heilbedürftigen Publikum und in der Aerztewelt bestens bekannt. Die Kurleitung gibt auf Wunsch ausführliche Auskunft. Man beachte das Inserat in dieser Nummer.

Krankenfahrzeuge in mannigfachster Ausführung bilden die Spezialfabrikation der Firma H. W. Voltmann, Bad Oeynhausen (Erste Oeynhauser Krankenfahrzeug - Fabrik). Die Firma verfügt über langjährige Fabrikationserfahrungen und kann daher für zweckentsprechende und bequemste Konstruktion sowie preiswerte Lieferung weitestgehende Garantie übernehmen. Katalog versendet sie umsonst und portofrei. Lazarette, Krankenhäuser und verwundete Krieger erhalten Vorzugsrabatt.

Inseratenschluss
18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ah — cho — ci — da — dol — don — dre — e — e — eck — gar — heim — is — je — ka — la — le — let — li — mur — na — na — nau — nen — ra — recht — reg — ri — ri — see — ten — tip — u — ux — wat

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein politisch bedeutsames Ereignis der letzten Zeit nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Oft genannten Ort in der Bukowina. 2. Türkische Stadt. 3. Pflanze. 4. Volksstamm. 5. Handwerkszeug. 6. Eroberte belgische Festung. 7. Italienischen Maler aus dem 17. Jahrhundert. 8. Reitersoldaten. 9. Deutschen Badeort. 10. Italienischen See. 11. Stadt in Frankreich. 12. Türkische Hafenstadt. 13. Geometrische Figur. 14. Biblische Stadt.

Der gefährliche Einschlag.

Es wird, mit einem i hinein
Der Beste selbst gefährlich sein.

Bilder-Rätsel.



Dreisilbig.

Dem Brot wird ja bekanntlich jetzt
Silbe eins vorangesetzt;
Kochen soll man mit zwei-drei
Kartoffeln, da dies sparsam sei. —
Horch! — Im Frühlingssonnenglanze
Ziehen Krieger aus — voran das Ganze! —

Umstell-Rätsel.

„Else Christa Wonkowir",
Die in „Graudenz" ihr Quartier,
Sandte ihrem Herzensheld
Ein Paketchen in das Feld. —
Mischt Ihr Nam' und Heimatsort,
Kennt den Inhalt Ihr sofort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die tapferen Telefonistinnen von Memel.

1. Dattel. 2. Isolde. 3. Einem. 4. Terzine. 5. Ammonium. 6. Paladin. 7. Fidelio. 8. Explosiv. 9. Rennen. 10. Ellipse. 11. Napoleon. 12. Termin. 13. Eselei. 14. Lindequist. 15. Eukalyptus. 16. Fischerei. 17. Oran.

K. Z.: Becher — Zecher.



„Wann wird wohl der Krieg ein Ende nehmen?" — „In einem Monat!" — „Ist's möglich?" — „Jawohl! Man weiß nur noch nicht in welchem!"

*

Unsere Köchin sagte mir neulich, nachdem sie ein neues Extrablatt gelesen hatte: „Nee, wat man doch jetzt für Fremdwörter lernt, wo hätte ick früher gewußt, wat Belgien und Antwerpen ist!"

*

Zeitgemäße Ausrede. Vor einer eleganten Tiergarten-Villa geht ein außerordentlich zerlumpter „Stromer" behaglich in der Sonne auf und ab; der Pförtner ärgert sich entsetzlich über diese „Verunzierung" und ruft erbost: „Wozu müssen Sie denn egal hier rumgehen?" Da tönt es zur Antwort: „Entschuldijen Se man, det ick hier zu Fuß rumspaziere — meen Auto hab' ick aber de Heeresverwaltung zur Verfiejung jestellt!"

Zeichnung von A. Fiebiger.



Frühling im Schützengraben:
„Na, wat is det nu? Bin ick Soldat oder bin ick Landschaftsgärtner?"

Sie: „Du bist gar nicht mehr so lieb zu mir wie früher, Otto! Ich fürchte, Du hast aufgehört, mich zu lieben!" — Er: „Aufgehört Dich zu lieben? Aber ich bitte, ich liebe Dich mehr als mein Leben. Nun laß' mich aber meine Zeitung in Ruhe lesen!"

*

Lehrer: „Eine Mutter hat fünf Kinder. In der Speisekammer sind noch vier Aepfel. Jedes Kind soll aber einen gleich großen Anteil von den Aepfeln bekommen. Was wird die Mutter da machen?" — Fritz: „Apfelmus!"

*

„Ich bin jetzt überzeugt, daß Emil um meine Hand anhalten wird," sagte ein junges Mädchen zu ihrer Freundin. — „Hat er etwas gesagt?" — „Nein; aber je öfter er meine Mutter sieht, desto weniger kann er sie leiden!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korrunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 19

Berliner

9. Mai 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Ruthenische Bauern in der Bukowina beim Anlegen von Stacheldrahtverhauen
zum Schutz der österreichisch-ungarischen Stellungen.



Horch-Posten mit Zielfernrohr-Gewehr in einer vorgeschobenen Stellung an der Bzura in Ruff.-Polen.

Kriegsinvaliden-Fürsorge.

Als eine der ersten Städte Deutschlands hat sich Düsseldorf die Sorge für das spätere wirtschaftliche Fortkommen der Kriegsinvaliden angelegen sein lassen. Um schon jetzt die Beschäftigung der „Kriegsbeschädigten" in die Wege zu leiten, wurde zu diesem Zwecke mit der Zentralstelle für freiwillige Liebestätigkeit eine besondere Organisation geschaffen, die sich mit der Ausbildung und Arbeitsversorgung für die Invaliden befaßt. Der Unterricht erstreckt sich bis jetzt auf allgemein bildende und kaufmännische Fächer und Zeichnen; ferner sind Spezialkurse für gelernte Arbeiter, Handwerker, Bürobeamte und Kaufleute diesen jetzt angeschlossen worden. Hierbei handelt es sich hauptsächlich darum, die Verwundeten, die infolge ihrer Verletzung ihre frühere Tätigkeit nicht mehr ausüben können, innerhalb ihres Berufes für eine Spezialarbeit heranzubilden. Auch in Berlin hat in diesen Tagen die erste Besprechung von Vertretern aller Gemeinden Groß-Berlins über die Arbeitsvermittlung nach dem Kriege stattgefunden. Man will einmal den nach dem Kriege zu erwartenden großen Ansturm von Arbeitskräften in gesunde Bahnen lenken und ferner für die Kriegsinvaliden besondere Arbeitsvermittlungsämter schaffen. Aufgabe der einzelnen Orte soll es sein, in ihren Bezirken besondere Vermittlungsstellen zu begründen. Hier sowohl wie in den andern Städten besteht die Maßnahme in erster Linie darin, daß die Lazarettleitungen ersucht werden, die Kriegsbeschädigten, sobald sie ausgehfähig sind, den Fürsorgestellen zu überweisen. Es werden dann ein Gutachten des leitenden Arztes über die weitere Erwerbsfähigkeit des Kriegsbeschädigten in seinem früheren Beruf eingeholt und im gegebenen Falle Vorschläge für einen Berufswechsel von sachverständigen Personen entgegengenommen. Ebenso erfolgt die Vermittlung geeigneter Stellen durch die Stadtverwaltung. Später wird die Regierung die Leitung dieser Fürsorgestellen übernehmen müssen.



„Achtung! Von hier bis zum Feind 3 Kilometer!" Warnungstafel für Autos auf einer Straße in Ruff.-Polen.



Der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef bei Ueberreichung einer Auszeichnung an einen deutschen Husaren von der Karpathenarmee.
Phot. Johann Kreuzer.





In der Kriegsinvaliden-Lehranstalt, die die Stadt Düsseldorf eingerichtet hat.

Klasse für Unterricht im Linksschreiben. Unterricht im Maschinenschreiben. Phot. Albert Lang



Reliefkarte des Kriegsschauplatzes im Ober-Elsaß.

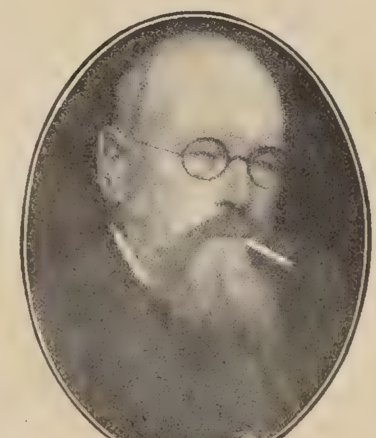
Für die B. J. Z. gezeichnet von Prof. M. Zeno Diemer.



Deutsche Soldaten mit ihren Quartiergebern in Frankreich.

Zwei Sechzigjährige.

Die beiden deutschen Künstler, die im Mai ihr sechstes Lebensjahrzehnt beschließen, gehören zu den wenigen, denen auch in den wilden Kunstkämpfen, die hinter uns liegen, von allen Seiten Anerkennung und Verehrung entgegengebracht wurde. Der Maler Graf Kalckreuth hat von je das Geheimnis besessen, alle Anregungen der Kunstwelt ringsum in sich aufzunehmen und doch den deutschen Kern seines Wesens nie zu verlieren. — Der Bildhauer Adolf Brütt verbindet mit monumentaler Wirkung ein verfeinertes Formgefühl. Weithin ragt aus der Berliner Siegesallee seine volkstümlich gewordene Figur Ottos des Faulen hervor. Aber auch seine Statue Friedrich Wilhelm II. ebendort, sein Mommsen vor der Universität, zeigen jene glückliche Mischung. Am reinsten aber hat sich Brütts plastische Kraft in der schönen Gruppe der Eva mit ihren Kindern in der Nationalgalerie und in dem herrlichen Frauenbild der Diana offenbart.



Graf Leopold von Kalckreuth, der berühmte Maler, der seinen 60. Geburtstag feiert.
Phot. d'Ora.



Besuch des Königs Ludwig von Bayern bei einem bayrischen Infanterie-Regiment im Felde.
Komm. General v. Gebsattel — König Ludwig



Adolf Brütt, der berühmte Bildhauer, der seinen 60. Geburtstag feiert.
Phot. Deutsche Ill. G.



Bei den Verwundeten im Rudolf-Virchow-Krankenhaus in Berlin: Kaffeetafel in der Frühlingssonne. Phot Waldemar Titzenthaler.

Frühling bei den Verwundeten.

Bilder aus dem Rudolf-Virchow-Krankenhaus in Berlin.

Die Etappenlazarette hinter der Front schicken die Verwundeten, sobald es nur ihr Zustand erlaubt, in die großen Reserve-Lazarette zurück, für die meist große Räumlichkeiten in den mit modernsten Einrichtungen versehenen Krankenhäusern in der Heimat frei gemacht sind. Die Lazarettzüge, deren Zahl sich durch freiwillige Stiftungen und Sammlungen erfreulicherweise ständig vermehrt, nehmen die Schwerverwundeten dicht hinter der Front auf und bringen sie, während der Fahrt von Krankenschwestern und Aerzten behütet, direkt in die Heimat und in die Reserve-Lazarette. Eine der größten Stationen auf dem langsamen und schmerzvollen Wege zur Genesung ist natürlich Berlin mit seinen vielen Krankenhäusern und anderen sozialen Anstalten geworden, die alle eine große Zahl von verwundeten Soldaten aufgenommen haben. Auch in dem riesigen, der Stadt Berlin gehörenden Rudolf-Virchow-Krankenhaus ist eine Schar von Verwundeten untergebracht, die hier unter sorgfältigster Pflege ihrer Genesung entgegengehen. Rechts und links zu Seiten der großen Hauptallee liegen die niedrigen, einstöckigen Häuschen, in denen die Krieger in Trupps von etwa 50 Mann untergebracht sind. Die warme Frühlingssonne scheint durch die hohen Fenster und läßt die Säle, in denen sie von Wunden und Strapazen ausruhen, in einem freundlicheren und weicheren Lichte erscheinen. Von Bett zu Bett gehen die Krankenschwestern und sorgen in rührender Weise für ihre Pfleglinge, unterstützt von männlichem Pflegepersonal, das die gröberen Arbeiten verrichtet und beim Umbetten und Aufrichten der Patienten Hilfe leistet. Der Nachttisch, der neben jedem



Im Park des Krankenhauses.





Bei den Verwundeten im Rudolf-Virchow-Krankenhaus in Berlin:
Blick aus einer der Baracken in den Garten. — Auf der Terrasse.

Bett steht, ist dicht bis an den Rand der Platte mit Gläsern, Weinflaschen, Schächtelchen und anderen Sachen vollgestellt, die ein Beweis sind, wie die Sorge der Familie und fremde Liebestätigkeit an die Verwundeten denkt. Bei jedem Bett stehen Blumen, die die Schwestern aus der eigenen Gärtnerei des Krankenhauses holen und häufig wechseln. Hier und da sitzt eine Frau mit ein paar Kindern, und die Kleinen sehen zuerst ängstlich auf den blassen Mann im Bett, der in der Krankenhauskleidung so gar nicht an ihren Vater oder Bruder erinnert. An dem Tisch, der mitten im breiten Gange in einem der Säle steht, sitzen ältlich aussehende Leute, Mann und Frau, die kamen, um den verwundeten Sohn zu besuchen. Der Sohn ruht in einem weichgepolsterten Stuhl; das blasse Gesicht will noch nicht recht zum graugrünen Jägerrock passen, den er übergezogen hat, und schlaff und leer hängt der linke Aermel des Rocks herunter. Mit gesenktem Kopf sitzt die Mutter neben dem Sohn und streichelt immer wieder den leeren Aermel. — Aber wenn die Sonne scheint, bleiben nur wenige im Krankenzimmer. Alles, was gehen kann, wird in den



Liegekur im Garten. Phot. Waldemar Titzenthaler.




Die Zustände in Mexiko: Straßenkämpfe beim Angriff der Anhänger des Generals Zapata auf das Gebäude des Amerikanischen Klubs in der Stadt Mexiko.

großen Garten geschickt, der sich mit Wegen und Büschen und Ruheplätzen hinter den Krankenstationen weit ausdehnt. Auf ein oder zwei Stöcke gestützt spazieren die Soldaten auf und ab. Mancher, der noch nicht sicher auf den Beinen ist, wird von einer Schwester geleitet, die ihren Arm um ihn legt und sorglich jeden Schritt bewacht. Ein Stuhlwagen knirscht im Sand des Weges heran. In ihm sitzt ein Offizier mit dem Eisernen Kreuz, der bei der Schlacht von Tannenberg einen bösen Beinschuß bekam und noch nicht die Kraft der Glieder wiedererlangt hat. Mehrere solcher Krankenstühle werden an den warmen Frühlingstagen im Garten auf und ab gefahren, meistens von Soldaten, den Burschen der Offiziere, die häufig ebenso wie die Offiziere selbst, das Eiserne Kreuz schmückt. Gar manchem der Krieger fehlt ein Arm, aber trotz Lazarettumgebung und Verwundung sitzt ihnen die deutsche Soldatendisziplin noch in den Knochen, und kommt ein Offizier vorbei, so nehmen die Soldaten mit einem Ruck die Zigarre aus dem Munde und gehen in strammer Haltung salutierend vorüber. Was bei diesem Benehmen einen so sympathischen Eindruck macht, ist, daß dieser militärische straffe Gruß ganz freiwillig ist, denn keiner der Vorgesetzten würde ihn von einem der verwundeten Soldaten fordern. An einem kleinen Tisch im Garten sitzt eine Runde und spielt Skat. Dem einen der Spieler fehlt der linke Arm, so hat er die Karten in das Ellbogengelenk geklemmt und spielt ebenso vergnügt und lustig lachend wie die anderen. Auf den fremden Besucher üben diese Verletzungen, die zum Verlust von Gliedmaßen führten, den sichtbarsten und dadurch stärksten Eindruck aus. Die Leute selbst haben sich meistens bald aus der seelischen Depression befreit und an den neuen Zustand gewöhnt. Und über allem, über Patienten und Schwestern, über den Krankenhäusern und dem Garten liegt eine seltsame Stimmung, eine leise innerliche Ruhe, die nichts Trauriges und Trübes in sich birgt. Man hat im Gegenteil die Empfindung, als ob die Frühlingssonne wieder Lebensmut und neue Kraft zur Arbeit in den Verwundeten geweckt habe und sie von dem dumpfen Druck der Zeit, die sie im Schlachtenlärm und später auf dem Schmerzenslager verbrachten, befreite. Und die Schwestern können nicht genug erzählen, wie rührend geduldig und wie dankbar für jede Erleichterung, für jedes liebe Wort ihre Patienten sind.



Generaloberst von Mackensen,
der Führer der österreichisch-ungarischen und deutschen Armee, die die Russenfront in Westgalizien durchbrach.
Hofphot. Bieber, Berlin.



Vor den Dardanellen: Englische Landungstruppen auf der Fahrt zur Küste. Aus einer englischen Zeitschrift

WOHNUNGEN IM FELDE

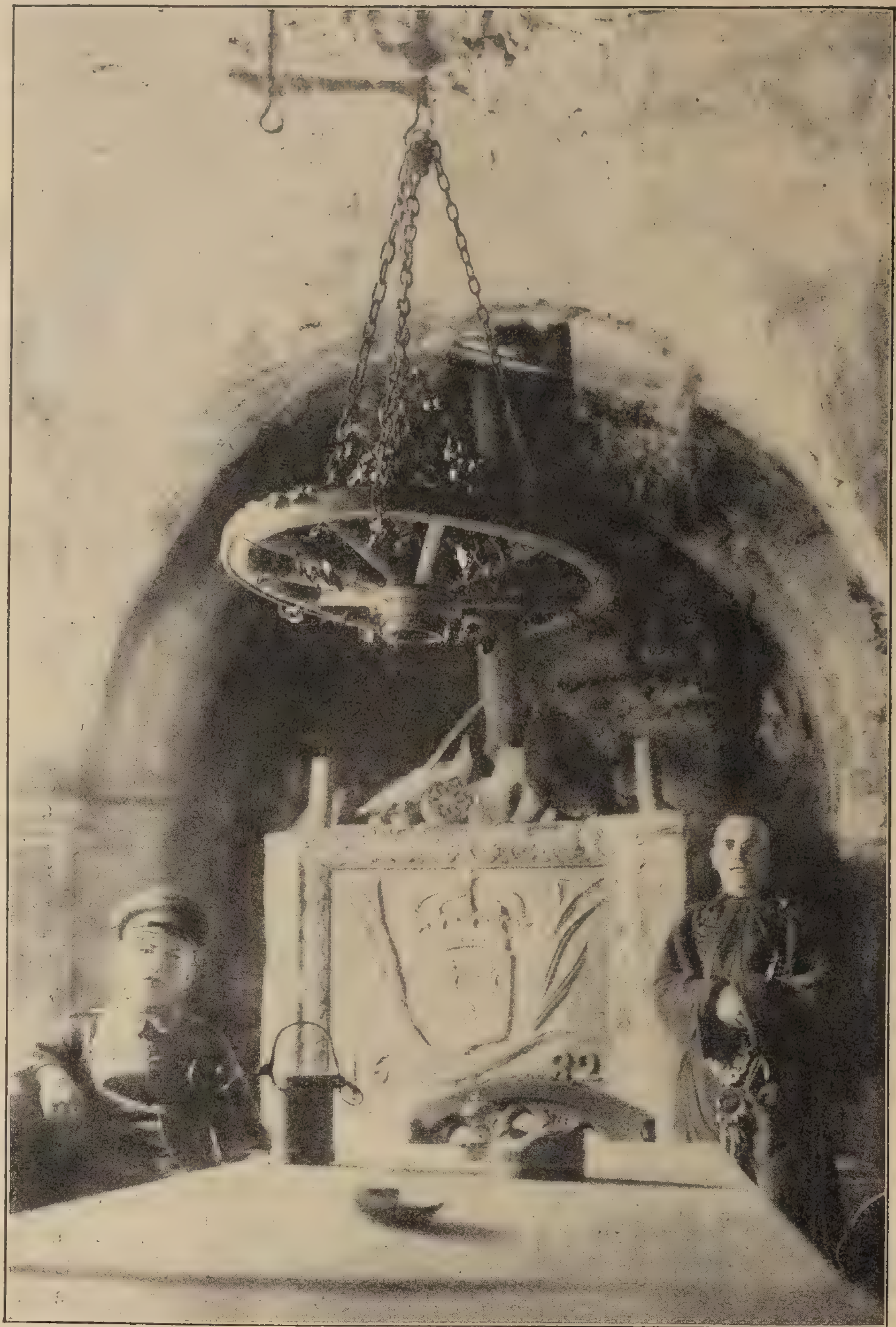


General Jan Hamilton,
der Oberbefehlshaber der feindlichen Landungskorps an den Dardanellen.



Admiral v. Usedom,
der General-Inspekteur der Küstenverteidigung an den Dardanellen.

Das Zitat „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" ist nie besser angewendet worden als auf die Wohnungen unserer Soldaten in den Unterständen an der Front. Aus Erdlöchern und Felshöhlen, aus Resten von zerschossenen Häusern und halbverschütteten Kellern sind Räume geschaffen worden, die das Höchstmaß erreichbarer Behaglichkeit darstellen. Mit besonderer Liebe bauen die Soldaten die Wohnungen der Offiziere aus. Ist der Eingang tief unter der Erde, so findet sich rasch ein geschickter Mann, der mit Brettern und Pfosten eine Holztreppe baut. Die Wände werden mit Brettern verkleidet, und falls Strohmatten oder ähnliches Material im nächsten verlassenen Dorf aufzutreiben sind, sauber „tapeziert". Der Erfindergeist von Offizieren und Mannschaften kann sich hier frei betätigen, und so ist jede der unzähligen „Villa Hauptmanns Ruh", „Haus Hindenburg" und wie sie alle in wechselnder Anspielung genannt werden, ein interessantes Stückchen Anpassungsfähigkeit. Besonders verwöhnte Krieger haben sogar oft zwei Räume, stolz und ernsthaft „Schlafzimmer" und „Salon" genannt, und mit großer Wichtigkeit wird darauf geachtet, daß niemand im Salon schläft oder umgekehrt. Auch die kleinen Behaglichkeiten sind vorhanden, je nach den persönlichen Bedürfnissen des Inhabers. Der eine hat einen Stiefelknecht „echte Handarbeit", aus der Holzpackung einer schweren Granate hergestellt, der andere hat aus einer alten Tonne und einem nach allen Richtungen verbogenem Blechrohr ein Brausebad hergestellt und huldigt so einer „übertriebenen" Reinlichkeit. Wer Blumen erwischen kann, stellt sie auf den Tisch (alte Liebesgaben-Kiste!), als Vase dient fast immer eine leere Geschoßhülse, die ja in der Nähe stets billig zu haben sind. Und so hausen die Offiziere friedlich und zufrieden in solchen „Staatsquartieren" bis der Befehl zum Abmarsch oder eine feindliche Granate das Idyll jäh abbricht.



Wohnungen im Felde:
Offizierskasino im Felsenkeller eines Klosters in Frankreich.



Offizierswohnung in einem Unterstand zwei Meter unter der Erde in der Champagne. Phot. Hammer.



Offizierswohnung in Russ.-Polen mit einem Russenbett, das zu einem Koffer zusammengelegt werden kann. Phot v. Kummer.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. - - - - - 1 2 3 4 5



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

„Morgenrot . . .“

Als wir früh am Morgen ritten
Ritten in den grauen Tag,
Manches Kreuz am Wege lag:
Halme, die der Tod geschnitten —
Schnitter Tod . .

Und wir grüßten stumm hinüber.
Eine alte Reiterweise
Klang in unsern Herzen leise —
Manches Auge blickte trüber . . .
„Morgenrot . . .“

Otto König.

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

15. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die Schwadron löste sich auf, zog ins Quartier oder in die Kantine, ein Teil schwärmte ins Städtchen, alte Bekanntschaft am Haustor aufzufrischen oder neue zu schließen. Nur der Führer wußte nicht, wo er mit sich hin sollte. . . . In der kärglichen Bude daheim bekrochen ihn die Gedanken wie ekle Spinnen, in der Kneipe gab es leeres Geschwätz. Wenn er die anderen nicht aufmöbelte, saßen sie stumpf da oder simpelten Krieg. Und keiner konnte ihm helfen in seinen Gewissensnöten. . . . Wenn er den dicken Uhlenburg gefragt hätte: „Sie, Tonnchen, wenn Sie die Wahl hätten, Leutnant zu bleiben mit fünfzig Mark Zulage monatlich, oder Schwiegersohn bei 'nem Riesenfabrikbesitzer zu werden mit ungezählten Däusern im Jahr, was würden Sie da machen?“

„Na, natürlich immer 'rin in die Millionen!“

„Auch wenn Sie dafür, jetzt vor 'm Krieg, den Abschied nehmen müßten?“

„Nee, Bauer, das wär' natürlich ganz was anderes! Dann laufen lassen, dickes Bier trinken und die ganze Sache sich möglichst rasch aus dem Kopf schlagen!“

„Aber wenn Sie vor Liebe zu dem Mädel halb verrückt sind, die Nächte nicht schlafen können und bei Tag wie im Fieber herumgehen?“

„Ja, lieber Freund, gegen so 'was hilft freilich nur der Pistolenkasten! Prompt, schmerzlos und billig. Na, adieu, Karlchen, und, wenn Sie Zeit haben, schreiben Sie mal von oben 'ne Ansichtskarte. . . .“

Mit dem Rat war ihm nicht geholfen. Die Pistole hatte er in diesen Tagen ein paarmal in der Hand gehabt und wieder fortgelegt. Eine Russenkugel tat schließlich genau dieselben Dienste. . . . Aber wer bürgte ihm dafür, daß damit alles zu Ende war? Zurückgekommen war ja noch keiner, der da hätte sagen können, ob in dem dunklen Lande drüben alles ausgelöscht war an Sehnsucht, Qual und — Reue. . . . Reue über den Schmerz, den er der anderen hatte zufügen müssen. . . . Mitten im glutheißen Sommerabend flog ihm ein eisiger Schauer über den Rücken . . . er sah sich leibhaftig im weißen Totenhemd, zwei junge Mädchen standen an seinem Lager. Die eine weinte, die andere aber lachte: „Wozu diesen Aufwand? Ein kleines Opfer an Stolz und Ehrgefühl, und alles wäre anders gekommen.“

Er schreckte unwillkürlich zusammen. Aus dem offenen Fenster des Regimentsbüros rief ihn eine helle Stimme an:

„He, Sie, Karlchen, famos, daß Sie gerade vorbeiländern, Sie ersparen mir in diesen knappen Zeiten eine Ordonnanz! Der Herr Oberstleutnant hat befohlen, Sie möchten ihn sofort nach Dienstschluß in seiner Kanzlei besuchen!“

Er blickte nach oben.

„Haben Sie 'ne Ahnung, Zinnow, weshalb?“

„Keinen Schimmer! Vielleicht will er Ihnen wegen hervorragender Tüchtigkeit im Auffinden feindlicher Telegraphenleitungen den Kabelorden mit Eichenlaub und Schwertern umhängen. Im übrigen, wenn Sie's interessiert: Ihre schöne Spionin hat es vorgezogen, sich nach der Vernehmung durch den Landrat zu empfehlen. Vermittelst Jift in ein besseres Jenseits. Jetzt tobt halb Ordensburg vor dem Landratsamt und will ihr die ältere Donna mit 'nem Strick um den Hals nachschicken.“

„Um Gottes willen, da müßte doch etwas geschehen, um die Döhlauschen Damen . . ."

„Beruhigen Sie sich, Kleiner, ist leider schon gemacht. Diesen hochnasigen, halb fremdländischen Puten hätte eine kleine Portion Angst nichts geschadet. Aber es ist schon ein Halbzug Infanterie da, und unser Stadthaupt hält Ansprachen an seine Untertanen . . ."

Karl von Gorski stieg langsam die Kanzleitreppe empor. Vor der Tür des Kommandeurs blieb er stehen, schöpfte einen Augenblick lang Atem. Das Herz schlug ihm bis in den Hals. Er glaubte zu wissen, weshalb der Oberstleutnant ihn zu sprechen wünschte. Mit Schweigen und Ausdemwegegehen schaffte man keinen Treuschwur aus der Welt. . . .

Er trat über die Schwelle und klappte mit militärischer Verneigung die Sporen aneinander.

„Herr Oberstleutnant haben befohlen?"

Der Kommandeur, in leichter Litewka, stand elastisch hinter dem langen Schreibtische auf. Ueber sein gebräuntes Gesicht flog eine dunkle Zornwelle, seine Stimme klang hart.

„Ich habe Sie leider nur ersuchen dürfen als Privatmann! Und als Vater meines Mädels zu einer gütigen Auskunft. Also, bitte, haben Sie die Liebenswürdigkeit, mir zu erklären: In welchem Verhältnis stehen Sie zu meiner Tochter?"

Er blickte zu Boden.

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant, wenn ich bitte, zur Beantwortung dieser Frage ein wenig weiter ausholen zu dürfen. . . ."

„Nein! Auf eine klare Frage muß es doch wohl auch eine klare Antwort geben?"

„Nun denn" — er schluckte auf — „ich war mit Fräulein Ilse heimlich verlobt und habe ihr in infamer Weise die Treue gebrochen!"

„Na, das ist wenigstens ehrlich!"

Der Kommandeur ging mit auf dem Rücken ineinander geschlagenen Händen eine Weile lang auf und ab. Als er wieder zu sprechen begann, klang es ein wenig milder . . .

„Herr, ich hatte Sie doch seinerzeit dringend und deutlich genug ersucht, das Kind in Frieden zu lassen!"

Er zuckte mit den Achseln.

„Gott, Herr Oberstleutnant . . . solche Verbote . . . Am Abend des Regimentsjubiläums fanden Fräulein Ilse und ich den Weg, es zu umgehen."

„Mein Mädel hat es mir gebeichtet, unter anderen Umständen hätte ich herzlich darüber gelacht. Na und weiter?"

„Wir verlobten uns und beschlossen, trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse beieinander auszuharren, bis bessere Zeiten kämen."

„Na schön! Und da geht meine Frau vorgestern mittag nach dem Landratsamt, den Besuch der Döhlauschen Damen zu erwidern. Im Hause wird sie nach dem Garten gewiesen, und da bietet sich ihr ein merkwürdiger Anblick. Sie, Herr von Gorski, in heftiger Umarmung mit der Kusine der Landrätin. Meine Gattin zog sich diskret zurück, und schimmerlos, wie Mütter anscheinend sind in Herzensangelegenheiten ihrer Töchter, erzählt sie das kleine Erlebnis beim Mittagessen. Mit der lobenden Note, daß Sie, Herr von Gorski, es mit List und Tücke verstanden hätten, diesen millionenschweren Goldfisch für sich und das Regiment zu kapern. Mein Mädelchen steht auf, will zur Tür gehen, mitten im Weg fällt sie lautlos um. Große Aufregung, unendliche Tränenströme, Bekenntnis."

Der Kommandeur nahm seinen Gang wieder auf, es entstand eine lange Pause des Schweigens. Endlich fing Karl von Gorski zu sprechen an. Aber er würgte an jedem einzelnen Wort:

„Also . . . damit Herr Oberstleutnant mich nicht . . . also mich nicht für einen ganz kompletten Lumpen halten . . . ich hab's verflucht ehrlich gemeint, als ich um Ihre Fräulein Tochter warb. Und das jetzt. . . ." Er mußte sich auf den Stuhl stützen, die Nerven ließen ihn im Stich, und seine Stimme geriet ins Schwanken. „Also, es sprang mich an wie eine Krankheit. Alles, was vorher gewesen, war ausgelöscht, nur ein einziges Begehren in der Brust, und jetzt . . ." Er brach ab und starrte mit schwimmenden Augen zum Fenster hinaus. Der Oberstleutnant Harbrecht blieb vor ihm stehen: „Na und?"

„Jetzt ist's dahin gekommen, daß ich nicht mehr weiter weiß. Das Fräulein hat mir als Preis für ihre Hand die Zumutung gestellt, den Dienst zu quittieren. Vor ein paar Tagen wies ich's entrüstet zurück, heute ist mir's auf Grund meiner eigentlichen Gesinnung nicht mehr klar, ob ich noch das Recht habe, den Rock hier in Ehren weiter zu tragen. Ich hatte ihn ein paarmal schon innerlich verraten in diesen Stunden . . . verraten wie alles übrige aus der Zeit, da ich noch ein unbekümmerter, anständiger Kerl war. . . ."

Der Oberstleutnant legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Na na na, mein Junge, man bloß nicht gleich den Kandarenbügel zwischen die Zähne und heidi los! Neben dem erzürnten Vater bin ich doch ein ganzes Ende lang Ihr Kommandeur. Und weil ich auch einmal Leutnant gewesen bin, prophezeie ich Ihnen von meiner jetzigen höheren Warte, auch solche heftigen Sachen verbluten sich nach und nach. . . . Namentlich, wo wir in einer Zeit leben, die der Betrachtung des eigenen bejammernswerten Schicksalchens nicht günstig ist! Heute noch, eine Stunde nach Mitternacht, reiten wir!"

Karl von Gorski atmete tief auf.

„Herr Oberstleutnant, wahrhaftig . . . ist es so weit?"

„Ja, Gott sei Dank! Vor einer Viertelstunde ist der Befehl gekommen. Das Regiment besetzt die Grenze von Prostken bis Sawadden. Lange werden wir sie natürlich nicht halten können, aber ist egal. Wo der Soldat hingestellt wird, steht er, bis er fällt oder Gegenorder kriegt. Na denn, Gott befohlen, Herr von Gorski, ich hab' noch reichlich zu arbeiten."

„Sehr wohl, Herr Oberstleutnant, nur wenn ich noch gehorsamst bitten dürfte, einen Augenblick. . ."

„Also vorwärts!"

„Herr Oberstleutnant hatten mir seinerzeit einmal versprochen . . . freilich unter anderen Verhältnissen . . . wenn es wirklich losgehen sollte, daß ich die Spitze . . ."

„Glauben Sie etwa, ich hätte das vergessen?"

„Nein, nur ich dachte . . ."

Der Regimentskommandeur richtete sich auf.

„Na was? Sind Sie in den letzten Tagen vielleicht ein schlechterer Soldat geworden? Aber bei unserer Aufgabe diesmal ist's ziemlich egal, wer vorne reitet oder ein Ende weiter hinten im Schwarm. . . Ich glaube nicht, daß von dem braven Regiment Schmettau viel übrig sein wird, sagen wir mal in acht Tagen. Das ist natürlich nur meine ganz persönliche Ansicht, immerhin aber dürfte es sich für jeden von uns empfehlen, vor dem Ausreiten seine alten Rechnungen zu begleichen. Und wenn Sie mir da einen ganz persönlichen Gefallen tun wollten, Herr von Gorski . . ."

„Herr Oberstleutnant haben nur zu befehlen . ."

„Unsinn, es ist wirklich nur eine Bitte. Nämlich . . . also . . . mein kleines Mädel . . . gestern noch, hatte ich geglaubt, es wäre eine Kinderei, aber die Sache hatte doch wohl tiefer gehalt . . . also es hat einen gänzlichen Zusammenbruch gegeben. Der Medizinmann sagte was von Nerven, kritischem Alter und noch mehr solchem Kram, gab ihr allerhand Beruhigungsmittel, aber es half nichts. Sie weint immerfort vor sich hin, liegt mit dem Gesicht gegen die Wand. Und da möchte ich Sie bitten, ob Sie's nicht über sich gewinnen könnten, so was wie 'n Erklärungsbrief . . . Knüppeldicke Lügen, je dicker, desto besser! Augenblickliche Sinnesverblendung, der Wunsch, sich für Ihre Geschwister zu opfern um die Millionen der jungen Dame da aus dem Westen, aber bessere Erkenntnis . . . Wiedersehen nach dem Feldzug . . . Das soll um Himmels willen kein Versprechen sein, sondern nur so 'ne Art von Schlafmittel . . ." Und da der Leutnant von Gorski schweigend stand, schüttelte der Kommandeur ihn an der Schulter:

„Herr, meinem armen Kind hat sich das Köpfchen verwirrt über Ihren Treubruch, und wo Sie so gewandt gewesen sind im Wechsel Ihrer Anschauungen, wird es Ihnen doch nicht schwer fallen, ein Phantasiegebilde von zwanzig Zeilen . . ."

Karl von Gorski sah starr geradeaus. Ueber seine gebräunten Wangen rannen ein paar dicke Tränen.

„Herr Oberstleutnant, ich zögerte nur . . . also ich hielt mich nicht einmal für wert, an Ihr Fräulein Tochter *denken* zu dürfen! Das Reinste, Bravste, Kindlichste, was in einem deutschen Haus gewachsen ist, und ich hab' das . . . na schön! Der Brief wird in einer Stunde besorgt sein!" Er richtete sich auf, trocknete das Gesicht mit dem Taschentuche: „Wenn Herr Oberstleutnant jetzt weiter keine Befehle für mich haben sollten, möchte ich gehorsamst bitten . . ."

Der Regimentskommandeur schüttelte schweigend den Kopf und wandte sich mit dem Gesicht zum Fenster. Der Leutnant von Gorski aber ging still aus dem Zimmer, drückte sich durch den leeren Kasinogarten und schlug einen weiten Bogen ums Städtchen, um ohne lästige Begegnungen seine Wohnung zu erreichen . . .

Auf seinem Schreibtische fand er einen Brief von dem Riesenformat, das er schon kannte. Als er ihn aufriß, fiel ihm ein kleiner Anhänger in die Hand, ein kunstvoll geschliffener Bergkristall, der in seinem Innern ein Rädchen zeigte, ein winziges, goldenes Rädchen.

„Ordensburg, eine Viertelstunde vor der Abreise.

Mein lieber Herr Leutnant, die schrecklichen Ereignisse des heutigen Tages haben meiner Kusine Marion den Entschluß eingegeben, für einige Zeit in ihr Elternhaus zurückzukehren. Ihr Mann kann sie wegen seines Pflichtgefühls nicht begleiten, es nötigt ihn — glaube ich — seine Aktenschränke gegen die Russen zu verteidigen. Auch für mich ist es gut, daß wir schon heute reisen. Ich fing an, in dieser seltsamen Umgebung zu romantischen Träumen zu neigen. Zum Glück fand ich mein Lachen wieder, als ich daran dachte, ich sollte ein braves deutsches Gretchen werden. Es geht wirklich nicht, mein armer, kleiner Freund!

Das kleine Sankt Katharinenrad ist von Seiner Eminenz dem Herrn Bischof von Louvain geweiht, ich habe es seit meiner Firmelung getragen, und von jetzt an soll es Ihnen ein Talisman sein. Wenn Sie an ihn glauben, wird er Sie in allen Gefahren beschützen. Ich küsse Ihre furchtlosen Augen, mein tapferer kleiner Held. Die Minute, in der ich Ihnen nach glorreichem Kampfe Samariterin sein durfte, nehme ich als köstliche Erinnerung mit. Als Erinnerung an den Augenblick, in dem unsere Gefühle noch frei waren von dem schrecklichen Wort, das ihnen die Flügel gebrochen hat. Adieu, mein Freund, und denken Sie in all Ihren Pflichten zuweilen an Ihre tief betrübte

Françoise."

Als er den Brief zu Ende gelesen hatte, lachte er bitterlich auf, zerriß ihn in tausend Fetzen. Von allem, um das er sein Bestes verraten hatte, war nichts übrig geblieben als brennende Reue und der Glassplitter da, den er in der Hand hielt. Und plötzlich übermannte ihn der Zorn. Er schleuderte das zierliche Schmuckstück zu Boden und hieb mit dem schweren Stiefelabsatz darauf, bis es zu weißlichem Pulver zermahlen war. Das war sinnlos und lächerlich, er wußte es. Aber ihm war zumute, als dürfte er sonst nicht eine Zeile des Briefes schreiben, den er dem Oberstleutnant Harbrecht versprochen hatte . . .

XI.

Aus den Grenzdörfern kamen die ersten Flüchtlinge, Kossäten und bewegliches Tagelöhnervolk, das mit dem Heimatboden nicht so verankert war wie die eingesessenen Bauern. Zu Fuß kamen sie angepilgert, den kleinen Leiterwagen, mit dem sie abends das frischgeschnittene Gras einzuholen

pflegten, hochbepackt mit Betten und allerhand Hausrat. Die Kuh und das Schwein am Strick, und in den Augen sinnloses Entsetzen. Hunde rannten kläffend nebenher, Kinder, die vor Erschöpfung nicht weiter konnten, hingen an den Händen der Eltern, schrien und weinten. In der zum Bahnhof führenden Straße staute sich die Flut, die Männer umlagerten drohend das rote Stationsgebäude, verlangten von dem ratlosen Vorsteher die Bereitstellung eines Zuges, der sie und ihre Habe in Sicherheit zu bringen hätte. Umsonst bemühten sich Bürgermeister und Landrat, die Aufgeregten zu beruhigen. Der Krieg sei noch lange nicht erklärt, noch dürfe man die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens nicht aufgeben. Die Männer hörten stiernackig zu. Wenn die abwiegelnden Herren glaubten, sie hätten die Menge wieder zur Besinnung gebracht, flogen ihnen gellende Zurufe wie Steine ins Gesicht: „Johann'sburg brennt . . . In Grodzisko haben die Kosaken die Männer an die Wand geställt und dotgeschossen, die Weiber zu sich ins Lager geschläppt . . In Sawadden haben se den Inspätter an der Scheunentür gekreuzigt, weil se's ihm versprochen hatten . . ."

Der Landrat von Döhlau sprang auf die Bahnhofstreppe, aber seine machtvolle Stimme vermochte nicht, den Lärm zu übertönen. Losgerissene Kühe rasten mit standartenähnlich hochgerichtetem Schwanz durch die Menge, kreischende Weiber wälzten sich im Knäuel. Der alte Stadtwachtmeister Pigulla fuchtelte mit dem Säbel und schrie mit heiserer Stimme: „Kärls, wänn'r jetz nich ändlich Vernunft annehmt, spärr' ich eich alle ein wegen Landfriedensbruch und unerlaubter Zusammenrottung."

Plötzlich stand ein schmächtiger junger Mann neben dem Landrate. In abgeschabtem schwarzen Röcklein, um Mund und Kinn einen rötlichen, schütternen Bart. Er griff an den Hut.

„Herr von Döhlau, entschuldigen Sie, die Angst dieser Leute ist nicht so ganz unberechtigt. Ich war heute mittag zu Rad in Wahlangelegenheiten in einem kleinen Dorfe unmittelbar an der russischen Grenze. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wer ich bin."

„O doch, Herr Kochanski. Und es ist eigentlich eine Zumutung: Ich sollte meinen unbequemsten Gegner im Wahlkampfe nicht kennen, den Kandidaten der sozialdemokratischen Partei?"

Der Kleine zuckte mit den Achseln.

„Von Ihren Vorgängern bin ich in dieser Hinsicht nicht verwöhnt, oder sie taten aus törichter Vornehmheit vielleicht nur so. . Also in dem Dörfchen habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie sechs Kosaken die Tochter des Schullehrers vor den Augen des Vaters in den Obstgarten schleppten. Er warf sich mit auf dem Rücken gefesselten Händen dazwischen, ein Kolbenhieb über den Kopf schmiß ihn um. Das letzte der sechs Tiere in Menschengestalt trat zum Dank dem armen kleinen Mädchen ins Gesicht. Das liebe Gesichtchen war nur ein Blutflecken danach, ich aber sprang mit zitternden Knien auf mein Rad und fuhr fort . . ."

Das schmächtige Männchen hob den rechten Arm und rief in masurischer Sprache:

„Ihr Leute von der Grenze, hört auf mich! Schon bei manchem von Euch hab' ich abends am Herdfeuer gesessen, zum Guten geraten. So hört auch heute auf mich, wenn ich Euch sage, Ihr werdet alle ohne Gefahr weiter kommen. Der Herr Landrat hat mir versprochen, er wird dafür sorgen, daß Ihr für die Nacht in den Güterschuppen, Schulen und Nachbarhäusern unterkommt, auch Essen wird beschafft werden. Aber alles in Ruhe und Ordnung, die Frauen und Kinder voran! Morgen früh werden wir Euch weiterbringen, zu Fuß oder mit der Eisenbahn. Die Nacht aber könnt Ihr ruhig schlafen. Von Insterburg, Gumbinnen und Königsberg schieben sich zehn Armeekorps an die Grenze, kein einziger Ruß kommt mehr durch."

In der Menge trat Ruhe ein, nur die Kinder schrien weiter. Der Landrat, der sich von dem Bürgermeister den Inhalt der Rede hatte übersetzen lassen, schüttelte seinem politischen Widersacher die Hand:

„Bravo, Herr Kochanski! Und mein Kompliment für Ihre blühende Phantasie . . ."

Der Kleine wehrte ab.

„Herr von Döhlau, ich habe keine Ahnung von den Absichten der preußischen Armeeleitung, aber sehen Sie dorthin . . . stehen da jetzt nicht wirklich zehn Armeekorps hinter diesen erschreckten Leuten? Und wenn nun Ihr tapriger alter Wachtmeister noch den Säbel einsteckt, werden die Leute folgsam werden wie Lämmer."

Da regte sich in dem Landrat der alte, ulkfrohe Korpsstudent mitten in Not und Bedrängnis. Er rief mit hallender Stimme:

„Pigulla, wenn Sie jetzt nicht Ihren Bratspieß wieder zu Muttern nach Haus tragen, werden Sie noch das Schwein totstechen, das vor Ihnen steht!"

Und zu der Menge gewandt fuhr er fort: Entschuldigen Sie den Braven, meine Herrschaften, er hat heute Geburtstag gefeiert, da sieht er in jedem Borstenvieh einen Russen."

Ueber den weiten Platz flog ein brausendes Gelächter. Dem Redakteur Kochanski war es ein kleines danach, durch Namensaufruf ein Dutzend Ordner zu bestellen, die bei dem schwierigen Werk der Unterbringung tatkräftige Hilfe leisteten. Und als alles glücklich geschafft war, standen die beiden Arbeitsgenossen auf der Rampe des riesigen Güterschuppens, in dem die Mehrzahl der Flüchtlinge untergebracht war, und wischten sich den Schweiß von der Stirn. Fern im Osten hob sich rötlicher Schein hinter dem dunklen Saum des Waldes, der ringsum den Blick verschloß.

(Fortsetzung folgt.)

R Ä T S E L

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — ap — bein — blei — blik — burg — che — ci — cy — de — den — di — du — ed — cis — erk — fel — fu — kand — kla — ko — küb — land — li — me — mie — nan — ne — nei — ner — pu — ra — re — reiß — sa — sam — sen — ta — ti — tus — üs — ver — zi

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein bedeutendes Kriegsereignis im Westen ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Namen eines viel umkämpften Passes. 2. Ostpreußische Landschaft. 3. Stadt in Aegypten. 4. Römischen Geschichtsschreiber. 5. Wissenschaft. 6. Zierschrank. 7. Mathematischen Ausdruck. 8. Mineral. 9. Ostpreußische Stadt. 10. Beliebtes Fleischgericht. 11. Türkische Stadt in Serbien. 12. Berliner Ausflugsort. 13. Musikalischen Ausdruck. 14. Französische Stadt. 15. Salzwerk. 16. Staatsform. 17. Göttergeschlecht der nordischen Mythologie. 18. Frucht.

Gleichklang.

Natürlich sind unsere Feinde sehr — — —,
Daß wir eine solche Menge ihrer Schiffe — — —.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Landung der Japaner in Mexiko.

1. Dorna Watra. 2. Istip. 3. Erika. 4. Letten. 5. Ahle. 6. Namur. 7. Dolci. 8. Ulanen. 9. Nauheim. 10. Gardasee. 11. Dreux. 12. Eregli. 13. Rechteck. 14. Jericho.

Der gefährliche Einschlag: Beste — Bestie.

Silber-Rätsel: Feldpostbriefsendung.

Umstell-Rätsel: Zigarren, Wein, Wurst, Schokolade.

Dreisilbig: Kapelle.

Zeichnung von Paul Simmel.



Der Tenor im Felde:
„Donnerwetter, wie die Kugeln pfeifen! Das erinnert mich an mein erstes Auftreten in Halberstadt!"

H U M O R

Unteroffizier (zu einem Kriegsfreiwilligen, dessen turnerische Leistungen nicht befriedigen): „Was sind Sie im Zivilleben?" — Rekrut: „Regierungsassessor." — Unteroffizier: „Regierungsassessor? Da soll mir doch die ganze Regierung leid tun, wenn Sie noch nicht 'mal einen Schlußsprung auf der Stelle machen können!"

*

In der Instruktionsstunde fragt der Leutnant einen schlesischen Landsturmmann: „Was ist eine Rotte?" (Eine Rotte ist bekanntlich die kleinste militärische Formation, bestehend aus zwei Mann.) Stramm springt der Gefragte auf: „Eine Rotte — na, das ist a su ane große dicke Maus mit 'n langen Schwanz!"

*

Kürzlich treffe ich meinen Freund — jungverheiratet.

„Na — Du siehst doch so verärgert aus?"

„Ach", sagte er, „ein kleiner häuslicher Streit. Ich streiche nämlich gerade unseren Gartenzaun. Das heißt, ich möchte ihn rot anmalen, meine Frau will ihn grün. Na — und nun sprechen wir vorläufig nicht miteinander!"

Ich lachte: „Aber, Kinder, einigt Euch doch auf eine andere Farbe!"

„Das ist eine glänzende Idee", rief er, „herzlichsten Dank!" Und er ging weiter. — Zufällig treffe ich ihn drei Tage später wieder.

„Na, habt Ihr Euch vertragen?" rufe ich.

„Ausgezeichnet!" antwortete er strahlend.

„Und wie hast Du den Gartenzaun angemalt?"

„Grün."





Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 20

Berliner

16. Mai 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Französische Fliegerbombe, die in der Moselgegend niederfiel und nicht explodierte.
Die Bombe ist 165 Zentimeter lang und 19 Kilogramm schwer.



Husaren-Patrouille in den Karpathen.

Der Kampf um Ypern.

In Westflandern hatten die Engländer und Franzosen die Stadt Ypern als Stützpunkt festungsähnlich ausgebaut und ihr dadurch eine bedeutende Widerstandskraft verliehen. Sie zwang die deutschen Linien an dieser Stelle weitab zu bleiben, während sie nördlich und südlich davon schon erfolgreich nach Westen vorgedrungen waren. So sprang dieser Stützpunkt bastionsartig in die deutschen Stellungen vor. Nachdem die großen feindlichen Durchbruchsversuche in der Champagne bei Neuve Chapelle und in der Maas-Gegend gescheitert waren, schien der Augenblick gekommen, da die Deutschen selbst zum Angriff vorgehen konnten. Von Norden und Osten her drangen sie gegen Ypern vor. Zunächst wurden die nördlich der Stadt gelegenen Höhen von Pilkem erobert. Sie besitzen zwar keine sehr große, absolute Höhe, beherrschen aber wegen des ebenen Charakters der Gegend weithin das Gelände. Sie bildeten für Ypern eine vorgeschobene Stellung, aus der das Vorgehen der Deutschen lange Zeit erfolgreich aufgehalten worden war. Ihre Besitznahme gestattete den Deutschen, die Artillerie weiter vorzuschieben und dadurch eine wirkungsvollere Beschießung der Stadt selbst und ihrer Befestigungen auszuführen. Es wurden mehrere wichtige Ortschaften, Gehöfte und Waldstücke erobert, so daß sich der Ring um Ypern immer enger schloß. Vergeblich versuchten Engländer und Franzosen durch Gegenangriffe wieder in den Besitz des verloren gegangenen Geländes zu kommen. Je näher die Deutschen ihre vordersten Linien an die Stadt heranschoben, desto schwieriger wurde auch die Ausführung von Offensivunternehmungen, weil dem Gegner jede Operationsfreiheit fehlte und seine Angriffstruppen in das Flanken-, ja sogar in das Rückenfeuer der halbkreisförmig aufgestellten deutschen Artillerie kamen. So sind sehr günstige Grundlagen für die Weiterführung des Angriffes geschaffen, und es ist möglich, daß die Stadt bald fallen wird.



Der engl. General Hulton, der wegen des Mißerfolgs bei Ypern seines Kommandos enthoben wurde.





Wie es in den heißumstrittenen Orten um Ypern aussieht.

Straße in Langemarck. Kirchenruine in Langemarck.



Der Kampfplatz um Ypern aus der Vogelschau.

Für die „B. I. Z." gezeichnet von Prof. M. Zeno Diemer.



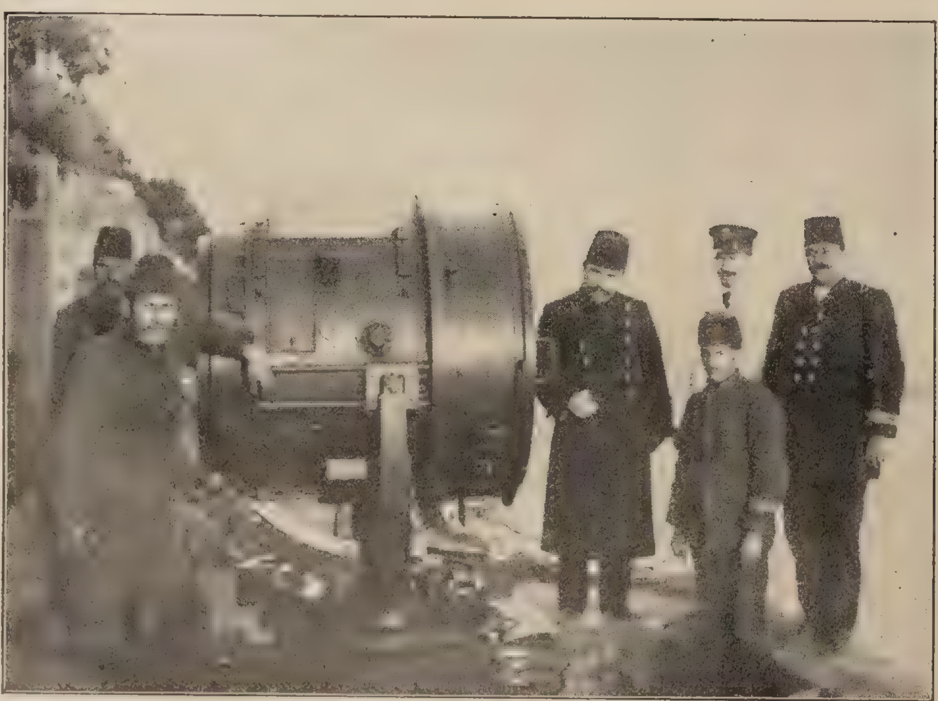
Vorgehende türkische Infanterie.

Der Kampf um die Dardanellen.

Der Kampf um die Dardanellen ist eine Schlacht zwischen Panzerschiffen und Landforts. Und da die Einfahrtstraße in die Dardanellen sich fast auf 2000 Metern verengert, ist hier eine Falle für feindliche Schiffe, aus der kaum eines unbeschädigt sich zur Flucht wenden könnte, geschweige denn die Durchfahrt erzwingen würde. Den engen Raum bestreichen die Steilfeuergeschütze der türkischen Forts, die im Nahkampf mit ihren schweren Haubitzen selbst moderne Panzerschiffe durchschießen, während die Schiffe mit ihren weittragenden Geschützen nichts ausrichten können. Die vernichtende Wirkung der türkischen Kanonen haben die feindlichen Flotten ja auch mehrmals spüren müssen. Dazu kommt der Kampf mit den treibenden Seeminen. Die Strömung treibt aus den Dardanellen ins Aegäische Meer, und schwimmende Minen erhalten so eine sichere Richtung auf die vor der Mündung liegende Feindesflotte. Diese Minen haben bekanntlich schon manches feindliche Kriegsschiff zur eiligen Fahrt in den schützenden Hafen von Tenedos oder Lemnos veranlaßt. Auch die Landung auf Gallipoli könnte nur mit ganz großen Truppenmassen, von Artillerie unterstützt, erzwungen werden, denn diese Landzunge ist steil gebirgig und zerklüftet, so daß sie von mutigen Verteidigern leicht gehalten werden kann. Außerdem bieten die Truppentransporte und die die Landung versuchenden feindlichen Boote den Fortgeschützen ein neues gutes Ziel, so daß schon die Landung eine verlustreiche Operation darstellt.



Türkische Flugzeug-Abwehr-Kanone.



Türkischer Scheinwerfer an den Dardanellen.



Türkisches Depeschenboot im Bosporus.

Vom Kriegsschauplatz in den Karpathen.

Episoden aus den Kämpfen.

Die Riesenschlacht in den Karpathen, die vielleicht das ungeheuerste Ringen der Kriegsgeschichte aller Zeiten vorstellt, kann nun wohl als beendet angesehen werden. Die blutigen, und mit dem Höchstmaß von Erbitterung und Menschenopfern durchgeführten Angriffe des russischen Millionenheeres scheiterten an dem unerschütterlichen Widerstand der verbündeten deutschen und österreich-ungarischen Truppen und die Hoffnung der russischen Armeeleitung, in die ungarische Ebene einzubrechen, ist als endgültig gescheitert anzusehen. Wochenlang wurde die Welt durch die Schlachten um den Besitz der Karpathenpässe, des Uzsoker- und Lupkower-Passes, in Atem gehalten, und die Fülle heroischer Episoden aus diesen Kämpfen läßt sich kaum überblicken. In diesen Karpathenschlachten geschah es zum ersten Male, daß Skitruppen als Waffe in das Gefecht eingriffen. Man muß sich die tief verschneiten Hänge und Klüfte der Karpathen vorstellen, um zu begreifen, um wie viel beweglicher und verwendbarer hier die Skileute waren als der Infanterist; sie liefen die Lehnen hinan und sausten hinab, wo der Infanterist, bis an den Hals im Schnee, ersticken müßte. Fanden Skipatrouillen einen Verwundeten, so bauten sie Notschlitten aus Schneeschuhen und luden den Kranken auf. Skipatrouillen übernahmen die Wegerkundungen auf den Karpathen- und Beskidenkämmen, stellten Kolonnenwege für Tragtiere her, damit den Kämpfern Munition und Proviant zugeführt werden könne, sperrten die Täler und zogen sich nach getaner Arbeit aus dem Feuer, indem sie pfeilgeschwind die Berge hinabsausten und verschwanden. Aber auch alle anderen Truppengattungen holten sich in diesen Kämpfen unvergänglichen Lorbeer. So wurde am 23. März eine Division von russischer Uebermacht besonders hart bedrängt. Die Linie wankte. Eine Kompagnie, von einem Oberleutnant geführt, wird zur Unterstützung herangeführt. Sie besetzt den einen Schützengraben. Der Oberleutnant rast den Graben entlang und ruft: „Ich verbiete zu schießen! Wer schießt, den mache ich nieder!" Die Russen kommen auf 200, auf 100, auf 50 Schritte heran. Die Zugskommandanten weisen auf den nahenden Feind hin. Der Oberleutnant bleibt eigensinnig: „Ich verbiete zu schießen!" Erst, als die Russen an den Hindernissen stehen, kommandiert er „Schnellfeuer." In wenigen Sekunden lagen über 400 Leichen vor der Kompagnie. Jetzt ging der Oberleutnant zur Verfolgung über und mehr als 20 Russen, die sich in den Drähten verwickelt hatten,



Vom Kriegsschauplatz in den Karpathen: Ruthenischer Bauer als Wege- und Telegraphen-Schutzwächter bei der österr.-ungarischen Armee.



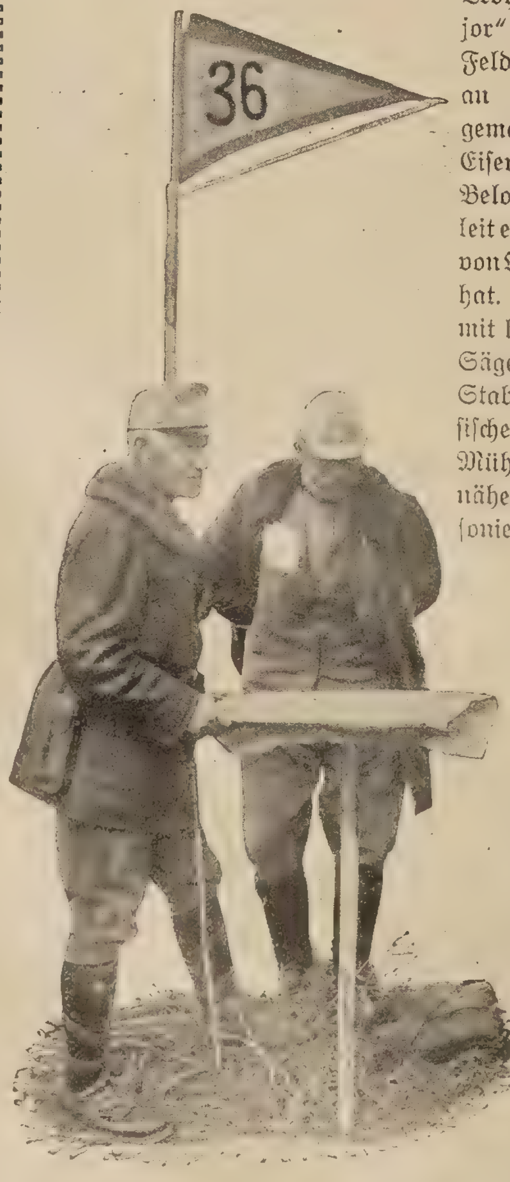
An der Kampffront: Erdhöhlen zum Schutz gegen schweres Geschützfeuer.

Aufnahmen für die „Berliner Illustrirte Zeitung"



Vom Kriegsschauplatz in den Karpathen: Streckenkontrolle.

wurden gefangen. Im Laborczatal ist eine Straßensperre erbaut mit Ziegelwällen, Verhauen von gefällten Bäumen mit Stacheldraht durchstrickt. Ihr Kommandant ist Major Troyer, der „eiserne Major“ genannt. Er hat den Feldzug vom ersten Tag an in der Front mitgemacht und sich bis zur Eisernen Krone hinauf alle Belohnungen für Tapferkeit erfochten, die der Kaiser von Oesterreich zu vergeben hat. Bei Varadka lag er mit hohem Fieber in einer Sägemühle. Man sah vom Stabe aus, wie das russische Granatfeuer der Mühle immer näher und näher kam und telefonierte dem Major, er möge doch zusehen, daß er weiter käme. Er antwortete telefonisch: „Sie sind ja noch mindestens 80 Schritt weit“ — und blieb. In dieser Mühle wurde er auch gesund und ist nun „Brigadelieferant für russische Gefangene“. Er pflegt gelegentlich des Nachts mit einem Zug Kaiserschützen ins nächste vom Feind besetzte Dorf zu gehen, um nachzusehen, was es dort gibt, und kommt selten ohne



Der Divisions-General während eines Gefechts.



Ostgalizische Bauern mit einem deutschen Feldpostbeamten.

Beute wieder. Einmal hat er sich 60 Russen aus einem einzigen Keller geholt. In diesem Dorfe stellte er auch seine „Russenfalle“ auf, ließ einen Tisch dort decken mit Speck, Braten und Wein, legte einen Zettel dazu: „Solche Sachen gibts bei uns“ und ging. Im Morgendämmern meldeten sich regelmäßig Dutzende von Russen mit erhobenen Armen. Einmal aber blieben sie aus. Da hatten Kärntner eines Nachbarbataillons ebenfalls einen „Ausflug“ ins Dorf gemacht und den gastlichen Tisch in Unkenntnis des höheren Zwecks leergegessen. Am Uszoker Paß hatten die Russen ein Dorf besetzt und angesichts der schwachen Zahl verbündeter Truppen sich wie im tiefsten Frieden bequem eingerichtet. Um diese Idylle zu stören, rief man zwei deutsche Batterien herbei, die nachts auf den steilen Wegen und durch



Krieg und Frieden.
Unser Photograph schreibt zu diesem Bilde: Die Bauernhütte steht in der Kampfzone. Die Störche lassen sich durch das Schießen nicht stören.



General von der Marwitz, der Führer der deutschen Truppen, die im Verein mit den Oesterreichern und Ungarn am Lupkow-Paß kämpfen.
Phot. Nippold.

tiefsten Schnee kamen. Man hatte sie mit Ochsen bespannen müssen, und auch diese bezwangen die Last erst, als man die Geschütze an lange Taue und Flaschenzüge legte; die Flaschenzüge wurden hoch oben an den Bäumen verankert, die Ochsen an die Tauenden gespannt und bergab getrieben. Die Batterie konnte aber erst wirksam werden, wenn man das Ziel genau erkundet hatte. Eine Patrouille, aus einem deutschen, einem österreichisch-ungarischen Offizier und einem deutschen Pfadfinder bestehend, übernahm eines Morgens dieses gefährliche Geschäft. Dieser Pfadfinder, der 16 jährige Fritz Lehmann aus Leipzig, war bei Beginn des Krieges seinen Eltern durchgebrannt, in einem Infanterieregiment in Belgien verwundet worden und war eben im Begriff gewesen, zu seinem alten Regiment zurückzukehren, als die deutschen Artilleristen ihn auf dem Bahnhof trafen, ihn lieb gewannen und in die Karpathen mitnahmen. Am Dorfrand angeschlichen, hüllte sich der kleine Lehmann ganz in seinen weißen Schneemantel



Generalfeldmarschall Hindenburg in seinem Hauptquartier.
Phot. Hohlwein & Giercke.



General von Boroevic, einer der Führer der österreichisch-ungarischen Truppen beim Vorstoß in Westgalizien.
Phot. Schöfer.

und kroch, während die anderen zwei wie angewehte Schneehaufen in ihren weißen Mänteln kauernd warteten, bis an die Zäune des Dorfes und verschwand. Um 3 Uhr nachmittags erst kam er zurückgekrochen und wollte gleich melden, was er gesehen hatte. Aber man durfte ja kein Wort sprechen, sondern still liegen, bis es dunkel wurde, um sich nochmals durch die Vorposten schleichen zu können. Dann konnte der kleine Lehmann erst losplatzen: „Das Haus mit dem Giebel ist das Kommando, da sind die Ordonnanzen aus und eingegangen. Die Scheune ist voll von Fourage, am Ende des Dorfes ist eine Blockhütte, ganz mit Munition gefüllt, im Keller nebenan ist die Telegrafenstation." In der Nacht noch brachte man die Geschütze auf die beherrschende Höhe und mit dem ersten Aufblitzen des Tages donnerten die Schüsse ins Dorf, an die von dem kleinen Lehmann bezeichneten Stellen; in einer halben Stunde brannte das Fouragemagazin, und flog das Munitionsdepot auf — dank der Erkundung des tapfern deutschen Jungen.





Zwei der am 25. April in Flandern erbeuteten schweren englischen Geschütze, deren Eroberung im englischen Generalstabsbericht bestritten wurde.

Bilder vom Tage



Herzog Albrecht von Württemberg, der die erfolgreichen Kämpfe bei Ypern leitete.
Phot. Hubert Lill.



Radko Dimitrieff, der Befehlshaber der in Westgalizien durchbrochenen und zurückgeworfenen russischen Armee.

Die französischen Alpenjäger, eine für den Gebirgskampf besonders ausgebildete Truppe, führt ihre Maschinengewehre auf Maultieren mit sich, die den für Gebirgswege nötigen ruhigen und sichern Gang haben. Vorsichtig geht das Maultier dahin, und kommt eine gefährliche Stelle, so setzt es erst nach zögernder Prüfung den Huf auf den Boden. Auch die indischen Truppen haben Maultiere für Geschütztransporte. Bekannt sind die Gebirgsbrigaden der österreichisch-ungarischen Truppen, die Maschinengewehre und sogar zerlegbare kleine Haubitzen auf Maultieren und zähen Pferden in die schroffen Karsthöhen mitschleppen. Meist trägt ein Tier das Geschützrohr, zwei andere die Zubehörteile und den Unterbau, während eine andere Abteilung die Munition trägt. In den schwierigen Karpathenpässen, in denen die Pferde vor den schweren Geschützen versagten, wurden Zugochsen zu Hilfe genommen, die die Kanonen langsam, aber sicher in ihre Stellungen brachten. Wo Schnee die Munitionszufuhr abzuschneiden drohte, hatte man leichte Schlitten eingestellt, die von Polarhunden gezogen, wie in Grönland dahinflogen und den Schießbedarf heranfuhren. Die belgische Armee benutzt seit einigen Jahren Hunde als Gespann für Maschinengewehre. Diese Tiere waren abgerichtet, auf Befehl hin ohne Führung die Gewehre in die gewünschte Stellung zu ziehen; doch scheint sich das System nicht sehr bewährt zu haben, denn die belgischen Versuche wurden von anderen Heeren nicht nachgeahmt. Man hat auch in diesem Kriege nichts von besonderen Erfolgen dieser Hunde gehört. Ein sehr wichtiges Tier aus früheren Kriegen, die Brieftaube, scheint in diesem Feldzug ganz abgeschafft zu sein. Im Feldkrieg findet sie allerdings keine Verwendung, wohl aber noch in Festungen, die eine eigene militärische Brieftauben-Abteilung halten, die bei Belagerungen in Tätigkeit tritt.



Generaloberst von Mackensen, der Führer der österreichisch-ungarischen und deutschen Armee, die die Russenfront in Westgalizien durchbrach. In Lodz nach dem Leben gezeichnet von Hermann Struck.



Erbeutete französische Maultiere mit französischen Maschinengewehren.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5

Das große Feuer

Roman von Richard Skowronnek

16. Fortsetzung. Nachdruck verboten

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Herr von Döhlau steckte sich eine Zigarette an.

„Herr Kochanski, wenn nicht alles trügt, fängt die Welt zu brennen an. Es wird viel darauf ankommen, ob Ihre Partei mit kümmerlichen Resolutionen Löscheimerchen schwingt oder nach dem Rüstzeug langt, die Mordbrenner mit zu verjagen . . ."

Der Kleine sah in den roten Glast, der sich am Himmel wie ein Nordlicht breitete.

„Herr Landrat, Sie wissen zu wenig von uns, sonst würden Sie nicht so fragen. Wir beide haben uns in dieser Stunde ein bißchen näher kennen gelernt, und schon ist einiges zwischen uns gefallen . . . Ich bin auf dem Land aufgewachsen. Da hab' ich mir unser Volk immer so vorgestellt wie zwei Erdschichten, auf die man manchmal beim Graben stößt: unten roter Lehm und oben blauer Ton. Der Ton dünkt sich vornehmer, weil er blau ist und oben liegt . . . Da denke ich mir, laß nur jetzt das große Feuer kommen, vielleicht brennen die beiden Schichten dann zusammen, und es gibt eine einhellige harte Masse . . . schlackenfrei und hell klingend wie Stahl . . . der herrlichste Guß, der je aus dem Ofen eines Schöpfers gelaufen ist."

Der Landrat von Döhlau warf seine Zigarette fort. Ihm war zumute, als erlebte er einen Augenblick, der in gleicher Schönheit nie mehr wiederkehrte im Leben . . . Er schüttelte dem kleinen Sozialdemokraten die Hand und ging vom Bahnhof langsam nach Hause. Das Haus war dunkel und einsam, aber ihm graute nicht mehr so davor wie zu der Zeit, da er es verlassen hatte . . . Ein Spielzeug war daraus fort, gut zum Tändeln in müßiger Stunde. Und recht so . . . Wenn man steigen wollte im Dienst des Vaterlandes, mußte man frei sein. Oder einen Kameraden zur Seite haben, der in schwerer Zeit nicht davonlief, sondern sich die Dreckstiebel anzog, durch dick und dünn mitging . . .

* * *

Das Korn war in dem heißen Sommer rascher gereift als sonst, auf den meisten Gütern hatte schon die Roggenmahd begonnen. Und es war ein Jahr schweren Segens gewesen, die Ernte versprach einen weit über Mittelmaß reichenden Ertrag. Aber es war mehr Sorge dabei als Freude. Im Osten die Wolke ballte sich immer schwärzer zusammen, und hinter ihr kam das lohende Feuer, leckte schon mit gierig verlaufenden Zungen hie und da über friedliches Land. Schier undenkbar war es, daß das Wetter sich noch einmal verteilen könnte, aber nicht wenige von denen, die in all diesen Wochen mit der Unabwendbarkeit des Krieges gerechnet hatten, hofften plötzlich auf ein allerletztes Wunder. Die Antwort des Mannes, in dessen Hand die Entscheidung lag, stand ja noch aus, und man vermochte sich nicht vorzustellen, daß er die Schuld an so ungeheuerlichem Frevel auf sich laden könnte. Auch er aß ja von der Erde gezeugtes Brot, war von einer Mutter unter dem Herzen getragen worden. Wie sollte es ihn da nicht vor dem Wort grausen, das die Erde mit Feuer schlug und Hunderttausende von Müttern weinen machte? . . .

Aber der Zeiger an der Uhr rückte weiter, die erlösende Nachricht kam nicht und kam nicht. Und auf den Gutshöfen und in den Dörfern begann ein stilles Rüsten für die Stunde, in der es galt, die liebe Heimat zu verlassen, irgendwo im Reich das bittere Brot der Fremde zu essen.

Um Mitternacht ging ein Zug nach Königsberg, da galt es, sich eilen. Und in den Häusern begann ein emsiges Packen, sorgenvolle Hausfrauen saßen ratlos zwischen der zusammengeschleppten Habe. An jedem einzelnen Stück hing ihr Herz. Die Männer aber rührten keine Hand, schimpften nur und drängten. Dreißig Züge hätten bereitstehen müssen statt des einen, um allen überflüssigen Kram mitzunehmen. Doch auch die Männer ermangelten zuweilen kaltblütiger Ueberlegung. Wenn die Gattin jammerte, daß für ein gesticktes Sofakissen in den vollgepackten Koffern kein Platz mehr sei, erschienen sie mit noch nutzloseren Gegenständen: Stiefelknechten, Jagdgewehren und Zigarrenkisten, und waren nur schwer zu überzeugen, daß diese Dinge nicht zu den unentbehrlichen Notwendigkeiten des Lebens gehörten . . .

Die einzigen, die in der allgemeinen Aufregung unbekümmert ihren Geschäften nachgingen, waren die drei von Berlin für den Wahlkampf verschriebenen rednerischen Klopffechter. Und auch darin war ein Stückchen deutscher Gewissenhaftigkeit. Da die Reichstagswahl nicht abgesetzt war, hatten sie ihre Pflicht bis zu Ende zu erfüllen, dem Kandidaten ihrer Partei zum Siege zu helfen. Daheim in der Hauptstadt achteten sie sich gegenseitig als ehrbare Söldner der verschiedenen politischen Meinungen, in der Provinz befehdeten sie sich mit wissentlich falschen Anschuldigungen. Und wenn ein nachdenklicher Bürger ihre Flugblätter oder Maueranschläge nebeneinander las, mußte er sich verwundern, daß die darin geschilderten Verbrecher die Stirn haben durften, sich um das höchste vom Volke zu vergebende Amt zu bewerben . . . Kornwucherer, Ausbeuter, Verräter am Volkswohl, Vaterlandsfeinde, vom Arbeiterschweiß genährte Drohnen, schachernde Profitjuden und internationales Demagogengesindel waren sie, wenn man ihren Gegnern trauen durfte. In den abendlichen Versammlungen aber schien es, als hätte jeder dieser Landsknechte einen riesigen Kübel neben sich, aus dem er knallende Schlagwörter, hanebüchene Grobheiten und ehrabschneiderische Verleumdungen wie mit einer Mauerkelle zwischen seine Zuhörer schmiß. Was ihn natürlich nicht hinderte, nach getaner Arbeit mit dem rednerischen Vertreter des Gegenkandidaten einen streng sachlichen Bericht zu tauschen zur Bedienung der großen Parteiblätter. Geschäft war Geschäft . . .

So hatten sie sich an dem Abend, an dem das letzte Wort gesprochen werden sollte über Krieg oder Frieden, aufgemacht, um in dem großen Kirchdorfe Borzymmen eine von der sozialdemokratischen Partei einberufene Wahlversammlung zu sprengen. Und da im Städtchen nur ein einziger Wagen aufzutreiben gewesen, fuhren sie einträchtiglich zusammen. Hielten Burgfrieden unterwegs, teils aus Heiserkeit, teils wegen gänzlicher Aussichtslosigkeit, berufsmäßige Gegner zu besseren Ansichten zu bekehren. Nur von Zeit zu Zeit renommierten sie sich gegenseitig mit besonderen Informationen an, die jeder von ihnen von seiner Berliner Parteileitung über die auswärtige Lage erhalten haben wollte . . .

Als aber die drei vor dem Borzymmer Dorfkruge aus dem Wagen stiegen, wartete ihrer eine große Enttäuschung. Die Fenster des großen Saales waren dunkel, und der im Haustor stehende Wirt begrüßte sie mit der Eröffnung, der Sozialistenhäuptling Kochanski habe die Versammlung in letzter Stunde abgesagt, weil er in dieser sorgenvollen Zeit Wichtigeres zu tun habe, als sich mit Berliner Strohdreschern herumzuärgern. Im Herrenstübchen aber sitze der Baron von Lindemann, unweit eines frisch angesteckten Fäßchens Königsberger Bieres, und werde sich freuen, die Herren zu einem parteilosen Umtrunke zu begrüßen . . .

Danach gab es einen recht gemütlichen Abend. Der joviale kleine Baron bemerkte sehr verständig, daß mit mangelnden Truppen keine Schlachten zu liefern seien. Man setzte sich zusammen und erzählte alte und noch ältere Witze. Plötzlich aber, als die Stimmung schon jene Feuchtfröhlichkeit annahm, die in der gemeinschaft-



„Was ist denn mit der alten Erde los?" Zeichnung von Prof. Adolf Hengeler.
Aus der IV. Mappe „Aus einem Tagebuch 1914" von Adolf Hengeler, Verlag Schnell, München.

...ingung eines Liedes zu gipfeln pflegt, ... sich hinter den Fenstern der Krugstube roter Schein. Ein kleines Tagelöhnermädchen kam atemlos hereingestürzt: „Herr Baron . . . Herr Baron . . .“

„Was' denn los?“

„Die Russen! An hundert Mann sind im Hof eingerückt, der Kuhstall brännt schon, und wänn der Härr Baron nich gleich kömmt, hat der Unt'roffezier geschrieen, wollen se auch das Schloß anstäcken.“

Der dicke Freiherr von Lindemann langte gleichmütig nach seinem an der Wand hängenden Krückstocke.

„Es scheint, unser Ultimatum hat in Petersburg keine rechte Gegenliebe gefunden! Unter diesen Umständen werden wir die gemütliche Sitzung wohl aufheben müssen, meine Herren! Aber wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen, mich zu begleiten, können Sie sich vielleicht gleich als Kriegsberichterstatter frisieren . . .“

„Um Gottes willen!“ schrien die drei aus einer Kehle. „Sie werden sich doch nicht freiwillig dieser Bande ausliefern? Draußen steht unser Wagen, und es ist noch reichlich Platz . . .“

Da maß der dicke Baron sie mit einem zornigen Blick von oben bis unten:

„Was wissen Sie, meine Herren, wo in so einer Stunde der Platz eines preußischen Edelmannes ist? Auf seinem Eigentum und neben seinen Leuten! Glückliche Reise, meine Herren!“ Und er stapfte eilig die Dorfstraße entlang, die ihrer vielen Untiefen wegen sonst nur mit Vorsicht zu begehen war, heute aber, vom Glast des Feuers übergossen, hell wie bei Tage dalag.

Auf dem Hofe hielt ein Pulk Kosaken von zehn Mann unter Führung eines Unteroffiziers, Karabiner auf die Schenkel gestemmt. Die auf dem Rücken hängenden Lanzen hoben sich wie schwarze Striche gegen das Licht des brennenden Stalles. Daß aber noch mehr von dem Gesindel unterwegs war, kündeten die gellenden Frauenschreie aus Hof und Garten.

Der bärtige Unteroffizier reckte sich im Bügel und schrie auf russisch: „Sohn einer Hündin, weshalb kommst Du nicht rascher, wenn ich Dich rufen lasse?“

Da übermannte den kleinen Baron der Zorn, er schrie, ebenfalls auf russisch, zurück: „Du verlauster Sprößling einer dreckigen alten Sau, hab' ich Dich vielleicht eingeladen? Und wenn Du Dich auf meinem Hof nicht anständig benimmst, wird Dir ein millionenfaches Ungewitter in Deine vermaledeiten Gedärme schlagen!“ Keine Sprache der Welt eignet sich so zum Fluchen, wie aus vielhundertjähriger Uebung das Russische . . .

Der Unteroffizier stutzte unwillkürlich, nur ein Herr durfte sich herausnehmen, so grob zu sein. Und ein wenig höflicher fragte er: „Batuschka, wo sind die deutschen Soldaten, die Du versteckt hast?“

„Such' sie doch! Aber nimm Dich in acht, hinter jedem Busch steckt einer und schießt Dir eine Kugel in den Bauch!“

Er sagte es höhnisch, aber der Russe nahm es ernst.

„Dann vorwärts, dort an die Wand! Drei Mann absitzen, Feuer!“

Da wußte der Freiherr von Lindemann, daß sein Leben verwirkt war; aber er verschmähte es, sich aufs Verhandeln zu verlegen. Ob man nun ein paar Jahr später starb an Rotweinasthma im Bett oder ein weniges früher in seinen Stiefeln, war schließlich für die Allgemeinheit belanglos. Jedenfalls konnte niemand gegen ihn den Vorwurf erheben, er habe um sein Leben gebettelt . . . Er spie verächtlich aus: „Laß mich nur totschießen, Du aussätziges Schwein! Wenn Du so die Befehle Deiner Offiziere befolgst, wird es Dir ja gut gehen . . .“ und schritt langsam zur Mauer. Daß er sich mit diesen aufs Geratewohl gesprochenen Worten das Leben gerettet hatte, wurde ihm erst später klar.

Plötzlich nämlich kam durch das Hoftor eine unheimliche Gestalt gejagt, ein leeres Handpferd am Zügel. Oben sah sie aus wie ein Mann, unten aber flog ein Frauenrock um ihre langen Beine. In ihrer Linken hielt sie ein bedrucktes Papier mit dem russischen Adler, in der Rechten schwang sie einen derben Krückstock. Und wie ein Ungewitter fuhr sie auf den Führer der Patrouille los, hielt ihm das Papier dicht vors Gesicht.

„Da, Du in einer schmutzigen Gosse aufgelesener Findling, kannst Du lesen?“

„Heilige Mutter Gottes von Kiew, hilf, nein!“

„Und da willst Du Dich gegen die Unterschrift Deines Kaisers versündigen? Sofort hilfst Du dem Gospodin da aufs Pferd und führst uns zu Deinem Hauptmann! Dort werd' ich Dich zur Bestrafung melden, daß Du nicht weißt, wer hier in Preußen Freund der guten Sache ist und wer nicht!“

Der dicke Herr von Lindemann hatte sich mit einer sonst ungewohnten Behendigkeit in den Sattel des Handpferdes geschwungen und schrie hoheitsvoll den Russen an: „Na, vorwärts, wird's jetzt bald?“

Da hob der Unteroffizier die Rechte an den Mützenschirm: „Väterchen, reit' lieber allein! Den Weg kennst Du ja, und leg' bei meinem Hauptmann für mich ein gutes Wort ein . . .“

Sie ritten langsam vom Hofe herunter, erst hinter der ersten Wegbiegung ließen sie die Gäule laufen, was sie konnten. Der dicke Herr von Lindemann bog sich nach rechts im Sattel.

„Mein liebes Fräulein von Streit, wie soll ich Ihnen nur danken?“

„Ach, Unsinn . . . Nachbarschaft! Wie ich's bei Ihnen brennen sah, ritt ich los mit einem alten russischen Ausfuhrzertifikat. Und weil ich immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben habe, aus Ihnen einen anständigen Menschen zu machen.“

„Wohin reiten wir denn eigentlich?“ fragte er nach einer Pause beklommen. „Bei Ihnen in Marczinowen dürfte es doch nicht viel sicherer sein als bei mir in Borzymmen?“

„Ganz recht, aber da ich weiter vorauszudenken pflege als andere Leute, habe ich in einer undurchdringlichen Kiefernschonung der Beldahner Forst ein sicheres Lager bauen lassen für mich und mein Hofgesinde. Den Borzymmer Pastor habe ich auch noch rechtzeitig gerettet, damit uns in den Tagen der Prüfung der geistliche Beistand nicht fehlt.“

„Lobenswert, sehr lobenswert,“ sagte der dicke Herr von Lindemann; innerlich aber dachte er, zwei Kisten geretteter Rotwein wären ihm lieber gewesen. Und die Anwesenheit des verordneten Dieners Gottes weckte unbestimmte Befürchtungen in seinem Herzen. Diese Männer haben die Befugnis, zu binden und zu lösen. Namentlich aber das erste . . Und in vorausahnendem Geiste sah er sich vor einem improvisierten Altar neben seiner Lebensretterin stehen, der Priester sprach segnende Worte. Da verhielt er unwillkürlich sein Roß und hatte nicht übel Lust, zu den Russen zurückzukehren. Aber schließlich, Leben war Leben. Und ein schmunzelnder Gedanke trieb ihn wieder vorwärts. In den letzten Jahren hatte ihm das Bummeln schon gar keinen Spaß mehr gemacht. Er hatte es, zuweilen widerwillig, aus alteingewurzelter Gewohnheit betrieben. Aber welchen neuen Reiz gewann es, wenn man einen strengen Aufpasser hatte, den man jedesmal vorher mit neu ersonnenen Listen beschwindeln mußte, um zu verbotenem Genuß zu gelangen? Herrlich müßten dann die spärlichen Tage der Freiheit schmecken! Und schon jetzt, noch lange vor der Verlobung, wälzte er lügnerische Ausreden im Gehirn, die ihm im Ehestand ab und zu einen lustigen Ausflug nach Königsberg oder — Herz, schweig still — vielleicht gar nach Berlin verstatteten. Unter diesem Gesichtspunkte schien ihm die Zukunft an der Seite des Fräuleins von Streit nicht mehr so unfreundlich wie noch kurz zuvor . . .

XII.

Vier Schwadronen des Dragonerregiments Graf Schmettau waren auf Befehl der Division nach Eydtkuhnen abgerückt, um bei der Abwehr dort eindringender russischer Kavalleriemassen zu helfen, die fünfte allein war mit einer Kompagnie Infanteristen im Heimatbezirk verblieben. Auf verlorenem Posten, denn sie hatte den Befehl, möglichst viel Wesens von sich zu machen, dem Feinde die Anwesenheit einer größeren Truppenmenge vorzutäuschen. Das hieß angreifen, beunruhigen und bei anrückender Uebermacht jeden Fußbreit Boden bis auf den letzten Mann verteidigen. Der Zweck lag klar auf der Hand, der deutsche Aufmarsch hinter dem Schutz der masurischen Seen war noch nicht fertig. Auf Befehl der obersten Heeresleitung war bis zum Augenblick der Kriegserklärung jede Maßregel unterblieben, die von der Gegenseite als feindliche Handlung hätte gedeutet werden können. Das war sehr deutsch und ehrlich, aber es kostete Blut . . .

Die Schwadron lag in dem kleinen Flecken Neuendorf im Alarmquartier. Die Mannschaft schlief in den Kleidern, die Gäule standen gesattelt in den Ställen. Fünfhundert Meter vor dem Dorfe hob die Infanterie mit den wenigen Bewohnern, die noch nicht geflohen waren, Schützengräben aus, spannte Drahtverhaue. Wenn es gut ging, war die Stellung einen Tag zu halten.

Der linke Flügel stützte sich an das unpassierbare Baranner Torfmoor, rechts zog sich wohl eine halbe Meile weit der tiefe Sdrinsnosee. Die Russen hatten Proftken besetzt und sengten in den Grenzdörfern. Für den Morgen war ein starker Vorstoß auf der nach Ordensburg führenden Chaussee zu erwarten. Mit einer Brigade hätte man ihn in dem günstigen Verteidigungsgelände zum Scheitern bringen können, die paar hundert Männerchen aber wurden natürlich von der Masse erdrückt und überrannt . . .

Auf dem freien Platze vor dem Dorfwirtshause stand der Rittmeister von Foucar mit dem Leutnant Karl von Gorski. Die Nacht war weich und mild, von den im Osten brennenden Dörfern kam ein rötliches Licht herüber, ähnlich einem feurigen Sonnenaufgang. Nur das Licht hatte einen unreinen Schimmer, denn zuweilen mußte es sich seinen Weg durch dichten Qualm bahnen.

Die beiden standen mit dem Gesicht nach Osten. Karl von Gorski deutete mit erhobenem Arm nach den Stellen am Horizont, aus denen das Feuer bis hinauf zum Himmel lohte.

„Das da ist Helmahnen, das Schikorren . . da die Försterei Dombrowken . . . dort Sulimmen, Szipittken . . . über Groß-Heinrichsdorf scheint es — Gott sei Dank — noch dunkel zu sein.“

Der Rittmeister wandte den Kopf.

„Die Deinigen haben sich doch hoffentlich auch in Sicherheit gebracht?“

„Weiß nicht! Vor dem Ausrücken versuchte ich ein paarmal zu telephonieren, aber die Leitung schien kaputt zu sein, ich bekam keine Antwort.“

„Na, morgen früh kommen wir ja vorbei. Da kannst Du nachsehen . . .“

„Ja! Oder rächen . . . je nachdem.“

Danach schwiegen die beiden, hing jeder seinen eigenen Gedanken nach. Endlich sagte der Rittmeister: „Na, komm, Kleiner, wollen noch für eine Stunde ins Stroh kriechen! Mit ausgeruhten Knochen reitet sich's leichter.“

Karl von Gorski warf seine Zigarette fort.

„Foucar, willst Du mir einen Gefallen tun?“

„Aber natürlich! Was für 'ne Frage!“

„Wenn Du meinen Bruder siehst, sag' ihm, ich wäre nicht ganz der Schweinehund gewesen, für den

er mich halten wird. Wenn er nämlich erst alles weiß . . ."

Der Rittmeister lachte gutmütig auf.

„Ich hab' zwar keine Ahnung, was Du da wieder einmal ausgefressen hast, aber wenn wir zum Regiment zurückstoßen, kannst Du ihm das ja persönlich erklären."

Der Kleine schüttelte den Kopf

„Geht nicht, morgen fall' ich!"

„Na na na! Es ist ja nicht gerade eine leichte Felddienstübung, denn die Kerls schießen wieder, aber jede Kugel braucht doch nicht gleich ein Loch zu geben."

„Ich weiß es, als wenn's mir einer zugeschworen oder angebetet hätte! Und es ist gut so. Leute, die ihre klare Linie verloren haben, sind auf der Welt zu nichts mehr nütze."

„Entschuldige," sagte der Rittmeister von Foucar verwundert, „das mit der Linie mußt Du mir ein wenig näher auseinandersetzen."

Karlchen Gorski zuckte mit den Achseln.

„Wenn's Dich interessiert? . . . Bis vor wenigen Tagen war ich ein leidlich braver Kerl und richtete mein bißchen Leben nach anständigen Grundsätzen, wie sich's für einen preußischen Offizier und Edelmann gehört. Das hat mir ein alberner Zufall umgeschmissen, kaputt gemacht. Ich seh' nur noch von außen wie ein Offizier aus, innerlich bin ich ein ausgemachter Schweinehund. Um ein Mädel natürlich, oder vielmehr um zwei. Die eine wie Milch und Blut und sauber . . . die hab' ich verraten. Die andere ein Racker, der mir eine schimpfliche Zumutung gestellt hat. Ich ging darauf nicht ein, und jetzt tut's mir leid. Es reißt mich zu ihr . . . Wenn ich nicht noch ein letztes Restchen Scham in mir hätte, würde ich ihr nachjagen auf dem Weg nach Westen . . . Und darüber komm' ich nicht weg, damit kann ich nicht weiterleben."

„Unfinn, mein Jungchen," versuchte der Rittmeister zu trösten, „ein paar Tage fröhlichen Krieg, und Du wirst all diese Frauenzimmergeschichten mit anderen Augen ansehen."

„Ja," sagte der Kleine hartnäckig, „wahrscheinlich schon morgen. Und zwar von oben. Da werd ich vielleicht darüber lachen. Jetzt aber — ich kann beim besten Willen nicht schlafen — würdest Du mir wohl die Erlaubnis geben, ein paar Stunden früher abzureiten? Mich treibt die Sorge, und ich möchte schon auf dem Hinwege in Groß-Heinrichsdorf nachsehen . . ."

„Aber natürlich, reit, wenn's Dir paßt! Nur so um sechs herum möchte ich Deine Meldung haben. . ."

Der Rittmeister grüßte kurz, ging in das Haus zurück. Sein Herz trieb ihn, dem Kleinen da für alle Liebe und Treue zu danken seit dem ersten Tage ihrer Freundschaft, aber er bezwang sich gewaltsam, um ihn nicht noch mehr in seinen trüben Ahnungen zu bestärken. Und während er sich zu kurzer Ruhe ausstreckte, sann er über eigenen Sorgen. Torheit war es, zu denken, er selbst käme morgen heil davon. Der Befehl lautete klipp und klar, die Stellung bis zum letzten Mann zu halten. Dieser letzte Mann war ein namenloser Dragoner, der auf dem letzten heilen Gaul die Meldung nach hinten brachte, die paar hundert Männerchen am Neuendorfer Paß hätten ihre Schuldigkeit getan. Die Führer, wie sich's gehörte, in der vordersten Reihe . . .

Viel unerfüllte Wünsche und Hoffnungen nahm er ins frühe Grab mit, aber dagegen gab es kein Hadern. Das Los teilten mit ihm binnen kurzem Tausende und Tausende, die ebenso wie er sich mit Plänen und Entwürfen trugen. Und er starb ja nicht ganz, in seinem kleinen Sohne lebte ein Teil von ihm fort. Der wuchs auf unter den hütenden Händen seiner Mutter, und sie pflanzte all' ihre Adligkeit in sein Herz, so daß er ein echter und aufrechter Edelmann wurde. . . . An der Stelle des zerstörten erhob sich auf Kalinzinner Boden ein festes Haus. Ueber seinem Turm flog die Fahne mit dem gefiederten Sarazenenpfeil im roten Felde, dem Wappen der Foucar von Kerdesac, mit dem sie zeichneten, was ihnen gehörte. Ein altes, im Westen landflüchtig gewordenes Geschlecht wurde wieder bodenständig im Osten. Ein Samenkorn, weit her vom Winde getragen, flog in neue Erde. Schlug Wurzel, wuchs auf und wurde zu einem starken, weit seine Krone reckenden Baum . . .

*

Der schwere Augustnebel, den die vor Sonnenaufgang einsetzende Morgenkühle aus dem feuchten Waldboden gehoben hatte, war im Fallen, versprach einen klaren und glutheißen Sommertag. Der Leutnant von Gorski ritt mit den Dragonern Heurich, Daberkow, Gawronski und Gemballo auf der breiten Landstraße, die nach Osten führte.

Der lange Matthias Heurich ritt links von seinem Leutnant, mit dem er in Groß-Heinrichsdorf aufgewachsen war. Seine scharfen Augen bohrten sich in das brauende Nebelgeschwade. Die Rechte hielt den gespannten Karabiner, Kolben auf dem Schenkel. Und endlich faßte er sich ein Herz.

„Härr Leitnant werden gehorsamst entschuldigen, ich möcht' bloß was fragen."

„Na los, Matthias!"

„Nehmlich . . . also, daß Krieg geben wird, wußten wir alle. Aber wieso fangen die Russen mit uns an? Mit den Mänschen sind wir doch immer ganz gut ausgekommen an der Gränz'. Die Stänkereien haben erst angefangen, wie se die Soldaten hergeschickt haben. Wieso haben se das eigentlich getan?"

„Das kann ich doch nicht wissen, Matthias!"

„Aber Härr Leitnant lesen doch die Zeitungen und so . . . Und unsereins reit' ganz dammlich los, möcht doch gärn' wissen, um was . . ."

„Na denn werd' ich Dir die Parole sagen, mein Sohn: Um alles, was wir in diesen vierzig Jahren in Deutschland geschaffen haben. Wir sind ihnen zu groß geworden, da wollen sie uns wieder klein machen. Wie hungrige Wölfe sind sie um unser Haus gelaufen, der heiße Geifer rann ihnen die Zunge lang. Aber es scheint fast, der russische Wolf ist zu früh gesprungen. Und deshalb werden wir gewinnen. Auch weil einer, der sein Haus verteidigt, sich doch eher in Stücke hacken läßt, als daß er es aufgibt . . .".

„Befehl, Härr Leitnant! . . . Und nehmlich die Maria Komossa, was meine richtige Braut is, zum Härbst wollten wir uns heiraten. Also wänn da ein Ruß, und er möcht' se bloß schief ansehen . . . na ich danke! In dem Kärl seiner Haut möcht' ich nich stäcken."

Karlchen Gorski warf seine Zigarette fort, im Herzen hatte es ihm einen fliegenden Stich gegeben. Der Lange da neben ihm wußte, wofür er ritt, er aber hing an einer, an die in dieser Stunde zu denken, eigentlich blanker Verrat war . . .

(Schluß folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

be — da — den — di — dos — dres — dri — e — el — en — es — fa — gan — ge — gelb — go — in — in — jaid — ker — kla — kra — le — ment — na — no — ok — pa — phues — pro — ra — raf — sa — sig — sit — tau — u — um — ve — vel

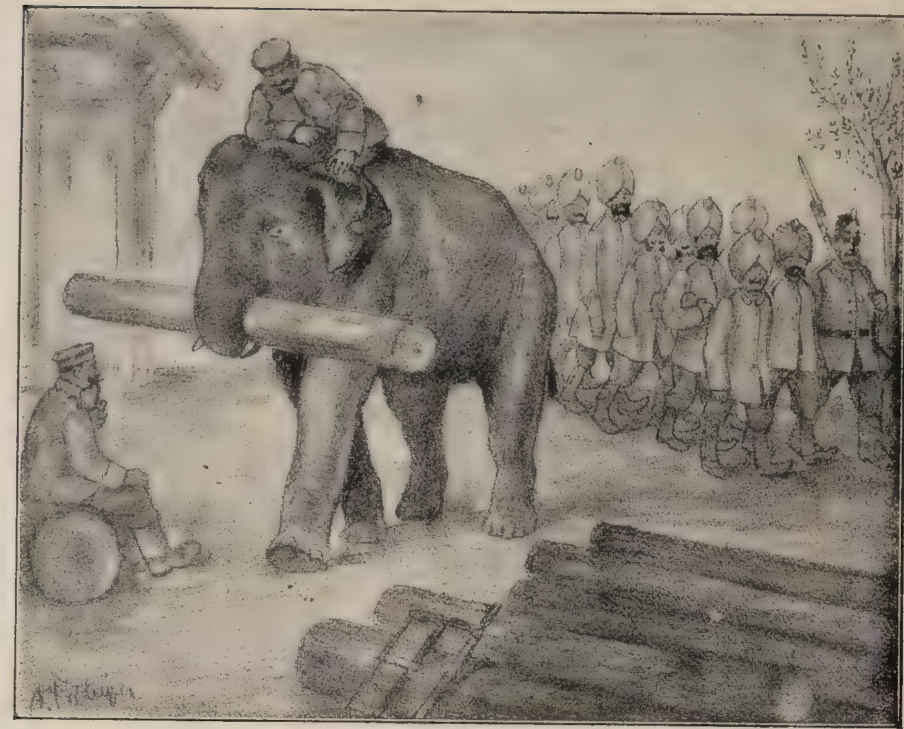
sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, einen bemerkenswerten Erfolg unserer Bundesgenossen ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Serbischen Fluß. 2. Ausdruck aus dem Wechselrecht. 3. Sprengstoff. 4. Bezeichnung eines Flugzeugs. 5. Farbe. 6. Heilkräftiges Metall. 7. Wichtiges kaufmännisches Hilfsmittel. 8. Vielgebrauchten Speisenzusatz. 9. Deutsche Stadt. 10. Gestalt aus der germanischen Mythologie. 11. Von fremdem Gebiet eingeschlossenen Landstrich. 12. Berühmten Maler. 13. Deutschen Bildhauer. 14. Erzählungsform. 15. Ausdruck aus der Jägersprache.

Drei Buchstaben.

Mit a das Wort, auf hoher See
Zeugt es von deutschem Heldenmut;
Mit i erringt's der tücht'ge Mann
Durch regen Fleiß als eignes Gut;
Mit e wirbt's um der Hörer Gunst
In Oper- und Theaterkunst.

Zeichnung von A. Fiebiger.



Beim Arbeits-Elefanten, den Hagenbeck den Truppen im Westen geschenkt hat:
Wärter: „Kiek' mal Jumbo, da bringen sie einen Verein von Deinen indischen Landsleuten!"

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Das deutsche Vordringen über den Yserkanal. 1. Dukla. 2. Samland. 3. Erfu. 4. Tacitus. 5. Chemie. 6. Vertiko. 7. Radikand. 8. Reißblei. 9. Neidenburg. 10. Eisbein. 11. Uesküb. 12. Erkner. 13. Dezime. 14. Nancy. 15. Saline. 16. Republik. 17. Asen. 18. Apfel. — **Gleichklang:** Aufgebracht.

HUMOR

Ein Bauer kommt in ein sehr elegantes Restaurant und läßt sich ein Glas Bier geben. Als er dafür 1 Mark bezahlen soll, macht er Krach, das Bier sei höchstens 30 Pfg. wert. Der Geschäftsführer wird gerufen, will den Gast beruhigen und sagt: „Ja, sehen Sie, die Ausstattung hier, die kostbaren Stühle, die Wandmalereien, die Kristallgläser, das muß doch alles mit bezahlt werden!" Schließlich geht der Bauer. Am nächsten Tage kommt er wieder, trinkt sein Bier und legt 30 Pfg. auf den Tisch. Als der Kellner protestieren will, sagt er: „Stimmt schon, Ihre Bilder hab' ich mir schon gestern angekuckt!"

*

„Denken Sie, Frau Lindemann, mein Mann ist gestern Gefreiter geworden!" — „Na, da gratuliere ich auch bestens!" — „Danke vielmals, aber eigentlich ist mir's gar nicht recht, denn auf die Hohen schießen sie doch immer zuerst!"

*

Hausfrau: „Marie, ich habe diese ewigen Zankereien in der Küche mit dem Stubenmädchen satt!" — Köchin: „Ich kann mir das aber nicht gefallen lassen, gnä Frau. Möchte ich Ihnen das passen, wenn man Sie eine „alte dicke schlampige Pute" nennt, angenommen, Sie sind keine!"

*

Gedankensplitter. Kriege sind wohl manches Mal vergebens, aber nie — umsonst geführt worden!

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 21

Berliner

23. Mai 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Besuch des Königs von Sachsen im Hauptquartier bei Hindenburg.

Phot. Hohlwein & Giercke.

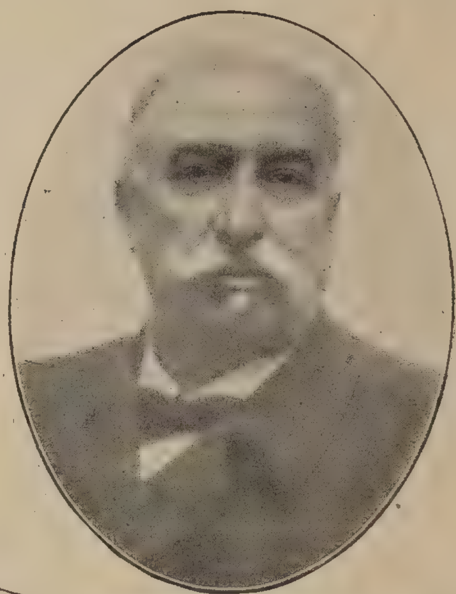


Der preußische Minister des Innern v. Loebell und der Stellvertreter des Reichskanzlers, Staatsminister Dr. Delbrück, auf einer Besichtigungsreise in Ostpreußen. Die Minister mit der Wiederaufbau-Kommission in Damnau. Phot. Paul Petri

Delbrück Loebell



Freiherr Conrad von Hoetzendorf, der österreich.-ungarische Generalstabschef, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Adele Forster

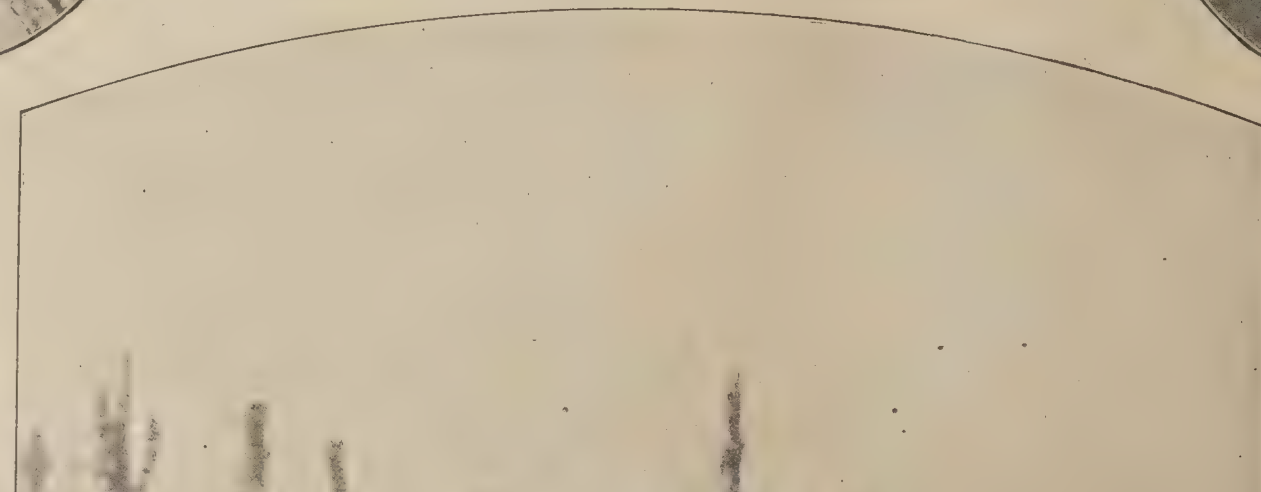


Giovanni Giolitti, der vielgenannte hervorragende italienische Staatsmann.

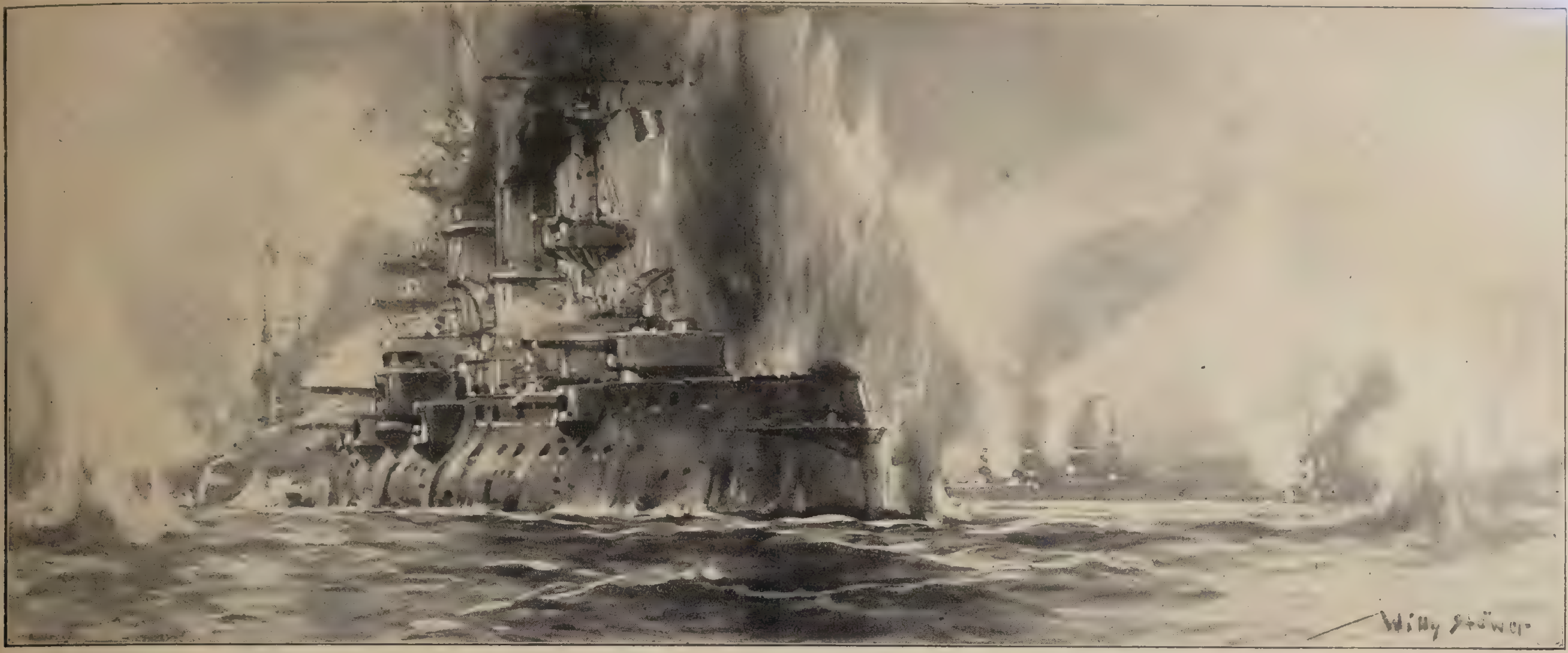
Der Untergang des „Bouvet"

(Zu den Bildern auf der nächsten Seite.)

Der französische Panzerkreuzer „Bouvet", einer der Opfer der feindlichen Flotte vor den Dardanellen bei dem verlustreichen und vergeblichen Angriff am 18. März, fuhr mittags in die Meerenge ein und beschoß die türkischen Batterien auf der asiatischen Seite, die das Feuer lebhaft erwiderten. Um 1 Uhr befand sich der „Bouvet" kurz vor den Forts von Dardanos (asiatische) und Suandere (europäische Seite) als er plötzlich, umgeben von aufschießenden Wassersäulen, die den tödlichen Treffer anzeigten, zu sinken begann und sich auf die Steuerbordseite legte. Die Mannschaften stürzten nach dem Vorderteil, das noch hochlag, aber viele wurden durch die umstürzenden Geschütztürme und die Dämpfe aus den Schornsteinen daran verhindert. Kaum eine Minute später lagen die Schornsteine flach auf dem Wasser, und in einer dicken Wolke von weißem und schwarzem Rauch sank das Schiff unter. Der „Bouvet" mit 12 000 Tonnen Wasserverdrängung, Maschinen von 15 000 Pferdestärken, 34 Geschützen und fast 600 Mann Besatzung war nicht mehr. Auch das Linienschiff „Gaulois" (11 300 To.) und das Schlachtschiff „Suffren" (12 300 To.) beide aus der französischen Kriegsflotte, wurden in den Dardanellen-Kämpfen schwer beschädigt und mußten sich zurückziehen und in einen schützenden Hafen geschleppt werden. Dazu kommt noch der Panzerkreuzer „Leon Gambetta", der am 8. April von einem österreichisch-ungarischen U-Boot torpediert wurde. Die Verluste der Engländer sind natürlich entsprechend größer, da ihre Schlachtflotten in dem engen Dardanellenweg von den türkischen Forts und besonders von den fahrbaren Haubitzen unter vernichtendes Feuer genommen werden konnten, während gleichzeitig Minen das Vordringen verhinderten.



Nach dem abgeschlagenen Sturm: Tote Russen im Drahtverhau.



Der Untergang des französischen Schlachtschiffes „Bouvet“ in den Dardanellen.
Die letzten Augenblicke des „Bouvet“: 1. Getroffen!



2. Das Schiff legt sich nach Steuerbord über.



3. Vor dem Versinken.
Nach einer französischen Darstellung gezeichnet von Prof. Willy Stöwer.





Eine neue Berliner Sehenswürdigkeit: Phot. B. J. G.
Muster-Schützengraben, der vom Ersatz-Bataillon des Königin Elisabeth-Regiments am Rand des Grunewalds bei Westend angelegt wurde.
Führung des Publikums durch den Schützengraben. An den Schutzschilden.

Unser neuer Roman.

In der heutigen Nummer beginnt Paul Oskar Höckers Werk „Die junge Exzellenz“, das noch vor dem Kriege entstanden ist, das aber einen Stoff behandelt, den uns der Ausbruch des Krieges näher gebracht hat. Mit seiner fesselnden Plauderkunst führt Höcker uns hinter die Kulissen der obersten Reichsämter, und in unterhaltendster Form streift er Fragen, die von den Schlagworten Kolonialverwaltung, Diplomatie, deutsche Macht im Ausland umschrieben werden. Was er darüber sagt, nicht als Politiker, der Partei nimmt, sondern mit der ganzen Frische seines starken, fortreißenden Erzählertemperaments, das wird man gerade in unseren Tagen mit erhöhter Aufmerksamkeit und Spannung lesen.



General v. Lauenstein,
Führer des Vormarsches gegen die russischen Ostseeprovinzen.



Vanderbilt
Der amerikanische Sportsmann Alfred G. Vanderbilt,
dessen Untergang mit der „Lusitania“ gemeldet wurde.



General Szurmay,
Führer der erfolgreichen österr.-ung. Armee am Uzsoker Paß.



Heitere Bilder aus dem Felde: Musikkapelle, die hinter der Front in ein Telefon hineinspielt, das zu einem Unterstand in den vorderen Linien führt.

In sorglosen Stunden

Heitere Bilder aus dem Felde

Die Leute unserer Kompagnie lagen hungrig, durchnäßt und todmüde am Rande eines Waldes. Stockfinstere Nacht war es und bitterkalt; darum lagen wir trotz des engbegrenzten Raumes aufeinandergepreßt, wie die Pflastersteine. Da raffte sich mein Nebenmann zu einer letzten geistigen Anstrengung auf und sagte: „Heute bin ich sogar zu faul, um dem Mädchen die Schuhe vor die Türe zu stellen!“ Und schon schlief er. Das war sein Glück. Er hätte sich sonst vor Scham über die Bemerkungen, die ihm jetzt zuflogen, tief in den nassen Lehmboden verkrochen. Einer von jenen Unglücklichen war er, die noch Erinnerungen haben. Denn es gibt kein besseres Mittel, all das Schwere draußen leichter zu ertragen, als alles zu vergessen, was früher war. Darum sind unsere Soldaten so voll Frohsinn, weil der Ernst des ungeheuren Ringens sie ganz erfüllt. Und je mehr Feinde sich gegen das Vaterland erheben, desto nötiger wird jedem der innere Gleichmut, der nur ein Ziel kennt: Niederringen! So oder so, da oder dort. Jener Haß unserer Feinde gegen alles Deutsche, diese grenzenlose Schmähwut, hat wenig Platz im Denken unserer Soldaten. Denn sie denken eben nicht so sehr an den Feind wie an das Vaterland. Als ein endlos langer Gefangenentransport, aus allen möglichen Völkern und Farben zusammengesetzt, durch die ehemalige deutsche Grenze fuhr, sagte ein Soldat: „Und so ne bunten Brüder nennen sich: Bundesbrüder!“ Worauf sein schwäbischer Kamerad bemerkte: „Aber habe muß mer se doch, sonst weisch mer nachher nit, wer'sch eigentlich gewese isch!“ So spiegelt sich selbst die Weltgeschichte im Kopfe



Schuhplattler-Tanz auf einem Soldatenfest, das ein bayrisches Regiment hinter der Front in Frankreich veranstaltete. (Die Frau ist ein verkleideter Soldat.) Phot. J. Heimhuber.



Heitere Bilder aus dem Felde: Soldaten mit jungen Wildschweinen, die sie im Wald in Frankreich gefunden haben.

des einzelnen Soldaten vom Standpunkte des überlegenden und darum auch überlegenen, immer aber bewaffneten Philosophen. Der Glaube an die gerechte Sache und das Vertrauen auf die eigene Kraft erzeugt einen nicht immer salonfähigen, aber windfrischen und gesunden Humor, der so derb ist wie die deutsche Tat, und der Schlachten schlägt; der in jeder Lage und bei jedem Manne anders ist und der doch meist nur die eine Wurzel hat, nämlich den andern zu trösten und aufzurichten. „Daß wir so flott vorwärtskommen ist nur, weil Hindenburg so abergläubisch ist," hörte ich einmal philosophieren. „Er sagt, zurückgehen bringt Unglück!" Oder weil gerade vom Glauben die Rede ist, „glaubst Du jetzt noch daran, daß der alte Noah von allen Viehchern bloß ein Paar in seine Arche genommen hat? Von den Läusen war's sicher eine ganze Waggonladung!" Der Humor der Erfahrung. Wahrhaft lustig und voll drolliger Einfälle ist der Soldat erst, wenn er einen „Hausstand begründen" kann, wenn er Gelegenheit hat, sich irgendwo für Wochen, Tage und Stunden einzurichten. Ob im Erdloch oder im Quartier, das ist gleich. Dann fühlt sich jeder als Robinson und sucht den andern zu übertrumpfen. Nachher, wenn alles da ist, von der „Wärmflasche", die eben auf Wache ging und Platz machte, bis zum Schnittlauch, der die Feldküchenkost würzen muß, kommen die Aufschriften. „Eigener Herd hat Gold im Munde" steht über einem Erdloche, und dieser Haussegen wird zum Muster für den Nachbardichter, der bittet, sich vor bissigen Hunden in acht zu nehmen, oder einen ganz Schlauen, der seinen Unterstand zum Schutze gegen unvermutete





Lustige Inschriften an den Soldatenwohnungen im Felde.

„Eingang nur für Herrschaften!"
Phot. Presse Photo-Vertrieb.

„Café Arco! Die ganze Nacht geöffnet!"
Phot. Haeckel.





Soldatenleben.

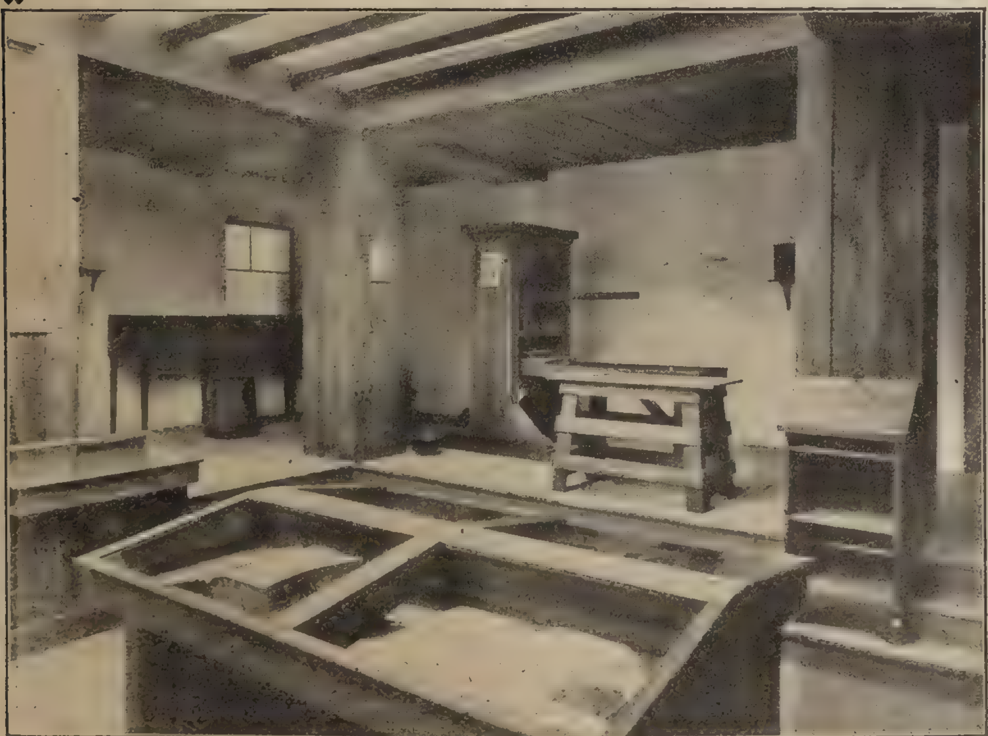
Marsch durch ein brennendes Dorf.

Rast unter blühenden Bäumen.

Visitationen als „neutrales Gebiet“ erklärt. Ein Egerländer in den Karpathen bewohnte eine Felsenhöhle, die er der Oeffentlichkeit erschloß. Ueber den Eingang schrieb er: „Wundertropfsteinhöhle“ und darunter stand: „Eintritt vier Zigaretten, Militär und Mannschaft die Hälfte“. Neugierig trat man ein, zahlte, tastete ungefähr zehn Schritte im Dunkeln; und plötzlich stand man wieder im Freien. Hier war wieder eine Tafel mit der Aufklärung: „Hast De Dir gewundert, Tropf?“ Als die Schützengrabenfreundschaft untersagt wurde und auch die österreichischen Soldaten gewarnt wurden, sich mit den Russen zu unterhalten, nahm dies ein Deutschmeister bei der Befehlsausgabe mit den Worten zur Kenntnis: „Im Frieden wär mir so was eh net eing'fallen, aber im Krieg, da könnt ma schon a Ausnahm machen!“ Trotz des Verbotes finden besonders die Artilleristen genug Gelegenheit, dem Gegner heitere Grüße zu senden. Man kann zwar die Inschriften, welche sie vor dem Laden mit Kreide auf die Geschosse schreiben, nicht gut einer Dame ins Stammbuch widmen, aber so kräftig sie auch sind, sie sind ehrlich gemeint und sie treffen genau so gut wie das Geschoß selbst. Auch die Offiziere bemühen sich nach Kräften, all die unangenehmen Begleiterscheinungen im Biwak, im Quartier und in den unfreiwilligen Eigenheimen mit gutem Humor zu ertragen; dabei ist es selbstverständlich, daß man seinen Ehrgeiz darein setzt, dem Nachfolger möglichst viele Annehmlichkeiten zu vererben. Auf ein wirksames und originelles Mittel kam der Leutnant einer österreichischen Trainabteilung, um das polnische Quartier, das er gemeinsam mit dem Hauptmann bewohnte, erträglich zu gestalten. Die Quartiersfrau, alt, häßlich und unbeschreiblich schmutzig, gegen die beiden Offiziere so unfreundlich wie nur irgend möglich, begann plötzlich, sich freiwillig die Hände zu waschen, ehe sie Eßsachen anrührte, sie kam fast sechsmal im Tage in die gemeinsame Stube, um sie in Ordnung zu bringen, sie war voller Aufmerksamkeiten. Merkwürdigerweise nur gegen den Hauptmann, der es doch am wenigsten verdient hätte, denn kaum sah er sie, entfuhren ihm auch schon sämtliche polnischen Schimpfworte, die er sich hier im Ausland erworben. Der Hauptmann suchte des Rätsels Lösung lange Zeit vergeblich. Erst als sie abmarschierten, gestand ihm der Leutnant, er habe dem alten Weibe eingeredet, sie werde von dem „schüchternen“ Hauptmann glühend geliebt! P. S.



Geheimrat Prof. Karl Lamprecht †,
der berühmte Geschichtslehrer der Leipziger Universität.
Nach einem Gemälde von Prof. Klein-Chevalier.





Aus dem soeben eröffneten Buchgewerbe- und Schrift-Museum in Leipzig.

Nachbildung der ersten Buchdruckerwerkstatt Gutenbergs.

Stube eines elsässischen Gelehrten

Phot. W. Titzenthaler.

BILDER VOM TAGE



General von Linsingen,
einer der erfolgreichen deutschen Führer in Westgalizien.
Phot. Siebe.



Die deutsche Frobenius-Expedition,
der es nach einer gefahrvollen Fahrt gelang, aus Abessinien nach Deutschland zurückzukehren.
Die Teilnehmer als Arabar verkleidet:
Links: Leo Frobenius; rechts: Mario Passarge, Kriegsberichterstatter unseres Verlages.



Dschewat Pascha,
der türkische Befehlshaber der Dardanellenverteidigung.
Phot. Sebah & Jonillier.

Die Expedition Frobenius, der sich unser Mitarbeiter Mario Passarge in Damaskus angeschlossen hatte, ist vor kurzem nach erfolgreicher Tätigkeit nach Berlin zurückgekehrt. Auf mühsamer Reise durch Arabien, wo die Mitglieder der Expedition sich der Eingeborenen wegen in arabische Tracht kleiden mußten, gelangte sie an das Rote Meer. Auf einer kleinen Segelbarke, die unterwegs resultatlos von dem französischen Kreuzer „Dessaix" untersucht wurde, durchquerten die Teilnehmer das Rote Meer und landeten nach dreiundzwanzigtägiger Fahrt in Massaua (Erythräa). Während das französische Kriegsschiff die Barke mit der Expedition an Bord anhielt und französische Marineoffiziere das kleine Segelboot untersuchten, saßen die Mitglieder der Expedition Frobenius im Laderaum versteckt zwischen allerlei Säcken und Kistenstapeln und hörten zu, wie die nachsuchenden Offiziere umhertrampelten und miteinander sprachen. Unser Mitarbeiter benutzte die Gelegenheit, durch eine Luke in der Schiffswand den feindlichen Kreuzer zu photographieren. Dann verließen die Franzosen, ohne etwas gefunden zu haben, die Barke, die nun ihrem Bestimmungsort zufahren konnte. Durch Syrien war die Expedition Frobenius, die unter anderem die amtliche Post nach Abessinien gelangen lassen sollte, unter türkischen Decknamen gereist, um weder den Eingeborenen noch den zahlreichen lauernden englischen Spionen Anlaß zu unnötiger und unerwünschter Aufmerksamkeit zu geben.



Behandlung der Verwundeten mit ultravioletten Strahlen im Landesbad in Baden-Baden.



Erzherzogin Zita, die Gemahlin des Erzherzog-Thronfolgers beim Besuch einer Wiener Invalidenschule.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
----- Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. ----- 1 2 3 4 5

Die junge Exzellenz

ROMAN VON

Paul Oskar Höcker



Der Verfasser unseres Romans, Paul Oskar Höcker, der jetzt als Hauptmann d. L. im Felde steht. Aufgenommen in Lille.

Barbaras Trauung fand in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche statt. Mit Orgelspiel, reichem Blumenschmuck und dem großen Geläut. Für die Auffahrt bildeten ein paar Hundert Neugierige das freiwillige Spalier. Ein roter Teppich war über den breiten Bürgersteig und die Kirchenstufen gelegt. Die Kirchendiener in ihren talarähnlichen, violetten Ueberröcken hatten Mühe, die schmale Gasse freizuhalten. Es war Oktober, also gab es eine Unzahl neuer, prunkvoller Abendmäntel zu sehen. Mit den Kinderfräulein und Laufmädchen drängten sich darum auch die kleinen Schneiderinnen möglichst dicht an den Wagenschlag der vorfahrenden Equipagen, Autos und Mietsfuhrwerke heran, um im Flug eine Anregung für die neue Saison zu erhaschen. Wenn das große Geläut in Bewegung gesetzt wurde, dann wußte man im ganzen Stadtviertel zwischen Zoo und Kurfürstendamm, daß es sich um ein Schaustück handelte, das den Eilmarsch zum Kirchenportal schon lohnte. In das Innere der Kirche wurde heute der Eintritt nur auf besondere Einlaßkarte gewährt. Das Schiff und die Empore waren schon vor dem Läuten bis auf den letzten Platz besetzt; selbst im Vorraum schob und drängte sich eine buntgemischte Schar, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, den Hochzeitszug aus nächster Nähe zu sehen.

Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche galt sonst für die herkömmliche Stätte der Finanzhochzeiten von Berlin W. Hier handelte sich's aber um die Träger von Namen, die im politischen Leben bedeutsamen Klang hatten. Wenigstens war der Vater der Braut, der Minister Schimpff v. Schlebrügge, bis zu seinem Tode im vorigen Herbst eine der bekanntesten Persönlichkeiten gewesen. Der Blücherdialekt des originellen Staatsmannes, sein Draufgängertum in den Reichstagsdebatten, ein paar geflügelte Worte lebten im Volke fort, auch im Gedächtnis derer, die ihn nie von Angesicht gesehen, die nie seine helle Kommandostimme gehört hatten. Die Witzblätter hatten seiner Karikatur einen so schlagenden Ausdruck verliehen, daß auch nach seinem Tode die unzähligen ernsten Porträts, die von den Zeitschriften gebracht wurden, nicht imstande waren, diese Erinnerung zu verwischen.

„Sollte das Trauerjahr denn wirklich schon um sein?“ fragte ein ältliches Stiftsfräulein im Schiff der Kirche ihre Nachbarin, die Gattin des Generals. Die entsann sich genau, daß sie zur Trauerfeier in Treppwalde, der sie beigewohnt, zum erstenmal ihre Sealgarnitur getragen hatte. Nach kurzem Besinnen nickte sie und gab flüsternd zurück: „Anfang Oktober war's.“ Und die nächste Nachbarin, die alte Gräfin Forst, entsann sich, unter Benutzung einer ähnlichen Gedankenbrücke, sogar noch des Tages, an dem Herr v. Schimpff geheiratet hatte. „Das heißt: zum zweitenmal. Es sind nun auch an die neunzehn Lenze. Wissen Sie noch, wie da der „Kladderadatsch“ sein Bild brachte: Schimpff als Lohengrin? Ueberwältigend war das.“ Sie kicherten alle drei ein ganzes Weilchen.

„Wenn sie man jetzt so einen hätten in der Reichsbude da draußen!" sagte ein knurriger, älterer Herr auf der Bank dahinter.

Das hörten nun wieder zwei Reporter, die ihre Listen des Hochzeitsgefolges kollegial austauschten. Sie zwinkerten einander zu. „Volkesstimme — Gottesstimme!" sagte der eine. Und der andere: „Je töter er ist, der alte Schimpff, desto populärer wird er!"

Die Wagen bildeten vom Kurfürstendamm her eine einzige, lange Zeile. Auch zwei Hofequipagen befanden sich darunter. Man ward sich aber nicht einig über die Namen der Prinzen, die ihnen entstiegen. Beide trugen die Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß. Daneben waren fast alle übrigen Gardeuniformen vertreten. Am zahlreichsten natürlich die der Kürassiere, die auch der Bräutigam trug, der Legationsrat, der als Rittmeister in der Reserve des Regiments stand.

In der Schar der Kunstgewerbe-Schülerinnen, die an der Stickerei von Barbaras Brautschleppe mitgearbeitet und dicht hinter den reservierten Plätzen eine Bank erobert hatten, amüsierte sich ein junges Ding kichernd über die Namen des Brautpaares. Sie hieß Schimpff — er Unruh. Der dicke Reporter, der seine Ohren überall hatte, wendete sich nach ihr um und sagte: „Da hätten Se früher zur Welt kommen müssen, Fräuleinchen; die Witze haben wir alle schon vor fuffzehn Jahren gemacht, wo der dicke Ulrich ins A. A. jekommen is."

Die Kleine war zuerst erschrocken, dann gekränkt und beruhigte sich erst, als ihre Nachbarin ihr flüsternd versicherte, daß der Fremde mit A. A. das Auswärtige Amt bezeichnete. Das sei bei den Herren der Presse so gang und gäbe.

Der Vater des Bräutigams war der Wirkliche Geheime und Vortragende Rat Freiherr v. Unruh. Er war als stellvertretendes Mitglied des Bundesrats in den letzten Jahren wieder öfter hervorgetreten. Früher, als Schimpff noch der vielgenannte Kolonialmann war, hatte er unter ihm gearbeitet. Sein Name hatte damals neben dem Sr. Exzellenz eine unbeabsichtigte Popularität errungen.

„Zwischen den beiden hat es auch nicht immer gestimmt," sagte halblaut ein älterer Stadtrat, den Zylinder vor den Mund haltend, indem er sich an seinen Nebenmann wandte, einen bekannten Politiker, der mit überlegenem Lächeln sich umsah und seine Popularität genoß wie ein Tenor.

Der Politiker hob die Augenbrauen. „Schimpff und Unruh meinen Sie?"

Seine Stimme war so laut, daß sich mehrere Köpfe nach ihm umwandten. Auch die Kunstgewerblerinnen horchten auf. Etwas ängstlich suchte der Stadtrat ihn zu beschwichtigen. Doch der andere kehrte sich nicht daran.

„Die alte Exzellenz, wissen Sie, hatte es nicht nötig, sich mit Unruh zu stellen. Ein Wort von Schimpff und Unruh flog. Der Mann tat ja schließlich, was ihm eben paßte. Es war ein Skandal. Nee, Unruh war ihm gerade recht, weil der sich immer so geduldig desavouieren ließ."

Die Backfische hatten das Interesse verloren; das Fremdwort öffnete eine Kluft zwischen ihnen.

Noch immer zogen die Paare über den roten Teppich. Generäle, Stabsoffiziere, Rittmeister und Hauptleute, Oberleutnants und Leutnants aller Waffengattungen in Helm und Epaulettes. Die Zivilisten entledigten sich meist schon im Wagen ihrer Paletots und zeigten auf dem kurzen Weg ihre Ordenspracht. Es waren fast durchweg höhere Klassen. „Orden aus dem Halse," witzelte man in der Zufallsschar, die sich vor dem Kirchenportal in der goldenen Nachmittagssonne zusammengefunden hatte.

Das Brautpaar selbst enttäuschte ein wenig.

Dr. Fritz v. Unruh war ebenso groß wie sein Vater, sah ihm sonst aber gar nicht ähnlich. Die weiße Kürassieruniform ließ ihn ziemlich breit erscheinen. Er wirkte dadurch älter, als er war: dreiunddreißig Jahre zählte er. Es war sein Schmerz, daß er so sehr zur Fülle neigte. Sein Vater, der ein Vierteljahrhundert mehr auf dem Rücken trug, hatte sich seine aristokratische Schlankheit bis heutigen Tages bewahrt. Fritz war hellblond und hatte wassergrüne Augen, denen man die Kurzsichtigkeit ansah. Er trug auch auf diesem bedeutungsvollen Gange das unvermeidliche Monokel. Barbara rief zwar wie jede in kostbaren Spitzen und in Seide steckende Braut das „Ah!" der Bewunderung beim Aussteigen aus der Hochzeitskutsche hervor, aber die Feingliederigkeit ihrer Gestalt, die den Hauptvorzug ihrer Erscheinung bildete, konnte hier gar nicht zur Geltung kommen. Man sah nur eine zierliche Spitzenwolke mit unendlicher Schleppe neben dem weißen Kürassier. Der Eindruck war vielleicht deshalb so gering, weil das Paar, das den Verlobten zunächst schritt, alles Interesse auf sich versammelte: der Vater des Bräutigams und die Mutter der Braut.

Das also war der Geheimrat v. Unruh. Der alte Freiherr stand Mitte der Fünfziger, hielt sich aber so tadellos wie ein Gardeleutnant. Sein Sohn hatte alle Ursache, ihn um die Schlankheit und Eleganz seiner Figur zu beneiden. Auch sein mageres, bartloses Antlitz besaß durch das lebhafte, kluge Auge den Anstrich von Jugendlichkeit. Rechts war er ebenso kurzsichtig wie sein Sohn. Wie dieser trennte er sich nur selten von seinem Monokel. Aber durch das Glas blitzte sein heller, rasch und scharf erfassender Blick über das ganze Spalier hin, so daß jeder einzelne in der Menge glaubte, von ihm besonders bemerkt worden zu sein. Die linke Seite seines Gesichts bekam durch das halbgeschlossene Auge und die zahlreichen Falten im Halswinkel etwas Verkniffenes. Die Witzblätter gaben ihm daher neuerdings, wenn sie Anlaß hatten, sich mit ihm zu beschäftigen, den Chamberlain-Typ.

Der Bräutigam hatte den Blick zu Boden geschlagen. Das „Ah!", das Barbara galt, schmeichelte ihm. Aber auf dem langen Wege, der in mäßigem Tempo zurückgelegt werden mußte, über die Straße, durch den Vorraum und die ganze Kirche, schwirrten sonst noch hundert halblaute Bemerkungen durch die Luft, die vorübergehend in ihm Wurzel faßten. Jene, die ihm unangenehm waren, konnte er auch während des folgenden Trauungsaktes nicht verwinden. Es war dies in seiner ganzen Anlage begründet.

„Du — ist das nicht die Sorma?" flüsterte eine junge Frau, die dicht neben der inneren Türe stand. Und sie konnte damit nur Barbaras Mutter meinen. Ein Dutzend Köpfe wandte sich auch schon dahin. „Nee, das ist doch die Exzellenz v. Schimpff." „Die Brautmutter?" „Die Witwe vom Minister. Aber recht hast Du schon: fabelhaft viel Aehnlichkeit mit der Sorma. Das heißt: wie die früher war." „Ich hätte mich schlachten lassen, daß sie's ist."

Jetzt hob Fritz v. Unruh ein wenig die Stirn und sandte im Vorübergehen dem Paare einen vernichtenden Blick zu. Es war früher da und dort vielleicht auch schon einmal eine gewisse Aehnlichkeit festgestellt worden, aber daß es ein Sterblicher wagen konnte, ausgerechnet in dieser Sekunde, seine Schwiegermama mit einer Schauspielerin zu verwechseln, wurmte ihn tief.

Indem er an Barbaras Seite weiterschritt, übte er innerlich scharfe Kritik an ihrer Mutter.

Gewiß, sie war mit ihren siebenunddreißig Jahren überraschend jung geblieben. Daraus konnte man ihr schließlich keinen Vorwurf machen. Aber im Verlauf ihres Trauerjahres hatte sie doch mehr und mehr ein Wesen angenommen, das ihm für die Witwe eines so hochbedeutenden Mannes nicht ganz einwandfrei erscheinen wollte. Wie sie ging und stand und sprach und lachte und sich bewegte, das war nun einmal so ganz und gar nicht preußisch und mußte hier auffallen. Ihre Mama war eine Komtesse Trapp gewesen — aus dem vielfach mit romanischem Blut durchsetzten österreichischen Stammhause — und hatte sich von einem leichtsinnigen preußischen Reiteroffizier, der an die schlesische Grenze strafversetzt war, aus der Klosterschule entführen lassen. Ein Kind solcher Ehe war natürlich belastet. Zum Glück bildete Barbara den striktesten Gegensatz zu ihrer Mama.

Fritz v. Unruh empfand die bewundernden Blicke, die über Barbaras Mama hinstrichen, wie eine Kränkung. Vielleicht lag wieder in der Art, in der sie dahin und dorthin sah, etwas Herausforderndes. Auch die dunkelviolette Robe mit der reichen Silberstickerei trug wohl mit Schuld. Sie machte natürlich alles wieder tot in der ganzen Umgebung. Es war ihm in den letzten Wochen, seit Barbaras Geburtstag, wenn man ihm zur Verlobung gratulierte, so oft begegnet, daß ihm noch besonders zu dieser „reizenden Schwiegermama" Glück gewünscht wurde. Er konnte es schließlich gar nicht mehr hören. Und es bildete nun den finsteren Punkt in dieser festlichen Stunde, daß er sehen und hören und empfinden mußte: Barbara ward selbst hier in der Kirche, wo sie doch das Anrecht darauf hatte, die Hauptperson zu sein, durch ihre Mama in den Schatten gestellt.

„Exzellenz Evchen ist ja wieder ein Bild!" flüsterte nun auch der Minister, der in der ersten Bank stand, dem Generalfeldmarschall zu. Und der bebrillte, kleine Herr mit dem klugen Gelehrtenkopf nickte schmunzelnd.

„Exzellenz Evchen" — so hieß Frau v. Schimpff, seitdem sie als Achtzehnjährige die Gattin des damaligen Wirklichen Geheimrats und Vortragenden Rats geworden war. Wie sein Töchterchen hatte sie immer neben dem Hünen gewirkt. Sie trug den Namen noch heute; er war auch von der jüngeren Generation aufgenommen worden.

Fritz v. Unruh machte ein steinernes Gesicht, als er an dem Platz vor dem Altar angelangt war. Er wußte, daß jetzt tausende Blicke auf ihm und seiner Braut ruhten. Barbara war todblaß. Sie preßte seinen Arm. Er flüsterte ihr irgend etwas zu, um ihr Mut zu machen. Des Zuspruchs hätte er aber selbst bedurft. Solch eine große Hochzeit war ja eine Tortur. Natürlich der Gedanke seiner Schwiegermama. Sie glaubte immer noch, Titel und Würde und Stellung und Bedeutung ihres verstorbenen Mannes diese gewisse Repräsentation schuldig zu sein.

Jetzt setzten sie sich. Er atmete auf und gab Barbara die Hand, ohne sie anzusehen. Er liebte sie. Aufrichtig. Sie paßte auch vorzüglich zu ihm. Sie war ganz so, wie er sich selber einschätzte: klug, überlegt, immer gleichmäßig, gerecht, strebsam und von feinstem Takt. Untugenden besaß sie überhaupt nicht. Der einzige Fehler, den er an ihr bis jetzt hatte entdecken können, war eben ihre Mama.

„Gottlob heirate ich ja nicht die Schwiegermutter!" sagte er zu sich.

Aber in diesem Augenblick gab es unter den tausend Kirchenbesuchern, die ihre Blicke über die glänzende Hochzeitsgesellschaft schweifen ließen, wohl auch nicht einen einzigen außer ihm, der die Mutter nicht der Tochter vorgezogen hätte.

Exzellenz Evchen saß an der Ecke der zweiten Seitenreihe. Sie hatte ihr feines Köpfchen leicht geneigt, und aus den dunklen Samtaugen blitzten verstohlene Tränen. Aber sie bemühte sich, ihrer Tochter zuzulächeln. Das gab ihr etwas Rührendes.

Nun schwieg das Glockengeläute, und die Orgel setzte brausend ein.

* * *

Auf der Fahrt von der Kirche zum Hotel, in dem das Hochzeitsmahl stattfand, wurde die Ansprache des Predigers gründlich zerpflückt. Gewiß, er hatte es gut gemeint, indem er auf das Ansehen der Väter des jungen Paares hinwies und besonders des viel zu früh dem Reich Entrissenen gedachte. Aber im ganzen Kreise Unruh war man sich darüber einig, daß er die Bedeutung Schimpffs doch ganz erheblich überschätzt habe. „Es gab Momente in seinem Leben, von denen man sagen konnte: die Weltgeschichte hielt ihren Atem an, wenn er sprach." So oder ähnlich hatte sich der Pfarrer vernehmen lassen. Das war entschieden übertrieben. „Ein Bismarck war Ulrich Schimpff nun denn doch nicht," äußerte der Vater des Bräutigams halblaut zu seinem Vetter, an dem er an der Sakristeitür vorüberkam, „was?" Er suchte seine Verstimmung hinter leichtem Spott zu verbergen. Nachdem er Barbara die Stirn, ihrer Mutter Evchen die Hand geküßt hatte, umarmte er seinen Sohn. „Also alles Gute, mein Junge. Du weißt ja jetzt vom Herrn Pastor, in was für eine bedeutende Familie Du einheiratest." Sofort merkte Fritz heraus, daß dem Papa irgend etwas mißfallen hatte. Aber es war keine Gelegenheit zu fragen. Auch im Hotel nicht. In den beiden großen Salons, die für die Hochzeitsgesellschaft reserviert waren, herrschte eine überaus lebhafte Stimmung.

„Wer ist die reizende junge Frau?" fragte der Vetter des verstorbenen Ulrich, der Kammerherr Fritz Wilhelm v. Schimpff, die junge Brautmutter, indem er auf eine unmöglich tief ausgeschnittene Schönheit zeigte, deren wundervoll zarte und blendende Haut durch das ganze Kirchenschiff geleuchtet hatte.

„Aber das ist doch Melanie," erwiderte Exzellenz Evchen lebhaft und legte ihre Hand auf die seine. „Ihr kennt Euch noch nicht? Willst Du mitkommen, Fritz Wilhelm? Aber Deine liebe Frau muß sie doch kennen. Nicht?"

Der Kammerherr lächelte. „Meine liebe Frau hat mich eben als Ordonnanz zu Dir geschickt. Sie findet sie nämlich haarsträubend. Ich dagegen bin rein weg. Die Pelle!"

„Aber Vetter —!"

„Na, teuerstes Evchen, sieh Dir meine liebe Frau mal an, dann wirst Du begreifen."

Evchen drohte ihm mit den Augen. „Wenn Ihr Agrarier nach der Stadt kommt, gebt Ihr Euch

immer so ein Wüstlings-Ansehn. Dabei hast Du eine Frau mit einem goldenen Herzen."

„Weiß ich ja, Evchen. Aber das ist innerlich. Aeußerlich sieht sie aus — kuck doch jetzt 'mal so von der Seite — sieht sie nicht aus wie der alte Zieten?"

Nun mußte Evchen hell auflachen. „Du Ungeheuer!" Der Vergleich hatte in der Tat etwas Zwingendes. Frau v. Schimpff-Treppwalde war kurz und straff und ging puritanisch einfach und geschmacklos gekleidet. Ihr Kleid wirkte wie ein Militärpaletot. Sie war gutmütig, konnte aber maßlos grob sein. Aus Treppwalde hatte sie eine Musterwirtschaft gemacht, trotz des etwas leichtlebigen Gatten. „Zur Strafe für Deine lose Zunge stelle ich Dich Melanie nun erst nach Tische vor," sagte Evchen und ging, ihm fröhlich zunickend, weiter.

Sie hatte noch eine Unzahl Vorstellungen zu vermitteln. Die Vettern waren von ihr gewohnt, daß sie ihnen bei solchen Gelegenheiten im Telegrammstil Erläuterungen gab. Wenn sie gut gelaunt war, sprühten diese Anweisungen Witz und Geist. Ihr verstorbener Mann hatte ihr Talent oft bewundert. Sie konnte fremde Menschen, die sie bei Tisch nebeneinander setzte, derart gespannt aufeinander machen, daß sofort der lebhafteste Kontakt vorhanden war.

Melanie war heute der fremde Vogel, nach dem am meisten geforscht wurde. „Die Toilette," sagte Leuthold v. Schimpff, der Militärattaché, zu seinem Bruder Hanns, dem Rennreiter, als er von Evchen zurückkehrte.

„Fabelhaft. Die hätt' ich riesig gerne zu Tisch geführt. Auch eine Gräfin Trapp?"

„Evchen hat ja alles zusammengekratzt, was es in Oesterreich noch an Trapps gibt. Von ihres Vaters Seite ist niemand mehr am Leben."

„Evchens Vater war der kleine Lüderholz, nicht?"

„Leutnant a. D., hat ein Komtesserl Trapp entführt und ist schuldenhalber auf seinem total verjuxten Rittergut Demmenhorst gestorben — so würde Evchen charakterisieren, wenn sich's nicht um ihren leiblichen Herrn Papa handelte."

„Und Melanie ist also eine geborene Gräfin Trapp, verwitwete Baronin Sabrovsky —"

„Perle der Bäder, ja, ja, das hat mir nun Evchen selbst schon anvertraut. Entzückendes Balg, die Base Melanie. Aber sie weiß es."

„Nimm Dich in acht, sie soll jährlich vier Körbe austeilen. Pro Saison einen."

„Mich könnte hier sonst in dem ganzen Prunksaal kein weibliches Wesen reizen. Auch Barbara nicht. Höchstens ihre Mama. Du, die sieht doch wieder 'mal aus . . . Aber lachen muß ich über Fritz Unruh. Der schneidet kein allzu glückliches Gesicht, der Bengel."

„Ja, es muß gräßlich sein, Hochzeit zu machen. Das heißt, soweit sich's um Standesamt und Kirche und so handelt."

„Du, Rand halten, hinter uns steht die Tante aus Treppwalde."

„Ach, der olle Zieten!"

Sie verkrümelten sich schleunigst.

Evchen hatte inzwischen neben Barbara, dem Bräutigam und dessen Vater eine Art Empfang abgehalten. Jetzt nahm sie wieder ein Vetter in Anspruch, der die Uniform eines österreichischen Korvettenkapitäns trug. Auch ein Graf Trapp, der Bruder von Melanie.

„Du, sag amal, Herzenskind, wo is denn die Lisa, die Blonde, weißt, die wir damals auf der Insel Brioni 'troffen haben? Das war doch auch eine Nichte von Deinem Mann, so viel mir is?"

Evchen hatte beschwichtigend die Hand ausgestreckt. „Erzähl' ich Dir später."

„Warum net gleich? Später hast ja eh' keine Zeit für mich. Ich nehm' auch g'wiß noch den Nachtzug zurück."

„Georg, das bitt' ich mir aus: Du kommst morgen zum Essen nach Westend hinaus. Melanie wohnt doch bei mir."

„Da hast Dir was Nettes eing'brockt. Die Melanie in'm Hochzeitshaus. Wo sie schon an Werkeltagen Trubel für dreie macht." Er sah sich ziemlich hilflos um. „Das heißt, g'fallen hat mir's bei Euch Preußen ja noch nie. Und daß D' mir net die Lisa als Tischnachbarin 'geben hast, sondern die gräßliche Semmelblonde da, das is Hochverrat, weißt. Freifrau v. Treusche! Wer und was is denn das überhaupt? Die Frau von dem im Fürstenkonzern? Du, is die Lisa net auch eine Treusche?"

„Ja, ja, ja. Also jetzt schweigst Du schon von der Lisa, Georg. Und gar zur Annemarie beim Essen. Hörst Du?"

„Die Lisa war doch mit 'nem Gardedragoner verheirat't. Net? Mit dem Rodehau? Stimmt's?"

„Ja. Und dem ist sie vor zwei Wochen mit einem italienischen Conte durchgegangen. Also ich bitt' Dich, ein Aufsehn hat das hier gemacht —."

Der Oesterreicher schnalzte leicht mit den Fingern. „Siegst, das hab' ich der damals gleich ang'merkt. Fesch."

„Kannst Dir denken: Schimpffs sind alle außer sich. Nur keine Andeutung drüber bei seiner Schwägerin, Georg, ums Himmels willen."

„Ich bitt' Dich, Everl, so ein bissel Scheidung."

Durch das bunte Bild der Uniformen, das Evchen umgab, schritt, verbindlich den Kopf neigend, ein Frackherr ohne Orden. Man konnte ihn nach seinem weißen, gelockten Haar für einen Künstler einschätzen. Aber es war der Besitzer des Hotels, der sich's nicht nehmen ließ, Ihrer Exzellenz persönlich zu melden, daß serviert sei. Die Schimpff v. Schlebrügge wie die Unruh hielten alle Familientage hier im Hotel ab. Es gab überhaupt kaum einen der Hochzeitsgäste, den er nicht persönlich kannte. Und so kannte er auch den einzigen Zivilisten, dessen Frack nichts anderes als der Apfelsinenorden schmückte: den Königlichen Kriminalkommissarius Schimpff v. Schlebrügge, den ehemaligen Husaren, der sich ziemlich unglücklich hinter dem „alten Zieten" hielt, da die übrigen Schimpffs ihn herzlich schlecht behandelten. Er war von den Familientagen zweimal „ausgelöst" worden, vor fünf Jahren hatte er aber doch endlich seinen Abschied bekommen müssen.

Exzellenz Evchen nickte dem Hotelbesitzer mit dem weißen Flatterhaar freundlich zu und reichte dem Vater des Bräutigams ihren Arm. „Die Suppe läßt bitten."

Und in derselben Reihenfolge, in der sie die Kirche verlassen hatten — nur daß das Brautpaar jetzt voranschritt —, begaben sich die Paare zum Festmahl.

„Ein Bild — fast wie im Weißen Saal!" stellte der Hotelbesitzer stolz befriedigt bei sich fest.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Feuer / Roman von Richard Skowronnek.

17. Fortsetzung und Schluß.

Die Patrouille hielt am Berghang unter hohen Kiefern, im Tale hob sich der Turm des Groß-Heinrichsdorfer Schlosses aus den brauenden Nebelschwaden. Verworrenes Geräusch drang in die Höhe, dazwischen ein gellender Schrei aus Weiberkehle, danach Knattern von Schüssen.

Der Führer wandte sich im Sattel.

„Daberkow?"

„Herr Leutnant?"

„Sie bleiben hier halten! Wenn von uns keiner zurückkommt, melden Sie dem Herrn Rittmeister, die Patrouille wär' in Groß-Heinrichsdorf auf russischen Vortrupp gestoßen."

Der Berliner, der noch vor kurzem ein englischer Reitknecht gewesen war, wollte remonstrieren mit allem schuldigen Respekt.

„Herr Leutnant, ick soll hier ruhig zusehen, wenn Sie sich da unten mit die Russen . . .?"

„Maul halten, in drei Deuwels Namen! Wenn Sie Ihre Vaterstadt Pankow verteidigen, werden wir Sie auch zuerst 'ranlassen."

Karlchen Gorski mußte der alten Falada scharf die Sporen geben. Die drei anderen waren schon, ohne Befehl, weit vorausgeritten.

Mitten in dem Viereck des Hofes stand ein langer Leiterwagen, besetzt mit Frauen und Kindern. Zwei Russen hingen den sich bäumenden Vorderpferden im Zügel. Der Herrschaftskutscher Gottlieb drosch auf die beiden Hintergäule ein. Der alte Herr in weißem Staubmantel lag über einem abgeschossenen Jagdgewehr in einer großen Blutlache. Die jüngste Gorski wand sich in den Armen eines baumlangen Kerls, dem unter einer Hasenscharte die weißen Zähne bleckten. Die Maria Komossa aber hatte ihren Russen untergekriegt, kniete auf seiner Brust und hämmerte mit ihrer derben Faust ihm auf Nase und Mund. . . Das sah der Leutnant Gorski wie in einem Traum. Der lange Matthias stieß neben dem Gesicht seines Mädels dem Russen die Lanze durch den Hals, der Gawronski und Gemballa waren aus dem Sattel gesprungen, schossen die aus den Ställen und Insthäusern herbeieilenden Kosaken ab wie Hasen beim Treiben. Karlchen Gorski aber hob die Parabellum mit der unfehlbaren Hand. Zuerst fiel der Kerl mit der Hasenscharte, der sein Schwesterchen schleppte . . . Schuß durch den Hinterkopf. Die Kleine hatte einen großen Blutfleck auf der weißen Bluse, schrie zwischen Lachen und Weinen: „Karlchen, Gott sei Dank, Karlchen . . ." und hastete nach dem Wagen. Zweimal noch hob sich die Hand, die Vorderpferde wurden frei, der Kutscher hieb ein und der Wagen rasselte vom Hofe.

„Hurrah," wollte der Leutnant von Gorski schreien, aber vor seinen Augen stand ein schwarzes kleines Loch, und aus dem winzigen Kreis fuhr Feuer und Schlag. Die alte Falada stieg auf der Hinterhand, ihr Reiter glitt aus dem Sattel. Der Kopf, der sich in diesen letzten Tagen mit so viel zwiespältigen Gedanken getragen hatte, war ein zerschmettertes Stückchen Fleisch, Hirn und Knochen. . .

Der Wagen jagte die Anhöhe hinauf. Die verwundeten Dragoner Heurich und Gawronski deckten feuernd den Abzug. Der Gemballa lag dicht neben seinem gefallenen Leutnant. Das Gesicht nach unten.

Im Osten hob sich die Sonne ruhig wie sonst hinter dem blauen Waldsaum und schickte ihre Strahlen über das brennende Land. Die fünfte Schwadron hielt in Zügen auf der grünen Dorfstraße. Der Dragoner Heurich kam mit verhängtem Zügel angejagt, aus seinem linken Aermel floß Blut. Auf drei Schritte parierte er den Gaul.

„Mälldung von Patrouille Leitnant von Gorski! Groß-Heinrichsdorf voll von Russen, mindestens eine Schwadron. Auch Artill'rie rückt an vom Bärg. Dragoner Gemballa, Herr Leitnant Karlchen . . ."

Der Lange bekam das Stottern, weil er den Jugendgespielen bei einer dienstlichen Meldung genannt hatte wie sonst. Und er verbesserte sich: „Beide gefallen, Herr Leitnant von Gorski Kopfschuß. . . ."

Der Rittmeister von Foucar nahm den Helm ab zu einem kurzen Gebet. Als er ihn wieder aufstülpte, sah er, daß die Kerls in der Front an verhaltenen Tränen schluckten. Da wurde es ihm leicht und hell in der Brust, das bißchen salzige Wasser war mehr wert als ein Denkmal aus Eisen und Stein. Er zog den Säbel, seine Stimme klang klar:

„Stillgesessen! Vizewachtmeister Reichert übernimmt den zweiten Zug für den gefallenen Herrn Leutnant von Gorski! Und nun vorwärts in Gottes Namen! Leutnant Uhlenburg die Spitze. Der erste Zug in Sektionskolonne anreiten."

Die Schwadron schwenkte rechts zum Dorfe hinaus, um mit ungestümem Angriff aus dem Hinterhalt den anrückenden Feind in der Flanke zu fassen. Weit voran, hinter dem Kirchturm des Dorfes Baitkowen, blitzten Feuerstrahlen auf. Die ersten Granaten schlugen in deutsche Erde. Die Infanteristen in dem wohlverdeckten Schützengraben aber lachten bloß. Das war unnützes Geknalle. Der Tanz ging erst los, wenn die dicke graue Raupe da vorne, die sich langsam auf der Chaussee vorwärts schob, in die wirksame Feuerzone kam. Fünfhundert Meter, Standvisier. Dann sollten wohl manche, die da angerückt kamen, die Heimkehr vergessen — — —

— Ende. —

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Ref.-Inf.-Reg. Nr. 68. Wie uns ein Leser vom Ref.-Inf.-Reg. Nr. 68 schreibt, galt der Besuch des Kaisers in L... in den Ardennen, wobei er dem Leibgarde-Husaren-Regiment zum 100jährigen Bestehen gratulierte, hauptsächlich dem aus Rheinländern gebildeten Ref.-J.-Reg. Nr. 68. Das Husaren-Regiment hatte den eigentlichen Stiftungstag schon einige Zeit vorher gefeiert und befand sich zufällig in L...

Geschäftliche Mitteilungen.

Das **Reformhaus Thalysia** hat eine für die gesamte deutsche Frauenwelt interessante Broschüre: „Der Krieg und seine Lehren für die deutsche Frauenwelt" herausgegeben. In nachdrücklicher und gut begründeter Weise wird darin beleuchtet, wie die bisherige französische Richtung der Bekleidungsindustrie mehr einer Scheinkultur und einer Scheinschönheit gedient hat als einer auf Gesundheit gegründeten und sich daher bis ins späte Alter hinein erhaltenden Anmut. Das lehrreiche Werkchen ist gegen Einsendung von 40 Pf. von der Thalysia Paul Garms, G. m. b. H., Leipzig-Connewitz 329e, zu beziehen.

Hahnsche Trockenmilch ist als eines der besten Milchpräparate anerkannt. Die Firma Hahn bringt jetzt eine Neuigkeit, Hahns Yoghurt-Milch-Kakao-Tabletten heraus; es ist ihr hier gelungen, eine eminent günstige Verbindung des Yoghurts mit den für den menschlichen Organismus notwendigen Nährsalzen zu finden. Die Anwendung empfiehlt sich sowohl zum Vorbeugen als auch zur Förderung der Heilung krankhafter Zustände des gesamten Verdauungsapparates im kindlichen Alter wie bei Erwachsenen, bei Blutarmut, Bleichsucht, Nervosität und bei den verschiedensten krankhaften Zuständen des Körpers. Die Tabletten sind auch in Feldpostpackungen zu beziehen. Näheres sagt das Inserat der Firma Paul Hahn, Berlin O 34, Warschauer Straße 83.

Deutsche Mode — deutsche Unterkleidung sind unzertrennbare Faktoren. Jede Dame, die sowohl auf Eleganz als auch auf Bequemlichkeit Anspruch macht, findet beides vereint in dem rein deutschen Korsetterſatz Kalasiris, die gleichzeitig die gesundeste Unterlage für jede Art der Bekleidung abgibt.

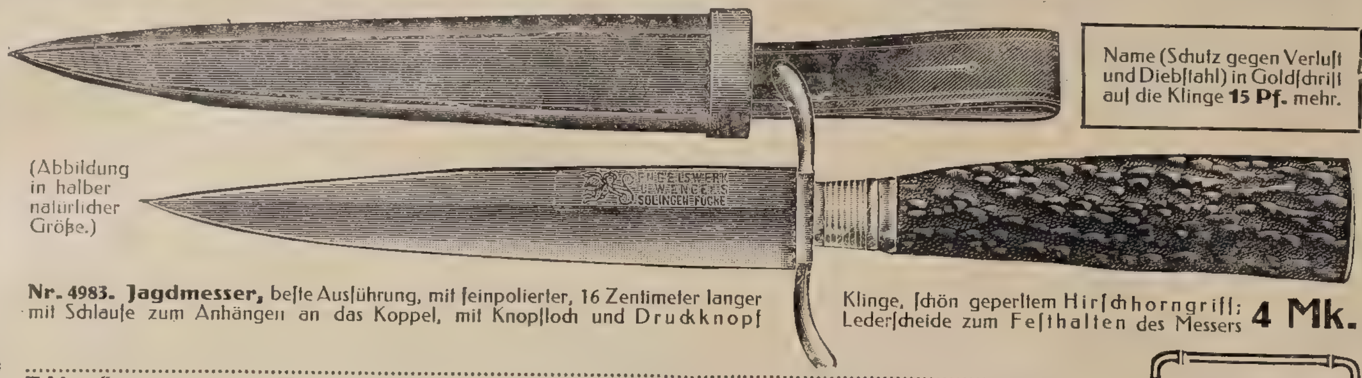
Waldorf Astoria Cigaretten
FELDPOSTBRIEFE

W-A

KÖNIGLICHE HOFLIEFERANTEN

Einen Retter
haben schon viele unserer Soldaten im großen Völkerringen in einem guten Jagdmesser oder Stilett gefunden.

Gegen vorherige Einsendung des Betrages auf mein Postscheckkonto in Cöln Nr. 7145, in Kassenscheinen oder Briefmarken an mich versende ich direkt **ins Feld** oder an Ihre Privatadresse, an letztere auch unter Nachnahme:



(Abbildung in halber natürlicher Größe.)

Name (Schutz gegen Verlust und Diebstahl) in Goldschrift auf die Klinge **15 Pf.** mehr.

Nr. 4983. Jagdmesser, beste Ausführung, mit feinpolierter, 16 Zentimeter langer Klinge, schön geperltem Hirschhorngriff; mit Schlaufe zum Anhängen an das Koppel, mit Knopfloch und Druckknopf Lederscheide zum Festhalten des Messers **4 Mk.**

Pilatus-Stahl Messer, Scheren usw. nur echt mit dieser Engels-Marke.

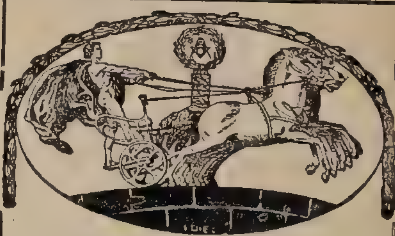
Illustriertes Preisbuch mit ca. 12000 Nummern, darunter viele Soldaten-Bedarfsartikel, versende ich portofrei an Private, Händler wollen H-Katalog verlangen.

Engelswerk C.W. Engels, Foche bei Solingen
Größte **Spezial**-Stahlwaren-**Fabrik** mit Versand an Private.
Filialen (Ladengeschäfte) in: **Frankfurt a. M.,** Zeilpalast; **Mannheim,** P. 5/14 Heidelberger Str.; **Saarbrücken,** Bahnhofstr. 43–45; **Antwerpen,** 2 Pont de Meir.

Pilatus-Stahl Messer, Scheren usw. nur echt mit dieser Engels-Marke.

Echte Briefmarken sehr billig Preisliste E für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

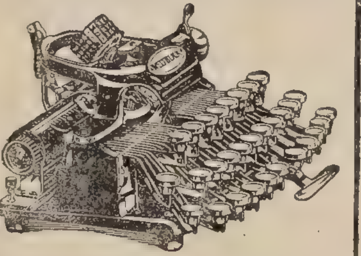
Kriegskurse
(besonders schnelle Vorbereitung) in dem bek. **Heinrich'schen Einjährigen-Institut, Hildburghausen.** Einzigartige Erfolge. Pensions- und Unterrichtspreise nicht erhöht (600 M. pro Halbjahr). Ausführliche Prospekte.



Unser illustrierter Verlagskatalog über **Technische Lehrbücher** für den Selbstunterricht ist erschienen und steht Interessenten umsonst zur Verfügung.
Polytechnischer Verlag M. Hittenkofer G. m. b. H., STRELITZ i. Mecklenbg. 4.

Feinster Ceylon-Tee.
Günstiges **Ausnahme-Angebot.**
9 Pfd.-Pakete M. 29,— franko,
3 Pfd.-Pakete M. 10.50 franko,
1 Probe-Pfund M. 4.30 franko.
Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.
Liedke & Raeder, Tee-Import, **Königsberg i. Pr. B 2.**

Weltblick-Schreibmaschine



Eine elegante, solide und leistungsfähige Klaviatur-Schreibmaschine für Büro, Haus und Reise für
135 Mark.
Prospekt W. No. 3 gratis und franko.
Groyen & Richtmann, Köln
Filiale:
Berlin, Leipziger Straße 112.

H.W. Voltmann
Bad Oeynhausen 61
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder). **Krankenfahrstühle** für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.



Erinnerung an
Die grosse Zeit!



Vornehmster Zimmerschmuck der Gegenwart, für jede Familie, Schule, für Lokale, Vereine usw
Tischfahnen
in allen Nationalfarben, 65 cm hoch, Seidenstoff, hochfein poliert, Spitze u. Mittelteil bronziert, zum Auf- und Abhissen
p. St. 1.25 M.
Zusendung direkt vom Fabrikanten
Fr. Gabriel, Berlin NO 18 J
Lebuser Strasse 7.

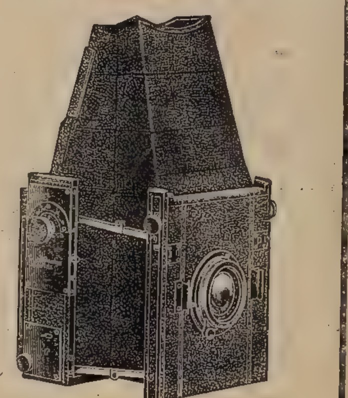
Densos
Mundwasser – Zahnpasta
Die richtige Mund- u. Zahnpflege.



Hervorragend bakterientötende Wirkung festgestellt.
Densos-Mundwasser in Fl. zu M. 1.50 u. 0.75
Densos-Zahnpasta in der Eidose . . . M. 1.—
Überall erhältlich. — Auf Wunsch auch direkte Zusendung postfrei.
Fritz Schulz, Leipzig
Chemische Fabriken.

Wildbad
württ. Schwarzwald, 430 m ü. M.
20000 Kurgäste
Warme Heilquellen
(31-37° C.) mit natürl. d. menschl. Blutwärme angemess Temparat. u. gross. Radioaktivität. Vorzügliche Heilerfolge bei Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen u. Lähmungen u. allen Folgeerscheinungen des Krieges. — Alle erforderl. Kurmittel, wie Mediko-mechan. Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie, — Für Kriegsteilnehmer weitgeh. Vergünstigung. **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus, Drahtseilbahn a. d. Sommerberg, 730 m ü. d. M Berghotel. — Prospekt grat durch d. Kurverein

Curt Bentzin
Werkstätte für photographische Apparate
GÖRLITZ



Klapp-Reflex-Primar
eine zusammenlegbare Spiegel-Reflex-Camera i. den Formaten 9/12 u. 10/15 cm
Man verlange Liste Nr. 5,

Der große Krieg in Bildern
48 Seiten Album-Format in Tiefdruck. Nach allgem. Urteil das Beste, was bis jetzt an Kriegsbildern geboten ist. Jeder Deutsche sollte diese Monatsschrift nicht nur für sich erwerben, sondern sie auch seinen Freunden im Auslande zustellen. Monatlich 1 Heft zum Preise von 50 Pf. zu beziehen durch alle Buchhandlungen. **Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 66.**

Polytechn. Institut Strelitz (Mecklenburg)
Honorar auch tageweise
Nächster Vortragsbeginn **7. Juli 1915**
Prosp. umsonst



Teilzahlung
Uhren und Goldwaren, Photoartikel, Feldstecher, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Kriegsschmuck.
Kataloge gratis und franko liefern
Jonass & Co, BERLIN A. 306, Belle-Alliance-Str. 7/10.

Unsern
Regenerations-
Kuren verdanken Tausende ihre Heilung von **Nerven- u. inneren u. äusseren Leiden.**
Waldsanatorium und Jungborn
Sommerstein-Saalfeld, Thür. Broschüre E. 53 frei



Stoffe
für Herren, Damen u. Kinder **direkt an Private!**
Stets das Neueste in prachtvoller Auswahl, durch enorme Preisunterschiede grosse Ersparnisse! Machen Sie einen Versuch, wir senden Muster sofort kostenlos und ohne Kaufzwang!
Tuchausstellung Wimpfheimer & Cie.
Augsburg 22

O u. X Beine
sofort kerzengerade bei Gebrauch von **„Progesso"**, ges. gesch. Das Neueste u. Vollkommenste d. Jetztzeit. Glänz. Dankschr. Prosp. grat.
Gustav Horn, Magdeburg B. 46
Schönebecker Straße 99.

Zusammenklappbares Feldbett
(D. R. G. M.), nur zirka 5 Kilogramm schwer — **mit einem Griff ein Bett!**
Für **Heilanstalten, Sanatorien** usw. sowie Offiziere im Felde oder Feldlazaretten.
Preis M **10.—**



Gegen Nachnahme durch den **alleinigen Fabrikanten:**
A. Schmid, Möbelfabrik, Ulm a. d. D.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — an — bi — boot — char — chen — chi — de del — der — ci — diz — dus — dry — e — e — ein — en — ent — est — fen — gals — in — in — ki — krieg — kow — ja — lek — lis — lung — ly — maus — mus — müt — ö — ra — rät — re — re — ro — scher — se — se — se — see — ser — stief — stoi — ter — ter — ti — tol — tri — trie — tro — un — wisch

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs= und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein entscheidendes Ereignis im Weltkriege ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Mohammedanischen Mönch. 2. Ausdruck aus der Lehre von der Elektrizität. 3. Kunstrichtung. 4. Deutschen Polarforscher. 5. Ausdruck aus dem Prozeßverfahren. 6. Neue Kampfart. 7. Berühmten russischen Dichter, philosophen. 8. Kriegführendes Land. 9. Russische Stadt und Gouvernement. 10. Verschlußstück an Kleidern. 11. Tier. 12. Oesterreichische Hafenstadt. 13. Das, womit sich der Leser eben beschäftigt. 14. Indischen Fürstentitel. 15. Sportschlitten. 16. Türkischen Titel. 17. Verdacht erregenden Umstand. 18. Bekannte Süd-Weinsorte. 19. Eine führende, friedliche Macht. 20. Blume.

Bilder=Rätsel.



Bibel und Bühne.

Im alten Testament hast Du gelesen,
Daß Israel sich einst um mich geschart.
Liest Du mich umgekehrt, bin ich ein Wesen,
Das Ibsen schuf, ein Weib, mimosenzart.

Buchstabenrätsel.

Ich teil' die Menschen in Beruf und Stände,
Zu meiner Ehr' schuf man mit Stolz Verbände.
Mit z statt f werd' ich Dir offenbart
In einem Aufzug feierlicher Art.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

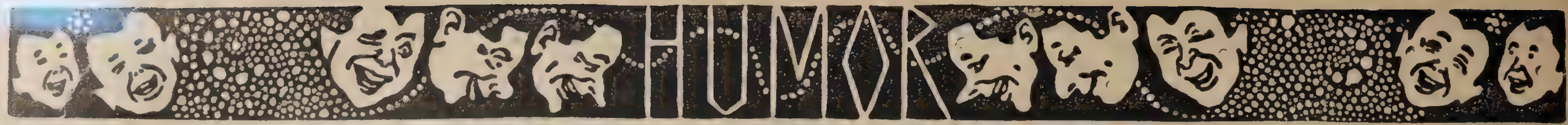
Silben-Rätsel:

Die Torpedierung des Leon Gambetta.

1. Drina. 2 Indossament. 3. Ekrasit. 4. Taube. 5. Ockergelb. 6. Radium. 7. Propaganda. 9. Essig. 3. Dresden. 10. Inga. 11. Enklave. 12. Raffael. 13. Uphues. 14. Novelle. 15. Gejaid.

Drei Buchstaben:

Besatzung — Besitzung — Besetzung.



Zwei volle Tage hatten wir nicht mehr Essen fassen können, weil wir den zurückgehenden Russen ununterbrochen auf den Fersen bleiben mußten. Alles irgendwie Eßbare war bereits verzehrt. Da, gegen Abend, als wir eine kurze Marschpause halten, schnallt sich mein Nachbar das Koppel um zwei Löcher enger. „Was machst Du, Karl?" — „Ich **vespere**!" sagt er resigniert.

*

Selbstkritik. Einige Damen unterhalten sich über ihre Gatten: „Mein Mann hat keine Fehler," sagte eine, „er spielt nicht und trinkt nicht!" — „Raucht er auch nicht?" — „Ja, wenn er gut gegessen hat, zündet er sich wohl mal eine Zigarre an. Aber das kommt höchstens **einmal im Monat** vor!"

*

Der Lehrer fragt die eben eingetretenen Schüler: „Wer von Euch ist christlich, und wer ist mosaisch?" Der kleine Fritz weiß es nicht. Da fragt ihn der Lehrer: „Gehen Deine Eltern in die Kirche oder in den Tempel?" Fritzchen überlegt erst, dann sagt er: „Meine Eltern gehen in den Kientopp, Herr Lehrer!"

*

Zwei Reisende kommen im Zuge ins Gespräch. „Ich bin Bankier," sagt der eine. — „Und ich bin Varietékünstler," erzählt der andere. „Ach. —," sagt der Bankier, „mindestens seit zwanzig Jahren war ich nicht im Varieté!" — „Und ich mindestens ebenso lange in keiner Bank," meint der Künstler traurig.

Zeichnung von Paul Simmel.



Beweis.
Nikolajewitsch: „Die Menschen, die einen derartig verhauen, sind Barbaren!

*

Ein Schutzmann führt einen stark angeheiterten Herrn nach Hause. Vor der Haustür sträubt er sich heftig. „Na, kommen Sie schon rein," redet ihm der Schutzmann zu, „Ihre Frau ruft Sie schon!" — „Wie ruft sie mich — Maxl oder Maximilian?" fragt der Herr ängstlich. — „Maximilian!" — „Dann geh' ich — hupp — nich' rein!" sagt der Ehemann ahnungsvoll.

*

„Hier hast Du Deinen Ring zurück, ich kann Dich nicht heiraten, ich liebe einen andern!" sagte das holde Mädchen. — Er nahm den Ring: „Sag' mir seine Adresse und seinen Namen!" rief er. — „Niemals! Du willst ihn töten!" — „I bewahre! Den Ring will ich ihm verkaufen!"

*

Scherzfrage:

Das Erste ist das Zweite, und das Zweite ist das Erste. Was ist das?

Das Eiserne Kreuz.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 22

30. Mai 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Die Selbstmörder.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Der Hafenplatz in Libau nach dem Einrücken der deutschen Truppen. Hofphot. Kühlewindt.

Das österreichisch-italienische Grenzgebiet

Von den einsamen Hängen ewigen Eises bis an die Küste der heiter blauen Adria läuft die Grenze, die den österreichischen Kaiserstaat von Italien scheidet. Vielgestaltig und immer eigenartig ist der landschaftliche Reiz dieses Grenzgebietes, das, seit die Liebe zur Natur in allen Nationen zu unaufhaltsamem Reisetrieb erwachte, das Ziel ungezählter Touristen wurde. Bei der Paßhöhe der weltberühmten Stilfserjochstraße beginnend, führt die Grenzlinie an der erhabenen Eiswelt des Ortler-Massivs vorbei, leitet hinüber in die schwesterlichen Firnen der Adamellogruppe, um sich zu dem lieblichen Spiegel des Idro-Sees zu senken. Quer über den Gardasee, an der Schwelle des Tores nach Italien vorbei, im Angesicht der beherrschenden Felshöhen des Kurortes Arco, des freundlichen Riva und des durch Goethe-Erinnerungen geheiligten Fischerdorfes Torbole, zieht sie weiter durch den in südlicher Fruchtbarkeit lachenden Garten des Etschtales, rankt sich hinauf in die gezackten Märchen der Dolomiten und gleitet knapp westlich des Isonzo wieder hinunter in die gesegnete Landschaft von Görz und Gradisca. Südlich der alten Ruinenstadt Aquileja erreicht die Grenze das Meer. In weitem und sanftem Bogen spannt sich der Golf von Triest, und der entzückte Blick schweift über die bunten Segel der tief ins Meer hinaus verstreuten Barken bis hinüber zur verdämmernden Küste von Istrien, hinunter in die blaue Un-



Luigi Cadorna, der italienische Generalstabschef.



Ein neuer Akt auf dem Kriegstheater: Das Auftreten Italiens. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Tiroler Kaiserjäger.

begrenztheit, hinauf nach Norden, wo aus dem bergigen Hinterlande her die schneebedeckten Gipfel der Karnischen Alpen grüßen. Weit draußen am Horizont ziehen große Ozeandampfer, im Küstenwasser tänzeln die kleinen Schiffe, die von Triest herüber Touristen nach dem herrlichen Strand des österreichischen Seebades Grado bringen. So ist das ganze Grenzgebiet zwischen dem südöstlichen Oesterreich und Italien ein ununterbrochenes Museum vielfältigster und reizvollster Schönheit, ein landschaftliches Paradies, reich an gewaltigen und sanften, an freundlichen und düsteren Eindrücken, in das österreichischer Fleiß und österreichische Umsicht Wege, wie die mustergültigen Dolomitenstraßen, gebahnt hat, Wege, die das Herz dieser schönen und fruchtbaren Welt erschließen. Die alte Bischofstadt Trient im südlichen Tirol, die Städte Görz und Gradisca sind die Hauptorte dieses Gebietes. Manches kleine, in Bergeinsamkeit verlorene Nest aber hat dem Wanderer vom Ortler zur Adria vielleicht noch mehr als diese Städte zu sagen vermocht.





Italienische Truppen:

Offiziere und Mannschaften der Bersaglieri.
Felduniform Paradeuniform

Offiziere und Mannschaften der Alpenjäger in graugrüner Felduniform.



Großfürst Michael.

Auf der Feindesseite: Der Bruder des Zaren, Großfürst Michael, Führer einer der geschlagenen Armeegruppen in den Karpathen, mit seinem Stabe.

Die großen Schlachten an der Ostfront haben nicht nur Hunderttausenden von Russen Leben oder Freiheit gekostet, sondern auch manchem ihrer Führer einen jähen Sturz von der Höhe des „Feldherrnhügels" gebracht. General Rennenkampf, der schon Ostpreußen erobert zu haben glaubte, mußte vor Hindenburgs Truppen zurück und wurde schließlich ganz seiner Stellung enthoben, weil er auf dem polnischen Kriegsschauplatz 18 Stunden zu spät eintraf, so daß der deutsche Durchbruch gelang. Nach Rennenkampf wurde General Rußky an die Weichselfront geschickt. Rußky, der den russischen Vormarsch auf Lemberg geführt hatte, galt als sehr befähigter Heerführer, aber als Gegner des Systems „Großfürst Nikolaus". Wahrscheinlich hat er sich zu deutlich diesem System der rücksichtslosen Menschenopferung entgegengestemmt, so daß er plötzlich abberufen wurde. Der „Verlierer" der Winterschlacht in Masuren, General Sievers, der Führer der ehemaligen 10. russischen Armee, soll nach der großen Schlappe Selbstmord begangen haben; jedenfalls hat man von ihm nichts mehr gehört, ebenso von dem General Samsonow nicht, der in der Schlacht von Tannenberg ein Kommando hatte. Nach dem Vordringen der Verbündeten in Westgalizien dürfte auch Radko Dimitrieff, der ehemalige Bulgarengeneral und dann in russische Dienste getretene Führer der Armee vor Przemysl, eine „Versetzung" erfahren, die einer Kaltstellung gleichkommt.



Nach der Eroberung der Stadt Schawle in Kurland durch unsere Truppen: Eine Straße in der brennenden Stadt, die von den Russen angezündet wurde

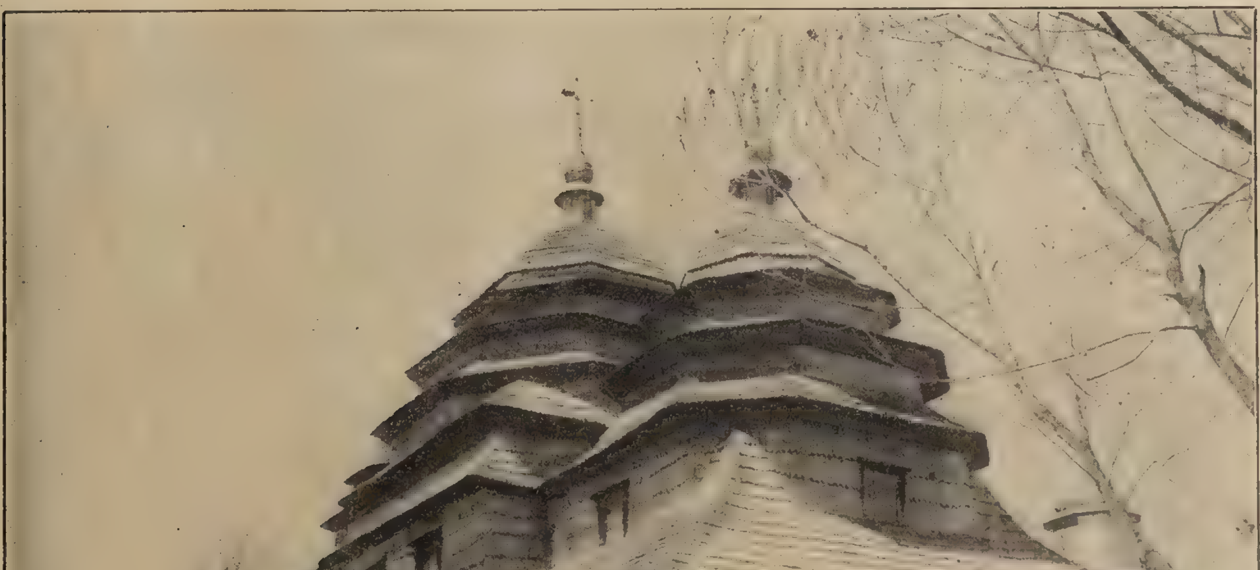


Die deutschen Truppen in den Karpathen: Abmarsch gefangener Russen vom Ostry-Berge.

Die deutschen Truppen in den Karpathen

Aufnahmen unseres Photographen bei der Armee Linsingen

Deutschland braucht keine eigenen Gebirgstruppen, denn es wird nie in die Lage kommen, in einem Hochgebirge Krieg zu führen — so konnte man vor dem jetzigen Weltkriege vielfach lesen und hören, wenn von den Alpenjägern Frankreichs, den Alpini Italiens, dem Tiroler Edelweißkorps und den Schweizer Gebirgstruppen die Rede war. Dabei dachte man nur immer an die Möglichkeit, daß die Alpen den Gebirgsschauplatz abgeben würden. Der Weltkrieg hat uns eine Menge Ueberraschungen gebracht. Dazu gehört es auch, daß ein Teil des deutschen Heeres monatelang in einem Hochgebirge Krieg führen mußte, und noch dazu mitten in einem besonders harten Winter unter den ungünstigsten Verhältnissen. Und nicht in den Alpen, sondern in den Karpathen, weit entfernt von der Heimat, mußten die deutschen Truppen zusammen mit ihren österreichisch-ungarischen Kameraden dem Ansturm des russischen Millionenheeres Widerstand leisten. Als die Russen nach der Eroberung von Galizien starke Heeresteile vereinigten, um mit ihnen über die Karpathen nach Ungarn vorzustoßen, wurde unter dem Befehle des deutschen Generals von Linsingen eine Südarmee gebildet, die aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zusammengesetzt war und deren Kampffeld hauptsächlich im Orawa- und Opor-Tale und in den angrenzenden Gebieten lag. Zunächst mußte das Vorgehen der Russen aufgehalten werden. In befestigten Feldstellungen, die sich mitten durch die Eis- und Schneefelder hinzogen, wurden die russischen Massenangriffe abgewiesen. Als die Angriffskraft der Russen durch die großen Verluste erschöpft war, konnte die deutsche Südarmee selbst angreifen. Zwei wichtige Höhen beherrschen das Orawatal, in dem der Vormarsch nach Norden in das Gebiet des Stryj-Flusses und des oberen Dnjester angetreten werden sollte. Westlich des Tales liegt der zerklüftete Zwininrücken, östlich die Ostryhöhe. Beide noch im Besitz der Russen, die aus ihnen in monatelanger Arbeit kleine Festungen geschaffen hatten, in denen sie sich gegen alle Angriffe der Verbündeten gesichert fühlten.



Ruthenische Kirche in Tucholka mit einer Werkstätte der deutschen Truppen.



Die deutschen Truppen in den Karpathen: Verbandplatz im Walde hinter der Kampffront auf dem Ostry-Berg.

Sie hatten dabei aber nicht mit der Energie der deutschen Führung und der Tapferkeit der verbündeten Truppen gerechnet. Was die Russen für unmöglich hielten, wurde dort zur Tatsache. Beide Höhen wurden erstürmt und erobert. Allerdings waren die Schwierigkeiten, die bei diesem Angriffe zu überwinden waren, außerordentlich groß und stellten bedeutende Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppen. Es ist bemerkenswert, wie schnell die aus dem Flachlande stammenden deutschen Truppen sich an die Eigenart des Gebirgskrieges gewöhnt hatten. Im Schnee ausgehoben sind die Schützengräben und die Feuerstellungen der Artillerie. Ueber glatte Schneeflächen, über steile Hänge führen die Angriffe. Die Kämpfe müssen in der Regel rein frontal durchgeführt werden, da Umfassungsbewegungen im Hochgebirge zu viel Zeit beanspruchen, die der Gegner ausnützt, um der Umfassung eine neue starke Front entgegen zu stellen. Die in den einzelnen Tälern vorgehenden Abteilungen sind durch hohe, schwer überschreitbare Bergketten von einander getrennt. Die Verbindung ist erschwert, sie muß durch ein weit ausgebautes Netz von Drahtleitungen ersetzt werden. Auf Schneeschuhen gleiten ganze Kompagnien oder einzelne Patrouillen die Hänge entlang. War schon der Vormarsch auf den schnee- und eisbedeckten Straßen sehr schwierig, so wuchsen die Anstrengungen und Hindernisse ins Ungeheure, sobald die Truppe die Straße verlassen und sich zum Angriff entwickeln mußte. Steile, glatte Schneehänge waren zu überschreiten, vereiste Sturzbäche zu überwinden. Häufig sanken die Schützenlinien bis zur Schulter in den Schnee ein. Der einzelne Schütze mußte sich schließlich seinen Weg gegen die feindliche Stellung im Feuer des Verteidigers durch den tiefen Schnee ausschaufeln. In diese Schneegassen wurde der Angriff vorgetragen, während der Gegner Hindernisse vor seinen Stellungen in Gestalt ausgedehnter Schneewälle auftürmte, die den Angreifer dicht vor den Drahthindernissen in weichen Schneemassen versinken ließ. Aber trotzdem drangen die Verbündeten immer weiter vor. Nicht in einem Tage, in einem



Tragtiere der deutschen Südarmee in den Karpathen.



General von Linsingen,
der Führer der deutschen Südarmee in den Karpathen, mit einem österreichisch-ungarischen Generalstabsoffizier.



Artillerie-Beobachtungsstand.



Photographische Aufnahme des sinkenden englischen Panzerschiffs „Irresistible“ (15,000 Tonnen), das vor den Dardanellen unterging.



Lord Fisher, der Chef der englischen Admiralität, dessen Zwistigkeiten mit Churchill zu einer Krise im englischen Kabinett führten.

Zuge konnte der Angriff durchgeführt werden, sondern es bedurfte eines wochenlangen Ringens, ehe das heißerstrebte Ziel erreicht war. War es schon dem einzelnen Manne schwierig, sich vorzuarbeiten, so erforderte die regelmäßige Zuführung von Verpflegung und Munition besondere Vorkehrungen. Das gewöhnliche Armeefuhrwerk, wie es auf den Straßen des Flachlandes verwendet wird, erwies sich als unbrauchbar. Die deutschen Trainkolonnen wurden mit den landesüblichen kleinen Wagen ausgerüstet, die allerdings ein viel geringeres Fassungsvermögen besaßen. Auch diese versagten häufig, und es mußten dann die Bestände auf Tragetier-Kolonnen verladen werden, die die Vorräte bis in die vordersten Linien brachten. Auch die Kraftwagen vermochten nicht bis auf die Höhen vorzudringen, auf denen die Kämpfe stattfanden. Die Wege mußten ständig ausgebessert werden, um nur einigermaßen den Anforderungen zu entsprechen. Lange Arbeiterkolonnen waren beschäftigt, die ausgefahrenen Gleise wieder auszufüllen, Stellen mit weichem Untergrund durch Bedeckung mit Brettern und Bohlen fahrbar zu machen. In den Gebieten, in denen die Russen früher gehaust hatten, waren alle Brücken und Uebergänge zerstört. Die technischen Truppen waren aber schnell zur Hand, und es entstanden wahre Kunstwerke, um den Verkehr von einer Talseite zur anderen über die tief eingeschnittenen Täler und Schluchten zu ermöglichen. Die nur in geringer Zahl vorhandenen, zum Teil von den Russen zerstörten Gebirgsdörfer boten keine genügende Unterkunft. Für die rückwärtigen Abteilungen wurden in aller Eile Baracken errichtet, um ihnen dort einen gegen die Unbilden der Witterung geschützten Aufenthalt zu bieten, während die vorderen Abteilungen lediglich auf ihre Zeltausrüstung angewiesen waren. Mochten die Schwierigkeiten aber noch so groß werden, das Wetter sich immer ungünstiger gestalten, schließlich gelang es den Verbündeten doch, dem Feinde die hartnäckig verteidigten Höhen zu entreißen. Mit donnerndem Hurra stürmten sie die letzten steilen Anhöhen hinauf, und bald wehten die deutschen und österreichisch-ungarischen Fahnen auf dem Zwinin-Rücken und der Ostryhöhe, und Fernsprecher und Telegraph verkündeten dem Vaterlande eine neue Ruhmestat ihrer tapferen Armeen.



Admiral Anton Haus, der Chef der österr.-ungar. Marine. Hofphot. Pietzner.



Plünderung deutscher Geschäfte in London. Photographische Aufnahme aus der Zeitung „Daily Graphic“.
Man sieht, daß die Schutzleute nicht einschreiten, sondern sich untätig verhalten.

BILDNISSE VOM TAGE



Albert Weisgerber,
der Präsident der Münchner „Neuen Sezession", der im Westen gefallen ist.
Nach einem Selbstporträt.

Der Maler Albert Weisgerber, der in den letzten Kämpfen im Westen gefallen ist, war einer der bekanntesten unter den jüngeren Münchner Künstlern. Kurz vor Ausbruch des Krieges sah er noch seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, den Kreis junger Talente, die sich um ihn geschart hatten, die gleichen Ziele verfolgten, zu einer festen Vereinigung zusammenzuschließen, der „Neuen Sezession", zu deren Präsidenten er gewählt wurde. Weisgerber begann als Impressionist, wandte sich später mehr dekorativen und expressionistischen Aufgaben zu und war auf allen großen Ausstellungen seiner lebendigen Frische wegen ein gern gesehener Gast. Die stets geistvolle Art, mit der er seine Aufgaben löste, verliehen seinen Arbeiten eine besonders reizvolle und ganz persönliche Note. — Graf Artur Posadowsky-Wehner gehört unstreitig zu den bedeutendsten politischen Persönlichkeiten der nach-Bismarckischen Zeit. Seitdem er nach längerer Tätigkeit in verschiedenen Verwaltungsposten, im August 1893 zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes ernannt worden ist, bis zum heutigen Tage, hat Graf Posadowsky in wirtschaftlichen und besonders in sozialpolitischen Fragen eine überall aufmerksam gehörte und oft ausschlaggebende Stimme gehabt. Besonders als Staatssekretär hat Graf Posadowsky im Wirtschaftsleben Deutschlands tiefgehende Spuren zurückgelassen. Er war der „Minister für Sozialpolitik". Sein Verdienst ist eine umfassende Reform der Invaliden- und Unfall-Versicherung, der Kranken-Versicherung und anderer Versicherungsgesetze. Er stellte als erster Mittel in den Reichsetat ein zur Errichtung billiger und gesunder Wohnungen für die unteren Reichsbeamten, er führte die Kaufmannsgerichte und den Neun- bezw. Acht-Uhr-Ladenschluß ein. Seine wichtigste Tat aber ist der autonome Zolltarif von 1902, durch den die handelspolitische Bahn Caprivis verlassen und die noch heute geltende Handelspolitik eingeschlagen wurde. Die Reichstagswahlen von 1912 führten ihn in das Parlament zurück, dem er schon in den achtziger Jahren angehört hatte. Als kenntnisreiche Persönlichkeit und hervorragender Redner genießt Graf Posadowsky hier bedeutendes Ansehen, obwohl er, der politisch den Freikonservativen nahesteht, sich keiner Partei angeschlossen hat. — Der Kaiser, der sich nach den ersten Siegesmeldungen aus Westgalizien auf diesen Kriegsschauplatz begab, hatte dort Gelegenheit, das tapfere Vorgehen des Gardekorps zu sehen, das sich bei den Kämpfen auszeichnete. Der Kaiser verlieh dem Generalstabschef der Armee Linsingen, Oberst v. Seeckt, den Orden pour le mérite. Oberst v. Seeckt stand früher in Stettin, wo General v. Linsingen das 2. Armeekorps führte. Später wurde er Generalstabs-Chef beim 3. Armeekorps in Berlin.



Graf v. Posadowsky-Wehner,
der frühere Staatssekretär, der seinen 7 . Geburtstag feiert. Hofphot. Sandau.



Das Herzogspaar zu Braunschweig und Lüneburg mit seinen Kindern.
Neueste Aufnahme von Dora Tarnke.



Der Kaiser in Galizien im Gespräch mit dem österr.-ung. Generalstabschef Frhr. Conrad v. Hötzendorf.
Hofphot. Berger.



Der Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich im Gespräch mit dem deutschen Generalstabschef von Falkenhayn.
Hofphot. Berger.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24. - - - - - 1 2 3 4 5



Erstürmung eines Dorfes bei Arras. Zeichnung von Heinz Kaiser.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Und nun war das junge Paar endlich verschwunden.

Exzellenz Evchen hatte ihre Tochter in das Zimmer begleitet, in dem die Jungfer mit dem Reiseanzug und dem kleinen Handgepäck seit neun Uhr wartete.

Beim Tanzen war ihr in die myrtenbesteckte Schleppe getreten worden. Ein Riesenriß. Natürlich war der Kommissarius, der ewig vertatterte, das Karnickel. Die Jungfer behandelte Kranz und Schleier beim Wegpacken wie Heiligtümer. Barbara aber hatte jetzt nur Sinn für die Abreise. Die Frisur machte ihr keine Schwierigkeiten. Sie war nach mehreren Debatten mit dem Friseur, der Mama und der Jungfer zu dem Entschluß gekommen, dem Rat von keinem von ihnen zu folgen, sondern sowohl für die Trauung wie für die Fahrt ihre gewöhnlichen Schneckerl zu tragen. Sie war in solchen Dingen schon immer sehr eigensinnig gewesen. Zum Glück hatten Schleier und Kranz die neckische Frisur gewissermaßen geadelt. Da Barbara ein ziemlich langes, schmales und ernst wirkendes Gesicht hatte, standen ihr die rotblonden Schneckerl durchaus nicht; sie bildeten einen Widerspruch. Aber ihre Mama, deren Geschmack berühmt war, die immer geradezu bildhaft wirkte, konnte keinen nennenswerten Einfluß auf sie ausüben, sobald es sich um Toilettenangelegenheiten handelte. Von irgendeiner Pensionslehrerin hatte Barbara die Betonung des Zweckmäßigen, Einfachen, Biederdeutschen angenommen. So entsprach auch die Wahl ihres Reisekleides durchaus nicht dem Geschmack von Exzellenz Evchen. Es war schlicht und praktisch, gewiß, aber kleidsam war es nicht. Die lehmbraungraugrüne Tönung gab Barbara, die jetzt nach der Champagner- und Tanz-Erregung der letzten Stunde zu Tode abgespannt war, etwas Mottenhaftes.

Während Barbara das Jackett des auf ihren ausdrücklichen Wunsch als englisches Schneiderkleid hergestellten Kostüms zuknöpfte, betrachtete ihre Mama die zarte, schlanke Mädchengestalt mit gemischten Gefühlen.

Hätte das blutjunge Ding nicht noch ein, zwei Jahre mit dem Heiraten warten können? Dann wäre sie reifer, entwickelter in die Ehe geschritten — und sie hätte ihr Töchterchen doch solange noch bei sich haben können. In den Pensionszeiten war ihr Barbara ja ganz und gar entfremdet worden, gerade in den wichtigsten Jahren ihrer inneren und äußeren Entwicklung.

Was sie als Mutter zur Tochter sagen konnte, das hatte sie ihr gestern abend daheim in ihrem Mädchenstübchen gesagt. Unter mancher Träne. Denn es war ihr unfaßbar, daß sie das Kind, dem sie noch gar nicht wieder so recht nahegekommen war, so rasch schon hergeben mußte, und zwar diesmal für immer. Sie hatte ihr von ihrer eigenen Heirat erzählt. War sie damals doch selbst ein halbes Kind noch gewesen. Aber Barbara hatte für all die guten, ringenden Worte ein siegesgewisses Lächeln. Ja, die Mama! Und damals! Und Papa! Es war ja alles von der Mama so herzlich gut gemeint, gewiß, aber heutzutage war doch so vieles, vieles ganz anders. Und es handelte sich doch nicht um die Eltern,

sondern um sie und ihren Fritz. Ihr Fritz war eben doch der edelste, klügste, vornehmste, bedeutendste Mensch, dem sie je begegnet war. Wenn sie an die ernsten, entscheidenden Stunden damals in Bozen und in Oberbozen dachte! Wie Fritz Unruh damals so klar und so unerschrocken sich und ihr die Zukunft vorgezeichnet hatte! Sie waren eben andere Menschen. Und Neuland lag vor ihnen. Sie waren moderner. Sie haßten alle beide die dick aufgetragene Sentimentalität. Und vor der Jungfer etwa noch eine „Szene“ aufzuführen — Rührung, Trennungsschmerz, Tränen — das wäre ihr ganz scheußlich vorgekommen. Sie empfand den Schritt in ihre neue Welt deshalb nicht minder gewichtig. Und nicht minder schwer ward ihr der Abschied von ihrer Mutter und ihrer Mädchenzeit. Aber nur nicht darüber reden!

Es klopfte ziemlich energisch. Alle drei hoben die Köpfe.

„Um Gottes willen!“ rief Evchen und eilte, in etwas humoristischem Schreck ob der seidenen Spitzenhöschen, die noch auf der Chaiselongue lagen, zur Zimmertür. „Wer ist denn da?“

In österreichischem Dialekt erwiderte eine Frauenstimme ziemlich tief und barsch: „Ja, wer denn? Der junge Ehemann natürlich!“

„Ach, Melanie!“ Lachend öffnete Evchen die Tür und ließ die Kusine herein. „Wer hat Dir denn die Zimmernummer verraten? Es sollte doch tiefstes Geheimnis sein, daß Barbara sich hier im Hotel umzieht.“

„Ja, also unten — da wissen sie's alle.“ Sie kniff Barbara leicht in beide Backen und gab ihr einen Kuß auf die Nase. „Süß hast ausg'schaut, Bärbel. Also ich hab' bis jetzt noch nie eine hübsche Braut g'sehn. Immer sind's verheult, und 's ist ihnen übel, weil s' vor Aufregung morgens nix 'gessen haben, und das schreckliche Weiß vom Brautkleid steht ja eh' keinem lebenden Wesen. Aber siegst: Du hast heut eine Ausnahme g'macht. Wohin fahrt's Ihr denn? Natürlich nach Dresden? Alle Berliner fahren, wann s' heiraten, nach Dresden.“

Mutter und Tochter lächelten, auch Anna, die Jungfer, schmunzelte. „Nein, Tante Melanie, ausnahmsweise fahren wir nicht nach Dresden,“ sagte Barbara.

„A wahres Glück. Die reservieren dort nämlich in alle Hotels zum Berliner Nachtzug dasselbe schreckliche Zimmer für die unglücklichen Hochzeiter. Drei Türen, sechs Fenster — und alles knarrt. Wie habt's Ihr's denn vor, Kinder?“

„Ganz einfach. Wir reisen nach dem Hotel nebenan! Das Auto erwartet uns jetzt um halb elf. Das große Gepäck ist schon aufgeladen, und wir fahren bloß einmal um den Block herum.“

„Ist ja prachtvoll! Ist ja prachtvoll! Everl, sag' amal, is das in der ihren eigenen Köpferl entstanden?“

„O bitte, Tante Melanie,“ sagte Barbara, „ich begehe niemals Plagiate.“

Evchen hob die Schultern, etwas müde lächelnd. „Und auf so einen vernünftigen Gedanken wäre ich bei Gott nicht gekommen.“

„Ja, Du arm's Hascherl!“ Melanie zog die Kusine liebkosend an sich. „Nein, wann i denk, das Madel da macht Dich bis zum Herbst zur Großmutter. Und Schwiegermutter bist jetzt eh'. Du mein! Ja, wann meine kleine Resi am Leben blieben wär, dann hätt' sie jetzt gewiß schon Zwilling'. Ach geht's, Kinder, macht's net so alberne Faxen, die G'schicht' is zu ernst. Heut in der Kirchen da hab' ich g'weint wie ein klein's Kind. Ich mag sonst Eure protestantische Bräuch' gar nit. Aber es war doch schrecklich rührend. Ja, geh, Bärbel, aber warum hast Dir denn so ein garstig's Reisekleid machen lassen? Eine ausgesprochene Farb' hätt'st nehmen müssen. Ich bitt' Dich, bei Deinem weißen Teint. Wenn Du in dem Lodenen in der Früh aus'm Schlafwagen 'raussteigst, dann halt' Dich der Kondukteur für eine Witwe mit vier lebendige Kinder, aber nit für a Hochzeitsreisende.“

Barbara nestelte ihre schwedischen Handschuhe zu. „Wenn es nun meine persönliche Note wäre, liebe Tante Melanie, von dem Kondukteur lieber für eine Witwe mit vier Kindern gehalten zu werden als für eine Hochzeitsreisende?“

Die junge Frau lachte. „Ja, wann i schon hör' — persönliche Note! Also sei so gut, Bärbel, und nimm mir's nit übel! Aber die Veigerln da, die steckst in's Jackerl. Willst? Du, es sind echte Waldveigerln.“

„Vielen Dank, Tantchen. Und auch für die wundervollen Salviati-Gläser. Ich bin sehr stolz darauf.“

„Ich bitt' Dich, Bärbel, i hab' all das Zeug stehen in Wien und komm' fast gar nimmer heim. Jetzt laß Dich noch amal abschmatzen, damit daß Du ein rot's und warm's Goscherl kriegst für die Autofahrt. Und alles Gute und Liebe und so weiter!“

Die Jungfer hatte den Auftrag, auf Nr. 114 melden zu lassen, daß die gnädige Frau sich jetzt hinunter begeben werde. Das Handgepäck wurde geholt und auf das unten haltende Auto geladen.

Evchen sagte kein Wort mehr, hielt ihr Kind nur noch ein paar Sekunden an sich gepreßt und küßte es dann noch ein letztes Mal.

Da kam schon die Jungfer zurück und meldete: „Der Herr Baron wartet am Fahrstuhl.“ Sie gebrauchte das Wort Baron, das hier nicht üblich war, nur der Oesterreicherin halber.

In seinem dicken, braunen Ulster, dem weichen, braunen Hut, den braunen Einsatzschuhen sah Fritz v. Unruh so verändert aus, daß Barbara zuerst hastig an ihm vorbeigehen wollte. Darüber lachten sie dann beide, während sie in den Fahrstuhl einstiegen, so herzlich, daß man's auf der andern Seite hörte.

Evchen hatte schluchzend ihr Gesicht gegen die Schulter ihrer Kusine gepreßt. Da die Schulter nackt war, fühlte Melanie die Nässe der Tränen. „Du, aber das kitzelt ekelhaft!“ rief sie und lachte. Und dann nahm sie Evchen bei beiden Händen und sagte mitleidig: „Aber recht hast mit Deinem Kummer. Da geht s' weg mit dem fremden Kerl. Es is a Jammer, daß man da so zuschauen muß. So a Hascherl. Aber wollen sie's denn anders, die Madeln?“ Sie lachte plötzlich laut auf. „Du, wir zwei ändern die Weltg'schicht' gewiß nit. Wann i daran denk', wie verliebt Du bei Deiner Hochzeit g'wesen bist!“

„Ich?! Aber ich war ein Kind, Melanie, ich sag' Dir . . .“

„Sag' gar nix. Eben denk' ich an die **meine**.“ Sie schloß die Augen. „Ja, was willst denn — Du hast Deinen Mann achtzehn Jahr' lang gehabt. Ich nur fünf. Und die letzten zwei . . . O jesses! Er hat sich doch noch viel plagen müssen, der arme Kerl.“

Evchen hatte vor dem Spiegel flüchtig ihre Frisur wieder in Ordnung gebracht. Der jetzt eintretenden Jungfer gab sie noch Weisungen für das Zusammenpacken des Hochzeitsstaates. Dann nahm sie Melanies Arm und verließ das Zimmer. Sie benutzten nicht den Fahrstuhl, sondern schritten langsam die Treppe hinab. Es war jetzt im ganzen Treppenhaus menschenleer.

„Warum hast Du Dich eigentlich nicht wieder verheiratet, Melanie?“ fragte Evchen unterwegs.

Die Kusine preßte ihren Arm etwas fester an sich. „Ja, Schatz, das fragen s' natürlich alle. Aber gelt, man is doch kein dummer Fratz mehr, der gleich auf den ersten besten Antrag 'reinfallt.“

„Es hat Dir also keiner gefallen?“

„Aber ja, an jedem hat mir 'was g'fallen. Aber alle z'sammen hätt' ich sie doch nit nehmen können.“ Sie lachte. „Eine gute Mischung hätt's ja 'geben.“ Erschrocken hielt sie sich die juwelenblitzende Hand vor den noch lachenden Mund. „Ja, aber geh, schickt sich das für Eure steife, feierliche norddeutsche Hochzeit?“

„Steif und feierlich war sie?“ Evchen blieb mitten auf der Treppe stehen. „Wirklich, Melanie?“

„Ja, hör' amal, nimm mir's nit übel, zwischen die ältesten Semester habt's mich gesetzt —.“

Evchen lächelte. „Ja, Du bist doch Ehrengast.“

„Ehrengast? I bedank' mich schön. Und denkst, es is auch nur einer ein bissel frech g'wesen?“

„Frech? Ja, ich will nicht hoffen . . . Melanie, um Gottes willen, ich weiß ja gar nicht . . .“

Nun lachte Melanie herzlich. „**Die** Angst von Dir! Ja, denkst denn, ich hab' bis jetzt je eine Hochzeit mitgemacht, auf der sich nit einer sterblich in mich verliebt hätt'?“

„Da kannst Du ruhig sein, Melanie, hier ist's sicher sogar mehr als einer.“

„Aber warum **sagen** sie's einem denn nit, die Schlankeln?“

„Das wagen sie nicht!“

„Ah, hör' mir schon auf mit Euerem steifen Berlin!“ Sie zog sie nun vollends die Treppe hinunter. „Komm, mach' ein End', und tu mir die Liebe an und wein' jetzt nimmer. Sonst krieg' ich selber wieder die Heulerei. Jessas, und da spielen's auch noch die Barkarole aus ‚Hoffmanns Erzählungen'. Wann i die hör', dann bin i eh' nimmer bei mir.“ Sie lachte wieder. „Du, Schatz, sag', merkt man's, daß i 'was im Kopf hab'?“

Sie mußten zu schwatzen aufhören, denn am Fuß der Treppe kamen Offiziere vorüber. Hochzeitsgäste, die sich aus dem Rauchzimmer in den Tanzsaal begaben. Eine junge Dame zog mit, die Zigarette noch zwischen den Lippen.

Melanie trällerte die Melodie der Barkarole mit. Etwas falsch.

II.

Ein goldener Spätherbsttag. Als Melanie nach dem Morgenbad das Gartenfenster öffnete, war es schon elf Uhr. Aber die Villenkolonie lag noch in tiefstem Frieden da. Das bunte Laub der Alleebäume wirkte festlich unter dem herbstklaren Sonnenhimmel. Von dem weiten Gartengelände jenseits der Ebereschenallee hörte Melanie das Gackern von Hühnern, das Rollen einer Rasenmähmaschine. Dieser Teil des Villenvororts hatte noch fast ländlichen Charakter. Melanies Blick entdeckte in den beiden Alleen, zwischen denen die Villa lag, nur zwei Köchinnen, die schwatzend vom Markt heimkehrten, einen radelnden Fleischerburschen und Gemüsewagen mit einem klingelnden Ausrufer, wie in einem weltfremden Provinznest. Von der Reichsstraße und der Heerstraße klang das Tuten der Autohupen, der dünne, schneidende Ton einer Fabrikpfeife, einer Schiffssirene drang von der Spree jenseits des Spandauer Wegs hierher. Melanie entsann sich des letzten Besuchs hier im Hause. Damals war Evchens Mann noch am Leben gewesen. Als sie einmal mit ihm durch die Kolonie spazieren ging, hatten die alten Pensionäre, die in den Vorgärten ihre Rosen schnitten, Seine Exzellenz ehrfürchtig gegrüßt. Mit seiner mächtigen Gestalt, seinem Cäsarenkopf, den buschigen Brauen über den durchdringend blickenden Augen war er die charakteristischste Erscheinung der ganzen Kolonie gewesen. Evchen hatte ihr auch von dem Aufsehen erzählt, das es stets erregte, wenn das kaiserliche Automobil vor der Schimpffschen Villa vorfuhr. Schimpff v. Schlebrügge hatte eine der merkwürdigsten Staatskarrieren durchmessen. Er war als Botschafter von Wichtigkeit gewesen, am wichtigsten vielleicht in jenen Jahren, in denen er in der Kolonialverwaltung tätig war. Freilich waren in dieser Epoche die Zeitungen am heftigsten über ihn hergefallen. Als er das Ministerportefeuille bekam, hatte in zahlreichen Blättern ein Sturm getobt. Aber seit seinem Tode stellte man ihn doch immer wieder als leuchtendes Vorbild hin.

Bei seinem Wiener Besuch war Ulrich v. Schimpff in Melanies Hause gestorben. Eine heillose Verwirrung hatte das damals gegeben. Die feierliche Aufbahrung, die Gedächtnisfeier, die Einholung zur Ueberführung nach dem Schimpffschen Erbbegräbnis in Treppwalde — all die Kondolenzbesuche — Evchen dabei vom Schreck völlig zusammengebrochen — es hatte für Melanie hernach einer mehrwöchigen Reise nach Biarritz und San Sebastian bedurft, um sich von der aufregenden Zeit zu erholen.

So wirklich nahe waren sich die beiden Frauen aber erst in jenen schweren Tagen gekommen. Und

ohne Besinnen hatte Melanie die Einladung zur Hochzeit angenommen.

Trotz der Sonne und des bunten Laubs in der üppigen Blumenpracht empfand Melanie am heutigen Morgen, während sie sich von ihrer Jungfer frisieren ließ und in die Gärten hinaussah, eine gewisse Melancholie.

„I weiß nit, is es nur der Gedanke, daß meine arme Kusin' jetzt mutterseelenallein dahier in derer großen Villa z'ruckbleibt, oder sind's vielleicht die schiechen norddeutschen Kiefern da, mit ihre steifen, roten, nackten Stämm', die da wie die Trauerpalmen in den blauen Himmel 'neinreichen — ich könnt's hier keine drei Tag' aushalten."

„Gnädigste Baronin sein halt unser Wien g'wohnt."

„Gewohnt. Du mein Gott. Zweimal im Jahr komm' i hin, und dann ärger' i mich krank. Ach Steffi, geh', jetzt schau' doch einmal zu, daß die Frisur hinten ein bissel höher wird. Die Damen hier, gestern bei der Hochzeit, die sind ja freilich noch alle niedrig 'gangen. Aber das dauert dahier im Norden alles ein bissel länger. Wie hat denn mein Kleid g'wirkt. Hast mich g'sehn in der Kirchen?"

„Aber süß, gnädigste Baronin. Zum Dreinverlieben. Und die haben die Augen net schlecht aufg'sperrt, die Berliner."

„Ja, es laßt schon was sehen, das Kleid. Sparsam is's grad net. Hast auch die eine, die schwarze, die so blau gepudert war, g'sehn, die in dem Goldbrokatenen?"

„Das war eine Ministersgattin, gelt?"

„Nein, ich glaub', die einzige Bürgerliche. Eine Finanzmadame. Aber Juwelen — ich bin mir dagegen ganz armselig vorkommen. Und die schönste von allen, weißt, wer das war? Die Brautmama. Aber zum Anbeißen. Nein, so ein Gegensatz von Mutter und Tochter."

„Gelt, die junge Frau, die war doch zu garstig angezogen?"

„Na, Steffi, aber jetzt auf's Gewissen. Wie hat Dir denn eigentlich der Bräutigam g'fallen, Steffi? Nein, Du kannst es ehrlich sagen. Ich find' ihn nämlich schauderhaft."

Der Jungfer blieb eine Antwort erspart, denn Melanie entdeckte durch's Fenster die Gestalt Evchens. Sofort sprang sie auf und rief hinunter:

„Grüß Gott, Everl! Was, Du bist schon fix und fertig an'zogen? Ja, da schäm' ich mich ja. Hast schon Dein Frühstück?"

„Nein, Melanie, aber ich warte noch gern. Was für ein schönes Haar Du hast."

„Gelt, die Lorelei ist nix dagegen." Melanie lachte. „In zehn Minuten bin ich unten, Kind. Fix, fix, fix, Steffi!"

Es dauerte zwar noch gut zwanzig Minuten, aber dann kam Melanie frisch und fröhlich, in einem entzückenden Morgenkleid mit losen Aermeln, trällernd in's Speisezimmer herunter. Ueberall standen Blumen. Die ganze Wohnung war durchduftet.

„Aber ein Blumengeruch ist das hier — geh', es kann einem ja schwindlig werden."

„Die großen Körbe hab' ich dabei noch in den Wintergarten stellen lassen," sagte Evchen. „So viel Blumen hat immer so etwas von Begräbnis. Und das vertrage ich jetzt nicht."

„Melanie umarmte und küßte sie. „Hast 's Alleinsein noch nit verschmerzt, Du?"

„Das beginnt ja erst jetzt."

Melanie setzte sich zum Frühstück nieder und seufzte. „Das sind so Stimmungen, die muß man halt durchmachen. Ich wär' aber doch ganz gern an Deiner Stell', Everl, siegst, mir is's doch die ganzen sieben Jahr alleweil nachgangen, daß i so gar kein Herz in meiner Näh' g'habt hab', dem man amal 'was Innerlich's hätt' anvertrauen können. Immer nur bezahltes Volk um sich."

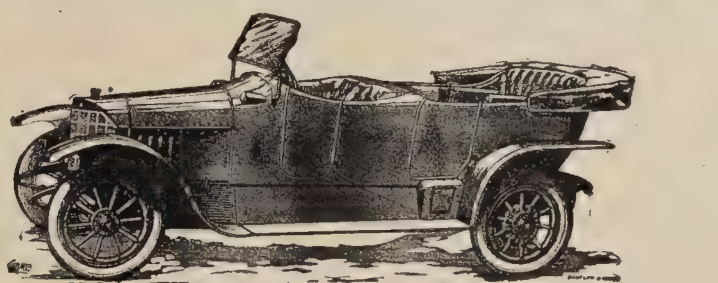
Evchen schüttelte den Kopf, ziemlich melancholisch. „Wirklich nah' bin ich der Bärbel ja nie gekommen. Die Pension war schuld daran. Der Ulrich wird nach Bukarest versetzt, wo die Kleine eben zehn Jahr alt ist. Ja, sie hat hier in Deutschland doch einmal die besten Lehrer. Da meint Ulrich: das ist ja doch nur ein Provisorium, das in Bukarest. Lassen wir das Mädel also ruhig hier, zu Weihnachten sind wir wieder zurück. Aber das Provisorium hat zwei Jahre gedauert. Und Ulrich blieb eigensinnig. So recht kinderlieb war er ja doch nicht. Barbara steckte hernach im Stift der adligen Töchter in Potsdam, und wir hatten sie nur zu den Ferien. Später dasselbe Bild, wo wir nach Petersburg mußten. Und nach Konstantinopel hätte er sie dann schon gar nicht kommen lassen. Die Zeiten so unruhig, die Epidemie . . . In meiner Ehe war das der einzige große Schmerz: ich hatte ein Kind und war doch kinderlos."

Während Melanie teilnahmsvoll zuhörte, frühstückte sie mit großem Appetit. Die Köchin, die selbst eine Oesterreicherin war, hatte mürbe Kipfel gebacken, trotz all der Unruhe im Hause, die die letzten Tage gebracht hatten. „Ja, siegst, es is ja leicht so daher gered't," sagte sie nach einer Pause, während sie ein Ei auslöffelte, „aber ich an Deiner Stell' hätt' dem Madel g'sagt: Dummheiten, Du wartst noch ein bissel mit der Heiraterei."

„Glaubst, das hab' ich nicht? Und ihr Fritz — ach es ist ja wohl ein Unrecht, gerade heute morgen so von ihm zu sprechen — aber er war mir von Anfang an doch so unsympathisch!"

Melanie warf den Hornlöffel hin und legte ihre Rechte auf Evchens Arm. „Also das is mir ordentlich eine Beruhigung, Kind, was d' mir da sagst. Ich atm' ja auf. Der Bräutigam is mir ja direkt ein Greuel. Ich versicher' Dich, ich hab' nit drei Wort' mit ihm reden können. Das Monokel und die ganze Art, die dicken Schläfen, und immer hat er g'schwitzt, und fett wird er später einmal, fett — na, gib nur acht! Everl, i bitt' Dich, wo hat's Dein Madel nötig g'habt, daß es so einen Mann heirat'? Mit seine fünfunddreißig Jahr'! Wo sie kaum achtzehne is."

„Das war ja die ganze Zeit mein Kummer, Melanie. Hab' ich ihn ihr ausgesucht? Abgeredet hab' ich ihr — so ernst, so dringlich. Du weißt doch, die Sache spielte gleich nach Ulrichs Tod, wo wir von Dir aus nach Bozen gefahren waren, um ein bißchen auszuruhen. In Oberbozen verlebte der alte Freiherr v. Unruh seine Ferien. Wir kamen uns näher, ich weiß selbst nicht wie und warum. Zwischen ihm und meinem Mann war nicht immer alles glatt gegangen, und er suchte nun auszugleichen, zu überbrücken. Ich war so wund und matt damals — mein Gott. Und da nun mein Schreck, als der Sohn um Bärbel anhielt."



„Unglaublich! Mit fünfunddreißig!"

„Damals war er vierunddreißig. Aber Barbara doch noch ein Pensionsmädel. Und ich bestimmte sofort: Nein, unter keinen Umständen! Und sie sollten bis zu Barbaras achtzehntem Geburtstag Bedenkzeit nehmen. Natürlich hofft' ich in der Zeit einen Einfluß zu gewinnen. Aber Barbara lebte nur ihrem Backfischtraum, nur ihrem Fritz."

„Ich hab' ja so viel an Dich denken müssen in dein'm Trauerjahr, Everl. Warum bist nit einmal zu mir kommen?"

„Barbara sträubte sich ja mit Händen und Füßen. Was denkst Du? Fort von ihrem Fritz? Und ich hatte so viel mit dem Nachlaß zu tun. Darin kann mir Fritz jetzt wenigstens helfen. Weißt Du, Ulrich hat doch nie eine Viertelstunde müßig bleiben können. In den letzten Jahren hat er in seinen Freistunden immer an seinen Erinnerungen gearbeitet. Große Teile davon hab' ich gesammelt. Aber da und dort fehlt ein Stück. Und gerade die letzten Aufzeichnungen kann ich nicht finden. Weißt Du, die müssen doch über die politische Lage von damals und über allerlei Persönlichkeiten, mit denen er da zu tun hatte, eine Unmenge Aufschlüsse geben."

Melanie hatte die Teetasse von sich geschoben und beide Ellbogen auf dem Tisch aufgepflanzt. „Ja, da schau her! Du hast das alles durchstudiert?"

„Aber jede Zeile von ihm hab' ich gelesen, Melanie. Soweit ich's eben auftreiben konnte. Und nicht gelesen — nein, verschlungen. So den ersten tiefen Einblick in Ulrichs ganze Tätigkeit — auch in die große Verantwortung, die auf ihm lastete — hab' ich ja erst nach seinem Tode bekommen, eben dadurch. Wie mich all die Dinge gefesselt haben. Ich hab' mir oft heiße Backen gelesen."

Noch immer konnte sich Melanie nicht beruhigen. „Also für mich — weißt — für mich da brauchet's kein Papier und keine Tinten und keine Druckerschwärz z'geben!"

„Es sind da zum Teil auch die ersten Entwürfe und Aufzeichnungen für wichtige Staatsaktionen mit aufgenommen. Für mich war ja das alles Neuland. Aber seitdem lebe und webe ich darin. Es war mir der einzige Trost dafür, daß Barbara mir zeigte, sie brauchte mich nicht, denn sie hatte ihren Fritz. Weißt Du, ich kann sagen: Ulrich ist nach seinem Tode eine viel lebendigere Persönlichkeit für mich geworden. Denn zu seinen Lebzeiten — hatte er ja nur selten Muße für mich."

„Arm's Hascherl!" Melanie war aufgestanden. „Also das war *Dein* Trauerjahr. Ja, die Menschen sind halt verschieden, zum Glück. Und was kommt denn jetzt an die Reih'?"

„Du lachst mich aus."

„Net einmal. Schau, Du tust mir leid, Kind."

„Ach, Melanie, Du brauchst nicht etwa zu denken, ich sehe im Leben jetzt keine andere Aufgabe mehr für mich als die. Aber vorläufig hielt sie mich allerdings noch in einem starken Bann. Wenigstens so lange, bis das alles geordnet ist."

„Und das dauert so lang, bis die paar schönen Jahr', die Du noch vor Dir hast, vertrauert und versauert sind?"

„Bewahre. Wahrscheinlich hat Fritz mehr Geschick in diesen Dingen als ich, und das Werk ist bald beisammen. Weißt Du, Melanie, ich dachte schon ein paarmal, am Ende seien in Wien ein paar Heftchen von Ulrich liegen geblieben. Ich schrieb Dir auch damals nach Biarritz."

„Ja, geh', Schatz, sei gescheit, wie soll ich in Biarritz wissen . . . Ich hab' Dir wohl gar net geantwortet? Ja, ein furchtbar schreibfaul's Frauenzimmer bin ich schon. Und grad' damals in Biarritz . . ." Sie schlang rasch ihren Arm um Evchens Nacken und zog sie mit nach der anstoßenden Veranda. Von da aus gingen sie in den Garten und lustwandelten zwischen den Herbststaudenbeeten, die noch in leuchtenden gelben und rotbraunen Farben blühten. „Bis ich wieder in Wien bin, dann will ich gern einmal suchen. Kind. Nein, ich wer's nit vergessen. Am besten, wir sagen's der Steffi, die denkt auf alles."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Landsturm Bouziers. Zu der Notiz in Nr. 15 unserer Zeitschrift erhalten wir von dem Gefreiten Berger, Mitherausgeber des „Landsturms" in Bouziers, folgende Zuschrift: Zu berichtigen hätte ich, daß die Zeitung nach wie vor besteht, so daß wir kürzlich Nr. 11 erscheinen lassen konnten. Unsere Nr. 5 sollte allerdings die Abschiedsnummer von Bouziers sein, da die 3. Kompagnie des Kgl. Sächs. Landsturm-Bataillons . . . . . . nach einem kleineren Orte in der Nähe der Front kommandiert war, wo alle Voraussetzungen für den Fortbestand der „Landsturm-Zeitung" fehlten. Die Zeitung hatte sich indessen in der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben, die alle Hebel in Bewegung setzten, um das weitere Erscheinen des „Landsturms" zu ermöglichen. Auch der Kronprinz von Sachsen, der dem Landsturm von Anfang an das lebhafteste Interesse entgegengebracht hatte, unterstützte diese Bestrebungen, und so blieb die Landsturm-Firma Berger, Rauch, Vogt und Ludwig auch weiter in Bouziers, um den „Landsturm" weiter erscheinen zu lassen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Das **Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg i. Thür. hat auch während der Kriegszeit seinen Betrieb nicht eingestellt, nur vorübergehend sank in den ersten Kriegsmonaten und unter dem ersten Druck der Ereignisse die Besuchsziffer. Seitdem aber hält sie sich auf derselben Höhe wie in Friedenszeiten. Die ärztliche Leitung des Sanatoriums ist nach wie vor in guten Händen. Es teilen sich darin der Besitzer Sanitätsrat Dr. Poensgen (früher in Bad Nassau) mit einem ständigen Hausarzt. Außer einem von der Verwaltung gern kostenlos versandten ausführlichen, mit Bildern geschmückten Prospekt informiert in sehr anschaulicher Weise das in der Dauerausstellung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für ärztliches Fortbildungswesen zu Berin, Luisenpatz 2—4 ausgestellte Mode-Panorama des Sanatoriums, täglich von 10—3 Uhr zu besichtigen.

Dr. Möllers Sanatorium in Loschwitz bei Dresden ist trotz des Krieges eröffnet. Die durchaus wissenschaftlich gehandhabten Diätkuren dieser Anstalt sind berühmt und haben bei vielen eingewurzelten Krankheiten hervorragende Erfolge gezeitigt. Besonders bemerkenswert ist die streng individuell gehandhabte und sachverständig geleitete Schrothsche Kurmethode. Auch für weniger Bemittelte ist durch eine besondere Zweiganstalt mit großem Park gesorgt. Näheres besagt der kostenfrei gern gelieferte Prospekt.

„Asbach Uralt" und die anderen bewährten Marken der berühmten Kognak-Firma Asbach u. Co., Rüdesheim a. Rhein, bedurften nicht erst der seit Beginn des Weltkrieges bestehenden und ständig steigenden Vorliebe für gutes deutsches Fabrikat, um beim Konsumenten-Publikum beliebt zu werden. Jeder Feinschmecker auf diesem Gebiet rechnet die bekannten Kognakmarken längst zu den hervorragenden Erzeugnissen der Spirituosenbranche. Bezeichnend ist, daß besonders aus dem im Felde stehenden Offizierkorps immer wieder Anerkennungen über die vorzügliche Qualität dieser Erzeugnisse an die Firma gelangen. Die originellen Anzeigen der Firma in dieser sowie in vielen anderen Nummern dieser Zeitung geben den Interessenten Auskunft.

Koburger Geld-Lotterie. Mit Allerhöchster Genehmigung vom Preußischen Landeskriegerverband veranstaltet, bildet diese Lotterie eine günstige Gelegenheit ohne erhebliche Kosten an einer Geldverlosung teilzunehmen. Ziehung ist vom 8. bis 12. Juni d. J. Sie bietet unter anderem zwei sehr große Gewinne, nämlich einen von 100 000 und einen von 50 000 Mark. Näheres besagt das Inserat von Georg Groskorth in Hamburg in vorliegender Nummer.



Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

Weitere beliebte Marken:

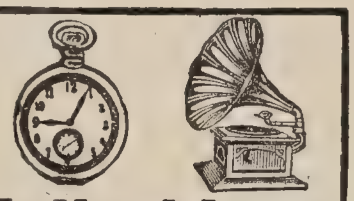
Asbach „Echt" und Asbach „Alt"

Der Cognac des deutschen Hauses

Brennerei: Rüdesheim am Rhein

Verkaufsstelle für Oesterreich:

Kaiserlich königliche Hof-Apotheke
Wien I. K. k. Hofburg.



Teilzahlung

Uhren und Goldwaren, Photoartikel, Feldstecher, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Kriegsschmuck.
Kataloge gratis und franko liefern
Jonass & Co. BERLIN A. 306, Belle-Alliance-Str. 7/10.

Marke **„FLUSSPERLE"**
Viel begehrte Feldkonserven.

Granatreifen-Armbänder
Anfertigung 10 Mark an

In höchster Vollendung



B. GNAM, Pforzheim
Musterblätter zu Diensten

Deutsche kauft Deutsche Schokoladen und Deutsches Kakaopulver!

Sie stehen an der Spitze aller Fabrikate der Welt!

Jeder Deutsche, der vaterländische Fabrikate bevorzugt, erfüllt damit eine wichtige patriotische Pflicht. Unterstützt er doch auf diese Weise die **Deutsche Industrie**, deren Ausfuhr durch englische Machenschaften fast lahmgelegt wurde und die infolge dessen mit ihren zahlreichen Arbeitern auf den Absatz im Inlande allein angewiesen ist. Außerdem schützt er sich bei Einkauf **Deutscher Schokoladen und Kakaos** in Fabrik-Packungen vor ausländischen Fälschungen und minderwertigen Qualitäten und sichert sich in allen Fällen ☞ reine und gute Ware.

Verband Deutscher Schokolade-Fabrikanten.

Finsterbergen i. Thür. Wald. Ruhiger nervenst. Höhenluftkurort n. Inselsberg-Rennst. u. Friedrichroda (500-600 m). Kein Fabrikrauch. Arzt. Kriegst. bes. Verg. Prosp. **Verkehrsverein.**

Wasch Stoffe

f. Damen u. Herren

großer Posten eleganter Neuheiten besonders billig. Z. B. 2½ Meter Blusen-Batist oder Zephir, weiß oder farbig für 1 Mk. 20 Pf. — 7 Meter Kleider-Musselin für 3 Mk. 35 Pf. — 7 Meter imit. Kleiderleinen für 4 Mk. 30 Pf. — 4½ Meter feldgrau Zwirn-Köper zu einem hübschen Knaben-Anzug für 4 Mk. 95 Pf. — 6 Meter Kammgarn-Imit. zu einem Herren-Anzug für 7 Mk. 20 Pf.

Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten portofrei ohne Kaufzwang.

Tuchausstellung
Wimpfheimer & Cie.
Augsburg 22.

Man beachte diese einmalige Anzeige!

Die Ziehung der 5. und letzten Serie der grossen

Coburger Geldlotterie

für militärische Zwecke

findet am 8., 9., 10., 11. u. 12. Juni 1915 statt

Amtlich festgesetzter Preis eines Loses M. 3.00 (einschliesslich Reichsstempel) **Für Porto u. Listen 30 Pfennig extra**

Durch allerhöchsten Erlass ist diese Lotterie genehmigt in der ganzen preussischen Monarchie, in den Königreichen Sachsen, Bayern und Württemberg sowie in vielen deutschen Bundesstaaten.

17 553 Geldgewinne welche in bar ohne Abzug ausgezahlt werden.

Auszug aus dem Spielplan:

Die Ziehung findet unter Leitung eines Notars und unter Aufsicht der Polizeibehörde im Sitzungssaale des preussischen Landes-Kriegerverbandes in Berlin statt.

Jeder Beteiligte erhält von mir die amtliche Gewinnliste sofort nach deren Erscheinen franko zugesandt.

Die Einzahlung kann mittels Postanweisung geschehen, welche bis Mark 5.— nur 10 Pfennig Porto kostet. Die Bestellung wird auf der Rückseite des Kupons der Anweisung gemacht. Auf Wunsch versende ich auch die Lose franko gegen Nachnahme mit einem Aufschlag von 20 Pfennig für Mehrporto. Wer die bestellten Lose per Nachnahme zugesandt zu haben wünscht, kann die Bestellung per Brief oder Postkarte machen.

Georg Julius Groskorth, Hamburg, Postbezirk 36

Gewinn-Plan:

1 Hauptgew. M. 100000
1 Hauptgew. M. 50000
1 Hauptgew. M. 10000
1 Gewinn zu M. 5000
1 Gewinn zu M. 2000
3 Gewinne zu M. 1000
5 Gewinne zu M. 500
17 540 Gewinne zu M. 200, M. 100, M. 50, M. 20 und M. 10

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

ach — ängst — berg — boot — che — che — da — do — e — eu — gra — hib — krut — land — le — le — li — li — lich — lu — mie — na — na — neu — nürn — on — re — re — ri — ri — ron — sa — salz — see — see — sku — soh — ta — tal — te — ter — ti — un — vo

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine erfreuliche wirtschaftliche Tatsache ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Pflanze. 2. Ruhmreiche deutsche Waffe. 3. Gebirgs-Fluß in Oesterreich. 4. Russischen Fluß. 5. Australische Inselgruppe. 6. Titel des Europäers in Indien. 7. Bezeichnung eines Musikstückes. 8. Geographischen Ausdruck. 9. Staatsumwälzung. 10. Unmännliche Eigenschaft. 11. Berühmten französischen Staatsmann. 12. Deutsche Stadt. 13. Geschoß. 14. In den Balkankriegen viel genannte Stadt. 15. Wissenschaft. 16. Soldaten.

Bilder=Rätsel.



Der versteckte Philosoph.

Ich stecke in fast jedem Wort.
Streichst Du jedoch fünf Zeichen fort,
So bleibt, als Mehrer ewiger Wahrheit,
Ein Philosoph von seltener Klarheit.

Zweisilbig.

Die Zweite hat in der Ersten gelegen
Und wird mit Erfolg in der Ersten geführt.
Die Zweite, das Ganze — sie bringen nicht Segen;
Doch glücklich ist, wer nicht die Zweite verliert.
Die Zweite, das Ganze, Du selbst wärst nicht möglich,
Hätt'st Du nicht die Erste allstündlich, alltäglich.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

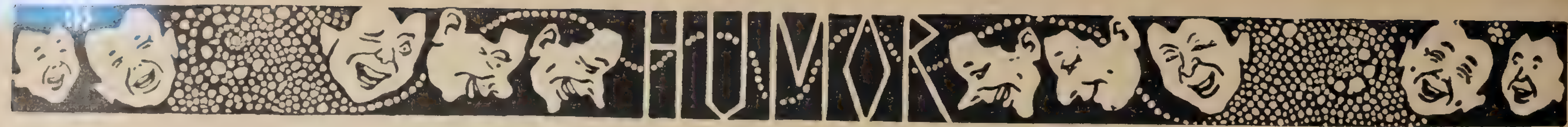
1. Der deutsch-österreichische Sieg in Westgalizien.

1. Derwisch. 2. Elektrolyse. 3. Realismus. 4. Drygalski. 5. Einrede. 6. Unterseebootkrieg. 7. Tolstoi. 8. Serbien. 9. Charkow. 10. Oese. 11. Schermaus. 12. Triest. 13. Enträtselung. 14. Raja. 15. Rodel. 16. Efendi. 17. Indi:. 18. Chianti. 19. Industrie. 20. Stiefmütterchen.

Bilder-Rätsel: Was herb zu Anfang ist, wird lieblich am Ende

Bibel und Bühne: Aron — Nora.

Buchstaben-Rätsel: Profession — Prozession.



Ein Unteroffizier meiner Kompagnie hat seine Zahnbürste verloren und begrüßt den Einmarsch in eine polnische Stadt als Gelegenheit, das verlorene Gerät zu ersetzen. Er geht also in einen Laden, der so aussieht, als ob es da vielleicht eine Zahnbürste gäbe. Drin ist ein altes Mütterchen — „nix Deutsch", und da der Soldat kein Wort polnisch kann, macht er der Alten die Sache mimisch vor. Endlich hat sie begriffen, nickt erfreut, holt aus einem Schub eine staubige Schachtel und reicht dem Unteroffizier eine — Mundharmonika!

*

Die gräfliche Familie war in Aufregung. Der Majoratserbe und älteste Sohn, der zwanzigjährige Graf Josef (Pepi genannt), hatte seine Verlobung mit Senorita Marguerita di Manzanares, Primaballerina des Stadttheaters (in Wirklichkeit Gretl Navratil), angezeigt. „Laßt's mich nur machen," sagte der Großpapa im Familienrate und begab sich in Pepis Zimmer. „Sag', Peperl," begann er, „Du liebst die Marguerita vom Theater?" — „Ja," sagte Pepi ernst und feierlich, „und falls Du etwas gegen die Dame sagen willst, bitte nicht in meiner Gegenwart!" — „Ich etwas gegen Fräulein Marguerita?" lächelte Großpapa, „aber nie, mein Junge. Ich hab' sie doch auch geliebt, als ich so alt war wie Du!"

Zeichnung von Paul Simmel.



„Donnerwetter! 8000 Lehrer sind im Felde? Da sollen die Russen keine Dresche kriegen!"

*

„Marie, das Tischmesser ist aber gar nicht sauber!" — „So, das wundert mir aber, gnä' Frau, ich habe doch eben erst Seife mit geschnitten!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 23

Berliner

6. Juni 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Beobachter am Entfernungsmesser bei einer Artilleriestellung der österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien.



Ankunft des Kapitänleutnants v. Mücke in Konstantinopel.

Die Durchbruchsschlacht von Tarnow—Gorlice.

Was die Kriegstheorie bisher vielfach als unmöglich bezeichnet hatte, haben die verbündeten Heere in Westgalizien fertig gebracht: eine Durchbruchsschlacht größten Stils. Die feindliche Front, die sich von der Ostseeküste bis zur rumänischen Grenze erstreckt, wurde am 7. Mai auf der Strecke zwischen oberer Weichsel und den Karpathen angegriffen und in mehrtägigen Kämpfen erobert. Durch eine sofort sich anschließende, mit größter Kraftanstrengung durchgeführte Verfolgung wurde der taktische Erfolg ausgenutzt und der Gegner aus einer Stellung nach der anderen vertrieben. Erst am San-Abschnitte konnte er wieder eine neue Front bilden und den Widerstand aufnehmen. Nach der Eroberung von Gorlice konnte der südliche Flügel der siegreich vordringenden Verbündeten die rückwärtigen Verbindungen der in den Karpathen stehenden russischen Truppen besetzen. Gleichzeitig gingen die in den Karpathen und Ober-Ungarn stehenden Truppen der Verbündeten zur Offensive über. Dadurch wurden große Teile der russischen Truppen eingekreist und mußten sich ergeben. Ein reiches Kriegsmaterial fiel den Siegern in die Hände, dessen ganzer Umfang sich auch heute noch nicht vollkommen übersehen läßt. Bei dem Frontalangriff am Dunajec- und Biala-Abschnitt bereitete die schwere Artillerie den Infanterieangriff wirkungsvoll vor. Eine neue von den Skodawerken in Pilsen hergestellte 42-cm-Haubitze trat dabei zum ersten Male in Tätigkeit. Die russische 3. und 8. Armee wurden bei diesen Kämpfen fast vollständig vernichtet. Die Wirkungen dieses großen Sieges machten sich auch auf dem westpolnischen Kriegsschauplatz bemerkbar, wo die Russen die Nida-Stellung und die sich nördlich daran anschließenden Linien bis zur Pilica räumen und den Rückzug gegen die Weichsel antreten mußten.



General von François, der den Orden Pour le mérite erhielt.



Wirkung eines Schusses aus einer deutschen 15-Zentimeter-Haubitze bei Gorlice in Galizien. (Vor dem Hause getötete Russen.)



Vorgeschobener Posten mit Maschinengewehr in Erwartung des Angriffs.
Aufnahme unseres Photographen im Osten.

BILDNISSE VOM TAGE



Erzherzog Eugen,
der mit dem Oberbefehl gegen Italien betraut wurde und als erster den neugeschaffenen Rang eines Generalobersten der österr.-ung. Armee erhielt.

Erzherzog Eugen ist der erste oest.-ung. General, der den in der K. u. K. Armee neugeschaffenen Rang eines Generalobersten erhielt. Die langjährige Tätigkeit dieses in Oesterreich sehr populären Prinzen als Landeskommandant von Tirol befähigt ihn wie keinen andern zur Führung der verbündeten Armeen im Feldzug gegen Italien, deren Oberbefehl ihm auch nunmehr übertragen wurde. Bisher war er als Oberkommandant der oester.-ung. Südarmee tätig, deren Neuorganisation ihm nach der Verabschiedung des General Potiorek zufiel, die er auch mit Erfolg durchgeführt hat. Erzherzog Eugen ist der jüngste Bruder des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich, der den Oberbefehl der verbündeten Armeen gegen Rußland innehat und ein Enkel des Erzherzogs Karl, der Napoleon I. in der Schlacht bei Aspern besiegte. — Oberst von Seeckt, der Generalstabschef der Armee Mackensen, der vom Kaiser mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet wurde, ist aus dem Generalstab hervorgegangen, dem er in Friedenszeiten als Generalstabschef des dritten Armeekorps in Berlin angehörte.



Oberst von Seeckt,
der Generalstabschef der Armee Mackensen, der für den erfolgreichen Durchbruch in Westgalizien den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Sandau.



Armeekommandant Erzherzog Josef Ferdinand mit dem Dichter Ludwig Ganghofer auf der Fahrt zu einer Mörser-Stellung.
Ganghofer — Erzherzog Josef Ferdinand



Episode aus der Seeschlacht bei Lissa (20. Juli 1866): Untergang der italienischen Panzerfregatte Re d'Italia, die durch Tegetthoffs Flaggschiff gerammt wurde.

Italien im Kriege

Erinnerungen an vergangene Kämpfe

Das Manifest des Kaisers Franz Joseph, mit dem er am Pfingstfest seine Völker zu den Waffen gegen Italien rief, beschwor die großen Erinnerungen an die siegreichen Schlachten von Custozza, Mortara, Novara und Lissa herauf. Nach einem halben Jahrhundert fast werden sich nun die alten Gegner auf den historischen Schlachtfeldern der Po-Ebene gegenüberstehen, und Tegetthoffs Erben werden in der Adria zeigen können, daß sie der Geist des Siegers von Lissa noch beseelt. Es wäre verfehlt, aus den Tatsachen der Geschichte verfrühte Schlüsse auf die Kriegstüchtigkeit des heutigen italienischen Heeres und die Begabung seiner Führer abzuleiten. Immerhin — in allen bisherigen Schlachten stand eine Minderzahl österreichisch-ungarischer Truppen oder Kriegsschiffe einer italienischen Uebermacht gegenüber und vermochte trotzdem, den Sieg davon zu tragen. Dabei war die italienische Wehrmacht um die Mitte des 19. Jahrhunderts innerlich einheitlicher als heute. Ob dem widerstandsfähigeren, energischeren Norditaliener, der für den König von Sardinien focht, der Landsmann aus der Campagna und aus Sizilien gleiche kriegerische Tugenden zur Seite stellen kann, wird erst die Zukunft lehren. Die Piemontesen haben sich in allen Kämpfen wacker



Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza (1866.)



Die Seeschlacht bei Lissa.



Tegetthoff, der österreich. Admiral, Sieger in der Seeschlacht bei Lissa.



Italien im Kriege: Attacke eines österreichischen Ulanen-Regiments in der Schlacht bei Custozza.
Teil eines Gemäldes von J. v. Blaas.

geschlagen. Als im Frühjahr 1848 König Karl Albert gegen Oesterreich zu Felde zog, konnte er vier Wochen lang sich des Vormarsches seines Heeres erfreuen; Radetzkys überlegener Feldherrnblick wußte, wie weit er den Feind lassen durfte. Radetzky hielt den Feind in dem Treffen bei Santa Lucia auf, in dem der jugendliche Erzherzog Franz Joseph (ein Jahr später Kaiser) die Feuertaufe erhielt. Mit 44.000 Oesterreichern nahm er dann am 23. Juli 1848 gegen 63.000 Italiener die Schlacht bei Custozza an. Neun Stunden lang stürmten die Italiener in der glühenden Hitze an; um 7 Uhr abends war ihre Stoßkraft und ihr Widerstand gebrochen, und sie mußten, vom Gegner hart verfolgt, bis Mailand weichen. Der Feldzug des nächsten Frühjahrs zeigte wieder eine starke italienische Uebermacht im Felde. Als Führer hatte man sich den polnischen Revolutionsgeneral Chrzanowski verschrieben sowie den General Ramorino, einen Sohn des Marschalls Lannes, der als Napoleons Unterführer bei Montebello die Oesterreicher besiegt hatte; Radetzky wußte auch mit diesen fertig zu werden. Der Herzog von Genua, König Karl Alberts Sohn, wurde bei Mortara am 21. März, ein anderer Unterführer am folgenden Tag bei Vigevano geschlagen. Die Truppen Ramorinos waren durch Radetzkys geschickte Manöver beim Uebergang über den Ticino und Gravellone schon strategisch matt gesetzt. So konnte er am 23. März bei Olegno nach dreitägigen Kämpfen, die die Schlacht von Nóvara genannt werden, die Italiener besiegen. 0 Jahre darauf folgte der Krieg von 1859, in dem französische Heere auf italienischem Boden die Hauptarbeit leisteten. Auf sich allein angewiesen standen die Italiener erst 1866 wieder den Oesterreichern, die sich im Zweifrontenkrieg zu wehren hatten, gegenüber. Radetzkys Nachfolger war nun Erzherzog Albrecht. Selten



Kaiser Franz Joseph und Feldmarschall Radetzky im Jahre 1849.
Der Kaiser
Teil eines Gemäldes von A. v. Pettenkofen.



Henry B. Jackson,
der neue Chef der britischen Admiralität, der an die Stelle Lord Fishers tritt.



Leutnant Otto von der Linde,
der für die Eroberung eines Forts von Namur den Orden Pour le mérite erhielt. — Bildnis von Alfred Hamacher aus der kürzlich eröffneten Großen Berliner Kunstausstellung 1915.



A. J. Balfour,
der neue englische Marineminister, der an die Stelle Winston Churchills tritt.

waren die Kräfte so ungleich verteilt wie in diesem Feldzug. Auf 75 000 Mann der kaiserlichen Truppen kamen 250 000 Italiener. Auf den Hügeln von Custozza kam es am 24. Juni abermals zur heißen Schlacht. Trotz der Tapferkeit der piemontesischen Soldaten vermochte die Kopflosigkeit der Führung nicht die fürchterliche Niederlage einzudämmen. Die Entscheidung des Krieges von 1866 fiel freilich auf einem anderen Schauplatz. Daran vermochte der Sieg bei Custozza so wenig zu ändern, wie der glorreiche Seesieg Tegetthoffs bei Lissa. Auch hier waren die Streitkräfte Oesterreichs in der Minderzahl. Ihr Führer Kontreadmiral Tegetthoff zählte 39 Jahre, hatte bei Helgoland 1864 die Flotte gegen die Dänen geführt, und stand nun vor der ungeheuren Aufgabe, seine Marine erst für den Kampf zu schaffen. In wenigen Wochen mußte er auf der Reede von Pola seine Holzschiffe zusammenflicken, mit Ketten panzern und bestücken. Admiral Persano, der italienische Flottenführer, griff am 18. Juli die Insel Lissa an. Auf die Kunde davon, beschloß Tegetthoff den Feind auf offener See anzufallen. Am Morgen des 20. Juli trafen sich die beiden Geschwader. Tegetthoffs Admiralschiff kündete den folgenden Fahrzeugen durch Wimpelspruch: „Muß Sieg bei Lissa werden!" Eine Regenboe verwischte die Wimpelfolge nach dem ersten Wort. Aber dieses eine eherne Wort „muß" übertrug sich auf die ganze Flotte. Tegetthoff auf dem Admiralschiff „Ferdinand Max" rammte den feindlichen Panzer „Re d'Italia". Mit 700 Mann sank er in die Tiefe. Persano gab die Schlacht verloren und dampfte nach Ancona ab. Dies ist die „Schmach von Lissa", von der sich die italienischen Kriegshetzer reinigen wollen



Ins Feld rückende bayrische Infanterie, die mit Bergstöcken und Gebirgsschuhen ausgerüstet ist. Phot. Hoffmann.

In der Heimat

Zeichnungen von Paul Simmel



Am ersten Urlaubstag in der Heimat: „Haarschneiden und Rasieren? Einen Augenblick, ich hol' die Gartenscheere!"

Auf Heimaturlaub kommen die braven deutschen Soldaten. Zur Erholung, sagen sie. Wer aber unsere tapferen Landstürmer kennt, weiß, daß es sich nur um eine Erholung für den Feind handeln kann. Denn es ist nicht leicht, sich wieder an die Strapazen der Kultur zu gewöhnen, nachdem man schon allein durch den langen Aufenthalt im feindlichen Auslande ein kompletter Barbar wurde. Der deutsche Soldat auf Urlaub kann die rauhen Sitten und Gewohnheiten des Feldes nicht ohne weiteres ablegen. Das Ohr hat sich draußen so sehr an das Krachen der Granaten, an das Getöse der Schrapnells gewöhnt, daß ein einfacher Revolverschuß am Morgen selbst dann wenig Wirkung hat, wenn er dicht am Ohr des Schläfers abgefeuert wird, was übrigens auch wegen der Polizei nicht statthaft ist. Hingegen ist der Geruch von gutem Frühstückskaffee als Weckmittel sehr wirksam und auch erwünscht. Auch kann der Soldat nach getaner Pflicht und nach genossenem Frühstück doppelt selig weiterschlafen. Die restlichen zwei Stunden bis zum Mittagessen lassen sich durch einige Zwischenmahlzeiten erheblich abkürzen. Der Nachmittag verbleibt dann dem Genusse all der langentbehrten Naturschönheiten, an denen Berlin gewiß nicht arm ist, und die auch der verheiratete Soldat nach Herzenslust betrachten soll. Er findet in jedem Stadtteile Berlins, was sein durstiges Auge erfreuen wird. Bei schlechtem Wetter flüchten die Berliner Naturschönheiten in ein Konzertkaffee, an schönen Tagen spazieren sie im Tiergarten. Für viele Vielbeschäftigte, die den Tiergarten im Auto und per pedes eilig durchqueren, bedeutet er nicht mehr als eine bequeme Verbindung zwischen dem Osten und Westen Berlins. Für jene aber, die auf dem Wege vom Osten nach dem Westen Europas hier ausruhen, für unsere Feldgrauen auf Urlaub, ist er das Paradies, wo Menschen und Tiere noch friedlich miteinander spielen. Darum kann so ein Feldgrauer, der da irgendwo auf der Bank sitzt, fuchsteufelswild werden, wenn man ihn in seiner Tätigkeit stört. Von weitem merkt man nichts. Kommt man aber ahnungslos näher, so sieht man mit Schrecken, wie er ganz darin aufgeht, dem Gesang der Amseln zu lauschen, die Rotkehlchen, Finken und Spatzen zu füttern. O, ces Barbares! (So'ne Barbaren!) Wer von den beurlaubten Soldaten viel Bekannte in Berlin hat, mache es einfach wie Landsturmmann Bönicke. Er trägt hier immer seine elektrische Taschenlampe vorne auf der Brust, als ginge er eben auf Wache oder Schleichpatrouille. „Dann bemerken die Leute wenigstens nicht, daß ich „es" nicht habe, und fragen nicht so viel!" sagt er. Dabei hob er die Lampe ein wenig von der Brust ab. Darunter blinkte das schwarz-weiße Bändchen. „Aber Sie haben es ja doch?" fragte ich erstaunt. „Ebend", sagte Herr Bönicke. „Wenn de Leute det sehen, hören se mit dem Fragen doch erst recht nicht auf!"

Poldi Schmidl.



Ein orthographisches Problem für die Krankenschwester:
„— — 1000 Busserl und nacha zendt mer eahna wieder a Liacht auf, die damischen Hergozakrament die damischen."

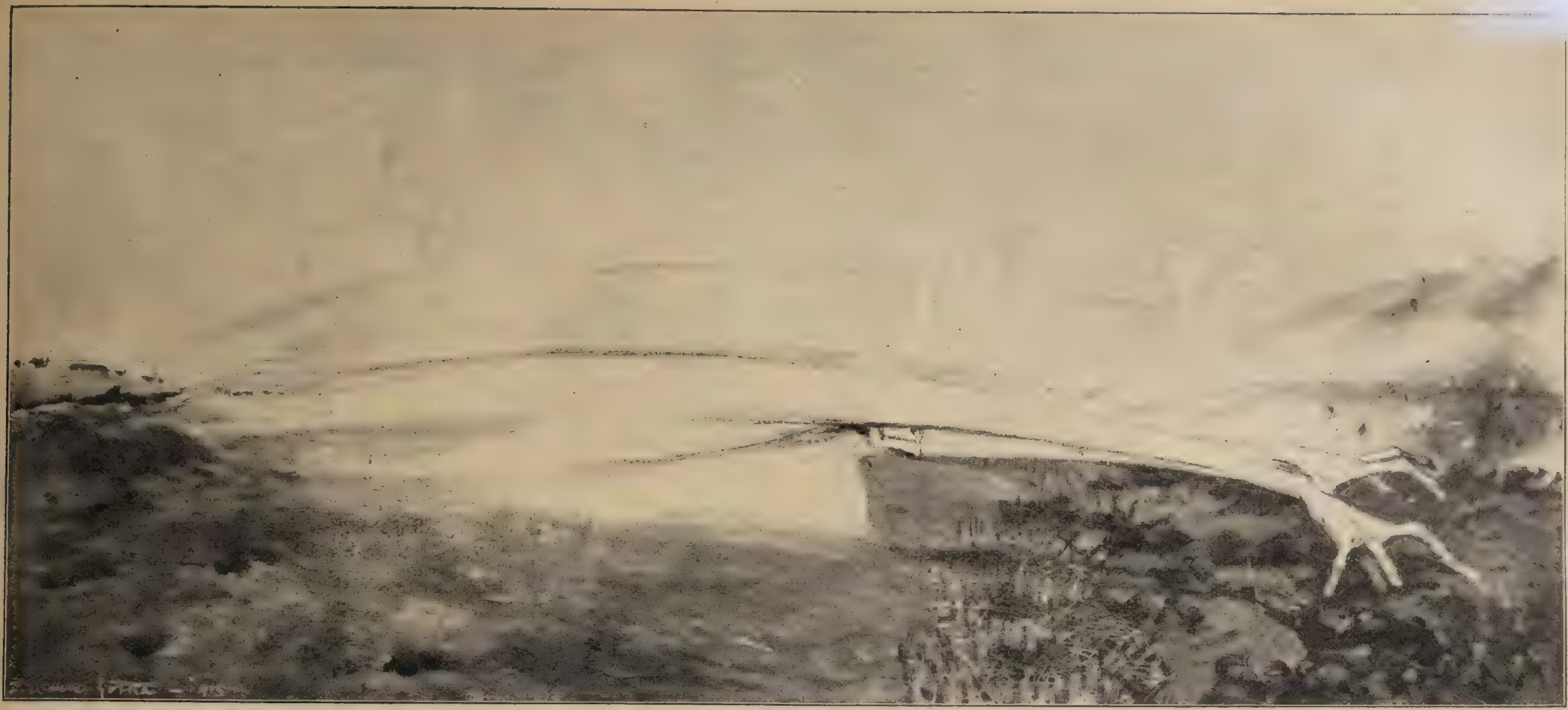


Die Macht der Gewohnheit:
„Halt wer da? Parole?" — „Aber, Männe, um Gottes willen, ich bringe ja bloß den Morgenkaffee!!"



Der erste Sonntagsspaziergang: „Großmutter, mehr Richtung halten!"

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22.24. 1 2 3 4 5



Das Maschinengewehr. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

2. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Ja, wo sind wir doch stehn 'blieben?" hub Melanie wieder an. „Wie Du Dir jetzt Dein Leben einrichten wirst. Ich mein', wann Du die Schreibg'schichten erledigt hast und frei bist." Evchen atmete tief auf. „Dann werd' ich mein Leben genießen."

Die Kusine preßte ihren Arm an sich. „Ja, erzähl' doch, wie genießen? Wirst reisen?"

„Nein, das nicht. Ich habe Berlin lieben gelernt."

„Ah geh!"

„Wirklich. So viel Anregung hast Du hier. Konzerte, Vorträge, Theater, alles."

„Ja, das geistige, das mag schon sein. Aber fesch sind Deine Berliner nicht ein bissel."

„Ich freu' mich aber sehr, sehr darauf, endlich wieder auszugehen, ein Haus zu machen."

„Ach, die faden Gesellschaften! Gelt, wo Du wieder lauter Ehrengäst' zu setzen hast?"

„Nein, nein. Das war gestern ein Abschied. Siehst Du, Unruhs verlangten eine gewisse Repräsentation. Man hat den Kindern damit die Wege gebahnt. Aber ich — scheide aus diesem Kreise jetzt aus."

„Ja, und Dein Haus?"

„Ich will mir eine neue Welt ganz nach meinem Behagen zurechtmachen. Was so lang in mir brach gelegen hat, weil Ulrich doch für all die Dinge keine Zeit hatte: siehst Du, Kunst und Schönheit will ich in mein Haus hineintragen."

„Ja, Du warst schon immer ein heimliches Genie. Malen und singen. Geh', sag', hast nit auch amal Gedichteln g'macht?"

„Es ist keine Kinderei mehr, Melanie, es ist ein wahrer Heißhunger. Ich bin früher auf den Wohltätigkeitsfesten mit so viel Künstlern bekannt geworden. Da werd' ich zusehn, ob ich nicht da und dort eine Beziehung wieder aufnehmen kann. Ich möchte Kammermusikabende hier haben, Sänger und Sängerinnen . . ."

„Du, das kost't aber Geld. Für Deine schönen Augen allein tun sie nix mehr — jetzt, wo Dein Mann nimmer lebt und nimmer im Amt is."

„Ist es nicht hübscher, sein Geld für Kunst auszugeben als für Galadiners mit abgespannten Staatsberühmtheiten?"

„Recht hast schon. Aber Dein Herr Schwiegersohn, ob der damit wird einverstanden sein?"

Evchen lächelte. „Da ist keine Gefahr. Fritz war nämlich von Anfang an sehr deutlich in seinen Anspielungen auf die Rolle, die er der Schwiegermama zuteilen möchte. So deutlich, daß ich ihm gestern so ganz unter uns zum Abschied noch eine kleine Traurede gehalten habe."

„Aber das is jetzt lieb. Erzähl' doch!"

„Ich habe ihm gesagt, ich wüßte wohl, daß er unter einer fast krankhaften Schwiegermutterfurcht litte, und daß er sich insgeheim schwere Gedanken darüber mache, wie es künftighin zwischen uns werden solle. Man bringe den Junggesellen doch immer die Angst bei: so eine Schwiegermama mische sich in alles ein und bereite ihren Kindern programmäßig die Hölle auf Erden. Da brauche e r nun gar keine Sorge zu haben. ‚Ich verspreche Dir, lieber Fritz', habe ich gesagt, ‚ich werde Euch niemals lästig fallen. Euer Heim gehört Euch — dort hab' ich weder zu befehlen noch zu korrigieren. Und Euer Glück und Eure Sorgen sollen Euch auch ganz allein gehören. Ich werde nur ganz von fern, still für mich, daran teilnehmen. Nur wenn Ihr mich ruft, wenn Barbara mich braucht, dann werdet Ihr mich immer finden, auch bereit zu jedem Opfer!' Er war wie erlöst, der gute Fritz. Natürlich schämte er sich ein bißchen. Aber er drückte mir doch dankbar und verständnisvoll die Hand."

Das Bankplätzchen vor den Herbststauden lag in der grellen Mittagssonne. Sie setzten und sonnten sich. Melanie tätschelte der Kusine das Knie.

„Also so wirst Du von Deiner Freiheit Gebrauch machen. Still dahier sitzen und Musik machen lassen und g'scheit daherreden und . . . Ach du mein, wenn ich denk', ich sollt' meine Reisen nimmer haben! Was mir damals über die Einsamkeit 'wegg'holfen hat, das war halt nur das Zigeunerleben. So immer unterwegs sein."

„Ja, Melanie, aber die großen Bäder, in denen Du immer bist, was geben die einem?"

Melanie lachte. „Anregung, Unterhaltung." Sie lehnte sich zurück und ließ die Beine baumeln. „Und was man halt sonst zum Leben braucht. Natürlich immer was zum Verlieben."

„Doch nicht ernsthaft?"

„Wie man's nimmt. Was heißt überhaupt ernst? Wann i mich wirklich amal sterblich verliebt hätt', dann wär' i sogar imstand g'wesen und hätt' noch einmal g'heiratet. An Anträgen hat mir's ja nit g'fehlt. Aber es hat halt nie alles z'sammeng'stimmt."

Evchen seufzte. „Wenn man Dich so reden hört. Ich versteh' eigentlich nicht, wie Du's meinst."

Melanie summte ein Weilchen vor sich hin. Dann schob sie sich mit einem Ruck an Evchens Seite, preßte sich an sie an und sagte halblaut: „Also ich will Dir zum Beispiel amal erzählen — aber unter uns natürlich — vom letzten Herbst. Das war in Biarritz. Da hab' ich mich also verliebt g'habt, wie ein Backfisch, nur so vom Sehen . . . Aber nein, ein bissel anders war's doch . . . Also am Strand und im Seebad war's. Ein junger Engländer, höchstens dreiundzwanzig Jahr, von einer Schönheit, also einfach klassisch — und so gepflegt, so g'sund — ich sag' Dir, niederknien hätt' man mögen und anbeten. Weißt, wie man ein großes Kunstwerk anbet't." Sie lachte ein wenig. „Oder nein, ganz so heilig war's doch nit. Und der war also in die Ferien bei seine Freund' zu Gast. Nachher sollt' er nach Indien, in die Firma eintreten. Und Tennis hat er g'spielt wie ein junger Gott. Na, und wir sind gute Freund' geworden, haben g'spielt und

Sind g'schwommen und g'segelt z'sammen, und zuletzt, wo seine Freund' abgereist sind, da is er in mein Hotel g'zogen. Ach, Everl, Kind, Kind, das war eine Seligkeit, ich hab' ja net denkt, daß ich noch so jung, so jung empfinden könnt . . . Wie in ein'm Rausch waren wir beide, die ganze, ganze Zeit . . . Und dann is sein Schiff 'gangen . . . Gottlob . . . Und ich hab' ihn net wiederg'sehn."

Ganz entgeistert starrte Evchen vor sich hin. Sie wagte kaum zu atmen. So ungeheuerlich erschien ihr die Beichte. Endlich machte sie sich frei von Melanies Arm und preßte beide Hände vor die Augen. „Aber warum — warum hast Du dann Dein Schicksal nicht mit dem seinen verbunden? Ich meine: warum bist Du nicht seine Frau geworden?"

„Nein, Kind, das war unmöglich. Schon nach drei Monat' hätt' ich ihn satt g'habt. Er war ja lieb und schön und gut und alles, aber — so unbeschreiblich dumm. Du kannst Dir's gar nit vorstellen. So der echte, rechte Durchschnittsengländer. Morgenbad, gut frühstücken, Tennis spielen, ein bissel in's Kontor 'neingucken, nach dem Lunch eine Autofahrt oder wieder Sport, dann Tee und Flirt, drauf große Toilette machen, ein schönes Diner, und schließlich Spiel oder Flirt oder auch nur so am Kaminfeuer faul vor sich hinstarren und gähnen. Man will doch einmal von anderem reden. Es braucht noch net amal Goethe zu sein. Aber da lacht der Bengel nur ‚Oh, yes, that's quite german!' Nur keine Gedankenarbeit, weißt, sonst ist das deutsch, also nach seiner Meinung verträumt, unpraktisch und überflüssig." Sie atmete auf. „Sicher, eine Zeitlang hat er mir nacher g'fehlt. Sehr. Aber dann war ich doch herzlich froh . . ." Sie stand auf und reckte beide Arme nach der Sonne. „Ach, Kind, wenn man doch wirklich noch so ein Backfisch wär' wie Deine Bärbel. Da tät' man den Erstbesten nehmen und wär' selber noch viel z' dumm, als daß man Ansprüch' stellen tät' . . . Siegst, letzten Februar auf dem Semmering, da war's wieder umgekehrt . . . Aber nein, i will nit indiskret sein, am End' kriegst amal den Namen heraus . . . Ja, es hat eben nie alles z'sammen 'paßt, das is das Fatale. Aber jetzt hab' ich mich 'neing'funden. I nimm vom Leben, was i will. I such' mir mein Glück selber z'samm' — und mach' ihm ein End', wenn 's nimmer ganz so das Glück is, wie ich's grad' brauch'."

Evchen hatte den Kopf sinken lassen. Mit beiden Ellbogen stützte sie sich auf die Knie auf. „Um Gottes willen — um Gottes willen!" sagte sie, wie um Schutz zu suchen vor den Gedanken, die durch ihren Kopf schossen.

„Das verwundert Dich, Kind? Gelt, ich komm' Dir ein bissel frei vor mit meiner Philosophie?"

„Frei? Ach, Melanie, ich kann's ja noch gar nicht fassen . . . Ja, fühlst Du Dich denn nicht selbst herabgewürdigt und verantwortlich für den Namen, den Du trägst?"

„Ach, mit dem Namen, weißt, da find' ich mich gut und gern ab. Mein lieber Mann war mit dem auch nit allzu vorsichtig, bevor daß wir uns kennen g'lernt haben. Nein, ich bin keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Ich hab' mein Trauerjahr brav durchg'halten — mehr kann mein Mann net beanspruchen."

„Da empfind' ich ganz, ganz anders."

„Das sagst jetzt, wo grad' das Jahr um is. Aber wo Du so jung und hübsch ausschaust, da wird's auch um Dich herum bald schon wieder seufzen und locken . . . Und ein rechter Narr wärst . . ."

„Nein, sprich das nicht aus, Melanie. Ich gebe zu, es hängt auch davon ab, w e n man betrauert. An dem schweren, großen Namen meines Mannes trag' ich eben auch als seine Witwe. Eine Tradition lastet auf mir, wenn Du willst, die Pflicht, seinen Nachruhm heilig zu halten, ach, ich weiß selbst nicht, wie ich's ausdrücken soll. Vielleicht genügt das eine Wort: Treue."

„Na, Kind, ich glaub', Du hast an der Berühmtheit vom guten Ulrich schon damals schwer genug getragen. Du arm's Hascherl. Und da willst auch noch Dein ganzes zukünftiges Leben das Aschenbrödel machen? Da täts mir leid, Everl."

Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander durch den besonnten Garten. Die Meisen zirpten, als ob es Frühling wäre.

Als sie zur Veranda gelangten, tätschelte Melanie der Kusine vertraulich auf die Schulter und sagte: „Am End' is alles Theorie, Everl. Packt Dich mal die Leidenschaft an, dann kannst alle guten Vorsätz' noch immer in a Sacktücherl z'sammenpacken und über Bord schmeißen."

Evchen schüttelte heftig den Kopf und wollte erwidern. Aber Melanie wehrte ihr lachend:

„Verschwör' Dich net, Kind! Dafür bist noch viel zu jung!"

Als sie in's Haus eintraten, fuhr auf der Allee ein Auto vor und brachte Melanies Bruder. Bis zur Abreise der Geschwister kam das gefährliche Thema zwischen den beiden Frauen dann nicht mehr zur Verhandlung. Aber bei der Abschiedsumarmung flüsterte Melanie der Kusine noch zu:

„Also endlich hast jetzt Deine Freiheit, Everl. Jetzt sei kein Narr und sperr' das Glück nit aus, wann's bei Dir anklopft!"

III.

Evchens Freiheit war doch nur sehr bedingt. Wenigstens von dem Augenblick an, da das junge Paar von seiner Hochzeitsreise zurückkehrte.

Getreu ihrem Versprechen kümmerte sich Evchen nicht im geringsten um die Einzelheiten des Haushalts ihrer Tochter. Sie hatte nicht den Ehrgeiz, Barbara vor eigenen Erfahrungen zu schützen. Uebrigens hätte Barbara sich jetzt auch nicht mehr leiten lassen. Für sie gab es nur noch eine Oberhoheit: ihren Fritz.

Der Legationsrat, der gleich von Anfang an seiner künftigen Schwiegermutter gegenüber eine Verteidigungsstellung eingenommen hatte, empfand nun eine gewisse Leere: es fehlte ihm die Opposition, auf die er vorbereitet gewesen war.

Barbaras Mama zeigte sich bei ihren Besuchen immer nur als der liebenswürdigste Gast, sie entwickelte keine der Eigenschaften, die nach der Volksmeinung für Schwiegermütter typisch sind. Fritz v. Unruhs Kritik mußte also schon an anderer Stelle einsetzen. Bald fand er denn auch heraus, daß der Verkehr, den seine Schwiegermama neuerdings suchte, sich mit ihrer Stellung und ihrem Namen durchaus nicht recht vertragen wollte.

Sie machten ein paar Tees und Diners in Westend mit, hörten dabei viel klassische Musik und wurden mit Leuten bekannt, die ihnen wie aus einer fremden Welt hereingeschneit schienen. Von den Gästen, die zu Lebzeiten des Vaters ins Haus gekommen waren, entdeckte Barbara nur noch selten den einen oder andern. Sie mußte innerlich zugeben, daß die Gesellschaften ihrer Mama viel mehr Reiz und Abwechslung boten als die Empfänge, zu denen sie in ihrem neuen Kreise geladen wurden, aber es beängstigte sie, daß dieser Wechsel bei den näheren und ferneren Bekannten absprechend beurteilt werden könnte. Fritz hielt diesen offenbaren Bruch mit der Vergangenheit sogar für gefährlich: er kam so um manche Beziehung, die ihm in seiner Berufsstellung vielleicht hätte dienlich sein können.

Und so war es hier nicht die Schwiegermutter, die den Kindern keine Ruhe gönnte, sondern es war der Schwiegersohn, der den Frieden der in eine neue Welt Geflüchteten störte.

Das junge Paar bewohnte in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms ein großes Stockwerk. Sie hatten einen stattlichen Verkehr aufgenommen, ihre beiderseitigen Mittel gestatteten ihnen einen gewissen Aufwand, und im Verlauf der Wintermonate vergrößerten sich noch ihre gesellschaftlichen Beziehungen zu jenem Kreise, aus dem sich ihre Mama seit Barbaras Hochzeit mehr und mehr zurückzog.



Natürlich bildete Exzellenz Evchen bald ein ergiebiges Gesprächsthema. Der Name Schimpff v. Schlebrügge war so volkstümlich, daß die Witwe, die ihn trug, nicht so leicht dem Interesse entrinnen konnte. Man war über die beträchtliche Höhe ihrer Mittel unterrichtet, man kannte ihren Geschmack, ihre Anmut; ihre Weltflucht mußte also auffallen. Daß sie etwa den ganzen offiziellen Verkehr aufrecht erhalten sollte, den sie zu Lebzeiten ihres Mannes in ihrer schönen, großen Villa unterhalten hatte, verlangte ja niemand. Aber man fragte Barbara, man fragte auch den Legationsrat mit aufrichtigem Bedauern, wohin „Exzellenz Evchen" denn nun eigentlich entschwunden sei.

Im Monat Januar kehrte Fritz v. Unruh von einem Tee in Westend, dem seine Frau einer Unpäßlichkeit halber nicht hatte beiwohnen können, geradezu entsetzt nach Hause zurück.

„Man hat die Empfindung, in ein Lokal geraten zu sein, aber nicht in das Haus einer Frau, die einen solchen Namen trägt. Denke Dir, Barbara, der junge Geiger mit den wilden Haaren, der neulich in dem entsetzlichen Basarkonzert aufgetreten ist, der war auch da. Und nicht etwa, daß er nach seinem Stück bescheiden abgetreten wäre — nein, der Mensch geht an's Büfett, versieht sich reichlich, und Deine Mama bedient ihn noch selbst, und dann steckt er sich eine Zigarette in's Gesicht, pflanzt sich neben mir auf und murmelt wohlwollend so etwas wie: „Reizende Dame, die Exzellenz!" Ist das nicht bezeichnend? Wo hat sie den Menschen aufgegabelt?"

„Er soll sehr talentiert, aber fürchterlich arm sein. Mama protegiert ihn, sie will ihm Schüler verschaffen."

„Zunächst soll sie ihm fünf Groschen in die Hand drücken, damit er sich seine Haare anständig verschneiden läßt."

„Hat niemand von der Hofoper gesungen?"

„Ja, auch. Ein Tenor. Und dann ein endloses Trio. Und alles klatschte natürlich begeistert. Aber ein Publikum — na, ich danke für die Genies Deiner Frau Mama. Die Gräfin Bassewitz saß da zwischen zwei Enthusiasten von höchst fragwürdiger Eleganz — ich hab' mich gar nicht in ihre Nähe getraut. Und in der Diele und auf der Treppe dieses unordentliche, aufgeregte Grünzeug. So stelle ich mir ein Konservatorium oder eine Klavierklappe vor. Diese verstruwelten, ungepflegten Zwanzigjährigen mit den in holdem Wahnsinn rollenden Augen, mit den bleichen Gesichtern — und ein paar schwarzbraune Kerls aus den Balkanstaaten waren auch darunter. Ich sah mich mehrmals nach den kostbaren Nippes im Salon Deiner Mama um. Wenn das alles im Frühjahr noch beisammen ist, soll's mich wundern."

Barbara, die auf dem Liegestuhl in ihrem Rosenmuster-Zimmer ausgestreckt war, in einen seidenen Kimono gehüllt, suchte durch ein herzliches Lachen über die Drastik seiner Schilderung seinem Groll die Spitze abzubrechen. Aber er blieb unversöhnlich und verstimmt.

„Ich kann mich und Dich doch nicht der Gefahr aussetzen, daß uns irgendeines dieser Genies einmal in der Untergrundbahn anspricht? Stell' Dir die Situation vor. Und wenn nun der Geiger im Vestibül oder auf dem Treppenabsatz die Gräfin Bassewitz anpumpt?"

„Na, Fritz, ich denke, Mama zahlt den Leuten mehr Honorar, als irgendwer ahnt."

„Um so schlimmer. Hätte sie's nötig, Gäste bei sich zu sehen, die für ihr Erscheinen auch noch Geld bekommen müssen? Statt daß die Leutchen ihrem Schöpfer danken, überhaupt einmal einen Einblick in ein besseres Haus zu bekommen?"

„Sie bieten doch ihre Kunst dafür, lieber Fritz. Mama ist ja sonst so sparsam für ihre Person, daß man ihr die kleine Schrulle nachsehen müßte."

„Bitte, Barbara, vom finanziellen Standpunkt aus habe ich auch gar keine Befürchtungen äußern wollen. Verstehe mich darin nicht falsch."

„Mama sagte neulich, es sollte auch ein szenischer Dialog gesprochen werden. Zwei ganz neue Talente. Wie hat Dir der Vortrag gefallen?"

Nun ereiferte sich Fritz: „Also über diese beiden Genies wollte ich Dir eben berichten, liebe Barbara. Stelle Dir vor: ein schlechtrasierter Mime mit bläulichem Kinn und bläulichen Wangen und eine blonde junge Schauspielerin, hundemager, offenbar ohne Korsett. Ein Herr Meyer und ein Fräulein Selma Tracht. Sie duzen sich, und ich frage, ob sie verwandt seien. Antwort: nicht die Spur. Ich will nach dem Vortrag mit Deiner Mutter über den Fall sprechen, aber sie hat vor Ergriffenheit schwimmende Augen und umarmt die Blonde und drückt Herrn

Meyer die Hand und versteht mich zuerst gar nicht. Dann: wie wundervoll das junge Ding doch gesprochen habe, und sie sei erst siebzehn, und im nächsten Winter werde sie am Deutschen Theater spielen."

„Also doch ein Talent?"

„Das kann ich nicht beurteilen. Interessierte mich auch nicht. Auf der Bühne ist es etwas anderes. Aber in seinen eigenen vier Pfählen ... Deine Mutter scheint anders darüber zu denken ... Ich kann Dir nur sagen, ich war aufs tiefste erschrocken über das ganze Drumunddran. Wie rasch doch der Ton heruntergehen kann."

Als Exzellenz Evchen sich andern Tags am Telephon erkundigte, wie es ihrer Tochter gehe, und als sie Barbara vorschwärmte von dem eindrucksvollen Abend, von dem großen künstlerischen Genuß, den sie gehabt habe, und als sie nochmals herzlich Barbaras Fehlen bedauerte, klang der Ton, in dem ihre Tochter erwiderte, sehr reserviert.

„Fritz hat mir berichtet, Mama. Aber sage, was für ein Fräulein Selma Tracht ist denn das, das sich mit diesem Herrn Meyer duzt?"

Ein helles Lachen kam aus dem Schallbecher zurück. „Also das ist das einzige, was Dein guter Mann mit nach Hause gebracht hat? Die Wahrnehmung, daß die beiden Herrschaften einander duzen?"

„Ja, findest Du es etwa korrekt, Mama?"

„Korrekt? Nein, korrekt nicht. Aber warum müssen junge Schauspieler korrekt sein? Es ist in ihren Kreisen üblich, sich zu duzen. Sie finden nichts Schlimmes darin. Vielleicht haben die beiden nicht einmal ein Liebesverhältnis miteinander."

„Mama —!"

„Du bist ja so entsetzt, Liebling?"

„Fritz hat mir hier helle Vorwürfe gemacht. Wie in einem Lokal sei es zugegangen, und er hat sich vor der Gräfin Bassewitz geniert."

„Sag' doch Deinem goldigen Fritz, er sei ein kleiner Schafskopp! Ruhe! Und ich werde ihn so bald nicht wieder zu einem Vortragsabend einladen. Lebwohl für heute, mein Kind!"

Exzellenz Evchen hängte den Schallbecher an, fest entschlossen, sich über die Verständnislosigkeit ihres Schwiegersohnes diesmal nicht zu ärgern.

Aber sie ärgerte sich doch.

Bei einer nächsten Begegnung — sie trafen sich im Festakt der Akademie der Künste — suchte Fritz v. Unruh seine Kritik in etwas gemäßigter Form anzubringen. Als sie nach Schluß der Vorträge im unbehaglichen Nordwestwind eine Strecke weit gemeinsam durch die Hardenbergstraße zogen, kam es endlich zu der Auseinandersetzung, der Barbara in einiger Sorge entgegengesehen hatte.

„Aber, liebster Fritz," sagte Evchen, ihre ganze Liebenswürdigkeit gegen den verstimmten Schwiegersohn aufbietend, „wir haben auf Eurer Hochzeit doch so einen prächtigen Pakt geschlossen, der jedes Mißverständnis ausschließen müßte. Warum wollen wir uns nicht ehrlich daran halten? Meine Tees sind nicht nach Deinem Geschmack. Ja, hast Du mich denn wirklich im Verdacht, ich sei so kleinlich, Dir Deinen anders gearteten Geschmack zum Vorwurf zu machen? Gönne mir also auch den meinen! Wenn ich doch meine kleine Freude daran habe."

Der Legationsrat wechselte einen Blick mit seiner jungen Frau. Barbara hatte die Augen niedergeschlagen; sie wußte sich noch nicht recht zu entscheiden.

„Solange man Dich sprechen hört, beste Mama," sagte Fritz v. Unruh, sich zu einem Lächeln zwingend, „ist man natürlich total gefangen. Du verstehst es so vorzüglich, einen zu überreden."

„Aber das will ich ja gar nicht. Und noch weniger, ich wiederhole es, noch weniger will ich Euch überzeugen. Ich habe Dir, lieber Fritz, eine Art Gelübde abgelegt, das ich zu halten gedenke. Danach ist es mir verwehrt, Euch Vorschriften zu machen über die Wege, die ich für die besten für Euch halte. Nicht wahr? Ich begebe mich aller, aller Rechte. Ich habe nur das eine Ziel im Auge: Ihr sollt glücklich sein. Und da zwei verschiedene Generationen über tausend Dinge zweitausend Ansichten haben werden, bin ich zu dem Entschluß gelangt, Euch mit meinem Rat niemals lästig zu fallen."

„Aber, Mama," mischte sich Barbara ein, „das hört sich ja an, als seien wir feindliche Parteien geworden."

Nun lachten sie alle drei. Aber insgeheim bohrte es in Fritz weiter. Er wollte sich nicht abspeisen lassen.

„Natürlich setzest Du dafür auf unserer Seite dieselbe Reserviertheit voraus, so ich Dich recht verstehe, liebe Mama", begann er nach kurzem Schweigen.

„Ich will ganz ehrlich sein, Kinder: ja. Ihr braucht nicht zu mir zu kommen, wenn Euch andere etwas bieten, das mehr Euren Ansprüchen genügt. Und vor allem: ich nehme Euch niemals etwas übel. Ihr seid jung, Ihr sollt Euer Leben genießen, es soll Euch nicht vergällt werden durch die ewige Rücksicht auf mich. Braucht Ihr mich, ruft Ihr mich — dann bin ich immer für Euch da. Aber bitte, ruft mich nicht bloß deshalb, weil Ihr etwa glaubt, ich will gerufen sein. Nein, ich will nicht. Denn eigentlich sollt Ihr einander jetzt selbst genug sein."

Sie waren am Knie angelangt. Evchen wollte von hier aus die Untergrundbahn nach dem Reichskanzlerplatz benutzen; das junge Paar hatte noch Besuche zu erledigen. An der zugigen Ecke noch länger zu disputieren, war unmöglich — so viel Fritz auch noch auf dem Herzen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — bal — ber — beu — bilt — bund — bü — chens — de — del — der — di — do — dra — drei — e — en — en — fa — fan — fe — fre — ga — ge — gramm — han — hoch — jof — ka — kampf — lan — li — li — li — lin — lo — low — man — mit — nen — nung — pel — re — ren — ri — ri — sa — sa — sag — span — tau — thie — van — var — voy — zi — zin — zu

sind 16 Wörter zu bilden; die beiden letzten und der letzte Buchstabe dieser Wörter, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ergeben ein schmachvolles Kriegsereignis.

Die Wörter bezeichnen: 1. Gebirgsgestein. 2. Italienischen Staatsmann. 3. Italienischen Befehlshaber. 4. Gefallene französische Festung. 5. Deutschen Kapitän. 6. Französischen General. 7. Wohnsitz eines der größten Deutschen. 8. Ausdruck aus der Elektrizitätslehre. 9. Schmetterndes Tonstück. 10. Italienische Soldaten. 11. Religiöse Zeremonie. 12. Oesterreichisches Schlachtgebiet. 13. Führende Persönlichkeit der deutschen Handelsmarine. 14. Mißachtete staatliche Abmachung. 15. Europäisches Herrscherhaus. 16. Vielgenannten deutschen Staatsmann. 17. Einen vom Krieg bedrohten Erwerbszweig. 18. Amerikanischen Milliardär. 19. Maßbezeichnung. 20. Mathematische Figur. 21. Geschlagenen russischen General.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Deutschlands Broternährung gesichert.

1. Dalie. 2. Unterseeboot. 3. Salzach. 4. Lena. 5. Neuseeland. 6. Sahib. 7. Rondo. 8. Talsohle. 9. Revolution. 10. Aengstlich. 11. Richelieu. 12. Nürnberg. 13. Granate. 14. Skutari. 15. Chemie. 16. Rekrut.

Bilder-Rätsel: Küstenverteidigung.

Der versteckte Philosoph: Konsonant — Kant.

Zweisilbig: Luftkrieg.



„So schnell kann man gar nicht laufen, wie sie überall Dresche haben wollen!“

HUMOR

Es war ein so schönes Stück — auf der Bühne starben die meisten Schauspieler —, und das Publikum schwamm in Tränen. Nur ein Herr störte seine Nachbarn, da er gänzlich ungerührt blieb und spöttische Bemerkungen machte. Schließlich wandte sich eine dicke Frau schluchzend an ihn: „Ich — ich finde Ihr Benehmen unpassend,“ sagte sie unter strömenden Tränen, „aber wenn Sie das Stück nicht mögen, lassen Sie doch andern Leuten ihr Vergnügen!“

*

Aus einem Feldpostbrief. „Hochgeehrte Frau! Ihre Liebesgaben haben wir unter uns verteilt. Ihre verehrte Leibbinde ist auf mir gefallen.“

*

Elly war ungezogen. Abends bringt die Mutter sie ins Bett und sagt: „Hoffentlich bist Du morgen nicht so unartig, Du ärgerst alle Welt mit Deinen Unarten.“ Elly ist eine Weile still, dann sagt sie: „Gelt, Mutti, bei Dir heißt's ‚Nerven'?“

*

Fritzchen kommt mit zerrissener Hose vom Spielplatz heim. Er erzählt: „Wir spielten Pferdchen, ich sollte ziehen und stürzte hin.“ Als die Mutter ihn fragt, ob er auch geweint habe, erwidert er beleidigt: „Aber Muttchen, hast Du schon mal ein Pferd weinen sehen?“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 24

Berliner

Illustrirte Zeitung

13. Juni 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Gegen Italien.
Tiroler Bauernschützen, die als Kriegsfreiwillige in das Heer eingetreten sind.



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Die Drei-Zinnen-Hütte des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins (im Gebiet der Sextener Dolomiten), die von den Italienern in Brand geschossen wurde. Phot. Würthle & Sohn Nchf.

Der Erfinder der Gulaschkanone.

(Zu dem Bild auf Seite 319.)

Die Feldküche, die jetzt bei der Ernährung der Soldaten eine große Rolle spielt, ist eine Erfindung eines deutschen Technikers Gustav Liebau. Liebau, ein geborener Thüringer, war Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Breslau im Maschinenbau tätig. Eine Spezialität seiner Fabrik waren Dampffässer, sogenannte Dämpfer zum Kartoffeldämpfen in Spiritusbrennereien. Bei seinen zahllosen, zur Vervollkommnung der Apparate unternommenen Versuchen kam Liebau auf die Idee, den Kartoffeldämpfer auch den Zwecken der Massenspeisung dienstbar zu machen, und hier hatte er hauptsächlich an das Heer gedacht, für das seine Maschine in Betracht kommen konnte. Er baute einen vierrädrigen Wagen, errichtete in dessen Mitte einen Dampf-



Eine seltene Photographie: Aus dem Schützengraben zum Angriff vorgehende deutsche Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Im Hintergrund rechts: Explosion einer Flattermine.



Auszeichnung einer freiwilligen Pflegerin des Krakauer Garnisonspitals: Phot B. J. G.
Ueberreichung des goldenen Verdienstkreuzes am Bande der Tapferkeits-Medaille an Frl. Marie Palla-Bochenska.

kessel, hing vor und hinter diesem in Zapfen je einen Kochkessel auf, die gekippt werden konnten. Beide hatten Doppelwände, und durch den Zwischenraum strömte unter geringem Druck der Dampf ein, der die Speisen kochte. Im Jahre 1869 wandte sich Liebau in Breslau an die Militärbehörden und lud sie ein, sich seinen Wagen anzusehen. Ein Artilleriehauptmann kam und war von der Erfindung so begeistert, daß er empfahl, die Kutsche beim nächsten Manöver auszuprobieren. Keine Kompagnie hat in jenem Manöver besser gegessen, als die, der Liebau mit seiner Kochkutsche zugeteilt war. Und als die Felddienstübung zu Ende war, da erhielt die Fabrik ein Zeugnis, in dem erklärt wurde, es wäre „empfehlenswert und wünschenswert, wenn die ganze preußische Armee mit dieser fahrbaren Küche versorgt würde".



General v. Plettenberg,
Führer des Gardekorps in Galizien.
Phot. Bieber-Hamburg.



Besuch des Kaisers und des Prinzen Heinrich im Hauptquartier des Generaloberstten von Heeringen. Phot. A. Grohs.



General von Puhallo,
Führer der österr.-ung. Truppen, die mit den Bayern zusammen Przemysl nahmen.



Kurt Blüher,
der neue Oberbürgermeister von Dresden.
Phot. Otto Hertel.



Die komm. Generale v. François, v. Plettenberg (Gardekorps) und Feldmarschall-Lt. v. Arz bei der Beobachtung des Angriffs auf Jaroslau.



Lord Crewe,
der Vertreter des erkrankten Sir Edward Grey.

Richard Skowronnek, der Verfasser unseres soeben beendeten Romans „Das große Feuer", berichtet in der „Vossischen Zeitung" über seinen Besuch bei Generalfeldmarschall von Hindenburg u. a.: „... Bei der Abendtafel saß ich zwischen dem Generalfeldmarschall und Ludendorff. Ich lernte auch all die anderen Herren des Hauptquartiers kennen, die Herren, von denen kein Mensch weiß, wie sie es fertig bringen, den arbeitsreichen Tagen und Nächten ein paar Stunden des schließlich doch notwendigen Schlafes abzugewinnen. Keine Spur von Nervosität aber war ihnen anzumerken. Die majestätische Ruhe ihres gewaltigen Führers lebt auch in ihnen, die Sicherheit, mit der der „Herzog" der Deutschen im Osten seine weithin treffenden Befehle erteilt, läßt keinen irgendwie gearteten Zweifel am Gelingen des großen Werkes aufkommen. Einzelheiten aus den Gesprächen mit dem Generalfeldmarschall mitzuteilen, muß ich mir versagen. Der General liebt es gar nicht, so oft in der Oeffentlichkeit genannt zu werden. Er ist einer jener seltenen großen Männer, die am liebsten ganz hinter dem von ihnen getanen Werke zurücktreten möchten."



„Hindenburg kommt!" Ein Bild aus dem Hauptquartier des Generalfeldmarschalls.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Das U-Boot

Von Kontreadmiral z. D. Kalau vom Hofe



Unterseeboot mit weit ausgeschobenen Sehrohren beim Untertauchen.



„Stopp!“ Deutsches Unterseeboot, einen Dampfer zum Anhalten auffordernd.

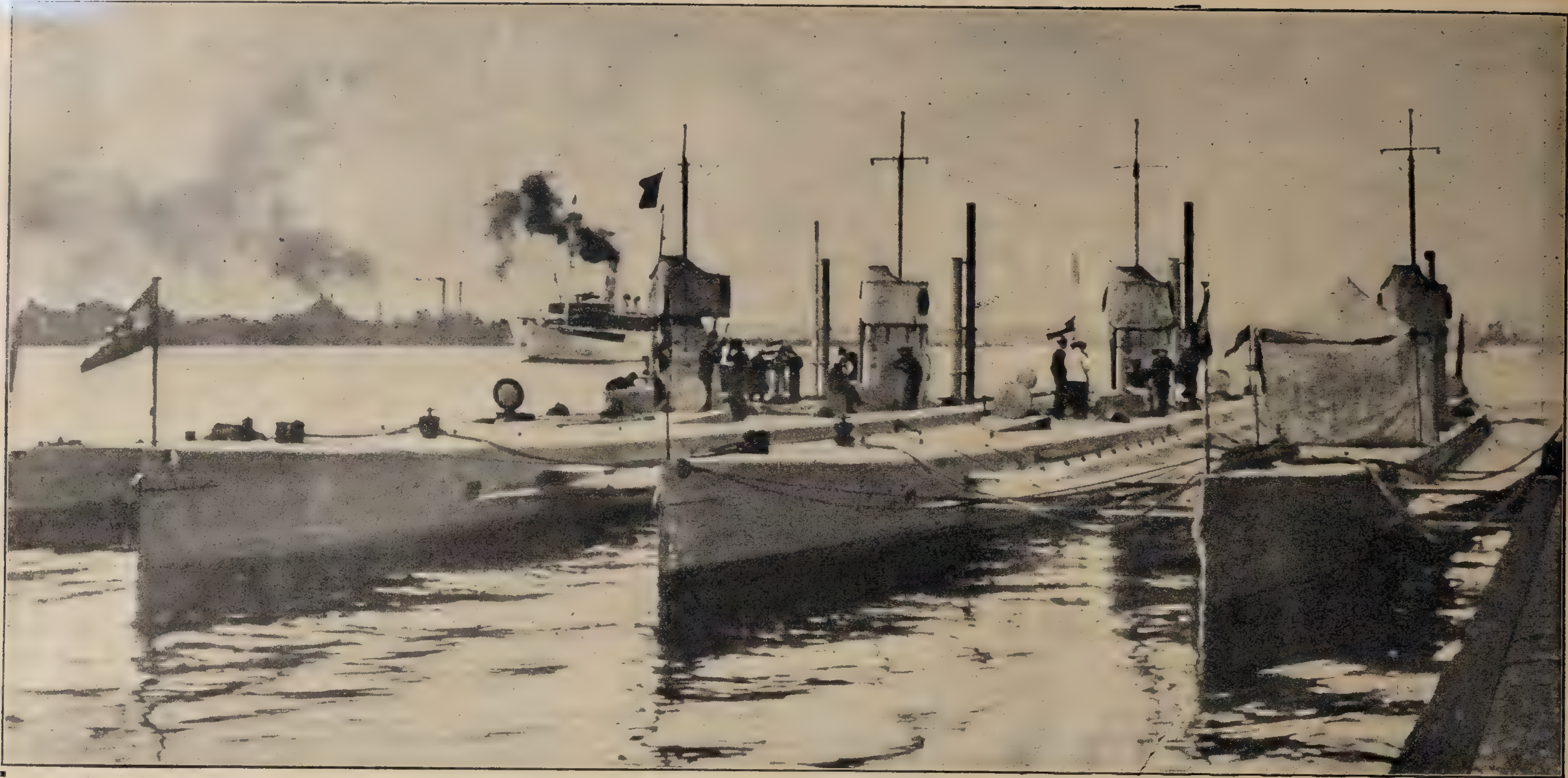


Das Auge des Unterseeboots: Ein Blick durch das Periskop.
Der äußere Bildteil (innerhalb der beiden schwarzen Ringe) zeigt den gesamten Horizont kreisförmig, zum Teil allerdings verzerrt. Das Mittelbild zeigt den in der Blickrichtung liegenden Teil des Horizonts vergrößert und unverzerrt.

Heute besteht wohl kein Zweifel mehr, daß die großartigen Erfolge der deutschen Unterseeboote nicht allein, nicht einmal vorwiegend dem Kriegsglück zugeschrieben werden dürfen, sondern daß hier ein zweckmäßiges Zusammenwirken von höchster Seemannskunst und vielseitiger glänzender Betätigung der heimischen Industrie vorliegt, ein Zusammenwirken, das vielleicht unter dem Einfluß der eigentümlichen Kriegslage zur See, die durch das Verstecken der englischen Armada in den nordischen Nebelbänken gekennzeichnet wird, besonders gefördert worden ist. Allmählich ist man dahin gekommen, den deutschen Unterseebooten das Unglaublichste zuzutrauen; lebhaft und sehr berechtigt ist daher der allgemeine Wunsch, sich Einblick in das Leben und Treiben dieses neuartigen Maßstabes für die Seetüchtigkeit der Völker zu verschaffen. Von der Leistungsfähigkeit seiner Organe hängt das Leben und Wirken des Unterseebootskörpers ab, als dessen Hirn und Nervensystem der Führer und seine Gehilfen angesprochen werden müssen. Der Rumpf eines Unterseeboots, der in erster Linie befähigt sein muß, den mit der Tiefe stark zunehmenden Druck auszuhalten, wird durch einen die ganze Länge einnehmenden Zylinder von ca. 4 m Durchmesser, dem sogenannten Druckkörper, gebildet, der deshalb aus besten starken Stahlblechen hergestellt wird; vorne und hinten schließen kuppelartig gewölbte Wände diesen Körper ab. An beiden Enden befinden sich die Torpedoräume. Das Innere ist wie bei großen

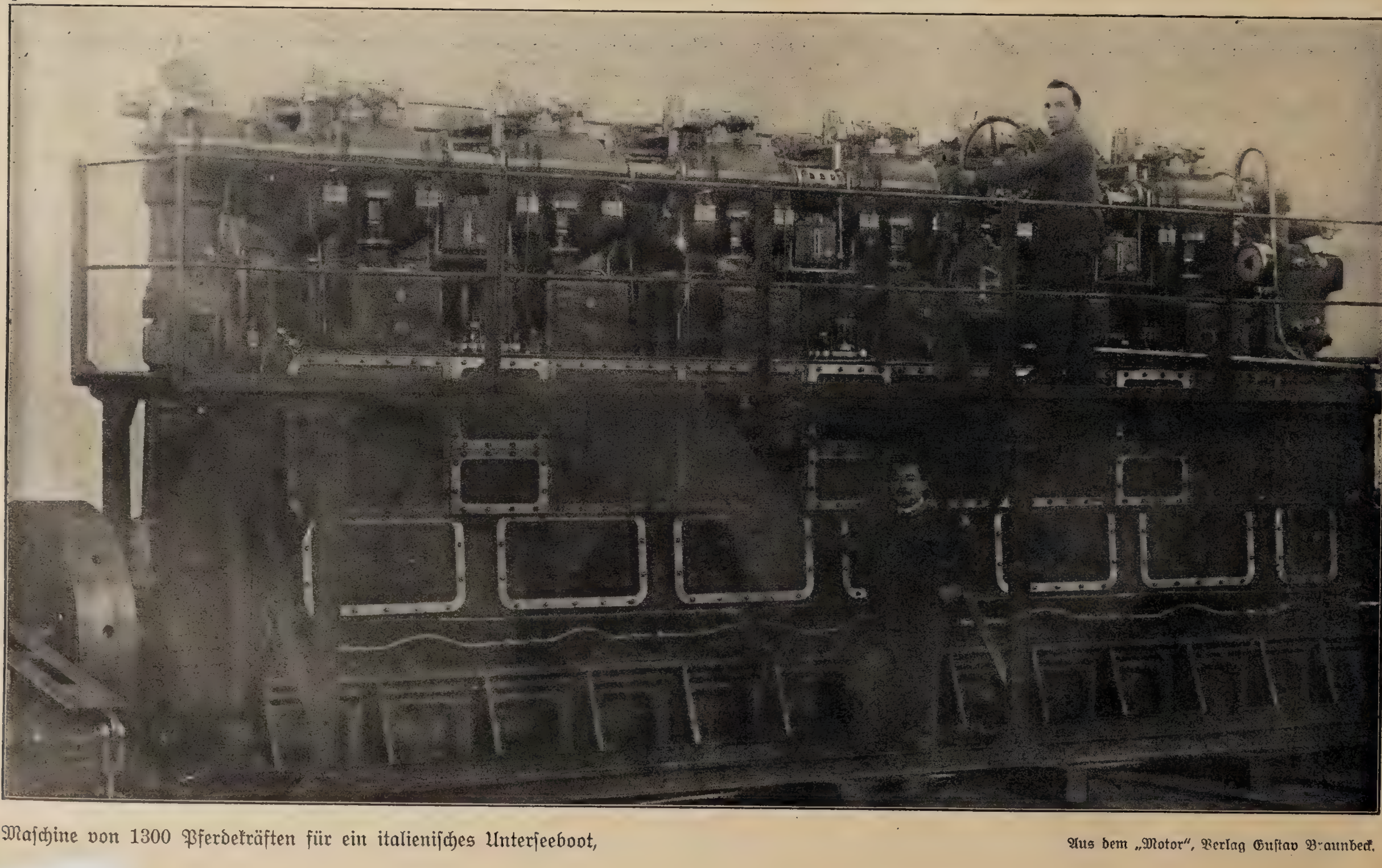


Verständigung mit einem untergetauchten U-Boot mit Hilfe einer vom U-Boot emporgelassenen Telephonboje. Aus dem „Motor“, Verlag Gustav Braunbeck.



Deutsche Unterseeboote im Hafen.

Schiffen durch starke Querwände in wasserdichte Abteilungen getrennt, die auch den Widerstand gegen das Zusammendrücken zu erhöhen bestimmt sind. Auf der Mitte des zylindrischen Druckkörpers ist der Kommandoturm aufgesetzt; in ihm und in dem unmittelbar darunter gelegenen Abteil des Druckkörpers, der Zentrale, befinden sich alle die für die Handhabung und Sicherheit des Bootes und die Betätigung seiner Waffen wichtigsten Apparate und Handgriffe. Davor und dahinter erstrecken sich die Aufbauten, die in Verbindung mit den an den Seiten angebrachten Ballast- und Oeltanks dem Ganzen die äußere Form eines wenig über Wasser hervorragenden Schiffes oder großen Torpedobootes und damit die aufrechte Schwimmfähigkeit geben. Die Aufbauten sind aus dünnerem Blech hergestellt, da sie in untergetauchtem Zustande mit Wasser gefüllt sind. Das Untertauchen wird unterstützt durch vorne und hinten vorhandene drehbare Flossenpaare, ähnlich wie sie bei Luftschiffen sichtbar sind; mit diesen Flossen wird unter Wasser für die Einhaltung der horizontalen Lage gesorgt, indem ein Matrose in der Zentrale nach Beobachtung einer Libelle das Horizontalsteuer bedient. Die Seitensteuerung erfolgt wie bei einem Torpedoboot nach dem Kompaß vom Kommandoturm aus. Im Innern des zylindrischen Druckkörpers und des Kommandoturmes spielt sich unter Wasser das Leben unter gewöhnlichem atmosphärischen Druck ab, wobei die verbrauchte Luft fortwährend durch Absaugen und Reinigen sowie durch Zusatz von Sauerstoff und frischer Luft aus Preßflaschen erneuert werden muß. Die bei dieser Luftmischerei nicht ganz zu vermeidenden Druckschwankungen werden im allgemeinen viel unangenehmer empfunden als die starken Temperaturschwankungen und die verschiedenen Gerüche. Aus unserem Bild der 1300 PS-Antriebsmaschine gewinnt man einen Begriff der Länge der Verbrennungsmotoren, welche fast die ganze Höhe des Druckkörpers einnehmen. Der Lärm der klappernden Maschinenteile, der Gasexplosion in den Zylindern während des Betriebes, die Hitze



Maschine von 1300 Pferdekräften für ein italienisches Unterseeboot,

Aus dem „Motor", Verlag Gustav Braunbeck.



Wie sich die Truppen hinter der Front einrichten: Phot. B. J. G.
Aus Buchenstämmen erbaute, von schönen Gartenanlagen umgebene Baracken als Offiziersquartiere auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

und der Schmierölgeruch sind geeignet, die stärksten Nerven mürbe zu machen. Im Druckkörper zieht sich ein Mittelgang durch die ganze Länge des Bootes vom hinteren bis zum vorderen Torpedoraum; zu beiden Seiten befinden sich die Behälter für Inventar und Betriebsmaterial, die Schränke für Proviant und Kleidung, Sitz- und Schlafgelegenheit für die Besatzung, eine elektrische Küche. Nur schlanke, geschmeidige Personen mit fester Gesundheit und stählernen Nerven können sich in der überall herrschenden



Oesterr.-ung. Krankenschwestern in ihrer feldgrauen Tracht.
Phot. R. Sennecke.



Der Erfinder der „Gulaschkanone", Gustav Liebau.

Enge bewegen und die trotz aller Künste der Technik großen Anstrengungen und Spannungen ertragen, die mit dieser Art Abschluß von der Außenwelt verbunden sind. Die eigentümlichsten Organe des Unterseeboots sind die Sehrohre, ohne die es wohl leben kann, deren Verlust aber seine Tätigkeit sehr einschränkt. Sie sind hohe, starke, mit Spiegeln versehene Stahlrohre, die aus der Zentrale herausgeschoben werden können. Die Spiegel sind so angeordnet, daß der Führer des U-Bootes in seinem Kommandoturm von dem einen wenn auch etwas verzerrten Rundblick, von dem anderen aber ein genaues Bild eines Horizontalausschnittes von etwa 60° erhält. In der ersten Zeit der Versuche mit Unterseebooten ereigneten sich viele Unglücksfälle, die Veranlassung gaben zur Einführung verschiedener Hilfsmittel, um auf den Grund gesunkene Boote zu heben oder wenigstens der Mannschaft die Möglichkeit zu geben, ihr Leben aus dem stählernen Käfig zu retten. Dazu gehörte auch die Telephonboje, die von dem gesunkenen Boot an die Oberfläche des Meeres aufgelassen werden kann, eine Verständigung der eingeschlossenen Besatzung mit ihren Rettern ermöglicht und gleichzeitig die Stelle bezeichnet, wo das Boot gesunken ist. Außer diesen Bojen gibt es jetzt noch Unterwasserschallsignale, die eine Verständigung der getauchten Boote untereinander gestatten und die Funkspruchеinrichtung zum Verkehr mit dem Lande.



Als Schornsteinfeger arbeitende Kraftwagenführer in Feindesland im Westen. Phot. B. J. G.

Bilder vom Tage



General Graf Bothmer, der Führer der bayrischen Truppen, die Stryj erstürmt haben.



General v. Stolzmann, der Generalstabschef der Armee Linsingen.
Phot. Frankl.

Generalmajor von Stolzmann, Generalstabschef der Armee Linsingen, war früher Chef des Generalstabes beim IX. Armeekorps in Altona, war dann ein Jahr lang bis zum Kriege Kommandeur des 32. Infanterie-Regiments in Meiningen und wurde bei Beginn des Krieges Generalstabschef des IX. Reserve-Armeekorps im Westen. Dieses Generalkommando erlitt bekanntlich den unangenehmen Ueberfall in Löwen. Das Korps beteiligte sich bei der Erstürmung Antwerpens und unternahm dann den erfolgreichen Vorstoß gegen Noyon, durch den die Verbindung der I. und II. Armee wieder hergestellt wurde. Seit Januar dieses Jahres ist Generalmajor von Stolzmann Chef des Generalstabes der deutschen Südarmee (von Linsingen) in den Karpathen. —



Geschoß einer österr.-ung. 42-cm-Haubitze.

Graf Bothmer, unter dessen Führung deutsche Truppen die Stadt Stryj stürmten und die russische Stellung bei Przemysl durchbrachen, hat sich mit seinen Regimentern schon im April bei den Kämpfen am Zwinin in den Karpathen ausgezeichnet. General Graf Bothmer ist 62 Jahre alt und leistete seine Frontdienstzeit bei bayrischen Regimentern ab, bis er als Major zum großen Generalstab nach Berlin versetzt wurde. 1905 wurde er Generalmajor und Kommandant der 2. bayrischen Infanteriebrigade in München, 1910 erhielt er den Posten als Generalkapitän der Leibgarde der Hartschiere, der bekannten Münchener Schloßwache. General Graf Bothmer, der das Amt des Generalkapitäns als eine Art Ruheposten innehatte, trat bei Kriegsbeginn wieder in das aktive Heer ein.



Maifeier.
Mackensen: „Was, lieber Hötzendorf, die Mai-Bowle war gut!"
Hötzendorf: „Die Torte auch!"



Viktor Emanuel im Schützengraben.
Der König möchte auch mal den Feind sehen.

Zeichnungen von Paul Simmel.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24. 1 2 3 4 5



Das tapfere Schneiderlein. — Gemälde des kürzlich verstorbenen berühmten Schweizer Malers Max Buri.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

3. Fortsetzung — Nachdruck verboten

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Evchen verabschiedete sich von Tochter und Schwiegersohn, und Barbara hatte die Empfindung, daß ihre Mama mit einem Siege schied. Denn sie hatte ja so prächtige, offene Worte gesprochen — Worte, die wirklich zwingen, ja rühren mußten. Und sie glaubte bestimmt, daß auch Fritz ein wenig beschämt sei.

Aber es verging kein Tag, an dem Fritz das Thema nicht wieder mit der alten Streitlust aufgenommen hätte. Montags und Freitags wurde in den Abendstunden bei Exzellenz Evchen musiziert. Sonntags gab es stets zum Tee von 5 bis 7 Uhr einen Empfang mit musikalischen Genüssen. Barbara hielt es für ihre Pflicht, ab und zu sich sehen zu lassen, und auch Fritz kam noch mehrmals mit. Die Neugierde trieb ihn; vielleicht war es auch eine Art von Verantwortlichkeitsgefühl. Und zu Hause machte er dann seinem Herzen Luft.

„Es ist sehr leicht zu sagen: kümmert Euch nicht um mich! Ja, wenn Mama in Bukarest oder in Mailand oder in Brüssel lebte! Aber hier begegnen wir doch alle Tage Leuten, die sich über ihre seltsame Wandlung wundern! Nein, daß sie das nicht einsehen will!"

Der Geheimrat v. Gropius sprach den Legationsrat gelegentlich einmal auf einen Vorfall im Hause seiner Schwiegermutter an, über den weder Fritz noch seine Frau unterrichtet waren. Es hatte am letzten Sonntag bei Exzellenz Evchen das Thuner Quartett von Brahms gespielt werden sollen, aber der Violinist, ein junger Russe, war ausgeblieben. Da er telephonisch nicht zu erreichen war, hatte die Hausfrau den Cellisten in ein Auto gesetzt, damit er hinführe und nach dem Verbleib forsche. Noch während des Vortrags der als Ersatz von dem Pianisten gespielten Mondscheinsonate gab der Geiger telephonisch den Bescheid aus der Stadt: der Russe sei verhaftet worden. Er hatte bereits seit drei Tagen seine Ausweisung als lästiger Ausländer gehabt. Ob bei dem jungen Russen Spionageverdacht oder der Verdacht hetzerischer Umtriebe vorlag, konnte Gropius dem Legationsrat nicht einmal sagen, es tat ihm nur leid, daß der von ihm hochverehrten Exzellenz Schimpff v. Schlebrügge durch die Angelegenheit Unbequemlichkeiten entstanden waren.

„Also das wird ja immer schöner," sagte Fritz daheim, „jetzt gibt sich schon solches Gesindel ein Rendezvous bei meiner Schwiegermutter!"

„Es ist doch bloß ein Pech, Fritz, das jeder Einsichtige bedauern muß."

Fritz zuckte die Achsel. „Jedenfalls ist es ein Vorfall, der das Haus von Mama in den Mittelpunkt des Geredes gebracht hat. Und das scheint ihr ja wohl zu schmeicheln. Es muß immer etwas los sein da draußen, sonst ist sie nicht glücklich."

„Darin beurteilst Du Mama wirklich falsch, lieber Fritz. Bedenke doch, sie hat Papa durch den Tod verloren — mich durch meine Heirat. Denn Du beanspruchst mich so völlig, daß für sie fast nichts mehr übrig bleibt. Im Grunde bin ich durch die Ehe eine sehr schlechte Tochter geworden."

„Natürlich — nun muß es auch noch zwischen uns zu Uneinigkeit und Verdruß kommen." Er seufzte. „Und trotzdem versicherst Du einem immer wieder: die böse Schwiegermutter, die den Frieden der Ehe stört, sei nur eine Ausgeburt der altmodischen Witzblätter."

Das peinliche Vorkommnis hatte übrigens den ersten und glühendsten Enthusiasmus Evchens gedämpft. Sie sah selbst ein, daß sie bei der Auswahl der musikalischen Kräfte für ihre Empfänge nicht lediglich nach künstlerischen Grundsätzen verfahren durfte. Da es zum Frühling ging und mehrere ihrer jungen musikalischen Schützlinge außerhalb Engagements annahmen, so fanden in der Folge die Musikabende seltener statt.

„Fühlst Du Dich nicht selbst etwas freier jetzt?" fragte Barbara ihre Mama, als sie an einem bisher mit dem Empfang besetzten Abend zu ihr kam, während ihr Mann einem Vortrag in der Kolonialgesellschaft beiwohnen mußte.

Evchen lächelte wehmütig. „Ach nein, Kind. Mein Leben ist nur wieder einmal um ein großes Stück leerer und ärmer geworden."

„Das klingt so furchtbar traurig, Mama. Du tust mir schrecklich leid."

„Das will ich aber ganz und gar nicht. Ich werde mich jetzt wieder eifriger daran machen, Papas Aufzeichnungen zu ordnen. Das ist eine sehr schöne Beschäftigung. Sie ist auch zeitraubend — und das ist für mich ein Vorteil."

„Wäre sie's nicht, dann hätte Dir Fritz auch längst geholfen. Aber er hat augenblicklich maßlos viel zu tun. Abends bringt er noch so oft Akten mit heim."

Zu Hause erklärte Barbara ihrem Mann: das Schicksal ihrer Mutter erscheine ihr doch sehr beklagenswert. Sie sei eigentlich noch viel zu jung, um sich dauernd zu vergraben. Was man ihr denn raten, wie man ihr denn helfen könne, um sie in ihrer Witwenschaft nicht klang- und sanglos zum alten Eisen gehen zu sehen.

„Jung. Ja. Gewiß ist sie noch jung. Mit kaum achtunddreißig. Sehr jung sogar." Fritz betonte das stets so eifrig, weil seine Schwiegermutter ja kaum drei Jahre älter war als er. „Wenn sie doch einen Sport wiederaufnähme, der sie beschäftigte. Wie wär's mit Golf? Ihr habt da draußen doch sehr gute Mitspieler gehabt, in Westend, nicht?"

„Es sind aber nur Backfische und blutjunge Herren im Klub, Studenten und Leutnants. Am nettesten fände ich's noch, Mama finge wieder zu reiten an. Als Papa noch ritt, hatten sie immer drei bis vier Pferde. Mama sah auch sehr gut zu Pferde aus."

„Sie würde auch heute noch eine gute Figur im Sattel abgeben, mit ihrer schlanken Gestalt."

„Wollen wir für sie auf die Suche gehen? Du hast doch Freunde bei Deinem Regiment?"

Fritz schnitt eine leichte Grimasse. „Na, gerade bei seinen besten Freunden soll man lieber keine Pferde kaufen. Es gibt da so eine Art Aberglauben."

„Gut, also stöbern wir die Zeitungsanzeigen durch."

Barbara eröffnete ihrer Mama gleich am nächsten Morgen, was sie mit ihrem Mann beschlossen habe. Schwierigkeiten lagen weiter gar nicht vor, denn das Reitpferd konnte in dem Pensionsstall an der Lindenallee untergebracht werden; der Stallmeister dort mußte sie auf ihren Ausritten in den Grunewald begleiten, wie früher immer, wenn Papa keine Zeit hatte, und bei schlechtem Wetter stand ihr die kleine Reitbahn in der Rüsternallee zur Verfügung.

„Du bist einverstanden, Mama?"

Evchen nickte; aus ihren dunklen Augen blitzte der Schalk. „Schon um Fritz zu ärgern. Denn er hat doch bestimmt erwartet, daß ich wieder allerhand Einwendungen habe. Nicht?"

Darüber mußte Barbara herzlich lachen. Es war das erstemal, daß Mutter und Tochter sich als Partei fühlten, dem Schwiegersohn und Gatten gegenüber.

IV.

„Goldfuchswallach, Irl., mit Abstammung, 6jähr., gut geritten, Eisenbeine, auch unter Dame Jagden gegangen, sowie hellbr. Stute, ung. Halbblut, 7jähr., kerngesund, viel Temp., bester Charakter, wegen Auslandsreise sof. verkäuflich. Näh. Kurfürsten-Tattersall."

Fritz von Unruh klemmte das Monokel vors Auge und überflog die Anzeige noch einmal, bevor er den im Stadtbahnbogen untergebrachten Pensionsstall betrat. Das Zeitungsblatt mit der violett angekreuzten Anzeige war ihm von seiner Schwiegermama zugegangen. Die Exzellenz hatte noch an den Rand geschrieben: „Natürlich Schwindel, wieder wie neulich tolle Verbrecher —, ob Versuch überhaupt lohnt?"

Im Stall am Zoo befanden sich bereits alle Pferdeschmeißer des Berliner Westens. Ein Gent hielt dem dickschädeligen ostpreußischen Sattelmeister vor, daß Herr v. Rodehau für diese beiden Gäule eine märchenhaft übertriebene Forderung stellte. Viertausendsiebenhundert Mark der Irländer und dreitausendneunhundert der Ungar? Ausgeschlossen. Bekam er nie. Zustimmendes Gemurmel ward in der Stallgasse vernehmbar. Wenn dem Herrn Rittmeister also daran lag, rasch zu verkaufen . . . Der Ostpreuße lachte; es war ihm klar, daß die Agenten stillschweigend gleich einen Ring gebildet hatten. „Jeben Sie sich man keine Mühe erst, meine Herren, es pressiert dem Herrn Rittmeister jar nicht ums Jeld. Wenn er für die Jäule nicht bezahlt kricht, was er haben will, denn futtert er sie lieber durch, bis er vom Urlaub zurück is. Er hat doch man bloß sechs Monat jenommen."

Fritz brauchte nur den Namen Rodehau zu hören, so war er sofort im Bilde — und war überzeugt, daß der Rittmeister seinen Urlaub erheblich länger als sechs Monate ausdehnen würde. Ein Berichterstatter hatte neulich eine hämische Anspielung auf Rodehaus Eheunglück gemacht. Es war darauf zu einer Forderung, deren Ablehnung und einem großen Skandal gekommen. Fritz v. Unruh beschloß also, auf eine Berührung mit dem Rittmeister gerade jetzt lieber zu verzichten. Er verließ den Pensionsstall durch die gegenüberliegende Tür und begab sich zum Fernsprechautomaten des Bahnhofs.

In dem engen Kasten war es dumpf und heiß. Fritz nahm den Hut ab; sein dünnes, blondes Haar klebte. Eine Ewigkeit dünkte es ihm, bis er endlich mit der Villa in Westend verbunden war.

„Hier Dr. v. Unruh. Kann ich Ihre Exzellenz sprechen?"

Exzellenz Evchen lachte, als sie die Bedenken ihres Schwiegersohnes vernahm. In ihrer übermütigen Art fragte sie: „Fürchtest Du, daß sich die Untreue der Frau Lisa auf die Stute vererbt haben könnte, lieber Fritz?"

Er blieb todernst. „Meine Besorgnis ging lediglich dahin, Mama, daß es Dir vielleicht peinlich sein könnte, mit Herrn v. Rodehau zu verhandeln."

„Aber gar nicht. Weshalb? Ich habe seine Frau ein einziges Mal auf dem Familientag gesehen, sie ist mir ebenso fremd geblieben wie er. Und die Verhandlungen wolltest Du ja so liebenswürdig sein zu übernehmen. Oder weißt Du was, lieber Fritz? Ich lasse mir gleich ein Auto vom Reichskanzlerplatz rufen und bin in zwölf Minuten dort."

In etwas unbehaglicher Stimmung kehrte Fritz v. Unruh nach dem Pensionsstall zurück. Ihm schwante wieder irgend etwas Unangenehmes. Seine Schwiegermama fiel ihm jetzt schon stark auf die Nerven. Von Anbeginn seiner Ehe hatte er Verdrießlichkeiten durch sie. Bei seinem alten Herrn, mit dem er sich darüber ausgesprochen, fand er leider auch kein Verständnis für seine Klagen. Der fand die Tochter reizend und die Mama noch reizender. Aber wie Fritz v. Unruh die Sachlage heute überblickte, wäre ihm eine bequemere Schwiegermutter lieber gewesen, selbst wenn er dann zweimalhunderttausend Mark Mitgift weniger geheiratet hätte.

Die Pferde, die soeben auf der Stallgasse gesattelt wurden, kannte Fritz v. Unruh vom Hippodrom her. Auf seinen Frühjahrsspaziergängen zum Amt war er manchmal im Tiergarten stehengeblieben. Beide Tiere waren Klasse und durchaus den Preis wert. Aber er war doch entschlossen, seine Schwiegermama von ernsteren Unterhandlungen zurückzuhalten. Weißbeschürzte, rotjackige Stalleute führten die Pferde auf den sonnigen Vorplatz. Zwei Bereiter stiegen auf, und die kleine Schar der Interessenten zog in einzelnen Gruppen mit kurzen Abständen nach dem Wasserturm mit.

Im Begriff, zu folgen, wurde Unruh plötzlich angesprochen.

Es war Rodehau.

Fritz erkannte den Rittmeister, da er Zivil trug, freilich erst, als der seinen Namen nannte. Sie hatten beim vorletzten Hubertusmahl nebeneinander gesessen.

Seitdem dem Rittmeister das Pech in seiner Ehe widerfahren war, hatten sie sich nicht wiedergesehen.

Rodehau sprach den Legationsrat auf seine Heirat an, wünschte ihm nachträglich Glück und fragte nach Exzellenz Evchen. Er hatte einen herzlichen Ton und merkte gar nicht, daß der andere zugeknöpft bleiben wollte.

„Exzellenz Schimpff geht es gut. Danke gehorsamst." Da sich eine Begegnung zwischen seiner Schwiegermutter und dem ihr versippt gewesenen jungen Offizier kaum mehr verhindern ließ, nannte er ihm nun auch den Grund seiner Anwesenheit.

„Ja, ich bin nämlich im Begriff, meinen Miniaturstall aufzulösen; will Freitag nach Genua, Spritztour nach Daressalam machen, vielleicht auch Madagaskar. Wenn Sie für Exzellenz kaufen wollen, dann soll mich's freuen. Aber lassen Sie sich ja nicht von der Rasselbande da draußen den Kopf verkeilen." Er lachte. Seine weißen Zähne leuchteten dabei aus dem morchelbraunen, schmalen, rassigen Gesicht. „Die Kerle wollen natürlich schamlos billig kaufen und machen einem darum die Gäule schlecht."

„Ich kenne die beiden Pferde selbst. Ich habe Sie öfter darauf gesehen."

„So, so. Ja, als ich noch verheiratet war, tempi passati, da ritt meine Frau den Goldfuchs am liebsten."

Fritz ward für den anderen ein bißchen rot — eine ihm selber peinliche Angewohnheit. „Exzellenz war früher auch eine gute Reiterin."

„Exzellenz Evchen! Natürlich! Wenn sie mit dem alten Herrn durch die Tiergartenalleen kam, dann machten ja alle jungen Dachse lange Hälse!"

Sie hatten sich nebeneinander in Bewegung gesetzt, verließen den Stall und folgten dem Trupp. Groß, breitschultrig, zur Fülle neigend, wirkte Fritz von Unruh fast väterlich neben dem schlanken, sehnigen, wendigen, braungebrannten Rittmeister. Der gewisse Hauch von Philistrosität und würdiger Zurückhaltung machte ihn älter. Ganz im Gegensatz zu Unruhs diplomatischer Art sprach Rodehau frisch von der Leber weg. Er hatte in seinen Bewegungen etwas überraschend Junges. Man konnte ihn für einen Sieben- oder Achtundzwanzigjährigen halten. Sein braunes, bartloses Gesicht nahm zuweilen einen trotzigen Zug an; dazu paßte sehr gut das scharfe, etwas hervortretende Kinn. In seinen blauen Augen blitzte es bei ein paar Bemerkungen übermütig auf. Wenn er lachte und die Haut sich spannte, wurden an Kinn und Wange die beiden Narben, die von Schmissen herrührten, ganz weiß. Sie leuchteten dann fast so hell aus dem braunen Gesicht heraus wie seine festen Zähne.

„Der Goldfuchs war meine ganze Wonne. Prachtkerl. Ging nie anders aus dem Stall als im Tanzschritt. Die ungarische Stute macht sich dafür auf dem Heimweg um so schöner. Bei der kommt das Blut erst durch, wenn sie warm geworden ist. Natürlich verlangt der Fuchs Arbeit."

Der Legationsrat hatte wieder das Monokel vors Auge geklemmt und betrachtete die beiden Pferde, die auf dem ersten Zirkel beim Wasserturm von den Bereitern abgetrabt wurden. „Vielleicht würde es sich empfehlen, den Goldfuchs gleich einmal unter'm Damensattel bewegen zu lassen?"

„Mir war doch, als hätte Exzellenz Evchen immer im Herrensattel geritten, nicht?"

„Niemals!" Fritz v. Unruh entsetzte sich bei der Vorstellung. Insgeheim baute sich gleich eine neue Sorge vor ihm auf: es brauchte jemand seiner Schwiegermutter nur energisch zuzureden, dann wäre sie wohl gar imstande, noch umzulernen. Vor Extravaganzen empfand sie ja niemals Scheu.

Das Umsatteln erregte die Aufmerksamkeit der hier am Hippodrom-Eingang stets in dichter Schar vorhandenen Zuschauer.

„Die Sorma!" sagte plötzlich ein Spaziergänger in der Nähe des Legationsrats. Es ging ihm wieder durch und durch. Richtig, da vorn, am Rande der Asphaltstraße, wo das Droschkenauto soeben ankurbelte, tauchte die schlanke Gestalt seiner Schwiegermutter auf. Alle Damen schritten ruhig und korrekt einher, wie sich's gehörte, sie aber konnte nun einmal die Schultern und den Kopf nicht stillhalten. Und ihre dunkeln Augen blitzten dahin und dorthin. Sie nahm fortwährend das ganze Straßenbild in sich auf. Es ging natürlich auch keiner vorüber, der sie nicht voll Interesse angesehen hätte. Ihr kleines, modernes, schräggesetztes Hütchen, ihr Russenkostüm von metallgrauem Samt, so eng es war, konnte man dabei nicht einmal übertrieben oder herausfordernd nennen. Was war es nur, das sie überall in den Mittelpunkt stellte?

Beim Wasserturm fand die Begrüßung statt.

Evchen hatte nicht die leiseste Spur einer Verlegenheit zu überwinden, als sie Lisas Gatten wiedersah. Sie gab ihm die Hand, ebenso herzlich wie ihrem Schwiegersohn, und begann in ihrer frisch zufassenden Art sogleich eine lebhafte Unterhaltung über die Pferde mit dem Rittmeister. Beide Tiere gefielen ihr ausgezeichnet.

„Ich darf sie ja vorläufig noch loben," sagte sie mit Humor, „weil ich absolut nichts davon verstehe. Mein Schwiegersohn, der Sachverständiger ist, macht sie hernach, wenn es Ernst werden sollte, um so schlechter. Nicht, Fritz?"

„Das wird nur nicht viel helfen, Exzellenz, denn der Preis steht bombenfest," erwiderte der Rittmeister lächelnd. „Uebrigens ist er ganz kommissig bieder herausgerechnet. Wenn ich nicht schon am Freitag nach Genua wollte, hätt' ich Liebhaberpreise angesetzt."

„Die könnte natürlich eine arme, einsame Witwe nicht erschwingen," sagte Exzellenz.

„Aber, Mama —!" Fritz v. Unruh flüsterte es nur; doch in seinen Augen stand ein Flehen.

Rodehau fand die burschikose Art von Exzellenz Evchen ganz entzückend. Die stille Verzweiflung des Legationsrates belustigte ihn. Schon aus Opposition ging er auf die losere Tonart ein. „Exzellenz müssen bedenken: Sie opfern aus dem Oelkrüglein der Witwe für einen ebenso armen und ebenso einsamen Auswanderer: dieser Pferdehandel wird im Himmel also auf dem Konto der guten Werke gebucht."

Die Exzellenz lachte. „Wie Sie dem Leichtsinn gold'ne Brücken bauen. Aber sieh' nur, Fritz, das feine Köpfchen, das der Goldfuchs hat, und wie er sich trägt, der Racker!"

„Sie müssen ihn erst draußen seh'n, im Freien, auf der Jagd," warf der Rittmeister dazwischen.

„Da — jetzt — wie er in's Gebiß faßt! Und die Gänge! Was meinst Du, Fritz, soll ich leichtsinnig sein?"

„Bis jetzt wolltest Du ja allerdings nicht über dreitausend geh'n." Er räusperte sich. Auf jede mögliche und unauffällige Weise versuchte er, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, um ihr stumm abzuraten. Aber er konnte keinen Blick von ihr erhaschen.

Dem Rittmeister entging nichts von der stillen, kleinen Familienszene. Er war für die Fremden, die ihn in der Kaufangelegenheit ansprechen wollten, jetzt unnahbar. Die Vorstellung, daß unter Umständen die forsche Exzellenz den Goldfuchs bekommen sollte, ließ ihm die Trennung von seinem Lieblingspferd leichter erscheinen. In seiner lebhaften, offenherzigen Art sprach er ihr also zu. Es war ihm schon nach den ersten paar Sätzen, die er mit ihr gewechselt hatte, zumute gewesen, als kennten sie sich seit Jahren. Dabei waren sie einander nur auf dem einzigen Familiendiner der Schimpff v. Schlebrügge begegnet. Mittendrin stellte er's fest. Und fügte lächelnd hinzu: „Schade!"

Sie freute sich ebenso über ihn. Impulsive Menschen hatte sie gern. Während des Gesprächs hatten sie den Weg durch den Stadtbahnbogen zu den Hindernissen fortgesetzt. Die beiden Bereiter ließen die Pferde den Graben und die Baumstämme nehmen; dann bogen sie rechts aus, querten den Platz und setzten dicht hintereinander über das Koppelrick und die Mauer und zum Schluß über die irische Hürde. Die Stute schnellte wie ein Pfeil über die Hindernisse, der Goldfuchs versagte zuerst einmal bei der Mauer, ließ sich von seinem Reiter dann aber mit ein paar kalten Eisen im schönsten Schwung darüber hinwegfegen. Die Sprünge wurden von allen Seiten mit Aufmerksamkeit verfolgt. Jeder Kenner sah sofort, daß die beiden Pferde aus einer guten Hand kamen.

Fritz v. Unruh hatte sich, während die Pferde sprangen, wieder an den Rittmeister gewandt, um in seiner diskreten Art noch einmal die Preise festzustellen. Der nannte dieselben Summen, die der Sattelmeister angegeben hatte. „Eigentlich hätte man nach den tadellosen Sprüngen hundert Taler pro Nase vorlegen sollen; aber man ist nu' mal kein gewerbsmäßiger Roßtäuscher." Er nahm dann die erste Gelegenheit wahr, um sich wieder der Exzellenz zu widmen. „Ich glaube, Sie werden Ihre Freude haben, gnädige Frau. Es ist nur schade, daß Sie nicht im Herrensitz reiten. Im Damensattel fehlt eben der rechte Schenkel, und das merkt so ein Pferd, ein so dummes Tier es sonst ist."

„Erlauben Sie," wandte die Exzellenz ein, „das Pferd ein dummes Tier?"

Der Rittmeister lachte. „Würde sich's sonst reiten lassen?"

Exzellenz Evchen war von seiner unbekümmerten, lustigen, natürlichen Art ordentlich erfrischt. „Sie haben recht," stimmte sie zu. „Uebrigens hab' ich als junges Ding den Herrensitz auch immer bevorzugt. Aber während meiner Ehe duldete es mein Mann nicht. Und jetzt —." Sie hatte eigentlich sagen wollen: jetzt duldet es mein Schwiegersohn nicht. Aber sie vollendete den Satz: „Jetzt hab' ich eine verheiratete Tochter, bin also reichlich aus den Konfirmationsjahren heraus. Wie sagt der Klassiker Busch? Und ein gutes, altes Mädchen muß nicht mehr so happig sein!"

Er unterließ die naheliegende Beteuerung, daß sie auf ihn noch fabelhaft jung wirke. Nur sein verschmitzter Blick verriet es ihr.

„Ja, ja, ich hab' schon verstanden," sagte sie belustigt und setzte hinzu: „Wehe Ihnen, wenn Sie's auch noch ausgesprochen hätten."

Fritz v. Unruh fand es geradezu unschicklich, wie Barbaras Mama mit dem jungen Offizier verkehrte. Wenn sie in ihren Jahren auch über Anfechtungen endgültig erhaben war — sie gab doch unbewußt immer von neuem dem müßigen Klatsch Nahrung. Das bedachte sie in ihrer allzu temperamentvollen Art eben gar nicht.

„Wenn ich nicht schon am Freitag fortmüßte," sagte der Rittmeister, „dann würde mir's ein Vergnügen sein, Exzellenz, Sie mit dem Fuchs noch näher vertraut zu machen."

„Ein paarmal müßt' ich ihn schon reiten, bevor ich mich entscheide."

„Beide Gäule sind gut unter dem Damensattel gegangen. Meine Frau hat sie geritten. Bis zu ihrer — — ihrer Abreise."

Evchen nickte flüchtig, um über das Thema hinwegzukommen, aber der Rittmeister fuhr in einem Anflug von Selbstironie fort:

„Das ist das einzige, was ich bei der ganzen

Sache nicht verstehe: wie man solche Pferde im Stich lassen kann."

„Das sagen Sie, wo Sie im Begriff stehen —?!"

„Eben — es ist mir unbegreiflich." Er hieb mit seinem Stöckchen in die Luft. „Vielleicht geb' ich ein paar Tage zu. Um mir den Abschied zu erschweren."

„Dann nehme ich Sie aber beim Wort: Sie müssen mir noch ein paar Unterrichtsstunden geben."

Rodehau zögerte. „Im Ernst, Exzellenz? Hm. Famos. Gern. Aber es hinge für mich freilich davon ab, ob ich meine Fahrkarte wieder los werde."

„Oh, die haben Sie schon? Nein, da wäre es ja unverantwortlich. Fritz, hast Du gehört? Herr v. Rodehau will so liebenswürdig sein . . ."

Der Legationsrat, der gemessenen Schritts nebenher gegangen war, nickte höflich, ohne irgendwie Stellung zu nehmen.

Sie blieben nun alle drei am Ausgang des Stadtbahnbogens stehen. Die beiden Bereiter, die abgesessen waren, führten die schnaufenden Pferde dicht an ihnen vorüber. Vom Wasserturm her näherte sich ihnen der Sattelmeister, gefolgt von einer Gruppe Interessenten.

„Danke!" rief der Rittmeister dem Sattelmeister kurz über den Platz hin zu und machte mit dem Silberknopf seines Stöckchens eine abwehrende Bewegung. „Hineinführen! Der Fuchs ist verkauft!"

Die Händler und Agenten blieben stehen und machten verdutzte Gesichter. Einer fragte den andern, ob er recht gehört habe. Langsam fanden sie sich dann mit der Tatsache ab und kehrten durch den tiefen Sand zum Mittelsteig zurück.

Fritz klemmte das Einglas vors Auge und warf seiner Schwiegermutter einen warnenden Blick zu. „Das heißt, Herr v. Rodehau, Sie wollten so gütig sein, Ihrer Exzellenz vor der endgültigen Entscheidung noch ein paar Proberitte zu gestatten . . ."

Der Rittmeister grüßte mit dem Stöckchen. „Selbstverständlich. Das ‚Verkauft' galt nur den Roßhyänen da drüben. Ich wollte die Bande endlich los sein."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

C. L. Löffler. Zu dem Artikel in Nr. 16 unserer Zeitschrift erhalten wir folgende Zuschrift: Die betreffende Krankheit, deren Erreger Löffler entdeckt hat, kann nur „Diphtherie", nicht „Diphtheritis" heißen. Der Beweis ist sehr einfach: Mit den Endungen —itis bezeichnet die Medizin Entzündungen, z. B. Peritonitis = Bauchfellentzündung, Nephritis = Nierenentzündung usw. und hängt dabei diese Endung an den Namen des entzündeten Organes an; so nephros (griechisch) die Niere nephr—itis usw. Bei der Diphtherie liegt die Sache aber anders. Sie wird nach der ihr eigentümlichen Bildung einer die Schleimhaut des Halses, d. h. der Luftröhre, überziehenden Membran genannt. Diese Membran heißt diphthera. Sie ist aber nicht entzündet (und dann nur wäre die Bezeichnung Diphtheritis richtig!), sondern die Trachealschleimhaut! Will man also die Diphtherie durch den Namen bereits als Entzündung kennzeichnen, so müßte man sie höchstens „Tracheitis" nennen. So führt also der falsche Name hier zu einer ganz falschen Folgerung; denn nach ihm zu urteilen, müßte eben die diphthera entzündet sein, was durchaus nicht der Fall ist. Dies alles hat bereits der Franzose Trousseau festgestellt, von dem auch die richtige Bezeichnung „Diphtherie" stammt, und in der Wissenschaft denkt niemand mehr daran, die alte Bezeichnung zu gebrauchen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Asbach „Uralt". Wie beliebt diese Marke binnen kurzem auch bei unseren Feldgrauen in Feindesland geworden ist, beweist nachstehende niedliche Episode: Bei einem Nachschub neuer Pferde aus der Heimat befand sich ein Tier in dem beträchtlichen Alter von 18 Jahren. „Nestor" und ähnliche bekannte Namen waren schon vertreten, endlich kam einer der Herren Leutnants auf den glücklichen Einfall, es „Asbach" zu nennen. Alles schmunzelte verständnisinnig.

Kriegs-Erinnerungs- und Siegel-Ringe liefert sehr preiswert die bekannte Versandfirma Sims u. Mayer, Berlin A. Oranienstr. 117-118. Näheres besagt das Inserat der Firma in Nr. 22 dieser Zeitung. Auch sendet die Firma auf Wunsch kostenlos ausführlichen Katalog.

Die naturgemäße Körperpflege der Frau behandelt das neue Thalysia-Album, 13. Folge, unter Verwendung einer Fülle interessanter neuer Tatsachen. Frauen und Mütter sollten sich dieses gegen Einsendung von 40 Pf. von dem bekannten Spezial-Versandhaus Thalysia Paul Garms, G. m. b. H., Leipzig-Connewitz, kommen lassen. Der Rabatt wird bei Warenbezug vergütet. Näheres besagen die ständig in dieser Zeitung erscheinenden Inserate der Firma.

Elektrolyt Georg Hirth
Geschützt in allen anständigen Staaten
Der elektrische Trunk

Sehr zuverlässiges und unschädliches Mittel zur Energiesteigerung, gegen Hitzschlag und bei Erschöpfungszuständen aller Art.
Der elektrische Trunk ist kein Arznei- oder Nähr-, sondern ein natürliches Anregungsmittel, das die für den menschlichen Körper wichtigsten Betriebsstoffe enthält und dadurch ohne schädliche Nebenwirkungen Erschlaffung beseitigt und zu Höchstleistungen befähigt.

In allen Apotheken und Drogerien in folgenden Verpackungen zu haben:
1. Taschenbeutel mit 50 gr Pulver . . M. 0.50
2. Schachtel mit 250 gr Pulver . . . . „ 2.25
3. Glasflasche mit 1 Kilo Pulver (1000gr) „ 6.00
4. Glasröhre mit 25 Tabletten . . . . . M. 0.50
5. Blechschachtel mit 100 Tabletten . „ 1.50
6. Schachtel mit 250 Tabletten . . . . „ 3.50

Für den Gebrauch zu Hause und im Lazarett ist die Pulverform, auf Wanderungen und im Felde die Tablettenform vorzuziehen. Prospekt, Gebrauchsanweisung usw. gratis u. franko.
Ludwigs-Apotheke Dr. Koenig, München, Neuhauserstr 8.

Vaterländischer Schmuck!

Umarbeitung von Granatenreifen zu Schmuckgegenständen
Teil-zahlung
Spezialkatalog gratis und franko
Jonass & Co., Berlin 7.30
Belle-Alliance-Str. 7/10

Deutsche kauft Deutsche Schokoladen und Deutsches Kakaopulver!

Sie stehen an der Spitze aller Fabrikate der Welt!

Jeder Deutsche, der vaterländische Fabrikate bevorzugt, erfüllt damit eine wichtige patriotische Pflicht. Unterstützt er doch auf diese Weise die Deutsche Industrie, deren Ausfuhr durch englische Machenschaften fast lahmgelegt wurde und die infolge dessen mit ihren zahlreichen Arbeitern auf den Absatz im Inlande allein angewiesen ist. Außerdem schützt er sich bei Einkauf Deutscher Schokoladen und Kakaos in Fabrik-Packungen vor ausländischen Fälschungen und minderwertigen Qualitäten und sichert sich in allen Fällen reine und gute Ware.

Verband Deutscher Schokolade-Fabrikanten.


Unser illustrierter Verlagskatalog über **Technische Lehrbücher** für den Selbstunterricht ist erschienen und steht Interessenten umsonst zur Verfügung.
Polytechnischer Verlag M. Hittenkofer G. m. b. H., STRELITZ i. Mecklenbg. 4.

Honigpulverhändler ges. — Muster für 4 Pfund gegen 40 Pfennig
Orbicol-Versand, Breslau Hp. 224

Verlang. Sie gratis uns. Liste über **Gummistrümpfe** und neue Gesundheitspflegeartikel. Josef Maas & Co, G.m.b.H., Berlin 108, Oranienstr. 108.


Ruderboote gebrauchsfertig M 95 Prosp. J gratis. Havelwerk, Fürstenberg i. M.

Tuchwaren
Herren-Anzug-, Damenkleider- und Blusen-Stoffe sowie Wäsche-Artikel, Gardinen, Weiß- und Baumwollwaren liefern direkt gut und sehr billig. Muster portofrei.
Wimpfheimer & Cie., Augsburg 22.

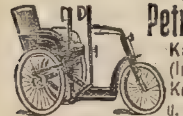
Finsterbergen i. Thür. Wald. Ruhiger nervenst. Höhenluftkurort n. Inselsberg-Rennst. u. Friedrichroda (500–600 m). Kein Fabrikrauch. Arzt. Kriegst. bes. Verg. Prosp. Verkehrsverein.

Gratis ill. Preisliste über umgearbeit. Granatenführungsringe zu Broschen, Armbänder (wie Abb., extra stark, matt vergold. Verzierung echt Silb., M. 15–30). Geg. Voreinsend. Grawur-Buchst 5 Pf. Schmuck aus echter Geschossbronze und Kriegs-Gedenk-Schmuck mit Verwendung von Granatsplittern, Geschossen usw. **J. Räth, Ludwigshafen a. Rh.,** Uhren und Goldwaren.


Kriegskurse
(besonders schnelle Vorbereitung) in dem bek. **Heinrich'schen Einjährigen-Institut, Hildburghausen.** Einzigartige Erfolge. Pensions- und Unterrichtspreise nicht erhöht (400 M. pro Halbjahr). Ausführliche Prospekte.

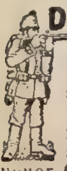
Moorbad Polzin
Pommersche Schweiz! Herrliche Natur! Aussergewöhnliche Heilerfolge. **Kurmittel:** Moor-, Stahl-, Fichtennadel-, kohlens., elektr. Bäder gegen **Rheumatismus, Gicht, Ischias, Frauen-, Nerven- u. Herzleiden. Luftkurort. Auch Winterbetr.** 10 mod. Kurhäuser. Viele Einzellogis. Sehr billige Verpfleg. Auskunft kostenl. Bade-Verwaltung.

Höhenluftkurort (740 m üb. Meer) **Freudenstadt** Schwarzwaldhotel, I. Rg., Ia herrl. Lage, mitt. i. eig. 60000 □Mtr. gr. schatt. Waldp. **Hotel Waldlust**, I. R., a. Lage, **Vornehmheit** d. Ausst., d. Glanzp. Freudenstadts. Bietet Kriegsrekonv. sow. einz. Damen u. Fam., d. einige Zeit i. best. Luft u. Verpfl. zubringen wollen, ruh., behagl. Heim. Ermäß. Pensionspreise. Prosp. durch d. Besitzer Ernst Luz.


Petri & Lehr, Offenbach a. M. 24 versend. grat. Katalog A über Selbstfahrer (Invalidenräder), Kat. B über Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Zimmerklosettstühle

Friedrichsbrunn (Ostharz) **Kurhaus** (610 m) 81 Zimmer. Köstl. Ruhe. Kein Lazarett. Prosp.

O u. X Beine
sofort kerzengerade bei Gebrauch von **„Progesso"**, ges. gesch. Das Neueste u. Vollkommenste d. Jetztzeit. Glänz. Dankschr. Prosp. grat. **Gustav Horn, Magdeburg B. 46 Schönebecker Straße 99.**


Der schießende Soldat Neuestes Kriegsspiel 10 Stück u. 50 Patronen, laut knallend, geg. 60 Pf. Marken fr. Reservepatronen 100 Stck. 50 Pf. Wirklich feuernde Kanonen 20 Pf., 50 Pf. mit Munition. Sortierte neue Kriegsspiele 20 Stck. geg. 1.50 M. fr. Liste neuer Geduldspiele u. Scherze gr. u. fr. **A. Maas, Berlin 68,** Postfach 30/23.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden B

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Kriegs-Briefmarken
Für Belgien, Deutsche Post 3, 5, 10, 25 C. **75 Pf.**, gestempelt **M. 1.—** 50, 75 C., 1 Fr., 1 Fr. 25 C., 2 Fr. 50 C. **M. 7.—** gestempelt **M. 8.50**
Oesterreich, Kriegshilfe 1914 5, 10 Heller **25 Pf.**, gestempelt **35 Pf.** 1915 3, 5, 10, 20, 35 Heller **M. 1.10**, gest. **M. 1.20**
Oesterreich für Polen 1, 2, 3, 5, 6, 10 Heller **50 Pf.**, gestempelt **60 Pf.** 1–60 H., 10 Werte **M. 2.50**, gestempelt **M. 2.60**
Ungarn, Kriegshilfe 1914 5, 10 Filler **40 Pf.**, gestempelt **45 Pf.**

1000 versch. 12.—, 100 Übersee 1.35 40 deutscheKol. 2.75, 200 engl. Kol. 4.50
Albert Friedemann LEIPZIG, Härtelstraße 23. H
Zeitung und Liste gratis **Briefmarken-Katalog Europa** 1 Mark

Vermindern Sie Ihr Fett mit der neuen harmlosen Entfettungsmethode!
Neues kombiniertes Verfahren für Fettrückbildung!

Die meisten Damen (und auch Herren) der besten Gesellschaftskreise kennen bereits das Geheimnis, die Fettansetzung zu bekämpfen ohne schädliche Drogen, ohne Hungerdiät und ohne Körperübungen. Zweifellos haben Sie vor einiger Zeit auch gelesen von jener berühmten italienischen Schauspielerin, die von Berlin nach Rom zurückkehrte. Als sie Italien verliess, war sie etwas korpulent, nun, sagen wir ruhig, „fett" geworden, so sehr sogar, dass sie nicht gut mehr in jugendlichen Rollen auftreten konnte.

Aber bei ihrer Rückkehr waren ihre Freunde erstaunt über ihre wundervolle schlanke Figur und drängten sie, sich darüber zu erklären; doch sie machte Ausflüchte u. sagte nur, es wäre „sehr einfach". Natürlich, berühmte Persönlichkeiten wünschen nicht, dass ihr Name in Verbindung mit einer solchen Kur genannt wird.



Aber es braucht Ihnen nicht leid zu tun, dass diese neue Methode nicht bekanntgegeben wurde, denn wir sind im Besitze dieses Geheimnisses.

Diese Methode ist nicht nur zur Verminderung des Fettes am ganzen Körper geeignet, sondern auch für bestimmte Körperteile allein, z. B. Doppelkinn, starke Hüften, fetter Hals oder Schultern, dicker Bauch, fette Hände usw. Da gibt es keine schlechten Nachwirkungen. Alle Unannehmlichkeiten der Diätkuren, wie Enthaltung gewisser Speisen usw. sind ausgeschlossen, ebenso wie Turnübungen usw. Es ist tatsächlich kein System verbunden mit Schwitzen, Hungern, Laufen, Massieren, Bandagen oder Pillen. Mitglieder der besseren Gesellschaftsklassen würden nie eine Entfettungskur machen, die Arbeit erfordert, noch mehr aber verlangen sie, dass alles dabei harmlos ist. Niemals würden sie etwas anwenden, das der Gesundheit schaden könnte. Es muss das Angenehmste und Bekömmlichste sein, und das ist diese neue Methode. Nun haben wir von diesen Entfettungskuren eine kleine Anzahl Proben zum Versand bereit, die wir ganz umsonst abgeben wollen.

Wir haben gefunden, dass die beste Reklame auf der ganzen Welt die Empfehlung von Mund zu Mund ist. Was eine Freundin der anderen zuflüstert, ist die wirksamste Methode, ein solides Geschäft für einen Artikel aufzubauen, der wirkliche, wertvolle Vorzüge besitzt. — Unsere kombinierte Entfettungs-Methode mit Reaktol eignet sich für Männer und Frauen und für jedes Alter und kann ganz im geheimen angewandt werden, im Hause, bei Besuchen oder auf der Reise.

Da diese Notiz wohl sehr viel Personen lesen werden, die wünschen, eine Gratisprobe ‚Reaktol' zu erhalten, so raten wir Ihnen, schnell zu handeln. Wir verlangen keinerlei Versprechen von Ihnen. Alles, was wir suchen, ist persönliche Empfehlung unserer immer von neuem wieder bewährten Reaktolkur unter Freunden auf Grund ihrer Ueberzeugung. — Wir bitten Sie, sich zu beeilen, versuchen Sie möglichst noch heute, uns Ihre genaue Adresse zukommen zu lassen. — Was Sie auch immer versucht haben mögen, diese Methode kennen Sie sicher noch nicht, sonst würden Sie keine Entfettungskur mehr benötigen.

Reaktol-Versand, Berlin SO. 83, No. 67.

Jeder sofort Klavierspieler
ohne Apparat, ohne Schule, ohne Auswendiglernen einzig u. allein durch das preisgekrönte, seit 6 Jahren glänzend bewährte, **unübertroffene System Rapid.** Nachweislich leichteste u. billigste Methode!
Preis 2,50 M.
Prosp. frei. Verlag Rapid, Rostock 22. L. M.

H. W. Voltmann Bad Oeynhausen 61

Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder). **Krankenfahrstühle** für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.

Nach dem Kriege muss jeder Umlernen
denn im ges. öffentlichen Leben, in Handel u. Industrie werden sich tiefgreifende Aenderungen ergeben, die unbedingt die Folge dieses Krieges sein müssen. Es werden allgemein geschulte und geprüfte Kräfte gesucht sein u. alle Vorwärtsstrebenden müssen ihre Vorbereitungen treffen.
Dazu ist die Methode Rustin (5 Direkt., 22 Prof. als Mitarbeiter) **notwendig.**
Rasche und gründliche Vorbereitung **unter energischer Förderung des Einzelnen durch den persönl. Fernunterricht.** Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann, Die geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Präparand, Einjähr.-Freiw.-Prüf., Abit.-Examen, Gymn., Realgymn., Ober-Realschule, Lyzeum, Ober-Lyzeum, Lehrerinnenseminar, Studien-Anstalt, Mittelschullehrerprüf., II. Lehrerprüf., Handelswissenschaft, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Konservator. **Ausführl. 60 S. starke Broschüre über bestandene Examen, Beförderungen im Amte, im kaufmänn. Leben usw. kostenlos.**
Bonness & Hachfeld, Potsdam Postfach 15.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste E für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — be — bi — bu — bul — chi — chich — da — des — e — e — ei — em — en — fi — ge — gel — gens — haut — i — iel — in — ko — la — las — lat — le — lek — lenk — li — lo — ly — netz — os — pi — re — re — reg — ri — sa — sau — se — sen — ser — sku — ta — ta — ta — tau — tro — ul

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine hervorragende Tat der österreichischen Flotte nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Amerikanischen Staat. 2. Tier. 3. Türkische Küstenstadt am Schwarzen Meer. 4. Päpstlichen Erlaß. 5. Metall. 6. Albanische Stadt. 7. Griechische Insel. 8. Oesterreichischen Feldherrn. 9. Ausdruck aus der Lehre von der Elektrizität. 10. Kriegführendes Land. 11. Italienischen Ort am Gardasee. 12. Bibelübersetzer. 13. Bestandteil des Auges. 14. Gliederteil. 15. Deutsche Stadt. 16. Stil. 17. Chemisches Prüfungsmittel. 18. Bezeichnung aus dem Grundbuchrecht. 19. Flugzeugart.

Bilder-Rätsel.



Genuß und Arbeit.

Steht er verkehrt vor süßem Gebäck,
Dann braucht's die Chemie für manch' einen Zweck!

Französisch-deutsch.

Am Lyskanal liegt's Rätselwort. —
Ein Wehrmann fand im Graben dort
Ein Pferd mit ganz zerschoss'nem Fuß,
Erbarmte sich des — trenn' das Wort! —
Und gab ihm schnell den Gnadenschuß,
Befreit es so von seiner Qual. —
Wie heißt der Ort am Lyskanal?

Geänderte Ansicht.

Eine Seitenansicht mit anderem Fuß
Für dich zum Nutzen werden muß.

Lösung des Rätsels aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Italiens Eingreifen in den Weltkampf.

1. Dolomit. 2. Salandra. 3. Zupelli. 4. Maubeuge. 5. Thierichens. 6. Joffre. 7. Varzin. 8. Hochspannung. 9. Fanfare. 10. Bersaglieri. 11. Taufe. 12. Galizien. 13. Ballin. 14. Dreibund. 15. Savoyen. 16. Bülow. 17. Handel. 18. Vanderbilt. 19. Deka. 20. Diagramm. 21. Rennenkampf.



Der kleine Fritz fragt seine Mutter, warum der Vater immer am Schreibtisch sitzt und schreibt. „Papa ist doch Schriftsteller," erklärt die Mutter, „und wenn er nicht schreiben würde, so hätten wir nichts zu essen!" — Da sagt Fritzchen zu seinem Vater: „Ach, bitte, bitte, Papa, schreib doch morgen mal Erdbeeren mit Schlagsahne!"

*

Hans ist mit den Eltern zum ersten Mal in seinem Leben im Konzert. Eine berühmte Sängerin singt. Hans zeigt auf den Kapellmeister: „Warum droht der Mann der Frau mit dem Stock?" flüstert er vernehmlich. — „Pst!" macht der Vater, „er droht ihr gar nicht!" — Darauf zischelt Hans: „Wenn er ihr nicht droht, warum schreit dann die Frau so?"

*

„Du siehst doch so verärgert aus, Männchen?" — „Deine Schuld! Hast Du mich nicht immerfort gequält, jetzt, wo wir reich sind, willst Du auch einen Stammbaum haben." — „Ja." — „Na, ich habe so einen Menschen mit der Familienforschung beauftragt, und jetzt kann ich ihm Schweigegeld zahlen!"

*

Die Zeppelin-Furcht. Auf einer Landstraße an der englischen Küste radelte ein Radfahrer des Weges. Als ein Bauer vorbeiging, hielt er an und fragte den Mann: „Wie weit ist's noch bis nach Poppeltown?" — „Zwei Meilen von hier, aber gerade in der anderen Richtung," war die Antwort. — „Den entgegengesetzten Weg?" rief der Radfahrer entrüstet. „Aber der letzte Wegweiser, an dem ich vorbeifuhr, zeigte doch hier lang!" — „Ja," grinste der Bauer verständnisvoll, „sehen Sie, wir aus Poppeltown haben nämlich den Wegweiser umgedreht, um die Zeppeline irrezuführen."

*

Ein alter Taschendieb stand wieder einmal vor Gericht. Zufällig war an diesem Tage sein Verteidiger krank. „Ich beantrage Vertagung," sagte der Angeklagte, „da mein Verteidiger nicht gekommen ist." — „Wozu?" antwortete der Staatsanwalt, „Sie sind doch erwischt worden, wie sie Ihre Hand in der Tasche des Bestohlenen hatten. Was könnte der Anwalt da noch zu Ihrer Verteidigung vorbringen?" — Der alte Gauner grinste: „Das möchte ich eben auch gerne hören, Herr Staatsanwalt!"

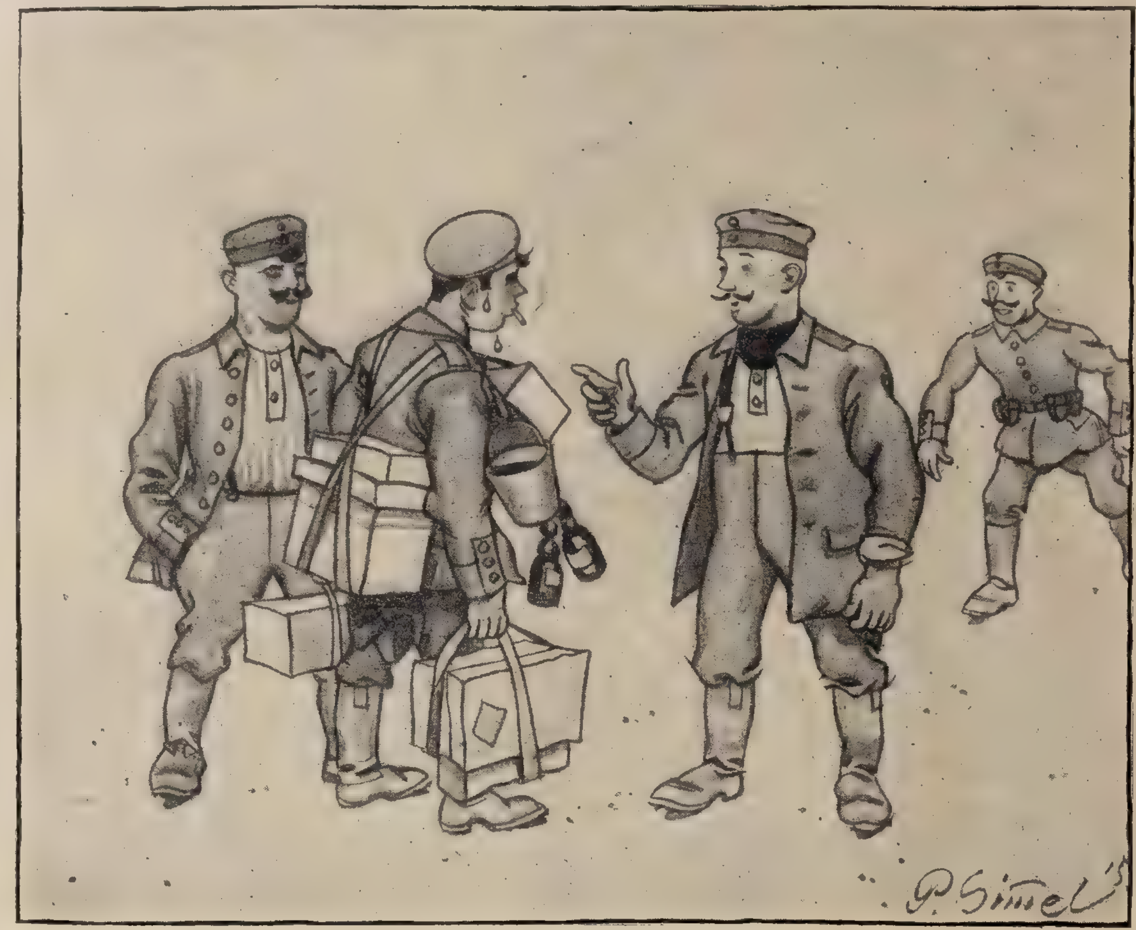
*

Lehmann schreibt aus dem Schützengraben an seine Gattin: „Mein liebes Minchen! Ich sitze hier im Wasser bis an die Knie, und mir ist recht heimatlich zumute — als ob ich zuhause bin, und Du hast großes Reinemachen!"

*

„Glauben Sie an Seelenwanderung?" — „Ja. Ich bin überzeugt, daß ich einmal ein Esel war!" — „So! Wann?" — „Als ich Ihnen damals die 200 Mark borgte!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Der Einkäufer des Schützengrabens.
„Na, und meinen Ungarwein hast'e wohl vergessen?
„Nee, aber den habe ich nicht mehr tragen können, den habe ich mir in die Stiebel gießen lassen!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 25

20. Juni 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Der Führer der verbündeten Truppen in Westgalizien,
Generaloberst von Mackensen im wiedereroberten Przemysl
im Gespräch mit dem Besitzer des Hotels City.

IN DER WIEDEREROBERTEN



Die ersten Bilder aus der wiedereroberten Festung Przemysl: Das Werk 10, das durch einen Volltreffer aus einer 42-cm-Haubitze zerstört wurde.



Einzug von österr.-ung. Kavallerie und Artillerie durch die Hauptstraße von Przemysl.

Monatelang hatten die Russen vor Przemysl gelegen, ehe es ihnen gelungen war, die österreichische Feste auszuhungern und den tapferen Verteidiger zur Uebergabe zu zwingen, in knapp 14 Tagen haben die Verbündeten die Festung erobert. Darin zeigt sich der gewaltige Unterschied in der Kriegführung der Russen und der Verbündeten. Letztere hielten sich nicht an die überkommene Formen des Festungsangriffes, sondern wendeten ein neues Verfahren an, das ihnen schon in Belgien zu schnellen Erfolgen verholfen hatte. Die Festung wurde nur auf der Westfront eingeschlossen und der Angriff unter Vereinigung aller verfügbaren personellen und materiellen Mittel auf diesen einen Teil der Befestigung in der Form eines gewaltsamen Angriffes durchgeführt. Die Möglichkeit dazu bot die neue schwere Belagerungsartillerie, die in Folge ihrer großen Beweglichkeit schnell herangeschafft werden



Generalmajor v. Kneußl,
der Führer der bayrischen Truppen
beim Sturm auf Przemysl.
Phot. Hans Siemssen.

FESTUNG PRZEMYSL / SONDERAUFNAHMEN FÜR DIE BERLINER ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Eines der von der deutschen und österr.-ungarischen Artillerie zusammengeschossenen Panzerwerke.

kann, so daß der Angriff bald eröffnet werden kann. Ihre große Wirkung macht die feindlichen Werke in kurzer Zeit sturmreif. Wozu früher Wochen und Monate gehörten, erfolgt jetzt in wenigen Tagen. Etwa Mitte Mai waren die ersten Truppen der Verbündeten vor der Festung erschienen und schon am 30. Mai erstürmten bayrische Truppen drei Forts der Nordfront, am 1. Juni wurden zwei weitere Werke erobert und in der Nacht vom 2. zum 3. Juni drangen die Verbündeten in das Innere der Stadt ein und machten der Russenherrschaft ein Ende. Der russischen Besatzung war es gelungen, sich durch einen freiwilligen Abzug der drohenden Gefangennahme zu entziehen. Es war dies möglich gewesen, weil die Festung im Osten nicht ganz eingeschlossen gewesen war. Es ist dies eine unvermeidliche Folge des neuen Festungsangriffes, die man aber bewußt mit in den Kauf nimmt, um schnell den Fall



Feldzeugmeister Puhallo v. Brlog, der Führer der österr.-ung. Truppen beim Sturm auf Przemysl.
Phot. Schäfer.

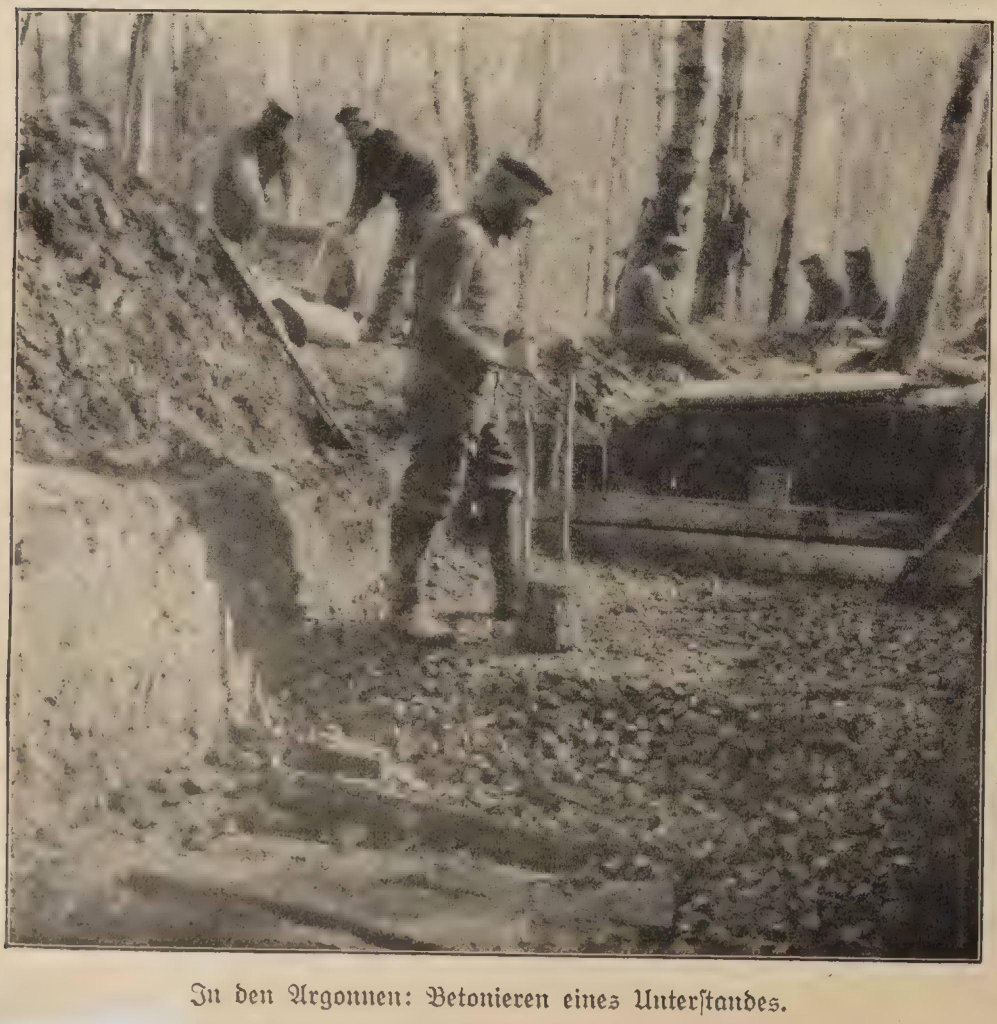


Prozession der Bevölkerung zum Dankgottesdienst in die Hauptkirche.



Bei den Truppen im Westen: Der Kronprinz im Gespräch mit einem Soldaten seiner Armee.

der Festung herbeizuführen. Als die ersten deutschen Truppen im Eilmarsch in Przemysl eindrangen, stießen sie nur noch auf die feindlichen Nachhuten, die sie verfolgten und bei Medyka schlugen. In ähnlicher Weise war es auch dem belgischen Heere in Antwerpen gelungen, rechtzeitig abzumarschieren. Mit der Eroberung von Przemysl war ein großer militärischer und moralischer Erfolg erzielt. Der Wiederstand der Russen am San-Abschnitt war dadurch gänzlich zusammengebrochen, da der wichtigste Stützpunkt verloren gegangen war. Wichtige Eisenbahnen und Straßenverbindungen standen den Verbündeten für die Weiterführung der Operationen zur Verfügung. Die Einschließungs- und Belagerungsarmee war zur Verwendung an anderer Stelle frei geworden. Noch schwerwiegender war aber vielleicht der moralische und politische Erfolg. Er hatte dem Auslande deutlich gezeigt, daß das russische Heer entscheidend geschlagen war, trotz aller lügnerischen russischen Berichte, die immer russische Erfolge und Siege gemeldet hatten, und daß die Russen nicht in der Lage waren, jenen Stützpunkt ihrer Macht und Herrschaft zu behaupten, dessen Eroberung sie kurz vorher als einen der größten Siege der ganzen Welt verkündet hatten. Die Balkanstaaten, die im Zweifel über ihre politische Haltung waren, und die noch immer mit einem Anschluß an Rußland liebäugelten, werden es sich nun wohl sehr überlegen, ehe sie die Waffen für den Geschlagenen ergreifen werden, dessen Millionenheer den Fall von Przemysl und den Rückzug aus Galizien nicht zu hindern vermochte.



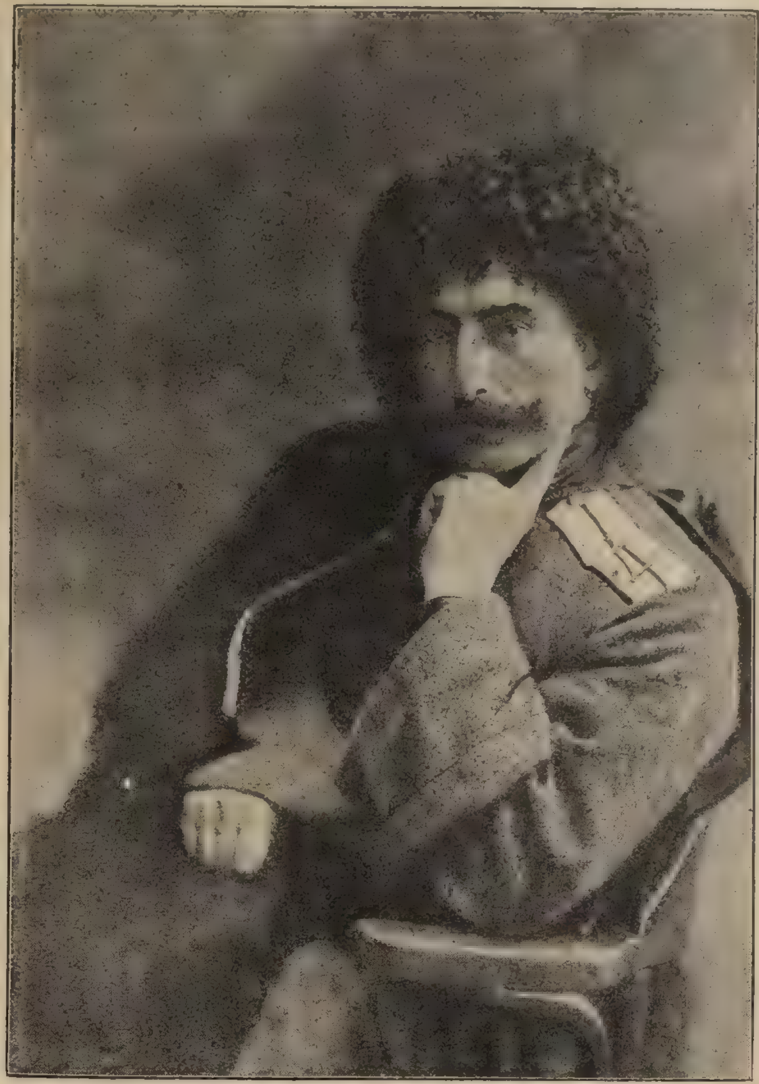
In den Argonnen: Betonieren eines Unterstandes.



Herbeischaffen von Schotter zum Betonieren.

Aus der Russenzeit Galiziens und Ostpreußens

Je mehr die Russen aus den von ihnen besetzten Gebieten zurückgetrieben werden, desto vollständiger wird die Reihe der genauen Berichte über die Art, wie sie der Bevölkerung gegenüber aufgetreten sind. Besonders auf dem flachen Lande in Ostpreußen und Galizien haben danach die Russen unbeschreiblich gehaust; einer späteren Untersuchung wird es vorbehalten sein, der Welt über die Art der russischen Kriegführung die Augen zu öffnen und den Beweis zu erbringen, daß es wirklich rohe asiatische Horden gewesen sind, die man auf uns losgelassen hat. Die Zahl der Fälle, in denen die Kosaken ganz grundlos, aus reiner Blutgier, wehrlose Zivilisten gemordet haben, wächst immer mehr, und noch größer ist die Zahl derer, die, oft nur notdürftig bekleidet, aus ihren Wohnstätten vertrieben und in das Innere Rußlands verschleppt worden sind. Die unglaublichsten Dinge haben sich in Galizien ereignet, von wo der Feldrabbiner Lewy berichtet, wie die russischen Soldaten in Synagogen eindrangen und harmlose Leute wegen geringer Vergehen blutig peitschten oder auf der Straße aufhenkten. Weit gemäßigter, wenn auch noch lange nicht zivilisiert, pflegten sich die Russen in größeren Städten zu benehmen, obwohl sie auch hier häufig die Wohnungen der wohlhabenden Bürger plünderten. In einigen Fällen sind die Bewohner der größeren Städte mit den russischen Herren ganz gut ausgekommen. So erzählt der Schriftleiter des in Tilsit erscheinenden „Tageblatts für Litauen“ von der kuriosen Art, wie die russischen Militärbehörden während der 17 Tage der russischen Herrschaft in Tilsit die Zeitungszensur ausübten. Der „Zensor“ amtierte in einem nur durch eine Portiere vom Billardzimmer des Offizierskasinos getrennten Raum. Das Billardzimmer selbst war mit Decken, Matratzen und Strohsäcken vollgefüllt, auf dem Boden lagen zerbrochene Tassen verstreut und überall Zigarettenreste, Asche und abgebrannte Streichhölzer. In diesem Raum mußte man stundenlang warten, wenn es einem endlich nach langer Mühe geglückt war, von dem mißtrauischen, nur Russisch sprechenden Posten der Kaserne eingelassen zu werden. Endlich trat, so berichtet der Redakteur des Tageblatts für Litauen von seinem ersten Besuch, ein Offizier durch den Vorhang und fragte, was er wünsche. „Ich warte auf die Zensur, die Zensur der Zeitung.“ — „Ah, Seitung, welke?“ — „Tageblatt für Litauen.“ — „Wirtig, wirtig“ (fertig), (ab). — Drei Minuten langes Warten. — Dann ein anderer: „Hier Tackeblatt, alles lut, kann drucken un denn eine Seitung herschiecken.“ — In den folgenden Tagen war die Zensur jedoch weniger milde und die Zeitungen mußten oft mit großen weißen Flecken erscheinen. Einmal fiel sogar das offizielle französische Communiqué über die Kriegslage dem Stift des Zensors zum Opfer, weil darin einige französische Niederlagen zugegeben wurden. Auf den Einwand, daß es sich doch



Aus den Russentagen in Galizien:
Der erste russische Stadtkommandant in Tarnow, Stabsrittmeister Gasaniloff, ein Tscherkesse.



Eine als Kulturbild bemerkenswerte Photographie, die bei einem gefangenen russischen Offizier gefunden wurde:
Auspeitschung eines russischen Soldaten in Tarnow vor der Front seiner Kompagnie wegen eines Trunkenheitsexzesses.



Aus der Russenzeit in Galizien: Brennende Wälder, aufgenommen aus 2000 Meter Höhe von einem österreichisch-ungarischen Flieger.
Die Russen zündeten die Wälder an, um die Verfolgung zu verzögern.

um eine „amtliche“ Auslassung des mit den Russen verbündeten Frankreich handle, antwortete der Herr Rittmeister: „Alles geloggen! Geloggen!“ Dieses „alles geloggen“ war noch oftmals die Entschuldigung für verschiedene Streichungen. Als die Russen dann nach dem kurzen Besitz der Stadt vertrieben wurden, sah es in den Räumen, in denen russische Beamte, Offiziere und Soldaten gehaust hatten, fürchterlich aus. Das Postamt, die Kaserne, das Offizierskasino machten einen trostlosen Eindruck. Allerdings muß zugestanden werden, daß manche der höheren russischen Offiziere dieses Treiben einer tollgewordenen Soldateska durchaus mißbilligt haben, oft sogar die Schuldigen, sofern sie ermittelt werden konnten, bestraften; aber in den meisten Fällen war es ihnen doch nicht möglich, die losgelassenen Horden und ihre entmenschten Vorgesetzten in der Gewalt zu behalten. Von General Radko Dimitrieff, dessen Hauptquartier sich eine Zeitlang in Jaslo befand, wird erzählt, daß er dort ganz still und abgeschlossen in einem kleinen Hause lebte; er arbeitete fast den ganzen Tag hindurch, nur am Abend konnte man den kleinen untersetzten Herrn auf seinen kurzen Spaziergängen zu Gesicht bekommen. Er verkehrte fast mit niemand, nur für das zwei Jahre alte Kind seines Nachbars, eines jüdischen Kaufmanns, zeigte er lebhaftes Interesse. Oft zog er das Kindermädchen, wenn es mit seinem Schützling vor der Tür saß, in ein Gespräch und gab ihm Ratschläge über die Pflege und Erziehung des Kleinen. — In Lemberg haben die Russen, so erzählen Personen, denen es gelang, aus der Stadt zu entkommen und auf abenteuerliche Weise den Weg durch die russischen Linien zu finden, ihre Herrschaft damit begonnen, daß sie Schauspielertruppen und Artisten aus dem Innern Rußlands kommen ließen und echt russische Abendunterhaltungen in Lemberg einführten. Die Vorstellungen im Kasinogebäude sind aber ausschließlich von russischen Militärs oder russischen Beamten und ihren aus der Heimat hereingefluteten Dämchen besucht, die auch dem Straßenbilde einen für Lemberg ungewohnten Charakter geben. Für die österreichische Zivilbevölkerung hat das Leben auf den



Russische Soldaten in Tarnow mit einem Blindgänger aus einer österreichisch-ungarischen 42-cm-Haubitze.



Aus der Russenzeit Ostpreußens:
Das Kriegerdenkmal in Lyck, von dessen Gitter die Russen die eisernen Adler abschraubten und mitnahmen. Auf diese Adler bezog sich wohl der Bericht der russischen Heeresleitung der lautete: „Es wurden eine Anzahl preußischer Adler nach Petersburg gebracht.“



Anbringen einer Tafel an der russischen Kommandantur in Przemysl.

Straßen nach 7 Uhr ein Ende. Die Beleuchtung hört schon um 8 Uhr abends auf und um die gleiche Stunde wird auch der Verkehr der elektrischen Straßenbahn eingestellt. Kaffeehäuser und Restaurants sind wohl zum größten Teil geöffnet, aber wo zwei oder drei Leute enger zusammenrücken, um sich zu unterhalten, taucht unfehlbar in allernächster Nähe irgendein fremdes Gesicht auf, von dem man sicher sein kann, daß es einem der zahllosen Agenten der russischen Geheimpolizei gehört. Mitte April kam der Zar in die Stadt. Es war aus Furcht vor einem Bombenattentat strenge verboten, aus dem Fenster zu schauen. Der Zar kam im Automobil aus Brody, zu seiner Rechten saß Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, zu seiner Linken der Gouverneur von Lemberg, Graf Bobrinski. Streckenweise war es totenstill, nur hier und da rief ein bezahlter Agitator dem Herrn aller Reußen einen Willkommengruß entgegen. Größte Willkür ist in allen von den Russen besetzten Städten und Ortschaften das Merkzeichen zarischer Macht, namentlich die Juden in Lemberg werden in einer entsetzlichen Weise behandelt. Unzählige werden ohne Angabe eines Grundes mit Peitschenhieben traktiert. Kaufleute, die für die österreichisch-ungarische Armee geliefert haben, wurden meist nach Vollzug der Prügelstrafe nach Sibirien verschickt. 232 Lemberger Bürger wurden mit Gefängnis von 1 bis 3 Monaten bestraft, weil sie sich geweigert hatten, an der Huldigung für den Zaren teilzunehmen. In Przemysl haben die Russen verhältnismäßig wenig Verheerungen angerichtet. Nur die leerstehenden Wohnungen der vermögenderen Einwohner, die die Festung vor der Belagerung verließen, sind mit Sorgfalt und Gründlichkeit geplündert worden. Gleich nach dem Einzug der Russen in die Festung wurden von den Bewohnern erst einmal Steuern eingezogen und zwar oft für eine längere Zeit im Vorhinein. Für die Ausübung eines Gewerbes mußte man einen bis zehn Rubel monatlich bezahlen, aber immer gleich den Betrag für ein halbes Jahr erlegen. Dabei waren Mißhandlungen und Prügelstrafen ohne vorheriges Verfahren an der Tagesordnung. Es kam vor, daß man unter dem Vorgeben, unfreundlich gegen die Russen gewesen zu sein, auf offener Straße blutig gehauen wurde . . . . Mit Hoffnung und Zuversicht lauschen die Bewohner der noch vom Feinde besetzten Gebiete dem fernen Kanonendonner der verbündeten Heere, die unaufhaltsam näher und näher rücken und die eine baldige, endgiltige Befreiung von den Leidenstagen der Russenzeit verbürgen.

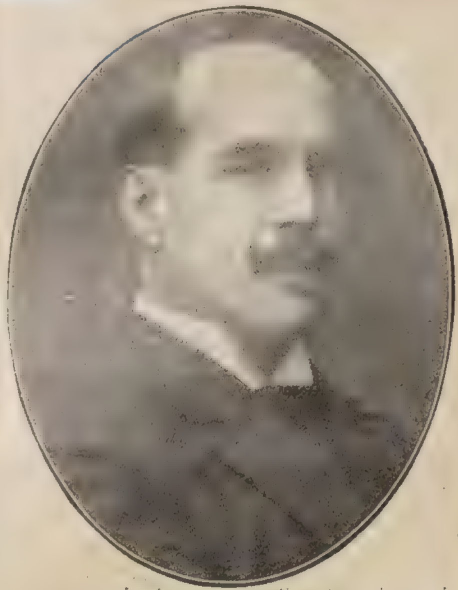


General von Linsingen,
der Führer der siegreichen Armeegruppe in Ostgalizien, die Stryj eroberte und den Uebergang über den Dnjestr erzwang. Phot. Gebr. Siebe.



Unterzeichnung der neuen dänischen Verfassung durch König Christian X. im Staatsrat. Hofphot. Elfelt.

BILDNISSE VOM TAGE.



König Konstantin von Griechenland.
Hofphot. Voigt, Hamburg.

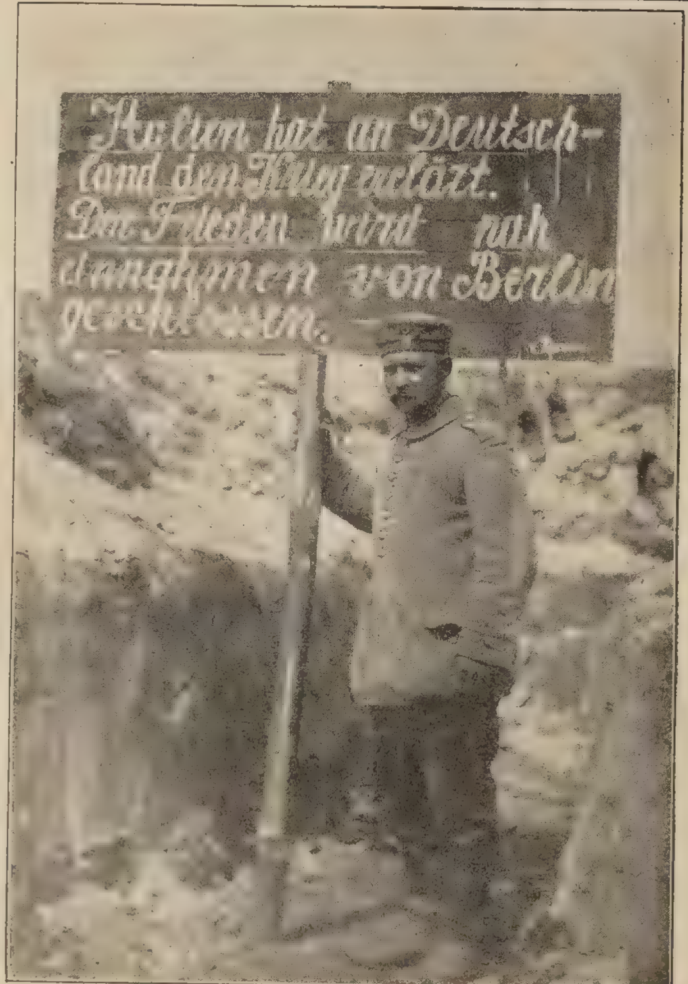


Kronprinz Georg von Griechenland.
Hofphot. Bieber, Berlin.



Kaiser Franz Joseph
mit dem ältesten Sohn des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Josef.
Hofphot. H. C. Kosel.

In der Zeit der „Schützengrabenfreundschaften“, als sich an vielen Stellen besonders auf der westlichen Front ein reger Verkehr zwischen den äußersten feindlichen Stellungen entwickelte, tauschten die deutschen und französischen Soldaten die neuesten Nachrichten und Zeitungen aus. Meist legte eine Patrouille nachts an einem bestimmten Ort die Sachen nieder, die dann in der nächsten Nacht fast regelmäßig fortgenommen oder durch „Gegengeschenke“ ersetzt waren. Als aus militärischen wohlerwogenen Gründen diese feindlich-freundlichen Beziehungen aufhören mußten, beschränkte man sich darauf, die wichtigsten Kriegsneuigkeiten dem Feinde kund zu machen. Entweder wurden dann Büchsen, die die Nachricht auf einem Stück Papier enthielten, hinüber geworfen oder nachts von kühnen Schleichposten Tafeln vor der feindlichen Stellung aufgebaut, so daß die Feinde beim Morgengrauen die Neuigkeit vor der Nase hatten. An einer Stelle fanden die Deutschen gleich nach der italienischen Kriegserklärung eine Tafel, auf die Franzosen geschrieben hatten: „Italien mit uns!“ Am nächsten Tage stand auf dem nach der französischen Seite gedrehten Schild von deutscher Hand geschrieben: „Gott mit uns!“ Im Osten stellten deutsche Soldaten Tafeln auf, auf denen die Russen belehrt wurden, daß sie als Gefangene gut behandelt würden. Infolgedessen schlichen regelmäßig einzelne Russen aus ihren Stellungen fort und ergaben sich als Ueberläufer. Einmal erschien ein kleiner Trupp noch in derselben Nacht bei den deutschen Vorposten, geführt von einem deutsch sprechenden Russen, der aus Ordnungsliebe die verlockende Tafel gleich wieder mitgebracht hatte. — Nach den letzten Nachrichten scheint die Erkrankung des Königs von Griechenland sich der Besserung zuzuwenden. Noch vor einigen Tagen schien der König in großer Lebensgefahr zu schweben, so daß die nach Athen berufenen berühmten Chirurgen, Geheimrat v. Kraus aus Berlin und Prof. Eiselsberger aus Wien, zu einer Operation schreiten mußten, die eine eiterige Entzündung im unteren Teil des Brustkastens aufdeckte. König Konstantins Befinden hat im ganzen Volke die größte Teilnahme erweckt, da der König gerade in dieser wildbewegten Zeit die Ziele der griechischen Politik mit sicherer Hand in der Neutralität zu finden wußte. Der älteste Sohn, Kronprinz Georg, ist fünfundzwanzig Jahre alt und hat seine militärische Erziehung in Deutschland erhalten, wo er über drei Jahre bei der Garde diente.



Deutsch-russischer Schriftwechsel:
Diese Tafel stellten die Russen am 25. Mai nachts vor die deutschen Schützengräben. Sie wurde von den Deutschen geholt.



Schon nach einigen Tagen konnten die Deutschen die obenstehende Tafel in polnischer Sprache als Antwort an der gleichen Stelle aufpflanzen.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

4. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Herr v. Rodehau wandte sich wieder der jungen Exzellenz zu. „Und wohin darf ich den Fuchs schicken? Paßt es Ihnen heute nachmittag? Oder morgen früh?"

„Morgen früh um acht. Am besten, wir probieren bei uns in der kleinen Bahn. In der Rüsternallee."

„In Westend?"

„Ja, wir können da eine Miniatur-Reitbahn benutzen. Dicht bei der Pensionsstallung, in der früher unsere Pferde standen. Da würde ich den Fuchs wohl auch wieder einstellen." Sie sah dem schönen Tier, dem soeben der Woylach übergedeckt wurde, strahlend nach. „Ganz glücklich bin ich, daß ich so rasch zugegriffen habe."

„Exzellenz sollen aber keineswegs gebunden sein. Die Eile könnte Sie hinterher reuen, und wenn ich erst in Afrika schmore, dann will ich mich wenigstens von dieser Schuld frei wissen."

Evchen schüttelte den Kopf: „Keine Angst, ich bleibe bei meinem Entschluß, selbst für den Fall, daß es wieder einmal eine Dummheit sein sollte."

Gemeinsam kehrten sie zur Mittelpromenade zurück. v. Rodehau verabschiedete sich bei der Stallung, der Legationsrat brachte seine Schwiegermama noch bis zum Untergrundbahnhof am Zoo.

Es war inzwischen zehn Uhr geworden. Fritz hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Er nahm am Schalter eine Karte nach dem Kaiserhof; von da hatte er nur ein paar Schritte zum Auswärtigen Amt. Als er den Bahnsteig der zur Stadt führenden Richtung betrat, wurde gerade ein Zug abgefertigt. „Bitte, beeilen beim Einsteigen!" rief ihm ein Schaffner zu. Trotzdem ein Trupp geschäftiger Herren und Damen im Sturmschritt ihn überholte, aufgeregt mit den Armen arbeitend, um noch zurecht zu kommen, behielt er seine volle Ruhe und Würde bei. Eile erschien ihm plebejisch. Richtig fuhr der Zug ohne ihn ab.

Aber drüben, auf dem gegenüberliegenden Perron, schob sich soeben eine schlanke, behende Dame im letzten Augenblick noch hastig in den nach Westend abgehenden Zug. Er hörte Frau Evchens helles Lachen. Der Schaffner mußte eine Strecke mit dem Zuge mitspringen; knallend warf er die Tür ins Schloß.

Fritz von Unruh klemmte das Monokel vor's Auge, starrte in den finsteren Tunnel und überlegte.

Nein, nein, nein, nein, so konnte und durfte es nicht weitergehen! In dieser Form war seine Schwiegermutter für ihn unannehmbar. Allmählich hatte sich in ihm eine unüberwindliche Abneigung ausgebildet gegen diese Frau . . . Unsagbar hatte es ihn jetzt wieder gebost, daß der ehegeschiedene, junge Kavallerist es wagte, in dieser Art und Weise mit ihr zu sprechen — in einer Art und Weise, als ob sie nicht eine Exzellenz, die Witwe eines Staatssekretärs, eine Frau von achtunddreißig Jahren sei, die Mutter einer verheirateten Tochter, sondern . . .

Erschrocken fuhr er zusammen, denn die ersten Wagen des neuen Zuges sausten dicht an ihm vorüber. Er ließ das Monokel fallen. Gemessen schritt er dann dem Nichtraucherabteil zu und nahm in dumpfem Aerger Platz.



Auf Posten in Polen am Ostersonntag 1915. Aquarell von Ernst Lübbert in der Großen Berliner Kunstausstellung 1915. Angekauft von der Stadt Charlottenburg.

V.

Das war nun die neueste Sensation, über die aus Westend berichtet wurde: Lisas geschiedener Mann fand sich täglich bei Exzellenz Evchen ein!

Leuthold v. Schimpff, der Militärattaché, wußte es von seinem Bruder, dem Herrenreiter, und der hatte es von Freiherrn v. Treusche gehört. Lisa v. Rodehau lebte in Florenz, sie hatte keine Verbindung mehr mit der Familie, aber ebensowenig hielt es der Schimpffsche Anhang für korrekt, irgendwelche Beziehungen zu ihrem geschiedenen Manne aufzunehmen. Als Leuthold, der nach Petersburg versetzt wurde, bei Barbara und Fritz seinen Abschiedsbesuch machte, kam der Fall natürlich zur Sprache, und Barbara wurde die schwere Aufgabe übertragen, ihrer Mama Vorstellungen zu machen.

Fritz v. Unruh saß mit steinerner Miene dabei. So liebenswürdig und vetterlich Leuthold sein Anliegen vorbrachte, es wurmte den Legationsrat doch gewaltig, daß seine junge Frau sich ihrer Mutter wegen eine solche Maßregelung gefallen lassen mußte.

Inzwischen ließ sich Exzellenz Evchen nicht im entferntesten träumen, daß sie in ein Wespennest gestoßen hatte. Sie lebte in den paar Tagen des sportlichen Beisammenseins mit dem jungen Rittmeister ganz neu auf.

Zum Glück hatte das Büro v. Rodehaus Fahrkarte anstandslos zurückgenommen; es hing jetzt also ganz von seiner Laune ab, ob er den nächsten oder gar erst den übernächsten Dampfer benutzte. Daß Frau v. Schimpff den Goldfuchs behielt, war zwischen ihnen abgemacht. Er hatte aber leichtsinnigerweise schon zwei gute Gelegenheiten, die ungarische Stute zu verkaufen, verpaßt. Einfach aus dem Grunde, weil er das Pferd für die Begleitung seiner liebenswürdigen Reitschülerin noch brauchte. Der Goldfuchs stand beim Stallmeister Kunow, die Stute ritt er jeden Morgen vom Pensionsstall am Zoo aus den Kaiserdamm entlang nach Westend, wo er ziemlich pünktlich um acht Uhr vor der Villa eintraf. Gewöhnlich wartete dann schon der Stallmeister mit dem Goldfuchs vor der Gartentür, und die junge Exzellenz stieß hinzu. v. Rodehau sprang ab und half ihr in den Sattel. Dann zog der Stallmeister mit der Decke ab, und das Paar ritt in den Grunewald. Evchen hatte gute Reitanlage, saß vorzüglich und verstand den Goldfuchs noch vor dem ersten Trab zu versammeln. Ihre leichte Hand kam ihr da zu Hilfe.

Einmal mußten sie des schlechten Wetters wegen in der Bahn reiten. Evchen ließ es dem Rittmeister nach dem Hotel telephonieren. Dort, wo die Villenkolonie an den nur mit kümmerlichem Kieferngestrüpp bestandenen ehemaligen Schauplatz der Trabrennen grenzte, befand sich auf einem tief unter dem Straßenniveau gelegenen Grundstück die kleine Reitbahn. Als Evchen im Gummimantel zum Gittertor gelangte, standen die beiden Flügeltüren des scheunenartigen Holzbaues weit auf. Aber drinnen befand sich nur der Stallmeister Kunow, der den Goldfuchs unter dem Damensattel abtrabte, Volten und Seitengänge ritt.

„Hallo!“ rief da von der nächsten Ecke her ein schlanker Zivilist in khakifarbenem Reitanzug und schwang die Mütze durch den herunterpatschenden Regen.

Es war der Rittmeister.

Exzellenz Evchen winkte ihm ebenso munter zu. „Sie kommen von der Spandauer Seite? Haben Sie schon eine private Felddienstübung hinter sich?“

v. Rodehau lachte. „So 'was Aehnliches war's. Ich habe mich verbiestert. Auskunft durch Landeseinwohner versagte total.“ Verdutzt sah er jetzt die tief da unten liegende kleine Reitbahn. „Allerdings hab' ich auf meiner Irrfahrt immer nur nach imposanteren Baulichkeiten Ausschau gehalten.“

„Es ist die Keimzelle eines Tattersalls,“ sagte die Exzellenz.

In bester Stimmung begab sie sich an v. Rodehaus Seite, der abgestiegen war und seine Stute führte, in die Bahn hinunter.

Nach einer halben Stunde dampften sie alle vier: Die beiden Pferde und ihre Reiter. v. Rodehau ritt mit seiner Schülerin die ganze Schule durch. Die Pferde mußten all' ihre Künste vorführen: Er ließ sie auf je zwei Schritt den Galopp wechseln, schließlich seine Stute mit jedem einzelnen Schritt. Es war wie im Zirkus. Dem Fuchs hatte er auch spanischen Schritt beigebracht. Evchen war Feuer und Flamme. Sie strahlte, hatte leuchtende Augen, heiße Wangen.

Inzwischen hatte es zu regnen aufgehört, und der Rittmeister schlug noch — zum Ausruhen für Pferde und Reiter, wie er sagte — einen kleinen Spazierritt in den Grunewald vor.

Unterwegs berichtete er ihr, daß er die Fahrkarte ohne Verlust losgeworden war.

„Aber das ist ja reizend!“ rief sie lebhaft, fügte indes zögernd hinzu: „Das heißt, Sie haben doch nicht etwa meinetwegen — ich meine, weil ich mich nicht sogleich entscheiden wollte — Ihren ganzen Reiseplan nach dem Süden abgeändert?“

„Der nach dem Süden war nicht sorgfältiger ausgearbeitet als der heute früh nach Westend. Ich bin in all diesen Dingen furchtbar wenig militärfromm veranlagt. Sorgfältige Reisevorbereitungen verleiden mir so eine Unternehmung von vornherein.“

Seine lebhafte, ursprüngliche Art glich der ihren. Sie neckte ihn aber damit. Auch mit der Vielseitigkeit seiner Interessen. Während sie so durch den Wald ritten, in dem die Bäume, die Sträucher, die Farne noch vom Regen tropften, erzählte er von seinen nächsten Plänen. Aber er blieb nicht lange bei dem Thema. Im Nu waren sie für ein paar Minuten in der Ausstellung der Akademie, darauf in einer Premiere literarischen Stils — sie kamen darüber beinahe in's Zanken.

„Um Himmels willen, wie wollen Sie's in Afrika aushalten, wenn Sie hier alle Saisonsensationen mitgemacht haben?“ warf Evchen, als sie in die breite Galoppallee einbogen, die durch den ganzen Grunewald führte, mitten in v. Rodehaus lebhaften Vortrag hinein.

Er ließ seine Stute nicht anspringen. Während er ihr die Zügel hingab und sie kauen ließ, nickte er, ernster werdend, mit dem Kopf und stimmte ihr zu. „Ja, Sie haben recht, gnädige Frau, es wird ein krasser Wechsel. Aber die Premieren selbst und die Kunstausstellungen und all' den Trubel werde ich nicht vermissen. Vermissen werde ich nur: Einen Menschen, mit dem man darüber plaudern kann. Oder auch ein bißchen zanken. Darüber — und über so manches andere, das einem noch mehr am Herzen liegt.“

Sie suchte während des langsamen Schrittreitens in seinen Zügen zu lesen. Wie er das eben sagte, tat er ihr leid. Warum eigentlich mochte ihm seine Frau durchgebrannt sein? Was für ein Wesen war das überhaupt?

„Sie sind noch nicht lange allein?“ fragte sie ihn etwas zögernder, gewissermaßen tastend.

„Allein war ich immer. Von Jugend auf. Als Kadett und als Offizier. Und auch solange ich den Goldreif am vierten Finger trug.“

„Ich habe Ihre Frau nur das eine einzige Mal gesehen. Sie gefiel mir eigentlich sehr.“

„Mir auch. Es war nur meine angeborene Dummheit, die zur Trennung geführt hat.“

„Dumm erscheinen Sie mir gerade nicht.“

„Manchmal verstelle ich mich.“

„Es ist ja ein heikles Thema, und Sie sollen mir nicht antworten, wenn es Ihnen lästig ist, aber — ich möchte jetzt natürlich gern wissen, was eigentlich vorgefallen ist.“

v. Rodehau lächelte etwas spöttisch. „Hat es Ihnen wirklich niemand gesagt?“

„Niemand.“

„Frau Lisa wollte eine kleine Tändelei nebenher haben. Aus reinem Uebermut. Vielleicht bloß, um mich eifersüchtig zu machen. Aber der Italiener verwechselte die Motive und ging stürmischer vor, als Frau Lisa erwartet hatte. Und sie hatte das Pech, daß ich gerade dazu kam, als er in ihrem Salon . . . Doch Einzelheiten wollen Sie wohl nicht.“

„Nein.“

„Ich hatte gar keine Beweise. Und sie leugnete entrüstet. Und der Conte schwor. Aber ich kam mir nun einmal unsagbar blamiert vor, ward schneidend ironisch, bat die Herrschaften um Verzeihung für die Störung, ging aus dem Zimmer, aus dem Haus und trat in derselben Stunde noch eine Autofahrt nach Belgien an. Als ich acht Tage darauf zurückkehrte, weilte Frau Lisa in Florenz. Jetzt, nach der Scheidung, hat der Conte sie geheiratet. Das sei belastend, sagen die einen. Ich finde: Es war sehr anständig von ihm. Gleichviel wie sie miteinander standen. Aber um Lisa tut mir's leid. Denn der Conte betrügt sie gewiß schon heute, und sie wird eines Tages unglücklich und vergrämt wieder hier in Berlin einrücken. Schade um das junge Menschenleben. Einer Kinderei halber —!“

„Sie hätten diese Kinderei wohl nicht gleich so grausam tief einschätzen dürfen.“

„Das sag' ich mir heute selbst. Ich gebe Frau Lisa ja auch gar keine Schuld. Aber das Spielen mit geladenen und nicht gesicherten Waffen wird beim Militär unter allen Umständen mit Arrest bestraft.“

„Von Rechts wegen?“

Er zuckte die Achsel. „Ich habe die Gesetze nicht gemacht, Exzellenz. Uebrigens bin ich all' meiner Lebtage viel leichtsinniger gewesen als vermutlich Frau Lisa. Wenn das Schicksal gerecht sein sollte, käme ich gar nicht aus dem Arrest heraus.“

„Selbsterkenntnis ist der erste Schritt . . .“

„Um's Himmels willen, ich werde mich doch nicht bessern sollen?“

„Entsetzt Sie die Vorstellung so?“

„Wem nütze ich, wem helfe ich damit? Keiner Menschenseele. Aber wenn ich der leichtsinnige Strolch bleibe, der ich nun einmal geworden bin, so hat doch der eine oder andere einen Spaß an mir. Ich gehöre dem Zufall. Das ist in dieser Welt der Gesetze, der Pflichten und der Spießbürgerei doch ganz lustig, nicht?“

„Zum mindesten abwechslungsreich.“ Sie lächelte. „Ich will Ihnen aber keine Vorwürfe machen — weil ich ja selbst nicht besser bin.“

Im Galopp nahmen sie die breite Allee und ritten dann quer über den kleinen Exerzierplatz der Villenkolonie zu.

Da sie für den Ritt am anderen Morgen eine noch frühere Zeit festsetzen mußten — Exzellenz Evchen war schon auf zehn Uhr zum Zahnarzt bestellt — so ließ der Rittmeister seine Stute gleich hier oben bei Kunow stehen.

Als sie abstiegen, begleitete er die Exzellenz noch in's Haus. Er sollte ihr seine Bankadresse aufschreiben, an die sie den Kaufpreis anzuweisen hatte.

Der Einfachheit halber benutzte sie den nächsten Weg in ihr Zimmer: den über die Veranda. Die Türe stand hier offen.

Ueberrascht blieb Evchen im Türrahmen stehen — denn an ihrem Schreibtisch saß Barbara.

„Oh, da treffe ich Dich also doch noch, Mama!“ sagte die junge Frau und zerriß den Brief, den sie zu schreiben begonnen hatte. „Gerade wollte ich Dir schriftlich Nachricht geben . . .“ Sie gewahrte Herrn v. Rodehau und erwiderte seinen Gruß gemessen, wenn nicht hoheitsvoll.

„Wir haben einen tüchtigen Ritt hinter uns, liebes Kind. Zuerst mußten wir in der Bahn üben, weil es Bindfaden regnete. Aber die Regenstimmung im Wald war jetzt doch sehr schön. Das Glitzern und Funkeln wie von Milliarden Tautropfen . . . Was ist das für ein Theaterbillett, Barbara, das da auf dem Schreibtisch liegt? . . . Ach, die zweite Karte zu den Kammerspielen, die unglückselige? Zur ‚Emilia Galotti‘?“

„Also Onkel Schimpff bedauert, er könnte Dich nicht begleiten, weil er zu den Rodensteinern muß, das hatte er neulich ganz vergessen. Nun schickt er das Billett uns, aber Fritz hat keine Lust, er ist abends immer so müde und meint, es wäre doch das einfachste, man schickte die Karte an die Kasse zurück.“

„Bitte, Herr v. Rodehau, nehmen Sie doch Platz. Du bist so beeilt, Barbara?“ fragte sie verwundert. „Was hast Du noch alles vor?“

„Ich soll Fritz um zwölf vom Amt abholen.“

„So, so. Aber wen ich heute früh mit der Karte nach der Theaterkasse schicken soll, weiß ich wirklich nicht. Du selbst könntest den Umweg wohl nicht machen, bevor Du Fritz abholst?“

„Ausgeschlossen, Mama. Da ist mein Besorgungszettel. Es tut mir riesig leid.“

Lächelnd warf der Rittmeister ein: „Wenn ich nun neben meinem Pferdegeschäft auch noch einen schwunghaften Billetthandel auftun dürfte? Mit Vergnügen kaufe ich Ihnen eine der Karten ab.“

Exzellenz Evchen drehte sich nach ihm um: „Sie?! Stürzen Sie sich nicht ins Unglück, Herr v. Rodehau, die „Emilia“ dauert bei Reinhardt vier Stunden.“

„Um so besser. Ich weiß ja sowieso nicht, wohin mit meiner Zeit bis zur Abreise.“

„Natürlich sind Sie schon in Ihrem ganzen Freundeskreis weggegessen?“

„Ueberall. Und wenn ich's wage, mich noch irgendwo zu zeigen, werde ich unbarmherzig verstoßen. Ich habe jetzt nach Afrika unterwegs zu sein.“

„Dann ist's einfach Christenpflicht, sich Ihrer anzunehmen.“

Barbara war fassungslos. „Aber — das ist doch nicht gut denkbar!“ Sie machte unwillkürlich eine Bewegung nach dem Schreibtisch hin.

„Hier, Herr v. Rodehau. Es sind gute Plätze in der dritten Reihe.“

„Ach, Mama — da überlege ich mir eben — ich könnte am Ende den Weg zur Modistin lassen und doch lieber das Billett an der Kasse zurückgeben.“

Rodehau schien gar nicht zu merken — oder merken zu wollen —, daß Barbara in dem Handel irgend etwas Unpassendes witterte. „Nein, nein, gnädige Frau, ich bin glücklich über den Kauf!“

Exzellenz Evchen meinte: „Ich wollte Ihnen gerade Rabatt anbieten, weil es doch gewissermaßen Rundreisebilletts sind. Aber wenn Sie beteuern, daß wir Sie damit glücklich machen, gibt es natürlich kein Erbarmen, und Sie müssen den vollen Preis erlegen.“

Inzwischen hatte Rodehau auch die gewünschte Adresse niedergeschrieben. Das Geschäftliche wurde geregelt, dann griff der Rittmeister wieder zur Mütze. „Aber jetzt will ich die Damen nicht länger stören. Verzeihen Sie mir mein Eindringen. Und meinen schönsten Dank, Exzellenz, daß Sie mir noch Gelegenheit geben, meine klassische Bildung zu vervollständigen, bevor ich nach Afrika reise.“

„Sie werden dort gewiß gute Verwendung dafür haben.“

„Unbedingt.“ Lachend verabschiedete er sich.

Sobald er draußen war, sagte Barbara: „Dann gib mir also das andere Billett, Mama, damit ich's zurückbringe.“

„Weshalb denn? Ich wollte mir doch längst die ‚Emilia‘ wieder ansehen. Ich freue mich darauf.“

„Auch jetzt noch?“

„Warum jetzt nicht mehr?“

„Ich meine: wo Herr v. Rodehau den Platz neben Dir haben wird?“

„Das sollte mich abhalten?“

„Ich meine allerdings — es könnte doch ein sehr übles Gerede geben, wenn man Dich mit Rodehau im Theater sähe —“

Hell lachte Frau v. Schimpff auf. „Aber Du bist ja gottvoll, Kleinchen. Er ist ja noch ein halbes Dutzend Jahre jünger als Fritz!“

Barbara sah sich erschrocken um. Sie wähnte sich immer von Horchern und Spähern umgeben. In leiserem Ton sagte sie: „Ich dachte natürlich nicht daran, sondern . . . Alle Schimpffs weichen Rodehau aus. Seit der Scheidung. Da können doch gerade wir keine Ausnahme machen. Es ist schon fatal genug, daß Du durch die unglückliche Pferdegeschichte geschäftlich mit ihm zu tun bekommen hast. Hauptsächlich deswegen bin ich nämlich hergekommen. Also Leuthold war bei Fritz. In der ganzen Verwandtschaft wird darüber geredet. Treusches und Diergardts . . . Ich bitte Dich um alles in der Welt, was werden die erst sagen, wenn sie hören, daß Du mit ihm im Theater zusammengetroffen bist! Ich habe ganz nasse Hände bekommen vor Aufregung. Wie ich das überhaupt Fritz beibringen soll, das ist mir noch ganz unklar.“

Exzellenz Evchen hatte ihre Tochter sprachlos gemustert. Von der Schneckerlfrisur an bis zu den Lackschuhspitzen. Solch eine Strafpredigt hatte sie bisher denn doch nicht zu hören bekommen. Nicht einmal von ihrem Mann. Aber sie nahm Barbaras Aufregung nicht sonderlich ernst. Sie wollte sich auch nicht über Fritz ärgern: denn er allein sprach ja jetzt aus ihrer Tochter.

„Meine liebe Barbara," sagte sie in ruhigem, liebenswürdigem und sanftem Tone, „ich bin ja überzeugt, daß Fritz ein ebenso vorzüglicher Gesellschafter ist wie Herr v. Rodehau, den ich in den paar Tagen aufrichtig habe schätzen lernen. Rodehau ist wirklich sehr nett; er ist anregend, er ist frisch und natürlich und hat ein gut Teil Humor." Sie hob die Schultern und seufzte in leichtem Spott. „Vielleicht ist er nicht ganz so korrekt, nicht ganz so überlegt und so moralfest wie Dein guter Fritz. Nun, das sind menschliche Unvollkommenheiten, die man ertragen muß. Aber da ich von Fritz nicht gut verlangen kann, daß er seine Freizeit mir widmet, seiner Schwiegermama, so muß ich mich eben mit einem weniger kostbaren Ersatz begnügen."

Barbara merkte den Spott nicht heraus. „Wir sind doch weit entfernt davon, zu verlangen, daß Du Dich jetzt von der ganzen Welt abschließen solltest, Mama. Aber muß es denn ausgerechnet Rodehau sein, der Dir Gesellschaft leistet?"

„Es wird ja heute abend das erstemal sein, liebe Barbara. Denn bisher war er mein Lehrer — und zwar ein sehr strenger und anspruchsvoller. Ich bin äußerst gespannt, wie er mich unterhalten wird. Ob er mir ein bißchen die Kur machen wird? Natürlich wird er mich nach dem Theater einladen, mit ihm zu speisen . . ."

„Mama —!!" Barbara breitete voller Entsetzen beide Arme aus. „Das ist Dein Ernst? Und Du würdest annehmen?"

„Aber selbstverständlich. Sage das nur Fritz, bitte."

„Das — das — das wage ich gar nicht!"

Nun setzte sich Exzellenz Evchen hin und lachte aus vollem Herzen. „Was für ein Dummelchen Du doch noch bist, Barbara!"

Endlich begriff Barbara, daß sie von ihrer Mama zum besten gehalten wurde. „Ach Gott, was für einen Schreck Du mir eingejagt hast. Ich kann Dir nur sagen, Mama, Du bist jetzt wirklich mein Sorgenkind geworden." Sie atmete tief auf. „Wenn der schreckliche Rodehau doch erst in Afrika wäre!"

* * *

Und sie speisten doch nach der Vorstellung gemeinsam.

Das kam so.

In dem Augenblick, in dem Odoardo seine Tochter umbrachte, fühlte Exzellenz Evchen einen Stich, der ihr durch und durch ging. Sie war von dem Spiel so mitfortgerissen, daß sie sich über den körperlich fühlbaren Schmerz keine Rechenschaft gab. Aber als der Vorhang fiel, wußte sie: es war Hunger. Sie hatte heute schon um ein Uhr Mittag gegessen, und jetzt war es elf vorbei. War sie sparsam, das heißt verzichtete sie auf ein Droschkenauto und benutzte die Untergrundbahn, so gelangte sie erst nach Mitternacht heim. Sie erklärte dem Rittmeister also, daß sie noch rasch am Büfett ein Brötchen zu sich nehmen wollte. Das Büfett war aber schon abgeräumt.

„Nebenan, im Dete, bekommen Sie alles, was Sie wünschen," sagte der Portier.

Er meinte die gemütliche, kleine Kellerwirtschaft unter dem Musentempel.

Exzellenz Evchen war hier noch nie gewesen. Etwas scheu sah sie sich in der fast leeren Wirtschaft um. Ein Kellner rückte zwei Stühle an einem Tischchen zurecht und schob ihnen die Speisekarte zu.

Sie setzte sich, um eine Kleinigkeit von der Karte zu wählen.

Rodehau amüsierte sich über ihre Aengstlichkeit. „Die Sakristei-Stille wird nicht lange anhalten. Da — hören Sie? — eben ist auch hier der letzte Akt zu Ende gegangen. Nun strömen gleich die Völker der beiden Welten zusammen."

Durch die offene Tür und das Vestibül hörte man das Beifallsrasen des begeisterten Publikums, dazwischen Rufe: „Reinhardt! Reinhardt!" Irgendeine Neueinstudierung des Deutschen Theaters hatte den Enthusiasmus geweckt.

Mäntel und Paletots lose über dem Arm tragend, kamen die ersten Gäste hereingestürmt, um sich einen Platz zu sichern. In einer Minute war der ganze Theaterkeller mit hungrigen und durstigen Kunstenthusiasten gefüllt.

Kamen sie an dem Platz vorbei, an dem Exzellenz Evchen ihr bescheidenes Abendbrot verzehrte, dann stutzten sie, stießen einander an und flüsterten im Weitergehen: „Die Sorma!"

Auch dem Rittmeister fiel heute abend die große Aehnlichkeit seiner Reitschülerin mit der berühmten Schauspielerin auf. Vielleicht, weil das künstlerische Spiel ihre eigene Eindrucksfähigkeit in verstärktem Maße gezeigt und ihre lebhafte Physiognomik noch angeregt hatte.

Die ganz neue Welt, die sie hier umgab, fesselte sie so, daß sie nicht so rasch wieder aufbrechen wollte. Auch ein paar der bekannteren Darsteller der beiden Bühnen stellten sich dann ein. Es gab immer etwas zu sehen und zu hören.

„Ist es nun wirklich ein Kapitalverbrechen, daß ich hier sitze?" fragte sie sich mittendrin einmal. Der feierliche Fritz v. Unruh würde sie ja allerdings niemals hierher geführt haben. Für ihn existierten nur die großen Hotelrestaurants.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

arzt — au — ba — ber — ber — bus — de — dro — dschun — duld — e — eg — eich — er — ex — gau — ge — ge — ge — gel — gen — i — iam — kamp — lan — lenz — ling — nay — neun — nus — o — per — rauh — re — reif — rhein — see sel — strom — ung — var — wech — zel — zem

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine bedeutsame Schlappe unserer Feinde ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Indisches Sumpfland. 2. Versfuß. 3. Bekannte Stadt in der Champagne. 4. Ausdruck aus der Lehre von der Elektrizität. 5. See im italienischen Grenzgebiet. 6. Ehrentitel. 7. Monat. 8. Ortschaft im Berliner Grunewald. 9. Schiffsbestandteil. 10. Stadt in Bayern. 11. Deutsche Landschaft. 12. Militärärztlichen Rang. 13. Ungarischen Amtstitel. 14. Landwirtschaftliches Gerät. 15. Naturerscheinung. 16. Stadt im Kriegsgebiet der Karpathen. 17. Fisch. 18. Eine Eigenschaft, die die Löser von Silbenrätseln benötigen.

Speise und Trank.

Ob in einem Teil des Brotes versteckt
Ihr wohl ein starkes Getränk entdeckt?

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Beschießung der italienischen Ostküste.

1. Dakota. 2. Igel. 3. Eregli. 4. Bulle. 5. Eisen. 6. Skutari. 7. Chios. 8. Jellachich. 9. Elektrolyse. 10. Serbien. 11. Calo. 12. Ulfilas. 13. Netzhaut. 14. Gelenk. 15. Dessau. 16. Empire. 17. Regens. 18. Intabulat. 19. Taube.

Bilder-Rätsel:

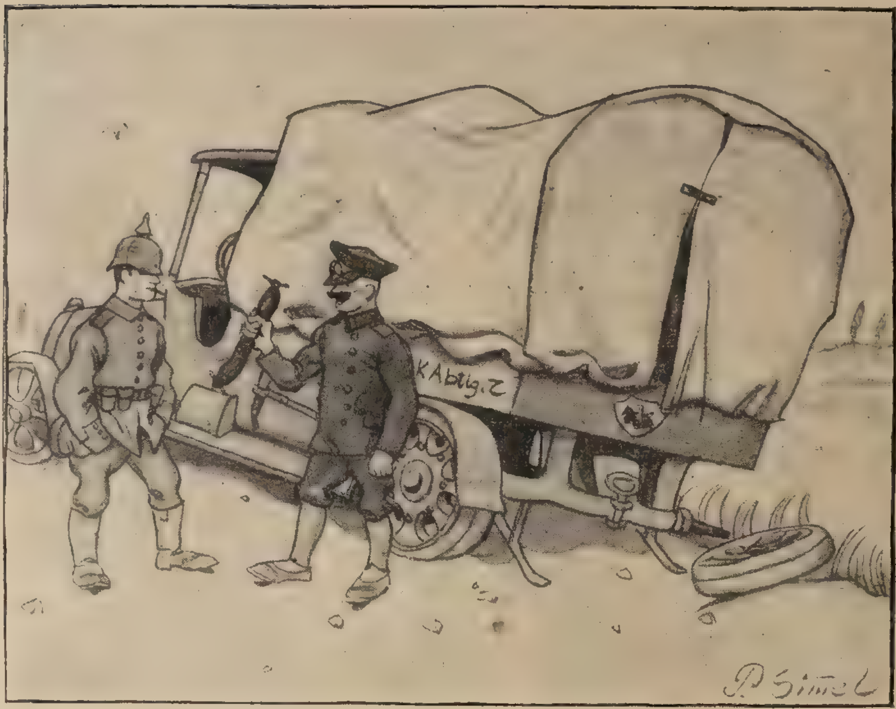
Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land.

Genuß und Arbeit: Retorten.

Französisch-deutsch: Armentières — Armen Tieres.

Geänderte Ansicht: Profil — Profit.

Zeichnung von Paul Simmel.



„Nanu, Granatschuß gekriegt? — „Nee, der Wagen ist über meine Dauerwurst gefahren!"

HUMOR

Unsere Köchin hat aus dem Osten einen Liebesbrief ihres feldgrauen Bräutigams erhalten, in dem folgender schöner Vers steht:

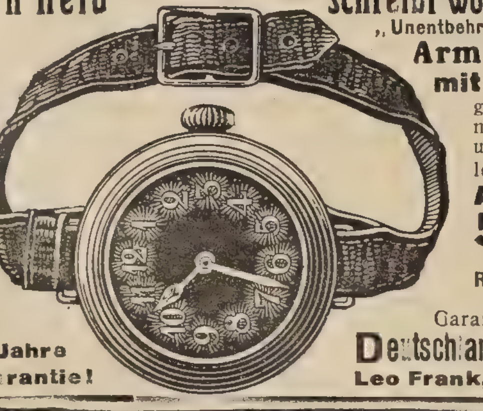
„In meinem Zimmer rußt der Ofen,
In meinem Herzen rußt nur Du!"

*

Ein Geschäft. Eine Wandermenagerie hatte in einem kleinen Ort ihre Zelte aufgeschlagen. Ein Junge war unter die Zeltleinen gekrochen, um auf diese Art umsonst einen Blick auf die wilden Tiere zu tun. Aber der Direktor erwischte ihn dabei und packte ihn am Kragen. Und um ihm und damit der ganzen Dorfjugend einen heilsamen Schrecken einzujagen, rief er einem Neger zu: „Hier Jumbo, schmeiß den Bengel in den Löwenkäfig!" — Aber der Junge sagte ruhig: „Nicht so fix, Herr Direktor, wenn Sie mich die Tiere hier für umsonst ansehen lassen, will ich morgen die allerdicksten Jungen aus unserem Dorfe mitbringen, damit die unter die Leinwand krabbeln!"

*

Hans geht mit seinem Vater spazieren und beobachtet alles. Plötzlich kommt er angelaufen und sagt: „Du Papa, ich habe eben einen Soldaten gesehen, der hatte eine lange Zigarre. Die Zigarre hatte eine Tür und da wo sie offen ist, da ist sie zu!" Der Vater wußte natürlich nicht, was der Junge meinte, ließ sich den Soldaten zeigen und sah nun, daß er — eine lange Pfeife rauchte!









Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfuntel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 26

Berliner

27. Juni 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

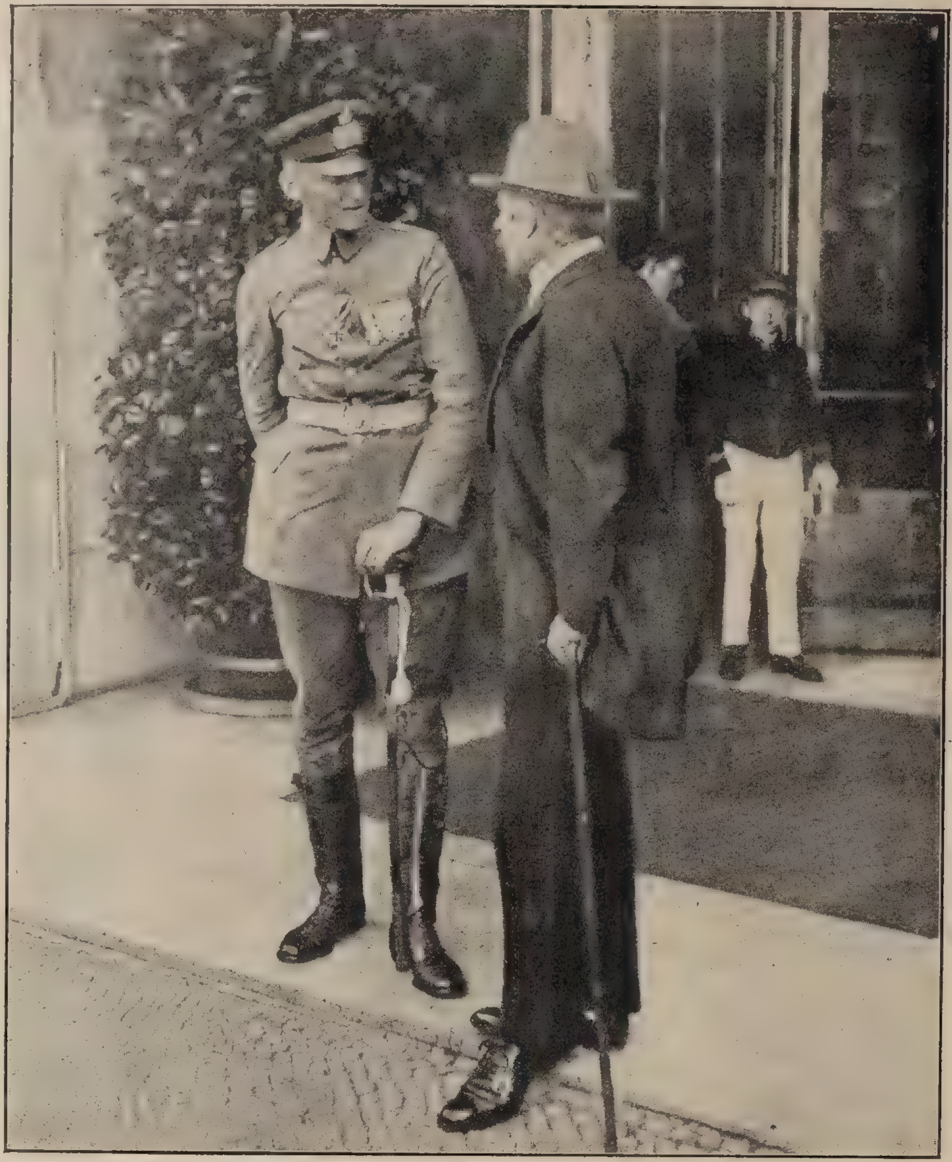
Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Schutz gegen die englischen Gasbomben.
Deutscher Sanitätssoldat in Flandern mit Gesichtsmaske und Sauerstoff-Apparat zur Hilfeleistung für Betäubte.



General Dankl,
der Landesverteidigungs-Kommandant von Tirol.



Kapitänleutnant von Mücke in Berlin.
Phot. B. J. G.



Dr. v. Faulhaber, Bischof v. Speyer,
der als erster deutscher Bischof das Eiserne Kreuz erhielt.

Die deutsche Rangliste verzeichnet noch „S. M. kl. Kreuzer Emden", Kommandant Karl v. Müller, Navigationsoffizier Kapitänleutnant von Mücke. Die Emden ist inzwischen vernichtet, ihr Führer in englischer Gefangenschaft und Kapitänleutnant v. Mücke nach der berühmt gewordenen Fahrt nach Arabien und dem Marsch durch die Wüste mit dem Rest der Mannschaft nach Deutschland zurückgekehrt. Bei einem Vortrag erzählte v. Mücke in Wien allerlei über die Emden. Der Kreuzer wurde in kurzer Zeit das beliebteste und auch gefürchtetste Schiff in Ostindien. Die Engländer verfolgten die Kaperfahrten der „Emden" mit dem größten Interesse als sportliche Sensation. Am 28. Oktober fuhr das Schiff nach Penang, wo im Hafen der russische Kreuzer „Schemtschuk" lag. Damals setzte die „Emden" den berühmten vierten Schornstein, der den Kreuzer unkenntlich machte. Nachts lief die „Emden" in den Hafen ein. In der Masse der Handelsdampfer lag abgeblendet der Russe, den sie erst auf 250 Meter Nähe erkannten. So erhielt er ein Torpedo in das Hinterschiff. Als der Russe zu schießen anfing, drehte die „Emden", gab ihm noch ein Torpedo und fuhr davon.



Blick auf die Stadt Trient, die Hauptstadt des Trentino. Phot. Dr. Trenkler & Co.



In die Gefangenschaft: Bei den Gebirgskämpfen gefangener italienischer Bersaglieri-Offizier, der im Auto weggeführt wird.

Am 9. November früh vor Sonnenaufgang stand die „Emden“ vor Keeling Islands. Es galt, die dort befindliche Telegraphenstation und die Station für Funkentelegraphie zu zerstören. Hierzu wurde das Landungskorps, zwei Offiziere und 49 Mann, unter Führung Mückes ausgeschifft. Die „Emden“ lag etwa 1500 Meter von Land weg vor Anker. Mücke hatte ursprünglich mit bewaffnetem Widerstand gerechnet und deswegen vier Maschinengewehre mitgenommen. Tatsächlich stießen die Landungstruppen auf keinen Widerstand. Sofort nach dem Landen besetzten sie die Station und gingen daran, alles zu zerstören, zu verbrennen und zu zersprengen. Im Hafen hatten sie beim

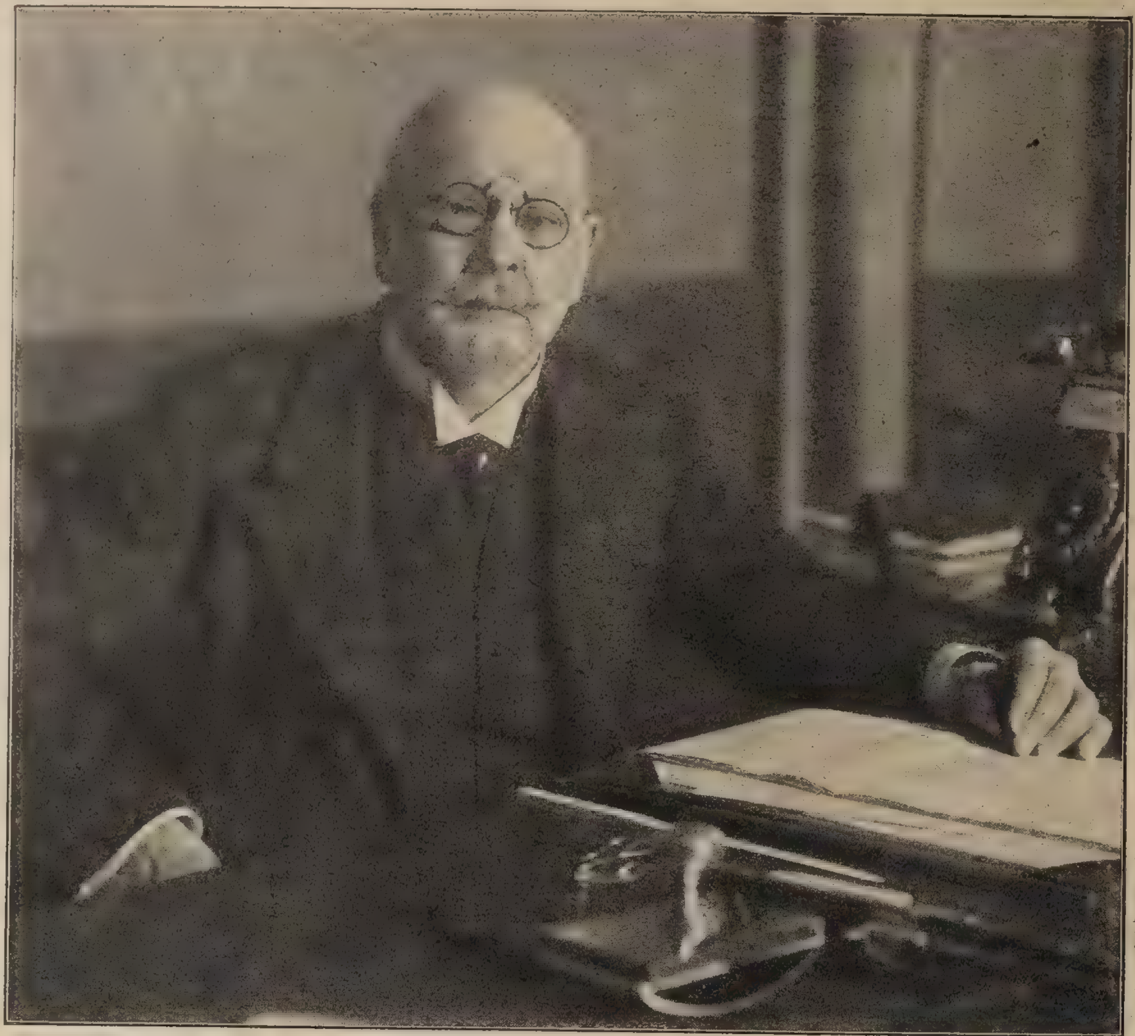


Bei General von Linsingen auf dem galizischen Kriegsschauplatz. Hofphot. G. Berger.
Linsingen. Prinz Georg von Bayern.

Landen ein kleines Segelschiff gesehen. Auch dieses sollte gesprengt werden. Durch einen Zufall wurde das Sprengen des Schiffes auf später verschoben, was dann sehr zustatten kam. Das Fahrzeug war nämlich die „Ayesha“. Das Zerstören der Station und das Fischen der Kabel nahm etwa 2 1/2 Stunden in Anspruch. Plötzlich heulte „Emden“ mit der Sirene. Das war der Befehl, mit äußerster Beschleunigung zurückzukommen. Es war aber bereits zu spät, die „Emden“ war im Gefecht mit dem großen Kreuzer „Sidney“, dessen stärkerer Bewaffnung sie erliegen mußte. Die abenteuerliche Fahrt Kapitänleutnants Mücke mit seinen Leuten ist noch in frischer Erinnerung.



General v. Böhm-Ermolli, der oft genannte Führer einer österr.-ungar. Armee in Galizien.



Geheimrat Emil Rathenau †, der Generaldirektor der A. E. G. Aufnahme von Waldemar Titzenthaler.



General Carlo Porro, der im Verein mit Cadorna die Operationen der italienischen Truppen leitet.

Gegen die Gasbomben.

Der Kriegszweck verlangt die Vernichtung des Gegners; ihn herbeizuführen, wurden in dem jetzigen Kriege neue und eigenartige Kriegsmittel angewendet, zu denen auch die Rauch- und Gasbomben gehören. Erstere entwickeln bei der Explosion dichten Rauch, der die ganze Umgebung in eine Dunstwolke hüllt und dadurch die Mannschaften hindert, ihre Waffen zu gebrauchen, weil sie nichts sehen können. Gleichzeitig dringt der Rauch in die Augen, Nase und durch den Mund in den Körper ein und ruft schwere Schädigungen hervor. Es ist dies ein Kriegsmittel, das namentlich kurz vor dem Sturm angewendet wird. Um sich dagegen zu schützen, werden an die Truppe Rauch- und Gesichtsmasken ausgegeben. Es sind dies, wie das Bild zeigt, dicke mit Mull und Watte gefüllte Binden, die über Nase und Mund gelegt werden. Damit wird in erster Linie das Sanitätspersonal ausgerüstet, das in die vordersten Linien entsendet wird, um dort Hilfe zu bringen. Auf der Brust tragen diese Sanitätsmannschaften einen Sauerstoffapparat. So haben die neuartigen Vernichtungswerkzeuge auch gleichzeitig die entsprechenden Schutz- und Rettungsmaßnahmen hervorgerufen.



Schutz gegen die englischen Gasbomben: Die Anwendung des Sauerstoff-Apparats zur Wiederbelebung Betäubter.



Der Kampf um die Dardanellen: Ein Landungsversuch der Engländer, der die mit riesigen Mitteln unternommenen Anstrengungen der Feinde zeigt.
Nach einer englischen Photographie.

Der Kampf um die Dardanellen

Englands Niederlage auf Gallipoli. Von Karl F. Heitmann

Mit gutem Recht wird die Zukunft den Versuch unserer Feinde, die Dardanellen zu forcieren, als eine zweite Völkerschlacht bezeichnen, denn die Mannschaften, die auf Gallipoli blutig miteinander ringen, sind bei weitem buntscheckiger als einst die Völker, die vor 102 Jahren bei Leipzig sich gegenüber standen. Und so groß das Rassengewirr ist, so groß sind auch die Verluste, die der Feind erleidet. Als in voriger Woche im englischen Parlament die Verlustziffer der Briten mit 258,000 Mann bekannt gegeben wurde, wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die letzten sieben Wochen genau so viele Opfer gefordert hätten, wie die vorhergegangenen sieben Monate, und daß dieses ungeheure Anschwellen der Zahl der Toten und Verwundeten die Folge der Dardanellenkämpfe sei. Trotzdem die Engländer sich aus allen Kräften bemühen, die Brille, durch die sie die Schlachten auf Gallipoli betrachten, so rosenrot wie nur möglich zu färben, bricht doch die graue Farbe des Trübsinns immer wieder durch, und das ist nicht zu verwundern, denn unsere Feinde haben ein Unternehmen angefangen, dessen siegreiche Beendigung so gut wie unmöglich ist. Die Ursache ist nicht nur die Tapferkeit der türkischen Truppen, sondern auch die eigenartige Gestaltung der Gallipoli-Halbinsel. Eine gebirgige, wasserarme Landschaft, nach dem Meere zu steil abfallend, mit zahllosen Klippen, Tälern, Felsengen, Riesenlöchern. Die Hügel sind oft mehrere hundert Fuß hoch und bestehen aus einem weichen gelben Sandstein, der leicht zerbröckelt und zum Teil mit dichtem Gestrüpp bewachsen ist. Meist kann der Angreifer nicht mehr als ein oder zwei Meter vor sich überblicken. Vergegenwärtigt man sich, daß dieses Kampfgebiet mit zahlreicher schwerer und leichter Artillerie bestückt ist, daß in jedem Loch ein Scharfschütze sitzt, daß unsichtbar viele Zehntausende von Kämpfern auf den anstürmenden Feind lauern, daß der Strand mit Drahtverhauen geschützt ist, so wird man sich einen Begriff von den ungeheuren Schwierigkeiten der Engländer und Franzosen machen können. Die Landung wurde an drei verschiedenen Stellen zugleich bewerkstelligt; in der Nähe von Seddul Bahr, am Eingange der Dardanellen, bei Gaba Tepe, im Golf von Saros, und an einer weiter nördlich gelegenen Stelle. Die gesamte Flotte nebst Transportschiffen war in fünf Divisionen eingeteilt und die Schlachtschiffe versuchten mit ihrem schweren Geschützfeuer, die Landung der Truppen zu decken, die zwar gelang, aber nur unter ungeheuren Verlusten. Bei Seddul Bahr ließ man sogar einen eisernen Transportdampfer mit Absicht auf den Strand laufen, damit die Soldaten möglichst sofort von Bord an Land springen konnten, denn das Ausbooten hatte gar zu große Opfer erfordert. Türkische Maschinengewehre,



Der Kampf um die Dardanellen: Englische Torpedoboote bei der Rettung der Mannschaft des untergehenden englischen Kriegsschiffes „Ocean“.
(13.000 Tonnen, durch türkische Artillerie zum Sinken gebracht.) Nach einer englischen Zeichnung.

Infanteriefeuer und leichte Artillerie dezimierten die Truppen in den offenen Leichtern. Der bekannte englische Kriegskorrespondent Achmed Bartlett, gab eine anschauliche Schilderung der Landungskämpfe: „Wir mußten an einem Strand landen, der sich etwa dreißig Meter breit zwischen Wasser und Bergen hinstreckte, und der durch einen wahren Granatenvorhang verdeckt zu sein schien. Es war ein staunenswerter Anblick, zu sehen, wie in jeder Sekunde Dutzende von Geschossen gleichzeitig explodierten, einige im Wasser, riesige Rauch- und Wassersäulen aufwirbelnd, andere oberhalb des Wassers; und dann spritzten die Schrappnellkugeln zu Hunderten wie kleine Springbrunnen auf. Die Soldaten sprangen über Bord und standen bis zum Hals im Wasser, viele ertranken, viele wurden von den Granaten zerrissen, das Meer erhielt blutrote Flecken, aber endlich, trotz des Höllenfeuers, kamen unsere Truppen ans Land. Hier angelangt, stießen sie auf ein wahres Netzwerk von Schützengräben und Stacheldrähten, und die unglücklichen Truppen waren einem schrecklichen Kreuzfeuer von Maschinengewehren und Scharfschützen ausgesetzt, ehe es ihnen nach schweren Verlusten gelang, die Hindernisse zu bewältigen. Als sie endlich auf dem Lande festen Fuß gefaßt hatten, veränderte sich das Bild bald. Man sah Regimenter in geschlossener Formation, bereit gegen die Schützengräben vorzugehen. Mannschaften luden die Ladung der Leichter aus, andere türmten wahre Berge von Konserven und Biskuitdosen auf, noch andere brachten Wasser herbei, Maulesel bemühten sich, die Feldgeschütze in Stellung



Ein Treffer: Granatloch im Schornstein eines englischen Kriegsschiffes.



Der englische Kreuzer „Amethist“ während eines nächtlichen Vorstoßes im Granatregen der türkischen Forts. Nach einer englischen Zeichnung.



Besuch Hindenburgs in einem polnischen Etappenort.

zu bringen, Inder gingen mit ihren Gebirgskanonen vor, Feldambulanzen wurden errichtet, wo die Aerzte sogleich eifrig an ihrer blutigen Arbeit waren, die bereits Verbundenen wurden auf den Leichtern wieder an Bord der Kriegsschiffe zurückgeschickt, Pioniere legten Telegraphen- und Telephonlinien an. Unsere Truppen waren inzwischen vorgestoßen, aber bei Anbruch der Nacht mußten sie ihre Linie wieder zurücknehmen, mit verbissenen Zähnen zogen sie sich zurück bis zu der ihnen angewiesenen Stellung, jetzt aber entschlossen, keinen Fuß breit weiter zurückzuweichen." Unter furchtbaren Verlusten ist es unseren verbündeten Feinden zwar gelungen, ihre Truppen auf Gallipoli zu landen, aber von der Erreichung ihres Zieles sind sie ebenso weit wie vor der Landung entfernt. Sie halten einige hundert Meter des Bodens und zwar am Fuße der Berge, während oben die Türken stehen, in ihre Reihen hineinfeuern und die fruchtlosen Sturmangriffe blutig abweisen. Die Tapferkeit der braven Osmanen ist derart, daß selbst der Feind ihnen Anerkennung und Bewunderung nicht versagen kann. „Die Türken", schreibt ein englischer Offizier, „mußten zwar einen Laufgraben räumen, aber den Australiern war es unmöglich, ihn zu besetzen, da der Granatregen gar zu fürchterlich war. Am schwierigsten ist es, die Stellung der türkischen Batterien zu entdecken. Sobald ein Luftschiff oder ein Flugzeug aufsteigt, wird das Feuer eingestellt. Wir nehmen an, daß die Geschütze auf unterirdischen Schienen hin und hergeschoben werden. Die Angriffe der Türken sind außerordentlich heftig, ihre Hartnäckigkeit ist unglaublich und sie scheinen unwiderstehlich zu sein. Wie tötlich unser Feuer auch immer war, die Türken waren nicht zurückzudrängen." In den letzten Wochen ist die feindliche Presse sehr schweigsam über die Vorgänge auf Gallipoli geworden. Unsere U-Boote verhindern offenbar die Unterstützung unserer Feinde von seiten ihrer Flotte. Auch die Wasserzufuhr, die in dem wasserarmen Land durch die Schiffe mühsam herangeschleppt werden muß, scheint nachzulassen, und schon ist es so weit gekommen, daß der Daily Telegraf, seit dem Niedergang der Times die angesehenste Zeitung Londons, sich mit Italiens Hilfe trösten muß. Aber dieser Trost dürfte nicht lange vorhalten, und bald wird wohl die mit so viel Lärm unternommene Dardanellenaktion abgebrochen werden müssen. Das aber wäre der schwerste Schlag, den Englands Prestige je erlitten hat.



Im feindlichen Hauptquartier: Joffre und French.
French



Dr. Dalbor,
der neue Erzbischof von Posen.
Hofphot. Rubens.



Der Löwe im Schützengraben.
Junger Löwe als Schoßtier einer Landsturmkompanie im Osten.



Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg,
der erste deutsche Bundesfürst, der in diesem Kriege den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Bieber-Berlin.

Gleichsam als Ventil für die zarten Empfindungen und weichen Regungen, die in den Herzen unserer Soldaten aufgespeichert liegen, haben die Feldgrauen in der Front allerlei kleine Blumengärten angelegt oder noch lieber Tiere beschafft, die nun von der ganzen Mannschaft gehegt und verwöhnt werden. So manche Batterie hat einen Hund — meist rasselose, häßliche Dorfköter, vielleicht aus brennenden Gehöften gerettet — aber jeder Kanonier ist stolz auf „seinen" Hund und paßt auf, daß er gut gepflegt wird. Wo kein Hund zu erlangen ist, tun es auch kleine wilde Tiere, die auf dem Marsch durch die Wälder gefunden wurden. So hat eine Kompanie im Westen im Schützengraben kleine Wildschweine, eine andere hat junge Raubvögel, und zwar Bussarde, die noch zu jung zum Fliegen, aber groß genug zum Fressen sind. Da hat der Soldat, der mit der Pflege betraut ist, genug zu tun, um für seine Schützlinge — Mäuse zu fangen. Auch Igel, junge wilde Kaninchen und ein kleines Reh sind treue Kameraden der Männer in den Schützengräben geworden. Im Osten hat sich sogar bei einem Landsturmbataillon ein junger Löwe eingefunden, auf den die Mannschaft besonders stolz ist und der auch seine richtige Portion aus der Gulaschkanone erhält. Manche Soldaten haben es verstanden, das Nützliche mit der Tierliebe zu verbinden und sich eine kleine Hühnerzucht angelegt. So gibt es in den Argonnen einen Hühnerstall im Schützengraben, bewohnt von drei heimatlos gewordenen Hennen aus dem nächsten Dorf, die dort im Kampfgetöse brav ihrer natürlichen Pflicht nachkommen. Enttäuscht haben sie nur den Besitzer, einen Regierungsassessor, jetzt Unteroffizier, der da glaubte, die drei Hennen würden ihm ununterbrochen täglich drei Eier legen und der daraufhin den Kameraden die unerfüllbarsten Versprechungen gemacht hatte.



Die Lieblinge der Batterie: Oesterr.-ungarische Kanoniere in Galizien mit ihren Pflege-Fohlen.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24. 1 2 3 4 5



Friedliche Welt. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

5. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die junge Exzellenz wurde in ihrer Unterhaltung mit dem Rittmeister immer lebhafter und aufgeräumter.

Rodehau war von ihr entzückt.

Als sie aufbrach, schlug es eben Mitternacht.

Sie ließ sich von ihm zum nächsten Auto bringen und dankte ihm für seine verschiedenen Ritterdienste. „Aber jetzt heißt's sich sputen. In sieben Stunden schon wieder im Sattel." Sie verabschiedete sich mit einem herzhaften Händedruck von ihm.

Auf der Heimfahrt mußte sie an Melanie denken.

Aehnlich mochten Melanies Liebeleien beginnen.

Sie lachte über sich selbst, indem sie den Kopf zurücklehnte und an den verführerischen Prinzen Hettore Gonzaga dachte, der sich ihr jetzt mit Rodehau identifizierte. Und Marinelli ward Fritz. Und Melanie die Gräfin Orsina.

„Wenn uns jemand bei unserem unschuldigen Souper entdeckt hat und es Fritz weiterklatscht, dann bekommt der arme Rodehau, bevor er nach Afrika reist, am Ende noch eine Forderung von ihm."

Sie fuhr aus tiefem Schlafe auf, als das Auto vor ihrer Villa hielt

Die Jungfer kam sofort herausgelaufen und übernahm die Abrechnung mit dem Schofför. Sie war erstaunt darüber, daß Ihre Exzellenz nichts mehr zu sich nehmen wollte. Und geradezu erschrocken, als sie den Abendmantel weghängte: so stark roch der nach Zigarren.

„Es war himmlisch, Anna!" sagte Evchen.

Am andern Morgen ward ihr das frühe Aufstehen ziemlich schwer. Aber Punkt sieben Uhr verließ sie im Reitanzug, fix und fertig, ihr Schlafzimmer. Die beiden Pferde wurden vor dem Gartentor langsam hin und her geführt. Und da hörte man auch schon von der Reichsstraße her eine Autohupe — wenige Augenblicke später hielt das Gefährt, und der Rittmeister meldete sich munter zur Stelle.

Nach dem Frühlingsregen der letzten Tage war der Wald ganz zauberschön in dieser frühen Morgenstunde. Sie hatte die Mark noch nie so poetisch gefunden wie eben jetzt. Quer durch den ganzen Grunewald nahm der Rittmeister die Führung: durch das Fenn am Teufelssee, über die Russenbrücke, am Pechsee und an der Saubucht vorbei nach der Havel. Auf dem sonnigen Uferstreifen an dem breiten Flusse, zwischen Schildhorn und dem Durchgang zum Wilhelmsturm, ließen sie die Pferde dann endlich in Schritt fallen.

„Uebermorgen geht Ihr Dampfer von Genua ab?" fragte Evchen ihren Begleiter.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Nicht der meine. Der meine geht erst in acht Tagen. Vielleicht auch erst in vierzehn Tagen. Oder erst in einem Monat."

„Ich denke, Sie haben jede Woche Verbindung?"

„Ich hätte sie wohl, aber ich nehme sie nicht. Es gefällt mir hier in Deutschland noch zu gut. Und ich kann mich jetzt gar nicht trennen."

„Von den Pferden?"

„Natürlich. In erster Reihe von den Pferden."

Sein Blick suchte den ihren. Sie fühlte es, wich ihm aber aus. Gedankenvoll sah sie vor sich hin. Es war ganz still unter dem sonnenhellen, kühlen Frühlingshimmel. Nur da und dort im Schilf ein paar Krickenten, im Kieferngehölz der Anhöhen zur Linken ein paar Krähen, das leise Plätschern der über die Steine rollenden Flut, der hohlklingende Hufschlag auf dem modrigen Boden, das Janken des Sattelleders, das Klirren der Kinnketten beim Nicken der Pferdeköpfe. Evchen spielte, sich leicht vornüberneigend, mit der Mähne des Goldfuchses.

Eine große Strecke ritten sie schweigend.

Endlich wandte ihm Evchen das Gesicht zu, und der Schalk blitzte dabei aus ihren Augen. „Da wird es also wohl so kommen, daß ich noch vor Ihnen das Städtle verlasse?"

Er horchte auf. „Sie gedenken zu verreisen?"

„Ich muß. Es handelt sich noch um Nachlaßangelegenheiten."

„Eine weitere Reise? Eine längere?" forschte er.

„Ich werde zunächst meine Kusine Melanie besuchen. Die Baronin Sabrowsky. Sie kommt jetzt auf kurze Zeit nach Wien. In ihrem Hause ist mein Mann gestorben. In der ersten Verwirrung damals sind Aufzeichnungen von ihm verloren gegangen. Die will ich Melanie nun suchen helfen."

„Aber von Wien aus kehren Sie doch nach Berlin zurück?"

„Das ist noch sehr fraglich."

„Oh! Das wäre sehr schade. Ich meine: Wo Sie sich jetzt so famos mit dem Fuchs abgefunden haben."

Sie nickte. „Deswegen. Allerdings."

Den steilen Hügel, den der wuchtige König-Wilhelm-Turm krönt, nahmen sie in sausendem Galopp, beide vornübergelegt. Oben machten sie halt und kehrt, um den klaren und weiten Fernblick zu genießen. Unten schwammen die grünen Inseln in der blauen Havel, die weißen Segel, die kleinen, weißen Schaumkämme, die rotbraunen Zillen, die Möwen, die Schwäne . . . Und drüben leuchtete im Frühlicht das grüne Meer der meilenweit sich hinziehenden Wälder. Verstreut am Ufer lugten die roten Dächer einsamer Landhäuser daraus hervor.

„Aber wenn Sie von Wien aus noch eine längere Reise planen, gnädige Frau, dann wüßte ich Ihnen eine sehr hübsche Sommerfrische vorzuschlagen."

„Den Semmering?"

„Ach nein. Tanga."

Ein flüchtiges Rot stieg ihr bis in die Schläfen. „Hm. Tanga in Ostafrika meinen Sie?"

„Ja. Es ist in einer halben Tagereise von meiner Plantage aus zu erreichen. Da könnte ich Ihnen ab und zu Gesellschaft leisten, wenn Sie erlauben."

„Ich würde es aber nicht erlauben, lieber Freund."

„Schade. Und warum nicht?"

„Weil ich nicht die Neigung hätte, dem berühmten Küstenklatsch dort drüben eine so wunderschöne Gelegenheit zu geben. Nein, nein, lieber Freund, es muß jetzt geschieden sein. Denn an der Weichbildgrenze von Groß-Berlin gedeiht der Klatsch nicht minder üppig und böswillig als an der Küste von Ostafrika."

„O weh. Also krieg' ich den Abschied?"

„Ja, Herr v. Rodehau." Sie reichte ihm die Hand hinüber. „Unter Dankes- und Ehrenbezeugungen natürlich. Nun, wie sehen Sie mich denn an?"

„Sie lachen, gnädige Frau. Aber mir ist gar nicht nach Lachen zumute. Sie wissen nicht, was die paar Tage mir gegeben haben."

„O doch, lieber Freund, ich weiß es. Denn sie haben uns beiden ein Stücklein Poesie geschenkt."

„Nun also —"

Sie wehrte ab. „Es würde seinen poetischen Charakter aber gleich verlieren, wenn wir jetzt nicht artig Schluß machten."

„Das sehe ich gar nicht ein."

„Lieber Freund, Hand auf's Herz, und dann der Wahrheit die Ehre. Wir wissen beide, daß wir jetzt schon beklatscht werden. Also muß eines von uns beiden die allernächste Gelegenheit wahrnehmen, um abzudampfen. Am nächsten liegt es, daß Sie es tun."

„Wie traurig, wie traurig. Bloß eines dummen Geredes wegen?"

„Vielleicht deswegen allein nicht."

„Sondern?"

„Weil es ja nicht nur leerer Klatsch ist. Denn Sie haben mir doch wirklich ehrlich die Kur gemacht, v. Rodehau."

„Ach Gott, so schüchtern. Ein Wunder, daß Sie's überhaupt gemerkt haben."

„Das merkt jede Frau. Und in meinen Jahren namentlich. Denn da wird es immer seltener."

„Also ist es doch kein Verbrechen —?!"

„Nein." Sie lächelte. „Ich hab' mir's ja auch so gern gefallen lassen."

„Liebe, verehrte gnädige Frau —"

„Still, still. Ich weiß alles, was Sie sagen wollen. Aber ich erlaube Ihnen nicht, es auszusprechen."

„So? Daß ich Sie lieb gewonnen habe, so wirklich innig lieb . . ."

„Wollen Sie wohl schweigen?!"

„Nein."

„Ich verlange es aber gerade als Beweis dafür, daß Sie mir gut sind."

„Gut. Das langt doch nicht."

Sie fand sein trotziges Schmollen so drollig, daß sie hell auflachen mußte. „Ein bissel verliebt haben Sie sich. Still, still, jetzt rede ich. Und ich will Ihnen gestehen, es hätte mich sehr gekränkt und betrübt, wenn Sie sich nicht ein bissel in mich verliebt hätten. Es war eine schöne, junge Zeit, an die ich gern denken werde."

„Aber warum muß sie zu Ende sein?"

„Weil . . ." Sie beugte sich vor und strich dem schon ungeduldig stampfenden Goldfuchs über die Mähne. „Ich werde mich nicht wiederverheiraten. Das ist mein fester Entschluß. Und in zweiter Ehe einen Mann, der um eine ganze Reihe von Jahren jünger ist als ich, zu heiraten — nein, einer solchen Torheit wäre ich schon gar nicht fähig."

„Einer solchen Torheit? Hm. Dem Urteil der andern also beugen Sie sich."

„Ja, ich muß. Ich bin es meiner Tochter schuldig. Und dem Andenken meines Mannes."

„So brav sind Sie — so brav!"

Sie zuckte die Achsel. „Ich möchte mir nicht vorstellen, daß ich bis an's Ende meiner Tage hier verfemt sein sollte."

„Das ist nun eine traurige Stunde. Und ich war so glücklich gestimmt, so zuversichtlich."

„Es ist uns jetzt beiden traurig, Rodehau. Aber darüber sind wir uns doch ehrlich klar: Es wird kein's von uns beiden an gebrochenem Herzen sterben?"

Wieder reichte sie ihm die Hand hin. Und er nahm sie, preßte sie und beugte sich dann hinab, um sie zu küssen.

Aber eine leichte Berührung mit dem Sporn brachte die Stute, die schon zitterte vor Verlangen heimzukommen, zum Tanzen. So wandten sie denn beide um und setzten im Galopp über die Straße und in die nächste Schneise hinein. Bald kamen sie zu dem schmalen Parforceweg, auf dem eine Anzahl Hindernisse gebaut waren. Hier konnten sie nicht mehr nebeneinander bleiben. Evchen nahm die Spitze, und der Goldfuchs setzte über die Hürden und Sprungbäume, daß es eine Freude war. Schließlich ging es so toll dahin wie auf der wildesten Fuchsjagd.

Als sie die Pferde wieder einfingen und versammelten, suchte v. Rodehau die Aussprache von vorhin fortzusetzen. Aber Evchen ließ es nicht dazu kommen.

Mitten im Wald lag friedlich und still in der Sonne der Selbstmörderfriedhof, an dem sie vorbeimußten. Eine kleine Landwirtschaft grenzte dicht daran. Da gackerten die Hühner, gurrten die Tauben. Tausend Meter weiter, in einer kleinen Waldschlucht, sahen sie Damwild und später ein Rudel Rehe von gut zwanzig, dreißig Stück. Ein paar kleine, schwarze Tierchen waren darunter, die setzten, als sie das Pferdegetrabe hörten, in so komischen Sprüngen davon, über Stock und Stein, daß Evchen hell auflachen mußte. Und dann war es überhaupt mit allem Ernst vorbei, v. Rodehau mußte all' seine Versuche aufgeben. Gerade, als sie zur Russenbrücke kamen, da rief und schimpfte jemand hinter ihnen her. Laut, zornig, fast kreischend. Ganz dicht hinter ihnen. Sie sahen sich um, kein Mensch war zu entdecken. Aber da ging es schon wieder los.

„Auf der Kiefer sitzt er, der Bursche!" rief Evchen und zeigte nach oben.

Und mit Gekreisch flatterte der Vogel nun in den höchsten Baumwipfel.

„Ein Papagei!"

Der Himmel mochte wissen, woher der bunte Geselle entflohen war. Die Pferde wurden wieder unruhig, es drängte sie nach dem Stalle, also mußten sie weiter. Aber sie hörten den Vogel noch lange durch den stillen Wald: „Dschakob! Gut, gut, gut. Maul halten, Schubjak. Gut, gut, gut!"

Evchen ahmte es nach. Die Pferde erschraken und begannen auszureißen. Darüber mußten sie dann beide lachen. Atemlos, erschöpft vom Lachen, kamen sie zum Teufelsseeweg und zur Heerstraße.

„Wie die Kinder waren wir!" sagte Evchen. „Jetzt heißt es wieder vernünftig sein!"

„Vernünftig. Nun ja. Ist das aber das Rechte?"

Sie preßte die Lippen zusammen und sah ihn bittend an.

Da seufzte er denn tief auf.

Aber daß er nicht einmal mehr mit in's Haus hineinkommen sollte, das nannte er grausam und barbarisch.

Nach kurzem Sträuben also erlaubte sie's ihm.

„Sie werden mir Ihr Bild geben, ja?" bat er.

„Das letzte ist zu scheußlich. Barbara hat es vorigen Sommer im Garten aufgenommen. Da trug ich noch Trauer. Ich sehe aus wie eine Mulattin. Das kann ich Ihnen nicht geben. Dazu bin ich doch zu eitel. Auf dem einzigen aus den letzten Jahren, auf dem ich gut getroffen bin, bin ich Arm in Arm mit meinem Mann aufgenommen. Ein vorzügliches Bild. Vielleicht hab' ich davon noch eine Kopie."

Er schüttelte den Kopf. „Nein, das mag ich aber nicht. Ich will Sie allein."

„Sie sind unsagbar unverschämt, lieber Freund. Jetzt bekommen Sie überhaupt nichts."

Vor dem Hause wartete der Stallmann auf den Fuchs. v. Rodehau gab ihm auch seine Stute mit. Er werde sie hernach abholen und nach dem Zoo reiten.

Evchen machte mit ihm einen Rundgang durch den Garten und zeigte ihm dies und das. Besonders stolz war sie auf ein paar üppig entwickelte Rhododendren, deren Blüte wochenlang vor der der andern begann.

„Ich weiß nicht, mir ist heute so ganz und gar nicht botanisch zumute," sagte er unmutig und melancholisch.

Sie trat über die Veranda in das Musikzimmer ein. „Wollen Sie ein kleines Aquarell von mir mitnehmen?" fragte sie ihn.

„Sie malen?"

„Ganz dilettantisch."

Aber es war nicht dilettantisch, das kleine Aquarell verriet Kunstsinn und Können. Es stellte den Rosengang im Garten in voller Blüte dar. Die dunkelroten Crimson und die rosa Dorothee Perkins lagen da wie eine üppige Last. Der Einfall der Sonne durch das Gewirr der Ranken war sehr wirkungsvoll wiedergegeben.

„Sie sind eine Künstlerin. Das wußt' ich ja gar nicht. Ach, so reich sind Sie, so reich. Und man steht als Bettler vor Ihnen."

„Das soll aber kein Almosen sein, sondern ein Freundschaftsgeschenk, das Ihnen lieb werden soll."

„Das ist es schon jetzt. Und mein Dank?"

„Ihr Dank soll darin bestehen, daß Sie eine gute und schöne Erinnerung an diese Zeit bewahren. Ja, wollen Sie?"

Er hatte ihre beiden Hände erfaßt. Nun überkam ihn plötzlich etwas wie ein Taumel. Er zog sie an sich und küßte sie auf den Mund. Trotzdem sie sich wehrte, küßte er sie zweimal, dreimal, lang und heiß und verlangend.

Und er fühlte: Für eine Sekunde gab sie sich ihm hin.

Aber dann machte sie sich rasch frei und flüchtete vor ihm.

„Wie — garstig das jetzt war!" stieß sie aus, atemlos, mit etwas zitternder Stimme.

Er steckte das kleine Bild im Silberrahmen mit unsicher tastenden Händen in seine Brusttasche. „Nicht böse sein! Bitte, bitte, nicht böse sein!" Un-

geschickt griff er nach seiner braunen Sportmütze. „Ich gehe jetzt auch schon." An der Verandatür wandte er sich noch einmal um. „Aber ich sage: Auf Wiedersehn!"

Traurig lächelnd schüttelte sie den Kopf.

Als sie draußen die Gartentür in's Schloß fallen hörte, sagte sie zu sich: „So, nun werden sie alle zufrieden sein mit mir. Fritz und Barbara, und Leuthold und Hanns, sie alle, alle. Nur eine würde mich wohl auslachen. Melanie!"

Sie setzte sich an den Schreibtisch und stützte den Kopf auf. In ihr war alles aufgewühlt.

VI.

Melanie schrieb von Portofino-Kulm aus ihrer Kusine ab. Ihre Reisepläne hatten sich wieder einmal geändert.

„. . . Es ist mir nicht möglich, jetzt schon nach Wien zu kommen. Ich mag's nicht so kraß daherschreiben, warum. Aber Du kannst mir glauben, ich täte Dir gerne den Gefallen, wenn ich jetzt überhaupt einen eigenen Willen hätte. Ich weiß nicht, was morgen sein wird, ich weiß nicht, was übermorgen sein wird. Ganz gewiß wird's anders sein, als ich mir's heut denke. Geliebtes Everl, geh', sei doch einmal lieb und goldig und komm ein bissel her zu mir! Mir ist so arg bang nach einer mitfühlenden Seele. Die Steffi ist mir schon unausstehlich. Das Madel hat auch immer nur dumme Liebesgedanken im Kopf. Aber die ganze Welt könnt' einem ja gestohlen bleiben, wann es keine solchen Herzensemotionen geben tät'.

Ach, was schreib' ich bloß für einen Unsinn hin. Also hier in Portofino wird Dir's himmlisch gefallen. Die Levante ist ein ganz ander Ding als die Ponente. Keine zehn Pferde bringen mich je wieder nach Cannes oder Nizza oder gar nach dem scheußlich unelegant gewordenen Monte. Du kannst hier morgens vom Bett aus, während Du Deine Schokolade trinkst, über Deinen Balkon auf's blaue Meer sehn. Ockerfarbene Segel darauf. Also grad als wenn Du ein Bild von Wenk anguckst. Tu mir doch schon die einzige Liebe an und komm ein bissel her. Bruder Georg, das Untier, hat sich vor Sansibar den Knöchel und das Nasenbein gebrochen und verbringt seinen Urlaub statt an der Riviera oder in Wien diesmal im Lazarett. Also komm, laß mich hier nicht allein. Bitte, bitte. Ich verspreche Dir auch hoch und heilig, daß wir dann gemeinsam nach Wien fahren. Was hast Du jetzt zu versäumen? Nix. Deine Musikmacherei wird jetzt eh' bald ein End' haben. Gelt? Telegraphier' mir, dann besorg' ich Dir gleich ein wunderhübsches Stüberl mit Bad und Balkon. Bringst doch Deine Jungfer mit? Ein Busserl von Deiner getreuen

Melanie.

P. S. Also bitte, sag' aber keiner Menschenseele, daß ich Dir geschrieben hab', wie mir um's Herz ist, denn wenn das der Betreffende erführe, so wäre das ein großer Triumph für ihn. Er ist ja ein so bodenlos tyrannischer und eingebildeter und selbstherrlicher Mensch. Aber . . . Nein, jetzt schreib' ich auch keine Silbe mehr! Addio, addio, addio!"

Das war die ganze Melanie. Evchen lachte. Also zappelte das flotte Kusinchen wieder einmal in Liebesnetzen.

Sie mochten diesmal reichlich verwirrt sein. Denn dem Brief folgten zwei Telegramme, die Melanies Unschlüssigkeit deutlich kundtaten. Das erste lautete: „Abreise morgen Nizza, Grand Hotel." Das zweite: „Nein, ich bleibe und erwarte Dich bestimmt hier."

Evchen hatte ja wirklich nichts zu versäumen. Und hier in Berlin hielt sie niemand. Als sie ihrer Tochter den Reiseplan durch den Fernsprecher mitteilte, sprach ihr Barbara auf's lebhafteste zu. Fritz empfand es gewiß als eine außerordentliche Beruhigung, daß seine Schwiegermama den heißen Boden der Reichshauptstadt auf ein Weilchen verließ. Er kam sofort vom Amt aus zu ihr nach Westend hinaus, um ihr seine Dienste anzubieten. Aber sie hatte sich ihre Fahrscheine schon bei der Agentur bestellt und wollte dem Schwiegersohn auch durchaus nicht gestatten, zu ihrer Abfahrt auf den Bahnhof zu kommen.

„Im Grunde hast Du recht, Mama," sagte er. „Abschiede auf dem Bahnsteig sind in jedem Falle greulich."

Und so erfuhren sie nicht einmal, mit welchem Zug sie abreiste. Da sie Anna mitnahm, ihre Jungfer, die sehr reisegewandt war, entbehrte sie keiner Hilfe. Den Veilchenstrauß hatte sie sich zum Abschied selbst in ihrem Garten gepflückt. Es waren schöne, dunkle Waldveilchen, die den ganzen Schlafwagen durchdufteten.

Aber so traurig und verlassen wie diesmal war sie noch nie aus der weiten Glashalle des Anhalter Bahnhofs nach dem Süden abgefahren. Der Mann, dem sie ihr ganzes Leben geweiht hatte, lag still und starr droben in der Uckermark, in Treppwalde, im feierlichen Erbbegräbnis der Schimpff v. Schlebrügge. Ihre Tochter bedurfte ihrer nicht mehr. Ihr Schwiegersohn feierte ihre Abwesenheit von Berlin wie eine sorglose Ferienzeit. Die Leutchen, mit deren Kunst sie ihr Leben neu hatte schmücken wollen, waren in alle Winde verstreut — den talentvollen Russen hatten sie über die Grenze abgeschoben — Herr Meyer, der vorläufig kein Engagement finden konnte, war ihr am Tage vor der Abreise mit einem gut und kräftig angebrachten Pumpversuch nahegetreten . . . Sie war für viele, viele Menschen nichts anderes als eine Geldquelle.

Als sie im Kupeebett lag und zu der niedrigen Decke über sich emporsah, auf der sich Annas Lager befand, die sofort fest eingeschlafen war, kam sie sich wie im Sarg vor.

Ihr Leben war nun eigentlich zu Ende gelebt, sagte sie sich. Eine zweite Ehe einzugehen war ihr unmöglich. Und ein flüchtiges Glück wie das Melanies war ihr versagt . . . Mit einer so lieben und sonnigen Erinnerung hätte dieser Vorfrühling abschließen können, wenn Fritz und Barbara nicht so plump hereingetapft wären.

Sie atmete den Duft der Veilchen ein und dachte ein paar Minuten an Otto v. Rodehau und seine verwegenen Küsse.

Ratternd, in polterndem Rhythmus, rollte der Zug in die Nacht weiter.

Es begann sie zu frösteln. Aber sie wollte Anna nicht mehr wecken. Die Jungfer hatte sich in den letzten beiden Tagen für sie totgearbeitet.

Und so im Frieren gedachte sie mancher schlaflosen Nacht, in der sie sich heimlich, um ihren Mann nicht zu stören, aus dem Schlafzimmer geschlichen hatte, in Barbaras Stübchen. Wenn das Kind in

Ferien bei ihnen war, dann hatte sie es so verwöhnt — hatte es in eitel Liebe gewickelt — hatte bei der leisesten Erkältung seine Atemzüge belauscht . . .

‚Daß eine Mutter jemals so ganz überflüssig werden soll auf der Welt!' dachte sie bei sich.

Und es graute ihr schon vor der Wiederkehr nach Berlin, in das leere Haus. Da meinte man ihre Freizeit mit Beschlag belegen zu müssen, um sie in Komitees für Wohltätigkeitsfeste zu wählen. Es gab ja keinen Gartentee, keinen Basar, in dessen Ehren- oder Arbeitsausschuß der Name und der Titel von Exzellenz Evchen fehlen durften.

‚Wär' ich zwanzig Jahre älter, dann würde mich diese Tätigkeit vielleicht ausfüllen.'

Sie seufzte.

‚Ach, wären die nächsten zwanzig Jahre doch schon um!'

Mit diesem wehmütigen Gedanken schlief sie ein.

Melanie, die lustige Melanie, hatte sich völlig verändert. Natürlich war sie noch genau so der Wirbelwind wie früher — aber zum erstenmal, seitdem Evchen sie kannte, litt sie an Weltschmerz.

Spät am ersten Abend kam Melanie in einem feenhaften Nachtkleid den Marmorgang von der andern Seite des Hotels noch einmal zu ihr herüber geflattert. Sie wohnten im gleichen Stockwerk. Unten spielte noch das Hotelorchester in seinen roten Fräcken. Der Felsabsturz in's Meer war oben durch die unzähligen Parklichter bezeichnet, unten durch die Schaumkämme, die sich weiß und gespenstisch gegen den schwarzen, nur matt metallisch schimmernden Golf abhoben.

Evchen befand sich schon im Nachthemd. Die Jungfer hatte sie schlafen geschickt. Als Melanie Einlaß bei ihr begehrte, schlüpfte sie in ihren gefütterten Kimono und öffnete. Auf die Frage der Kusine, was ihr sei, seufzte Melanie nur. Evchen mußte das Licht ausdrehen und die beiden Fenster öffnen. Dann ließ sich Melanie auf dem weißen Fell nieder. Es wirkte sehr malerisch, denn der Mond schien herein. Sie wußte natürlich, wie hübsch sie jetzt aussah. Evchen sträubte sich erst, sich auch aufs Fell zu setzen. Aber die Kusine war so elegisch gestimmt, daß sie ihr schließlich den Willen tat, trotzdem ihr die Pose selbst für Melanie ein bißchen gar zu backfischmäßig erschien.

„Du hast den Herrn beim Essen neben dem Spiegelpfeiler wohl net g'sehen?" begann Melanie.

„Den Engländer? Mit dem Du Dich begrüßt hast?"

„Das is kein Engländer!"

„Er trägt sich aber so. Nicht? Das straffe, bartlose Gesicht, die selbstverständliche Ruhe, und dabei doch die gewisse Energie." (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Gerl. F. 187. Dreyse, der Erfinder des Zündnadelgewehres, ist 1787 zu Sömmerda in Thüringen als Sohn eines Schlossers geboren. Er lernte das Handwerk des Vaters und kam 1809 nach Paris, wo er in einer Gewehrfabrik tätig war. 1824 gründete er mit einem Freunde eine Zündhütchenfabrik, 1827 erfand er das Zündnadelgewehr, das aber erst 1836 als Hinterlader konstruiert wurde und 1840 in der preußischen Armee eingeführt wurde.

Korff. Wie aus Oesterreich gemeldet wird, ist der österreichische Feldwebel Bachinger, der sich schwindelhafterweise als der „Fänger" des Gouverneurs von Warschau, Baron von Korff bezeichnete, wegen dieses Schwindels und unerlaubten Tragens von Ordensauszeichnungen zu einer schweren Gefängnisstrafe verurteilt worden. Wir bemerken hierzu, daß damit die Erörterung über „Bachinger" und „Korff" erledigt ist und wir auf Zuschriften zu diesem Thema nicht mehr eingehen können.

Maria. F. 12. Das „Entern" war eine zur Zeit der Segelschiffe geübte Kampfart und bestand darin, daß das angreifende Schiff sich längsseits des feindlichen legte, worauf die besonders dazu abgeteilten „Enterdivisionen" auf das feindliche Schiff hinübersprangen oder kletterten. Noch zu Nelsons Zeiten galt das Entern als stärkste Angriffsform. Als Waffe hatten die enternden Mannschaften ein kurzes, breites, säbelartiges Messer, Entermesser, auch Bordsäbel geheißen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Sterblichkeit der Säuglinge im Sommer, eine Folge von Brechdurchfall, Diarrhöe und Darmkatarrh, macht sich zuerst dort bemerkbar, wo die Kinder unzweckmäßig ernährt wurden. „Kufeke" mit Milch ist die Nahrung, die solchen gefährlichen Krankheiten vorbeugt, den Kindern ein gutes Gedeihen sichert und gern von ihnen genommen wird.

Reinheit des Teints ist ein Hauptbestandteil der angenehmen Erscheinung eines Menschen. Im Verkehr mit anderen richtet sich unser Blick zuerst auf ihr Gesicht. Sind also Hautunreinigkeiten oder Neigung dazu vorhanden, so empfiehlt sich Beseitigung oder Vorbeugung durch ständigen Gebrauch einer guten bewährten Seife, als welche die von der Firma Bergmann u. Co., Radebeul, in den Handel gebrachte Steckenpferd-Teerschwefelseife in Betracht kommt, die für 50 Pf. pro Stück überall zu haben ist.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — al — ba — ba — bo — di — drechs — druk — ei — ei — el — elf — en — en — er — er — ge — ge — gel — in — in — joch — kaa — kas — ker — ko — le — ler — meer — n — nat — ner — ni — o — reichs — sa — ser — si — stilf — tar — tor — u — vi

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein politisch bedeutsames Ereignis der letzten Zeit nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Gewerblichen Betrieb. 2. Deutschen General. 3. Geographische Bezeichnung. 4. Staatliche Anstalt. 5. Mohammedanisches Heiligtum. 6. Kurort in Italien. 7. Jetzt viel genannten Paß. 8. Berg in Tirol. 9. Erlaß. 10. Staatsbürgerrecht. 11. Europäischen Staat. 12. Eingelegte Arbeit. 13. Bezeichnung einer Himmelsrichtung. 14. Ort am Gardasee.

Die Städte.

Im Feindesland die halbe Hauptstadt man verlor,
Da stellte sich ein kleines Kind davor;
Aus Beiden dann alsbald entstand
Eine alte Stadt am Euphratstrand.

Bilder=Rätsel.



Rätsel.

Was eine jede Maid begehrt,
Hab kopflos heute ich verzehrt.

Logogriph.

Italia, fremd deinem Wesen
Ist das Wort! Und ohne Haupt
Ist's unheilvoll noch stets gewesen.
Bald hast Italien du's ohne Haupt!

Homonym.

Wird der Freier kurz mein Wort,
Kläglich ist's unsäglich,
Lesen kann man täglich:
Feindesangriff fort und fort
Wird mein Wort, bald hier, bald dort,
Von den deutschen Truppen
In verschied'nen Gruppen.

Italien und Ungarn.

Im Lande der Italiener
Da bin ich feurig und wild.
Doch in dem Lande der Ungarn
Da bin ich feurig und mild.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Wiedereroberung der Festung Przemysl.

1. Dschungel. 2. Jambus. 3. Epernay. 4. Wechselstrom. 5. Idrosee. 6. Exzellenz. 7. Dezember. 8. Eichkamp. 9. Reling. 10. Erlangen. 11. Rheingau. 12. Oberarzt. 13. Banus. 14. Egge. 15. Rauhreif. 16. Ungvar. 17. Neunauge. 18. Geduld.

Speise und Trank: Krume—Rum.



„Meine Frau hat heute mit ihrem vorjährigen Sommerhut ein strategisches Manöver vorgenommen.“ — „Wieso denn?“ — „Sie hat die beiden Flügel zurückgebogen!“

*

Bei der Taufe des kleinen Kindes fragte der Pastor: „Und wie soll der Knabe heißen?“ — Der stolze Vater sagte: „Friedrich Wilhelm Rupprecht Ulrich Hindenburg Emmich Mackensen François ....“ — „Einen Augenblick,“ sagte der Pastor und flüsterte dem Küster zu: „Rasch noch ein bißchen Wasser!“

*

Karlchen: „Mama, heute habe ich eine Masse Soldaten auf der Straße gesehen, das waren mindestens drei Schachteln voll!“

*

Im Lazarett in Wien lag ein kranker Soldat. Die Schwester wollte ihn mit einer Aufmerksamkeit überraschen und als er wach wurde, nahm sie ein Buch und las ihm zwei Stunden lang Geschichten vor. Als sie müde wurde und schwieg, fragte der Soldat: „Schwester, wat is'n det for ne Sprache jewesen?“ — „Nun ungarisch?!“ sagte die Schwester. „Wenn Sie nicht schlafen, dann fluchen Sie doch immer diese gräßlichen ungarischen Redensarten!“ — „Dann entschuldjen Sie, Schwester,“ bat der Soldat. „Aber was ich so sage, wenn ich Schmerzen habe, det hab ick bei die Honveds jelernt. Det hilft immer!“



Nach dem Fall von Przemysl.
„Was ist das für'n Geklatsche im Großfürstenzelt?“ — „Seine Hoheit der Großfürst ohrfeigen sich selber!“

*

Am Fenster eines kleinen Schuhmacherladens hängt ein Plakat mit der Aufführung der einzelnen Preise und folgendem Vermerk:

„Kindersohlen mit Absätze,
deren Väter im Felde stehen,
kosten nur M. 1,50.“

*

Mutter (zu den kriegspielenden Jungen): „Aber Kinder, um Gottes willen, wer macht denn hier solch ein Gebell? Soldaten bellen doch nicht!“ — Der kleine Erich: „Aber Mutti, ich bin doch Sanitätshund!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 27

Berliner

Illustrirte Zeitung

4. Juli 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Badeleben 1915

Deutsche Truppen in Galizien nach einem anstrengenden Marsch im San-Fluß badend.
Im Vordergrund ein alter ruthenischer Bauer.



Dahomey! Zeichnung von Ernst Bischoff-Culm.

Bekanntlich haben die Franzosen deutsche Kriegsgefangene nach Dahomey übergeführt, die dort schlimmer als gemeine Verbrecher behandelt wurden. Sie mußten in dem mörderischen Klima hart arbeiten, litten Hunger und wurden von schwarzen Aufsehern mißhandelt. Die Gegenmaßregeln, die die deutsche Heeresverwaltung ergriff, haben die französische Regierung jetzt endlich veranlaßt, die deutschen Kriegsgefangenen von Dahomey nach Nordafrika bringen zu lassen.

Das in Aequatorial-Afrika liegende Dahomey ist durch gelbes Fieber, Schwarzwasserfieber und Malaria, die alle dort häufig sind, einer der ungesundesten Teile Afrikas. Aus Briefen von Kriegsgefangenen ging hervor, daß sie dort in glühender Hitze sieben Stunden arbeiten müssen und wie die gemeinsten Verbrecher behandelt werden. Ein deutscher Arzt, der auch dort festgehalten wurde, bat seinem Beruf bei den Gefangenen nachgehen zu dürfen; zur Strafe für das viermal eingereichte „unverschämte" Gesuch wurde er gezwungen, 14 Tage lang die schmutzigsten Arbeiten zu verrichten. Die Vergeltungsmaßregeln der deutschen Heeresverwaltung haben wenigstens erreicht, daß die deutschen Gefangenen in gesündere Gegenden übergeführt wurden.





In deutscher Kriegsgefangenschaft:

Französische Gefangene in der Kantine des Gefangenen-Lagers in Zossen.

Kriegsgefangene bei einer Probe zu einer Theateraufführung im Gefangenen-Lager in Limburg.



Auf der Feindesseite: Japanische Soldaten bei den russischen Truppen. Photographie, die bei einem gefangenen russischen Offizier gefunden wurde.

Schüsse von einst und jetzt.

Nur allmählich ist es gelungen, die Leistungen der Schüsse bis zu ihrer heutigen Höhe zu steigern. Besondere Untersuchungen haben ergeben, daß eine Energie von 4—8 Meterkilogramm, d. h. eine Kraft, die 8 Kilogramm in der Sekunde einen Meter hoch zu heben vermag, genügt, um einen Menschen zu töten bezw. außer Gefecht zu setzen. Fünf Meterkilogramm reichen aus, um Menschenknochen zu knicken, bei 16 Meterkilogramm werden sie sicher zertrümmert. Unter den älteren primitiven Schußwaffen hat es Arten von Pfeil und Bogen gegeben, die eine derartige Gewalt ausübten, daß noch in Entfernungen von 300 Metern ein Mensch durchschossen werden konnte. Wurde die älteste Waffe, die Schleuder, richtig angewendet, so vermochte der von ihr in die Ferne gesandte Stein noch auf etwa 400 Meter Helm und Panzer zu zerschmettern. Auch ein Pferd konnte man damit noch töten. Die römische Riesenschleuder vermochte, wie neuere von Major Schramm angestellte Versuche ergeben haben, eine Steinkugel von 4 Pfund Gewicht auf eine Entfernung von 300 Metern zu schleudern. Ein anderes Geschütz, die Windenarmbrust der alten Griechen, schoß eine einpfündige Bleikugel auf 300 Meter. Man konnte aber auch daraus Pfeile verschießen, die bei einer Länge von 88 Zentimetern einen Schild von 30 Millimetern Dicke derart durchschlugen, daß der Pfeil auf seine halbe Länge durch den Schild hindurchdrang. Vergleicht man diese Leistungen mit denen moderner Feuerwaffen, so zeigt sich erst, welche hohe Steigerung durch die Ausnützung unserer gegenwärtigen technischen Errungenschaften erzielt worden ist. Die Gesamtleistung des Pulvers in manchen Infanteriegewehren beläuft sich auf etwa 1200 Meterkilogramm. Der im Innern des Gewehrs herrschende Druck beträgt 2000—3000 Atmosphären, d. h. auf jeden Zentimeter der Rohrwandung wirkt ein Druck, der dem von 2000—3000 Kilogramm gleichkommt. Ein großer Teil des plötzlich entstehenden Druckes wirkt in Form des sogenannten „Rückstoßes" auf den Schützen zurück. Man hat berechnet, daß die Wirkung des Rückstoßes einem Schlag gleichkommt, der mit einer Wucht von 1000 Kilogramm ausgeführt wird. Ein solcher Schlag würde natürlich den Schützen zerschmettern. Nun ist aber die Zeit, in der er erfolgt, eine so unendlich kurze, daß hierdurch die Wirkung fast vollständig abgeschwächt wird.

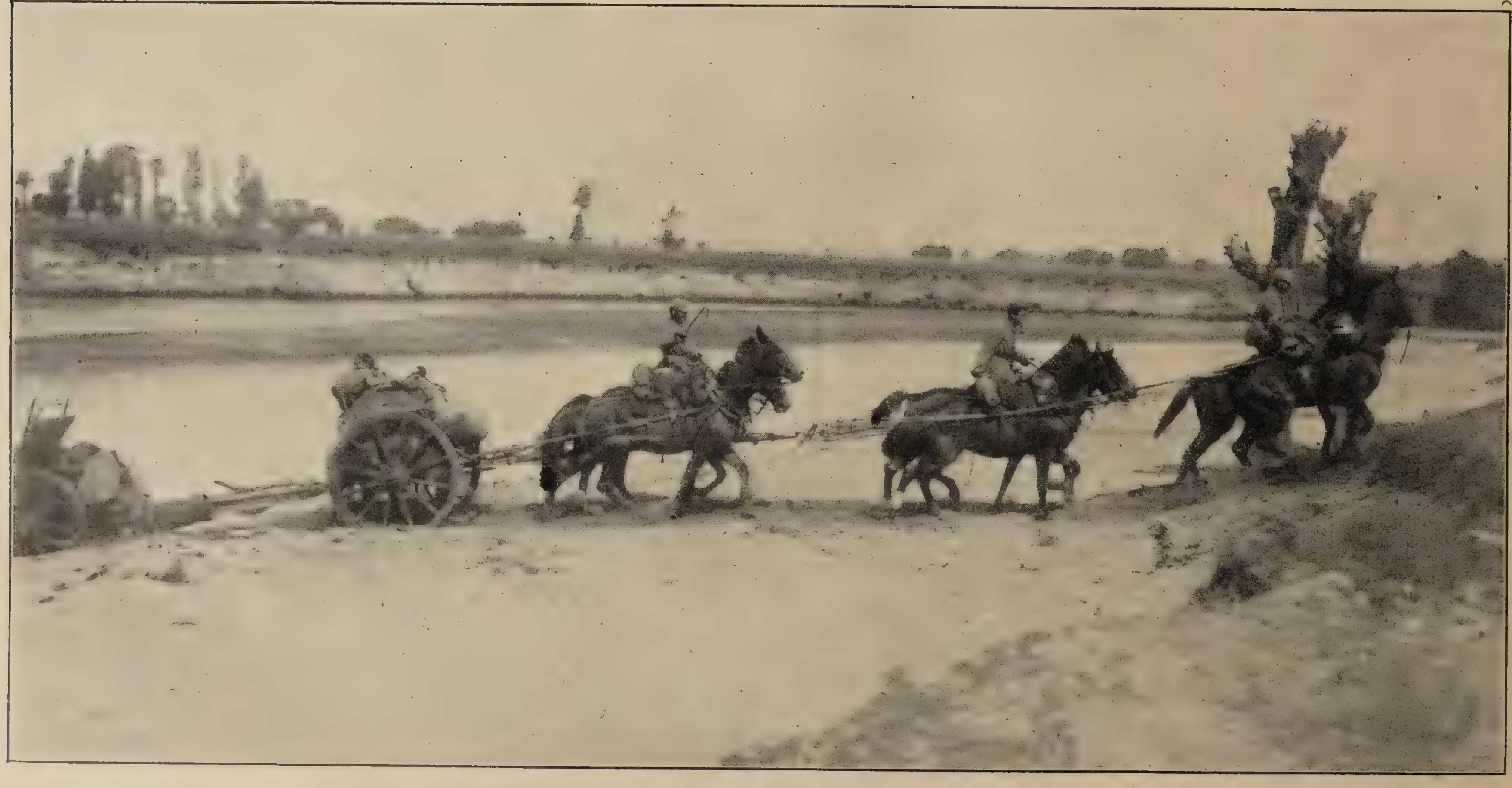


Französische Soldaten mit Bomben und Schutzmasken im vordersten Schützengraben bei Vauquois. Französische Photographie.



Verhandlung gegen einen russischen Spion vor einem deutschen Feldgericht. Phot. R. Minzloff.
Der Dolmetscher.

Das Militärgerichtswesen im Felde lehnt sich eng an das Verfahren im Frieden an. Die Standgerichte, die im Felde zusammentreten, heißen Feldstandgerichte, diejenigen an Bord: Bordstandgerichte. Die Richter werden für den einzelnen Fall jedesmal besonders berufen. An Bord kann im Bedarfsfalle als zweiter Beisitzer ein Mitglied des Sanitätsoffizierkorps oder Maschineningenieurkorps oder ein Deckoffizier berufen werden. Die Kompetenz der Feldstandgerichte ist erweitert, um möglichst zahlreiche Straftaten schon durch die Gerichte der untersten Instanz aburteilen lassen zu können. (Im Frieden nicht über 6 Wochen Freiheitsstrafe, im Felde 3 Monate, 150 bezw. 300 Mark Geldstrafe). Die Kriegsgerichte, die im Felde oder an Bord zusammentreten, heißen Feldkriegsgerichte bezw. Bordkriegsgerichte. Bei dem Verfahren selbst kann von der Abfassung und Zustellung einer besonderen Anklageschrift Abstand genommen werden, ebenso fällt die besondere Ladung des Angeklagten fort. Als Verteidiger können im Bedarfsfalle auch Angehörige des Heeres und der Marine zugelassen werden, die nicht Offiziersrang haben. Gegen die im Felde oder an Bord ergangenen Urteile finden Rechtsmittel nicht Anwendung. Die Urteile erlangen Rechtskraft und Vollstreckbarkeit durch die Bestätigung. Die Todesstrafe erfolgt durch Erschießen.



Artillerie bei einem schwierigen Flußübergang in Galizien.



Ein Tag bei den Schippern: Die Armierungssoldaten beim Anlegen und Ausbauen von Stellungen.
Für die B. I. Z. in Rußland aufgenommen von R. Minzloff.

Ein Tag bei den Schippern

Bilder aus dem Leben unserer Armierungssoldaten

Ein langer Tag auf dem Bezirkskommando, dann ein Marsch in Reih und Glied, in der Hand die Pappschachtel zum Zurückschicken der Zivilsachen, dann sind wir auf dem Bahnhof und am Zuge, mehr als tausend Mann Schipper, alles bunt durcheinander. Wohin die Fahrt geht, ist noch nicht bekannt gegeben, trotzdem weiß es jeder: wir fahren nach Rußland. Auf dem Bahnhof gibt es noch Kaffee und ein belegtes Butterbrot (letzter Luxus), und der Zug rollt ab. Man hat sich vorher schon ein wenig kennen gelernt und es mit einigem Nachhelfen dahin gebracht, daß in den beiden zusammenliegenden Abteilen Leute saßen, die einander wenigstens nicht unangenehm waren. Dann kamen die Unterhaltungstalente zur Geltung, die uns mit fröhlichem Scherz, mit grobem und zartem Witz manche langweilige Viertelstunde vertrieben. Sie organisierten schleunigst den großen und den kleinen Schipperton, der den kameradschaftlichen Verkehr regelte, denn den Wert der Kameradschaft lernten wir sehr bald schätzen. Grundbedingung des kleinen Schippertons war das Duzen. Eine Folge des Duzens war, daß man sich nichts mehr übelnahm. Aber das hat sein Gutes, denn es hat uns den Uebergang vom gewohnten Wohlleben zur Rauheit des Kriegslebens, die wir bald gehörig auszu-



Armierungssoldaten beim Ausschachten eines Schützengrabens.



Beim Anlegen von Drahthindernissen.



Ein Tag bei den Schippern: Frühstückspause im Walde.



Reinigung nach der Arbeit.

kosten bekamen, wesentlich erleichtert. Der Virtuose des Schippertons war „Franz“, der Maler, ein Berliner Junge, der mit allem fertig zu werden wußte. Er ist überall auf der Wanderschaft gewesen, ist zu Fuß von Metz nach Paris und von München nach Wien gelaufen, spricht unverfälschtes Sächsisch ebenso gut wie Hamburger Platt, Oberbayerisch und Kölnisch, steckt bis obenhin voll von derben Scherzen und spielt die Mundharmonika — „Schnutenorgel“ auf Soldatendeutsch — mit Geschick und Gefühl. Seine herrlichsten Talente wurden uns aber erst später offenbar, als wir in Ostpreußen fest saßen und nicht weiter konnten. In der Nähe lagen ein paar Häuser eines vollkommen verlassenen Dorfes. Innen alles zerstört und beschmutzt. Am Stalleingang lag tot der Hund, vielleicht verhungert, vielleicht erschossen. Um den verschmutzten aufgetriebenen Kadaver standen wir ein wenig beklommen herum. Dann hieß es „Antreten“. Der Gepäckwagen, der geheimnisvoll am Ende des Zuges fuhr, tat sich auf und jeder empfing Kommißbrot und eine Dose Konserven. Darauf „Abkochen!“ — Abkochen? Ach verflucht! Wer von uns hatte jemals ein Feuer angesteckt? Natürlich Franz, der sich einen kleinen Herd baute und einfach seine Dose auf das Feuer stellte, denn Kochgeschirr hatte niemand mitgenommen. Von ihm haben wir es gelernt, und die Wurstsuppe, die wir kochten, hat nicht schlecht geschmeckt. Endlich ging die Fahrt weiter und über die Grenze ins heilige Rußland, bis sich schließlich das Dunkel der Wälder lichtete und die Ebene mit unserem Reiseziel vor uns lag. Die Kuppeln der Kirche leuchteten in der Nachmittagssonne zu uns herüber, und die großen Gebäude der Kasernen sahen im hellen Licht sogar sauber und einladend aus. Leider erwies sich der Schein bald als Trug, denn die Nächte in der russischen Kosakenkaserne waren so, wie sie der Bataillonsführer uns bei der Ankunft verhieß, durchaus kriegsmäßig. — Wenn man als Zivilist auf der Straße einen Bekannten traf und auf die Frage nach der Kriegsteilnahme mit vielsagendem Lächeln die Antwort: „Schipper“ erhielt, dann lächelte man dieses Augurenlächeln mit, weil man eben noch nicht wußte, daß Schipper sein, auch dem Vaterlande dienen heißt. Es ist aber an der Zeit, daß dieser holde Wahn der vielen, die Schippen für die angenehmste Form des Kriegführens halten, gründlich gestört wird. Ernsthaft gesprochen, der „Armierungssoldat“ steht in diesem Kriege in gleicher Reihe mit dem Soldaten, der ein Gewehr in der Hand hat, auch wenn er nur den Spaten schwingt. Was er tut, ist regelrechte Pionierarbeit, die früh um 6 Uhr



Schlafstätten der Armierungssoldaten. Für die B. I. Z. in Rußland aufgenommen von R. Minzloff.



General Cadorna,
der italienische Generalstabschef.



Jonel Bratianu,
der rumänische Ministerpräsident.

beginnt. Dann rückt die Kompagnie aus dem polnischen Quartier ab, an den Füßen die dicken Stiefel, mit einer Manchesterhose, einer Joppe und Feldmütze bekleidet, auf der Schulter natürlich die Schippe. Unterwegs trifft man eine Pionierabteilung und nun werden kleine Kolonnen von 10 bis 20 Mann je einem Pionier zur Verwendung „in die Hand gedrückt.“ Auf verschiedenen Wegen, möglichst in Deckung — denn die Russen nehmen gar keine Rücksicht darauf, daß wir „nur“ Schipper und immobil sind, und schicken uns gern ein Paar von ihren dicken Granaten oder von ihren lieblich sauchenden Schrapnells herüber, wenn sie uns sehen — geht's in den Schützengrabenlinien an die Arbeit. Schippen ist hier die unterste Stufe und erfordert weiter nichts als Kraft und Ausdauer. Zuerst freilich zieht die Arbeit verflucht ins Kreuz und die wohlgepflegten Hände bekommen dicke Blasen. Dann kommt Stämmeschleppen, Rammen, Drahtziehen und die Spezialarbeiten, die geübte Arbeiter verlangen. Die Arbeit die von Unteroffizieren beaufsichtigt wird, dauert mit einer etwa halbstündigen Frühstückspause bis 5 Uhr. Dann wird Feierabend geboten, und wie wir am Morgen ausgezogen sind, geht's wieder nach Haus und zum dampfenden Futterkessel. Noch ein Appell, Empfang von Brot, Speck, Butter, hin und wieder auch von Zigarren, Zigaretten oder Rum — gesegnet sei die Hindenburgspende! — dann ist der offizielle Tag zu Ende, wenn es nicht etwa noch heißt: „Freiwillige vor zur Nachtarbeit!“



Transport eines schweren englischen Geschützes auf einem Floß vor den Dardanellen.
Englische Photographie.



Lemberg wiedererobert!
Berliner Straßenbild nach dem Eintreffen der Siegesnachricht. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Geh. Baurat Schwechten,
der neue Präsident der Akademie der Künste in Berlin. Phot. Fechner

Geh. Baurat Franz Schwechten, der als Nachfolger Professor Menzels Präsident der Akademie der Künste geworden ist, ist 74 Jahre alt und einer der bekanntesten Architekten. Der Anhalter Bahnhof in Berlin, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, die neue Rheinbrücke in Köln und das Posener Kaiserschloß sind Bauten, die nach seinen Entwürfen ausgeführt wurden. Besonders der Bau des Anhalter Bahnhofs, der 1881 erfolgte, galt damals als glücklicher Versuch, das Bauwesen in moderne, technische Forderungen verstehende Bahnen zu lenken. — Der neue „Staatssekretär," wie der amtliche Titel des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten von Amerika lautet, Robert Lansing, entstammt einer alten Familie des Staates New York und hat wie sein Vater, die Rechtsanwaltslaufbahn eingeschlagen. Er widmete sich besonders der Vertretung amerikanischer Interessen vor Gerichten und Schiedsgerichten des Auslandes und erwarb sich dadurch eine besondere Kenntnis der internationalen Rechtsbeziehungen. Die amerikanische Regierung berief ihn deshalb bald zu amtlichen Aufgaben und er wurde Anwalt der Union in den wichtigsten internationalen Schiedsgerichtsprozessen, besonders in der Frage der Grenzregulierung zwischen Kanada und Alaska und der Frage der Küstenfischerei im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans. In das Auswärtige Amt wurde er erst im März vorigen Jahres berufen und zwar zunächst als Rechtsbeistand. Lansing verbindet den Typus des eleganten Diplomaten mit der zielbewußten Energie eines ernsten, hochgebildeten Amerikaners. Im Gegensatz zu Bryan wird er sich wohl an bürokratische Formen halten.



„Mein Schützling"



Robert Lansing,
der neue amerikanische Staatssekretär als Nachfolger Bryans.

ANSICHTSKARTEN AUS DEM FELDE



„So schläft Euer Willy im Felde".
Ansichtskarte vom westlichen Kriegsschauplatz. „Das Lager ist," schreibt Willy an seine Angehörigen, „1,60 Meter hoch über dem Erdboden auf Baumstämmchen errichtet, damit das Wild und die Ratten darunter durchlaufen können."

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
- - - - - Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24. - - - - - 1 2 3 4 5-

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

6. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Melanie blickte Evchen überrascht an. „Oh, Du hast Dir ihn ja gleich gründlich ang'schaut."

„Weil Du immerzu hingesehen hast."

„Ich? Aber jetzt hör' nur . . . Nein, sag' im Ernst, Everl, ist's wirklich aufg'fallen? . . . Ich kann aber nichts dafür. Es zwingt mich halt."

Evchen lächelte. „Also der ist's diesmal. Schau, schau!"

„Ja, wie kann man da sagen: der ist's! Und gar: dasmal!" Sie breitete die Arme aus und schlang sie dann im Nacken zusammen, sich gegen den Liegestuhl lehnend. „Ich sag' Dir, so 'was hab' ich ja noch gar net erlebt!"

„So. Ihr liebt Euch? Sehr?"

„Ach, Du mein Herrgott! Lieben — der! Ein kaltes Ungeheuer is er. Ein Mensch ohne Herz. Ein Mirakel. Ein — ein . . . ach, ich kann Dir sagen, er ist mir so verhaßt . . . es war mir in meinem ganzen Leben noch nie ein Mensch so verhaßt."

„Was hat er Dir getan?"

„Nichts. Aber — das is's ja grad. Man ist Luft für ihn. Im vorigen Jahr hab' ich ihn auf'm Semmering kennen g'lernt. Er war in Wien, nur auf der Durchreis', da packt ihn ein Anfall von Malaria, er leid't schon immer daran, und der Arzt verordnet ihm Höhenluft und ein bissel Wintersport. Na, die Weiber dort, ich sag' Dir, grad schämen hätt' man sich können, wie die sich um ihn g'habt haben. Und er — Eis. Eis gegen alle. Natürlich auch gegen mich. Die Steffi hat aufgepaßt. Er hat hier noch kein Weib angesehen. Natürlich hab' ich ihn begrüßt, mich gefreut . . . Man ist Luft für ihn. Eine Schwedin hat seinetwegen das Hotel verlassen müssen. Die ist letzten Samstag abend ganz ungeniert bei ihm eingetreten. Dabei eine anständige Frau sonst. Hinausg'wiesen hat er sie. Natürlich ist es so herumgetratscht worden. Die passen hier ja so auf."

„Hör' mal, Melanie, wir werden uns hier beide den Schnupfen holen," sagte Evchen und stand auf. Sie wollte die Erzählung schon immer unterbrechen.

„Aber ich bitt' Dich, bei der Hitz'. Und es ist doch so gemütlich, ein bissel zu plauschen! Jetzt komm', geh', setz' Dich noch ein bissel daher!"

Evchen kniete nieder. Sie wippte sich auf den Knien, die Kusine bei den Händen erfassend, und lachte sie aus. „Melanie, wenn Du wüßtest, wie komisch ich die ganze Geschichte finde!"

„Komisch?!"

„Ja, ja, entsetze Dich, soviel Du willst, ich bleib' dabei. Das ist ja, als ob ein Literaturgeschichtslehrer von Selektanerinnen angeschwärmt wird! Und meine fesche Melanie trippelt munter im Chorus mit."

„Jetzt aber bist Du garstig, Everl. Wo ich mir immer vorg'stellt hab', ich kann Dir alles anvertrauen, Du verstehst ein' und hilfst ein'm ein bissel."

„Helfen? Ja, tu ich das nicht? Ich hab' ja schon angefangen."

„Ausg'lacht hast mich."

„Ja, eben, das ist meine Hilfe. Denn ernst nehmen wirst Du doch so etwas nicht?"



Aus Ostpreußens bösen Tagen: Ein Ankläger. Zeichnung von Ernst Bischoff-Culm.

Melanie erhob sich und schlug sich gegen die Stirn. „Das is ja meine ganze Verzweiflung, daß ich's ernst nehmen muß. Ich hätt' dahier die Auswahl, kann ich Dir sagen. Es sind so viele honette Herren da. Natürlich nur so um ein' kleinen Flirt z' haben. Zum Spaß. Aber ich kann net. Wie ein Fieber schüttelt's mich manchmal. Ich zank' ja so mit mir. ‚Dumm bist, ein Schneeganserl,' sag' ich zu mir. Aber wann ich ihm dann begegn', und er schaut so kalt und hochmütig auf ein' herunter — dann möcht' ich ihm am liebsten an den Kragen springen und ihn bei die Ohrwascheln nehmen und ihn hin und her zieh'n . . . Jetzt fühl' nur, Everl, wie mir das Herz klopft . . . Au, Du, da is doch das Herz . . . Hast nit einen Schluck Mineralwasser zur Hand? Zum Abkühlen."

Endlich war Evchen den späten Besuch los. Sie lachte und genierte sich gleichzeitig. Es war ihr ganz unerfindlich, wie eine erwachsene Person sich so anstellen konnte. Jedenfalls fühlte sie die Verpflichtung in sich, Melanie von dieser krankhaften Verirrung zu heilen.

Am andern Tage kam ihnen der Fremde nicht in die Quere. Der Pförtner berichtete der Baronin Sabrowsky, die sich nach ihm erkundigte, er sei schon in aller Frühe nach Fruttuoso hinuntergestiegen, um von dort aus eine Segelfahrt nach Sestri Levante zu unternehmen.

„War eine Dame dabei?" forschte Melanie in einer schlecht verhehlten Anwandlung von Eifersucht.

Leider wußte der Pförtner keine Auskunft zu geben.

Melanie hatte kein anderes Thema als den Fremden. Sie zeigte der Kusine die Schönheiten der zauberischen Halbinsel und fuhr mittags mit ihr nach Santa Margherita und Rapallo hinüber. Wo immer sie waren, bildeten sie den Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Beide trugen sich elegant und doch nicht auffällig, ihre schlanken Figuren und gepflegten Erscheinungen hoben sich wohltuend von der Menge der übrigen Touristen ab.

„Und von da droben, wo die Zypressen und die Steineichen steh'n, Everl, von da hast' den schönsten Ueberblick auf beide Seiten, rechts über Nervi hinaus bis Genua, links bis Sestri Levante und Spezia. Sestri, weißt, das ist der Kurort, wo er heut' hing'segelt is."

Evchen lehnte sich in dem blauen Hotellandauer behaglich zurück. „Er! Ach so!" sagte sie und lachte.

„Nein, wie unausstehlich Du jetzt wieder bist, Everl. Ja, er! Ihr habt's ihn zu schlecht behandelt damals. Auf dem Semmering, da haben s' seine ganze G'schicht' erzählt. Er war damals doch in einen leidigen Prozeß verwickelt. Erinnerst Du Dich net? Der Fall Hayn. Aber, ich bitt' Dich, die ganze Welt hat doch davon g'sprochen. Es können jetzt zehn Jahr' her sein."

„Der Fall Hayn? War das nicht im Zusammenhang mit Süd-West?"

„Er war Distriktchef — ich weiß net, ob das der rechte Titel ist in Eure Kolonien — bei uns, glaub' ich, da heißen sie so. Blutjung noch, aber so der rechte Afrikaner. Peitsche, Pistole. Kuschen haben s' müssen. Weißt, bei die Wilden da unten mag's so das Richtige sein. Ja, und auf seiner Station da ging alles wie am Schnürl. Einen Heidenrespekt haben s' vor ihm g'habt. Aber irgendein Reisender bringt da in Erfahrung, was sie auf der Station alle wissen: der Hayn hat gar eine rasche Hand. Einen

Neger und ein Negermadel, die bei ihm ein'brochen sind, hat er einfach nieder'g'knallt. Und dann hieß es, es wär' Eifersucht, Rache dabei g'wesen. Und der Reisende bringt die G'schicht' nach Deutschland, und darauf hat es den furchtbaren Skandal 'geben."

„Ja, ja, ich entsinne mich jetzt. Er wurde vom Amt suspendiert und abberufen, sollte sich in Potsdam verantworten, alles wartete, aber er kam nicht. Ja, die Sache hat viel böses Blut gemacht. So, so, das also ist Hayn. Er hielt sich damals lange verborgen, nicht?"

„Ja, aber wie dann die Unruhen in Südwest aus'brochen sind, da hat er doch mit ein paar freiwillige Reiter den berühmten Gewaltritt von Windhuk nach Okahandja g'macht. Erinnerst Dich? Oh, Du müßt'st amal hören, was die auf'm Semmering damals über den Ritt erzählt haben. Einer von die Herren is selbst dabei g'wesen. In der allerletzten Stund' da haben s' — acht Mann hoch — die Station befreit, die von den Hereros umzingelt war. Aber es hat ihm alles nix g'holfen, Eure Zeitungen haben Eurer Regierung ja auch keine Ruh' g'lassen. Und da auf einmal hat's g'heißen: er soll in Swakopmund verhaftet und nach Deutschland transportiert werden, damit s' ihn aburteilen können... Ja, alsdann, und da hat er Reißaus g'nommen."

„Er ist entflohen? Und was tut er nun? Abenteuert weiter?"

„Abenteuert! Schau', wie Du das dahersagst, Everl! Ihr korrekte Preußen müßt's Euch schon auf wilde Sachen einlassen!" Sie regte sich ordentlich auf. „Ja, freilich is er ein Abenteurer. Das bestreit' ich ja gar net. Das bestreit't ja kein Mensch. Aber denkst denn, Ihr könnt's mit geschniegelte Salonlöwen in Afrika kolonisieren geh'n?"

„Ach, Melanie, wenn man Dich schon über Politik reden hört. Ich glaube, Du gingst jetzt mit Karl Hayn durch dick und dünn, und wenn er ein Massenmörder wäre. Bloß weil er so schöne, kalte, blaue Augen hat, und weil er bisher der einzige Mann ist, der Dir noch nicht die Kur gemacht hat."

„Es sind ihrer schon noch mehr, Schatz. Aber aus denen hab' ich mir nix g'macht."

Eine Weile schwiegen sie. Exzellenz Evchen strengte ihr Gedächtnis an. Der Fall Hayn hatte eine Reihe von Kolonialskandalen unter besonders mißliebigen Begleitumständen abgeschlossen. Ihr Mann war mehrfach damit geplagt worden. Er hatte damals das Wort vom Tropenkoller geprägt. Hayn galt einer kleinen Gruppe blinder Anhänger als das kolonisatorische Genie. Schimpff v. Schlebrügge hatte ihn dagegen ohne jedes Bedenken geopfert. „Hitzköpfe, die das Talent haben, verfahrene Geschichten noch verfahrener zu machen!" sagte er.

„Weißt Du, Melanie," begann Evchen, als sie den Wagen wenden ließen, um rechtzeitig zum Diner wieder im Hotel zu sein, „es wäre mir eigentlich wenig sympathisch, den Herrn persönlich kennen zu lernen. Unbeherrscht, wie er nun doch einmal zu sein scheint, sagt er da vielleicht Dinge, die einen kränken müssen . . ."

„Aber ich bitt' Dich, Schatz, er ist vornehm vom Scheitel bis zur Sohlen."

„So? Trotz der Geschichten, die Du da von ihm erzählt hast?"

Melanie lachte. „Aber das schad't doch ein'm Mann nix. Im Gegenteil. Na ja, es is ein bissel wild. Aber es macht ihn doch um so interessanter."

„Ich bin vielleicht wirklich zu preußisch geworden in meiner langen Ehe, um da mitzukönnen, Melanie. Mir ist der Mann geradezu widerwärtig — nach seiner ganzen Vorgeschichte und allem, allem, allem."

„Ich bitt' Dich, widerwärtig! Warum net gleich gar. Aber ich zwing' Dich doch gar nit, daß D' ihm schöne Augen machen sollst." Sie seufzte.

Als sie abends in den pompösen Speisesaal eintraten, beide in schönabgestimmten, ausgeschnittenen Dinerkleidern, bemerkte Melanie sofort, daß Karl Hayn an seinem kleinen Tischchen neben dem Spiegelpfeiler saß. Er war allein, und von seiner ganzen Erscheinung ging ein Hauch von Kälte und Unnahbarkeit aus.

Melanie hatte ihm beim Eintritt in den Saal keine Gelegenheit zu einem Gruß gegeben. Während der ganzen festlichen Mahlzeit zehrte sie besonders an diesem Triumph.

Arm in Arm begaben sie sich nachher auf die Parkterrasse, um sich dort in den behaglichen Klubsesseln aus ledergepolstertem Peddigrohr niederzulassen, eine Schale Mokka zu trinken und eine Zigarette dazu zu rauchen. Melanie hatte in ihrem Täschchen ein Miniaturetui mit Miniaturzigaretten, die in drei, vier Zügen geraucht waren.

Während der dienstbeflissene Aufwärter herzusprang, um ihnen Feuer zu geben, trat Karl Hayn an das Marmortischchen und begrüßte die Baronin Sabrowsky. Da er ihrer Begleiterin eine korrekte Verbeugung machte, etwas abwartend, blieb Melanie nichts anderes übrig, als ihn der Kusine vorzustellen.

Hayn war nur mittelgroß, seine Figur hatte durchaus nichts Imponierendes. Bisher hatte sich Evchen unter diesem abenteuernden Manne immer einen Hünen vorgestellt. Er zählte wenig über vierzig Jahre, aber sein mageres, von der Tropensonne lederfarben gewordenes Gesicht war so faltig, daß es unter einem gewissen Winkel alt und verlebt erscheinen konnte. Sein Haar war mit der Maschine kurz abrasiert. Man unterschied nicht, ob es weißblond oder silbergrau war. Der Scheitel und der Hinterkopf waren kahl. Zwingend aber war sein Blick. Trotzdem das Weiß jetzt von der Malaria getrübt war, lag doch in dem stahlharten Blau seiner Augen, in den sich zuweilen erweiternden Pupillen eine solche Macht, daß Evchen bei seinen ersten Worten erschrak. Auch seine Stimme war das Befehlen gewohnt — ebenso wie sein Blick. Sie hatte etwas Scharfes, Gepreßtes.

Er hatte heute mittag in Spezia an Bord eines unter der Stationsflagge stehenden Kanonenbootes einen alten Bekannten besucht, den Kommandeur, der soeben von der Ostküste Afrikas zurückgekehrt war. „Er erzählte mir von Ihrem Bruder, Baronin: Kapitän Sabrowsky. Stimmt es?"

„Von Georg!" Melanie erfaßte sofort die Hand des Fremden, als ob die Nachricht sie unwiderstehlich zu einer größeren Herzlichkeit zwänge. „Ja, also wie geht's denn dem alten Halodri? Was hat Ihr Freund gesagt? Ist's schlimm? Wird was zurückbleiben?"

„Schlüsselbeinbruch, Knöchelverletzung und Nasenbeinkontusion. Also nicht schlimmer, als wenn er eine oberbayrische Kirchweih mitgemacht hätte." Hayn entzog ihr seine Hand und wandte sich ihrer Begleiterin zu, rasch das Thema verlassend. „Sind Sie näher verwandt mit dem früheren Staatssekretär, dessen Namen Sie tragen, Gnädigste?"

„Schimpff v. Schlebrügge war mein Gatte."

Stumm betrachtete er die Exzellenz eine Weile. Aus seinen Augen drang wieder das seltsame Aufleuchten, das etwas geradezu Grausames hatte.

Evchen empfand es dabei als Gewißheit, daß Karl Hayn nur deshalb die flüchtige Unterhaltung mit Melanie eingeleitet hatte, um sich über ihre Personalien zu unterrichten. Durch irgendeinen Zufall mochte ihm ihr Name zu Ohren gekommen sein. Ihre titelsüchtige Kusine brachte die „Exzellenz" oft genug an, und auf der Tafel unten stand sie natürlich auch.

Ohne einen Uebergang zu machen, wandte sich Karl Hayn von den Damen ab und nahm ein paar Tische weiter Platz. Der Kellner mußte ihm eine Zeitung bringen. Er legte sich ganz nach hinten über und las, ohne sich um irgendwen im Saale weiter zu kümmern.

Die beiden Damen, die sich über seine Rücksichtslosigkeit ärgerten, schleppten eine gezwungene Unterhaltung hin über die Ausfahrt, die hinter ihnen lag. Melanie schlug dann der Kusine vor, am nächsten Tage den berühmten Spaziergang über den schmalen Isthmos zu machen, durch den die Halbinsel Portofino mit dem Festland verbunden war. „Hier im Hotel ist heuer ja doch nichts los," setzte sie hinzu, maliziös, in der Hoffnung, daß der Fremde es hörte und sich getroffen fühlte.

Plötzlich blickte Hayn von seiner Zeitung auf. Er ließ die Arme auf der Lehne liegen und wandte nur sein Gesicht den Damen zu. Auch seine halb liegende Haltung änderte er nicht.

„Ich habe eine grimme Fehde mit Ihrem Gatten gehabt, Exzellenz, als er noch Kolonialgewaltiger war," sprach er Evchen in seinem scharfen, kurzen, etwas gepreßten Tone an. „Lange Jahre hatte ich gehofft, sie noch einmal richtig mit ihm austragen zu können. Nun ist er darüber doch gestorben. Schade."

Evchen klopfte das Herz. Die ganze Art des Fremden reizte sie. Am liebsten hätte sie seine Anrede überhaupt nicht beachtet. Aber sie wollte wenigstens so viel erwidern, daß er merken konnte: sie war über seinen Leumund genügend unterrichtet. „Wenn Ihnen daran gelegen hätte, sich gerade vor meinem Manne zu rechtfertigen, Herr Hayn, so hätten Sie nach Ihrer Flucht ja neun Jahre lang dazu Gelegenheit gehabt."

Er lachte kurz und bitter auf. „Auf eine Rechtfertigung vor Exzellenz v. Schimpff ist es mir nie angekommen. Ja, es hat einmal eine Zeit gegeben, wo ich mich gern vor meinem Vaterland gerechtfertigt hätte. Aber auch diese kleine Sentimentalität ging bald vorüber."

Melanie machte der Kusine eine bittende und beschwichtigende Bewegung, denn sie bemerkte, daß Evchen sich verletzt fühlte. Und wehe, wenn einer ihrem Mann zu nahe kam! Doch Evchen beachtete sie nicht.

„Wer gegenwärtig kompetent ist für Ihre Angelegenheiten, weiß ich nicht, Herr Hayn," sagte sie kühl und fast spöttisch. „Jedenfalls steht bei uns in Deutschland der Witwe eines Staatsbeamten die Erbschaft seiner zahlreichen Verdrusse nicht zu."

Hayn legte jetzt die Zeitung hin und erhob sich. Die Hände in den Taschen seines Jacketts behaltend, sah er die Landsmännin groß an. Es wetterleuchtete in seinen Zügen. Nach kurzem Schweigen sagte er mit einem nachsichtigen Lächeln: „Sie haben mich noch immer nicht verstanden, Exzellenz. Wenn Ihr Gatte noch lebte, dann hätte ich ihn nicht als den verantwortlichen Beamten angerufen. Es wäre mir nur eine Freude gewesen, als Mann zu Mann mit ihm die Klingen zu kreuzen. Den Gentleman hätte ich gern einmal in ihm erforscht."

Es war Evchen noch nie in den Sinn gekommen, daß ein Fremder es versuchen könnte, sie persönlich wegen irgendeiner Entscheidung, die ihr Mann amtlich getroffen hatte, anzusprechen. Die herausfordernde Art Hayns verletzte sie tief. Sie gab Melanie ein stummes Zeichen, daß sie sich erheben wollte, um das seltsame Gespräch abzubrechen.

Sie standen nun beide auf. Melanie legte ihren Arm in den der Kusine. Sie schlug den Blick vor dem Fremden nieder. Daß er ihre Kusine offenbar verletzt hatte, mußte sie ihm übelnehmen. Andererseits wollte sie persönlich es nicht mit ihm verderben. Denn was ging die ganze politische Streiterei sie an?

Irgend etwas in Hayns Miene und Haltung zwang Evchen dann aber doch, vor ihm stehen zu bleiben. Bewußt, aber frostig, sah sie ihn an. Sie waren gleich groß. Evchens dunkle Augen bohrten ihren stolzen Blick in das harte, kühle Stahlblau der seinen. „Den Gentleman in Ulrich v. Schimpff hat noch kein Mann erreicht, den ich je kennen gelernt habe, Herr Hayn. Am wenigsten die jüngste Bekanntschaft, deren ich mich zu rühmen habe."

Hernach, als sie auf Evchens Zimmer waren und die ganze Szene noch einmal durchsprachen, wollte es Melanie scheinen, als habe die Kusine denn doch gar zu schweres Geschütz auffahren lassen. „Weißt, der is net mit dem Maß zu messen wie jeder andere. Denk' amal, was der erlebt hat, und in was für einer Umgebung. Und wo er jetzt hinkommt, da tun sich alle Weiber wer weiß wie um ihn. Verwöhnt is er, er kann sich ja alles 'rausnehmen, was er will."

„Ich habe keine Ursache, eine Ausnahme bei ihm zu machen. In demselben Ton, in dem er zu mir sprach, habe ich ihn abgefertigt."

„Er hat Dich ja ang'schaut — aber mit einem Zorn — nein, so hab' ich ihn noch nie g'sehen."

„Wie kleinlich muß der Mann veranlagt sein, daß er einen Groll so viele Jahre mit sich herumträgt, und daß er ihn am Ende gar noch auf die Witwe des Beamten vererben möchte, der ihn gemaßregelt hat."

„Der Ulrich hat nie gefackelt, das muß man schon sagen."

„Er war streng, ich glaube: sehr streng. Aber an seiner Gerechtigkeit hat nie jemand gezweifelt."

„Du, Kind, nach dem, wie sie damals die G'schicht' auf dem Semmering erzählt haben, da hat Dein Mann eine große Dummheit g'macht."

„Melanie!" Evchen preßte die Hände gegen die Schläfen. „Ach, warum sprechen wir bloß über den schrecklichen Menschen! Der ist's doch gar nicht wert, daß wir uns nun schließlich noch zanken. Ein Abenteurer."

Die Kusine zuckte die Achseln. „Gott sei Dank versteh' ich nix von Eurer Politik. Ich denk' nur: wenn der Hayn sich damals brav und folgsam Eure gestrengen Herrn Richter g'stellt hätt' — die am grünen Tisch in Potsdam gar keine Vorstellung haben vom Leben im halbwilden Afrika —, dann wär' er am End' wegen Totschlag für zehn, zwölf Jahr' ins G'fängnis gewandert. Das hat er im voraus g'wußt, und d'rum is er nicht nach Deutschland zurückgekehrt."

„Empfindest Du nicht die Feigheit, die darin liegt? Einer gerechten Strafe sich zu entziehen? Wie ein Mensch das nur mit seinem Gewissen abmachen kann!"

„Ach, Du, Schatz, ich glaub', das is net gar so schwer: wenn man halt die Straf' nit für gerecht anschauen kann."

„Du verteidigst ihn natürlich."

„Geh', sei schon nit bös, Everl, aber ich kann Dir beim besten Willen net recht geben." Sie setzte sich ihr gegenüber und legte ihre Hand auf Evchens Arm. „Du mußt Dir's nur amal klar machen. Also Ihr Potsdamer hätt's ihm doch auf alle Fäll' eing'sperrt, gelt?"

Evchen unterbrach sie: „Nicht auf alle Fälle, sondern nur, wenn die Untersuchung ergeben hätte, daß er wirklich die Tat begangen hat."

„Die Tat leugnet er net. Aber er behauptet, zu der Zeit da hätt' kein Afrikaner anders als mit der Hand im Pistolengürtel g'schlafen. Und Schwäche zeigen gegen Eingeborene, das wär' viel gefährlicher g'wesen — für die ganze Kolonie —, als einmal kurzen Prozeß machen."

„Was für eine Auffassung! Wir wollen doch zivilisieren, kultivieren, aber uns nicht zu der Primitivität der Anschauung herabwürdigen, in denen wilde Völkerstämme leben."

„Also gibst zu, daß i recht hab': auf jeden Fall wär' er eing'sperrt worden."

Evchen ließ, schon ermattet von der erregten Debatte, die Schultern sinken. „Die gerechte Sühne."

Triumphierend patschte ihr Melanie aufs Knie. „Alsdann — brav. Mehr hab' i ja net wollen. Und jetzt schau' einmal her. Was wär' dann sein Leben noch wert g'wesen? Keinen Pfifferling. Krank und desparat hättet's Ihr ihn endlich freig'geben. Alt, vertrocknet, gebrochen. Da wär' er in irgendeinen Winkel 'krochen und verkommen." Sie sprang lebhaft auf. „Und da soll man hergehn und sagen: es wär' g'scheiter g'wesen, er hätt' sich Euern Gerichten g'stellt?"

„Gescheiter? Nein. Es war sehr klug, sehr vorsichtig von ihm, daß er sich beizeiten in Sicherheit gebracht hat."

„Du, Everl, den Mut darfst ihm net absprechen. Sein Ritt damals — das war eine große Tat. Das sagen's alle. Der nimmt's mit Gott und dem Teufel auf."

„Von seiner Unerschrockenheit hat er mir ja allerdings auch gleich einen Beweis gegeben."

„Er hat einen Haß auf Deinen Mann g'habt. Ja, mein Gott, aber wie viele haben den Ulrich insgeheim verwünscht. Insgeheim — und auch öffentlich. Was haben's ihm doch in die Parlamente ang'hängt und in die Zeitungen. Und wenn der Hayn amal davon überzeugt is, daß der Ulrich ihn damals zum Opfer 'bracht hat, nur weil's ihm in seine Politik so 'neinpaßt hat, so kannst schließlich seinen Zorn versteh'n."

„Ich verstehe ihn. Gut." Evchen fuhr sich mit der Hand über die Stirn und die Augen. „Aber jetzt machen wir Schluß mit der unerquicklichen Debatte. Ja? Bitte, Melanie. Ich kann sonst die ganze Nacht nicht schlafen."

Melanie lachte in drolligem Zorn. „Ja, denkst denn, i ch kann schlafen? Gott behüt' mich, ich hör's ja vom Campanile drunten alle Nächt' noch ein und zwei Uhr schlagen."

„Die Luft bekommt Dir nicht?"

„Die Luft bekommt mir sehr gut. Aber ich muß halt immer an den verflixten Kerl, den Hayn, denken. Hast g'sehen: ich war bei der ganzen Verhandlung heut' abend wieder gar net da für ihn!"

„Weißt Du, Kind, gestern hab' ich darüber noch gelacht, daß Du solche Sachen anstellst mit diesem Herrn. Aber heute ärgert's mich maßlos."

„Warum ärgert's Dich?"

„Weil ich es ihm nicht gönne, daß eine junge Frau, wie Du es bist, sich etwas vor ihm vergibt."

„Er merkt's ja gar nit, der Eisblock."

„Das ist noch ein Glück."

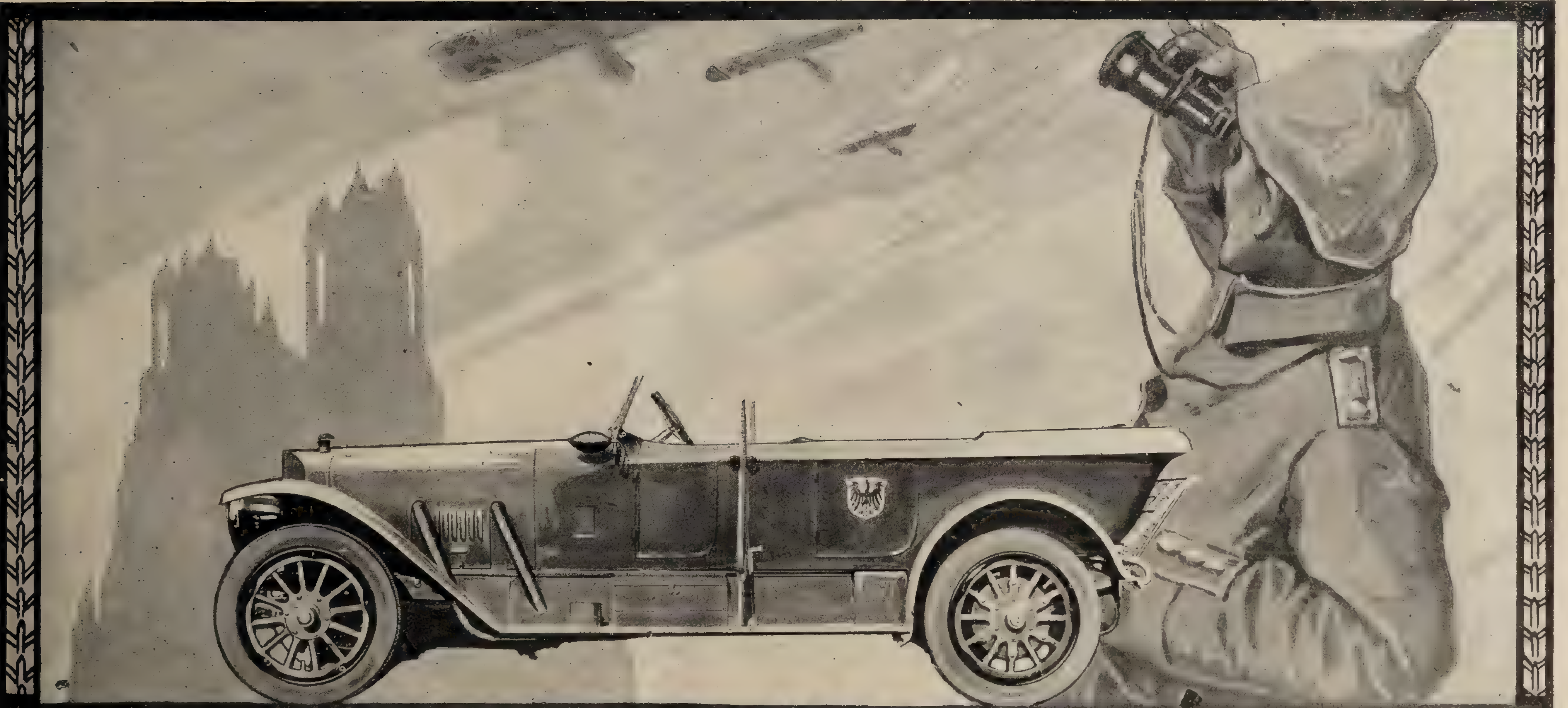
„Sagst Du. Ach, Everl, ich kann ihn doch noch weniger aussteh'n als Du. Aber . . ." Sie blies temperamentvoll die Luft durch die Zähne und machte Fäuste. „Gute Nacht, felice notte!"

An der Tür blieb sie wieder stehen und seufzte. „Mir fallt jetzt gar nix mehr zum Träumen ein. Es ist eine Sünd' und eine Schand', wie einen so etwas herunterbringt."

Und tiefgeknickt suchte sie ihr Zimmer auf.

VII.

In den folgenden Tagen wichen sie jeder Begegnung mit dem „Afrikaner", wie ihn Melanie getauft hatte, aus. Sie machten die berühmten Ausfahrten und Spaziergänge in der Reihenfolge, wie jeder ordnungsliebende Tourist sie vom Baedeker als Gesetz



vorgeschrieben bekommt. Evchen wäre am liebsten nach Santa Margherita übergesiedelt, um vor Hayn völlig sicher zu sein. Aber dagegen sträubte sich ihre Kusine. Das hätte ja so ausgeseh'n, hielt sie ihr entgegen, als fürchteten sie sich. Nein, sie war dafür, der Gefahr mutig ins Auge zu sehen — wenn sie selbst es auch nicht für angebracht hielt, sie etwa eigens aufzusuchen.

Ueber ihr Ergehen, über das Wetter, über Melanie und über ihre gemeinsamen Ausflüge berichtete Evchen ihrer Tochter in munteren, herzlichen Briefen. Um die Mitte der zweiten Woche bekam sie endlich eine Nachricht von Barbara. Ein Briefchen, das auf den rasch beschriebenen drei Seiten eine einzige dringende Bitte enthielt.

„Liebe Mama, schönsten Dank für Deine fleißigen Nachrichten, wir freuen uns sehr darüber, daß es Dir gut geht, hatten nur gar so viel zu tun, daß wir gar nicht zur Antwort kamen. Heute nun erhielten wir eine Karte von Onkel Fritz Wilhelm. Denke Dir nur, die Tante hat eine so schwere Bronchitis durchgemacht, daß der Arzt sie schleunigst nach der Riviera geschickt hat. Sie sind seit drei Tagen in Nervi. Ich habe ihnen Deine Adresse telegraphiert. Vielleicht hat sich Onkel Fritz Wilhelm schon in Verbindung mit Dir gesetzt. Wenn nicht, so sei so gut und fahre doch gleich einmal hinüber. Du weißt, sie finden in der ganzen Familie, daß wir uns so wenig um die Verwandtschaft kümmern, und sind darüber schon sehr gekränkt. Für mich ist nun noch der große Kreis Unruh hinzugekommen, der auch seine Forderungen stellt. Wem soll ich mich zuerst widmen? Vielleicht ist Dir's möglich, Tante Melanie zu veranlassen, nach Nervi überzusiedeln. Ihr hättet dann doch beide netten Anschluß. Fritz meint, es sei sowieso ein wenig bedenklich, daß sich zwei Damen allein in solch einem Luxushotel aufhalten, in dem doch immer auch recht zweifelhafte Gesellschaft anzutreffen ist. Bitte, schreibe mir sogleich, wenn Du Onkel und Tante gesehen hast, Näheres, damit wir beruhigt sein können. Gruß und Handkuß von Fritz. Ich bin mit Kuß und Umarmung Deine glückliche Tochter

Barbara."

Evchen wußte zwar, daß Melanie unter keinen Umständen von hier wegzubringen war; trotzdem trug sie ihr den Vorschlag der Kinder vor.

(Fortsetzung folgt.)

:: :: **Inseratenschluß 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.** :: ::

Briefkasten.

Bayer F. 80. Was Sie gesehen haben, ist nach Ihrer Beschreibung keine bayerische Fahne, sondern die griechische Handelsflagge, die blau-weiß längsgestreift ist und in der oberen Ecke links ein weißes Kreuz im blauen Viereck zeigt. Ist im Mittelpunkt dieses Kreuzes eine Krone, so ist es die griechische Kriegsflagge.

Orla. F. 89. Der Helm, wie er in veränderter Form jetzt von der Infanterie des deutschen Heeres getragen wird, gilt als Erfindung Friedrich Wilhelms III., der sie 1843 als „Pickelhaube“ einführte. Damals hatten alle Truppen, außer den Ulanen und Husaren, diese Kopfbedeckung.

Stein. B. 103. Im Frieden gibt es in Deutschland keine Stellung eines Generalquartiermeisters, sondern diese wird durch die Oberquartiermeister des Generalstabes ausgefüllt. Der Generalquartiermeister ist etwa als der erste Gehilfe des Generalstabschefs anzusehen.

Erich C. 12. Hoheitszeichen sind alle Abzeichen an Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, die sich auf die Kenntlichmachung der Staatsgewalt beziehen, der der Träger untersteht. Dazu gehören Kokarden, Feldbinden, Schärpen, Portepees, Beschläge an Helmen, die das Landeswappen zeigen usw.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Milchnot ist behoben, wenn junge Mütter statt der frischen Milch den Säuglingen Nestles Kindermehl geben, das einen hohen Prozentsatz der tadellosen und absolut gesunden Alpenkuhmilch enthält.

Fernunterricht für Kriegsinvaliden. Das „Rustinsche Lehrinstitut in Potsdam“ hat sich entschlossen, jedem sich bei ihm meldenden Kriegsverwundeten seinen altbewährten brieflichen Fernunterricht kostenlos zu erteilen, so daß er sich zu Hause ohne fremde Hilfe die Kenntnisse für einen Beruf aneignen kann. Es handelt sich um alle Fächer mittlerer und höherer Lehranstalten, die Vorbereitung für Beamte, Lehrer, Kaufleute, Musiker und Landwirte. Ferner um Vorbereitungskurse für Militäranwärter für die unteren und mittleren Beamtenlaufbahnen, sowie einzelne Wissensgebiete.

Thüringisches Technikum Ilmenau. Die Anstalt bleibt während des Krieges geöffnet. Das Wintersemester beginnt am 14. Oktober, Programm versendet die Direktion auf Anfrage gratis.

Kufeke

Seit Jahrzehnten bei allen Verdauungsstörungen bewährte Nahrung für Erwachsene und Kinder.

Dr. Emmerichs Sanatorium, Baden-Baden, für Nervenkranke u. Entziehungskuren, (Morphium, Alkohol etc.) Prospekt frei. **Dr. A. Meyer,** dirigierender Arzt.

BRIEF-marken Auswahl ohne Kaufzwang. Preisl. gratis. **S. Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47.

Elastischer Brusthalter



„HAUTANA“ D. R. G. M.
direkt auf der Haut zu tragen aus elastischem Trikotgewebe
M. 3.—, 4.50, 5.50, 8.75 pro Stück.
Mit **Miederansatz**
für **Sportzwecke** und für Damen mit starker Brust
M. 7.75 u. 11.75.
Bezugsnachw. d. d. allein. Fabrikanten:
Mech. Trikotweberei
Ludwig Maier & Co. in Böblingen 7
und
S. Lindauer & Co., Cannstatt D,
Korsettfabrik.

Heringe das **Billigste,** da zurzeit zollfrei

Hochfeine Irländer . .	1/4 t	75 Pfd.	M.	24
Delikateß Matjes . . .	1/2 t	150 „	„	45
Schwed. Kräuterhering	1/4 t	75 „	„	20
(Zollersparnis z. Z. 14 M.)	1/2 t	150 „	„	38
Delikateß Fetthering .	1/1 t	300 „	„	43
Norw. Konsum Vollhering	1/1 t	300 „	„	49

Alles erstklassige, haltbare Original Importware.
Für **Mästereien** (Schweine, Geflügel) empfehle **Herings-Abfälle.**
L. Becker, Hamburg, Fischmarkt.

Bad Ilmenau i. Thüringer Wald
Höhe 540 m. Berühmter Nervenkurort. Vom Kriege völlig unberührte Sommerfrische. **Sanatorium Dr. Wiesel.** Prospekte durch die Badevertretung.

Jeder sofort Klavierspieler
ohne Apparat, ohne Schule, ohne Auswendiglernen einzig u. allein durch das preisgekrönte, seit 6 Jahren glänzend bewährte, unübertroffene **System Rapid.** Nachweislich leichteste u. billigste Methode!
Preis 3 M.
Prosp. frei. Verlag Rapid, Rostock 22. i. M.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei Theorie u. Praxis. Studienplan frei

O u. X Beine
sofort kerzengerade bei Gebrauch von **„Progesso“**, ges. gesch. Das Neueste u. Vollkommenste d. Jetztzeit. Glänz. Dankschr. Prosp. grat.
Gustav Horn, Magdeburg B. 46
Schönebecker Straße 99.

Verlang. Sie gratis uns. Liste über
Gummistrümpfe
und neue Gesundheitspflegeartikel. **Josef Maas & Co, G. m. b. H., Berlin 108, Oranienstr. 108.**

Honigpulverhändler ges. — Muster für 4 Pfund gegen 40 Pfennig
Orbicol-Versand, Breslau Hp. 224

KRIEGS-BRIEFMARKEN
ZEITUNG · KATALOG · GRATIS
PHILIPP KOSACK & Co.
BERLIN C 2, Burgstr. 13



Ruderboote gebrauchsfertig M 95 Prosp. J gratis. Havelwerk, Fürstenberg i. M.

Patent-Billardtuch
Unzerreissbar. Kein Flicken, kein Stopf. **W. Reinicke,** Tuchfabr., Finsterwalde 37.

Technikum Hildburghausen Programm frei
Maschb. u. Elektr.-Schule. Werkm.-Schule. Anerk. Hoch- u. Tiefbausch.
Staatskommissar.

Kriegs-Erinnerungs-Siegelringe
echt 12 kar. Goldfilled — 5 Jahre Garantie



mit 1 Buchstaben (Handgravur) M. 1,—
„ 2 „ „ „ 1,25
„ Eisernem Kreuz „ 1,50
wenn Sie uns diesen Betrag in Papiergeld, Marken oder per Postanweisung einsenden. Auf Wunsch auch Nachnahme. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Tausende von Anerkennungen u Nachbestellungen. Wir führen alle Schmuckartikel: Trauringe, Fantasieringe, Armbänder, Medaillons, Broschen, Uhrketten, Uhren etc. in jeder Preislage. Illustrierter Katalog nebst Ringmaß vollkommen gratis und franko.
Sims & Mayer, Berlin A
Oranienstraße 117/118.

Deutsche — kauft — Deutsche Schokoladen und Deutsches Kakaopulver! Sie stehen an der Spitze aller Fabrikate der Welt!

Jeder Deutsche, der vaterländische Fabrikate bevorzugt, erfüllt damit eine wichtige patriotische Pflicht. Unterstützt er doch auf diese Weise die Deutsche Industrie, deren Ausfuhr durch englische Machenschaften fast lahmgelegt wurde und die infolge dessen mit ihren zahlreichen Arbeitern auf den Absatz im Inlande allein angewiesen ist. Außerdem schützt er sich bei Einkauf **Deutscher Schokoladen und Kakaos** in Fabrik-Packungen vor ausländischen Fälschungen und minderwertigen Qualitäten und sichert sich in allen Fällen reine und gute Ware.

Verband Deutscher Schokolade-Fabrikanten.

„Kriegs-Invaliden-Hilfe“
Verlags-Aktien-Gesellschaft
Berlin 9 B, Siechenhaus

Zur Beachtung! Nach § 13 der Satzungen erhalten die Aktionäre der Gesellschaft nur eine Dividende von höchstens 4 %, also 1 % weniger als die mündelsichere Kriegsanleihe. Der übrige Reingewinn dient ausschließlich dem Ausbau der Krüppelfürsorge. Die Mitglieder des Aufsichtsrats sind ehrenamtlich tätig und erhalten nach § 8 der Satzungen keinerlei Vergütung.

Aufruf!

Mitbürger und Mitbürgerinnen!

Unsere Arbeit gilt der Hilfe derjenigen unserer Kämpfer, die Gliedmaßen auf dem Schlachtfelde einbüßten. Wir geben zu diesem Zwecke wöchentlich ein Heft mit zwei Kriegsbildern zum Preise von 25 Pfg. heraus. Die Bilder, teils nach Original-, Kohle-, Feder-, Kreide- und Bleizeichnungen, teils nach Photographien in Kupfer-, Hochdruck und Tiefdruck auf halbmattem feinsten Kunstdruckpapier und rauhem, für Kupferdruck geeignetem holzfreien Papier hergestellt und auf gefaserten braunen Karton aufgezogen, sind von hochkünstlerischer Wirkung. Der Name des künstlerischen Leiters unseres Unternehmens Paul L. Fuhrmann, München, bürgt dafür. Unter den Mitarbeitern befinden sich Künstler, wie Pasetti, Paul Bürck, Desclabissac, Oskar Graf, Hassenkamp, Franz von Stuck, Karl Bauer, Kurt Ziegra usw. Jedes Bild hat dank seiner ernsten künstlerischen Ausführung den vielfachen Wert des einzelnen Heftes, dessen niedriger Preis nur durch die außergewöhnlich hohe Auflage ermöglicht ist. Gesammelt werden die Mappen eine bildliche Geschichte des Krieges, ein beredtes Zeugnis des Geistes der miterlebten eisernen Zeit bilden. Jedes Bild ist wert, eingerahmt zu werden, und wird einen Schmuck für jeden Wohnraum abgeben.

Durch eine Bestellung werden Sie für einen geringen Betrag in den Besitz eines Kunstwerkes kommen und gleichzeitig unsere braven, im Kampfe fürs Deutsche Vaterland zu Krüppeln geschossenen Krieger auf das wirksamste unterstützen.

Wir senden gern an jede uns gesandte Adresse franko eine Mappe zur Ansicht. Es entsteht hierdurch keinerlei Kauf- oder Abonnementsverpflichtung irgendeiner Art. Im Interesse der Sache bitten wir jeden Leser dieses Aufrufs, Freunde und Bekannte auf denselben aufmerksam zu machen.

„Kriegs-Invaliden-Hilfe“
Verlags-Aktien-Gesellschaft
Max Schulz.
Berlin 9 B, Siechenhaus

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — a — bi — buch — che — chod — de — de — del — den — din — dis — dress — dri — e — el — en — fa — fa — fried — gra — har — hon — i — ka — ler — li — ma — na — ner — nu — po — raf — rin — ro — san — sieg — ta — ved

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten und von unten nach oben gelesen, die außerordentliche Leistung eines deutschen U-Bootes nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Politischen Schriftsteller. 2. Zeitabschnitt. 3. Berühmten Maler. 4. Farbige Holzart. 5. Epos. 6. Afrikanisches Land. 7. Stadt im österreichisch-italienischen Kampfgebiet. 8. Deutschen Sagenhelden. 9. Südwein. 10. Seekriegsschauplatz. 11. Ungarische Truppe. 12. Französischen Bildhauer. 13. Exotischen Fruchtbaum. 14. Böhmischen Kampfort 1866. 15. Nachschlagewerk.

Scherz=Rätsel.

Kriechst in ein Gliederpaar Du mir hinein,
Wirst Du ein Mensch von fremdem Stamme sein.

Bilder=Rätsel.



Zweisilbig.

Zwei braven Tieren schneid' ab den Schwanz,
So ist der Rest ein Stoff von Wert,
In diesem wilden Kriegestanz
Für Kampfesmittel viel begehrt.

Kapsel=Rätsel.

Die Pflanze wohl ein jeder kennt,
Die ohne Rauch und Flamme — brennt,
Und die, verliert sie Kopf und Fuß,
Führt in die Luft viel Rauch und Ruß.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die amerikanische Lusitania=Note.

1. Drechslerei. 2. Elsa. 3. Meerenge. 4. Reichsdruckerei. 5. Kaaba. 6. Nervi. 7. Stilfserjoch. 8. Elferkogel. 9. Ukas. 10. Indigenat. 11. Albanien. 12. Intarsia. 13. NO. 14. Torbole.

Bilder=Rätsel: Marinescheinwerfer.

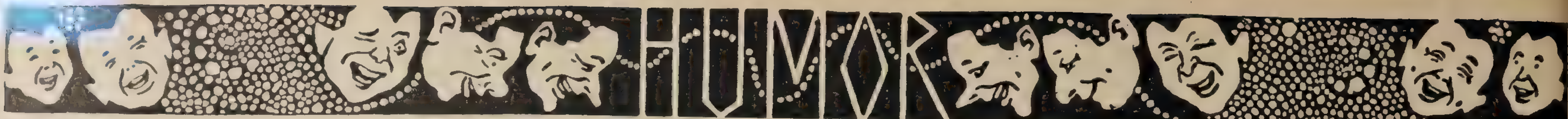
Die Städte: London — Baby — Babylon.

Rätsel: Ehering — Hering.

Logogriph: Treue — Reue.

Homonym: Abgewiesen.

Italien und Ungarn: Ausbruch.



Mutter: „Höre mal, Emil, wenn Du wieder Kaffeeflecke in das Tischtuch machst, brauchst Du nicht einen Teller darüber zu stellen. Ich sehe es doch, wenn ich den Tisch abräume.“ — Emil: „Ja, aber dann bin ich schon in der Schule.“

*

Ein Arzt kam todmüde nach Haus, wurde aber sofort wieder abgerufen, diesmal zu einer Dame, die aus jeder Erkältung eine große Krankheit machte. Der Arzt ging geduldig hin, setzte sich ans Krankenbett, beugte sich über die Patientin und sagte: „Bitte, zählen Sie langsam!“ Gehorsam fing sie an: „Eins ... zwei ... drei ...“ — — Plötzlich schreckte der Doktor hoch, rieb sich die Augen und hörte mit Entsetzen, wie die Patientin mit matter Stimme zählte: „3451 .. 3452 .. 3453!“

*

Klein-Renate ist gewohnt, daß ihr Papa jedem verwundeten Soldaten eine Zigarre gibt. Kürzlich geht sie an der Hand ihres Vaters, der Assistenzarzt ist, spazieren. Unterwegs treffen sie den Generaloberarzt, der sich an den Arzt mit einer Frage wendet. Während der Vater in militärischer Haltung dem Vorgesetzten Auskunft gibt, zupft ihn Klein-Renate immer am Bein und ruft schließlich ganz laut: „Vater, Vater, gib ihm doch 'ne Zigarre!“

Zeichnung von Paul Simmel.



Der wankende russische Koloß.
„Wehe, wenn er umfällt, er verschüttet uns alle!“

Die Rekruten haben die Uebung hinter sich und rücken ab. Da tritt einer der „ungedienten Landstürmer“, bisher Schauspieler, auf den Feldwebel zu und sagt: „Entschuldigen Herr Feldwebel: Ist heute nachmittag wieder Probe?“

*

Gedankensplitter.

Ein Mann, der eine Frau fragt, ob er sie küssen darf, hat noch eine Menge zu lernen.

*

Männer sind verschieden, Ehemänner sind alle gleich.

*

Bei der Hochzeit weint die Braut, weil es ihre ist, und ihre Freundinnen, weil es nicht ihre ist.

*

Alle Menschen sind frei und gleich geboren, aber die Mehrzahl von ihnen heiratet später.

*

Eine Frau wird bald herausfinden, daß sie in der Ehelotterie eine Niete gezogen hat; aber bis an ihr seliges Ende wird sie glauben, daß ihr Gatte einen Hauptpreis bekam.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 28

11. Juli 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Beschwerlicher Verwundeten-Transport in der vordersten Stellung.

Einzug in Lemberg

Nach fast zehnmonatiger Fremdherrschaft wurde Lemberg, die Hauptstadt Galiziens, von den unaufhaltsam vordringenden verbündeten Heeren befreit. Schon zweimal vorher hatten sich im Raume um Lemberg gewaltige Schlachten entwickelt, bei denen die österreich-ungarischen Truppen wohl taktische Erfolge erzielten, sich aber schließlich vor der ru sischen Uebermacht zurückziehen mußten. Den konzentrischen Angriffen der Armeen Linsingen, Mackensen und Boehm-Ermolli gelang es nun im Rahmen der großzügigen Gegenoffensive, Lemberg der alten Habsburgermonarchie zurückzugewinnen. Die Wiedereroberung der galizischen Hauptstadt bedeutete zunächst einen außerordentlich moralischen Erfolg der Verbündeten. Der Jubel in Deutschland und Oesterreich-Ungarn stand auch ganz im Zeichen der glücklichen Entspannung nach dem langen, schweren Druck, und der Einzug in Lemberg wird von allen, die ihn miterlebten, als ein Augenblick von hinreißender, historischer Größe geschildert. Um 4 Uhr nachmittags des denkwürdigen 22. Juni zog der Armee-Oberkommandant, General von Boehm-Ermolli, inmitten der marschierenden Truppen in die Stadt. Ueberall grüßten Fahnen in den Farben der Verbündeten die Sieger, ein Teppich von Blumen breitete sich unter den Füßen der Soldaten, die Automobile, die noch vor kurzem in den unwegsamen Straßen Galiziens versanken, wurden mit Blumen überschüttet. Ekstatischer Jubel mengte sich in den Freudenruf der Glocken und als General Boehm-Ermolli auf die Begrüßungsansprachen vor dem Landhause erwidert und mit einem Hoch auf den geliebten Kaiser Franz Joseph geschlossen hatte, kannte die Begeisterung der Menge keine Grenzen. Die moderne Kriegführung freilich weiß nichts mehr von der dramatischen Breite eines erhebenden Ereignisses. Ueber die befreite Stadt hinaus drängten die verfolgenden Sieger den abziehenden Russen nach. Und wie der Einzug des Generals Boehm, entgegen allen traditionellen Vorstellungen, die sich den Sieger am liebsten hoch zu Roß mit gezücktem Säbel ausmalen, in einem nüchternen, staubbedeckten Automobil erfolgte, so mußte auch der Jubel des Augenblicks bald den kühlen Erwägungen der strategischen Notwendigkeit weichen. Die verbündeten Truppen durften sich nicht der Freude allein hingeben. Der große Tag von Lemberg war nur ein Zwischenspiel in dem Heldenepos von Galiziens Befreiung.



Hofphot. Ernst Sandau.

Generalmajor von Seeckt, der geniale Generalstabschef der Armee Mackensen.



Einzug des Oberkommandierenden der österreichisch-ungarischen Truppen, des Erzherzogs Friedrich, in das wiedereroberte Lemberg.



Munition vor!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

In gedeckter Stellung hält die Munitionskolonne. Sie wartet, während vorn der Kampf tobt, wartet, bis sie gerufen wird. Untätig stehen die Fahrer, den Helm mit dem Kugelknopf ins Genick geschoben, klopfen den Pferden auf den Rücken, sehen noch einmal Riemzeug und Geschirre nach, da spritzt aus Staub und Dunst ein Reiter heran, ruft schon von weitem etwas. Der Kolonnenführer springt an sein Pferd, „Aufgesessen!“, hebt den Arm einmal, zweimal, und aus Schritt und Trab ruckt der Wagenzug an, fällt in Galopp und rasselt mit Klirren und Peitschenhieben vorwärts. Jetzt kommt das Dorf, fader Qualm weht aus brennenden Häusern — durch! Auf Schutt und Gerümpel stoßen die Räder der Wagen, ein paar zu weit gezielte feindliche Granaten platzen auf der Straße, kein Wagen stockt, auf und nieder fliegen die Artilleristen im harten Trab der Pferde, aber es geht weiter. Da — ein Schuß sitzt, das Vordergespann am letzten Wagen ist hin, darunter liegt der Spitzenreiter. Schon schneidet der andere Fahrer die Stränge durch, reißt die Stangenpferde zurück — fährt zweispännig weiter. Endlich sind sie in der Gefechtslinie, ein Offizier rast ihnen entgegen, dort stehen die Protzen. Die Wagen schwenken herum, eilige Hände reißen die gefüllten Weidengeflechte heraus und schon hallt das Kommando scharf durch die Batterien hin: „Schrapnells geladen — Feuer!“



Die Besatzung eines Motorboots bei der Beschießung eines russischen Fliegers während einer Fahrt auf dem Njemen. Hofphot. Kühlewindt.

Oberst Dr. Wilh. Gröner, der Chef des Feld-Eisenbahnwesens, ist zum Generalmajor befördert worden. Ueber den „Eisenbahnkrieg" und die Leistung der Eisenbahn wurde vor kurzem aus dem Großem Hauptquartier u. a. berichtet: Die Bautätigkeit der Eisenbahntruppen erstreckte sich in den ersten Monaten des Krieges vorzugsweise auf die Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnkunstbauten, um überhaupt mit Hilfe feldmäßiger Mittel schnell Bahnverbindungen für die Zwecke der Armeen zu schaffen; in den folgenden Kriegsmonaten galt es, diese Bahnverbindungen zu größtmöglicher Leistungsfähigkeit auszubauen. Neue Vollbahnen wurden gelegt, wo die vorhandenen im militärischen Interesse der Ergänzung bedurften, oder wo unsere Bahnen in das eroberte Land hinein keine Fortsetzung hatten. Bei den ungünstigen Geländeverhältnissen war man im vordersten Teile des Operationsgebietes zur Anlage eines vielmaschigen Netzes von Kleinbahnen, von Feld- und Förderbahnen gezwungen, um Munition und Verpflegung bis dicht an die Stellungen unserer Truppen vorzuführen. Eine längere Feldbahn hat nur in Polen für den Nachschub einer Armee vorübergehend Bedeutung gewonnen. Im Laufe des Krieges sind bisher 104 größere Brücken gebaut, 8 Tunnels wieder hergestellt und 14 größere Vollbahnen dem Betriebe übergeben.



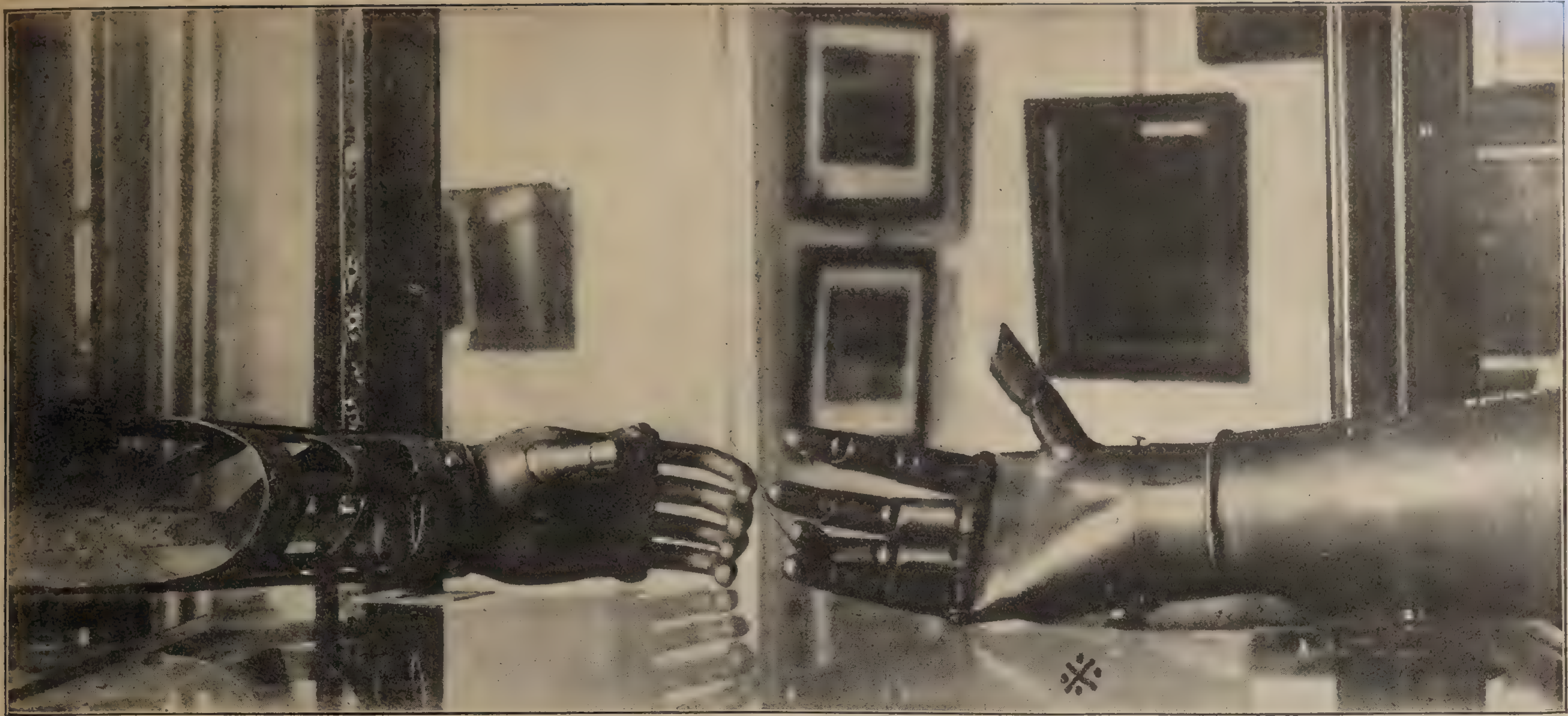
Oberst Dr. ing. Gröner, der Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens, der zum Generalmajor befördert wurde. Phot. Schmitz.



In einem russischen Schützengraben.
Photographie, die bei einem gefangenen russischen Offizier gefunden wurde.



General Fleck, der Befehlshaber der Truppen, die den Angriff bei Souain zurückschlugen.



Künstliche Gliedmaßen: Die berühmte eiserne Hand des Götz von Berlichingen (1480—1562).
Links eine andere künstliche Hand aus dem 15. Jahrhundert.

Künstliche Gliedmaßen

Ein wichtiges Gebiet der Kriegsinvaliden-Fürsorge

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand erscheint manchen heute als eine Art Märchenfigur. Es ist aber im Wesentlichen alles wahr, was Geschichte und Dichtung von ihm überliefert haben, auch daß er mit seiner eisernen Hand manchen harten Strauß ausgefochten hat, als ob die Hand von Fleisch und Bein gewesen sei. Götzens eiserne Hand ist heute noch zu sehen, ein gutes Modell für festtäglichen und schlichteres für alltäglichen Gebrauch. Des mögen sich in diesen ernsten Tagen Tausende getrösten, die mit verlorenen Gliedmaßen vorerst traurig in die Zukunft sehen; auch ihnen ist die Möglichkeit erschlossen, ein Leben in Arbeit, Tätigkeit und unabhängigem Erwerb sich wieder zu gewinnen und manchen harten Strauß im Kampf ums Dasein mit eiserner Hand siegreich zu bestehen. Die Kunst, verlorene Gliedmaßen durch „Prothesen", Ansatzstücke, zu ersetzen, ist schon uralt; zum mindesten dürfte der einfache Stelzfuß schon früh in Gebrauch gewesen sein, soweit freilich die Leute, die ein ganzes Bein verloren, nicht damals sofort starben. Es wird sogar aus dem Altertum von der Herstellung einer künstlichen Hand berichtet und im Mittelalter, wo das Handabhacken als Strafe im Schwunge war, dürfte manche eiserne Hand angefertigt worden sein, die der Schmiedekunst alle Ehre machte. Eine systematische, auf wissenschaftlich-anatomischer Grundlage sich aufbauende Fürsorge für Verstümmelte haben wir aber wohl erst seit dem Maschinenzeitalter, wo die Unfälle mit nachfolgender Invalidität sich häuften. Seit dem Aufschwunge der Industrie ist dann die sog. orthopädische Chirurgie gezwungen worden, weit über ihren ursprünglichen Rahmen hinauszugehen. Sie ist jetzt eine medizinisch-technische Disziplin mit fast unbegrenzten Möglichkeiten. Freilich ist auch das Gebiet der Aufgaben, die dieser Krieg ihr stellt, unbegrenzt. Nach 1870-71 beschränkte man sich im wesentlichen darauf, die Verstümmelten zur fleißigen Uebung im Gebrauch der ihnen verbliebenen Gliedmaßen und Gliederstümpfe anzuhalten, ohne freilich allzugroße Hoffnungen damit zu verknüpfen. Die verlorenen Beine ersetzte man durch Stelzen, statt der verlorenen Arme und Hände bot man den Leuten allerlei künstliche Gestelle mit Hakenvor-



Ein Major, der im Krimkriege sein rechtes Bein verlor, trotzdem weiter diente und 1876 im serbisch-türkischen Kriege Heerführer wurde. Sein Diener begleitete ihn stets mit einer Krücke.



Invalide mit künstlichen Armen beim Schreiben.
Der Mann übt seinen Beruf als Gasmesser-Revisor aus.



Invalide mit künstlichen Armen beim Essen.
Der Mann arbeitet als Mechaniker.

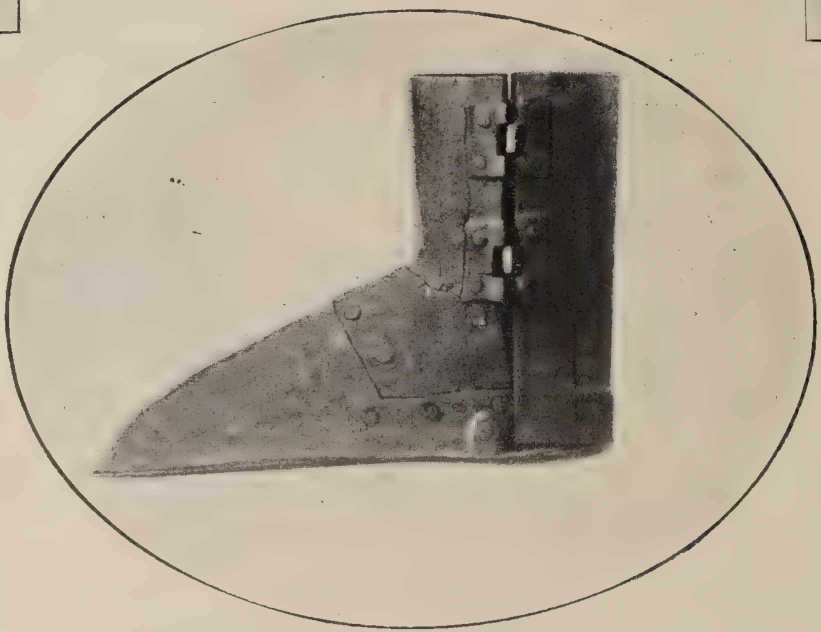


Invaliden, die durch künstliche Gliedmaßen arbeitsfähig geworden sind: Einarmiger bei der Erntearbeit.

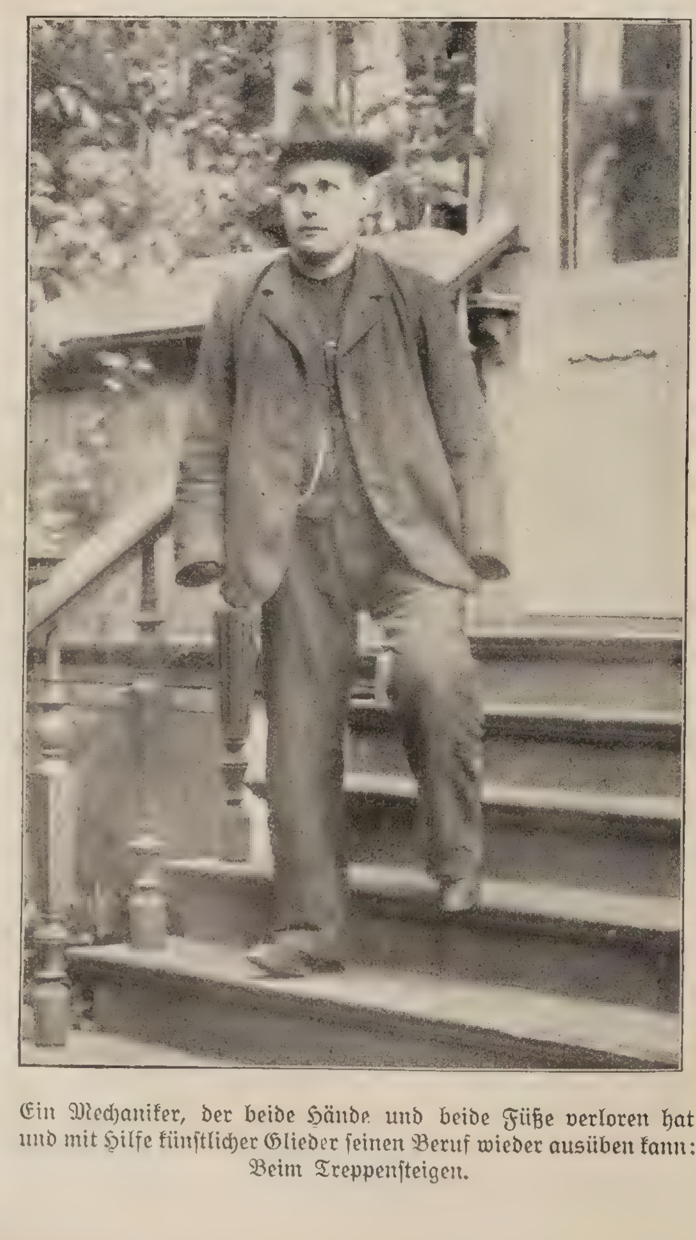


Einarmiger bei der Erntearbeit.

richtungen, die wenigstens einen Gegenstand einklemmend fassen konnten. Die meisten der Invaliden entledigten sich dieser unvollkommenen Apparate sehr schnell. Im allgemeinen war man sehr resigniert und sah eben den Verlust eines Gliedes als ein Uebel an, dem man nicht wesentlich abhelfen könne. Um so mehr Rühmens geschah aber den Einzelfällen, wo Verstümmelte durch persönliche Energie und Betriebsamkeit sich wieder auf den Damm gebracht hatten. Der russische Offizier, der mit einem Beinstumpf reiten konnte, und die Leute, die noch im hohen Alter links schreiben gelernt hatten, waren fast Paradestücke der orthopädischen Disziplin, aber ernstlich muteten selbst die meisten Aerzte den Verstümmelten es gar nicht zu, daß sie nun eine solche Energie entfalten sollten, die dazu nötig ist, um den Verlust eines Gliedes fast völlig auszugleichen. Inzwischen haben die Gesinnungen sich geändert; leben und sich betätigen können, das gilt der Gegenwart als eins, und darum strebt jeder danach, „allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten". Diesem rühmlichen Streben kommt die moderne medizinisch-technische Entwicklung entgegen. Man kann sagen, daß es in den allermeisten Fällen fast ganz von der Energie eines Verstümmelten abhängig ist, wie weit er seine Invalidität überwindet. Nehmen wir als vorbildlich den äußersten Fall, daß jemand beide Hände und beide Füße verloren hat, wie er sich tatsächlich ereignet hat, bei einem Soldaten, der vom Frost in der Nacht überfallen wurde und vierfach amputiert werden mußte. Jetzt hat der Mann zwei künstliche Hände und zwei künstliche Füße. Obwohl ursprünglich Landarbeiter, hat man ihn zum Schlosser ausgebildet; er arbeitet als Vorschlosser in der Werkstatt der ostpreußischen Krüppelheil- und Lehranstalt und zugleich als ermunterndes Vorbild für die Kriegsinvaliden, die zunächst stets sehr herabgedrückt sind und gar nicht glauben wollen, daß aus ihnen noch etwas Brauchbares werden kann. Solche aufsehenerregende Fälle schwerster und vielseitigster Verstümmelung sind nun freilich selten. Zumeist hat man es mit dem Verlust nur einer Extremität zu tun. Auch da ist manchmal das Ergebnis der Fürsorge fast sensationell, so z. B. die Wiederherstellung eines Hauptmanns, der schon elf Wochen nach der Abnahme des linken Beines zu Pferde steigen und regelmäßigen Dienst tun konnte. Das Geheimnis eines solchen Erfolges liegt zunächst in der Persönlichkeit des Betroffenen selbst, der unverdrossen an der Herausbildung aller in ihm steckenden Fähigkeiten mitarbeiten muß, dann aber in der frühzeitigen ärztlichen Vorbereitung eines verletzten Gliedes für die spätere orthopädische Behandlung. Zunächst kann ein geübter Chirurg heutigen Tages an einem verstümmelten Gliede nahezu jede Art von Ersatzoperation wagen, sofern nur die Gefahr der Wundaffektion nicht mehr vorhanden ist. Auf diese Art werden Tausende von versteiften Gelenken, zertrümmerten Nerven, Sehnen und Knochen plastisch wieder ersetzt. Alsdann wenn wirklich die Amputation eines Gliedes unvermeidlich war, wird der Stumpf auf die Ansetzung von Ersatzstücken vorbereitet und von da an ist es nur noch eine Frage der Technik und der Kosten, wie mannigfaltig in seinen Funktionen man das Ersatzstück gestalten will. Die Kosten für die Verstümmelungsfürsorge der Kriegsinvaliden trägt die Militärverwaltung. Sie sind sehr groß, aber es ist selbstverständlich, daß hier nicht gespart werden darf. Was die Technik leisten kann und was im Hinblick auf die anzustrebenden Ziele für den einzelnen Invaliden nötig erscheint, muß geschehen und wird sicher auch geschehen, zumal da die allgemeine Aufmerksamkeit eifrig darüber wacht, daß keinem Invaliden das Erreichbare verweigert wird. Neulich ist das Wort gefallen: „Es gibt keine Krüppelfälle mehr, wenn der eiserne Wille



Eiserner Fuß aus dem 18. Jahrhundert.



Ein Mechaniker, der beide Hände und beide Füße verloren hat und mit Hilfe künstlicher Glieder seinen Beruf wieder ausüben kann: Beim Treppensteigen.



Derselbe Mann mit künstlichen Händen und Füßen bei der Arbeit in seiner Werkstätte.



Kriegstrauung der Tochter des Reichskanzlers in Hohenfinow: Der Hochzeitszug auf dem Wege zur Dorfkirche. Phot. B. I. G.
Der Reichskanzler mit seiner Tochter, dahinter der Bräutigam, Legationssekretär Graf von Zech-Burckersroda mit seiner Mutter.

vorhanden ist, es zu überwinden." Das klingt etwas hochtönend, ist aber im wesentlichen doch richtig, wenigstens für die Mehrzahl der verstümmelten Kriegsinvaliden. Irgendwie brauchbare, wenn vielleicht auch nicht immer völlig erwerbsfähige Menschen kann man aus ihnen wohl machen und das ist besser, als wenn man sie gänzlich unter die Obhut einer Kriegspension stellt. Man vergegenwärtige sich die Verhältnisse, wie sie in ferner Zukunft liegen werden, wenn die Kriegserregung sich gelegt haben wird. Es läuft dann eine Anzahl verhältnismäßig junger Leute umher, die vollkommen gesund sind, nur fehlt ihnen eine Hand, ein Arm oder ein Bein. Gerade die besseren von ihnen werden mit einem Leben als Reichsrentier sich nicht begnügen wollen, teils weil ihnen die Pension nicht genügt, teils weil ihnen ein Leben ohne Arbeit auch zur Last wird. Je älter sie werden, um so schwerer wird es sein, ihnen eine Betätigungsmöglichkeit zu bieten, die sie befriedigt. Selbstverständlich soll man mit keinem von den Verstümmelten hart sein, aber in ihrem eigensten Interesse ist es richtiger, sie wirtschaftlich und bürgerlich wieder in den Sattel zu setzen, damit sie nach eigenem Gutdünken durchs Leben weiter können. Wenigstens sollte ein jeder erst mal versuchen. Dr Berndt





Veränderungen im Straßenleben in englischen Städten durch den Krieg.
Weibliche Briefträger in Enfield bei London. Omnibus-Schaffnerin in Edinburg.

Der Generalstabsbericht



Der Generalstabsbericht und die Temperamente:
I. „Haben Sie schon gelesen: Wieder 9500 Russen gefangen, 8 Geschütze, 26 Maschinengewehre. Großartig was?"

Großes Hauptquartier, 21. Juni.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Gegen die Front nördlich Arras beschränkte sich der Gegner hauptsächlich auf Artilleriefeuer, nur nördlich Souchez erfolgte ein Infanterieangriff, der von uns abgewiesen wurde.

Oestlich von Lunéville nahmen wir unsere über Gondrexon vorgeschobenen Vorposten vor überlegenen Kräften auf die Hauptstellung nordöstlich des Ortes zurück.

Südöstlich. Kriegsschauplatz.

Rawa-Ruska ist in unserer Hand. Am 19. und 20. Juni wurden auf dem Kampffelde zwischen Janow und nördlich Magierow rund 9500 Russen gefangen genommen. Acht Geschütze und 26 Maschinengewehre erbeutet.

Oberste Heeresleitung.



Der Generalstabsbericht und die Temperamente:
II. „Bei Lunéville haben wir uns zurückziehen müssen. Im Westen scheint's doch faul zu stehen."

In Friedenszeiten kam man mit Fremden nicht leicht in Meinungsaustausch — wenn es doch geschah, war es gewöhnlich nur vor den Schaufenstern der „Zoologie-Handlungen". Man einigte sich über die Gelehrsamkeit von Dompfaffen, stritt sich über die Fruchtbarkeit weißer Mäuse und ließ sich die industrielle Ausnutzung des Igels erklären, dessen Stacheln, bei entsprechender Pflege des Tieres, denen des Stachelschweines gleich werden sollten und dann zu Federhaltern verarbeitet werden könnten. Jetzt unterhält man sich — mit gänzlich Fremden — zumeist vor dem Aushang des Generalstabsberichtes — vor der Zeitungsfiliale. Man tritt heran, mit den Erwartungen, die man einem Leibgericht entgegenbringt und ist enttäuscht, wenn der Bericht nicht die Zutaten enthält, die man verlangt. Einige brauchen „farbige" Engländer, andere gefangene Russen — von 50,000 Stück aufwärts — und wieder andere italienische Parlamentäre in Begleitung eines Hornisten. — Doch — einige sind großzügiger in ihren Wünschen, es kommt ihnen nicht auf die Person, sondern auf die Sache an: Gebietsteile werden verlangt. Da ist Galizien — man hat sich sonst nicht gerade viel darum gekümmert, aber seitdem die Eier so teuer sind, wünscht man es nun endlich gesäubert zu sehen. Da ist Bessarabien — dieses geheimnisvolle Land, von dem viele zum erstenmal in ihrem Leben hören: „Is det det, wo der Jummi herkommt?" — „Und was macht denn eigentlich Hindenburg?" Der Mann, der einst, im alten gemütlichen Berlin, hilfsbereit gefallene Droschkenpferde am Schwanze hochzuziehen suchte, im neuen, modernen Berlin, bei Autopannen dann durch seine Lungenkraft Gummiräder aufblies, gibt jetzt — im kriegerischen Berlin — Aufklärung über Hindenburgs geheimnisvolles Tun und Treiben, wählt dazu ein sinnfälliges Beispiel: „Haben Sie 'mal 'ne Maikeberkiste gesehen — so voll, daß keiner mehr krabbeln kann? Sehen Sie, dann ist einer bei die Keber immer bei, der jeht in die Ecke hoch, weil er weiß, da oben ist noch was zu machen. Hier ist Memel — da is Mitau, noch 'n Stück höher Riga — merken Sie was? Wenn der Maikeber oben an die Kiste angelangt ist, sitzt er ganz stille. Wer's nicht weiß, denkt, er schläft — jawolloch — er zählt und auf einmal schwirr, fliegt er bis nach Petersburg! Mehr darf ich nicht sagen!" Und der Mann geht weiter — zu einem anderen Aushang, um dort die Kriegslage zu erklären.

Erdmann Graeser.



Eintreffen des Generalstabsberichts beim Personal der Firma Schulze & Co:
„... Janow, Magierow, wo liegt denn das? Mich wundert bloß, wie sie die Nester gefunden haben!"
Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24.



Der Kriegsgefangene — Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Das ist des Kriegers allerschwerstes Los:
Gefangen sein auf fremder Zitadelle,
Nichts wissen von der fernen Heimat Tag,
Nichts von dem Schicksal seiner Kameraden;
Dem Himmel fremd, der über ihm sich wölbt,
Und keines deutschen Worts vertrauter Laut,
Der seine Sorgeneinsamkeit erhellt . . . .

Wie mag's wohl jetzt da draußen steh'n im Feld?
Tobt noch die Schlacht auf Flanderns blut'gem Boden?
Steht noch ein Feind im deutschen Vaterland?
Und der und der von seinem Regimente,
Schwingt er den Säbel noch? Deckt ihn die Erde?
Wann kommst Du, Tag des Friedens und der Freiheit,
Der Antwort gibt auf tausend wehe Fragen . . . .

Otto König.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

7. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Eva und Melanie saßen beim ersten Frühstück auf der Terrasse. Jedes Tischchen trug einen orangefarbenen Schirm. Die leuchtende Farbe gab der landschaftlichen Stimmung eine lustige Note. Schokoladefarbene Felsen, dunkle Zypressen, das tiefblaue Meer, die grelle Sonne — es war alles da, wie es der Nordländer im Frühjahr am Golf von Genua erwartet. Nur die Wärme fehlte. Da sich Melanie indes ein paar überirdisch schöne Morgenkleider hatte bauen lassen, wahre Spitzenheiligtümer, so trug sie sie selbstverständlich, trotzdem sie in dem Frühstückshalbstündchen an den Beinen, den Armen, den Schultern und im Gesicht geradezu erstarrte. Evchen hatte einen langen Schal von Chinakrepp umgelegt, der mit Pelz gefüttert war, und konnte so den grünangestrichenen Winter der Riviera ohne blaugefrorene Nasenspitze genießen.

Melanie lachte hell auf bei der Vorstellung, daß sie nach Nervi hinüberfahren sollte, um eine kranke Tante zu besuchen. Gar die gefürchtete Schimpff-Treppwalde, die sie auf Barbaras Hochzeit kennen gelernt hatte.

„Wenn ich noch dran denk', wie sie mir in der Kirchen gegenüber gestanden is. Also zuerst da hab' ich mich doch gefragt: Jessas, wie kommt bei die Protestanten der Küster so mitten unter die Ehrengäst'? Und wie ich genauer hinseh', da is's gar net der Küster, sondern eine Madam in einem historischen Kostüm. Ich frag' dann vor dem Essen den einen kleinen Vetter, den Leuthold: ‚Du, wer is die in dem schwarzen Büßerg'wand, die so ausschaut wie a kleiner eiserner Ofen oder wie a Küster oder wie der Nachtwächter aus die „Meistersinger"'? Da weiß der gleich, wen ich mein', und sagt vergnügt: ‚Das is g'wiß der alte Ziethen!' Ich hab' hinterher ja noch so lachen müssen. In ganz Oesterreich-Ungarn kannst monatelang herumreisen — Du find'st so ein Originalkostüm net. Und ich brauch' nur a paar Stunden in Berlin zu sein: Schwapp, krieg' ich gleich ein ganzes Museum voll Altertümer zu sehn. Deine preußische Verwandtschaft in Ehren, Herzenskindl, aber ein paar von die Leutln vom Land — die haben furchtbar ausg'schaut."

„Du, der Onkel Fritz Wilhelm möchte Dich aber scheel ansehen, wenn Du ihn nicht für einen feudalen Lebemann halten wolltest."

„Ihr Mann? Guckst, akkurat auf den kann ich mich jetzt gar nimmer erinnern."

„Er ist Kammerherr, hat einen wundervollen blonden Schnurrbart — ich glaube allerdings, er färbt ihn ein bißchen — und wenn seine Frau außer Sicht ist, dann macht er jeder schönen Weiblichkeit auf Leben und Tod die Kur."

„Den hast mir damals unterschlagen. Ich hab' einen Ehrengast unterhalten müssen. Vom Girardi, vom Monte Pincio, von die pyrenäischen Ballspieler, von die Renntoiletten in Baden-Baden hab' ich ihm erzählt, und er fangt immer wieder von seiner langweiligen Erbschaftssteuer an. Nein, Du, Herzensschatz, nach Nervi, zum alten Ziethen, da gehst' fein ohne mich."

„Und was tust Du solang?"

„Ich setz' mich mit einem Buch in den Park und spiel' die verlassene Ariadne."

„Da wirst Du nicht lang' verlassen bleiben."

Melanie lachte. „Um so besser."

So führte Evchen den Pflichtbesuch denn allein aus.

Inzwischen spazierte ihre Kusine in einer schönen, neuen Spitzentoilette in der Umgebung des Hotels herum und querte zweimal den kleinen Sonnenplatz unterhalb der Zypressen, auf dem sie in den letzten Tagen immer den „Afrikaner" bei seiner Schreibarbeit bemerkt hatte.

Als sie das zweitemal an der weißen Bank vorüberkam, saß Hayn richtig auf dem gewohnten Platz.

Melanie spielte ein kleines Erstaunen. Sie tat, als habe sie sich die Bank für ungestörte Lektüre aussuchen wollen.

Auf der Bank lagen eine Anzahl mit Bleistift beschriebene Bogen. Hayn schob sie mit einem Griff zusammen, grüßte abwehrend und schrieb auf dem Knie weiter.

‚Jetzt grade!' dachte Melanie und setzte sich.

Sie las in ihrem Buch. Das heißt, sie tat so. Verstohlen ließ sie dabei ihren Blick über Hayns Blätter gleiten. Der Afrikaner schrieb Englisch. Sie konnte nur einzelne Worte lesen.

Das ging so eine ganze Weile.

Hayn hörte endlich zu schreiben auf. „Interessant?" fragte er plötzlich in seiner kurzen, scharfen Art.

Sie fuhr zusammen. „Aber jetzt — wie Sie einen erschrecken können."

„Ihre Lektüre meine ich," fuhr er lächelnd fort und zeigte auf das Bändchen, das sie noch immer krampfhaft unterm Kinn festhielt.

„Sehr interessant. Danke der Nachfrage." Sie bemühte sich, recht schnippisch zu sein.

„Warum halten Sie das Buch dann verkehrt, Baronin?"

Sie war so verdutzt, daß sie ein Weilchen den Mund offen behielt. „Aber gehn S', Sie sind ja unausstehlich!" rief sie dann, mußte aber doch lachen.

Er lachte mit. Er hatte ein Lachen, das schwer und bitter klang. Aber es nahm seltsam für ihn ein. „Ich weiß, daß ich unausstehlich bin, Baronin. Das war so eine Art Patengeschenk. Aber aus seiner Haut fahren kann man nicht. Ich muß schon so verbraucht werden."

„Das ist eine sehr bequeme Entschuldigung. Wenn ich das auch sagen wollt'."

„Ausgeschlossen. Sie müssen in Ihrer Haut schon stecken bleiben. Sie ist Ihnen rundum so reizend angewachsen."

„Ach, lieber Herr Hayn, bitt' schön, das Galantsein überlassen S' freundlichst andern Leuten."

„Galant sein soll ich nicht — unausstehlich auch nicht? Wie befehlen Sie mich also?"

„Sie lassen sich schon befehlen! Immer tun S', als ob die ganze Welt Sie nix angehn tät'!"

„Ich bin jetzt mit meiner Arbeit fertig, die mich so maßlos gequält hat. Nun darf ich wieder Mensch sein."

„Mensch! Na, wissen S', neulich zu meiner Kusine, da haben S' sich schon eher unmenschlich benommen."

„Unmenschlich?"

„Ja, wo sie ihren Mann so geliebt und so verehrt hat."

Er hatte die Blätter gefaltet, schob sie jetzt in die Brusttasche und erhob sich. Sein Gesicht verfinsterte sich wieder.

„Der Name, den ich da draußen so oft unter Flüchen genannt habe, hat eben alles wieder in mir aufgewühlt. Heute lache ich darüber. Das kleine, hübsche Frauchen ist ja mit ihm nicht identisch."

„Sie tät' Sie sehr groß ansehn, wann Sie sie nur als hübsches, kleines Frauchen einschätzen wollten. Sie ist nicht etwa eitel, wie wir Frauen alle, sondern sie ist von einem Ehrgeiz — einer Treue übers Grab hinaus — wie ich sie noch bei keinem Weib erlebt hab'. An ihrer allerverwundbarsten Stell' haben Sie sie 'troffen. Im Stolz auf ihren Mann."

Er hatte sich mit einem kurzen Schwung auf die Steinmauer gesetzt, dem Abgrund den Rücken kehrend. Lässig saß er so, beugte sich auch einmal zurück, wobei seine Beine in der Luft baumelten, und erhaschte einen kleinen Wildrosenzweig, der sich an das Gemäuer klammerte.

Melanie kreischte auf, als sie ihn so schwanken sah. „Aber gehn S', da packt ein' ja der Schwindel an!" rief sie und hielt sich beide Hände über die Augen.

„Ich bin Fatalist, Baronin. Wenn mir etwas geschehen sollte, so hätte die Bestie Schicksal schon tausendmal vorher viel bessere Gelegenheit gehabt, mir ins Genick zu fahren. Aber —" er lächelte — „es war unverdient liebenswürdig von Ihnen, sich um mich zu sorgen."

„Unverdient — da haben S' eh' recht."

Er schlug die Beine übereinander und starrte ein Weilchen vor sich hin. „Frau v. Schimpff muß doch ein Kind gewesen sein neben ihrem Mann, nicht?"

„Bedeutend jünger war sie. Ja. Aber es war eine ideale Ehe. Trotzdem."

„Eine ideale Ehe. So, so."

„Was machen S' jetzt wieder für ein teuflisches G'sicht. Wie Sie so dahocken auf der Mauer, der Felsabsturz unter Ihnen, da könnten S' ein'm wirklich 's Gruseln beibringen."

„Ich habe nichts vom Teufel in mir, Baronin. Nur ganz primitive menschliche Instinkte haben mich mein Leben lang beherrscht."

„Der Hunger und die Liebe." Melanie lehnte sich zurück und ließ ihr Goldschnittbuch am Bändchen hin- und herschwingen.

„Die Liebe hat mir bis jetzt sehr wenig Skrupel bereitet, Baronin. Der Hunger öfter. Ja, er ist sehr, sehr nötig. Und gesund. Quälend ist nur ein Haß, ein Rachedurst, den man nicht befriedigen kann."

„Und Sie wollen ein Christ sein?"

„Behaupte ich das?"

„Ihr größter und erbittertster Feind war also der Mann von der Everl?"

„Ja, das war er."

„Er ist tot. Was wollen S' ihm noch anhaben?"

Er warf den Rosenzweig, den er zwischen seinen Fingern zerpflückt hatte, über seine Schulter hinweg in den Abgrund. „Ich war neulich versucht, seiner Witwe zu erklären, wofür ich ihn gehalten habe. Das Wort schwebte mir auf der Zunge. Eine Sekunde lang ging mir's durch den Sinn: Sag' ihr's. Aber dann schwächte ich es ab. Und darum war es zwecklos und kindisch."

„Haben S' denn net das Bedürfnis, nachträglich um Entschuldigung zu bitten?"

„Absolut nicht."

„Alsdann wollen S' einen halbwegs urbanen Verkehr ganz unmöglich machen?"

„Ich reise in ein paar Tagen nach England. Ein geselliger Mensch bin ich nie gewesen. Und Exzellenz Schimpff wird ebensowenig Gewicht auf eine weitere Begegnung legen wie ich."

Melanie stampfte mit dem Fuße auf. „Aber — aber mich ärgert's amal! Bin ich denn überhaupt net da? Schon auf dem Semmering sind Sie so zu mir g'wesen."

„Ihr Zorn ist so allerliebst, daß ich bedauere, keine Anlage zur Kurmacherei zu besitzen."

„Sie können schon, wann S' nur wollen."

„Selbst den primitivsten Versuch, galant zu sein, haben Sie mir vorhin verboten."

„Ja, man sagt so. Aber übelg'nommen hätt' ich's schon net, wann S' mir net g'folgt hätten."

Er lachte wieder sein ernstes Lachen. Prüfend sah er sie an, während er die Hände über seinem Knie faltete. „Wenn ich mich je verlieben könnte, dann würde es in eine Frau wie Sie sein."

„Das ist die neueste Errungenschaft der Männer: sich so anz'stellen, als ob s' über alle Herzensattacken erhaben wären."

„Erhaben? Nein. Vielleicht noch zu tief in der Kultur. Ich habe da draußen weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich zu üben."

„Ermächtigen Sie mich, die Erklärung meiner Kusine weiterz'geben?"

„Nein!"

„Aber das is jetzt stark." Sie stand auf. „Ich mein', ich hätt's Ihnen leicht genug g'macht. Nur auf ein armseliges Wort käm's jetzt an. Und das wollen S' net sagen?"

„Es mag der schlechte Trieb sein, den Sie in mir erkennen wollen, vielleicht auch nur die Unfähigkeit, mich zu beherrschen: ich würde mit Ihrer Kusine nicht drei Sätze reden können, ohne sie in ihrem Mann zu kränken."

„Dann is es allerdings geboten . . ." Sie nahm das Buch von der Bank auf und ging, ohne den Satz zu vollenden. Aber am Ausgang des Platzes blieb sie doch noch einmal stehen. „Ein Haß muß doch schließlich amal einschlafen? Uebers Grab hinaus kann er doch net währen?"

„Es war in der letzten Zeit meine einzige geregelte Tätigkeit, Exzellenz Schimpff zu hassen."

„Eine reizende Beschäftigung. Wie haben S' jetzt das fertig 'bracht?"

„Ich schreibe meine Memoiren. Und heute habe ich den Teil beendigt, der den Titel führt: Warum ich aus Deutschland scheiden mußte."

„Und die ganze Schrift is gegen den armen Ulrich gerichtet?"

„Vielleicht mehr gegen sein System. Aber er hat es mir gegenüber verkörpert, in einer Weise . . ."

„Wird das Buch bald herauskommen?"

„Im Sommer — im Herbst — ich weiß noch nicht."

„Na, die Everl wird daran ja eine herzliche Freud' haben." Sie machte ihm eine Faust. „O, Sie schrecklicher Mensch, Sie!" Das Buch an sich pressend, legte sie hastig den Weg zum Hotel zurück.

So einen Abfall wie heute hatte sie denn doch in ihrem ganzen Leben noch nicht zu verzeichnen gehabt.

Bis zu Evchens Rückkehr befand sie sich in der verzweifeltsten Stimmung. Sie wußte schließlich nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte. Also klingelte sie ihrer Jungfer und ließ sich von ihr das Haar schampunieren. Steffi war perplex. Mitten am Tage, am Mittelmeer, wo draußen die Sonne schien, wo in dem eleganten Hotel eine Unmenge Leute herumspazierten, die auch nichts zu tun hatten und womöglich sehnsüchtig auf einen kleinen Plausch hofften mit einer so eleganten, reizenden jungen Witwe, machte die Frau Baronin Abend. Und auch gleich Nacht. Denn bei der Ueberfülle von Haar brauchte Frau Melanies Kopf sechs Stunden zum Trocknen. Und die erste Frisur war dann stets für die Katz'. Das Diner mußte heute also wohl hier oben im Zimmer genommen werden. Steffi konnte sich mit der norddeutschen Exzellenzen-Jungfer durchaus nicht so recht verstehen. Aber sie hatte am Bedientenstisch einen Landsmann getroffen, dem sie den Kummer mit ihrer Herrin offenherzig mitteilte. Da der Landsmann Kammerdiener eines älteren Lebeherrn war, besaß er seine Erfahrungen. „Geben S' acht, Gnädigste, heut zur Nacht müssen S' noch Koffer packen," sagte er.

Und er hatte recht.

Als Evchen von Nervi zurückkehrte, empfing ihre Kusine sie mit dem bestimmten Entschluß, andern Tags abzureisen. „Was sollen wir dahier in dem langweiligen Nest? In Wien setzt jetzt das Frühjahr ein. Komm', geh, Schatz, fahren wir nach Wien! Im Wiener Frühjahr fang' ich allemal ganz neu zu leben an. Was freu' ich mich heuer auf mein liebes, gutes, altes Wien!"

VIII.

Zu Hause erwartete die Baronin Sabrowsky reichlich viel Aerger. Wie immer. Die Hausmeistersgattin hatte sich mit der Köchin gezankt. Eine warf

der andern Unredlichkeit vor, denn im Silberschrank und in den Vitrinen mit dem kostbaren Altwiener Porzellan zeigten sich ein paar unerklärliche Lücken. Das Schlimmste aber war das Durcheinander in der Bibliothek, das noch von dem im Februar versuchten, durch den Gärtner aber rechtzeitig vereitelten Einbruch herrührte. Die Polizei und die Versicherungsgesellschaft waren damals benachrichtigt worden und hatten den Tatbestand aufgenommen. Die beiden Einbrecher waren entkommen, der Beute hatten sie sich auf der Flucht entäußert. Dicht vor den Erdgeschoßfenstern der Bibliothek lagen zwei von den Gobelinmöbeln abgerissene Leinwandhüllen, die mit den silbernen und goldenen Rennpreisen des seligen Barons vollgestopft waren. An der betreffenden Vitrine waren die Scheiben ausgeschlagen, die Pokale, Tafelaufsätze, Schilder, Schreibzeuge und Zigarettendosen indes standen jetzt wieder unversehrt an Ort und Stelle.

„Herr du meines Lebens, warum habt Ihr aber die Scheiben net längst wieder einsetzen lassen?" fragte Melanie den Hausmeister, der sie voller Wichtigkeit auf dem ersten Rundgang durchs Haus begleitete.

„Also, bitt' schön, gnädigste Frau Baronin, bloß damit gnädigste Frau Baronin einmal sehen — also da im Glasschrank da hat nur noch die Stockkrücken g'legen, ganz zu unterst, die haben's vermutlich net entdeckt, die Malefizianten . . . Und vermutlich haben's was läuten hören, daß sich dahier in der Bibliothek a G'heimschrank in der Wand befinden tut . . . Alsdann haben's alles durchg'wühlt, das unterste zu oberst. Genau so wie heut hat's dagelegen, wie wir in der Nacht da hereing'treten sind, net wenig erstaunt und erschrocken. Nur, mit Respekt zu sagen, daß die Malefizianten in einer üblen Weise dahier im Erker a Aergernis 'geben haben, das wir mit Respekt zu sagen, alsdann sofortigst entfernt haben."

„Schon gut, schon gut!" Melanie kam ein gelindes Gruseln an. „Aber warum habt's seitdem net fleißiger die Fenster aufg'sperrt?"

„Mit Respekt zu sagen, gnädigste Frau Baronin, es war in die letzten Tag', seitdem daß die gnädigste Frau Baronin das Telegramm g'schickt haben, da war dahier ein solcher Schneesturm, dessen sich die ältesten Leut' net besinnen, wie die gnädigste Frau Baronin in der Zeitung lesen können."

„Eine Luft is das hier — net zu atmen!"

Sie machte sofort selbst einen kräftigen Durchzug.

Für Evchen brachte die Wanderung durchs Haus eine Reihe trüber Erinnerungen. War es doch zum ersten Male seit dem Hinscheiden ihres Gatten, daß sie die Räume betrat, in denen ihn die kurze, jähe Krankheit und der Tod angepackt hatten. Der düstere Prunk der Aufbahrung, die Trauerfeier, die Abholung des Sarges unter den Klängen des Chopinschen Trauermarsches . . . Evchen lebte in Gedanken die feierlich-ernsten Stunden noch einmal durch, sie hatte kaum Gehör und Sinn für all die kleinen Aergerlichkeiten, über die ihre Kusine ihr vorklagen wollte.

Am hilflosesten stand Melanie der Unordnung in der Bibliothek gegenüber. Mit einem gewissen Galgenhumor sagte sie endlich zu Evchen:

„Weißt, wann i ganz ehrlich sein soll, dann wär' mir's am liebsten, die Spitzbuben hätten mir gleich den ganzen Büchersalat davong'schleppt."

„Ei, Du, ich bitte Dich! Ulrich sagte damals, es seien wahre Kostbarkeiten darunter. Sehr seltene Stücke sogar."

„Ja, ja, i weiß. Aber siegst, von meinem lieben Mann stammen s' ja eh' net. Ein alter Professor, ein erblindeter, der so arg in Not g'raten war, der hat sich einmal an ihn g'wendet. Da hat er sich erbarmt, mein Schnuki. Aber g'lesen hat er in die gelehrten Sachen ja nie. Nur für die Versicherung hat er a Verzeichnis aufnehmen lassen. Und der Sachverständige hat die Bibliothek hoch eintaxiert. Jetzt, wann die Spitzbuben mich doch von die alten Staubfänger befreit hätten. Die Versicherungsg'sellschaft hätt' dann schön zahlen müssen, und i hätt' mir ein Automobil dafür kaufen können."

Evchen lachte. „Wenn Dein Sinn danach steht, dann kannst Du Dir's auch ohne Einbruch kaufen, denk' ich."

„Ja, aber zu all die Leut' auch noch einen Schofför! Das letztemal in Baden-Baden hab' i Dir das schon erzählt, da war eine Frau v. Soundso aus Berlin, der Name wird mir wieder einfallen, vielleicht kennst sie, die hat zwar einen Schofför bei sich g'habt, aber kein Automobil net. Und jetzt schau Dir doch nur amal den furchtbaren Plunder in dem Schrank da an, die Ehrenpokal'! I mein', die Rennbahnb'sitzer setzen immer einen Preis noch justament für den geschmacklosesten Ehrenpreis aus. Man möcht' gleich in die Zeitung einrücken: G'wandte Einbrecher g'sucht, wo eine junge Witwe von a paar Scheusälern von Gold- und Silberhumpen erlösen. Stattdem muß der Gärtner die armen Bürscheln ertappen und so erschrecken, daß s' das Zeug draußen liegen lassen. Zuzahlen hätt' man ihnen sollen, daß s'es mitnehmen."

„Ich seh', Melanie, Deine Stimmung wird schon besser."

Die Kusine atmete auf. „Ja, i hab' nämlich grad' ein'n guten Entschluß g'faßt. I tu net nur der Köchin, sondern auch gleich die Hausmeistersleut' aufkündigen. Weißt, daß das Volk die Unordnung hier durch bald a Vierteljahr hat ertragen können, nur damit i sie seh' . . . Und die Polizei hat doch festg'stellt, daß die Einbrecher den Speisesaal gar net betreten haben, aber trotzdem fehlt da im Silberschrank die alte Linzer Dosen und die holländische Zuckerzang' . . . Jetzt, und daß wir aus all' dem Trubel endlich herauskommen: tätst mir die Lieb' an und gingst einmal her und sähst zu, ob D' net a bissel Ordnung in den Bücherkram 'neinbringst? Gelt, i versteh' doch so gar nix davon. Dagegen Du — Du bist ja so ein g'lehrtes Haus."

So verbrachte Evchen in der Folge all' die Stunden, die Melanie nicht mit Beschlag belegte, in der Bibliothek.

Wien zeigte wirklich das liebe Gesicht, das die Kusine versprochen hatte. Ein linder Frühling zog herauf, überall duftete es nach Veilchen. Es gab auch noch alle Saisonschlager zu bewundern. Evchen mußte sich Melanies Lieblinge in der Hofoper, in der Burg, in der Josephstadt ansehen, sie fuhren in die Donau-Auen, in den Prater, sie besuchten Schneiderinnen, Gräfinnen und andere Damen der Gesell-

Bilderausstellungen, Wohltätigkeitsveranstaltungen . . .

„Ich muß Dich a bissel leichtsinniger machen, Everl."

„Ach, in meinen Jahren —!"

„In Deine Jahr', Schatz, da gehn die Wienerinnen, wann s' schick sind, überhaupt noch net aus die Zwanziger 'raus."

Evchen entsann sich der kleinen Unterhaltung, als sie am Abend mit der letzten Post ein Briefchen von Barbara bekam, in dem sie ihr mitteilte, daß sie voraussichtlich im August einem glücklichen Familienereignis entgegensehen dürfe.

„Aber wenn man Großmutter wird, Melanie," sagte sie lächelnd zu ihrer Kusine, „dann kann man sich nicht mehr gar so auffällig in den Zwanzigern herumtreiben. Meinst Du nicht auch?"

„Jetzt, es is eine Naturwidrigkeit, Everl, wann man Dich anschaut und sich sagt, Du sollst noch heuer ein'n Enkel kriegen. Mit dem jungen G'sichtl. Wie die Sorma schaust aus, wo die noch das Kätchen von Heilbronn 'geben hat. Hast sie amal g'sehn? Es war das erste Stück, in das s' mich 'neingeführt haben. I weiß aber gar nimmer, wo's war. Und weißt, was das Merkwürdigste in Dein'm G'sichtl ist? Das Madelsgoscherl. Also i sag' Dir, Schatz, kein Mensch glaubt, daß D' se schon amal so richtig 'küßt hast."

„Aber geh', Melanie."

„Im Ernst, Kind. Wie a Backfischgoscherl is's. Du bist halt noch so — so— wie soll i sagen — so schrecklich unverbraucht bist."

„Du, ich reiße Dir aus. Zu einer Großmutter so zu sprechen."

„Mit dem Wort Großmutter, weißt, da brauchst aber künftig net immer so zu kokettieren. Schon wegen meiner, Everl. Es is doch net nötig, daß sich die Leut' gleich herausrechnen . . . Du verstehst."

„Ach, Du eitler Fratz!" rief Evchen und lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Kriegsgefangene. Das Bild „Probe zu einer Theateraufführung" im Gefangenenlager Limburg, stammt aus der Broschüre „Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern" (Verlag Rütten u. Loening, Preis 50 Pf.). Das Heft gibt eine Anzahl photographischer Aufnahmen aus Gefangenenlagern und berichtet in Wort und Bild, wie die gefangenen Soldaten nach Grundsätzen gerechter unparteischer Menschlichkeit behandelt werden. Da der Text deutsch und französisch ist, so eignet sich das Büchlein zur Versendung an Bekannte im neutralen Ausland.

Geschäftliche Mitteilungen.

Bad Homburg v. d. H. mit seinen berühmten 10 Mineralquellen ist das von alters her bewährte Heilbad bei Magen-, Darm-, Leber-, Rachen-, Stoffwechsel-Erkrankungen, Gicht, Rheumatismus, Herzleiden, Frauenleiden. Es ist gleichzeitig ein erstklassiger Luftkurort. Die herrlichen Parks und die Wälder der Umgebung sind berühmt. Für die Unterhaltung der Kurgäste ist durch Konzerte, Tennis- und Golfplätze, durch Theater, durch Jagd- und Fischgelegenheit, durch Gelegenheit zur Ausübung des Schießsports usw. in reichstem Maße gesorgt. Die Kur-Einrichtungen und Hotels, u. a. Ritters Kurhotel, stehen auf der Höhe der Zeit. Kriegsteilnehmer sind von der Kurtaxe befreit und genießen mit ihren Angehörigen besondere Vergünstigungen. Die Nähe Frankfurts ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Prospekte versendet die Kurverwaltung.

Dr. Lahmann's Sanatorium, Weißer Hirsch. Die Kurorte Mitteldeutschlands sind bei der in diesem Kriegsjahre bestehenden Beschränkung des Reiseverkehrs stark in den Vordergrund getreten. Das gilt auch für die obige berühmte Heilanstalt, die infolge ihrer günstigen zentralen und daher leicht erreichbaren Lage in diesem Jahre mit einer hervorragenden Frequenz rechnen kann. Offiziere mit ihren Angehörigen, bedeutende Kapazitäten der Kunst- und Wissenschaft, berühmte Staatsmänner gehören momentan zu den Besuchern der Anstalt, die mit ihrer außerordentlich gesunden Lage in der ozonreichen Dresdener Heide alle erdenklichen Hilfsmittel für die Heilung vereinigt. Dabei bietet sie den Vorzug bequemer Ausflüge in die nahe Sächsische Schweiz und in die Museen Dresdens. Ausführlicher Prospekt wird jederzeit kostenlos von der Anstaltsleitung versendet.

„Kriegs-Invaliden-Hilfe"
Verlags-Aktien-Gesellschaft
Berlin 9 B, Siechenhaus

Zur Beachtung! Nach § 13 der Satzungen erhalten die Aktionäre der Gesellschaft nur eine Dividende von höchstens 4 %, also 1 % weniger als die mündelsichere Kriegsanleihe. Der übrige Reingewinn dient ausschließlich dem Ausbau der Krüppelfürsorge. Die Mitglieder des Aufsichtsrats sind ehrenamtlich tätig und erhalten nach § 8 der Satzungen keinerlei Vergütung.

Aufruf!

Mitbürger und Mitbürgerinnen!

Unsere Arbeit gilt der Hilfe derjenigen unserer Kämpfer, die Gliedmaßen auf dem Schlachtfelde einbüßten. Wir geben zu diesem Zwecke wöchentlich ein Heft mit zwei Kriegsbildern zum Preise von 25 Pfg. heraus. Die Bilder, teils nach Original Kohle-, Feder-, Kreide- und Bleizeichnungen, teils nach Photographien in Kupfer-, Hochdruck und Tiefdruck auf halbmattem feinsten Kunstdruckpapier und rauhem, für Kupferdruck geeignetem holzfreien Papier hergestellt und auf gefaserten braunen Karton aufgezogen, sind von hochkünstlerischer Wirkung. Der Name des künstlerischen Leiters unseres Unternehmens Paul L. Fuhrmann, München, bürgt dafür. Unter den Mitarbeitern befinden sich Künstler, wie Pasetti, Paul Bürck, Desclabissac, Oskar Graf, Hassenkamp, Franz von Stuck, Karl Bauer, Kurt Ziegra usw. Jedes Bild hat dank seiner ernsten künstlerischen Ausführung den vielfachen Wert des einzelnen Heftes, dessen niedriger Preis nur durch die außergewöhnlich hohe Auflage ermöglicht ist. Gesammelt werden die Mappen eine bildliche Geschichte des Krieges, ein beredtes Zeugnis des Geistes der miterlebten eisernen Zeit bilden. Jedes Bild ist wert, eingerahmt zu werden, und wird einen Schmuck für jeden Wohnraum abgeben.

Durch eine Bestellung werden Sie für einen geringen Betrag in den Besitz eines Kunstwerkes kommen und gleichzeitig unsere braven, im Kampfe fürs Deutsche Vaterland zu Krüppeln geschossenen Krieger auf das wirksamste unterstützen.

Wir senden gern an jede uns gesandte Adresse franko eine Mappe zur Ansicht. Es entsteht hierdurch keinerlei Kauf- oder Abonnementsverpflichtung irgendeiner Art. Im Interesse der Sache bitten wir jeden Leser dieses Aufrufs, Freunde und Bekannte auf denselben aufmerksam zu machen.

„Kriegs-Invaliden-Hilfe"
Verlags-Aktien-Gesellschaft
Max Schulz.
Berlin 9 B, Siechenhaus

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — be — bra — cu — däm — di — dor — dreh — dym — e — e — esch — euk — ex — ge — gel — i — in — ka — ken — lek — mam — me — no — nu — o — or — pie — plo — ra — ra — rung — rüs — siv — the — ti — tor — tro — tung — we — werb — wett — zon

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein bedeutsames politisches Ereignis auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Naturerscheinung. 2. Ausdruck aus der Lehre von der Elektrizität. 3. Heilverfahren. 4. Friedlichen Kampf. 5. Türkischen Titel. 6. Preußische Stadt. 7. Musikinstrument. 8. Deutschen Philosophen. 9. Kampfort im Osten. 10. Eigenschaft der Artilleriegeschosse. 11. Mittelalterlichen Schutz des Kriegers. 12. Element. 13. Rumänischen Staatsmann. 14. Staat in Amerika.

Sichere Zuflucht.

Ein Affe, der den Schwanz verloren hat,
Verbirgt sich in Italien als Stadt.

Bilder=Rätsel.



Buchstabenrätsel.

Zum Krämer sprach der 1 bis 8,
Der in Hülsenfrüchten macht:
„Zu 5 bis 8 mit 1 bis 4
Geht es wohl bald — noch liefern wir.“

Der verwandelte Zauberer.

Ich bin ein Zauberer, weltbekannt.
Nehm' ich den Wunderstab zur Hand,
Um in geheimnisvollem Handeln
Den eignen Kopf jäh zu verwandeln,
Siehst Du in magischem Erblüh'n
Die Zeichen einer Weltstadt glüh'n.

Schüttelreim=Rätsel.

Nach Wahrheit strebst Du fort und fort,
Du suchst sie in des Weisen Wort —
Doch sieh! Gar oft nicht — — —
Wird sie durch einen — — —.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Hersings Fahrt nach den Dardanellen.

1. Harden. 2. Epoche. 3. Raffael. 4. Sandel. 5. Iliade 6. Nubien. 7. Gradiska. 8. Siegfried. 9. Falerner. 10. Adria 11. Honved. 12. Nodin. 13. Tamarinde. 14. Nachod. 15. Adreßbuch

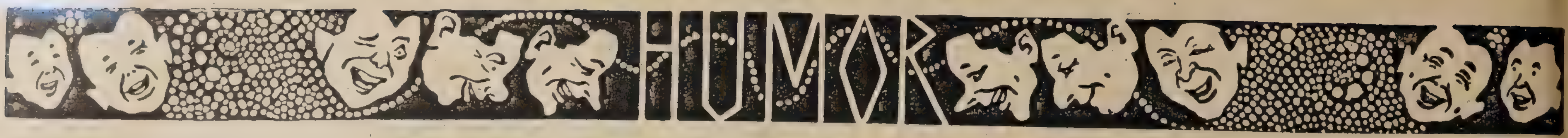
Scherz-Rätsel: Beine Du — Be-du-ine.

Bilder-Rätsel:

Die Freuden, die in der Heimat wohnen,
Die suchst Du vergebens in fernen Zonen.

Zweisilbig: Kuh — Pferd — Kupfer.

Kapsel-Rätsel: Nessel — Esse.



Irgendwo im Gebiet der Woëvre und angesichts der Côtes Lorraines muß das Dörfchen Avéville liegen. Ein preußischer Leutnant fand es mit seinem Zug auf und nahm Quartier. Dann ließ er seine Leute antreten und rief den Gefreiten mit der großen Hornbrille auf: „Gefreiter, wie nennen Sie dieses Nest?“

Der Gefreite tupfte mit dem Zeigefinger auf seine Kartentasche: „Avéville, Herr Leutnant.“

„Heißt von morgen an Affendorf, verstanden? Abtreten!“ Georg Queri.

*

Die junge Mutter war verzweifelt, denn das Baby heulte ohne Unterlaß und war nicht zu beruhigen. Schließlich fragte eine alte Dame, die in der Nähe saß: „Was hat denn das Kleine?“ — „Ich weiß nicht,“ sagte die Mutter hilflos, „entweder hat es zuviel Stachelbeeren gegessen oder es will noch mehr!“

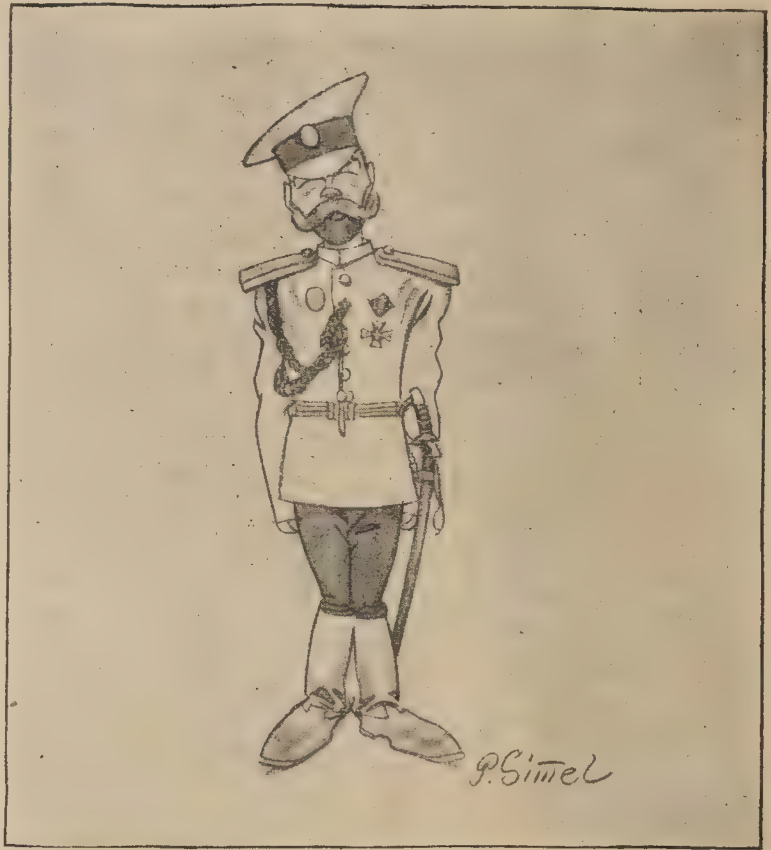
*

„Wie ich heute früh in die Stadt fuhr, sah mich der Schaffner in der Elektrischen immer so komisch an, als ob ich noch nicht bezahlt hätte!“ — „Na und was hast Du getan?“ — „Ich habe ihn angesehen, als ob ich doch bezahlt hätte!“

*

Etappenstation in Flandern. Unser Hauptmann — im Zivilberuf Professor an einer Hochschule — läßt die Kompagnie am Sonntag morgen zum Kirchgang antreten. Nach einem kräftigen „Guten Morgen“ ertönt auf einmal aus seinem Munde das Kommando: „Stillgestanden, das Gewehr über!“ Entsetzt stürzt der Feldwebel vor und macht den Herrn Professor-Hauptmann darauf aufmerksam, daß die Leute zum Kirchgang ja gar keine Gewehre bei sich haben. Seelenruhig hört sich der Herr Hauptman die Meldung an. Dann ruft er: „Also dann: das Gewehr . . . ab!“

Zeichnung von Paul Simmel.



Zar: „In Przemysl hab' ich geredet, das ist futsch; in Lemberg hab' ich geredet — — das ist auch futsch — — — heiliger Nepomuk, in Warschau habe ich ja auch geredet!“

*

Mutter (zum Kinderfräulein): „Wenn die Kinder nicht schlafen wollen, bringen Sie sie doch noch ein Weilchen hierher in mein Zimmer, ich werde ihnen noch etwas vorsingen!“ — Kinderfräulein: „Das nützt nichts, ich habe ihnen das schon zweimal angedroht!“

*

Ein kleiner Junge hält der Mutter folgende Rede: „Weißt Du, Mama, Du bist ja sehr gut zu den Soldaten und schenkst ihnen auch viel, aber so „patriotisch“ wie die Mutter von meinem Freunde Hans bist Du nicht, die schenkt ihren Kindern bei jedem Siege zehn Pfennige!“

*

„Na, wie bekommt Dir das Verheiratetsein?“ — „Danke, ganz gut, nur mit dem Essen hapert's. Heute mittag gab's bei uns Apfelsuppe, Aal, Aprikosen und Ananaskompott!“ — „Um Himmelswillen, was für eine Zusammenstellung!“ — „Ja, siehst Du, meine Frau ist gerade eine Woche in der Kochschule und da hat sie nur die Speisen mit A gelernt!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 29

Berliner

Illustrirte Zeitung

18. Juli 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Phot. Frankl.

Im wiedereroberten Lemberg:
Generaloberst Freiherr Conrad von Hötzendorf, der österreichisch-ungarische Generalstabschef,
im Gespräch mit dem Erzbischof von Lemberg.



Vom Seegefecht bei der schwedischen Insel Gotland: Das deutsche Minenlegeschiff „Albatroß", das nach heldenmütigem Kampf auf den Strand gesetzt wurde.

Der „Albatroß", der in dem Seegefecht bei Gotland auf Grund lief, war ein Minen- und Rekognoszierungsschiff eines aus kleineren Kreuzern bestehenden Geschwaders. Von den übrigen Schiffen getrennt, sah er sich von vier russischen Kreuzern umringt, denen er bis zuletzt heldenmütigen Widerstand entgegensetzte. Von 25 Schüssen schwer getroffen, strandete das Schiff auf schwedischem Gebiet, was die Russen nicht abhielt, unter vollständiger Nichtachtung der Neutralität der schwedischen Gewässer die Beschießung fortzusetzen, so daß viele russische Granaten auf schwedischen Boden einschlugen. Viele Geschosse gingen über den Leuchtturm von Oestergarne hinweg, so daß der schwedische Leuchtturmwächter gezwungen wurde, Deckung vor den russischen Geschossen zu suchen. Als der „Albatroß" etwa hundert Meter vom Land entfernt bei Henviker auflief, begaben sich schwedische Aerzte und Krankenpfleger sofort an die Küste und brachten die Verwundeten, deren sich die schwedische Bevölkerung in liebevollster Weise annahm, nach Roma. Unter den Toten des heldenmütigen Schiffes, deren Zahl bis 6 Uhr abends auf 27 gestiegen war, befand sich auch der Schiffsarzt Dr. Karillon, der in unbeirrbarer Pflichterfüllung auf Deck während der Beschießung den Tod fand. Zwei Mann der Besatzung fielen während des Kampfes durch den starken Luftdruck über Bord. Die Toten wurden auf dem Kirchhof von Oestergarne unter großer Beteiligung der Bevölkerung und schwedischen Militärs begraben. Wegen der Verletzung der Neutralität auf schwedischem Gebiet hat der schwedische Gesandte in Petersburg energisch Protest namens seiner Regierung erhoben. Die Mannschaft des „Albatroß" wurde interniert.



Begrüßung der deutschen Austauschgefangenen aus England durch die Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg. Phot. Klaucke.



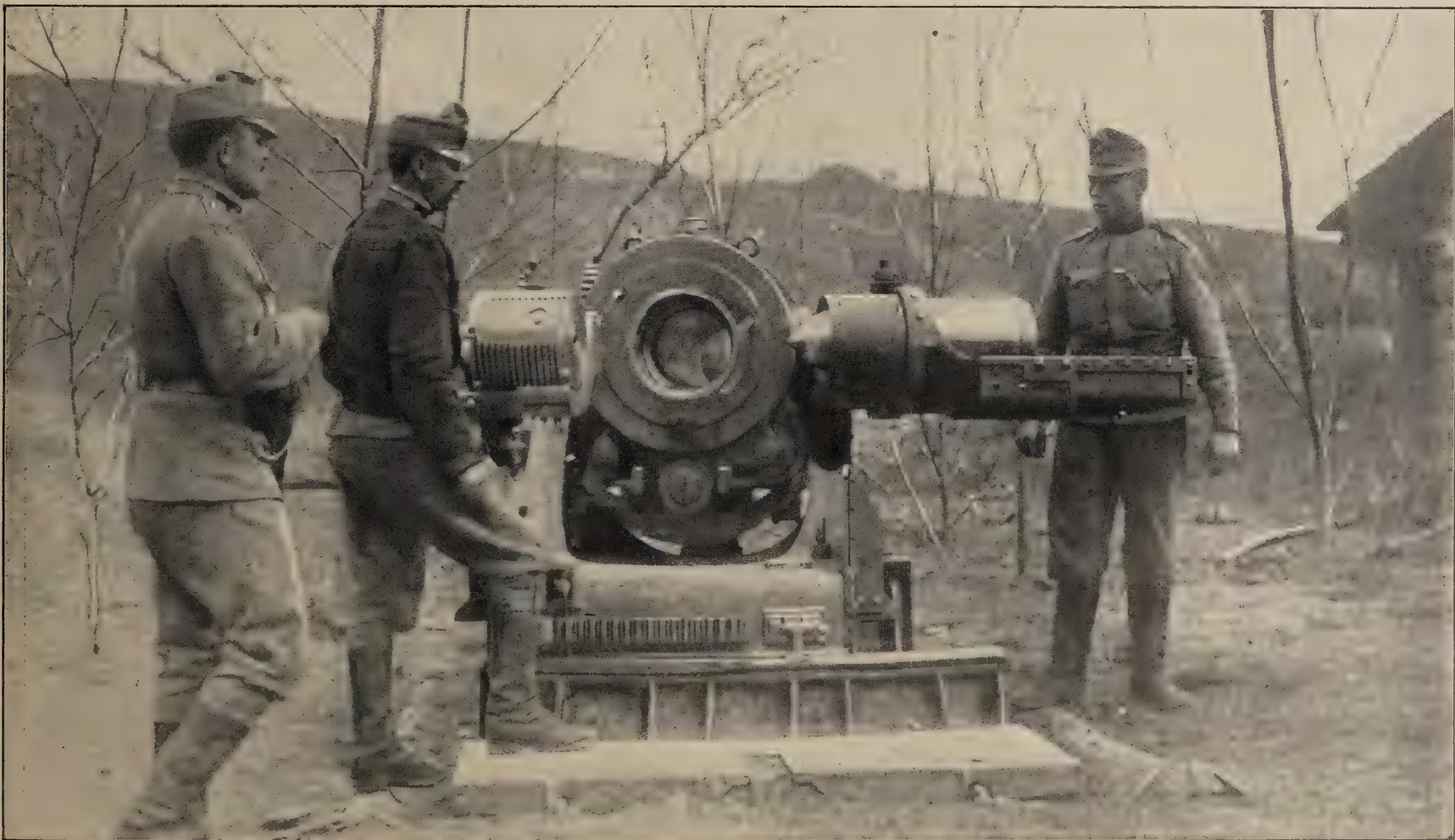
1000 Mann!

Ein kriegsstarkes Bataillon in Tiefenkolonne aufgestellt.

Phot. Siegert.



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Ein österreichisch-ungarischer General auf einer Besichtigungsfahrt zu den Stellungen.



Laden eines 24-cm-Mörsers.

Phot. Kleinschmidt.

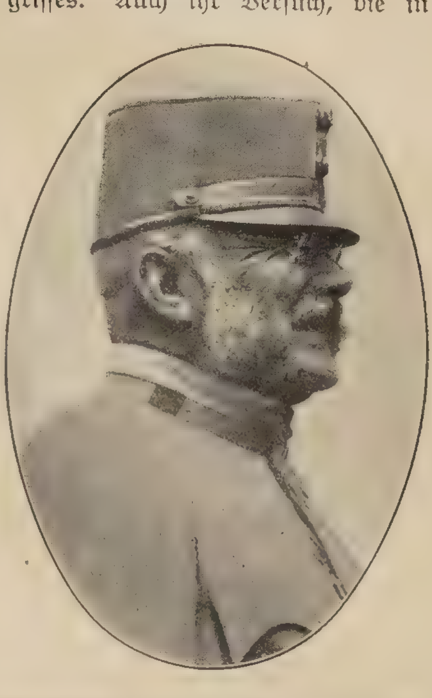


Begrüßung des österr.-ung. Thronfolgers in Bozen auf der Fahrt zu den Truppen. Phot. Müller.

Schon sind viele Wochen vergangen, seitdem Italien den Krieg an Oesterreich-Ungarn erklärt und sein Heer an der Nordgrenze versammelt hat. Bisher hatte es aber noch nicht den geringsten Erfolg zu verzeichnen gehabt, und auch auf die allgemeine Kriegslage ist sein Eingreifen in den Kampf ohne Einfluß gewesen. An verschiedenen Stellen haben die Italiener versucht, die Stellungen der österreichisch-ungarischen Truppen anzugreifen und zu durchbrechen, aber überall sind sie abgeschlagen worden. Zunächst gingen sie von verschiedenen Seiten umfassend gegen Trient, die Hauptstadt von Südtirol, vor. Sie besetzten aber nur die von den österreichisch-ungarischen Truppen freiwillig geräumten Gegenden. Sowie sie an die Hauptstellung kamen und in den Bereich der Trientiner Festungswerke, stellten sie ihren Vormarsch ein und verzichteten auf die Durchführung ihres Angriffes. Auch ihr Versuch, die in der linken Flanke gelegenen österreichischen Befestigungswerke artilleristisch niederzukämpfen, ist gänzlich gescheitert. Bei einem Vorstoß über Cortina und den Misurina-See erlitten sie nur sehr schwere Verluste. Auch an der Grenze von Kärnten gelang es ihnen nicht, vorzukommen. Ihren Hauptstoß richteten sie aber gegen die Isonzofront und hier hat sich auch die erste große Schlacht entwickelt, bei der auf italienischer Seite vier Armeekorps nebeneinander eingesetzt wurden. Sie erlitten eine schwere Niederlage. Die Ueberlegenheit der österreich.-ungarischen Führung und die große Tapferkeit der Truppen hat über die numerische Ueberlegenheit des Gegners gesiegt. Als die Italiener sich in treuloser Weise zum Kriege entschlossen, haben sie wohl die Schwierigkeiten eines Angriffes gegen die Gebirgsstellungen bedeutend unterschätzt. Bei der Größe der modernen Heere und den zahlreichen, der Verteidigung zu Gebote stehenden Truppen, ist die ganze Grenze zusammenhängend besetzt, so daß den Italienern nur die Ausführung eines schwierigen, rein frontalen Angriffes übrig bleibt. Umfassungen und Umgehungen erscheinen ausgeschlossen. Gegen die Feldstellungen hat sich die Wirkung der italienischen Artillerie bisher als ziemlich erfolglos erwiesen. Die Oesterreicher haben ihre ganze Grenze schon seit vielen Jahren planmäßig befestigt und für die Verteidigung vorbereitet. Aus den permanenten Werken beherrschen die weittragenden Geschütze alle Täler und Anmarschstraßen, so daß die Italiener bei ihren Angriffen auf weite Entfernungen hin dem verheerenden Feuer der österreichischen Batterien ausgesetzt sind. Das steile, schwierige Gelände erschwert die Einnahme breiter Fronten. Die vorgehende Infanterie wird in den schmalen Tälern zusammengedrängt, wo sie unter der feindlichen Artilleriewirkung schwere Verluste erleidet. Unter diesen Umständen dürfte es den Italienern auch in Zukunft, selbst bei Einsetzung noch stärkerer Kräfte, nicht möglich sein, die Stellungen der österr.-ungarischen Truppen zu durchbrechen.



General Graf Bothmer, der den Orden Pour le mérite erhielt.



Gute Stimmung auf den Kriegsschauplätzen: 1. Erzherzog Friedrich, aufgenommen in Lemberg.



2. General Litzmann, aufgenommen auf dem polnischen Kriegsschauplatz.

IN LEMBERG

UNTER DER RUSSEN-HERRSCHAFT

Von allem Anfang an ließen die Russen keinen Zweifel daran aufkommen, daß sie die Stadt Lemberg besetzt hatten, um sie nie wieder herauszugeben. Darauf deuten schon die Verwaltungsmaßnahmen und die Russifizierungsbestrebungen hin. Zunächst wurden alle polnischen Straßenschilder durch russische ersetzt und die Kaufleute, denen nur gestattet wurde,



In Lemberg unter der Russenherrschaft:
Graf Bobrinsky,
der russische Gouverneur von Lemberg.

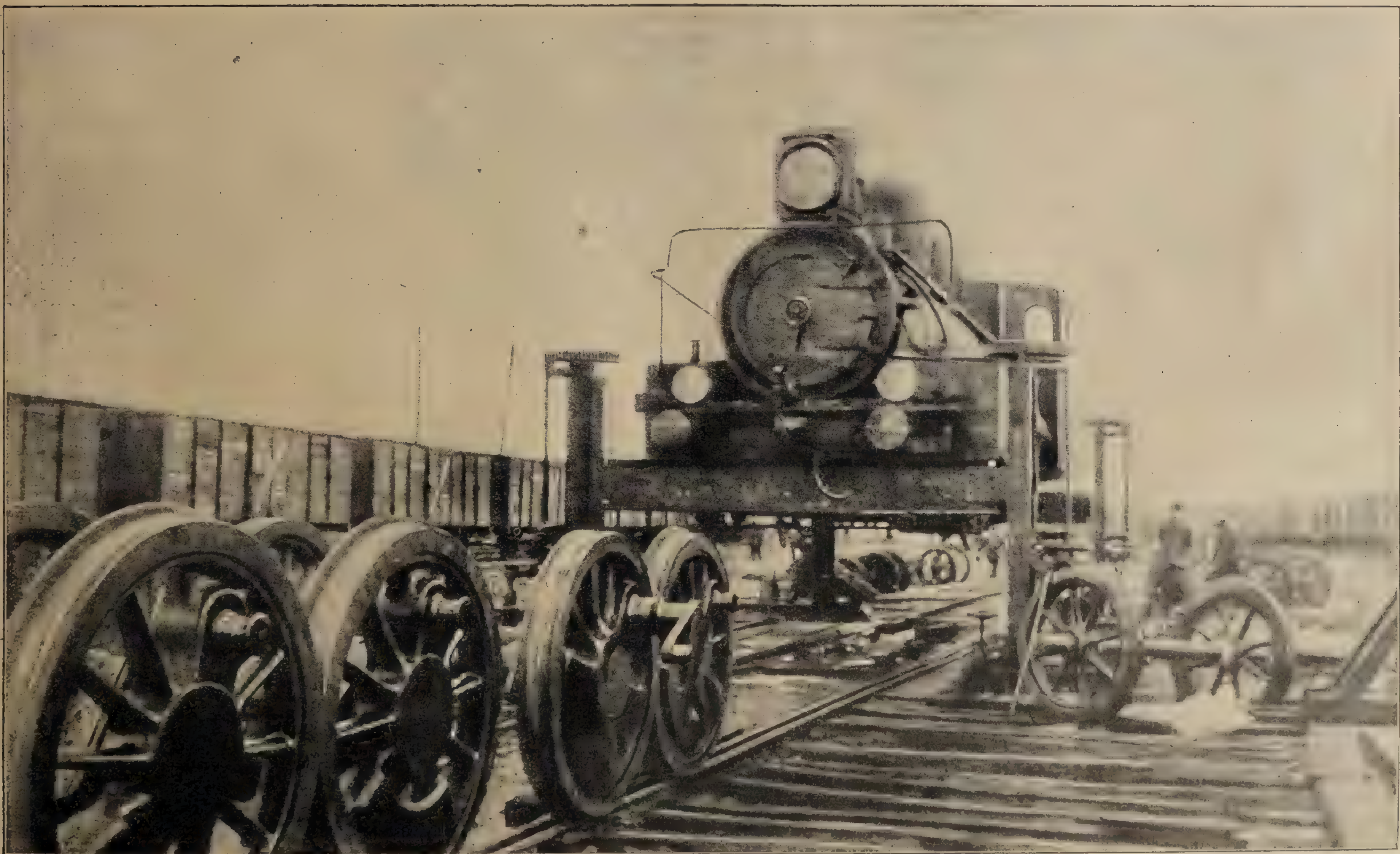


Kosakenpatrouille in den Straßen von Lemberg.



Einer der Gehilfen des Grafen Bobrinsky,
Graf Lambsdorf,
der angeblich zum Gouverneur von Krakau ausersehen war.

ihre Geschäfte geöffnet zu halten, wenn sie sich eine besondere Konzession „kauften", wurden angewiesen, russische Firmenschilder zu führen. In den wenigen Schulen, die die Russen duldeten, mußte die russische Unterrichtsprache eingeführt werden, und die Bekehrung der griechisch-unierten Bevölkerung zur Orthodoxie wurde planmäßig und mit Hilfe von Zwangsmitteln betrieben. Für die rasche Russifizierung Galiziens wurde in Petersburg eine eigne Kommission eingesetzt, deren Aufgabe es war, alle geographischen Bezeichnungen in einer den Lautgesetzen der russischen Sprache angepaßten Form abzuändern. Diese Kommission wird wahrscheinlich heute noch tätig sein, gerade so wie die russische Eisenbahnverwaltung ihre Fahrpläne für Tarnow, Rzeszow, Przemysl ganz unbekümmert um die Kriegsereignisse erst zu einer Zeit veröffentlichte, als diese Orte längst nicht mehr im russischen Besitz waren. Sehr bald machte sich die aus dem Innern Rußlands importierte Polizei in

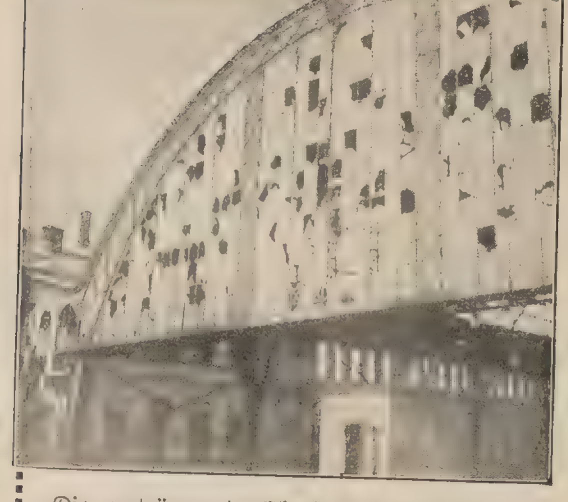


Umänderung der Achsen einer russischen Lokomotive für die Spurweite der galizischen Gleise.
Photographien, die nach der Einnahme Lembergs gefunden wurden.



Russische Photographien, die in Lemberg gefunden wurden: In einem russischen Unterstand.

Lemberg unangenehm bemerkbar; und zwar die offizielle sowohl, als auch die gefürchtete Geheimpolizei, die Ochrana. Haussuchungen und Leibesvisitationen auf offener Straße waren an der Tagesordnung und bildeten ein beliebtes Mittel, um den Bewohnern Geld, Uhren und Schmuck abzunehmen. Wer ohne Passierschein ausging oder die Polizeistunde überschritt, setzte sich einer Strafe von 3000 Rubeln oder 5 Monaten Gefängnis aus. Zehntausende von Beamtenfamilien, die in der Stadt zurückgeblieben waren, sahen sich infolge des Ausbleibens der Gehaltszahlungen buchstäblich dem Hunger ausgesetzt und mußten als Straßenkehrer, Tagelöhner und Straßenhändler für ihren Unterhalt sorgen. Der Winter in Lemberg war in diesem Jahre überaus streng, es waren häufig 20 Grad Celsius unter Null und die Zufuhr von Heizmaterial stockte. So kommt es, daß heute alle hölzernen Zäune und Bretterverschläge aus Lemberg verschwunden sind, denn jedes Stück Holz wurde von den Frierenden als Heizmaterial weggeschleppt. Bezeichnend für die russische Gewaltherrschaft sind die Erlebnisse eines Wiener Zahnarztes Dr. Güntzig, der bei Kriegsausbruch als Oberarzt in die österreichisch-ungarische Armee eintrat und bei Jaroslau in russische Gefangenschaft geriet. Er bestach seinen Wächter, und es gelang ihm während des Transportes zu entfliehen und Lemberg zu erreichen. Hier begab er sich zu einem Zahnarzt mit deutsch klingendem Namen, bat ihn um Hilfe und erhielt Zivilkleidung. In der Wohnung eines anderen Lemberger Zahnarztes, der bereits im August nach Wien geflüchtet war, ließ sich Dr. Güntzig nieder und begann, nachdem er sich einen Bart hatte wachsen lassen, den er weiß färbte, seine Praxis auszuüben. Im ersten Monat schon verdiente er 900 Rubel; später wurde von Denunzianten gegen ihn eine Anklage erstattet.



Die zertrümmerte Glashalle des zerstörten Bahnhofs in Lemberg.



Russisches schweres Geschütz in Feuerstellung.



Wartesaal 1. Klasse des zerstörten Bahnhofs in Lemberg.



Der französische General Foch, der den gescheiterten Durchbruch bei Arras befehligte.



Kapitänleutnant Helmuth v. Mücke und Frl. Carla Fincke, die Tochter des Großindustriellen H. C. Fincke, die sich jetzt in Bremen verlobten.



Der russische General Rußki, der jetzt den Oberbefehl über die Armee in Polen erhielt.

Da er aber genug Geld hatte, befreite er sich mühelos von allen Belästigungen der russischen Polizei und erwarb sogar die Gewerbeberechtigung. „Ich fand" — so erzählte der Arzt — „Lemberg unter einer furchtbaren Gewaltherrschaft der Russen vor. Russische Offiziere hausten in verlassenen Wohnungen der Lemberger Flüchtlinge, nahmen alles, was sie vorfanden, an sich und verschickten wertvolle Gegenstände in ihre Heimat. Auf die Bevölkerung wurde ein starker Druck ausgeübt, neben den verhältnismäßig hohen polizeilichen Geldstrafen für nichtige Vergehen gab es auch Prügelstrafen mit 25 bis 75 Stockstreichen, die besonders dann verhängt wurden, wenn jemand sich weigerte, den Rubel, der einen normalen Wert von 2 Kr. 50 Heller besaß, für den amtlichen russischen Kurs von 3 Kr. 33 Heller anzunehmen. Auf die Straße wagte man sich nur in den dringendsten Fällen, denn wenn die Russen Schanzarbeiter brauchten, so fingen sie die Leute auf der Straße zusammen und trieben sie ohne Rücksicht auf Stand und Gesellschaftsklasse mit Gewalt zu den Erdarbeiten. Eines Tages erklärten die Russen plötzlich, Juden hätten auf russische Soldaten geschossen. Ich bemerke, daß dies schon deshalb ganz unmöglich war, weil der Bevölkerung jedwede Waffe von den einziehenden russischen Truppen abgenommen worden war. Militär zog auf, man rief den Passanten „Hände hoch!" zu und nahm ihnen alles, was sie bei sich trugen, ab". Die grotesken sozialen Umwertungen, die während der Russenherrschaft in Lemberg zutage traten, beleuchtet eine in Lemberg erscheinende polnische Zeitung in der folgenden Zusammenstellung von Tatsachen: Eine Musiklehrerin, die das Konservatoriumpatent besitzt, gibt bekannt, daß sie für 40 Heller Klavierstunden erteilt, während eine Wäscherin für das Waschen eines Nachthemdes 50 Heller verlangt und ein Schuster für Ausbesserung der Hacken 3 Kronen fordert. Ein Obergymnasialschüler trägt Zucker zu den Kunden und bekommt für das Kilogramm 2 Heller Botenlohn; gleichzeitig verlangten zwei Arbeiter 10 Kronen für das Zerkleinern eines Holzblockes.



Ein Beweis der Anwendung völkerrechtswidriger Listen durch unsere Feinde.

Ein Bild aus der „Daily Mail" vom 22. Juni mit der Unterschrift: „Der Graf als Gemeiner. — Der Soldat auf der linken Seite ist ein belgischer Graf. Mit seiner Begleitung dient er jetzt als Gemeiner in den belgischen Schützengräben. Sie tragen erbeutete deutsche Helme." — Das Bild zeigt, daß die Belgier die Uniform des Gegners benutzen, eine völkerrechtlich verbotene List, für die sie noch das Lob der englischen Bundesgenossen ernten.

Bilder vom Tage



John Pierpont Morgan,
der vielgenannte Chef des New-Yorker Bankhauses.



Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg,
der neue deutsche Botschafter in der Türkei.
Phot. B. J. G.

John Pierpont Morgan der jüngere, der jetzt das Ziel eines Attentäters geworden ist, war für die Welt bis zum Tode des älteren John Pierpont im Jahre 1913, obwohl er damals bereits 47 Jahre zählte, nur der Sohn seines gefürchteten Vaters. Der jetzige Inhaber des am New-Yorker Geldmarkt herrschenden Bankhauses J. P. Morgan u. Co. hätte sich vielleicht auch mit dieser Rolle begnügen müssen, wenn der Weltkrieg seine Firma nicht vor neue Aufgaben gestellt hätte, deren Erfüllung ihm sicherlich Gewinn bringt, während man sie weniger ehrenvoll für den Bürger eines „neutralen" Landes bezeichnen darf. Der ältere Morgan war ein Finanzgenie, ein Trustgründer im Bereich der Schiffahrt, der Eisenbahnen und der Industrie. Seine Geldmacht wurde zur politischen Macht. Für Europa war er der Sammler seltener Kunstgegenstände. Der Sohn ist eine weniger überragende Persönlichkeit, er ist in der väterlichen Firma aufgewachsen und in erster Linie immer Bankier geblieben. Bald nach Ausbruch des Weltkrieges wandte sich zuerst Frankreich an das Haus Morgan mit dem Wunsche, in Amerika eine Anleihe unterzubringen. Die Regierung Wilsons erklärte eine solche Anleihe zunächst für unerwünscht, da sie den Geist strenger Neutralität verletze. Es dauerte aber nicht lange, da hatten Morgan und seine Freunde die Regierung zu einer Aenderung ihrer Ansicht bewogen. Die Unterstützung der Feinde Deutschlands mit Geld, Waffen und Munition erscheint den Amerikanern heute als durchaus neutral, vor allen Dingen als ein gutes Geschäft. Bald verstand Morgan den englischen Freunden so unentbehrlich zu werden, daß das Haus J. P. Morgan u. Co. im Januar dieses Jahres offiziell zum Fiskalagenten Englands in der Union ernannt wurde. Ein Vertreter von Morgan ging nach England mit einer vollständigen Liste von allem, was England braucht und Amerika liefern kann, für die nächsten zwei Jahre. Mit den wachsenden Lieferungen Amerikas wurde die finanzielle Verrechnung immer schwieriger, der Kurs des Pfund Sterling bedurfte dringend der Stütze. Im März kam John Pierpont Morgan selbst nach London, um mit Lloyd George neue Abmachungen zu treffen. Er sorgte dabei auch dafür, englisches Gold nach Amerika zu bekommen.



Innerkofler.
Der berühmte Tiroler Bergführer Sepp Innerkofler,
der sich im Kampf gegen die Italiener durch kühne Leistungen auszeichnete und jetzt gefallen ist.

Ansichtskarten aus dem Felde.



Ein selbstgebautes Karussel.



Zwei Diogenesse.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Hoecker

8. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Als Exzellenz Evchen heute in der Bibliothek zwischen den mächtigen Bücherstapeln stand, das dicke Verzeichnis der Sachverständigen in der Hand, wanderten ihre Gedanken doch immer wieder in Sorge und Teilnahme nach Berlin zu ihrer Tochter

Ob das tief eingreifende Ereignis, das höchste im Frauenleben, dem jungen Weib endlich auch das Herz für die eigene Mutter öffnen würde?

Ueber dem Bücherverzeichnis hatten sich ihre Hände wie in stillem Gebet gefaltet.

Wieder widmete sie sich dann der Arbeit.

Diejenigen Bücher, die nicht in dem großen Verzeichnis aufgeführt waren, also nicht aus dem Besitz des alten Professors stammten, sondern den früheren Bestand der Bibliothek von Melanies Gatten darstellten, bildeten einen drolligen Gegensatz zu dem übrigen Material. Zumeist waren es nur Bücher über Sport und militärische Themen. Daneben ein erklecklicher Haufen pikanter Lektüre in französischer und auch deutscher Sprache. Evchen hatte vorläufig nur eine größere Ordnung nach Fächern vorgenommen. Aus dem Stapel, der die gefährlichen Franzosen enthielt, hatte sie aber schon die allerschlimmsten Bücher entfernt, zerschnitten und weggeworfen. Natürlich durfte Melanie von dieser eigenmächtigen Zensurarbeit keine Ahnung haben.

Und mitten unter einem Stapel politischer Zeitungen und Zeitschriften stieß Evchen da plötzlich auf die beiden Aktenmappen, die nach ihres Mannes Tod spurlos verschwunden waren.

In nicht geringer Bewegung musterte sie den Inhalt. Die schmalere Mappe enthielt den Teil der Memoiren, den sie daheim vermißt hatte. In der umfangreicheren befand sich eine Anzahl amtlicher Schreiben, Manuskripte, Druckschriften, Briefe.

Sie hatte mehrmals nach Ulrichs Tod Beamte in sein Amtszimmer einlassen müssen, die die ganze Hinterlassenschaft auf amtliche Dokumente durchforschten. Trotz der auffallenden Ordnungsliebe, für die Exzellenz v. Schimpff bekannt war, hatte sich eine Reihe von Skripturen, nach denen sie suchten, durchaus nicht finden wollen. Ausdrücklich hatte Evchen hernach noch bei ihrer Kusine angefragt, ob die vermißten Schriftstücke vielleicht bei der Generalreinigung der Fremdenzimmer zum Vorschein gekommen seien. Aber Melanie erlebte damals am Golf von Biscaya sehr bewegte Zeiten und beantwortete die Frage nach den ihr so gleichgültigen Papieren gar nicht.

Melanie blieb nun auch bei der Meldung über die Auffindung, die ihre Kusine ihr atemlos erstattete, ziemlich ruhig. „Schaust, ich hab' das ja immer gesagt: Das Haus verliert nix!" Und dann ging sie gleich zu einem andern Thema über, das sie mehr zu beschäftigen vermochte. Sie wollte gern einen Fünfuhrtee mit Modenschau besuchen, der in einem vornehmen Etablissement abgehalten

Der Schuster von der Kompanie.

Der Schuster von der Kompanie,
Der ist ein ganzer Mann,
Den unsre brave Infantrie
Im Feld nicht missen kann.
Wie fix der jedes Loch verstopft,
Und sei's auch noch so groß!
Und wenn er auf den Stiebel klopft,
Dann meint er den Franzos!

Wär' bei dem Heer kein Schuster da,
Das wär ein arges Weh;
Auf Schusters Rappen reiten ja
Dreiviertel der Armee.
Er wirkt mit Pfriem und Draht und Blech,
Mit Schusterpech und Teer;
Sein Pech sei stets das einz'ge Pech
Bei unsrem ganzen Heer!

Und geht zum Sturm die Kompanie,
Dann schaut den Schuster an:
Da bleibt er bei dem Leisten nie,
Da stellt er seinen Mann!
Er hat aus fremdem Unterstand
Schon manchen Feind geholt
Und ihn mit starker Schusterhand
Recht auf gut deutsch „versohlt"!

Gustav Hochstetter.

wurde, und Evchen sollte sie natürlich begleiten. Aber diesmal streikte die Kusine. „Liebling, es ist mir ganz unmöglich, jetzt fortzugehen, wo ich Ulrichs Aufzeichnungen endlich wiedergefunden habe. Es ist mir, als sei er plötzlich selbst ins Zimmer getreten, um mit mir zu sprechen.“

Mit nicht geringem Entsetzen betrachtete Melanie die umfangreichen Manuskripte, die Evchen den beiden Mappen entnommen und auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte. „Und das willst Du alles lesen?“

„Gewiß. Und ich will noch in dieser Stunde anfangen.“

„Bewahr' mich der Himmel!“

Zum Glück fand Melanie, als sie telephonisch bei ein paar Bekannten herumfragte, mehr Geneigtheit, sie zu der wichtigen Veranstaltung zu begleiten; sonst hätte sie ihrer Kusine kaum Ruhe gelassen.

Endlich war Evchen in der Bibliothek wieder allein. Sie setzte sich an den Schreibtisch und las, las, las . . . Und als sie in ihrer Lektüre zu der Stelle gelangte, an der die Aufzeichnungen über die letzte Wiener Zeit begannen, setzte plötzlich ihr Herz zu schlagen aus . . . Sie stieß hier auf den Namen des Afrikaners Karl Hayn.

Aber nicht nur in seinen Memoiren widmete Schimpff v. Schlebrügge dem früher so vielgenannten Kolonialmann mehrere Absätze: das gesamte Aktenmaterial, das sich in der umfangreichen Mappe befunden hatte, bezog sich auf den Fall Hayn.

Evchen las in fliegender Hast weiter.

An verschiedenen Stellen der Schriftstücke war auf Zeitungspolemiken Bezug genommen, Zeitschriften waren erwähnt, in denen sich Artikel befanden, die sich mit der Person des in Deutschland fast allgemein verhaßten Kolonialmannes befaßten. Sie lagen dabei. Es schien die letzte Lektüre gewesen zu sein, die Ulrich getrieben hatte. In einem Heft fand Evchen sogar noch eine der Lesebrillen ihres Mannes. Nur durch einen ganz außerordentlichen Zufall war es möglich gewesen, daß dieser kleine Stoß Zeitschriften und Schriftstücke mitsamt den Mappen bei der Aufräumung der Bibliothek für die Aufbahrung damals so unauffindbar verkramt worden war. Nach diesem Material hatte man überdies auch nur in der Berliner Wohnung Nachforschung gehalten. Evchen hatte ja nachdrücklich versichert, daß sie die sämtlichen Briefschaften und amtlichen Materialien, mit denen sich ihr Gatte in den Wiener Tagen in dem ihm als Arbeitsraum dienenden Fremdenzimmer beschäftigt hatte, eigenhändig in einen Koffer gepackt und mitgebracht habe. Viel später erst hatte sie selbst einen Teil seiner Aufzeichnungen vermißt. Es war also anzunehmen, daß Ulrich gelegentlich, ohne daß Evchen davon erfahren, in der Bibliothek gearbeitet hatte, vielleicht der dort stehenden Handbücher wegen, vielleicht auch nur der Heizung, der Beleuchtung halber. Man konnte das heute nicht mehr feststellen. Evchen entsann sich jetzt aber, daß das Verschwinden gerade dieses Teils der Akten den damals nachforschenden Beamten besonders unerklärlich und besonders unangenehm gewesen war.

Die Wiederaufnahme der Besprechung des Falles Hayn im vorletzten Herbst, kurz vor Ulrich v. Schimpffs Hintritt, war auf eine Reichstagsdebatte zurückzuführen, in deren Verlauf auf des Ministers frühere Tätigkeit als Staatssekretär hingewiesen worden war. In seiner drastischen Blücherart hatte Schimpff erklärt, er könne sich dieser „ollen Kamellen“ nicht entsinnen, werde aber, falls eine Erklärung allerseits erwünscht sei, die anderen Tags beginnenden Reichstagsferien dazu benutzen, um in den tiefsten Falten seines Gedächtnisses und in dem darüber bestehenden amtlichen Material Nachforschung zu halten. Er hatte sein Versprechen nicht gehalten: der Sensenmann war ihm in den Weg getreten, bevor er sich wieder im Wallotbau hätte zeigen können.

Aber daß er den ehrlichen Willen gehabt hatte, die Vorwürfe, die dem Amt mit Bezug auf die Behandlung des Falles Hayn nachträglich gemacht wurden, zu prüfen, das ging aus seinem letzten Briefwechsel hervor.

Evchen las die Briefentwürfe ihres Mannes und die darauf erfolgten Antworten, die im Original dabeilagen, in einer Art fieberhafter Hast. Denn der Beamte, den ihr Gatte hier in ziemlich scharfer Form zur Rechenschaft gezogen hatte, war kein anderer als Barbaras Schwiegerpapa, der Freiherr v. Unruh.

Ein Fehler, ein schwerer Fehler war dem Freiherrn unbedingt zur Last zu legen, denn Exzellenz v. Schimpff bediente sich hier einer so scharfen Sprache, wie sie noch selten jemand zu hören bekommen hatte. Selbstverständlich lag dem Versäumnis des Geheimrats keine persönliche Absicht zugrunde; er hatte in der guten Meinung gehandelt, dem allgemeinen Interesse zu dienen, wenn er gewisse Eingaben des damals seiner Aburteilung harrenden Karl Hayn vorläufig unter den Tisch fallen ließ. Nach seiner Meinung sollten die Eingaben dem mißliebig gewordenen Manne nur dazu verhelfen, die allgemeine Aufmerksamkeit von seinem persönlichen Konflikt abzulenken. Es handelte sich um freiwillige Stimmungsberichte, die Karl Hayn aus einer ganzen Reihe von Distrikten lieferte, in die er sich nach seiner Abberufung von der Station unter großer Gefahr, nur von einigen getreuen Reitern und Eingeborenen begleitet, begeben hatte.

Die Berichte waren knapp, militärisch, ohne jede Ausschmückung abgefaßt. Es lag in ihrer Knappheit aber eine Spannung, deren sich Evchen bei der Lektüre auch heute nicht entziehen konnte, obwohl die Beobachtungen und Ereignisse, um die es sich handelte, schon um mehr als ein Jahrzehnt zurücklagen.

Das amtliche Schreiben, worin Karl Hayn angekündigt wurde, daß er auf Grund der Anklage wegen des Niederschlagens des Negerpaares vorläufig vom Amt suspendiert sei, hatte ihn in einem Augenblick erreicht, in dem ihm aus verschiedenen Teilen der Kolonie von einfachen, ihm persönlich gut bekannten und treu ergebenen Ansiedlern und Händlern alarmierende Berichte zugegangen waren. Gefahr schien zu drohen. Er wollte die Ankunft seines Stellvertreters nicht abwarten, um diesem erst die Dringlichkeit einer Untersuchung vorzustellen. Es drängte ihn, selbst zu handeln. Nicht mehr in amtlicher Eigenschaft, lediglich als Privatmann erstattete er darum Bericht über all das, was er auf seinen anstrengenden Märschen beobachtet, was er von Vertrauensmännern auf weit vorgeschobenen Posten erfahren hatte. Unter den Hereros bereitete sich eine allgemeine Erhebung vor. Für ihn, der die Stimmung beurteilen konnte, war nicht mehr daran zu zweifeln, daß innerhalb weniger Monate den Weißen völlige Vernichtung drohte, wenn nicht sofort durch eiligen Nachschub von Truppen der farbigen Bevölkerung Respekt abgezwungen wurde und die von ihm bezeichneten Anstifter und Rädelsführer hinter Schloß und Riegel kamen.

Auf mehreren der jetzt vergilbten Blätter befanden sich Marginalien von Ulrichs Hand. Ein paar Bemerkungen waren direkt an den Freiherrn v. Unruh gerichtet. „Hätte diese wichtige Meldung nicht als Privatschreiben ein Ende in Ihren Händen gefunden, sondern wäre sie als Eilsache weitergegeben worden, so hätte vielleicht noch das Unglück vom Januar verhütet werden können!“

Ein andermal hieß es: „Man hätte keinesfalls das Land von den besten Truppen entblößen dürfen, nur um den Teilaufstand der Bondels im Süden niederzuwerfen; hier drohte doch viel größere Gefahr.“

„Noch einmal: hier handelte sich's um Material, das unter keinen Umständen liegen bleiben durfte, gleichviel ob es ein ausgedienter Gefreiter, ein durchgebrannter Assessor oder ein farbiger Hosenträgerhändler lieferte. Daß ich als Chef damals nicht in Berlin weilte, ist kein Grund. Viel unwichtigere Dienstsachen sind mir in die Ferien gefolgt.“

In einem ausführlichen Schreiben faßte der Freiherr v. Unruh noch einmal alle Bedenken zusammen, die ihn veranlaßt hatten, von einer amtlichen Aufnahme der Haynschen Berichte abzusehen. Karl Hayn war ihm als Hitzkopf bekannt; sein Zusammenstoß mit dem Negerpaar war der triftigste Beweis dafür. Für die eigenmächtige Inspektionsreise Hayns, der vom Amt suspendiert war, hätten späterhin Diäten und Reiseentschädigung gefordert werden können, hätte man sie amtlich beachtet; ein Fonds dafür war nicht vorhanden. Hayn war amtlich aufgetragen, sofort abzureisen; statt dessen ließ er sich auf unkontrollierbare Abenteuer ein. Auch dem Wohlgesinnten mußte der Verdacht naheliegen, daß Hayn nur von sich und seinem Eifer reden zu machen suchte, um die Erbitterung, die gegen ihn herrschte, abzulenken. Daß Hayns Beobachtungen zutreffend waren — leider! —, hatte der Freiherr hernach zu seinem großen Schrecken erkennen müssen, als der urplötzliche, gemeinsame Aufstand in so ungeahnter Schnelligkeit losbrach, in so unerhörter Grausamkeit in seiner Durchführung. Da aber erschien es dem Freiherrn v. Unruh um so weniger angängig, auf die Haynsche Eingabe zurückzukommen. Ebensowenig ließ sich amtlich für ihn tun, als durch Pressenachrichten sein kühner Ritt bekannt wurde, den er mit andern Freiwilligen zur Entsetzung der eingeschlossenen Station ausgeführt hatte. Es war anzunehmen, daß der dabei bewiesene patriotische Geist seine Richter bei der noch ausstehenden Verhandlung gegen ihn günstig beeinflussen würde. Daß schließlich die Verhaftung Hayns, der sich acht Monate nach seiner Suspendierung vom Amte seinen Richtern noch immer nicht gestellt hatte, damals angeordnet werden mußte, hielt der Freiherr v. Unruh auch heute noch für eine Notwendigkeit. Allen Vorwürfen und Angriffen, die sich gerade gegen diesen Teil der Behandlung Hayns richteten, getraute sich der Freiherr v. Unruh ruhig entgegenzutreten. „Ganz verkehrt; der Angegriffene sind nicht Sie, der bin ich in jedem Falle, das heißt das Amt,“ stand auf dem Rand des Blattes von Ulrichs Hand. „Hätte ich Hayns Berichte aus der Zeit vor dem Aufstand zu Gesicht bekommen, so würde ich mir den Mann trotz seiner Negerfleischhackerei gelangt und ihn verwendet haben. Ist Ihnen nie eine Ahnung darüber aufgegangen, daß etwas von dem Manne zu erwarten war?“

Hier lag nun also der vielbesprochene Fall Hayn in allen Phasen seiner Entwicklung vor Evchen ausgebreitet. Und nun entsann sie sich auch, einmal gehört zu haben, daß eine Besprechung des Falles im Reichstag nach Ulrichs Tod wieder angeregt, aber fallen gelassen worden war, weil der Verlust eines beträchtlichen Teiles des Aktenmaterials eine Nachprüfung der Zeitungsmeldungen auf ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit jetzt leider unmöglich machte. Die Erklärung hatte ein paar erbitterte Reden mit vielen Vorwürfen zur Folge gehabt — aber die Sache ruhte seitdem.

Evchen suchte sorgfältig die ganze Umgebung des Bücher- und Zeitschriftenstoßes ab, in dem sie die Mappen gefunden hatte. Sie wollte sofort das gesamte Material mit allen Belegen und allen Beilagen, die in den betreffenden Schriftstücken angezogen waren, aktenmäßig ordnen, so gut sie es vermochte.

Brennend beschäftigte sie die Frage, wie ihr Gatte damals in der schwierigen Angelegenheit wohl entscheiden wollte?

Das letzte Schreiben des Freiherrn, das zwei Wochen vor Ulrichs Tod eingelaufen war, schien keine Beantwortung mehr gefunden zu haben. Wenigstens fehlte ein handschriftlicher Hinweis, wie ihn Evchen sonst überall fand.

An dem breiten Fenster der Bibliothek, dem halbrund ausgebauten, blieb Evchen plötzlich stehen, schloß die Augen und preßte die Hände gegen die Schläfen.

Hier, genau an dieser Stelle, wenige Stunden bevor die Bibliothek für die Aufbahrung der sterblichen Ueberreste ihres Gatten hergerichtet worden war, hatte Evchen den Kondolenzbesuch des Freiherrn v. Unruh empfangen, der sofort nach Bekanntwerden der Trauerkunde von Berlin abgereist war. So tief gebrochen sie war — ihn hatte sie empfangen müssen. Melanie war ihr ja in herzlichster Weise beigestanden, aber in der Erschütterung durch den so plötzlichen Verlust bedurfte sie einer männlichen Hilfskraft, die mit den Amtsgeschäften, den Amtsbräuchen vertraut war.

Unruh war der allererste, der nach allem Aktenmaterial forschte, das sich in den Händen ihres Gatten befunden hatte. Sie war mit ihm, nachdem der Sarg unten aufgestellt war, in die Fremdenzimmer gegangen. Unter Tränen hatte sie noch die auf dem Tisch an seinem Sterbebett befindlichen amtlichen Briefe und Depeschen mit ihm geordnet. Ein paar wichtigere Aktenstücke waren dann auch bei der Durchsuchung des Schreibsekretärs zum Vorschein gekommen. Es waren dies Zusendungen aus den allerletzten Tagen, die noch nicht einmal geöffnet waren.

Vermutete Unruh damals, daß die Papiere des Falles Hayn mit nach Wien gewandert waren? Unmöglich. Denn keinesfalls hätte er dann das Trauerhaus verlassen, ohne sich in den Besitz des Materials zu setzen, das er doch nicht in unberufene Hände fallen lassen durfte.

Deshalb immer und immer wieder die Beamten, die Unruh ihr später auch in die Villa schickte, mit der Bitte, im Nachlaß noch einmal nach Akten und anderen Dingen nachforschen zu dürfen.

Ob der Freiherr v. Unruh nicht doch von einer schweren Sorge befreit aufgeatmet hatte, als er sich schließlich davon überzeugen mußte, daß das gesamte Aktenmaterial des Falles Hayn spurlos verschwunden war?

Dann war also die Wiederauffindung für ihn mit der Wiederkehr dieser schweren Sorge verknüpft?

Sie war atemlos, zerquält, von hundert erregenden Gedanken erfüllt, als draußen das Auto vorfuhr, dem Melanie entstieg.

Mit einem Aufschrei stürzte sie dem Ankömmling entgegen.

„Melanie, denk' nur, ich hab' alles gefunden, alles!"

Die Kusine lebte noch in der Welt der originellen Kostüme der Wiener Werkstätten. Vor ihrem geistigen Auge wippten noch die schlanken Probierdamen mit den theatralischen Gesten. „Was hast gefunden, Schatz?"

„Das ganze Material über Karl Hayn. Denk' nur, es ist sonnenklar, daß schwere Fehler gegen ihn begangen worden sind. Ulrich sagt es hier selbst. Da — sieh nur, lies nur . . . Ich bin in eine Aufregung geraten . . . An all' dem Unheil war Herr v. Unruh schuld . . . Ach, ich muß Dir den ganzen Hergang erzählen . . ."

Der Name Karl Hayns erweckte in Melanies Herzen nicht mehr den hellen Widerklang wie noch vor vierzehn Tagen. Ihre blinde Schwärmerei war völlig erstorben.

„Is net möglich!" sagte sie abwesend. Und bevor Evchen mit ihrer Darstellung beginnen konnte, erzählte sie ihr noch rasch von einem weißseidenen Abendmantel mit weißer Perlstickerei, einem Kunstwerk, das geradezu Feenhände geschaffen haben mußten.

Vielleicht kaufte sie das himmlische Stück. Freilich war es sündhaft teuer.

* * *

Evchen befand sich in schweren Zweifeln, aus denen sie tagelang keinen rechten Ausweg fand.

Eine Klärung, eine Unterstützung verschafften ihr auch nicht die verschiedenen Aussprachen mit ihrer Kusine. Die letzte, die dramatischste, hatten sie eines Abends, als Melanie den Flügel aufschlug und in die Kusine drang: sie sollte mit ihr vierhändig spielen. „Unmöglich, Melanie," sagte Evchen, „ich komme in meinen Gedanken ja gar nicht mehr los von der Sache!"

Die Kusine war der Ansicht, der Afrikaner habe sich gegen Evchen so ruppig benommen, daß es ganz unangebracht sei, sich um seine Angelegenheiten irgendwie zu kümmern. „Keine Menschenseel' fragt jetzt mehr danach. Laß' die alten G'schicht'n doch ruh'n, Everl. Du hast am End' nur Unannehmlichkeiten davon, wann 's d's wieder aufrührst."

„Schweigen? Totschweigen? Nein, Melanie, dagegen empört sich doch mein Gefühl."

„Ja, Schatz, nacher kann ich Dir net helfen. Das is jetzt die richtige Zwickmühl', wann's Dich drängt, den Ulrich von der Schuld reinzuwaschen, dann is das ja ganz schön und edel, Du bist halt das Muster von einer treuen Wittib — aber bedenkst auch, wie d' den Schwiegervater von Deiner Tochter ins Gedräng' damit bringst?"

„Deswegen wage ich's eben nicht, Fritz jetzt gleich ins Einvernehmen zu ziehen."

„Schick' die Sachen einfach an's Amt, Punktum, und laß' die Leut' dort damit machen, was s' wollen."

„Das geht so doch auch nicht. Ich müßte Unruh doch wenigstens vorher benachrichtigen. Sage ich ihm aber nur ein Wort von der Auffindung, so ist er sicher mit dem nächsten D-Zug hier und fordert, daß ich niemand als ihm die Schriften aushändige."

„I mein', sie gelten schon lang als verloren, net? Wann er sie jetzt endgültig verschwinden lassen will — mein Gott, was zwingt Dich, ihn daran zu hindern?"

„Hast Du mir nicht selbst gesagt, Hayn ist damit beschäftigt, seine Erinnerungen zu schreiben? Meinst Du, es sei mir gleichgültig, wenn er darin behauptet, Ulrich habe in der wichtigsten Stunde, die während seiner Amtsführung überhaupt für ihn schlug, versagt?"

Melanie saß jetzt am Flügel und spielte mit der Rechten ein paar Passagen aus dem Schubertschen Rondo, das aufgeschlagen dalag. „Er hat zu seinen Lebzeiten ein'n breiten Buckel g'habt, Kind. So wird er's schließlich auch nach seinem Tod noch auf sich nehmen können, daß Herr Karl Hayn auf ihn schimpfen tut. Und was liegt Dir daran?"

So deutlich hatte Melanie ihre Sinneswandlung bisher noch nicht zum Ausdruck gebracht. Evchen kam um den Flügel herum. Im höchsten Maße erstaunt sah sie die Kusine an.

„Mir? Sehr viel liegt mir daran, daß Hayn die Sache im rechten Licht sieht."

Melanie klimperte weiter. Dazwischen warf sie hin: „Neulich, weißt, da hat er so ungezogen über Ulrich g'sprochen, daß mir's richtiger erschien', Du würdigst den Herrn keiner einzigen Silbe mehr."

„Aber versteh' mich doch recht, Melanie: eben damit er sein Urteil über Ulrich ändert, halte ich's für geboten, ihn aufzuklären." Das Spiel machte sie nervös. Sie hielt Melanies Hand fest. „Du hast seine Berichte ja nicht so eingehend durchstudiert wie ich. Wenn Du das gelesen, das miterlebt hättest: wie der Mann, gegen den sich alles verschworen hat, sich aufreibt, wie er sich aufopfert, wie er sich unter steter Todesgefahr in Gebiete begibt, in denen schon der Aufstand wie ein Feuer unter der Asche schwelt . . . Ein einziges unvorsichtiges Wort eines Begleiters hätte ihn verraten können, und dann wäre er unbarmherzig niedergemacht und beseitigt worden, mitsamt seinem kleinen, schwachen Troß, und nie hätte ein Hahn mehr nach ihnen gekräht . . ." Erregt, die Hände an den Schläfen, wanderte sie wieder durch's Zimmer. „Wenn Dich's so im Innersten gepackt hätte wie mich, dann hättest Du jetzt dieselbe Ueberzeugung wie ich: der Mann hat damals Uebermenschliches geleistet und verdiente einen Dank. Statt dessen hat man seine Warnungen mißachtet, in den Wind geschlagen, nie, nie, niemals auch nur ein Wort darauf erwidert. Er ahnt natürlich nicht, daß Unruh dafür verantwortlich zu machen ist. Alle Schuld mißt er Ulrich bei. Und so ist sein Groll entstanden, hat sich zum Haß entwickelt. Ich kann es aber nicht ertragen, daß ein Mann wie der, der so viel Mut und Unerschrockenheit bewiesen hat, der sein Leben in die Schanze geschlagen hat für eine große Idee, daß der ihn, den Toten, klein und kleinlich und kurzsichtig nennen soll."

Melanie drehte sich auf ihrem Klaviersessel flink herum. „Aber jetzt schau her, Everl! Bisher hast Du mich immer gefrozzelt mit meinem Afrikaner — und jetzt bist Du's, die mit einemmal lichterloh für ihn in Flammen steht! Das ist lustig, das ist lustig!"

Ganz erschrocken sah Evchen die Kusine an. „Um Himmels willen, wie legst Du mir das aus?"

„Ich merk', 's hat Dich 'packt, mein Schatz! Da

kannst mir machen." Melanie lachte. „Aber froh bin ich, das sag' ich Dir, daß ich's schon überwunden hab'. Siegst, und jetzt sind die Rollen also vertauscht: jetzt wirst Du von mir g'frozzelt!"

„Nein, nein, nein, nein! Tu' das nicht! Ich bin ja entsetzt . . . Hier handelt sich's doch nur um eine Frage der Gerechtigkeit. Um den Menschen handelt es sich, um die Persönlichkeit! Der Mann selbst ist mir gleichgültig — den könnte ich eher hassen als lieben . . ."

„Das hab' ich vorher ja auch g'sagt. Ach, Everl, wie ich mich amüsier'! Genau so hab' ich dahergredt. Und wie hast Du mich ausgelacht!"

„Was hat Dich an Hayn gefesselt, Melanie? Bitte, sei einmal ganz ehrlich und beichte. Du wirst seh'n, daß es etwas ganz anderes ist als das, was mich für ihn einnimmt. Denn ich bewundere ihn — nun ja, ich gebe unumwunden zu, daß ich ihn bewundere — seitdem ich diese Berichte gelesen habe. Fast noch mehr Respekt hat mir seine furchtbar gefahrvolle Reise vor dem Aufstand abgezwungen als sein kühner Ritt hernach, über den sie dann alle so außer sich waren."

„Ja, was soll ich da sagen, Schatz? Für mich war er halt auch der große Held, der unerschrockene. Das is schon das gleiche." Sie stand auf. „Und bei die andern auf'm Semmering war's grad so. Die Weiber dort, sag' ich Dir —"

„Ach, Du sollst mit denen keine Vergleiche ziehen. Das ist doch so ein himmelweiter Unterschied."

„I kann's net finden, Everl."

Evchen suchte ihr Zimmer auf. Immer wirrer ward ihr zumute. Ihr Stolz kämpfte dagegen an, daß sie in den Verdacht geraten sollte, mit zu der Schar der blindverliebten Frauen zu gehören, die den Afrikaner allerorten umschwärmten.

In der Nacht, die der hitzigen Auseinandersetzung mit ihrer Kusine folgte, kam sie dann zu dem Entschluß, sich Onkel Fritz Wilhelm anzuvertrauen, ihm und seiner Frau, dem „alten Zieten".

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Tourist A. F. 27. Die in den letzten Berichten vom österreichisch-ungarisch-italienischen Kriegsschauplatz wiederholt genannte Dreisprachenspitze ist ein ganz leicht zu ersteigender, felsiger Hügel, der dem höchsten Punkte der Stilfserjochstraße mit dem Hotel Ferdinandshöhe vorgelagert ist. Die touristisch ganz uninteressante Dreisprachenspitze ist nicht vergletschert und bietet nur einen freieren Fernblick als die Paßhöhe selbst.

Gewitter 1914-15. Die Annahme, daß Blitzschläge in den beiden Kriegssommern zahlreicher gewesen wären als sonst, da die Truppenansammlungen den Blitz eher anzögen, entspricht nach den bisherigen Feststellungen nicht den Tatsachen. Es ist weder von einer relativen noch von einer absoluten Vermehrung der Blitzschläge in den Kampfgebieten etwas bekannt.

Geschäftliche Mitteilungen.

Gute Toilettenseife ist Haupterfordernis für die Gesundheits- und Schönheitspflege der Frau. Nichts kann mehr dazu beitragen, der gesamten Erscheinung Jugendreiz und Anmut zu erhalten, als eine gut gepflegte Haut. Die bekannten Seifen der Firma Bergmann in Radebeul, die unter der Marke „Steckenpferd" auf den Markt gebracht werden, erfüllen alle nur erdenklichen Anforderungen nach dieser Richtung hin.

Rheumatische Beschwerden verschiedener Art werden in günstigster Weise durch das bekannte Einreibemittel „Dr. R. Reiß' Rheumasan" beeinflußt. Die Einreibung erfolgt unmittelbar an den schmerzenden Stellen und erzeugt sofort ein wohltuendes, molliges Wärmegefühl. Jede Apotheke führt es in Packungen zu 2,10 M. und 1,30 M.

Technikum Hainichen i. S. Trotz der erschwerenden Verhältnisse seit Kriegsbeginn ist die Direktion nach wie vor bemüht, unter schweren Opfern den Unterricht in den verschiedenen Fächern des Maschinenbaues und der Elektrotechnik in lehrplanmäßiger Weise fortzusetzen. Ein gut gewählter Lehrkörper bietet die beste Gewähr nach dieser Richtung hin. Dem Technikum angegliedert sind die Lehrfabrikwerkstätten, die Gelegenheit zu praktischer Vorbereitung bieten. Nähere Auskunft erteilt die Direktion gern kostenlos.

Haltbare, schöne Frisuren sind sehr schwer zu erreichen, wenn das Haar einen zu reichlichen Fettgehalt hat. In solchen Fällen empfiehlt sich die Trockenwäsche mit Pallabona-Puder, der, in geringen Mengen in das Haar gebürstet, die Haare entfettet, weich, voll und gleichzeitig die Kopfhaut rein und weiß macht. Die Inserate in dieser Zeitung besagen Näheres.

Korpulenz und Krankheit.

Die Krankheiten des reiferen Alters.

Bei den meisten Menschen stellt sich schon vor dem vierzigsten Jahre irgendein Merkmal des beginnenden Alterns ein, meistens in Form einer unliebsamen Leibesfülle.

Korpulenz ist die Einleitung für alle Gebrechen und Schwächen der reiferen Jahre. Sie ist eine Folge der Verzögerung des Stoffwechsels und Blutumlaufs und steht im Zusammenhang mit Gicht, Rheumatismus, Haarausfall, Zuckerkrankheit, Hämorrhoiden, Asthma und später offenen Füßen, Neigung zu Schlagflüssen, Arterienverkalkung, Abnahme des Gesichts und Gehörs, Steifigkeit der Glieder usw.

Je später Leute korpulent werden, desto länger bleiben sie jung, frisch, lebensmutig und leistungsfähig.

Durch knappe Ernährung die Fettleibigkeit bekämpfen zu wollen, hat keinen Zweck, Blutarmut und Nervenschwäche sind oft die Folgen.

Noch schädlicher sind Jodkuren, einschließlich der Kuren mit sogenannten Entfettungstees, die aus jodhaltigen Pflanzen (Fucus) hergestellt sind.

Wer Zeit und Mittel dazu hat, benutzt mit Erfolg gegen Fettleibigkeit Brunnenkuren.

Aber man kann doch nicht das ganze Jahr in Kurorten zubringen.

Der Reaktol-Versand in Berlin hat aus den wirksamsten Bestandteilen von fünf der bewährtesten Kurbrunnen Tabletten hergestellt, die man jederzeit ohne große Vorbereitungen einnehmen kann, und die gegenüber allen anderen Kuren außerordentlich billig sind, da sie höchstens eine Ausgabe von 40 Pfennig täglich verursachen, also weniger, als was man in einem Badeorte täglich Trinkgeld gibt.

Die Kur erfordert keine besondere Diät oder sonstigen Zwang, man wird nicht im Beruf oder in der Erholung gestört, sie verursacht keine Durchfälle oder sonstige Unannehmlichkeiten und, was die Hauptsache ist, sie wirkt ganz ausgezeichnet.

Reaktol hat Dankschreiben von Personen, die ihrer Stellung nach sicher nicht einen überraschenden Erfolg bestätigen würden, wenn er nicht tatsächlich vorhanden wäre, und sie kann mehrere tausend solcher Erfolgsbestätigungen aufweisen. Gewichtsabnahmen von 20 b 30 Pfund sind nichts Seltenes, und woh gemerkt wird das erzielt ohne jede B einträchtigung des Wohlbefindens, vie mehr macht sich schon nach kurzer Zeit e deutlich wahrnehmbares Gefühl größer körperlicher Frische bemerklich, Atemno Kopfschmerzen und andere Begleiterscheinungen der Korpulenz verschwinden o schon, bevor eine größere Gewichtsal nahme festgestellt werden konnte.

Wer sich unter Bezugnahme auf die Zeilen an den Reaktol-Versand, Berli SO. 83, Nr. 67, wendet, erhält eine Prob Reaktol nebst einer für jeden Korpulente außerordentlich wichtigen und interessan ten Aufklärungsschrift kostenfrei. Es ge nügt, wenn man einfach auf einer Post karte mitteilt, daß man gern nähere Aus kunft über die Reaktolkur haben möchte.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

al — bach — bau — brog — brük — che — cho — da — den — di — düp — ei — fer — frost — ge — gi — gos — ka — kel — ken — la — lai — le — li — mann — ment — mi — mie — mos — ne — ne — ne — nik — or — pel — ra — ra — rau — rauh — re — re — sa — sa — sa — sa — sar — sen — stand — statt — te — ter — tor — un — un — wahl — zie

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein völkerrechtswidriges Verhalten eines unserer Feinde ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Chemisches Kochgefäß. 2. Deckung im Kriege. 3. Genußmittel. 4. Griechische Insel. 5. Stadt im südlichen Oesterreich. 6. Sagenhaftes Wesen. 7. Gestalt aus einem Drama Gerhard Hauptmanns. 8. Hohen dänischen Orden. 9. Fisch. 10. Eine Kunst, in der unsere Pioniere Meister sind. 11. Naturerscheinung. 12. Eine Plage unserer Truppen. 18. Krankheit. 14. Schlachtort aus dem Jahre 1864. 15. Chemisches Produkt. 16. Truppenverband. 17. Stadt in Spanien. 18. Wissenschaft. 19. Adelsprädikat eines berühmten deutschen Heerführers.

Bilder=Rätsel.



Eisen und Wolle.

Fügt man in einem Strumpfteil ein,
Wird's gleich von Stahl und Eisen sein.

Dreifacher Sinn.

Die Modedame hat es mit eigener Hand,
Der Studio ist es zu Streichen allerhand,
Ein Buch wird es oft, wenn es sehr interessant.

Scharade.

Von Peter Serwas.

Bei eins und zwei erwärmt ein jeder sich,
Mag noch so kalt er durch das Leben schreiten.
Der beiden Letzten gern bedienst Du Dich,
Weil sie den Weg zur Höhe Dir bereiten.
Das Ganze wird verabscheu'n jedermann,
Weil seinem Anseh'n es nur schaden kann.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Wiedereroberung von Lemberg.

1. Dämmerung. 2. Indikator. 3. Elektrotherapie. 4. Wettbewerb. 5. Imam. 6. Eschwege. 7. Drehorgel. 8. Eucken. 9. Radymno. 10. Explosiv. 11. Rüstung. 12. Ozon. 13. Bratianu. 14. Ecuador.

Sichere Zuflucht: Pavian—Pavia.

Bilder=Rätsel: Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.

Buchstabenrätsel: Reisende (Ende—Reis.)

Der verwandelte Zauberer: Merlin — Berlin.

Schüttelreim-Rätsel: minder kund — Kindermund.



Ein Bataillon Soldaten sollte kürzlich auf einem Truppenübungsplatz die Kirche besuchen. Die für Kirchenzwecke dienende Baracke wurde gerade ausgebessert und konnte kaum die Hälfte der Leute fassen. „Feldwebel!", rief der Offizier vom Dienst, „lassen Sie alle Leute, die nicht zur Kirche gehen möchten, zwei Schritte vortreten." — Das geschah, und eine ganze Anzahl Soldaten benutzte die gute Gelegenheit, um sich zu drücken. „So," sagte der Offizier, „alle Leute, die nicht vorgetreten sind, können abtreten, die anderen gehen zur Kirche, die haben's am nötigsten!"

*

Das kleine Mädel kam in die Küche, wo die Mutter gerade mit dem Milchmann verhandelte. „Nun, Elly," sagte die Mutter, als die Kleine den fremden Mann sprachlos anstarrte, „was sagst Du zu dem Herrn, der Dir jeden Tag die schöne Milch bringt?" — Elly machte einen Knix, streckte die Hand aus, und sagte: „Guten Tag, wie geht's Ihrer Kuh?"

*

v. Stephan, der verstorbene Post-Staatssekretär, befand sich einst auf einer Inspektionsreise und besuchte unangemeldet in einer ostpreußischen Provinzstadt das Postamt. Hier ging er auch in das Telegraphenzimmer, um eine Depesche an seine Frau aufzugeben. Plötzlich begann der Morse-Apparat, vor dem er stand, zu ticken,

Zeichnung von A. Fietiger.



„Um Gottes willen nicht schießen, das ist keine Mine, das ist mein Mann!"

und ehe der Beamte den Streifen fortnehmen konnte, las der überraschte Staatssekretär: „Achtung, Kollege! Stephan treibt sich hier irgendwo rum, wird seine Nase überall reinstecken!" — Der Staatssekretär lächelte, beugte sich an den Apparat und tippte auf dem Hebel zurück: „Zu spät, hat hier seine Nase schon drin! Stephan."

*

Herr Schulze kauft sich einen Papagei, unter der Garantie, daß der Papagei vorzüglich spricht und auch alles, was man ihm vorspräche, sehr schnell lernen wird. Vierzehn Tage später bringt er den Papagei zurück. „Was ist denn mit dem Tier?" fragt der Händler. „Ach — w—w—w—as," sagt Herr Schulze entrüstet, „das d—d—dumme Biest st—st—stottert!"

*

Die Hausfrau kam in das Arbeitszimmer ihres Mannes. „Du mußt die Kinder bestrafen," rief sie, „sie sind zu ungezogen!" — „Was haben sie denn getan?" fragte der Vater. — „Sieh' Dir nur an, was sie an meinem Nähtisch angerichtet haben. Nadeln, Garnrollen, Scheren, alles liegt durcheinander, und kein Stück, wo es hingehört. Es ist ganz abscheulich!" — Der Hausherr lächelte vergnügt. „Das hab' ich gemacht," sagt er ruhig, „siehst Du, Du hast gestern meinen Schreibtisch so wunderschön aufgeräumt, daß ich Dir doch eben solche Freude machen wollte!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 30

Berliner

25. Juli 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Sonntag in Polen

Unsere Anklage und die französische Antwort

In Nr. 27 unserer Zeitschrift veröffentlichten wir das nebenstehende Bild. Dazu bringt die französische Zeitung „Le Matin“ vom 8. Juli die folgende Auslassung:



Unser „gehässiges“ Bild aus Nr. 27, auf das sich die Pariser Zeitung „Le Matin“ in seinem nebenstehenden Angriff bezieht.

Eine neue deutsche Lüge

Angebliche französ. Grausamkeit

Die Deutschen wollen, daß es auch französische Grausamkeiten gibt, und sie behaupten, daß wir einen Trupp Gefangener, die wir gemacht haben, unter die Sonne von Dahomey zum Sterben geschickt haben. Um diese Lüge zu verbreiten, wenigstens in Deutschland, wo jede offizielle Lüge zur unbestrittenen Wahrheit wird, zeigt die „Berliner Illustrirte Zeitung“ eine Gruppe von Gefangenen, die mit bloßem Kopf und nackten Füßen die Erde in Dahomey bearbeiten. Einer von ihnen ist umgefallen und der Wächter nähert sich ihm, um festzustellen, ob sein Herz noch schlägt. Dieses gehässige Bild hat folgende Unterschrift:

„Man weiß, daß die Franzosen deutsche Gefangene nach Dahomey geschickt haben, die dort unten schlimmer als nach gemeinem Recht verurteilte Verbrecher behandelt werden. Sie müssen hart in dem mörderischen Klima arbeiten, sie leiden Hunger und sind Gegenstand schlechter Behandlung durch ihre schwarzen Aufseher. Erst kürzlich haben die durch die deutschen Militärbehörden herbeigeführten Vergeltungsmaßregeln die französische Regierung veranlaßt, die deutschen Kriegsgefangenen von Dahomey nach Nordafrika zu überführen.“

Es ist nicht ein lumpiges Wort an dieser Unterschrift wahr, und das Bild ist ebenso lügenhaft wie die Worte, die es erklären wollen. Wir haben nach Dahomey nur die in Kamerun gefangenen Deutschen geschickt, d. h. also in ein Land, das ganz nahe ist und mindestens ein ebenso böses Klima hat. Diejenigen unter ihnen, die es nicht ertragen konnten, sind in kleinen Trupps seit Winters Anfang nach Marokko überführt worden. Und der Beweis, daß wir die Deutschen in der tropischen Sonne nicht mit bloßem Haupt oder überhaupt gar unter solchen schweren Bedingungen arbeiten ließen, ist, daß die Sterblichkeit unter ihnen kaum 2 Prozent überschreitet, ein Prozentsatz, der auch sicher erreicht worden wäre, wenn man sie ruhig in ihren Garnisonen in Kamerun gelassen hätte.

Derart sind die Tatsachen, die als Vorwand für die deutschen Repressalien gedient haben. Der ganze Rest ist nichts als Lüge, aber man weiß, daß die Regierenden in Deutschland nicht sehr zart sind in der Wahl des Brennstoffes, der ihnen dazu dient, den Haß ihres Volkes zu schüren. Für diese Lügner gilt das schlimme Wort: Nur tüchtig verleumden, es bleibt doch immer etwas hängen!



In deutscher Gefangenschaft!
Französische Kriegsgefangene im Gefangenenlager in Ohrdruf.

Der Auslassung der französischen Zeitung stellen wir eine Auswahl von Briefen gegenüber, die deutsche Kriegsgefangene aus Dahomey geschickt haben:

Klagen der deutschen Gefangenen in Afrika

Brief eines Oberingenieurs vom 15. 11. 1914:

„Seit 7 Wochen schmachte ich in französischer Gefangenschaft im Innern von Französisch-Afrika. Ich habe bei der Einnahme von . . . nur das nackte Leben gerettet, alles habe ich verloren. Nur die Kleider, die ich auf dem Leibe trug, habe ich behalten. Zerlumpt und verwahrlost friste ich bei schwerster niedrigster Arbeit mein verhungertes Leben, immer hoffend, daß bald die Erlösung naht. Nur der Gedanke an Euch hält mich noch aufrecht. Nachts, wenn ich auf meiner Strohmatte auf der nackten Erde liege, grüble ich stundenlang darüber nach, was aus Euch geworden ist, von denen ich seit Anfang Juli nichts mehr gehört habe. So viel ist gewiß, daß weder Du noch meine geliebten Kinder mich, wenn Ihr mich hier sehen würdet, in dem stumpfen und gebückten, zerlumpten Arbeiter wiedererkennen würdet.“

Am 14. 2. 1915 aus . . . stenographiert:

„Wir alle leiden furchtbar. Wir werden mißhandelt wie Verbrecher und geschlagen und bekommen nichts zu essen. Wenn es noch lange dauert, gehen wir alle zugrunde. Krank sind wir alle, 3 sind bereits tot. Wir fürchten für die Regenzeit das Schlimmste. Könnt Ihr nichts zu unserer Befreiung unternehmen, aber Eile ist geboten.“

In einem Briefe vom 3. 2. 1915 aus . . . . heißt es:

„. . . Ihr würdet die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn ich Euch alles genau berichten dürfte. Wohl mancher hat sich im stillen lieber eine Kugel gewünscht als dieses traurige Dasein. Ein Zuchthäusler hat entschieden ein besseres Los wie wir und daraus könnt Ihr Euch einen Vers über unser Leben machen.“

Ein Landwehrmann schreibt aus Algier am 31. Jan. 1915:

„Uns haben sie jetzt in die Wüste gesteckt zum Straßenbau... Die 100 Kilometer mußten wir zu Fuß machen und auch wieder retour.

Gestern wurde uns ein Schreiben von der französischen Regierung verlesen, woraus zu ersehen war, daß die Gefangenen in Deutschland sehr schlecht behandelt würden und sehr wenig zu essen bekommen, deshalb würden wir auch so behandelt werden. Teilt mir mit, was die französischen Gefangenen in Deutschland bekommen, denn es ist nicht schön, wenn man Gefangene hungern läßt, und dazu noch schwere Arbeit. Ich will nur sehen, wie wir aussehen, wenn wir retour kommen, denn Stiefel und Uniform wird hier sehr mitgenommen auf den steinigen Wegen, denn hier hat es nur Steine und Sand. Läuse hat jeder von uns.“



Festtafel in Lemberg.

Generaloberst Conrad v. Hötzendorf — Feldmarschall Erzherzog Friedrich — General v. Böhm-Ermolli



Parade der siegreichen württembergischen Regimenter in den Argonnen vor dem Kronprinzen und dem Generalfeldmarschall Graf Haeseler.

Phot. A. Menzendorf. — Der Kronprinz





Bei den türkischen Verwundeten in Konstantinopel. Phot. Jussuf Razi Bei.

Verwundete im Garten eines Lazaretts.

Damen vom Roten Halbmond bei der Pflege.

Die „Gesellschaft vom türkischen Roten Halbmond" wurde vor ungefähr vierzig Jahren nach dem Vorbild der Vereine vom Roten Kreuz gegründet, war jedoch unter der früheren Regierung zu einer erzwungenen Untätigkeit verdammt. Nach der Proklamation der Konstitution war es eine der ersten Taten der Jungtürken, diese Vereinigung wieder aufleben zu lassen. Kurze Zeit darauf stellte der tripolitanische und der Balkankrieg die Tätigkeit des Roten Halbmondes, der sich erst organisierte, und dem es an Geld, Material und Personal fehlte, auf eine harte Probe. Trotzdem wurden Ambulanzen und Aerzte nach Tripolis und Bengasi gesandt, die dort während des Krieges große Dienste geleistet haben; während des Balkankrieges arbeiteten die Lazarette, ohne zu stocken. Eine Neuerung, ja nahezu eine Revolution der türkischen Sitten bedeutete die tätige Teilnahme der türkischen Frauen an den Arbeiten der Gesellschaft. Nach dem Friedensschluß geschah in dem Zusammenarbeiten der türkischen Damen noch ein Schritt vorwärts: man führte praktische Krankenpflegekurse für die Frauen aus dem Volke ein, und Prof. Omer Pascha, der Vizepräsident der Gesellschaft, hielt höhere Pflegerinnenkurse für die gebildeten Frauen ab. An vierzig Damen und junge Mädchen, Mitglieder der höchsten türkischen Gesellschaft, folgten seinen theoretischen und praktischen Unterweisungen aufs eifrigste; sie erhielten Unterricht in Medizin, Chirurgie, Hygiene, und nach Verlauf von einigen Monaten erhielten sie nach Ablegung strenger Prüfungen das Diplom der Pflegerinnen vom Roten Halbmond. Im gegenwärtigen Kriege ist der „Rote Halbmond" mit großem Erfolg tätig, für die Verwundeten und Erkrankten an den Dardanellen und auf dem kaukasischen Kampfplatz zu sorgen.



General von Gerok, einer der Führer bei der deutschen Südarmee, der den Orden Pour le mérite erhielt. Hofphot. Hirrlinger.



Zu den Kämpfen in Südtirol: Charakteristische Form des Hochgebirges in den Ampezzaner Dolomiten, in denen gekämpft wird.

MIT DER KAMERA AN DER FRONT

Zum erstenmal in der Geschichte der Feldzüge sind in diesem Kriege eine Reihe von Berufsphotographen offiziell zugelassen, um im Felde Aufnahmen zu machen. Während früher die Kriegsdarstellung auf die nachträgliche Wiedergabe durch Historien- und Kriegsbildermaler angewiesen war, soll diesmal der Photograph die Vorgänge im Felde auf der Platte festhalten, um so später der Geschichtsschreibung ein echtes und durch keinerlei persönliche Empfindungen verzerrtes Bildermaterial zu bieten. Die Aufnahmen, die in diesem Kriege von der Front gekommen sind, haben gezeigt, daß die Vorstellungen, die wir mit Krieg und Schlacht verbanden, im modernen Kampf keine Geltung mehr haben. Die Photographien beweisen, daß heroische Schlachtbilder, wie sie noch 1870/71 der Geschichtsmaler nach eigener An-



Mit der Kamera an der Front: Eine Aufnahme vom vordersten Schützengraben aus.



Eine angeblich echte Photographie, die den Sturmangriff der Deutschen (die kleinen Figürchen im Hintergrund) darstellt.
Aus einer englischen Zeitung.



Wie die Franzosen sich Photographien von Heldentaten verschaffen: Ein Sturmangriff auf die Loretto-Höhe.
Die Szene ist natürlich nicht während des Kampfes aufgenommen, sondern von Soldaten einem Photographen vorgespielt worden. (Aus einer französischen Zeitschrift.)

schauung oder nach Erzählungen von Kriegsteilnehmern nachträglich malen konnte, heute gar nicht mehr möglich sind. Selbst wenn der Kriegs-Photograph unter Lebensgefahr in den vordersten Schützengraben geht und dort eine Aufnahme macht, so wird das Bild in den meisten Fällen eine höchst langweilige Landschaft zeigen, die nur durch Drahtverhaue und frischaufgeworfene Erdwälle gekennzeichnet ist; denn der Feind, wenn er auch nur 50 Meter entfernt ist, liegt natürlich genau wie der Deutsche hinter diesen Drahtverhauen und Erdwällen tief in den Gräben, so daß der Photograph in solchen Fällen das Leben für ein ziemlich uninteressantes Bild wagt. Eine solche Aufnahme in der vordersten Stellung muß sehr geschickt vor sich gehen. Der Photograph darf nur einmal ganz kurz den Apparat über den Rand der Brustwehr emporheben, den Verschluß lösen und muß sofort wieder verschwinden. Würde er ein zweites Mal an dieser Stelle auftauchen, so wären ein paar wohlgezielte Schüsse von der anderen Seite ihm sicher. Auch das Photographieren durch den Schlitz des Schutzschildes oder durch die Beobachtungsluken in der Brustwehr ist nicht ungefährlich, denn im Laufe der Zeit haben sich hüben und drüben unter den Soldaten Scharfschützen herausgebildet, die mit größter Sicherheit auf ein paar hundert Meter Entfernung in den Beobachtungsspalt der feindlichen Stellung hineinschießen. Deshalb muß sich der Photograph darauf beschränken, das Leben der Soldaten hinter der Front zu schildern. Hier ist auch sein dankbarstes Gebiet, denn hier ist die einzige Möglichkeit, malerische Szenen zu finden und interessante Bilder auf die Platte zu bekommen. Noch seltener als der Photograph wird sich der Mann mit der Kinematographen-Kamera in die vordersten Linien wagen, denn er braucht für seinen Aufnahmekasten eine feste Unterlage, also ein hochbeiniges Stativ oder den Rand der Brustwehr und ist also feindlichen Schüssen noch mehr ausgesetzt. Wohl sieht man heute in allen Kino-Theatern Films, auf denen sich Sturmangriffe, Gefechtsszenen und ähnliches abspielen. Diese Bilder sind wohl fast alle gestellt; d. h. der Kino-Photograph hat einen Trupp Soldaten veranlaßt, ihm die Szenen, wie sie sich etwa in Wirklichkeit begeben würden, für die Aufnahme vorzuspielen. Es ist wohl klar, daß ein Film, der etwa vorschleichende Pioniere beim Zerschneiden von Drahtverhauen zeigt, nicht echt sein kann, denn wenn auch der einzelne Soldat sich beim Vorgehen von Deckung zu Deckung bewegt, so müßte der Photograph, um Aufnahmen zu machen, viel häufiger frei heraustreten und würde sofort abgeschossen werden. Gegen diese „gestellten" Aufnahmen ist aber nichts einzu-



Wie eine echte Photographie eines Sturmangriffs aussieht:
Französischer Angriff auf die deutsche Linie an der Meuse.



Photographische Aufnahme eines platzenden Schrapnells mit der charakteristischen Rauchwolke.



General Reclam Pascha mit Herbert Eulenberg, dem Kriegsberichterstatter der „B. Z. am Mittag“, bei der Besichtigung der Befestigungswerke am Bosporus.
Reclam Pascha

wenden, denn sie geben ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild und erfüllen so die Aufgabe, dem Publikum einen richtigen Eindruck zu vermitteln. Natürlich sind hin und wieder auch echte Bilder mitten im Kampf gemacht worden, die meist so entstehen, daß einer der Mitkämpfer die Gelegenheit wahrnimmt, einen kleinen Taschenapparat zu benutzen. Die Franzosen, denen die Bilder hinter der Front nicht „heldenhaft“ genug sind, sind dazu übergegangen, interessantere Bilder für das Publikum zurecht zu machen. Man sieht daher in französischen und auch in englischen Zeitungen Aufnahmen, in denen eine Truppe Franzosen heldenmütig einen Berg heraufstürmt, oder einen einzelnen Mann im Schützengraben, der sich gegen eine eindringende Uebermacht deutscher Soldaten verteidigt. Sehr beliebt sind auch in den Zeitungen photographische Darstellungen, auf denen deutsche Gefangene mit freundlicher Miene den französischen Offizieren die deutsche Stellung erläutern. In einer Unterschrift wird dann erklärt, daß diese „braven“ Soldaten Elsaß-Lothringer oder Polen wären, die glücklich seien, den Franzosen einen Dienst erweisen zu können. Solche Bilder verdienen natürlich gar keine Glaubwürdigkeit, denn es ist für jeden Photographen ein Leichtes, derartige Theaterszenen zu stellen, wenn er nur ein paar Uniformstücke des Feindes hat. Einige interessante und zweifellos echte Kriegsbilder sind von englischer Seite gekommen, besonders in den Dardanellenkämpfen, als eins der großen englischen Schlachtschiffe nach dem andern unterging. Hier waren die Photographen englische Offiziere, die die Gelegenheit benutzten, mit großer Kaltblütigkeit ihre Liebhaberaufnahmen zu machen. Natürlich gelangen jetzt noch nicht alle Bilder der Kriegsphotographen an die Oeffentlichkeit. Ein großer Teil muß aus militärischen Gründen zurückgehalten werden. Ebenso wird man jetzt keine Bilder veröffentlichen, die die Greuel des Krieges zeigen, z. B. ein Schlachtfeld kurz nach dem Kampf. Aber sie zeigen doch eine sehr wichtige und ernste Seite des Krieges und werden, wenn sie nach dem Kriege einmal veröffentlicht werden, durch die furchtbare Eindringlichkeit ihrer traurigen Szenen hoffentlich dazu beitragen, künftige Kriege zu verhüten.



General von Gallwitz,
der erfolgreiche Führer der Truppen in den schweren Kämpfen um Przasznysz.



Ein Bild für die Berliner im Felde: Wie die Friedrichstraße jetzt aussieht.
Bau der Untergrundbahn. Phot. Sennecke.



General von Stolzmann,
Linsingens Generalstabschef, der den Orden Pour le mérite erhielt.

BILDER VOM TAGE



Ludwig Dettmann,
Direktor der Königsberger Kunstakademie, der seinen 50. Geburtstag feiert.
Phot. Becker & Maaß.



Sir Roger Casement,
der bekannte irische Politiker, gegen den der Aufsehen erregende Anschlag des englischen Gesandten in Norwegen, Findlay, gerichtet war.
Phot. Brown & Dawson.

Ludwig Dettmann, der am 25. Juli seinen 50. Geburtstag feiert, kann auf ein arbeitsames und erfolgreiches Leben zurückblicken. In der Nähe von Flensburg geboren, in Hamburg erzogen, an der Akademie zu Berlin unter Bracht und Skarbina ausgebildet, war Dettmann schon um 1890 einer der ersten Vorkämpfer in Deutschland für das Freilicht und für die frische Farbe. Im Laufe der 1890er Jahre wandte er sich, ähnlich wie Uhde, von ausschließlich malerischen Problemen ab und versuchte sich mit einem neuen, bald religiösen, bald sozialen Genre, wozu er die Anregung meist aus dem Volksleben an der Ostseeküste gewann. Seit dem Ende der 90er Jahre bildeten dekorative Arbeiten (Wandgemälde im Rathaus zu Altona, in der Technischen Hochschule zu Danzig und in der Aula der Königsberger Universität) seine hauptsächliche Aufgabe. An äußeren Ehren hat es Dettmann nicht gefehlt. Seit 1900 ist er Direktor der Akademie zu Königsberg, und 1909 verlieh ihm die Königsberger Universität den Ehrendoktor. Dettmann ist einer der bekanntesten Künstler auf in- und ausländischen Kunstausstellungen, zahlreiche Museen auch im Auslande besitzen Werke seiner Hand. Dettmann hielt sich stets davon fern, die Modebestrebungen der Kunst rückhaltlos mitzumachen; er vermied es, sich auf eine allzu persönliche Manier festzulegen. Darum war er wie kein anderer Maler geeignet, den Krieg unbefangen zu erleben und sachlich darzustellen. Bald nach Beginn des Krieges wurde er dem Oberkommando eines im Osten kämpfenden Armeekorps zugeteilt. Die Skizzen und Bilder, die er auf den Schlachtfeldern geschaffen hat, sind in ihrer menschlichen Eindrucksfähigkeit und Wahrheitsliebe Dokumente von bleibendem Wert. Dettmann ist wie kein anderer Künstler unserer Zeit dem Ernst und der Größe des Krieges gerecht geworden. — Erst mehrere Monate nach der sensationellen Enthüllung Sir Roger Casements entschloß sich die englische Regierung, ihren Gesandten Findlay aus Christiania abzuberufen. Bekanntlich hatte Findlay den norwegischen Diener Casements zu bestechen versucht, den der britischen Diplomatie unbequemen irischen Nationalisten zu beseitigen. Die Art und Weise des Mordanschlags war dem Diener überlassen und ihm für den Fall eine hohe Geldsumme und freies Geleit nach England zugesichert. Der Diener teilte seinem Herrn den Plan mit, und Casement veröffentlichte den Attentatsversuch in den Zeitungen.



Ansichtskarte aus dem Felde:
„Unser Herr Major bei der Morgenwaschung".



Eine nützliche Anstalt für unsere Soldaten in Lowicz.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Ernst Bischoff-Culm.

Die Bäuerin.

Herr, nun segne Arm und Hand
Hundertfältig wie die Frucht!
Brot und Männer braucht das Land
Wider seiner Feinde Wucht.
Mädchen, fass' den Rechen fest,
Knabe, lenk' den Stier ins Feld!
Wenn die Kraft uns je verläßt:
Denkt an Vater! Vorwärts jetzt!

Ernst Hirt.

Die junge Exzellenz

Roman von

Paul Oskar Hoecker

9. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Bei der letzten Begegnung mit Onkel Fritz Wilhelm hatte Evchen die so unmodisch gekleidete, so unansehnliche, ja fast groteske alte Tante gewaltig imponiert. Die offene, ruh'ge Denkart des „alten Zieten", die märkisch-preußische Geradheit, das klare Gefühl für Reinheit in allen Dingen zwangen Evchen unverbrüchliches Vertrauen ab.

Hier bei Melanie kam sie um keinen Schritt vorwärts. Und Barbara durfte sie sich nicht offenbaren.

So eröffnete sie denn am folgenden Morgen der Kusine ihre Absicht, noch einmal nach der Riviera zu reisen.

Melanie setzte dabei ein seltsames Lächeln auf. „Schau, schau, nach Nervi." Sie legte vertraulich ihren Arm um Evchens Nacken, zog sie ein bißchen näher an sich heran und flüsterte ihr ins Ohr: „Vielleicht hast dort in der Dreh' herum mehr Glück als ich."

Aufstöhnend entrang sich Evchen ihrer Umarmung. „Ach, Melanie!" rief sie in beschwörendem Ton.

Aber die Kusine blieb bis zum letzten Lebewohl zum Frozzeln aufgelegt.

IX.

In der Villa Fortuna zu Nervi stiegen hauptsächlich Mitglieder des Deutschen Offiziervereins ab. Man sah das schon den Manöverkoffern der Herren an. Es herrschte ein gut geregelter Kasinoton im Hause. Befand sich unter den Gästen ein General, dann wurde ihm ohne weiteres das Amt des Tischältesten zuteil.

In diesem Frühjahr dominierten aber die Mitglieder des Deutschen Beamtenvereins und der verschiedenen Lehrerverbände. Das Haus hatte billige Preise, weil es den modernen Anforderungen an Komfort längst nicht mehr entsprach. Verwöhntes Publikum beherbergte die Villa nur selten. So kam es, daß der Kammerherr Sr. Majestät des Königs von Preußen, Herr Fritz Wilhelm Schimpff v. Schlebrügge, Rittergutsbesitzer auf Treppwalde in der Uckermark, den gesellschaftlichen Gipfel der Villa Fortuna darstellte. Und die hüstelnde Oberlehrerin und der herzleidende Postdirektor, die jeden Abend mit dem „alten Zieten" Skat spielen durften, wurden beneidet.

Und nun kam also gar noch eine Exzellenz hinzu, eine Ministersfrau. Und sie brachte ihre Jungfer mit. Während des Mittagsmahles hatte der Kammerherr das Telegramm von Exzellenz Evchen erhalten. Zum Glück war noch Platz im Hause: das Balkonzimmer Nr. 1 stand leer, erstens weil es nicht zu erheizen und zweitens weil es das teuerste in der ganzen Pension war.

Als Evchen den „alten Zieten" wiedersah, mußte sie erst wieder einen gewissen inneren Widerstand besiegen. Die Tante war doch gar zu garstig. Sie trug wieder ein Kleid nach ihrer puritanischen Machart. „Wo die Brosche is, is vorne!" pflegte Fritz Wilhelm zu zitieren. Kurz und untersetzt stand sie da, wirklich wie ein kleiner Ofen, mit ihrem schmalen, charakteristischen Kopf, aus dem die großen, wasserblauen Zietenaugen hell herausleuchteten. Ihre Befehlsstimme hatte etwas Gemütlich-Knorriges. Aber im Hintergrunde schlummerte eine Seele.

„Bewahr' mich der und jener! Inzwischen bist Du in Wien gewesen? So mir nichts dir nichts? Mich haben die Rackers in Treppwalde beinahe narkotisieren müssen, damit sie mich überhaupt in die Eisenbahn brachten. Ich hätte sonst sicherlich gestreikt. Wie geht es Dir, Exzellenzchen? Du hast Ränder unter den Augen. Schade. Neulich sagte ich noch, Du siehst aus wie ein Mädchen. Wahrhaftig, wie ein Mädchen. Erzähle, wo fehlt's? Und Barbara will den Unruhs also einen Stammhalter schenken? Recht so. Hoffentlich wird er klüger als sein Vater. Höre, Exzellenzchen, Euer Fritz Unruh hat die feineren Pulversorten nicht erfunden. Na, immerhin, wenn er sie man glücklich macht, die Kleine. Fritz Wilhelm, laß Deine Grimassen. Wir wissen, daß Du jetzt eine kleine Zote vom Stapel lassen möchtest. Die schenken wir Dir aber. Unterbrich das Kind nicht. Was wolltest Du sagen, Exzellenzchen?"

Ach, eine ganze Menge hatte Evchen den Treppwaldern zu sagen. Das ging aber doch nicht in der engen Halle, in der alle neun Tische mit lesenden, kartenspielenden, dominorückenden Pensionären besetzt waren, die gespannt auf jedes Wort am Honoratiorentisch aufpaßten.

Evchen zog also um neun Uhr in das Schlafzimmer der Treppwalder mit hinauf. Die beiden Betten waren schon halb aufgeschlagen und mit Wärmflaschen versehen, eine unmögliche Nachtjacke und eine noch unmöglichere Nachthaube zierten das Lager des „alten Zieten". Auf dem Waschtisch befand sich neben den Becken und Kannen eine ganze Ansammlung von Kochgerät; der Ersparnis halber bereiteten sich die Pensionäre der Villa Fortuna ihren Nachmittagstee auf dem Zimmer.

Es war ein unsagbar ungemütlicher Aufenthalt, und Fritz Wilhelm, der schönen Frauen gegenüber so gern den Lebemann spielte, genierte sich beträchtlich.

Da sich nebenan die immer hüstelnde Ober-

entkleidete — die Wände waren sehr dünn —, mußte die Unterredung in gedämpftem Tone geführt werden. Sie hockten ziemlich dicht beieinander. Evchen saß auf dem Fußende des Liegestuhls, Fritz Wilhelm auf dem Korbstuhl und der „alte Zieten" auf dem Bett.

Das Ehepaar war ganz entsetzt über die Sache, die Evchen da erzählte.

„Na, Kinder, wenn das in der großen Blechkiste am Königsplatz durchgewalzt wird, dann gibt es einen Bombenskandal," sagte Fritz Wilhelm. „Dem Unruh muß das passieren — ausgerechnet dem Unruh, der immer der Vorsichtigste von allen gewesen ist. Aber vielleicht war die Mutter der Porzellankiste hier falsch am Platze."

„Was soll geschehen?" fragte Evchen. „Ich führe die Mappen in meinem Gepäck mit mir herum. Es ist mir zumute, als hätte ich mich an fremdem Gut vergangen. Natürlich sollt Ihr alles zu lesen bekommen. Aber ich möchte Euch herzlich bitten, möglichst bald zu lesen. Am liebsten noch heute."

Der „alte Zieten" machte große Augen. „Da wirst Du kein Glück mit haben, Exzellenzchen. In Treppwalde geht man mit den Hühnern schlafen. Mir fallen regelmäßig um neun Uhr die Augen zu. Und Fritz Wilhelm schläft ja schon immer, wenn er die Socken auszieht."

Onkel Schimpff wollte das nicht wahr haben, aber der „alte Zieten" entschied, daß es so sei, und dagegen gab es keinen Beschwerdeweg.

„Bringe die Sachen zunächst einmal her, Exzellenzchen. Ich wache schon immer um fünf oder sechs Uhr auf. Da habe ich die schönste Zeit, um mich damit zu beschäftigen. Morgen früh, beim Kaffee, besprechen wir dann das weitere."

Am andern Morgen berichtete der „alte Zieten" Wunderdinge. Fritz Wilhelm hatte mit der Lektüre doch noch im Bett begonnen und sie bis weit über Mitternacht fortgesetzt. Sie hatte ihm zweimal das Licht ausdrehen wollen, weil sie von dem Rascheln der Papiere immer wieder aufschreckte, aber er hatte behauptet, er werde dann kein Auge zutun können, weil die ganze Angelegenheit ihn in fabelhafter Spannung hielt. Auch der „alte Zieten" hatte die Lektüre dann in der Frühe ohne Pause zu Ende gebracht.

Sie nahmen ihren Kaffee unter der Renommierpalme des kleinen Gärtchens. Es war ein kümmerliches Exemplar, aber die norddeutschen Pensionäre erwähnten auf jeder Ansichtskarte, die sie nach Hause schickten, daß man hier unter Palmen frühstückte. Sie verschwiegen dabei, daß sie dick in Paletots und Plaids verpackt waren, um die kleine Tropenfreude ohne Schnupfengefahr genießen zu können.

Zum Glück waren die drei in dem kleinen Gärtchen jetzt allein, so daß sie sich ungestört aussprechen konnten.

Natürlich vertrat Onkel Fritz Wilhelm, als Kammerherr, alter Landwehroffizier und Mitglied des Herrenhauses, die korrekte preußische Auffassung, daß Exzellenz Evchen ohne jede persönliche Einmischung das gesamte Material augenblicklich dem Amt zur Verfügung zu stellen habe.

Sie sah das nicht so ohne weiteres ein. Aber auch der „alte Zieten" trat der Ansicht Fritz Wilhelms bei. „Hüte Dich, Exzellenzchen, hier aus der Versenkung aufzutauchen und Flammenbrände zu schleudern! Du verbrennst Dir nur die Finger dabei. Wer nüchtern einen geraden Weg im vollen Lichte geht, Fuß vor Fuß, dem kann nichts passieren."

„Ich bin aber nicht mehr nüchtern, liebe Tante. Diese Lektüre hat mich zu sehr gepackt, berauscht, erschüttert . . . Und ist der Weg, den Ihr mir angebt, wirklich der nächste und der geradeste? Kann mir Fritz hernach nicht die bittersten Vorwürfe machen: ich hätte ihn in einer Angelegenheit, die ihn so nahe anging, absichtlich ausgeschaltet? Jede Kleinigkeit des Nachlasses habe ich sonst mit ihm durchgesprochen — und gerade diese wichtige Sache unterschlage ich ihm?"

„Grüble nicht, denke nicht, spintisiere nicht, Exzellenzchen. Du hast gesehen, es sind Akten. Was gehn uns Weiber Akten an? Bist Du eine Suffragette? Packe sie zusammen, verschnüre sie und schicke sie mit der nächsten Post ans Amt. Dann bist Du sie los. Laß die Geheimräte dort droben in Berlin grübeln und denken und spintisieren. Dafür sind sie vom König angestellt."

Evchen seufzte. Im Grunde hatte sie diesen Standpunkt vorausgeahnt. Aber sie war doch enttäuscht. Sie wußte jetzt selbst nicht mehr, was sie wollte.

Ein, zwei Tage wollte sie nun doch mit sich zu Rate gehen, sagte sie den Verwandten.

Das Leben in der Villa Fortuna war unsagbar spießbürgerlich. Die Mahlzeiten in dem engen Speisesaal, die sich ins Unendliche dehnten, obwohl nur zwei Gänge auf den Tisch kamen, waren für Exzellenz Evchen eine Qual. Sie war gewohnt, auf ihren Reisen stets nur in den ersten Hotels abzusteigen. Als sie bemerkte, daß an das kümmerliche Gärtchen des Hauses ein großer Park stieß, der zu einem der ersten Etablissements von Nervi gehörte, schickte sie ihre Jungfer hinüber und ließ anfragen, ob sie drüben noch Unterkommen fände. Den Treppwaldern erklärte sie gleichzeitig: sie brächte es nicht über sich, bei allen Mahlzeiten über das Wichtigste, das sie in diesen Tagen bewegte, zu schweigen, bloß weil links und rechts und vor und hinter ihnen alle Pensionäre die Ohren spitzten, um an ihrer Unterhaltung teilzunehmen. „Bekomme ich Platz, dann seid Ihr heute abend drüben meine Gäste. Ich werde dort freier sein und mich rascher zu einem Entschluß durchfinden."

Der „alte Zieten" drohte ihr mit dem Zeigefinger. „Ein verwöhntes Balg bist Du schon, Exzellenzchen!" Aber Fritz Wilhelm war ordentlich erlöst.

Zwei Stunden später war die Exzellenz schon mit Sack und Pack umquartiert — zum großen Bedauern der Pensionäre, von denen mehrere bereits mit einem gewissen Stolz nach Hause berichtet hatten von dem vornehmen Zuwachs, den die Villa Fortuna verzeichnen durfte.

Im Grand Hotel Kurhaus hatte Evchen dank einem günstigen Zufall das große Terrassenzimmer am linken Flügel erwischt. Es lag in der dritten Etage, die Sonne fiel voll herein. Der Blick auf Park und Golf war zauberhaft. Sie hatte ihr eigenes Badekabinett. Und Annas Zimmerchen lag dicht dabei. Hier gefiel es Evchen so ausnehmend, daß sie bei sich beschloß, vor Saisonschluß nicht wegzugehen. Sie konnte sehr viel Wärme vertragen; am Goldenen Horn hatte sie sich im Hochsommer am wohlsten gefühlt.

„Also packen wir aus!" sagte sie zu ihrer Jungfer, die sich bereits über die zahlreich zur Verfügung stehenden Schrankfächer unterrichtet hatte. In der Villa Fortuna war das große Gepäck überhaupt nicht geöffnet worden.

Während Anna vor dem aufrechtstehenden großen Rohrplatten-Schrankkoffer kniete, der die Gesellschaftstoiletten enthielt, berichtete sie ihrer Herrin noch ausführlicher über das, was sie vorhin vom Hotel gesehen hatte, als der Direktor sie herumführte. In der ersten Etage war ihr ein Zimmer gezeigt worden, das auch nach Süden ging, aber es lag dicht neben dem Fahrstuhl, und die kleine Wohnung im vierten Stock, die aus Salon, Schlafzimmer, Bad und Korridor bestand, war zwar sehr hübsch, aber sie lag nach Norden und Nordosten. „Keine Sonne, deshalb gibt sie der Herr, der sie bis jetzt hatte, auf und zieht in die erste Etage hinunter. Und denken, Exzellenz, wer das ist: der Herr, der auch auf dem Kulm gewohnt hat und der den schwarzen Boy als Diener bei sich hatte, wenn Exzellenz sich entsinnen, der Herr Doktor Hayn."

Es ging Evchen durch und durch.

Sie ließ die Spitzenbluse, die sie eben auf einen Bugel hängen wollte, sinken und sah die Jungfer wie entgeistert an.

„Unmöglich! — Du täuschst Dich nicht?"

„Nein, Exzellenz, schon an dem kleinen Schwarzen hätt' ich ihn gleich wiedererkannt."

„Karl Hayn? Der Kolonialmann?"

„Gewiß, Exzellenz. Den die Frau Baronin drüben einmal den ‚Afrikaner' genannt hat."

Evchen warf Bügel und Bluse auf den nächsten Fauteuil. „Das ist mir jetzt doch sehr fatal. Dem hätt' ich am allerwenigsten hier begegnen mögen. Am liebsten . . ."

Der Jungfer ward schon bange, daß ihre Herrin abermals an ein Umquartieren dachte. „Aber Exzellenz werden doch das schöne Logis hier nicht im Stich lassen," wagte sie einzuwenden. „Es ist gewiß das allerschönste im ganzen Hause. Das sagte der Direktor ja auch gleich. Bis heute früh hat eine russische Fürstin hier gewohnt. Er hat auch den Namen genannt. Die war schon vor Weihnachten gekommen."

„Es ist ja seltsam, seltsam, seltsam!" sagte Evchen vor sich hin.

Lange stand sie unentschlossen in der offenen Terrassentür und blickte auf den Golf hinaus. Der Himmel begann sich orange zu tönen. Ein paar langgezogene Federwolken waren blutrot. Bis zum Abend noch ein einigermaßen passendes Quartier zu finden, war kaum möglich. Aber am nächsten Morgen zog sie um. Auf alle Fälle. Am besten, sie zeigte sich auch heute abend nicht unten im Speisesaal. Denn sie zitterte davor, dem kühlen oder feindselig-hochmütigen Blick des Afrikaners zu begegnen.

Mechanisch packte sie indes weiter aus.

Anna sprang eilfertig und diensteifrig hin und her. Sie hoffte die Gefahr schon überwunden.

Da es im Zimmer dunkelte, drehte sie die elektrische kleine Krone an. Der große, helle, luftige Raum wirkte jetzt geradezu festlich. Nur das gewisse Parfüm der Russin, dem sich ein Hauch von Juchten und Zigaretten beigesellte, schwebte noch darin.

„Exzellenz werden doch heute das Mattblaue anziehen, nicht? Vielleicht den Hermelinkragen dazu?"

„Bewahre. Ich lasse mir hier oben eine Kleinigkeit servieren."

Anna hob die Augenbrauen. „Verzeihen, Exzellenz. Exzellenz haben doch die Herrschaften aus der Villa Fortuna zu sieben Uhr eingeladen. Ich hab' doch einen Tisch mit drei Kuverts bestellen müssen."

„Oh, richtig!" Sie atmete tief. „Ja, dann hilft das nicht . . ."

Aber als sie fertig angezogen war, klingelte man von der benachbarten Villa an und meldete: Frau v. Schimpff lasse herzlich bedauern, wegen Müdigkeit nun doch nicht herüberkommen zu können; doch der Herr Kammerherr werde sich die Ehre geben und pünktlich drüben erscheinen.

Fritz Wilhelm strahlte. Er hatte sich in Wichs geworfen. Sein rotes Gesicht mit dem charakteristischen Mützenstrich auf der Stirn, jenseits dessen die weiße Haut begann, verriet sofort den Agrarier. Als er ihr in der Halle entgegentrat und galant die Hand küßte, sagte er zunächst nichts als: „Donnerwetter!" Es war ein Ausdruck, der viel zusammenfaßte: die Freude über den Anblick der schönen Frau, über die schöne Toilette, das schöne Hotel, das bevorstehende Diner — und die Genugtuung, es allein mit Exzellenz Evchen genießen zu dürfen, ohne den „alten Zieten".

„Du darfst nicht so verwegene Augen machen, Fritz Wilhelm. Ich komme sonst in ein falsches Licht."

Aber Fritz Wilhelm strich extra noch seinen Schnurrbart, bevor sie in den Speisesaal eintraten. Er wollte das Abenteuer voll auskosten. „Donnerwetter, sich vorzustellen, man reiste mal mit so einem pompösen Verhältnis durch die Welt!" flüsterte er ihr lachend zu und preßte ihren nackten Arm.

„Ach, Fritz Wilhelm, wer genauer hinsieht, der erkennt sofort Deine soliden Charaktereigenschaften. Denn nur ein biederer deutscher Ehemann tritt seiner Dame aufs Kleid."

„Heiliger Bimbam, tat ich das?"

Der Oberkellner und zwei Saalkellner eilten geräuschlos herzu. Evchen ließ das dritte Kuvert von dem reservierten Tischchen wegnehmen.

Wie stets erregte sie Aufsehen. Ihr pikanter Kopf, die schöne Toilette, das sichere Auftreten wurden überall im Saal bemerkt. Sie wußte, daß sie als neue Erscheinung im Hotel zunächst der Mittelpunkt sein würde. Sie war die beobachtenden Blicke schon gewohnt. Aber als sie eben das Sektglas an die Lippen setzte, fühlte sie plötzlich, daß links hinter ihr ein Gast, der allein an einem Tische saß, sie unverwandt musterte. Es war, als ob sein Blick auf ihrem Nacken brannte. Sie mußte den Kopf ein wenig weiter dahin umdrehen. Und noch bevor sie den Fremden gesehen, wußte sie, daß es Karl Hayn war.

Friedrich Wilhelm fühlte sich heute abend als Schwerenöter. Seine Hoffnung, daß man ihn für den Liebhaber seiner entzückenden Tischgenossin hielt, erfüllte sich wohl kaum. Er hatte dafür bei aller Schwerenöterei doch etwas viel zu Gutmütig-Onkelhaftes. Er sprach viel von Berlin, erzählte von allerlei flotten Abenden, von Varieté-Sternen — an das Thema Karl Hayn dachte er gar nicht mehr.

Aber Evchen dachte und empfand und erlebte diesen ganzen Abend nichts anderes als ihn, dessen Blick sie bei Tisch und auch hernach in der Halle fast unausgesetzt in seinen Bann zwang.

Sie saßen in der Halle in großen, dunkelbraunen Ledersesseln. Fritz Wilhelm lehnte sich zurück, behaglich seine Importe schmauchend. Er hatte zum Mokka noch einen Kognak genommen; auch das Bier, das ihm Evchen anbieten ließ, lehnte er nicht ab. Er war aus seiner forschen Leutnants- und Ritt-

meisterzeit im Verlauf des Abends wieder näher an die Wirklichkeit herangerückt, und weil Evchen seinen Erzählungen so sinnig lächelnd lauschte, so ließ er ganz Treppwalde an ihren Augen vorüberziehen, und schließlich sprach er sogar von Weizenpreisen und vom russischen Einfuhrfleisch.

Wenn Evchen aber den Blick hob, dann fiel er in einen Spiegel — und aus diesem Spiegel sahen sie zwei kühle, forschende, blaue Augen an, die sich erst, wenn Blick in Blick getaucht war, wieder auf die Zeitung senkten.

„Es ist sicher, er nimmt an, ich sei ihm gefolgt," sagte Evchen zu sich und zitterte vor Erregung bei diesem Gedanken.

„Du mußt jetzt mal im Sommer zu uns kommen, Evchen. Was mein guter alter Zieten aus den Gemüse-Plantagen gemacht hat — Hut ab! Enorme Arbeitskraft. Und viel Intelligenz. Rauh — aber an Gemüt ein Kind." Fritz Wilhelm ward ein bißchen gerührt, er tat einen besonders kräftigen Zug.

Evchen nahm sich fest vor, von jetzt an überhaupt nicht mehr in den Spiegel zu sehen. Aber sie gewahrte doch, daß da drüben das Zeitungsblatt auf den Tisch sank . . . Karl Hayn erhob sich . . . Evchen fühlte, daß er nun dicht an ihrem Tisch vorüberkommen würde . . . Sie gelobte sich, nach rechts zu sehen, nur Fritz Wilhelm anzusehen, sie wollte ihn fragen, was für Erfahrungen seine Frau mit den neuen Wicken gemacht habe . . . Dabei brannte sie vor Verlangen, festzustellen, ob Karl Hayn sie grüßen würde. Eigentlich konnte er es doch gar nicht wagen.

Als die Gestalt des Nahenden ungefähr ihren Stuhl erreicht hatte, empfand sie's wie eine kalte Wolke, die sie plötzlich erschauern machte. Sie schoß empor.

Fritz Wilhelm erschrak. Etwas schwerfällig erhob auch er sich. „Verzeih', Exzellenzchen, daß ich Dich so lange festgehalten habe. Es ist höchste Zeit. Vielen Dank, liebes Evchen. Es war ein scharmanter Abend. Du siehst doch morgen mal nach meinem alten Zieten, ja? Tante schwärmt ja riesig für Dich, Evchen."

Sie schritten durch die ganze Halle nach der Garderobe. Fritz Wilhelm nahm seinen uneleganten dicken Reisemantel und den braunen Melonenhut in Empfang, vergaß das Trinkgeld und ging dann ziemlich hastig zum Ausgang. Als er sich an den Stufen im Vestibül noch einmal nach Evchen umwandte, um ihr zuzuwinken, wäre er beinahe gestürzt. Der Page, der die Pforte bediente, fing ihn noch rechtzeitig auf.

Inzwischen war Evchen nach ihrem Platz in der Halle zurückgekehrt. Sie hatte dort ihr kleines Täschchen liegen lassen.

In dem Durchgang zwischen zwei Tischen traf sie mit Karl Hayn zusammen, der sich soeben langsam dem Lesezimmer zugewandt hatte.

Evchen fühlte ihr Herz stocken.

Er war stehengeblieben, grüßte aber nicht, sondern wollte ihr nur Platz machen und sie mit einer kleinen, unverbindlichen Verbeugung an sich vorbeilassen.

Sie zögerte. Und dann hielt sie und stand kerzengerade da.

„Herr Hayn, ich — ich muß Sie sprechen."

Wie eine schwere, schwere Arbeit war es ihr, diese paar Worte herauszubringen.

Er hob fragend die Schultern, sagte aber nichts.

„In einer — dringenden Angelegenheit," fuhr sie fort.

„Bitte," sagte er jetzt ganz ruhig.

„Es ist hier — vielleicht — wohl doch nicht möglich." Aller Mut sank ihr wieder, da er so kühl abwartend blieb.

In dem ganzen Flügel der Halle befand sich kein Mensch mehr. Sein Blick wanderte darüber hin und kehrte zu ihr zurück.

„Ich habe — im Nachlaß meines Mannes — vielmehr in Wien, im Hause einer Verwandten, wo er gestorben ist — da habe ich Aufzeichnungen gefunden, die Sie betreffen."

„So. Die mich betreffen."

Es war ihr, als leuchte wieder der Haß aus seinem Blick. Angst ward ihr. Sie preßte die Hände ineinander. „Ich habe lange mit mir gekämpft . . . Aber heute entschloß ich mich . . . Ich werde Ihnen morgen eine Nachricht schicken. Vielleicht findet sich dann eine Stunde." Sie atmete tief auf. „Jetzt bin ich doch nicht mehr imstande."

„Wie Sie befehlen."

Sie nickte flüchtig und schoß davon. Wie gejagt.

Während sie am Fahrstuhl wartete, blickte sie sich angstvoll um. Es war ihr, als folge er ihr.

Aber Karl Hayn stand noch an derselben Stelle, an der sie ihn verlassen. Unbeweglich. Er sah ihr nach. Und es war ihr nicht möglich, in seiner Miene zu lesen. Seine Züge waren hart, wie von Stein.

Was tue ich nur! Was geht mit mir vor? fragte sie sich, während sie zu ihren Wohnräumen emporfuhr.

Zu Anna, die ihr beim Entkleiden und Frisieren half, sprach sie kaum ein Wort.

Erschöpft sank sie dann zu Bett.

Sie hörte laut ihr Herz schlagen. Und sie wußte: es schlug vor Furcht so laut.

*

Als sie am andern Morgen erwachte, war ihr der ganze Vorgang unbegreiflich. Es mußte in Hayns Blick, in seiner ganzen Persönlichkeit eine unheimliche Suggestionskraft liegen, der sie sich nicht zu entziehen vermochte. Anders wußte sie sich ihre plötzliche Entscheidung nicht zu deuten.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — baum — ber — bro — burg — csar — cum — das — de — do — e — ei — el — erz — gen — gen — gen — ger — go — grip — ha — hil — in — in — land — le — lei — li — li — lo — mi — na — nau — ni — ro — no — no — pi — sa — sass — sen — stau — ster — te — thrin — trau — um — woll — zenz

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, eine Reihe bedeutender Ereignisse des Weltkrieges darstellen.

Die Wörter bedeuten: 1. Gesellschaftsspiel. 2. Name mehrerer Päpste. 3. Vielumstrittenes deutsches Land. 4. Palmfrucht. 5. Ungarischen Tanz. 6. Bekannten Roman. 7. Bodenbelag. 8. Kaiserin aus der Römerzeit. 9. Englische Landschaft. 10. Gestalt aus der deutschen Sage. 11. Schlachtenort in Böhmen. 12. Mineral. 13. Afrikanischen Fluß. 14. Gespinstpflanze. 15. Fluß in Spanien. 16. Vielgenannte Stadt in Ostpreußen.

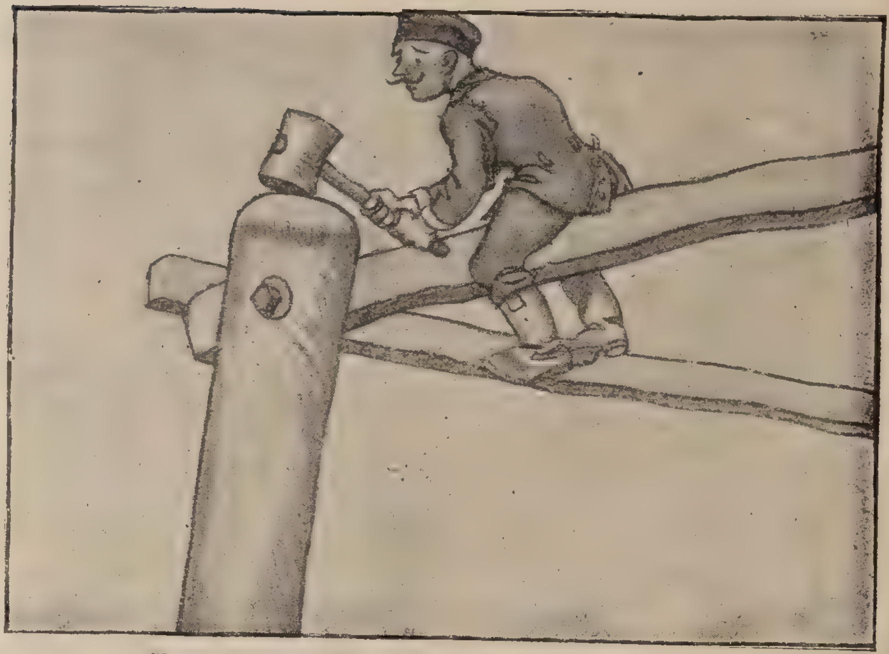
Zweierlei Bedeutung.

Die beiden Ersten laß nie müßig sein,
Die Dritte schützt vor grellem Sonnenschein.
Das Ganze dient geschickter Frauenhand,
Doch auch als Blume ist es Dir bekannt.

Logogriph.

Großpapa läßt sich erweichen,
Setzt auf sein Wort sein liebes Wort
Ohne die drei ersten Zeichen —
„Reiten!" ruft der Rest sofort.

Zeichnung von Paul Simmel



„Das nennen die Menschen nun Schipper!"

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Rußlands Bruch der schwedischen Neutralität.
1. Retorte. 2. Unterstand. 3. Salami. 4. Samos. 5. Laibach. 6. Alraune. 7. Nickelmann. 8. Danebrogorden. 9. Sardine. 10. Brückenbau. 11. Rauhfrost. 12. Ungeziefer. 13. Cholera. 14. Düppel. 15. Eisenkali. 16. Regiment. 17. Saragossa. 18. Chemie. 19. Wahlstatt.

Bilder-Rätsel: Echtes ehren, Schlechtem wehren, Schweres üben, Schönes lieben. (Heyse.)

Eisen und Wolle: Masche — Maschine.

Dreifacher Sinn: Aufgelegt.

Scharade: Sommersprossen.

HUMOR

Vor dem Lortzing-Denkmal im Tiergarten stehen zwei Frauen und betrachten andächtig das Standbild des Komponisten. Im Fortgehen bemerkt die eine Frau:

„Eigentlich ist es doch traurig, daß man sich vor dem Krieg so wenig für unsere großen Feldherrn interessiert hat!" Poldi.

*

„Herr Müller erzählte mir heute, daß alle seine drei Töchter kriegsgetraut sind." — „Also auch Armeelieferant."

*

Die Rache. „Willi, wenn Du Dir etwas wünschen dürftest, was möchtest Du denn am allerliebsten tun?" — Willi (überlegend, dann plötzlich): „Ich möchte der Mama einmal auch das Gesicht waschen!"

*

Professor der Geologie (beim Vortrag): „Für einen Geologen sind tausend Jahre gar nichts." — Student: „Um Gottes willen, und ich habe gestern einem Geologen 20 M. geborgt."

*

Kunde (zum Friseurgehilfen): „Mensch, jetzt ist's genug! Sie seifen mich ja schon mindestens eine Stunde lang ein, Sie leiden wohl an Seiferwahnsinn!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfuntel, Charlottenburg. — Fr. Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate. Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 31

Berliner Illustrirte Zeitung

1. August 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Ein Jahr Krieg: Rund zwei Millionen Feinde gefangen!

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen haben bis jetzt gefangen:

Engländer	Belgier	Serben	Franzosen	Russen
25,000	40,000	50,000	265,000	1,500,000

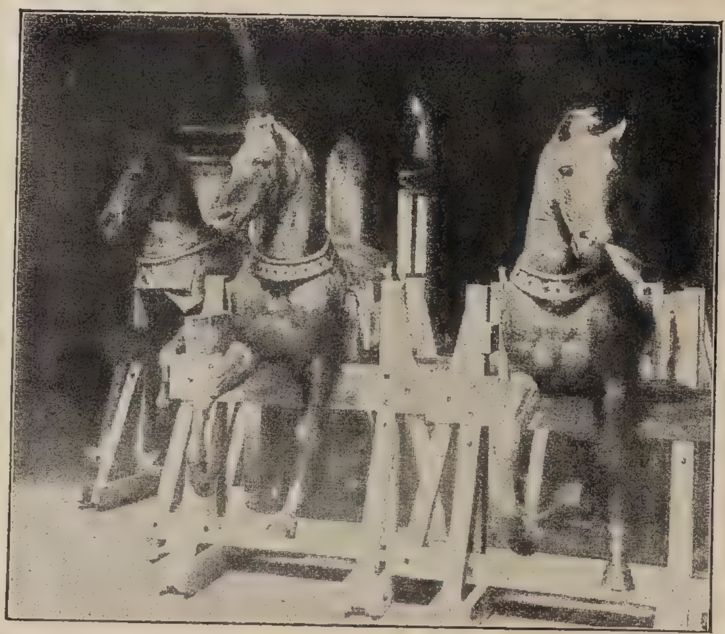
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Bürgergarde in Borsa an der galizisch-ungarischen Grenze. Phot. Erdekes Ujság, Budapest.

Die Gefangenen

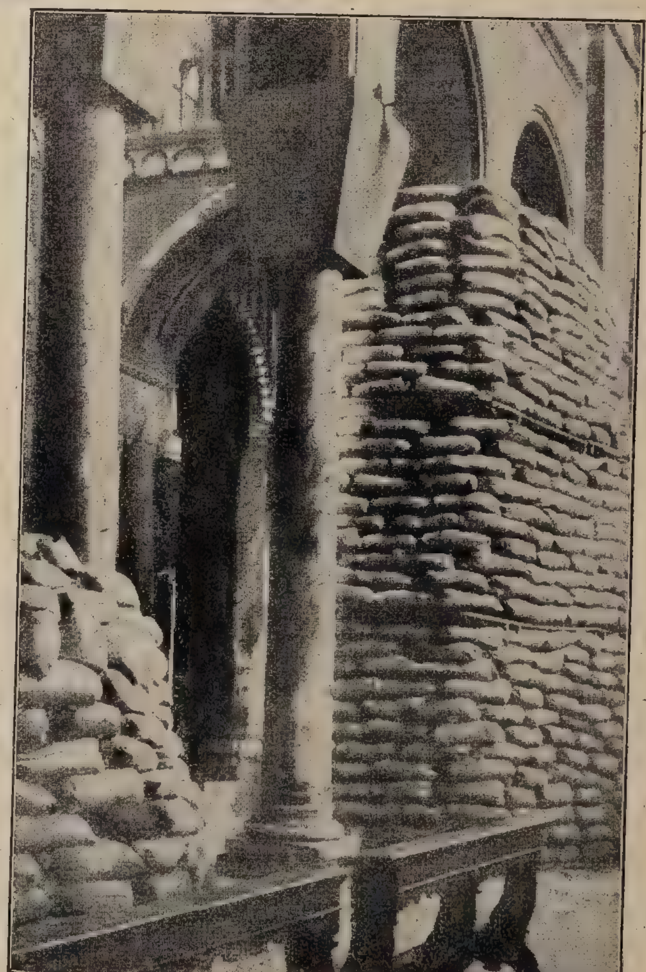
Die gewaltigen Scharen feindlicher Soldaten, die unsere Truppen in diesem Kriegsjahr gefangen genommen haben, sind in den Kriegs-Gefangenenlagern untergebracht, die über ganz Deutschland verteilt sind und von denen sich bereits am 1. April mehr als hundert an den verschiedensten Orten befanden. Wohl für alle Gefangenenlager ist der Typ der Barackenstadt vorherrschend, in der Gefangene in einzelnen Trupps in kleinen, aus Holz oder Schwemmstein gebauten Wohnbaracken untergebracht sind. Diese Einrichtung verbürgt, außer einer leichteren Aufsicht über die Mannschaften, eine Kontrolle über die gesundheitlichen Zustände, so daß dem Ausbruch von Epidemien und überhaupt gefährlicheren Krankheiten leicht vorgebeugt werden kann. Die Zahl der Gefangenen schwankt in den einzelnen Lagern zwischen 5000 bis 25,000; in den größeren Lagern werden je 2000 Mann zu einem Bataillon zusammengestellt, das dem Befehl und der Verantwortung eines deutschen Offiziers untersteht. Das Bataillon ist wieder in einzelne Kompagnien eingeteilt, so daß unter den kriegsgefangenen Soldaten vollständige militärische Disziplin herrscht. Die kriegsgefangenen Offiziere werden nicht bei den Mannschaften, sondern in besonderen Offiziersgefangenenlagern untergebracht. Für jedes einzelne Gefangenenlager ist natürlich eine sorgfältig durchgearbeitete Organisation notwendig, um die genügende Verpflegung der Insassen, die ärztliche Versorgung, den Arbeitsdienst und den Postverkehr zu regeln. Besonders der Postverkehr ist außerordentlich groß; so sind z. B. in einem Monat in einem deutschen Gefangenenlager für die dort wohnenden 12,000 Mannschaften allein 55,000 Karten und Briefe, die Pakete ungerechnet, eingegangen. Auch Geld trifft in verhältnismäßig großen Summen für die Gefangenen ein, besonders aus Frankreich, während bei den russischen Soldaten der geringe Postverkehr und die geringe Unterstützung durch Sendung aus der Heimat auf die armselige russische Bevölkerung deutet. Das Geld wird bei der Kasse des Gefangenenlagers deponiert, um Mißbrauch jeder Art zu verhindern. Täglich darf eine bestimmte Summe für die an der Kantine erhältlichen Sachen verwendet werden. Die Kantinen führen Lebensmittel und kleine Gebrauchsartikel zu billigen Preisen. Auch für die geistlichen Bedürfnisse der Gefangenen ist gesorgt. Sonntags findet überall Gottesdienst statt, der von deutschen Geistlichen geleistet wird. Im Mohammedanerlager von Wünsdorf amtiert ein arabischer „Mollah“, die russisch-orthodoxen Soldaten erhalten Besuche von Geistlichen ihres Glaubens.



Venedig in Angst vor den österr.-ung. Fliegern: Die Bronzepferde von der St. Markus-Kirche, die herabgenommen und in einen bombensicheren „Stall“ gebracht wurden.



Das Reiter-Standbild des Colleoni, mit einem Gerüst von Sandsäcken umgeben.



Sandsack-Mauer vor der St. Markus-Kirche.

VOM GEBIRGSKAMPF GEGEN DIE ITALIENER



Oesterr.-ungarische Soldaten beim Heraufschaffen von Geschossen großen Kalibers, die von den Italienern beim Verlassen einer Stellung versteckt worden sind.



Legen eines Kabels über den Isonzo.



Batterie-Telephon im Hochgebirge.

BILDNISSE VOM TAGE

Auf Veranlassung der deutschen und österreichischen Regierung reist Rudolf Hans Bartsch, der Dichter-Soldat — er ist Hauptmann und dem österreichisch-ungarischen Kriegsarchiv zugeteilt — durch Deutschland, um das deutsche Volk in der Zeit seiner höchsten Kräfteanspannung zu studieren und darüber zu berichten. Bartsch, dessen Liebe und Bewunderung für Deutschlands Wesen aus jeder Zeile seiner Romane spricht, der zugleich immer ein begeisterter Sänger der Schönheiten seiner heimatlichen Erde war, ist sicherlich der Berufensten einer, dem eine solche Aufgabe übertragen werden konnte. Der Soldat in ihm wird die richtige Einschätzung der ungeheueren militärischen Kräfteentfaltung im Deutschen Reiche mit der dichterischen Einfühlung in die selbstlose Aufopferungsfähigkeit des Volkes zu einem harmonischen Ganzen verbinden, das als eines der wichtigsten Dokumente dieser Zeit bestehen bleiben wird. — General der Artillerie Max v. Gallwitz, der bei den letzten Kämpfen in Polen öfters rühmend genannte Korpsführer, war beim Kriegsbeginn Inspekteur der Feldartillerie. In dieser Stellung war er seit 1911; in der Oeffentlichkeit wurde er bekannt, als er als Direktor im Kriegsministerium seine Behörde im Parlament vertrat.



Hindenburg und seine Helfer.
Von links nach rechts: Oberstleutnant Hoffmann, General v. Gallwitz, dahinter Generalleutnant Ludendorf, Hindenburg.



General Svetozar von Boroevic,
Führer der österr.-ung. Armee am Isonzo.



Bartsch

Der Dichter Rudolf Hans Bartsch,
der im Auftrag der deutschen und österreichischen Regierung eine Studienreise durch Deutschland macht, über die er gegenwärtig in der „Vossischen Zeitung" berichtet.
Beim Besuch des Gefangenenlagers in Danzig-Troyl: (Von links nach rechts) Kapitänlt. v. Berckheim, Kommandant von „U 26" (das den russischen Kreuzer „Pallada" torpedierte), Hauptmann Rudolf Hans Bartsch, Hauptmann Nicolai, Kommandant des Gefangenenlagers.



Feldgericht in Galizien.

Herr Direktor Franke ist einberufen!

Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha, Verse von Gustav Hochstetter



Herr Direktor Franke ist einberufen!
Das Fett verschwindet.

Als ehemals der überschlanke — Knapp zwanzig Jahre alte Franke — Mit hoffnungsstolzen Jünglingsmienen — An dem Gestellungstisch erschienen, — Erfuhr er mit enttäuschtem Grollen: — Sie haben ihn nicht nehmen wollen! — Er war zu dünn — es war nichts da, — Der Arzt erklärte: „8, 1 a“ — Die Ziffer entpuppt sich zu Franke's Peche — Als „allgemeine Körperschwäche“, — Und Franke sagte sich geknickt: — „Heimgeschickt!“ — Er hätte so gerne mitgetan — Als „Einjährig-Freiwill'jer Garde-Ulan“, — Er wäre ein schneidiger Reiter gewesen, — Der Alte trüg' freudig die reichlichen Spesen, — Ja, und die niedliche, blonde Bianka — Säh' ihn so gern in der flotten „Ulanka“! — Er wäre Reserve-Leutnant geworden — Sogar Rittmeister mit schönen Orden . . . — — Seit dem Ereignis, dem obenerwähnten, — Verstrich eine Frist von fast zwei Jahrzehnten. — Die Zeit, die niemals zwecklos enteilt, — Hat auch Herrn Frankes Wunden geheilt. — Seit Jahren schon ist er allgemach — Nicht mehr im mindesten „körperschwach“; — Es bildete sich in aller Stille — Um seine Gestalt eine Körperfülle, — Die nichts mehr mit Schwäche gemeinsam hat; — Sechsmal war er schon in Marienbad. — Der Weltkrieg kam! Und Franke, wie billig, — Meldete sich sofort freiwillig. — Zwei Zentner wog er! Komm' einer und spreche — Ihm diesmal wieder von „Körperschwäche!“ — Jetzt hat er die nötige . . . Körper-„Stärke“, — Nun hilft er mit bei dem heiligen Werke! — . . . Der Stabsarzt prüfte, O, Mißgeschick! — Denn diesmal lautet das Urteil: „Zu dick!“ — — Doch wieder heilte den Kummer die Zeit. — Zehn Monate währte der Weltenstreit, — Da wurde der Landsturm vom Stabsarzt „gesiebt“; — Und Franke, der kaum sich noch Hoffnung gibt, — Wird trotz der bösen zwei Zentner jetzt — Als deutscher Krieger nun „angesetzt“. — Zwar freilich, die Aussicht auf den „Ulan“ — Ist



Drei Tage nach der Einberufung: Erste Begegnung mit der Gattin vor der Kaserne. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Direktor Franke auf Sonntags-Urlaub in seiner Wohnung: Zusammentreffen in der Küche mit dem Herrn Oberfeuermannsmaat, dem Bräutigam der Köchin.

längst. und gründlich ihm abgetan; — Das Urteil, das ihm jetzt angedieh, — Hieß aber doch immerhin „Infanterie!" — Er fühlt einen Mut, einen grenzenlosen, — Fährt schleunigst wieder in seine Hosen, — Eilt hurtig zum nächsten Telephon, — Dort warten freilich zwölf andre schon, — Er harrt in Sehnsucht fast anderthalb Stunden — Und wie er dann endlich den Anschluß gefunden, — Stolz telephoniert er die Gattin da an: — „Hier Infantrist Franke, — nämlich Dein Mann!" — — Zwar dann, beim „Uebergang", beim Drill, — Kommt nicht gleich alles, so wie man's will. — Viel muß man sich an heißen Tagen — Am Reck und an dem Springbock plagen. — Kriegt man



Sonntags-Ausgang mit Frau Direktor Franke, jetzt Frau Infanterist Franke.

Besuch, der staunt enorm; — Wie „einfach" unsere Uniform! — Doch immer tröstet den schwitzenden Franke — Bei jeder Turnstunde der Gedanke: — Die Uebungszeit, die er bald hinter sich hat, — Hilft besser als zwölfmal „Marienbad"! — — Wohl kein Vergnügen ist gewiß — Der Infantrie-Kasernkommiß; — Drum stimmt uns um so mehr vergnügt — Der Urlaub, wenn man welchen kriegt. — Dann

kehrt man wie ein Held nach Haus, — Speist wunderbar, streckt sich dann aus — Und träumt in seligem Mittagsschlummer — Die erste richtige „Schlachten"-Nummer. — Man träumt sich im Schützengraben bereits, — Man träumt von Taten, vom Eisernen Kreuz, — Man träumt sogar, man sei Leutnant geworden — Mit „Pour le mérite" und Tapferkeitsorden. — Man träumt, man erstürme den feindlichen Brummer . . . — Da weckt uns die Gattin aus unserem Schlummer — Und sagt: „Fritz, mach' Dich nun wieder munter, — Dein Urlaub ist um, ich begleite Dich runter!" — Da geht man; und denkt sich, aufgeräumt: — „Wollen sehen, wie weit wir war'r geträumt!"



Erholung von den Kasernen-Strapazen.



Friedensträume nach Tisch.



Ansicht von Warschau.

Ein Sportfest hinter der Front.

Das Sportfest, das das Reserve-Infanterieregiment in V. in Frankreich kürzlich veranstaltete, war ein Beweis, wie kräftig, beweglich und leistungsfähig unsere Soldaten nach fast 12monatigem Schützengrabendienst geblieben sind. Stafettenlauf, Reckturnen, Freiübungen und Weitwerfen, das ganze „olympische" Programm unter besonderer Berücksichtigung des Kriegszwecks wurde vorgeführt und erzielte den größten Beifall der Zuschauer, die, oft von weit her, aus Etappenorten und anderen Plätzen, herbeigekommen waren. Leutnant Scholkmann, der das Fest leitete und eifrig für körperlich-sportliche Betätigung der Kämpfer in den Ruhetagen eintritt, hatte die Genugtuung, daß seine Soldaten, darunter auch ältere Landwehrleute, Sportleistungen aufwiesen, die sich auch im Frieden sehen lassen können. So wurde im Weitwurf mit zwei Pfund schweren „Handgranaten" 42,10 Meter als Höchstleistung erzielt. Ferner gabs ein Wettkriechen in feldmarschmäßiger Ausrüstung und ein Werfen von Granaten nach einem bestimmten Ziel aus einem ausgehobenen Schützengraben heraus. Auch hierbei wurde große Geschicklichkeit bewiesen. Auch militärische Ehrengäste waren erschienen, darunter der kommandierende General v. Fleck und General v. Liebert. An demselben Tage wurde auch ein Denkmal auf dem Platze von V. eingeweiht, das dem Gedächtnis der in der Champagne gefallenen Helden des Regiments gewidmet ist. Der Stein, der aus einem etwa 2 Meter hohen belgischen Granitblock besteht, wurde dem Schutze des Bürgermeisters anvertraut, der mit dem französischen Pfarrer bei der Feier anwesend war.



Wie groß ist das besetzte feindliche Gebiet?
Das von uns besetzte Gebiet entspricht dem Flächeninhalt von Bayern, Württemberg und Hessen.



Ein Sportfest in Feindesland: Soldaten beim Wettkriechen hinter Schutzschilden bei einem Sportfest in der Champagne.

BILDER VOM TAGE



Hindenburgs Helfer:
General Otto von Below,
Führer des Vormarsches in Kurland.
Hofphot. Tellgmann, Cassel.



Phot. Lauterbach.

Deutscher Gebirgsartillerist.



General von Scholtz,
der siegreiche Führer der deutschen Truppen bei Kolno.
Phot. Ciolina.

Die gewaltigen Leistungen unserer jetzigen Schüsse werden hauptsächlich durch die rasche Zersetzbarkeit der verwendeten Pulversorten herbeigeführt. Dadurch werden plötzlich sehr große Mengen heißer Gase entwickelt, die einen kurzen, starken Stoß auf das Geschoß ausüben und es vorwärts treiben. Wie schnell die Explosion unserer Pulver erfolgt, mag man daraus ersehen, daß sich die Explosion in der Pikrinsäure mit einer Geschwindigkeit von 8000 Metern in der Sekunde fortpflanzt. Lockere Schießbaumwolle zersetzt sich durch die Explosion in weniger als $^{4}/_{1000}$ Sekunde. Es ist dies eine Geschwindigkeit, von der sich unser Gehirn überhaupt keine Vorstellung mehr zu machen vermag. Ganz besonders interessant ist es auch, die Art der früheren Zündungen mit der jetzigen zu vergleichen. Früher verwendete man als besonderes Zündmittel Mehlpulver. Dann entzündete man die Ladung durch die Lunte oder durch einen Lindenholzstab, der mit salpetersaurem Blei getränkt war. Noch später entstanden besondere Zündschlösser. Erst die Einführung von Zündmitteln, die sich durch eine hohe Sensibilität d. h. durch große Empfindlichkeit gegen Stoß und Schlag auszeichnen, gelang es, eine so rasche Entzündung herbeizuführen, daß damit eine neue Vervollkommnung für die gute Schießwirkung gegeben war. Die größte „Empfindlichkeit" unter allen Sprengstoffen besitzt das Knallsilber, das bereits explodiert, wenn ein Gewicht von zwei Kilogramm aus einer Höhe von einem Meter herabfällt. Nicht viel weniger empfindlich ist das Knallquecksilber, mit dem unsere Zündhütchen gefüllt sind, die 1818 von Egg erfunden wurden. Die Messingpatrone mit Zentralzündung, wie wir sie jetzt noch verwenden, kam 1871 im deutschen Heer zur Einführung.



Bagagewagen beim Uebergang durch einen Fluß im Osten
Hofphot. Berger.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Emil Pottner.

ALLES!

Jetzt woll' es, daß jeder Stein sich ballt,
Dem Lügenfeind an die Stirne prallt!
Stein, das Land ist in Not!
Jetzt, Eiche, recke den Stamm, den Ast,
Daß die Wurzel noch zäher das Land umfaßt!
Eiche, das Land ist bedroht!
Jetzt, Kohle, gib deine glühendste Glut,
Daß die Lokomotiven sausen voll Wut!
Kohle, das Land ist in Not!
Jetzt, Eisen, ertrage den härtesten Schlag,
Du dienst deinem Volk am heiligsten Tag!
Eisen, das Land ist bedroht!
Jetzt, Drähte, dehnt euch noch schneller durchs Land,
Alle Dörfer und Städte strecken die Hand!
Drähte, das Land ist in Not!
Jetzt, Ströme, wälzt eure Wogen ins Meer
Und donnert: das deutsche Volk ist ein Heer!
Ströme, donnert hinaus!
Du, Nordsee, brand' in den Ozean:
Wir Deutschen brechen uns Sieg und Bahn!
Nordsee, stürme hinaus!

Ernst Hirt.

Die junge Exzellenz

Roman von

Paul Oskar Hoecker

10. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Noch bevor Evchen die Jungfer gerufen hatte, nahm sie die Mappen wieder vor und las. Sie las schließlich auch die verschiedenen Berichte wieder über Hayns weltberühmten Ritt, die Zeitungsberichte, die dem Aktenmaterial beigelegt waren. Und wieder packte sie's, wieder zwang ihr sein Mut atemloses Staunen ab.

‚Ich muß ihn sprechen!' sagte sie zu sich.

Als der Zimmerkellner ihr das Frühstück auf ihrer Terrasse servierte, gab sie ihm den Auftrag, Herrn Hayn zu benachrichtigen, daß sie ihn unten im Park erwarten werde.

Er war schon da, als sie die Halle verließ.

In seinem weißen Anzug und dem weißen Strohhut wirkte er schmächtig und überraschend jung. Auch das schmale, braune Gesicht hatte nichts von dem verlebten, verbitterten Zug, den sie neulich zu entdecken glaubte. Er nahm den Hut ab, als sie die Stufen herabkam, und setzte ihn dann nicht mehr auf, sondern schob ihn unter den Arm. Die in ihm wachsende Spannung und Nervosität verriet sich äußerlich fast gar nicht. Er blieb wortkarg, und seine Miene veränderte sich kaum. Um den trotzig zusammengepreßten Mund zuckte es zum ersten Male spöttisch, als der Name des Mannes fiel, der auf dem Amt geglaubt hatte, Vorsehung spielen zu sollen, damals, als Hayn die wichtigen Geheimmeldungen eingeschickt hatte.

„Unruh. Mein alter Gönner also. Es ist mir sehr, sehr interessant, Exzellenz."

Evchen hatte im Bann seiner Gegenwart sich alles von der Seele gewälzt, unbekümmert um die Wahl ihrer Worte, um die Folge ihrer Sätze. Sie sprach ungeschickt, sie wußte es. Mehrmals wiederholte sie sich. Manches Unwesentliche behandelte sie zu breit. Sie empfand es selbst. ‚Echt weiblich!' ging es ihr dabei durch den Sinn. So hatte Ulrich manchmal erklärend gesagt. Sie fürchtete sich aber geradezu, im Strom der Rede sich selbst aufzuhalten. Es war ihr, als müsse sie sich jetzt ihrem Temperament besinnungslos überlassen. Nicht sie sprach — es sprach aus ihr. Gleichgültig, daß Einzelheiten wie die endliche Auffindung in der Villa ihrer Kusine Sabrowsky ein so starkes Gewicht bekommen. Vielleicht war es auch erforderlich, gerade diese äußeren Begleitumstände glaubhaft darzustellen. Wie konnte sonst jemand begreifen, daß das gesamte Material über Jahr und

Tag allen Nachforschungen der Beamten entgangen war.

Der Afrikaner widmete auch diesem Teil ihrer Schilderung seine volle Aufmerksamkeit.

„Exzellenz Schimpff hat meine Berichte also doch noch zu lesen bekommen. Allerdings — um ein Jahrzehnt zu spät."

Sie waren langsam durch den schmal am Strandweg sich hinziehenden Park geschritten, der mächtige Steineichen aufwies, graue Oliven, blühende Rhododendren, allerlei Lorbeerarten und am steinigen Rand wild wuchernde Kakteen. Nun standen sie wieder in der vollen Sonne, dem Meer gegenüber.

„Den Vorwurf, den Sie neulich gegen den Toten erhoben haben, werden Sie nun wohl fallen lassen," sagte Evchen und atmete tief auf.

„Wenigstens werde ich mich bemühen, mir die Person meines erbitterten Widersachers künftig mit einem anderen Gesicht, einem anderen Namen zu denken. Das System bleibt ja."

„Alles Menschenwerk ist Stückwerk," sagte sie. Sie empfand es schmerzlich, daß er ihr Opfer nicht sofort in der ganzen Größe erkannte.

„Die Frage, die mich am meisten interessiert hätte, wissen Sie mir leider auch nicht zu beantworten, gnädige Frau. Die Frage: ob und wie Se. Exzellenz den Fehler wieder gut zu machen gesucht hätte."

„Er starb, bevor er entscheiden konnte."

„Schade. Sehr schade."

Sie glaubte nun wieder das grausame Lächeln auf seinen Lippen zu sehen. Dasselbe Lächeln wie neulich. Es war ihr, als müßte sie ihm mit noch eindringlicheren Worten beweisen, daß ihr Mann der gerechteste Mensch gewesen sei, den sie sich vorstellen konnte. Sie war unzufrieden mit sich, mehr und mehr packte sie eine Art Groll gegen sich selber.

„An Ihnen selbst lag auch ein Teil der Schuld. Warum haben Sie nie wenigstens den Versuch gemacht, zu ergründen, mit welchem Recht man ihre Warnungen totgeschwiegen und in den Wind geschlagen hat?"

„Man hat sie nicht totgeschwiegen. Ich erhielt ja prompt die Antwort Ihres Gatten: den Verhaftungsbefehl."

„Es wundert mich, daß Sie auch jetzt noch eine Beziehung herausfinden wollen."

„Zehn Jahre lang habe ich die Ueberzeugung mit mir herumgetragen. Die läßt sich so leicht nicht ummodeln."

„Haben Sie inzwischen denn so viel Zeit gefunden, Ihren Haß zu nähren?"

„Ich habe in der fremden Welt da draußen doch auch meinen kleinen Sentimentalitäten folgen müssen. Wir Deutsche nennen sie, wenn wir draußen sind, Heimweh. Im lieben Vaterland durfte ich mich nicht mehr blicken lassen. Auf Mord und Totschlag lautete die Anklage. Wäre nicht durch den Feldzug da unten das Leben eines Schwarzen so billig wie Brombeeren geworden, ich glaube, meine Gönner hätten mich schließlich noch mit festgebundenen Händen über die Grenze ausliefern lassen. Nun, und so hatte ich denn für dreißig Lenze, bis zur Verjährung, keine Heimat." Er lachte bitter. „Fabelhaft rührend, nicht? Ist's da ein Wunder, daß das deutsche Heimweh meiner Mußestunden aus Haß bestand?"

„Sind Sie denn nun ein Deutscher geblieben? Ich meine: innerlich?"

Er zuckte die Achseln. „Definieren Sie mir erst, was Deutsch ist, Exzellenz."

Ein paar Augenblicke überlegte sie, dann zitierte sie: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun."

„Nicht schlecht, Exzellenz. Also nehmen Sie danach immerhin an, daß ich ein Deutscher geblieben bin. Vielleicht mehr Deutscher in Ihrem Sinne, als mancher wackere Stadtälteste. Meine guten Landsleute freilich . . ."

Evchen gedachte des eigenen Urteils, das sie erst vor ein paar Wochen ausgesprochen hatte. Sie wollte sich davon losreißen und sagte: „Ich weiß, daß Sie überall verhaßt waren. Ihre Person wie Ihre Amtsführung. Damals dachte man ja auch noch mit andern Mitteln kolonisieren zu können, als mit denen Sie es versuchten. So ist vieles aus jener Zeit zu erklären."

„Haben sich die Zeiten gewandelt?"

„Die Zeiten haben wohl uns gewandelt."

Hayn erwiderte spöttisch: „Aus der Geschichte der Völker lernen wir, daß die Völker nichts aus ihr lernen wollen."

Eine Weile standen sie, sahen dem Wellenspiel zu und sannen.

„Sie wissen nun, wie es kam, daß ich das Bedürfnis hatte, Ihnen eine Erklärung zu geben, Herr Hayn. In erster Reihe war es das Gefühl: mein Mann hätte gewiß versucht, Ihnen volle Genugtuung zu verschaffen. Da ihn der Tod daran gehindert hat, suchte ich im ersten guten Impuls seinen Willen zu vollstrecken. Weil Sie mich ja neulich als seine Witwe verantwortlich machen wollten. Ich fühle jetzt freilich, je mehr ich zur Besinnung komme, daß ich eine schwere Schuld auf mich geladen habe. Vor allem meinem eigenen Kinde gegenüber. Denn ihr Gatte ist — der Sohn des Mannes, dem sich Ihr Groll nun zugewendet hat."

Erstaunt hob er den Kopf. „Und Unruh hat Sie nicht gehindert — oder hat Sie nicht beschworen —?"

„Weder er noch meine Tochter noch deren Mann ahnen bis zur Stunde, daß sich die Papiere in meinen Händen befinden."

„Oh!" Lange schwieg er darauf. Die Frau war und blieb ihm ein Rätsel. Endlich fragte er: „Sie sind sich aber aller Konsequenzen klar bewußt?"

„Nein. Ich habe nur getan, wozu es mich eben drängte. Ganz aus innerstem, eigenstem Antrieb."

„Sie leben in Unfrieden mit Ihrer Verwandtschaft?"

„Bewahre. Wie kommen Sie darauf? Meine Tochter ist mein einziges Kind. Ich hänge an ihr. Ich habe sonst keinen Anhang mehr im Leben."

„Seltsam. Aber es muß Sie doch gereizt haben, Unruh zu beweisen . . ."

Mit einer stolzen, zugleich trotzigen Handbewegung schnitt sie seine Frage ab. „Sie verkennen die Beweggründe durchaus. Nichts Persönliches liegt vor. Gar nichts. Ich wollte keiner Person nützen oder schaden. Ich wollte nur einer gerechten Sache dienen."

Nun nickte er sinnend und wiederholte langsam, was sie kurz zuvor gesagt hatte: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun."

„So ist es." Sie atmete auf. „Und damit ist meine Mission beendet."

Da sie sich zum Gehen wenden wollte, erfaßte er ihre Hand, etwas lebhafter, als er sich bisher gezeigt hatte. „Ich kann Sie natürlich nicht so gehen lassen, gnädige Frau. Denn wenn auch das, was Sie Ihre Mission nennen, beendet ist — meine Aufgabe beginnt ja jetzt erst."

Sie entzog ihm ihre Hand. „Und was ist Ihre Aufgabe?"

„Reinen Tisch machen. Endlich die Genugtuung erleben, daß der Mann weggefegt wird, der mir damals plump und verständnislos in den Weg getreten ist."

„Kann das wirklich noch ein Triumph für Sie sein?"

„Ich will die Anerkennung meiner Landsleute. Und gerade derjenigen, die damals nur Flüche für mich hatten."

„Man hat Ihren Ritt in Südwest auch bei uns eine Tat genannt."

„Ein Teil freundlich gesinnter Leute. Ja. Aber für die Mehrzahl bin ich der grausame, blutdürstige Sklavenschinder geblieben."

„Der Möglichkeit, sich gegen all die übertriebenen Anklagen zu verteidigen, haben Sie sich damals selbst beraubt."

„Ich sah nur ringsum den bösen Willen, spürte die Hetze gegen mich. Ueberall: bei der großen Menge — fast in der gesamten Presse — und auch bei denen, die mein Schicksal in der Hand hatten." Er erhob beide Fäuste und schüttelte sie. „Zum Verzweifeln war das, zum Verzweifeln."

Zum ersten Male packte sie etwas in seinem Ton. Aber sie suchte sich dagegen zu wehren. „Sie haben sich nicht vor den hinterlistigen Flintenkugeln der Schwarzen gefürchtet — und hatten trotzdem die Stirn nicht, ein paar Richtern gegenüberzutreten?"

„Es kann sich wohl niemand in meine damalige Lage versetzen. Als ich hörte, meine Verhaftung sei beschlossen, da wußte ich: die Regierung glaubt, der kochenden Volksseele ein Opfer bringen zu müssen. Ich hätte ein Gott sein können und wäre trotzdem verurteilt worden."

Das ganze junge Preußentum bäumte sich in ihr auf. Sie sah ihn fast entsetzt an. „Herr Hayn, ich war siebzehn Jahre lang die Gattin eines ehrenhaften preußischen Beamten und bin immer stolz auf ihn gewesen, stolz auf die Redlichkeit der Gesinnung, die ich in seinem ganzen Umkreis kennen gelernt habe. Es tut mir in innerster Seele weh, daß Sie so wegwerfend über diese Männer aburteilen wollen. Was berechtigt Sie dazu? Unter den vielen Tausenden von Beamten, die mit am großen Räderwerk beschäftigt sind, hat **einer** gefehlt, hat ein Rad angehalten, aus übertriebener Vorsicht, statt es rollen zu lassen, und es ist tief zu beklagen, daß Sie durch den Mißgriff dieses Einzelnen aus der Bahn geschleudert worden sind. Aber können Sie Ihren Fall verallgemeinern? Wollen Sie in allem Ernst behaupten, daß bei uns im Lande Willkür und Vorurteil herrschen?"

Er hatte wieder sein spöttisches Lächeln. „Wie Sie sich ereifern, gnädige Frau. Lohnt es denn? Sie werden mich ja doch nicht überzeugen. Denn ich habe nicht das mindeste Interesse daran, Ihre Behauptungen über die Allgemeinheit nachzuprüfen. Wie und durch wen und auf welche Weise heute in meinem teuern Vaterland regiert wird, das ist mir gleichgültig. Nur mein Fall liegt mir am Herzen, mein Fall ganz allein. Der ist mir wichtiger als alles, alles andere. Sie werden mich einen Egoisten schelten, mit vollem Recht, und ich wehre mich dagegen nicht. Das Leben hat mich den kalten Egoismus gelehrt."

„Wie anders, wie ganz anders haben Sie vor meinen Augen gestanden, als ich Ihre Berichte las, als ich die Darstellungen las, die in den Blättern jener Zeit über Ihren Ritt durch Südwest erschienen sind. Es ist so eine große, so eine gewaltige Enttäuschung für mich . . ." Sie suchte nach Worten, sie rang mit sich, sie fühlte die Tränen aufsteigen. Jäh wandte sie sich von ihm ab. Sie ging ein paar Schritte, blieb dann aber wieder stehen, unsicher, voller Zweifel, als sie ihn sprechen hörte.

Beide Hände hatte sie zu den Schläfen erhoben. Das Blut pochte heftig daran. Es war ihr, als wollte sie ein Schwindel erfassen. ‚Nur jetzt nicht versagen!' redete sie sich wieder und wieder zu. ‚Keine Schwäche zeigen! Stolz und stark bleiben!' Sie fühlte, wie sein Einfluß stets wieder wuchs, wenn sie seine Stimme hörte. Sie wollte vermeiden, seinem Blick zu begegnen. ‚Wir gehören zwei ganz verschiedenen Welten an,' sagte sie zu sich, ‚wir müssen weit getrennt voneinander bleiben, eine tiefe Kluft sei zwischen uns.'

Spaziergänger belebten jetzt den Park, der so seltsam still und tot war. Mitten in den Auseinandersetzungen ging es Evchen in einer Art wehmütiger Trauer auf: In dem tropisch-schönen Garten sang kein Vogel. Da es ganz windstill war, sang auch das Laub nicht. Nur das Rauschen und Klirren der winzigen Muscheln und Steinchen, die am Strand lagen und über die die breiten, langsamen, ruhigen Wellen hinwegspülten, bildete den Unterton für die im Gartenkies knirschenden Schritte, die leise plätschernde Unterhaltung der da und dort auftauchenden Paare.

„Ich habe mich bemüht, Herr Hayn, Ihnen eine bessere Meinung von meinem Mann abzufordern, den Sie bis heute gehaßt haben. Ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht. Vor mir selber — vor dem Richter

in meiner Brust — genügt es mir vollkommen, die ehrliche Absicht betätigt zu haben. Was Sie nun tun wollen, bleibt Ihnen überlassen. Ich verlange keine Rechenschaft von Ihnen."

Mit kurzem Nicken wollte sie sich verabschieden und gehen.

Der Afrikaner tat zwei hastige Schritte nach ihr hin und streckte die Hand aus, als wollte er sie festhalten. „So wollen Sie doch nicht gehen, gnädige Frau! Bevor ich Ihnen erklärt habe . . . Nein, bitte, bleiben Sie noch!"

„Es ist nichts mehr zu erklären. Was nun folgt, hat jeder ganz für sich allein zu entscheiden." Sie atmete etwas schwer auf. „Und durchzukämpfen."

„Exzellenz, ich bin Ihnen Dank schuldig. Ich habe ja in der ersten Bestürzung über all das Neue, das mir heute entgegentrat, gar nicht erkannt, was für ein Opfer Sie mir gebracht haben —"

Rasch, fast jäh, unterbrach sie ihn: „Ich habe es nicht Ihnen gebracht, sondern dem Andenken meines Mannes. Einen Dank von Ihnen habe ich weder beansprucht noch erwartet. Also — leben Sie wohl."

Sie ging.

„Gnädige Frau!"

Er wollte nicht hinter ihr dreinlaufen. Dennoch trieb es ihn, sie zu halten. Er hatte ja noch hundert Dinge zu fragen. Und vor allem mußte er doch die Papiere, die sich in ihren Händen befanden, sehen, wenn diese Aussprache ihm wirklich von Nutzen sein sollte.

Soeben kehrte sie über die Stufen in die Halle zurück, ohne sich umzusehen.

Er blieb stehen, unruhig und unzufrieden vor sich hinbrütend.

Vielleicht war es geraten, ihr noch Zeit zu lassen. Die Ueberwindung, die sie aufgeboten hatte, um diesen Schritt zu tun, mochte größer sein, als sie ahnen ließ.

Er hatte seine schroffe Art ihr gegenüber kaum geändert. Das fiel ihm erst jetzt ein. Sie hatte einen tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt. Diese Spezies Frau war unter all den Weibern, die sich ihm genähert hatten, denn doch noch nicht vertreten gewesen.

Natürlich mußte sie ihm noch einmal Rede stehen. Und zwar noch heute. Denn jetzt packte ihn eine brennende Ungeduld, die letzten Rätsel zu ergründen, die ihm aus jener Zeit geblieben waren.

Langsam und nachdenklich folgte er ihr ins Hotel.

Als er in seinem Zimmer angelangt war, fiel ihm ein, daß es notwendig sein würde, die Veröffentlichung seines Buches vorläufig noch zurückzuhalten. Er schickte also ein Telegramm zur Post, das dem Verleger eine entsprechende Weisung gab und ihm genauere briefliche Auskunft in Aussicht stellte.

Bis zum zweiten Frühstück beschäftigte er sich dann mit der Durchsicht seines Manuskripts, dessen Entwurf er in Händen behalten hatte.

Das Frühstück nahm Exzellenz v. Schimpff nicht im Saale ein. Als Hayn nachmittags von seinem Balkon aus zufällig in den kleinen Nachbargarten sah, erblickte er sie dort in der Gesellschaft einer altmodisch angezogenen, verhutzelten alten Dame und des junkerlichen Agrariers, der gestern hier ihr Gast gewesen war.

‚Sie wird mir nach dem Diner Gelegenheit zu einer Aussprache geben', sagte er sich.

Aber auch zur Hauptmahlzeit erschien sie nicht. Und als Karl Hayn sofort nach Schluß der Tafel nach Frau v. Schimpff fragte, erfuhr er: Ihre Exzellenz war mit dem Siebenuhrzug über Genua abgereist.

X.

Schon mehrere Tage weilte Exzellenz Evchen wieder in ihrem Westender Heim, und noch immer konnte sie's nicht über sich gewinnen, Barbara ein Lebenszeichen zu geben.

Es drängte sie mit allen Fibern zu ihrem Kind. Sie hätte sich an Barbara anklammern mögen. So verlassen und verloren kam sie sich vor. Und doch graute ihr's vor der ersten Begegnung.

Wie sollte sie Barbara klar machen, was sie zu dem ungeheuerlichen Schritt bewogen hatte? Und erst Barbaras Gatten? Fritz würde es ja gar nicht fassen!

Sie war schon mehrmals zum Fernsprechapparat gegangen, der sich in ihrem Zimmer auf dem Schreibtisch befand, hatte einmal sogar den Hörer abgenommen, gewillt, Amt und Nummer ihrer Kinder zu nennen, um sich mit Barbara verbinden zu lassen. Aber sie hängte ihn wieder an, als das Amt sich meldete. Sie fand einfach den Mut nicht.

Im Garten war es nun voller Frühling geworden. In diesem Teile der Kolonie nisteten viele Singvögel. Man glaubte sich von der Großstadt weit entfernt. Die Sonne spielte zwischen den Kiefern, deren Stämme mit Rosen, wildem Wein und Klematis über und über berankt waren.

Langsam wanderte Evchen die Gartenwege ab; sie blieb dann und wann stehen, in Sinnen verloren, und entfernte mechanisch eine abgeblühte Wildrose. Aber ihre Gedanken weilten weit von hier. Hundertmal schon hatte sie die Unterredung mit Karl Hayn wieder durchlebt. Einzelne Wendungen, die er gebraucht hatte, waren ihr wörtlich im Gedächtnis geblieben. Auch seine Stimme, seine Art zu sprechen waren ihr gegenwärtig. Und sie spann die Unterredung mit ihm still bei sich weiter. Es fielen ihr jetzt schlagende Erwiderungen auf viele seiner Behauptungen ein. Und es wurmte sie, daß sie auf dies und das nicht viel schärfer geantwortet hatte.

Aber vor dem Gedanken an eine neue Begegnung zitterte sie geradezu. Sie wußte auch, daß sie ihm dann doch nicht all die schroffen Sachen sagen würde, die sie nun ausgeheckt hatte. Denn er lebte ja auch in jener anderen Gestalt in ihrer Seele, in der Gestalt des Helden, für den sie sich so hell begeistert hatte. Und den wollte sie nicht kränken, den wollte sie sich nicht verkleinern. Nur dem verbitterten Spötter, der über den deutschen Idealismus spottete, dem grollte sie.

„Freifrau v. Unruh ist am Telephon, Exzellenz!" meldete ihr die Jungfer.

Sie schreckte aus ihren Gedanken auf und sah Anna verwirrt an. „Freifrau v. Unruh?" Sie mußte sich zuerst immer noch besinnen, wer das eigentlich sei. Eilends begab sie sich ins Haus und in ihr Zimmer.

Nach dem ersten lebhaften Hinundher der Be-

… fragte sie ihre Tochter: „Woher weißt Du übrigens, Kind, daß ich schon hier bin? Ich war halbtot von der Reise gekommen und brauchte zunächst Schonung."

„Gestern abend war Oberleutnant v. Gropius bei uns. Der hat Dich im Garten bei Deinen Rosen gesehen, im Vorübergehen, als er vom Dienst kam."

Evchen drang mit vielen Fragen in ihre Tochter Barbara, nach allen möglichen häuslichen und persönlichen Dingen, nur um nicht über ihre Reise Genaueres sagen zu müssen.

„Ja, Mama, und Fritzens Vater hat schon oft nach Dir gefragt. Wir sollen ihm ja gleich Nachricht geben, sobald Du zurück bist."

Evchen schlug das Herz. „So. Weißt Du, um was es sich handelt?"

„Es muß wohl Wichtiges sein, Mama, da er es so dringlich gemacht hat."

Als Evchen den Schallbecher anhängte, war sie fest davon überzeugt, daß der Schwiegervater ihrer Tochter von allem unterrichtet war.

Durch wessen Mund mochte er von ihrer Eigenmächtigkeit gehört haben? Und wie faßte er die ganze Lage auf?

Zwei Stunden später kam des Freiherrn v. Unruh telephonische Anfrage, ob er Ihrer Exzellenz noch heute seine Aufwartung machen dürfe.

„Ich lasse bitten," sagte sie tonlos.

Tief atmete sie dann auf.

Als der Geheimrat v. Unruh nachmittags um fünf Uhr dem Auto entstieg, stand Evchen im Blumenerker ihres Salons. Sie war erstaunt über seine Geschmeidigkeit und Gewandtheit. Er zählte zwar noch nicht viel über fünfzig Jahre, aber seine oberleutnantsschlanke Figur ließ ihn viel, viel jünger erscheinen. Sein kluges, mageres, bartloses Chamberlain-Antlitz war äußerst interessant. Nur etwas verkniffen wirkte die rechte Seite mit den zahlreichen Falten durch das Monokel. Auf dem rechten Auge war er ebenso kurzsichtig wie sein Sohn. Sonst hatte er äußerlich nicht viel mit ihm gemein. Höchstens die Sorgfalt für die äußere Erscheinung. Sein Anzug war auch jetzt vorbildlich für einen Herrn seiner Kreise: Zylinder, Schoßpaletot, gestreifte Hose, Lackstiefel mit Gamaschen aus sämischem Leder, weiße Handschuhe, dazu der Ebenholzstock mit der goldenen Krücke, die echte Perle im mattfarbenen Selbstbinder.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Jäger T. 82. Bis zum Jahre 1888 hatten die deutschen Soldaten tatsächlich Kaffeebeutel, die die dreitägige Kaffeeration enthielten. Erst seit dieser Zeit gibt es die aus Weißblech oder Aluminium gefertigten Kaffeebüchsen.

Streit F. 16. Das Wort Kantine stammt aus dem Italienisch-Spanischen und bedeutet Keller, Winkel (cantina). Ein Ersatzwort dafür zu suchen, erscheint bei der großen Volkstümlichkeit nicht recht angebracht. Das Wort Kasematte stammt wahrscheinlich ebenfalls aus dem Italienischen und bedeutet ursprünglich casa matta, d. h. blindes, unsichtbares Haus.

Otto P. 23. „Jatagan", eigentlich ein Krummschwert aus Ostindien mit doppeltgeschwungener Klinge, wurde das zum französischen Chassepot-Gewehr gehörige Bajonett der französischen Armee genannt. Die etwas geschwungene Klinge sollte zum Hauen und Stechen gleich geeignet sein. Heute ist wohl bei allen Heeren das gerade Stichbajonett eingeführt.

Ruhr. P. 79. Die Jäger sind als Infanterie mit besonderer Schießausbildung anzusehen, so ist auch ihre Begründung in der Zeit des 17. Jahrhunderts, als die Infanterie schwerfällig und wenig marschfähig war, historisch nachweisbar. Jäger-Truppen hat fast jede Armee, in Italien entsprechen Alpini und Bersaglieri etwa den Jägertruppen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee. Allein aus der akademischen Turnerschaft der Ingenieur-Akademie gehören 37 Mitglieder dem Heere und der Kriegsmarine an. Viele von ihnen, sowie von den Mitgliedern der übrigen Korporationen, Fachvereine, Sportvereine und Landsmannschaften sind bereits ausgezeichnet oder befördert worden, konnten also die Kenntnisse, die sie sich auf diesem ausgezeichneten Institut erworben haben, nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege dem Vaterlande zunutze machen.

Senkfuß und Plattfuß sind schwere Plagen, die teils auf angeborene Anlage, teils auf erworbene Leiden zurückzuführen sind. Einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den meisten bisher gebräuchlichen Stahleinlagen bringt die bekannte orthopädische Firma Max Lehmann, Berlin W, Magdeburger Straße 25, unter dem bezeichnenden Namen Gustav Jaedickes Fußkorsett in den Handel. Die Handhabung des Fußkorsetts, das von ärztlicher Seite empfohlen wird, ist bequem, der Preis — 3 Mark pro Paar — mäßig. Bei Bestellung ist nur die Spannweite des Fußes anzugeben. Inserate erscheinen regelmäßig in dieser Zeitung.

Erhalten Sie Ihrem Kinde die Gesundheit und ernähren Sie es, wenn es nicht an der Brust gestillt wird, mit „Kufeke" und Kuhmilch. Diese bewährte Mischung sichert Ihrem Kinde ein vorzügliches Gedeihen, schont besonders auch Magen und Darm, so daß es vor den gefährlichen Verdauungsstörungen der heißen Zeit: Brechdurchfall und Darmkatarrh geschützt bleibt.













? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — be — bel — ble — dampf — das — den — der — der — don — e — e — ei — la — ler — gal — gel — ger — gu — gu — haupt — ir — ir — je — ko — ku — kul — la — la — lach — larm — le — li — li — ma — ma — mi — mo — na — na — ne — ni — ni — nie — non — pa — po — qui — ra — re — re — ris — ritz — sa — sand — sankt — schak — schar — schi — see — sen — si — sis — tät — tät — te — ti — tin — tist — ton — tref — u — ver — vu — wal — wald — xo

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine Bürgschaft für unseren endgültigen Sieg ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit. 2. Bildungsanstalt. 3. Krankheit. 4. Tier. 5. Deutsches Gebirge. 6. Türkisches Verwaltungsgebiet. 7. Stadt im österreichischen Kriegsgebiet. 8. Einrichtung an Universitäten. 9. Ruf zu den Waffen. 10. Schloß in Berlin. 11. Vielgenannte Halbinsel. 12. Giftstoff. 13. Sagenhaften Abenteurer. 14. Berühmten Schweizer Kurort. 15. Preußischen Generalfeldmarschall. 16. Angehörigen einer italienischen Partei. 17. Baumaterial. 18. Bestandteil des Gewehres. 19. Gesunkenes englisches Linienschiff. 20. Griechischen Staatsmann. 21. Deutsche Universitätsstadt. 22. Glückszufall. 23. Klassischen Feldherrn.

Bilder-Rätsel.



Das verborgene Spiel.

In meinem Schreibtisch ist das Wort,
Doch nehm' ich ihm drei Zeichen fort,
Ein königliches Spiel verbleibt,
Das häufig mir die Zeit vertreibt.

Zweisilbig.

Mein Erstes ist nicht warm noch kalt;
Das Zweite braucht der Reiter;
Fort stürmt das Ganze ohne Halt
Und kommt doch selten weiter.

Unser Stolz.

Ob 2 und 3 auch herrscht auf Erden,
Soll doch die 1 behauptet werden.
Es wird erreicht durch Schwert und Lanzen
Der treu bewährten tapferen Ganzen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Schlachten bei Goerz und am Isonzo.

1. Domino. 2. Innozenz. 3. Elsaß-Lothringen. 4. Sago. 5. Csardas. 6. Hilligenlei. 7. Linoleum. 8. Agrippina. 9. Cumberland. 10. Hagen. 11. Trautenau. 12. Eisenerz. 13. Niger. 14. Baumwollstaude. 15. Ebro. 16. Insterburg.

Zweierlei Bedeutung: Fingerhut

Logogriph: Schenkel — Enkel



„Was spielst Du da?“ fragte der Vater seine Tochter, die am Klavier saß und ihm furchtbare Töne entlockte. „Es ist eine Uebung aus meinem Lehrbuch .Die ersten Schritte im Reich der Töne‘,“ sagte sie. „Dann tritt, bitte, nicht so schwer auf,“ brummte der Vater.

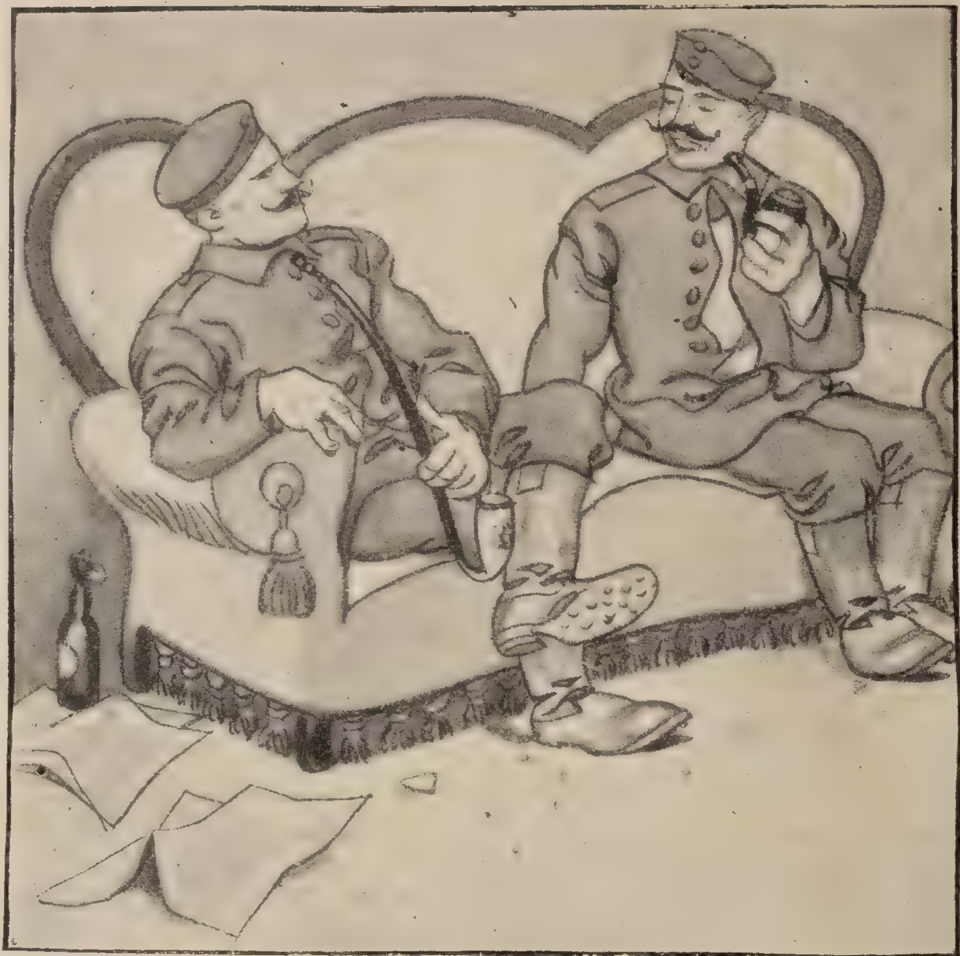
*

Kürzlich besuchte ich einen vielbeschäftigten Großkaufmann in seinem Büro. Plötzlich klingelte das Telephon. Er nahm den Hörer ab: „Hier Kommerzienrat X. — ja, guten Tag, wie geht's?“ Dann legte er den Hörer auf den Schreibtisch und sprach ruhig mit mir weiter. Etwa nach einer Viertelstunde nahm er den Hörer auf, sagte ein paar Worte hinein: „Ja, Du hast recht, Puppchen, nun adjöh!“ und legte den Hörer auf den Apparat. Ich sah ihn erstaunt an. Der Kommerzienrat erklärte lächelnd: „Meine Frau — redet immer ein bißchen lang!“

*

Ein Mißverständnis. Die Rekruten sind auf einem mehrtägigen großen Uebungsmarsch mit gefechtsmäßiger Ausrüstung. Gleich hinter der Stadt trifft sie der General, der die Soldaten leutselig anspricht: „Habt Ihr auch Eure Löhnung richtig bekommen?“ fragt er den linken Flügelmann. „Zu Befehl, Exzellenz!“ — Er wendet sich an den nächsten: „Habt Ihr auch die eiserne Ration bekommen?“ — „Jawohl, Herr General, dreißig Stück,“ sagt der Rekrut ganz unmilitärisch und klopft sich erklärend auf — die Patronentaschen.

Zeichnung von Paul Simmel.



Das verrauchte Sofa.
„Mensch, auf meiner Seite sitzt sich's schon zu niedrig; Du mußt das Sofa von der andern Seite auch 'mal leerrauchen!“

*

Kindermund.

Der Vater liest laut aus der Zeitung vor: „Ostpreußen von den Russen gesäubert.“ — Darauf fragt die sechsjährige Hilde: „Vater, haben da alle Russen gescheuert?“

*

In einem ziemlich verwickelten Prozeß war auch ein Ehepaar als Zeugen geladen. Im Verlauf des Verhörs sagte der Richter zu dem Mann: „Ich glaube nicht ein Wort von dem, was Ihre Frau sagt.“ „Sie können das auch,“ sagte der kleine Mann mit einem Seitenblick auf seine robuste Frau, „aber ich muß!“

*

Italienischer Armeebefehl:
Heute, den 17. d.
bei günstiger Witterung:
Großer Sieg!

Auf alle Fälle sind Regenschirme und Gummischuhe mitzubringen!

gez.: Cadorna.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 32

Berliner

Illustrirte Zeitung

8. August 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Phot. A. Menzendorf.

Ein Sportfest in Feindesland:
Hürdensprung aus dem Puppenrennen bei einem Sportfest von Truppen der Kronprinzenarmee in den Argonnen.



Gesprengte Eisenbahnbrücke über den Dnjestr.



Auf dem Wege in die Feldküche.
Phot. Sennecke.

Wieder knüpft sich eines der gewaltigsten Ringen des Weltkrieges an den Namen eines Gebirges. Nach der großen Karpathenschlacht, die heldenhafter Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen und das entscheidende Eingreifen der Deutschen zum siegreichen Ende führten, ist es nun ein Gebirge im Südosten der verbündeten Monarchie, in dem der italienische Angriff seit mehr als zwei Wochen vergebliche Anstrengungen macht. Die Schlacht im Karstgebirge, das die österreichischen Kronländer Krain, Görz und Gradiska, Istrien, Dalmatien und die annektierten Reichslande Bosnien und Herzegowina beherrscht, gehört mit zu den bedeutsamsten Phasen des Krieges. In dem besonders um Görz und das Plateau von Doberdo gelagerten Bergen des Karstes entbrennt immer aufs neue der italienische Sturm, der regelmäßig nach ungeheuren Opfern der Feinde in sich zusammenbricht. In diesem durch mancherlei Eigenart ausgezeichneten Gebirge, auf dessen kahle Kalkfelsen die Sommersonne unerbittlich niederbrennt, wo die seltsamen, unterirdischen Wasserläufe und die periodischen Seen den Charakter der Landschaft bestimmen, halten die Oesterreicher gegen die italienische Uebermacht mit beispielloser Aufopferung stand. Dabei gibt es für Angriff und Abwehr kaum ein schwierigeres Terrain als den Karst, diesen gewaltigen, die österreichische Seite der Adria begrenzenden Felsrücken, der in den montenegrinischen und albanischen Bergen seine Fortsetzung findet.



Panorama des Kampfgebiets um Görz.
Im Vordergrund das Isonzotal mit dem Salcano-Viadukt; rechts der Fuß des Monte Sabotino.



Heruntergeschossenes feindliches Flugzeug bei P arroy.
Phot. Mocsigay.

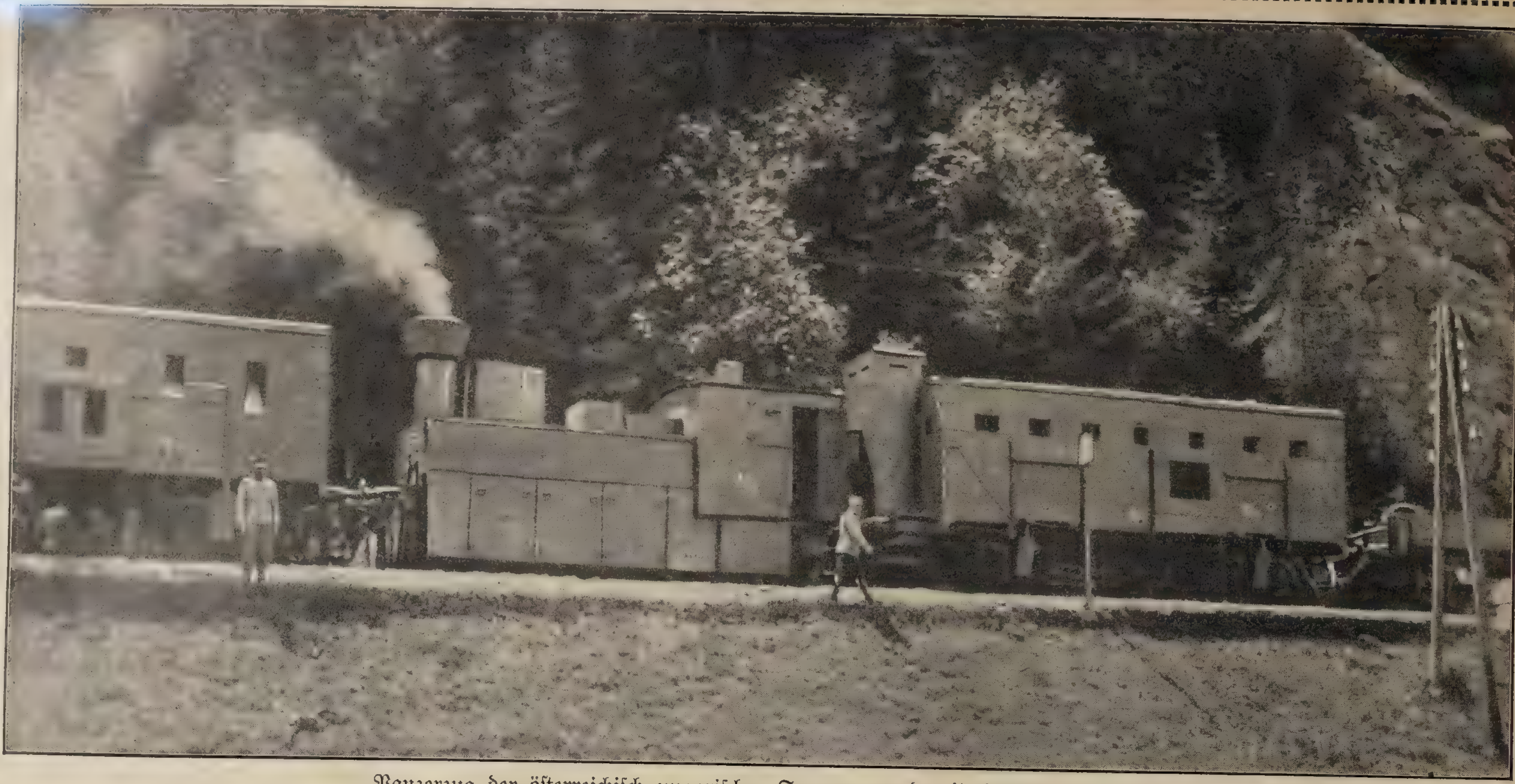
Ein Sportfest bei der Armee des Kronprinzen in den Argonnen



Der Kronprinz bei der Verteilung von Ehrenpreisen an die Soldaten, die im Schnellaufen und Tauziehen beim Sportfest siegreich waren.
Phot. A. Menzendorf.



Augenblicksbild aus dem Hürdenrennen. Phot. A. Menzendorf.



Panzerzug der österreichisch-ungarischen Truppen an der italienischen Front.

Von den Panzerzügen der österreichisch-ungarischen Armee und ihren wirkungsvollen Erkundungsfahrten ist schon des Oefteren die Rede gewesen. Während des Winterfeldzuges in Galizien, während der langen erbitterten Kämpfe in den Karpathen kamen Berichte von tollkühnen Fahrten, die bis an die Vorposten der feindlichen Front herangeführt hatten, und in den Tagen der erbitterten Kämpfe an der Isonzofront ereignete es sich, daß ein österreichischer Leutnant seinen Panzerzug bis an den Bahnhof des von den Italienern besetzten Städtchens Monfalcone führte und mit einigen wohlgezielten Garben der im Zuge aufgestellten Maschinengewehre große Verwirrung unter den feindlichen Truppen anrichtete, die vor der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten. Die einschlagenden Treffer der Oesterreicher mähten den fassungslosen Feind reihenweise nieder. Wohl versuchten die Italiener das Feuer zu erwidern, doch nahm der Panzerzug keinerlei Schaden. Es gelang dem tollkühnen Offizier, den Zug und seine tapfere Begleitmannschaft vollkommen heil wieder zu den österreichischen Stellungen zurückzuführen, wo sie mit großer Begeisterung aufgenommen wurden.



Oesterreichisch-ungarische Artillerie in einer Höhe von 2000 Metern auf dem italienischen Kriegsschauplatz.

Röntgen, ein Wohltäter der Menschheit

Die Röntgen-Technik als Hilfsmittel der Kriegschirurgie

Vor jetzt 20 Jahren machte der Würzburger Professor der Physik, Wilhelm Conrad Röntgen, die Entdeckung, daß von der Eintrittsstelle des negativen Pols einer elektrischen Zuleitung in eine luftleere Röhre Strahlen von noch nie beobachteten Eigenschaften ausgingen. Durch gewisse Körper drangen sie hindurch, von anderen, festen Körpern wurden sie aufgesogen, ferner wirkten sie stark auf eine photographische Platte. Wegen der Rätselhaftigkeit ihres Wesens nannte Röntgen sie X-Strahlen und berichtete über seine Beobachtung in einer kleinen, etwa 12 Seiten starken Abhandlung im Dezember 1895, zugleich machte er der Würzburger Physikalischen Gesellschaft in einer Sitzung Mitteilung davon. Die Bedeutung dieser Entdeckung wurde von der Fachwelt sofort erkannt, während die Laienwelt sich der überschwenglichen, nicht einmal schönen Hoffnung hingab, daß nun alles Verborgene des Erdendaseins enthüllt sein werde. Die Physiker begannen allerorten, mit den neuen Strahlen zu experimentieren, aber viel neue Erkenntnis ist dabei nicht herausgekommen, da Röntgen ihre wichtigsten Eigenschaften selbst sofort erkannte. — Große Fortschritte dagegen machte die Nutzanwendung der Strahlen. Hier ist in den letzten beiden Jahrzehnten eine Unsumme von Arbeit geleistet und als der Mühe Lohn reicher Segen auf dem Gebiete der Medizin und Chirurgie geschaffen worden. Der Name Röntgen ist



Wilhelm von Röntgen, Hofphot. Nicola Perscheid.
der Entdecker der Röntgenstrahlen, Professor an der Universität in München.

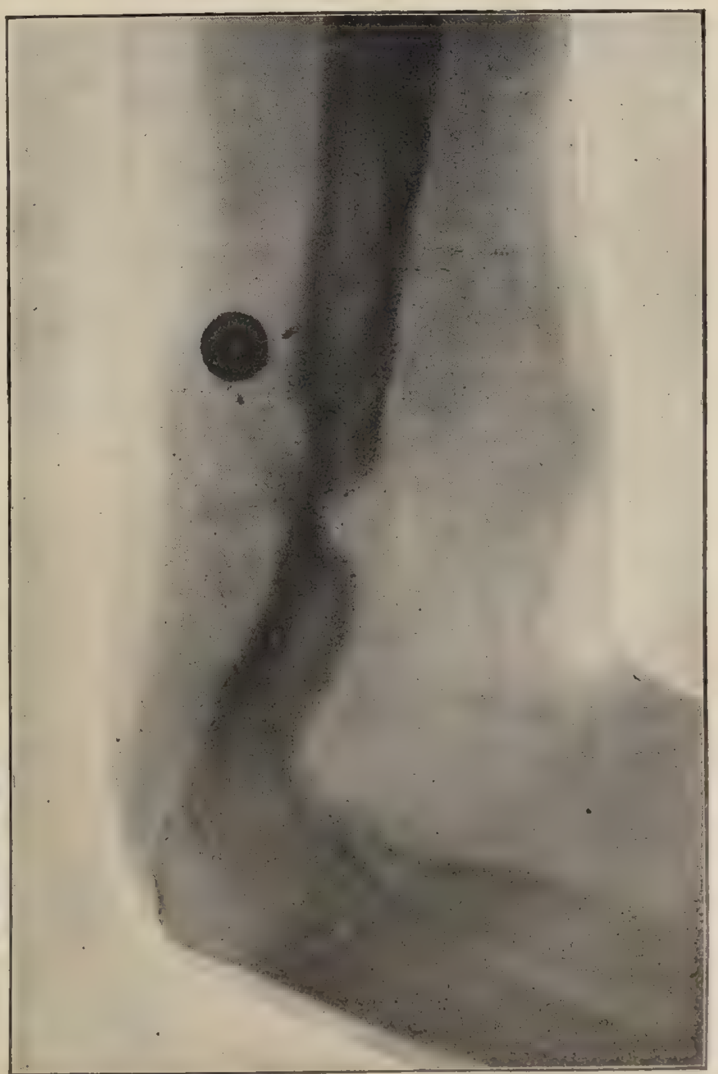
in aller Munde und in allen Ländern gleich geehrt. Der Träger dieses Namens ist dabei geruhig seines Weges gegangen, nicht asketisch weltenfern, sondern fröhlich in Arbeit. Die Fülle der Ehrungen, die auf ihn herniedergingen, Adelsprädikat, hohe Titel, Pour le mérite und sonstige Orden, hat ihn weder gestört, noch sonderlich erfreut. Vor dem Uebermaß des Huldigungseifers zog er sich mit echt bajuvarischer Ungeniertheit zurück; als man das „zehnjährige Jubiläum" der X-Strahlen mit großem Pomp feiern wollte, war die Hauptsensation des Festes, daß der „Ehrengast" einfach nicht erschien. Sein 70. Geburtstag fiel in dieses Jahr, das keine Zeit zum Festefeiern bietet. Das Eiserne Kreuz am schwarzweißen Bande, das ihm an diesem Tage verliehen wurde, ist eine ungewöhnliche Auszeichnung für einen Nichtkämpfer, sie bringt aber symbolisch die hohe Bedeutung zum Ausdruck, die Röntgens Entdeckung für die Kriegschirurgie gewonnen hat. Die ursprüngliche Bewertung der Entdeckung Röntgens für praktische Zwecke beruhte darauf, daß man sofort erkannte, hier sei für die Chirurgie das Mittel geschaffen, fremde Körper an ihren Verstecken im menschlichen Leibe aufzufinden. Aber die Nutzanwendung davon in Friedenszeiten war verhältnismäßig spärlich; erst der Krieg schuf hier ein weites Anwendungsgebiet. Was die „Durchleuchtung" heute bedeutet, das läßt sich nicht, auch nur annähernd, darstellen. Jede erdenkliche Möglichkeit ist in diesem Kriegsjahr zur Wirklichkeit geworden. Man sucht und findet Geschosse und Geschoßteile im Gehirn, im Herzbeutel, in der Lunge, im Mark der Knochen, in den Muskelteilen, kurz an jeder Stelle des Körpers, wo man ihre Anwesenheit sonst auf keine Art feststellen könnte, ja manchmal gar nicht vermuten kann. Der Nutzen der Durchleuchtung ist so groß, daß man heutigen Tages schon die „Röntgen-Wagen" bei den Feldlazaretten an und dicht hinter der Front nicht mehr missen will. Die Durchleuchtungstechnik ist so vollkommen, daß man ziemlich schnell ein Bild vom Sitz des Uebels gewinnen kann. In der Kriegschirurgie, sofern sie vorzugsweise Fremdkörperchirurgie ist, feiert die



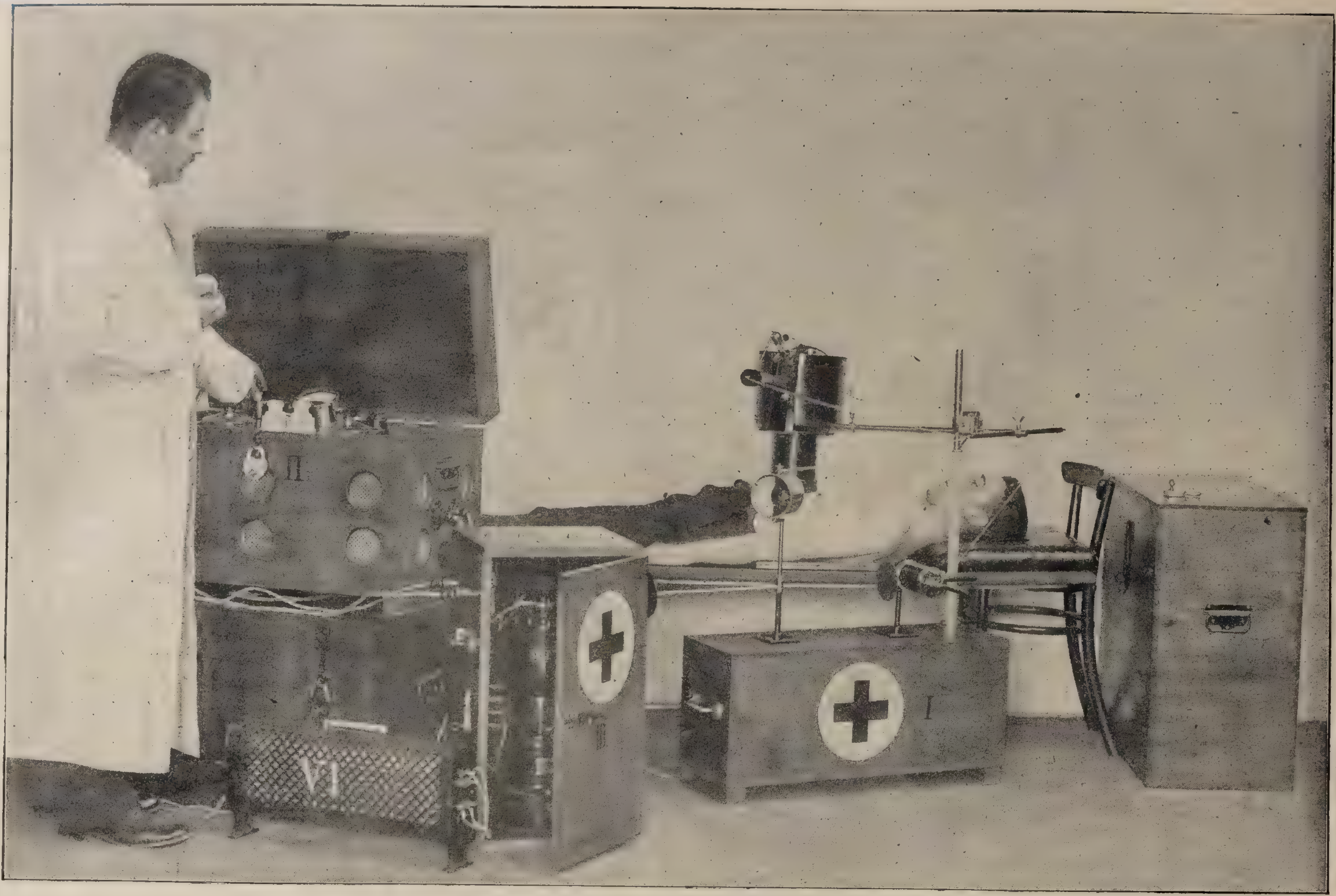
Röntgenaufnahme einer Schußverletzung in der Ferse: Im Fleisch steckengebliebenes russisches Infanteriegeschoß mit abgerundeter Spitze, das den Knochen nicht verletzte.



Feld-Röntgen-Wagen mit transportablem Röntgen-Apparat.



Schrapnellkugel im Oberarm, die den Knochen zersplittert hat.



Feld-Röntgen-Apparat, aus dem Feld-Röntgen-Wagen herausgenommen und fertig zur Benutzung aufgestellt.
Phot. Leiniger, Gebbert u. Schall A. G.



Röntgen-Aufnahmen aus dem jetzigen Kriege: In die Wirbelsäule eingekeilte Schrapnellkugel, die den Knochen nicht verletzt hat und entfernt werden konnte.

Röntgentechnik ihre höchsten Triumphe. Wo einst der Chirurg seine qualvollen und dennoch vergeblichen Untersuchungen mit Messer und Sonde am lebenden Körper vornahm, da schafft jetzt in kurzer Zeit das Röntgenverfahren schmerzlos die beweiskräftige bildliche Belehrung. Oft ist Erkenntnis und Hilfe auf keine andere Weise möglich. Ein Soldat hat einen schweren Schuß im Unterschenkel; er wird geheilt und soll wieder an die Front. Aber er klagt fortgesetzt über Schmerzen im Arm und unter dem Schulterblatt. Bei sorgfältigster Untersuchung ist nichts zu finden, was die Schmerzen erkläre. Man ist schon geneigt, sich mit den Notbehelfsdiagnosen: Rheumatismus, Neuralgie, Nervosität usw. abzufinden; auch der Verdacht der Simulation taucht auf. Schließlich greift man zur Durchleuchtung und findet einen kleinen Granatsplitter dicht auf dem Nervengeflecht der Achselhöhle liegend, den man mit Leichtigkeit entfernt. Der Splitter hat seinen Weg von hinten her durch das Schulterblatt genommen, denn man sieht deutlich im Röntgenbilde die schon verheilte Knochennarbe. Man findet nun auch auf der Haut des Rückens eine kleine Narbe, die sicher die Eingangsstelle des Splitters war. Der Soldat weiß von dem Hergang der Sache nichts mitzuteilen; wahrscheinlich ist der Granatsplitter eingedrungen, als er bewußtlos auf dem Schlachtfelde lag. Ohne Röntgens Entdeckung hätte der Soldat zeitlebens als Simulant gegolten, und um seine Invalidenrente wäre es wahrscheinlich übel bestellt gewesen. Jetzt ist er seiner Schmerzen ledig und braucht keine Rente. Viel umfangreicher als bei der ersten Verwundetenbehandlung ist die Verwendung der Röntgenbilder in den späteren Stadien der Behandlung und bei der Feststellung des Grades der Invalidität. Denn das Röntgenbild weist unzählige Abnormitäten der Wundbehandung im innern



Russisches Infanterie-Geschoß in der mittleren Schädelgrube, unmittelbar am Sehnerv.
Dies Röntgenbild ermöglichte die operative Entfernung der Kugel ohne Verletzung des Sehnervs.



In der Ferse stecken gebliebene Schrapnellkugel, die den Unterschenkel zersplittert hat.



Versenkung eines englischen Handelssegelschiffes durch ein deutsches Unterseeboot. Zeichnung von Claus Bergen.

des Körpers auf, die sonst nicht erkannt werden könnten. Die Grundsätze der modernen Kriegschirurgie begünstigen ein schnelles operatives Eingreifen bekanntlich nicht. Es bleiben zwar viele Fälle, wo man gezwungen ist, mit Rücksicht auf tiefliegende Quellen einer Blutung oder wegen der Bedrohung lebenswichtiger Organe durch ein eingedrungenes Geschoß sofort zum Messer zu greifen, in der Mehrheit der Fälle wartet man ab, was noch weiter sich mit dem Kranken ereignen werde und tut dann, was nötig ist. Die Natur hat viele Mittel, um anfangs sehr übel aussehende Verletzungen zu heilen. Der chirurgischen Kunst fällt häufig nur die Aufgabe zu, das Heilungsergebnis zu verbessern. Dadurch kommt der Chirurg in die Lage, unter wesentlich günstigeren Verhältnissen zu operieren als sofort nach der Verwundung hinter der Front. Auch der Verwundete ist dann meist in besserer körperlicher Verfassung. Schwierig wäre nur bei spätem Eingreifen die Erkennung des Angriffspunktes der chirurgischen Kunst, wenn man die X-Strahlen nicht hätte. Metallstücke, Knochensplitter, Geschoßreste, Holzsplitter finden sich nicht selten in inneren, äußerlich geheilten Wunden, tief im Körper. Fälle dieser Art, wo das Röntgenbild dem Chirurgen den Weg wies, kennt man aus diesem Kriege schon zu Tausenden und ihre Zahl wird sich mehren als weithin sichtbares Zeichen des Segens, den Röntgen der Welt gestiftet hat. Dr. Bernt.



Nach der Beratung: Phot. A. Grohs.
Generaloberst von Einem und Generaloberst von Heeringen beim Nachmittagskaffee.



General von Morgen,
einer der Führer beim Vorstoß in Kurland
Phot. Mohrmann.



Fregattenkapitän West,
der Kommandant des „Albatros"
Phot. Urbahns.

BILDER VOM TAGE



Komm. General von Claer, der den Orden Pour le mérite erhielt. Hofphot. Noack

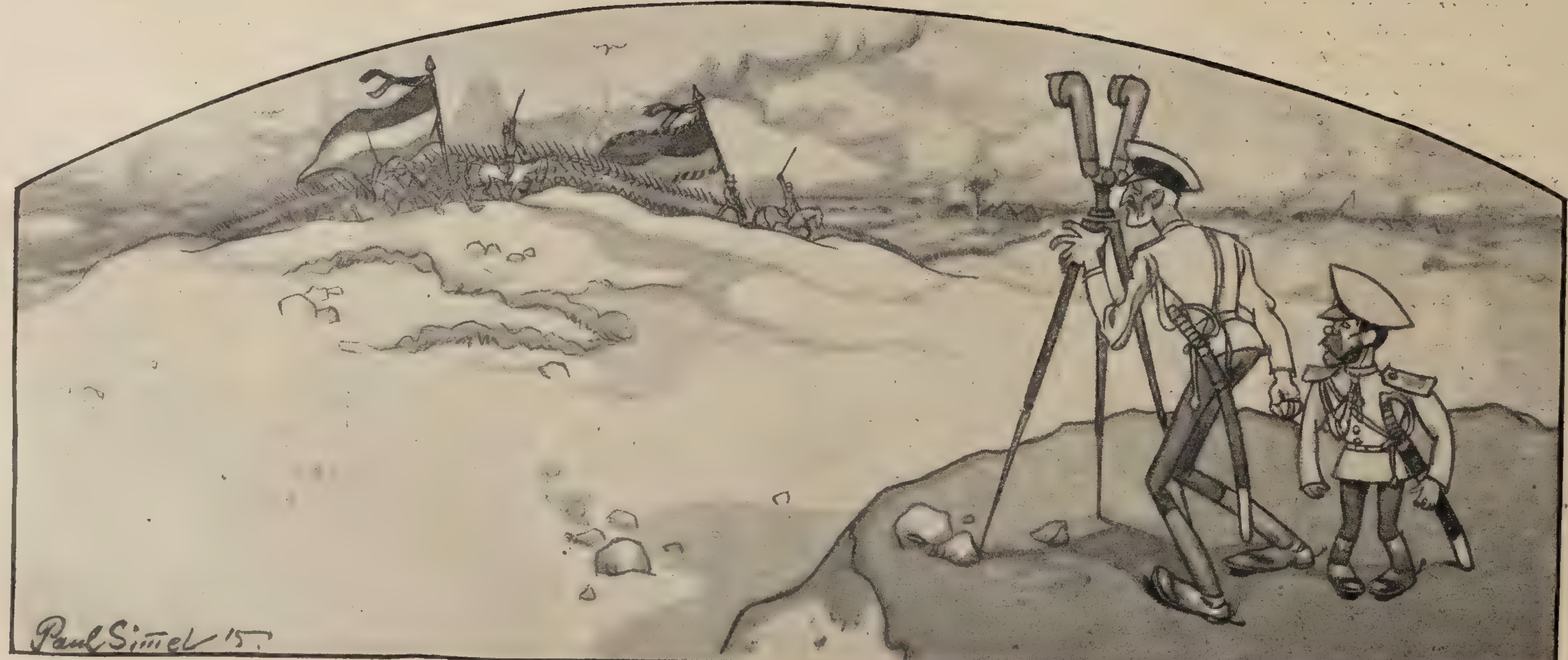


Schipper-Gegensätze.



Komm. General von Mudra, der an den siegreichen Kämpfen in den Argonnen hervorragenden Anteil hat. Hofphot. Jacoby.

In Frankreich versteht man unter Argonnen das Gebiet der Champagne zwischen Maas und Aisne, im engeren Sinne aber den Argonner Wald, den bewaldeten Höhenzug, der sich westlich der Linie Verdun-Toul hinzieht. Nur 300 Meter sind die Argonnen hoch, aber sie bieten in ihrem urwaldartigen Baumbestand ein schweres Hindernis für vordringende, und eine glänzende Stellung für verteidigende Truppen. Der Waldbestand ist größtenteils Niederholz, das heißt ein Gemisch von Wurzeln, Sträuchern und abgehauenen Stümpfen, die ein Vorgehen auch kleinerer Truppenverbände in geschlossener Formation unmöglich machen. Der Schutz, den dieser natürliche Wall aus Hügeln und Niederholz der östlich gelegenen Ebene und den Weg zum Rhein bietet, hat ihn seit alters her zum Schauplatz wilder Kämpfe gemacht. In den Tagen der burgundischen Kriege wogten die Kämpfe mit den Hunnen vermutlich bis hierher, und bis in das letzte Jahrhundert führte der Weg in den Kämpfen zwischen Frankreich und den deutschen Staaten auch über die Argonnen. Aber noch nie sind sie wie in diesem Kriege als Verteidigungsstellung ausgenutzt worden, und die Schlachtberichte beweisen, welches gewaltige und zähe Ringen um diesen Wald seit Monaten entbrannt ist. Die Franzosen haben die wilde Natur des Gehölzes ausgenutzt und in meisterhafter Weise versteckte Verhaue, Wolfsgruben und Laufgräben angelegt. In den hohen Bäumen saßen Schützen mit Maschinengewehren, und die vordersten Linien waren mit der Elite der französischen Infanterie, den Alpenjägern, besetzt. Trotzdem drangen unsere Truppen vor, erkämpften buchstäblich jeden Meter Raum und trieben mit Minen und Handgranaten, den einzig hier brauchbaren Waffen, den Gegner zurück. In diesen Kämpfen, bei denen Truppen aller deutschen Landesteile in der Kronprinzen-Armee vereint sind, zeichneten sich die unter dem Kommando des Generals von Mudra stehenden Truppen besonders aus. Mudra, der bereits im Januar den Orden Pour le mérite erhielt, ist aus der Pionierwaffe hervorgegangen und hat auch den größten Teil seiner Dienstzeit bei den technischen Truppen verbracht. — General v. Claer, der kürzlich auch den Orden Pour le mérite erhielt, ist der Sohn des früheren langjährigen Adjutanten des Feldmarschalls v. Moltke, späteren General-Lt. Otto v. Claer. Bei Kriegsausbruch war der jetzige kommandierende General v. Claer Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Inspekteur der Festungen.



Großfürst Nikolaus zum Zaren: „Nitschewo! Warschau ist ganz wertlos, Petersburg ganz unnütz und Moskau sogar ein großer Schaden für uns!“
Zeichnung von Paul Simmel.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Auf Heimaturlaub. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

11. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Bitte, bitte, bleiben Sie dort unter den Blumen stehen, meine Gnädigste,“ sagte Geheimrat v. Unruh, als Evchen den Erker verlassen und ihm entgegengehen wollte. „Der Rahmen, den Sie sich da geschaffen haben, gehört zu Ihnen.“

Sie bemühte sich, ihm gegenüber zunächst noch möglichst unbefangen zu bleiben. Ein etwas gezwungenes Lächeln erschien auf ihren Lippen. „Also haben Sie doch gleich gemerkt, daß ich ihn eigens geschaffen habe, um ein bißchen lebendes Bild stehen zu können, wenn hoher Besuch kommt.“

„Sie sehen diesen Besuch, der auch in Durchschnittszeiten sich selbst niemals für hoch angesehen hat, heute besonders klein und verzagt vor sich, meine Gnädigste. Haben Sie ein halbes Stündchen Zeit für mich? Darf ich Ihnen mein Herz ausschütten?“

„Gar Ihr Herz?“ fragte sie, noch immer mit dem gezwungenen Lächeln, und wies ihm einen Platz an.

Er hatte Paletot und Stock draußen gelassen, aber Zylinder und Handschuhe mit hereingebracht. Den Hut stellte er neben sich auf die Erde, mit den weißen Handschuhen spielte er ein wenig, während er sprach.

„Ich muß weit ausholen, gnädige Frau. Darum sichere ich mir lieber gleich eine halbe Stunde.“

Evchen hatte sich im kleinen Ecksofa tief zurückgesetzt, so daß der Schatten der Fensterwand sie traf. Durch ihr Hirn jagten die Gedanken. Wenn Unruh wirklich schon eingeweiht gewesen wäre, so hätte er unmöglich in diesem Bittstellerton zu ihr sprechen können. Um was handelte sich's also? Und bei welcher Gelegenheit sollte sie ihm ihre Beichte ablegen? Binnen jetzt und einer halben Stunde wird er alles, alles wissen, sagte sie sich. Immerzu hörte sie ihr Herz schlagen.

„Während Ihrer Reise, gnädige Frau, sind hier allerhand Komplotte geschmiedet worden.“

„Gegen mich?“

„Ja. Zumal gegen den Gebrauch Ihrer Freiheit. Sie machen es uns durch den jugendlichen Zauber Ihrer Erscheinung und durch Ihr mitfortreißendes Temperament unmöglich, das wissen Sie selbst, Sie für eine gesetzte Zeitgenossin zu halten, die binnen kurzem einen Enkel — sagen wir vorsichtiger: ein Enkelkind — auf den Armen halten soll.“

„Auf eine solche Verschwendung von Galanterie war ich wirklich nicht vorbereitet, Herr v. Unruh,“ sagte sie und versuchte tief Atem zu schöpfen.

„Es ist kein Uebermaß von Liebenswürdigkeiten, gnädigste Frau, das ich über Sie ausschütten dürfte. Im Gegenteil, die — übrigens berechtigte — kleine Huldigung trägt den Keim der Strafpredigt schon in sich.“

„Und diese Strafpredigt soll nun folgen?“

„Zu Befehl!“

„Sind es schwere Sünden, die man mir vorwirft?“

„Die verschiedenen Altersstufen schätzen ihre Schwere ganz verschieden ein, Die stürmischere Jugend verurteilt, wo die reiferen Jahrgänge gern milde lächelnd verzeihen möchten — weil sie zu erklären wissen.“

„Das läßt mich also immerhin — hoffen,“ sagte sie, mühsam scherzend.

„Sie sind durch Ihren Kunstsinn, durch Ihre Freude an geistigen Werten, mit Menschen bekannt geworden, die bürgerlich und gesetzlich sich nicht eben des besten Ansehens erfreuten. Und das hat Anlaß zu ein paar fast stürmischen Erörterungen zwischen unseren Kindern und mir gegeben.“

‚Er spricht von Karl Hayn!‘ sagte sie sich und suchte sich zu wappnen.

„Die Kinder waren also meine Ankläger — so muß ich Ihren Andeutungen entnehmen?“

„Jawohl, gnädige Frau. Und ich war Ihr Verteidiger.“

„Sie wissen aber gar nicht, Herr v. Unruh, was mich bestimmt hat, Partei zu ergreifen.“

„Ich kenne Sie jetzt so gut, meine liebe gnädige Frau, daß ich mich anheischig mache, all Ihr Handeln aus Ihren besten weiblichen Eigenschaften zu erklären. Ihr Gerechtigkeitsgefühl, Ihr Erbarmen, Ihre Begeisterungsfähigkeit, Ihr Drang zu helfen, auszugleichen, zu versöhnen, schafft in Ihrem Leben Konflikte, die den Durchschnittsmenschen erspart bleiben. Bin ich auf der richtigen Spur, gnädige Frau?“

„Sie sind es,“ stieß sie fast tonlos aus.

Sie ließ ihren Kopf gegen die hohe Rückwand des eingebauten Sofas sinken. Wie in einen Rahmen gespannt, vom hellgelben Hintergrund der Seide sich malerisch abhebend, wirkte nun ihr Sorma-Antlitz mit den dunklen Samtaugen.

„Der Schluß unserer Debatten über Exzellenz Evchen,“ begann der Freiherr wieder mit einem feinen Lächeln, „brachte eine geradezu salomonische Wendung, auf die Ihr Herr Verteidiger noch heute stolz ist.“

„Man will mich auch verbannen?“

„Erbarmen Sie sich — wie kommen Sie darauf?“

„Schwiegersöhne erblicken in der Verbannung der Schwiegermütter grundsätzlich die Rettung ihres Familienglücks.“

„Die Verbannung nach Sibirien befindet sich zum Glück nicht innerhalb der Machtbefugnisse eines Legationsrates,“ sagte er lächelnd. „Der Antrag ist zudem nicht von den — übrigens sehr milden — Anklägern, sondern von Ihrem Herrn Verteidiger gestellt worden, wie ich Ihnen schon mit etwas pochendem Herzen mitgeteilt habe.“

Sie richtete sich langsam auf. Nun verstand sie ihn gar nicht mehr. ‚Ich werde ein Ende machen — nun muß ich ihm alles sagen!‘

Da er ihre Bewegung sah, stand er auf. Schlank und festlich stand er vor ihr, vielleicht mit einer kleinen Beschämung in den Zügen, aber hoch aufgerichtet, fast jung.

„Meine liebe gnädige Frau! Sie werden von Ihren Kindern angeklagt. Ja. Aber wessen? Ihrer Jugend, Ihres Temperaments, sagen wir vielleicht sogar: des daraus entspringenden Leichtsinns. Alle Welt weiß, wie herzlich Sie Ihrem Gatten zugetan waren. Aber der gewaltige Altersunterschied lag ebenso offen vor jedem, der Augen hatte zu sehen. Eine junge, unverbrauchte Kraft blieb nun zurück. Sie mögen sich zuerst, nachdem die Trauer überwunden war, Ihrer Freiheit gefreut haben. Es wäre ja kein Wunder. Aber Ihre Kinder, mit denen ich mich lange und eingehend darüber aussprach, sind derselben Meinung wie ich: daß die mancherlei Konflikte, in die Sie nun doch einmal geraten sind, sich nicht verkleinern und verringern, sondern vergrößern und vermehren werden, wenn Sie sich nicht entschließen, der zweiten Jugend Ihres Lebens einen Freund, einen Genossen zu geben, der ebenso treu und dankbar und ergeben an Ihrer Seite stehen bleibt, bis eine höhere Gewalt ihn abruft. Gnädige Frau, liebe und verehrte Frau Eve, Ihre Kinder möchten Sie wieder verheiraten. Und ich, der ich Ihr treuester Bewunderer war und bin, ich wage es, Sie um Ihre Hand zu bitten.“

Evchen stand schon längst nicht mehr. Bei dem ersten Wort, das deutlicher ankündigte, was kommen würde, war sie emporgeschossen. Sie preßte die zitternden, ganz kalt gewordenen Finger gegen ihre Augen — sie wollte ihn hindern, fortzufahren — aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Um Gottes willen — um Gottes willen!“ brachte sie nun endlich heraus, tonlos, stockend, wie erschöpft.

Er betrachtete sie mit einem unsicheren, etwas beschämten Lächeln. „Entsetzt Sie denn meine Werbung so?“

„Im Augenblick — — ja!“

„Haben Sie sich nie vorgestellt, gnädige Frau, daß diese Frage einmal an Sie herantreten würde?“

Sie hatte sich abgewandt. Am Eingang zu ihrem Blumenerker blieb sie stehen. Noch immer preßten ihre Hände ihre Schläfen. „Lassen Sie mir Zeit — zur Sammlung — ich bin in eine solche Verwirrung geraten!“

„Gewiß lasse ich Ihnen Zeit.“ Seine Blicke folgten den schlanken Linien ihrer Gestalt. Wie sie nun dastand, an die Erkertür gelehnt, wirkte sie so mädchenhaft, zumal in ihrer Hilflosigkeit, daß ein warmer Strahl des Mitleids durch seine Brust ging. „Nur möchte ich Ihnen gern helfen, die Verwirrung zu lösen. Weil das vielleicht — auch zu meinem eigenen Besten ausfiele. Glauben Sie nicht?“

Evchen schüttelte den Kopf. „Oh, wenn Sie ahnten, was in diesen letzten Zeiten auf mich eingestürmt ist, wozu es mich getrieben hat . . . Sie würden mich für Ihre ärgste Widersacherin halten müssen, für Ihre persönliche Feindin, was weiß ich, für eine tückische Intrigantin, die Sie in Ihrer Stellung, Ihrem Ruf, Ihrem Amt erschüttern möchte . . .“

„Gnädige Frau!“

„Ich rede nicht irre, nein, nein. Jedes Wort trifft zu. Ich muß mich nur erst selbst wiederfinden, um Ihnen erklären zu können . . . Aber wie beginnen, wo anfangen?“

Er war auf sie zugetreten. Fast väterlich nahm er sie am Arm und zog sie nach dem Sessel an ihrem Schreibtisch. „Nur Ruhe, Ruhe. Fassung. Setzen Sie sich. Ich kann es nicht ertragen, Sie so desolat zu sehen.“

Sie folgte dem Druck, den er auf sie ausübte, und setzte sich. Beide Arme ließ sie schwer auf die Schreibtischplatte sinken. „Als Sie hier eintraten, glaubte ich, Sie kämen, um mich zur Verantwortung zu ziehen für eine Tat, die Sie schwer schädigen muß, schwerer, als ich selbst es mir eingestehen wollte.“

„Ich habe nicht die entfernteste Ahnung, gnädige Frau, in welcher Richtung ich von Ihnen geschädigt sein sollte. Vor allem beschwöre ich Sie, sich erst einmal zu beruhigen, zu sammeln, zu fassen.“

Sie atmete noch immer sehr erregt. Tastend, wie nach einem Halt suchend, strichen ihre Hände über die Schreibtischplatte. „Sie haben vorhin gesagt, Sie trauen sich zu, all mein Handeln zu erklären, auch wenn es Konflikte schafft, die anderen, ausgeglicheneren Naturen erspart bleiben.“

„Gewiß, gnädige Frau. Ich kenne Ihren Drang, zu helfen, zu versöhnen, ich kenne Ihr weich empfindendes Frauenherz . . .“

„Es hat sich hart und grausam gegen Sie gezeigt, Herr v. Unruh, weil es einem andern helfen wollte, der sich ungerecht behandelt sah.“

„Ungerecht behandelt von mir? Wer soll das sein?“

„Karl Hayn.“

Unruh stutzte wohl, aber Evchen sah ihm an, daß der Name ihm im ersten Augenblick gar nichts sagte. Er mußte sich erst besinnen. Dann hoben sich verwundert seine Augenbrauen, und das Monokel entfiel ihm. Er fing es mit der Rechten auf. „Oh,“ sagte er langsam, „so, so, der Kolonialmann? Karl Hayn. Hm. Sie sind ihm begegnet?“

„Ich bin ihm begegnet. Ja. Kurz nachdem ich in Wien auf Ulrichs Aufzeichnungen aus der letzten Zeit vor seinem Tode gestoßen war, kurz nachdem ich sämtliche Akten über den Fall Hayn gefunden und gelesen hatte, und als in mir noch alles aufgewühlt, empört war — ja, empört über die Behandlung, die Hayn damals erfahren hat. Von Ihnen, Herr v. Unruh. Und es trieb mich, Ulrich von dem Verdacht zu reinigen, daß e r der persönliche Widersacher Hayns gewesen sei. Ich habe Herrn Hayn darum der Wahrheit gemäß über alles berichtet, über alles. Genau so, wie es in den Papieren stand, die damals verloren gegangen waren, damals — bei Ulrichs Tod.“

Sie hatte immer hastiger, immer erregter gesprochen. Der Atem ging ihr darüber aus. Die letzten Worte sagte sie ganz tonlos.

Der Freiherr v. Unruh hatte sich vollkommen in der Gewalt. Er hob leicht die Achseln und ließ sie mit einem kleinen, matten Seufzer wieder sinken. „Das ist ja höchst seltsam, meine gnädigste Frau,“ sagte er nur. Eine längere Pause entstand. Endlich nahm er den Zylinder und die Handschuhe wieder auf und glättete den Hut mit ein paar ruhig streichelnden Bewegungen. „So haben sich die Akten, nach denen wir so lange gesucht haben, also doch noch gefunden. In Wien? Bei der Baronin Sabrowsky?“

„Nicht in den Fremdenzimmern, in denen wir damals ja alles um und um gewendet haben, sondern in der Bibliothek. Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie sie dahin gekommen sind.“

„Und es war sofort Ihr Wunsch, gerade Herrn Hayn Einblick darin zu geben? Wie kam das wohl nur? Ich muß offen gestehen, mir ist dies das größere Rätsel. Sie müssen schon verzeihen, gnädige Frau.“

Sein Ton war genau so liebenswürdig und verbindlich geblieben wie zuvor. Was Evchen am allermeisten gefürchtet hatte, das war ein Auftritt mit scharfen Worten. Da er jede Härte vermied, gewann sie wieder Zutrauen. Es lag in der Art, in der sie ihm den Vorgang zu erklären suchte, nun fast etwas Kindliches.

Er hatte das Haupt gesenkt und lauschte. Sie wußte nicht, daß er sie dabei musterte. Als sie einmal den Blick erhob und ihm ins Antlitz sah, erschrak sie.

„Es ist mir ja sehr, sehr schmerzlich, gnädige Frau,“ sagte er, als sie endete, „daß ich gerade in dieser Stunde, in der ich hoffte, vom Schicksal noch ein lachendes Glück zu erhaschen, an so trübe, amtliche Wirrnisse erinnert werden muß. Und daß es gerade Ihre Hand war, die mir die Schicksalskarten so wenig günstig gemischt hat. Aber ich muß das Unheil nun schon seinen Weg nehmen lassen. Hayn wird sich den Vorteil, den ihm Ihre Güte verschafft hat, nicht entgehen lassen. Und dann dürfte in wenigen Tagen der berühmte Fall Hayn wieder einmal eine neue Auflage erleben.“ Er warf die Handschuhe in seinen Zylinder und verbeugte sich vor der Hausfrau. „Ich bitte um die Erlaubnis, mich empfehlen zu dürfen, gnädige Frau.“

Sie machte mit der Hand eine Bewegung nach ihm hin, stockte aber sofort wieder. Wie beschämt senkte sie das Haupt. „Es liegt mir nur daran, Ihnen noch ausdrücklich zu versichern, daß es mir ferngelegen hat, Ihnen absichtlich wehe zu tun — aus irgendeinem persönlichen Grund etwa. Ach, ich weiß ja gar nicht, wie ich die grausamen Zweifel schildern soll, von denen ich die ganze Zeit über hin- und hergezerrt worden bin. Ich hatte mich in Nervi Onkel Fritz Wilhelm anvertraut, seiner Frau, natürlich rieten sie mir, dem Amt sofort Meldung zu erstatten. Und Melanie wieder riet, alles Ihnen auszuhändigen. Ich habe dann wie unter einer Suggestion gehandelt. Damit will ich nicht sagen, daß ich mich fürchte, die Verantwortung zu tragen.“

„Die Verantwortung, meine gnädige Frau, werde schon ich selbst auf mich nehmen müssen.“

Korrekt verbeugte er sich. „Exzellenz gestatten jetzt —“

Evchen hatte nicht die Kraft, ihm das Geleite zu geben. Sie fühlte ein Zittern in den Knien. An der Erkertür hielt sie sich fest.

Es dämmerte schon. Der Schimmer eines glühenden Wolkenstreifens spiegelte sich in den Scheiben des Blumenerkers.

Sie sah dem Besuch nach. Der Geheimrat zog auf dem Weg durch den Vorgarten das winzige Taschentuch aus der vorderen Brusttasche seines Schoßpaletots und betupfte sich leicht, indem er den Zylinder ein wenig anhob, die Stirn.

Als der Freiherr v. Unruh sich an der Gartenpforte noch einmal umwandte, erschien ihm das lebende Bild der gefährlichen Frau wie in Flammen getaucht.

„Wie eine Brandfackel!“ sagte er bei sich.

* * *

Von diesem Augenblick an kam sich Eve wie eine Untersuchungsgefangene vor. Sie zitterte, wenn es am Telephon klingelte, sie zitterte, wenn die Glocke an der Gartenpforte ging, sie zitterte, wenn ein Auto in der Nähe des Landhauses seine Fahrt verlangsamte. ‚Nun fordert mich der strengste Richter vor die Schranken‘, sagte sie zu sich. Der strengste Richter in diesem Fall war natürlich ihr Schwiegersohn. Und Barbara?

In der Stille des Hauses hielt sie's nicht lange aus. Sie ging in den Garten und lief hier die Wege ab, bis sie müde ward.

Es begann dunkel zu werden. Sie fröstelte. Zwischen den Kiefern blieb sie stehen und blickte nach den erleuchteten Fenstern. Wenn die Jungfer am Fenster des Salons erschien, sagte sie sich: ‚Sie sucht mich, kommt jetzt heraus und ruft mich ans Telephon‘. Ging der Schatten weiter, dann atmete sie auf.

Sie rechnete nach. Längst mußte Unruh bei Fritz und Barbara angelangt sein. Wie er es ihnen geschildert haben mochte? Es graute ihr vor dem Wiedersehen mit ihnen — und doch konnte sie den Augenblick der Aussprache nun kaum mehr erwarten vor Spannung.

Nun war es halb neun Uhr. Neun Uhr. Längst war der Teetisch für das Abendbrot gerichtet. Zweimal schickte sie die Jungfer, die nach ihren Wünschen fragte, wieder fort. Nein, essen konnte sie jetzt gar nicht, gar nichts.

Zehn Uhr! . . Aus dem Hause Barbaras noch keine Nachricht.

So einsam, so verlassen fühlte sie sich.

Sie blieb auf ihrem unsteten Rundgang durch das Erdgeschoß im Herrenzimmer stehen. Dies war früher Ulrichs Heiligtum. In ihrer Bangigkeit

fühlte sie sich dem Verstorbenen hier näher. Ja, es war ihr, als wuchtete seine breite, hohe Gestalt dort an der Stelle, wo früher sein Schreibtisch gestanden hatte. Schwer — und doch körperlos.

Sie hörte sich flüstern. Und da graute ihr's vor der eigenen Stimme.

‚Ich werde gewiß krank!' sagte sie sich.

Sie fühlte ihren Puls. War ein Fieber bei ihr im Anzug?

Als es elf Uhr schlug, atmete sie wie befreit auf. Nun war eine Aussprache für den heutigen Abend nicht mehr zu befürchten. Wie eine Gnadenfrist, die dem Verurteilten gegeben ist, empfand sie's.

‚Ich bleibe nicht in Berlin! Sie mögen mich feige nennen, gleichviel! Ich brauche Ruhe, Sammlung! Hier verliere ich mich ganz!'

Und in der Nacht, aus unruhigem Halbschlummer immer wieder emporschreckend, faßte sie den Entschluß, gleich mit dem ersten Frühzug nach Treppwalde zu fahren. Sie mußte im Erbbegräbnis der Schimpffs an das Grabmal Ulrichs treten, mußte dort stille Andacht halten — oder auch stille Zwiesprache.

Es war noch totenstill im ganzen Hause, als sie der Jungfer ein Klingelzeichen in deren Kammer gab. Wenige Minuten später erschien Anna im Türrahmen. Sie hatte nur einen Rock übergestreift.

„In der Reisetasche liegt noch das Kursbuch, Anna. Ich will den ersten Frühzug nach Treppwalde nehmen . . ."

„Sechs Uhr, Stettiner Bahnhof, Exzellenz," sagte die Jungfer prompt, obwohl noch etwas verschlafen.

„Sie brauchen nicht mit. Oder doch . . . Vielleicht bleiben wir ein paar Tage. Nur den kleinen, braunen Koffer, den Wiener Koffer, und die Handtasche."

„Hutkoffer nicht, Exzellenz?"

„Nein. Auf's Land. Ich suche auch niemanden auf. Nur einmal das Grab sehen."

„Die Herrschaften werden doch auch schon zurück sein, Exzellenz?" wagte die Jungfer einzuwenden.

„Ich denke doch. Und wenn nicht, dann — dann fahren wir eben gleich hierher zurück."

Das sagte sie aber nur so hin, sie wußte, daß sie keinesfalls den Mut haben würde, die nächsten Tage hier im Hause zu verleben.

„Noch eins, Anna!" rief sie der Jungfer hastig nach.

„Exzellenz?"

„Es ist nicht nötig, daß hier jemand erfährt, wohin wir reisen. Wenn nächster Tage gefragt wird, so sollen sie sagen: ich sei in Wiesbaden. Oder in München. Und die genauere Adresse gäbe ich Anfang nächster Woche."

„Jawohl, Exzellenz."

XI.

Gegen zehn Uhr rasselte der Kutschwagen, den Eve auf der Station bei einem Gastwirt bestellt hatte, endlich über das holprige Pflaster des Marktfleckens.

Das Wetter war schön, die Landschaft begann nach einer Stunde Fahrt über glatte Felder ihre herben, norddeutschen Reize zu entfalten. Man kam durch alten Buchenwald mit säulenähnlichen hohen Stämmen, durch junge Schonungen mit hellem Birkengrün. Eine Weile zog sich die Straße ziemlich hoch über einem stattlichen, waldumsäumten See hin. Dies alles war schon Treppwalder Besitz, diesseits vom See. Jenseits begann Mecklenburg-Strelitz.

Das dunkelbraune Ziegeldach der Dorfkirche tauchte auf, eine Windmühle, der Schlot der Brennerei, der Schloßturm, der auf einem sanft aufsteigenden grünen Hügel stand.

Eve ließ den Wagen halten und stieg aus. Dieses schönste Stückchen Weges wollte sie zu Fuß zurücklegen. Anna sollte mit dem Gepäck voranfahren und sie auf dem Gutshof ankündigen.

Treppwalde hatte sie der vielgelästerten Mark Brandenburg zum erstenmal nahegebracht. Als sie, ein blutjunges Ding, die Gattin Schimpffs geworden war, hatte sie sich hier in Norddeutschland so lange noch als fremder Vogel gefühlt, als sie nur die Reichshauptstadt kannte. Erst das Gutsleben auf Treppwalde, das sie bei den Besuchen kennen lernte, machte ihr die keuschen, ernsten Schönheiten ihrer neuen Umgebung vertraut und lieb. Sie empfand heute, entwurzelt wie sie war, daß sie eigentlich nur hier ihre Heimat hatte. So richtig aufgewacht aus dem Dornröschenschlaf des unverantwortlichen Jungmädchenlebens war sie erst hier, wo sie den ganzen preußischen Ernst des „alten Ziethen", all' die unermüdliche Arbeitskraft, die Schlichtheit und Treue dieser märkischen Männer und Frauen schätzen lernte. Sie fühlte heute stärker denn je, daß ihre Bewunderung für Ulrich Schimpff mehr als ein Mädchenschwarm gewesen war. Sie fühlte, daß seine großzügige und doch geschlossene, draufgängerische und doch klug besonnene Art ihr das Verständnis für Preußens Werden erschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — be — bein — ben — ble — bo — burg — chaus — chro — d — dau — den — el — el — en — en — erd — fen — fle — geb — gel — i — ich — id — in — ko — krebs — ler — lo — mi — mo — nei — ni — o — or — ra — rei — ri — ri — rhom — rus — sa — sau — schnit — see — skop — so — spi — stri — thy — ti — tus — ver — wei — xi — ze — zi.

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine der größten Leistungen im Weltkriege ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Deutschen Heerführer. 2. Delikatesse. 3. Englischen Panzerkreuzer. 4. Kampfort in den Vogesen. 5. Kunsthandwerk. 6. Kunststraße. 7. Zierschrank. 8. Geometrische Figur. 9. Italienische Stadt. 10. Zerstörte Stadt in Ostpreußen. 11. Alpenblume. 12. Kampfgebiet in Oesterreich. 13. Lärmenden Unfug. 14. Flüssigkeit. 15. Vorsintflutliches Tier. 16. Optischen Apparat. 17. Musikinstrument. 18. Naturerscheinung.

Ein wichtiges Wort.

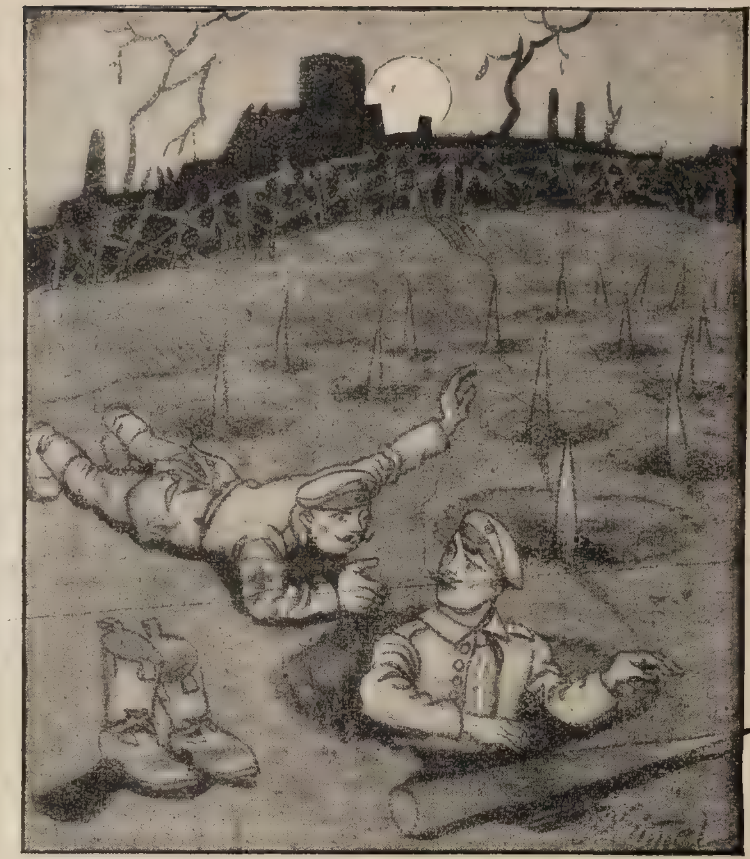
Dem, dem Du wohl willst, bist Du es,
Und werden Deine Taten es,
Dann bitt': Der Richter sei Dir es!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Deutschlands Kraft am Beginn des zweiten Kriegsjahres.

1. Dampfmaschine. 2. Universität. 3. Scharlach. 4. Lama. 5. Niederwald. 6. Sandschak. 7. Ragusa. 8. Fakultät. 9. Alarm. 10. Bellevue. 11. Gallipoli. 12. Nikotin. 13. Don Quixote. 14. Sankt Moritz. 15. Waldersee. 16. Irredentist. 17. Eisenbeton. 18. Kugellager. 19. Irresistible. 20. Cunaris. 21. Jena. 22. Haupttreffer. 23. Epaminondas.

Zeichnung von Paul Simmel.



„Kommt' mal helfen! Hier ist einer in die Wolfsgrube gefallen!"
„Halt' doch das Maul, Mensch, ich wasche mir die Beene!"

Bilder-Rätsel:
Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehe.. ..oer der versöhnte ist wahrhaft überwunden. (Schiller.)

Das verborgene Spiel: Schubfach — Schach.

Zweisilbig: Heißsporn.

Unser Stolz: Die Feldgrauen.

HUMOR

Ein großer russischer Gefangenentransport soll eingeladen werden. Die russische Mannschaft steht bereits in Reihen, und langsam begeben sich auch die Offiziere an das Ende des Zuges, wo sie ihre Wagen vermuten. „Die Herren Offiziere nach vorne!" ruft der Begleitoffizier des Transportes. Die Offiziere sehen sich erstaunt an, endlich meint einer ganz entrüstet zu dem Begleitoffizier: „Nach vorne? Herr, wir sind noch immer Offiziere!"

*

Ein Schweizer Reisender kam zu einem Kunden in Berlin, mit dem er in Friedenszeiten oft gute Geschäfte gemacht hatte. „Ist der Chef zu sprechen?" fragte er. „Herr Hauptmann Krause ist im Felde," antwortete das Bürofräulein. „Oder sein Sohn?" — „Herr Leutnant ist in der Kaserne." — „Aber Herr Lemke, der Prokurist?" fragte der Reisende ungeduldig. „Bedaure, Herr Feldwebel Lemke steht im Osten." — „Herrjeh," rief der Schweizer verzweifelt, „bin ich hier bei Krause u. Co. oder im Kriegsministerium?"

*

Kompagnieexerzieren. Die ganze Kompagnie übt nach Kommando der Unteroffiziere „aufstehen — hinlegen — aufstehen!" Der Feldwebel, der sich die ganze Ueberei ansieht, bleibt plötzlich hinter Meyer stehen und brüllt: „Kerl, Meyer, was fällt Ihnen denn ein? Warum üben Sie nicht mit: ‚Aufstehen — hinlegen'?" — „Ich übe ja mit, Herr Feldwebel." — „Nein, Kerl, Sie liegen ja dauernd auf dem Boden." — „Jawohl, Herr Feldwebel. Ich übe nur das ‚Hinlegen'. Das Kommando ‚Aufstehen' überspringe ich immer."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 33

Berliner

15. August 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



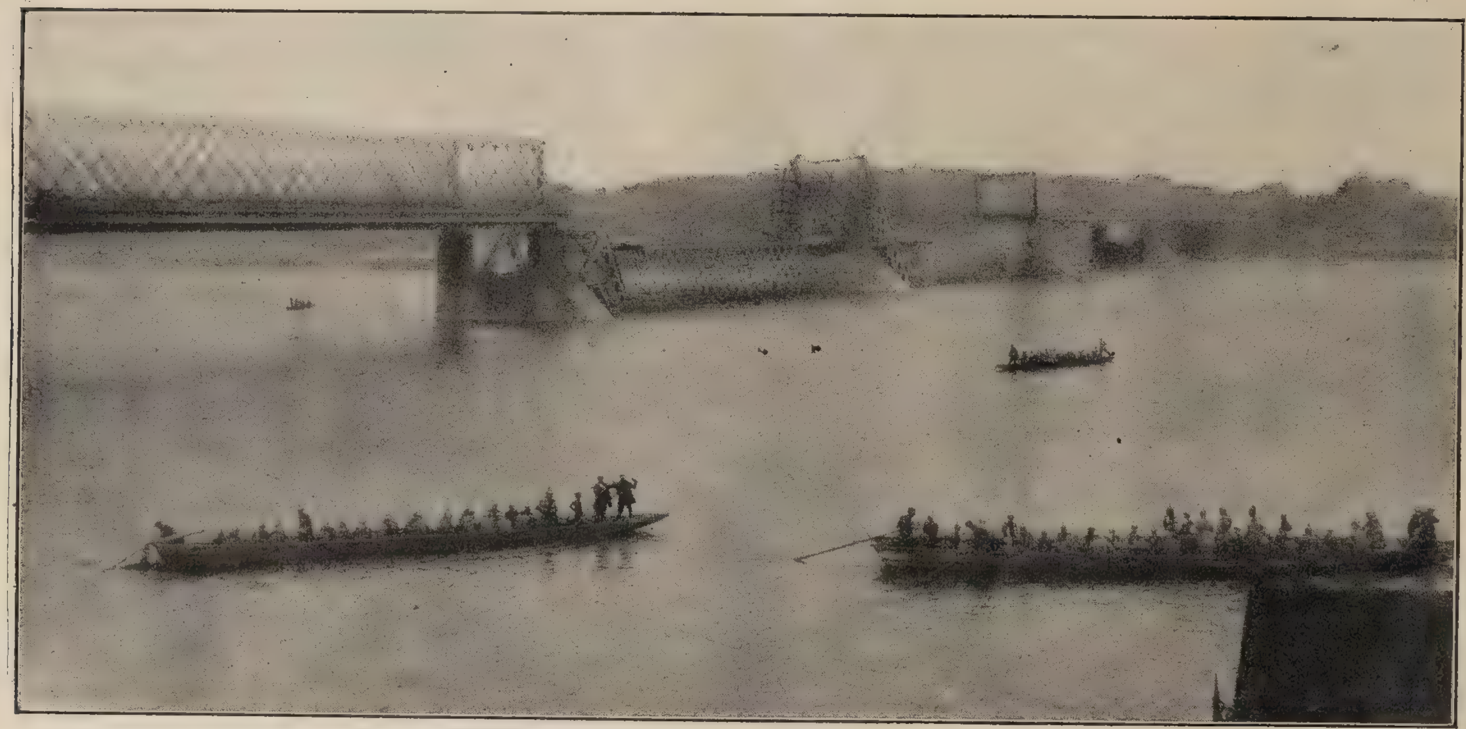
Warschau genommen!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

DER EINZUG IN WARSCHAU



Einrücken der ersten deutschen Kavallerie-Patrouille in Warschau.



Uebergang der deutschen Truppen über die Weichsel nach der Vorstadt Prago.



In Warschau einrückende deutsche Truppen.
Aufnahmen von Hofphot. Kühlewindt. Nach Schluß der Redaktion eingetroffen, nur in einem Teil der Auflage enthalten.

Glocken von allen Türmen!
Jauchzend und jubelnd stürmen
Sie weit über deutsches Land.
Knatternd von Dach und Altanen
Bauschen sich Flaggen und Fahnen:
„Warschau in unsrer Hand!"

Jahr des blutigsten Krieges,
Jahr des herrlichsten Sieges,
War dir je eines gleich?
Über Schmerzen und Wunden
Trotzen durch Blut verbunden
Deutschland und Österreich!

Otto König.

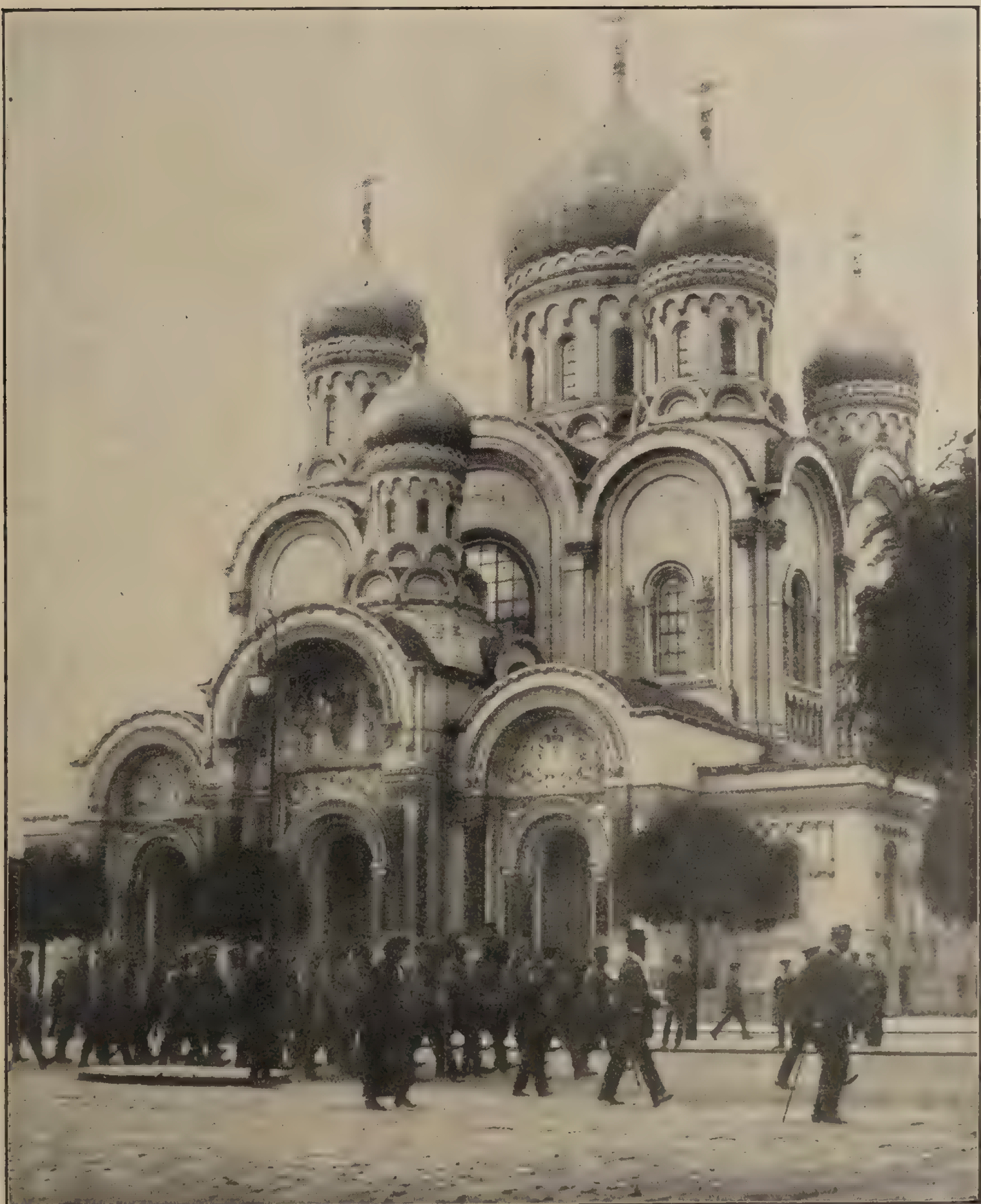
In Warschau

Die deutschen Truppen in Warschau — immer, wenn man früher vom möglichen Weltkrieg sprach, schwebte dem Warschauer das Bild vor: wie die deutschen Ulanen mit flatternden Fähnlein und klingender Reitermusik trapp, trapp, trapp durch die „Allee" in Warschau einziehen würden. Nun ist's über Nacht zur Wahrheit geworden. Rußlands westliche Metropole, Europas schönste und größte östliche Hauptstadt ist in deutschem Besitz. Den Warschauern — und den Warschauerinnen kann's nicht überraschend gekommen sein. Wohl schon seit Wochen hat man im Café Bristol, in den Konditoreien von Fruzinski und Semadeni davon gesprochen, nein, geflüstert, getuschelt. Und im Lazienki-Park ergingen sich gewiß seit Monden schon polnische Jünglinge und Mädchen und phantasierten von Polens Träumen, wenn die Deutschen kämen. Nun sind sie da, und in den Judengassen von Nalewki atmet man auf. Endlich, endlich erlöst von dem Drucke dieser letzten Wochen und Monate nicht nur, nein vom harten Drucke des Moskowiters überhaupt . . . Freilich, Warschau, das heitere, lebensfrohe, wollte den Druck nicht fühlen. Auf der Marszalkowska, der Hauptgeschäftsstraße, auf der alten Alexanderbrücke, die Praga mit Warschau verbindet, und der neuen „dritten Brücke", einer der großartigsten Flußüberbrückungen der Welt, herrschte auch in der nun wohl endgültig vergangenen Russenzeit ein geschäftiges Leben und Treiben, ein Durcheinander von Wagen und Menschen, daß man die Geschicklichkeit der Lenker der zahllosen kleinen russischen Droschken bewundern mußte. Warschau, die Stadt der weltberühmten Leckereien, wollte die eiserne russische Faust nicht fühlen und empfand sie dann auch nicht so schwer, wie sie doch in der Tat auf diesem armen



Beim Vordringen auf Warschau: Ueberschreiten eines Flußarms.

reichen Lande lastete. Warschau amüsierte sich auch in der Zeit, als der Krieg schon an seine Tore pochte, in Theatern, Kinos und Kabaretts nach Herzenslust, ja ich glaube, diese Stadt des goldenen Leichtsinns hat sich ins deutsche Regiment hinüberamüsiert. — Die deutschen Fahnen über Warschau! Was mag General Paskewitsch, dessen bronzene Bildsäule in der Krakauer Vorstadt Warschau „unter Polizeiaufsicht“ hält, dasselbe Warschau, das er 1830 in bitterem Kampfe den aufständischen Polen entriß, was mag er über diesen Wechsel der Dinge denken? Was den Polen antworten, die ihm jetzt im Vorübergehen höhnisch zulächeln werden? Warschau, die Stadt von über 900,000 Einwohnern, von denen sicher nur verhältnismäßig wenige, dem Befehl des Zaren folgend, vor den „deutschen Barbaren“ geflüchtet sind, die reichste, schönste und eine der größten Städte Westrußlands in unserem Besitz! Die Warschauer werden sich rasch daran gewöhnen, und man wird in Frankreich mit Erstaunen vernehmen, was einst dort als Wahrzeichen der Russenherrschaft verkündet wurde: „L'ordre règne à Varsovie!“ Ruhe und Ordnung herrschen in Warschau — aber es wird die deutsche Ordnung sein. — Im 12. Jahrhundert soll Warschau gegründet worden sein. Im 16. Jahrhundert erhob König Sigismund II. die Stadt zu seiner Residenz; in den folgenden Jahrhunderten war es bald in schwedischer, bald in polnischer Hand. 1764 kamen die Russen, die Stanislaus Poniatowski zum König von Polen machten. Bei der dritten Teilung Polens kam Warschau an das Königreich Preußen, 1807 im Tilsiter Frieden wurde es Hauptstadt des neuen Herzogtums Warschau. Im Wiener Kongreß wurde das Königreich Polen neu geschaffen, wieder mit Warschau als Residenz. Und 1831 eroberte General Paskewitsch an der Spitze eines Russenheeres die Stadt. Das Stadtbild ist naturgemäß ein Abbild der bewegten Zeit. Alte Kirchen und polnische Adelspaläste ragen über das Gewirr der Altstadt, über sie erhebt sich der Glockenturm der Kirche mit der vergoldeten Kuppel.



Den deutschen Truppen werden die Sehenswürdigkeiten Warschaus gezeigt.

Eroberte Festungen

Zu den großen Ueberraschungen, die der Weltkrieg brachte, gehört auch der geringe Widerstand, den einzelne Festungen leisteten. Lüttich, Namur und zahlreiche französische Sperrforts wurden innerhalb weniger Tage erobert, und auch die große Lagerfestung Antwerpen fiel nach kurzer Beschießung. So sind auch im Osten Iwangorod und Warschau schnell in die Hände der Verbündeten gekommen. Diese geringe Widerstandsfähigkeit der modernen Festungen, die vielfach mit Panzer- und Betonbauten versehen waren, steht in auffallendem Gegensatz zu den Erfahrungen früherer Feldzüge, wo Festungen monate- und jahrelang dem feindlichen Angriff widerstanden. Der Grund liegt in der gesteigerten Wirkung der neuzeitlichen Angriffsmittel, die durch die Erhöhung der Kaliber und die Anwendung besonders wirksamer Spreng- und Treibmittel hervorgebracht wird. Die Panzer schützten wohl gegen die Geschosse der 21 cm-Mörser, nicht aber gegen diejenigen der 30,5 cm und der 42 cm-Geschütze. So konnten die feindlichen Werke in kurzer Zeit sturmreif gemacht werden. Der Festungsangriff selbst schlug auch neue Bahnen ein. Er verzichtete vielfach auf eine völlige Einschließung der angegriffenen Festung, sah vom planmäßigen, schrittweisen Vorgehen ab und vereinigte die ganzen vorhandenen personellen und materiellen Mittel gegen eine Front, um unter Einsetzung einer starken artilleristischen Ueberlegenheit dort schnell einen Erfolg zu erzielen. Dieses neue Angriffsverfahren, das z. B. bei Antwerpen angewendet wurde, entsprach dem Streben nach schnellen, entscheidenden Schlägen. Es war aber nur in den Fällen möglich, wo die Festung außer Verbindung mit der Feldarmee stand. Die isolierte Festung hat deshalb sehr an Bedeutung verloren. Schon jetzt sind die Ingenieure und Techniker bestrebt, neue Formen für die Festungsbauten und neue Grundsätze für die Anlage der Festungen aufzustellen, um ihre Widerstandskraft auch den modernen Belagerungsgeschützen gegenüber zu erhöhen und damit auch wieder die Zeit des Widerstandes zu vermehren.



Prinz Leopold von Bayern, dessen Armee Warschau nahm.
Photo-Bericht, München.





Vom Besuch der Kaiserin und der Kronprinzessin in Ostpreußen. Phot. Kurt Jenischewsky.

Die Kaiserin im Gespräch mit Verwundeten in Allenstein.

Die Kronprinzessin mit Schwestern vom Roten Kreuz.

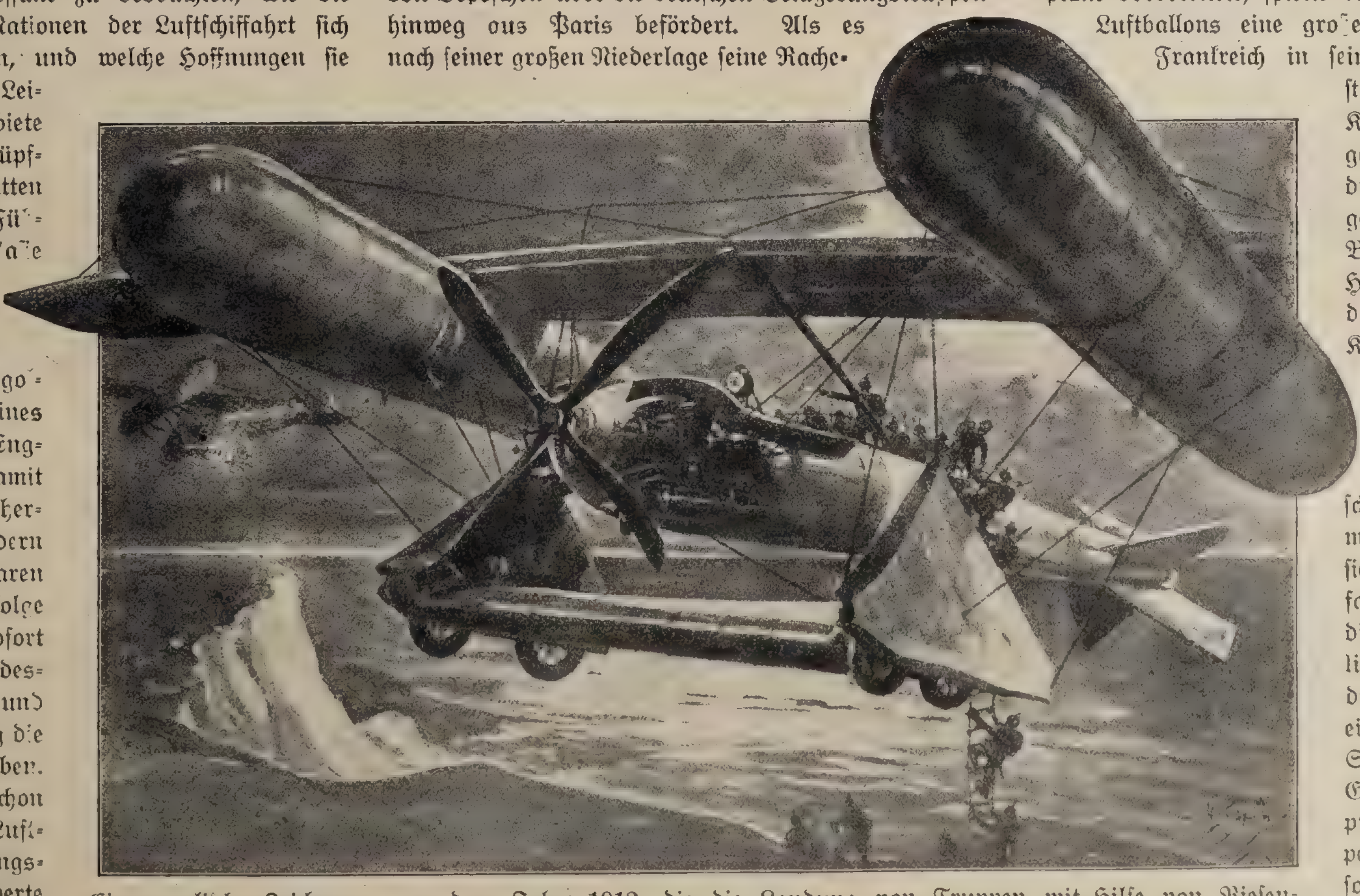


Wie man sich den Zukunftskrieg gedacht hat: Eine englische Zeichnung aus dem Jahre 1913, die vor Augen führen will, daß die Kriegführung ungeheure Summen verschlingen würde, ein Umstand, der den Zukunftskrieg unwahrscheinlich mache oder einem schnellen Friedensschluß günstig wäre.

Wie man sich den Zukunftskrieg gedacht hat

Der Luftkrieg in der Prophezeiung und in der Wirklichkeit. Von Konter-Admiral z. D. Kalau im Hofe

Es ist sehr interessant zu beobachten, wie die verschiedenen Nationen der Luftschiffahrt sich gegenüberstellten, und welche Hoffnungen sie mit ihren nationalen Leistungen auf dem Gebiete der Luftschiffahrt verknüpften. Die Franzosen hatten hierin unstreitig die Führung; ihre rege Phantasie hatte schon vor mehr als 100 Jahren die mit heißer Luft gefüllten Ballons (Montgolfieren) zum Transport eines Landungskorps nach England verwandt und damit John Bulls Sport herausgefordert, der in Bildern festgehalten ist. Sie waren es auch, die die Erfolge in der Luftschiffahrt sofort in den Dienst der Landesverteidigung stellten und der ganzen Entwicklung die militärische Richtung gaben. Frankreich hatte sich schon 1870 mit Erfolg der Luftballons für Erkundungszwecke bedient und Hunderte von Personen und Tausende von Depeschen über die deutschen Belagerungstruppen hinweg aus Paris befördert. Als es nach seiner großen Niederlage seine Rachepläne vorbereitete, spielte die Benutzung der lenkbaren Luftballons eine große Rolle. Zweifellos besaß Frankreich in seinen Luftschiffen Kriegsinstrumente, die seiner obersten Kriegsleistung ein Uebergewicht verleihen konnten durch die Möglichkeit weitestgehender Erkundung der Bewegung eines feindlichen Heeres und der Stellungen des Feindes während des Kampfes. Man war fest überzeugt, durch Erfindungen und schnelle Ausbeutung derselben die Preußen und „Boches" schon besiegt zu haben oder mit absoluter Sicherheit besiegen zu können. Man faselte von einer vollständigen Verschiebung der politischen Machtfaktoren durch die französischen Luftballons, einmal sollten sie durch die Schrecken, die von ihnen in Gestalt von Bomben, Brandpfeilen, Minen und Lufttorpedos ausgingen, den Krieg so grauenvoll machen, daß der Feind von jedem Angriff



Eine englische Zeichnung aus dem Jahre 1912, die die Landung von Truppen mit Hilfe von Riesen-Aeroplanen prophezeit.



Wie man sich den Krieg gedacht hat:
Im Jahre 1913 erschienene Zeichnung, die die Zerstörung der englischen Universitätsstadt Cambridge durch ein Kriegsluftschiff darstellt.

Frankreichs abgehalten werden würde, das andere Mal den Verlauf der Operationen beschleunigen, das Zerstörungswerk beim Feinde vertiefen, ihn schnell niederzwingen und somit den Krieg abkürzen. Es schien gegen die Luftangriffe auf Festungen, Städte, Eisenbahnen, Brücken nur dann eine genügende Sicherheit zu geben, wenn die besonderen Abwehrkanonen zur Stelle waren und günstige Beobachtungsverhältnisse vorlagen; Kriegsschiffe auf See und Marineanlagen an den Küsten wähnte man ihnen geradezu wehrlos ausgeliefert. Man hielt sie für befähigt, Streuminen zu legen; man wollte sie zum Aufspüren, Verfolgen und Vernichten der Unterseeboote verwenden; kurz alles, was man zum Schaden des Feindes und zur eigenen Sicherheit nur wünschen konnte, das trauten die Franzosen ihren Luftfahrzeugen zu. In England verhielt man sich dieser neuartigen Entwicklung gegenüber ziemlich kühl; es wurden unbedeutende Versuche mit Modellen gemacht; und als sich auf dem Festlande eine ungünstige Kritik der Luftschiffe einstellte, wurde sie kräftig unterstützt. England hatte kein Interesse, die Luftschiffe zu fördern — das verstand jeder Engländer. Man hoffte durch Vogel-Strauß-Politik eine Gefahr abzuwenden, die man in der großen Tragkraft der Zeppeline witterte, die bei genügender Anzahl vielleicht doch imstande wären, ein Landungskorps an die englische Küste zu bringen und die Verbindung desselben mit dem Festlande zu unterhalten, ohne daß die englische Armada dies verhindern könnte. Erst ziemlich spät entschloß sich die englische Admiralität zur Einführung von Wasserflugzeugen; die Luftschiffe wollte das englische Kriegsministerium entwickeln — aber es ist noch nicht weit damit gekommen. In Deutschland wandte sich das



Die Kavallerie-Attacke,
ohne die man sich keine Schlacht denken konnte.



Französischer Entwurf einer Großstadt mit einem Kranz von Wachttürmen zur Abwehr von Luftfahrzeugen.



Wie man sich die Abwehr der Luftschiffangriffe vorstellte:
Luftminen, die als Fesselballons an Drahtseilen schweben und zur Explosion gebracht werden, wenn sich ein Luftschiff nähert. — Im Jahre 1913 veröffentlichter Vorschlag eines englischen Kommandeurs von den Genietruppen.



Von der Vermählung des Kapitänleutnants von Mücke mit Fräulein Carla Fincke, Tochter des Großindustriellen H. C. Fincke in Bremen.
Das neuvermählte Paar mit der „Ayescha"-Mannschaft, die zur Hochzeit geladen war. Phot. Dose.

Interesse sofort energisch den Luftschiffen der verschiedenen Systeme zu, als dem solideren Unternehmen; erst später, gewissermaßen zur Ergänzung, wurden die Flugmaschinen für Land- und Seegebrauch eingeführt. Es ist bezeichnend, daß in Deutschland neben der militärischen Verwendung gleich der friedliche Gebrauch für Personen- und Postverkehr ins Auge gefaßt und praktisch betätigt wurde. Obgleich Deutschland verhältnismäßig spät auf den Plan trat, so besteht doch kein Grund zur Vermutung, daß die andere Nation in der Luftschiffahrt irgendeine Ueberlegenheit besessen. In Oesterreich-Ungarn ist das Flugzeugwesen sehr gut entwickelt. Es gibt wohl keine Armee und Marine heutzutage, die ohne Luftfahrzeuge an Kriegsoperationen denken möchte, so fabelhaft schnell hat sich diese neue Hilfswaffe eingeführt, die noch im Jahre 1908 sozusagen in den Windeln steckte, als am 6. Juli Farman mit einem 20-Minuten-Dauerflug eine Rekord-Leistung aufstellte, die allerdings schon im Herbst des Jahres durch die Gebrüder Wright in den Schatten gestellt wurde, als diese zum ersten Male mit einem Passagier aufstiegen und über eine Stunde in der Luft blieben. Es scheint, daß den Luftfahrzeugen, Luftschiffen und Flugmaschinen, im großen und ganzen der Ausbruch des Weltkrieges noch überraschend und zu früh gekommen ist, daß ihre Organisationen noch nicht genügend weit gediehen waren und deshalb der Ueberfall des Feindes in dem Maße, wie man sich ihn in der Theorie mit dem Augenblick des Kriegsausbruches gedacht hatte, nicht ausgeführt werden konnte. Französische an der Ostgrenze stationierte Flieger haben zwar, zum Teil schon vor Ausbruch des Krieges, mit Verletzung des neutralen Gebietes Vorstöße nach Deutschland hinein zur Störung unseres Aufmarsches mit recht kläglichem Erfolg gemacht, aber was bedeutet dies im Verhältnis zu dem großen Plan, nach dem sie auf die Hauptstädte, Residenzen, Parlamente, Regierungsgebäude, alle militärischen Gebäude, Eisenbahnstationen und Brücken vernichtende, Panik verbreitende Bombenangriffe seit sechs Jahren in der Theorie gemacht hatten. Hat also der Luftkrieg bisher noch nicht die Erwartung einer völligen Umwälzung der Strategie und Kriegstechnik durch die Luftschiffe und Flugmaschinen in die Erscheinung treten lassen, so sind doch die Angriffe der Zeppeline gegen die Ostküste Englands von der Helgoländer-Bucht her so erstaunliche Leistungen, daß man gut daran tut, nichts zu prophezeien. Um eine Wendung des Kriegsglücks herbeizuführen, haben sich die Franzosen kürzlich zu neuen Taten aufgerafft und Luftgeschwader von 45 Fliegern formiert; wir wollen uns darüber nicht aufregen.



Offiziere im Felde beim Schachspiel mit Figuren, die sie sich selbst aus Patronenhülsen und Tannenzapfen gemacht haben.

BILDER VOM TAGE



Gen.-Lt. Wild v. Hohenborn, der preußische Kriegsminister, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Rud. Dührkoop.



Gen.-Lt. Graf v. Bredow, Führer einer Division im Osten, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Noack.



Englische Werbemittel.
Szene von einer Werbe-Versammlung in einem Londoner Park. Das Plakat trägt die Inschrift: „Ich bin kein Drückeberger. Und Sie, mein Herr? Gott strafe die Drückeberger!"

Die englischen Werbeplakate, die in den ersten Monaten die Wände der Londoner Häuser bedeckten, waren ziemlich einfach. Meist zeigten sie die bekannte Phrase: „Dein König und Dein Land brauchen Dich!" oder das Bild Kitcheners, der mit einem ungeheuren Zeigefinger auf jeden Vorübergehenden wies, mit der Unterschrift: „Kitchener braucht Dich!" Nach einiger Zeit scheint die Zugkraft dieser Plakate auf die Kriegslust der jungen Leute nicht mehr gewirkt zu haben; denn es erschienen eine Anzahl Inserate und Plakate, die die Soldatenwerbung ganz im Stil der modernen Reklame aufnahmen; wo sonst dem Publikum das Bild der allerbesten Schuhwichse entgegenleuchtete, klebten jetzt geschickt gezeichnete Bilder, die die Männer aufforderten, ins Heer zu treten, die Kinder anspornten, ihren Vätern zu schreiben und sogar die Frauen belehrten, daß sie ihre Männer, Brüder oder „Schätze" zum Heeresdienst veranlassen müßten. „Was willst Du Deinem Sohn antworten" hieß ein Plakat „wenn er Dich später fragt: „Vater, hast Du 1915 nicht mitgekämpft?" — Eine andere Darstellung zeigt eine Reihe strammer Soldaten, aber ein Platz in der Front ist leer. Dort steht ein Schild: „Dieser Platz ist frei für einen kräftigen Mann, wollen Sie ihn ausfüllen?" — Alle Gefühle werden aufgereizt. Auf einem Bild spricht ein alter Veteran mit einem jungen Tommy, schlägt ihn auf die Schulter und sagt: „Leb wohl, mein Junge, ich wünschte mir, ich wäre noch jung und könnte mit Dir gehen!" Aber man läßt es nicht bei dieser geschäftsmäßigen Reklame bewenden. Werbesergeanten in schöner neuer Uniform wandern durch die Straßen, bekannte Redner halten große Versammlungen ab und betreiben den Rekrutenfang nur zum Sport. Sogar Frauen und Kinder werden zu solchen Aufzügen verwendet. Mädchen reiten in soldatischem Kostüm mit Musik durch die Stadt, und Kinderprozessionen ziehen einher und tragen Schilder mit der Inschrift: „Unser Papa ist an der Front; wo ist Deiner?" Alle öffentlichen Gebäude sind mit Aufrufen beklebt, an allen Scheiben der Autos und Omnibusse kleben sie. Ganze Hotelfronten sind mit riesigen Leinwandstreifen bespannt, die mit Schlagworten wie „Denke an Belgien", „Warum läßt Du andere für Dich kämpfen?" „Bist Du noch nicht 40 Jahre und gesund, so stelle Dich!" und ähnlichen Sprüchen in gewaltigen Buchstaben bemalt sind. Auch in den Zeitungen sind überall Anspielungen, Notizen und Bilder, die den jungen Leuten gelten; Karikaturen zeigen, wie der junge Mann in Zivil verspottet zu Hause sitzt, während der Soldat in Khaki die Bewunderung aller Frauen genießt. In den Zeitschriften sind lange Artikel, in denen die schönsten Schauspielerinnen und Weltdamen sich über den Soldaten äußern und erklären, daß nur „Tommy" in ihren Augen ein Mann sei. In umständlichen Ausführungen wird der soldatische Drill erklärt (mit Bildern, auf denen ein hübsches Mädchen Gewehrgriffe vormacht!) um so nur jedes Bedenken der diensttauglichen Jünglinge zu zerstreuen.



Mehrstöckiger Schipper-Schlafsalon.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Ernst Bischoff-Culm.

Die junge Exzellenz

Roman von

Paul Oskar Hoecker

12. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Auf dem mustergültigen Gutshof läutete eine Glocke mit blechernem Klang, als Eve die Kuhställe erreichte. Halb zwölf Uhr. Nach alter Sitte, denn hier begann der Tag schon früh, wurde jetzt Mittag gemacht.

Eve sah sich frischgemut um. Die Ordnung hier tat ihr wohl. Treppwalde zeigte auf Schritt und Tritt den Fleiß seines Herrn und seiner Herrin.

Ob die kleine, kurze, straffe Gestalt im altmodischen Ueberrock nun wohl die Treppe vom Gutshaus herabkommen und ihr entgegengehen würde?

Die Tür öffnete sich — aber Anna kam und neben ihr die Beschließerin, Fräulein Krause, in der weißen Schürze mit dem unvermeidlichen Schlüsselbund.

„Guten Tag, Exzellenz. Aber daß Exzellenz nicht telephoniert haben. Jawohl, wir haben jetzt Anschluß; die gnädige Frau hat sich ja lange gesträubt, aber es ging nicht länger mehr anders. Ich hätte doch den Wagen zur Bahn geschickt. Die Herrschaften wollen Mitte nächster Woche zurück sein; solange müssen Exzellenz doch bleiben. Nicht? Ich lasse die beiden Turmzimmer zurechtmachen, die Exzellenz bei der Feier bewohnt haben, die sind jetzt so sonnig und freundlich, Exzellenz werden sich gewiß wohl fühlen . . ."

Und Eve dachte gar nicht mehr daran, abzureisen, weil Fritz Wilhelm und der „alte Ziethen" noch im Süden weilten. Sie war ja nicht hergekommen, um sie zu sprechen — denn was die beiden ihr sagen würden, wußte sie ganz genau — nein, sie war hier, um den märkisch-preußischen Ernst, den märkisch-preußischen Geist auf sich einwirken zu lassen. Sie fühlte, daß sie hier von ihrer krankhaften Zerfahrenheit gesunden würde.

„Ja, liebes Fräulein Krause, ich bleibe ein Weilchen. Aber keine Umstände. Ich brauche nichts als Ruhe."

Fräulein Krause lächelte. „Unsere gnädige Frau sagte auch: Treppwalde sei doch das schönste Sanatorium, und sie war so unglücklich, daß die Aerzte sie fortschickten."

Das waren nun wirklich Tage des Friedens. Eve begleitete zu Pferd den alten Inspektor über die Felder, machte sich in des „alten Ziethen" Gärten nützlich, spielte mit der Tochter des Brennereiinspektors Tennis, ruderte nach dem Abendessen noch im Boot auf die See hinaus und erlebte wunderbare Sonnenuntergänge.

Sie wunderte sich oft selbst über ihre Seelenruhe. ‚Es ist eine Gnadenfrist', sagte sie sich. Aber sie hüllte sich ganz ein in die Stille dieser ländlichen Welt, als ob die ihr Schutz bieten könnte. Und das Grauen vor dem Alleinsein in der Familiengruft hatte sie völlig überwunden.

Das himmlische Heer.

Wuchs im Jahr der Feinde Hauf,
Wir in Schlachten wuchsen mehr:
Unsre Toten standen auf,
Ein himmlisch Heer.

Schrein und Urne hielt dich nicht,
Gräber sprengt ein gläubig Herz,
Herrlich steht dein Leib im Licht,
Warf ab das Erz.

Nicht wie wir durch Staub und Nacht,
Schreitend hoch von Stern zu Stern
Hörst du doch den Schrei der Schlacht
Und hilfst uns gern.

Selig schon zu Gott gewöhnt
Nicht zerreißt du heilges Band,
Rettest, das in Waffen dröhnt,
Das Vaterland.

Wehst vor unsrer ersten Reih'
Zornig her im Feuerhauch,
Zuckst wie Schwerterblitzen frei
Durch Glut und Rauch.

Kettest das geschmähte Land
Dichter an die Ewigkeit.
Himmlisch Heer, zu deinem Stand
Sind wir bereit.

Ricarda Huch.

Mehrmals verbrachte sie in dem dämmerigen Raum mit den verstaubten Farbgläsern, durch die das Licht wie in eine Sakristei fiel, ganze Viertelstunden. ‚Inzwischen haben sie mich in Berlin verdammt, ja, ich weiß wohl. Aber die sind meine berufenen Richter nicht. Mein Richter ist hier, in meiner Brust.‘

Die Ankunft der Schimpffs, denen sie ein Briefchen mit der Nachricht von ihrem eigenmächtigen Eindringen geschrieben hatte, worauf die ihr in ein paar herzlichen Zeilen antworteten, brachte dann so viel Bewegung auf das Gut, daß an einen ruhigen Gedankenaustausch am ersten Abend gar nicht zu denken war. Der „alte Ziethen“ fühlte sich erst am andern Morgen wieder wohl, als er in Rohrstiefeln über den Hof stapfen konnte. Eve begleitete die originelle, kleine Hausfrau zu den Hühnern und Enten, den Bienen und den Kaninchen, dann durch den Obst- und Gemüsegarten. Da wurde gelobt und gewettert. Der „alte Ziethen“ sah alles. Alles. Und die Hofleute hatten einen heidenmäßigen Respekt vor dem Auge der Herrin.

Im Gemüsegarten war's, bei den Spargelbeeten, wo Frau v. Schimpff mit ihren großen, wasserblauen, ernstleuchtenden Augen die junge Base forschend ansah. „Na, mein Kind, und nun 'mal Beichte abgelegt. Bei Dir stimmt etwas nicht.“

„Ich bin seit Nervi um keinen Schritt weitergekommen, Tantchen. Das ist meine Sorge, mein Kummer, meine Verzweiflung gewesen. Ich hab' mich nicht links und nicht rechts entscheiden können. Und einen Weg geradeaus gab's für mich doch nicht.“

Die alte Dame war entsetzt, zu hören, daß Eve die Akten noch immer bei sich führte. „Um's Himmels willen, Exzellenzchen, wo soll das hin?“

Eve seufzte. „Ich weiß es selbst nicht. Ich bin jetzt in einen Strom geraten, der mich aus allem Herkommen hinausträgt ins Ungewisse.“

„Gott helfe Dir.“ Der „alte Ziethen“ bückte sich und sammelte die Steine von den Beeten auf. Eine Weile blieb es still. „Also seitdem Du mit Unruh gesprochen hast, ist nichts geschehen?“

„Nichts. Ich habe auch Barbara nicht mehr gesehen — bin hierher gekommen wie auf der Flucht. Auf der Flucht vor ihr — und vor mir.“

„Exzellenzchen, nimm mir's nicht übel, Du bist übergeschnappt.“ Sie richtete sich halb auf, blieb aber auf den Hacken sitzen. „Nun werd' ich aber grob, verstehst Du.“

„Ich versteh' Dich. Gewiß. Und ich nehme Dir Deine Grobheit auch gar nicht übel, Tante. Ich glaube, es hat mich gerade deshalb hierher getrieben: weil ich von Euch so recht tüchtig zerzaust werden wollte.“

„Na, Fritz Wilhelm wird das nicht so besorgen, wie es notwendig wäre. Er ist ja in Deine braunen Samtaugen vergafft wie ein Fähnrich, der Schlot. Und unverschämt genug ist er, mir's immerfort zu sagen. Da werd' ich Dich nun also selber beim Schlafittchen kriegen müssen.“ Sie warf eine Handvoll Steine auf den Weg und blickte Eve mit ihren blitzenden, großen, wasserhellen Augen befehlend an. „Bis es zum Mittag läutet, mein Kind, hast Du das ganze Aktenzeug zusammengepackt und postfertig gemacht, eingeschrieben, P. P. Um halb ein Uhr fährt der Inspektor zur Station, der nimmt das Paket mit. Verstehst Du mich, Exzellenzchen?“

Eve nickte. „Ja, ja. Es soll geschehen.“ Sie atmete auf. Es war ihr eine Wohltat, daß jemand da war, der ihr befahl.

„Aber ich bitte mir aus: unweigerlich. Und keine Mucken mehr, Exzellenzchen!“

„Nein. Mein Wort darauf.“

„Das große?“

„Das große!“

Der „alte Ziethen“ erhob sich stöhnend. „Dort kommt Fritz Wilhelm. Am besten, wir verschweigen ihm jetzt Deine Untat, Exzellenzchen.“

„Ach — Furcht hab' ich gar nicht mehr. Auch vor Fritz Wilhelm nicht. Ich bin ja wie erlöst. Du ahnst nicht, was es an mir gefressen hat.“

„Daß Fritz Wilhelm Dir Furcht einflößen könne, das hab' ich nie vorausgesetzt, mein Kind. Aber der Racker sucht sich doch sicher gleich einen Vorwand aus, um Mitleid mit Dir zu haben. Und das erscheint mir noch gefährlicher. Er ist rein verrückt nach Dir.“

„Tante — Du machst mich schamrot. Was soll ich dazu sagen?“

Der „alte Ziethen“ erhob sich etwas mühsam und lachte. „Nun denkst Du gewiß, ich sei eifersüchtig auf ihn, wie? Nee, Exzellenzchen, auf ihn nicht. Höchstens auf Dich. Na, aber das nur in Parenthesen. Daß Du ihn abfliegen läßt, das weiß ich ja. Und das freut mich. Du ahnst nicht, Kind, wie gesund das den Männern ist, wenn sie 'mal so ein bißchen gedeppt werden.“

„Hallo!“ rief Herr v. Schimpff, der eine Zeitung in der Hand hielt, vom Hofe her. „Hört' mal, Kinder, große Neuigkeiten!“

„Wenn Du vor Tisch Muße hast, die Zeitung zu studieren, Fritz Wilhelm, so freut mich das für Deine Wirtschaft. Wir Frauenzimmer haben Wichtigeres zu tun.“

„Nee, nee, kommt doch 'mal bloß her, Kinder!“

„Mit Deinen langen Storchbeinen kannst Du in der Hälfte der Zeit hier bei uns sein, Du Faulpelz!“

Fritz Wilhelm lachte dröhnend. „Ist sie nun nicht originell, Eve, die Frau Schimpff-Treppwalde?“

Er setzte sich in Bewegung, und die beiden Damen gingen ihm entgegen. An dem alten Ziehbrunnen, der zwischen den Ställen stand, trafen sie miteinander zusammen. Herr v. Schimpff hielt die Zeitung ausgebreitet in beiden Händen. Der leichte Wind schlug ihm das große, ungeschickte Blatt gegen das Gesicht. Er blies es mehrmals von sich und reckte die Arme noch weiter aus. Schwerfällig und langsam, denn er konnte bei seiner Weitsichtigkeit ohne Brille nur schlecht die Buchstaben unterscheiden, las er vor: „Rücktritt Sr. Exzellenz des Wirklichen Geheimen und Vortragenden Rats Freiherrn v. Unruh. Wie wir in der heutigen Morgenausgabe bereits mitteilten, haben Gesundheitsrücksichten den hochverdienten Beamten bewogen . . .“

„Ist es die Möglichkeit!“ unterbrach der „alte Ziethen“ die Vorlesung und griff nach dem Blatt, um die Nachricht selbst zu lesen. Das langsame Tempo machte auch Eve ungeduldig. Da Fritz Wilhelm sich von der Zeitung nicht trennen wollte, drängten sie sich von beiden Seiten an ihn heran und lasen über seine Schultern mit. Er drehte sich, während er in der Vorlesung fortfuhr, allmählich gegen den Ziehbrunnen um. Auf dem Steinrand fand das Blatt dann einen Stützpunkt. Die drei Köpfe steckten über dem flatternden Bogen dicht beisammen.

Die ganze Biographie des Freiherrn war ausführlich wiedergegeben. Schließlich ward auch daran erinnert, daß sein einziger Sohn, der Legationsrat Fritz v. Unruh, seit einem halben Jahre mit der Tochter des früheren Staatsministers Ulrich Schimpff v. Schlebrügge verheiratet war. Alle Orden und Auszeichnungen, die der Geheimrat im Verlauf einer mehr als dreißigjährigen Amtslaufbahn erhalten hatte, waren aufgezählt. Ihnen gesellte sich nun noch der Stern des Roten Adlers hinzu.

„Na, was sagt Ihr, Kinder? Unruh gegangen. Unerhört. Was? Ich sah ihn doch bombensicher noch ein Ministerportefeuille tragen. Was wird das Barbaras Fritz an die Nieren greifen! Wer den Papst zum Vater hat . . . Und nun die ganze Herrlichkeit mit einem Schlag erledigt.“

Eve starrte noch immer wie versteinert in das Zeitungsblatt. Sie wußte nichts zu sagen. Sie vermied es, Fritz Wilhelm oder den „alten Ziethen“ anzusehen. Durch ihr Hirn schwirrte es in raschen Gedankenfolgen und Bilderreihen. Im Mittelpunkt stand aber nicht der Geheimrat oder dessen Schicksal, sondern Barbara.

„Dir ist der Schreck in die Glieder gefahren, Eve,“ sagte der „alte Ziethen“. „Du siehst ja aus wie weißer Käse. Komm ins Haus, Exzellenzchen.“

Fritz Wilhelm strich sich über den Magen. „Wahrhaftig, ich spüre den Schreck auch. Mir ist mit eins ganz kotterig zumute. Wie wär's, wenn wir drinnen einen Kognak hinter die Binde gössen?“

Seine Frau warf ihm aus ihren großen Augen einen strafenden Blick zu. „Vormittags? Nee, is nich.“ Sie legte ihren Arm in den der Nichte und zog sie mit sich nach dem Schloß. Fritz Wilhelm wagte nicht aufzumucken und folgte, noch immer die Nase ins flatternde Zeitungsblatt steckend.

Eve war es unmöglich, sich über allerlei Gleichgültiges zu unterhalten. Sie hörte laut ihr Herz pochen. Eine starke Nervosität hatte sich ihrer bemächtigt. Sie begab sich ins Turmzimmer, um eine Weile allein zu sein. Ihre Jungfer war hier mit dem Aufräumen beschäftigt. Sie schickte sie fort. Doch dann rief sie sie sogleich zurück.

„Zu Hause wissen sie wohl noch gar nicht, daß wir hiergeblieben sind, wie?“ fragte sie das Mädchen unschlüssig.

„Nein, Exzellenz.“

„Hm. Es könnten doch Briefschaften gekommen sein, irgendwelche Nachrichten von Wichtigkeit.“

„Exzellenz hatten selbst angeordnet —“

„Ja, ja, ja.“ Sie atmete tief. „Am besten, wir geben sofort Weisung . . . Springen Sie doch hinunter, Anna, und bitten Sie den Herrn, daß er mich durchs Fernamt telephonisch mit Westend verbinden läßt!“

Während sie auf den Anschluß wartete, packte sie das Aktenmaterial, das sie dem Wiener Koffer entnahm, zusammen. Der Diener mußte ihr dann helfen, das Paket postfertig zu machen. Sie fügte der Sendung nur ein paar Zeilen hinzu, die die nachträgliche Auffindung der Papiere erklärten. Das Paket brachte sie dem Inspektor persönlich in seine Wohnung hinüber.

„Fernamt!“ ließ sich gerade des Hausherrn Kommandostimme aus dem offenen Fenster des Geschäftszimmers vernehmen.

„Ich komme, ich komme!“

Eve ließ sich in aller Hast von der Stütze Bericht erstatten.

„Hat Exzellenz von Unruh noch von sich hören lassen?“

Davon war der Stütze nichts bekannt. Aber die Posteingänge lagen vor ihr, und deren Absender, soweit sie auf den Briefumschlägen vermerkt waren, nannte sie. Auch ein Brief mit dem Poststempel Nervi war darunter. „Und gestern kam ein zweiter, aber eingeschrieben, der lagert jetzt, Exzellenz!“

„Sofort alles hierherschicken. Hören Sie: Sofort. Und melden Sie's auch der Post.“

„Hast Du Barbara gesprochen, Kind? Was sagt sie?“ fragte der „alte Ziethen“, als es zu Tisch läutete und Eve sich in dem großen, dunkel getäfelten, mit Geweihen geschmückten Speisezimmer einfand.

Eve hob und senkte matt die Schultern. „Ich bring's nicht über mich, am Telephon über all die Dinge zu reden. Ich hab' ihr sagen lassen, daß ich hier bin und ihr morgen schreiben werde. Bis morgen hab' ich meine Post in Händen.“

„Du glaubst, daß Unruh Dir noch eine Nachricht gegeben hat? Oder was erwartest Du sonst?“

„Hayn hat geschrieben. Und ich muß erst wissen, was er plant.“

Der „alte Ziethen“ schüttelte den Kopf. „Ich hab' Dir's schon in Nervi prophezeit: Du wirst Dich in die Nesseln setzen. Geschieht Dir jetzt recht, Exzellenzchen. Aber verrate vor Fritz Wilhelm nicht, daß es Dich brennt. Sonst will er natürlich gleich kühlen, der Schlot.“

„Ihr habt von mir gesprochen, ich seh's Euch an,“ sagte Fritz Wilhelm, der von der Hofseite mit windgerötetem Gesicht ins Zimmer trat.

„Heut' hat man Wichtigeres zu tun,“ sagte der „alte Ziethen“ trocken. „Kommt, Kinder, die Suppe wartet. Und bei Tisch, bitte, keine Politika. Der August klatscht ja alles in der Leutestube weiter.“ Sie verfügten sich zu der Tafel, jedes trat hinter seinen Platz, und die Hausfrau sprach wie immer das kurze Tischgebet.

Die Post kam nicht, wie Fritz Wilhelm versichert hatte, am Abend, sondern erst am andern Morgen.

Eve war schon seit sieben Uhr auf. Als der Inspektor die Postmappe ins Geschäftszimmer brachte, eilte sie selbst zur Pferdekoppel, um Fritz Wilhelm, der dort die Fohlen musterte, um den Schlüssel zu bitten.

Endlich hielt sie ihre Post in Händen. Es war auch von Barbara ein Brief dabei. Der war geschrieben, gleich nachdem sie erfahren hatte, daß ihre Mutter auf Treppwalde weilte. Eve riß den Umschlag mit zitternder Hand auf. Vor den Klagen und Anklagen Barbaras graute ihr's am meisten. Unruhig irrten ihre Blicke über die Zeilen.

Aber es war nichts von Vorwürfen, nichts von Anklagen gegen sie darin enthalten. Barbara entschuldigte sich zunächst, daß sie die letzten Tage nichts von sich habe hören lassen. Es sei im Hause soviel zu tun gewesen. „Gestern, wo Fritzens Papa uns mit der Nachricht von seinem Abschied überraschte, wollte ich Dich natürlich gleich aufsuchen, und da erfuhr ich, daß Du schon nach Treppwalde abgereist warst. Was wirst Du zu seinem Rücktritt sagen? Für Fritz und mich war es geradezu ein Donnerschlag. Daß er vorher auch nicht mit einer Silbe uns vorbereitet hat. Gewiß fürchtete er, daß Fritz ihn bestürmen würde, noch zu bleiben, wenigstens so lange, bis unser eigenes Schicksal einigermaßen feststeht. Wer weiß, wie jetzt der Wind für uns wehen wird. Ach, alle Konsequenzen lassen sich heute noch gar nicht absehen. Er sei amtsmüde, das ist die ganze Erklärung. Du kannst Dir vorstellen: Fritz ist wütend. Ich finde es auch unerhört, daß die Sache so rasch und so heimlich abgemacht worden ist. Hat Fritzens Papa denn Dir etwas davon verraten? Er hat Dich doch neulich besucht. Wenn Du vorbereitet warst, so sage, bitte, zu Fritz nichts darüber. Es würde ihn kränken. Auch die Fragerei auf dem Amt jetzt ist ihm natürlich scheußlich. Er findet die Sache für ihn geradezu kompromittierend. Fritzens Papa ist heute früh nach Nauheim abgereist. Er will dort Bäder gebrauchen. Sein Herz sei angegriffen. Fritz sagt: sein Papa habe bis heute noch niemals über sein Herz geklagt, er habe eine zähere Natur als er und werde gewiß neunzig Jahre alt werden. Ich fand ihn eigentlich noch munterer als sonst. Möglich, daß es Maske war. Denn insgeheim muß ihm der Entschluß doch hart angekommen sein, so plötzlich allem zu entsagen."

Eve ließ sich auf den kleinen Fensterpodest nieder, starrte in den Brief und preßte die Linke gegen das Herz.

Lange saß sie so da, unfähig, die übrige Post durchzusehen.

All die Furcht, die sie bis zu dieser Stunde verfolgt hatte, war also unbegründet gewesen?

Sie war wie erlöst. Vor Barbaras Anklage hatte sie am allermeisten gezittert. Und Barbara gegenüber hatte Unruh taktvoll geschwiegen.

Wie sollte sie ihm dafür danken?

Aber die Lektüre der beiden Briefe, die Karl Hayn ihr geschrieben, peitschte sie dann doch wieder in große Erregung, in wachsende Angst hinein.

Im ersten Brief bat der Afrikaner in kurzen Worten um eine Unterredung, höflich, aber bestimmt. Das Schreiben war ihr an dem Tage gefolgt, an dem sie Nervi verlassen hatte. Da es keine Beantwortung gefunden, schickte Hayn ein zweites. Das enthielt keine Bitte mehr, sondern eine Forderung. „Ich muß Sie sprechen. Bitte, telegraphieren Sie mir, wo ich Sie aufsuchen darf. Unmöglich kann es Ihre Absicht sein, mich jetzt abzuschütteln, meine Briefe zu ignorieren. Klären Sie mir den Zwiespalt auf. Ich bin Ihres Rufs gewärtig."

Während sie noch überlegte, brachte der Expreßbote ein Telegramm, das ihr über Westend gefolgt war.

„Falls bis morgen abend keine Nachricht, abreise nach Berlin. Hayn."

Unter keinen Umständen durfte sie dulden, daß Hayn sie in Berlin aufsuchte, oder wohl gar hier in Treppwalde. Und doch war eine Aussprache unumgänglich erforderlich.

‚Ich werde nach München reisen, ihm entgegen, wir können uns auf halbem Wege treffen.'

Bei diesem Entschluß blieb sie. Dem Boten, der die Depesche gebracht hatte, gab sie ihre Antwort gleich mit. Sie bezeichnete als ihre Münchener Adresse nicht das Hotel, in dem sie auf der Durchreise mehrmals mit ihrem Mann und zuletzt mit ihrer Tochter gewohnt hatte, sondern eines, in dem sie unbekannt zu sein hoffte.

Anna wunderte sich des Todes über die plötzliche Ruhelosigkeit ihrer Herrin. Solange sie im Dienst von Exzellenz Evchen stand, konnte sie sich solch eines planlosen Herumziehens nicht entsinnen . . .

Am zweitnächsten Morgen langten sie in München an und wurden im Hotel durch den langen, klosterähnlichen Gang in ihre Zimmer geführt. Dort begegnete ihnen ein Herr, der die Exzellenz lebhaft begrüßte, und der Anna schon aus Portofino-Kulm und aus Nervi sehr wohl bekannt war. Der Afrikaner mit dem schwarzen Diener.

XII.

Es war Eves Absicht, sich hier im Hotel unter ihrem Mädchennamen ins Fremdenbuch einzuzeichnen.

Aber im Begriff, die schmucke, kleine Halle zu durchschreiten, in die der Hotelgang mündete, sah sie sich plötzlich einer jungen Frau gegenüber, die ebenso überrascht zusammenzuckte wie sie, um dann, ein wenig zögernd, auf sie zuzutreten.

„Sie erkennen mich nicht?" fragte die Fremde. Es war eine bildhübsche, vornehm einfach gekleidete und doch äußerst pikant wirkende Blondine. Sie war blaß, ein bläulicher Schimmer unter den grauen Augen gab ihrem Antlitz einen Leidenszug.

Eve hatte sonst ein gutes Physiognomiengedächtnis, aber dieser Erscheinung gegenüber versagte es vollkommen.

„Lisa Treusche," sagte die Fremde leise.

Nun erschrak Eve. Es war Rodehaus geschiedene Frau. Die törichte Lisa v. Treusche, die nach der Scheidung den leichtfertigen Conte in Florenz geheiratet hatte. Aber was war aus dem blutjungen koketten, lebensprühenden Ding geworden, das sie damals auf dem Familientag im allerersten Glanz des jungen Liebesglücks gesehen hatte!

„Gelt, ich habe mich arg verändert seitdem?" fragte die junge Frau mit einem traurigen Beiklang.

Eve gab ihr die Hand. „Verzeihen Sie mir, Frau Lisa."

Ein paar Augenblicke herrschte Schweigen. Eve sah es in den Augen der jungen Frau feucht schimmern.

... d Sie — schon länger hier?" fragte die andere, sichtlich bemüht, sich zu beherrschen.

„Diesen Augenblick erst treffe ich hier ein. Wo wohnen Sie? Auch hier in diesem Flügel? Es freut mich herzlich ... Dann werden wir ja Nachbarn sein ..."

Zu mehr als ein paar konventionellen Redensarten kam es in Gegenwart des Hoteldirektors, des Kellners und Ha..dieners nicht. Frau Lisa wollte die Base auch nicht aufhalten. „Ich melde mich hernach bei Ihnen," sagte sie, drückte Eve die Hand und ging weiter.

Nun blieb Eve nichts anderes übrig, als ihren Frauennamen in die Liste einzutragen.

Das kleine Etablissement zu ebener Erde, das ihr angeboten wurde, bestand aus Schlafzimmer, Bad, Bedientenkammer und einem winzigen, aber reizend eingerichteten Salon, dessen Tür in den Hotelgarten mündete. Die Morgensonne traf über das Vorderhaus hinweg in schrägem Winkel den wohlgepflegten Rasenplatz und die Blumenbeete vor der Tür. Auch in den kleinen Salon drang ein bißchen Sonne ein.

„Es ist gut, lassen Sie mir das Gepäck bringen, ich nehme die Zimmer."

„Sehr wohl, Exzellenz." Der Direktor verbeugte sich und ging.

Während sie noch mit Auspacken beschäftigt waren, klopfte es an die Tür. Lisa v. Treusche erschien auf der Schwelle. Eve schickte die Jungfer fort und bat den Besuch näherzutreten.

Sie saßen kaum drei Minuten beisammen, da wußte Eve schon so ziemlich Bescheid. Auch Lisas zweite Ehe war bereits in die Brüche gegangen.

„Diesmal bin ich ganz unschuldig daran," sagte Lisa und betupfte mit dem winzigen Spitzentüchlein immer wieder die Augen. „Es ist wohl die gerechte Strafe. Da war eine Person aus Rom, es hieß, eine Malerin, aber ich hätte sie nicht mit der Feuerzange anrühren mögen, die hat da in einer Fremdenpension drüben über'm Arno gewohnt, und Alessandro alle Tage dort, alle Tage ... Ach, so häßliche Szenen hat es zwischen uns gegeben, ich hab' ja nie geglaubt, daß ein Mann so brutal sein kann ... Ich war eben verwöhnt aus meiner ersten Ehe. Otto hat mir nie ein schlechtes Wort gegeben. Und auch wo er Grund hatte, böse zu sein, blieb er doch immer Kavalier, während dieser Mensch, dieser — dieser ... Ach verzeihen Sie, es packt mich noch immer, ich hab' so schreckliche Zeiten durchgemacht."

Die junge Frau weinte sich aus. In langem, gleichmäßigem Strom ging es.

„Sie haben ihn nun verlassen?" fragte Eve, nachdem sie ihr Zeit gelassen, sich wieder zu sammeln.

„Nein, er hat mich verlassen. Und ich muß nun klagen. Ach, es wird einen fürchterlichen Prozeß geben. Er hat doch auch mein Geld. Ich war in allem so unvorsichtig. Ich weiß nun gar nicht, was anfangen. Zu Hause wollen sie nichts mehr von mir wissen. Und Otto ..." Sie schluchzte. „Er ist doch nach Afrika gegangen."

Eve war dunkelrot geworden. „Bevor Rodehau nach Tanga fuhr, ist er öfters in meinem Hause gewesen," begann sie zögernd. „Ich kann sagen: wir sind gute Freunde geworden."

Mit einem Hoffnungsstrahl blickte Lisa auf. „Wirklich?", Sie näherte sich ihr und erfaßte ihre Hand. „Ganz ehrlich. Bitte, bitte. Hat er über mich gesprochen? Sie können es mir ruhig sagen, auch wenn es nichts Gutes war. Bitte, sagen Sie."

„Ja, er hat sich mir einmal anvertraut. Hat mir geschildert, wie alles gekommen ist. Und er hat Sie bedauert — weil er Ihr Schicksal, wie es sich jetzt gestaltet hat, voraussah."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Fritz R. P. 68. Unter Syndikat versteht man den Zusammenschluß mehrerer Handelsgesellschaften, die gleiche Erzeugnisse herstellen oder gleiche Interessen haben. Der Zweck dieser in einem Syndikat zusammengeschlossenen Firmen ist teils der, sich gegenseitig zu unterstützen, teils eine Preisregulierung zu erreichen. Es gibt private und Zwangssyndikate oder solche, die sich freiwillig unter die Aufsicht des Staates stellen.

K. R. 16. Die Prisengerichte werden in Kriegszeiten von den einzelnen kriegführenden Staaten eingesetzt und entscheiden darüber, ob eine von Kriegsschiffen gemachte Seebeute zu beschlagnahmen, d. h. als „gute Prise“ zu erklären oder freizugeben ist. Wird die Prise losgesprochen, so leistet der beschlagnahmende Staat Entschädigung, sofern die Rückgabe nicht möglich ist, andernfalls geht die Prise in den Besitz des Staates über, dessen Schiffe die Beute eingeliefert haben. Dieser Staat hat dann die freie Verfügung über Vernichtung oder Verwendung der erbeuteten Schiffe und ihrer Ladungen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Eine ideale Säuglingsernährung ermöglicht „Biederts Ramogen“. Es wird von berufener Seite als muttermilchähnlichste Nahrung bezeichnet und hat sich seit Jahrzehnten in Kliniken, Säuglingsheimen und in der ärztlichen Privatpraxis in unvergleichlicher Weise bei Verdauungsstörungen der Säuglinge in vorbeugender und heilungfördernder Weise bewährt. Inserate erscheinen regelmäßig in unserer Zeitung.

Die Brotabgabe im Fremdenverkehr ist im Großherzogtum Baden durch Verordnung des Großh. Min. d. I. vom 29. Juni für außerhalb Badens Wohnende so geregelt, daß sie sich bei längerem Weggang von ihrem Wohnort eine Abmeldebescheinigung ihres Kommunalverbandes verschaffen, auf Grund deren sie dann die für ihren Bedarf notwendigen Tages-Brotkarten in Hotels und Wirtschaften erhalten können. Mit dieser Regelung des Brotverkehrs ist es jedem Besucher des schönen Badener Landes ohne Schwierigkeiten möglich, sich den täglichen Bedarf an Brot zu sichern.

Ein **zusammenlegbares Feldbett** (D. R. G. M. 622 336) von außerordentlich zweckmäßiger Einrichtung, in sauberer Ausführung, in gediegenem Material, preiswert und von bedeutender Tragfähigkeit hat die renommierte Möbelfabrik A. Schmidt, Ulm a. D., auf den Markt gebracht. Ueber das Feldbett, über dessen Konstruktion, Preis und Verwendungsmöglichkeit für Soldaten, Jäger, Touristen in Sommerfrischen, in Erholungsheimen und Stadtwohnungen usw. die Firma jederzeit auf Wunsch Prospekt kostenlos versendet, hat der P… an der Technischen Hochschule in Darmstadt, Dr.-Ing. G. W. Köhler, ein ausführliches, sehr günstiges Gutachten veröffentlicht. Die Inserate der Firma erscheinen in dieser Zeitung.

Das Rauchen und geistige Genußfähigkeit stehen miteinander in Beziehung. Daß aus diesem Grunde die meisten Menschen eine Vorliebe haben, beim Lesen auch zu rauchen, benutzt in geschickter Weise die bekannte Zigaretten-Firma Waldorf-Astoria dazu, unsere Feldgrauen mit Lektüre zu versorgen, indem sie ihren Packungen ihre „Farbigen Heftchen“ beifügt. Daß sie in diesen gehaltvolle, geistig wirklich stärkende Lektüre verbreitet, bezeugt in einem lesenswerten Artikel kein Geringerer als Dr. Hch. Lhotzky. Sonderdrucke dieses geistvollen Artikels stellt die Firma gern Interessenten zur Verfügung. Wer gute Schriften unentgeltlich ins Feld senden will, der schicke also Waldorf-Astoria-Zigaretten mit den „Farbigen Heftchen“.

? RÄTSEL !

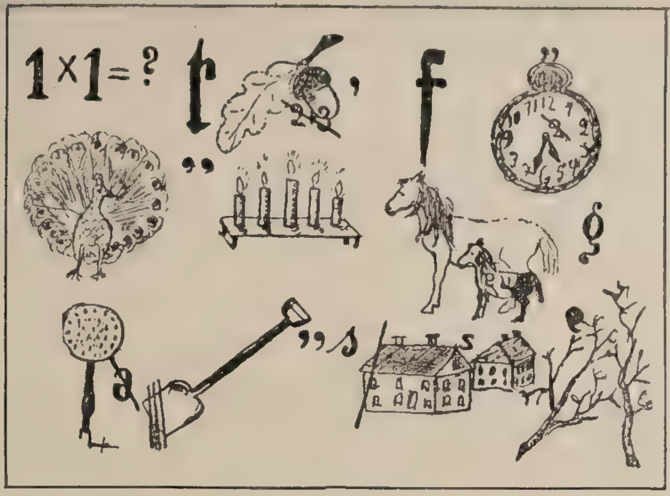
Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
ar — ber — ca — da — del — der — dorf — e — e — ei — eth — fer — gast — gie — gie — grün — he — hö — im — in — is — ke — ki — klub — ko — la — lai — land — li — lo — lo — lo — mahl — mensch — mer — mus — nenn — new — ni — nie — nietz — no — no — o — pa — ret — rett — rück — sa — schlag — sche — stein — spiel — sucht — sur — te — to — tor — u — ü — wie — winsk — wols — za — zo — zug
sind 24 Wörter zu bilden. Wenn man die Anfangsbuchstaben von oben und die Endbuchstaben von unten beginnend abwechselnd liest, ergibt sich einer der großen Erfolge des ersten Kriegsjahres.

Die Wörter bedeuten: 1. Dichter. 2. Indianerstamm. 3. Ein Schlagwort des unter 24 gemeinten Philosophen. 4. Empfindung. 5. Wissenschaft. 6. Schmuckgegenstand. 7. Altertümliche Waffe. 8. Kampfgebiet im Westen. 9. Pflanze. 10. Badeort. 11. Atmosphärische Erscheinung. 12. Strategische Maßnahme. 13. Hohenpriester. 14. Russischen Politiker. 15. Wissenschaft. 16. Fluß in Italien. 17. Gesellige Zusammenkunft. 18. Russischen Heerführer. 19. Russischen Staatsmann. 20. Bulgarischen Staatsmann. 21. Unberechtigten Herrscher. 22. Gesellige Vereinigung. 23. Sanitäre Einrichtung. 24. Philosoph.

Bilder-Rätsel.

Entworfen von Art.-Maat Eich, z. Zt. kriegsgefangen in Osaka, Japan.



Buchstaben-Rätsel.

In seinem 1 bis 6 hat Macht
Und Rechte stets ein 1 bis 8,
Hat inne oft gar einen Thron. —
Auf jeder lumpigen Auktion
Hat Stimme, Rechte und auch Macht
Mit barem Geld ein 3 bis 8.

Kopf-Rätsel.

Geduldig ist's, Du kannst ihm immer alles sagen.
Mit anderm Kopf dient es zum Streitaustragen.

Scherz-Rätsel.

Ich bin in meinen jungen Jahren
Voll Leidenschaft mit Eins gefahren,
Und freute mich, fuhr ich vorbei
An einer frischen, grünen Zwei. —
Als neulich ich so recht vergnügt
Vom Stammtisch heimgegangen,
Da hat die Polizei gerügt,
Daß ich Eins — Zwei begangen!

Palindrom.

Ich pflanzte in mein Gartenland
Das Rätselwort mit eigner Hand
Und als ich es dann umgekehrt,
Hat's freche Diebe abgewehrt. —

Seltene Gabe.

So manchem fehlt's an Zwei — Drei nicht,
Der fast die ganze Eins gesehen;
Doch daß am Ganzen ihm's gebricht,
Muß er sich trotzdem eingestehen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:
Das siegreiche Vordringen in Russisch-Polen.

1. D'Elsa. 2. Solokrebs. 3. Inflexible. 4. Gebweiler. 5. Elfenbeinschnitzerei. 6. Chaussee. 7. Vertiko. 8. Rhomboid. 9. Rimini. 10. Neidenburg. 11. Enzian. 12. Istrien. 13. Nadau. 14. Spiritus. 15. Ichthyosaurus. 16. Chromoskop. 17. Orgel. 18. Erdbeben.

Ein wichtiges Wort: Gewogen.



In unserm kleinen Seebade spielt eine Musikkapelle, die nach altem Brauch in jeder Pause absammelt. Neulich kommt der Pauker, einen Teller in der Hand, auf dem schon einige Münzen liegen, an einen Fremden und sagt, den Teller hinhaltend: „Verzeihung, mein Herr — für die Musik!"

Der Fremde blickt auf und sagt: „Na, schön, diesmal will ich noch verzeihen, aber die Musik ist erbärmlich!" — und nimmt die Münzen vom Teller.

*

Zeitrechnung. „Haben Sie dieses entzückende Teegeschirr schon lange?" — „Nun, etwa vier und ein halbes Dienstmädchen lang."

*

Auf der Elektrischen. Eine sehr energisch aussehende Dame steht auf der hinteren Plattform und hält ihre Schirmspitze in lebensgefährlicher Weise nach oben. „Entschuldigen Sie," sagt der Schaffner, „Sie werden mit Ihrem Schirm noch dem Herrn hinter Ihnen in die Augen fahren." — „Das ist mein Mann!" versetzte die Dame schnippisch.

Den Soldaten ist gesagt worden, daß sie sich beim Unteroffizier vom Dienst melden sollen, wenn sie sich krank fühlen. Dann werden sie in das Krankenbuch eingetragen. Eines Morgens entdeckt der Feldwebel den Referendar Küster unter den kranken Lämmern, der gar nicht ins Krankenbuch eingetragen worden ist. „Küster," fragt der Gestrenge, „wie kommen Sie hier zwischen? Sie stehen ja gar nicht im Krankenbuch?" — „Verzeihung, Herr Feldwebel, ich bin auch krank, ich habe nur vergessen, mich ins Buch einzeichnen zu lassen." — Darauf sagt wütend der Feldwebel: „Einzeichnen! Einzeichnen! Kommen Sie mir hier nicht immer mit Ihren wissenschaftlichen Ausdrücken, verstanden?"

Zeichnung von A. Fiebiger.



Das Theater in der Kriegszeit:
Regisseur: „Ja, wo sind denn Ihre Hinterbeine"?
Drache: „Entschuldigen Sie, Herr Regisseur, die sind gestern einberufen worden!"

*

Zwei Schauspieler unterhielten sich. „Wenn wieder Frieden ist, möchte ich eine Gastspielfahrt durch Südafrika machen!" — „Du," meinte der andere, „so'n Straußenei wiegt seine zwei bis drei Pfund!"

*

Er (Zeitung lesend): „Wir schulden der medizinischen Wissenschaft doch eine Menge!" — Sie (entsetzt): „Wieso? Hast Du die Doktorrechnung noch nicht bezahlt?"

*

„Ich glaube an diese Wunderheilungen nicht, zum Beispiel an diese Kuren durch Handauflegen." — „Na, sagen Sie das nicht, meinen Jüngsten, den Maxl, habe ich durch Handauflegen gründlich vom Zigarettenrauchen kuriert."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 34

Berliner
Illustrirte Zeitung

22. August 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Der Oberbefehlshaber der türkischen Dardanellenarmee, Marschall Liman von Sanders.
Im Hintergrund ein türkisches Truppenlager an den Dardanellen.



Der Feldherrnhügel.
Erste Aufnahme Hindenburgs mit seinem Stabe auf dem Schlachtfelde bei der Beobachtung eines Gefechts
Hindenburg Oberstlt. Hoffmann Ludendorff.

Warschau, das Herz Polens, ist von dem siegreichen Ansturm der deutschen Heere bezwungen, und durch die alte Königstadt hallt der Tritt deutscher Bataillone. Das letzte mißvergnügte Kanonenkonzert der geschlagenen Russen von den Wällen Pragas herüber ist verstummt. An einem Tage, der voll von Sonne war, zog der Führer der neunten Armee, die den Fall der Stadt erzwang, Prinz Leopold von Bayern, ein. Es war ein Triumphzug ganz im Stile festlicher Gebärden. Von Reitern eröffnet, bewegte sich der Zug in die Stadt, hinter dem Prinzen, den Generälen und Stäben, schritt Infanterie, eine Schwadron Kavallerie bildete den Schluß. „Deutschland, Deutschland über alles" jubelte aus den Trompeten und Flöten der Musikkapelle durch die polnische Hauptstadt, und die befreite Bevölkerung war Zeuge einer glänzenden Parade über die kampferprobten Truppen. Da war kein Bürger, der sich nicht der historischen Größe dieser Stunde bewußt gewesen wäre, mochten auch russische Agenten die Alarmnachricht von einer baldigen Rückkehr der Russen immer wieder heimlich unter die Menge werfen. Dem Glanz des Einzuges folgte alsbald die Ruhe neuer Ordnung und schon herrscht deutsche Sitte und Gerechtigkeit als ob es nie anders gewesen wäre.



Posten vor dem berühmten Lustschloß Lazienki.



Warschau nach der Einnahme.
Parade vor dem Prinzen Leopold von Bayern.
Im Hintergrund die berühmte russisch-orthodoxe Kirche.



In den zerschossenen Forts von Warschau.



Die Großstadt nach der Eroberung.
Lagerleben vor dem Großen Theater in Warschau nach der Einnahme der Stadt.



Blick auf das eroberte Warschau.

Italien hat kein Glück mit seiner Luftflotte. Nachdem das Lenkluftschiff „Citta di Ferrara“ das zuvor — ein grotesker Schildbürgerstreich — die eigene Küste „versehentlich“ beschossen hatte, von dem österreichisch-ungarischen Wasser-Flugzeug „L 48“ vor Fiume in Brand geschossen und vernichtet worden war, ist bald danach auch die „Citta di Jesi“ beim Versuch, den Kriegshafen von Pola zu überfliegen, durch Schrapnellfeuer heruntergeholt und nach Pola geschafft worden. Triumphierte vor Fiume der flinkere Aeroplan über das schwerfälligere Luftschiff und zwang so, zum erstenmal in der Kriegsgeschichte, den Ballon, vor dem Flugzeug die Waffen zu strecken, so war es bei der Bezwingung der „Citta di Jesi“ das treffsichere Feuer unserer Bundesgenossen, das der italienischen Luftflotte neuen und schweren Schaden zufügte. Nach diesem Doppelschlage könnten die Italiener eigentlich die Flotte ihrer Lenkluftschiffe als Kampffaktor so gut wie ausscheiden. Mit der „Citta di Ferrara“ haben sie eines ihrer schnellsten Schiffe, es hatte eine Stundengeschwindigkeit von 75 km, verloren. Und der Verlust der „Citta di Jesi“ vermindert den ohnedies nicht erheblichen Luftschiffpark Italiens abermals. Die Wacht an den österreichisch-ungarischen Grenzen und Küsten wird wohl auch in Hinkunft den Angriffen der italienischen Luftbesucher wehren können. Die italienischen Militärluftschiffe, die nach den Städten, die sie gespendet haben, benannt sind, — so gibt es u. a. auch eine „Citta di Milano“ — haben, bisher wenigstens, dem stolzen, klingenden Namen ihrer Paten wenig Ehre gemacht.



Das herabgeschossene italienische Luftschiff „Citta di Jesi“ am Strand bei Pola.



General von König,
einer der Führer im Osten, der den Orden Pour le mérite erhielt.



Der Kronprinz mit General von Mudra.
Phot. Miehlmann.

Bilder von meiner Dardanellenfahrt

Von Karl Vollmoeller

Der Dichter Karl Vollmoeller sendet uns von seiner Reise zu den Dardanellenverteidigern einige Photographien, die wir hier veröffentlichen. Zu dem ersten Bilde gibt Dr. Vollmoeller folgende Schilderung des jüngsten Unteroffiziers der türkischen Armee:

Ali Reschad Tschausch

„Ali!" ruft der Führer der deutschen Maschinengewehr-Abteilung, „Ali!"

Eine seltsame, formlose Erscheinung löst sich aus dem Dunkel hinter dem Zelt, rüttelt sich etwas zusammen, steht stramm und salutiert.

Bei dem ungewissen Licht des Sternhimmels und dem noch ungewisseren eines Windlichts, das durch die Zeltwand schimmert, ist es nicht leicht, sich eine Vorstellung zu machen, was da eigentlich vor uns im Halbdunkel steht. Der erste Eindruck ist: ein Mädchen in Uniform. Unter der riesigen, tropenhelmähnlichen „Enverieh" aus braunem Baumwollstoff — der allgemein eingeführten neuen Kopfbedeckung des türkischen Feldsoldaten — brennen zwei glänzende, langgeschnittene, schwarze Augen und schimmert ein schmales, schmächtiges, kleines Mädchengesicht. Der Rest der Gestalt ertrinkt in einer viel zu großen, lehmbraunen Felduniform aus rauhem Wollstoff.

„Dies, meine Herren, ist Ali Reschad Tschausch, der jüngste Unteroffizier der kaiserlich osmanischen Armee. — Ali, zeig, daß Du Deutsch gelernt hast. Wie sagt der deutsche Soldat?"

Die feinfingerige Mädchenhand in dem unendlich weiten und langen Uniformärmel fährt wieder an den Helm.



Der jüngste Unteroffizier der türkischen Armee
der 15jährige Ali Reschad,
dessen abenteuerliche Lebensgeschichte Dr. Vollmoeller hier erzählt.

Eine eben erst gebrochene Knabenstimme schnarrt:

„Z' Beferr . . . .!"

„Gut, Ali. Wir werden jetzt diesen Herren hier erzählen, wie Du Unteroffizier geworden bist. Die Herren haben allen braven türkischen Soldaten schöne Geschenke von Deutschland gebracht. Hier ist auch ein Paket für Dich. (Er legt es neben sich auf die Erde.) Und wenn die Herren nach Deutschland zurückkommen und den deutschen Kaiser sehen, so werden sie ihm gewiß von Dir erzählen."

„Z' Beferr . . . .!"

„Die Geschichte ist lang und kurz, je nachdem man sie erzählt. Wir wollen sie kurz erzählen. Alis Vater war im Balkankrieg Hauptmann in einem mazedonischen Regiment und fiel bei Kumanowo. Seine Mutter und seine Schwestern wurden von den Serben geschlachtet. Der Junge entkam, hängte sich an die Fersen irgendeiner fliehenden Kompagnie, schlug sich nach Thrazien durch und blieb unter den Soldaten — wie eben so ein Junge von dreizehn Jahren bei einer Kompagnie bleiben kann: mit Brocken gefüttert, in einem Winkel schlafend, und als Handlanger geschätzt. — So tauchte er hier in unseren Stellungen auf. Er war jetzt fünfzehnjährig und fühlte männliche Instinkte. Er wollte kämpfen. Jemand gab ihm eine Soldatenhose, und eines Tages hatte er auch einen Waffenrock. Nur ein Gewehr gab es nicht für ihn. Die brauchten die großen Männer selber.

Da kam Ali von selbst auf die Handgranaten. Wie er sie sich zuerst verschafft hat, weiß ich nicht. Aber eines Abends machte er sich auf und



Der Verfasser unseres Artikels bei Besichtigung einer türkischen Revolverkanone.



Bilder von einer Dardanellenfahrt: Transportkolonne der türkischen Truppen auf Gallipoli.

führte auf eigene Faust Krieg gegen die Engländer. Es gab mitten in der Nacht einen Höllenlärm und wildes Geschieße, und morgens war Ali Reschad wieder da mit einem Trieder-Binocle und einer Browning-Pistole. Er hatte auch in der Folge immer ein besonderes Geschick dafür, den Standplatz von englischen Offizieren herauszufinden. Seine Handgranate traf immer Offiziere, und seine Trophäen waren dementsprechend gewählt und aristokratisch. Auch ein hübscher Fernrohr-Karabiner konnte nicht ausbleiben ....“

„In Friedenszeiten Zuchthaus oder Zwangserziehung ....“ denkt einer laut neben mir und ist dann ganz still.

Ich sehe auf das bleiche Mädchengesicht Alis. Ein unsagbarer Ausdruck von Ernst und Verlegenheit liegt in den schwarzen, unruhigen Augen, ein zuckender, weicher Schmerz um den dünnen Mund.

„Die Fähigkeit Alis mußte regularisiert werden, und er wurde jetzt bei allen Angriffen unter den freiwilligen Bombenwerfern vorgeschickt. — Sie haben ja gesehen, wie es bei unseren Angriffen zugeht. Ali wurde der Held der Angriffskolonnen. Er war der erste, der aus dem Graben lief, der erste, der sich durch die feindlichen Drahthindernisse durchzwängte oder schnitt, der erste, der sein Geschoß mit sicherer Wirkung plazierte.

Nach einem Sturm im April brachten sie ihn dann mit fürchterlichen Wunden an beiden Beinen und einem Lungenschuß. Es schien recht aussichtslos, ihn noch ins Lazarett hinter der Front abzuschieben. Aber nach vier Wochen lief er wieder. Unterdessen haben sie ihm noch ein paar Mal in allen Richtungen durch seinen dünnen Knabenkörper durchgeschossen, zuletzt durch den linken Oberarm. Aber er war immer nach ein paar Tagen wieder im Graben und heute früh war er auch wieder tüchtig dabei .... Nicht wahr, Ali Reschad?“

„Z' Beserr ....“ stößt das kleine fremde



General Essad Pascha,
der Führer der Nordgruppe auf Gallipoli.



Einer der schweren Mörser der Dardanellen-Verteidigung.
Phot. Dr. Vollmoeller.



Auf der Feindesseite: Geschütz der englischen Landungstruppen in Tätigkeit.
(Nach einer englischen Photographie.)



Auf der Feindesseite:
Italienischer Beobachtungsposten in den Dolomiten.
Nach einer italienischen Photographie.

Wesen mit seiner rauhen Knabenstimme heraus, und reißt den ganzen schmächtigen Körper unter der hängenden Uniform zusammen.

Täusche ich mich, oder klingt die Stimme nicht etwas unsicherer als vorher? Seine irrenden, dunklen Augen haben den fragenden, mißtrauischen Ausdruck eines halbgezähmten Tieres, und wandern versteckt von einem Gesicht zum andern. Die dünnen langen Finger seiner linken Hand zucken unter dem überhängenden weiten Aermel des Waffenrocks.

„Letzte Woche, als Enver die Front besuchte, wurde ihm der Bursche vorgestellt, und der Kriegsminister und Vizegeneralissimus hat ihn sofort selbst zum Unteroffizier befördert."

Der Oberleutnant nimmt das Liebesgabenpaket auf und reicht es ihm.

„Hier Ali, hast Du Dein Geschenk vom großen Kaiser der Deutschen. Marsch, Kehrt!"

Ali hat das Paket unter den linken Arm genommen und steht immer noch stramm und salutierend da.

Die blanken dunklen Augen haben einen Moment lang stolz geleuchtet, jetzt kommt wieder ein trüber, fast ängstlicher, starrer Blick und ein Zucken um die feinen beweglichen Mundwinkel. Er kann sich nicht entschließen zu gehen.



Der Oberbefehlshaber der englischen Dardanellen-Armee, General Hamilton, mit dem Befehlshaber des französischen Expeditionskorps, General Gouraud, der schwer verwundet worden ist.
Nach einer englischen Photographie.

Ich lese für einen Augenblick in diesen starren Pupillen die Vision des brennenden Türkendorfes an der Strumitza und die mordenden serbischen Horden, die Melancholie des letzten, tiefsten Verwaistseins. Erinnere mich plötzlich der ganzen Schauer des eben beendeten Sturms im unausgesetzten höllischen Trommelfeuer der feindlichen Artillerie, sehe wieder für einen Augenblick zerfetzte Menschenleiber unter Erdfontänen verschüttet und in Drahtverhauen hängen, berühre mit meiner linken Hand den Stahl eines noch glühend heißen Maschinengewehres . . .

Dieses todbringende Kind in lächerlich weiten Männerkleidern steht immer noch da und hat alle Schrecken der Welt in den Augen.

Der Nachtwind hat leicht gedreht und betastet uns mit dem lauen, unbeschreiblichen, grauenvollen Geruch der Verwesung aus den nahen Gräben.



Die Engländer in Serbien:
Englische und serbische Soldaten in einem Schützengraben bei Belgrad.
Nach einer englischen Photographie.



Wie die Italiener das Grab Dantes in Ravenna geschützt haben.

BILDER VOM TAGE



Der neue graue Stahlhelm für die französischen Truppen. Vorderansicht.



Der neue graue Stahlhelm für die französischen Truppen. Seitenansicht.

Die Ausrüstung der französischen Armee hat sich in den ersten Kriegsmonaten in verschiedener Beziehung als nicht recht kriegsbrauchbar herausgestellt. So wurde ein blaugraues Tuch an Stelle der berühmten „roten Hosen" eingeführt, doch dürfte bis jetzt nur der geringste Teil der Mannschaften diese neue Uniform erhalten haben. Ebenso ist kürzlich ein neuer Helm zur Einführung gelangt, der die Käppis der französischen Soldaten ersetzen soll. Der Helm besteht aus dünnem Stahl und ist grau getönt. Die Abzeichen für die einzelnen Truppenteile sind an der Vorderseite angebracht und bestehen in einer Granate für Linieninfanterie, einem Jägerhorn für Jäger und zwei gekreuzten Kanonenrohren für Artillerie. Man verspricht sich von dem Helm einen Schutz gegen die Kopfwunden durch Schrapnellkugeln und Granatsplitter, die in diesem Krieg einen auffallend großen Prozentsatz der Verwundungen bilden sollen.



Hofphot. van Bosch

Generaloberst von Kluck nach seiner Genesung mit seiner Enkelin.

Generaloberst von Kluck, der im Frühjahr dieses Jahres bei der Besichtigung von Truppenstellungen in den vordersten Linien durch einen Schrapnellschuß verwundet wurde und jetzt von seinen Verletzungen wieder geheilt ist, ist durch den Sieg, den seine Armee im Kriegsanfang gegen die Engländer erfocht, und durch seinen Vorstoß nach Frankreich einer der populärsten Männer geworden. Kluck, der fast 70 Jahre alt ist, wurde schon im Kriege 1870/71 zweimal verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz. Dann durchlief er die militärischen Grade und Kommandostellen, bis er kurz vor dem Krieg zum Generalinspekteur der achten Armeeinspektion ernannt wurde. Früh schon zeigte sich bei ihm ein großes organisatorisches Talent; so vertrat er stets die große Wichtigkeit der Truppenübungsplätze. Kluck, der im Jahre 1909 geadelt wurde, erhielt in diesem Kriege auch den Orden Pour le mérite. Ein Sohn Klucks ist als Oberleutnant zur See gefallen.



„Sommergäste 1915" in einem Tiroler Alpenhotel. Phot. Az Est.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Russen-Rückzug. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

13. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Lisa weinte lange und erschüttert. „Ach, Otto muß mich für ganz miserabel gehalten haben. Und es war doch nur eine Kinderei. Hätte er mich geschlagen und eingesperrt — das wäre das Richtige gewesen. Es ist mir bloß zu gut gegangen." Sie preßte Eves Hand an ihr Herz. „Ach, vielleicht können Sie mir helfen. Wenn Otto hört, wie mich das Unglück jetzt gebeutelt hat — vielleicht hat er Mitleid — vielleicht erbarmt er sich . . . Ich weiß ja gar nicht, was aus mir werden soll."

‚Wie seltsam, wie seltsam!' dachte Eve. Und es kam sie ein wehmütiges Lächeln an.

„Sie stehen in Briefwechsel mit Otto? Ja? Hat er Ihnen schon aus Tanga geschrieben? Wie steht es dort auf der Plantage? Will er nun dauernd in Afrika bleiben?"

„Ich habe seit seiner Abreise nichts mehr von ihm gehört."

Lisa preßte ihre Hände immer fester. „Aber würden Sie mir die große Liebe antun und ihm jetzt schreiben?"

Langsam begriff Eve. Sie sollte das Paar wieder versöhnen. Sie sollte Lisa wieder ihrem ersten Mann zuführen. Ein müdes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Ueber die Begegnung mit Ihnen, Frau Lisa?"

„Ja!" stieß die junge Frau tonlos aus, von Tränen wieder fast erstickt. „Und über mein Unglück."

Eve erhob sich. „Lassen Sie mir Zeit, daß ich mir erst alles überlege." Sie strich sich über die Stirn. „Sie treffen mich in einem Augenblick, in dem mich eigene Sorgen bedrücken. Ich bin noch nicht Herrin meiner selbst. Aber was ich dazu tun kann, um Ihr Schicksal in eine freundlichere Bahn zu leiten, das soll gern geschehen."

Einen Augenblick noch war Lisa sitzen geblieben. Rasch erhob sie sich nun und glitt ebenso rasch an Exzellenz Evchen hinunter, preßte ihren Mund auf deren Rechte und küßte sie dankbar und inbrünstig.

„Was — tun Sie!" Eve entzog ihr die Hand. Sie war beschämt durch diesen demütigen Kuß.

Hastig entfernte sich Frau Lisa.

Eve saß dann, die Stirn in beide Hände stützend, noch lange an der Stelle, die die junge Geschiedene verlassen hatte, und sann den sonnigen Morgenstunden an Otto Rodehaus Seite nach.

Wie unendlich weit lag das alles von ihr entfernt! In ihrem Leben bedeutete der Rittmeister eine liebenswürdige Erinnerung. Nicht mehr. Ihr Schicksal aber war Karl Hayn. Sie hatte es bei der kurzen Begegnung vorhin wieder empfunden, daß dieser Mann eine Macht über sie ausübte, gegen die sie sich vergebens wehrte.

Mit einem Ruck riß sie sich aus ihrem Sinnen los, erhob sich und rief Anna, damit die im Auspacken fortfuhr. Sie selbst verlangte es nach Baden, Abduschen, Frisieren und Umziehen.

Als sie ihre Toilette beendet hatte, ließ sie sich, erfrischt und hungrig, ihr Frühstück auf dem sonnigen Plätzchen der Terrasse vor ihrem kleinen Salon reichen. Die Zimmer, die außer dem ihren in den kleinen Gartenhof mündeten, waren jetzt wohl alle leer, denn es schlug soeben schon elf Uhr.

Auch Frau Lisa, die das Zimmer in der Ecke bewohnte, schien das Hotel verlassen zu haben. Die Gartentür stand auf, das Zimmermädchen war drinnen mit Abstauben beschäftigt. Auch aus anderen Zimmern hörte man die Geräusche des Aufräumens. Dazwischen sang jemand in seltsam näselndem Tone. Es kam aus dem Zimmer, das dem ihren genau gegenüberlag. Unwillkürlich warf sie einen Blick dahin, um sich über den fremdartigen Sänger zu orientieren. Ueber einem schlohweißen Anzug gewahrte sie da ein dunkles Negergesicht. Es gehörte Hayns afrikanischem Diener.

Jetzt verstummte der Gesang. Eine Tür ging drüben. Gleich darauf trat Karl Hayn auf die Terrasse.

Eve hatte ihn viel älter im Gedächtnis. Sie war erstaunt über die Frische und Lebhaftigkeit seines Gesichts, seines Blicks, seines ganzen Wesens. Vielleicht trug zu dem Eindruck viel der Umstand bei, daß das Weiß seiner Augen die damalige ungesunde Trübung verloren hatte.

Formalitäten schien er nicht anerkennen zu wollen. Er wartete keine Einladung ab, machte auch nicht die Andeutung einer Verbeugung oder eines Grußes, sondern blieb ungezwungen, fast burschikos, an dem kleinen Stufenaufgang stehen, trat mit dem linken Fuß auf die mittlere Stufe und zündete sich die Zigarette an, die er zwischen den Zähnen hielt.

„Ein Rätsel sind Sie mir doch, meine gnädige Frau," sagte er dabei. „Ich habe mehrfach versucht, Sie nach den landläufigen europäisch-deutschen Begriffen zu rubrizieren. Vergeblich. Es steckt in Ihnen ein Trotz, der sich gegen jede Einreihung auflehnt. Sagen Sie um Gottes willen: weshalb sind Sie aus Nervi Hals über Kopf davon, wo wir uns doch noch aussprechen mußten?"

Sie schob ihre Teetasse zurück und entnahm dem winzigen Goldetui, das Melanie ihr geschenkt hatte, eine der winzigen Damenzigaretten. Ihre Hand war beim Anzünden unsicher, sie fühlte es. Sie rauchte jetzt auch nicht aus Bedürfnis, sondern nur, um eine Ablenkung zu haben. Mit einer flüchtigen Bewegung wies sie ihm einen Stuhl an. „Damals glaubte ich, daß alles gesagt sei, was zu sagen war. Denn ich sprach zu Ihnen ja nicht, um Ihnen zu nützen, sondern um mich von etwas, das mich bedrückte zu befreien. Und als ich das vom Herzen gewälzt hatte, sah ich für mich keine weitere Aufgabe."

Er war zu dem weißen Gartenstuhl getreten, den sie ihm angeboten hatte, setzte sich aber nicht, sondern stützte sich bloß mit beiden Armen auf die Lehne. Rasch hintereinander tat er fünf, sechs Züge aus seiner Zigarette, dann warf er sie hinter sich in den gelben Kies des Gartenweges. „Ich habe inzwischen meine Aufzeichnungen revidiert, die von jener Zeit handeln. Das neue Manuskript wird jetzt abgesetzt. Die Fahnen sollten heute in Nervi eintreffen. Durch meine Abreise verzögerte sich nur die Korrektur. Ich wollte Sie bitten, die Fahnen zu lesen, bevor sie in den Druck wandern."

Eve konnte den Blick nicht von ihm wenden. Ganz, ganz anders kam er ihr vor. Sie hatte sich in der Zwischenzeit öfter einreden wollen, er verkörpere auch äußerlich das böse Prinzip. Aber den spöttisch-überlegenen, verlebten, verbitterten Ausdruck von damals trug er heute gar nicht zur Schau. Seine hellen Augen, die so überraschend jugendlich aus dem braunen Antlitz heraussahen, hatten sogar etwas im Grunde Gutmütiges.

„Halten Sie es denn wirklich für möglich, Herr Hayn," sagte sie langsam, überlegt, ernstlich darauf bedacht, sich von ihm auch nicht um Schrittesbreite weiterführen zu lassen, als sie sich selbst den Weg vorzeichnete, „daß ich mein Placet dazu gebe? Zu einer Schrift, die gegen alles Sturm laufen wird, was mir geheiligte Tradition ist?"

Nun setzte er sich und lachte. „Ja — eine Festschrift zu einem Ministerjubiläum wird es freilich nicht. Aber Sie haben mir ja neulich beteuert, daß bei den Besten von Ihnen in Preußen-Deutschland die Sache stets über den Personen stehe. Also wird man eine gerechte Kritik wohl auch vertragen."

„Sie müssen aber doch einsehen, daß ich mich persönlich nicht an Ihrer Kritik beteiligen kann."

„Das sehe ich nicht ohne weiteres ein. Aber Sie sollen mir ja nicht anklagen helfen. Deuten wir es so: Sie sollen mich davor schützen, Unschuldige anzuklagen. Vielmehr: Sie sollen diese Unschuldigen davor schützen. Das ist für Sie ein Akt der Pietät gegen Ihren verstorbenen Gatten."

„Sie wissen, was inzwischen geschehen ist?"

„Ja. Freund Unruh ist gegangen."

Eve atmete tief auf. „Er hat die Konsequenzen gezogen. Denn — ich habe ihm bei meiner Rückkehr nach Berlin natürlich alles gesagt."

„Alles. So. Und er hat nichts abgestritten?"

„Nein. Er sieht seinen Fehler ein."

„Reichlich spät. Finden Sie nicht?"

„Er hat ihn schon vor zehn Jahren eingesehen."

„Aber — —?"

„Aber er war Mensch. Wie wir alle. Wie Sie auch. Und darum beharrte er in seinem Fehler."

„So sagte er? Ja? Hat er sich mit diesen Worten vor Ihnen zu entschuldigen gesucht?"

„So ähnlich war's."

Hayn lehnte sich zurück und erhob beide Fäuste. „Wundervoll. Wundervoll. Und dann tritt man mit vornehmer Gebärde vom Schauplatz zurück . . ." Er ließ seine Fäuste ins Leere sinken. „Ach, es ist schon ein Schauspiel!"

„Das eine kann ich Ihnen versichern, Herr Hayn: mir persönlich hat Unruh einen Beweis von Noblesse gegeben, für den ich ihm Zeit meines Lebens dankbar sein werde. Meine Beichte hat ihn natürlich aufs tiefste getroffen. Er mußte ja seine Todfeindin in mir sehen. Was nutzte da alles Vorstellen: es sei aus ganz anderen Empfindungen und Beweggründen heraus geschehen. Die Tatsache lag vor: ich war es, die ihm das Verbleiben in seiner Stellung unmöglich gemacht hat. Und ich erwartete seine Quittung. Mindestens die, daß er meiner Tochter und ihrem Mann sagte: ‚bedankt euch bei eurer Mutter für diese Wendung'. Aber er schwieg gegen sie. Still hat er seinen Abschied genommen — und hat mich mit keiner Silbe verraten."

„So. So. So." Hayn zuckte ungeduldig und spöttisch die Achsel. „Welch eine Großmut. Ja, er ist doch ein gewiegterer Diplomat, als man gemeinhin annimmt. So hat er sich in Ihnen mit geringen Kosten einen Anwalt geschaffen — aus einem Ankläger." Er erhob sich. „Mit jeder Post können die Fahnen eintreffen. Dann werden Sie ja sehen, in welchem Licht seine Person sich mir vorstellt. Und ich bin begierig, festzustellen, ob Ihr Urteil nicht mit dem meinigen übereinstimmen wird."

„Ich glaube nicht, daß ich Ihr Buch lesen werde."

Er sah sie durchdringend an. Eine ganze Weile. „Sie werden es, Exzellenz."

„Ich — fürchte mich davor."

„Sie fürchten sich davor, weil es Wahrheiten ausspricht, die grausam klingen. Aber Sie kommen davon nicht mehr frei. Glauben Sie mir: wenn ich Ihnen die Bogen in die Hand gebe, dann werden Sie keine Minute mehr Ruhe haben, als bis Sie den letzten Satz gelesen haben. Und Sie werden Ihr Material holen und werden an der Hand der Akten Vergleiche anstellen, mich bitten, mich beschwören, dies zu mildern, das hinzuzufetzen, jenes zu streichen . . ."

Eine heftige verneinende Handbewegung von ihr machte ihn verstummen. Fragend sah er sie an.

„Vergleiche sind jetzt nicht mehr möglich," sagte sie, „denn ich besitze das Aktenmaterial nicht mehr."

Er fuhr auf. „Sie haben es nicht mehr? Etwa — vernichtet? Gnädige Frau — ich weiß gar nicht . . ." Stockend, stammelnd, nach Worten suchend, brach er ab.

„Ich habe getan, was ich längst hätte tun müssen. Ich habe es der zuständigen Behörde wieder zugestellt."

„Sie haben es Unruh ausgehändigt?"

„Nicht ihm persönlich. Dem Amt."

Hayn lachte trotzig auf. „Nun, da wird es ja wieder rasch seine beste Erledigung finden." Er erhob drohend die Faust. „Aber ich werde dafür sorgen, daß man es diesmal nicht verlegt. Damals war ich machtlos, wehrlos. Damit können sie dort oben heute nicht rechnen. Oh, es soll einen fröhlichen Tanz geben." Er sah voller Ungeduld nach der Uhr. „Jetzt um halb ein Uhr kommt die Post. Vielleicht ist die Sendung schon da. Ich will nachsehen." Ohne weiteres sprang er die paar Stufen hinunter, querte den Rasenplatz und verschwand in seinem Zimmer.

In aufgewühlter Stimmung blieb Eve zurück.

Da die Sonne den Frühstücksplatz inzwischen verlassen hatte, begann sie zu frösteln. Sie nahm einen Schal um und trat in den Salon ein. Die Jungfer hatte längst ausgepackt, alles verwahrt und die Koffer entfernen lassen. Mit den auf dem Tisch stehenden schönen Nelken, die aus dem Treppwalder Treibhaus stammten, machte das kleine Gemach einen anheimelnden Eindruck.

Aber es sträubte sich etwas in Eve, den Afrikaner hernach hier zu empfangen.

Sie ließ sich von Anna Hut, Jackett und Schirm bringen und besprach mit ihr den Tagesplan. „Wenn Frau von Treusche ins Hotel zurückkehrt, so melden Sie ihr — oder sagen Sie's ihrer Jungfer, daß ich sie um fünf Uhr besuchen werde."

Anna hatte die geborene von Treusche auf den ersten Blick erkannt gehabt. Da Herrn von Rodehaus geschiedene Frau den Namen des italienischen Conte nicht mehr führte, so wußte sie ohne weiteres, daß es auch mit dieser Herrlichkeit schon vorbei war.

„Die gnä' Frau reist ohne Bedienung," sagte Anna mit dem Hauch eines gewissen Mitleids. „Und das Zimmer, in dem die gnä' Frau wohnt, ist einfenstrig und direkt neben dem Fahrstuhl. Es ist gewiß das billigste vom ganzen Stock. Aber drüben, der Herr Dr. Hayn, der hat es wie wir, Exzellenz. Auch mit Salon und Bad."

Ruhig gab Eve zurück: „Frau v. Treusche muß sich sehr einschränken." Und kopfschüttelnd setzte sie hinzu: „Worüber Sie auch gleich orientiert sind, Anna."

In der mit vielen echten Teppichen und orientalischen Sitzkissen auf Stühlen, Truhen und Bänken behaglich hergerichteten Halle jenseits des langen Klosterganges traf Eve mit dem Afrikaner, der vom Postschalter ergebnislos zurückkehrte, zusammen.

Er zeigte ihr schon von weitem die leeren Hände.

„Bestimmt bringt es nun die Nachmittagspost," sagte er, sich ohne Aufforderung an ihre Seite begebend und sie begleitend. „Das Buch soll zu meinem größten Erstaunen mitten im Sommer herauskommen. In dieser stillen Periode ließ man meines Wissens früher niemals ein Buch erscheinen. Der Verlag meint aber schmeichelhafterweise: das meine sei unverschämt genug, die Sauregurkenzeit zu unterbrechen." Er zündete sich im Weitergehen eine Zigarette an und lachte. „Dann haben die Zeitungen wenigstens wieder Stoff."

„Selbstverständlich wird es im ganzen Blätterwalde einen Sturm geben," sagte Eve sehr ernst. „Aber es sind nicht die besten Elemente im Reiche, die aus einer Sensation den lautesten Lärm zu schlagen pflegen."

Er tat wieder hastig mehrere Züge kurz hintereinander und warf die Zigarette im Vorübergehen in einen der mächtigen Oleanderkübel, die den Durchgang flankierten. „Ei, Gnädigste, wir werden uns doch den hellen Maimorgen nicht mit Politicis verderben. Es ist so ein himmlischer Tag. Und wir sind in München. In München, bitte. Hier hab' ich vor einem Vierteljahrhundert mein erstes Semester verbummelt. Es war die schönste Zeit meines Lebens. Kennen Sie München? Ja?"

„Die Sammlungen, gewiß. Als mein Mann noch lebte, kamen wir zweimal her. Da waren wir auch im Hause Lenbach. Und ein Künstlerfest sahen wir damals. Das ‚Fest in Gold' hieß es. Leider hatten wir immer nur wenige Tage. Und als ich mit meiner Tochter hier durchkam, das letztemal, war das Wetter unsagbar schlecht. Es war November."

Er lachte. „Nein, im November können Sie München nicht kennen lernen. München braucht seinen königlich bayerisch-blauen Himmel. Ins Isartal müssen Sie. Und an den Starnberger See. Und in einen Bräukeller . . . Was wollen Sie heut morgen von München sehen?"

„Nach meiner Erinnerung kommt man hier zum Paradeplatz und kann von da aus in den Hofgarten gehen — ein bißchen laufen, nichts anderes wollt' ich nach der schrecklichen Schlafwagennacht."

„Im Hofgarten läuft man nicht, Exzellenz, im Hofgarten schlendert man. Wenn Sie laufen wollen, müssen Sie in den Englischen Garten."

„Gut, so gehe ich in den Englischen Garten."

„Dahin geht man nicht — dahin fährt man. Seh'n Sie, da kommt gerade ein leeres Droschkenauto. Hallo! Bitte, gnädige Frau, ich bringe Sie nach dem Englischen Garten. Sie sind mir noch die Antwort auf ein paar Fragen schuldig. Auf den weiten Wegen dort hat man so schön Zeit zum Schwatzen und zum Streiten."

Das Auto hielt ratternd an der Bordschwelle. Eve kam sich wie überrumpelt vor. Der Afrikaner nahm es als selbstverständlich an, daß er sie begleiten durfte. „Englischer Garten; bis zum japanischen Häuschen!" rief er dem Schofför zu.

Eve stieg nun ohne weiteres Widerstreben ein. „Aber ein tüchtiges Stück laufen will ich dann. Hören Sie?"

„Ja, ich höre und gelobe alles." Als sie saß, sagte er: „Und Mittag essen werden wir in einem Bräu oder in einem Bierkeller. Aber dort sage ich nicht ‚Exzellenz' zu Ihnen. Oder bestehen Sie darauf?"

Es steckte heute etwas Junges und Sonniges in ihm. Eve wunderte sich fort und fort. Es war kaum auszudenken, daß dieser fröhliche Mensch, der sich so herzlich des schönen Frühlingstags und der geliebten Musenstadt freute, jener vielgeschmähte Karl Hayn war.

Als sie hernach das Auto verlassen hatten und zwischen den weiten grünen Rasenflächen in der Sonne wieder der Stadt zuwanderten, sagte sie es ihm ganz offen.

Nun huschte ein Lächeln, das fast etwas Wehmütiges hatte, über seine Züge. „Ja, Exzellenz, es ist ein besonderer Feiertag für mich."

„Ein Feiertag?"

„Ich bin seit genau fünfzehn Jahren zum erstenmal wieder in Deutschland."

XIII.

Alle Tage gab es nun gemeinsame Wanderungen. München hatte sein schönstes Festkleid angetan: der Mai war gekommen. Nirgends in der Welt sah man so viel fröhliche Menschen wie hier. Die Fremden, auch die steifesten, wurden von diesem süddeutschen Stimmungszauber angesteckt. Eve blühte neu auf. Es war wie eine geschenkte Zeit, wie ein Waffenstillstand zwischen den Schlachten. Eine seltsam offenherzige Kameradschaftlichkeit entwickelte sich zwischen ihr und Hayn.

Dann trafen endlich die Druckfahnen seines Memoirenwerkes ein. Es waren zunächst nur die ersten Kapitel, die seine Kindheit und Jugend und die frühesten Zeiten seiner Amtstätigkeit in den Kolonien schilderten.

Jeden Morgen las er ihr in ihrem Salon vor. Ihr Interesse war so brennend dafür, daß er nichts auslassen durfte. Sie wollte jede Zeile kennen lernen. Der ganze Mensch rückte ihr von Stunde zu Stunde näher.

Aber dann kam die Darstellung von seinem Abfall von Deutschland.

Eve geriet an diesem Morgen in wachsende Erregung. Ein paarmal sprang sie während seiner Vorlesung auf. Er ließ sich aber nicht stören, sondern las ruhig weiter.

„Dies alles ist ja ganz in Haß getaucht!" rief sie, als er geendet. Sie preßte beide Hände gegen die Schläfen und lief in dem engen Raum ungeduldig auf und nieder. „Nein, das ist unerhört. Und es ist ungerecht. Sie haben es geschrieben, als Unruh noch im Amt war. Das reizte Sie, forderte Ihren Grimm besonders heraus. Sie wollten ihn stürzen. Ei, da fliegt ja Bombe um Bombe aus Ihrem Tintenfaß gegen den unglücklichen Mann. Nein, nein, nein, nein, das kann und darf so nicht bleiben!"

Er saß an seinem jetzt schon gewohnten Platz bei der Terrassentür. In den Schaukelstuhl zurückgelehnt hörte er sie überlegen an. „Es bleibt so, Exzellenz. Was hier gesagt ist, das ist historisch. Ich habe einen klassischen Zeugen dafür. Sie selbst."

Es trieb ihr fast die Tränen in die Augen. „Das ist es ja. Ein bißchen Mitleid müßten Sie jetzt mit mir haben. In welchem Lichte stehe ich vor meiner Tochter! Bedenken Sie doch."

„Wer wird Ihrer Frau Tochter verraten, wem ich meine Informationen verdanke? Unruh selbst hat doch geschwiegen."

„Aber ich kann nicht schweigen. Denn ich will in Unruhs Augen nicht die Rolle eines heimlichen Denunzianten spielen."

Er zuckte die Achsel. Seine Züge waren wieder ganz hart geworden. Aber in seinen Augen blitzte es drohend, während er sie fragte: „Wünschen Sie, daß ich weiterlese? Oder soll ich schließen?"

Sie wußte, daß sie jetzt nur seinen Trotz herausfordern würde; also verschob sie die Aussprache auf eine gelegenere Stunde. „Lesen Sie. Bitte. Ich bin ganz Ohr." Sie stieß es aus, tonlos, noch fast atemlos vor Erregung.

Von dem Zeitpunkt an, da die Memoiren sein Leben im Ausland schilderten, erregte seine Arbeit wieder ihre rückhaltlose Bewunderung. Auf langen Strecken konnte sie dabei seine scharfen Anklagen ganz vergessen.

Was sie in der Erinnerung am meisten innerlich beschäftigte und bewegte, das waren die schlichten Berichte über die Vorgänge vor und bei dem Ausbruch des Aufstandes in Südwest. Sie hatte Ton und Stimmung der Zeitungsartikel, die über seinen berühmten Ritt von Windhuk nach Okahandja erschienen waren, noch lebhaft im Gedächtnis. Die Reiter, die ihn begleitet hatten, feierten ihn da überall wie einen Helden. Seine eigene Darstellung vermied jede Ausschmückung, jede Phrase. Er wollte auch den leisesten Schein der Selbstverherrlichung vermeiden.

„Was für ein Widerspruchsgeist Sie doch sind!" begann sie, als die Lektüre zu Ende war. „Rechthaberisch auf der einen Seite, rachsüchtig wie ein wahrer Shylock — und hier nun wieder bemüht, alles, was Sie Tapferes, ja Großes geleistet haben, zu verkleinern, als selbstverständlich hinzustellen."

„Das macht die Umwelt, Exzellenz," sagte er leichthin, die Druckfahnen zusammenpackend. „Unter den Halbwilden hat man natürlich nicht halb so viel Respekt vor dem Leben und der Gesundheit wie hier, wo der Entschluß, zum Zahnarzt zu gehen, oft schon als ein Zeichen von Heldentum aufgefaßt wird."

„Boshaft sind Sie auch."

„Sie werden überhaupt kaum eine schlechte Eigenschaft ausfindig machen, mit der ich nicht behaftet wäre."

„Wie unglücklich Sie sein müssen, daß Sie auch ein paar gute haben. Wenigstens heimlich."

„Ich wäre noch unglücklicher, wenn man sie merkte."

„Sie tun ja alles, um sie zu verbergen. Zum Beispiel lebt in Ihnen ein ritterlicher Zug, den Sie um alles in der Welt nicht verraten wollen."

„Wenn es gälte, aus Galanterie eine Ueberzeugung zu opfern, nicht wahr?"

Sie biß sich auf die Lippe. „Wir haben uns wieder einmal verstanden," sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — a — a — al — an — bau — bre — chris — di — dow — e — eich — en — esch — fe — ien — garn — ge — gei — gie — gro — hu — in — ka — ka — kamp — kof — kre — lan — li — li — ler — log — me — me — mes — mo — men — na — na — ne — ner — ner — neu — ni — ni — nid — no — now — o — pec — ra — ral — rew — ri — ro — se — staats — struth — tär — tar — te — te — te — ter — ti — ti — to — u — u — un — un

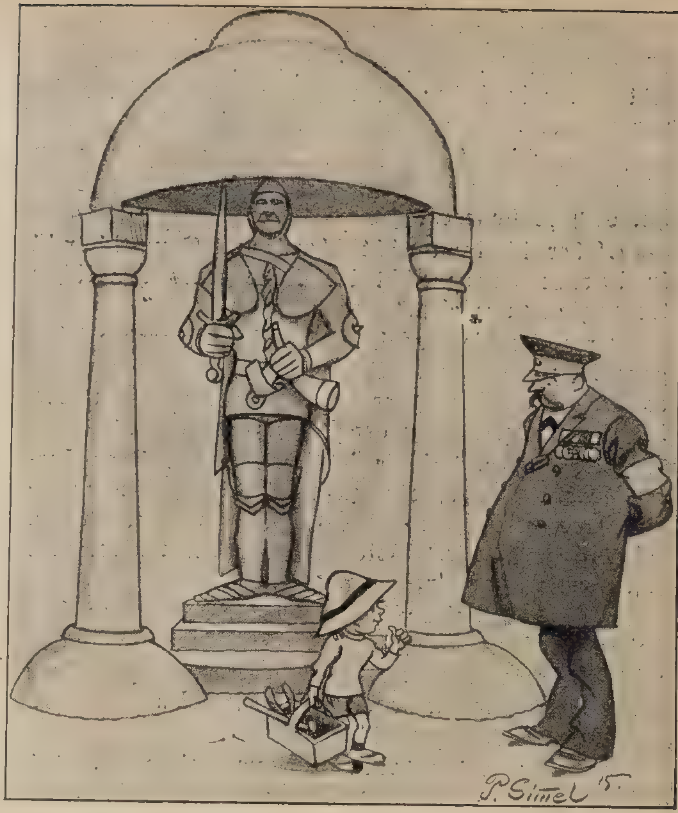
sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben und deren Endbuchstaben von unten beginnend Marksteine der deutschen Geschichte des Weltkrieges bedeuten.

Die Wörter bezeichnen: 1. Eroberte Stadt. 2. Militärisches Kleidungsstück. 3. Bekannte Schriftstellerin. 4. Stadt in Mexiko. 5. Englische Zeitung. 6. Berühmten Bergführer. 7. Stadt in Norwegen. 8. Fluß in Rußland. 9. Metallische Mischung. 10. Feindliches Königreich. 11. Staatsbeamten. 12. Shakespearesche Dramafigur. 13. Gesprächsart. 14. Türkische Provinz. 15. Muse. 16. Deutschen Heerführer. 17. Türkischen Titel. 18. Königreich. 19. Musikinstrument. 20. Ortschaft im Grunewald. 21. Neutrales Volk. 22. Krankheit. 23. Stadt in Galizien.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Weit über zwei Millionen Kriegsgefangene in Deutschland.

1. Wieland. 2. Inca. 3. Uebermensch. 4. Eifersucht. 5. Zoologie. 6. Edelstein. 7. Muskete. 8. Lorettohöhe. 9. Immergrün. 10. Nenndorf. 11. Niederschlag. 12. Rückzug. 13. Eli. 14. Sawinsk. 15. Ethnologie. 16. Arno. 17. Gastmahl. 18. Nikolai. 19. Iswolski. 20. Danew. 21. Usurpator. 22. Spielklub. 23. Lazarett. 24. Nietzsche.



Vor dem eisernen Roland.

„Wat, der Nagel kost' bei Sie 1 Mark? Na, ick hab' mir 'n janze Schachtel eijener Näjel mitjebracht."

Bilder-Rätsel: Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Aeußerste.

Buchstaben-Rätsel: Gebieter — Gebiet — Bieter.

Kopf-Rätsel: Papier — Rapier.

Scherz-Rätsel: Rad — Au — Radau.

Palindrom: Rettig — Gitter.

Seltene Gabe: Weltweisheit.

HUMOR

Der kleine Klaus fragt seine Tante: „Wie sieht der liebe Gott aus?" Die Tante weiß nicht recht, was sie sagen soll, schließlich erklärt sie: „Denke Dir den schönsten und liebsten Menschen, den Du kennst, in seinem besten Kleid." Worauf Klaus strahlend ruft: „Ach so, ich weiß schon, wie Mutti ins Gelbseidene."

*

Des Sextaners Klage: „So'n Pech! Ausgerechnet in den großen Ferien muß Warschau noch fallen!"

*

Eine Dame, die im Norden Berlins im Liebeswerk tätig ist, erzählt, daß sie eifrig bemüht ist, die kleinen Straßenbanditen von der Straße fort zum Bravsein, Spielschule und ähnlichem ungewohnten Dasein zu bekehren. Neulich trifft sie einen kleinen Bengel: „Karl, sagt sie, warum kommst Du nicht in unsere Spielschule? Viele von Deinen Freunden sind schon da!" — Karl sieht die Dame zweifelnd an. Dann fällt ihm etwas ein. „Sagen Sie mal?" fragt er, „ist denn auch so'n Kleiner mit roten Haaren, schielt 'n bißchen, Fritze Bolle heißt er?" — „Ja," sagt die Dame: „gewiß, der ist da!" — „Schön," sagt Karl, „denn komm' ich morgen, den Kerl such' ich schon seit einer Woche!"

*

Warschau war gefallen. Die Fahnen wurden herausgesteckt, die Glocken in unserm Dorf begannen zu läuten, überall herrschte großer Jubel. Da kommt plötzlich unsere alte, schwerhörige Pauline aus dem Hause gelaufen, kreidebleich. Auf meine erstaunte Frage, was denn passiert sei, antwortet sie händeringend: „Wissen S' noch nich, das Waschhaus ist ja eingefallen!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 35

Berliner Illustrirte Zeitung

29. August 1915
Einzelpreis 10 Pfg. oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Generaloberst von Eichhorn und General von Beseler,
die Führer der Armeen, die die Festungen Kowno (Eichhorn) und Nowo-Georgiewsk (Beseler) eroberten.



Herstellung des hölzernen Riesenstandbildes von Hindenburg, das nach einem Entwurf von Georg Marschall auf dem Königsplatz in Berlin errichtet und zu wohltätigem Zweck benagelt wird. Phot. Zander & Labisch.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gerade der General der Infanterie von Beseler, der jahrelang als Chef der Ingenieure und Pioniere und General-Inspekteur der Festungen an der Spitze des deutschen Festungswesens stand, in diesem Weltkriege die Mittel und Wege gezeigt hat, wie man auch die stärksten Waffenplätze in kurzer Zeit erobern kann. Er hat sich von dem alten schematischen Angriffsverfahren frei gemacht. Als junger Pionieroffizier hat er im Jahre 1870/71 schon vor Metz gelegen und dort seine ersten Erfahrungen gesammelt, und als Generalinspekteur konnte er bei einer Besichtigungsreise der neuen Panzerfesten noch die Stellen zeigen, wo er mit seinem Zug am 19. und 20. August 1870 Scharten in die französischen Dorfmauern geschlagen. Als Armeeführer hat er zwei der größten Waffenplätze unserer Gegner erobert. Nach nur zwölftägiger Beschießung wurde Antwerpen ohne vorhergegangene Einschließung erobert, und auch Nowo-Georgiewsk konnte der Energie des neuen „Städtebezwingers" nicht lange widerstehen. Kowno wurde durch die Armee des Generals von Eichhorn erobert, dessen Name vor dem Kriege namentlich durch seine Tätigkeit als



Oesterreichisch-ungarische Artillerie mit geschmückten Geschützen beim Durchmarsch durch Lublin, begleitet von einer Herde Schlachtvieh für die Truppen.
Phot. Benninghoven.



Berlin im Zeichen der Siege.
„Meine Straße in den Tagen der Eroberung von Kowno und Nowo-Georgiewsk.“ Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Präses der Kommission für die Ausarbeitung einer neuen Felddienst- und Manöver-Ordnung bekannt geworden ist. Er ist eine ganz moderne Persönlichkeit und hat durch sein Eintreten vielfach neuen Anschauungen Bahn gebrochen. So war er auch einer der ersten, der als kommandierender General in Frankfurt a. M. die große Bedeutung des Flugwesens **und der** Luftschiffahrt erkannte. Er kommandiert jetzt die Armee, die sich südlich des Njemen bis in die Gegend von Augustow befindet. Die Eroberung von Kowno fand statt, ohne daß die Festung eingeschlossen werden konnte. v. S.



Geheimrat Fritz Haber,
Leiter des Kaiser Wilhelm-Instituts für physikalische und elektrische Chemie, der wertvolle Handhaben gegeben hat, unsere Munitions-Herstellung auch ohne Zufuhr von Chile-Salpeter zu sichern.



Geheimrat Max Delbrück,
Direktor des Instituts für Gärungsgewerbe, der ein neues Verfahren zur Herstellung von Eiweiß gefunden hat.
Phot. Rud. Dührkoop.



Exzellenz Emil Fischer,
der berühmte Chemiker der Berliner Universität, der der Kriegs-Rohstoff-Abteilung als Berater zur Seite steht.
Phot. Rud. Dührkoop.

DIE WISSENSCHAFT UND DER KRIEG

Siehe den Artikel auf der nächsten Seite.



Geheimrat Nernst
Geheimrat Dr. Nernst, der berühmte Physiker, der als wissenschaftlicher Beirat im Felde steht. Phot. A. Grohs.

Die Wissenschaft und der Krieg

Der rauhe Krieg scheint alles eher denn die stille friedliche Forschung zu fördern. Und doch feiert in diesem Krieg deutsche Gelehrtenarbeit ihre Triumphe. Die Entwicklung unserer gewaltigen Geschütze wäre in dieser Vorzüglichkeit nie erreicht worden, wenn nicht namhafte Chemiker den Geheimnissen der Stahl- und Bronzebereitung nachgegangen wären. Zum Chemiker gesellte sich der Physiker und Mathematiker. Wenn ein Professor Rausenberger mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse und dem philosophischen Ehrendoktor ausgezeichnet wurde, so ist damit am deutlichsten zum Ausdruck gebracht, wie die wissenschaftliche Forschung sich in den Dienst des Krieges gestellt hat. Und mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse, das die Brust des Geh. Reg.-Rates Prof. Dr. Nernst, Leiters des chemischen Instituts der Berliner Universität, ziert, sieht die chemische Forschung zugleich eine Ehrung für sich selbst. Geheimrat Haber, der Leiter des Kaiser Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und elektrische Chemie, hat uns wertvolle Handhaben gegeben, wie wir uns auch ohne die Zufuhr des Chile-Salpeters die nötige Munition besorgen können. Emil Fischer steht als weitblickender Berater der Kriegs-Rohstoffabteilung zur Seite. Im Institut für Gärungs-Gewerbe haben Geheimrat Prof. Dr. Delbrück und seine Mitarbeiter gezeigt, wie man gewissermaßen aus der Luft das Eiweiß gewinnen kann. — Der Astronom hat im Verein mit den Meteorologen unseren Flugzeugen und Luftschiffen die Wege gewiesen. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter der optischen Werkstätten haben dem Unterseeboot im Periskop das weitblickende Auge verliehen. Die Elektrotechniker — und vor allem ist hier der Bemühungen des Leiters einer Akkumulatoren-Fabrik, Direktors Müller, zu gedenken, der auch deswegen jüngst mit dem Dr.-Ing. ehrenhalber ausgezeichnet wurde — haben es dieser „Pest der Meere“ ermöglicht, daß es weite Reisen unter Wasser ohne jede Gefährlichkeit unternehmen kann. Und immer weiter bemüht sich der Geist der deutschen Forscher und Gelehrten, neue, erstaunliche Waffen für unsere siegreichen Heere zu schmieden.



Die Kaiserin zu Besuch beim Kaiser im Felde. Hofphot. G. Berger.



Erzherzog Josef Ferdinand im Gespräch mit Generalmajor von Seeckt, dem Generalstabschef Mackensens, nach der Parade in Lublin. Phot. B. J. G.



Polnische Legionäre von der österreichisch-ungarischen Armee auf der Promenade in Lublin nach der Besetzung der Stadt. Phot. B. J. G.

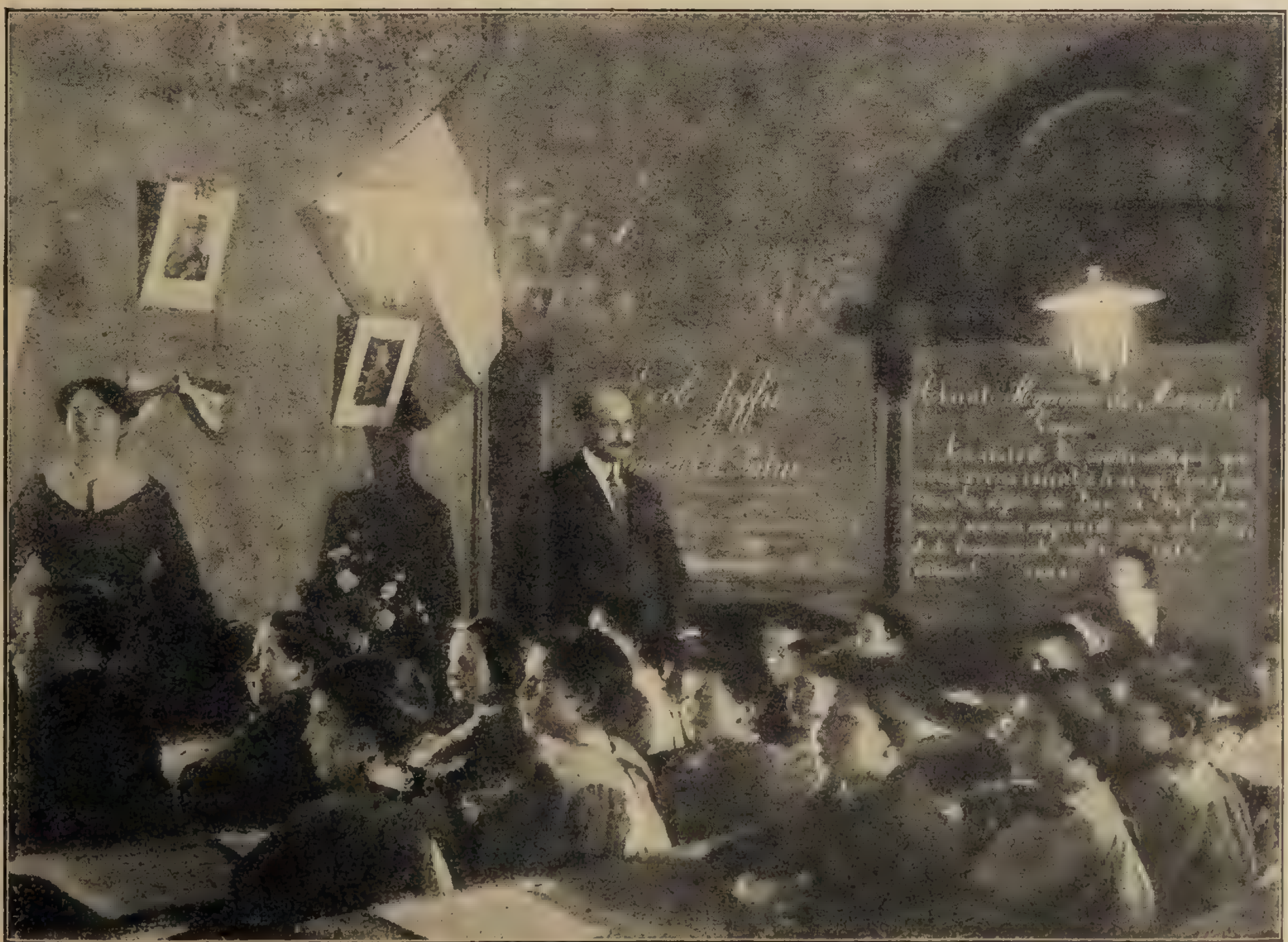


Die Vertriebenen: Flüchtlinge auf einer Landstraße in der Gegend von Lublin. Kilophot G. m. b. H.

Die Vertriebenen

Das Los der Bewohner in den Kampfgebieten

In der Ferne rollt der Donner der Schlacht, schon seit Tagen, aber allmählich kommt er näher. Angstvoll stehen die Leute in den Städten und Dörfern, zweifelnd, ob sie fliehen, ob sie bleiben sollen. Soviel wissen sie, daß bei den langausgestreckten Schlachtfronten dieses Riesenkrieges es unmöglich erscheint, seitwärts der Schlacht, die herannaht, auszuweichen. Lediglich die schleunige Flucht nach rückwärts kann ihnen noch Rettung bringen, aber besten Falles nur eine Rettung unter Preisgabe allen Hab und Gutes bis auf den geringen Kram, den man auf den Schultern, eventuell unter Benutzung eines noch vorhandenen Fuhrwerks fortschaffen kann. Also eine Flucht ins Elend, denn so liebevoll auch die Flüchtigen von ihren Volksgenossen empfangen werden mögen, auf die Dauer empfinden die Entwurzelten doch das Bettelhafte ihres Daseins schwer. Darum bleibt mancher am Orte und wartet, was auch immer geschehen möge. Zweifach sind die Gefahren, die drohen; einmal kann der Ort in die Schlacht hineingezogen werden, dann aber kann er der Zerstörung, wie es die Russen zu tun pflegen, anheimfallen. Ein Ort, der im Gefechtsgebiet liegt und ernstlich von der sich zurückziehenden Armee verteidigt wird, fällt dem sicheren Schicksal anheim, dem Erdboden gleich gemacht zu werden. Haus bei Haus wird von der Infanterie gestürmt, jede Stube ist ein Stück des Schlachtfeldes geworden. In jede Mauer sind Schießscharten hineingebrochen. Aus der Ferne schießt die Artillerie in den Ort hinein. Einzelne Häuser brennen, bald brennt die ganze Stadt. Krachend stürzen die Stockwerke in sich zusammen, manchmal bleiben einige Umfassungsmauern stehen, manchmal bersten auch sie. Auf den Straßen liegt das Geröll von Steinen. Reste von Möbeln und Hausinventar findet man oft überhaupt nicht mehr. So gründlich verrichtet die Zerstörung ihr Werk. Unter den Trümmern liegen die Leichen der Erschlagenen. Während des Kampfes flüchten die Einwohner, die zurückbleiben, in die Keller der Häuser auf die Gefahr hin, dort ihr Grab zu finden. In Frankreich, wo die Keller vornehmer Häuser sehr massiv gebaut und dann noch einmal unterkellert sind, bietet der unterste Keller eine ziemlich gute Sicherheit gegen Einsturz und schweres Geschütz. Es sind Fälle bekannt, wo nach mehrtägiger Schlacht ganze Dorfschaften aus den unteren Kellern eines Schlosses wohlbehalten emporstiegen, aber freilich nur, um die Trümmer ihres einstigen Glückes wiederzusehen. Fürchterlich ist die Zerstörung, wenn die Schlacht wochenlang über einer Ortschaft hin und herwogt, die Ortschaft mehrmals



Schule in einem Keller in Reims.



Die Vertriebenen: Auf der Trümmerstätte eines galizischen Dorfes.

gestürmt und immer wieder zurückerobert wird. Dann bleibt buchstäblich kein Stein auf dem anderen. In Galizien und Polen, wo ganze Bezirke mehrmals den Herrn wechselten, findet man meilenweite Strecken, aus denen nur Oede und Grauen emporsteigt; oft erkennt man kaum die Stelle, wo ein Dorf gestanden hat. Erbarmungslos gegen eigene Volksgenossen und Fremde führt der Russe den Krieg, wo er kommt, als Sieger oder Besiegter, bezeichnen Trümmer und Leichen seinen Weg. Es war daher auch zwecklos im Anfang des Krieges, den Russen eine Ortschaft ohne Kampf zu überlassen, denn der Regel nach verwüstet er sie doch, wenn er in ihrem Besitz ist, und die Bewohner müssen ohnehin fliehen, da man ihnen nicht raten kann, sich den Grausamkeiten der Russen auszusetzen. Eine Ortschaft, in der die Russen als Sieger gehaust haben, ist in den meisten Fällen ziemlich ausgeplündert, die Bewohner haben furchtbare Leiden erdulden müssen, und beim Abzuge stecken die Russen stets die Häuser in Brand, sofern ihnen Zeit dazu verbleibt. Auch die Franzosen haben in den wenigen Orten im Oberelsaß, die sie besetzt hatten, teilweise sehr übermütig und mit einer Grausamkeit gehaust, die ihren kulturellen Ruf schändet. — Uns rühmt man nach, daß wir einmal im Besitze eines Ortes uns jedes Uebergriffes enthalten und sofort einen Rechtszustand herstellen, freilich einen Zustand des Kriegsrechts; sofern sich indes die Bevölkerung gegen dieses Kriegsrecht nicht auflehnt, widerfährt ihr keinerlei Unbill. Die Entsetzlichkeiten einer Schlacht können allerdings auch wir nicht den Betroffenen ersparen, die im Kriegsgebiet leben. So hat denn mancher, der im Felde war, die langen Züge verzweifelter Menschen gesehen, die auf der Flucht mit dem Rest ihrer Habe belastet





Polnische Flüchtlinge, die nach dem Rückzug der Russen in ihre Heimat zurückkehren.



Exzellenz Paul Ehrlich †, der berühmte medizinische Forscher, Entdecker des „Salvarsans“.
Phot. Waldemar Titzenthaler.



General von Köveß,
Führer der österr.-ung. Truppen, die Iwangorod eroberten.

zusammenbrachen, die im Wintersturm und Frost auf den Feldern kampierten, Kinder und Greise konnten vor Erschöpfung nicht weiter, Frauen sind auf der Landstraße Mütter geworden. In doppelter und vielfacher Schwere trifft der Krieg im Osten die Tausende von russischen und polnischen Juden, die schon im Frieden bedrückt, ungerecht behandelt und verleumdet, die Willkür der russischen Beamten und Behörden fühlen mußten. Die Soldatenscharen, die im Grenzgebiet hin- und herfluteten, behandelten die russischen Juden wie Tiere, nahmen ihren Besitz, verbrannten ihre Häuser, ohne daß die armen, gequälten Menschen bei Beamten oder Offizieren auch nur notdürftigsten Schutz finden konnten. Als der Rückzug der russischen Truppen begann, kam ein Befehl, daß die Juden aus dem Operationsgebiet auszuweisen seien. Nun war ein neues herrliches Betätigungsfeld für die russischen Herren Gouverneure gegeben. Die Juden erhielten also die Ausweisungsbefehle, wurden auf den Bahnhöfen zusammengetrieben, in Waggons gesteckt und nun mit Frachtbriefen — wirklich mit Frachtbriefen: „anbei 46 Juden!“ — verschickt. Kranke, Tobsüchtige, Gesunde, Säuglinge, Sterbende, alles lag durcheinander, schrie und jammerte und durfte nicht aus den Viehwagen, bis nach 4—5 tägiger Fahrt das Ziel erreicht war. Und dann kam es vor, daß der dortige Gouverneur die „Annahme verweigerte“, so daß sie hungernd auf den Gleisen blieben und dann zurückgeschickt wurden! — Was hilft es gegen diese Fälle des Elends, wenn der vorbeireitende Sieger mitleidvoll vom Pferde steigt und aus seiner Feldflasche und seinem Brotbeutel gibt, was ihm noch verblieben ist? Schließlich muß er doch wieder in den Sattel steigen, aber wenn er ein Deutscher ist, so tut er es mit dem ingrimmigen Wunsche, daß die Strafe die wahren Schuldigen treffen möge, die all' dieses Unglück für die Menschheit heraufbeschworen haben.



Russische „Siegesbeute“.
Ein Bild aus der russischen Zeitschrift „Sbornik“.



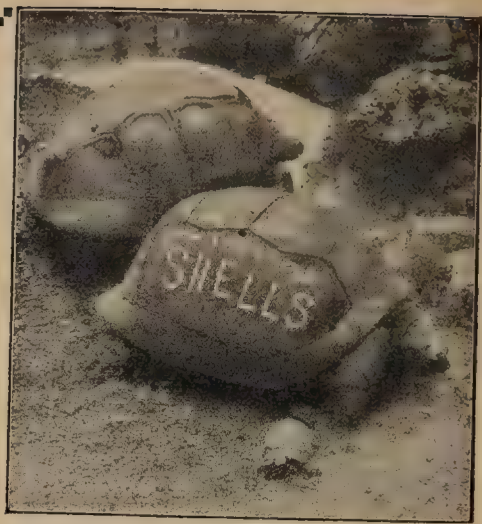
Generalleutnant Graf Bredow,
Führer einer Division im Osten, der den Orden Pour le mérite erhielt.

Englische Stimmungsmache

Augenblicksbilder aus London in der Kriegszeit



Augenblicksbilder aus London in der Kriegszeit.
Wohltätigkeit als Sport: Die Gattin eines Lords am Steuer ihres mit Eiern beladenen Autos, die sie für die Verwundeten sammelt.



Die Schildkröte als Werber für Munitionsarbeiter! Eine Riesenschildkröte im Zoo mit der aufgemalten Inschrift: „Wir können nicht ohne unsere ‚Shells' bestehen; aber sie mögen Euch an andere erinnern, die Euer Land braucht" (‚shell' bedeutet ‚Schale' und auch ‚Granate').



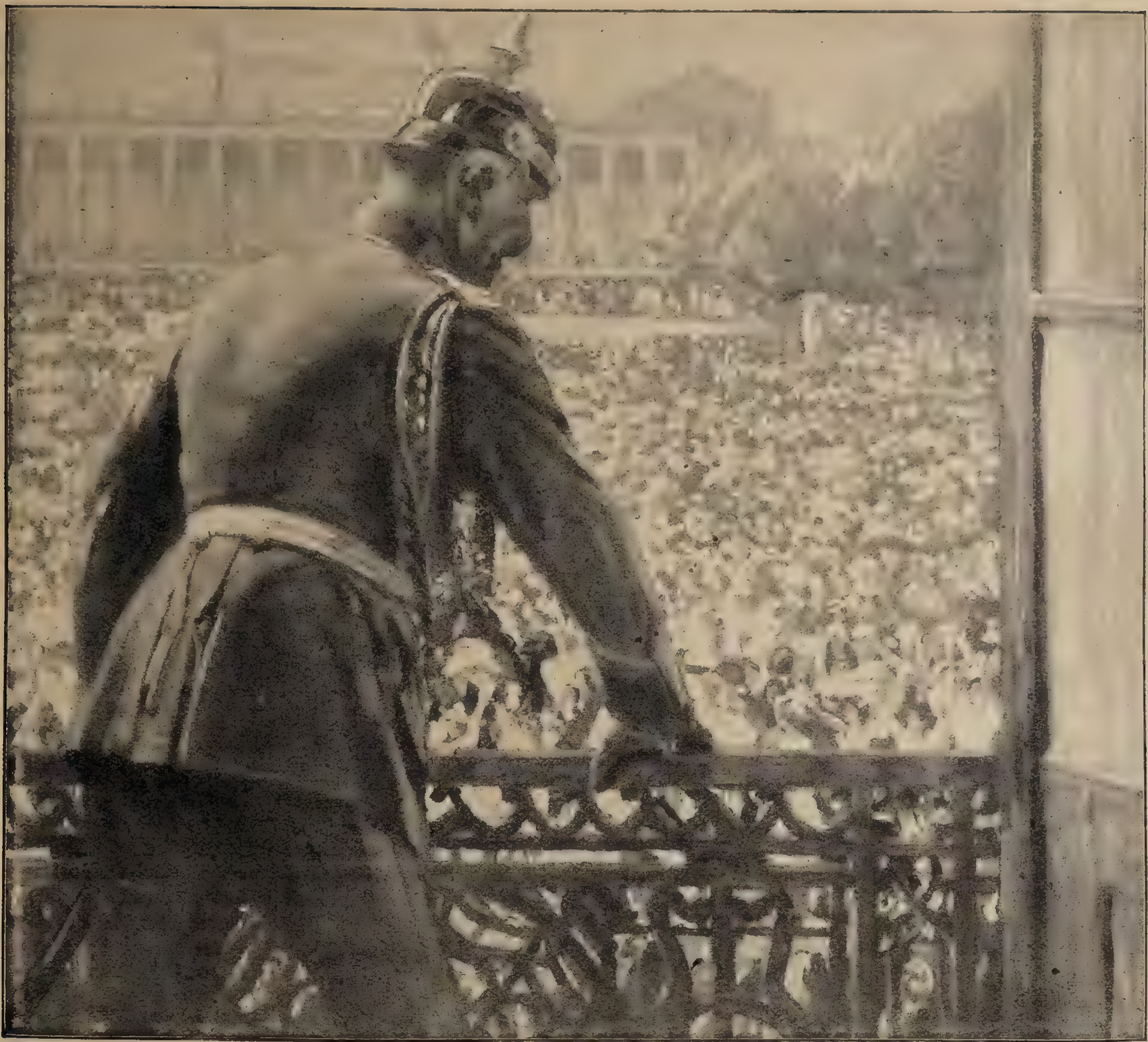
Die Darstellerin des „gemarterten Belgiens" in einer Straßenprozession, die Londoner Frauen veranstalteten, um „ihr Recht darzutun, für England zu arbeiten".

Das stolze Wort des englischen Ministers Churchill: „Das Geschäft geht weiter wie gewöhnlich", das er in den ersten Kriegsmonaten hinausschmetterte, um die besorgten Kaufleute zu beruhigen — Englands größte Sorge! — hat sich inzwischen nicht immer als wahr erwiesen. Die berühmte „Season", das große gesellschaftliche Ereignis des Frühjahrs anderer Zeiten, ist so gut wie ausgefallen, und damit das große Geschäft der Luxus- und Modenindustrie. Deshalb wohl hat Worth, der weltbekannte Damenschneider, sein Londoner Haus zugemacht; er selbst sagt, daß die Damen nicht mehr so viel für ihre Eleganz tun, aber nicht aus Gründen der Selbstlosigkeit, sondern weil vermutlich das Geschäft ihrer Gatten doch nicht wie „gewöhnlich" geht. Nach wie vor steht London im Zeichen der Rekrutierung. Außer Plakaten, Werbe-Offizieren und Musikbanden helfen jetzt die Frauen mit. Sie veranstalten patriotische Umzüge mit theatralischer Aufmachung und einem deutlichen Wink nach dem „Frauenstimmrecht", das sie sich als Lohn für ihre Betätigung erhoffen. Der Ruf „Kitchener braucht Dich!" der die Londoner an allen Straßenecken anbrüllte, ist von dem neuen Schlagwort „Geh in die Munitionsfabrik!" fast übertönt worden. Dem Geschrei nach müßte England ohne eine Granate dasitzen. So schlimm ist es natürlich nicht, aber die große Aufregung, die Schaffung eines besonderen „Ministeriums für Munition" zeugen doch von einem erheblichen Mangel an rechtzeitiger Organisation. Große Anzeigen der Regierung fordern Munitionsarbeiter und versprechen hohe Löhne. Geschäftsinhaber werden aufgefordert, ihre Gehilfen auf einige Stunden am Tage freizugeben, damit sie in der nächstgelegenen Munitionsfabrik Hilfsdienste leisten.



Huldigung englischer Soldaten in London vor der Vertreterin Frankreichs, der bekannten Tänzerin Gaby Deslys, die in ihrem geschmückten Auto durch die Straßen fuhr und kleine Flaggen zugunsten eines französischen Hilfsfonds verkaufte.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 24.



Vor einem Jahr: Ansprache des Kaisers an die Volksmenge vor dem Berliner Schloß.
Gemälde von Prof. F. Klein-Chevalier.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

14. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Hayn steckte den Füllfederhalter, mit dem er verbessert hatte, in die Tasche. Dann erhob er sich. „Heute regnet es. Das ist schade für Ihr Münchener Programm. Die amerikanischen Girls stecken ja gewiß in der Pinakothek. Aber keine Farbe hat da die rechte Leuchtkraft.“

„Ich werde nicht in die Pinakothek gehen,“ sagte Eve verstimmt.

„In der Sezession ist's noch schlimmer. Bei dem trüben Licht wirken all die bläulichen Leiber wie Wasserleichen.“

„Sie können mir ruhig das ganze Programm verekeln, das sich die Durchreisenden für die Regentage aufsparen. Mein Plan ist fertig. Heute nachmittag wird gepackt.“

„Oh —!“ Er stand schon in der offenen Terrassentür. „Und wann — gedenken Sie zu reisen?“ fragte er zögernd, halb über die Schulter zurück.

„Wahrscheinlich morgen früh.“

„Nach Berlin?“

„Ja. Zu den Kindern. Ihnen alles beichten — auch das traurige Endergebnis dieser Fahrt.“

Nun wandte er sich langsam nach ihr um und sah sie prüfend an, sagte aber kein Wort.

„Auf der Herfahrt hatte ich doch wenigstens noch die schwache Hoffnung, daß mir's gelingen würde, irgendwie auf Sie einzuwirken. Jetzt sehe ich: Sie bringen mich kaltblütig zum Opfer.“ Auf dem Wege durchs Zimmer blieb sie dicht bei ihm stehen. „Ist es nicht so? Warum schweigen Sie?“

Blick tauchte in Blick. Es lag auf dem Grunde seiner Augen etwas, das ihr nun doch wieder angst machte vor ihm.

„Ich bringe nicht Sie zum Opfer, gnädige Frau, sondern mich,“ erwiderte er nach kurzem Schweigen.

„Wie soll ich das verstehen?“

Er atmete tief auf. „Vielleicht kommt einmal die Stunde, in der Sie's verstehen. Dann wird Ihnen auch klar werden, daß dieses Buch nicht geschrieben ist, um einer Eitelkeit zu dienen — oder um ein Rachewerk zu tun — oder um des lieben Skandals willen. Es geht in die Welt hinaus, so wie Sie selbst es von deutscher Art einmal gefordert haben.“

„Ich?“ Sie hatte vor seinem durchdringenden Blick den Kopf gesenkt. Nun sah sie ihn wieder unsicher an. „Wann?“

„Damals, als Sie mir das Wort sagten: Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun.“

Noch ein paar Sekunden verharrten sie Blick in Blick. Dann ging er. Er schob das Bündel flatternder Druckfahnen unter den Arm, steckte die Fäuste in die Taschen und stapfte quer über den Hof durch den Regen.

Sie blieb in zitternder Unruhe zurück.

Seine Macht über sie war von Stunde zu Stunde gewachsen. Sie wußte es, und sie kannte kein Mittel, sich ihrer zu erwehren. Und trotzdem sie sich zehnmal sagte, daß es nun das beste wäre, zu packen und abzureisen — sie vermochte es doch nicht über sich.

In einem plötzlichen Entschluß klingelte sie der Jungfer. Sie wollte derbe Stiefel und ihr fußfreies Regenkostüm anziehen, um einen längeren Marsch anzutreten. So recht durchpeitschen lassen wollte sie sich von dem Frühlingssturm, der durchs Isartal fuhr.

Die Jungfer hörte nicht, kam nicht. Hernach stellte sich heraus, daß sie während des Besuchs des Afrikaners eigenmächtig das Hotel verlassen hatte, um allerlei Kleinigkeiten, die am Toilettenzeug fehlten, einzukaufen.

Erst als Eve ihren Anzug ohne Hilfe beendet hatte, kehrte ihre Jungfer zurück, ganz bestürzt darüber, daß sie vermißt worden war. Sie hatte ihre Herrin ausreichend beschäftigt geglaubt.

Bevor Eve das Hotel verließ, stattete sie noch der Frau Lisa einen kurzen Krankenbesuch ab. Die junge Frau hatte sich mit Fieber und einer eitrigen Mandelentzündung zu Bett legen müssen. Täglich kam der Arzt zu ihr.

Der Brief, in dem Eve nach Tanga dem jungen Freund ausführlich über ihre Begegnung mit seiner geschiedenen Frau berichtet hatte, schwamm jetzt erst zwischen

Genua und Port Said. Wochen mochten ins Land ziehen, bevor Rodehaus Antwort eintraf.

„Es tut mir so leid, liebe Frau Lisa," sagte Eve zu der Kranken, „daß Sie hier in dem engen Stübchen liegen müssen. Ich glaube fast, Sie träfen es besser, wenn Sie in einem modern eingerichteten Krankenhaus unterkämen. Da hätten Sie gewiß ein luftigeres Zimmer und geeignetere Behandlung."

Frau Lisa schüttelte den Kopf. „Hier ist es aber billiger. Und damit muß ich rechnen. Die schicken mir ja nichts von Zuhause. Es ist vielleicht ein Glück, daß ich krank geworden bin. Da brauche ich nicht viel auszugeben. Oh, ich wünschte nur, ich könnte jetzt immerzu, immerzu so ganz ruhig daliegen und warten und an das Schiff denken, das übers Meer fährt und die deutsche Post an Bord trägt."

Etwas Licht und etwas Hoffnung zurücklassend, verabschiedete sich Eve von der Kranken. Als sie durch die Halle kam, traf sie auf Hayn. Er war wie sie zum Marsch in den Regen gerüstet: trug eine lederbraune Mütze und einen lederbraunen Mantel.

„Ich muß mich schon stark bemerkbar machen," sagte er mit einem Lachen, das fast gutmütig klang, „sonst tun Sie so, als übersähen Sie mich. Können wir uns denn wirklich so gar nicht mehr vertragen?"

Sie war stehen geblieben. Auf ihrer Stirn hatten sich trotzige Falten gebildet. „Haben wir es je? Ich denke, es gibt keine größeren Gegensätze."

Er wies mit dem Kopf, ohne die Fäuste aus den Taschen zu nehmen, auf die in der Halle sitzenden Zeitungsleser und Zeitungsleserinnen, von denen mehrere sofort aufhorchten, und sagte spöttisch: „Wie dankbar die uns wären, die Faulpelze, an einem Regentag wie heute so mühelos zu einer angenehmen Unterhaltung zu kommen."

Eve ging weiter. Still duldete sie, daß Hayn sich ihr anschloß. Es drängte sie ja selbst noch zur Aussprache.

„Also — die schreienden Gegensätze, Exzellenz!" nahm er draußen auf der Straße das Gespräch wieder auf.

„Es ist mir nicht nach Spotten und Lustigmachen zumute," erwiderte sie.

„Gut. Dann wollen wir einen Kompromiß schließen. Merzen wir die Erörterungen über das scheußliche Buch einfach aus. Ich will Ihnen nicht noch mehr den Morgen verderben."

„Glauben Sie, daß durch ein Verheimlichen das Uebel beseitigt wird? Ich bin kein Kind mehr, dem man seinen Kummer ausreden könnte. Und wie kämen Sie je zu Kompromissen? Sie müssen ja immer mit dem Kopf durch die Wand."

Er zog die Uhr. „Jetzt ist es elf. Um eins ist Essenszeit. Wie wär's, wenn wir die Frist geschwisterlich teilten? Die erste Stunde zanken wir uns noch. Jeder hält dem andern sein Unrecht vor. Und die zweite Stunde reservieren wir erquicklicheren Dingen, um uns Appetit zu Tische zu machen."

„Eine halbe Stunde würde mir nicht genügen, um Ihnen all Ihr Unrecht vorzuhalten."

„Ich beanspruche für mich nur knapp drei Minuten davon. Den ganzen Rest der Stunde können Sie haben. Ich — meinerseits — brauche Ihnen ja nur die menschlich, besonders weiblich erklärliche Kurzsichtigkeit vorzuwerfen: daß Sie persönlich übelnehmen, was Sie sachlich nicht widerlegen können."

Sie preßte im Vorwärtsschreiten, gegen den Regen ankämpfend, der ihnen ins Gesicht klatschte, beide Hände ineinander. „Ist es denn nötig, daß Sie in Ihrem Buch Unruh auch nur mit einem Wort erwähnen?"

„Aber, meine gnädige Frau —!"

„Er ist gestürzt. Durch Sie. Noch bevor Sie die Hand gegen ihn erhoben haben. Was wollen Sie noch mehr? Sie sind persönlich, Sie sind's, der nicht über der Sache steht."

„So war es einmal, gnädige Frau. All der blinde Groll, den ich ein Jahrzehnt lang gegen Ihren Mann in mir aufgespeichert hatte, der wollte sich ja sogar gegen Sie arme, unschuldige Erbin seines Namens entladen. Gehaßt habe ich Sie. Nur weil Sie seine Witwe waren. Dann kam der Umschwung. Ich mußte meinem Haß eine neue Richtung geben. Nun, dabei verlor er beträchtlich an Brutalität. Es fiel auch alles Kleinliche und Persönliche ab. Aber meine Kampfbegier ist dieselbe geblieben. Ich schlage mich für eine gerechte Sache. Ich will endlich denen den Mund stopfen, die mich Vaterlandsverräter genannt haben."

„Was ficht Sie das Urteil an von den paar Deutschen? Sie kennen sie nicht. Sie leben im Ausland. Was hören Sie überhaupt aus Deutschland?"

Er hatte den Kragen seines Mantels aufgeschlagen. Finster blickte er vor sich hin. Die Straßen waren fast leer. In dem nassen Asphalt spiegelten sich die spritzend vorbeisausenden Autos. Allmählich ließ jetzt der Regen nach. Sie zogen nach der Isarbrücke und wanderten hier durch die Maximilians-Anlagen, die als schmaler Uferstreifen den Lauf des gelbschäumenden Flusses begleiteten.

„Es mag Ihnen komisch klingen, gnädige Frau, wenn ich's an einem patschnassen Regentag wie dem heutigen sage, wo den amerikanischen Girls München so abscheulich erscheint. Aber es ist ein inniges, rührendes Geständnis. Ich liebe mein Vaterland — und ich habe in diesen Münchener Bummeltagen oft ein Heimweh verspürt, als ob ich an der Kehle gewürgt würde. Sagen Sie's, bitte, nicht weiter."

Eine Weile gingen sie in gleichem Schritt. Sie sann seinen Worten nach. Seine Stimme hatte wieder den seltsam gepreßten Klang, über den auch das bißchen erzwungener Spott nicht hinwegtäuschte.

„Und diese weichere Stimmung ist nicht imstande, Sie zu einem Generalpardon zu bewegen?"

„Nein. Dazu nicht. Im Gegenteil, sie treibt mich zu um so schmerzlicherer Anklage. Denn ich empfinde jetzt erst, was ich solange habe entbehren müssen. Die Heimat. Und so allerlei anderes."

Sie blickte nicht auf. Es ging ihr nahe, wie er so sprach. Eine tiefe Sehnsucht klang aus seinen Worten. Aber sie wollte nicht verraten, daß sie unter diesem Eindruck stand. „Und so allerlei anderes," wiederholte sie achselzuckend.

Nun herrschte lange Zeit Schweigen zwischen ihnen. Der Regen hatte aufgehört. In den hellgrünen jungen Birkenzweigen hingen noch schwere Tropfen. Die zarten Ruten bogen sich unter der Last. Einzelne grauschwarze Wolken jagten von Westen her über das Tal, scharf sich abhebend von dem bleiernen Einerlei des Himmels. Sie nahmen groteske Formen an und änderten jeden Augenblick das Gesamtbild. Eves Blick folgte den abenteuerlichen Wolkengestalten. Dabei wanderten ihre bangen Gedanken nach Berlin zurück. Sie fühlte sich in dieser Stunde wieder so voll schwerer, schwerer Schuld. Es ward ihr trüb und wehe bei der Vorstellung der großen Abrechnung mit Barbara und deren Mann, die ihr bevorstand. Nie würde ihre Tochter ihr vergeben können. Ward es ihr selber doch so schwer, sich zu begreifen! In einem grausamen Zwiespalt war sie.

Auf dem Rückwege hatten sie nicht mehr so stark gegen den Wind anzukämpfen. Ihr Tempo wurde beschwingter. Er schlug dieses und jenes Thema an, aber es gelang ihm so bald nicht, das Gespräch wieder in Fluß zu bringen.

Endlich kam er auf die junge Hotelnachbarin zu sprechen, der Exzellenz Evchen ab und zu Krankenbesuche abstattete. Er wußte nur wenig von ihr; den Hotelklatsch, der an sein Ohr gedrungen war, während er in der Halle eine Zigarette oder ein Pfeifchen rauchte, hatte er zur Hälfte wieder vergessen.

Sie korrigierte die Uebertreibungen, die ihm zugetragen waren, und sagte ihm in ein paar mitleidigen Sätzen Frau Lisas Schicksal.

„Entwurzelt. Ja so. Ich dachte mir's." Er nickte. „Wie man in so einem großen Hotel all die Vogelfreien friedlich Tür an Tür nebeneinander hausen sieht!"

Das Wort ging ihr durch und durch. Entwurzelt — vogelfrei — war sie's binnen kurzem nicht auch?

Er wollte mehr von Frau Lisas erstem Mann wissen. Es war ihm bekannt, daß Rodehau größere Kautschukplantagen bei Tanga besaß und dort vor kurzem eingetroffen war, um die Bewirtschaftung selbst zu übernehmen.

„Natürlich muß er nun bald wieder auf die Brautschau gehen," meinte er. „Warum holt er sich die unglückliche kleine Frau nicht hinüber? Das Schicksal hat sie reif für Afrika gemacht."

„Es ist mein herzlicher Wunsch, daß er ihr verzeiht und sie wieder aufnimmt. Ich habe ihm über alles geschrieben, lang und dringlich."

„Wissen Sie, daß hier im Hotel erzählt worden ist, der Rittmeister habe sich von Ihnen, bevor er nach Tanga abfuhr, einen Korb geholt?"

„Was erzählt man nicht alles!"

„Aber da Sie so schwesterlich um ihn besorgt sind.... Für eine gescheiterte Liebe tauscht man doch meist die berühmte Schwesternfreundschaft ein. Ist's nicht so?"

„Vielleicht ist es hier eher etwas wie mütterliche Fürsorge."

„Es gibt mir jedesmal einen Ruck, wenn Sie an Ihre paar Jahre erinnern. Mein Gott, Sie sind doch an Seele und Leib noch so jung."

„In weniger als einem Vierteljahr hoffe ich Großmutter zu sein."

„Entsetzlich."

Sie lächelte müde, voll Bangigkeit dabei. „Wär's nur erst so weit!"

Er konnte den Blick nicht von ihrem Antlitz wenden. Es stand jetzt ein so rührend-hilfloser und dabei sehnsüchtiger Zug darin.

Sie beschleunigte den Schritt. „Es ist mir jetzt doch tüchtig kalt geworden. Ich nehme mir das erste Auto, das wir treffen, und fahre heim."

„Als ich Student war, ging man im Mai oft hier am Flusse entlang und dann hinüber zu einer gemütlichen Dorfwirtschaft — der Aumeister hieß sie oder so ähnlich — und hielt dort Göttermahle ab. Es gab Forellen. Man war unsagbar glücklich. Natürlich immer zu zweien."

„Ich werde im Hotel mein Abschiedsmahl nehmen. Ohne Forellen. Und allein."

„Hm. Schade."

Nach einer Weile begann er wieder, über Rodehau zu sprechen. Sie wollte aber nicht mehr auf das Thema eingehen.

„Was war — und was nicht war — das ist heute alles verklungen. Es war das letzte Stückchen Jugend."

Sie kamen zu einem Flußübergang. Langsam querte ihn eine halboffene Droschke. Unwillkürlich machte Eve, die schon fast erschöpft war, eine anrufende Bewegung, und der Kutscher hielt. Sie gab ihm als Ziel das Hotel an.

„Das Göttermahl beim Aumeister lockt Sie also nicht?" fragte er, mit dem Kopf in die entgegengesetzte Richtung weisend.

„Dort muß man zu zweien sein, denke ich. Und wir — wären ja doch nur jedes für sich allein."

„Zwei feindliche Burgen — und dazwischen der tiefe, tiefe, grausige Abgrund," scherzte er.

„Der unüberbrückbare."

„Die Kunst des Brückenbauens hat seit den feudalen Zeiten große Fortschritte gemacht, Exzellenz."

Im Wagen, der zur Stadt fuhr, saßen sie dann lange ganz in Gedanken verloren. Endlich sagte er, indem er wieder ihre Hand nahm:

„Bitte, bitte, bleiben Sie noch ein paar Tage. Wir haben einander doch so viel zu sagen."

„Ich Ihnen nichts mehr. Sie sind in mein Leben getreten, um zu zerstören. Und ich habe trotzdem alle Waffen vor Ihnen niedergelegt."

Er beugte sich und küßte ihre Hand.

Sie entzog sie ihm. „Es ist nicht mehr Lenz," sagte sie melancholisch.

Wieder schwiegen sie. Sie kamen in das Stadtinnere. Um nicht gemeinsam mit ihr vor dem Hotel vorzufahren, stieg er unterwegs aus.

„Aber Sie dürfen nicht wieder die Flucht ergreifen wie damals," sagte er mahnend und bittend. „Schenken Sie mir noch acht Tage. Bitte, bitte."

„Unmöglich."

„Oder sechs. Fünf. Drei."

Sie holte tief Atem. „Ich will bis morgen bleiben."

„Und ich darf Sie heute abend abholen. Ja? Für ein paar festliche Stunden."

„Festlich?"

„Den Brückenschlag zu feiern."

Nun lächelte sie. „Wir wollen's versuchen."

XIV.

Nicht nur die Anwohner des kleinen Gartenhofs hatten die Besuche, die der Afrikaner der Exzellenz abstattete, mit Interesse beobachtet, sondern auch der Königl. Kriminal-Kommissarius Schimpff v. Schlebrügge, der ehemalige Husar, der mit einem Spezialauftrag von Fritz v. Unruh hierher gereist war. Der Legationsrat hatte sich mit den Vettern seiner Frau in Verbindung gesetzt, um zu beraten, wie man unauffällig den Aufenthalt der Exzellenz ermitteln könnte. Seitdem sie von Treppwalde aus das lang verschollen gewesene Aktenmaterial über den „Fall Hayn" dem Amt eingesandt hatte, war sie spurlos verschwunden.

Vetter Hanns pflegte den Kriminalkommissar zu charakterisieren: „Gutes, dummes Luder, verpatzt alles, ist immer im Dalles." Auch diesmal war er davon überzeugt, daß das Sorgenkind der Familientage sich seiner Aufgabe nicht recht gewachsen zeigen würde. Immerhin erklärte er sich damit einver-

standen, daß man ihn für die verschiedenen Reisen, die notwendig sein würden, mit anständigen Mitteln ausrüstete.

Der ehemalige Husar verschaffte sich ein paar Tage Urlaub, strich mit blanken Augen die Zechinen ein, ging zur Feier des Tages in die nächste Zylinderdestille und ließ sich eine grüne Chartreuse für 1,50 Mark geben. Darauf eine gelbe. Bei dem letzten Schlückchen warf er von ungefähr einen Blick in eine Münchener Zeitung, die an dem Garderobenhaken zu seinen Häupten hing, und da las er unter der Rubrik „Angekommene Fremde" den Namen von Exzellenz Evchen. Er schmetterte vor Freude über diese Entdeckung noch einen großen Kognak hinterdrein. Abends saß er dann im Raucherabteil des Münchener Schnellzuges und paffte eine Importe nach der andern.

In der bayerischen Hauptstadt begann für ihn ein vergnügtes Leben. Am dritten Tage erbat er telegraphisch Urlaubsverlängerung. Der „Dienst", den er hier zu versehen hatte, war kinderleicht. Er ließ sich sowohl von Vetter Hanns wie von Fritz v. Unruh noch einmal telegraphisch Geld anweisen, und am nächsten Tage schickte er seinen Bericht.

„Na, da hat der Junge 'mal sein Meisterstück gemacht," sagte der Rennreiter zum Legationsrat.

Und der Freiherr v. Unruh nahm Abschied von seiner Frau — angeblich in Amtsgeschäften, denn er wollte sie im siebenten Monat mit all diesen alarmierenden Nachrichten verschonen, sofern es nur irgend möglich war — und folgte dem Vetter Kommissarius mit dem Nachtschnellzug nach München.

Vom Fenster des zweiten Stockwerks aus sahen die beiden Herren den Afrikaner auf dem Wege zu Exzellenz Evchen ungeniert den Gartenhof queren. Und sie sahen ihn anderthalb Stunden später ebenso ungeniert durch den Regen zurückkehren. Hiernach beobachteten sie das Paar in der Halle und folgten ihm unter dem Schutze eines gemeinsamen Regenschirmes auf dem Spaziergang nach der Isar.

„Ein Skandal!" sagte der Legationsrat.

Als Eve den Speisesaal im Hotel verließ, wo sie nur eine Kleinigkeit genommen hatte, kam ihr die Jungfer in großer Erregung in der langen, klostergangähnlichen Verbindungstür entgegen und meldete ihr den Besuch ihres Schwiegersohnes.

Fritz v. Unruh befand sich bereits in ihrem kleinen Salon. Er hatte nicht Platz genommen.

„Was macht Barbara? Ist etwas geschehen? Fritz, um Gottes willen, was für ein Gesicht machst Du?"

Eve war mit weitaufgerissenen Augen auf ihn zugestürmt.

„Barbara geht es gut. Danke. Sie weiß nicht, daß ich hergereist bin, um Dich zu sprechen. Sie glaubt, daß ich dienstlich unterwegs sei."

„Ja, erkläre doch.... Bitte, nimm Platz.... Mir ist der Schrecken so in die Glieder gefahren...."

Fritz blieb kühl-höflich und korrekt. Aber seine Erregung verriet sich dadurch, daß seine Stirn, sein Kopf feucht geworden waren. Indem er Platz nahm, zog er das Taschentuch aus der vorderen Brusttasche und fuhr sich damit über das dünne, blonde Haar.

„Wir alle, verehrte Mama, die wir um die letzten Vorgänge wissen, haben wohl nicht weniger unter dem Nervenchok gelitten. Aus Papa war ja nichts herauszubekommen. Er ist in Nauheim. Es soll ihm gar nicht gut gehen. Ich erwarte noch Bescheid vom Professor. Aber Gropius sagte mir am letzten Freitag... Also es sind zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Kolonialamt fortgesetzt Botschaften hin und her gegangen.... Ja, ich fasse es einfach nicht. Mit keiner Silbe hast Du mir auch nur angedeutet, was da im Spiele war. Ich muß es durch Fremde erfahren, durch einen Zufall. Ist das der Grund von Papas Rücktritt? Man darf ihn nicht aufregen, sonst wäre ich sofort nach Nauheim gefahren. Und mit was für abenteuerlichen Nachrichten zusammen uns Dein Aufenthalt hier gemeldet worden ist. Du stehst in Verbindung mit diesem Hayn, dem berüchtigten Karl Hayn, diesem — diesem... Ich weiß noch gar nicht ein und aus. So etwas ist ja noch gar nicht dagewesen. Ich hätte jeden vor die Klinge gefordert, der auch nur eine Andeutung von so etwas zu machen gewagt hätte. Und nun mußt' ich mit meinen eigenen Augen sehen...."

Sie streckte abwehrend die Hand aus. Nur eine kleine, ruhige Bewegung war es. Aber es lag so viel Würde und Selbstbewußtsein in ihrer Haltung, daß er sofort stockte.

„Ich will Dir's ersparen, Fritz, Fragen zu stellen," sagte sie ruhig. „Ihre Berechtigung sehe ich übrigens ein. In den nächsten Tagen wäre ich sowieso nach Berlin zurückgekehrt und hätte offen mit Euch gesprochen. Du sollst der Reihe nach alles erfahren."

„Vor allem — wo und wie sind Dir die Akten über den Fall Hayn in die Hände gefallen?"

„Auch das soll zur Sprache kommen, Fritz. Selbstverständlich. Ich halte es aber für erforderlich, noch etwas weiter auszuholen. Ich möchte Dir meine erste Begegnung mit Herrn Hayn schildern, die in Portofino stattfand."

„Bitte. Ich bin ganz Ohr." Sein Ton klang noch immer herausfordernd. Nur mit Mühe vermochte er seiner Ungeduld Herr zu werden. Gerade die Kühle und Ruhe, die seine Schwiegermutter ihm entgegensetzte, reizten ihn.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ä — ba — bach — bend — brist — buch — ce — check — de — e — e — eh — ei — elms — er — es — feu — fo — fors — gie — gly — hel — i — kas — ker — ki — lo — ma — mal — mei — nat — ne — ni — nor — o — pheu — re — re — recht — rei — rei — ri — rin — roß — sen — — sen — sing — ße — ten — tro — tro — u — — uhr — val — völ — zi

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch ergeben, den Napoleon I. bei seinem Rückzug aus Rußland gemacht hat.

Die Wörter bezeichnen: 1. Rechtsübereinkommen. 2. Veraltete militärische Bezeichnung. 3. Landwirtschaftlichen Betrieb. 4. Elektrische Erscheinung. 5. Schlachtort im siebenjährigen Krieg. 6. Stadt in Finnland. 7. Mahlzeit. 8. Küstenstadt in Italien. 9. Drama eines bekannten Schriftstellers. 10. Zeitmesser. 11. Pflanze. 12. Sprengstoff. 13. Kuchenwürze. 14. Erlaß. 15. Affenart. 16. Inselgruppe. 17. Antikes Heldenepos. 18. Einrichtung im Geldverkehr. 19. Industriebetrieb. 20. Russischen Ort.

Sonderbare Wirkung.

Drückt eine Last, drückt ihr Gewicht,
Ein Wort mehr — man merkt es nicht;
Doch wie drückt das Wort oft schwer,
Gibt es nur ein Zeichen her.

Lösung des Rätsels aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen, Iwangorod, Warschau.

1. Libau. 2. Ulanka. 3. Eschstruth. 4. Tehuantepec. 5. Times. 6. Innerkofler. 7. Christiania. 8. Narew. 9. Alfenid. 10. Montenegro. 11. Unterstaatssekretär. 12. Romeo. 13. Monolog. 14. Anatolien. 15. Urania. 16. Bredow. 17. Effendi. 18. Ungarn. 19. Geige. 20. Eichkamp. 21. Amerikaner. 22. Neuralgie. 23. Tarnow.



Der neue Kriegsplan.

Der Großfürst zu den Berichterstattern: „... Ich zwinge die Deutschen unnachsichtig, mir bis Sibirien zu folgen, und interniere sie dann dort ganz einfach!"

HUMOR

„Wie geht's Ihrem Mann?" — „Ach danke, gar nicht gut, er hat nicht einmal mehr Appetit auf die Sachen, die ihm der Doktor zu essen verboten hat!"

*

Am Ausgang eines Tunnels steht ein Schilderhaus, dessen rohe Bretter über und über mit Namenszügen, Gedichten und Zeichnungen von Landstürmern, die hier Wache schoben, bekritzelt und bemalt sind. Gefreiter Stöckle, der als Unteroffizier-Diensttuer hier an diesem Posten die Aufsicht führt, ärgert sich darüber, kann aber trotz Ermahnungen keine Besserung erzielen. So hängt eines Tages ein Schild da: „Wer seinen Namen ins Schilderhaus schreibt, ist ein Esel! Gefreiter Stöckle.

*

Frau: „Adolf, wenn ich einmal sterben sollte, was würdest Du tun?" — Adolf: „Ich würde verrückt!" — Frau: „Würdest Du wieder heiraten?" — Adolf: „Nein, so verrückt wäre ich doch nicht!"

*

Bei einer der letzten Kriegs-Pferdemusterungen sollte auch ein ganz gutes Pferd vorgeführt werden, das aber beharrlich stehen blieb und allem Zerren und „Hüh!"-Rufen des führenden Soldaten widerstand. „Na, was ist 's mit dem Gaul?" rief der Musterungsoffizier, „geht er nicht?" — „Doch," sagte der Eigentümer verlegen, „aber er ist zuletzt vor einer Droschke gelaufen, und da geht er erst, wenn die Türe zuschlägt!"

*

„Diese Uhr für 5 Mark ist wirklich billig; was kostet sie denn Sie selbst?" — Uhrmacher: „Genau 5 Mark." — „Na, wo ist denn dann Ihr Verdienst?" — Uhrmacher: „An den Reparaturen!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 36

Berliner

5. September 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



In einem zerschossenen Fort von Nowo-Georgiewsk.

Zu dem Artikel auf Seite 489 „Die moderne Festung und ihre Bezwingung".



Deutsche kriegsgefangene Soldaten in Marseille beim Transport von Kriegsmaterial (Granaten-Rohguß), einer nach dem Völkerrecht für Kriegsgefangene verbotenen Beschäftigung. Am Eisenbahnwagen die Kreideaufschrift: „Le Creusot“ (die bekannte französische Waffenfabrik).

Völkerrechts-Verletzungen

Der gegenwärtige Krieg ist wiederholt als die „Bankrotterklärung des Völkerrechts“ bezeichnet worden. Darin liegt wohl ein wenig Uebertreibung. Im großen Ganzen aber rechtfertigt leider sein Verlauf diese besondere Brandmarkung. Glücklicherweise wird die Weltgeschichte, das Weltgericht, feststellen können und müssen, daß diese Verletzungen alle von unseren Feinden ausgehen oder wenigstens auf sie zurückfallen. Solcher Maßregeln freilich könnte man in diesen 13 Monaten des Weltkrieges bereits so viele aufzählen, daß sie einen stattlichen Band füllten. Man erinnere sich, wie der englische Kreuzer „Highflyer“ den deutschen Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ in den spanischen Gewässern von Riodoro vernichtete, wie die „Dresden“ in den chilenischen Gewässern beschossen wurde, wie auf Befehl der englischen Regierung unsere tapferen U-Boot-Mannschaften als Verbrecher behandelt wurden. Feindliche Flieger haben wiederholt offene deutsche Städte, die überdies außerhalb des Operationsgebietes liegen, bombardiert, z. B. Karlsruhe, Freiburg, Ludwigshafen. Englische Schiffe haben Flaggenschwindel getrieben. Englische Handelsschiffe, die nicht als Hilfsschiffe der Kriegsmarine bezeichnet waren, sind armiert worden. Bei russischen Gefangenen fand man Befehle der Vorgesetzten, die die grausamste Behandlung unserer armen ostpreußischen Bevölkerung anordneten. Engländer und Franzosen besetzen griechische Inseln als Stützpunkte ihrer Aktion gegen die Türken. Indessen: Mit dem Siege unserer Waffen wird auch auf diesem Gebiete das gute Recht triumphieren!



Ein Wiedersehen.
Von einem unserer Mitarbeiter aufgenommene Photographie, die wir in Nr. 42 der „Berliner Illustrirten Zeitung“ veröffentlichten.



Dasselbe Bild in der in Lausanne erscheinenden Zeitschrift „La guerre européenne illustrée“ mit der Unterschrift:
„Eine durch die Kühnheit eines französischen Fliegers genau ermittelte deutsche Batterie, die der Wirkung der schrecklichen 75 mm-Geschütze erlag.“



Generalfeldmarschall von Mackensen auf einem Ritt zu den Truppenstellungen. Phot. B. J. G

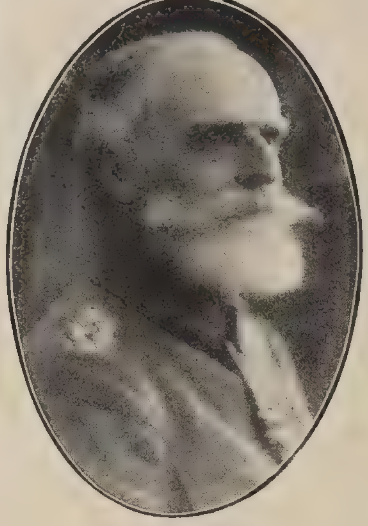


Empfang des Erzherzogs Josef Ferdinand in Lublin.

NEUE RITTER DES POUR LE MÉRITE



Marschall Liman von Sanders.
Phot. Sebah & Joallier.



Generaloberst v. Falkenhausen.
Phot. Meier & Passoth.



General von Strantz.
Phot. Engelmann.



General von Fabeck.
Phot. Dr. Hägermann.



Generaloberst von Heeringen.
Hofphot. Bieber, Berlin.

Alles schon dagewesen

Die italienische Kriegserklärung an die Türkei und die wahrscheinlich folgende Flottenaktion gegen die Dardanellen erinnert an die mittelalterliche Zeit der Türkei, als dieses große Reich mit ganz Europa in Fehde lag und besonders mit den Venezianern erbitterte Kämpfe um die Herrschaft im Mittelländischen Meer ausfocht. Die berühmte Seeschlacht von Lepanto galt dem Besitz von Cypern, 1645 entbrannte ein neuer Streit um die Insel Kreta. Mehrmals kam die venezianische Flotte bis zum Eingang der Dardanellen, aber trotz heftiger Seegefechte gelang es ihr nicht, die Einfahrt zu erzwingen. Dagegen landete der türkische Heerführer Jussuf Pascha mit 50.000 Mann auf der Insel Kreta und stürmte ihre Städte, ohne daß die Venezianer zweckvollen Widerstand leisten konnten. Einige Jahre später trat der Großwesir Mohamed Köprili, ein Albanese, auf den Plan; und ihm gelang es, im Kampf um Kreta gegen die Venetianer zu siegen. 1657 vernichtete er ihre Flotte in dreitägiger Seeschlacht an den Dardanellen; und der Frieden von Salona 1671 vernichtete endgültig Venedigs Herrschaft im Aegäischen Meer.



Alles schon dagewesen: „Das Schießen mit glühenden Kugeln."
Kupferstich aus dem Jahre 1783 im Germ. Museum in Nürnberg.



Vergeblicher Angriff der Venetianer auf die Dardanellen im Jahre 1646.

Nach einem alten Kupferstich.



Bezwungene Festungen: Unsere Soldaten vor einem in Trümmer geschossenen Warschauer Fort.

Die moderne Festung und ihre Bezwingung

Von Major a. D. von Schreibershofen

Panzer und Beton, verdeckte Lage im Gelände — das sind die charakteristischen Merkmale der modernen Festung. Verschwunden sind die hohen, zinnengekrönten Mauern, die die mittelalterliche Stadt einschlossen, der tiefe Wassergraben, über den die Zugbrücke führte, verschwunden die hohen Wälle, durch die sich nur an einzelnen Stellen in engen Tordurchfahrten der ganze Verkehr hindurchdrängte. Unscheinbar, dem Laienauge kaum erkennbar, liegen die Panzerwerke da, die an Stelle der alten Außenwerke getreten sind. Unter der Erde befinden sich die einzelnen Räume, in denen die Geschütze aufgestellt sind und die für die Unterkunft der Besatzung und die Aufbewahrung der Munition und sonstigen Vorräte bestimmt sind. Eine dicke Betondecke und ebensolche Wände schützen sie; und nur die Panzerkuppeln ragen aus dem Betonklotz hervor, der sich kaum von dem Gelände abhebt. Das frühere Einheitspanzerwerk, in dem die infanteristischen und artilleristischen Kampfmittel vereinigt waren und das eine einzige gewaltige Eisen- und Betonmasse darstellte, ist aufgegeben worden, da es ein zu großes,



Innenseite eines Warschauer Forts mit den Unterkunftsräumen.



Inneres des Forts VII vor Warschau.



Durch die Beschießung der 42-cm-Mörser zersprengtes belgisches Panzerfort.



Bezwungene Festungen: Siegesfreude.
Auf den Trümmern eines Warschauer Forts nach der Einnahme.

weithin sichtbares Ziel darbot und da ein gut sitzender Treffer zu viel Werke auf einmal zerstörte. Statt dessen hat man mehrere kleinere Werke errichtet, deren jedes einen bestimmten Zweck erfüllt und die sich gegenseitig unterstützen. Die Geschütze stehen in einzelnen Panzerbatterien, die 4—8 Geschütze desselben Kalibers aufnehmen und zugleich die Unterkunfts- und Wirtschaftsräume für die Bedienung, die Munitions- und Maschinenräume enthalten. Vielfach sind die Batterien zur unmittelbaren Nahverteidigung mit einer kleineren Infanteriebesatzung versehen, für die um das Werk herum eine Infanteriestellung vorhanden ist. Eisengitter und Drahthindernisse umgeben das Werk. Die Munition lagert unmittelbar unter und neben den Geschützen und wird durch elektrisch betriebene Aufzüge herangebracht. Beleuchtung

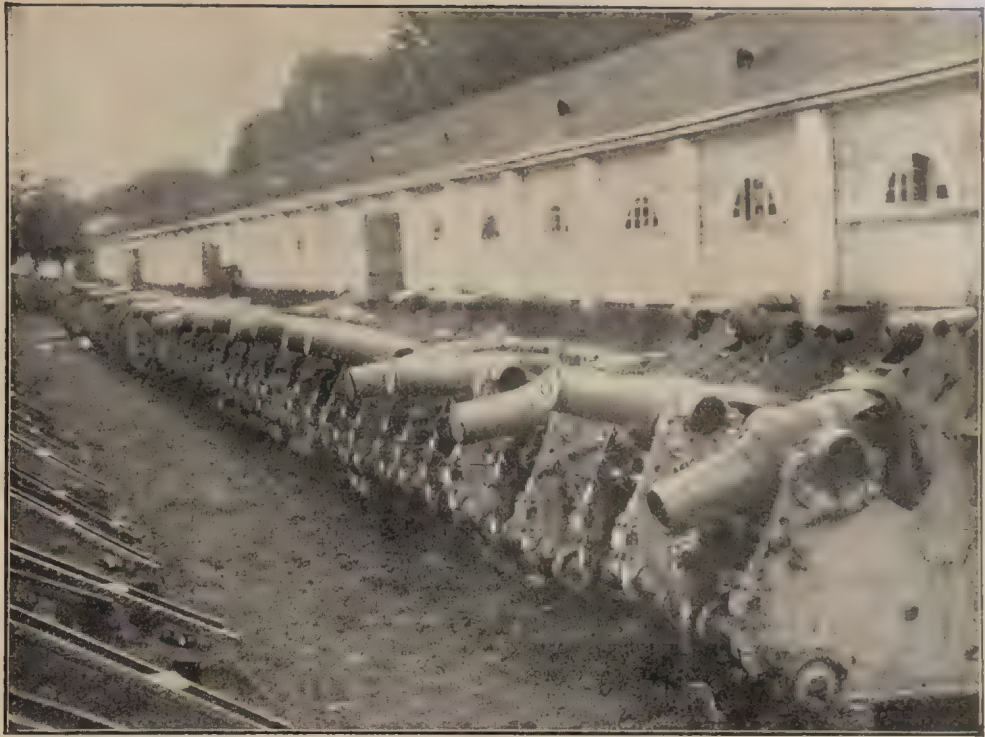


Wie es im Fort I der Festung Kowno nach der Einnahme aussah. Hofphot. Kühlewindt.

und Ventilation erfolgt ebenfalls elektrisch. In der Regel sind zwei von einander unabhängige Dynamomaschinen vorhanden, die den Strom für die verschiedenen Apparate liefern. In der Mitte der Gruppe liegt, ebenfalls unterirdisch, der Unterkunftsraum für die ganze Besatzung. Er ist in der Regel als Infanteriestützpunkt ausgebaut und soll die Möglichkeit bieten, die Gruppe auch dann noch zu verteidigen, wenn der stürmende Gegner zwischen den einzelnen Werken eingedrungen sein sollte. Vor die Panzerbatterien sind Infanteriewerke vorgeschoben, in denen Maschinengewehre bombensicher eingebaut sind, die das ganze Vorgelände bestreichen. Diese verschiedenen Werke, die nicht dicht zusammenliegen, sondern dem Gelände entsprechend, auf einen größeren Raum verteilt werden, sind mit



Die Riesenmenge der Gefangenen in Nowo-Georgiewsk.



In Nowo-Georgiewsk erbeutete russische Mörser. Phot. R. Sennecke.

einer zusammenhängenden Infanteriestellung und davorliegenden Drahthindernissen umgeben. Solche Panzergruppen umgeben kreisförmig die ganze Festung. Sie sind nur soweit voneinander entfernt, daß sie sich auch gegenseitig unterstützen und das Zwischengelände unter Feuer nehmen können. Bei der Armierung werden diese Panzergruppen durch Infanteriestellungen miteinander verbunden, so daß sich eine zusammenhängende Verteidigungsstellung ergibt. Ihre Anlage ist schon im Frieden durch den Bau von bombensicheren Unterkunftsräumen vorbereitet. Die Panzerbatterien stellen aber nur einen Teil der Geschützausrüstung der Festung dar. Der größere Teil wird in offenen Batterien je nach der Angriffsfront aufgestellt. Dafür sind im Frieden an den verschiedenen Stellen, die dafür in Betracht kommen können, Deckwälle und bombensichere Munitionsräume angelegt. Für den leichten und schnellen Verkehr aus dem Inneren der Festung, **von den** einzelnen Magazinen und Depots, sowie den Kasernen nach den vorderen Verteidigungsstellungen und für den Verkehr der einzelnen Werke und Abschnitte untereinander, wird durch den Ausbau des Straßennetzes und die Anlage von Armierungsbahnen gesorgt. Die Ringstraße und Ringbahn führt um die ganze Festung herum. Von ihr laufen die Radialstraßen und Bahnen nach dem Inneren. Luftschiffe und Flugzeuge müssen sehr zahlreich vorhanden sein, um die feindlichen Stellungen und Maßnahmen zu erkunden, das eigene Feuer zu beobachten und die Verbindung mit der Außenwelt über die feindlichen Stellungen hinweg aufrecht zu erhalten. Auch der Fesselballon leistet gerade in der Festung vorzügliche Dienste. Feste und fahrbare Scheinwerfer erleuchten das Vorgelände bei Nacht, um nächtliche Angriffe rechtzeitig zu erkennen und abwehren zu können. So stellt die moderne Festung einen sehr großen und komplizierten Apparat dar, dessen richtige Handhabung große Kenntnisse und Fähigkeiten verlangt.



Feldmarschall-Leutnant v. Arz,
der Führer der österr.-ungar. Truppen beim Sturm auf Brest-Litowsk.



An der Rückzugstraße der Russen: Brennendes Dorf hinter Warschau. Zeichnung von Ernst M. Heims.

Ostende und Trouville 1915



Am Strand in Trouville im August 1915.
Französische Photographie.



Am Strand in Trouville 1914.



Ostende 1915.
Unsere Soldaten als Badegäste.

Man soll nicht glauben, daß der Badestrand von Ostende, dem elegantesten aller Nordseebäder, in diesem Sommer verlassen und verwaist ist und die herrlichen, Erfrischung bringenden Seebäder von niemandem benutzt werden könnten. Im Gegenteil, wohl kaum ist jemals in einem August der letzten Jahre, der stets den Hochbetrieb der ganzen Badesaison bringt, ein größerer Andrang gewesen als im Kriegsjahre 1915. Allerdings ist das Publikum etwas anders zusammengesetzt als in früheren Jahren. Die holde und holdeste Weiblichkeit fehlt gänzlich. Wohin man sieht, nur Männer, Feldgraue, wie sie aus den Schützengräben und Unterständen von der Front kommen, Matrosen, Infanterie und Artillerie in buntem Gewühle. Es ist sehr klug von der Heeresverwaltung, daß sie die an der flandrischen Front kämpfenden Truppen die Wohltaten der Seebäder in ausreichendem Maße genießen läßt. Täglich rollen Extrazug auf Extrazug in die große Bahnhofshalle von Ostende. In langer Reihe marschieren die Feldgrauen zum Strande, sehr oft geführt von der Regimentskapelle, so daß dafür gesorgt ist, daß auch dem Badebetrieb die Kurmusik nicht fehlt. Zu Tausenden kommen die Krieger aus der Front bis weit südlich Ypern heran, um zu baden. Viele sind dabei, die noch nie das Meer sahen, und die von dem herrlichen Strande, von der kunstvollen Steinmauer (der weltbekannten Ostender Digue) hinausschauen auf das unendliche Meer, dessen weiße Wellen sich an der Steinmauer brechen. Ein Teil des Strandes, der vor der Königsgalerie liegt und als „Paradies" bekannt ist, ist den einheimischen Familien reserviert, so daß sich hier die kleinen Ostender Mädchen und Knaben im Sande tummeln können, ihre Schützengräben und Burgen bauen und hinüberblicken zu dem Tummelplatz der vielen tausend Soldaten, die nicht weit davon ihre schlanken muskulösen Glieder von den daherstürmenden Wellen bespülen und dann im warmen Sand von der Sonne trocken lassen. Dazu spielt auf der Strandpromenade die Militärmusik. Die herrlichen Blumenanlagen sind wie alljährlich in voller Blüte und kunstvoll gepflegt, die elektrische Bahn saust am Strande entlang nach Westend zu, der Schaffner ist zwar ein deutscher Matrose und seine Fahrgäste Waffengefährten. Man möchte kaum an Krieg glauben, so friedlich sieht alles aus, nur die großen Hotels, deren Riesenhallen vereinsamt stehen, das zugeschlossene Kurhaus, die fehlenden Damen, der Kanonendonner der vom Westen herüberdröhnt, zeigen, daß die diesjährige „Saison" außerordentlich von der anderen abweicht. Nur das Meer ist dasselbe geblieben, das unberührt von den Zeitgeschehnissen dahinflutet.



Badefreuden unserer Soldaten in Ostende.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Briefe in die Heimat.

Vor einer Kirche in einem Städtchen an der Aisne gezeichnet von Professor Ernst Liebermann.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

15. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Klar, knapp, nüchtern berichtete Eve. Sie gab natürlich nur das Wesentlichste wieder. Aber sie verschwieg nicht, daß ihre anfängliche Abneigung gegen Hayn doch rasch einem starken persönlichen Interesse gewichen war, das bei der Auffindung der Akten sie bereits beeinflußt hatte. Sie räumte ohne weiteres ein, daß sie in jener Stunde einen schweren Fehler begangen hatte. Es wäre ihre Pflicht gewesen, die Papiere sofort nach Berlin zu schicken — wie es ihre Kusine Melanie und wie es die Treppwalder von ihr gefordert hatten. „Aber ich bereue den Fehler heute doch nicht. Trotz aller Folgen, die sich bisher ergeben haben — und die wir noch zu erwarten haben."

Der Legationsrat lehnte den Arm gegen das Fenster. „Du hast da einem Menschen einen Triumph verschafft, der nicht nur der größte Gegner Deines Mannes war, sondern auch der leidenschaftliche Feind meines Vaters — der Feind eines jeden, der seinen wilden Abenteuergelüsten entgegengetreten ist."

„Daß er mehr als ein wilder Abenteurer ist, hat er bewiesen, lieber Fritz. Wenn Du sein Buch lesen wirst, muß es auch Dir Respekt vor ihm abzwingen."

Blitzschnell hatte sich Fritz umgewandt. „Sein Buch? Er will seine Memoiren schreiben?"

„Er hat sie geschrieben."

„Und er will sie veröffentlichen?"

„Sie liegen schon in den Druckfahnen vor. Ich habe sie gelesen."

„Und sein Konflikt mit uns — mit dem Amt — wird darin berührt?" Fritz war ein paar Schritte weit nähergekommen. Er schluckte. Die Stimme versagte ihm fast. „Und es ist natürlich — eine Anklage? Ungeheuerlich — ungeheuerlich. Und Du verkehrst mit diesem Manne! Du! Mit diesem Manne, dem es nur darauf ankommt, einen Skandal von noch nicht dagewesenen Dimensionen ins Leben zu rufen?"

„Es kommt ihm darauf nicht an, Fritz. Er will sich rehabilitieren. Das ist alles. Und ich meine: es ist sein Recht."

Fritz preßte beide Fäuste gegen die Schläfen. Der Angstschweiß stand auf seiner Stirn. „Das gibt ja einen Weltskandal! Einen Weltskandal! Und Du hast ihm das Material dazu in die Hand gegeben! Du!! Ist das nicht um den Verstand zu verlieren? Ich kann Dir nur sagen, verehrte Mama: solange der preußische Staat existiert, ist so etwas noch nicht dagewesen. Eine Ministersfrau, die Witwe eines Staatsbeamten von so unvergänglichen Verdiensten, erwirbt sich den Herostratenruhm, dem langjährigen, treuen Kollegen ihres Gatten eine Bombe vor die Füße zu werfen. Und empfindet es noch als eine gute Tat. Das sind allerdings Gefühlsverirrungen, in die Dir bisher kein Mensch folgen konnte. Wenigstens kein Mann. Es blieb diesem wunderbaren Zeitalter vorbehalten, solche Konflikte ins Leben zu rufen. Diesem Zeitalter, in dem die Frau sich vermißt . . ." Er sprang auf, lief ein paarmal hin und her und fuhr sich mit dem Taschentuch über die feuchtgewordene Stirne und das dünne, klebende Haar.

„Tobe doch nicht so, Fritz," sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, „und erhebe nicht Anklagen gegen die Allgemeinheit, wo vielleicht nur ein einzelnes Frauenherz gesprochen hat!"

„Wenn Du Dich so versündigen könntest — wenn es wirklich eine Verirrung Deiner Gefühle als Weib wäre . . ." Er stand ihr dicht gegenüber und starrte sie aus seinen farblosen Augen in wahrem Entsetzen an. „Du willst doch nicht etwa andeuten, daß der Klatsch, der hier im Hotel umläuft, auf Wahrheit beruht? Ueber die Beziehungen, die zwischen Dir und Herrn Hayn angeblich bestehen?"

remde konnten es nicht wissen, wie es in unseren Herzen aussieht. Wir wußten es beide ja selbst nicht. Wissen es erst seit heute. Seit wenigen Stunden." Sie atmete tief auf. „Daß wir uns lieben."

„Daß Ihr — Euch liebt. Daß Du den Mann liebst, der in so ungeheuerlicher Weise . . ." Jäh brach er ab und wandte sich dem Fenster zu. Die Erregung, der Zorn, die Vorstellung eines unabsehbaren Skandals überwältigten ihn. Fortgesetzt betupfte er mit dem Taschentuch Stirn und Schädel. Das Monokel, das immer wieder beschlug, hatte er weggesteckt. „Dem Klatsch wirst Du ein Ende bereiten, liebe Mama, indem Du auf der Stelle die Koffer packst und mit mir nach Berlin zurückkehrst."

Nun löste sich ihre Gestalt — langsam tat sie zwei Schritte ins Zimmer hinein — auf ihn zu. „Du willst mir das befehlen, Fritz, Du?!"

„Ja. Weil ich mich verantwortlich fühle für Dich. Für Deinen Namen. Für die Ehre unseres Hauses."

„Meine Ehre, lieber Fritz, bedarf Deines Schutzes nicht."

„Du hast es ja in der Hand, es zu beweisen. Durch Deine sofortige Abreise. Durch den sofortigen Abbruch aller Beziehungen zu Herrn Hayn. Ich müßte Dir sonst die Alternative stellen."

Sie erwiderte gar nichts, schüttelte nur den Kopf und dann sah sie ihn fragend an.

„Ich würde Dir sonst den Zutritt zu unserem Hause nicht mehr gestatten können, Mama. Und ich müßte, so leid mir's täte, Barbara verbieten, mit ihrer Mutter weiter zu verkehren."

Eve hörte — und hörte doch nicht. Es klang ihr so fremd, als ob es gar nicht an sie gerichtet wäre.

„Du würdest — Barbara verbieten," wiederholte sie leise, „mit ihrer Mutter — weiter zu verkehren . . ."

Er hob die Achseln. „So furchtbar es mich ankäme. Und so schmerzlich es für Barbara sein müßte. Gerade jetzt, wo sie ihrer schweren Stunde entgegensieht. In einer Zeit, in der sie doch mehr und mehr ein Anlehnungsbedürfnis zu ihrer Mutter zurückführen möchte."

„Du würdest — Barbara verbieten . . ."

„Im letzten, äußersten Notfall. Der aber doch wohl nicht eintreten wird, hoffe ich."

„Es ist gut Fritz." Sie preßte die Hände ineinander; gewaltsam suchte sie alles in sich niederzukämpfen. „Weiter ist zwischen uns jetzt nichts mehr zu sagen. Wenn Du gewiß bist, von Deiner Frau Gehorsam zu erzwingen, dann . . . Aber es bedarf zwischen uns, zwischen Dir und mir, keiner weiteren Auseinandersetzung darüber — oder über andere Dinge. Wir haben einander nichts mehr zu sagen." Sie ließ die Hände sinken. Und matt schloß sie: „Ich danke Dir für Deinen Besuch."

Er fühlte, daß sie ihn verabschiedete. „Aber Du mußt mir doch noch sagen — die Zusicherung geben — wenigstens versprechen . . ."

„Ich danke Dir für Deinen Besuch," wiederholte sie. Dann ging sie in ihrem leichten, schwebenden Schritt auf die Tür ihres Schlafzimmers zu und verschwand.

XV.

Fritz v. Unruh hatte das Gefühl eines Sieges, aber doch nicht das Bewußtsein einer guten Tat. Als er wieder oben in seinem Zimmer am Fenster stand und zum Erdgeschoß der gegenüberliegenden Seite niederblickte, wo er Frau Eve wußte, empfand er ziemlich starke Skrupel. Er hatte die schwerste, die schärfste Waffe blank gezogen, um sie zu zwingen. Natürlich m u ß t e sie davor weichen. Aber um die leidlich guten Beziehungen, die bisher zwischen ihnen geherrscht, war es natürlich geschehen. Sie würde ihm sein Vorgehen nie in ihrem Leben vergeben.

Nachdem er sich einigermaßen gesammelt, mit dem Vetter gesprochen und gepackt hatte, ging er noch einmal hinüber, um ihr mitzuteilen, daß er sich entschlossen habe, bereits den Zug zu benutzen, der in einer knappen halben Stunde München verließ. Er wußte: so rasch konnte sie unmöglich die Zelte abbrechen.

Anna hatte die Weisung, keinerlei Besuch mehr vorzulassen. Es war ihm nicht unangenehm, daß ihm eine weitere Begegnung mit seiner Schwiegermama heute erspart blieb. Er ließ ihr die Nachricht also durch die Jungfer übermitteln.

Der Kommissarius, von dessen Anwesenheit Fritz v. Unruh bei seinem Besuch keine Silbe verraten hatte, sollte noch bis zu Exzellenz Evchens Abreise hier in München bleiben. Mit beschleunigtem Abschied trennte sich der Legationsrat von dem Vetter — nicht ohne eine brave Anerkennung seiner Findigkeit in seinen Händen zurückgelassen zu haben.

. . . In diesen paar Stunden durchliefen Eves Gedanken und Empfindungen weite, weite Gebiete.

Ihr erster Wunsch, nachdem sie ihren Schwiegersohn verabschiedet hatte, war dieser: ihm nie im Leben mehr begegnen zu müssen. Das bißchen Sympathie, das sie noch für ihn besessen, hatte er heute aus ihrem Herzen bis auf den letzten Rest herausgerissen. Mochte er doch versuchen, sie und ihre Tochter zu trennen . . .

Nie war die Ueberzeugung stärker in ihr gewesen als jetzt: daß das Schicksal sie mit Karl Hayn zusammengeführt hatte, weil es ihnen beiden noch ein großes, starkes, freies und schönes Glück bescheren wollte. Sie waren füreinander geschaffen.

Aber je länger sie dann in der Klosterstille dieses Nachmittags so dahockte, desto banger ward ihr wieder nach Barbara.

Ihr Kind litt. Sie ahnte, sie wußte, daß es litt. Ihr Kind ging dem großen, wunderbaren Mysterium entgegen — noch so jung — so blutjung —, und hatte niemanden, dem es sich in seinen Nöten anvertrauen konnte. Eine Sehnsucht ergriff sie, eine heiße Sehnsucht, Barbara zu umarmen,

ihren jungen Kopf mit der drolligen Schneckerlfrisur liebkosend an sich zu drücken, sie auf die Augen zu küssen und mit ihr gemeinsam dem Puls dieses neuen Lebens zu lauschen. Ganz still und verträumt.

‚Ach, ich werde eine besonders zärtliche Großmutter werden', sagte sie zu sich, bemühte sich zu lächeln und strich sich die Tränen aus den Augen.

In diese weiche Sehnsuchtsstimmung klang von draußen die Meldung der Jungfer: der Freiherr verlasse München schon mit dem Vieruhrzug.

Wie erlöst von schwerem Druck kam sie sich vor, als es dann vier Uhr schlug. ‚Nun ist er fort', sagte sie sich und atmete auf.

Aber bald stellte sich eine neue bange Sorge ein.

‚Er wird Barbara alles von seinem kleingeistigen, engherzigen Standpunkt aus darstellen. Und wie verkehrt, wie verzerrt mag das Bild von dem, was war und ist und sein wird, in Barbaras Vorstellung weiterleben'.

Ob sie ihm sogleich folgte?

Sie suchte das Kursbuch. Aber es befand sich in Annas Handtasche. Die Jungfer deswegen zu rufen, dazu hatte sie nicht die Ueberwindung. Nein, sie brauchte jetzt Einsamkeit.

. . . Es hatte zu regnen aufgehört. Zum Abend schien der Himmel noch eine festliche Beleuchtung in Aussicht zu stellen. Als Eve ans Fenster trat und durch die Scheiben emporblickte, sah sie das Hofviereck von einem klarblauen Zelt überspannt. Nur ein paar gezackte und zerzauste Federwolken, schneeweiß, segelten über den Gartenhof hin, von einem Wind getrieben, von dem man hier unten gar nichts verspürte.

Drüben die Tür zu Hayns Wohnung stand auf.

Sie hatten einen gemeinsamen Spaziergang durch München verabredet. War es nicht so? Hätte er nicht längst hier sein müssen?

Vielleicht hatte Anna ihn abgewiesen.

Sie öffnete die Terrassentür. Auf dem Kiesweg stand da und dort eine kleine Pfütze. Der Rasen des großen, viereckigen Mittelbeets glänzte von Millionen von kristallklaren Wassertropfen.

Am liebsten wäre sie hinübergejagt, wie sie ging und stand, wäre zu ihm hineingestürmt, hätte sich ihm an die Brust geworfen und hätte es ihm unter verzweifeltem Schluchzen geklagt: man wollte sie von ihm reißen, man drohte ihr Verbannung und Verachtung an, wenn sie nicht von ihm ließ!

Müde schüttelte sie den Kopf.

Nein, nein, sie hatte das Recht nicht mehr, sich ihrer Verzweiflung hinzugeben. Ihre Jahre — diese Jahre, die sie so gar nicht bemerkt, gar nicht genossen hatte, die so spurlos an ihr vorübergegangen waren — ihre Jahre legten ihr Reserve auf, zwangen sie zu lautlosem Verzichten.

‚Es muß geschieden sein', sagte sie zu sich und holte tief, tief Atem.

Und entschlossen drehte sie das Licht in ihrem Salon auf. Nirgends brannte es sonst. Der helle Rahmen der Terrassentür spiegelte sich in dem feuchten Rasen wider. Seltsam mischte sich der grellweiße Schimmer der künstlichen Beleuchtung mit dem schwindenden rötlichen Tag.

Drüben wirkte das Aufflammen des Lichts wie das Zeichen einer Fackel. Karl Hayn, der mehrmals vergeblich den Versuch gemacht hatte, Frau Eve zu sprechen, und der jetzt wartend im Schaukelstuhl am Fenster saß, ungeduldig, nervös sich wippend und eine Zigarette um die andere rauchend, sprang jäh auf und trat auf die Terrasse hinaus, um zu erkunden, wer da drüben mitten im hellerleuchteten Zimmer bei offener Tür stand: die Jungfer, die ihn zweimal abgewiesen hatte, oder ihre Herrin.

Er warf plötzlich den Rest seiner Zigarette fort und begab sich eilends quer über den Rasen hinüber.

„Wo waren Sie? Wo hatten Sie sich nur versteckt? Und warum?"

Mit ausgebreiteten Händen war er auf sie zugegangen, ohne der offenen Tür, ohne des grellen Lichtes zu achten. Aber sie wich kopfschüttelnd vor ihm zurück und wies auf den Platz an der Terrassentüre.

„Ich will Ihnen alles sagen. Aber es muß vor Zeugen geschehen. Wie auf offenem Markt."

Verwundert starrte er sie an. „Wie sprechen Sie nur?"

„Der Mann meiner Tochter war hier. Und zu meiner Bewachung hat er Vetter Schimpff, den Kommissar, hier zurückgelassen. Der liegt jetzt dort oben im Fenster und beobachtet jede Bewegung von uns."

„Aber so schließen wir doch die Tür! Und Vorhänge zu!"

„Bewahre. Er soll ja Zeuge sein. Ich will es. Es wird mir dann nicht gar so schwer, Ihnen ein ruhiges Gesicht vorzutäuschen. Mit Ihnen so zu sprechen — als sei gar nichts weiter geschehen."

„Ja — um Gottes willen — was i s t denn geschehen?!"

„Mein Schwiegersohn hat mir erklärt, daß ich sein Haus nie wieder betreten, daß ich meine Tochter, mein Enkelkind in seinen vier Pfählen niemals sehen, niemals umarmen dürfe, wenn es nicht noch heute zu einem völligen Bruch zwischen Ihnen und mir käme."

„Zu einem — völligen Bruch." Er ließ die Arme sinken, wie abgeschlagen. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen. „Und Sie haben sich — sofort entschieden —, seiner Forderung zu folgen?"

Sie nickte und hauchte ein tonloses: „Ja!"

Sie standen einander unter dem zierlichen Ring der wie Tautropfen von der Decke herabhängenden Glühbirnen gegenüber, mitten in dem hellen Lichtkreis. Aus allen Fenstern der andern Hofseite waren sie zu sehen. Aber auch mit seinem berühmten Jägerblick konnte der ehemalige Husar das Mienen-

spiel der beiden, den Ausdruck ihrer Augen nicht erfassen. Denn das waren für so grobe Erwartungen doch gar zu unmerkliche Veränderungen. Wie das Licht in Hayns flackerndem Blick erlosch, wie seine Lippen sich fester und fester schlossen, wie sein Antlitz hart und steinern und eisig wurde. Und wie aus Evchens sanftem Gesicht der Schimmer der Jugend schwand.

Sie hatte ihm nun alles gesagt. Hatte ihn dabei tief, tief in ihr Herz blicken lassen. Wie heiß und wie schmerzlich sie mit sich, gegen sich — für sich gekämpft hatte. Für sich und für ihre Liebe. Sie hatte lange, lange ringen müssen, bis das Muttergefühl die Oberhand gewann.

„Alles, was Weib ist, hat in mir sterben müssen, lieber Freund!"

„Mein Gott — mein Gott! Ja, und was zwingt Sie denn nun so gewaltig, so unwiderstehlich zu denen hinüber?"

Es perlte in den dunklen Augen. Etwas wie Scham huschte dabei über das blasse Gesicht. Oder war es der Schimmer eines scheuen Glücks?

„Ja — was zwingt mich? Ein schmerzliches und doch sonniges Gefühl. Ein Gefühl, das ich Ihnen nicht beschreiben kann. Denn könnte ich's beschreiben, so würde ich mir wohl lächerlich vorkommen. Weil es sich in den Augen der Menschen so gar nicht mit eigenen Herzenskämpfen verquicken läßt." Sie fuhr sich mit dem Handrücken achtlos über die Augen. Eine Träne war ihr über die Wange gerollt. „Ich brächte es nicht über mich, lieber Freund, draußen in der Fremde ein Glück zu genießen, wenn es mich von der Wiege des kleinen Weltbürgers ausschließt, der nun geboren werden soll. Dies ist ein Kitt, fester als alles; es ist Blut von meinem Blut, das da zum Leben erwacht. Verstehen Sie mich darin?"

„Nein. Darin — kann Sie ein Mann unmöglich verstehen." Er hatte die Arme auf dem Rücken verschränkt. Fast feindlich sah er sie an. „Ich will Ihnen noch mehr sagen. Der Mann, der Sie wirklich liebt, würde sogar eifrig bemüht sein, ganz und gar zu vergessen, daß Ihre unsinnig frühe Eheschließung Sie so zeitig zur Großmutter macht. Ein Witz der Natur — nichts weiter. Was Sie sonst noch auf sich wirken lassen, ist Sentimentalität." Er lachte rauh und bitter. „Nein, nein, daß Sie sich von solchen Mätzchen haben einfangen lassen. Aber freilich: im Hause Ihres Herrn Schwiegersohnes hat es von jeher schlaue Diplomaten gegeben. Und die feiern nun schon den zweiten Sieg über mich, die Freiherren v. Unruh. Vor zehn Jahren der Vater — heute der Sohn."

„So stimmt es nicht. Der Sohn bekämpft Sie ja nur deshalb, weil Sie seinen Vater gestürzt haben."

„Noch hab' ich ihn nicht gestürzt. Sein vorsichtiger Abschied? Mir gleichgültig. Andern auch. Davon spricht man drei Tage, länger nicht. Aber es gibt noch einen Nachruhm in der Geschichte. Und für sein Andenken werden seine Werke sorgen. Das soll dann erst mein Sieg werden: ihn der Mit- und Nachwelt in bengalischem Licht zu zeigen."

Sie hob matt die Schultern. „Mir ist so gar nicht mehr nach Streit und nach Kämpfen zumute. Sie sind bitter und trotzig. Ich habe nur wehe Trauer im Herzen."

„Warum? Eve?! Warum lehnen Sie sich nicht auf?!" In einer Art plötzlichen Wutanfalls, der sich gegen den stummen Zeugen dort drüben richtete, wollte er die Terrassentür zuschleudern.

Aber mit einer entschlossenen Geste hinderte sie ihn daran.

„Es hilft nichts mehr, sich zu wehren, lieber Freund." Und versonnen fügte sie hinzu: „Der Traum muß ausgeträumt sein. Da — nehmen Sie meine Hand! Bitte. Lassen Sie uns als verständige Menschen einander Lebewohl sagen."

„Wie ruhig, wie gefaßt Sie sind, Frau Eve."

Sie sah ihn durch einen Tränenschleier an. Ihre Kehle schmerzte sie so, daß sie hätte aufschreien mögen. Aber schreien konnte sie gar nicht. Sie brachte die Worte nur stoßweise, zwischen Schlucken, heraus. „Ja," fragte sie, „bin ich ruhig, bin ich gefaßt?"

„Eve!" stieß er tonlos aus. Er erfaßte ihre Hände, er wollte sie an sich reißen.

Weit ausgestreckt hielt sie ihre Arme von sich und lehnte den Kopf zurück. „Nein, nein, so nicht. Ich — beschwöre Sie."

So ließ er ihre Hände denn los und tat einen Schritt zur Tür. „Das ist nun also der Abschied." Bitter, verächtlich lächelnd, setzte er hinzu: „Der ganze Hof ist feierlich geladen."

„Ach, warum Spott! Warum — tun Sie mir — so weh!" Sie hatte sich auf eine Stuhllehne gebeugt, das Taschentüchlein vor die Augen gepreßt und gab sich einem erschütternden Weinen hin.

Er stand in der Tür, halb abgewandt. Die Hände hatte er in die Taschen gesteckt. Er wollte nicht zugeben, daß ihm der Klang ihres Weinens tief in die Seele schnitt.

„Leben Sie wohl, Frau Eve," sagte er leise.

Noch ein paar Sekunden wartete er, über die Schulter zurückblickend. Er sah sie nicken, hörte sie flüstern, sah dann, wie ein Zucken, ein Schütteln über ihre Schultern hinging. Die Zähne zusammenpressend, riß er sich los.

Stumm ging er.

Und während seine Schritte durch den knirschenden Kies und die Regenlachen sich entfernten, trat Eve, hilflos um sich tastend, in das dunkle Schlafzimmer ein und warf sich drinnen schluchzend an das Fenster und preßte beide Arme vor das Antlitz.

Oben im zweiten Stock lehnte ein Mann im Fenster und rauchte eine Importe in den stillen kühlen Maiabend hinaus.

Seine Mission hier war erfüllt.

XVI.

Barbara benutzte die Abwesenheit ihres Gatten zu allerlei wichtigen Einkäufen. Sie hatte sich rasch in ihren neuen Kreis eingelebt und besaß schon mehrere intime Freundinnen, mit denen sie viel zusammenkam. Ihre Mama vermißte sie nicht. Im Gegenteil, sie fand, daß die Stimmung ihres Mannes immer gleich leichter und beschwingter ward, wenn seine Schwiegermutter auf Reisen ging. Mit der jungen Gräfin Rhense, die zu Lenzbeginn mit Zwillingen niedergekommen war, also eine Unmenge praktischer Erfahrungen besaß, von denen sie mancher-

..i profitieren konnte, hatte sie verabredet, ein paarmal zu Einkäufen auszugehen.

Von dem medizinischen Warenhaus, in dem sich Barbara unter Assistenz der sachverständigen Gräfin eine Babywage und verschiedene sonstige interessante Dinge hatte vorführen lassen — sie war modern, also gar nicht abergläubisch wie andere junge Frauen — fuhren sie in eine Damenkonditorei, wo sie zum Kaffee mehrere Obstkuchen mit Schlagsahne verzehrten. Die Gräfin erzählte eine Unmenge interessanter Beobachtungen von ihren Zwillingen.

Barbara hörte neidisch, aber doch glückgeschwellt zu.

Sie stiegen dann draußen in ein Droschkenauto ein.

War es ein Versehen oder die Absicht des Fahrers, die beiden Damen zu übervorteilen: er stellte die höhere Taxe ein.

„Nee, Sie Männeken,“ sagte die Gräfin, die mit Leuten aus dem Volke gern Berlinisch sprach, „vorläufig sind wir erst zweie.“

Als sie saßen, sagte Barbara der Gräfin ins Ohr: „Zweieinhalb.“ Darüber lachten die beiden Damen dann noch lange.

Da gab's an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einen furchtbaren Anprall.

Um nicht einen unvorsichtigen Radler zu überfahren, hatte der Fahrer scharf zur Seite gesteuert, gleichzeitig gebremst, das Auto war gegen die Bordschwelle des Bürgersteiges geschleudert worden, und Barbara, die sich soeben lachend vorbeugte, erhielt einen Stoß, daß sie hell aufschrie . . .

Passanten kamen herzu. Ein Schutzmann. Im Nu gab es einen großen Auflauf.

Der Fahrer lenkte rückwärts; fauchend, ratternd hielt das Auto. Vom Bock aus begann er eine zornige Anklagerede gegen diese verflixten Radler.

Weder ihm noch dem Auto noch den beiden Insassen war indes etwas geschehen. Die Fahrt konnte also fortgesetzt werden.

Aber zu Hause empfand Barbara starke Schmerzen. Sie sprach telephonisch mit der Gräfin Rhense, die ihr riet, sofort den Arzt kommen zu lassen.

Als der Arzt erschien, war Barbaras Zustand schon so bedenklich, daß er's für geboten hielt, dem Ehemann zu telegraphieren.

Die Depesche erreichte den Freiherrn v. Unruh aber nicht mehr. Während der Unfall geschah, saß er im D-Zug zwischen München und Nürnberg. Und als er nach Mitternacht im Automobil vorfuhr, teilte ihm der Arzt, der nach vierstündigem Besuch gerade das Haus verlassen wollte, die Hiobspost mit, so schonend es ging.

Die junge Frau war um neun Uhr zwanzig von einem toten Kinde männlichen Geschlechts entbunden worden.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilung.

In Nr. 32 unserer Zeitschrift brachten wir das Bild eines in ein Haus gestürzten Flugzeuges mit der Unterschrift „Heruntergeschossenes feindliches Flugzeug bei Parroy“. Wie uns aus dem Felde mitgeteilt wurde, handelt es sich hier um einen deutschen Aeroplan, der bei einem Probeflug heruntergestürzt ist.

Das Bild „Englische Werbemittel“ in Nr. 33 hat durch die deutschen Worte „Gott strafe“ auf dem englischen Plakat viele Fragen aus unserem Leserkreis hervorgerufen. Wir stellen hiermit fest, daß das Bild eine vollkommen echte Photographie von einer kürzlich abgehaltenen Werbeversammlung in London ist; die Worte „Gott strafe“ und „Gott strafe England“ sind augenblicklich so populär, daß sie dort bei jeder passenden — und auch unpassenden — Gelegenheit in deutscher Sprache angewendet werden.

Geschäftliche Mitteilungen.

Am **Technikum Hildburghausen** fanden am 18. vorigen Monats die Reifeprüfungen des Sommer-Semesters ihren Abschluß. Sämtliche Kandidaten, 13 der Maschinen- und Elektrotechniker- und Werkmeisterschule, 8 der Baugewerk- und Tiefbauschule, erhielten das Zeugnis der Reife, davon 4 mit der Note „Recht gut bestanden“, 9 mit der Note „Gut“ und 8 mit der Note „Bestanden“. Das Winter-Semester beginnt am 19. Oktober. Der Unterricht wird in der bisherigen Weise fortgesetzt.

Die Mundharmonika wandert oft in angeregter Gesellschaft von Mund zu Mund. Sehr zu begrüßen ist daher eine von der bekannten Versandfirma O. C. F. Miether, Braunschweig, patentierte Erfindung, Krankheitsübertragungen durch Mundharmonikas zu verhüten. Es ist eine Schutzhülle, die aus einem entsprechend zugeschnittenen Streifen Papier oder aus einem papierähnlichen Stoffe besteht, der das Instrument, nachdem es in die richtige Lage gebracht worden ist, ganz oder teilweise umhüllt. In diesem Streifen befinden sich eine oder mehrere Reihen von runden, quadratischen oder rechteckigen Löchern, die den Einblasöffnungen der Mundharmonika entsprechen. Die unmittelbare Berührung des Instrumentes mit dem Munde des Prüfenden bei der Untersuchung der Stimmlage im Kaufmagazin oder bei anderen Gelegenheiten wird dadurch verhindert. Die Hüllen können auch mit Reklametexten bedruckt, als Zugabeartikel von Mundharmonika-Fabrikanten und -Händlern benutzt werden.

In heißen Sommertagen treten bei **Kindern** und Erwachsenen sehr leicht **Durchfälle** auf, die eine besonders vorsichtige Ernährung nötig machen. „Kufeke“ ist in solchen Fällen die geeignete Nahrung, es regelt die Verdauung, wird gut vertragen und gern genommen. „Kufeke“-Kochbuch gratis in den Verkaufsstellen.

Inseratenschluß 14 Tage vor Erscheinen Sonnabends.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

au — bar — ber — berg — dampf — dant — dar — dit — dungs — er — er — erd — ge — gen — haus — höh — in — kas — ke — ke — ken — kles — kun — lauf — le — lei — lin — mar — mi — mi — mis — ne — nen — nor — nungs — pach — pas — pho — ra — rams — rau — rauch — ri — ritt — ruck — sack — se — se — so — tan — ten — ter — to — u — ü — un — wehr — win

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben und deren Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, den eindrucksvollsten Erfolg der Deutschen und ihrer Verbündeten bedeuten.

Die Wörter bezeichnen: 1. Griechischen Dichter. 2. Fisch. 3. Halbedelstein. 4. Deutschen Volksdichter. 5. Primitiven Wohnort. 6. Naturforscher. 7. Teil einer Schußwaffe. 8. Schicksalsgöttin. 9. Einrichtung der englischen Verfassung. 10. Angehörigen eines Balkanvolksstammes. 11. Alpental. 12. Stadt nahe dem Bodensee. 13. Schlachtort des Weltkrieges. 14. Sagenhafte Königin. 15. Touristischen Gebrauchsgegenstand. 16. Ausrüstungsstück des Soldaten im Felde. 17. Maßnahme zur militärischen Aufklärung. 18. Beamtentitel. 19. Wasserfahrzeug.

Rösselsprung.

ist	wir	der	die	na-	nen	ren	le
vol-	le	den	krieg	wol-	die	len	ei-
lung	mit	len	tio-	ihn	so	al-	füh-
al-	stan-	un-	len	ihm	kraft	land	muß
se	die	dem	mit	na-	in	op-	chen
ver-	na-	rer	gut	gen	ma-	es	deutsch
dem	mit	gan-	tion	wir	krieg	kurz	fer
ze	ein	mit	sein	und	brin-	wenn	ein

Der veränderte Raum.

Der Raum, vor dem zwei Zeichen stehn,
Wird als ein Unglück angesehn.

Homonym.

Die ersten beiden hat ein jeder
Von Kindesbeinen bis zum Greis.
Den Stoff dazu kauft man per Meter,
Bald ist er bunt, bald ist er weiß.

Doch die zwei letzten gleich entstellen
Den Sinn des Ganzen recht gefährlich;
Das eine Mal bedeuten sie des ersten Fehlen
Das andre Mal sind sie fürs erste unentbehrlich.

Ungleich verteilt.

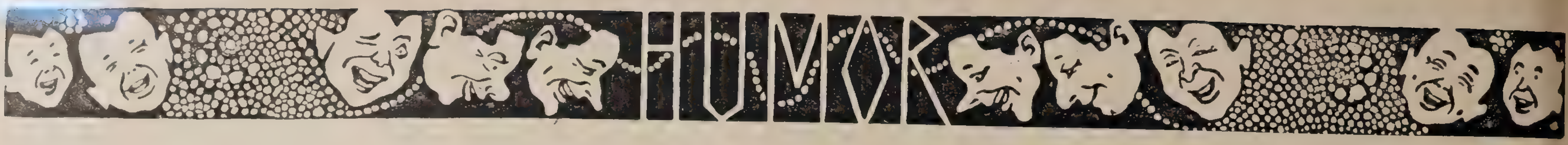
In seinem Eins bis sechs hat Macht
Und Rechte stets der Eins bis acht,
Hat inne oft gar einen Thron. —
Und Drei bis acht hat Rechte schon
Mit ein'gen Mark auf der Auktion.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.
1. Völkerrecht. 2. Obrist. 3. Meierei. 4. Elmsfeuer. 5. Roßbach. 6. Helsingfors. 7. Abendessen. 8. Bari. 9. Ehre. 10. Normaluhr. 11. Epheu. 12. Nitroglycerin. 13. Zitronat. 14. Ukas. 15. Maki. 16. Lofoten. 17. Aeneide. 18. Checkbuch. 19. Eisengießerei. 20. Reval.

Sonderbare Wirkung: Gramm — Gram.



Die Vereidigung. Die neu eingestellten Rekruten unserer Eskadron sollen den Fahneneid leisten. Am Tage vorher ruft der Wachtmeister beim Appell (da einige ältere Leute schon geschworen haben): „Vortreten, wer schon vereidigt ist!"

Ein „Neuer" tritt gleichfalls vor.

„Aber, Mensch," sagt der Wachtmeister, „Sie sind ja noch gar nicht vereidigt, Sie sind ja erst gestern eingestellt worden!"

„Doch, Herr Wachtmeister," erwidert der Rekrut, „ich habe bereits den Offenbarungseid geleistet!"

*

Abends liest der kleine zehnjährige Kurt eifrig in der Zeitung. Plötzlich sieht er auf und fragt seinen Vater: „Papa, was heißt denn schikanieren?" — Ueberlegen antwortet darauf die vorwitzige siebenjährige Lotte: „Aber Kurt, das weißt Du nicht, Mama hat doch gestern erst ihren Hut schick garnieren lassen!"

*

Aus einem Feldpostbrief: „Hier in den Argonnen sind die Schützengräben ganz behaglich, bis auf den Dreck und die Leute, die gegenüber wohnen!"

*

„Ich kann Ihren Roman nicht brauchen," sagte der Verleger zum Dichter, „er ist mir zu farbig!" — „Wieso?" fragte der enttäuschte Künstler. — „Gleich im ersten Kapitel wird der Großvater rot vor Zorn, der Schurke grün vor Neid, der Held weiß vor Schreck, die Heldin rosig überhaucht und der Kutscher blau vor Kälte!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Unteroffizier: „Wat? Een Knopp uff, so wollen Sie in Riga einziehen?"

„Papa, was würdest Du sagen, wenn ich Herrn Schulze heirate?" — „Aber Kind, der ist doch zu nichts fähig?" — „Oder soll ich Herrn Müller nehmen?" — „Was? Einen Menschen, der zu allem fähig ist?"

*

„Hier, rauch' mal die Zigarre, davon will ich ein paar Kisten an die Front schicken." — Freund (nach ein paar Zügen): „Hm, sehr gut; aber bist Du auch sicher, daß die Franzosen die Sendung kriegen?"

*

Die junge Frau (beim Kaufmann): „Ach Gott, sind die Hühnereier aber klein!"

Kaufmann: „Ja, da kann man nichts machen."

Die junge Frau: „Vielleicht haben Sie sie zu früh aus dem Nest genommen?"

*

Es gibt beim Abendessen Oelsardinen. Die Mutter sagt zu der kleinen Else, um sie zu belehren: „Siehst Du, diese kleinen Fischchen werden von den großen Fischen als Nahrung aufgefressen!" — Erstaunt sagt Else: „Wie kriegen die bloß die Büchsen auf?"

*

Bettler: „Schenken Sie einem armen blinden Mann einen Groschen!" — Dame: „Aber Sie können ja auf einem Auge sehen!" — Bettler: „Schön, schenken Sie mir 5 Pfennige!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 37

Berliner

12. September 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Auf dem Rückzug.
In einem russischen Schützengraben gefundene Momentaufnahme.



Eine italienische vorgeschobene Stellung in einer Höhe von 3000 Metern. Nach einer italienischen Photographie.

DER EISERNE HINDENBURG / NAGELUNGSFEIERN IN BERLIN UND GRAUDENZ

Der erste Jahrestag der Schlacht von Tannenberg war für viele deutsche Orte ein Anlaß zur Errichtung von Denkmälern, die in der Gestaltung als „Hindenburg" den Befreier Ostpreußens ehren und durch die jetzt so beliebte Nagelung einem wohltätigen Zweck dienen. Ein sehr geschmackvolles Standbild ist der in Graudenz enthüllte, vom Bildhauer G. Schmidt-Kassel modellierte „Ordensritter", der die Züge Hindenburgs trägt. Die wuchtige Gestalt des Ritters hebt sich auf der Höhe des rechten Weichselufers scharf vom Himmel ab und tief unten zieht der mächtige Strom zur Ostsee. Um dem guten Zweck Geld zuzuführen, hat man auch die Holzabfälle der ostpreußischen Eichenblöcke verwertet, aus denen das Standbild geschnitzt wurde. Aus den übrigbleibenden Splittern und Spänen waren von Verwundeten, die die Schlacht bei Tannenberg mitgemacht hatten und sich jetzt in den Festungslazaretten von Graudenz befinden, hunderte von Ordensritterschildchen geschnitzt worden, die als Andenken an die Feier von jungen Mädchen auf den Straßen verkauft wurden. Das Berliner Denkmal, das von Georg Marschall entworfen wurde, ist in riesigen Abmessungen gehalten. 26.000 Kilogramm besten Erlenholzes waren notwendig, um das 10 Meter hohe Standbild zusammenzufügen. Es wurde am Königsplatz neben der Siegessäule gegenüber dem Bismarckdenkmal, aufgestellt und mit großer Feierlichkeit enthüllt. Für die Nagelung wurden goldene Nägel für 100 Mark das Stück, ferner silberne und eiserne für 5 Mark und 1 Mark verkauft. Für die Kaiserin schlug Prinzessin August Wilhelm den ersten goldenen Nagel ein, der mit der Kaiserkrone verziert ist.



Kopf der Berliner Hindenburg-Statue von Georg Marschall.



Enthüllung der Hindenburg-Statue beim Rathaus in Graudenz. — Der Generalfeldmarschall ist als Deutschordensritter dargestellt. Phot. v. Szymonowicz.



Kopf der Graudenzer Hindenburg-Statue von G. Schmidt-Kassel.



Prinzessin August Wilhelm mit Frau v. Hindenburg, der Gattin des Generalfeldmarschalls.
Phot. A. Grohs.

DER EISERNE HINDENBURG IN BERLIN



Der Berliner „Eiserne Hindenburg" nach der Enthüllung.
Der Reichskanzler beim Einschlagen eines Nagels.
Phot. Zander & Labisch.



Ein Zeppelin während der Enthüllungsfeier über der Siegessäule und dem „Eisernen Hindenburg".



Die riesige Zuschauermeng

Phot. A. Grohs.



Richard Skowronnek, der Verfasser unseres in der nächsten Nummer beginnenden neuen Kriegsromans „Die schwere Not“, als Gast bei einem Regiment auf dem östlichen Kriegsschauplatz.
Rich. Skowronnek

Unser neuer Roman

Im Frühjahr 1914 hat die „Berliner Illustrirte Zeitung“ mit dem Abdruck von Richard Skowronneks „Sturmzeichen“ begonnen. Als die Veröffentlichung dem Ende nahe war, brach der Krieg mit Rußland aus, den der Dichter, die Gefahr an unserer Ostgrenze schildernd, in vaterländischer Sorge prophezeit hatte. „Das große Feuer“, das in den Monaten Januar bis Mai dieses Jahres hier erschienen ist, war die Fortsetzung seines Romans. Mit herber Wucht stellte es die neuen, überwältigenden Begebnisse dar, die dumpfen Wochen vor der Kriegserklärung, den Aufmarsch der ostpreußischen Truppen gegen das in riesenhaften Feldlagern versammelte russische Millionenheer und den ersten Einbruch der Kosakenhorden. „Die schwere Not“ gibt in starker, persönlicher Ausgestaltung wieder, was nachher geschah: die opfermutige Abwehr und die Zeit der russischen Herrschaft über Masuren. Bis dann der Tag von Tannenberg graut, bis die Flüchtlinge in den Wäldern erlöst das alte Lutherlied singen und Hindenburg, den Retter, die jubelnde Dankbarkeit des befreiten Landes empfängt. Ein Mensch mit tragischem Schicksal steht im Vordergrund des Romans, der baltische Freiherr von Heidedorff, der als Offizier in einem russischen Dragonerregiment haßerfüllt gegen die Deutschen reitet. Wie über ihn die Wandlung kommt, die schwere Seelennot, wie ihm die vernichtende Erkenntnis der russischen Ohnmacht aufgeht, wie das Bewußtsein deutschen Blutes in ihm wach wird, das ist die Idee, die Skowronneks Werk durchzieht. Der Roman beginnt in der nächsten Nummer.



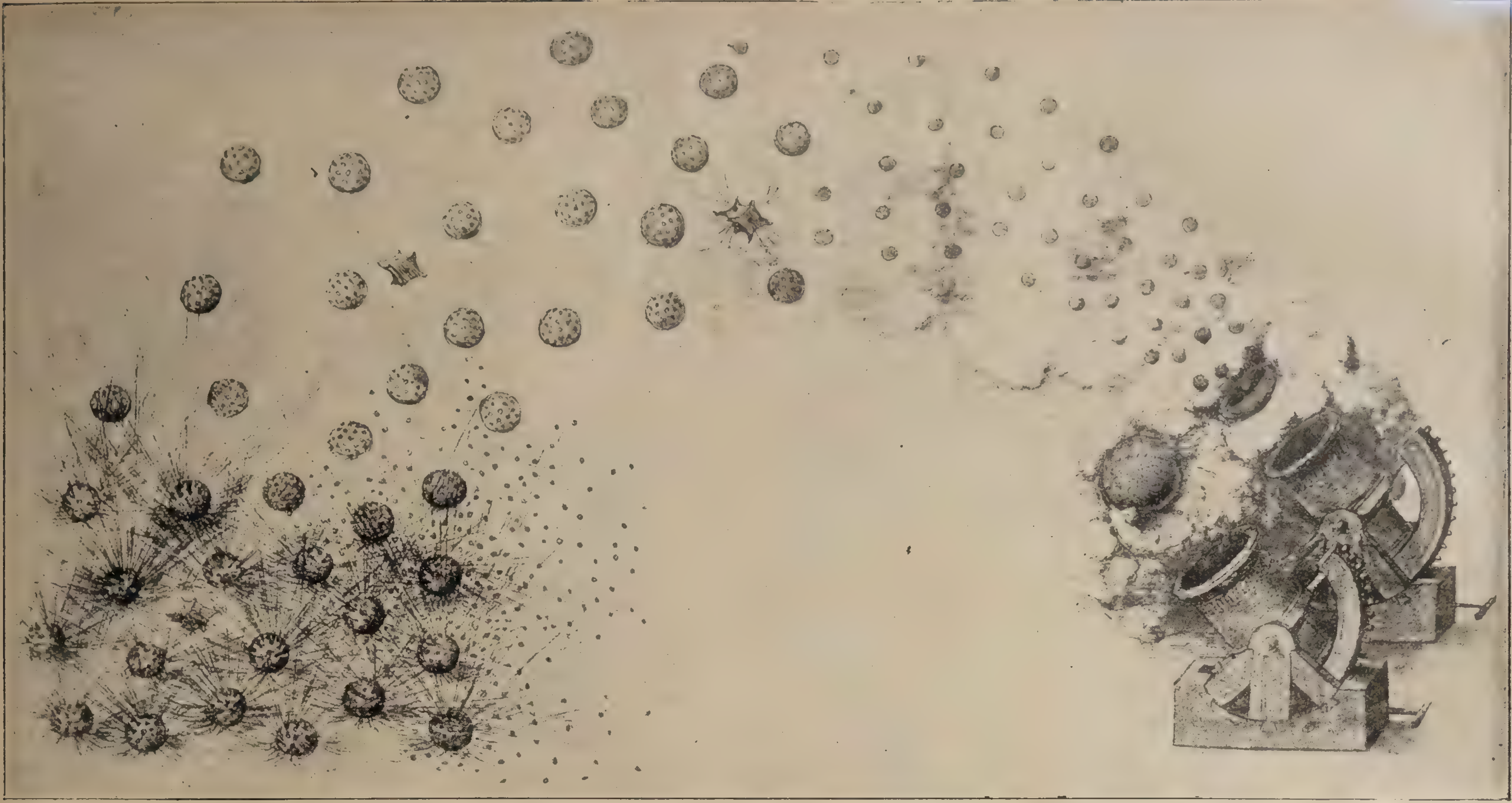
General Enver Pascha, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Pietzner.



General Litzmann, dessen Truppen Kowno eroberten.
Gemälde von Georg Ludwig Meyn in der Großen Berliner Kunstausstellung 1915.



General Alexejeff, der neue russische Generalstabschef.



Entwurf Leonardo da Vinci's (1452—1519) für einen „Mörser mit Hagelgeschossen", die wie Schrapnells wirken sollten

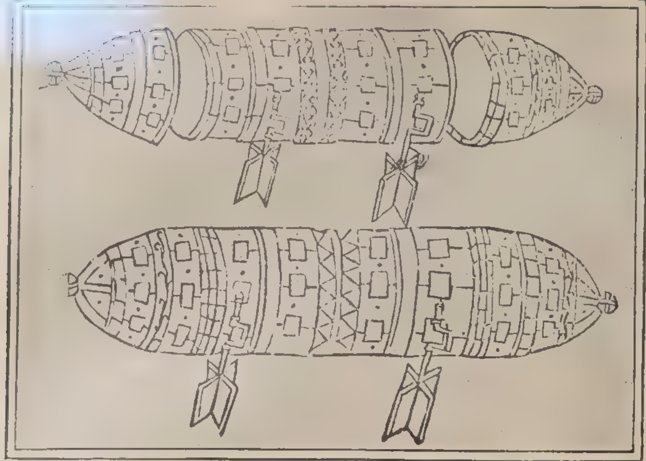
Schrapnell, Schützengraben und Schipper in alter Zeit

Die Kriegskunst ist veränderlich — sagt der Leutnant, wenn er von seinen höheren Vorgesetzten belehrt wird und ihm dabei falsche taktische Maßnahmen vorgeworfen werden. Und wenn er es nicht sagt, so denkt er es wenigstens. Und die veränderliche Kriegskunst tröstet ihn dann über die ungünstige Kritik hinweg. Daß die Kriegskunst auch im Großen veränderlich ist, mochte mancher denken, als an Stelle des schnellen, frischen Bewegungskrieges, wie wir ihn aus dem Feldzuge 1870/71 kennen, ein Stellungskrieg trat, der jetzt auf dem westlichen Kriegsschauplatz beinahe ein volles Jahr andauert und bei dem die Feldbefestigung und die Spatenarbeit wahre Triumphe feiert, und der die merkwürdigsten Kriegsmittel hervorbrachte, die den meisten bis dahin vollkommen unbekannt gewesen waren. Mit kunstvollen Erdarbeiten — Sappen — arbeitet sich der Angreifer an die feindliche Stellung heran, mit Minen sucht er die Befestigungswerke des Gegners zu sprengen, mit Handgranaten, Minenwerfern und Bombenmörsern wird der Gegner beschossen. Und doch ist die Kriegskunst nicht so veränderlich, wie man auf den ersten Blick glauben könnte. Alle diese, uns jetzt so neu und eigenartig vorkommenden Mittel, sind, wenn auch in veränderter Form, schon in alter Zeit vorgekommen und feiern jetzt



Belagerung mit Hilfe von Lauf- und Annäherungsgraben.
Kupferstich von Merian (um 1600) aus dem Königlichen Kupferstich-Kabinett in Berlin.

nur ihre Auferstehung. Der alte Ben Atiba behält doch Recht, auch in der Kriegskunst. Auf die Feldbefestigung wurde schon im römischen Heere ein sehr großer Wert gelegt. Jeden Abend, wenn die Legion ein Lager bezog, wurde es mit Wall und Graben befestigt. Wir müssen jetzt noch über die großen Leistungen des Legionssoldaten staunen. Nach anstrengendem Marsche, nach heftigem, lang andauerndem Kampfe durfte er sich nicht der Ruhe hingeben, sondern mußte erst ein befestigtes Lager errichten, das stets eine kleine Festung darstellte. Bei den verhältnismäßig geringen Truppenstärken damaliger Zeit, der Unwegsamkeit und Unübersichtlichkeit des Geländes war es das einzige Mittel, um sich gegen Ueberfälle zu schützen. Für die Anlage dieser Lager bestanden ganz bestimmte Regeln. Als ein unentbehrlicher Bestandteil gehörte eine Palisadenwand dazu, und da die Legion nicht immer darauf rechnen konnte, das nötige Holz an Ort und Stelle vorzufinden, so mußte jeder Soldat einen schweren Pfahl mit sich schleppen. Bei dem Angriff auf befestigte Städte wurden kunstvolle Annäherungsarbeiten ausgeführt, die vollkommen unseren jetzigen Schützengräben und Sappen entsprechen. Im Mittelalter wurde dieses Angriffsverfahren immer weiter vervollkommnet und kunstvoll



Ein Vorläufer des Unterseebootes:
„Wasserdicht verschließbares Geheimboot, um ohne sichtbare Ruder durch Flüsse zu schwimmen."
Holzschnitt aus dem Jahre 1472 aus dem Königlichen Kupferstich-Kabinett in Berlin.



Römische Soldaten beim Anlegen von Laufgräben und Sappen. Kupferstich aus einer mittelalterlichen Uebersetzung eines Lehrbuchs der römischen Kriegskunst 450 n. Chr.



Kriegs-Orthopädie in alter Zeit:
Behandlung im Gliederstreckapparat.
Aus Gersdörffers „Feldbuch der Wundarzenei" (1584).

ausgebaut und die Bilder, die uns von dem Festungsangriff überkommen sind, zeigen in den Erdarbeiten unbestreitbare Aehnlichkeiten mit dem jetzigen Verfahren. So ist der „Schipper" ein typisches Bild aller Zeiten gewesen, der bald mehr, bald weniger in die Erscheinung trat. Daß die alten Römer auch im feldmäßigen Brückenbau Hervorragendes geleistet haben und große Ströme in kurzer Zeit überbrückten, wissen wir alle aus Caesars gallischem Krieg, wo der Brückenschlag über den Rhein ausführlich in seinen technischen Einzelheiten beschrieben ist, sehr zum Verdruß aller Schüler, denen die Uebersetzung dieser Stelle in der Regel arges Kopfzerbrechen verursacht. Die Handgranaten, die jetzt ein unentbehrliches Kampfmittel des Schützengrabenkrieges bilden, waren schon im 16. Jahrhundert bekannt. Sie waren Kugeln aus Ton, zuweilen auch aus Glas, Eisen oder Blei, mit Pulver gefüllt, mit Zündschnur, bisweilen auch mit einem Fallzünder versehen. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden sie von den „Grenadieren" geführt, die danach benannt wurden. Später wurden Handgranaten nur noch im Festungskriege und im Enterkampf gebraucht, allmählich durch die Verbesserung der Schußwaffen ganz verdrängt. Erst im Russisch-Japanischen Krieg sind sie wieder in Gebrauch gekommen und dann technisch sehr verbessert und zu einer modernen Waffe ausgestaltet. Auch der Gedanke eines Schnellfeuergeschützes, eines Mehrladers findet sich schon im Mittelalter vielfach vor, wenn auch seine Einführung in primitiver Weise erfolgte. Schon in den ältesten Bilderhandschriften des Mittelalters, die sich mit dem Geschützwesen befassen, tauchen Vorschläge auf, mehrere Rohre zu einem Bündel zu vereinigen oder auf einer drehbaren Scheibe eine Anzahl von Rohren zu befestigen, die schnell hintereinander abgefeuert werden konnten. Also schon damals hatte man den Nutzen großer Feuergeschwindigkeit, besonders bei der Abwehr des Sturmes oder bei der Verteidigung der Stadttore erkannt. In späterer Zeit wurden derartige Geschütze auch gebaut. Es sind dies die sogenannten „Orgelgeschütze", von denen zahlreiche Exemplare erhalten geblieben sind, die sich jetzt in den Zeughäusern und Waffensammlungen vorfinden. Es ist dasselbe Prinzip, das auch den neueren Revolvergeschützen und Mitrailleusen zugrunde liegt. Das Bestreben, aus einem Rohre nicht nur ein einziges Geschoß, sondern eine Reihe von Geschossen abzufeuern — was schließlich zu den heutigen Schrapnells geführt hat —, findet sich bei den alten „Klotzbüchsen". Es sind dies ein- oder mehrrohrige Feuerwaffen, die abwechselnd mit Pulver und Kugeln geladen wurden, bis sie bis zur Mündung voll waren. Die Kugeln hatten eine Durchbohrung, die mit Brandsatz gefüllt war, damit das Feuer der vorderen Kugeln die nachfolgenden Ladungen entzünden konnte. Von der Mündung aus wurde der erste Schuß abgefeuert, die folgenden Schüsse gingen dann von selbst der Reihe nach los. In der Neuzeit haben Geschütze ähnlicher Art bei der Verteidigung fester Stellungen mitgewirkt. Die „Espignols", deren sich die Dänen 1864 bedienten, waren nichts anderes, als solche Klotzbüchsen. Die Minenwerfer und Minenwurfzeuge erinnern vielfach an die alten Ballisten und Katapulte, deren sich das Altertum zum Werfen von Steinkugeln bediente, nur daß jetzt an Stelle der massiven Kugeln Geschosse mit stark explosiv wirkenden Stoffen getreten sind. Die treibende Kraft der Pulvergase wurde durch Spannsehnen ersetzt. Für ihre Herstellung hatte sich schon im Altertum eine Sondertechnik mit fabrikmäßigem Betrieb entwickelt. Die Spanndrähte wurden aus Tiersehnen, Frauenhaar und Roßhaar hergestellt. Auch Seide wird erwähnt. Als später diese Technik verloren ging, griff man wieder zum Prinzip des alten Bogens zurück. Es wurden auch Wurfmaschinen eingeführt, bei denen an Stelle der Spannsehnen schwere Gewichte, zuweilen auch Menschenkräfte traten, die am kurzen Hebelarm der Maschine wirkten, während mit dem langen Arm das Geschoß fortgeschleudert wurde. Die alten Ballisten, Katapulte und Wurfmaschinen hatten eine sehr gute Wirkung, gegen die die anfänglichen Leistungen der Pulvergeschütze geradezu als ein Rückschritt zu bezeichnen sind. Die wirksame

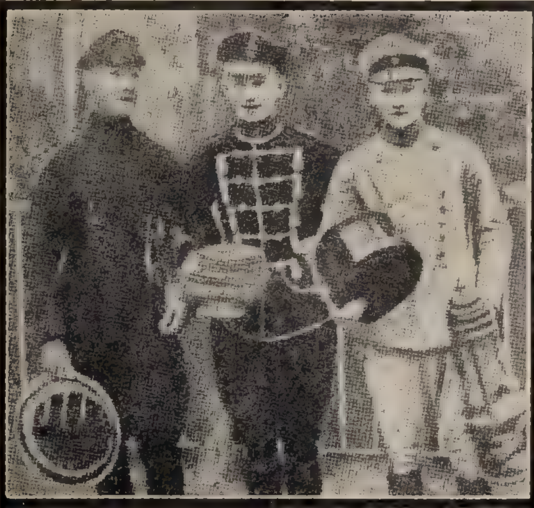


Schipper aus der Zeit Friedrichs des Großen bei Festungsarbeiten.
Zeichnung von Menzel aus „Geschichte meiner Zeit" von Friedrich dem Großen.



Wegführung der in Nowo-Georgiewsk gefangenen russischen Generale.

Schußweite dieser alten Geschütze ist auf etwa 150 m anzunehmen. Die Geschwindigkeit des einzelnen Geschosses war bei den schweren Kalibern so gering, daß die Truppen Zeit hatten, in Deckung zu treten, wenn die Beobachter die Ankunft eines Geschosses meldeten. Bei der Belagerung von Pale auf der Insel Cephalenia (219 v. Ch.) wurden zum Angriff 100 Katapulte und 25 Ballisten in einer großen Batterie vereinigt. Auch der Mineur trat schon in Tätigkeit. Die Mauern der Stadt wurden untergraben, so daß sie einstürzten und die hölzernen Wachttürme und Palisaden wurden, nachdem der Angreifer sich unterirdisch an sie herangearbeitet hatte, von unten aus angezündet. Um gedeckt an die Befestigungen heranzukommen, wurden „Wandeltürme“ gebaut. Sie enthielten im Erdgeschoß Sturmböcke, im zweiten Katapulte und große Wassergefäße zum Löschen, im dritten, gleich hoch mit dem Wehrgang der Mauer, die Schützen. Auf diese Weise suchte sich der Angreifer der Waffenwirkung des Verteidigers zu entziehen, so wie man heute mit Panzerautomobilen und gepanzerten Eisenbahnzügen im feindlichen Feuer vorzugehen sucht. Die Brandbomben und Geschosse mit Gasen finden einen Vorgänger im „griechischen Feuer“. Es ist dies eine dem Schießpulver ähnliche Mischung, die außer Salpeter und Schwefel noch Kohle, Kalk, Naphtha, Pech usw. enthielt und auch unter Wasser brannte. Man blies das griechische Feuer aus Röhren oder warf es, in Gefäße gefüllt, mit Wurfmaschinen. Zur Zeit der Kreuzzüge bedienten sich die Sarazenen dieses Kriegsmittels bei der Verteidigung ihrer Städte, um die Belagerung der Kreuzfahrer zu stören.



"Officers and gentlemen." Three German cavalrymen loaded with gold and silver loot.

Wie sie schwindeln: Bild aus der englischen Zeitung „Daily Mirror“ vom 20. Aug. 1915 mit der Unterschrift: „Offiziere und Gentlemen. Drei deutsche Kavalleristen mit Gold- und Silberbeute beladen.“ Tatsächlich ist das Bild eine Aufnahme von der Rennbahn und zeigt Offiziere mit gewonnenen Rennpreisen.



Was man den französischen Soldaten vorredet:
Ein Schild, das von französischen Soldaten in den Vogesen vor ihrem Schützengraben aufgestellt und nachts von einer deutschen Patrouille geholt wurde.

BILDER VOM TAGE



Der berühmte Sturzflieger Pégoud, der bei einem Luftkampf von einem deutschen Flieger heruntergeschossen wurde und den Tod fand.



Ankunft von englischem Gold in New York als Teilzahlung für die Kriegslieferungen. Die Begleiter sind mit Gewehren bewaffnet.



William Jennings Bryan, der vielgenannte frühere amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen.

Die Summe von 100 Millionen Dollar in Gold, die die Bank von England an die bekannte Firma J. P. Morgan & Co. schickte, wurde auf einem englischen Schlachtschiff nach Halifax befördert. Um einer Torpedierung durch deutsche Unterseeboote zu entgehen, wurden alle möglichen Vorkehrungen getroffen und die Führung des Kreuzers dem angeblichen „Sieger der Helgoland-Schlacht", Admiral Sir David Beatty, anvertraut, dem es auch gelungen ist, seine kostbare Ladung, die von einer großen Flotte von Unterseeboot-Zerstörern begleitet war, an den Bestimmungsort zu bringen. Das Gold, das im Reichsschatzamt der Vereinigten Staaten in den Riesengewölben aufbewahrt wird, steht zur Verfügung von J. P. Morgan, dem finanziellen Vertreter der englischen Regierung, der damit die Schulden für die Kriegslieferungen der englischen Verbündeten zu decken hat. Die in Amerika getroffenen Vorsichtsmaßregeln und die Beförderung zum Reichsschatzamt fand unter ganz außergewöhnlichen Bedingungen statt. Der an sich banktechnisch einfache Vorgang wurde zu einem förmlichen „Sensationsfilm" ausgestaltet. Von Halifax wurde das Gold in einem Panzerzug, dem ein richtiges Heer von Schutzleuten, 20 Privatdektiven, 75 bewaffneten Gardisten und ein Kommando von amerikanischen und kanadischen Geheimpolizisten beigegeben waren, nach New York transportiert und dort in 700 Kisten auf Lastautomobilen in größter Geschwindigkeit nach seinem Aufbewahrungsort gebracht. Auch dieser Weg wurde unter Begleitung von Polizisten und Geheimpolizisten zurückgelegt; an der Spitze ritten nicht weniger als 20 berittene Schutzleute. Vielleicht fürchtete man noch in den Straßen New Yorks eine „Torpedierung ohne vorherige Warnung" durch deutsche U-Boote. Das Ereignis lockte eine Menge von Schaulustigen an, die, von der Polizei in angemessener Entfernung gehalten, dem Schauspiel beiwohnen durften.



Beförderung von englischem Gold im Werte von 100 Millionen Dollar unter scharfer Bewachung durch die Straßen New Yorks zum Reichsschatzamt.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

16. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der bösen Nacht, in der der Arzt schon um vier Uhr zu Barbara wieder hatte gerufen werden müssen, folgte ein ebenso gehetzter Tag. Als Exzellenz Evchen nachmittags nach Westend gelangte, überfiel sie die Nachricht wie ein Keulenschlag. Das Hausmädchen, das beim Vorfahren des Autos flink herausgesprungen kam, um beim Abnehmen des Handgepäcks behilflich zu sein, begann gleich zu klagen: wie traurig das sei, und die junge Freifrau sei noch so lustig und guter Dinge gewesen, aber sie hätten alle im Hause gleich gesagt, die Babywage dürfe man nie anschaffen, bevor das Kind wirklich da sei . .

Eve sah es flammend hell vor ihren Augen werden. Wie ein Blitzstrahl blendete es sie. Dann sah sie seltsam gezackte Bastionen. Und darauf war es ihr, als ob man sie an den Schläfen mit einem Knebel einzwänge, immer fester, immer fester. Sie konnte sich kaum ins Haus schleppen, so furchtbar schmerzte sie der Kopf.

Am Telephon sprach sie mit der Schwester, die die Pflege hatte. Besuche seien noch streng verboten, hieß es. Die Patientin schlafe augenblicklich. Ob sie ihre Tochter nicht wenigstens vom Nebenzimmer aus sehen könne, fragte Ihre Exzellenz.

Eine Viertelstunde später war Eve also in der Wohnung des jungen Ehepaares.

Im Herrenzimmer hatte sie eine lange Unterredung mit Fritz, der heute dem Amt fern geblieben, hier aber durchaus überflüssig war, denn auch er durfte die Krankenstube nicht betreten.

Und dann öffnete die Schwester einen Türspalt.

Eve preßte die gefalteten Hände gegen den Mund, um nicht laut aufzuschluchzen und damit etwa die Tochter zu wecken. Barbara lag fahl und eingesunken, hager wie ein Brett, auf ihrem Lager. Nase und Kinn waren spitz, die Lippen spröde. Der Kopf war zurückgesunken, der Mund stand auf. Sie schnarchte.

„Kann ich denn gar nichts tun für sie?" fragte Eve dann den Schwiegersohn. „Vielleicht der Schwester die Nachtwache abnehmen?"

„Für die Nacht ist schon eine zweite Pflegerin bestellt, Mama."

„Aber vielleicht beruhigt es Barbara, wenn sie erfährt, ich bin hier im Hause, um nach dem Rechten zu sehen."

Fritz lächelte gezwungen. „Da möcht' ich nun doch sagen: eher im Gegenteil. Siehst Du, dafür ist doch das Fräulein da."

„Du meinst also — ich bin hier — ganz überflüssig?" Stockend brachte sie's vor. Ihr Herz pochte.

„Es ist ja so riesig gut von Dir gemeint . . . Aber bitte, bitte, tu mir die Liebe an und sei nicht etwa gekränkt."

„Ach — gekränkt bin ich gar nicht. Nur traurig."

„Selbstverständlich ist es nicht entfernt meine Absicht, Dir irgendwie wehe zu tun. Aber Du mußt doch auch bedenken, wie schwer das nun über mich hereingebrochen ist. Ich bedarf wirklich selbst ein bißchen der Schonung und der Rücksicht."

Stumm nickte Eve. Dann trat sie noch einmal leise an die Tür, öffnete sachte einen Spalt und nahm mit einem wehmütigen Blick Abschied von der Kranken.



Am Fliegerabwehrgeschütz. Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann.

Und bei diesen kurzen Besuchen mußte es vorläufig bleiben. Auch als Barbara sich schon ein wenig aufrichten durfte. Möglichst viel Nervenruhe forderte der Arzt. Barbara sollte nicht sprechen, sich auch nichts erzählen lassen, um sich nicht aufzuregen.

Die Unterhaltung beschränkte sich also vorläufig auf eine Reihe von Fragen, die durch die fast tägliche Wiederholung zur Formel wurden.

Und doch brannte Eve immer vor Ungeduld, hinzukommen, sie zu sehen, ihre Stimme zu hören.

Als Barbara ein Stückchen weiter war, schon aufstehen und bis zum Ruhebett gehen durfte, schlug der Arzt das Thema einer Erholungsreise an. Barbara hoffte auf ein paar Sommermonate im Engadin oder in den Dolomiten, aber davon wollte der Arzt nichts wissen. Zunächst kam nur ein Stahlbad in Frage.

„Sie können sich auswählen, welches Sie wollen, gnädigste Frau," sagte er großmütig.

„Es ist eines so langweilig wie das andere," erwiderte Barbara und verzog schmollend den Mund.

Alle Tage brachte Eve nun neue Vorschläge. Sie hatte aus den berühmtesten Bädern Prospekte kommen lassen. Eingehend studierte sie die Broschüren und erstattete Barbara Bericht.

Die Wahl fiel endlich auf Pyrmont.

Natürlich wollte Eve ihre Tochter zur Kur begleiten.

„Wenigstens die ersten zwei bis drei Wochen wäre es mir sehr lieb, wenn Du mir Gesellschaft leisten wolltest," sagte Barbara, „hernach kommt ja Fritz, und da freilich —" Sie zögerte und brach dann ab: „Nun, Du weißt ja, wie er ist."

Uebrigens kam gelegentlich auch zur Sprache, daß das junge Ehepaar nach Beendigung von Barbaras Kur mit Fritzens Vater zusammentreffen und den Rest des Sommerurlaubs gemeinsam in Baden-Baden zubringen wollte.

An dem Tage vor der Uebersiedlung nach Bad Pyrmont empfand Eve etwas wie Reisefieber. Anna — die sie natürlich begleiten sollte — erkannte ihre Herrin kaum wieder. Aber die innere Unruhe hatte tiefere Ursachen: Eve erhoffte von den paar Wochen Alleinseins mit ihrer Tochter endlich eine innere Annäherung. Denn der jetzige Zustand war trostlos.

Sie hatte beim Frühstück nicht Muße genug gehabt, die Zeitung zu lesen. Als sie im Entree der Wohnung ihrer Tochter erschien, stürzte Fritz aus dem Herrenzimmer heraus, ein Morgenblatt in der Hand haltend, und raunte ihr zu, nur mühsam seine erregte Stimme dämpfend:

„Nun ist der Skandal da. Das Buch ist gestern erschienen. Sie drucken daraus eine ganze Spalte. Anklage über Anklage gegen uns. Da lies . . ."

Und sie las den fettgedruckten Titel des Leitartikels: „Der Fall Hayn."

„Vor allem sorge heute dafür, Mama, daß Barbara nicht etwa unterwegs eine Zeitung kauft und liest. Der Schreck könnte ihr einen bösen Rückfall einbringen."

Nun prägte sich in Eves Miene aber doch ein schweres Schuldbewußtsein aus. Sie hatte das Zeitungsblatt mit zitternden Händen an sich ge-

nommen und war in das Zimmer ihres Schwiegersohnes eingetreten.

Fritz eilte dem Hausmädchen, das seiner Schwiegermutter die Entreetür geöffnet hatte, aufgeregt nach. „Nichts davon verlauten lassen, daß Exzellenz hier bei mir ist!“ befahl er ihr in angestrengtem Flüsterton.

Aengstlich ob seines ganz veränderten Wesens schoß das Mädchen davon.

„Und der arme Papa!“ stöhnte er, als er in sein Zimmer zurückkehrte. „Es ist die Katastrophe!“

Atemlos, erschöpft ließ er sich auf der Truhe nieder, die seinem Schreibtisch gegenüberstand.

Eve las den Artikel ein zweites Mal, jetzt schon ruhiger, gesammelter.

„Und es ist Dir unmöglich, Fritz, Dich auch einmal auf die andere Seite zu versetzen? Dir einmal vorzustellen, was für Stunden, Tage und Nächte er durchgemacht hat, Hayn, während er auf ein günstiges Zeichen, auch nur auf eine Antwort vom Amt wartete, wie er gelitten, wie er in seiner Ohnmacht schließlich verzweifelt hat!“

„Hier handelt sich's für mich um meinen Vater!“

„Und dort für mich um“ — nur eine Sekunde hielt sie inne — „um den Mann, den ich aus tiefster Seele lieb habe.“

Er fuhr auf. „Ich kann mir das nicht mehr anhören, Mama. Ich kann und will es nicht.“ Er suchte nach Worten. „Es — befleckt mein Haus!“

„Fritz!“ Warnend rief sie's, noch bevor er geendet.

„Da kommt Barbara! — Sie soll Dich jetzt nicht sehen. Du könntest Dich verraten. In was für Ungeheuerlichkeiten ist man da geraten.“ Er stampfte mit dem Fuße auf und zischte nieder, was sie sagte.

Vom Salon her kam Barbara über die Diele. Sie war verwundert, Fritz allein zu sehen. „Ich hätte darauf geschworen, Mamas Stimme gehört zu haben. Ach, Fritz, mir ist jetzt schon ganz bange.“

„Bange. So. Nach Deiner Mutter?“

Sie lachte gekränkt. „Ach Du! Nach Dir! Daß ich nun vierzehn ganze Tage ohne Dich sein soll!“

„Drei Wochen, Liebchen. Solange Deine Kur dauert.“

„Du scheinst es ganz leicht zu nehmen. Und wie ich unter dem Gedanken leide, ich armes Weib . . .“

Drüben verklangen die Stimmen.

Eve stand in der Bücherei. Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und die Hände auf der Brust gefaltet.

XVII.

Am zweiten Tage ihres Pyrmonter Aufenthaltes schon bemerkte Barbara das gefährliche Buch in der Auslage des Buchhändlers. Es trug eine Bauchbinde mit dem Vermerk: ‚Sensationell!‘

Natürlich las es auch Barbara.

Und im Anschluß daran kam es endlich zu der von Eve längst erwarteten — teils gefürchteten, teils aber auch ersehnten — Aussprache.

Eve hatte das Buch noch in Berlin gekauft und in der ersten Nacht in Pyrmont in einem Zuge durchgelesen. Das Kapitel, das vor und während der Unruhen in Südwest spielte, las sie gleich zweimal hintereinander; er hatte es sorgfältig bearbeitet und jede kleinlich wirkende Aeußerung spöttischer Rechthaberei vermieden. Eine vornehm überlegene Ruhe sprach jetzt aus seiner Darstellung. Es war eine Verteidigungsschrift, kein Pamphlet.

Barbara hatte sich gleich von vornherein auf den entgegengesetzten Standpunkt gestellt. Sie wollte sich gar nicht erst die Mühe machen, zu prüfen und zu verstehen.

„Und es macht mich geradezu an der Menschheit irre,“ sagte sie, ihre Mutter mit weitaufgerissenen Augen anstarrend, „daß Du es gewesen sein sollst — Du! —, die ihm das Material zu diesem Streich gegeben hat. Denn damit hast Du den Sohn ebenso getroffen wie den Vater. Und in dem Sohne Deine eigene Tochter.“

Barbara zählte ihr verschiedene der Folgen auf, mit denen sie nun alle zu rechnen hatten.

„Mein liebes Kind,“ sagte Eve, die um so ruhiger und besonnener wurde, je aufgeregter sich Barbara gebärdete, „was hier zu sagen ist, das sind längst gesprochene Worte. Dein Schwiegervater büßt eine Schuld ab. Er büßt sie schwer. Schwerer, als vorauszusehen war. Schwerer, als ich's ihm je wünschte. Denn Du mußt mir doch Glauben darin schenken, daß ich nichts aus Bosheit gegen ihn unternommen habe. Nur das Gefühl, einer gerechten Sache zu dienen, hat mich geleitet.“

„Und ich büße dafür. Ich büße dafür.“ Zornig weinte Barbara. „Wie werden die Zeitungen die Sache breittreten. In aller Leute Mund kommen wir. Und die Fragen von Treusches, von Dhiergardts, von den Treppwaldern!“

Weiter und weiter, tiefer und tiefer öffnete sich die Kluft zwischen Mutter und Tochter.

Eve lehnte am Fenster. Sie hatte sich von Barbara abgewandt. Ihr Blick schweifte über die reifenden Felder der schönen deutschen Landschaft, die in sommerlicher Sonne vor ihr ausgebreitet lag.

„Ich werde Dich nicht hindern, mein Kind, allen zu sagen, daß ich die Verantwortung ganz allein auf meine Schultern nehme.“

„Fritz wird Dir's nie verzeihen. Nie.“

Eve atmete tief auf. Ohne sich umzudrehen, fragte sie langsam, zögernd: „Und — Du, Barbara?“

Sie antwortete nicht.

Lange, lange wartete Eve. Endlich sagte sie in müdem Tone, schmerzlich lächelnd: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne seiner Wahl anhangen.“

„So ist es, Mama,“ sagte Barbara.

— — — — — — — — — —

Eve wartete die Ankunft ihres Schwiegersohnes nicht ab. Da es Barbara körperlich über alle Erwartungen gut ging und die Stahlbäder ihr ausgezeichnet bekamen, konnte Eve sie in Gesellschaft ihrer Jungfer ohne Sorge in der Pension zurücklassen. Es hatte sich auch die semmelblonde Freifrau v. Treusche angemeldet, die sich ebenfalls einer Badekur unterziehen sollte. Da hatte Barbara rasch einen Kreis beisammen, der ihr genügte. Eve aber kehrte nach Berlin zurück.

Täglich gingen ihr durch die Vermittlung ihres Schwiegersohnes ganze Stöße von Zeitungen zu, in denen das Memoirenwerk des Afrikaners ausführlich, zustimmend oder ablehnend, je nach dem parteipolitischen Standpunkt, besprochen wurde.

Auch mit dem Geheimrat v. Gropius hatte Eve eine Auseinandersetzung.

Er hatte sich mit der Bitte, ihn zu empfangen, brieflich an sie gewandt, gleich nachdem sie das Aktenmaterial ans Amt hatte abgehen lassen. Das Schreiben war hinter ihr her gereist, ohne sie zu erreichen. Nun wiederholte der alte Diplomat seine Bitte. Sie empfing ihn an derselben Stelle, an der sie vor gar nicht so langer Zeit den Freiherrn v. Unruh bei sich gesehen hatte. Der Geheimrat v. Gropius war von jener vornehmen Schlichtheit, die typisch für die höhere Beamtenwelt Berlins ist. Er besaß in hervorragendem Maße das Talent zu vermitteln, zu schlichten, auszugleichen.

Eve schilderte ihm die Wiener Vorgänge in aller Ausführlichkeit, wie er es wünschte.

„Daß ich einen schweren Fehler begangen habe, als ich Hayn einen Einblick in die Berichte Unruhs und die Aufzeichnungen meines Mannes gab, das weiß ich. Wenn Sie gekommen sind, um mich deshalb auszuschelten, so räume ich Ihnen die volle Berechtigung dazu ein. Aber wenn Sie bedenken, daß ich alle Vorwürfe, die sich darüber machen lassen, schon oft und zur Genüge gehört habe, so werden Sie sie sich vielleicht ersparen, mein lieber Herr von Gropius.“

„Ich beteure Ihnen, Exzellenz, daß ich weit davon entfernt bin, Ihr Vorgehen zu kritisieren. Ich habe wirklich einzig und allein um diese Unterredung nachgesucht, um mich über die technische Möglichkeit des Verschwindens so umfangreicher Aktenfaszikel zu orientieren. Und natürlich: Sie dabei wiederzusehen, Exzellenz.“

„Ich hätte Sie eingeladen, den Tee bei mir zu nehmen, wenn Sie nicht schon den Hut in die Hand genommen hätten.“

„Ich lege ihn sofort wieder nieder.“

„Haben Sie gar keine Angst vor mir?“ sagte sie, indem sie der Jungfer klingelte. „Gelte ich jetzt nicht allgemein für eine gemeingefährliche Revolutionärin?“

„Alle Frauen, die ich kenne, haben etwas Revolutionäres.“ Er lächelte. „Das mag die fortgesetzte Beschäftigung mit der Mode so mit sich bringen. Das Alte soll da immer gestürzt werden — und immerzu soll neues Leben aus den Ruinen blühen.“

Eve nahm seinen Spott widerspruchslos hin.

Der Teetisch wurde herangerollt. Sie entließ die Jungfer gleich wieder, um den Geheimrat selbst zu bedienen.

„Es war mir wirklich nicht darum zu tun, bloß einmal Abwechselung zu schaffen,“ sagte sie. „Ich handelte unter einem Zwang, über den ich mich auch heute noch nicht mit einem Witz hinwegsetzen kann. Welche innere oder äußere Veranlassung hätte ich denn haben sollen, den Schwiegervater meiner Tochter mit grausamem Vorbedacht in dieser Weise zu kompromittieren? Es war vielleicht ein Gerechtigkeitsfieber, das mich erfaßt hatte. Ist es so tadelnswert?“

„Tadelnswert? Nein. Aber ungesund auf alle Fälle.“

„Bitte brechen Sie ruhig den Stab über meinem Haupt. Ich bin es jetzt schon so gewöhnt, gezaust zu werden.“

„Nein, nein, ich will nicht zausen, Exzellenz. Das habe ich Ihnen ja vorhin feierlich gelobt. Ich will auch Hayn nicht anklagen, weil er das Material jetzt aller Welt preisgegeben hat. Von seinem Standpunkt aus hat er ja vollkommen recht. Aber wenn Sie gestatten, möchte ich nachträglich noch ein gutes Wort für Herrn v. Unruh einlegen.“

Eve setzte behutsam ihre Tasse hin. Sie zwang sich, ganz so ruhig und liebenswürdig zu bleiben wie ihr Besuch. „Er ist in Ihren Augen überhaupt nicht schuldig?“

„Schuldig? Hm. Sie müssen durchaus Schwarz oder Weiß sehen. Ja? Ich würde sagen: er hat nur das Pech gehabt, daß seine Entscheidung dieses eine Mal von tausend Malen nicht die richtige war. Herr v. Unruh ist ein lauterer Charakter, ein vornehmer Mensch und ein dem Durchschnitt weit überlegener Beamter. Glauben Sie mir, wir alle hätten an ihm unsere Freude gehabt, wenn er Minister geworden wäre.“

Als Herr v. Gropius ging, hielt Eve eine Sekunde lang seine Hand fest und dankte ihm. Sie hatte in der kurzen Teestunde mit dem abgeklärten alten Herrn doch wieder viel gelernt. Das sagte sie ihm nun offen.

Lächelnd erwiderte er: „Es ist nur die kleine Wahrheit, die man auf der Jagd nach der großen so oft übersieht. — daß Unrecht und Recht meist auf beiden Seiten ganz anmutig gleich verteilt sind.“

Sie blieb aber nicht lange in dem seelischen Gleichgewicht, das ihr die Aussprache mit Gropius gegeben. In der Presse wollte der Fall Hayn noch immer nicht zur Ruhe kommen. Da der Sündenbock, auf den sich die Angriffe der Verteidiger Hayns vereinigen konnten, ihrem Strafgericht entging, so fehlte ihnen der eigentliche, sichtliche Erfolg. Darum forderten sie neue Opfer.

Vor jeder Begegnung mit Bekannten und Verwandten hatte Eve nun schon ein wahres Grauen. Sie suchte die Einsamkeit da, wo sie am sichersten sie

schaft: daheim. Ihrem Garten gehörte von jeher ihre ganze Liebe. Erstaunliche Blüherfolge hatte ihre rastlose Sorgfalt in dem armen märkischen Sande gezeitigt. Die Pflege der Rosen erforderte besonders viel Zeit. Aber jeden Morgen brachte sie jetzt einen ganzen Korb voll der schönsten und edelsten Blüten aus dem Garten herein.

Dann kam der Hochsommer, alles verreiste, auch in den Nachbarvillen begann die gemütliche Herrschaft der Portiersfamilien, Barbara war mit ihrem Mann schon wieder auf Urlaub gereist, denn sie sollte eine Nachkur im Harz durchmachen, und es wurde stiller und stiller um Exzellenz Evchen.

Stiller, einsamer und leerer.

Und in ihr sommerliches Gartenidyll am Rande der Großstadt kam eines Tages eine Botschaft aus der Fremde, die eine seltsam wehmütige Freude bei ihr auslöste. Lisa v. Rodehau schrieb ihr einen langen, glückerfüllten Brief aus der Kautschukplantage ihres Mannes: sie hatte sich mit ihm wiedervereint. Von Otto richtete sie ihr herzliche Grüße aus. Er ließ sich nach vielen, vielen Dingen erkundigen. Auch nach dem Pferd fragte er.

Der Zufall wollte es, daß sie am nächsten Morgen, als sie mit Kunow in den Grunewald ritt, wieder auf den schmalen Havelweg geriet, den sie an jenem letzten Morgen zusammen genommen hatten. Und für ein paar Augenblicke fühlte sie die Nähe des frischen, lieben, jungen Menschen.

Doch erschrocken riß sie sich dann aus diesem Gedanken los. Sie freute sich doch darüber, innig und aufrichtig, daß das Paar sich wieder gefunden hatte.

Und innerlich zog sie einen festen Strich auch unter dieses Erlebnis, das sich wie eine zweite Jugend in ihrem Leben hatte gebärden wollen. — —

Als Barbara um die Mitte des Monats August von der Sommerreise zurückkehrte und nach einigen Tagen Wartens endlich nach Westend herausfand, um ihre Mutter zu besuchen, da ward es Eve aus diesem Zögern wie aus hundert, aus tausend Beobachtungen zur bitteren Erkenntnis: es gab keine wirklich innige Gemeinschaft mehr zwischen ihnen.

Und sie erklärte ihrer Tochter, daß sie für den bevorstehenden Winter eine größere Reise plante.

Barbara billigte den Entschluß aus vielen Gründen.

Fast humoristisch, kaum mehr kränkend, wirkte auf Eve der Eifer ihres Schwiegersohnes, ihr bei der Zusammenstellung des Reisewegs behilflich sein zu wollen. Ihre Pläne wurden immer kühner. Als die Absicht, von Ceylon aus auch noch nach Singapur zu fahren, feststand, gab es natürlich nur noch den einen vernünftigen Weg für die Heimkehr: über Japan und Amerika.

So war also der Ring geschlossen. Und mit einer gewissen Genugtuung berichtete Fritz v. Unruh seinem Vater, der jetzt wieder seine Badekur in Nauheim aufnehmen mußte, von dem Plan seiner Schwiegermutter, im September eine Reise um die Erde anzutreten.

Es war Eves Absicht, die ersten Septembertage noch in Meran zu verleben und den Reichspostdampfer, der von Bremen abging, in Genua zu besteigen. Aber sie reiste dann doch nicht auf dem Landweg nach dem Mittelmeer, und sie verließ Berlin schon Ende August, ohne Barbara mehr als ihre nächste Adresse zu hinterlassen: die der Schiffsagentur in Southampton.

XVIII.

„. . . Von Tag zu Tag habe ich auf ein Lebenszeichen von Ihnen gewartet. Wir waren doch als Freunde geschieden, dachte ich. Arme, arme, kleine Frau —, wie mag man Ihnen zugesetzt, wie mag man Sie gequält haben, daß Sie so müde und mürbe, so geduldig und — ach so undankbar geworden sind. Denn auf ein Wort des Dankes von Ihnen war ich erpicht. Ihnen zuliebe habe ich hundert Dinge in meinem Buch ungesagt gelassen, die mir noch auf dem Herzen brannten. Ihnen zuliebe.

Von dem kleinen Hexensabbat, der drüben auf dem Kontinent losgegangen ist, habe ich aus den Zeitungen erfahren. Es wäre ein arger, wüster Sturm geworden, das sehe ich jetzt, wenn ich das Buch in seiner ersten Fassung herausgebracht hätte. Der Sturm hätte Schäden anrichten können, die nicht in meinem Sinne lagen. Ich habe Ihnen also ebenso zu danken wie Sie mir. Aber ich tue es wenigstens. Während Sie? . . . Ich bin gespannt, ob meine alte Heimat den Ausreißer nun wieder wird holen wollen. Haben Sie etwas davon gehört? Ist irgendetwas im Gange? Ein Generalpardon und ein leidlich vernünftiger Antrag? Ich würde in unseren Kolonien jeden Posten übernehmen, der mir einigermaßen Selbständigkeit verbürgt. Gesund bin ich gottlob wieder.

Ob sie mich rufen werden? Ich höre Sie lachen, Frau Eve. Als ob in unserm Vaterland ein Mensch, der so laut seine scharfe Kritik in die Welt hinausgerufen hat, noch geeignet für den Reichsdienst wäre. Es wäre übrigens auch möglich, daß ein freiwerdender Wahlkreis daran dächte, mich in den Reichstag zu schicken. Das wäre noch nicht das schlechteste, und die Aufgabe, die meiner dort harrte, könnte mich locken. Aber vorläufig duldet es mich noch nicht in engen Sälen. Ich bin noch nicht alt genug dafür. Es treibt mich wieder in die Steppe, in den Busch. Ich reise im Frühherbst nach dem Süden, will einmal durch die französischen und portugiesischen Kolonien streifen.

Sie sehen: ich bin gar nicht bitter, auch gar nicht hochmütig und unversöhnlich. Nur traurig bin ich, daß Sie in all der Zeit keine einzige Silbe für mich gefunden haben, Großmama Evchen . . .! Wenn Sie mir nun doch endlich ein paar Worte schreiben, ein Stimmungsbildchen entwerfen wollen von Ihrem idyllischen Familienglück, dann schicken Sie mir Ihr Kärtchen hierher. Ich werde in den nächsten Wochen in Schottland Moorhühner jagen und lasse mir die Post alle paar Tage in eine neue gezähmte Wildnis des Nordens nachkommen. Aber meine Hoffnung, daß etwas von Ihrer Hand dabei sein möchte, ist sehr, sehr gering, nachdem mich mein Warten Monate hindurch Tag für Tag betrogen und genarrt hat . . .“

Auf diesen Brief hatte Eve nur geantwortet, daß sie im Begriff stehe, mit dem Reichspostdampfer „Prinz-Regent“ ihre große Fahrt anzutreten. Sie gedenke bis zum 16. September auf der Insel Wight zu bleiben. In Shanklin.

(Schluß folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

a — ab — bach — ber — brin — cham — de — der — di — dry — e — fa — gall — hang — in — ke — la — len — ne — ner — nus — pag — pe — ra — ra — rif — rik — ru — san — si — skrit — te — te — tiv — u — um — wes

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben ebenfalls von oben nach unten gelesen, eine schwere Enttäuschung unserer Feinde ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Mythologisches Wesen. 2. Tier. 3. Russische Fürstenfamilie. 4. Italienischen Hafen. 5. Planeten. 6. Berühmten Maler. 7. Insekt. 8. Grammatikalische Bezeichnung. 9. Signalmittel. 10. Von England unterjochtes Volk. 11. Tote Sprache. 12. Getränk. 13. Insel. 14. Kleidungsstück.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Die Erstürmung der russischen Festungskette.
1. Sophokles. 2. Ukelei. 3. Rauchtopas. 4. Raupach. 5. Erdhöhle. 6. Darwin. 7. Gewehrlauf. 8. Norne. 9. Unterhaus. 10. Miridit. 11. Ramsau. 12. Ueberlingen. 13. Tannenberg. 14. Semiramis. 15. Rucksack. 16. Erkennungsmarke. 17. Erkundungsritt. 18. Intendant. 19. Dampfbarkasse.

Rösselsprung:

„Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer nationalen Kraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist."

(Ein Wort aus Bismarcks Reden.)

Zeichnung von Paul Simmel.



„Um Gottes willen, Fritzchen, was hast Du denn mit der Schillerbüste gemacht?" — „Ich spiele bloß Eiserner Hindenburg!"

Der veränderte Raum: Ungemach.
Homonym: Wäsche — Mangel.
Ungleich verteilt: Gebieter.

HUMOR

Mein Onkel, ein alter pensionierter Oberlehrer, kann die holde Gewohnheit des „Belehrens" nicht lassen. Neulich ist er aber an den Unrechten gekommen. Er geht im Seebad am Strand spazieren, da sieht er ein kleines Mädchen, das Krabben sucht. Mein Onkel stürzt auf das Mädel los: „Das ist brav, mein Kind, daß Du Dich mit Naturgeschichte beschäftigst, hier diese Krabben zum Beispiel werden in fünf Klassen eingeteilt . . ." — „Ja," sagte das Mädel ruhig. „Catometopa, Cyclometopa, Oxyrhyncha, Notopoda —" Dem Onkel bleibt der Mund offen stehen. „Um Himmels willen, wer bist Du denn?" ruft er. — „Ich bin die älteste Tochter von Professor Lindemann, dem berühmten Zoologen; und Papa sagt, was ich nicht über Krabben weiß, brauchte man überhaupt nicht zu wissen!"

*

In einen Laden einer kleinen Stadt im „wilden Westen" von Amerika, wo es einfach alles zu kaufen gibt, kam ein Mann und forderte: „Für einen Dollar Pulver!" — Der Verkäufer fragte zurück: „Schieß-, Brause- oder Insekten-?"

*

Karlchen sitzt auf der Treppe und heult. Eine Dame kommt und fragt: „Warum heulst Du denn?" — „Wir hatten kleine Kätzchen, und Vater ist jetzt gegangen und will sie ertränken!" — „Ach, wie schade!" — „Ja," fährt Karlchen fort, „dabei hat er erst gesagt, ich dürfte es machen!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 38

Berliner

19. September 1915

Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Friedliche Eroberung: Unsere Soldaten in Warschau.

In Warschau

Aeußerlich hat sich nicht viel in Warschau unter deutscher Herrschaft geändert. Auf den Bahnhöfen stehen deutsche Landsturmleute als Posten, und auf den Hauptstraßen spazieren deutsche Offiziere wie im Frieden bummelnd auf und ab. Der Straßenverkehr ist lebhaft wie sonst, und es fällt die Menge eleganter Damen auf, die den Ruf der polnischen Schönheit rechtfertigen. Die öffentlichen Gebäude sind natürlich für deutsche Zwecke besetzt worden; in der Reichsbank ist die Armee-Inspektion, im russischen Gymnasium ein Soldatenheim. Die russische Kommandantur ist deutsche Kommandantur, das ist alles, was der flüchtige Beschauer bemerken würde. Dazu kommt noch die angeordnete Aenderung der Straßen- und Ladenschilder, soweit sie russisch sind, in deutsche oder polnische Sprache. Auch die Schriftzeichen der hier sehr verbreiteten polnisch-jüdischen Sprache, „Jiddisch“ genannt, sind nur in Lodz und anderen von den deutschen Truppen besetzten russischen Städten erlaubt.



Großherzog von Baden

Besuch des Großherzogs von Baden bei Hindenburg.

Der Großherzog im Gespräch mit Oberst Busse, dem Kommandanten der Feste Boyen.

Hindenburg

Französische Schützengraben-Maschinen

In diesem Kriege hat sich besonders auf der Westfront, wo der lange Stellungskrieg einfache, aber kräftig wirkende Sprenggeschosse auf kurze Entfernung forderte, ein ganzes Arsenal aller möglichen Konstruktionen von Minenschleudern eingefunden, dessen Vermehrung von Freund und Feind mit größter Kraft betrieben wird. Die Franzosen haben sogar alte Mörser aus der Zeit Louis Philipps, von den Soldaten „Kröte“ genannt, in die Schützengräben geschleppt und werfen aus ihnen schwere Minen herüber. Ferner haben sie eine große Armbrust konstruiert, die nach ihrer Form „Heuschrecke“ genannt wird und auf 80 Meter weit Bomben und mit Sprengstoff gefüllte Konservenbüchsen, sogenannte „Behelfsgranaten“ wirft. Ein anderes Schützengrabenwerkzeug ist der „Maulwurf“, der aus einem deutschen Granatblindgänger verfertigt ist, und, auf einem Untergestell eingebaut, Kilogramm schwere Granaten schleudert. Auch moderne Gebirgskanonen, die



Besuch Lord Kitcheners bei den französischen Truppen.

Kitchener

Französische Photographie.



Moderne Kriegswerkzeuge: Französische 80-mm-Gebirgskanone, die als Minenwerfer verwendet wird. Französische Photographie.

von der Lafette gehoben und auf einen kräftigen Unterbau von Eichenholz gestellt sind, werden verwendet, besonders Rohre des französischen 80-mm-Geschützes; daraus kann man Minen von 100—200 Pfund Schwere abschießen. Außer diesen Hilfswerkzeugen sind natürlich auch Minenwerfer konstruiert worden, die, mit einer genauen Zielvorrichtung versehen, es ermöglichen, große Minen mit bedeutender Treffsicherheit auf mehrere hundert Meter Entfernung zu schleudern. Als Geschosse dienen Blechhülsen in Granatenform, die je nach ihrer Größe nur mit Sprengstoff oder mit einer Art Schrapnellfüllung dazu geladen sind, und am hinteren Ende eine Verlängerung aus Blech tragen, die ähnlich wie die Fiederung beim Pfeil einen genauen Flug ermöglichen soll. Natürlich sind auf deutscher Seite ähnliche Werkzeuge vorhanden, so daß auch dieser Kampf mit gleichen Waffen geführt werden kann. Ein geübter Schütze kann mit dem Minenwerfer außerordentlich genau treffen; so schoß ein deutscher Soldat in den Argonnen eine derartige Mine so genau auf eine feindliche vorgeschobene Position, daß durch die Gewalt der Explosion ein vollständiger feindlicher Minenwerfer von drüben in den deutschen Graben herüber geschleudert wurde.



Armbrust zum Schleudern von Granaten. Französische Photographie.



Erbeutete russische fahrbare Schutzschilde.



Schützengraben-Kanone zum Werfen von Flügelminen. Französische Photographie.

W I S S E N S C H A F T   U N D   K U N S T



Geheimrat von Baeyer,
der berühmte Chemiker und Entdecker des künstlichen Indigos, der von der Leitung des bayer. Staatslaboratoriums zurücktritt.
Phot. Jaeger & Goergen.



Maria Fein Phot. Erfurth.
(vom Dresdner Hoftheater), die neue Heroine der Reinhardt-Bühnen, in der Rolle der „Judith“, die sie in der Neueinstudierung des Hebbelschen Dramas im Deutschen Theater spielte.



Geheimrat Richard Willstätter,
der als Nachfolger Baeyers nach München berufen wurde. Phot. Guschmann.

Für den Wiederaufbau Ostpreußens, der jetzt in großzügiger Weise begonnen wird, hat die Regierung gewisse Grundpläne festgelegt, um die einheitliche und von Geschmacklosigkeiten freie Wiederherstellung zu sichern. Da allein 34,000 Häuser zerstört sind, wird auch der Stil, in dem die Neubauten erfolgen sollen, von größter Wichtigkeit für das spätere Aussehen der Provinz. An verschiedenen Stellen Deutschlands sind Hilfskomitees gegründet worden, die sich der Versorgung einzelner Bedürfnisse land- und hauswirtschaftlicher Art in der zerstörten Provinz widmen. So hat die Münchener Ostpreußenhilfe in einer Ausstellung von Wohnräumen gezeigt, wie man für ganz geringe Summen behagliche und geschmackvolle Zimmereinrichtungen erstehen kann. Um diese Musterwohnungen herzustellen, haben Münchener Gönner und Möbelwerkstätten die Modelle gespendet; und so sieht man dort wahre Schmuckstücke an bürgerlicher Behaglichkeit, Wohnzimmer, Schlafräume und die für Ostpreußens Kleinbürger gewiß besonders anheimelnden Wohnküchen, eine Anregung, die auch schon in den Bestrebungen zur Verbesserung der Arbeiterwohnungs-Einrichtungen der letzten Jahre öfter auftauchte. Neben Danziger Barock- und bayrisch-ländlichen Motiven ist hier auch auf die alte ostpreußische Volkskunst zurückgegriffen, und man findet auch das Motiv der ostpreußischen „bunten Stube“ in fröhlicher Malarbeit wieder angewendet und zu neuem Leben erweckt.



Aus der Ausstellung vorbildlicher Einrichtungen für ostpreußische Kleinwohnungen, veranstaltet von der Münchner Ostpreußenhilfe.
Wohnküche, Entwurf: Architekt Eduard Pfeiffer. Ausführung: A. Pössenbacher.



Krieg im Hochgebirge: Vorgeschobener österreichisch-ungarischer Standschützen-Posten an der Tiroler Grenze. Phot. Alice Schalek.

Krieg im Hochgebirge

Der Kampf, der sich, oft in den erbittertsten Formen, in den Tiroler Bergen abspielt, ist wohl der romantischste dieses Krieges, stellt wohl die meisten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des einzelnen Soldaten, der hier mehr zu selbständigem, blitzschnellem Handeln gezwungen ist als anderswo, da sich die Gefechte hier stets in eine Reihe von Einzelkämpfen auflösen. Seine phantastischsten Formen zeigt der Gebirgskrieg wohl in den Dolomiten, auf dessen Türmen, Zacken und Felsgraten er sich zumeist abspielt, in den Schluchten und wildzerrissenen Klüften, deren Wände das Dröhnen der Gebirgsartillerie verhundertfacht wiedergeben. Dort oben sind die Standschützen zu Hause, und man findet in einer solchen Standschützen-Kompagnie oft Großvater, Vater und Sohn mit dem Gewehr im Anschlag nebeneinander stehen. Alle tragen sie den Tiroler Adler auf dem Kragen, das Edelweiß auf der Kappe, und das Gewehr ist ihr vertrauter Kamerad seit Kindheit. Aber nicht nur mit Blei und Bajonett wehren die Tapferen den „Welschen" den Zugang ins Tiroler Land; daß die Kampfmittel aus den Befreiungskriegen von 1809 noch heute ebenso wirksam sein können, wie damals vor 100 Jahren, beweisen die Kämpfe, die sich auf den steilen Hängen der Hochebene von Lafraun abgespielt haben. Dort versuchten die Italiener durch die Schluchten der Cima Norre vorgehend, die Stellungen der Oesterreicher zu umfassen; aber die Standschützen-Vorposten, die jeden Steig dort kannten, waren auf der Hut, und als die Italiener den steilen Schluchtweg hinanstiegen, donnerte eine ungeheure Steinlawine auf sie herab und prasselte mitten



Das Dolomitengebiet in der Kriegszeit:
Oesterreichisch-ungar. Kavallerie auf der großen Wiese vor dem Karersee-Hotel. Im Hintergrund der Latemar.



Der Krieg im Hochgebirge: Kavallerieübung vor dem großen Karersee-Hotel an der Dolomitenstraße. Phot. Alice Schalek.

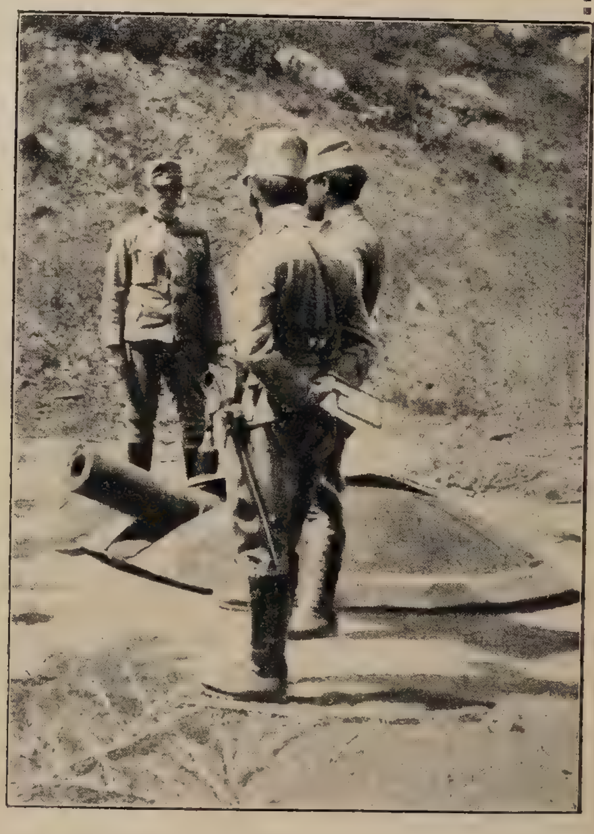
in die marschierenden Kolonnen. Auf den Gipfeln nämlich sind eine Unmasse von Felsentrümmern und Felsblöcken aufgetürmt und durch Holzstangen festgehalten, und wenn man diese Stangen entfernt, rast diese Lawine ins Tal. Und mitten hinein in die vor dem Steintod Flüchtenden zischten die Kugeln der Standschützen und Kaiserjäger, die hinter Felsblöcken gedeckt hockten und mit tödlicher Sicherheit Kugel um Kugel in die italienischen Reihen schickten, die bald die Waffen wegwarfen und sich gefangen gaben. Und so fest und unerschütterlich wie die Wacht in den Dolomiten stehen die Truppen, die auf dem Ortlergletscher hausen und das Stilfser Joch verteidigen. Oft haben auch dort die Italiener anzurennen versucht, sind aber jedes Mal von nur geringen Verteidigungskräften abgewiesen worden. Mehr als eine Woche lang lagen die italienischen Toten in Haufen vor den österreichischen Stellungen zwischen der Ferdinandshöhe und der Quarta Cantonniera, die allen Bergwanderern wohlbekannte Stellen sind. In Höhen von mehr als 3000 Metern haben sich im Tonale-Gebiet Kämpfe abgespielt, das wohl der höchste Kriegsschauplatz Europas geworden sein dürfte. Wer das zerklüftete,



Verwundeten-Transport im Gebirge.



Ein Unterstand in den Dolomiten.



Haubitze in guter Deckung. Phot. Alice Schalek.



Ostende in der Kriegszeit: Blick auf den Badestrand.



Am Badestrand für die Einwohner: Heimkehr vom Baden durch Stacheldrahtverhaue.

fast ungangbare Gebiet des Presanellagletschers kennt, kann sich einen Begriff von den Leistungen der Verteidiger machen, die seit Wochen dort oben hausen und nur unter den furchtbarsten Mühen die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht erhalten können. Ich erhielt einen Begriff von den Schwierigkeiten und der Munitions- und Proviantversorgung im Hochgebirge gelegentlich meines Besuches im Krn-Gebiet, wo ich Gelegenheit hatte, mit dem kommandierenden General zu sprechen. Als ich ihm von der Bewunderung sprach, die die unerhörten Leistungen der Truppen hoch oben überall hervorrufen, sagte er: „Jetzt geht's uns ja glänzend! Aber, als wir bei Ausbruch des Krieges mit Italien herkamen, und die Honveds aus der ungarischen Tiefebene die Berge sahen, auf deren Gipfel wir stehen, und sich gar nicht vorstellen konnten, daß ein Mensch da hinaufkommen könne, als unsere prächtigen Sappeure und Pioniere erst durch das wüste Steinmeer Saumpfade ausbrachen, damit wir mit Tragtieren Waffen, Munition und Proviant hinaufbefördern können, da war's arg. Jetzt — jetzt sehen Sie ja selbst, wie zu Hause die Kerls da oben sind!" Ganze Straßenzüge sind in diesen Bergwüsten entstanden, die die Namen berühmter Heerführer tragen, und der Krn z. B. ist nun nicht nur eine Festung, sondern eine förmliche Stadt geworden, voll praktischer Einrichtungen, wie sie nur eben der Geist kriegserfahrener Truppen zu schaffen vermag.



Unsere Soldaten beim Baden.

Bilder vom Tage



Herzog Ernst August von Cumberland,
der seinen 70. Geburtstag feiert.



Tapfere Frauen: Ukrainerinnen, die bei einem Freiwilligenkorps im Verband der österreichisch-ungarischen Armee mitkämpfen.
Feldwebel Fräulein Sophie Haleczko, Studentin, und Fräulein Anna Imylczko, Lehrerin.
Phot. Ed. Frankl.



General Hoffmann,
Führer einer schlesischen Landsturm-Brigade im Osten.
Phot. Pieperhoff.

Den ukrainischen Freiwilligen-Formationen, die im Verbande der k. und k. Streitkräfte kämpfen und oft mit besonderer Auszeichnung genannt wurden, gehören auch einige heldenhafte Mädchen an, die in jeder Hinsicht den gleichen Felddienst wie die Männer leisten. Sie tragen dieselben Uniformen, Karabiner, haben den Soldateneid abgelegt; und einige haben sich durch besondere Tapferkeit vor dem Feinde, dem glühend gehaßten Unterdrücker des ukrainischen Volkes, auch schon Auszeichnungen erworben. Eine dieser tapferen Kämpferinnen, Sophie Holeczko, ist 24 Jahre alt, war bei Kriegsausbruch Studentin der Philosophie und stand vor dem Doktorat, als sie sich dem begeisterten Aufruf der ukrainischen Jugend folgend, dem Freiwilligenkorps anschloß. Seit Kriegsausbruch steht sie im Felde, war während des ganzen Feldzuges insgesamt 9 Tage krank und fühlt sich nach ihrer eigenen Aussage trotz der großen Strapazen, die das Arbeiten an der Front mit sich bringt, überaus wohl. Die junge Dame, die in Graz deutsche und slavische Philologie studierte, ist in den Krieg gezogen, „weil es sie zu Hause nicht litt und weil sie das Gefühl hatte, daß jetzt alle hinaus müßten.“ In die alte Armee der Ukrainer einzutreten, die aus dem 18. Jahrhundert stammt und den Namen „Ssitsch“ führt, war Frauen bei Todesstrafe verboten, so schloß sie sich der ukrainischen Freiwilligenlegion an. Für Verdienste, die sie sich auf dem Kriegsschauplatz erworben hat, besonders im Kavallerie-Patrouillendienst, erhielt sie den Rang eines Feldwebels und für eine aufopfernde Tat vor dem Feinde die Auszeichnung der silbernen Tapferkeitsmedaille, die sie mit stolzer Bescheidenheit trägt. Wenn der Krieg zu Ende sein und ihrem bedrückten, geknechteten Volk durch den Sieg der Zentralmächte wieder die Freiheit leuchten wird, will sie ihr Doktorat machen und sich dem Lehrberufe widmen. — Ernst August, Herzog von Cumberland, der jetzt seinen 70. Geburtstag begehen kann, ist der Sohn Georgs V., des letzten Königs von Hannover. Zu Kriegsbeginn wurde ausdrücklich festgestellt, daß das Haus Cumberland, dessen Angehörige auch den Titel „Prinz von Großbritannien und Irland“ führen, keine Apanage aus England erhält. Der alte Herzog ist der Schwiegervater der Kaisertochter Viktoria Luise.



Zwischenfälle von der Front, skizziert von Paul Simmel:
„Mensch, hörst du bald uff zu kloppen? Ick bin doch keen eiserner Hindenburg!“



„Wat? Ick falle mit meinem frisch gebügelten Anzug lang in'n Dreck und da schreibt die oberste Heeresleitung: „Im Westen nichts von Bedeutung!??“

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

DIE SCHWERE NOT

Roman von Richard Skowronnek



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Der Freie und Edle Herr von Heidedorff, Rittmeister im Ingermanländischen Dragonerregiment Großfürst Konstantin, war gegen Mitternacht noch einmal durch die Ställe seiner Schwadron gegangen. Er hatte alles in Ordnung gefunden, die Gäule fraßen ihren Hafer, die Mannschaften waren dabei, ihr Zeug zu rüsten. Er konnte befehlgemäß im frühesten Morgengrauen anreiten lassen. In besonders ehrenvollem Auftrage, denn seine Schwadron hatte die Aussicht, als erste an den Feind zu kommen. Sie bildete die Spitze einer gemischten Kolonne, die jenseits der deutschen Grenze den Uebergang zwischen dem Sdrinsnosee und dem Taranner Moor zu erzwingen hatte. Das Gelände kannte er genau. Er hatte es in Friedenszeiten oft genug durchstreift in der Maske eines philipponischen Hausierers, der — je nach der Jahreszeit — mit Fischen oder Obst handelte. In der Johannisburger Heide lag das große Kirchdorf Onufrigowen, das ausschließlich von Philipponen bewohnt wurde, einer russischen Sekte, die vor langen Jahren ihres Glaubens wegen aus der Heimat vertrieben worden war. Der von ihrem ersten preußischen Landesherrn ihnen verliehene Schutzbrief gab ihnen das Recht, für ewige Zeiten an dem ketzerischen Bekenntnis ebenso festzuhalten wie an der überlieferten Tracht. Keinem Menschen im masurischen Grenzlande fiel es ein, auch nur den Kopf zu wenden, wenn er einem blondbärtigen Manne in russischem Bauerngewande begegnete, der, neben einem dürren Klepper herschreitend, einen Karren mit Obst oder Fischen führte . . .

Der Rittmeister schlenderte gemächlich die vielfach sich winkelnde Straße entlang, die von der Baracke seiner Schwadron zum Ausgang des Truppenlagers lief. Er hatte noch fast zwei Stunden Zeit, aber es lohnte sich nicht mehr, schlafen zu gehen. Er hätte auch wohl keine Ruhe gefunden, freudige Erregung trieb ihm das Blut rascher durch die Adern als sonst. Eine zuverlässige Spionenmeldung hatte die Nachricht gebracht, daß die Sperre zwischen Sdrinsnosee und Baranner Moor von einer Kompagnie des 147. Infanterieregiments und der fünften Schwadron Ordensburger Dragoner gehalten wurde. Mit dem Führer dieser Schwadron aber, dem Baron Foucar von Kerdesac, hatte der Freiherr Egon von Heidedorff eine alte Rechnung zu begleichen. Wegen eines Zusammenstoßes an der Grenze, bei dem er wie ein begossener Pudel hatte abziehen müssen, weil der Herr auf der anderen Seite mit der Zunge gewandter gewesen war. Morgen traf er ihn auf einem Felde, wo solche Kunststücke wenig nützten. . . .

Er mußte auf den schlecht beleuchteten Weg passen, denn das Truppenlager von Grajewo, das noch vor kurzem nicht mehr als eine kriegsstarke Division beherbergt hatte, war in den letzten Wochen ums Vielfache gewachsen. Riesenhafte Zelte blähten sich neben langgestreckten Holzbaracken, bildeten eine ganze Stadt, zu deren Umschreitung man wohl mehr als eine Stunde gebraucht hätte. Und all diese Zelte und Baracken waren mit Menschen überfüllt, so daß die gestern und heute aus dem Innern des Reiches gekommenen Regimenter unter freiem Himmel biwakieren mußten. Auf dem weiten, sich ans Lager schließenden Exerzierplatz standen die angepflockten Pferde in endlosen Reihen, schier unübersehbar dehnten sich die Vierecke der Troßwagen mit ihren hellgrauen Plandecken, und wie winzige Pünktchen leuchteten die äußersten Wachtfeuer vom fernen Waldrande herüber . . . An diesen Feuern aber, in den Zelten und Baracken schliefen die Tausende und aber Tausende, die morgen über die deutsche Grenze brechen sollten. Einen Feind zu werfen, der sich in unerträglicher Anmaßung überall in den Weg schob, wo das russische Vaterland den so bitter notwendigen Ausgang zum freien Meere suchte . . . Sie schliefen die letzte Nacht auf heimischem Boden, für viele von ihnen war es vielleicht die letzte Nacht in diesem Leben. Aber was lag daran, wo es um so hohen Einsatz ging? Noch immer galt ja das alte Wort: Nur der Bettler zählt ängstlich die Kopeken — und das große Rußland war reich. Reich an Kraft und an Menschen . . .

Ebenso wie hier um Grajewo brannten die Lagerfeuer an der ganzen, wohl tausend Werst langen Grenze bis tief hinunter nach Oesterreich. Und morgen früh erhoben sich die Millionen von Schläfern, nahmen ihre Waffen und trugen den Krieg ins feindliche Land. Der russische Riese erwachte und warf sich wie ein Bergsturz gen Westen . . . Und neben dem Riesen

schritt als Führer ein gewaltiger Kriegsmann. Einer, der den Titel „Großfürst" wahrhaftig von Gottes Gnaden trug, ein Feldherr, an dem die militärische Jugend Rußlands mit glühender Begeisterung hing, von Archangelsk bis Odessa, von Grajewo bis Wladiwostok! Verheißung war er ihr und sichere Hoffnung; er würde die Scharte von Mukden wieder auswetzen und dem alten Reiche eine neue Grenze geben. Eine Grenze, mit der Spitze des Schwertes gezogen vom deutschen Ende der Ostsee bis hinab zu den ewigen Frühlingsgestaden der blauen Adria . . . Vor diesem Feldherrn aber wollte er sich auszeichnen und hervortun in zahllosen Heldentaten, um sich aus der wimmelnden Masse auf den Platz zu schwingen, der ihm zukam . . . Und er sah sich nach blutiger Schlacht vor dem Allgewaltigen stehen, von Pulverdampf geschwärzt und von Staub bedeckt. Die sonst so kalten Augen ruhten wohlwollend auf ihm. „Sie also, Herr Rittmeister, haben mit den Resten der zusammengeschossenen Brigade die glorreiche Attacke geritten, die den Erfolg des ganzen Tages entschied? Ich danke Ihnen, Herr Major! Sie aber, mein Lieber" — so wandte er sich zu seinem Adjutanten — „sorgen mir dafür, daß der Freiherr von Heidedorff noch heute das Georgskreuz erhält, und dann wollen wir zusehen, ob sich für ihn nicht ein Platz in der kaiserlichen Garde findet . . ."

So schritt der Freiherr von Heidedorff in kühnen und weit in die Zukunft langenden Träumen dahin. Er schrak heftig zusammen, als am Ausgang des Lagers ein Offizier auf ihn zutrat mit der höflichen Frage, ob er ihm in der Stadt nicht das Haus seines Quartierwirtes zeigen könne, des Getreidehändlers Zocher Leinenbaum. Ein anscheinend stark überalterter Stabsoffizier war es, der zu einem der am Nachmittag frisch ausgeladenen Infanterieregimenter gehören mochte. Die glimmende Zigarette ließ ein sonnengebräuntes, feistes Gesicht erkennen, in dem unter stumpfer Nase ein kurzgestutzter weißer Schnurrbart saß. Den Namen hatte Heidedorff bei der Vorstellung nicht verstanden.

Die über freies Feld führende Straße lag dunkel vor ihnen, die Nacht war empfindlich kühl. Aus dem Wiesengelände zur Linken hoben sich bleiche, am Boden hinkriechende Nebelschwaden. Zur Rechten, ein paar hundert Schritte vom Wege, stand eine hell erleuchtete Offiziersbaracke. Aus den geöffneten Fenstern drang wüstes Gröhlen und das rhythmische Geräusch im Dreivierteltakte stampfender Füße. Die schmetternde Blechmusik spielte den neuesten, aus einer deutschen Gesangsposse stammenden Gassenhauer, der seinen Weg über die Grenze gefunden hatte.

Der Stabsoffizier schleuderte mit einer unwillkürlichen Bewegung seine Zigarette fort. Wie ein winziges Meteor flog sie im Bogen durchs Dunkel, um im Straßengraben zu erlöschen.

„Widerlich ist das! Diese betrunkenen Schweine sollen nun morgen unsere armen Kerle gegen einen überlegenen Feind führen!"

Der Freiherr von Heidedorff hob förmlich die Hand an den Mützenschirm. Seine Stimme klang scharf.

„Herr Major werden die Bemerkung gestatten: Dort drüben in der Offiziersbaracke befinden sich auch meine Regimentskameraden! Mit Seiner großfürstlichen Hoheit dem Prinzen Pawel Alexandrowitsch an der Spitze!"

Der Stabsoffizier zuckte mit den Achseln.

„Wenn Sie das Wort ‚Schweine' stört, das will ich gerne zurücknehmen. Im übrigen aber: Ich war soeben dabei, wie Seine großfürstliche Hoheit sich infolge allzu reichlichen Champagnergenusses heftig erbrachen. Glauben Sie, daß die Regimentskommandeure auf der anderen Seite der Grenze sich in ähnlicher Weise auf den Krieg vorbereiten?"

Der Rittmeister reckte sich hochmütig heraus.

„Was liegt daran? Ein betrunkener Russe kann es noch immer mit drei nüchternen Deutschen aufnehmen!"

Der dicke Major lächelte ironisch. „Sie meinen natürlich im Trinken, Herr Rittmeister!" Und während er aus schwergoldener Dose seinem Begleiter eine Zigarette bot, sagte er ingrimmig: „Dieser Krieg ist ein Wahnsinn! Ein irrsinniges Verbrechen an der Zukunft unseres Vaterlandes. Wenn ich die Macht hätte — in die Bleibergwerke Sibiriens würde ich die Menschen schicken, die dieses Verbrechen auf dem Gewissen haben!"

Der Rittmeister blieb stehen, das Blut trat ihm vor Entrüstung in die Wangen.

„Herr Major, bei allem Ihrem Range zukommenden Respekt — ich muß es mir versagen, diese Unterhaltung fortzusetzen! Der Krieg ist von unserem allergnädigsten Herrn, dem Zaren, befohlen worden, und an diesem Befehle ziemt uns keine Kritik. Ehe ich mich aber verabschiede, muß ich noch einmal um Ihren Namen bitten."

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich mich verpflichtet fühle, Sie Ihren Vorgesetzten zu melden. Ich möchte doch untersuchen lassen, ob es angeht, daß ein Herr mit solchen Anschauungen den Rock seines Kaisers noch weiter trägt!"

Der dicke Major verneigte sich leicht, in seinen hinter Fettpolstern vergrabenen Aeuglein blitzte es auf.

„Bravo, Herr Rittmeister! Nur möchte ich Ihnen bemerken, falls Sie diese Tätigkeit gewerbsmäßig ausüben, werden Sie sich in der russischen Armee bald recht einsam fühlen! Also ich heiße Graf Schuwalow und bin als eine Art von höherem Schlachtenbummler mit dem Range eines Obersten dem Hauptquartier des zehnten Armeekorps zugeteilt. Wenn Sie sich über mich beschweren wollen, müssen Sie so gut sein, sich an den General Variatinsky zu wenden. Aber ich sage Ihnen gleich, Sie werden nicht viel Glück haben. Er ist nämlich ein alter Freund von mir und teilt meine Ansichten."

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen. Er wußte sehr wohl, was der Name Schuwalow in Rußland bedeutete. Für einen kleinen Linienoffizier war es sicherer Selbstmord, sich mit dem dicken Manne da zu verfeinden, aber — der Teufel sollte es holen — deswegen konnte er doch seine Ueberzeugung nicht verleugnen! Er hob in dienstlicher Haltung die Rechte an den Mützenschirm.

„Herr Graf, ich gestehe offen, daß ich mich in der Form stark vergriffen habe. Ich bitte deshalb um Entschuldigung! Was aber die Sache selbst angeht . . ."

Der Dicke drückte ihm gutmütig den erhobenen Arm hinunter. „Ist ja schon gut! Und ich bin Ihnen durchaus nicht böse! Im Gegenteil, ich liebe junge Leute, die noch Illusionen haben. Aber — nicht wahr — um uns darüber auszusprechen, müssen wir doch nicht unbedingt hier auf der Straße stehen bleiben?"

„Wie es Ihnen beliebt, Herr Graf. Aber — verzeihen Sie — wenn Sie recht hätten, wenn wirklich ein großer Teil unseres Offizierkorps so dächte wie Sie . . ."

„Na, was denn?"

Der junge Rittmeister atmete tief auf: „Dann, Herr Graf, wäre dieser Krieg wirklich ein Verbrechen! Ein Offizierkorps, das nicht unbedingt von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt ist, für die es zu fechten hat . . . ja also, das wäre die von vornherein garantierte und besiegelte Niederlage!"

Der Dicke hob überrascht den Kopf.

„Ja, haben Sie denn auch nur einen Augenblick geglaubt, wir würden in diesem Feldzuge nicht genau dieselben Prügel kriegen wie in dem gegen Japan?"

„Wir haben seit diesem Unglücksjahre gearbeitet! Die russische Armee kann es heute mit jeder anderen der Welt aufnehmen!"

„Hm . . . na ja, wenn ich gerecht sein will — ich habe diese Behauptung in diesen Tagen von verschiedenen Seiten aufstellen hören, ohne daß sie dadurch für mich an innerer Wahrscheinlichkeit gewonnen hätte. Aber, sagen Sie mal . . . haben Sie sich gelegentlich einmal die Mühe genommen, einen oder den anderen Ihrer Kerle zu fragen, weshalb er eigentlich in den Krieg zieht?"

„Ich muß gestehen, darauf bin ich noch gar nicht verfallen."

„Na, denn tun Sie's mal! Es ist sehr lehrreich. Ich beschäftige mich schon den ganzen Nachmittag damit und habe die amüsantesten Antworten gekriegt. Einer unserer Muschiks zum Beispiel, dem ich einen halben Rubel versprochen hatte, wenn er mir die reine Wahrheit sagte, kratzte sich den Kopf: ‚Wirklich die lauterste Wahrheit, Väterchen?' . . . ‚Natürlich, Du Dummkopf! Um mich von Dir belügen zu lassen, brauch' ich doch kein Geld auszugeben. Und ich lege noch zehn Kopeken zu! . . . ‚Nun denn, Väterchen, Du fragst, weshalb ich in den Krieg gehe? Weil ich nicht tief genug ins Stroh gekrochen war. Da hat mich der Polizist gefunden! Und bei meinem Bruder, da sagte die Frau, er wäre nach Amerika ausgewandert. Aber weil sie in die Kleider Mottenpulver gestreut hatte, mußte er im Schrank drinnen niesen. Da hat ihn der Polizist auch mitgenommen . . .' Als ich's heute abend bei Tisch erzählte, haben wir uns die Bäuche gehalten vor Lachen!"

Der Freiherr von Heidedorff zuckte die Achseln.

„Es wäre eher zum Weinen gewesen! Aber was liegt an dem Mann in der Front? Er mag denken, was er will, ich bringe ihn schon vorwärts. Er hat auch nicht zu denken, sondern nur zu gehorchen."

„Selbstverständlich, Herr Rittmeister! Aber wäre es nicht vorteilhafter, eine Truppe zu führen, die mit Begeisterung dem Befehl zum Angriff gehorcht? Wie es zum Beispiel bei den Deutschen drüben der Fall ist? Wo selbst der letzte Bauernjunge weiß, daß er sein Blut für die heiligsten Güter seines Vaterlandes herzugeben hat? . . . Und wenn Sie vorhin behaupteten, wir hätten seit dem verlorenen Krieg gewissenhaft gearbeitet, darf ich Sie da fragen, wo sind die Eisenbahnen im Aufmarschgelände?"

„Die sind leider noch nicht fertig geworden!"

„Ach nein, mein Lieber, sondern die Millionen, die uns Frankreich für diesen Zweck gepumpt hat, sind einen anderen Weg gegangen! In Taschen, die jedermann in Rußland kennt, die aber niemand, dem sein Leben lieb ist, zu nennen wagt!"

Der Rittmeister fuhr auf.

„Herr Graf, wenn Sie das genau wissen, warum stellen Sie sich nicht auf den Markt als öffentlicher Ankläger, damit diese betrügerischen Schufte das unterschlagene Geld wieder herausgeben? . . ." Er brach ab und schlug mit der geballten Faust einen heftigen Lufthieb. Der Kleine aber blinzelte aus vergnügten Aeuglein zu ihm auf.

„Wie alt sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf, Herr Rittmeister?"

„Zweiunddreißig!"

„Na, sehen Sie, dann leben Sie eigentlich doch schon lange genug in Rußland, um zu wissen, daß Sie mit einer solchen öffentlichen Festrede sich selbst gerade keinen Gefallen tun würden. Ehe man sich versieht, ist man auf der Reise nach Sibirien!"

„Auch Sie, Herr Graf? Ihr Rang und Name müßte Sie doch vor solchen Nichtswürdigkeiten schützen!"

Der Dicke zuckte mit den Achseln.

„Mein Lieber, gegen die hohen Herren, die das Geld für die Eisenbahnen eingesteckt haben, bin ich eine Null! Man duldet mich freundlich bei Hofe, weil man mich nicht ernst nimmt. Unbequeme Wahrheiten nämlich, die ich beim besten Willen nicht bei mir behalten kann, pflege ich in der Form eines Witzes auszusprechen. Dadurch habe ich zuweilen Gutes gestiftet. Aber die ganz große Torheit, den Krieg mit Deutschland, konnte kein Mensch auf dieser Welt verhindern. Ich tröste mich mit dem Gedanken: Rußland wird auch diese Niederlage verwinden. Dann werden die Verbrecher eine Weile lang den Mund halten müssen, in den Köpfen der anderen aber wird allmählich die Erkenntnis dämmern, daß es für uns kein Heil gibt außer in einem engen Anschluß an Deutschland!"

Der Freiherr von Heidedorff begnügte sich mit einer stummen Verneigung. Gegen so verbohrte Ansichten gab es kein Streiten. Und er entsann sich aus Gesprächen im Kasino, die Schuwalows hatten schon immer als halbe Deutsche gegolten. Einer ihres Namens war als Botschafter am Berliner Hofe der intimste Freund des Mannes gewesen, der Rußland nach dem Türkenkriege um das beste Teil der Siegesbeute betrogen hatte . . .

Eine Weile lang gingen sie schweigend nebeneinander her. Die Sterne am tiefdunkeln Himmel, die wie in einer Winternacht gefunkelt hatten, fingen an zu verblassen. Zu beiden Seiten der Straße tauchten die ersten Häuser des Städtchens auf. Niedrige, strohgedeckte Holzhütten, die einen sauren Geruch von Armut und Unsauberkeit ausströmten, wie zerlumpte Bettler. Der Graf steckte sich eine neue Zigarette an.

„Uebrigens, wenn ich mich vorhin nicht verhört habe, Sie nannten mir doch bei der Vorstellung einen rein deutschen Namen? Helldorf oder so ähnlich?"

„Heidedorff, Herr Graf. Egon Freiherr von Heidedorff."

„Hm, da ist es doppelt merkwürdig, daß Sie so überzeugter Russe sind. Die Heidedorffs, die ich bisher kennen gelernt habe, standen — na sagen wir mal, auf einem anderen Standpunkt."

„Sehr bedauerlich, Herr Graf, wenn diese Herren, wie ich wohl annehmen muß, gleich uns beiden russische Untertanen sind."

Ueber das runde Gesicht des Grafen ging ein Schmunzeln.

„Danke, das haben Sie mir wieder einmal ganz ausgezeichnet gegeben! Ich werde Sie meinem Freunde Variatinsky empfehlen. Ein so feiner Kopf ist zu schade, um in irgendeinem Linienregiment zu versauern."

Der Rittmeister verneigte sich leicht.

„Zu gütig, Herr Graf, aber ich fühle mich in meinem Regiment vorläufig recht wohl. Außerdem möchte ich meine Karriere nicht einem gelegentlichen Scherz verdanken, sondern meiner Tüchtigkeit. Ich hoffe, mich in diesem Kriege auszuzeichnen und meine Beförderung ehrlich zu verdienen!"

Jetzt bekam der Graf einen Lachanfall, der fein

Gesicht blaurot färbte. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigte.

„Und Sie wollen kein Deutscher sein? Wissen Sie, was ein Russe dem Grafen Schuwalow auf das Anerbieten eben geantwortet hätte? Zunächst hätte er den Segen des Himmels auf dessen edles Haupt herabgefleht und dann sein Regiment als eine Art von Schweinestall geschildert, in dem es kein anständiger Mensch aushalten könnte.“ Und noch immer lachend fügte er hinzu: „Zu welchen Heidedorffs gehören Sie eigentlich, lieber Baron? Zu denen vom Rauhen Hause oder zu der Rigaer Linie?“

„Das weiß ich nicht, Herr Graf, habe mich auch nie darum gekümmert.“

Egon von Heidedorff antwortete nur widerwillig, es kostete ihn offenbar eine starke Ueberwindung, das Gespräch fortzusetzen.

„Ich bin ausschließlich von meiner Mutter erzogen worden. Auf meinen Vater besinne ich mich kaum, er starb, als ich sieben Jahre alt war. Meine Mutter aber hatte sich von seinen Verwandten getrennt. Aus Gründen, die mir, als ihrem Sohn, es auch nach ihrem Tode verwehren, jemals eine Annäherung zu versuchen.“

Der dicke Graf wurde ordentlich lebhaft.

„Aber so etwas läßt sich doch aus der Welt schaffen. Wenn es Ihnen recht ist, will ich gerne die Vermittlung übernehmen.“

Herr von Heidedorff verneigte sich förmlich.

„Sie sind außerordentlich gütig zu mir, Herr Graf, und ich fürchte, Ihren Unwillen zu erregen, wenn ich auch dieses Anerbieten ablehne. Die Kränkung, die man meiner Mutter angetan hat, trifft auch mich. Außerdem, die Anwartschaft auf irgendein Majorat lockt mich nicht. Meine Mutter stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, ich habe genug zum Leben!“

Graf Schuwalow warf ärgerlich seine Zigarette fort.

„Also gut, mein Lieber! Die Deutschen haben ein Sprichwort: Wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen! Und Sie sind der komischste Mensch, den ich je getroffen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Die junge Exzellenz

Roman von Paul Oskar Höcker

17. Fortsetzung und Schluß

Nachdruck verboten.

Und nun war Eve schon in der zweiten Woche in dem wunderschönen, sommermilden Shanklin, ohne von Hayn eine Nachricht zu erhalten.

Rächte er sich? Oder hatte er ihren Brief nicht mehr bekommen?

Oder aber — drängte es ihn gar nicht, ihr noch einmal Lebewohl zu sagen, bevor sie in die weite Welt hinauszog?

Diese Reise sollte ja viel, viel länger dauern, als irgendjemand ahnte. Sie beabsichtigte keineswegs, schon im nächsten Frühjahr heimzukehren. Daheim war sie ja so überflüssig — mehr als das, sie war ein Hindernis für das Glück ihrer Tochter. Es sollte also keine atemlose Jagd um den Erdball werden. Nein, wo es ihr gefiel, da gedachte sie sich für ein paar Wochen, vielleicht auch für ein paar Monate festzusetzen.

Vorläufig sah sie sich in Shanklin um, wanderte durch die Shanklin-Shine, die malerischen, myrtenumsponnenen Pfarrhaus, oder sie zog am Ufer entlang durch den gelben Ginster nach Ventnor oder fuhr auf der dichtgefüllten Kutsche nach Osborne oder besuchte das romantisch gelegene Schlößchen des Dichters Tennyson und saß hernach hoch oben auf dem felsigen Küstenrand und blickte über die zackigen Needles aufs Meer hinaus, und ein Hauch der „Enoch-Arden“-Stimmung überkam sie und machte ihr das Herz schwer.

Jedesmal, wenn sie von einem ihrer Ausflüge in das hübsch geführte, von fröhlichen Sommergästen belebte Hotel am Strande zurückkehrte, huschte ihr Blick in die Postniederlage neben der Halle. Aber ihr Fach blieb leer.

Als ihr Aufenthalt in die dritte Woche ging — in wenigen Tagen war das Schiff fällig —, fuhr sie eines Morgens nach London hinüber, um noch ein paar Einkäufe zu erledigen. Sie benutzte den ersten Zug nach Ryde, setzte mit dem Dampfboot über und gelangte ins Carlton-Hotel. Wenn sie mit dem Sechsuhrzug wieder abfuhr, so hatte sie eben noch guten Anschluß nach Shanklin zurück.

Und im Carlton-Hotel gab es nun eine ungeahnte Begegnung: Melanie stürmte plötzlich auf sie zu und umarmte sie, küßte sie links und küßte sie rechts auf die Backe und wunderte sich des Todes, die Kusine jetzt hier in dem toten London zu sehen, jetzt, wo die gesellschaftliche Jahreszeit längst vorbei war.

Eve erklärte ihr, daß sie nur auf einen Sprung von Shanklin herübergekommen war, um ihr Gepäck für die Seereise zu vervollständigen. Die Kusine begleitete sie auch zu ihren Einkäufen; sie plauderte sehr lebhaft und kam vom Hundertsten ins Tausendste.

„Weißt, was ich tu, Everl? Ich fahr' ein bisserl nach Shanklin mit.“ Sie lachte schalkhaft und kniff ihr beim Vorwärtsschreiten unmerklich in den Arm. „Oder kannst mich dorten net brauchen?“

Was sollte Eve darauf erwidern?

Also telefonierte Melanie nach dem Carlton-Hotel, daß man ihre Zofe benachrichtigen sollte: sie müsse schleunigst das Gepäck fertig machen, denn sie führen mit dem Sechsuhrzug von der Waterloo-Station ab.

In der Bahn gestand Melanie der Kusine dann, daß sie mit der Insel Wight ganz besonders innige Erinnerungen verknüpften. Sie kam bei der Erzählung ins Schwärmen, kam dann ins Lachen und ins Weinen . . .

„Ja, schaust, er war ein Hamburger, und sie hatten ihn für den Winter nach Ventnor g'schickt, weil er net ganz taktfest auf der Lungen war. Zwei Jahr lang hat er zuvor in Arosa g'steckt, da sollt' er jetzt net in dem rauhen, stürmischen Hamburg bleiben. Kaufmann war er, das heißt, sein Vater hat a großes Exportgeschäft. Aber der Balthasar hat so eine künstlerische Ader in sich g'habt, weißt, er hätt' am liebsten noch umg'sattelt und wär' zum Theater 'gangen. Das ist ein ewiger Kampf zwischen ihm und seine Leut' g'wesen. Ich hab' ihn ja so oft auf'zogen mit seiner Theaterschwärmerei. Ein dummer, lieber Bub' war er schon. Und gehangen hat er an mir . . . Ja, aber da mußt' ich doch damals nach Wien z'rück, ich wollt' schon überhaupt ein End' machen . . . Jetzt, mein Balthasar führt mir da Szenen auf, und ich müßt' ihn heiraten, ich müßt', ich müßt', gleich auf der Stell' . . . Wie von Sinnen war er. Und wie wir an dem letzten Abend von Ventnor nach Shanklin kommen, da zeigt er mir in der Shanklinshine — jetzt, Du kennst sie vielleicht, es ist so eine Art Klamm — da zeigt er mir also 's Pfarrhaus. A lieb's, traut's Häuserl, ganz eingesponnen in lauter Myrten. Und er: der Pfarrer dort müßt' uns trauen. Wie eine fixe Idee war das bei ihm. Ich seh' noch, wie er dort am Gartentor steht, groß und mager, mit sein'm flachsblonden Haar, und die großen, steingrauen Augen und das schmale G'sichtl, das bleiche, und die Kirchhofsrosen d'rin. Angst hab' ich schließlich g'habt, richtige Angst, er tät' am End' noch sich und mir ein Leids an. Ich weiß heut nimmer, wie ich ihn beschwichtigt hab'. Ach, war das ein trauriger Abschied, ein trauriger. Acht Tag' später hat er einen Blutsturz g'habt, und da war's um ihn geschehen. Weißt, ich wär' ja totunglücklich g'wesen, wenn ich hätt' seine Frau werden müssen. Aber an die Insel Wight kann i net denken, ohne daß mir die Tränen in die Augen kommen."

Es war Nacht geworden. Der Zug hielt an der Küste. Sie stiegen ins Dampfboot, dann wieder in den Zug, der eine Strecke weit am Meer entlang fuhr. Durch das halboffene Fenster drang die warme, feuchte Sommerluft. Meer und Himmel schienen eins. Aus dem schwarzblauen Kanal blitzten die Lichter der Fischerflottillen.

Melanie hatte ihre Hand auf Eves Knie gelegt. „Jetzt bist Du an der Reih, Kind, jetzt beicht' Du einmal."

„Es ist nichts zu beichten. Nichts — was Du des Beichtens für wert halten würdest, Melanie."

„Aber die Sach' mit dem Afrikaner spielt doch noch, gelt?"

Immer mehr drang sie in Eve, immer eifriger. Sie hatte ihr doch so viel aus ihrem Leben verraten, eigentlich alles, und Eve wollte so verschlossen bleiben?

Endlich beichtete Eve also. Aber es klang sehr verzagt und sehr, sehr bitter.

„. . . Ja, siehst Du, und nun warte ich vergebens auf ein armseliges Lebenszeichen von ihm. Uebermorgen geht mein Schiff. Das ist der Schluß."

Melanie war ganz erschüttert. Die Kusine tat ihr innig leid. Sie verstand wohl, was es für eine Natur wie die ihre bedeute: allem, allem entsagen, der eigenen Tochter, dem ganzen Freundeskreis, der Heimat. „Und nicht einmal um eines Mannes willen — nein, nur einer Ueberzeugung wegen."

„Nur einer Ueberzeugung wegen," wiederholte Eve melancholisch. Aber es klang eine Frage darin an das eigene Herz.

Der Zug nahm die kleine Anhöhe, die halbkreisförmig den Ort gegen das Meer hin öffnet, pfeifend sauste er an den ersten schmucken Landhäusern von Shanklin vorbei und rollte in die Halle ein.

Anna war mit dem Hotelomnibus zum Bahnhof gekommen, um ihre Herrin abzuholen und ihr eine sensationelle Botschaft zu bringen: die Botschaft, daß Dr. Hayn seit früh zehn Uhr im Strandhotel weilte!

Baß erstaunt über die Begleitung, in der Exzellenz Evchen von London zurückkehrte, getraute sie sich mit der Nachricht nicht heraus. Sie mußte mit Steffi im zweiten Wagen, der das Gepäck brachte, Platz nehmen.

Und so kam es, daß Eve, als der Hotelomnibus vor dem Portal hielt und sie ausstieg und ganz unvorbereitet Karl Hayn barhäuptig neben der Säule stehen sah, einen kurzen, jähen Schrei ausstieß . . .

Die Nerven versagten endlich. Ihr Herz setzte aus.

Hayn war auf sie zugesprungen. Er sah sie wanken.

Als sie die Augen aufschlug, sah sie sein braunes, trotziges Antlitz nur wie durch einen Schleier. Das Wasser stand ihr in den Augen. In dem Halbdunkel des Hotelvorgartens überließ sie sich seinen Küssen. Dabei empfand sie eine namenlose Schwäche in den Knien. Sie hatte kaum mehr die Kraft, sich aufrecht zu halten . . .

Melanie hatte sich von ihrer ersten Ueberraschung schnell erholt und war diskret ins Hotel hineingehuscht.

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen frühstückten sie zu dritt in der offenen Halle, deren breite Glastüren direkt auf die Strandpromenade führten. Man sah viel Sportsleute in weißen Anzügen, aber auch zahlreiche elegante Toiletten, die Herren und Damen gingen barhäuptig, es war ein einziges Lachen in der hellen Sonne, auf der blauen Kanalflut draußen standen unzählige ockerfarbene Segel, weißgekleidete Kinder jubelten auf den Spielplätzen, die Musikkapelle schmetterte lustige Weisen in den strahlenden Morgen . . .

Den Brief, in dem Eve die Begegnung hier in Shanklin vorgeschlagen, hatte Karl Hayn erst gestern früh in London erhalten, als er den Schlafwagen verließ, der ihn aus Schottland herbrachte. In derselben Stunde noch war er von London abgereist, um sie hier aufzusuchen.

Während Melanie plauderte, ruhte die feste,

trockene, braune Hand des Afrikaners auf Eves weicher, warmer, schlanker, weißer Hand. In leisem Druck verständigten sie sich, ohne alle Worte, von niemand bemerkt. Nur ihre Augen sprachen.

Melanie war im Auskramen ihrer Erinnerungen heute früh natürlich vorsichtiger als gestern abend. Aber die Sache mit dem myrtenumsponnenen Pfarrhaus in der Shanklinshine drängte sie's doch noch einmal zu erzählen.

„Sie sind hier ja viel kulanter als bei uns auf dem Festland," lobte sie. „Also Papiere wie bei uns braucht man gar net. Da gibt's keine endlosen Scherereien wie bei uns. Einfach an Eidesstatt versichern müssen's, daß 's ledig sein und das g'setzmäßige Alter haben ... Ja, und nachweisen, daß 's schon fünfzehn Tage auf englischem Boden weilen."

„So, fünfzehn Tage?" fragte Karl Hayn und sah sie an, wie aus einer anderen Welt auftauchend. „Wissen Sie das sicher, Gnädigste?"

Eve blickte verträumt übers Meer hinaus. „Uebermorgen sind es drei Wochen, daß ich hier auf Dich gewartet habe," sagte sie.

Melanie war trällernd aufgestanden. Karl Hayn beugte sich tief auf Eves Hand und küßte sie.

„Kommt's Ihr mit, Kinder?" fragte Melanie lachend und spannte ihren Sonnenschirm auf. „I möcht' doch grad' amal das Pfarrhaus dort in der Klamm b'suchen ..."

„Ja, wir kommen!" Sie sagten es beide.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als zwei Tage darauf der Reichspostdampfer „Prinz-Regent" die Reede von Southampton verließ, nahm er das jungvermählte Paar zur Reise um die Welt mit.

Melanie stand auf der breiten Landungsbrücke und winkte mit ihrem kleinen Spitzentüchlein so lange, bis der Schiffskoloß rechts hinter der Spitze der Insel Wight auf dem Kanal ihren Blicken entschwunden war.

„Glückliche Heimkehr!" Das waren die letzten Worte, die Eve mit auf die große Fahrt nahm.

Ende.

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Abermals ergeht an das gesamte deutsche Volk die Aufforderung: **Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur weiteren Kriegführung notwendig bedarf!** Seit mehr als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die ihm an Zahl weit überlegen sind und sich seine Vernichtung zum Ziel gesetzt haben. Gewaltige Waffentaten unseres Heeres und unserer Flotte, großartige wirtschaftliche Leistungen kennzeichnen das abgelaufene Kriegsjahr und geben Gewähr für einen günstigen Ausgang des Weltkrieges, den in Deutschland niemand gewünscht hat, auf dessen Entfesselung aber die Politik unserer heutigen Gegner seit Jahren zielbewußt hingearbeitet hat. Aber noch liegt Schweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen, weil alles auf dem Spiele steht. Täglich und stündlich wagen unsere Brüder und Söhne draußen im Felde ihr Leben im Kampfe für das Vaterland. Jetzt sollen die Daheimgebliebenen neue Geldmittel herbeischaffen, damit unsere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet werden können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Und wer dem Rufe Folge leistet und die Kriegsanleihe zeichnet, bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt zugleich sein eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender Sicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt.

Darum zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und helft die Gleichgültigen aufrütteln! Auf jede, auch die kleinste Zahlung kommt es an. Jeder muß nach seinem besten Können und Vermögen dazu beitragen, daß das große Werk gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit Recht gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten. Auch das Ergebnis der laut heutiger Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums zur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe muß sich wieder zu einem großen entscheidenden Siege gestalten!

Geschäftliche Mitteilungen.

Das **Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg i. Thür. hat auch während der Kriegszeit seinen Betrieb nicht eingestellt; nur vorübergehend sank in den ersten Kriegsmonaten und unter dem ersten Eindruck der Ereignisse die Besuchsziffer. Seitdem aber hält sie sich auf derselben Höhe wie in Friedenszeiten. Die ärztliche Leitung des Sanatoriums ist nach wie vor in guten Händen. Es teilen sich darin der Besitzer Sanitätsrat Dr. Wiedeburg und Sanitätsrat Dr. Poensgen (früher in Bad Nassau) mit einem ständigen Hausarzt. Außer einem von der Verwaltung gern kostenlos versandten ausführlichen mit Bildern geschmückten Prospekt informiert in sehr anschaulicher Weise das in der Dauerausstellung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für ärztliches Fortbildungswesen zu Berlin, Luisenplatz 2—4, ausgestellte Modell-Panorama des Sanatoriums, täglich von 10—3 Uhr zu besichtigen.

Hautana heißt ein gesetzlich geschützter Büstenhalter, der direkt auf dem Körper getragen wird. Aus elastischem, sich dem Körper vollständig anschmiegendem Material hergestellt, enthält er keinerlei Versteifungen, wie Bänder, Fischbein usw. Dieser Büstenhalter, der sich in modernen Korsetts oder auch ohne Korsett tragen läßt, wird in allen Größen sowie in mehreren Ausführungen geliefert, z. B. für Damen mit starker Brust, für Sportzwecke auch mit Miederansatz usw. und ist waschbar. Fabrikanten sind die Firmen Ludwig Maier & Co., Böblingen bei Stuttgart und S. Lindauer & Co., Cannstatt bei Stuttgart, die jederzeit gern Bezugsquellen nachweisen.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ar — bahr — berg — da — dan — de — dul — ed — ein — ein — em — er — er — erz — eu — fa — fei — fes — feu — feu — flie — fu — ge — ge — gel — gu — her — lasch — le — lei — len — leucht — mich — na — nord — os — ras — scho — schütz — se — se — sie — stein — tags — ten — tungs — un — ze — zog

sind 17 Wörter zu bilden. Wenn man die Anfangsbuchstaben von oben und die Endbuchstaben von unten beginnend abwechselnd liest, ergibt sich eine interessante Einzelheit von der Eroberung von Nowo-Georgiewsk.

Die Wörter bezeichnen: 1. Material vorgeschichtlicher Waffen. 2. Modernen Schriftsteller. 3. Kampfort im Sudan. 4. Insekt. 5. Gegenstand zur Handpflege. 6. Veraltete Gewichtsbezeichnung. 7. Türkisches Fort. 8. Schlachtenort aus dem Kriege 1870—71. 9. Fürstentitel. 10. Deutschen General. 11. Menschliche Behausung. 12. Schlachtenort an der Westfront. 13. Nächtliches Signal. 14. Nationalgericht. 15. Verteidigungsmittel. 16. Himmelsrichtung. 17. Stadt am Nil.

Bilder-Rätsel.



Ein bißchen Grammatik.

Ich sah einen Positiv, frisch und flink,
Und seinen Komparativ, der ihn fing.
Der Positiv ward aufgegessen —
Er gab ein gutes Abendessen —
Der Komparativ nahm Geld als Dank
Und eilt' auf einen neuen Fang.

Ein großer Tag.

Die beiden ersten rauschen
Gar ernst auf der dritten Höhn.
Sie können es nicht begreifen,
Was Großes beim Ganzen geschehn.

Festungsrätsel.

7 10 15 9 10
10 8 6 13 1
15 1 11 12 2 5 1 14
9 10 15 10 4 3 10 11 4 6 3 15 12 7
10 12 12 15 6 3 2

Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen je eine eroberte Festung ergeben. Die Anfangsbuchstaben bezeichnen die gleiche Festung wie die erste Reihe.

Rätsel.

Steht er vor einer Stadt im Wuppertal,
Zerfließt in Mitleid sie mit einem Mal.

Lösung des Rätsels aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Der bulgarisch-türkische Vertrag.
1. Dryade. 2. Eber. 3. Rurik. 4. Brindisi. 5 Uranus. 6. Lenbach. 7. Gallwespe. 8. Ablativ. 9. Rakete. 10. Inder. 11. Sanskrit. 12. Champagner. 13. Teneriffa. 14. Umhang.

H U M O R

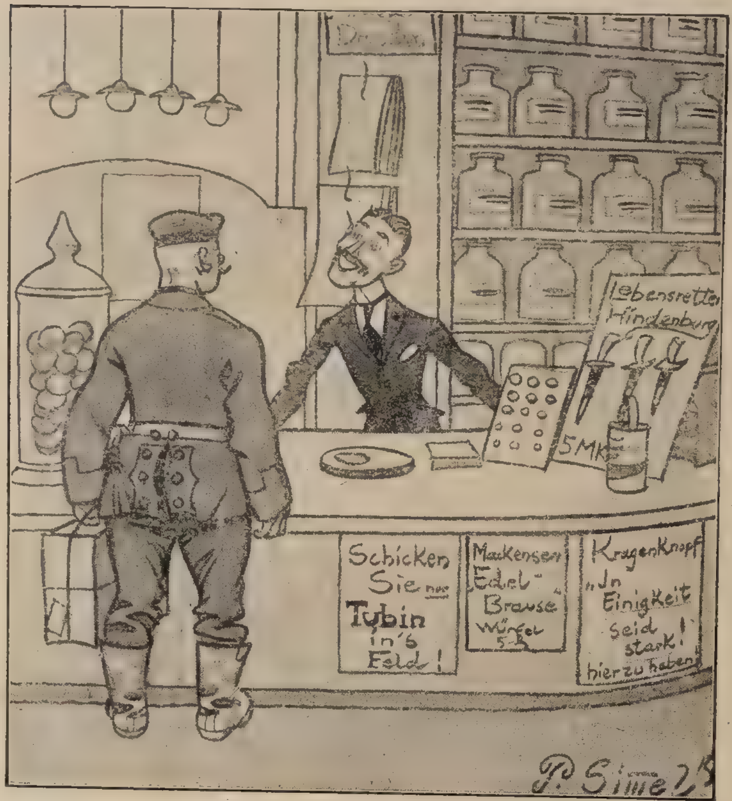
Wir sollen eine Patrouille gehen. Während wir langsam durch das Quartierdorf zotteln, fragt der Patrouillenführer, ein Gefreiter und biederer Hesse: „Habt Ihr auch scho' g'lade?" — Worauf mein Nebenmann sagt: „Nee, Schokolade haben wir leider nich!"

Der Zahnarzt arbeitete an dem Patienten herum; plötzlich fuhr der hoch und schrie: „Au, au! Jetzt haben Sie mir ja einen andern Zahn gezogen, nicht den schlechten!" — „Macht nichts," sagte der Zahnarzt beruhigend, „zu dem komme ich auch noch!"

Aus der Instruktionsstunde. Ein Rekrut gibt bei der Besprechung des Gewehres die Antwort: „Auf dem Gewehrlauf befindet sich die Frisier-Einrichtung!" (Visier-Einrichtung)

Gefreiter Mayr von „Hoch und Spleni" (Deutschmeister-Regiment in Wien) kommt von seinem Wiener Urlaub recht betrübt zur Kompagnie zurück. „Schlecht, miserabel schlecht is 'gangen," klagt er. „Wie i zum erstenmal ausgeh', da kommt a Hauptmann daher, und der hat mi glei' in Arrest g'schickt!" — „Aha, weil Du Trottel natürlich 's Grüaßen vergessen hast!" bemerken die Kameraden. — „Gar ka Spur net," entgegnet Mayr, „grüaßt hab' i ganz vorschriftsmäßig und stramm; aber vergessen hab' i, daß i in Zivil steck'." Poldi.

Zeichnung von Paul Simmel.



Tüchtige Industrie.
„Versuchen Sie doch 'mal Putenbraten, der Würfel 5 Pfennig?"

Vorsorglich. „Mama, darf ich heute abend ein bißchen auf die Straße gehen? Die Jungens sagen, es ist ein Komet zu sehen!" — „Meinetwegen, aber geh' nicht zu dicht heran, hörst Du!"

„Der Herr da, mit dem ich eben sprach, erzählt mir, daß er ein Auto für 35.000 Mark gekauft hat." — „Das ist wohl 'n Millionär?" — „Nein, 'n Lügner!"

„Wieviele Zähne hat der Mensch?" fragt der Lehrer. — „32!" — „Richtig. Und wie heißen die Zähne, die er zuletzt bekommt?" — „Falsche!"

Frau Direktor Schulze (zu ihrem als Landsturm eingezogenen Gatten): „Da kommt Herr Moppke als Leutnant. Daß Du nicht grüßt, Hans, ich bin mit seiner Frau verfeindet!"

5% Deutsche Reichsanleihe.

(Dritte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere **5% Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch darüber wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) **verfügen.**

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden
von Sonnabend, den 4. September, an
bis **Mittwoch, den 22. September, mittags 1 Uhr,**
bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung
der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank) und der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie
sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen,
sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände,
jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft und
jeder deutschen Kreditgenossenschaft erfolgen.

Auch die Post nimmt Zeichnungen an allen Orten am Schalter entgegen. Auf **diese** Zeichnungen ist zum 18. Oktober die Vollzahlung zu leisten.

2. Die Anleihe ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1916, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1916 fällig.

3. Der Zeichnungspreis beträgt, wenn **Stücke** verlangt werden, **99 Mark,** wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. Oktober 1916 beantragt wird, **98,80 Mark** für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vergl. Z. 8).

4. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

5. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

6. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.

7. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 30. September d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:
30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober 1915
20% „ „ „ „ „ 24. November 1915
25% „ „ „ „ „ 22. Dezember 1915
25% „ „ „ „ „ 22. Januar 1916
zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden.** Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts, gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:
die Zeichner von M. 300
M. 100 am 24. November, M. 100 am 22. Dezember, M. 100 am 22. Januar,
die Zeichner von M. 200
M. 100 am 24. November, M. 100 am 22. Januar,
die Zeichner von M. 100
M. 100 am 22. Januar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzanweisungen des Reichs werden unter Abzug von 5 pCt. Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zu dem Tage ihrer Fälligkeit in Zahlung genommen.

8. Da der Zinsenlauf der Anleihe erst am 1. April 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen 5 pCt. Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum 31. März 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet.

Beispiel: Von dem in Z. 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab

	für Stücke	für Schuldbucheintragungen
bei Zahlung bis zum 30. September Stückzinsen für ein halbes Jahr = 2½%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	M. **96,50**	M. **96,30**
bei Zahlung am 18. Oktober Stückzinsen für 162 Tage = 2,25%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	M. **96,75**	M. **96,55**
bei Zahlung am 24. November Stückzinsen für 126 Tage = 1,75%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	M. **97,25**	M. **97,05**

für je 100 Mark Nennwert. Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

9. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Januar 1916 ausgegeben werden.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. v. Grimm.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 39

Berliner

26. September 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Besuch des Großadmirals von Tirpitz beim Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Phot. O. Salz.



Graf Bernstorff,
der deutsche Botschafter in Amerika.



Bei unseren Feinden:
Zusammenkunft König Alberts mit dem Präsidenten Poincaré.
Im Hintergrund General Joffre und Kriegsminister Millerand.



Robert Lansing,
der amerikan. Staatssekretär des Aeußern.

Die Feld-Eisenbahn.

Napoleons Große Armee ist auf den Schneefeldern Rußlands zugrunde gegangen, weil es nicht möglich war, ihr aus dem weit entfernten Heimatlande die notwendigen Mittel zu ihrem Unterhalt rechtzeitig nachzuführen. Wir können selbst mit einem Millionenheer weit in das Innere Rußlands vordringen, weil die Eisenbahnen die notwendige und für alle Bedürfnisse ausreichende Verbindung zwischen dem Feldheere und seiner Basis herstellen. Die Bahnen überwinden jede Entfernung. Und wo keine genügenden Linien vorhanden sind, oder wo sie vom Feinde zerstört sind, da bauen die Eisenbahntruppen und Pioniere in kürzester Zeit neue Bahnen, stellen die gesprengten Brücken und Viadukte wieder her und verändern die Spurweite. Zwar bietet das Land, das unsere Truppen jetzt gerade durchziehen, infolge seiner sumpfigen Beschaffenheit besonders große Schwierigkeiten, aber unsere braven Eisenbahner wissen auch sie zu überwinden. Der Chef des Feldeisenbahnwesens, der kürzlich zum General-Major beförderte und auch mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnete württembergische General Gröner, wird seine helle Freude haben, wenn er aus den Rapporten sieht, wie flott der Feldeisenbahnbau auch im Osten vorwärts schreitet. Wo keine Vollbahnen gebaut oder wiederhergestellt werden können, tritt die Feldbahn an ihre Stelle. Sie hat nur eine Schmalspur, die Schwellen und Schienen sind in Stücken von je 10 Metern fest miteinander vereinigt. Die Feldbahn wird ohne besondere Bettung auf die Straßen oder den Boden gelegt. Nur wo dieser nicht die genügende Festigkeit besitzt, ist die Anlage eines eigenen Unterbaues erforderlich. Der Betrieb erfolgt mit Dampf-Lokomotiven. Eine der wichtigsten Arbeiten besteht im Bau neuer, und in der Wiederherstellung zerstörter Brücken. Dafür sind die Eisenbahntruppen auch besonders ausgebildet und mit besonderem Material ausgerüstet. Das Kriegsbrückengerät besteht aus einzelnen Elementen in Eisen- (Gitterträger-) Konstruktion, die verschiedene, der gewünschten Spannung entsprechende Zusammenstellung zulassen. Derartiges Material wird schon im Frieden in großen Mengen beschafft und bereit gelegt. Die Eisenbahntruppe führt das Gerät auf Eisenbahnwagen mit sich. Die Truppe ist in dem Bau und der Zusammensetzung der einzelnen Teile exerziermäßig ausgebildet. Der Bau dieser Kriegsbrücken hat den großen Vorteil, daß er ohne Hilfsgerüste erfolgt. Wo derartige Brücken aus vorbereitetem Material nicht gebaut werden sollen, werden Behelfsbrücken aus Holz errichtet. Es sind dies in der Regel Pfahljochbrücken. Für die Längsträger nimmt man auch häufig eiserne Träger, wenn sich solche in der Nähe der Baustelle vorfinden. Schwimmende Unterstützungen kommen nur selten in Betracht, da sie nicht leistungsfähig



Ein Riesenhaufen von in Nowo-Georgiewsk erbeuteten Russenstiefeln.
Es wurden mehrere Millionen Stiefel vorgefunden.



Eine der Feldeisenbahnen, die den Nachschub für die Truppen besorgen und bei dem schnellen Vormarsch in Rußland eine wichtige Rolle spielen.



Moderne Kriegswerkzeuge: Steinlawinen, wie sie die österreichisch-ungarischen Truppen an gefährdeten Punkten vorbereiten.

genug sind. Die Wiederherstellung gründlich zerstörter Tunnels nimmt sehr viel Zeit in Anspruch. Es ist deshalb in der Regel zweckmäßiger, eine Umgehungsbahn zu bauen. Die Bahnen werden aber nicht nur zu Nachschüben benutzt, sondern dienen auch operativen Zwecken. Die beliebten großen Umgruppierungen ganzer Heeresteile, das überraschende Auftreten von Armeen in der Flanke des Gegners lassen sich nur mit Hilfe der Eisenbahnen ausführen. Gerade auf diesem Gebiete hat sich der Generalmajor Gröner, der dabei Hand in Hand mit dem Chef der Operationsabteilung, dem Generalmajor Tappen arbeitet, außerordentlich große Verdienste erworben. Wenn unsere Truppen tief im Inneren Rußlands trotz der planmäßigen Verwüstung des Landes und der Vernichtung aller Vorräte doch keinen Mangel leiden, sondern regelmäßig ihre Verpflegung erhalten und zu jedem Gefecht auch mit der notwendigen Munition ausgerüstet werden können, so verdanken sie es der rastlosen unermüdlichen Tätigkeit der Eisenbahner und Pioniere, diesen Kämpfern hinter der Front.



Französischer Soldat mit Handgranate, Schutzmaske, Brustschild und Kopfbedeckung gegen Granatsplitter.



Französische Torpedominen.
Die größten sind 4 Meter lang und $^1/_2$ Meter dick.



Oesterreichischer Soldat mit Maske zum Schutz gegen italienische Gasbomben.
Phot. Revesz & Biro.



General Gaede,
Führer einer Armeegruppe, der den Orden
Pour le mérite erhielt,
Phot. Haarstick, Badenweiler.



Generalmajor Dr. ing. Gröner,
Chef des Feldeisenbahnwesens, der den
Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. F. Schmitz.



Generalmajor Tappen,
(Abteilungschef im Großen Generalstab) der
den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Noak.

Vom Rennsport in der Kriegszeit.

Charakteristisch für die günstige Lage Deutschlands in militärischer sowie wirtschaftlicher Hinsicht ist auch der Umstand, daß sich auf unseren Rennplätzen jetzt wieder ein fast an die Friedenszeit erinnerndes blühendes Leben zu entfalten beginnt, während die Bahnen Frankreichs verödet sind und das auf seinen Turf so stolze England, das „Mutterland des Sports", seinen Rennbetrieb auf ein Mindestmaß beschränkt hat. Finden doch nur noch in der englischen Trainingzentrale Newmarket Rennen statt und sind doch in diesem Jahre all die weltberühmten klassischen Rennen Englands, sogar das Epsom-Derby in Fortfall gekommen. Deutschland und das ihm verbündete Oesterreich-Ungarn haben hingegen ihre Derbys in voller Preishöhe zum Austrag bringen können, und in beiden Ländern waren es seltsamerweise Stuten, also Vertreterinnen des „schwachen" Geschlechts, die sich mit dem „blauen Bande", der erstrebenswertesten sportlichen Trophäe, schmücken konnten. Der Derbytag auf dem Horner Moor am 18. Juli war übrigens der letzte totalisatorlose Tag unseres Rennsports, der vorher in Hoppegarten eine Reihe von Kriegsrennen ohne Wettbetrieb gebracht hatte. Die Regierung, die im voraus von der Notwendigkeit der Rennen im Interesse der für das Heer so wichtigen Landespferdezucht überzeugt gewesen war, gestattete dann, als sich der „toto"-lose Rennbetrieb als unrentabel erwiesen hatte, vom 25. Juli ab wieder den Totalisator, und nunmehr erhielt unser vor Kriegsausbruch so blühender Turf rasch seine alte Volkstümlichkeit zurück. Die allgemeine günstige Lage gestattete es den leitenden Stellen, dem Rennsport immer größere Zugeständnisse zu machen. Hindernis- und Trabrennen — erstere in Karlshorst, letztere in Mariendorf —, die zunächst verboten gewesen waren, wurden bewilligt und außerdem einigen größeren Rennvereinen in der Provinz die Erlaubnis erteilt, Rennen zu veranstalten. So werden die Sportfreunde von Dresden, Hannover, Leipzig, München, Neuß und Frankfurt a. M. sich in dieser Saison noch am Pferderennen erfreuen dürfen, und nur für Breslau ist merkwürdigerweise die nachgesuchte Erlaubnis nicht erteilt worden. Auf den großen Berliner Bahnen Hoppegarten und Karlshorst herrscht jedoch schon seit Wochen Hochbetrieb. An gewöhnlichen Werkeltagen werden über 20,000 Mark an Eintrittsgeldern vereinnahmt und rund eine halbe Million am Totalisator umgesetzt; an einem Hoppegartener Sonntag waren jüngst 37,000 Mark Einnahmen und fast dreiviertel Million Wettumsatz zu verzeichnen. Das sind Zahlen, die beredt von der Blüte unseres Kriegssports sprechen. P. G.



Paul Meyerheim †
der berühmte Berliner Maler.
Phot. Nicola Perscheid.



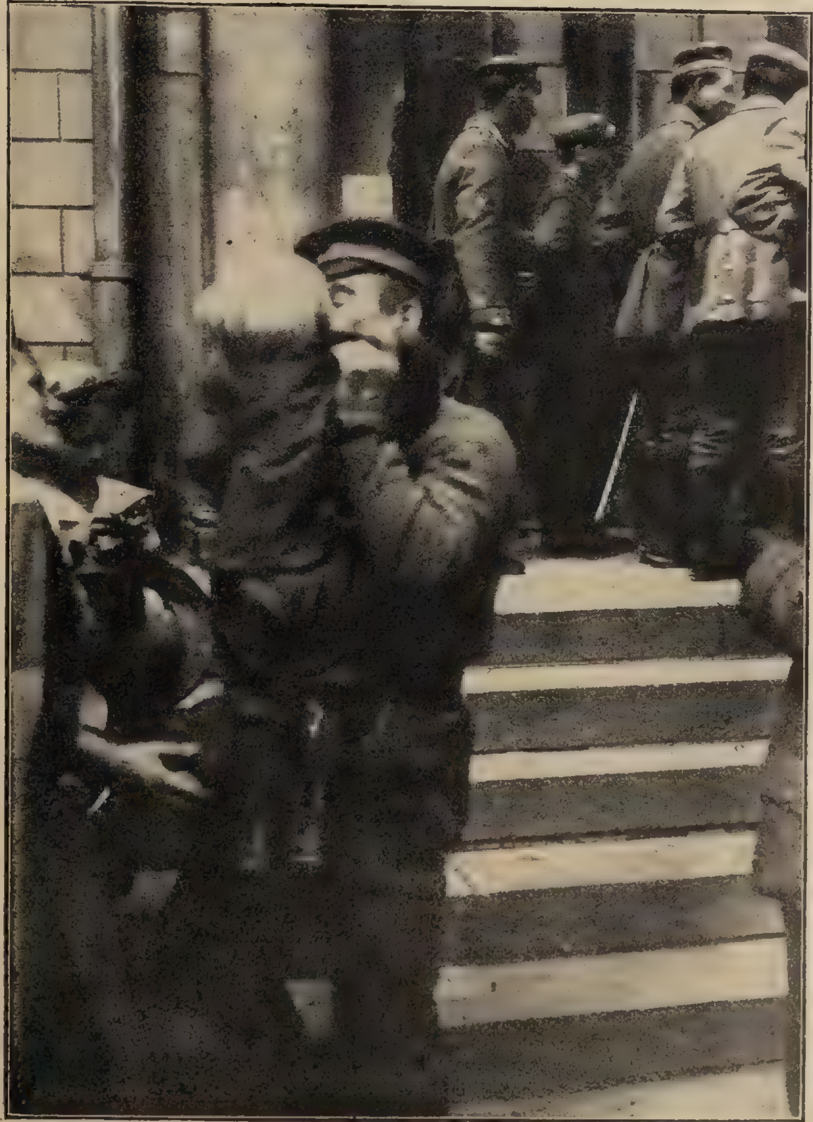
Vom ersten Kriegsrenntag in Karlshorst bei Berlin: Das Feld beim Passieren der Tribünen im 4. Rennen, in dem 20 Pferde liefen. Phot. Hohmann.



Das Leben in Warschau unter deutscher Verwaltung: Erholungsstunden unserer Soldaten in einer der Parkanlagen. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Warschau unter deutscher Verwaltung

Die Einnahme Warschaus durch unsere Truppen gab den Bewohnern schon ein Beispiel jener deutschen Organisation und Ordnung, nach der sie von nun an selbst ihr Leben einzurichten hat. Am 5. August wurde Warschau erobert, am 9. zog Prinz Leopold von Bayern ein, an demselben Tag lief der erste deutsche Zug auf dem Wiener Bahnhof in Warschau ein, schon auf Schienen mit deutscher Spurweite, und einen Tag darauf erschien die erste Nummer der von deutschen Soldaten geleiteten und gedruckten „Deutschen Warschauer Zeitung". Seither ist das Ordnungmachen natürlich auf breitester Grundlage fortgesetzt worden. Die russischen Staatsgebäude sind beschlagnahmt worden und beherbergen die deutschen Kommandos und Behörden; russische Straßen- und Ladenschilder mußten verschwinden und an ihrer Statt ist nur deutsch und polnisch erlaubt. Die Straßentafeln allerdings müssen deutsch sein, um unseren Soldaten das Zurechtfinden zu erleichtern. Das polnische Element, das neben der fast 300,000 Köpfe zählenden jüdischen Bevölkerung in der Stadt weitaus überwog, hofft für sich aus der Neugestaltung das Beste. Denn Warschau ist, trotzdem die Russen offen und heimlich das Polentum unterdrückten, eine polnische Stadt, die polnische Hauptstadt geblieben. Daran konnten auch die in schreienden Stilen gebauten russischen Kirchen, Gymnasien und Staatsgebäude nichts ändern,



Der Abschied des Gefangenen:
Russischer Soldat beim Abschied von seiner Familie vor dem Bahnhof in Warschau.

ebenso wenig die Schar von russischen Beamten und Spitzeln, die nun vor der deutschen Flut geflohen sind. „Ordnung herrscht in Warschau", dieses viel zitierte angebliche Wort Paschkewitschs, der durch Hinrichtung und Kerkerstrafen Ruhe erzwang, ist in anderem, anständigerem und menschlicherem Sinne wieder modern geworden. Äußerlich hat sich dabei nicht viel geändert. Freilich werden die Forts weit draußen vor der Stadt von vielen flinken deutschen Soldaten wieder instand gesetzt, die zerstörten Brücken ausgebessert, die zerschnittenen Telephonleitungen neu gelegt; aber in Warschau selbst merkt man vom Wechsel der Regierung nicht so viel. Zwar stehen auf den Bahnhöfen deutsche Landsturmleute Posten; doch auf den Straßen wird der Sicherheitsdienst von der Bürgermiliz versehen und nur selten marschiert eine Militärpatrouille vorbei. Die Bürgerpolizei ist unbewaffnet, aber die Persönlichkeiten, die ihr angehören — es sind Mitglieder des besten polnischen Bürgerstandes — und die Armbinde, in den geliebten polnischen Farben Weiß-rot, geben ihr die nötige Autorität. Auf den Hauptstraßen spazieren wie in Friedenszeiten die Herren und Damen mit auffallender Eleganz gekleidet, und dazwischen sieht man, ebenso wie in Kaffeehäusern und öffentlichen Parks, dienstfreie feldgraue Soldaten und Offiziere. Das russische Alkoholverbot, das — wenigstens für die ärmere Bevölkerung — streng durch-



Warschau unter deutscher Verwaltung: Transport gefangener russischer Offiziere durch Warschau.



Deutsche Soldaten beim Legen neuer Telephonleitungen in Warschau.

geführt wurde, gilt nun nicht mehr, und plötzlich sind große Vorräte von allen möglichen Weinen und Likören aufgetaucht. Und da der Deutsche vor allem doch nach Bier fragt, haben die Warschauer Brauereien sofort wieder mit der Arbeit begonnen; man bekommt heute in fast jedem Warschauer Lokal ein gutes Glas Bier. Die fünf polnischen Theater, die ebenso wie die zahlreichen Kinos geöffnet sind, haben großen Zuspruch und machen die besten Geschäfte. Die Lokale sind bis 11 Uhr offen, der Straßenverkehr ist bis Mitternacht gestattet und erst dann müssen sich die „eroberten" Warschauer Bürger ins Bett begeben, so daß über Zwangsmaßregeln kaum geklagt werden kann. Die Stadtverwaltung wird von einem unter deutscher Aufsicht arbeitenden Bürgerausschuß gehandhabt, in den angesehene polnische und jüdische Bürger Warschaus berufen wurden. Dieses Komitee beschäftigt sich vor allem mit der wirtschaftlichen und sozialen Fürsorge, betreibt die Beschaffung und Verteilung von Lebensmitteln und hat auch die Gelegenheit benutzt, allerlei moderne Maßnahmen einzuführen, z. B. ein Jugendgericht nach deutschem Muster, das unter russischer Herrschaft zwar geplant, aber als „bedenklich" nicht erlaubt worden war. Auch das Wirtschaftsleben, das zwischen Russenflucht und deutscher Eroberung wie abgeschnitten schien, regt sich wieder. Die Russenzeit brachte natürlich glänzende Geschäfte für Warschau. Von oben her, von der Regierung, die sich in letzter Stunde die polnische Bevölkerung aus politischen Gründen freundlich halten wollte, floß das Geld zu ehrlichen oder schlechten Zwecken; die Offiziere gaben für alten Kram, der ihnen elegant und



Vor dem Warschauer Hauptbahnhof.

Aufnahmen für die „B. J. Z."



Die große Weichselbrücke in Warschau, deren Bau sieben Millionen Mark gekostet hat.



Die große Weichselbrücke nach der Sprengung durch die abziehenden Russen.



Kronprinzessin Cecilie im Paddelboot in Müritz in Mecklenburg. Phot. Otto Ahrens.

modisch erschien, viel Geld aus, und so war die wirtschaftliche Konjunktur außerordentlich günstig. Hier einen Ausgleich zu schaffen, ist eine der schwersten Aufgaben für die Militärbehörden und den Bürgerausschuß. Dazu kommen viele Fragen politischer Natur, die mit dem Aufhören des moskowitischen Systems brennend geworden sind. Die polnische Nationalbewegung regt sich mächtig und hofft in ihrer Feindschaft gegen Rußland den besten Beweis geliefert zu haben, daß ihre Bestrebungen der deutschen Förderung würdig sind. Dazu kommt das Problem der Juden, die, von Polen und Russen gleichmäßig unterdrückt, von der deutschen Herrschaft die Erlösung erhoffen. Und da den weiter erscheinenden polnischen und jüdischen Zeitungen die Erörterung über eine zukünftige Erledigung der polnischen Frage verboten ist, ist zwischen ihnen bereits ein Streit um die „Meistbegünstigung" entbrannt, der auf die tiefen, in der Bewohnerschaft wurzelnden Gegensätze schließen läßt. Auch hier wird eine kluge, energische und gerechte Neuordnung der Dinge erhofft und erwartet, denn schon regt sich die Betriebsamkeit der radikal polnischen Partei, die mit den ihr zu Gebote stehenden kleinen Mittelchen, wie heimlichen Flugblättern etc., zu hetzen sucht und schwere Gefahren für ihre Anhänger weckt. Erst kürzlich mußte eine ernste Warnung der deutschen Gouverneure ergehen.



Die beiden ältesten Söhne des Kronprinzenpaares mit den Söhnen des Großherzogspaares von Mecklenburg-Schwerin am Müritzer Strande. Phot. Otto Ahrens.

Adolf Oberländer

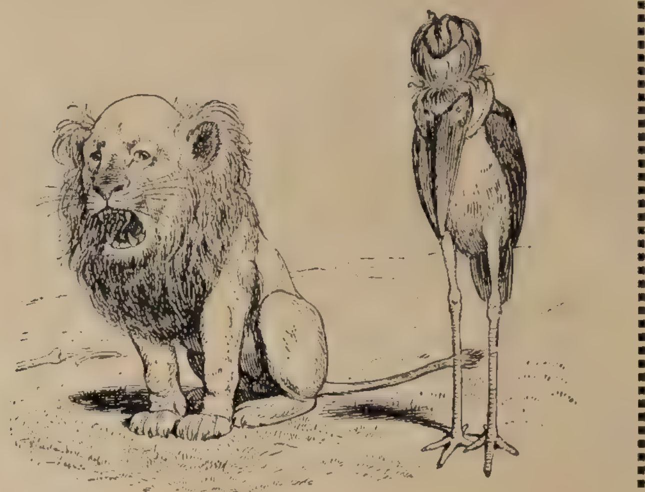
Zum 70. Geburtstag des Künstlers



Zeichnungen von Adolf Oberländer:
Der Herr Kommerzienrat am Telephon.
Wenn er auf Befehl seiner Frau die Schwiegermama einladet.



Prof. Adolf Oberländer,
der berühmte Meister deutscher Zeichenkunst, der seinen 70. Geburtstag feiert.
Phot. Erna M. Kollstede.



Aus der Mappe eines Orientreisenden:
Seltener alter Löwe mit Glatze und Marabu mit kolossalem Haarwuchs.

Adolf Adam Oberländer zählt zu den bekanntesten und beliebtesten Künstlern Deutschlands, selbst in den Kreisen des Publikums, die sonst wenig mit der Kunst in Berührung kommen. Sein großer Ruhm ist in der großen Popularität begründet, die er sich als humoristischer Zeichner erworben hat. Seit länger als fünfzig Jahren erscheinen die Beiträge des jetzt Siebzigjährigen in den Münchener „Fliegenden Blättern" und rufen immer wieder durch ihre liebenswürdige komische, lustige und trefflich beobachtete Art das Entzücken der Beschauer hervor. Das in 12 Bänden erschienene Oberländer-Album und die Oberländer-Mappe (beide im Verlag von Braun und Schneider, München) enthalten die Fülle seiner Arbeiten, die er in fleißigen Jahren geschaffen hat. Oberländer, der nach dem Wunsch des Vaters, eines Regensburger Organisten, Kaufmann werden sollte, erkämpfte sich die Erlaubnis, zu Piloty in die Malschule zu gehen. Piloty, der große Historienbildmaler, spürte wohl in dem Schüler das echte Talent, doch fand Oberländer im Malen jener großen geschichtlichen Darstellungen weder Beifall noch Befriedigung. Da wurde Kaspar Braun, der Verleger der „Fliegenden", auf ihn aufmerksam, und nun durfte er sich, statt zu malen, als Zeichner betätigen. Unendlich groß ist die Zahl seiner lustigen Karikaturen, die in der Tier- und Menschenwelt das Komische erspähen. Seine besondere Liebe sind Tiere, die er in allerlei seltsamen menschlichen Situationen darstellt. Hier beweisen seine Zeichnungen eine treffliche Beobachtung; sein Stift holt klar die Menschenähnlichkeit eines Löwengesichts, die spaßige Würde des Marabu oder die lächerliche Erscheinung der Giraffen heraus. Oberländer hat den scharfen Blick für die Komik aller Erscheinungen, für das Mißverhältnis vieler Dinge und das große Können, dieses Gesehene scharf pointiert und doch mit herzlich liebenswürdigen Lachen wiederzugeben. Wie die vierbeinige, so reizt ihn auch die Welt der Zweibeinigen zur Parodie; und die typischen Erscheinungen vergangener Jahre und was sonst an drolligen Menschen herum lief, hat er gezeichnet und dem Lachen der dankbaren Mitwelt überliefert.



Eine der berühmtesten Zeichnungen Oberländers: „Ein fideles Gefängnis." (Original im Besitz der Nationalgalerie in Berlin.)
Ein unter dem Verdachte des Diebstahls verhafteter Landstreicher wird in der Sitzung freigesprochen und ihm vom Richter eröffnet, daß er sofort entlassen werde. „O, bitt' schön, Herr Gerichtshof," sagt der Vagabund, „dürft' ich nicht noch einen Tag im Arrest bleiben! In unserer Zelle sitzt auch ein Schneider; der hat mir schon vier Touren von der Française g'lernt, und ich möcht' halt gern die fünfte auch noch lernen!"

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Die Spione. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten wird der bereits erschienene Anfang dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Freiherr von Heidedorff riß nervös an seinem lang ausgezogenen blonden Schnurrbart.

„Herr Graf! Ich habe vielleicht besondere Gründe, der Welt zu zeigen, daß auch ein ganz allein auf sich gestellter Mann vorwärts kommen kann." — In dem breiten Gesicht des Grafen zuckte es. Mit wohlwollendem Spott sah er zu seinem Begleiter hinüber.

„In Rußland wollen Sie das fertig kriegen? . . . Mein Lieber, so etwas kann sich nur ein Deutscher einbilden! . . ."

Sie mußten vor einem Auto zur Seite treten, das mit seinen mächtigen Scheinwerfern die ganze Straße erhellte. Neben dem Schofför thronte ein riesenhafter Leibjäger mit Bandelier und Federhut. Eine junge Dame im Innern des Wagens erhob sich rasch und drückte auf den Gummiball. Das Auto hielt an. Der Graf kratzte sich mit einem Seufzer den Kopf. „Man hat mich erwischt! Schade — ich wollte Sie gerade einladen, mit mir noch auf ein Stündchen in irgendeine Weiberkneipe zu bummeln."

Die junge Dame öffnete die Wagentür, winkte lebhaft. Und während er näher trat, überschüttete sie ihn in französischer Sprache mit einer Flut von Vorwürfen. Es sei eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit, sie den ganzen Abend allein zu lassen; wenn der General sich ihrer nicht angenommen hätte, wäre sie vor Langeweile gestorben. Und wenn sie die Aussicht hätte, daß sich solche Abende noch öfter wiederholen könnten, würde sie morgen früh ihre Koffer packen und nach Petersburg zurückreisen. Der Graf küßte ihr mit der Entschuldigung die Hand, er habe sich studienhalber die ganze Zeit im Truppenlager umhergetrieben. Der Freiherr Egon von Heidedorff war diskret zur Seite getreten. Er zerbrach sich den Kopf, wo er die elegante junge Dame gesehen haben mochte. Sie war wie zu einem Balle gekleidet, über den entblößten Schultern hing ein kostbarer Mantel aus Zobelpelz, in dem hochfrisierten blonden Haar steckte ein kostbarer Reiher an blitzender Brillantagraffe. Und plötzlich fiel ihm ein, woher er dieses künstlich zurechtgemachte und geschminkte Puppengesichtchen kannte. Aus einer illustrierten Zeitung, die er vor Monaten einmal in einer Konditorei von Suwalki durchblättert hatte. Die junge Dame da war die berühmte Jelena Napierowna, eine der ersten Tänzerinnen des kaiserlichen Balletts an der Petersburger Oper! Jetzt hatte sie ihn auch bemerkt. Mit lebhafter Bewegung streckte sie ihm die von Ringen funkelnde Hand entgegen.

„Aber, mein lieber Baron, wollen Sie mich nicht mehr kennen, oder haben Sie mich schon vergessen?"

Er trat näher, die Hand am Mützenschirm.

„Pardon, Madame, es ist wohl eine Verwechslung. Ich habe heute zum ersten Male das Glück, der berühmtesten Künstlerin Petersburgs von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen."

Sie lachte hell auf, zeigte zwei Reihen blütenweißer Zähne und in der [illegible]ange ein entzückendes Grübchen.

„Nein, wie Sie sich verstellen können, lieber Baron? Aber es ist nicht nötig! Mein guter Sascha" — sie tätschelte dem Grafen die dicke Wange — „mein Sascha weiß, daß er nicht eifersüchtig sein darf. Auf das, was gewesen ist, am allerwenigsten. Und was war das für ein entzückender Abend in der Eremitage, als ich mit dem dicken Moskauer Getreidehändler mich langweilte und Sie sich, kurz entschlossen, an unseren Tisch setzten! . . ."

Egon von Heidedorff zog die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, an die Lippen. Sie war weiß gepudert wie das lächelnde Gesichtchen, zwischen den

blitzenden Ringen stieg ein aufreizender Duft empor. Er wollte beteuern, daß er leider nicht der Mann sei, ein so keckes Stücklein auszuführen. Die Napierowna aber hatte inzwischen ihren Irrtum schon selbst eingesehen. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, diese Aehnlichkeit! Ich hätte darauf geschworen, mein Herr, Sie sind der Baron Fedor von Heidedorff von den Gardeulanen! Aber eben sehe ich, Sie haben einen hübscheren Mund und kleinere Ohren. Auch küssen Sie nicht so frech. Er hätte mir schon längst den kleinen Finger verschluckt!"

Der dicke Graf Schuwalow, der gleichmütig dabeigestanden hatte, räusperte sich: „Du wirst Dich erkälten, mein Täubchen! Das Klima ist hier sehr gefährlich, und bei Deiner leichten Kleidung . . ."

Die Napierowna hob lächelnd die bloßen Schultern.

„Ah bah, ich bin doch keine Sängerin! Gibt es in diesem elenden Nest nicht irgendeinen Ort, wo man dem Phänomen dieser fabelhaften Aehnlichkeit bei einem Glase Sekt auf den Grund gehen könnte? . ." Sie sandte unter halbgeschlossenen Lidern dem jungen Offizier einen Blick zu, der diesen vom Kopf bis zu den Füßen erschauern ließ.

Der dicke Graf aber verabschiedete sich und gab dem Schofför ein Zeichen, anzufahren. Das Auto zog an, die Napierowna rief zum offenen Fenster hinaus: „Und wo sieht man Sie wieder, Herr Rittmeister?"

Er reckte die schlanke Gestalt in den Hüften und schwenkte die Mütze.

„In Berlin, meine schöne Dame! So wahr uns Gott helfe und die heilige Jungfrau!" . . .

Mitten im Ruf aber verzogen sich seine Lippen zu einem Lächeln. Er sah deutlich, wie die beiden Insassen des Autos sich beim Hören der heiligen Namen fromm bekreuzigten; der skeptische Graf, der ihm die sichere Niederlage Rußlands hatte beweisen wollen, und die sich an den Meistbietenden verkaufende Kurtisane — — —

II.

Das Auto war in einer dicken Staubwolke verschwunden. Egon von Heidedorff ging langsam seinem Quartier zu. Eigentlich hatte er dort nichts mehr zu suchen. Ridziwon, sein braver Bursche, hatte sicherlich das ganze bißchen Habe schon längst gepackt und auf den Schwadronswagen verladen. Einen schmalen Koffer füllte es gerade; und außer einer ganz abgetragenen Dienstuniform, die nicht einmal mehr an einen Trödler zu verkaufen war, ließ der Baron nichts zurück. Aus diesem schmalen Koffer hatte er auch in Friedenszeiten gelebt. Um sich irgendwelchen unnützen Kram anzuschaffen, war er zu arm. Sein Gehalt teilte er in Hälften. Mit der einen schränkte er sich ein, die andere schickte er nach Lodz. An das kleine Mütterchen, das sich selbst nicht mehr ernähren konnte, weil es sich in jungen Jahren zuschanden gearbeitet hatte, dem abgöttisch geliebten Einzigen die Offizierslaufbahn zu ermöglichen. Ebenso wie sie sich vorher vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht gequält und ihre Gesundheit geopfert hatte, den verkommenen und trunksüchtigen Mann zu ernähren, der sie mißhandelte, wenn sie nicht genug Geld verdiente. Und der ihr täglich vorwarf, daß er sich ihretwegen mit seiner reichen Familie überworfen hätte. Denn das kleine Mütterchen war Jüdin . . .

Ein bitteres Gefühl stieg ihm im Halse empor, er mußte sich mit dem Handrücken über die Augen fahren. Einen Ingrimm empfand er gegen alle die Menschen, die mit höhnischen Worten und Gebärden ihm ihre Verwunderung zeigten, daß ein Freiherr von Heidedorff in einem schäbigen Linienregiment diente! Mit Kerlen zusammen, die unter den Tisch spuckten und mit der Gabel in den Zähnen stocherten, weil sie's zu Hause nicht anders gelernt hatten . . . Was hätte wohl der Graf Schuwalow, der ihm so eifrig seine Vermittlerdienste anbot, für ein Gesicht gemacht, wenn er ihm statt des Märchens von der wohlhabenden Kaufmannstochter die Wahrheit erzählt hätte? Ob er nicht dann geringschätzig zu ihm gesagt hätte: „Ja, mein Lieber, da haben die Heidedorffs ganz recht, wenn sie von einer solchen Verwandtschaft nichts wissen wollen! Und — offen gestanden — ich begreife nicht recht, daß Sie mit einem derartigen — entschuldigen Sie tausendmal, aber ich finde wirklich keinen anderen Ausdruck — also mit einem derartigen Makel überhaupt haben Offizier werden können!" Da verneigte man sich abweisend: „Ja, sehen Sie, mein verehrter Herr Graf, deshalb hänge ich das Geheimnis dieses Makels auch nicht jedem Tropf auf die Nase! Und, um Sie mit Ihren eigenen Worten zu schlagen: Sie leben doch auch schon lange genug in Rußland, um zu wissen, daß man mit ein paar Rubeln in der Hand manches erreichen kann. Zum Beispiel, daß ein armer Teufel von Pope sich in einem Taufschein verschreibt? An Stelle eines jüdischen Mutternamens einen echt russischen setzt? Und ein paar Jahre später — ebenfalls nach dem Kirchenbuche — bescheinigt, daß die Freifrau Anastasia von Heidedorff, geborene Smirnow, am so und so vielten Januar des Jahres Achtundneunzig an den Blattern verstorben ist! Denn — denken Sie mal, Herr Graf, solche Mütter gibt es, die sich lieber für tot erklären lassen, als daß sie dem geliebten Sohne die Karriere verderben!" . . .

Gitte Silberring hatte das kleine Mütterchen geheißen, war Studentin der Medizin in Lausanne und ihrerzeit eins der schönsten Mädchen gewesen. Und weil sie auf anderem Wege nicht zu erobern war, hatte der elegante Freiherr von Heidedorff, der als Student der Rechte ein paar Semester an der Schweizer Universität verbummelte, sie geheiratet. Vielleicht hatte er's damals wirklich ehrlich gemeint oder gedacht, die Ehefessel nach kurzer Zeit mit einer Abfindung wieder abzustreifen, aber er hatte die Rechnung ohne das kluge Köpfchen der schönen Gitte gemacht. Vor der Hochzeit war sie zum orthodoxen Glaubensbekenntnis übergetreten, die Trauung war vom Popen der russischen Gemeinde in Genf vollzogen worden und die Ehe kaum durch einen Spruch des heiligen Synod mehr zu trennen . . . Zu einem solchen Spruch aber gehörten sehr, sehr hohe Verbindungen und viele tausend Rubel Geld. Und diese Tausende konnte der Freiherr von Heidedorff nicht aufbringen . . .

Bei der Heimkehr hatte es nämlich eine große Enttäuschung gegeben. Der Inhaber des Majorates von der Rigaer Linie war kinderlos. Er hatte die Wahl zwischen zwei ihm gleich nahe stehenden Vettern. Er adoptierte den, der eine aus altem baltischen Geschlecht stammende Gräfin Stackelnberg geheiratet hatte. Der Mann der Jüdin wurde mit einer Summe abgefunden, die gerade hinreichte, seine dringendsten Gläubiger zu befriedigen . . . Und von der Zeit an begann das Elend, der Leidensweg einer Frau, der von Arbeit, Entbehrungen und Mißhandlungen übersät war wie mit spitzen Dornen . . . Niemals aber war eine Klage über ihre Lippen gekommen. Was Egon von der Ehe seiner Mutter wußte, hatte er von einem ihrer Brüder gehört, einem Gemischtwarenhändler, der in der jüdischen Vorstadt einen Laden führte. Der hatte ihm zuweilen ein paar Kopeken zugesteckt, wenn er ihn auf der Straße traf. Ganz heimlich, denn die schöne Gitte, die zum Christentum übergetreten war, war von ihrer strenggläubigen Familie ebenso in Acht und Bann getan worden wie der Freiherr von Heidedorff von der seinigen . . . Aus den Erzählungen des kleinen Gemischtwarenhändlers Dovid Silberring und eigenen Erinnerungen hatte er sich dann später ein Bild zurechtgemacht. Drei Stunden waren es, die sich wie Inseln aus dem Meer der Vergessenheit hoben . . .

Vier oder fünf Jahre mochte er alt gewesen sein, als ihn eine laute Männerstimme aus dem Schlafe weckte. Der Vater stand mit rotem Gesicht in der Stube und schrie, daß die Scheiben klirrten, er müsse Geld haben. Die Mutter sagte, sie habe keins; er solle nicht so laut sein, um das Kind nicht aufzuwecken. Er schrie wieder, sie solle froh sein, daß er den Judenbengel nicht totschlage, und er wisse genau, sie habe noch zwanzig Rubel, und damit könne er alles wiedergewinnen, was er verloren habe. Sie warf sich auf die Knie, er möge ihr das Geld lassen, sie wisse sonst nicht, wie sie Fleisch und Brot kaufen solle und Milch für das Kind. Der Vater stieß sie mit dem Fuß gegen die Brust, und als sie umfiel, schlug er mit dem Stock. Da schleppte sie sich wimmernd zum Schrank, holte aus einem Tuche die schmutzigen Scheine hervor und sagte: „Viel Glück", als er danach griff . . . Der Knabe aber kroch unter die Bettdecke und stellte sich schlafend vor Angst, als die Mutter ins Bett kam und über seinem Kopf schluchzte und weinte. Und er mußte immer denken: Weshalb sticht sie dem Vater nicht lieber ein Messer in den Leib, statt ihm immer wieder Geld zu geben? . . .

Und ein oder zwei Jahre später brachten zwei Kerle den Vater angeschleppt, auch mitten in der Nacht. Legten ihn auf die Diele und sagten: „Da hast Du Deinen Baron, Du armes Weib! In dem schlechten Haus der Modrelewna ist er die Treppe hinuntergeflogen, weil er Streit angefangen hatte. Wie er auf das Pflaster fiel, war er schon tot. Und Gott sei seiner Seele barmherzig, denn sie ist betrunken aus seinem Munde gefahren . . ."

Die Mutter warf sich über den Leichnam, schrie und riß sich die Haare. Küßte den blutigen Mund des Toten und flehte zu Gott, er möge ihn doch nur für eine einzige Minute noch zu sich kommen lassen! Er aber stand zornig dabei und rüttelte sie an der Schulter: „Mutter, um den Mann weinst Du? Wo er Dich immer mit Füßen getreten hat?" . . . Da schlug sie ihn heftig, zum ersten und einzigen Male im Leben, und zwang ihn, dem Toten die Hand zu küssen. „Du gottvergessenes Kind, das hier ist Dein Vater! Und was weißt Du, welch ein Edelmann zugrunde gegangen ist, weil ich's nicht verwinden konnte, ihn wieder loszulassen? Hundertmal dürfte er mich prügeln jeden Tag, wenn ich ihm noch einmal das Leben einhauchen könnte, so wie er zum erstenmal vor mich hingetreten ist . . ."

Und wiederum ein oder zwei Jahre später stand er auf einer weiten Schloßterrasse. Unten schlug das Meer gegen die Steinmauer, die grünen Wellen kamen langsam gezogen im weichen Sommerwinde, erst die siebente immer hob sich mit weißer Schaumkrone empor. Wie eins jener schwermütigen Lieder hörte es sich an, die die Mädchen des Abends auf der Straße sangen. Jedesmal am Ende einer Strophe stiegen die Stimmen an, wie hier an der Mauer die Welle . . . Und plötzlich kam das kleine Mütterchen aus dem Hause mit den vielen Fenstern zurück. Ein Diener in bunter Livree zerrte sie an der Hand und gab ihr einen Stoß, daß sie gegen das steinerne Geländer taumelte. Das kleine Mütterchen richtete sich auf und strich die Haare aus dem Gesicht. Nicht anders als früher, als sie noch von ihrem Manne geschlagen wurde. Nur als sie nach einer ganzen Weile wieder auf der Höhe standen, von der man weit über den Park, das Haus mit den vielen Fenstern und das Meer blicken konnte, hob sie die Hand . . . Er aber in seinem frühreifen Jungenkopfe wußte, was diese Gebärde bedeutete. Von den Kindern der Gasse, mit denen er spielte, wenn die Mutter zum Verdienen aus war, hatte er erfahren, was für einen Zweck die Reise nach Riga hatte. Die reichen Verwandten seines Vaters sollten Geld hergeben, damit der Mutter seine Erziehung nicht so schwer werde. Aber die Kinder hatten gleich gesagt, die Verwandten würden ihn hinauswerfen trotz seines feinen und so gut wie neuen Anzuges . . . Da hatte er den stummen Eid seiner Mutter mitgeschworen, diese Menschen zu hassen. Und jedesmal, wenn irgendein neugieriger Tropf wie dieser geschwätzige Graf Schuwalow nach seinem Zusammenhang mit den baltischen Heidedorffs fragte, flackerte der Haß von neuem auf . . .

Die Russen hatte er auch nicht geliebt, weil sie die Stammesgenossen seiner Mutter unterdrückten und schikanierten. Aber irgendwo mußte er mit seinen Empfindungen doch bleiben. Er konnte keine Sonderklasse für sich bilden auf der Kadettenschule von Brest-Litowsk. Und weil das kleine Mütterchen alles tat, um aus seinem Leben zu verschwinden, hatte er allmählich seinen bemakelten Ursprung vergessen. So bescheiden war die von Krankheit gekrümmte alte Frau, daß sie nicht mal verlangte, er solle sie in Uniform besuchen, wenn er alle vier oder fünf Jahre für einen Tag auf Urlaub kam. Sie war schon ganz zufrieden, wenn er im Dunkeln zu ihr schlich und in einem Anzuge, hinter dem kein Mensch den russischen

Offizier vermutet hätte . . . Dann freute sie sich an ihm, dankte für alle Wohltaten und zeigte ihm das Bild eines schönen blonden Mannes, dem er ähnlich sah wie nur je ein Sohn seinem Vater. Und wenn ihm die Augen dunkel wurden vor Haß, strich sie ihm begütigend über die Wange. In späteren Jahren werde er vielleicht einsehen, daß auch sie nicht ohne Schuld sei an all dem Elend. Sie hätte den Mann nicht an einem Bande festhalten dürfen, das zu einer wundscheuernden Kette werden mußte, sobald er aus der Kaste gestoßen war, zu der er durch Geburt und Erziehung gehörte. Und sie hätte klüger sein müssen schon damals vor jenen dreißig Jahren, sich sagen, wie alles kommen mußte, wenn eine arme polnische Jüdin davon träumte, als Freifrau auf einem baltischen Edelsitz zu leben . . So putzte sie in verzeihender Liebe an dem Bilde des Toten herum; und nach einigen Stunden drängte sie zum Aufbruch. Die Nachbarn könnten herkommen und das Geheimnis ausspionieren. Das Geheimnis, daß ein stolzer Dragoneroffizier eine arme jüdische Mutter hatte . . .

Ein heißer Strahl von Liebe flog aus seinem Herzen über die schlafende russische Erde nach dem niedrigen Hause in der Vorstadt von Lodz. Gott sei Dank, es gab Krieg, und die Gelegenheit kam bald, sich in ehrgeizigem Drange hervorzutun! Vielleicht kam auch der Tag, wo er bekennen durfte: Das da habe ich erreicht, trotzdem ein Blut in meinen Adern fließt, das in Euren Augen für verächtlich gilt. Oder vielleicht gerade deswegen . . . Weil es mich hinaushob über Eure Trägheit und wie eine Peitsche vorwärts trieb . . .

Der Rittmeister Freiherr von Heidedorff wollte sich zwingen, an etwas anderes zu denken, aber die Erinnerungen an die in trostlosem Dunkel verlebte Jugend kamen immer wieder. Und irgend etwas in seinem Blute hatte sich entzündet. Vielleicht an dem kecken Abenteuer, das die Napierowna mit lachendem Munde erzählt hatte aus dem anderen Kreise seiner Verwandtschaft . . . von dem eleganten Vetter bei den Gardeulanen, dem er angeblich wie ein Zwillingsbruder glich. Nur mit dem Unterschied, daß der andere im Ueberfluß besaß, was er entbehrte, um der Laune einer kurzen Stunde willen verschleudern durfte, wofür er in hartem Dienst jahrelang fronden mußte. . . Und er sah ihn vor sich, diesen Herrn von Heidedorff, wie er in dem feinen Petersburger Restaurant nachlässig zu dem Tische hinüberschlenderte, an dem die schöne Tänzerin mit dem fetten Moskauer Getreidehändler saß. Der Dummkopf fühlte sich vielleicht noch geehrt durch den Besuch des vornehmen Gardeoffiziers und merkte es nicht, daß der nur gekommen war, ihm die köstliche Beute abzujagen. Die aber warf dem Offizier denselben Blick zu, unter dem auch er vorhin erschauert war. . . Vielleicht hatte sie ihn für ebenso reich gehalten wie seinen eleganten Vetter von den Gardeulanen. . .

Da überfiel ihn bitterer Neid und das brennende Verlangen, auch einmal den Rausch zügellosen Genießens zu kosten. In der letzten Stunde vor dem Ausreiten perlenden Champagner zu trinken und rote Mädchenlippen zu küssen, die sich in heuchlerischem Abschiedsschmerze zum Weinen verzogen. . . Eine Stunde später hingen sie am Mund eines anderen, aber was lag daran? Man nahm die Grimasse für Wahrheit, hatte ein paar Augenblicke lang die Empfindung, man werde in einem Menschenherzen vermißt werden, wenn man irgendwo, weit drüben in Deutschland unter schmalem Hügel begraben lag. . .

An dem Restaurant des Polen Ogrodnik, der vor wenigen Wochen noch den deutschen Namen Gärtner geführt hatte, waren die Fensterläden sorgfältig geschlossen. Kein Lichtschimmer verriet, daß es dahinter gar lustig zuging. Das strenge Alkoholverbot, das für die ganze Armee erlassen worden war, mußte auch von den Offizieren respektiert werden. Natürlich nur zum Schein, damit die Kerle in der Front, die den Branntwein nur murrend entbehrten, nicht aufsässig wurden. Die Polizei drückte beide Augen zu, solange die Herren Offiziere gewisse Formen wahrten und der Gastwirt Ogrodnik ihr von seinem sündhaften Gewinn angemessene Prozente abgab. Der hinter der Tür stehende Hausknecht aber hatte feine Ohren. Wenn auf dem holprigen Pflaster draußen leises Sporenklirren zu vernehmen war oder das leichte Rasseln eines Säbels, schob er den Riegel zurück. . .

In dem langgestreckten, niedrigen Raume saßen an ungedeckten Tischen wohl hundert Offiziere aller Waffen mit ihren grell geputzten und geschminkten Troßdirnen. Mitten darunter aber auch ehrbare Leutnants- und Hauptmannsfrauen, die zu einem letzten Abschied ins Lager gekommen waren. Und sie vertrugen sich leidlich. Auch die Dirnen hatte der liebe Gott erschaffen, man durfte ihnen den Platz auf der Welt nicht verwehren. . .

Die Luft war zum Schneiden. Zigarettenrauch mischte sich mit aufdringlichem Moschusgeruch und der Ausdünstung schwitzender Menschen, verschlug dem von draußen Kommenden den Atem und legte sich in dichten Schwaden um die von der Decke herabhängenden Petroleumlampen. In einer Ecke neben dem mit bunten Flaschen aufgeputzten Büfett quäkte eine Art von Musik. Das Orchester bestand aus Geige, Ziehharmonika und Triangel. Die Musiker, mit Ringellocken und langem Kaftan, ersetzten durch Fleiß und Eifer den oft mangelnden Zusammenklang. Unermüdlich spielten sie auf, was man von ihnen verlangte. Wenn sie eine Pause machen wollten, fing ihr Publikum zu pfeifen und zu trampeln an. Aber es zahlte sich aus, daß sie wieder zu den Instrumenten griffen. Der Absammler, der als Hüterinnen seiner Ehrlichkeit zwei lebendige Fliegen in der zur Faust geballten Linken mit sich führen mußte, kam nach jedem Rundgange mit einem bis zum Rande gefüllten Teller zurück. Den Herren Offizieren, die nicht wußten, ob sie lebend aus dem Kriege heimkehren würden, saß das Geld locker in der Tasche. Am reichlichsten aber gaben die kleinen Mädchen, denn sie hatten mitleidige Herzen, und wenn sie im Ueberflusse waren, durften die Künstler nicht darben. . .

Egon von Heidedorff stand auf der Schwelle, unschlüssig, ob er nicht wieder umkehren solle. Eine der deutschen Kellnerinnen aber hatte ihn erspäht und führte ihn zu einem Tische, an dem noch ein Platz frei war. Auf den übrigen Stühlen saßen zwei Offiziere, ein Hauptmann und ein Leutnant von der Infanterie, beide schon stark betrunken. Die dazugehörigen Damen, eine einfach gekleidete ältere Frau und ein geschminktes Mädchen, unterhielten sich lebhaft. Soviel er verstehen konnte, klagte das Mädchen, daß von dem reichlichen Verdienst dieser guten Zeit leider wenig zu erübrigen sei. Die wucherischen alten Hexen, bei denen sie die eleganten Hüte und Kleider und die Wäsche kaufen müßten, schlügen zu viel drauf. Die Hauptmannsfrau aber blickte neidisch drein und rang bei den Preisen, die sie hörte, vor Erstaunen die verarbeiteten Hände. . .

Der Freiherr von Heidedorff nahm mit kurzer

Verneigung Platz. Infanterieoffizieren pflegte man sich nicht vorzustellen. Die beiden wandten auch kaum den Kopf nach ihm, der Trunk hatte bei ihnen die Rührseligkeit ausgelöst, die bei den Russen lockerer sitzt als bei anderen Nationen. Sie tranken aus einem Glase, küßten sich mit feuchten Bärten und schworen beim blutenden Herzen der heiligen Jungfrau, es den niederträchtigen Deutschen gründlich auszuzahlen.

Die Kellnerin stieß ihn vertraulich in die Seite; sie sprach Deutsch.

„Na, wie is nu, Rittmeisterchen? Ein Flaschchen franzes'sche ‚Brauselimonade'? Und soll ich mal den kleinen Moische 'rüberschicken auf die andere Seite vom Flur, ob in den Schamber separees 'was frei is?"

Er schüttelte den Kopf und bestellte ein Glas Bier. Die Lust zum „zügellosen Genießen" war verflogen. Die Kellnerin entfernte sich. Er hörte wieder zu, wie die beiden Infanteristen sich unterhielten.

Der Hauptmann hatte sich heftig die Nase geschnaubt und wickelte schluchzend das buntgeblümte Taschentuch zu einer länglichen Wurst zusammen.

„Wir werden ja gewinnen, daran ist kein Zweifel. Schon weil wir zehn Millionen Soldaten ins Feld stellen können und die Deutschen kaum die Hälfte. Die Franzosen und Engländer werden auch einen Teil auf sich ziehen — aber was hilft das uns, wo wir zuerst ins Feuer müssen? Wir werden beide fallen, geliebtes Bruderherz, denn die Deutschen schießen wie die Teufel. Ich lasse vier unerzogene Kinder zurück und eine Frau, die so dumm ist, daß sie sich von jeder Hökerin auf dem Markt betrügen läßt. . ."

Der Leutnant hatte den betrunkenen Schluckauf. Er mußte nach ein paar Worten immer eine Pause machen.

„Na und ich, Väterchen? . . . Ich steh' allein, aber kein Mensch läßt gern vom Leben. . . Und wir haben ja nicht gewußt, daß es Krieg geben soll. . . Zum Manöver sind wir ausgerückt . . . erst heute nachmittag haben wir scharfe Patronen gekriegt. . . Sonst . . . ach, Väterchen . . . ich habe einen Onkel, der ist Diener beim Gouverneur von Warschau . . . eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, und Du wirst mich verstehen . . . es gibt ja auch Posten hinter der Front . . . jetzt ist's natürlich zu spät . . . die einzige Hoffnung, man wird gleich zu Anfang leicht verwundet oder gefangen. . ." Er griff nach dem hohen Stangenglase mit schalem polnischen Bier und stürzte den Rest auf einen Zug hinunter. . .

(Fortsetzung folgt.)

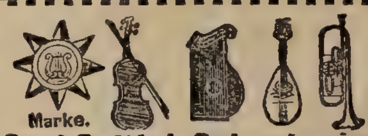












Briefkasten.

Künstliche Glieder P. 12. Da wir grundsätzlich im redaktionellen Teil keine Firmen angeben, empfehlen wir Ihnen, sich an das nächste Lazarett oder an Ihren Arzt zu wenden, dort wird Ihnen sicher eine Firma genannt werden, die zuverlässig ist.

Fr. K. 108. Zur Opiumgewinnung wird etwa 14 Tage vor dem Reifen des Mohns durch Anritzen oder Anschneiden der Kapseln ein weißer Saft gewonnen, der schnell an der Luft braun wird. In Indien, wo die Opiumkultur einer behördlichen Lizenz bedarf, wird die noch weiße Opiummasse in halbkugelige Schalen gefüllt, die aus Mohnblumenblättern und den Abfällen der Opiumbereitung geformt werden. In China wird für das dort so sehr verbreitete Opiumrauchen aus dem Rohopium ein Extrakt, Tschandu, hergestellt, der starke narkotische Wirkung hat. Die bei dem Verrauchen des Tschandu zurückbleibenden, verkohlten Reste legen die weniger Bemittelten auf ihre Pfeifen und überlassen den dann noch bleibenden Rückstand, Samsching, den Aermsten der Bevölkerung.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Notsignal-Pfeife „Hilfe“ soll ein Lebensretter im Felde“ sein. Jeder Soldat kann, wenn er verwundet und hilflos liegt oder ihm Gefahr droht, durch einen Lufthauch ein weithinschallendes Notsignal abgeben, das sich von allen anderen durch einen ganz eigenartigen Doppelton unterscheidet. Jeder Krankenträger oder Soldat weiß dann, daß ein Hilfesuchender oder Verwundeter dieses Zeichen abgegeben hat. Die Pfeife sollte also im Besitze eines jeden im Felde Stehenden sein. Der „Lebensretter im Felde“ ist in allen einschlägigen Geschäften für 1,— Mark zu kaufen oder direkt zu beziehen durch den General-Vertrieb: Novitas, Berlin SW. 68, Ritterstr. 76.

Wenn es sich um das Wohl Ihres Kindes handelt, werden Sie sich nicht erst auf Versuche einlassen, sondern sofort das anwenden, was sich bereits seit vielen Jahren bewährt hat. Für die Ernährung Ihres Kindes wählen Sie also „Kufeke“: Sie haben dann die Beruhigung, daß Ihr Kind möglichst vor Verdauungsstörungen bewahrt bleibt, sich gesund und kräftig entwickelt und Ihnen dadurch manche schwere Sorge erspart.

Technikum Altenburg, Sa.-A., ist eine höhere technische Lehranstalt unter Staatsaufsicht und unter Leitung der Herren Professor Nowak und Dr. Schwalbe. Der Unterricht wird auch während des Krieges weitergeführt. Das Technikum umfaßt Ingenieur- und Techniker-Abteilungen für Maschinenbau, Automobilbau und Elektrotechnik sowie besondere Abteilungen für Papier-, Gas- und Wassertechnik und für Kraftwagenführer. Verbunden mit der Anstalt sind eine Lehrwerkstätte, fünf reichhaltige Laboratorien, verschiedene Sammlungen, eine Bibliothek usw. Das Winter-Semester beginnt am 19. Oktober; der unentgeltliche Vorbereitungskursus wird bereits am 28. September eröffnet. Das Sekretariat der Anstalt stellt auf Wunsch ausführliche Programme und Jahresberichte kostenlos zur Verfügung.

Wer Klavier oder Harmonium spielen möchte, findet keine praktischere und billigere Methode als die preisgekrönte Klaviatur-Notenschrift Rapid. Vorkenntnisse sind nicht nötig, da alle Noten und Akkorde sofort les- und spielbar sind. Bei der zurzeit herrschenden Teuerung wird diese geld- und zeitersparende Methode allen Musikfreunden willkommen sein. Prospekt mit Gutachten erster Fachleute versendet der Verlag Rapid in Rostock 22 auf Wunsch kostenlos.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

al — as — ba — bein — bo — burg — da — de — den — dou — ei — el — el — en — fen — fer — frie — ko — kow — la — lai — lu — me — mi — mis — nau — nei — nett — ni — no — no — ra — re — row — schan — se — spi — sucht — sus — u — tung — va — ver — zu

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, ein bedeutsames kriegspolitisches Ereignis ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Französische Stadt. 2. Historisch bekannte Insel. 3. Griechische Naturgottheit. 4. Gefühlsregung. 5. Afrikanischen Volksstamm. 6. Stadt in Ostpreußen. 7. Bekannte Berliner Modenzeitschrift. 8. Chinesische Provinz. 9. Russische Festung. 10. Mythische Königin. 11. Berliner Vorstadt. 12. Türkischen Kriegsminister. 13. Altertümliches Saiteninstrument. 14. Material für Schnitzereien. 15. Slavischen Vornamen. 16. Russische Festung. 17. Vulkanisches Produkt. 18. Juristischen Ausdruck.

Chemie und Geographie.

Mein Wort nennt dir einen Stoff der Chemie,
Für das Land geschätzt und für Industrie.
Machst du ihm am Schluß einen Laut zu eigen,
Der, allein gebraucht, oft gebietet Schweigen,
So entsteht eine Stadt im Russenland,
Die längst schon ist in deutscher Hand.

Worträtsel.

Der Schneider mißt es,
Der Ziegenbock frißt es,
Manchmal auch ist es
Der Bock dem Schneider —
Wer's weiß, sag's weiter!

Bilder-Rätsel.



Daheim und draußen.

Aus Groß mach' ich Klein,
Aus Grob mach' ich Fein,
Die Würze schafft dir mein gleißender Mund.

Aus Stein mach' ich Schutt,
Alles Leben kaputt,
Wenn Verderben speit mein feuriger Schlund.

Das veränderte Fuhrwerk.

Ich habe ein Fuhrwerk geseh'n, das war, lieber Leser, das Wort.
Doch wechselst zwei Zeichen du aus, so ist's, was soeben du liest.

Größenunterschied.

Der hohe Berg, den du erklommen,
Den hat der Spatz von mir bekommen.

Im Warenhaus.

Im Kaufhaus sucht ein Mägdelein
Das Wort sich aus, recht bunt und fein,
Mit dem sie Sonntags sich will schmücken.
Nun möchte gern den Preis sie drücken;
Doch die Verkäuferin, die spricht:
„Das Wort, verstellt, gibt es hier nicht."

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Fünfzehn russische Generäle gefangen.

1. Feuerstein. 2. Eulenberg. 3. Faschoda. 4. Eintagsfliege. 5. Nagelfeile. 6. Unze. 7. Sedul-Bahr. 8. Sedan. 9. Erzherzog. 10. Emmich. 11. Einsiedelei. 12. Arras. 13. Leuchtfeuer. 14. Gulasch. 18. Festungsgeschütz. 16. Nordosten. 17. Edfu.

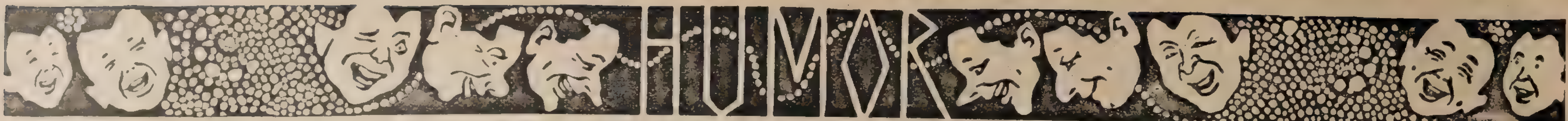
Bilder-Rätsel: Die dritte deutsche Kriegsanleihe.

Ein bißchen Grammatik: Fisch — Fischer.

Ein großer Tag: Tannenberg.

Festungsrätsel:
Kowno — Olita — Warschau — Nowo Georgiewsk — Ossowiec.

Rätsel: Er — Barmen — Erbarmen.



Wir haben mit dem Einkaufenlassen durch die Köchin schlechte Erfahrungen gemacht. Es wird also eine neue gemietet, und meine Frau sagt: „Marie, wenn Sie mir in die Hand versprechen wollen, ganz, aber ganz ehrlich zu sein, gebe ich Ihnen 5 Mark monatlich extra." — Die neue zögert. Dann sagt sie: „Gnä' Frau, ich möcht' mir's bis heute abend überlegen!"

✲

Ein Franzose war bei einem chinesischen Würdenträger zu Tisch geladen. Da sie sich sprachlich in keiner Weise verständigen konnten, unterhielten sie sich mit Gesten. Nun gab es ein gallertartiges Gericht, das dem Franzosen sehr schmeckte und ihn an die heimatliche Delikatesse der Froschschenkel erinnerte. Er nickte dem Chinesen zu, klopfte sich auf den Bauch, zeigte auf die Schüssel und sagte fragend:

„Quak-quak?"

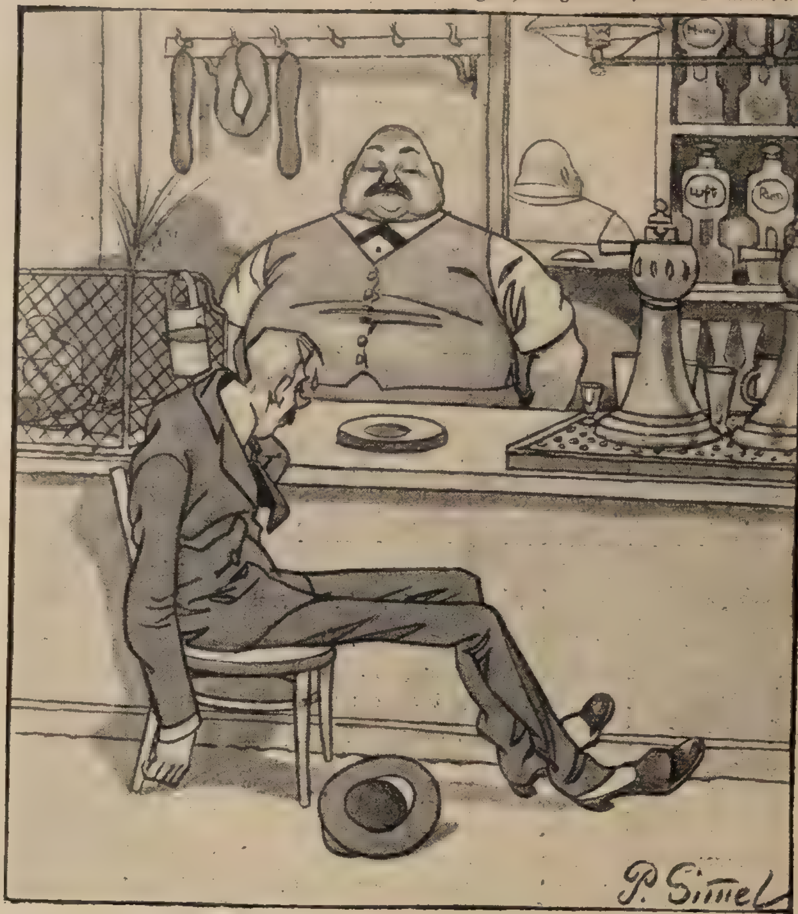
Der Chinese schüttelte den Kopf und grinste höflich. Dann sagte er:

„Nix quak-quak — wau-wau!"

✲

Gretl hat vom Vater ein paar Klapse bekommen. Empört sagt sie zur Mama: „Papa ist gräßlich. War das der einzige Mann, den Du kriegen konntest?"

Zeichnung von Paul Simmel.



Zum Alkoholverbot nach Neun in Berlin.
„Mir ist schlecht, schnell 'n Schnaps, Herr Wirt!"
„Is nich, warum lassen Sie sich nicht vor Neune schlecht werden?"

Lisa, die älteste Schwester, sitzt mit ihrem Bräutigam im „Salon". Der kleine Bruder spielt um sie herum und sagt plötzlich: „Aetsch — wenn ich nicht drin wäre, möchtest Du ihm gewiß einen Kuß geben!" — Empört fährt Lisa auf: „Gleich gehst Du hinaus, Du ungezogener Junge!"

✲

Ein Bauer kam in die Großstadt und sah zum erstenmal einen Sprengwagen. Erstaunt betrachtete er ihn und fing dann an, laut zu lachen: „Was ist denn los?" fragte einer der Vorübergehenden. — „Hähä," lachte der Bauer, „nu kieken Sie bloß mal den Wagen da, bis der zu Hause ist, läuft alles raus — und der Kutscher merkt nix!"

✲

Bildhauer: „Sieh mal meine neue Arbeit hier: „Mädchen, sein Haar aufsteckend". Wie gefällt sie Dir?" — Freund: „Gar nicht naturgetreu! Wenn es echt wäre, müßte das Mädchen den Mund voller Haarnadeln haben!"

✲

„Sag' mal, erinnerst Du Dich, daß ich Dir vor einem halben Jahre 30 Mark borgte?" — „Ja." — „Du sagtest, Du wolltest sie nur für eine ganz kurze Zeit!" — „Stimmt auch, eine Stunde später hatte ich sie ausgegeben!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien.
Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 40

Berliner

Illustrirte Zeitung

3. Oktober 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Die Luftkämpfer.
Deutscher Fliegeroffizier mit seinem Beobachter.



General Joffre an der italienischen Front mit König Viktor Emanuel.



Der Kampf im Hochgebirge: Herunterschaffen eines verwundeten österreichischen Soldaten über eine steile Felswand.



Generaloberst von Woyrsch auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Der heilige Krieg.

Die große religiös-kriegerische Mobilmachung des Islam, der „Heilige Krieg", vollzieht sich unter wesentlich anderen Voraussetzungen als eine militärische Mobilisierung in Europa. Dieser sehr erhebliche Unterschied sollte von allen denjenigen im Auge behalten werden, die der Meinung sind, daß die bisher sichtbar gewordenen Erfolge des „Dschihad" nicht den Erwartungen entsprechen. Der Dschihad ist ein revolutionärer Vorgang, der sich aus vielen Gründen nur langsam entwickeln kann, dessen Wirkung aber, wenn sie die Mohammedaner erst einmal gänzlich durchdrungen hat, umso durchgreifender ist. Es ist zu bedenken, daß die Welt des Islam kein geschlossenes Ganzes ist, keine geographische und staatliche Einheit, die durch einen obersten Willen sofort in ganzem Umfange gelenkt werden kann. Von den zahlreichen Ländern, die sich zum Islam bekennen oder in denen der Mohammedismus einen wesentlichen Volksbestandteil bildet, sind nur zwei staatlich selbständig: die Türkei und Persien. Alle übrigen Mohammedaner leben unter der Herrschaft fremder Regierungen — Englands, Rußlands, Frankreichs, Chinas usw. Und die unter Fremdherrschaft lebenden Mohammedaner werden mit allen Mitteln einer rücksichtslosen Staatsgewalt im Zaum gehalten, so daß die Propaganda für den Heiligen Krieg große Schwierigkeiten findet. Aber die geschichtliche Erfahrung hat gelehrt, daß schließlich mit den Feinden des Islam blutig abgerechnet wird. Diese Erfahrung haben namentlich die Engländer gemacht, und sie wird ihnen auch dieses Mal nicht erspart werden.



Der Krieg in der Wüste: Arabische Scheichs, die zum „Heiligen Krieg" aufgerufen wurden, an der Spitze ihrer Beduinen.



Generalfeldmarschall v. Hindenburg und Generalleutnant Ludendorff. Im Hauptquartier Ost gemalt von Prof. Hugo Vogel.

Das Heldenlied vom Hindenburg

Zum 68. Geburtstag des Generalfeldmarschalls am 2. Oktober.



General a. D. Hindenburg wird aus Hannover geholt.

In Hannover und im Ruhstand
Hindenburg beim Kaffee saß.
Doch ihn ärgerte der Zustand,
Weil er in der Zeitung las,
Daß die Russen vor drei Wochen —
Trotzdem sie so unbeliebt —
Sind in Tilsit eingebrochen,



Hindenburg sucht seinen Kriegsplan heraus.

Wo's den schönen Käse gibt.
„Nächstens gehe ich noch schippen,
Frau, sie holen mich, paß auf!"
Sprach's und aß zwei Frühstücksschrippen
Aber ohne Käse drauf.
Während seiner Frau in voller
Rührung schon die Träne tropft:
„Brauchen sie Dich auch noch, Oller?"
Tönt's: „Herein!" — Es hat geklopft!
Telegramm: „Hilf' auf die Strümpfe,
Hindenburg, dem Nikolaus!
Jag' durch die Masurensümpfe



Der erste Streich:
Die Wälder werden an andere Orte hingetragen.



Hindenburg bei der Leitung der Schlacht von Tannenberg.
Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Mir den Russ' aus Deutschland raus!
Du bekommst dafür den Namen
Eines deutschen Russenschrecks.
Besten Gruß, auch von den Damen!
Wilhelm, Imperator Rex."
„Ha", rief Hindenburg vergnüglich,
„Dafür hab' ich schon 'nen Plan.
Auf, nach Preußen unverzüglich!
Es ist höchste Eisenbahn!
Ha! Ich will die Russen schrecken
Mit Kanonen und Hurra!
Woll'n sie sich im Wald verstecken,
Dann ist gar kein Wald mehr da!" —
Extrazug wird rasch befohlen —
Hindenburg kommt angereist —
Leise, wie auf Gummisohlen
Wird der Russe eingekreist.
Hindenburg auf seinem Rappen
Jagt den Russ' mit Rumpf und Stumpf,
Um die Falle zuzuklappen,
Tief in den Masurensumpf. —
Kurz nach Weihnacht, als es kälter,
Kam der Russe wieder rein.
Dieses Mal beriet der Feldherr
Sich mit Ludendorff zu zwein:
„Haben wir vor wenig Wochen
Erst dem Russen heiß gemacht,
So wird jetzt sein Mut gebrochen



„Ludendorff, Ludendorff, wie machen wir bloß jetzt die ‚Winterschlacht in Masuren'?"

In der großen Winterschlacht!" —
Wie mit einer Fliegenklatsche
Traf's die russische Armee.
Damals saß sie in der Patsche,
Diesmal saß sie in dem Schnee.
Und dann ging der große Marsch aus



Die Russen auf dem Wege zur Winterschlacht.

Preußen bis nach Rußland rein.
Erst kam die Erob'rung Warschaus,
Brest-Litowsk fiel hinterdrein — —
Bis zum Ural, nach Kaukasien
Bis ins Botokudendorf,
Angst verbreiten noch in Asien
Hindenburg und Ludendorff.
Russenschrecken! Russenfalle!
Hoch! Wir überwinden durch
Deutsche Kraft die Feinde alle.
Prost, Feldmarschall Hindenburch!

Robert Liebmann.



Stärkungsschluck nach Warschau, Brest-Litowsk, Wilna.

Fortsetzung folgt!



Ein Besuch im Kriegsgefangenen-Lager Ohrdruf in Thüringen: Französische Gefangene bei der Arbeit im Büro des Hilfsvereins, den die Gefangenen zur Unterstützung von Kameraden ohne Angehörige gegründet haben.

Im Kriegsgefangenen-Lager Ohrdruf i/Th.

von Albert K. Dawson aus Amerika



Wachturm mit der Uhr im Gefangenenlager.

Das Gefangenenlager Ohrdruf liegt in einem schönen Tale in den Thüringer Bergen und wird von drei Seiten von niedrigen blauen Hügeln umgeben. Der Blick vom Lager, das etwa 1 km von der Ortschaft entfernt liegt, ist sehr schön. Gerade unten im Tale liegt das Dorf, während weiter im Hintergrunde sich das Thüringer Gebirge mit seinen verschiedenen Bergketten und grünen Bäumen erstreckt. Ich sprach mit verschiedenen Gefangenen, darunter auch mit einem englischen Arzt, die aus anderen deutschen Lagern hierher gebracht worden waren, und alle bestätigten, daß Ohrdruf in jeder Weise, in der Anlage wie auch in der Verwaltung, allen anderen Lagern, in denen sie gewesen waren, überlegen sei. Auch verschiedene Gefangene bestätigten aus ihrem eigenen freien Willen, ohne daß ich sie überhaupt fragte, wie gut sie durch die Lagervorgesetzten behandelt würden. Das Essen für das Gefangenenlager wird in einer großen Küchenbaracke gekocht, dann wird es in große Deckelgefäße verteilt und in diesen zur Weiterverteilung in die einzelnen Baracken getragen. Diese Zentralküche steht unter der Obhut von deutschen Köchen, die aber Gefangene als Gehilfen haben. So bedienen die Kriegsgefangenen die Küchenmaschinen zum Fleischzerkleinern, Erbsenmahlen usw. Regelmäßig um 1/2 12 Uhr kommen die Gefangenen aus den einzelnen Baracken, um sich ihre Kessel voll Gulasch, Suppenfleisch oder was es gerade gibt, zu holen. Ich selbst hatte Gelegenheit das Mittagsmahl, an diesem Tage dicke Erbsen mit Fleisch, zu kosten; es war sehr gut gekocht und schmeckte auch gut. Natürlich haben sich Engländer und auch ein paar Franzosen bei mir über das Essen beklagt, aber das war zu erwarten; denn es ist ein



In der Schneiderwerkstatt des Gefangenenlagers.



Gefangene bei der Arbeit an den Zerkleinerungsmaschinen für Küchenbedarf.



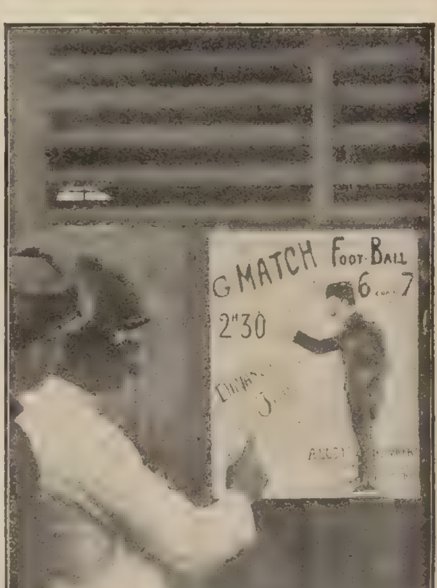
Bilder aus dem Kriegsgefangenen-Lager Ohrdruf in Thüringen: Ausgabestelle des Paketpostamts. Die runden Pakete enthalten französisches Weißbrot, das viele Gefangene aus ihrer Heimat erhalten.

Sie wohnen zusammen und durcheinander in denselben Baracken, aber die Franzosen und Engländer, die sehr gut miteinander auszukommen scheinen, zeigen beide die größte Verachtung für die stumpfsinnigen Russen. Der kaufmännische Instinkt der Franzosen kommt hier im Gefangenenlager zum Vorschein. Ich sah einen Soldaten, der einen großen Handel mit einer französischen Delikatesse aufgetan hatte, die nicht auf der Lager-Speisekarte steht, nämlich „Pommes frites“, oder geröstete Kartoffeln. Seine Angehörigen in Frankreich schicken ihm jede Woche einen großen Sack Kartoffeln. Diese bäckt er in seiner Waschschüssel auf einem kleinen Ofen und verkauft sie an seine Kameraden im Lager. Ein anderer Geschäftsmann fertigt Limonade an und verkauft sie für 2 Pfennig das Glas. Es gibt auch viele Barbiere im Lager, und jeder hat seine regelmäßige Kundschaft und Preise, entsprechend seiner Geschicklichkeit. Wer keine hohen Ansprüche stellt, kann schon für 1 Pfennig rasiert werden. —

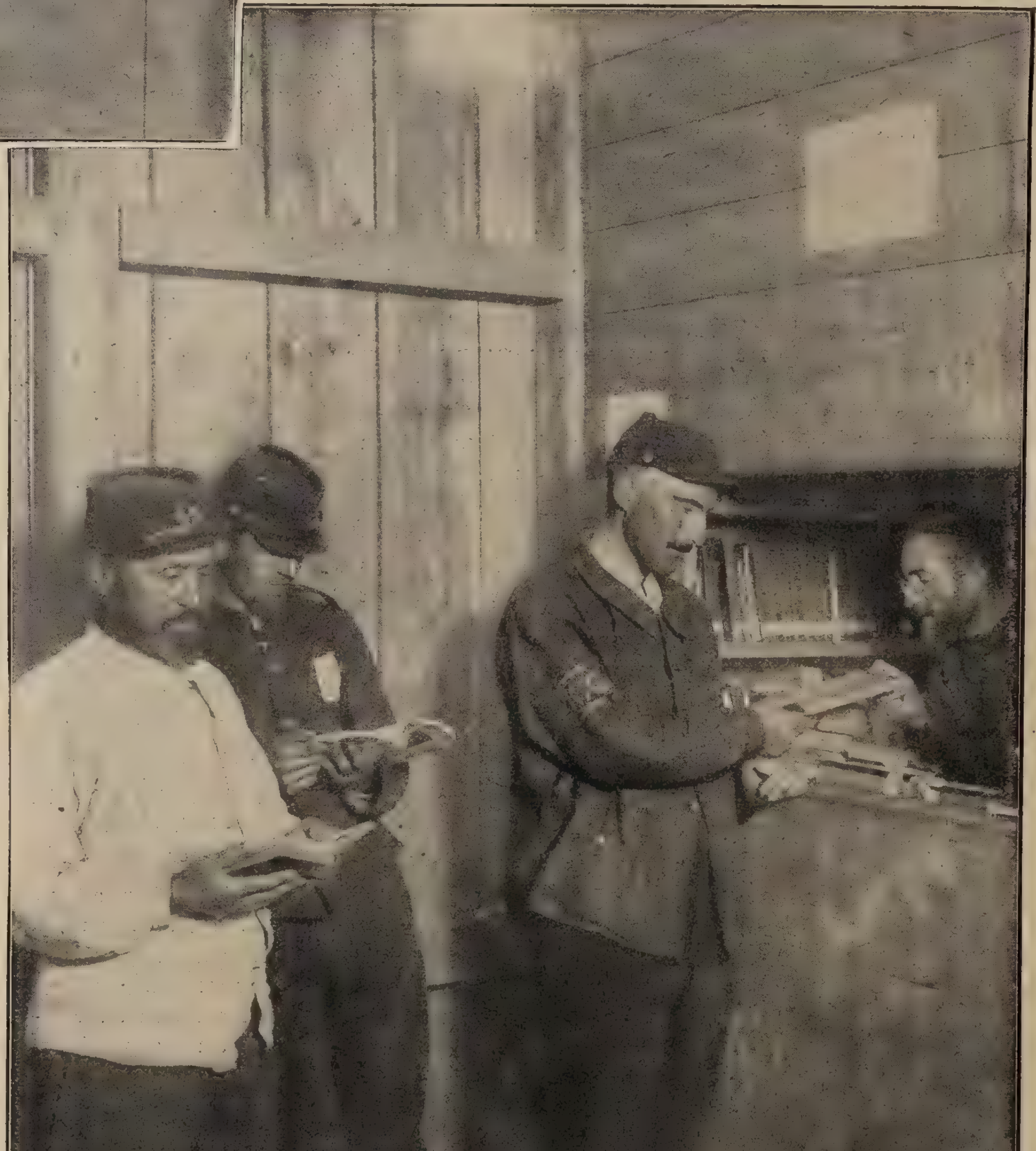


Beim Barbier.
Viele Gefangene üben im Lager den Barbierberuf aus. Ohne hohe Ansprüche kann man schon für 1 Pfennig rasiert werden.

großer Unterschied, ob jemand genügend kräftiges einfaches Essen bekommt, um satt zu werden und gesund zu bleiben, oder ob jemand essen kann, wann und wo er gerade Lust hat, und selbstverständlich ist für viele der Gefangenen das Essen nicht so, wie sie es in der Heimat gewohnt sind. Aber alle sehen gesund aus und sind körperlich in gutem Zustande, und das ist der Hauptbeweis für die Zweckmäßigkeit ihrer Ernährung. Ich möchte noch bemerken, daß ich gerade von einer fünfwöchentlichen Fahrt zurückgekommen war, während der ich die deutsch-österreichischen Armeen auf ihrem Vormarsch begleitete, und während dieser Zeit wäre ich oft sehr froh gewesen, wenn ich einen recht großen Topf voll von diesem Gefangenenessen gehabt hätte. Die Post, die die Gefangenen erhalten, ist ziemlich umfangreich, und da besonders die Postverbindung mit Frankreich sehr gut ist, bekommen die französischen Gefangenen eine Menge Pakete von daheim. Die Gefangenen dürfen auch wöchentlich einen Brief und zwei Postkarten schreiben und können so viel Post empfangen, wie ihnen nur gesandt wird. Die Gefangenen, die in Ohrdruf untergebracht sind, sind meist Franzosen und Russen und ein kleiner Prozentsatz Engländer.



Ankündigung eines Fußball-Wettkampfes im Lager.



Bücherausgabe der Bibliothek, die sich die Gefangenen selbst eingerichtet haben.
Phot. Albert K. Dawson.



Der technische Krieg: Französische Soldaten mit Aluminium-Schutzmasken gegen Gasbomben. Englische Photographie.

Auch eine wöchentliche Zeitung erscheint im Lager unter dem Titel „Le journal du camp Ohrdruf". Die Herausgeber sind in ihrem Beruf wirklich Redakteure, die Drucker wirklich Drucker. Einen großen Eindruck machte auf mich die Hilfsvereinigung, die die Gefangenen untereinander gegründet haben, um ihren Landsleuten zu helfen, die keine Freunde oder Angehörige in der Heimat haben und deshalb nichts von allen den kleinen Bequemlichkeiten geschickt bekommen, die das Gefangenenleben etwas abwechselnd und erträglicher gestalten. Diese Hilfsvereinigung, die sich auch der Kranken und verwundeten Kameraden im Lager-Hospital annimmt, erhält Geldbeiträge von Freunden aus der Heimat, von den Lagervorgesetzten und von den Gefangenen selbst, unter denen viele von Rang und Vermögen sind. — Auch eine Bücherei haben sich die Gefangenen gegründet; jeder, der von zu Hause Bücher erhält, liest sie selbst zuerst und gibt sie dann in die Lager-Bibliothek, die bereits über 500 Bände in englischer, französischer und russischer Sprache enthält. In Ohrdruf sah ich auch die ersten „amerikanischen" Gefangenen in diesem Kriege. Im Hospital lagen etwa ein halbes Dutzend Kanadier, die bei Ypern verwundet und gefangen wurden. Einige von ihnen waren erst zwei Wochen in Frankreich, als sie schon in Gefangenschaft gerieten. „Warum sind Sie ins Heer eingetreten?" fragte ich einen gefangenen Kanadier, der einen Arm bis zum Ellenbogen verloren hatte. „Ach!" antwortete er, „ich dachte, ich möchte ganz gern mal Europa sehen!"



Am Geländespiegel im Schützengraben.



Der Scheinwerfer im Schützengraben.

BILDER VOM TAGE



Generalleutnant Hofmann, Führer eines Armeekorps, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Schoy.



Neueste Aufnahme der Kaiserin und der Kronprinzessin mit ihren Söhnen.
Hofphot. T. H. Voigt, Homburg.



General Sawoff, der bulgarische Generalstabschef.

Im Berliner Kunstgewerbe-Museum ist jetzt eine Ausstellung zu sehen, deren Titel nicht mit „Kriegs" anfängt. Und wirklich sind diese Aquarelle der Biedermeierzeit aus dem Besitz des Kaisers dazu angetan, den von Kriegsgedanken beschwerten Beschauer zu erquicken. Die vielen hundert Bildchen gehören zu einer Sammlung, die der königliche Kunstschwärmer Friedrich Wilhelm IV. angelegt hat. Da wird man in die Zeiten zurückversetzt, als unsere Großeltern mit dem Kremser Sonntagsausflüge nach der Potsdamer Brücke machten. Da sieht man friedliche alte Kleinstadtstraßen abgebildet, in denen man nur hie und da an einem in unsere Tage herübergeretteten Wahrzeichen Berlin wiedererkennt. Zahlreiche liebevoll aquarellierte Bilder zeigen uns Plätzchen aus Berlins Umgebung, Schlösser und Schlößchen, Aussichtspunkte, Pavillons, oft so romantisch und bezaubernd, daß man kaum glauben will, daß man sich nur in die Bahn zu setzen und hin zu pilgern braucht, um sie jetzt noch so vorzufinden. Die stille, behaglich anmutige Kleinstädterei, die aus diesen Altberliner Bildern spricht, läßt uns mit Erstaunen merken, daß wir diese alten Straßen und Häuser, die zum Teil noch existieren, kaum mehr sehen, daß unsere Augen in der Hast der Großstadt die stille Feinheit nicht mehr gefunden haben. Andere Blätter stellen mit rührender Sorgfalt prachtvolle fürstliche und bescheidenere Innenräume dar. Man setzt sich in der Phantasie in solch ein molliges Biedermeier-Zimmerchen, in dessen Fensterchen der Tegernsee hereinscheint, oder freut sich an einer amüsant gezeichneten Königin, die mit langen Handschuhen und einem Hut im Bett liegt. Viele Landschaften führen uns in weitere Gegenden Deutschlands, andere geschickt ausgewählte Bilder von einigem aktuellen Interesse zeigen uns ostpreußische Klöster, Ansichten aus dem Kaukasus oder aus russischen Residenzen. Im ganzen beweist die Ausstellung wieder einmal, daß außer der genialen Kunst, die Probleme zu lösen hat, auch diese stille zweckhafte beschreibende Kunst ihre volle Berechtigung hat. Außerdem wird man auf die Maler jener Zeit hingewiesen, die ihre Werke mit zärtlicher Geduld schufen. Und auch darum ist die Schaustellung dieser Sammlung, die bisher noch nie einer öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht wurde, zu begrüßen, weil sie ganz in diese Zeit hineinpaßt, in der wir oft mit Ueberraschung sehen, wie viel mehr schönes Deutsches es gibt als wir wußten. Ueber siebenhundert Bilder enthält die Ausstellung, deren Ertrag den wohltätigen Zwecken der Vereine vom Roten Kreuz zugute kommen wird.



Von der Ausstellung von Aquarellen aus dem Besitz des Kaisers im Berliner Kunstgewerbe-Museum:
Das verregnete Stelldichein I. Aquarell von Th. Hosemann.



Das verregnete Stelldichein II: Der wartende Liebhaber im Tiergarten. Aquarell von Th. Hosemann.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Löwenfamilie. Gemälde von Professor Paul Meyerheim, dem kürzlich verstorbenen Berliner Maler.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

2. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Inhalt des bereits erschienenen Romananfanges:

Der deutschbaltische Freiherr Egon von Heidedorff, Rittmeister in dem vom Prinzen Pawel Alexandrowitsch befehligten russischen Dragonerregiment Großfürst Konstantin, geht nachts durch das Truppenlager bei Grajewo. Ringsumher lodern die Wachtfeuer; morgen früh sollen die russischen Heere über die deutsche Grenze brechen. Aus ehrgeizigen Träumen fährt Heidedorff auf, als ein bejahrter, wohlbeleibter Stabsoffizier ihn anredet. Er stellt sich als Graf Schuwalow vor, spricht verächtlich über die in einer Baracke lärmenden russischen Offiziere und nennt den Krieg gegen Deutschland einen Wahnsinn, ein Verbrechen. Er spottet über die Ungeduld Heidedorffs, der seine Empörung zurückhalten muß, weil der Graf mit dem General Bariatinsky, dem Kommandeur des 10. russischen Armeekorps, befreundet ist. Ein lichtstrahlendes Auto naht; darin sitzt die schöne Jelena Napierowna, die Geliebte Schuwalows, Tänzerin der Kaiserlichen Oper. Mit koketter Herausforderung zeigt sie dem jungen Offizier, daß er ihr gefällt. Dann steht Heidedorff allein auf der Landstraße. Er denkt an seine Mutter in Lodz, die Jüdin ist und mit seinem Vater in unglücklicher Ehe gelebt hat; schimpflichste Behandlung ist ihr nach dem Tod ihres Gatten von dessen Familie zuteil geworden. Haß und der Wille, dennoch emporzusteigen, sind seitdem die Empfindungen, die Heidedorff beherrschen. Er öffnet die Tür eines Lokals, das von angetrunkenen Kameraden voll ist. Ein Leutnant beichtet einem Hauptmann, daß er nur die Hoffnung hat, bald gefangen zu werden.

Der Hauptmann hatte es trotz seiner elegischen Stimmung fertigbekommen, sich der Geliebten des Leutnants in unziemlicher Weise zu nähern. Die mißtrauische Gattin hatte es leider gemerkt. Mit zornrotem Gesicht beschuldigte sie ihre Nachbarin, sie habe ihrem Manne schon die ganze Nacht über süße Augen gemacht. Das Mädchen antwortete grob, und im nächsten Augenblick lagen die beiden Frauenzimmer sich in den Haaren.

Neben dem Büfett stand die deutsche Kellnerin, hob die Lippe über weißen Zähnen und sah mit höhnischem Lächeln zu den sich balgenden Frauen hinüber. Egon von Heidedorff sprang auf und entfernte sich. Der Ekel würgte ihn am Halse.

Draußen erst, in der kühlen Nachtluft, fing er an sich zu beruhigen. Eine unsägliche Traurigkeit senkte sich ihm ins Herz. Und das höhnische Wort des Grafen Schuwalow fiel ihm wieder ein: „Glauben Sie, daß die Herren auf der anderen Seite der Grenze sich in ähnlicher Weise auf den Krieg vorbereiten? . .“ Was er in der letzten Stunde gesehen hatte, war widerlich gewesen. Und nur ein ungesunder Körper trieb solche Auswüchse. Aber man konnte sich das alles auch unter einem anderen Bilde vorstellen. . . . Nur am Rande, wo der Wind die Wellen ans Ufer trieb, war das Wasser schmutzig, allerhand Unrat schwamm darin umher. Fuhr man ein Stündchen weiter zur Mitte, war es gesund und klar wie Kristall. . . .

Fern im Osten dämmerte der erste bleiche Schein des kommenden Tages. Schwarz hob sich das plumpe Massiv der Kirche gegen den Himmel ab, über ihrem Turme neigte sich das verblassende Sternbild des Großen Bären zum Untergange. Wenn man abergläubisch war, konnte man darin ein unheilkündendes Zeichen sehen — — — —

III.

Der Aufbruch des Regiments verzögerte sich um eine reichliche Stunde; der Herr Kommandeur hatte die Zeit verschlafen. Der Adjutant berichtete mit mokantem Lächeln, Seine Großfürstliche Hoheit hätte allen Weckversuchen die ärgerliche Aeußerung entgegengesetzt, man möge ihn in Frieden lassen; er für seine Person sei schon immer gegen diesen dummen Krieg gewesen . . . Endlich kam das prinzliche Bürschlein angeritten, vor Katzenjammer grün im Gesicht wie eine unreife Pflaume. Mißvergnügt nahm er die Meldungen entgegen, näselte etwas zu dem Adjutanten. Der quittierte durch Handheben in untertäniger Haltung und trieb seinen Gaul ein paar Schritte vor.

„Meine Herren, Seine Großfürstliche Hoheit haben mir den ehrenvollen Befehl erteilt, Sie auf die Bedeutung des erhabenen Augenblickes aufmerksam zu machen, in dem wir gegen einen verhaßten Gegner das Schwert ziehen und im Begriffe sind, die feindliche Grenze zu überschreiten. Das tue ich hiermit! . . . Ueber die allgemeine Lage sind Sie unterrichtet, meine Herren. In den Ihnen schon gestern bekanntgegebenen Dispositionen hat sich aber eine Kleinigkeit geändert. Das Regiment hat über Bogussen und Groß-Heinrichsdorf bis zum Sdrinsnosee vorzustoßen und dort in Bereitschaftsstellung weitere Befehle zu erwarten. Die feindliche Stellung vor Neuendorff wird nach Erschütterung durch Artilleriefeuer von dem 84. Infanterieregiment genommen werden.“

Der Rittmeister von Heidedorff hob sich im Sattel, die Hand am Mützenschirm.

„Großfürstliche Hoheit, schon gestern erlaubte ich mir zu melden, ich kenne einen Uebergang über das Baranner Moor, der in Reihe zu einem zu passieren ist. Ich habe Grund zu der Annahme, daß dieser Uebergang dem Gegner nicht

so bekannt ist wie mir, es wäre also doch wohl möglich, durch einen raschen Handstreich . . ."

Der kleine Prinz unterbrach ihn durch eine Bewegung und hob gelangweilt die schlaffen Augenlider.

„Herr Rittmeister, was Sie eben vom Herrn Regimentsadjutanten gehört haben, ist Befehl des Oberkommandos. Wir wollen doch hier nicht eine Art von Nebengeneralstab errichten. Lassen Sie bitte anreiten!"

Egon von Heidedorff verschluckte einen Fluch und sprengte zu seiner Schwadron zurück.

„Erste Eskadron stillgesessen! Wachtmeister Okun mit dem ersten Zug die Spitze. Hinter Bogussen links ab den Landweg zur Grenze und weiter nach Groß-Heinrichsdorf."

Der lange Wachtmeister riß den Säbel aus der Scheide.

„Zu Befehl! Der erste Zug mit Sektionen rechts schwenken . . . Trab!"

Der Leutnant Opalkin, der den Zug bisher geführt hatte, machte eine erstaunte Bewegung.

„Verzeihung, Herr Rittmeister, und ich?"

„Sie schließen beim zweiten Zug!"

Der junge Offizier machte den Versuch, eine straffe Haltung anzunehmen.

„Pardon, aber wenn ich gehorsamst fragen darf, weshalb diese Zurücksetzung?"

Egon von Heidedorff trieb seinen Gaul dicht an den des anderen heran, seine Augen sprühten vor Zorn.

„Weil die Führung der Spitze eine Ehre ist, Herr Leutnant Opalkin, und eine verantwortliche Aufgabe! Sie befinden sich in einem Zustand, in dem ich Ihnen die Sicherheit von dreißig braven Soldaten nicht anvertrauen darf. Und danken Sie Gott, wenn ich davon absehe, Sie wegen Trunkenheit im Dienste dem Herrn Regimentskommandeur zu melden!"

Der Leutnant lächelte höhnisch.

„Gestatte mir gehorsamst zu bemerken, ich bitte um diese Meldung! Ich habe nämlich die Nacht in Gesellschaft Seiner Großfürstlichen Hoheit des Prinzen Pawel Alexandrowitsch verbracht!"

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln.

„Das ist mir bekannt! Ich unterlasse die Anzeige nur aus dem Grunde, um Seine großfürstliche Hoheit mit der Beurteilung eines Zustandes, in dem sie sich höchstselbst noch befinden, nicht in Verlegenheit zu setzen."

Als er seinen Gaul umwandte, glaubte er von der Stimme des Leutnants Opalkin die halblauten Worte: „Langweiliger Deutscher" zu vernehmen. Einen Augenblick riß es ihn, den Frechen auf dem Fleck zu stellen und seine strenge Bestrafung durchzusetzen. Dann siegte die ruhige Ueberlegung. Es ging nicht an, die Szene hier vor der Mannschaft, die schon aufzumerken begann, weiterzuspielen. Unwillkürlich aber mußte er denken, weshalb wohl solche echt russische Leute wie dieser Leutnant Opalkin und gestern der Graf Schuwalow alles, was gegen ihren Schlendrian ging, mit dem Schimpfwort „deutsch" belegten . . .

Die Spitze war tausend Meter voraus, hatte Verbindungsleute zurückgelassen und Patrouillen vorgeschickt. Der Wachtmeister Okun arbeitete gelassen wie bei einer Felddienstübung. Egon von Heidedorff setzte sich an die Spitze des zweiten Zuges und ließ die Eskadron antraben. Von dem Hochgefühl aber, mit dem er diesem Augenblicke noch gestern entgegengesehen hatte, war wenig übrig. Der erste Vorstoß in Feindesland war wirklich nicht mehr als eine harmlose Felddienstübung. Wenn nicht ein ganz unberechenbarer Zufall eintrat, bekam die Truppe auf dem Wege zum Edrinsnosee kein Pulver zu riechen. Die sogenannte Bereitschaftsstellung dort bedeutete nichts anderes als ein gemächliches Abwarten, bis Artillerie und Infanterie die schwache feindliche Stellung vor Neuendorff niedergekämpft hatten. Der Grund lag klar auf der Hand: das kostbare Leben des jungen, mit dem Kaiserhause noch ziemlich nahe verwandten Prinzen, den die Ingermanländischen Dragoner vor einigen Wochen zum Kommandeur gekriegt hatten, durfte unter keinen Umständen in Gefahr gebracht werden! Wenn das eine Weile so weiter ging, bekam das Regiment den Ruf einer zuverlässigen Lebensversicherungsanstalt. . .

Nur ein Trost war dabei, es kamen — falls der Feldzug nicht in wenigen Wochen zu Ende war — recht bald schon bessere Zeiten. Dank der hervorragenden Intelligenz, die sie vor gewöhnlichen Sterblichen auszeichnete, avancierten kaiserliche Prinzen ziemlich rasch. Um sich die Kenntnisse eines Brigadekommandeurs anzueignen, brauchten sie ein Regiment kaum zwei Monate zu führen. Die Ingermanländischen Dragoner aber bekamen endlich Besseres zu tun, als einen prinzlichen Küchenwagen nebst Wohnzelt und weiblichem Inhalt zu bewachen. . . Und dann zog vielleicht auch ein Tag herauf, an dem er dem Leutnant Opalkin Gelegenheit geben konnte, mehr Mut zu zeigen als bei der Führung einer ungefährdeten Spitze. Holte den Tropf dabei der Teufel, tat er ein gutes Werk und befreite das russische Heer von einem jener Schädlinge, die mit tausend unwürdigen Eigenschaften dem Manne in der Front ein schlechtes Beispiel gaben. . .

Mit einer gewissen Verwunderung über sich selbst schüttelte er den Kopf. Was war denn nur in ihn gefahren, daß er seit ein paar Stunden Gedanken dachte, die ihm vorher fremd gewesen waren? Hatte er mit einem Male andere Augen bekommen, die ihm Erscheinungen, an denen er früher achtlos vorübergegangen war, in einem ganz neuen Lichte zeigten?.. Solche Regungen durfte man erst gar nicht aufkommen lassen, sonst gehörte man — weiß Gott — zu jener Klasse von Offizieren, denen eigentlich die Epauletts abgerissen werden mußten, weil sie ohne rechte Ueberzeugung, wohl gar mit höhnischem Zweifel an der guten und gerechten Sache des Vaterlandes, ins Feld zogen. . . An das törichte Gerede dieses Grafen Schuwalow brauchte man sich nicht zu kehren. Das war einer jener geistreichelnden Schwätzer, die sich ein besonderes Ansehen zu geben glaubten, wenn sie mit spöttischer Miene vor dem Kriege schon die kommende Niederlage prophezeiten. Aufhängen mußte man solche Kerle! Oder — was vielleicht das Gescheitere war — über sie die Achseln zucken. Was verschlug es der ungebrochenen Urkraft des großen russischen Reiches, wenn im Troß des Heeres ein paar tausend solcher Kolkraben mitliefen? Das konnte das riesige alte Mütterchen Rußland immer noch aushalten. Wie eine starke Bauernfrau, die auch dem lästigen Ungeziefer nachsichtige Duldung angedeihen ließ. Gott hatte es ebenso geschaffen wie den Menschen. Weshalb sollte man da unnütze Mühe aufwenden, es zu vertilgen . . .?

Und plötzlich mußte er mitten im Grübeln laut auflachen. Das war eine schöne Sorte von Bußprediger, dieser dicke Graf Schuwalow! Nahm selbst seine Maitresse ins Lager mit, obwohl er sicherlich eine Frau zu Hause hatte. Prophezeite aber dem russischen Reiche den Untergang, weil ein kleines Prinzlein mit einem paar Dutzend Offizieren in der letzten Nacht vorm Krieg einige Flaschen Sekt zu viel getrunken hatte — — —

Schwerer Nebel quoll in dichten Schwaden aus dem Boden. Man ritt wie in einem Sack. Nur an einigen hohen Pappelbäumen, die über dem grauen Gewebe in die Luft ragten, vermochte der Rittmeister festzustellen, daß er sich in der Nähe des deutschen Gutes Groß-Heinrichsdorf befinden mußte, das die Spitze wohl schon erreicht hatte. Der scharfe Knall eines Büchsenschusses kam über die Höhe, gleich danach ein dumpfes Dröhnen, wie von der Entladung eines Schrotgewehres. Er hob mit einem ärgerlichen Fluche die Hand, die nachfolgende Schwadron fiel in Schritt. Die strengen Ermahnungen hatten nichts gefruchtet, die Spitze schien mit der Zivilbevölkerung anzubinden. Dann aber fing es hinter der Berglehne zu knattern an. Sein geübtes Ohr vernahm deutlich, daß es deutsche Karabiner waren, die da vorn sprachen. Der helle Klang war nicht zu verkennen. Die Verbindungsleute kamen zurückgeprescht. Sie schrien schon von weitem, die Spitze sei auf deutsche Dragoner gestoßen, mindestens in der Stärke eines Regiments.

Da flutete ihm eine wilde Freude durchs Herz: der Vorstoß wurde doch mehr als eine harmlose Felddienstübung, Gott sei Dank! Er schickte die Meldung der Verbindungsleute an den prinzlichen Regimentskommandeur, schrie laut „Trubatsch, Karjer" und setzte dem Gaul die Sporen ein. . . Fünfzig Schritte vor seinen Leuten her jagte er in das offene Viereck des Gutshofes, die Pistole in der Faust. In der Mitte hielt auf starkknochigem Pferde ein schmächtiges Kerlchen von preußischem Offizier, reckte sich triumphierend im Sattel. Auf der anderen Seite rasselte ein mit Frauenzimmern besetzter Leiterwagen hinaus. Heidedorff hob im Heranjagen die Hand. Gleich der erste, halb aufs Geratewohl abgegebene Schuß war ein Treffer. Der Gaul stieg auf der Hinterhand, der Reiter breitete die Arme und stürzte vornüber aus dem Sattel. Die Helmspitze bohrte sich in den weichen Boden, der Körper überschlug sich und blieb mit nach oben gekehrtem Gesicht regungslos liegen.

Der Rittmeister ließ seine in den Hof sprengende Schwadron halten. Mit einem einzigen Blick hatte er die Situation übersehen. Das von den zurückpreschenden Verbindungsmannschaften gemeldete feindliche Regiment hatte aus nicht mehr als einer kleinen Offizierspatrouille bestanden! Aber sie hatte verdammt saubere Arbeit geleistet. Acht seiner Kerle lagen anscheinend tot, darunter der Wachtmeister Okun, drei krümmten sich, laut schreiend, am Boden. Der Rest kam, ganz verprellt, aus den Ställen und Wirtschaftsgebäuden gekrochen, die Gäule, die sich den Haltern aus den Händen gerissen hatten, trabten im Obstgarten umher. Der Zorn schüttelte Heidedorff so, daß er kaum die notwendigen nächsten Befehle erteilen konnte. Ein Halbzug zur Verfolgung der feindlichen Patrouille, Posten ins Vorgelände.

Ein Unteroffizier der Spitze kam ihm in den Wurf, er schrie ihn an: „Du Sohn einer Hündin, was hat's hier gegeben? Wie habt Ihr, vierzig Mann, Euch von einer Handvoll Deutscher zusammenhauen lassen?"

Der Unteroffizier fingerte verlegen an der Hosennaht.

„Herr Rittmeister, da sind nur die Frauenzimmer daran schuld und der liebliche Geruch."

„Was, zum Teufel?"

Der Unteroffizier wies mit den Augen nach einem roten Ziegelbau an der Seite des Hofes.

„Von dort her, Barin, von der Branntweinbrennerei! Wie die Kerle den in die Nase kriegten und dazu noch die Frauenzimmer, wurden sie wie toll. Kein Halten mehr, der Wachtmeister schrie sich heiser. Dann kamen die Deutschen, schossen wie verrückt, jede Kugel ein Treffer. Und weiter weiß ich nichts mehr, weil ich wieder in den Stall gelaufen war."

Egon von Heidedorff zuckte mit den Achseln, da war nichts zu machen. Ein nüchterner Offizier an der Spitze hätte die nach Schnaps und Mädchen ausgehungerten Kerle vielleicht im Zaume halten können, aber so . . .? Es war ein wenig verheißungsvoller Anfang.

Er stieg ab, um sich den preußischen Leutnant anzusehen, den er eigenhändig aus dem Sattel geschossen hatte. Ueber blitzenden Zähnen hob sich eine schmale Oberlippe. Es nahm sich aus, als wenn der Tote mit einem lustigen Lachen hinübergegangen wäre. Der Helm war ein paar Schritte zur Seite gerollt, mitten in der weißen Stirn saß ein kreisrundes Loch, aus dem ein schmales Blutgerinsel geflossen war. Ein Loch, nicht größer als der vierte Teil eines Fingernagels, und doch war es weit genug gewesen, ein blühendes Menschenleben hinauszulassen . . .

Egon von Heidedorff fühlte einen leichten Schauder im Nacken. Da vor ihm lag der erste Mensch, den er mit Bewußtsein und Absicht getötet hatte. Und es reute ihn fast, daß seine Kugel so gut gesessen hatte. Ein Schuß durch den Arm wäre auch genug gewesen . . . Aber das war eine törichte Regung. Einen Augenblick später den Finger am Drücker, und es wäre vielleicht umgekehrt gekommen . . .

Neben der rechten Hand des Gefallenen lag eine besonders fein gearbeitete Mehrladepistole; der Schaft zeigte ein in Silber eingelegtes Wappen. Der Rittmeister wog sie prüfend in der Rechten. Es war eine kostbare Waffe, besser als sein ausgeleierter Browning. Sie lag ihm gut und schoß dieselbe Munition. Da steckte er das Beutestück in die Tasche, und seine haßerfüllten Gedanken flogen zu einem, mit dem er in diesen nächsten Tagen hoffentlich auch noch zusammenwachsen würde . . .

Der prinzliche Regimentskommandeur kam ungnädig in den Hof geritten und fragte scharf, was da vorne los sei, und weshalb man ihm noch keine eingehende Meldung geschickt habe. Der Rittmeister antwortete gemessen, er sei bis zu diesem Augenblicke mit den tatsächlichen Feststellungen beschäftigt gewesen, und erstattete kurzen Bericht.

Prinz Pawel sah sich um.

„Na und der alte Mann da im hellen Staubmantel, der über einer Flinte auf dem Bauch liegt?"

„Den Fall habe ich noch nicht untersucht, Großfürstliche Hoheit!"

„Na, dann bitte!"

Egon von Heidedorff wandte sich wieder an den Unteroffizier.

„Weshalb habt Ihr den Mann erschossen?"

„Weil er zuerst auf uns gefeuert hat."

Ihm schwoll die Ader auf der Stirn.

„Das ist eine Lüge! Ich habe es ganz genau gehört, zuerst fiel ein Büchsenschuß aus einem Militärkarabiner. Dann erst kam der dumpfe Knall eines Flintenschusses. Wahrscheinlich hat sich dem alten Herrn im Hinfallen das Gewehr mit beiden Läufen zugleich entladen."

Der Prinz hob den Kopf, sprach plötzlich Deutsch und betonte den Namen seines Untergebenen auffällig stark.

„Herr Rittmeister von Heidedorff, sind Sie etwa der Anwalt der feindlichen Zivilbevölkerung?“

Er reckte sich heraus, die Hand am Mützenschirm. „Nein, Großfürstliche Hoheit, aber es erscheint mir als ein Gebot der Gerechtigkeit . . .“

Prinz Pawel schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab.

„Mir hingegen scheint, wir führen Krieg! Und der Unteroffizier ist doch Augenzeuge gewesen, während Sie, Herr Rittmeister, nur nach dem Gehör urteilen . . .“

Von den Ställen her kam Geschrei, drei Arbeiter wurden zur Mitte des Hofes geschleppt, die von herumstöbernden Soldaten im Stroh gefunden worden waren.

Der Regimentskommandeur herrschte sie an.

„Weshalb habt Ihr Euch vor uns versteckt?“

Die drei Deutschen warfen sich auf die Knie. Der älteste, ein weißhaariger Greis, hob die zitternden Hände.

„Goldenster, trautster Herr General, nur aus Angst! Weil unsere gnädige Herrschaft hier nicht alles im Stich lassen wollte, sind wir auch geblieben. Und nachher, wie Ihre Leute kamen, sind wir ins Stroh gekrochen . . .“

Prinz Pawel wandte sich an den Unteroffizier.

„Sie heißen, mein Lieber?“

„Kuropatkin, Großfürstliche Hoheit.“

Um die bartlosen Lippen des jungen Herrn flog ein Lächeln.

„Ein berühmter Name, aber nicht gerade in gutem Sinne! Und Du hast genau gesehen, mein Sohn, daß man in diesem Gehöft hier auf unsere Soldaten gefeuert hat?“

„Befehl, Großfürstliche Hoheit!“

„Es ist gut! Die drei Mann werden erschossen, das Gehöft ist zu plündern und in Brand zu stecken!“

Egon von Heidedorff fühlte, wie ihm ein Knäuel im Halse aufstieg. Er mußte erst schlucken, ehe er sprechen konnte.

„Großfürstliche Hoheit, die Schuld dieser armen Menschen ist doch durch nichts erwiesen! Ich bitte ganz gehorsamst, sie durch ein Kriegsgericht aburteilen zu lassen, denn es erscheint mir dringend notwendig, außer dem Unteroffizier Kuropatkin noch mehr Zeugen vernehmen zu lassen . . .“

Der Prinz erwiderte schroff:

„Ich habe befohlen und bitte, meinen Befehl ausführen zu lassen . . .“

Da klappte der Rittmeister ingrimmig die Hacken zusammen.

„Sehr wohl, Großfürstliche Hoheit! Sie, Leutnant Opalkin, Sie haben sich vorhin wegen ungerechtfertigter Zurücksetzung beschwert. Ich erteile Ihnen nunmehr den ehrenvollen Befehl, die drei armen Teufel hinrichten zu lassen. Nehmen Sie sechs Mann vom zweiten Zuge und vorwärts, Feuer!“

Der Führer der zweiten Schwadron, Rittmeister Jergunow, stieß ihn in die Seite, raunte leise:

„Heidedorff, Sie werden sich um den Kragen reden! Sind Sie denn plötzlich verrückt geworden?“

„Ah nein,“ erwiderte er laut, „ich hatte mir nur bisher eingebildet, ich wäre kein Kasak, sondern Ingermanländischer Dragoner!“

Der Prinz Pawel tat, als hätte er nichts gehört und sah mit vorgestrecktem Halse zu, wie die wehrlosen drei Menschen zu der roten Ziegelmauer der Brennerei geschleppt wurden. Sie leisteten keinen Widerstand, hoben die gefalteten Hände zum Gebet, die Salve krachte. Zwei von ihnen rührten sich nicht mehr, der weißhaarige Alte mußte noch einen Gnadenschuß in den Kopf erhalten. Er krümmte sich auf dem Boden und schrie laut:

„Herr Gott, warum öffnest Du nicht den Schlund Deiner Erde, um diese verruchten Mörder zu verschlucken . . .?“

Egon von Heidedorff hatte ein Gefühl, als müßte er sich erbrechen. Er hatte genau gesehen, wie bei der Exekution sich ein gieriges Lächeln um den Mund des jungen Prinzen legte, indes die Nasenflügel sich blähten. Und ein wahnsinniger Gedanke flog ihn an . . . wie das hochgeborene Bürschlein wohl schreien würde, wenn man auch ihm eine Kugel in die Gedärme jagen wollte . . .

Prinz Pawel wandte sich zu dem Regimentsadjutanten:

„Jewjen Gawrilowitsch, wann sollen wir an diesem See sein, dessen Namen ich mir nicht merken kann?“

Der Leutnant verneigte sich geschmeidig. Als geborener Adjutant erriet er die Wünsche von Vorgesetzten, ehe sie ausgesprochen waren.

„Das steht ganz im Belieben Eurer Großfürstlichen Hoheit, in dem Befehl ist keine bestimmte Zeit angegeben. Und da wir nach der Vertreibung der feindlichen Patrouille unser militärisches Tagewerk für heute wohl geschafft haben . . .“

Der Prinz nickte befriedigt.

„Dann sehe ich nicht ein, weshalb wir in dem Garten da drüben nicht frühstücken sollen? Mir klebt die Zunge am Gaumen! Sorgen Sie also für das Nötige, Jewjen Gawrilowitsch, und Sie, Herr Rittmeister von Heidedorff, ersuche ich, den zweiten Teil meines Befehls auszuführen: Anstecken und plündern! Das deutsche Pack soll lernen, daß Zivilisten keinen Krieg zu führen haben!“

Egon von Heidedorff hob schweigend die Hand an den Mützenschirm. Das Brennen war sinnlos, man konnte nicht wissen, ob man später einmal nicht froh war, in den besetzten Gebieten ein leidlich heiles Dach über dem Kopf zu haben. Aber er hatte keine Lust, sich noch einmal dem hämischen Vorwurf auszusetzen, er nähme die Partei der Deutschen!

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

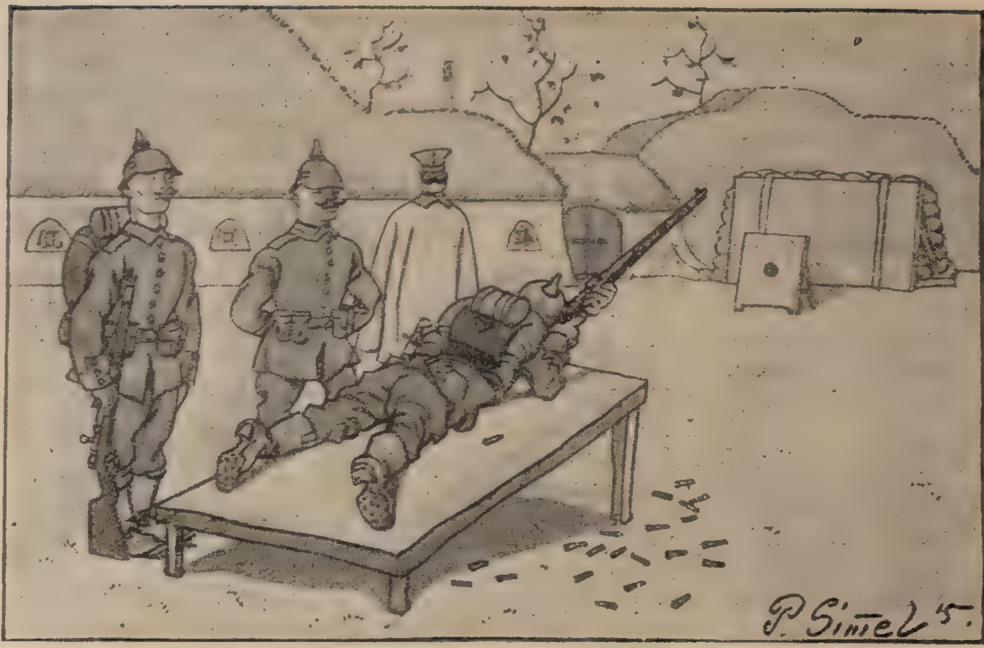
a — al — blon — cham — de — der — dori — dung — eil — fer — flo — gal — ger — je — lat — le — le — li — mur — na — ner — ni — nie — os — pag — ro — ro — sa — sam — sen — stand — ster — te — ter — ti — tow — un — un — vo

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, eine erfreuliche Bestrebung ergeben, die, von Uebertreibungen frei, in vernünftigen Grenzen Gutes schafft.

Die einzelnen Wörter bezeichnen: 1. Deutschen Fluß. 2. Viel genannten russischen Fluß 3. Speisepflanze. 4. Getränk. 5. Englisches Getränk. 6. Geographisch wichtige Insel. 7. Opernkomponisten. 8. Deckung im Felde. 9. Indischen Vasallenstaat. 10. Absonderung des tierischen Organismus. 11. Oesterreichischen Juristen und Staatsmann. 12. Ort in den Dolomiten. 13. Belgische Festung. 14. Stadt in Ostpreußen. 15. Einrichtung der Post. 16. Italienische Stadt.

Die verwandelte Frau.

Viel Unheil brachte in die Welt
Ein Weib, das schlimme Rätselwort.
Hast Du die Zeichen umgestellt,
So ist's am schönen See ein Ort,
Wo Völker, die sich sonst vertragen,
Heut' grimmig aufeinander schlagen.



„Mensch, wo schießen Sie denn hin? Sie woll'n wohl uff'n Mond die Neutralität verletzen?"

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Die Absetzung des Großfürsten Nikolaus. 1. Douai. 2. Elba. 3. Boreas. 4. Eifersucht. 5. Zulu. 6. Neidenburg. 7. Dame. 8. Schantung. 9. Rowno. 10. Semiramis. 11. Friedenau. 12. Enver. 13. Spinett. 14. Elfenbein. 15. Nikolai. 16. Kowno. 17. Lava. 18. Usus. — **Chemie und Geographie:** Kali — Kalisch. — **Worträtsel:** Futter. — **Bilder-Rätsel:** Die heldenhafte Verteidigung der Grenze gegen Italien. — **Daheim und draußen:** Mörser. — **Das veränderte Fuhrwerk:** Taxameter — Hexameter. — **Größenunterschied:** Brocken. — **Im Warenhaus:** Schleifen — Feilschen.

HUMOR

Kürzlich fuhr ich in der Stadtbahn, in der sich auch ein Ehepaar mit einem Mädchen von etwa 4 Jahren befand. Plötzlich fragte das kleine Fräulein unvermittelt: „Mutti, bringt mir der Klapperstorch auch kleine Kinder, wenn ich so groß bin wie Du?" — Die Mutter lenkte ab und sagte: „Ehe Du so groß wirst wie ich, dauert es noch sehr lange, da mußt Du auch noch in die Schule gehen und etwas lernen." — Darauf erwiderte die Kleine: „Na, hoffentlich kriege ich nicht schon vorher ein Kind!"

*

Im Regimentsbüro erscheint einer der neuen Rekruten, ein kleines schwächliches Männchen, klagt über den Dienst und fragt, ob er nicht „individuell" nach seinen Fähigkeiten beschäftigt werden könnte. Der Feldwebel sieht ihn kritisch an: „Was sind Sie im Zivilberuf?" — „Pianofortefabrikant." — „Gut," sagt der Feldwebel, „Sie werden Flügelmann!"

*

In einem russischen Bericht aus den letzten Tagen konnte man lesen: „Die obersten Behörden haben die Stadt W. bereits verlassen; nur die Intelligenz ist noch dort verblieben."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 41

Berliner

Illustrirte Zeitung

10. Oktober 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Nach einer Photographie.

Wie Paris sich gegen Zeppelin-Angriffe zu schützen sucht.

Horchposten am Schalltrichter-Apparat, der mit Mikrophonen versehen ist und herannahende Zeppeline aus weiter Entfernung ankündigen soll.



Wie sich Paris auf Luftangriffe vorbereitet: Beobachtungsposten mit Entfernungs- und Geschwindigkeits-Meßapparaten.
Französische Photographie.

Zeppelinangriffe auf Paris.

Ueber fünfhundert Flugzeuge sind angeblich Tag und Nacht im Umkreise des befestigten Lagers von Paris bereit, einen Angriff durch Zeppeline abzuwehren. Ferner sind ganze Anlagen von Telephonleitungen, Horch- und Meßapparaten und Signalen geschaffen worden, um der Pariser Bevölkerung, die sich ja bekanntlich „gar nichts aus den Zeps macht,“ die beruhigende Gewißheit eines umfassenden Schutzes zu geben. Die Pariser Zeitung „Matin“ hat sich veranlaßt gesehen, um ihrerseits den Mut der „Beschützer“ zu heben, Preise für das Herunterholen des ersten Zeppelins auszusetzen und zwar 25,000 Franks für den Flieger oder 10,000 Franks für den Artilleristen, der als „Sieger“ aus solchem Kampf hervorginge. Wie ein deutscher Luftschiffüberfall auf die Pariser wirkt, war seiner Zeit aus den lebhaften Zeitungsberichten zu ersehen. „Um 1 Uhr nachts,“ heißt es da, „rasen plötzlich die Feuerwehrleute durch die Straßen. Alarm! Zeppeline nähern sich. Ueberall schmettern Trompeten die Warnungssignale „Garde à vous!“ Polizisten stürzen die Wege entlang und löschen die Flammen der Gaslaternen und befehlen den Hausbewohnern, jedes Licht abzublenden. Innerhalb einer Viertelstunde liegt Paris im Dunkeln. Aber auf den Straßen geht nun das Leben erst los. Neugierige und Nachtbrüder, Leute, die schon geschlafen haben und nun halbbekleidet im Nachtgewand auf die Straße stürzen, alles drängt durch-



Scheinwerfer auf der Beobachtungsstelle.





Von den schweren Kämpfen im Westen:

Nach der Beschießung: Zerschossene Unterstände unserer vordersten Stellung.

Fortschaffung schwerverwundeter Soldaten.

Phot. Presse-Zentrale.



Huldigung der Schulkinder vor dem Eisernen Hindenburg in Berlin am Geburtstag des Generalfeldmarschalls. Phot. Presse-Zentrale.

einander, schreit, fragt und erzeugt einen großen Wirrwarr. Vergebens suchen die Polizisten sie in die Häuser zu jagen, niemand hört, niemand gehorcht. Natürlich gab es auch eine Menge Furchtsame, die, den behördlichen Anweisungen gehorchend, in die Keller krochen. Aber noch hat niemand etwas gesehen. Da — endlich erscheinen sie — die Zeppeline. Sie fliegen hoch im Himmelsraum, nur wie zwei schmale lange Zigarren sichtbar, aber doch ganz deutlich im Licht der Scheinwerfer zu erkennen, die kreuz und quer durch die Nacht suchen.



Kriegsgefangene belgische Brieftauben in Gent,
die zur Verhütung von Spionage von der Bevölkerung abgeliefert werden mußten.

Langsam nähern sie sich, dann machen sie eine Wendung und verschwinden in östlicher Richtung. Da fällt ein feuersprühender Streifen von ihnen herunter — ein feenhafter Anblick, wenn es nicht Krieg und Zerstörung wäre — noch einer, und dumpf kracht es von irgendwo. Bomben sind geworfen worden! Dann ist alles aus. Einige sagen, sie haben mehr gesehen, begleitende Aeroplane um die Zeppeline schwirrend, andere sagen, es seien französische Flieger gewesen — und die Vernünftigen erklären, daß beides Einbildung sei





Der Krieg im Hochgebirge.

Schwierige Felskletterei der österreichisch-ungarischen Truppen im Tiroler Grenzgebiet.



Schweres, ins Gebirge geschafftes italienisches Geschütz. Italienische Photographie.

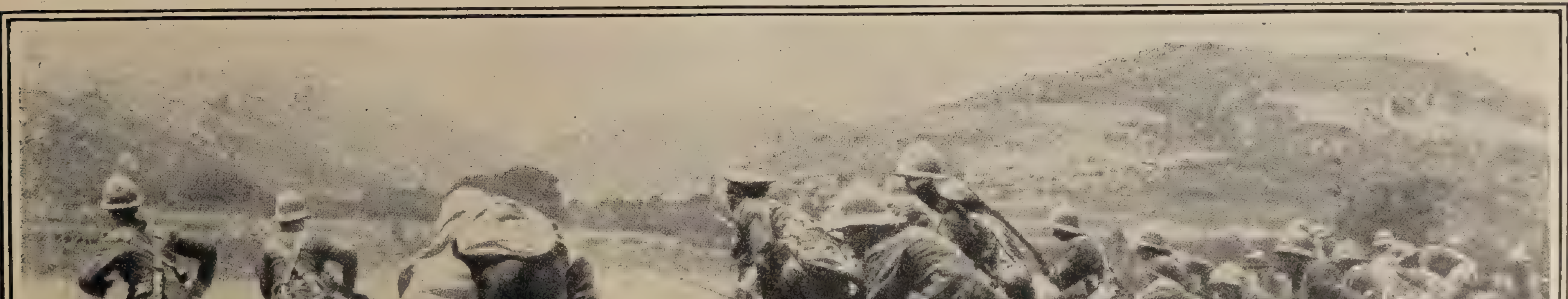
DIE KÄMPFE AUF GALLIPOLI

Die erfolglosen Angriffe auf die Dardanellen



Von den Kämpfen auf der Halbinsel Gallipoli: Das Völkergemisch in einem französischen Schützengraben.
Französische Photographie.

Der Mißerfolg der großen gegen die Dardanellen eingeleiteten Aktion ist allmählich auch in den Kreisen des Vierverbandes klar geworden; und im englischen Parlament sind gegen die verantwortlichen Stellen die heftigsten Angriffe wegen des bisher durchgeführten Vertuschungs- und Beschönigungssystems geführt worden. Nun wird der offizielle Bericht des Oberkommandierenden der Expeditionsarmee an den Dardanellen, General Jan Hamilton, an das Kriegsministerium in den englischen Zeitungen veröffentlicht. Wir entnehmen diesem ausführlichen Bericht über die schweren Kämpfe im Mai und Juni folgendes: Am 4. Juni wurde ein allgemeiner Angriff auf die feindliche Schützengraben-Front gemacht, die von Kereves Dere in nördlicher Richtung zur See lief. Unsere Truppen waren so aufgestellt, daß das französische Korps auf dem linken Flügel stand, dann die englische Matrosen-Division und zwei andere englische Divisionen folgten. Die Breite der Front betrug, soweit englische Truppen in Betracht kamen, 3,5 Kilometer, die gesamte verfügbare Infanterie zählte 24.000 Mann. Um 8 Uhr morgens an diesem Tage begann unsere schwere Artillerie mit einem ausgiebigen Bombardement, das drei Stunden anhielt; dann wurde eine Scheinattacke gemacht, auf die der Feind sofort mit schwerem Feuer antwortete, worauf alle unsere Geschütze das Feuer eröffneten und mit wachsender Stärke bis Mittag durchführten. Mit dem Schlag 12 verlegte die Artillerie ihr Feuer weiter vor, und auf der ganzen Linie griff die Infanterie mit dem Bajonett an. Zuerst war der Angriff erfolgreich. Auf dem äußersten rechten Flügel eroberte die 1. französische Division eine Reihe von Gräben, während die 2. französische Division mit größter Tapferkeit eine starke Schanze, genannt „Haricot" nahm, um die sie schon drei verzweifelte Stürme unternommen hatte. Nur der äußerste linke Flügel der Franzosen konnte durchaus keinen Boden gewinnen, was schließlich eine unglückliche Wirkung auf das Endresultat haben sollte. Auch unsere Matrosen-Division stürmte mit großem Schwung vor und nahm eine Schanze und verschiedene Schützengräben, so daß eine Viertelstunde später die ganze türkische Linie in ihrer Hand war. Noch weiter vor kam die Manchester-Brigade, die in fünf Minuten die erste türkische Linie und gleich darauf die zweite überrannte und so im ganzen 500 Meter vorrückte. Aber die 29. Division auf dem linken Flügel hatte größere Schwierigkeiten. Die Truppen sprangen auch hier Punkt 12 Uhr aus ihren Gräben und griffen über das freie Feld weg die nächsten türkischen Schützengräben an. An den meisten Stellen stellte sich der Feind zum Bajonettkampf und brachte uns schwere Verluste bei. Doch unsere Regimenter waren nicht abzuwehren, sie stießen



Angriff einer Abteilung der englischen Matrosendivision auf die türkische Linie bei Achi Baba. Photographie aus einer englischen Zeitschrift.



Von den Kämpfen auf Gallipoli: Englische Infanterie in Schwarmlinie gegen die türkischen Stellungen bei Anaforta vorgehend.
Englische Photographie.

hartnäckig vor, bis sie auch hier die ganze türkische erste Linie nahmen. Nur auf dem äußersten linken Flügel wurde uns Einhalt getan. Hier lag der türkische Schützengraben so, daß er durch unsere Artillerie nicht getroffen werden konnte, und die Stacheldrahthindernisse waren unversehrt. Daher konnten unsere Regimenter hier nicht vorwärts kommen, obgleich ein Sikh-Regiment auf der rechten Flanke wütend angriff, wobei es dreiviertel seines Bestandes verlor. Eine Kompanie der Gurkhas auf der linken, die sehr geschickt die Klippen entlang geleitet wurde, erzwang sogar ihren Weg in eine türkische Feldbefestigung; aber durch den Mißerfolg der übrigen Brigade drohte ihr das Abgeschnittenwerden, und so wurde die Kompanie trotz des Feuers geschickt zurückgezogen. Verstärkungen wurden gleich nach links gesandt, um, wenn irgend möglich, einen frischen



Explosion einer türkischen Granate in einem englischen Lager.
Rechts: flüchtende Pferde.

Angriff vorzubereiten. Inzwischen wurden auf dem rechten Flügel die Gewinne des Morgens ausgeglichen. Ein sehr schwerer Gegenangriff wurde von den Feinden gegen die „Haricot“-Schanze angesetzt. Die Türken warfen Massen von Leuten durch vorbereitete Verbindungsgräben, und es gelang ihnen, unter dem Schutz eines sehr genauen Granatfeuers, die Schanze wieder zu nehmen. Die Franzosen waren gezwungen, zurückzugehen und entblößten damit die rechte Flanke der Matrosen-Division. Kurz vor 1 Uhr mittags mußten die erste und zweite Matrosenbrigade mit sehr schweren Verlusten von der Schanze, die sie genommen hatten, zurück und setzten dadurch ihrerseits zwei andere englische Bataillone einem Flankenfeuer aus, so daß auch diesen nichts übrig blieb, als über das freie Feld unter außerordentlich schwerem Maschinengewehr- und Infanteriefeuer



Australische Artillerie auf Gallipoli im Gefecht. Die Kanoniere haben wegen der Hitze die Uniform ausgezogen. Englische Photographie.



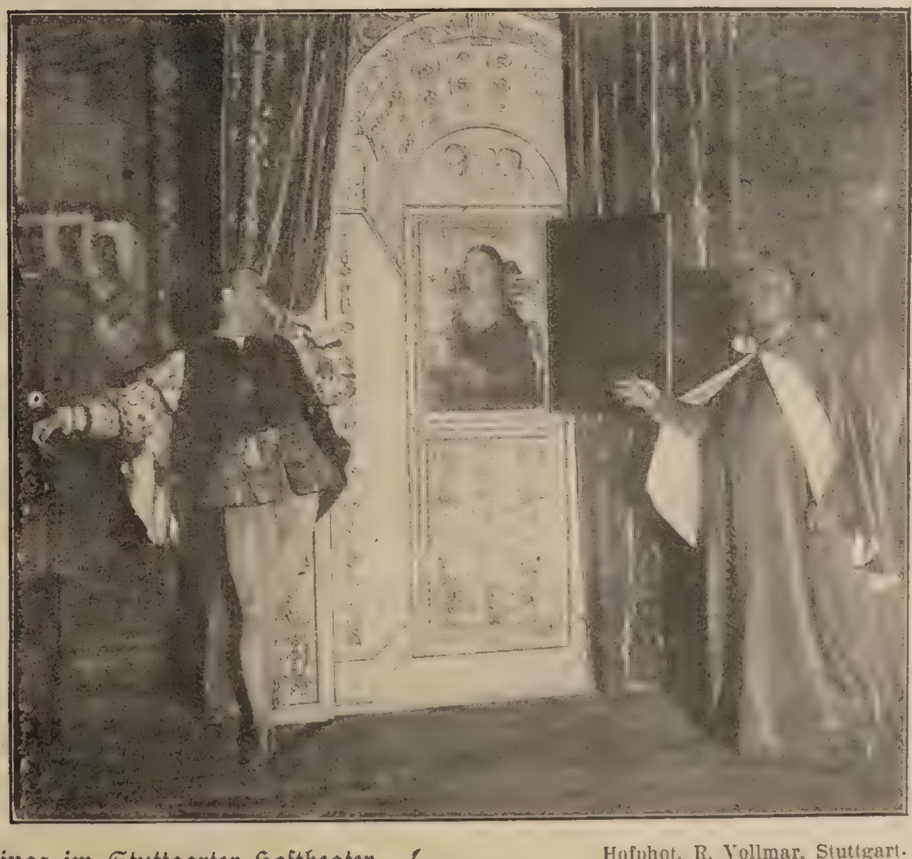
Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete in Blankenberghe auf einer Besichtigungsfahrt durch das besetzte Gebiet. Phot. Hohlwein & Gircke.
Scheidemann Dr. David Ebert Schöpflin

zu retirieren. Um 1 Uhr 30 war der ganze Abschnitt der gewonnenen Gräben wieder verloren und die Brigade in ihre ursprüngliche Stellung zurückgefallen. Das Bataillon „Collingwood", das zur Unterstützung vorgegangen war, war tatsächlich vernichtet (practically destroyed). Die Frage war nun, ob dieses Aufrollen unserer Front von rechts fortgesetzt werden würde, bis die Gesamtheit unseres Gewinnes wieder zurückerobert war. Es sah sehr danach aus, denn nun begann das Flankenfeuer der Türken auf die „Manchester"-Brigade, die ihre am weitesten vornliegenden, so tapfer eroberten Schützengräben noch festhielt. Es wurde immer schwieriger für diese tapfere Brigade, den gewonnenen Boden zu halten. Sie erlitt schwere Verluste; der Brigade-Kommandant und viele andere Offiziere wurden verwundet oder getötet. Trotzdem hielt die Truppe mit größter Zähigkeit stand. Aber es wurde klar, daß, wenn wir nicht auf dem rechten Flügel wieder vorgehen konnten, es für die Manchester-Brigade unmöglich werden müßte, ihre vorgeschobenen Posten zu halten. Daher wurde Befehl gegeben, daß die Matrosen-Division zusammen mit den französischen Korps zu einem Flankenangriff vorgehen sollten. Aber dieser Angriff, der auf 3 Uhr nachmittags angesetzt war, wurde zweimal auf Verlangen des Generals Gouraud verschoben, der schließlich meldete, daß es ihm unmöglich sei, an diesem Tage mit einiger Aussicht auf Erfolg vorzugehen. So mußte abends um 6 Uhr die 42. Division mit Verlusten aus der zweiten türkischen Linie zurückgezogen werden und sich damit trösten, daß sie die erste Linie verstärkte, die sie heute Mittag bei Beginn des Angriffs genommen hatten. Die Reserve-Bataillone auf der rechten und linken Flanke machten noch Versuche, vorzugehen, aber schweres Feuer der Feinde trieb sie zurück. Von dem Tage dieser Schlacht an bis zum Ende des Monats erfolgten unaufhörlich Angriffe und Gegenangriffe, die unsere Verlustlisten sehr anwachsen ließen und den festen Entschluß der Türken zeigten, den an diesem Tage verlorenen Geländestreifen wiederzuerobern.



Siegfried Wagner mit seiner jungen Gattin Winfriede, geb. Klindworth, auf dem Bahnhof in Bayreuth vor Antritt der Hochzeitsreise.





Szenen aus der Aufführung der neuen Oper „Mona Lisa" von Prof. Max Schillings im Stuttgarter Hoftheater. Hofphot. R. Vollmar, Stuttgart.
Mona Lisa (Frau Iracema-Bruegelmann) in der Karnevalsszene. John Forsell als Francesco.

BILDNISSE VOM TAGE



Der russische General Iwanow, der den Oberbefehl über die zurückgeschlagenen Armeen in Wolhynien führte.



Zar Ferdinand von Bulgarien



Kronprinz Boris von Bulgarien.

Die so häufig in Anspruch genommenen „Augen der ganzen Welt" sind seit einigen Tagen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf Bulgarien gerichtet. Seitdem König Ferdinand die Mobilisierung der bulgarischen Streitkräfte angeordnet hat, ist mit jedem Tage zu erwarten, daß auf dem ganzen Balkan wichtige Entscheidungen getroffen werden. Der Druck des Vierverbandes auf die Regierungen von Sofia, Bukarest und Athen hat seither mit verstärkter Kraft erneut eingesetzt. Die Richtlinie der bevorstehenden Ereignisse wird von Bulgarien vorgezeichnet werden. Sein Herrscher, aus dem Hause Koburg, der sich seit dem Tage von Tirnovo 1908 „Zar" nennt, steht jetzt im Alter von 54 Jahren. Er ist nicht der Mann, sich willenlos von fremden Einflüssen schieben zu lassen. Seine Gattin, Zarin Eleonore, ist eine geborene Prinzessin Reuß (J. L.) Seine ruhig abwägende, den richtigen Augenblick scharf und sicher erspähende Art ist eine starke Bürgschaft dafür, daß das Land den Lockungen der Entente-Diplomatie die kühle Wirklichkeits-Rechnung entgegenstellen wird, die Bulgarien unbedenklich an die Seite der Zentralmächte verweist. An seinem Ministerpräsidenten Radoslawow hat König Ferdinand einen kräftigen Rückhalt gegen die Treibereien der russenfreundlichen Elemente in Bulgarien, die übrigens seit der bulgarischen Mobilmachung ihre Pfeile in die Köcher zurückgesteckt haben und dem König gegenüber eine neutral-abwartende Stellung beobachten. Das bulgarische Volk, das die Lehren des Balkankrieges, die Demütigung Bulgariens durch russisch-serbische Verräterei noch als brennende Wunde verspürt, steht in seiner großen Mehrheit geschlossen hinter seiner Regierung. Es ist von der Erkenntnis durchdrungen, daß jetzt oder nie das große nationale Ziel, der Erwerb des bulgarisch bevölkerten Mazedoniens, erreicht werden kann, und zwar nur, wenn Bulgarien sein Schicksal an das der Zentralmächte kettet.





Von den ersten Berliner Trabrennen in der Kriegszeit. Phot. R. Sennecke.

Feldgraue Zuschauer.

Der Ablauf im Zweijährigen-Rennen.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

3. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches Copyright 1915, by Ullstein & Co.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Inhalt des bereits erschienenen Romananfanges:

In der Nacht vor dem allgemeinen Vorstoß der russischen Heere über die deutsche Grenze geht Freiherr Egon von Heidedorff, Rittmeister im russischen Dragonerregiment Großfürst Konstantin, durch das Truppenlager von Grajewo. Ein bejahrter Stabsoffizier, der sich als Graf Schuwalow vorstellt und mit dem Kommandeur des 10. russischen Armeekorps, dem General Bariatinsky, befreundet ist, spricht den Rittmeister an. Er nennt den Krieg gegen Deutschland ein Verbrechen; mit unterdrückter Empörung antwortet der von militärischem Ehrgeiz beseelte Heidedorff. Ein Auto mit der schönen Tänzerin Jelena Napierowna, der Geliebten Schuwalows, naht. Der Rittmeister, der allein zurückbleibt, begiebt sich in ein von angetrunkenen Offizieren erfülltes Lokal und verläßt es bei Tagesanbruch. Sein Regiment marschiert auf. Kommandeur ist der junge Prinz Pawel Alexandrowitsch, ein Verwandter des Zarenhauses. Der Adjutant der großfürstlichen Hoheit, die übernächtig auf dem Pferd sitzt, teilt dem Offizierkorps den Gefechtsbefehl mit. Heidedorff meldet sich; er kennt einen geheimen Uebergang über das Barannar Moor. Der junge Prinz weist ihn hochmütig ab. Die russischen Dragoner reiten auf das an der Grenze gelegene Gut Groß-Heinrichsdorff zu, das von einer deutschen Offizierspatrouille besetzt ist. Heidedorff erschießt deren Führer, den Leutnant Karl von Gorski, und nimmt die Pistole des Toten an sich. Nach dem kurzen Nahkampf reitet der Prinz in den Hof ein. Auf sein Geheiß werden drei Gutsarbeiter erschossen, das Gehöft wird trotz Heidedorffs scharfem Protest geplündert und in Brand gesteckt.

Der Freiherr von Heidedorff wandte sich kurz um: „Leutnant Opalkin?"

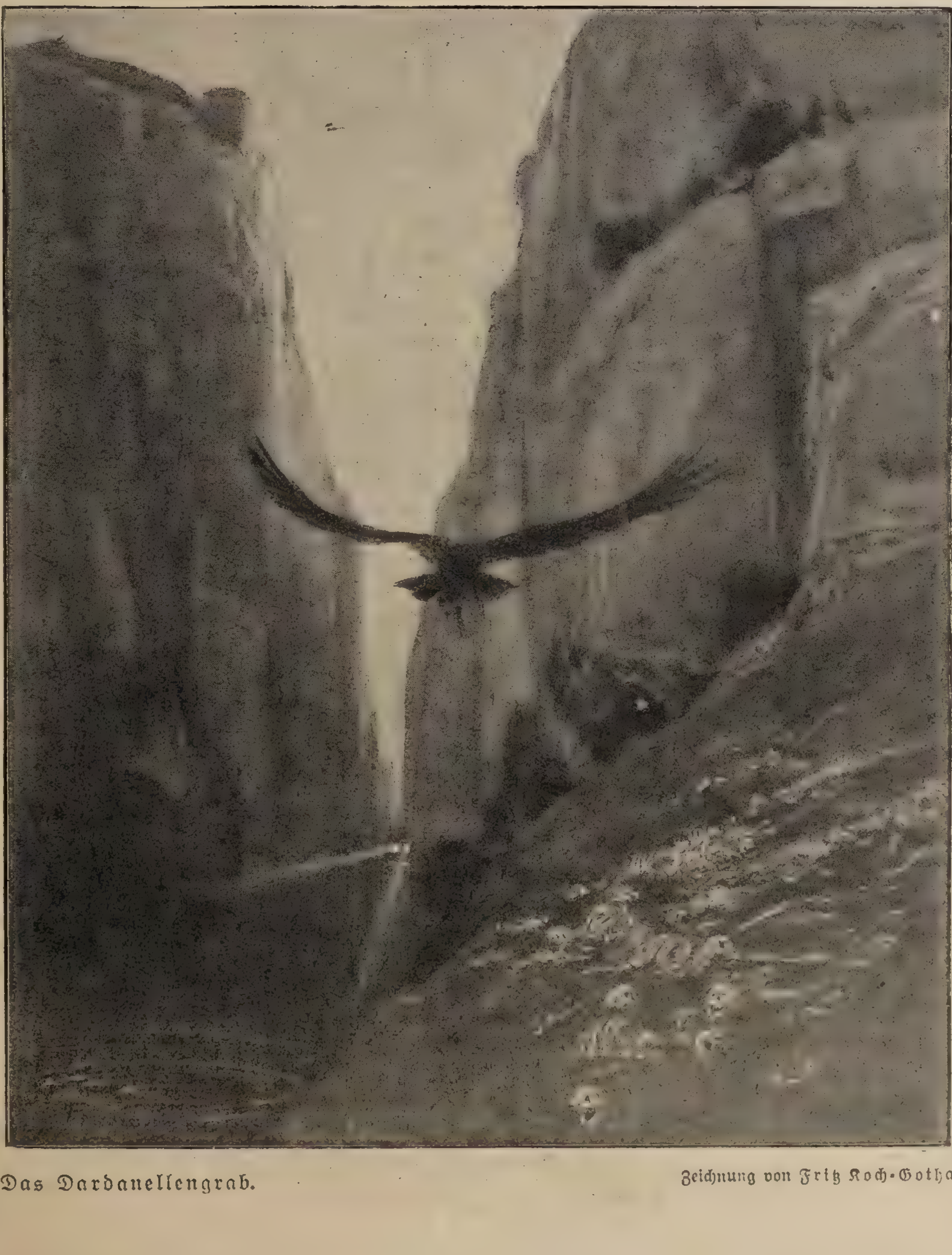
„Herr Rittmeister?"

„Sie haben eben in so hervorragender Weise die Erschießung der drei Arbeiter geleitet — bitte übernehmen Sie jetzt auch die Oberaufsicht über die Zerstörung des feindlichen Gehöftes!" — Der Leutnant klappte die Hacken zusammen, in seinen tiefliegenden, kleinen Augen blitzte es tückisch auf.

„Herr Rittmeister dürfen versichert sein, daß ich die Auszeichnung, die auch in diesem Befehle liegt, zu würdigen weiß . . ."

Der zur Verfolgung der feindlichen Patrouille ausgeschickte Halbzug kehrte zurück, zwei Sättel waren leer. Der Führer, Leutnant Chrzesczinski, meldete, dicht vor dem Waldrande auf der Höhe hätte er gut gezieltes Feuer bekommen. Verlust zwei Tote und fünf leicht Verwundete. Als er attakkierte, wäre bei dem zwischen den Stämmen hängenden dichten Nebel vom Feinde nichts mehr zu finden gewesen. Auch der Wagen wie von der Erde verschwunden. Aber vielleicht, wenn man nach dem Fallen des Nebels den Wald planmäßig von zwei oder drei Schwadronen durchsuchen lassen würde . . .

„Danke," sagte der Rittmeister, „ich für meine Person wünsche gegen Frauenzimmer und Kinder keinen Krieg zu führen." Er hob grüßend die Hand, nahm ein Dutzend seiner Leute zusammen, um auf einer stillen Wiese im Schloßpark den Gefallenen ein gemeinsames Grab schaufeln zu lassen. Als der kleine Leutnant herbeigetragen wurde, den er aus dem Sattel geschossen hatte, ließ er ihn nach einem Erkennungszeichen durchforschen, das über seine Persönlichkeit Aufschluß gegeben hätte. Aber nichts fand sich mehr in seinen Taschen, die Plünderer hatten rasche und gründliche Arbeit getan. Da ließ er ihn in ein Einzelgrab betten, schrieb auf ein glattes Brett, das in der Nähe lag, mit deutscher Schrift die Worte: „Hier ruht ein tapferer deutscher Offizier vom siebzehnten Dragoner-Regiment. Das Wappen auf der ihm abgenommenen Waffe zeigte in schräggeteiltem Schild links eine Sichel, rechts ein Kreuz." Das Brett stieß er zu Häupten des frisch aufgeworfenen Hügels tief in die Erde, nahm die Mütze ab und sprach für das Seelenheil des von seiner Hand Gefällten ein stilles Gebet . . .



Das Dardanellengrab. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

In einer geräumigen Laube des Gartens hatte sich um den prinzlichen Kommandeur fast das ganze Offizierkorps des Regiments versammelt. Einer der Herren schien Witze zu erzählen, von Zeit zu Zeit brach die Gesellschaft in lautes Lachen aus. Der Hofraum war voll von abgesessenen Reitern, aus der Brennerei kam das geliebte und — ach — so lang entbehrte feurige Wässerchen in allen möglichen Gefäßen, die Kerle schöpften mit Kochgeschirrdeckeln, tranken, soviel in sie hineinging. Ein Teil von ihnen sang schon schwermütige Lieder, noch eine knappe Stunde, und das ganze Regiment lag in viehischer Besoffenheit auf der Erde. Mit einer Art zorniger Verbissenheit mußte Heidedorff denken: dann ein einziger Zug deutscher Infanterie über die Gesellschaft! Wie eine Herde wehrloser Hammel wurde sie abgeschlachtet . . . Unwillkürlich bekreuzigte er sich, solche Gedanken durfte man nicht einmal im Spaß fassen, sonst trafen sie ein . . . Zur Sicherheit aber gedachte er, für sein Teil die Pflicht zu erfüllen, die Posten zu revidieren, die er bei der Besetzung des Gehöftes ins Vorgelände geschickt hatte. Er war im Begriff, seinen Gaul zu besteigen. Die Freitreppe des im Dachstuhl schon brennenden Schlosses kamen dreißig oder vierzig Dragoner herab, bepackt mit allerhand unnützen Beutestücken. Ein halb Dutzend von den Kerlen hatten sich mit Weiberröcken ausstaffiert. Einer schleppte ein fast mannshohes Bild in schwerem Rahmen. Er winkte ihn heran und mußte unwillkürlich lachen: „Mein Sohn, willst Du Dir das Bildchen da vielleicht als Andenken mitnehmen?"

Der Dragoner riß die Hacken zusammen.

„Nein, Herr Rittmeister, aber es sieht aus wie ein lebendiger Mensch. Und ich bekam Angst, das Weib da mit seinen Augen könnte mir was Böses anwünschen, wenn ich's nicht aus dem Feuer trag'."

„Na, denn stell's mal da hin . . ."

Das Bild zeigte eine Dame von etwa dreißig Jahren in Reifrock und gepuderter, hoher Perücke. Und der abergläubische Dragoner hatte recht gehabt, das Gesicht nahm sich aus, als wenn es lebte. Zwei hochmütig blickende Augen folgten dem Beschauer, wohin er sich auch wenden mochte. In der Ecke rechts oben stand eine französische Inschrift: „Amélie de Gorski, née Baronne de Heidedorpf, 1704—31" . . Ein Wappen war daneben gemalt, es zeigte in schräg geteiltem Schilde links eine Sichel, rechts ein Kreuz . . .

Da flog dem Rittmeister ein seltsames Frösteln über den Rücken. Er hatte einen getötet, dem er durch gemeinsames Blut verbunden war! Ein paar Augenblicke stand er im Banne dieser Empfindung. Dann schüttelte er sie ab, schwang sich mit einem trockenen

Auflachen in den Sattel. Der baltische Adel war mit dem deutschen noch vielfach verschwägert. Das konnte eine schöne Bescherung werden, wenn er sich jedesmal vor einem Angriff fragen sollte: Schießest du da nicht vielleicht einen aus deiner väterlichen Sippe über den Haufen? . . . Der Teufel sollte sie alle holen, sie hatten — weiß Gott — nicht dafür gesorgt, daß er irgend etwas mit ihnen gemeinsam hatte außer dem leeren Namen! Dem Namen, der ihm jedesmal, wenn er seine Pflicht zu erfüllen glaubte, den Schimpf eintrug, er wäre ein verkappter Deutscher . . .

Es dauerte eine ganze Weile, bis er seinen ersten Doppelposten fand. Die beiden Kerle hielten in einem Gebüsch, das ihnen gute Deckung gab, aber wenig Aussicht bot. Da führte er sie auf die zunächst liegende Höhe und fragte sich im stillen, ob er denn ein so schlechter Lehrer gewesen sei, daß seine Kerle beim ersten Ernstfalle alles mühsam Eingepaukte vergaßen . . .?

Einer der beiden Dragoner war ein evangelischer Lette, soviel er sich entsann, aus einer besonders ketzerischen Sekte, die den Sonnabend heilig hielt, aber die eine gute Eigenschaft besaß, die Lüge wie eine Pest zu verabscheuen.

„Prikupatis," fragte er, „wie war das, als Du mit der Spitze in den Hof kamst? Hat da der alte Herr im weißen Staubmantel zuerst geschossen oder einer von unseren Kerls?"

„Einer von uns, Herr Rittmeister. Die Frauenzimmer schrien alle durcheinander, weil der mit der Hasenscharte, der Golubj, ein feines junges Fräulein gefangen hatte. Er trug sie mit Lachen und schrie, sie sollte sich freuen, er hätte schon seit 'nem halben Jahr kein Weib gehabt. Da kam der alte Baron mit der Flinte aus dem Haus, sah sich um. Aber er stand kaum, da fiel er auch schon, einer von uns hatte geschossen. Wer, weiß ich nicht. Und wie der Baron umfiel, gab es aus seiner Flinte einen Knall. Der Wachtmeister Okun faßte nach dem Leib, schrie laut, er würd' sein Weib nicht mehr sehen, auch nicht seine Kinder, aber bald wurde er still. Und in dem Augenblick kamen auch schon die Deutschen . . ."

Egon von Heidedorff nickte, er hatte recht gehört. Aber was nützte die nachträgliche Feststellung? Die drei unschuldig Erschossenen waren nicht mehr aufzuwecken! Zugleich aber gab er sich einen Ruck. Das war wohl ein wehleidiges Erbteil von Mutterseite, daß er sich im harten Krieg mit so weichlichen Grübeleien plagte! Und wer mochte wissen, wie die Deutschen in seinem Vaterlande hausen würden, wenn sie zu einem Einbruch genug Menschen gehabt hätten?

Vor seinen Augen breitete sich plötzlich ein gleißender Schein über dem grünen Wiesenhang. Er wandte den Kopf. Aus dem Brennereigebäude lohte eine himmelansteigende Flamme, kurz danach kam das dumpfe Dröhnen einer gewaltigen Explosion. Und wenige Augenblicke später ein seltsames Geräusch, wie das ins Riesenhafte vergröberte Steppen einer Nähmaschine hörte es sich an. Tausend Menschenstimmen brüllten auf in einem einzigen Schrei, ein abergläubischer Schreck preßte ihm eine Sekunde lang das Herz zusammen. Er hatte es vorhin berufen gehabt, das Unglück! . . . Aber das war Narretei, eine einzige Schwadron feindlicher Reiter versuchte da einen frechen Ueberfall, mehr konnte nicht unterwegs sein, falls die Nachrichten nicht getrogen hatten. Und wenn man da unten im Gehöft nicht den Kopf verlor, war es ein leichtes, die ganze Gesellschaft zusammenzuhauen oder gefangen zu nehmen, trotz der zwei oder drei Maschinengewehre, die sie mit sich führte. . . Er stieß seinem Gaul die Sporen in die Flanken, jagte den Weg zurück, den er gekommen war. Aus dem breiten Tor zwischen den beiden ersten Scheunen flutete ihm ein Strom von schreienden Menschen entgegen, zu Fuß und zu Pferde durcheinander. Er setzte über den Graben zur Seite der Straße, um nicht mitgerissen zu werden, brüllte: „Halt, halt!", daß ihm fast die Adern platzten. Es war fruchtloses Beginnen, ebensogut hätte er einen Bergsturz aufhalten können mit dem Schall seiner Stimme. . .

Auf der anderen Seite des brennenden Gehöftes erscholl brausendes Hurra, aber auch die Ueberfallenen schienen sich zum Widerstand zusammenzuschließen. Schüsse knatterten auf, er hörte russische Signale. . .

Unter den zu Fuß Flüchtenden erspähte er den Prinzen. Der rannte, mit einer weißen Serviette in der Linken, in der Rechten ein Tischmesser — es war ein lächerlich trostloser Anblick! Aber vielleicht — so überlegte er kurz — wenn er das großfürstliche Regimentskommandeurlein in einen Sattel brachte, war noch alles zu retten. Die Leute krochen vor ihm, als einem Angehörigen des Kaiserhauses, in unterwürfiger Scheu, ein herrischer Befehl aus seinem Munde brachte sie vielleicht zum Stehen. . .

Er setzte über den Graben, schwang sich aus dem Sattel, rannte — den Gaul am Zügel — mitten im Gewimmel neben dem Prinzen her. Er schrie ihn an: „Großfürstliche Hoheit, hier ist ein Pferd, auf und 'rauf, wir müssen die Leute zum Stehen bringen!" . . . Der junge Herr sah ihn aus weit aufgerissenen Augen ohne Verständnis an, Speichel rann ihm aus dem Munde. Endlich aber schien er begriffen zu haben, eine kräftige Nachhilfe, er flog in den Sattel, mit dem Kopf auf den Hals des Pferdes. Ein paar Augenblicke dauerte es noch, bis er Bügel und Zügel hatte. Statt aber zu halten, hieb er die Sporen ein, jagte wie ein Besessener davon. Der Rittmeister rannte ihm nach, wie mit einer Axt vor den Kopf geschlagen, ganz betäubt und dumm. . . Aber das ging doch nicht... ging nicht, der Regimentskommandeur hatte ihn offenbar mißverstanden. . . Und plötzlich schrie er auf in einem Zustand zwischen Lachen und Weinen: „O Schmach . . . Schmach über die Welt . . . ein ganzes Regiment reißt aus mit einer großfürstlichen Hoheit an der Spitze... die Ingermanländischen Dragoner reißen aus, weil sie einen Jammerlappen zum Führer haben . . . ein feiges Kaninchen, dessen Vater ein Hase war . . . da, seht, Leute, wie ihn die Angst gepackt hat . . . meinen sauberen Sattel beschmutzt mir das feige Aas." . . . So schrie er im Rennen, erschöpfte sich in unflätigen Schimpfworten, bis ihm eine Kruste von Staub und Speichel vor dem Munde stand, die heisere Stimme den Dienst versagte. . .

Die Deutschen waren mit einem Maschinengewehr um das Gehöft gejagt, bestrichen den in einer dichten Staubwolke dahinrasenden Strom der Flüchtlinge von der Seite. Die ersten Kugeln pfiffen zischend über die Köpfe, dann faßten sie, und die Kerle fielen wie Halme unter einer mähenden Sense. Brüllende Menschenstimmen mischten sich mit dem gräßlichen Aufschreien der getroffenen Pferde. . . Und überall dazwischen undurchdringlicher Staub, der Mund und Nase füllte, das Atmen zu einer Qual machte. . . Da kroch auch ihm das Grauen über den Rücken, die sinnlose Angst der anderen überfiel ihn wie ein ansteckendes Fieber. . . Ein reiterloser Gaul neben ihm schleppte die Zügel, er faßte sie, stolpernd, ließ sich ein Ende mitschleifen, kam in den Sattel. Und dann jagte er mit, immer nur den einzigen Gedanken im Kopf: Für diesmal bist du noch glücklich entronnen. . .

Erst weit jenseits der Prostker Landstraße kam die sinnlose Flucht zum Stehen. Zunächst vielleicht, weil der Prinz vor Erschöpfung sich nicht mehr in den Steigbügeln halten konnte. Dann aber auch, weil die Leute aus dem Anblick frischer Truppen, an denen sie vorbeigerast waren, Vertrauen geschöpft hatten, sie wären endlich in Sicherheit. Der Regimentsarzt bemühte sich um den jungen Kommandeur, der in einem ohnmachtähnlichen Zustande auf der Erde lag, der Rittmeister von Heidedorff sammelte in einer Talmulde, was von den Ingermanländischen Dragonern übrig war. Die Scham fraß ihm am Herzen, nur mit Mühe gelang ihm der Aufwand an Energie und Stimme, der nötig war, in den versprengten Trümmern Ordnung zu schaffen. . . Zwei Schwadronen brachte er schließlich zusammen, bei dem Geschäft des Neurangierens kehrte ihm allmählich die Sicherheit wieder. Zugleich mit der Hoffnung, die Niederlage wäre vielleicht gar nicht so groß gewesen. Auf der anderen Seite des Gehöftes hatten doch drei Schwadronen gehalten, mit Posten nach der Flanke. . . Die hatten sicherlich zähen Widerstand geleistet, den Feind womöglich im Gegenstoß geworfen. . .

Ueber die Höhe kam ein einzelner Reiter auf abgetriebenem Gaul. Schon von weitem erkannte er mit seinen scharfen Augen den Führer der zweiten Schwadron, sprengte ihm entgegen.

„Na, wie steht's?"

Der Rittmeister Jergunow sah ihn verständnislos an, er mußte seine Frage wiederholen. Aber auch danach dauerte es eine ganze Weile, bis er sich zu einer Antwort entschloß.

„Wie's steht? Gott und der heiligen Jungfrau sei Dank, gut! Ich bin noch am Leben!"

„Na, und die anderen?"

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln.

„Was weiß ich? Vielleicht sind sie gefangen genommen oder tot . . . ich habe nicht hinter mich gesehen. Ich war froh, wie ich aus dieser Hölle draußen war!"

Egon von Heidedorff rüttelte ihn an der Schulter.

„Herr, nehmen Sie sich zusammen, wir müssen doch Rechenschaft ablegen, werden vor ein Kriegsgericht gestellt! Ich kann ja nachweisen, daß ich bei meiner Schwadron keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen habe.". . .

Der andere lachte trocken auf.

„Heidedorff, was faseln Sie da? Ein Kriegsgericht, wo wir einen Verwandten des Kaiserhauses zum Kommandeur haben? Belobt wird er werden, weil es ihm gelungen ist, einen Teil des Regiments aus einem mit gewaltiger ‚Uebermacht' ausgeführten Angriff der Deutschen zu retten. Und da die aus einer einzigen Schwadron bestehende Uebermacht nach dem gelungenen Handstreich sich wieder zurückgezogen hat, wird im Tagesbefehl ein Sieg gemeldet werden. Darin sind die hohen Herren vom Oberkommando Meister — noch von Mukden her! So werden wir auch in diesem Feldzug siegen, bis es eines Tages heißen wird: die Gefechtsfront ist aus strategischen Rücksichten rückwärts verlegt worden, in die Nähe von Petersburg!"

„Jergunow, zu Ihrer Ehre will ich annehmen, Sie haben Ihren Verstand noch nicht beisammen! Was hat dieses Vorpostenscharmützel mit dem Ausgang des Krieges zu tun? Das hier ist doch eine Ausnahme, bei der tausend unglückliche Zufälle sich ereigneten. Nicht zuletzt die blödsinnige Meinung, wir könnten bei unserem Spazierritt zum Sdrinsnosee unter keinen Umständen auf feindliche Kräfte stoßen." . . .

Der Führer der zweiten Schwadron nickte.

„Sie haben recht, es war ein Zufall! Aber warum soll sich der nicht im großen wiederholen? Und nicht einmal, sondern so oft, bis wir wieder am Boden liegen?. . . Vorhin, als ich der großen Staubwolke nachritt, die mir den Weg des Regiments zeigte, hatte ich eine Art von Vision. Tausende sah ich schreiend durcheinanderrennen, weil ihre Führer den Kopf verloren hatten. Tausende fielen um wie Halme unter der Sichel des Schnitters, und aber Tausende jagten davon in sinnloser Flucht. . . Man reitet unter sie, haut mit der flachen Klinge dazwischen: ‚Kanaillen, wollt Ihr wohl stehen?' . . . Sie sehen einen aus verblödeten Augen an, rennen weiter. Und immer da hinten die Schreie der nachstürmenden Sieger. Da packt einen schließlich auch eine Angst, man rennt mit, nur den einen Gedanken im Kopf, das eigene bißchen Leben zu retten. . . Und jetzt seien Sie mal ehrlich, Heidedorff! . . . Was haben Sie gedacht, als Sie ausreißen mußten?"

Egon von Heidedorff schluckte auf, seine Stimme klang heiser.

„Genau dasselbe wie Sie, Jergunow! Man wird angesteckt von dem Wahnsinn der Masse. Aber, verlassen Sie sich darauf, ehe morgen die Sonne aufgeht, ist der Fleck vom Schild der Ingermanländischen Dragoner getilgt!"

Der andere machte eine trostlose Handbewegung. „Redensarten! Oder vielleicht in dem erlogenen Korpsbefehl. Das bringt uns nicht drüber weg, daß wir" . . . Die Stimme schlug ihm plötzlich um, seine Nerven brachen in einem Aufschluchzen zusammen. . . „Vor einer Handvoll Menschen sind wir ausgerissen, kaum mehr als hundert mochten es sein . . . ich pflichtvergessener Hund war gerade auf dem Wege zum Prinzen, sagte mir: ‚Wozu sollst du allein bei deiner Schwadron bleiben, wenn alle anderen Offiziere sich da in der Laube mit allerhand guten Sachen mästen?' Champagnerpfropfen knallten da, und die

Kerle im Hof soffen Schnaps. . . Seine Großfürstliche Hoheit lachten aus vollem Hals, weil ein paar Dragoner in gestohlenen Weiberröcken vor ihm einen unzüchtigen Tanz aufführten. . . Der Adjutant Czapka kommandierte, ich aber — Heidedorff, ich schwör' Ihnen — ich ekelte mich! Und ich dachte, mit einer Kanone voll Dreck müßte man diesen Prinzen erschießen, samt seinem Adjutanten, die beiden Kerle verderben uns die ganze Disziplin! Und da mit einemmal das Unglück. In der Brennerei platzt ein Kessel. Feuer fliegt aus dem Dach. Alles duckt sich, hält den Atem an. Eine unheimliche Stille. Und mitten hinein, wie ein Messer, ein deutsches Kommando. . . Bruder Heidedorff, den Augenblick vergess' ich nie mehr wieder im Leben! Du besinnst Dich, die eine Seite des Hofes ist frei, da hielt, keine zweihundert Schritte von uns, dieser preußische Rittmeister, der Dich damals so abgefertigt hatte bei dem Zusammenstoß an der Grenze. . . Die ersten Sonnenstrahlen blitzten auf seinem hochgehobenen Säbel, und mit diesem Zeichen ließ er den Tod auf uns los! Wie Hunde bellten die Maschinengewehre, wie tausend bissige Hunde, und unsere Kerle brüllen auf in einem einzigen Schrei! Schreien und rennen durcheinander, fallen und wälzen sich, springen wieder auf und fallen von neuem . . . überall seh ich Blut spritzen, rotes Blut, ganze Klumpen von Menschen, rot von Blut, und immer diese gräßlichen Schreie . . . einer von den Kerlen im Weiberrock rennt immer im Kreise, brüllt: ‚O, meine Augen . . . helft, Brüder, ich bin blind, werd' nie mehr meine Mutter sehen' . . . Ich denk — ganz blöd — an einen Hasen auf der Treibjagd, der auch so im Kreise rannte, weil ich ihm die Augen ausgeschossen hatte. . . Vor mir auf dem Tischtuch ist plötzlich ein großer Blutfleck, der Rittmeister Rasum stützt sich auf die Hände und erbricht Blut. . . Da, Bruder, sind mir die Aengste wie Frostschauer über den Rücken gejagt! Ich laufe durch den Garten, vor mir hat der Leutnant Krasnij ein Pferd eingefangen, schwang sich hinauf . . . und da — Vater im Himmel, vergib mir — ich hatte schon die Pistole gezogen! . . . Ich hab' eine Frau zu Haus' und zwei kleine Kinder, aber ich brauchte die Tat nicht auszuführen, der Feind besorgte sie für mich . . . der Leutnant fiel auf der anderen Seite hinunter. Das Pferd war frei.“ . . .

Der Rittmeister Jergunow ließ den Kopf auf die Brust sinken, die klaren Tränen rannen ihm unaufhaltsam aus den Augen in den Bart. Egon von Heidedorff hatte schon längst nicht mehr zugehört, ein Gedanke war plötzlich in ihm aufgeflammt wie ein blendendes Licht, füllte seine Adern mit neuem Leben, beherrschte ihn ganz und gar. Diese Niederlage war sein Aufstieg! Das Schicksal bereitete ihm einen Triumph, wie er köstlicher nicht auszudenken war. Und mit Frohlocken dachte er an das stolze Wort, das er — kaum ein paar Stunden war es her — zu dem spöttischen Grafen Schuwalow gesprochen hatte: aus eigener Kraft wolle er sich sein Schicksal bereiten. . .

Da vor ihm, mit niedrigen Birken und Kusselkiefern bewachsen, dehnte sich — eine Viertelmeile in der Breite und wohl drei Meilen lang — das Barannner Moor. Die Feinde drüben betrachteten es als eine unüberwindliche Schutzmauer, er aber kannte einen Weg! Einen Weg, den er mit Lebensgefahr erst vor wenigen Wochen erkundet und fest seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Verlassene schmale Pfade von Torfstechern waren es, kaum breit genug, einen einzelnen Reiter zu tragen, liefen im Zickzack zwischen tückischen Löchern und schwappenden Mooswiesen. Er aber kannte diese Pfade so genau, daß er sie auch im schwachen Lichte eines eben aufdämmernden Morgens wiederzufinden und zu passieren hoffte. Auf der anderen Seite sammelte er seine zweihundert Kerle, die mit ihren kleinen struppigen Gäulen wie Füchse durchs Moor geschlichen waren, holte in weitem Bogen hinter dem Rücken des Feindes aus — und dann, Herr Baron Foucar, gab es ein Wiedersehen! Eine blutige Vergeltung für den Zusammenstoß damals an der Grenze und das Stücklein von heute früh. Die heiße Vorfreude sprengte ihm fast die Brust, es konnte kein Mißlingen geben! Nur wenn die feindliche Stellung, auf die seit einer halben Stunde die Granaten hämmerten, vorzeitig von der andringenden Uebermacht eingedrückt wurde, war sein Traum von Ehre und raschem Aufstieg wieder einmal eine Seifenblase gewesen. . . Und da schickte er aus tiefstem Herzensgrund ein inbrünstiges Gebet zu seinem Schutzheiligen empor, zu Sankt Georg, dem Schirmherrn aller tapferen Reiter. Bat ihn, den Widerstand der Deutschen da drüben einen Tag und eine Nacht lang zu stärken, bis er mit seiner Schar wie ein Ungewitter über sie käme. Ohne es zu wissen, sprach er in Gedanken das Gebet in der Sprache der Feinde. Es war eine Angewohnheit aus frühester Jugendzeit. Als er ganz klein war, pflegte er mit seiner jüdischen Mutter auf deutsch zu beten — — —

IV.

Der Tag war glutheiß gewesen. Die Sonne, die gleichmütig zugesehen hatte, wie unten auf der kleinen Erde das Menschengewürm sich wieder einmal gegenseitig vernichtete, neigte sich zum Untergange. Sie sank langsam in eine am Horizont stehende Wolkenbank, dunstige Schleier schoben sich vor ihre matt rötlich schimmernde Scheibe — sichere Vorboten von Regen und schlecht Wetter.

In dem Schützengraben, dicht vor dem kleinen Flecken Neuendorf, der die Enge zwischen Sdrinsnosee und Barannner Moor sperrte, sah es trostlos aus. Von dem Vierteltausend, das ihn am frühen Morgen bezogen hatte, war kaum die Hälfte noch übrig. Die russische Artillerie war besser, als man sie im Frieden eingeschätzt hatte. Nach dem ersten, mehr zur Probe vorgeschickten Infanterieangriff hatte sie — dank ihren vorzüglichen Beobachtern — die Lage der deutschen Verteidigungslinie genau erfaßt und deckte den Graben mit Schrapnellfeuer zu. Aber jedesmal, wenn ihre oberste Führung annahm, da drüben könnte keine Maus mehr am Leben sein, erhielten die zum Sturm angesetzten Infanteriekolonnen so wütendes Feuer, daß sie auseinanderspritzten, glatt am Boden zurückkrochen, bis sie hinter einer leichten Erdwelle vor dem vernichtenden Bleihagel in Sicherheit waren. Viermal hatte die Artillerie vorgearbeitet, viermal stürmte die Infanterie nach. Die ersten Spritzer der heranjagenden Brandung kamen nur bis an die stachelbewehrten Drahtverhaue und blieben dort hängen. Die große Flut hinter ihnen ebbte zurück. . . .

Da beschloß der General Bariatinsky, in dem Angriff eine Pause eintreten zu lassen, das Herankommen schwerer Artillerie abzuwarten. Die deutschen Stellungen schienen stärker zu sein, als die Spionenmeldungen angegeben hatten. Um ihren Widerstand zu brechen, hätte er Tausende opfern müssen, und da standen Einsatz und Gewinn in schlechtem Verhältnis. Es wäre sehr angenehm gewesen, auch das ostpreußische Seendefilee mit seinen vorgeschobenen Stellungen im allerersten Anlauf zu nehmen, schon des moralischen

Eindrucks halber, für den Gesamterfolg aber machten ein paar Tage Verzögerung nichts aus. Im Norden wälzte sich die Armee des Generals Rennenkampf von Kowno her über die feindliche Grenze, von Südosten aus Warschau kamen die Heeressäulen des Generals Sassonow . . .

Die Spionenmeldung jedoch war schon ganz richtig gewesen. Mehr als eine Kompagnie von den Hundertsiebenundvierzigern und eine Schwadron Ordensburger Dragoner waren für die Verteidigung der Sperre nicht eingesetzt. Aber es waren lauter handfeste Masurenjungen, die für ihre Heimat fochten. . . Hinter der Brustwehr, die sie hielten, rafften die Eltern und Geschwister das bißchen bewegliche Habe zusammen, trieben das Vieh in Sicherheit und retteten sich vor Totschlag und Schändung. . . Da achtete man nicht darauf, ob rechts und links die getroffenen Kameraden aufschrien oder still zusammensackten, zielte und schoß, bis man die glühende Flinte nicht mehr in den Händen halten konnte. Zu einer Maschine wurde man, die mechanisch immer dieselben Bewegungen vollführte. Ein hebelnder Griff, der von der Tasche her den Patronenrahmen in die Kammer drückte, fünfmal danach krümmte sich langsam der Zeigefinger unter dem sorgfältig zielenden Auge, und einen heißen Atemzug gab es jedesmal, wenn in der Verlängerung der Visierlinie einer kopfüber stürzte oder mit gellendem Aufschrei die Arme in die Luft warf. Abgerissene Zurufe dazwischen, höhnisch geschriene Fragen, die in der anstürmenden Masse mit einem Aufbrüllen beantwortet wurden oder einem stummen Zusammenbrechen . . . „Hast Du nu genug, Du graues Beest, oder willst noch eine?" „Wie ist Dir denn zumut, Du Kwasfresser, daß Du jetzt Blei schlucken mußt? Schmeckt nicht gut, he?" „Und — nicht wahr — Bruder Ruß, unsere Mädchen küssen fein? Bloß ein bißchen heiß, was?"

So höhnten und feuerten sie, die Maschinengewehre rasselten, bis wieder einmal ein Ansturm abgeschlagen war. Dann aber gab es so viel zu tun, daß man gar nicht zum Nachdenken kam. Die eingeschossenen Stellen des Grabens waren wieder auszuheben, die Schwerverwundeten und Toten mußten nach rückwärts geschafft werden, frische Munition wurde herbeigeschleppt und Wasser für die Verschmachtenden. Die Lücken hinter der Brustwehr wurden von Dragonern ausgefüllt, und nun konnten sie wieder kommen, die Russen. Aber sie durften sich darauf verlassen, an dieser Stelle brachen sie nicht durch . . .

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Handzeichen. Da es trotz aller Bildungsbestrebungen noch eine ganze Reihe Menschen gibt, die nicht schreiben, also auch nicht mit ihrem Namen unterschreiben können, so ist noch heute ein gerichtlich gültiges Zeichen, das Handzeichen, dafür erlaubt. In den meisten Fällen unterzeichnet ein Analphabet mit drei Kreuzen, die aber, um Rechtsgültigkeit zu haben, gerichtlich oder notariell beglaubigt sein müssen.

H. J. aus G. Unter Passiergewicht versteht man dasjenige Gewicht, das eine durch den Gebrauch abgenutzte Münze mindestens haben muß, um noch ein gesetzliches Zahlungsmittel zu sein. Das Normalgewicht der deutschen Zwanzig-Mark-Stücke beträgt 7,96495 g. Sobald durch die Abnutzung 0,03982 g, also ½ pCt., verloren gegangen sind, ist das Passiergewicht erreicht. Allein durch das Anfassen der Goldstücke sowie die gegenseitige Reibung im Portemonnaie gehen dem Deutschen Reich in einem Jahre an Goldwert etwa 120 000 Mark verloren.

Geschäftliche Mitteilungen.

Gustav Freytags gesammelte Werke (Romane, Erzählungen, Aufsätze und Dramen) gibt es jetzt in einer neuen wohlfeilen Gesamt-Ausgabe in 2 Serien von insgesamt 16 eleganten Leinenbänden. In unserer national bewegten Zeit dürfte kaum eine Gesamtausgabe so vielen Beifall finden wie diese. Sie gehört in jede Familienbücherei und in jede öffentliche Bibliothek und eignet sich hervorragend zu Geschenkzwecken. Mit dem wundervoll übersichtlichen und klaren Druck ist sie sicher auch älteren und schwachsichtigen Leuten sehr willkommen. Die Firma Karl Block, Berlin SW 68, Kochstr. 9, vertreibt das Werk zu außerordentlich günstigen Bedingungen, jede Serie (8 Bände) sofort vollständig franko lieferbar gegen monatliche Teilzahlungen von nur M. 3.—, beide Serien, also alle 16 Bände zusammen, gegen monatliche Teilzahlung von M. 5.— ohne Aufschlag.

Katarrhe des Halses und des Rachens, Schnupfen usw. können schwere chronische Erkrankungen werden und besonders in vorgerücktem Alter zu mancherlei Komplikationen führen. Ein guter Inhalator im Hause ist das beste Vorbeugungsmittel. Ein erprobter Apparat ist der Wiesbadener Tancré-Inhalator, was viele Dankschreiben bezeugen. Die Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden 388a, versendet an Interessenten eine belehrende Broschüre „Die Kur im Hause" kostenlos und ohne Kaufzwang.

„Hautana" heißt ein gesetzlich geschützter, waschbarer Büstenhalter aus elastischem, vollständig anschmiegendem Material hergestellt. Ohne jede Versteifung, wie Bänder, Fischbein usw., kann er direkt auf dem Körper getragen werden, ohne Korsett oder in Verbindung mit dem modernen Korsett. Er wird in allen Größen und in mehreren Ausführungen (für Damen mit starker Brust und für Sportzwecke auch mit Miederansatz) geliefert. Die fabrizierenden Firmen Ludwig Maier u. Co., Böblingen bei Stuttgart, und S. Lindauer u. Co., Cannstatt bei Stuttgart, weisen gern Bezugsquellen nach.

Die Schönheit heranwachsender Kinder wird oft durch hartnäckige Hautunreinheiten beeinträchtigt. Tägliche Waschungen mit Steckenpferd-Teerschwefel-Seife von Bergmann u. Co., Radebeul, bewähren sich außerordentlich gut.

Lebensgefährliche Katarrhe.

Hals- und Nasenkatarrhe entstehen durch Erkältung, die man sich in der jetzigen Jahreszeit leicht zuziehen kann. Welche Gefahren diese Katarrhe für den ganzen Körper bilden, wird leider noch nicht genügend gewürdigt, denn sie können jahrelang bestehen bleiben und jahrelang die Atmungsorgane besonders empfänglich für Ansteckung mit Tuberkulose, Diphtheritis, Lungenentzündung usw. machen, und es ist ziemlich sicher, daß die große Mehrzahl aller Tuberkulose-Erkrankungen ihren Anfang während solcher Katarrhe nahmen. Eine sofortige energische Bekämpfung jedes Katarrhs, mag er nun milde oder in der schweren Form der Influenza auftreten, ist deshalb unbedingt geboten. Sie geschieht durch Behandlung der erkrankten Schleimhäute mit desinfizierenden und lösenden Mitteln zwecks Abtötung und leichter Entfernung der Bakterienwucherungen. Das gelingt nun durch Tancrés Inhalator, aus welchem die Flüssigkeit in Form eines feinen, nicht nässenden, gasförmigen Nebels austritt, der bis in die feinsten Teile der Luftwege gelangt, und zwar derart fein, daß man diesen Nebel, wenn man ihn eingeatmet hat, wie Zigarrenrauch wieder ausstoßen kann. Dadurch erklären sich die schnellen, bisher bei Katarrhen der Luftwege ganz ungewohnten Erfolge, welche zahlreiche Aerzte veranlaßten, Tancrés Inhalator aufzunehmen und ihren Patienten zu verordnen. So schreiben:

Herr Robert Martin, Plauen i. V., Kaiserstr. 20, I: Mit dem mir im Februar cr. gesandten Inhalator habe ich die besten Erfahrungen gemacht und bin meinen alten bald 40jährigen Katarrh der Atmungsorgane und das in diesem Winter aufgetretene Asthma schnell und gründlich losgeworden. Ich empfehle den Inhalator wo ich kann und bitte einen an die Adresse lt. Bestellkarte sofort zu expedieren. Herr Lehrer Vogt, Elberfeld, Ravensberger Str. 40: „Mit dem vor sechs Wochen von Ihnen bezogenen Tancré-Inhalator habe ich sehr gute Erfolge erzielt. Ich litt schon seit 30 Jahren an Kehlkopf- und Rachenkatarrh, mehr oder weniger mit Auswurf verbunden, wodurch ich körperlich sehr herunterkam. Auch hatte ich oft einen hartnäckigen Schnupfen. Das Leiden ist jetzt vollständig geschwunden, was bei meinem Alter von 64 Jahren gewiß viel sagen will."

Warnung! Achten Sie genau auf den Namen Tancré und die patentamtliche Schutzmarke „Die Kur im Hause", damit Sie auch wirklich den echten und altbewährten Original-Tancré-Inhalator erhalten. Kein zweiter Apparat kann sich wie dieser auf nahezu 20 000 Zeugnisse von Aerzten und Patienten berufen.

Verlangen Sie kostenlos nähere Auskunft über den Original-Tancré-Inhalator und die belehrende Broschüre „Die Kur im Hause", ein Mahnwort an alle Katarrhleidenden von Carl A. Tancré, Wiesbaden 388.

Vermindern Sie Ihr Fett mit der neuen harmlosen Entfettungsmethode!

Neues kombiniertes Verfahren für Fettrückbildung!

Die meisten Damen (und auch Herren) der besten Gesellschaftskreise kennen bereits das Geheimnis, die Fettansetzung zu bekämpfen ohne schädliche Drogen, ohne Hungerdiät und ohne Körperübungen. Zweifellos haben Sie vor einiger Zeit auch gelesen von jener berühmten italienischen Schauspielerin, die von Berlin nach Hause zurückkehrte. Als sie abreiste, war sie etwas korpulent, nun, sagen wir ruhig, „fett" geworden, so sehr sogar, dass sie nicht gut mehr in jugendlichen Rollen auftreten konnte.



Aber bei ihrer Rückkehr waren ihre Freunde erstaunt über ihre wundervolle schlanke Figur und drängten sie, sich darüber zu erklären; doch sie machte Ausflüchte u. sagte nur, es wäre „sehr einfach". Natürlich, berühmte Persönlichkeiten wünschen nicht, dass ihr Name in Verbindung mit einer solchen Kur genannt wird.

Aber es braucht Ihnen nicht leid zu tun, dass diese neue Methode nicht bekanntgegeben wurde, denn wir sind im Besitze dieses Geheimnisses.

Diese Methode ist nicht nur zur Verminderung des Fettes am ganzen Körper geeignet, sondern auch für bestimmte Körperteile allein, z. B. Doppelkinn, starke Hüften, fetter Hals oder Schultern, dicker Bauch, fette Hände usw. Da gibt es keine schlechten Nachwirkungen. Alle Unannehmlichkeiten der Diätkuren, wie Enthaltung gewisser Speisen usw. sind ausgeschlossen, ebenso wie Turnübungen usw. Es ist tatsächlich kein System verbunden mit Schwitzen, Hungern, Laufen, Massieren, Bandagen oder Pillen. Mitglieder der besseren Gesellschaftsklassen würden nie eine Entfettungskur machen, die Arbeit erfordert, noch mehr aber verlangen sie, dass alles dabei harmlos ist. Niemals würden sie etwas anwenden, das der Gesundheit schaden könnte. Es muss angenehm und bekömmlich sein, und so ist diese neue Methode. Nun haben wir von diesen Entfettungskuren eine kleine Anzahl Proben zum Versand bereit, die wir ganz umsonst abgeben wollen.

Wir haben gefunden, dass die beste Reklame auf der ganzen Welt die Empfehlung von Mund zu Mund ist. Was eine Freundin der anderen zuflüstert, ist die wirksamste Methode, ein solides Geschäft für einen Artikel aufzubauen, der wirkliche, wertvolle Vorzüge besitzt. — Unsere kombinierte Entfettungs-Methode mit Reaktol eignet sich für Männer und Frauen und für jedes Alter und kann ganz im geheimen angewandt werden, im Hause, bei Besuchen oder auf der Reise.

Da diese Notiz wohl sehr viel Personen lesen werden, die wünschen, eine Gratisprobe ‚Reaktol' zu erhalten, so raten wir Ihnen, schnell zu handeln. Wir verlangen keinerlei Versprechen von Ihnen. Alles, was wir suchen, ist persönliche Empfehlung unserer immer von neuem wieder bewährten Reaktolkur unter Freunden auf Grund ihrer Ueberzeugung. — Wir bitten Sie, sich zu beeilen, versuchen Sie möglichst noch heute, uns Ihre genaue Adresse zukommen zu lassen. — Was Sie auch immer versucht haben mögen, diese Methode kennen Sie sicher noch nicht.

Reaktol-Versand, Berlin SO. 83, No. 67.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — al — beck — bing — diph — dri — e — el — el — fron — gra — hand — is — kel — l — la — la — leich — li — li — li — men — na — nam — net — nik — ö — pis — ra — reg — rie — rüt — se — strow — tar — te — tel — the — za — zu

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen neuen großen Sieg ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Preußischen General, bekannt aus dem Kriege 1870-71. 2. Geographische Bezeichnung. 3. Katholisches Fest. 4. Name eines biblischen Volkes. 5. Schmuckstein. 6. Andachtsstätte. 7. Krankheit. 8. Preußischen Patrioten. 9. Historischen Ort. 10. Preußische Stadt. 11. Beschossene serbische Stadt. 12. Metall. 13. Türkischen Hafenort. 14. Waffe.

Nächtliche Erscheinung.

Das Erste wohnt am Himmelszelt,
Es glänzt am Prunkkleid hoher Herren hell.
Weh Dir, wenn alles Dir das Zweite ist.
Und hat das Ganze Dir die Nacht erhellt,
Vergiß nicht, daß zu dieser Frist
Ein Wunsch Dir frei steht; wünsche schnell.

Die komische Figur.

(Von Peter Serwas.)

So wie die erste sich gar mancher nennt,
Der gern sich gütlich tun mag an der zweiten,
Doch wenn man als das Ganze ihn erkennt,
So wird das kein Vergnügen ihm bereiten.

Bilder-Rätsel.



Etwas Unentbehrliches.

Als Ganzes bin ich eingeführt,
Seit Krieg die Losung ist im Land,
Denn jedem ein Stück eins gebührt,
Durchs zweite ich den Weg stets fand.

Homonym.

Gern aufgefangen immer wieder,
So oft er fällt auf uns hernieder,
Läßt man nicht jedermann ihn sehn,
Auf daß ihn keiner mit heißt gehn.

Auch möchte mancher es erreichen,
Durch ihn die Wahrheit vorzutäuschen,
Doch häufig es geschehen mag,
Daß grad' durch ihn sie tritt zutag.

Russische Strategie.

Noch bevor die Schlacht das Erste ist,
Zeigen die Russen das Zweite
Und hier uns das Ganze!

Logogriph.

Dem Ehemann verbot das Wort
Das Wort, dem man den Kopf nahm fort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Abschaffung unnötiger Fremdwörter. 1. Alster. 2. Blonje. 3. Salat. 4. Champagner. 5. Ale. 6. Ferro. 7. Flotow. 8. Unterstand. 9. Nisam. 10. Galle. 11. Unger. 12. Niederdorf. 13. Namur. 14. Osterode. 15. Entfernung. 16. Tivoli.

Die verwandelte Frau: Draga — Garda.



Bei einem Landsturm-Bataillon führte ein Rittmeister der Landwehr eine Kompagnie. Nun waren die Leute als alte Infanteristen gewöhnt, ihren Kompagniechef „Herr Hauptmann“ anzureden, was dem Herrn Rittmeister jedoch nicht gefiel. Eines Tages sagt der Rittmeister zu einem Soldaten: „Sie sollen nicht immer Herr Hauptmann zu mir sagen, ich bin kein Hauptmann, sondern Rittmeister! Also wie sollen Sie sagen?“ — Worauf der Mann prompt erwidert: „Rittmeister, Herr Hauptmann!“

*

Bei einem Aufenthalt in Leipzig besuchte ich die dortige Fluß-Badeanstalt. Ich hatte vergessen, meine Wertsachen an der Kasse abzugeben und bat den Zellenschließer, mir Portemonnaie und Uhr aufzubewahren. Der biedere Sachse nahm mir die Sachen ab und sagte tiefsinnig:

„Ja, 's is uff alle Fälle besser, wenn ich's uffhebe, denn Se gloom karnich, wie hier gemaust wärd, trotzdem daß überall dransteht, daß es strengstens verboten is!“

*

Das echte Bild. Ein Amerikaner wollte einen zweifellos echten Raffael, den er in Italien furchtbar teuer gekauft hatte, trotz des italienischen Ausfuhrverbotes über die Grenze schmuggeln. Auf Anraten des Verkäufers ließ er, um die staatliche Ausfuhrprüfungskommission zu täuschen, über das Bild eine Winterlandschaft malen, die in Amerika mit Terpentin wieder abgelöst werden sollte. Der Schmuggel gelang. Beim Abwaschen löste sich aber nicht nur die Winterlandschaft, sondern auch ein Teil des Originalgemäldes von der Leinwand ab, und darunter kam ein Bild von — König Viktor Emanuel zutage!

Zeichnung von Eugen Oßwald (im Felde).



Liebesgaben.
„Teifi, dös san wieder Zigarren — wann sich der Wind dreht — telegrafiren dö Franzosen hoam: Dö Deutschen verwenden wieder giftige Gase!“

*

Ein Berliner Arzt, der als Stabsarzt im Felde ist, kehrt nach anstrengender Arbeit todmüde in sein Quartier zurück. Dort findet er eine Verfügung der Behörde vor. Da er sehr abgespannt ist, wirft er nur einen flüchtigen Blick auf das Schriftstück, das er später genauer sich ansehen will. Als er in der linken oberen Ecke die Buchstaben A. O. K. (Armee-Ober-Kommando) sieht, sagt er zu dem gerade eintretenden Unterarzt: „Donnerwetter, Kollege, sehen Sie dorthin und staunen Sie über die Promptheit! Eine Verfügung von der Allgemeinen Orts-Krankenkasse von gestern und schon hier!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 42

Berliner
Illustrirte Zeitung

17. Oktober 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Phot. Hohlwein & Giercke.

In den Dünen der flandrischen Küste:
Matrosen mit Maschinengewehr.



Verteidigung der belgischen Küste gegen Schiffsangriffe: Matrosen an einem 15 cm-Geschütz in den flandrischen Dünen. Phot. Heinr. Lichte & Co.

Der Untergang des Luftschiffs „Alsace"

Das französische Luftschiff „Alsace", das durch das wohlgezielte Feuer deutscher Ballon-Abwehrgeschütze zum Landen gezwungen wurde, ging in der Nähe von Rethel nieder. Das Schiff, das erst kürzlich in Dienst gestellt worden war und schon einige Male durch Flüge und Bombenwürfe hinter der deutschen Front Unordnung zu stiften versuchte, fuhr abends gegen 10 Uhr in der Richtung auf Rethel nach Norden. Da wurde es von den Strahlen der deutschen Scheinwerfer ertappt, die das nächtliche Fahrzeug in der Luft erwischten und nicht mehr aus dem Bereich ihrer Lichter ließen. Unsere Geschütze richteten ihr einkreisendes Feuer darauf, und bald saßen einige Granaten im Vorderteil des Ballons, der Gas verlor und langsam sank. Es scheint, daß die Besatzung, die aus 8 Mann und 3 Offizieren bestand, den Kopf verloren hat, denn sie versuchte, sich durch Abspringen zu retten. Zuerst sprangen drei ab, wobei einer sich das Genick brach, dann der Rest der Besatzung. Sie irrten die ganze Nacht ziellos umher, suchten sich zu verstecken und überließen das niedrig fliegende Luftschiff seinem Schicksal. Die „Alsace" wankte nun, dicht über den Wäldern streifend, weiter, bis sie auf einer baumbestandenen Höhe, Äste knickend und Bäume ausreißend, sich in den Stämmen der alten Nadelhölzer verfing und liegen blieb. Phantastisch zusammengebrochen, die ungeheueren Flächen der Gummihülle noch halb mit Gas gefüllt, wurde das Luftschiff von den nacheilenden deutschen Soldaten gefunden. Die Besatzung wurde am nächsten Morgen aufgegriffen und gefangen genommen. Den Verlust der „Alsace" dürften die Franzosen schwer empfinden, da sie nicht viele Luftschiffe dieser Art besitzen. Für unsere Ballonabwehrartillerie bedeutet das Herunterholen des Luftschiffes eine bemerkenswerte Leistung, denn die vergeblichen Versuche der Londoner bei den Besuchen unserer Zeppeline zeigen, wie schwer es ist, ein Luftschiff in der Dunkelheit zu treffen.



Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow.



Eingang zu einer der großen Steinhöhlen bei Ville (in der Nähe von Chiry), die Unterkunft für eine Division bieten. Phot. Häckel



General von Köveß, der Eroberer von Belgrad.



Der französische Luftkreuzer „Alsace“, der bei Rethel von unseren Truppen heruntergeschossen wurde. Phot. H. Georgi.



Bergung der Ueberreste des Luftschiffs. Phot. M. Schwarz.



Der König von Sachsen im Gespräch mit freiwilligen Helferinnen auf dem Bahnhof einer kleinen polnischen Stadt. Phot. R. Sennecke.
König Friedrich August

Kriegs-Orden.

Den Mannschaften der österreichisch-ungarischen Armee wird für hervorragendes Verhalten die „Tapferkeits-Medaille" verliehen, die es in Bronze, Silber und Gold in fünf Stufen gibt. Für Offiziere ist der Kriegsorden „signum laudis" geschaffen, der am weiß-roten Band getragen wird, auch können sie das Militärverdienstkreuz und den Orden der Eisernen Krone mit der Kriegsdekoration erhalten. Der höchste englische Orden ist das Viktoriakreuz, das aus Bronze mit dem Namen des Trägers angefertigt wird. Es erregte großes Aufsehen, daß in diesem Feldzug ein Inder dieses seltene Kreuz erhielt; sehr häufig wird dagegen die „D. C. M.", das ist „Medaille für ausgezeichnete Führung" verliehen. Frankreich hat als Belohnung der Soldaten die „Nennung im Tagesbefehl" (Cité à l'ordre du jour), die neugegründete sehr hohe Auszeichnung der „Medaille militaire", sowie das Kreuz der Ehrenlegion, das eigentlich ein fünfzackiger Stern mit Lorbeerrand ist. Bemerkenswert ist noch der italienische Annunziatenorden, ein verschlungenes Gebilde aus Gold, das dem Träger das Recht gibt, sich „Vetter des Königs" zu nennen. Rußland hat als soldatische Auszeichnung den Andreasorden, der den heiligen Andreas auf dem griechischen Kreuz ausgestreckt auf dem doppelköpfigen Adler zeigt, sowie den nur für außerordentliche Leistungen bestimmten „Orden des heiligen Georgs", ein Kreuz mit goldenem Rand. Deutsche Auszeichnungen sind bekannt.



Der Kaiser und der Kronprinz bei der Ueberreichung von Eisernen Kreuzen an die Mannschaften.



Die Verwendung der Kavallerie: Kosaken-Attacke.
Die „schlachtenentscheidende" Tätigkeit der Kavallerie, die in früheren Feldzügen häufig eine große Rolle spielte, kommt im modernen Kriege nur noch sehr selten vor

Die Verwendung der Kavallerie im Weltkrieg

Von Major a. D. von Schreibershofen

In der Gegend von Souain brachte der Feind unter merkwürdiger Verkennung der Lage sogar Kavallerie-Massen vor, die natürlich schleunigst zusammengeschossen wurden und flüchteten.
Oberste Heeresleitung.

Gegen befestigte Feldstellungen, gegen Drahthindernisse und Schützengräben anreiten, das ist allerdings nicht die Aufgabe der Kavallerie, und wenn sie es tut, so kann man sich nicht wundern, wenn sie dabei gänzlich zusammengeschossen und vernichtet wird. Nach französischen Berichten beruht diese fehlerhafte Anwendung der Reiterwaffe aber auf einem Mangel an Aufklärung. Es war der französischen Führung unbekannt geblieben, daß sich hinter der ersten deutschen Linie noch weitere befestigte Stellungen befanden, auch die Luftaufklärung hat keine Meldungen darüber gebracht und so glaubte der französische Führer, daß bereits die ganze deutsche Stellung durchbrochen und daß die Zeit der Verfolgung und der Ausnutzung des Sieges gekommen sei. Und dazu wurde die Kavallerie hervorgeholt. Das Mißgeschick der französischen Kavallerie lag also nicht im Wesen der Waffe, sondern in ihrer fehlerhaften Verwendung begründet. Immer noch spielt die Reiterei eine große Rolle im Kriege, und sie wird auch stets eine unentbehrliche Waffe und ein notwendiger Bestandteil jedes Heeres bleiben. Bei einem langwährenden Stellungskampf, wie er sich jetzt in Frankreich abspielt und wie er auch lange Zeit in Rußland geherrscht hat, wird die Kavallerie naturgemäß in ihrer Eigenart weniger in die Erscheinung treten, aber der Krieg besteht doch nicht nur aus Stellungskämpfen; und im Bewegungskriege fällt ihr nach wie vor eine entscheidende Bedeutung zu. Dies hat auch der jetzige Weltkrieg gezeigt. Während der Mobilmachung und der Aufmarschzeit haben deutsche Reiterregimenter erfolgreich die deutsche Grenze geschützt und die russische Kavallerie zurückgeschlagen, die in deutsches Gebiet einfallen und es verwüsten wollte. Als die deutschen Armeen den Vormarsch durch Belgien und Luxemburg antraten, haben die Kavallerie-Divisionen die Bewegungen der deutschen Heeresteile so erfolgreich verschleiert, daß die feindlichen Führer darüber vollkommen im Unklaren blieben und gänzlich überrascht wurden. Die Berichte des großen Hauptquartiers heben besonders hervor, daß der vorzüglichen Tätigkeit der deutschen Reitergeschwader ein großer Teil der ersten Erfolge zuzuschreiben ist. Im Osten ist kürzlich noch von größeren Kavalleriegefechten die Rede gewesen, die sich südlich Dünaburg abgespielt haben. Unter siegreichen Gefechten drang die Kavallerie weit nach Südosten vor, erreichte die wichtige, im Rücken des russischen Heeres gelegene Bahn Wilna—Minsk, zerstörte sie und erschwerte dadurch in empfindlicher



Ein bisher ungewohntes Bild von der Verwendung der Kavallerie:
Ulanen beim Ausheben von Schützengräben.





Die Verwendung der Kavallerie im Weltkriege:

Auf Patrouille. Einbringen eines russischen Spions.

Weise den russischen Rückzug. Auch die aufklärende Tätigkeit der Reiterei bleibt trotz der Luftaufklärung noch bestehen, weil sie nicht wie jene von Witterungseinflüssen abhängig ist und weil sie beim unmittelbaren Heranreiten an den Feind manches feststellen kann, was sich der Beobachtung durch die Flieger und Luftschiffe entzieht. Allerdings haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert, unter denen die Kavallerie ihre Tätigkeit ausüben kann. Die Steigerung der Wirkung der Feuerwaffen, die Einführung der Mehrlader, Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehre, die Vergrößerung der Kampfräume, die Leere des Schlachtfeldes, die Mimikry der Uniformen, die verdeckte Aufstellung aller Truppen — dies alles stellt sich ihrer Tätigkeit



Deutsche Artillerie auf dem Vormarsch, die zu ihrem Schutz von ungarischen Husaren begleitet wird.



Roda Roda,
der bekannte Schriftsteller, dessen Kriegsberichte in der „Vossischen Zeitung“ erscheinen, bei einem Aufstieg im Fesselballon.

Als die deutschen Stellungen von der Nordsee bis zur schweizer Grenze reichten und jede kavalleristische Tätigkeit ausgeschlossen war, da wurden die Reiterregimenter ebenso wie die Infanterie zur Besetzung der Schützengräben verwendet und manch abgeschlagener feindlicher Angriff legte Zeugnis davon ab, wie tapfer und gewandt sie ihre Stellungen zu verteidigen wußten. Weit vor der Front oder auf den Flanken des Heeres dringen die Kavalleriekorps und Divisionen im feindlichen Lande vor. Auch für sie gilt es als erster Grundsatz: Ran an den Feind!



Ludwig Thoma,
der bekannte Münchener Satiriker, als Sanitätssoldat im Osten.
Thoma

erschwerend und hemmend in den Weg. Mit einer einfachen Attacke ist die vielseitige Aufgabe der Reiterei heutzutage nicht mehr zu erfüllen. Ausbildung, Ausrüstung und Organisation haben diesen veränderten Verhältnissen Rechnung tragen müssen. Die großen Kavalleriekörper sind durch Zuteilung von Maschinengewehren und reitender Artillerie und durch Ausrüstung mit den modernen Nachrichten- und Verkehrsmitteln sehr viel selbständiger geworden. Sie stellen jetzt eine ganz andere Gefechtskraft dar. Die Ausbildung des einzelnen Mannes ist ebenfalls vielseitiger geworden. Jeder Kavallerist ist mit einem vorzüglichen Karabiner ausgerüstet, der in seinen Leistungen nicht hinter dem Infanteriegewehr zurücksteht.



Arthur Nikisch,
der berühmte Dirigent, der seinen 60. Geburtstag feiert.
Gemälde von Prof. John Philipp.

Aber vorsichtig muß der Führer abwägen, ob auch alle Bedingungen zu einer glücklichen Attacke gegeben sind. Häufig wird er davon Abstand nehmen müssen und seine Aufgabe auf anderem Wege zu erreichen suchen. Auch die Kavallerie-Division wird dann Stellungen und Stützpunkte besetzen und durch das Feuergefecht das feindliche Vorgehen aufhalten. Wenn aber in der großen Schlacht der Feind geschlagen ist und mit seinen Massen zurückflutet und die Reiterei zur Verfolgung angesetzt wird, um die Früchte des Sieges zu pflücken, dann wird die Attacke die Reiter tief in die Reihen des fliehenden Heeres führen und die Batterien jeden Widerstand brechen, der sich dem Vordringen etwa noch entgegenstellen sollte.



Ein berühmtes Wahrzeichen Wilnas: Das Muttergottesbild in der Ostra brama, zu dem in Friedenszeiten viele Tausende wallfahrteten. Phot. A. Grohs.

HINTER DER FRONT



Die fortgeschleppte Katharina II: Leerer Denkmalsockel auf dem Kathedralenplatz in Wilna.



London in Erwartung der Zeppelinangriffe: Sandsäcke in der Kapelle einer der ältesten Kirchen Londons zum Schutz der Architektur.

Der Geschmack des englischen Publikums hat eine für England typische Lektüre hervorgerufen, das „Penny-Paper", die Groschen-Zeitung, die sich in hundertfacher Form mit grellen farbigen Umschlägen überall bemerkbar macht und tatsächlich die Lektüre des Durchschnittsengländers bildet. Die verschiedenen Konkurrenzblätter ähneln sich alle sehr, auf schlechtem Papier gedruckt, enthalten sie stets eine sentimentale Geschichte, zumeist einen patriotischen Roman, in dem deutsche Spione sich furchtbar gemein gegen unschuldige Engländer benehmen. Ferner bieten sie hauswirtschaftliche Rezepte, Anekdoten, furchtbar patriotische Geschichten, die jedoch mitunter, wenn sich die Gelegenheit bietet, nur ein Mäntelchen für irgend eine Reklame sind. Wollte man nach dieser „Literatur" die Geistesbildung der großen Masse Englands, die mit Behagen den Inhalt der „Penny-Zeitungen" verschlingt, beurteilen, so käme kein sehr schmeichelhaftes Urteil heraus. Am Lustigsten ist der Teil „Interessantes aus aller Welt", in dem auch allerlei aus Deutschland erzählt wird, aber ungefähr so, als ob Deutschland bei Kamtschatka läge. So wird berichtet, daß die deutsche Regimentsmusik aus zwei Trompetern und einem Tambourmajor besteht. Alle Gemeinen und Unteroffiziere unserer Armeen erhalten auf Staatskosten eine Schnupftabaksdose. Ferner hat jeder deutsche Soldat einen gedruckten Zettel mit den Worten Kaiser Friedrichs: „Es ist die Pflicht des Soldaten, seinen Gegner zu massakrieren, je schrecklicher, desto besser!" Dann folgen Geschichten über den Kaiser und seine Heerführer. Was man sich in England vom Kaiser erzählt, ist an Albernheit und Unsinnigkeit nicht zu überbieten, entzieht sich aber aus Geschmacksgründen der Wiedergabe. Von Mackensen wird gesagt, daß er 1870 als gemeiner Husar in den Krieg zog und in diesem Feldzuge noch Oberst in seinem Regiment wurde. Frau Bertha Krupp von Bohlen kennt nach Meinung der Engländer ihr „Geschäft" ganz genau und ist eine ebenso tüchtige Hausfrau wie Kanonenmacherin. Ihre Brautausstattung hat sie selbst geschneidert und nur 1000 Mark dafür ausgegeben. Berlin fürchtet sich sehr vor Flieger-Angriffen, deshalb patrouilliert ständig ein Zeppelin über der Stadt und besonders über dem Schloß. Das alles sind keine Scherze, sondern in ernstem Tone vorgebrachte Nachrichten aus einigen Londoner Zeitschriften.



Zeitvertreib in den Mußestunden der Truppen hinter der Front: Sprungvorführungen auf einem Schwimmfest in Flandern.



Wettessen, eine beliebte Scherznummer bei den Soldatenfesten hinter der Front.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Am Geburtstag Hindenburgs. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Der „Eiserne Hindenburg“ und die Viktoria auf der Siegessäule, beleuchtet von den Strahlen der Scheinwerfer am Abend der Hindenburgfeier in Berlin.

Unser Mitarbeiter Fritz Koch-Gotha schreibt uns zu seiner Zeichnung: „Durch die dunkle herbstliche Siegesallee wallen Scharen zum Standbild Hindenburgs, das sich dort erhebt, wie aus sich selbst heraus leuchtend, und die Viktoria im goldenen Gewande, den Siegeslorbeer in der Hand, scheint vom nächtlichen Himmel herniederzuschweben.“

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

4. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Rittmeister von Foucar war im Graben zu seinem Schicksalsgenossen von der Infanterie hinübergegangen, dem Hauptmann Haberland von der fünften Kompagnie der Hundertsiebenundvierziger. Stumm schüttelte er dem untersetzten, schwarzbärtigen Herrn die Hand und spähte an seiner Seite sorgenvoll in den sinkenden Abend hinaus. Die am frühen Morgen gefallenen Russen gingen schon in Verwesung über. Sie hatten einen ganzen Tag lang im glühenden Sonnenbrand gelegen. Der von Osten kommende laue Wind brachte einen schier unerträglichen Geruch herüber. Der dicke kleine Hauptmann steckte sich eine Zigarre an und bot seinem Nachbar die gefüllte Tasche.

„Da, Foucar! Sie duftet auch nicht lieblich, aber gegen die Pest da ist es der reine Rosengarten. Und passen Sie auf, morgen früh werden unsere Kerls vor lauter Speien nicht schießen können!“

Der Rittmeister von Foucar lächelte trübe.

„Morgen früh? . . . Lieber Haberland, ich schätze, um die Zeit werden wir auch schon die ersten Vorbereitungen getroffen haben, uns durch üblen Geruch unangenehm bemerkbar zu machen! Gegen Mitternacht haben wir den ersten Bajonettangriff zu erwarten — den werden wir abweisen, denn unsere Drahtverhaue sind noch intakt. Den zweiten halten wir nicht mehr aus, weil unseren Leuten die Nerven durchgehen werden. Zwei Nächte und einen heißen Tag haben sie gewacht. Die da drüben aber schicken immer frische Truppen vor . . .“

Der dicke Hauptmann stieß eine heftige Rauchwolke aus.

„Na schön, ein paar Stunden früher oder später! . . . Als wir diese im Frieden oft geübte Türkenstellung für den Ernstfall bezogen, hob' ich mich keinen Illusionen hingegeben, wir könnten mit klingendem Spiel wieder in Ordensburg einrücken. Und mein Testament ist gemacht. Die liebe Meinige, mit der ich in ebenso glücklicher wie kinderloser Ehe lebe, ist längst schon unterwegs nach Berlin. Mit dem Dackel Männe. Den wird sie dick futtern, bis er vor Asthma nicht mehr jappen kann, und im Laufe der Jahre immer seltener fragen: ‚Wo ist Herrchen? Kommt Herrchen nie mehr wieder . . .?‘ Und ich werde gerührt, mit 'nem vertrockneten Lorbeerkranz um den Ebenholzrahmen, von der Wand auf die Gruppe herniederschauen . . . Aber Sie, lieber Foucar — ich habe zu meinem lebhaftesten Bedauern gehört, Ihre Frau Gemahlin hat wegen Krankheit im Städtchen zurückbleiben müssen. Ich, als der Aeltere, bin ja Kommandierender vons Janze hier. Wollen Sie Urlaub haben? . . . In zwei Stunden können Sie mit Ihrem guten Gaul zurück sein, und vielleicht ist das liebe junge Frauchen doch in einen Wagen zu packen, wenigstens bis Lötzen zu spedieren?“

Gaston von Foucar mußte erst heftig die Nase schneuzen, ehe er mit klarer Stimme antworten konnte.

„Heißen Dank, liebster Haberland — es geht nicht! Meine Dragoner haben in diesen Stunden mehr Recht an mich als meine Frau. Ich müßte zudem jedem einzelnen erklären, weshalb ich zurückreite, und da könnten sie alle auf den Gedanken kommen, aus ähnlichen Gründen um Urlaub zu bitten. Also das geht nicht. Außerdem würde meine Frau sich nicht fortschicken lassen. Sie hat ein zu großes Verantwortlichkeitsgefühl als Erbin von Kalinzinnen und hält es für ihre Pflicht, mit ihren Leuten auch die schwere Not der Kriegszeit zu teilen. Da kann ich nicht dreinreden. Ich verstehe dieses Empfinden aus ihrer ganzen Wesensart.“

Der Hauptmann Haberland machte eine unwillige Bewegung.

„Entschuldigen Sie, Foucar, wenn ich mich da einmenge, aber wenn man einen Fuß schon in dem kleinen Kahn hat, der einen ans andere Ufer bringen soll, darf man wohl offener sprechen als sonst. Also das ist vielleicht sehr adlig, aber ein bißchen verstiegen! In Kalinzinnen die Gutsarbeiter und Tagelöhner sind nämlich auch schon längst ausgerissen, das Schloß ist abgebrannt. Was will

sie da? . . . Und ich möchte doch ergebenst bemerken, unsere Herren Gegner drüben sind von üblen Sitten. Schon, wenn sie nüchtern sind. Im betrunkenen Zustande, der bei ihnen der häufigere ist, eine zügellose Horde."

Gaston von Foucar zuckte mit den Achseln.

„Alles schon gesagt, Verehrtester, und leider wie gegen eine Wand gesprochen. Es spielen da Dinge mit, die ich Ihnen im Augenblick nicht so erklären kann . . . Meine Frau hält es nach dem plötzlichen Tode ihres Vaters doppelt für ihre Pflicht, an seiner Stelle auszuharren, nachdem er — na also, Sie wissen ja wohl Bescheid — nachdem er unter Hintansetzung aller seiner Herrenpflichten freiwillig in den Tod gegangen ist. Das lastet auf ihr, und das möchte sie wettmachen . . . Ich habe sie hart angeschrien, sie hätte doch auch Pflichten gegen mich und unseren Jungen. Sie schüttelte nur den Kopf: ‚Das verstehst Du nicht!‘ . . . Vielleicht verstehe ich's wirklich nicht, weil mein Geschlecht schon seit mehr als hundert Jahren landflüchtig ist, in Mietswohnungen lebt . . . Aber Sie können sich denken, lieber Haberland, ich würde hier mit leichterem Herzen meine Pflicht tun, wenn ich Weib und Kind in Sicherheit wüßte."

Der dicke kleine Hauptmann nickte. Er von seinem Standpunkte aus fand es verrückt, daß Frau von Foucar nicht abgereist war, wie die anderen Offiziersdamen. Aber wer wollte sich in die Empfindungen dieser ostpreußischen Edelfräuleins hineinversetzen, die in ganz besonderen Ueberlieferungen aufgewachsen waren? In einem Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Herrschaft und Gesinde, das nur mit dem Worte Treue zu erklären war? Altmodisch, unpraktisch und gefährlich, aber schön . . . Und nach einer achtungsvollen Pause fragte er: „Haben Sie denn wenigstens eine zuverlässige Persönlichkeit im Hause, die mit der — sehen wir der Sache doch vernünftig ins Auge — also die mit der russischen Einquartierung deutsch reden kann? Von meiner Frau hörte ich nämlich, Ihre liebe Gattin wäre nach den furchtbaren Erschütterungen der letzten Wochen noch bettlägerig?"

„Eine ihrer Cousinen ist bei ihr, die Amelie Gorski. Die dritte der sechs Schwestern aus Groß-Heinrichsdorf."

„Famos," sagte der Hauptmann Haberland, „ich habe die Ehre, die junge Dame zu kennen. Sie macht den Eindruck, als würde sie auch in schwieriger Lage den Kopf oben behalten. Aber die armen Mädels können einem leid tun! In einer einzigen Stunde den Vater und einen Bruder zu verlieren . . ."

Gaston sah starr geradeaus mit schwimmenden Augen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte.

„Mein lieber Haberland . . . halten Sie mich nicht für ein altes Weib . . . wenn mich der liebe Gott heil bewahren sollte — ich weiß heute noch nicht, wie ich's verwinden werde, daß dieser Junge aus meinem Leben fort ist! Immer ist mir zumute, als müßte er aus dem Dunkel auf mich zutreten, mit einem lustigen Wort auf den Lippen. Gott allein weiß, welch ein Edelmensch da durch eine blöde Kugel ausgelöscht wurde! Wieviel da mit dem kleinen preußischen Leutnant Karl von Gorski vernichtet worden ist. Noch war er in den Brausejahren, dieser behende und sprühende Geist . . . wer will ermessen, wie er sich nach der Abklärung entwickelt hätte? Das ist nun alles aus, und Fragen sind müßig. Aber, Gott sei Dank" — über das sonnengebräunte Gesicht des Rittmeisters flog ein wildes Lächeln — „eine Totenfeier hab' ich ihm gerüstet . . . kein germanischer Heerkönig hätte sich ihrer zu schämen brauchen! Er ist mit großem Gefolge da oben eingezogen in Walhall. Fehlte nicht viel, und ich hätte ihm einen Prinzen aus russischem Kaiserhause nachschicken können zu seiner persönlichen Bedienung. Das Bürschlein war mit drin in dem Wurstkessel, wie nachher die Gefangenen berichteten. Leider ist's ihm gelungen zu entwischen . . ." Und plötzlich lachte Foucar auf. Es war ein seltsames Lachen, das immerfort mit einem Stoß Rührung zu kämpfen hatte: „Wissen Sie, Kollege Haberland, was der Kleine sagen würde, wenn er noch für einen Augenblick zu uns zurückkehren könnte?"

„Na?"

„‚Weshalb trauerst Du um mich, lieber Vetter Foucar? Mir geht es ausgezeichnet! Ich hab' mancherlei aus dem Kopf, was in der letzten Zeit höchst unbequem war, immer hin- und hergewälzt zu werden. Und Du glaubst ja gar nicht, welch ein Jubel bei meinen hochgeehrten Herren Vorfahren ausbrach, als ich mich an dem langen Tische meldete, an dem die Sippe derer von Gorski sitzt. Prost Karlchen, schrien sie alle! Wie nachher mein glänzendes Gefolge kam, platzten sie allerdings vor Neid — selbst der Seniorchef, so aus dem Jahr Dreihundert ante Christum natum, hatte nur vier an seinem Grabe geschlachtete Sklaven aufzuweisen. Aber ich hoffe ihn bald zu versöhnen, denn ich habe einen Sack voll neuer Witze mitgebracht‘ . . ."

Gaston von Foucar brach ab, machte sich an seiner Zigarre zu schaffen. Und mit wehmütiger Freude dachte er an den frühen Morgen zurück, an dem sich's gefügt hatte, daß er den Tod des liebsten Freundes hatte rächen dürfen. Ohne den Groß-Heinrichsdorfer Gärtnerburschen freilich, der auf seinem Rade entronnen war und die Meldung brachte, die Russen hätten sich über die Schnapsvorräte in der Brennerei hergemacht, wäre der verwegene Ueberfall nicht so glänzend gelungen. Auch nicht ohne die Helden seiner fünften Schwadron! Hei, wie hatten die Augen geleuchtet, als er sich im Sattel rückwärts wandte: „Jungens, der liebe Gott selbst hat uns die Bande in die Hand gegeben! Elende Mordbrenner sind's, hat mir eben hier der Gärtner berichtet. Also vorwärts, in Gottes Namen . . ." Ein Aufstöhnen hatte es darauf nur gegeben in der ganzen Front, dann waren sie still und heimlich weiter geritten . . . Und seine Phantasie sprang an, zeigte ihm ein Bild, wie an Stelle des kleinen Ueberfalles eine Schlacht sich hätte entwickeln können. Nur statt einer Schwadron mit drei beigegebenen Maschinengewehren hätte er ein Geschwader von vier Regimentern führen müssen mit der dazu gehörigen leichten Artillerie! Dann wäre es vielleicht gelungen, eine ganze Armee zu überrumpeln und in die Pfanne zu hauen wie bei Groß-Heinrichsdorf heute früh ein in sträflicher Sorglosigkeit saufendes und bummelndes Regiment . . . Er entsann sich, den Plan zu einer Schlacht vor der Neuendorfer Sperre hatte er einmal ausgearbeitet, etwas mehr als ein Jahr war es her. Auch einen Vortrag hatte er darüber gehalten an einem Kriegsspielabend im Kasino, aber junge Rittmeister mußten leider immer erst alte Generäle werden, ehe sie so verwegene Pläne ausführen durften . . . Mit einer Division in stichdunkler Nacht am Ostufer des Sdrinsnosees entlang, hinter dem feindlichen Lager weit ausholend, und dann die ganze Pastete gegen das Baranner Moor, den See und die in der Mitte bereitstehende Infanterie gejagt . . .

Er schrak zusammen, der Hauptmann Haberland neben ihm hatte nach langer Pause des Schweigens eine Frage an ihn gerichtet.

„Wie belieben?" fragte er zurück. „Und entschuldigen gütigst, ich habe eben ein paar Augenblicke still gedöst . . ."

„Ach, es war ja auch nichts Besonderes," sagte der dicke kleine Hauptmann. „In einer Stunde, die wahrscheinlich eine der letzten ist in diesem Leben, denkt man so allerhand. Was in das sogenannte Jenseits hinüberlangt . . . Also ich hatte mir erlaubt zu fragen, sind Sie überzeugter Christ, lieber Foucar?"

Gaston hob überrascht den Kopf. „Natürlich, selbstverständlich . . ."

„Nee, mein Lieber, das ist mir nicht präzis genug! Ich meine nicht so die Gesangbuchchristen, die äußerlich ihre Pflicht erfüllen und bei der Predigt ungeduldig an den saftigen Sonntagsbraten denken. Ich wollte Sie fragen, ob Sie glauben, daß Sie mit Ihrem persönlichen Schicksal fest in Gottes Hand stehen. Daß nichts in Ihrem Leben ohne seinen Willen geschieht!"

„Ja," erwiderte der Rittmeister von Foucar, „daran glaube ich felsenfest. Ich glaube, wenn Gott es in seinem unerforschlichen Ratschlusse bestimmt hat, werde ich heil davonkommen. Wenn er es anders will, muß ich mich in Demut fügen. Und das ist mir ein starker Schild in aller Not und Gefahr . . ."

Der Hauptmann Haberland seufzte auf.

„Bei mir ist es schon einige Jahre her, daß mir dieser Glaube abhanden gekommen ist! . . . Wissen Sie, wir hatten nach zehnjähriger Ehe endlich das heißersehnte Kindchen bekommen. Einen prachtvollen, strammen Jungen, und die Freude war groß, denn ich bin das Letzte der Haberländer aus der litauischen Linie. Mein schwächliches kleines Frauchen kriegte bei der Geburt einen Knacks weg, weiterer Kindersegen war ausgeschlossen, aber . . . na, wir hatten ja unseren Jungen! Er gedieh prächtig, lief wie ein Brummkreisel im Garten umher. Da komm' ich eines Tages auf meinem alten Gefechtsesel vom Dienst nach Hause, einem lammfrommen Tier, das eigentlich schon längst hätte pensioniert werden müssen. Ich halte auf dem Hofe, spreche mit dem Burschen. Plötzlich keilt der alte Schinder hinten aus, 'ne Bremse hatte ihn wohl am Bauch gestochen. Ich höre einen dumpfen, breiigen Schlag, einen japsenden Aufschrei, drehe mich um . . . mein Bübchen liegt da! Aus der Stirn rieselt Blut, das Mäulchen ist aufgerissen, aber es gibt keinen Laut mehr . . . Ich 'runter, das Kind in die Arme, renn' zum Arzt — nach den ersten zwanzig Schritten merk' ich schon, es ist aus, da kann kein Doktor mehr helfen . . . Einen Tag lang hab' ich gebrüllt wie ein Verrückter, dann ist der alte Pastor Sturz gekommen. Zum Trösten. Was Gott täte, wär' wohlgetan . . . uns armen Menschenkindern ziemte nicht zu forschen, warum und weshalb . . . . Vielleicht wär' es eine Prüfung! Ich begehre auf: ‚Warum, Herr Superintendent? Ich stehle keine silbernen Löffel, meine Frau ist ein ordentliches Weib, hat an vielen armen Kindern in der Nachbarschaft Gutes getan, auch noch, als sie schon ein eigenes hatte. Also weshalb sollen wir beide gerade so hart geprüft werden?‘ . . . Da meinte der Herr Pfarrer, ein solches Hadern mit dem himmlischen Vater wäre lästerlich, wir müßten uns in Demut unter seinen unerforschlichen Willen beugen. Ich aber blieb hartnäckig. ‚Herr Pfarrer,‘ sagte ich, ‚wir gehen im Kreise! Bitte, erklären Sie mir, wieso hat der Herr im Himmel gewollt, daß mein süßes kleines Bübchen gerade hinzulief, als das alte Beest von Gaul unter dem Bremsenstich hinten ausfeuerte? Also da werde ich Ihnen sagen, Herr Superintendent, ein blöder und blinder Zufall hat dieses unschuldige Menschenlichtlein ausgeblasen! Und das von der Prüfung für uns Eltern ist eine hilflose Redensart. Ich war vorhin zu bescheiden, als ich von uns sprach. Meine Frau ist das gutherzigste, hilfsbereiteste, zimperlichste Persönchen, das man sich vorstellen kann, und ich — Herr Pastor, ich gebe Ihnen mein Wort — ich habe ein so großes Bedürfnis nach innerlicher Sauberkeit, daß ich nicht 'mal in Gedanken Böses gewälzt habe! Also wozu diese furchtbare Züchtigung? Sollen wir noch besser werden, als wir schon sind?‘ Da hat der Herr Pastor sanft den Kopf geschüttelt zu meiner Verstocktheit, etwas von dem Trost der Zeit gesprochen und ist gegangen. Ich aber habe Tags drauf mein liebes Bübchen begraben" — der Hauptmann griff sich mit Daumen und Zeigefinger leicht in die Augenwinkel, seine Stimme schwankte ein wenig — „na ja, und wie der kleine Hügel aufgeschüttet war, habe ich mir den Rest meines Lebens ohne diesen Gott eingerichtet, der Eltern züchtigt, indem er unschuldige Kinder tötet . . ."

Der Rittmeister von Foucar hatte mit herzlicher Teilnahme zugehört. Seine Gedanken flogen zu dem eigenen kleinen Sohn, der unter der Obhut der Mutter jetzt noch friedlich schlummerte, in dem Häuschen vor dem Deutschen Tor . . . Und weiter mußte er denken, daß eine schwere Zeit, wie die jetzt hereingebrochene, für den einzelnen gar nicht zu überstehen wäre ohne das feste Vertrauen, daß sein Schicksal sowohl, wie das seiner ganzen Volksgemeinschaft sicher in Gottes Hand stände. Und diesem Gedanken gab er Ausdruck. Der dicke Hauptmann aber schüttelte den Kopf.

„Dieser Krieg? Mein lieber Foucar, wie mich der Tod meines Bübchens zum Leugner des landläufigen Gottesbegriffes werden ließ, so müßte diese ungeheuerlichste Katastrophe seit Bestehen der Welt die ganze Menschheit eigentlich zum Unglauben bringen! Ströme von Blut werden fließen, hunderttausende blühender Menschenleben werden ausgelöscht werden. Städte werden brennen und Dörfer, ein großer Teil der bewohnten Erde wird ein einziger Trümmerhaufe, ein Leichenfeld werden. Und nun frage ich Sie, ebenso wie bei meinem kleinen Einzelschicksal damals den Pastor, weshalb? Wenn es eine Vorsehung da oben gibt, die die Geschicke der Menschheit hier unten lenkt, weshalb hat sie diesen frevelhaften Ueberfall auf ein friedlich lebendes Volk zugelassen? Sollen wir Deutsche ‚geprüft‘ werden? . . . Ich schätze, wir sind immer noch das ehrlichste und anständigste Volk der Welt! Und wenn es vielleicht ein paar geringfügige Auswüchse gibt . . . sagen wir, meinetwegen, sogar Entartungserscheinungen . . . muß dafür wirklich das ganze Volk büßen? Oder — um ein Einzelbeispiel herauszugreifen — mein braver Bursche Podleschny neben mir einen hundsgemeinen Bauchschuß kriegen? Es war ein Querschläger, und der arme Kerl liegt im Sterben, zweihundert Schritte hinter uns, stirbt einen wahnsinnig qualvollen Tod! . . . Oder, nehmen wir einen anderen Grund aus der Predigtentonne unserer Herren Pastoren: die anderen Nationen sollen gezüchtigt, durch Strafen auf den Weg der Tugend zurückgeführt werden! Muß das durchaus durch uns geschehen, und zwar in der Weise, daß über diesem Werke Hunderttausende von deutschen Müttern weinen müssen? . . . Der liebe Gott ist allmächtig, meinem bescheidenen Dafürhalten nach — so würde ich dem Herrn Pastor antworten — könnte er diesen löblichen Zweck auf andere Weise erreichen, durch Erdbeben, Pestilenz oder Hungersnot . . . meinetwegen durch alle drei Heimsuchungen zusammen! . . . Und nun bliebe noch das

dritte Argument: unser deutsches Volk, als das auserwählte, sollte über die anderen erhöht werden! Da frage ich bescheiden und gehorsamst: Mußte das durchaus mit Blutvergießen geschehen? Wir waren friedlich auf dem besten Wege zu diesem Ziel. Unsere Fabriken arbeiteten, unsere Kaufleute schlugen durch Fleiß und Tüchtigkeit alle Konkurrenz aus dem Felde ... der Zeitpunkt war abzusehen, wo deutsche Ware die ganze Welt eroberte und mit ihr deutsches Wesen. Erst kommt der Kaufmann und eine ganze Weile danach der deutsche Geist. Weshalb mußte diese friedliche Entwicklung durch eine Pestilenz unterbrochen werden, deren Nachwehen in Jahrhunderten nicht aus der Welt zu schaffen sind?"

Der Rittmeister von Foucar zuckte mit den Achseln. „Liebster Haberland, Sie hämmern da mit Argumenten auf mich ein, denen ich im Augenblick nicht gewachsen bin. Ich frage Sie nur, was soll aus der Menschheit werden, wenn Sie die Sinnlosigkeit und den Zufall als leitendes Prinzip hinstellen?"

Der kleine Hauptmann sah ein paar Augenblicke nachdenklich vor sich hin.

„Wir werden schon noch zusammenkommen, lieber Foucar! Wissen Sie, wie ich damals nach dem Tode meines Bübchens einen Trost gefunden habe? Nicht aus gelehrten oder heiligen Büchern, sondern draußen im Wald. ... Ich strich eines Tages auf einem Pirschgange durch eine blühende Kiefernschonung. Als ich nach Hause kam, war mein ganzer Rock voll Staub. Ich säuberte ihn und mußte plötzlich denken: Das sind Hunderttausende von lebendigen Keimen, die Du da vernichtest! Und Du jammerst, daß Dir eine einzige kleine Menschenblüte vor der Zeit vernichtet worden ist? ... Es wurde Abend, ich saß auf der Bank vor meinem Jagdhäuschen, und mein Blick lenkte sich nach oben. Nach dem ewigen Dom, zu dem wir aufsehen, wenn wir uns in unserer Winzigkeit keinen Rat mehr wissen. Und da drang mein Auge weit über die Grenze, die unseren schärfsten Fernrohren gezogen ist. Ich sah die Ursonne im Weltenraum schweben, so unsäglich groß, daß, an ihr gemessen, all die Sonnen und Sterne unseres Himmels nur winzige Staubkörner waren, Stäubchen, die, vom Winde getrieben, durcheinander wirbelten. Und auf einem dieser Staubkörner stand ich, sah zu meinen Füßen wiederum ein wimmelndes Leben von so unermeßbarer Kleinheit, daß jede Vorstellung versagte, es könnte darin etwas wie ein Einzelwesen geben. Und da überfiel mich der Gedanke: Du Wurm Du, Du Mikrobe erfrechst Dich, an ein persönliches Verhältnis zwischen Dir und dem Lenker dieser Ungeheuerlichkeit zu glauben? Wo ist vor seinen Augen ein Unterschied zwischen Dir und dem wimmelnden Bakterienzeug, daß Du Dir einbildest, ausgerechnet Deine winzigen Schicksale würden gelenkt und überwacht? Daß Du Dir kein Bein brichst oder die böse Lungenentzündung zuziehst oder in einem Bankkrach Dein Geld verlierst? Größenwahn ist das! Das ewige Wesen da oben, von dem die Sonnen und Mikroben stammen, hat mehr zu tun. Vielleicht erschöpft es seine Tätigkeit in einem ewigen Gebären, um immer das zu erneuern, was im Betrieb des Weltalls verbraucht oder abgestoßen wird? ..."

Gaston von Foucar machte eine Bewegung.

„Jetzt fehlt nur noch: die russischen, französischen und englischen Batterien sind über die deutschen und österreichischen hergefallen, um sie aufzufressen. ..."

„Na, viel was anderes ist es auch nicht, wenn Sie nämlich diesen Krieg etwa vom Sirius aus betrachten wollten ..."

„Ach was, das ist unfruchtbares Spintisieren! Und — nehmen Sie's mir nicht übel, lieber Haberland — ein Herabwürdigen all des Erhabenen und Herrlichen, das jetzt sich in unserem Vaterlande offenbart. Die lohende Begeisterung, mit der sich Hunderttausende zu den Fahnen drängen, das feste Vertrauen auf Sieg, mit dem sie ins Feld eilen, das sollte nicht göttlichen Ursprunges sein? Und weil wir diese Empfindungen hegen dürfen, stehen wir auch in einem ganz persönlichen Verhältnis zu dem, der sie uns in die Brust gepflanzt hat. Hoch über uns die Gestirne wandeln in den ewigen Bahnen, die er ihnen vorgeschrieben hat, und seine Allgewalt ist so unermeßlich, daß er zugleich auch das Kleinste hier unten zu betreuen, das Schicksal jedes einzelnen Menschen zu lenken vermag. Ich möchte fast sagen, ich bedauere Sie, lieber Haberland, daß Sie ohne die feste Stütze dieses Glaubens ins Feld gezogen sind!"

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ad — al — ba — cas — da — del — den — don — e — en — en — er — gra — hand — hi — hieb — in — ka — kampf — ke — keil — la — lae — land — li — li — lif — lung — lus — me — me — mi — mol — na — naab — nau — ne — ner — ni — no — norr — ral — re — ren — rous — ru — se — se — se — sis — ta — ta — te — te — ten — ten — them — ti — tre — tu — va — ver — wald

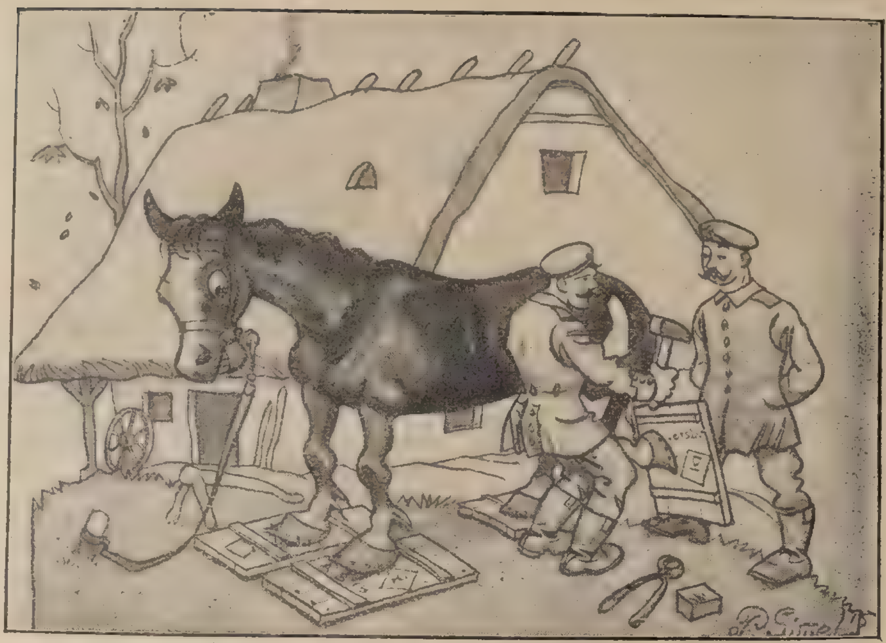
sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von unten nach oben gelesen, eine zeitgemäße Mahnung ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Eine schwedische Provinz. 2. Offiziersrang. 3. Englischen Fluß. 4. Arabischen Herrscher. 5. Griechische Göttin. 6. Türkischen Befehlshaber. 7. Feindlichen Minister. 8. Exotische Kaiserin. 9. Kampfart. 10. Balkanstaat. 11. Berühmte Kirche. 12. Befestigung. 13. Altgriechische Stadt. 14. Teil der Segelschiffsausrüstung. 15. Muschelart. 16. Soziale Einrichtung. 17. Deutschen Fluß. 18. Stadt im westlichen Kampfgebiet. 19. Bekannten Heerführer. 20. Häufig vorkommende Versteinerung.

Konsument und Speise.

Er lebt im schönen Balkanland,
Doch tauscht zwei Laute man gewandt,
So findet sich's als Fisch
Wohl nur auf reichem Tisch!

Zeichnung von Paul Simmel.



„Ja, Karl, bist Du denn verrückt? Was nagelst Du denn dem Pferd an?" — „Kistendeckel, Menschenskind! Ich reite durch die Sumpfgegend!"

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silbenrätsel: Zwölf Milliarden Kriegsanleihe.
1. Zastrow. 2. O. L. 3. Fronleichnam 4. Israel. 5. Lapislazuli. 6. Altar. 7. Diphtherie. 8. Nettelbeck. 9. Rütli. 10. Elbing. 11. Semendria. 12. Nickel. 13. Eregli. 14. Handgranate.

Nächtliche Erscheinung: Sternschnuppe.

Die komische Figur: Hanswurst.

Bilderrätsel: Der energische Angriff gegen Serbien.

Etwas Unentbehrliches: Brotkarte — Brot — Karte.

Homonym: Schein.

Russische Strategie: Ausrücken.

Logogriph: Frauchen — rauchen.

HUMOR

Freundinnen! „Wie alt ist Grete eigentlich?" — „An ihren letzten acht Geburtstagen wurde sie 26 Jahre!"

*

Feldwebel (mit den Rekruten exerzierend): „ — links um — rechts um — Halt! Meyer, melden Sie sich nachher, weil Sie im Glied gesprochen haben!" — Rekrut Meyer: „Verzeihung, Herr Feldwebel täuschen sich, ich habe nicht gesprochen!" — Feldwebel: „Dann melden Sie sich, weil Sie Ihren Vorgesetzten getäuscht haben!"

*

Vor dem Quartier eines höheren Stabes stand ein Soldat in tiefer Nacht auf Posten. Plötzlich rattert ein Auto heran. „Halt, wer da?" ruft der Posten. Aus dem Wagen biegt sich eine Gestalt, und eine knarrende Stimme sagt befehlend: „Lassen Sie mich durch, habe dringende Meldung vom A. O. K. (Armee-Ober-Kommando)!" Aber der Posten ruft zurück: „Sie sollen hier nicht das Alphabet aufsagen, sondern die Parole!"

*

Aus einem Feldpostbrief. „Es gibt hier sehr viel Obst. Gestern habe ich so viel Pflaumen gegessen, daß ich jetzt nicht bloß Heim-, sondern auch Bauchweh habe."

*

Die Frau eines bekannten Schriftstellers fragt ihr Töchterchen, die in die Schule kommen soll: „Was antwortest Du, wenn sie Dich in der Schule fragen, was Dein Papa ist?" — „Arbeiter!" antwortet die Kleine. Erstaunt fragte die Mutter: „Arbeiter, weshalb denn, Kind?" — „Nun, Du sagst doch immer, ich soll nicht so laut sein, Papa arbeitet!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 43

Berliner Illustrirte Zeitung

24. Oktober 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Oesterreichische Patrouille mit Brieftauben,
die im Gebirge das zuverlässigste Mittel sind, Mitteilungen zur nächsten Festung zu befördern.



Französisches Brieftauben-Auto.



Der neu errichtete Helden-Friedhof vor dem Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig.

Den Gräbern der Männer, die als Opfer des Weltkrieges fielen, wird wohl von jedem kriegführenden Volk besondere Liebe und Pflege gewidmet. Die großen Soldatenfriedhöfe in Belgien, besonders der in Namur, sind in ihrer stimmungsvollen Lage und Anordnung mustergültig geworden. Überall, wo deutsche Soldaten bestattet liegen, zeigen die Kameraden ein rührendes Bestreben, die Gräberplätze zu pflegen, zu schmücken und immer mehr zu einer vor Wetter und Wind gesicherten Anlage zu machen. Und wenn nach dem Krieg so viele sich aufmachen werden, um die letzten Ruhestätten ihrer Angehörigen zu besuchen, werden sie schöne und würdige Soldatenfriedhöfe vorfinden. In einem soeben erschienenen Buch wird auch die Frage der „Heldenhaine", zu denen die Friedhöfe der in der Heimat Bestatteten ausgestaltet werden sollen, behandelt. Und so ist zu hoffen, daß auch diese von vielen Städten geplanten Anlagen ein würdiges Denkmal für ihre toten Söhne darstellen werden. — General Hermann Kövess v. Kövesshaza, der die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen führte, die Belgrad eroberten, ist schon im August mit dem Leopoldordens-Großkreuz in Anerkennung seiner militärischen Leistungen ausgezeichnet worden. Er entstammt einer ungarischen Offiziersfamilie, absolvierte die Kriegsschule, wo er ein Schulkamerad des Generalstabchefs Konrad von Hötzendorff war. Dann kam er als Generalstabs-Hauptmann nach Krakau und später zur Infanterie als Frontoffizier. Seit 1902 General, wurde ihm die Inspektion der Tiroler Befestigungen unterstellt, wo vieles, jetzt im Kampf gegen Italien Bewährte, von ihm angeregt worden ist. In der großen Oeffentlichkeit ist er als Eroberer von Iwangorod bekannt, als er unter Generaloberst v. Woyrsch das siegreiche österreichische Korps führte.



General Hermann von Kövess,
der Führer der deutschen und österr.-ungar. Truppen, die Belgrad eroberten.
Zeichnung von Arnold Busch. Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Angriff mit Handgranaten. Zeichnung von Hans Weinberg, Kriegsmaler im Westen.

AUS DEM KUNSTLEBEN IN DER KRIEGSZEIT

Herbst-Ausstellung der Berliner Sezession.



Aus der Herbst-Ausstellung der Berliner Sezession. Traum. Gemälde von Erich Büttner.

Die Herbstausstellung der „Berliner Sezession" ist die erste Probe der neuen Absicht, statt einer großen Ansammlung von Bildern nur mehrere kleinere Ausstellungen hintereinander zu veranstalten. Hierdurch kommt das einzelne Kunstwerk viel mehr zu seinem Recht; und so bietet die „Berliner Sezession", in der der jüngere Teil der ehemaligen Sezessionsmitglieder zusammengeschlossen ist, diesmal eine Auswahl interessanter und guter künstlerischer Arbeiten. Eine retrospektive Sammlung, die als Huldigung zum hundertsten Geburtstag Menzels eine Anzahl hervorragender, „jugendlich" gemalter, fast unbekannter Arbeiten enthält, zeigt ferner Bilder aus dem Kreis Leibls und einige Werke von Marées. Auch Spitzweg, Uhde und Feuerbach sind mit charakteristischen Arbeiten vertreten. In der modernen Abteilung haben die bekannten jüngeren Mitglieder der Sezession viele gute Arbeiten ausgestellt. Franz Heckendorf ist mit einem „Uebergang über eine Notbrücke" vertreten, die eine sehr starke malerische und sachliche Wirkung hat. Ferner haben der Präsident der „Berliner Sezession", Lovis Corinth und seine Gattin, Charlotte Berend, Bilder geschickt. Sehr interessant ist ein Kolossalgemälde von Lesser Ury „Die Sintflut". Als Porträtmaler von feinem Reiz und Geschmack erweisen sich wieder Eugen Spiro und Freiherr Leo von König; in der Reihe der Landschafter ragen Thomas „Sommertag" und Arbeiten von Philipp Frank hervor. Produkte der modernsten Kunstströmungen wie Kubismus und Expressionismus fehlen fast ganz. Am meisten tritt unter den Jungen Willi Jaeckel mit einem außerordentlich talentvollen „Sturmangriff" hervor. Im übrigen ist trotz der Kriegszeit das Thema des Krieges durchaus nicht häufig behandelt; aber in Werken vieler zeigt es sich, daß die ernste Stimmung der Zeit auch auf die Künstler vertiefend gewirkt hat.



Frauenkopf von Hans von Marées aus dem Kestner-Museum Hannover.
Verlag E. A. Seemann, Leipzig.



Notbrücken-Uebergang. Gemälde von Franz Heckendorf.
Aufnahmen von Herm. Boll.



In der Münchener Glyptothek. Aquarell von Adolf von Menzel.
Verlag von F. Bruckmann, München.



Geh. San.-Rat Dr. Ferd. Goetz †,
der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft.
Hofphot. Hoenisch.



Neue Gas-Schutzmaske der englischen Soldaten.
Aus einer englischen Zeitschrift.



Alexander Zaimis,
der neue griechische Ministerpräsident.
Phot. Lamm.

Turnvater Goetz

Der im Alter von 89 Jahren verstorbene Geh. Sanitätsrat Dr. Goetz, der durch seine Bestrebungen um die Sache der Turnerschaft eine der populärsten Gestalten war, ist noch einer der alten Barrikadenkämpfer von 1848. Denn er bezog gerade 1845 die Leipziger Universität, um Medizin zu studieren, als er in die gärende Bewegung der damaligen Zeit geriet. Als Burschenschafter kämpfte er 1849 beim Dresdener Maiaufstand, aber der Umstand, daß er schnell genug vom Kämpfer zum Verwundete pflegenden Sanitätshelfer wurde, rettete ihn bei dem folgenden großen Strafgericht vor schwerer Bestrafung, wie sie andere berühmte Männer jener Zeit traf. 1851 ließ sich Dr. Goetz als praktischer Arzt in Geithain und dann in Leipzig nieder, wo er Turnvereine und Turnzeitschriften gründete. So wurde das Archiv und die Bibliothek der deutschen Turnerschaft sein eigentliches, aus miterlebten Anfängen geschaffenes Werk. Als Geschäftsführer der „Deutschen Turnerschaft" und seit 1896 ihr Vorsitzender, gründete er die Pensionskasse und Witwenkasse deutscher Turnlehrer. In Wort und Schrift trat er für die deutsche Turnerei ein. Als er 1861 die Geschäftsführung übernahm, hatte der Verein 134.000 Mitglieder. Heute zählt er fast eine Million. Bei seiner diamantenen Hochzeit, die er vor 2 Jahren feiern konnte, brachte ihm die Turnerschaft große Huldigungen dar; auch in den Norddeutschen und später Deutschen Reichstag wurde er zweimal gewählt.



Auf der Feindesseite in Serbien: Serbische und englische Soldaten beim Transport eines Geschützes. Aus einer englischen Zeitschrift.

AUS DER GESCHICHTE DER HOHENZOLLERN
ZUR 500 JAHR-FEIER



Zur 500 Jahr-Feier der Hohenzollern:
Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg,
der erste Kurfürst von Brandenburg (1415—1440).
Nach dem Stifterbildnis auf einem Altar aus der Kadolzburg.



Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg.
Aelteste Darstellung aus der Handschrift Ulrich Richenthals über das Konzil zu Konstanz.



Friedrich I.,
der erste König von Preußen (1688—1713).

Ein halbes Jahrtausend stehen heute die brandenburgischen Gebiete unter dem Szepter der Fürsten aus der Familie Hohenzollern; am 21. Oktober 1415 huldigte die Ritterschaft dieser Länder auf dem Landtage zu Berlin dem neu herangezogenen Markgrafen und Vertreter des Kaisers, dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg. Wenn Deutschland in der heutigen Zeit nicht in einem furchtbaren Kriege sich seines Daseinsrechtes gegen eine waffenstarrende Welt wehren müßte, wenn wir in friedlichen Verhältnissen lebten, so würde vermutlich dieser Tag im ganzen Lande durch Aufzüge und Festakte begangen werden. Die ernste Stimmung der Kriegszeit schließt wohl eine laute Feier aus, aber der wichtige Gedenktag gibt Anlaß, uns in Kürze Rechenschaft darüber zu geben, welchen Mitteln das Herrscherhaus Hohenzollern seine Erfolge, die es von einem im damaligen Europa nicht sehr bedeutenden Grenzhütertum bis zum Glanz einer Kaiserkrone führten, zu verdanken hat. Zweifellos darf auch der strengste Geschichtsrichter die Hohenzollern unter den Fürstenfamilien der heutigen Welt als eine der vornehmsten und volkstümlichsten bezeichnen. Die Hohenzollern fühlten immer ihre Interessen als gleichwertig



Salbung des ersten Königs von Preußen, Friedrichs I., in Königsberg (1701).
Nach einer Lithographie von Adolf von Menzel.

Verlag von F. Bruckmann-München.



Aus dem Leben der Hohenzollern-Ahnen:
Der Große Kurfürst mit seiner Familie bei Besichtigung der ersten Kartoffelpflanzungen im Berliner Lustgarten.

mit denen ihres Staates; dessen Aufstieg und dessen Ansehen opferten sie ihre ganze Arbeitskraft und verlangten auch, daß jeder einzelne Bürger sein Dasein und seine Arbeit uneingeschränkt für die Entwicklung der Größe und Macht dieses Staates einsetze. Private Interessen mußten unter den Hohenzollern stets zugunsten der „res publica", der öffentlichen Sache, zurückgestellt werden. Dies war der politische Grundgedanke, den die Großen aus dem Hause Hohenzollern bewußt, aber auch die Schwächeren unter den Regenten unbewußt zur Geltung brachten. Die ersten der neuen Markgrafen, die die Leitung des unter einer schlechten mittelalterlichen Regierung gänzlich herabgekommenen Brandenburger Landes übernahmen, hatten die natürliche Aufgabe, das Streben der neuen Dynastenfamilie, tatsächliche selbständige Herren im Lande zu sein, vorzubereiten; und so mußten sie die herrschaftliche



Besuch des Kurfürsten Johann Georg (1571—1598) in einer Schule.



Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.



Friedrich der Große übergibt seinen Generalen seine Schrift: „Die Generalprinzipia des Krieges, angewendet auf die Taktik und Disziplin der preußischen Truppen."
Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen von Adolf von Menzel.



Marie Auguste, Prinzessin von Anhalt, die Braut des Prinzen Joachim von Preußen, des jüngsten Sohnes des Kaiserpaares.
Hofphot. Müller-Dessau.



Prinz Joachim von Preußen, der sich mit Marie Auguste, Prinzessin von Anhalt verlobte. Hofphot. Ernst Sandau.

Gewalt gegen die Raubritter, die das Land ausplünderten, wie gegen die widerspenstigen, Steuern abgeneigten Städte, fest begründen. Mit jeder neuen Mark, die dem Machtbereich zugefügt wurde, mußten diese Kämpfe wiederholt werden, und auch der Große Kurfürst hatte im 17. Jahrhundert harte Gewalt gegen den Adel und die Bürgervertreter Ostpreußens anzuwenden. Erst König Friedrich Wilhelm I. gelang es mit eiserner Faust, die Macht der Hohenzollern in ihrem Lande für immer zu begründen; aber das Gefühl eines gewissen Mangels an Sicherheit in der Regierung sprach sich noch in Friedrich Wilhelms IV. ewiger Furcht vor der Revolution deutlich genug aus. Gleichlaufend mit diesem Selbstbehauptungsstreben ging der Kampf um die äußeren Bedingungen, dem Hohenzollernstaate sein dauerndes Bestehen als politische Einheit zu schaffen. Der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. kämpften mit allen Anstrengungen für den Anschluß an das den Handel befreiende Meer, der im Kampf um Pommern den Schweden abgerungen werden mußte. Friedrich der Große schuf durch die Angliederung Schlesiens und durch seine Gewinne im Westen der Monarchie die Möglichkeit der Entwicklung der modernen kontinentalen Industrie; und unter den Herrschern des 19. Jahrhunderts wurde der Grund und die Entwicklungsmöglichkeit zu einer Blüte des Gewerbefleißes und des Handels gelegt, die wir uns über den Weltkrieg hinaus zu retten willens sind. — Die Wissenschaft und ihr Dienst hat den meisten der Hohenzollern in der Regel näher gestanden als die Kunst; dennoch ist ihnen das Glück zuteil geworden, für die Verherrlichung der feinsten Züge ihrer hervorragendsten Mitglieder in Adolf Menzel einen Meister von einzig dastehender Gabe der Charakteristik zu finden. Das Schicksal hat den Hohenzollern ihr Werk wahrlich nicht leicht gemacht. Wie schwer hatten es ihre bedeutendsten Söhne, das Staatsschiff gegen Wellen und Stürme zu lenken! Welche Kunst, ja welche List mußte der Große Kurfürst anwenden, um sich gegen den mächtigsten Herrscher der ehemaligen Welt, gegen Ludwig XIV. bald als sein Bundesgenosse, bald als sein Gegner zu behaupten. Friedrich der Große mußte einen Lebenskampf führen, um nicht wieder zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigt zu werden. Friedrich Wilhelm III. verlor beinahe die Hälfte seines Reiches an das größte militärische Genie vergangener Zeiten, an Napoleon. Und Wilhelm II. ist gezwungen, das deutsche Volk durch den schwersten aller weltgeschichtlichen Kämpfe zu führen! Der Ausbruch des Weltkrieges zeitigte in ihm den ruhmvollen Entschluß, in allen Deutschen über die trennenden Parteischranken hinweg nur Söhne des Vaterlandes zu sehen. Das Volk kann den heutigen Tag nicht würdiger begehen, als daß es seinerseits dieses Gelöbnis wiederholt.

C. A.-S.



Die Kriegsberichterstatter.
Phot. M. Vészi.



Der neue Angriff gegen Serbien: Uebergang über die Donau.



Legen von Drahthindernissen am Ufer.

BILDNISSE VOM TAGE

9000 Kilometer lang war der Weg, den Kapitänleutnant Hersing sein U-Boot führte, eine Leistung, die ihm den höchsten Kriegsorden einbrachte. Hersing, der seit 1903 der Marine angehört und 30 Jahre alt ist, ist auch der Besieger des englischen Kreuzers „Pathfinder“, der am 5. September 1914 als erstes Kriegsschiff einem Torpedoschusse erlag. Im Januar erschien er mit seinem U-Boot an der englischen Küste und beschoß vom Wasser aus eine Luftschiffhalle. Damals wurden 30 Torpedobootzerstörer ausgesandt, um nach ihm und der „Basis“ in der irischen See zu suchen. — Schon einige Male sind in den Berichten der „Obersten Heeresleitung“ die Taten deutscher Flieger erwähnt worden, die den feindlichen Luftflottillen großen Abbruch taten. So wurde Leutnant Immelmann genannt, der mit einem in 4000 Meter Höhe besiegten englischen Doppeldecker seinen vierten Flugzeug-Sieg heimbringen konnte. Schon vorher war Leutnant Bölke erwähnt worden, der bei einem Probeflug ein Voisin-Flugzeug abschoß, sowie Unteroffizier Böhm, der von drei angreifenden französischen Fliegern zwei herunterholte. Dies sind Beweise, daß auch die deutschen Flieger den an Zahl überlegen angreifenden Gegnern weitaus gewachsen sind.



Kapitänleutnant Hersing, der mit „U 51“ von Wilhelmshaven nach Konstantinopel fuhr und vor den Dardanellen die englischen Kriegsschiffe „Triumph“ und „Majestic“ torpedierte, wofür er den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Urbahns.



Leutnant Immelmann, der im Bericht der „Obersten Heeresleitung“ vom 11. Oktober genannte Fliegeroffizier, der innerhalb kurzer Zeit vier feindliche Flugzeuge zum Absturz brachte. Phot. Herzfeld.



Prinz Leopold von Bayern.

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern auf einem Schlachtfeld im Osten.



Gefangene aus den letzten Kämpfen bei Arras: Engländer, ein Turko, rechts Franzosen mit dem neuen Stahlhelm. Phot. A. Grohs.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Kosakengeist. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

5. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der kleine Hauptmann hob den Kopf, um seine bärtigen Lippen huschte etwas wie ein nachsichtiges Lächeln.

„Mein lieber Foucar, ich denke, auch ohne diese Stütze habe ich mich heute ganz brav geschlagen! . . . Und ich bin für meine Person mit der winzigen Rolle, die mir in den Weltgeschehnissen angewiesen ist, ganz zufrieden. Ich habe mit zweihundertfünfzig meinesgleichen die Aufgabe, möglichst viele Wesen zu vertilgen, die sich Russen nennen. Das will ich gründlich besorgen. Wenn die Uebermacht zu groß ist, werd' ich mit meinen letzten paar Männerchen vorwärts aus dem Graben brechen, um als ordentlicher Soldat zu sterben. Aber ich werde das nicht mit dem Größenwahn tun, daß dieses Ende meines Lebens mir von einer höheren Macht von Anbeginn der Welt vorausbestimmt wäre. Ich werde vielmehr denken, wenn die deutsche Heeresleitung sich mit dem Hauptteil ihrer Macht nicht nach Westen geworfen hätte, könnte ich noch ein Weilchen länger leben. Und ich sage Ihnen, lieber Kollege Foucar, das ist das einzige, was mich dabei bekümmert. Ich finde es infam, ins Gras beißen zu müssen und nie, nie mehr zu erfahren, ob die deutsche Sache, die einem am Herzen liegt, den Sieg davongetragen hat. . . ."

„Was für seltsame Gedanken, lieber Haberland! Sie könnten ruhig sterben ohne den sicheren Glauben, daß Sie danach zu einem besseren und schöneren Leben eingehen? Jetzt eine verirrte Kugel von drüben, und Sie wären nichts weiter als ein zur Verwesung bestimmter Klumpen Fleisch?"

Der kleine Hauptmann steckte sich eine neue Zigarre an. Das Streichholz flammte auf und beleuchtete einen Augenblick lang sein gebräuntes Gesicht, in dem der schwarze Vollbart bis zur Mitte der Wangen wuchs. Und mit Wohlbehagen sog er den ersten Zug tief in die Lungen.

„So, lieber Foucar, entschuldigen Sie die kleine Pause . . . und ja, ich bin schon wieder im Bilde. Ich bin ein so leidenschaftlicher Raucher, daß ich wohl mit der Zigarre im Munde sterben werde. Also zu der Frage eben: In ein paar Stunden werden wir ganz genau wissen, ob dieser Schützengraben hier für uns der definitive Abschluß ist oder das dunkle Tor, durch das wir zu einem neuen Leben eingehen. Ich glaube nicht daran, aber das beweist ja nichts. Nur ich meine, die Menschheit wäre vielleicht schon ein ganzes Ende weiter in der Entwicklung nach oben, wenn sie nicht immer nach dem sogenannten Jenseits geschielt hätte. Aus Furcht vor Strafe oder in der Hoffnung einer Belohnung. In diesem Krieg schon sind Hunderttausende unterwegs, denen es genug ist, daß sie für Weib und Kind daheim kämpfen, für die Bewahrung ihrer deutschen Eigenart, und daß sie nach der Heimkehr wieder ihren gesicherten Verdienst finden. Das — schätze ich — ist so erhaben und herrlich, daß ich darin einen Keim sehe zu einer stolzen Fortentwicklung des Menschengeschlechts. Zu einer Stufe, auf der es in herrlicher Freiheit die selbst gegebenen Gesetze befolgt, nicht aus Angst vor Strafe, sondern in dem Bewußtsein, daß sie dazu dienen, alles, was Menschenantlitz trägt, zu immer höherer Vollkommenheit zu führen! Und, lieber Foucar" — der kleine Hauptmann erhob seine Stimme — „fühlt Ihr denn nicht, wie Ihr das höchste Wesen, an dessen Existenz ich ebenso fest glaube wie Sie, nur unter einem anderen Denkwinkel sozusagen . . . also fühlt Ihr nicht, wie Ihr dieses Wesen erniedrigt, wenn Ihr ihm die Verantwortung zuschiebt für Eure winzigen Schicksale? Ist es nicht genug, daß dieses höchste Wesen ein Gesetz erlassen hat, nach dem das bißchen Erde, auf dem wir stehen, schon seit einigen Millionen Jahren sich zu dem Ziel entwickelt, das ihm gesteckt ist? Was tüchtig ist in dem Kampfe aller gegen alle, bleibt bestehen, was sich untüchtig zeigt, muß untergehen!"

Der Rittmeister von Foucar schüttelte den Kopf. „Lieber Haberland — da kann ich nicht mit! Da steht Meinung gegen Meinung oder vielleicht, besser gesagt, Glaube gegen Unglaube. . . .“

„Wieso?“ erwiderte der kleine Hauptmann. „Ich glaube auch! Auch ich glaube an den Sieg deutschen Wesens, aber an einen Sieg aus eigener Kraft. Nicht im Vertrauen auf eine übernatürliche, von oben kommende Hilfe. Darauf hoffen die anderen ja auch, und der unterliegende Teil hadert und schimpft mit dem lieben Gott, wie ich damals, als ich mir noch einbildete, er hätte mein heißgeliebtes Bübchen aus irgendeinem menschlich-niedrigen Grunde erschlagen. Heute weiß ich, es war eine der zahllosen Blüten, die er mit verschwenderischer Fülle über Mensch und Tier und Baum und Strauch verstreut . . . daß diese kleine Menschenblüte vor der Zeit welkte, hat er nicht gewollt. Sie war vor ihm nicht mehr als der Staub, den ich vernichtete, weil ich achtlos durch eine im Gebären begriffene Kiefernschonung strich. . . . Aber ich will Ihnen meine in harten Kämpfen errungenen Anschauungen um Himmels willen nicht aufdrängen, lieber Kollege! Das ist, wie der große Menschenkenner Fontane in einem seiner schönsten Bücher sagt, ein weites Feld. . . . Nur eins möchte ich noch sagen: Wissen Sie, weshalb ich so unbedingt und zuversichtlich auf den Sieg unserer guten deutschen Sache hoffe? . . .“

„Na? . . .“

„Also zeigen Sie mir, bitte, zwei Kapitäne drüben bei unseren Feinden, die im vordersten Schützengraben in Dreck und Speck, in Not und Gefahr über die letzten Dinge der Menschheit streiten! . . . Ist das nicht im allerbesten Sinne deutsch? Wir könnten uns ja auch besaufen, um über das Bangen der letzten Stunden hinwegzukommen, wie heute früh Ihre Russen, die Sie so glorreich in die Pfanne gehauen haben — —“

Die sanft ansteigende Dorfstraße hinauf kam ein Leutnant in gebückter Haltung. Das war notwendige Vorsicht, denn die Russen hatten sich mit einer Halbkompagnie auf fünfhundert Meter Entfernung eingegraben und feuerten in Gruppen, sobald sich in der deutschen Stellung irgend etwas regte. . . .

„Herr Hauptmann,“ meldete der Offizier halblaut, „Ihr Bursche, der brave Podleschny, ist im Verscheiden. Und er bettelt, ob Herr Hauptmann in den letzten Minuten nicht bei ihm sein möchten. Dann würd' es ihm vielleicht ein bißchen leichter werden. . . .“

Der dicke kleine Kompagniechef warf seine Zigarre fort, sprang mit einem Satz aus dem Graben und rannte mit seinen kurzen Beinen der Dorfschule zu, in der die Verwundeten vom Stabsarzt Döring und etlichen Sanitätern betreut wurden. Der Rittmeister von Foucar lief mit. Auch von seiner Schwadron lagen einige Verletzte dort, die vorderste Front aber durfte er ruhig verlassen, die war wohl versehen. Hundert Schritte vor den Drahthindernissen lagen die Horchposten, neben den vor Erschöpfung im Graben eingeschlafenen Mannschaften wachten die Leutnants und Unteroffiziere. Die höhere Verantwortlichkeit hielt sie aufrecht.

Die Russen, die in ihrer Linie mit vorzüglichen Gläsern ausgerüstete Beobachter haben mußten, eröffneten ein wütendes Feuer. In der Dämmerung aber nahmen sie zu volles Korn, die Kugeln flogen zu hoch. Und so stark war schon die Gewöhnung des ersten Kampftages, daß die beiden Offiziere sich nach den zischenden und pfeifenden Geräuschen nicht mehr umsahen. Ab und zu gab es einen tief brummenden Ton dazwischen: einen Querschläger, der wie ein dicker Abendkäfer durch einen im hellen Diskant singenden Mückenschwarm summte. . . .

Der Stabsarzt Döring, der beim kümmerlichen Lichte einer Stallaterne einem tapfer seinen Schmerz verbeißenden Dragoner den durchschossenen Unterarm schiente, sprach leise, um von dem in der Nähe liegenden Musketier Podleschny nicht verstanden zu werden.

„Ich habe dem armen Kerl eine gehörige Portion Morphium gegeben. Ich hoffte, ihm schon damit den Uebergang zu erleichtern, aber die rasenden Schmerzen haben ihn wieder aufgeweckt. Sagen Sie ihm Lebewohl, lieber Herr Hauptmann, und dann will ich nochmal zu einer Dosis greifen. . . . Es ist nicht nötig, daß er für seine Tapferkeit die paar letzten Lebensstunden mit Qualen bestraft wird, wie sie ärger kein Teufel ersinnen könnte. . . .“

Der kleine Kompagniechef schnüffelte mit der Nase. „Ist denn gar keine Rettung mehr möglich?“

Der Stabsarzt im weißen Operationskittel schüttelte den Kopf.

„Die ganzen Eingeweide ein einziger Brei von Kot und Blut . . . auf dem Rücken ein Ausschuß wie zwei Fäuste so groß . . . der arme Kerl muß eine Pferdenatur haben . . . jeder andere wäre in einer halben Stunde nach so einer Verletzung abgeschwommen. . . .“

„Na dann . . .“

Der Hauptmann Haberland warf den Kopf in den Nacken und ging mit einem lustigen Auflachen zu dem Lager seines Burschen.

„Was sind das für Dummheiten, mein Jungchen? Du hast dem Herrn Stabsarzt gesagt, Du willst abkratzen und mich im Stich lassen?“

Der Sterbende bemühte sich, auf seinem Strohlager eine militärische Haltung anzunehmen. Er legte die ausgestreckten Hände an die Oberschenkel, biß die Zähne zusammen und sagte stockend: „Nich bös sein, Herr Hauptmann . . . zu sehr nach Herrn Hauptmann gebangt . . .immer gut zu mich gewesen . . . besser wie eigene Vater . . . und da möcht' ich doch noch zum letztenmal . . .“

„Na, na, na,“ erwiderte der dicke Kompagniechef und ließ sich zu Häupten des Strohlagers auf den Boden nieder. „Das Abschiednehmen wollen wir uns doch gefälligst verkneifen. Eben hat mir der Herr Stabsarzt gesagt, ein ganz ungefährlicher Bauchschuß. In vier Wochen springst Du wieder wie ein junger Hengst auf der Weide!“

Ueber das wachsgelbe Gesicht des Burschen flog ein heller Schein. Mit einem Aufächzen griff er nach der Hand seines Vorgesetzten und versuchte, sie an die Lippen zu ziehen.

„Ach Gott, Herr Hauptmann . . . wahrhaftig?“

„Ich schwör's Dir, mein Jungchen! Du glaubst ja gar nicht, was unsere Herren Doktoren heutzutage alles können! Fehlt bloß noch, daß sie 'nem Menschen einen neuen Kopf aufsetzen, wenn der alte abgerissen ist!“ . . .

„Aber es brennt doch da drin, Herr Hauptmann, wie Feuer und Scheidewasser! Und vorhin hab' ich gefühlt, mein Bauch ist wie 'ne Trommel geschwollen . . .“

„Du dummer Kerl, das muß doch sein! Das ist die notwendige Arbeit von den Eingeweiden, um die Hitze von der Kugel wieder abzustoßen. Und da steht der Herr Rittmeister von Foucar. Der hat mit eigenen Ohren gehört, wie der Herr Stabsarzt vorhin sagte: ‚Ihr Bursche Podleschny, Herr Hauptmann? Eine Sache von vier Wochen! Dann denkt er nicht mehr an die Kugel.‘“

Gaston von Foucar nickte bestätigend. Erst mußte er einen Kloß runterschlucken, der ihm im Halse aufstieg, dann sprach er klar und frei: „Ja, Podleschny! Der Herr Stabsarzt hat gesagt, Sie würden bald wieder gesund sein. Und weil Sie ein so guter Soldat sind, wird er sich mit Ihnen besonders viel Mühe geben.“

Der Sterbende legte sich lächelnd zurück. Gleich danach aber krümmte er sich unter neu einsetzenden Schmerzen, schrie einmal kurz auf und preßte dann ein blutiges Taschentuch zwischen die Zähne. Eine ganze Weile dauerte es, bis er in abgerissenen Sätzen wieder sprechen konnte.

„Ich glaub' ja, Herr Hauptmann . . . aber könnt' auch sein, Herr Hauptmann, daß es anders kommt . . . ich hab' nämlich eine Braut, die Marie Kelbassa . . . kein Geld, und mein Vater is Halbhufner in Helmahnen. Wie die reichen Bauern so sind, Geld soll zu Geld . . . Aber die Maria bloß Dienstmädchen beim Herrn Förster, und sie kriegt ein Kind von mir . . . wenn Herr Hauptmann da dem Vater schreiben möcht', er soll anständig sein zu dem Mädchen, und weil doch das Kind von mir is . . .“ Er krümmte die Beine an den Leib, die Schmerzen bissen in seine Eingeweide wie hungrige Wölfe. Und er schlug mit den Armen um sich, brüllte auf: „Ich will nich sterben, ich will nich . . . Herrgott, himmlischer Vater, warum straffst Du mich so, ich hab' doch nie was gegen Deine Gebote getan? . . . Und das mit dem Mädchen war nur, weil . . . da hätt' der Vater doch eher ja gesagt, weil ich sie wieder ehrlich machen muß . . .“

Er sank erschöpft zurück, nur seine Beine zuckten noch, auf seinen Lippen stand weißlicher Schaum. Der Hauptmann nahm seine beiden Hände in die Linke und strich ihm mit der Rechten über das sture blonde Haar.

„Unsinn, wenn Du wieder gesund bist, geb' ich Dir Urlaub und schreib Deinem Vater einen saugroben Brief. Das heilige Donnerwetter soll ihm in den Magen fahren, wenn er nicht seine Zustimmung gibt! Dann machst Du mit Deiner Maria Kriegstrauung, und bei dem Jungen will ich Pate sein . . .“

„Ach Gott, Herr Hauptmann . . .“

Der Stabsarzt war mit dem Verbande fertig. Er kam heran und tauschte mit dem kleinen Kompagniechef einen fragenden Blick. Der nickte. Da flackerte in den dunkeln Augen des Arztes ein seltsames Licht auf. Er nahm den Arm des Verwundeten, stach eine spitze, hohle Nadel ein und trieb durch sie langsam den wasserhellen Inhalt einer kleinen Spritze in das Muskelgewebe. Dann beugte er sich tief hinab, auf sein zerhacktes Studentengesicht trat ein feierlicher Ausdruck.

„So, mein guter Junge! Bald wirst Du ganz gesund sein . . .“

Der masurische Bauernsohn lächelte dankbar, die Schmerzen waren wie fortgeblasen. Wie der liebe Herr Jesus Christus war der gute Herr Doktor. Er brauchte nur die Kranken zu berühren, und schon kam die Genesung . . .

Der Sterbende streckte sich wohlig, eine Wonne war es, keinen Schmerz mehr zu spüren. Wenn der gedunsene Leib nicht gewesen wäre, hätte er sich einbilden können, er hätte den furchtbaren Riß durch die Eingeweide und all die gräßlichen Qualen der letzten Stunden nur geträumt. Und plötzlich setzte nach der wohltätigen Gabe des Arztes der Rauschzustand ein, der dem Ende vorausging. Aber es war ein heiterer Rausch mit lauter freundlichen Bildern . . . Der arme Bursch sprach mit lachendem Munde von seinen Zukunftshoffnungen. Augen wie Untertassen so groß würde der Vater machen, wenn er den Brief bekäme. Ein paar Stunden lang schimpfen und fluchen, schließlich jedoch sich den Kopf kratzen und klein beigeben, denn einem preußischen Herrn Hauptmann dürfte man doch nicht widersprechen. Und den Tag drauf wurde Hochzeit gefeiert, die Marie Kelbassa zog als richtige Schwiegertochter auf den Hof . . .

Die Augenlider wurden dem Sterbenden schwer. „Nich böse sein, Herr Hauptmann,“ sagte er langsam, „auf einmal so müde . . . muß schlafen gehen . . .“

Der kleine Kompagniechef faltete ihm die verarbeiteten Hände über der Brust.

„Ja, mein Junge, schlaf gut!“ Und er sprach klar und laut ein Vaterunser. Bei den Worten: „Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden,“ reckte sich die stämmige Gestalt, neben der er kniete, lang aus. Da geriet ihm die Stimme ins Schwanken, er konnte das Gebet nur mühsam zu Ende sprechen . . .

Eine Weile später standen die beiden Truppenführer wieder im Schützengraben. Eine Patrouille, die unter dem Schutze der Dunkelheit dicht an die vorderste Stellung der Russen geschlichen war, hatte die Meldung zurückgebracht, drüben wäre alles ruhig. Nichts lasse auf die Vorbereitungen zu einem plötzlichen Angriff schließen. Da steckte sich der Hauptmann Haberland, tief auf den Grund des Grabens gebückt, eine neue Zigarre an. Als er wieder auftauchte, fragte er:

„Na, wie ist's nun? Eine Stunde schlafen oder weiter dischkerieren? Ich möchte Sie nämlich nur noch kurz fragen, ob Sie auch zu dem Fall des armen Burschen, den wir eben sterben gesehen haben . . . ja also, ob Sie dazu mehr zu sagen haben als die landläufige Erklärung: ‚Was Gott tut, ist wohlgetan‘? Und wir dürfen nicht forschen und fragen, müssen uns in Demut beugen? . . .“ Und als der Rittmeister nicht antwortete, schlug der kleine Hauptmann mit der geballten Faust einen zornigen Lufthieb.

„Den Deuwel ist's wohlgetan! Ein anständiger Kerl, wie's wenige gegeben hat, kriegt einen hundsföttischen Bauchschuß, tausend verbrecherische Lumpen,

Briefkasten.

Ingenieur M. 14. Die größte Talsperre in Europa ist die 1914 eingeweihte Edertalsperre oder Waldecker Talsperre. Der Inhalt beträgt 202 Millionen cbm Wasser. Die Sperrmauer des Beckens ist am Grund 270 m, an der Krone 400 m lang und besitzt eine Höhe von 48 m. Der nächstgrößte Stausee ist die Möhnetalsperre für die Ruhr mit 130 Millionen Kubikmeter Wasserinhalt.

G. F. aus Hannover. Der Ausdruck „Krämervolk" (Nation of shopkeepers), den man als geringschätzige Bezeichnung für die Engländer oft gebraucht, ist aus dem Werk „Wealth of the nation" des Engländers Adam Smiths (1723—1790) entnommen. In der Bibel kommt bei Zephania I Vers 11 die Stelle vor: „Denn das ganze Krämervolk ist dahin", und Smith mag den Ausdruck daher entlehnt haben.

Geschäftliche Mitteilungen.

Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik Hamburg-Stuttgart. Dem Mitinhaber und Geschäftsführer dieser Firma, Herrn Emil Molt, ist von Seiner **Königlichen** Hoheit dem Großherzog von Hessen, der Titel eines Hoflieferanten verliehen worden.

Bettlägerige Patienten richtig und zweckmäßig zu ernähren, ist nicht leicht, die Speisen müssen sehr sorgfältig gewählt und zusammengestellt werden, um den Kranken zu kräftigen und doch seine empfindlichen Verdauungsorgane nicht zu belasten, auch müssen sie schmackhaft und abwechslungsreich sein. In der Broschüre „104 erprobte Kochrezepte für Kranke und Genesende" von Kufeke, Bergedorf-Hamburg, findet man überaus praktische Anweisungen für die Ernährung Schwächlicher und Kranker jeden Alters. Die Broschüre wird jedem Interessenten in Apotheken und Drogerien auf Wunsch gratis verabfolgt.

Milchnahrung Ramogen ist eine stark eingedickte fettreiche Milchpaste, ursprünglich nur für die Zubereitung der berühmten Biedertschen Säuglingsmilch gedacht. Der ausgezeichnete Geschmack und hohe Nährwert sowie die leichte Verdaulichkeit dieses Milchproduktes haben ihm aber verschiedenartigste Verwendung gebracht. Von größeren Kindern wird es gern als Butterersatz genommen; Erwachsenen und besonders älteren Leuten mit schwacher Verdauung ist es ein billiges Kräftigungsmittel, den im Felde Stehenden liefert Ramogen, mit wenig Wasser verrührt, einen vorzüglichen Rahmersatz für Kaffee und Tee und einen köstlichen sehr nahrhaften Brotaufstrich.

Die **Haarpflege** beruht in erster Linie auf rationeller Reinigung der Haare und der Kopfhaut. Die Zersetzungsprodukte des ständig von der **Kopfhaut** ausgeschiedenen Fettes, Staub usw., lösen sich am leichtesten durch eine Wäsche mit Schwarzkopf-Schampoon, welches gleichzeitig stark desinfizierend wirkt, also schädliche Keime, die den Haarausfall verursachen, beseitigt. Jede bessere Drogerie und verwandte Geschäfte führen es, und jeder bessere Friseur verwendet es auf Wunsch.

Drei arge Feinde!

Gicht, Rheumatismus und Hexenschuß (Ischias) heißen sie. Sie foltern ihre Opfer ebenso grausam, wie es in alten Zeiten die Henkersknechte taten.

Gicht, Rheumatismus und Hexenschuß haben nicht nur die gleiche äußere Veranlassung (Erkältung), sondern auch die gleiche innere, nämlich Vergiftung des Blutes durch zurückgehaltene Harnsäure.

Die Harnsäure ist ein giftiger Abfallstoff, der übrig bleibt bei der Verwandlung der Nährstoffe in Kraft und Wärme, genau so, wie beim Verbrennen der Steinkohle Schlacke übrig bleibt.

Die Harnsäure muß regelmäßig aus dem Blute entfernt werden, wie die Schlacke unter dem Dampfkessel, sonst entstehen Störungen.

Die Harnsäure setzt sich an bestimmten Stellen fest und verursacht Entzündungserscheinungen, die je nach der Naturanlage der betreffenden Person und je nach den näheren Umständen verschiedener Art sein können.

Die Harnsäure kann sich in Form fester Kristalle in den Gelenken und Sehnenscheiden ablagern, wo sie rasende Schmerzen und heftige teigige Schwellung und Rötung verursacht. Später entstehen an diesen Stellen harte knotige Anschwellungen, die sich zu völligen Verkrüppelungen der Hände ausbilden können.

Sie kann auch ohne Ablagerungen eine heftige Entzündung der Gelenke oder Muskeln veranlassen und wird lebensgefährlich, wenn sie den Herzmuskel ergreifen wird.

Sie kann endlich eine Entzündung großer Nervenstränge herbeiführen, die sich in neuralgischen Schmerzen des Gesichtes, des Kopfes (Kopfreißen!), der Kinnladen, besonders aber des großen Hüftnerves (Hexenschuß, Ischias) äußern.

Man benutzte dagegen früher mit Vorliebe das Gift der Herbstzeitlose, welches ein Bestandteil der meisten alten „unfehlbaren" Gichtmittel ist.

Mancher, der solche Mittel benutzte, ist durch dieselben für immer von seinen Schmerzen erlöst worden — durch den Tod, denn Vergiftungsfälle waren nicht selten, und die Mittel wirkten auch nur vorübergehend.

Auch die später viel verordnete Salizylsäure ist nicht ungefährlich, dauernde Heilung bringt sie ebensowenig.

Große Beliebtheit im Volke genießen verschiedene scharfe Einreibungen und Pflaster, und es ist wahr, daß sie durch Anregung des Blutumlaufes in dem erkrankten Körperteile die Entzündung vorübergehend beseitigen können. Das nützt allerdings nicht dauernd, aber es kann die Schmerzen lindern. Als **gründliche Kur** ist „Gichtosint" zur Entfernung der Harnsäure von zahlreichen Aerzten als gut erprobt worden.

Es enthält die Salze, welchen eine Anzahl der berühmtesten Heilquellen ihre gute Wirkung verdanken, in verstärkter Form, alle Stoffe aber, welche die Wirkung abschwächen oder welche keine Wirkung haben, sind weggelassen.

Dadurch wird eine sehr schnelle Auflösung und gründliche Entfernung der im Körper abgelagerten und im Blute vorhandenen Harnsäure erreicht, ohne daß es nötig ist, sich monatelang in einem Kurorte aufzuhalten, große Mengen Mineralwasser zu schlucken und strenge Diätvorschriften einzuhalten.

Das ist nicht nur angenehmer und bequemer, sondern auch viel billiger.

Gichtosint besteht nach der Analyse von Dr. Paul Jeserich, beeid. Handels-Chemiker, aus Bromnatrium 0.050 pCt., Chlorlithium 1.320 pCt., Chlormagnesium 6.91 pCt., Kaliumsulfat 1.35 pCt. usw., usw., und wird in fester Form zu Tabletten gepreßt.

Zum Versuch erhält jeder, der danach schreibt, eine genügende Probe und eine Gebrauchsanweisung vollständig gratis vom Generaldepot: Viktoria-Apotheke, Berlin A. 67, Friedrichstraße 19. (1743)

die sich drücken, dürfen weiterleben. Bis zu ihrem sogenannten natürlichen Ende im bequemen Bett! Und weiter muß ich Ihnen sagen, der masurische Bauernjunge da gehörte zu der Sekte der Gromadki, einer besonders frommen Gemeinschaft von evangelischen Gläubigen, die nicht fluchen, nicht schwören, nicht stehlen, noch betrügen, die nüchtern sind und arbeitsam, das Tagewerk mit Gebet anfangen und beschließen . . . Also weshalb hat Euer Gott gerade dieses Leben so jäh abgeschnitten? Es hätte in seinem Sinne doch nur Gutes gewirkt. Auch Pflichten erfüllt, die ihm noch die letzte irdische Stunde verbittert haben. Das arme Mädel, das ein Kind unterm Herzen trägt, bleibt ohne Schutz zurück, ihr Junge, der nach dem Willen seines Vaters einen reichen Hof hätte erben können, verdirbt . . . wird vielleicht ein Landstreicher und Verbrecher . . . Wo bleibt da — entschuldigen Sie freundlichst, mein lieber Foucar — Eure vielgerühmte sittliche und göttliche Weltordnung?"

Der Rittmeister sah versonnen vor sich hin.

„Mein guter Haberland, was soll ich Ihnen darauf antworten? Spräche ich Ihnen von menschlicher Kurzsichtigkeit, würden Sie sofort mit einem Gegenargument bei der Hand sein, würden vielleicht sagen: wieso sind der menschlichen Erkenntnis gerade in dieser wichtigsten aller Fragen so enge Grenzen gezogen? Ich weiß es nicht. Ich empfinde es als eine Wohltat, daß unserem Grübeln und Denken da ebenso eine Schranke aufgerichtet ist wie dem neugierigen Blick, der spähend die nächste irdische Zukunft erforschen möchte. Da setzt bei mir der Glaube ein. Aber vielleicht ist auch der Zweifel eine Art von Gottesdienst. Und der Herr da oben — wenn wir in wenigen Stunden vor ihm stehen werden — sagt zu Ihnen: Auch Du warst ein getreuer Knecht! Du hast nicht aufgehört, mich zu suchen, und jetzt hast Du mich endlich gefunden . . ."

Der kleine Hauptmann tat einen tiefen Zug aus seiner Zigarre.

„Von Ihnen könnte ein Pastor lernen, lieber Foucar! Aber wollen jetzt aufhören — mir fällt nämlich ein, ich könnte mich da oben beim lieben Gott durch ein sogenanntes gutes Werk noch ein bißchen schustern. Ich hatte meinem braven Podleschny doch einen Brief versprochen an seinen halsstarrigen Vater. Den könnte ich vielleicht jetzt noch rasch schreiben beim Schein meiner Elektrischen, ehe die Russen zum letzten Angriff kommen . . ."

Der Rittmeister schüttelte seinem Kameraden von der Infanterie die Hand.

„Das ist jedenfalls besser als unfruchtbares Debattieren! Na gute Nacht denn, Haberland."

„Gute Nacht, Foucar! Und sollten wir uns vor der gemeinschaftlichen Reise nach oben nicht wiedersehen: Raschen Soldatentod und vergnügte Urständ!"

„Danke, gleichfalls . . ."

Gaston von Foucar ging zu den Ställen der Königlichen Domäne am anderen Ende des Dorfes, in denen die Gäule der Schwadron untergebracht waren. Hufschläge klapperten auf der Straße, vor dem Hoftor schwang sich ein Reiter aus dem Sattel. Der Kriegsfreiwillige Heurich, ein Mann von mehr als sechzig Jahren. Er trug das Eiserne Kreuz vom Jahre Siebenzig und war Leibkutscher in Kalinzinnen, dem schwiegerväterlichen Gute des Rittmeisters gewesen. Beim Ausbruche des Krieges war er beim alten Regiment wieder eingetreten. Einmal aus Pflichtgefühl, zum anderen aber, weil er der Tochter seines verstorbenen gnädigen Herrn gelobt hatte, er würde über ihrem Manne wachen, als wenn er sie selbst zu schützen hätte.

Gaston fuhr ihn unwillig an.

„Zum Donnerwetter, Heurich, wo kommen Sie her?"

Der Alte reckte seine sehnige Gestalt in dienstliche Haltung.

„Von der gnädigen Frau, Herr Rittmeister!"

„Und wer hat Ihnen Urlaub gegeben?"

„Der Herr Wachtmeister. Weil Herr Rittmeister im Augenblick nicht zu finden waren . . ."

„Fauler Schwindel! Na aber, schön . . . Wie steht's zu Hause?"

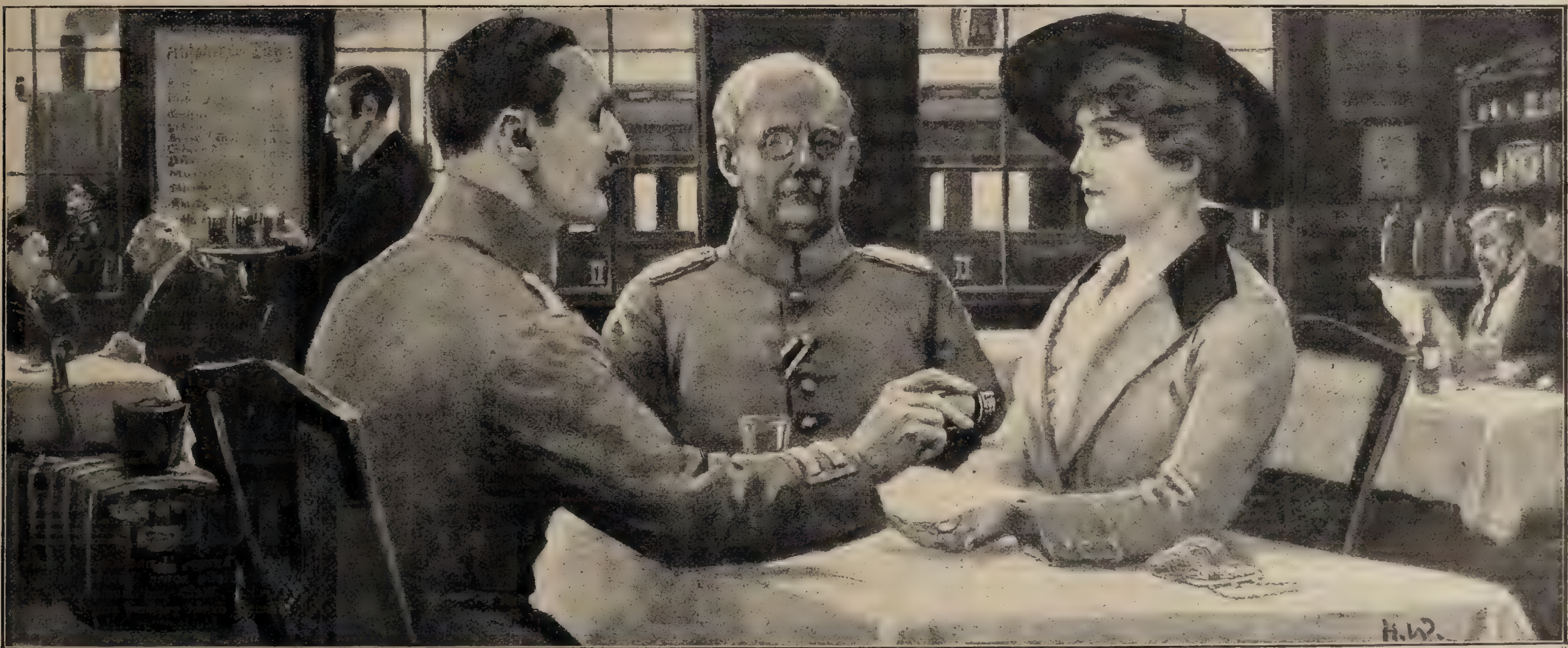
„Gut und auch wieder nich gut, Herr Rittmeister. Die gnäd'ge Frau fühlen sich besser, wollen spätestens übermorgen nach Kalinzinnen übersiedeln, in die Verwalterwohnung. Ich hab' gebeten und gebarmt: ‚Gnädigste Frau Rittmeister, trautste, goldenste Frau Baronin, was wollen Se bloß dort? Alles is ausgerissen, bloß ein paar alte Weiber sind dageblieben. Wänn die von den Russen dotgeschlagen werden, is nich viel Schade — in ein paar Jahren hätten sie so wie so stärben müssen. Also steigen Sie in den Wagen, die Damen aus Groß-Heinrichsdorf sind kaum 'ne Stunde voraus. Vielleicht holen Se die noch ein . . . wenn nich, is auch egal, morgen früh können Se in Lötzen sein. Und von dort geht noch Eisenbahn' . . . Die gnädige Frau schüttelt den Kopf: ‚Heurich, das verstehst Du nicht! Es ist meine Pflicht, bei diesen Leuten auszuharren, mit ihnen Not und Gefahr zu teilen' . . . ‚Befehl', sag' ich, aber innerlich heben mich die Aengste: was soll bloß aus unserem kleinen Härrn Baronchen werden, wenn die Russen kommen? Unterwegs in Beldahnen, beim Gastwirt Bubritzky, hatt' ich einen Schnaps getrunken. Da wurden mir die schrädlichsten Sachen erzählt. In Borzymmen hat so ein Vieh von Kasak ein kleines Kind mit dem Fuß in' Leib getreten, weil's ihm aus Versehen in' Weg gelaufen war. 'Ne halbe Stund hat sich's noch gequält, dann is es gestorben . . . Also ich steh' da und dänk': so was soll vielleicht unserm kleinen Härrn Baronchen passieren? Die Amm', die Sochia, steht mit ihm neben mir und zeigt, wänn man ihm am Kinn krabbelt, lacht er schon. Da krieg' ich eine Idee. Mensch, Heurich, sag' ich zu mir, was bist Du bloß für 'n Rindvieh, daß Dir das nich früher eingefallen is? . . . und fünf Minuten drauf hatt' ich unser kleines Härrchen gestohlen!"

Gaston fuhr auf.

„Was haben Sie?"

Der Alte nickte vergnügt.

„Gestohlen, Herr Rittmeister! Es war ganz einfach. Der dammlichen Margell sagt' ich, sie sollt' mir was zum Trinken bringen, ich würd' das Baronchen so lange halten. Sie meint, ob ich auch mit kleinen Kindern umzugehen versteh', und ich darauf: ‚Besser wie Ihr alle hier, Ihr blöden Gänse' . . . Entschuldigung, Herr Rittmeister, die gnäd'ge Frau hatt' ich damit natürlich nich gemeint! Also wie die Sochia im Haus war, ich, mit dem kleinen weißen Bündel in Sattel, los auf der Chaussee nach Lötzen. Die Margell hat hinter mir hergeschrien, die gnädige Frau



auch mit dem gnädigen Fräulein — ich dacht' mir, besser, Ihr schreit jetzt als nachher, wenn es zu spät is! . . . In 'ner knappen halben Stund' hatt' ich den Groß-Heinrichsdorfer Wagen eingeholt, die Fräuleins haben immer gelacht und geweint durcheinander. Ein Tagelöhnerweib war auf dem Wagen mit 'nem Brustkind, aber sie hatte Milch für zwei. Und die gnädige Frau aus Groß-Heinrichsdorf gab mir 'ne Quittung, wegen richtiger Ablieferung. Den Zettel hab' ich auf 'm Rückweg abgeworfen, aber ich hielt mich nicht lang dabei auf, denn gnädige Frau waren sehr zornig . . ."

Dem Rittmeister rannen die klaren Tränen übers Gesicht, aber er schämte sich ihrer nicht. Er rüttelte dem Getreuen an der Schulter: „Heurich, Du guter alter Kerl, Gott lohn's Dir! Und hätt'st Du nur auch gleich meine Frau in einen Wagen gepackt, meinetwegen mit Gewalt . . ."

Der Alte hob die Achseln.

„Gedacht hab ich schon, Herr Rittmeister, bloß es ging nich, wegen Respäkt. Aber ich sag' mir, der liebe Gott wird helfen. Unsere liebe gnädige Frau werden sich doch so nach dem kleinen Härrn Baronchen bangen, daß sie den Einspänner nehmen und nachfahren werden . . ."

Der Rittmeister konnte nicht sprechen, quetschte dem Getreuen nur die Hand. . .

V.

Die kurze Sommernacht war rasch herumgegangen, im Osten über dem Sdrinsnosee hob sich mit blassem Licht ein regnerischer Morgen. Es begann leise zu tröpfeln, weit her vom Baranner Moor kamen zahlreiche Schofe Wildenten geflogen. Mit pfeifendem Flügelschlag sausten sie über das Dorf. Irgendeine Störung mußte sie aus den Schlupfwinkeln losgemacht haben, in die sie sich am Tag vor dem Knallen der Gewehre, dem Dröhnen der Kanonen geflüchtet hatten. Und der alte Heurich, der in seiner Jugend ein Wildschütz gewesen war, begann aufzumerken . . . Vom Ostrande des Bruchs waren die ersten Schofe gekommen, jetzt kamen sie aus der Mitte und eine Weile später aus Westen. Da weckte er seinen Rittmeister, der auf einer hölzernen Bank vor dem Dorfkruge sich zu kurzer Ruhe ausgestreckt hatte, ein Bündel Heu unterm Kopf, und rannte laut rufend zum Schützengraben hinauf: „Trompeter, blas' Alarm, die Russen kommen . . ." (Fortsetzung folgt.)

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ba — bal — char — che — cen — cob — de — der — deur — di — e — e — eich — en — fo — für — ga — ge — gi — go — ho — horn — hu — i — ja — in — kom — kow — len — li — lings — lu — lu — man — mä — ments — mie — min — mus — na — ni — no — pa — re — ri — rod — ru — rung — salt — säug — scha — se — see — sor — ti — tor — wan — wan

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Balkanbündnis nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Theosophischen Begriff. 2. Berühmten Forscher. 3. Militärischen Rang. 4. Gesteinsart. 5. Feindliche Truppen. 6. Wichtige soziale Einrichtung. 7. Russische Stadt. 8. Bestandteil des Ackerbodens. 9. Italienischen Nationalheld. 10. Balkanland. 11. Eroberte russische Festung. 12. Heerführer. 13. Rosenart. 14. Hauptstadt einer südamerikanischen Inselgruppe. 15. Biblische Person. 16. Repräsentant reichsfreier Stadt. 17. Wissenschaft.

Bilder-Rätsel.



Menschliches — allzu Menschliches.

Von Peter Serwas.

Denkt man recht groß von seiner Zier,
Dann lächelt man und gönnt es Dir,
Doch gar nicht froh ist Dir zu Sinn,
Wenn man beständig Dir liegt drin.
Besitzest ein geneigtes Du,
Dann setzt man Dir am meisten zu,
Doch wer es andern stets verschließt,
Kein Anseh'n in der Welt genießt.
Das unberufene man scheut,
Doch gerne man's dem Liebchen leiht.

Merkwürdige Verwandlung.

Schaut das Hundevieh doch an,
Wie sich das verwandeln kann!
Seine Pfote bringt's herum
Und wird zum Amphibium.

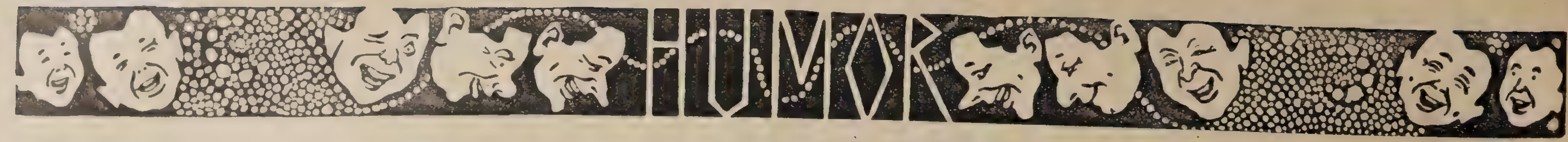
Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:

Der Winter naht, denkt an Liebesgaben fürs Feld.

1. Norrland. 2. Admiral. 3. Themse. 4. Kalif. 5. Nemesis. 6. Enver. 7. Delcasse. 8. Tahiti. 9. Handgranatenkampf. 10. Albanien. 11. Notredame. 12. Rutenhieb. 13. Elatea. 14. Takelung. 15. Nautilus. 16. Invalidenrente. 17. Waldnaab. 18. Rouffelacre. 19. Ermolli. 20. Donnerkeil.

Konsument und Speise: Rumäne — Muräne.



Als wegen des Erfolges der letzten Kriegsanleihe schulfrei war, sehe ich den kleinen sechsjährigen Jungen unseres Portiers vor der Tür spielen. „Na, ist heute keine Schule?" — „Nee," sagt er, „heute is 'n großer Sieg. Wir ha'm 'n paar Tausend Mark erobert!" — „Wo denn?" frage ich belustigt. — „Ick gloobe, in England!"

*

In der deutschen Stunde fragt der Lehrer: „Was ist ein weises Kind?" Antwort: „Ein kluges Kind." — „Was ist aber ein Waisenkind?" — Antwort: „Ein Kind, das keine Eltern hat." — „Was ist denn nun ein weiser Mann?" fragt der Lehrer schließlich das Dummchen der Klasse. Zuerst tiefes Schweigen. Dann sagt der Kleine: „Ein Mann, der keine Frau hat."

*

In einer Gesellschaft bat man einen Herrn, der Angehöriger eines neutralen Staates war, um seine Ansicht über den Weltkrieg. „Es tut mir leid, ich kann mich an Ihrer Unterhaltung nicht beteiligen," sagte er, „denn mein Standpunkt ist streng neutral; über die Siege der Deutschen freue ich mich genau so, wie ich mich freue, wenn die anderen Prügel bekommen!" Poldi.

Zeichnung von Paul Simmel.



„Was machst Du denn da, mein Kind?"
„Es wird doch kalt, ich schicke jetzt Papa jede Woche eine Preßkohle ins Feld!"

*

Der Seufzer des Landsturmmanns.

Einst hatt' ich Bauch und Doppelkinn,
Jetzt schnall' ich schon mein Koppel dünn!

*

Unserm kleinen Mädel ist vom Arzt strenge Diät verordnet worden. Daher müssen wir ihr alles, was sie gerne ißt, mit der Begründung verweigern: „Das ist nicht gut für Dich!" Vor ihrem Geburtstag fragt die Mutter: „Was möchtest Du denn morgen essen?" — „Alles, was mir nicht bekommt!" war die sehnsüchtige Antwort.

*

Auf einem Ozeandampfer vergnügten sich die Fahrgäste mit Spielen. Ein Herr trat zu einem andern und sagte: „Wir machen einen Wettlauf zwischen Verheirateten und Unverheirateten. Sie sind doch verheiratet?" — „Nein," sagte der andere, „ich bin seekrank, deshalb sehe ich so aus!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 44

31. Oktober 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Die neue Friedens- und Felduniform des deutschen Heeres, die einheitlich aus feldgrauem Tuch besteht.
Garde-Feldartillerist in Felduniform (Bluse, nicht durchgeknöpft, und Helm ohne Spitze mit Ueberzug)



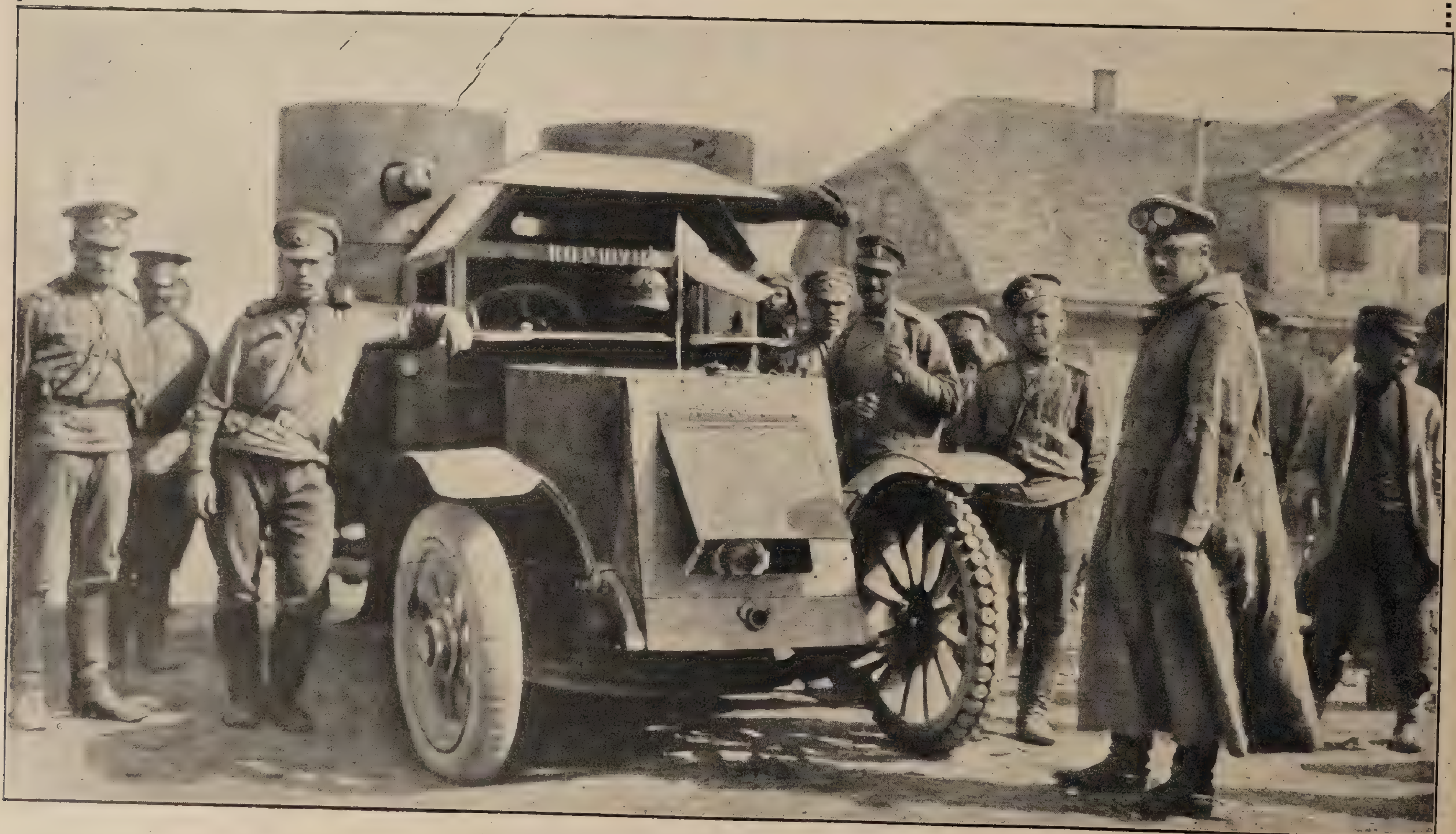


Im eroberten Belgrad:

Granattreffer in einem Haus der Hauptstraße. Trainkolonne vor dem Königsschloß.

Die neue Uniform

Der blaue Rock der Infanterie, der weiße Koller der Kürassiere und die farbenfreudige Attila der Husaren haben in Zukunft nur noch im Zeughause Berechtigung, wo sie zusammen mit den anderen „historischen" Uniformen des preußischen Heeres der Nachwelt erhalten bleiben. Ein Stück Ueberlieferung schwindet aus unserem Heer, aber es wird ersetzt durch eine neue Tradition: das Feldgrau. Der Rock, der in vielmonatigem beispiellosem Ringen um das Dasein unseres Volkes seine Brauchbarkeit erwies, soll auch zukünftig im Frieden die Grundfarbe für das Kleid des Soldaten geben. Und doch ist uns der „bunte Rock" und das „dreifarbige Tuch" geblieben, denn das ernste Grundtuch des feldgrauen Friedensrockes zeigt die alten bunten Aufschläge, Kragen, Litzen und Abzeichen und auch denselben knappen Schnitt. Dieser Waffenrock wird der Ausgehanzug und das Paradekleid unserer Soldaten sein. Daneben aber hat man auf Grund der Kriegserfahrungen die Bluse geschaffen, den Arbeitsrock. An ihm sind nur noch die Schulterklappen bunt: grau mit weißem Vorstoß für die Infanterie, hellgrün für die Jäger, rot bei der Feldartillerie, gelb mit gekreuzten Granaten bei der Fußartillerie, schwarz mit rotem Vorstoß für die Pioniere, hellblau für Verkehrstruppen und kaliblau für den Train. Von der Kopfbedeckung, die in allen ihren Formen erhalten blieb, wird zu diesem Anzug Spitze, Kugel oder Deckel (Ulan) abgeschraubt, wie es das Kriechen in den Erdgräben erfordert. Neben diesen grundlegenden Aenderungen am Rock haben alle anderen Bekleidungsstücke eine Vereinfachung erfahren, so daß wir nur noch eine (graue) Hose, einen Mantel, eine Halsbinde, ein (schwarzes) Lederzeug, ein Ueberschnallkoppel und eine (Schirm-) Mütze haben. Auch wurde manches abgeschafft, so Bandelier und Kartusche der Unteroffiziere und Mannschaften, die Leibbinde der Ulanen, die Epauletten und der Ueberrock der Offiziere.



Auf der Feindesseite: Russisches Panzer-Automobil.
Bei einem russischen Offizier gefundene Photographie.



Der brennende russische Hafen Nowo-Rossisk am Schwarzen Meer nach der Beschießung durch das türkische Kriegsschiff „Midilli“ („Breslau“).



Oesterreichisch-ungarische schwere Artillerie in Tätigkeit an der ostgalizischen Grenze.

DIE BÜHNE IN DER KRIEGSZEIT



Josef Ruederer †,
der bekannte Münchener Dichter.
Hofphot. Müller.



Schildkraut als „Kaliban"
in der von Reinhardt inszenierten Aufführung von Shakespeares „Sturm" im Theater am Bülowplatz in Berlin. Phot. Hänse Hermann.



Barbara Kemp
als „Mona Lisa" in der Aufführung von Schillings neuer Oper im Berliner Königl. Schauspielhaus.
Phot. Karl Schenker.

Josef Ruederer, der im Alter von 54 Jahren in seiner Vaterstadt München gestorben ist, war der Dichter des modernen Münchens, dessen Lob er in einer etwas galligen Monographie kündete. Im Grunde genommen war er Satiriker vom klarsten Wasser, aber auch ein so großer Poet, daß seine Dichtungen immer ergötzen, trotz ihrer stachelichen Ausfälle gegen Menschen und Dinge, die ihm nicht gefielen. Seine wenigen Dramen sind an sich alle meisterlich, vor allem die berühmte Komödie „Fahnenweihe" und die noch berühmtere „Morgenröte", in der er die gemütliche Münchener Revolution aus dem Jahre 1848 schildert, die die königliche Idylle Ludwigs und der Tänzerin Lola Montez beendete. Mit liebevoller Kleinmalerei gibt er die bayrischen Bürger und ihre Lebensgewohnheiten wieder, ebenso in den Komödien, die in der Jetztzeit spielen, die modernen Menschen mit ihrem Getue und Gehabe. — Max von Schillings neues Werk, die zweiaktige Oper „Mona Lisa", hat nun auch im Berliner Königlichen Opernhause seinen erfolgreichen Einzug gehalten. Die schauspielerisch, wie gesanglich gleich schwierige Rolle der „Mona Lisa" war Frau Kemp anvertraut, die schon in ihrer äußeren Erscheinung dem berühmten Original, der Frau mit dem geheimnisvollen Lächeln, sehr nahe kam und sowohl schauspielerisch wie stimmlich allen Anforderungen der dramatischen Höhepunkte gerecht wurde.



Szene aus der Freilicht-Aufführung von „Wallensteins Lager" durch Mannschaften des Ersatz-Bataillons der Gardefüsiliere in Berlin. Phot. von Freyberg.



Im Offiziers-Gefangenenlager bei Heidelberg: Französische und belgische Offiziere.

Im Offiziers-Gefangenenlager bei Heidelberg

Von Albert K. Dawson aus Amerika

Wenn man sich der Stadt Heidelberg im Zuge nähert und kurz vor der Stadt auf der Südseite aus dem Fenster sieht, kann man verschiedene Gruppen junger Leute bemerken, die in weißen Flanellanzügen Tennis auf den Plätzen vor einem großen Gebäude spielen. Man wird wahrscheinlich denken: Was für ein hübsches, malerisch gelegenes Hotel; denn ringsherum sind Hügel und Berge und im Norden die schöne Stadt Heidelberg mit der berühmten Ruine. Aber wenn man näher hinsieht, wird man bemerken, daß außer dem gewöhnlichen Drahtnetz, das den Tennisplatz umgibt, noch ein zweiter gleich hoher Zaun da ist, der um das ganze Gebäude läuft. Dieser ist aus Stacheldraht gemacht. Ferner wird man sehen, daß das kleine Haus in der Ecke, das wie ein Gärtnerhäuschen aussieht, in Wirklichkeit einen Soldaten mit einem Maschinengewehr beherbergt. Das Gebäude ist das Offiziersgefängnis in Heidelberg. Gegenwärtig enthält das Offiziersgefangenenlager über 100 Offiziere, darunter Franzosen, Belgier, Russen, Engländer und Kanadier, vom Landheer, von der Flotte und alle Grade vom Leutnant bis zum General. Einige sind seit den ersten Kämpfen in Belgien hier, und einige wurden erst wenige Tage zuvor bei der letzten französischen Offensive gefangen. Diese Neuankömmlinge tragen noch den neuen Stahlhelm der Franzosen, der sich sehr bewährt haben soll. Ich sah einen Offizier, dessen Helm zwei tiefe Scharten von Bombensplittern hatte, die sonst den Träger einer gewöhnlichen Militärmütze sicher getötet hätten. Durch die Freundlichkeit des kommandierenden Offiziers durfte ich durch die Gebäude und Plätze gehen und mit den verschiedenen Personen dieses „Hotels" sprechen. Die Offiziere leben zusammen in Gruppen von zwei bis zehn, je nach der Größe der Räume, und zwar immer Angehörige derselben Nation zusammen. Sie sind aber keineswegs in diese Zimmer wie in eine Zelle gebannt, sondern können durch das Gebäude und das Lager nach Belieben gehen. Die Engländer empfingen mich mit englischer Gastfreundschaft, die Franzosen mit französischer Höflichkeit, die Russen, wie ich leider sagen muß, mit Mißtrauen. Sehr interessant war die Ausschmückung der einzelnen Zimmer. Die gewöhnliche Ausstattung besteht aus einem eisernen Bett, Stuhl, Tisch und Kleiderriegel. Hierzu können sich die Offiziere auf eigene Kosten anschaffen, was sie wünschen. Viele haben Liegestühle, Vorhänge und andere Sachen, die für sie in



Blick auf die malerisch gelegene Kaserne bei Heidelberg, in der die gefangenen Offiziere untergebracht sind. Im Hintergrund die Vorberge des Odenwaldes.



Im Offiziers-Gefangenenlager bei Heidelberg: Russischer Offizier, der im Privatleben Universitätsprofessor ist und die Tier- und Pflanzenwelt im Bereich des Gefangenenlagers sammelt und wissenschaftlich ordnet.

Heidelberg gekauft worden sind. In einem Zimmer hausen sieben junge Engländer, die sich nach einem Schild an der Tür „The english club" nennen und ihren Raum sehr hübsch ausgestattet haben. Sie haben auch ein Klavier auf monatliche Miete; die Wände sind mit Kriegskarten, Bildern und Postkarten bedeckt. In fast jedem Zimmer hängt eine Kriegskarte, auf der die Front mit Nadeln angemerkt ist, außerdem Skizzen, Porträts, Landschaften und Silhouetten, gewöhnlich von den Gefangenen selbst gemacht. Die Russen scheinen eine besondere Vorliebe für Frauenbildnisse zu haben, außerdem sah ich bei ihnen sehr hübsche Proben von Laubsäge- und Schnitzarbeiten, auch einige Tischdecken mit farbiger Seidenstickerei, von russischen Offizieren angefertigt. Ein Raum war als Zahnklinik eingerichtet. Der Offizier, der hier lebt, ist russischer Zahnarzt und findet Zerstreuung von der Gefängniseinförmigkeit im Ausbessern der Zähne seiner Genossen. Ein anderer Raum enthält die russische Bibliothek mit über 1000 Bänden in russischer Sprache, die von einem Schulmann aus Petersburg verwaltet wird. Das Zimmer, das mich am meisten interessierte, wurde von einem russischen Gelehrten bewohnt, der



Die russische Bibliothek des Gefangenenlagers von etwa 1000 Bänden und der Bibliothekar, ein gefangener Offizier.



Russischer Offizier, der im Privatleben Zahnarzt ist und sein Zimmer als zahnärztliches Atelier eingerichtet hat.



General Graf Bothmer
der die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am Styr befehligt.

im Privatleben Universitätsprofessor ist. Er hat seit Monaten an zwei Sammlungen gearbeitet, die jede Tier- und Pflanzenform enthalten, die er im Bereich des Gefangenenlagers finden konnte. Das scheint sehr einfach, aber wenn man die beiden Sammlungen gesehen hat, hat man den Eindruck einer ernsten Arbeit. So verbringt jeder nach seinem Geschmack die Zeit, und viele benutzen die Gelegenheit, sich in anderen Sprachen oder Handfertigkeiten zu vervollkommnen. Bei gutem Wetter sind die Tennisplätze immer besetzt. Diese Tennisplätze sind ein rein englisches Erzeugnis, von den Offizieren selbst hergestellt und mit selbst gekauften Netzen ausgestattet. Jeder hat das übliche Tenniskostüm aus weißem Flanell mit weißen Schuhen, und wenn sie so im Freien spielen, macht der Platz einen sehr feiertäglichen Eindruck. Die Postverbindung mit der Außenwelt ist gut. Ein Brief von England braucht acht Tage, von Frankreich und Rußland etwas mehr. Die Gefangenen sind in der Zahl der Briefe oder Pakete, die sie empfangen,



Winterbeginn im Kampfgebiet an der Tiroler Grenze:
Mannschaften in Schneemänteln vor dem vereisten Drahtverhau.



Beförderung des Essens in Kochkisten durch den tiefen Schnee zu den vordersten Truppenstellungen.



Vermummte Telephonisten eines Artillerie-Beobachtungsstandes bei großer Kälte auf einem der tief verschneiten Berggipfel.

unbeschränkt. Ein Russe soll den Rekord halten, er hat einmal 25 Pakete an einem Tage erhalten. Die einzige „Konterbande" sind Zeitungen und Waffen. Die Offiziere dürfen jeder monatlich zwei Briefe und vier Postkarten schreiben, der Brief nicht länger als vier Seiten und die Buchstaben nicht kleiner als 8 mm hoch. Diese merkwürdige Anordnung mußte getroffen werden, weil einige Franzosen so klein schrieben, daß der arme Zensor die Schrift nur mit dem Mikroskop lesen konnte. Zwischen der vorgesetzten Behörde und den Gefangenen scheint das beste Verhältnis zu bestehen; der Kommandeur erzählte mir, daß die Engländer vorbildliche Gefangene wären und den geringsten Aerger machten. Verschiedene der Offiziere sagten mir ohne eine Aufforderung meinerseits, daß sie mit der Behandlung sehr wohl zufrieden seien; die größte Unannehmlichkeit sei, abgesehen von der Freiheits-Beschränkung, das Verbot der heimatlichen Zeitungen. Jeder wünschte von mir zu wissen, wann der Krieg aus sein würde. Sie bedauerten, daß auch ich einen genauen Termin nicht angeben konnte.



Feldmarschall-Lt. Wurm,
einer der Führer der österr.-ungar. Truppen an der Isonzo-Front.

Bildnisse vom Tage



General d'Amade,
der das in Saloniki gelandete französische Expeditionskorps befehligt.



Admiral von Schroder,
Kommandeur des Marinekorps an der Belgischen Küste, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Urbahns.



General von Gallwitz,
Führer einer Armee gegen Serbien.
Phot. B. J. G.

Von Belgrad über Nisch nach Saloniki und nach Sofia führt die wichtige Eisenbahnlinie, deren Richtung auch den jetzt tobenden schweren Kämpfen in Serbien den Weg der Armeen andeutet. Wer im Frieden diese Strecke entlang fuhr, hatte einen guten Ueberblick über das serbische Land, das mit wilden Gebirgszügen, tiefen Schluchten und dann wieder mit fruchtbaren Ebenen eines der interessantesten unter den romantischen Balkanstaaten darstellt. Das fruchtbare Morawa-Tal, die breite Niederung, in der sich die Bevölkerung vorzugsweise mit der Zucht des riesigen „serbischen Landschweins" beschäftigt, ist von kahlen karstartigen Bergzügen umgeben. Hier standen früher, wie auf dem ganzen Karst, riesige Wälder, die unter der Türkenherrschaft abgeholzt wurden. Erst jetzt werden sehr mühselige Aufforstungsversuche gemacht. In der Schumadia, dem fruchtbaren Plateau, dessen Hauptstadt die alte serbische Herrscherstadt Kragujewatz ist, herrscht wieder Viehzucht und Landwirtschaft vor. Die Bauern ziehen Pflaumenbäume in großen Gärten, man sieht Maisfelder und gewaltige Rinderherden. Weiter nach Süden wird das Land wilder und gebirgiger. Das Ibar- und das Studenitza-Tal fügen sich zu einer gewaltigen Landschaft zusammen; schroffe Felsen, reißende Wasserläufe und dürftige Vegetation bilden einen harten Gegensatz zu den blühenden Niederungen. Hier streckt sich auch der Felsrücken des Kopaonik, dessen höchste Spitze 2140 Meter erreicht. Und in den meisten der Berge stecken Schätze an Kohlen und Mineralien. Quecksilber, Erz, Kupfer und Blei werden seit langem ausgebeutet, auch nach Gold wird geschürft. Unter allen Früchten, die angebaut werden, dürfte der Mais die Hälfte alles bebauten Bodens einnehmen. Die Maiskörner dienen zur Fütterung des Mastviehs, als Maisbrot sind sie in erster Linie Nahrungsmittel der Bevölkerung; denn Kartoffeln werden fast gar nicht gepflanzt, so daß sie in Friedenszeiten in großen Mengen aus Ungarn kommen mußten. Dagegen wird viel Tabak angebaut, der ebenso wie der montenegrinische einen sehr guten Ruf hat und auch, dem Monopol zum Trotz, gern geschmuggelt wird. Auf den sonnigen Höhen niederer Bergzüge sieht man Weinstöcke, so bei Nepotin, bei Toplica und in der Krajina. Hier wächst ein herber, roter Wein, der dem französischen Bordeaux sehr ähnlich ist und auch nach Frankreich geschickt wird, um von dort als „echter Bordeaux" weiterzuwandern. Berühmt sind die Pflaumen Serbiens, die getrocknet einen sehr großen Export-Artikel bilden. Die bekannten „türkischen Zwetschgen" kommen alle aus Serbien. In der Schumadia sieht man ganze Pflaumbaum-Wälder, die sich zur Blütezeit seltsam sanft von den wilden Bergen abheben. Die serbische Pflaume, „sliva" geheißen, liefert auch den allbeliebten echten „Sliwowitz", den serbischen Nationalschnaps.



Im Osten erbeutetes neuartiges amerikanisches Maschinengewehr.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22-24.



Die Gans. Gemälde von Prof. Adolf Oberländer in der soeben eröffneten Herbstausstellung der „Berliner Sezession".

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

6. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der dicke Hauptmann Haberland schnob den alten Heurich heftig an: „Was brüllst Du so, Esel? Das seh' ich allein! Da vorn kommen sie zum letzten Bajonettangriff, aber ich werd's ihnen gründlich versalzen."

„Nei, Herr Hauptmann," schrie er zurück, „auch durchs Moor sind sie gekommen, ich weiß es ganz genau . . ."

„Unsinn, können die Kerls vielleicht fliegen? . . ."

Die Erde dröhnte von dumpfem Hufschlag, ein markerschütterndes Geheul kam aus Hunderten von rauhen Kehlen. Die Dorfstraße entlang und aus allen Gehöften quoll es, jagte heran wie ein Rudel hungriger Wölfe. Aus der dichten Schwarmreihe, die sich von der anderen Seite her gegen die Drahtverhaue in Laufschritt setzte, kam Antwort. Ein gellendes Kommando, gleich danach ein zorniges Aufbrüllen, ähnlich wie das deutsche Hurra klang es, nur dumpfer.

Der Hauptmann Haberland sprang auf den Rand des Schützengrabens. Scharf wie ein Messer drang seine helle Stimme durch das Getöse.

„Jungens, es geht auf 'n Rest, ein Hundsfott, der Pardon nimmt. Die geraden Rotten kehrt! . . . Schnellfeuer auf die Kavallerie, die ungeraden ruhig und langsam auf die Schwarmlinie vorn! . . ."

Die Ueberraschung war zu plötzlich gekommen, das Feuer nach rückwärts plackerte nur. Die grauen Reiter auf ihren struppigen Gäulen waren im Sturm heran, ein wütendes Handgemenge entspann sich . . . Lanze gegen Bajonett . . . Pferde stürzten in den Graben, schlugen um sich, Kolben sausten auf krachende Schädel, Messer blitzten auf, kurze Aufschreie dazwischen, Mann rang gegen Mann.

Der Hauptmann Haberland hatte seinen Revolver verfeuert, einen Lanzenstich mit dem Säbel pariert und den Reiter aus dem Sattel gestochen. Ein blutjunges Bürschchen von Leutnant schrie ihn an: „Ergeben Sie sich, Herr Kamerad! Jeder Widerstand ist nutzlos! . . ."

Er schrie zurück: „Der Deuwel ist Ihr Kamerad, Sie Mordbrenner!" und schleuderte ihm den Revolver ins Gesicht. Einen Augenblick später warf er die Arme in die Luft, stürzte vornüber mit zerschmetterter Stirn, hatte keine Zeit mehr zu denken, wer nun eigentlich recht gehabt hatte vorhin bei der Diskussion über die letzten Dinge dieser Welt, er oder der Rittmeister von Foucar . . .

Der Graben lag gestrichen voll von blutenden und sterbenden Menschen, Feind und Freund durcheinander. Ein Häuflein Gefangener wurde zusammengetrieben. Es waren ihrer kaum zwanzig, die meisten verwundet. Der Führer der russischen Truppe, Rittmeister von Heidedorff, durchmusterte sie. Der, den er mit heißem Hasse suchte, war nicht darunter. Er entsann sich, daß er beim Hervorbrechen aus dem Dorfrande einen einzelnen deutschen Offizier gesehen hatte, der mit gezogenem Säbel gegen die anreitende Schwarmlinie rannte. Der war überritten und niedergeschlagen worden, aber er suchte ihn vergebens auf dem freien Gelände zwischen Schützengraben und Dorf. Da ließ er dreißig Mann vom ersten Zuge absitzen, jedes einzelne Gehöft des kleinen Dorfes bis in den letzten Winkel durchforschen. Der Verwundete konnte doch nicht von der Erde verschluckt sein . . .

Aus einem offenen Torweg sprengte ein deutscher Dragoner, vor sich im Sattel eine anscheinend leblose menschliche Gestalt. Einen Augenblick lang sah sich der Reiter um, dann schoß sein Gaul, ein prachtvoll gebauter Dunkelbrauner, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil davon, die Dorfstraße entlang. Der Rittmeister von Heidedorff riß einem seiner Kerle den Karabiner aus der Hand, aber der Zorn verdarb ihm das ruhige Abkommen, die Kugeln pfiffen vorbei. Da schleuderte er die nutzlose Waffe mit einem Fluch zu Boden, stieß seinem Roß die Sporen in die Weichen und jagte dem Fliehenden nach. Von Minute zu Minute jedoch mußte er sehen, daß der Abstand sich immer mehr vergrößerte. Das da vorne war hochgezogenes, edles Blut, streckte sich willig unter doppelter Last, sein dürrer Klepper aber ein gewöhnlicher Mannschaftsgaul; derselbe noch, den er bei der schimpflichen Flucht aus Groß-Heinrichsdorf aufgegriffen hatte. Und wenn er den auch blutig spornte, seine mageren Rippen mit der flachen Klinge drosch — mehr als in ihm war, konnte er nicht hergeben an Kraft. Da steckte Heidedorff nach einer Viertelstunde die Verfolgung auf. Mit Zorn und Ingrimm im Herzen, daß dem so glorreich gelungenen Ueberfall die letzte Krönung fehlte, die Gefangennahme des bitterlich gehaßten feindlichen Führers . . . Den Rückweg mußte er gar langsam reiten, denn seinem abgetriebenen Rößlein floß helles Blut aus den Nüstern, die Brust arbeitete wie ein Blasebalg — jeden Augenblick konnte es unter einem Lungenschlag zusammenbrechen, und er hätte zu Fuß laufen müssen . . . Erst ganz allmählich kehrte ihm die Freude wieder an dem errungenen Sieg. Und mit heißen Wangen dachte er an den Augenblick, wo er dem kommandierenden General Meldung erstatten dürfte von seinem verwegenen Reiterstücklein . . . „Ein Teufelskerl sind Sie, mein lieber Heidedorff," sagte der General, „und wer hat Ihnen diesen Weg durch das Barunner Moor verraten?" . . . „Ich selbst hab' ihn mir mühsam gesucht, Exzellenz, schon vor Monaten. Aber, wenn ich mir gehorsamst gestatten darf, das ist nur ein bescheidener Anfang. Ich hoffe, unter Euer Exzellenz genialer Führung dem Vaterlande noch bessere Dienste zu leisten . . ."

Der alte Heurich hatte einen Blick rückwärts geworfen, er durfte langsamer reiten. Sein braver Hannoveraner hätte noch eine Stunde Galopp ausgehalten ohne ein nasses Haar an den Flanken, aber er mußte Rücksicht auf seinen schwer getroffenen Rittmeister nehmen. Bei jedem Sprung rieselte ein neues Brünnlein roten Blutes aus dem klaffenden Hieb, der, den Scheitel entlang, über dem ganzen Kopf saß bis weit ins Gesicht hinein. Wie „Hieb rechts vom Pferde" sah es aus. Und der Getroffene lag regungslos, die Augen geschlossen. Die Nase wurde immer spitzer. —

Da fing der Alte an zu barmen und zu beten: „Trautstes, liebes Härrgottchen, Du wirst mir meinen Härrn Rittmeister doch nicht so hundsgemein stärben lassen? Wie soll ich vor unserem Annemariechen bestehen, — wänn se mich frägt: ‚Heurich, so schlächt hast Du aufgepaßt'" . . . Und mitten im Beten suchte er mit tastendem Finger nach der Ader, aus der das pumpende Brünnlein spritzte. Wenn auch vom lieben Gott allein die Gnade kam, deswegen durfte der

Mensch doch nicht die Hände untätig in den Schoß legen... Und endlich hatte er an der Schläfe die richtige Stelle gefunden, wo er mit scharf eingesetztem Daumennagel den dahinfließenden Strom des Lebens aufhielt und hemmte, ihn zwang, wieder den Weg in den Körper zu suchen. Es war ja nicht das erstemal, daß er bei Mensch oder Tier spritzendes Blut zum Stehen brachte... Und er entsann sich, vor langen, langen Jahren hatte er schon einmal einen Schwerverwundeten vor sich im Sattel gehalten. Den Leutnant Freiherrn von Stauenhofen von den Königsberger Kürassieren bei jener Patrouille, die ihm das Eiserne Kreuz eingetragen hatte... Nur diesmal trug er schwerer, denn er dachte an den Kummer seiner jungen Herrin, die er als sechs- oder siebenjähriges Gissel zum erstenmal auf einen Pferderücken gehoben hatte. Und wieder eine Spanne Zeit weiter, als sie schon lange Kleider trug, pflegte sie seine scharlachkranken Enkelkinder, ohne der Gefahr eigener Ansteckung zu achten... So 'was vergaß sich nicht zwischen Herrschaft und Gesinde, und da mußte man sich bei gegebener Gelegenheit revanchieren...

Aber wohin jetzt mit dem Schwerverwundeten? Der mußte bald in ordentliche Pflege kommen, weit durfte er mit ihm nicht mehr reiten. Und in der Stadt war er nicht zu verstecken, da fanden ihn die Russen schon in der ersten Stunde... Aber wohin nur, wohin?... So rasch die Hände des Alten im Augenblicke der Gefahr zugriffen, so langsam arbeiteten seine Gedanken. Bis ihm plötzlich einfiel, daß er am gestrigen Spätnachmittag in der Schenke des Krugwirtes Bubritzky unter vielem Grausigen auch etwas Erfreuliches gehört hatte. Von der Herrin des Gutes Marcinowen, dem groben Fräulein von Streit, das seinem Hofgesinde in einer dichten Schonung des Beldahner Waldes einen sicheren Zufluchtsort geschaffen hatte... Er konnte sich schon ungefähr denken, wo... Vor etwa achtzehn oder zwanzig Jahren hatte die Nonne einen Schlag Kiefern kahlgefressen von mehr als tausend Morgen. Da stand jetzt junger Nachwuchs, wie eine Bürste so dicht... Und er lenkte seinen Gaul von der Ordensburger Chaussee quer in den hochstämmigen Wald, bis hinter einem Seeauge sich hügeliges Gelände hob, mit undurchdringlicher Kiefernschonung bestanden. Hinter einem der Hügel stieg eine feine Rauchsäule mit leichten blauen Wirbeln in die nach dem Morgenregen doppelt klare und weitsichtige Luft. Da wußte er, wohin er zu reiten hatte. Zugleich aber nahm er sich vor, dem Fräulein von Streit mit allem schuldigen Respekt eine Vorlesung zu halten, wie man ein Feuer anzumachen und zu nähren hatte, ohne daß sich über Baumwipfeln verräterischer Rauch entwickelte...

* * *

Der Rittmeister von Heidedorff hatte die letzten paar hundert Schritte sein versagendes Rößlein am Zügel führen müssen, sonst wäre es unter ihm zusammengebrochen. Er befahl einem Dragoner, es zu tränken und gründlich mit rauhem Strohwisch zu reiben, damit es sich wieder erholte, und eilte laufend einem Kreise berittener Offiziere zu, in dessen Mitte der kommandierende General, Graf Variatinsky, auf einem tadellos gebauten englischen Jagdpferde hielt. Dicht hinter ihm der dicke Graf Schuwalow mit einer Zigarette zwischen den — wie es Heidedorff scheinen wollte — mokant lächelnden Lippen. Vor dem Gaul des Generals, Kopf an Kopf, stand ein struppiges Dragonerpferd, im Sattel die schmächtige Gestalt des prinzlichen Regimentskommandeurs. Aber nicht geschniegelt und wie aus dem Ei geschält war er wie sonst, sondern in nasser und von oben bis unten mit moorigem Schlamm bedeckter Uniform. Neben ihm, rechts und links, hielten in ähnlicher Aufmachung der Regimentsadjutant Czapka und der Leutnant Opalkin.

Der General schien am Schlusse einer feierlichen Rede zu sein. Er sprach mit weithin schallender Stimme:

„... Und so beglückwünsche ich Eure Großfürstliche Hoheit aus vollem Herzen zu dieser neuen Waffentat. Sie reiht sich glorreich dem Siege an, den Hoheit am gestrigen Morgen in Groß-Heinrichsdorf über einen weit überlegenen Feind davongetragen haben. Er mußte geschlagen das Feld räumen, während Eure Großfürstliche Hoheit Höchstihren Truppen in genialem Erfassen der strategischen Lage denjenigen Platz anwiesen, der jetzt diesen so hochbedeutsamen taktischen Erfolg vorbereitete. Dankerfüllten Herzens beuge ich mich dieser höheren Einsicht, gestehe offen, daß ich mit beschränktem Verstande einen Durchbruch dieser gewaltigen Stellung nur mit dem Einsatz starker Opfer für möglich hielt. Eure Großfürstliche Hoheit haben mich eines Besseren belehrt, und jubelnd breche ich in die Worte aus: Der alte Feldherrngeist des erhabenen Hauses Romanow lebt noch, dem Himmel und der heiligen Mutter Gottes sei Dank! Ich schätze es mir zur Ehre, Eurer Großfürstlichen Hoheit von meiner Brust das Georgskreuz überreichen zu dürfen, das ich mir vor zehn Jahren im fernen Osten unter unserem glorreichen Führer General von Rennenkampf verdiente. Auf meinen untertänigsten Bericht hin wird unser allergnädigster Herr, der Zar, zu diesem schlichten Zeichen der Tapferkeit sicher noch eine andere, glänzende Auszeichnung auf die junge Heldenbrust Euer Großfürstlichen Hoheit heften. Ich aber reiße meinen Säbel aus der Scheide und rufe mit übervollem Herzen: Unser allerhöchster Kriegsherr, der erhabene Zar, hurra, hurra, hurra!" ...

Der Ruf pflanzte sich vom Kreise der Offiziere zu den aufmarschierten Truppen fort, das Musikkorps eines Infanterieregiments intonierte die Zarenhymne. Feierlich zogen die getragenen Akkorde über das blutgetränkte Feld, Tausende von Männerkehlen sangen den Text...

Der Rittmeister von Heidedorff stand wie in einer Erstarrung, er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Während er hinter seinem verwundeten Feinde herjagte, hatte dieser kleine Prinz ihm die Siegespalme gestohlen!... Er sah sich wirr um, erblickte das höhnisch lächelnde Gesicht des Leutnants Opalkin, und da erfaßte er den Zusammenhang. Wie ein wildes Tier brüllte er auf, stürzte sich vorwärts und riß den Laffen aus dem Sattel. Schlug blindlings zu, wohin er traf: „Du Hund, hast mich verraten! Hast gehorcht, wie ich mit dem Hauptmann Zepetnikoff mich besprach. Ich führe zweihundert Menschen durch Not und Tod und Gefahr zum Sieg, und so ein belämmerter Hasenfuß von Prinz heimst die Ehren ein?"

Der Rittmeister Jergunow riß ihn am Kragen in die Höhe und preßte ihm die breite Hand auf den Mund. Aber noch ein paar andere Offiziere aus dem Gefolge des Generals mußten aus dem Sattel springen, um den Rasenden zu bändigen. Erst als sein inniger Zorn sich in einem ohnmächtigen Tränenstrom entlud, gelang es, den Rittmeister von Heidedorff zu einer Bank vor einem der letzten Häuser zu führen. Da saß er und stierte stumpfsinnig vor sich hin. Die Offiziere, die ihn hingebracht hatten, waren wie von einem Aussätzigen fortgetreten, er saß ganz allein... Noch eine kurze Weile, und das Kriegsgericht wurde berufen. Tätlicher Angriff auf einen Kameraden, schwere Beschimpfung eines direkten Vorgesetzten vor versammeltem Offizierkorps und unter Waffen stehender Mannschaft... Das Urteil konnte er sich denken. Epauletts herunter, an die Mauer gestellt und sechs Mann seiner eigenen Schwadron mit geladenen Karabinern auf zehn Schritte Entfernung. Der Leutnant Opalkin kommandierte Feuer... Das war das Ende eines Traumes von Ruhm...

Ein kleiner, dicker Herr in Oberstenuniform, mit der ewigen Papyros im Munde, schlenderte langsam herbei und legte ihm mitleidig die Hand auf die Schulter.

„Na, Sie dummes, kleines Deutscherchen, haben Sie jetzt gesehen, wie man bei uns in Rußland ‚aus eigener Kraft' Karriere macht?"

Er stöhnte auf: „Es ist bald damit vorbei!" ...

Der Graf Schuwalow lächelte.

„Gott bewahre! So viele tüchtige Offiziere haben wir nicht, um sie wegen ... na also, wegen einer vorübergehenden Geistesstörung zu kassieren. Der Korpsarzt wird Sie nachher untersuchen, und — verlassen Sie sich darauf — er wird feststellen, Sie sind ein paar Augenblicke verrückt gewesen. Haben unter der unbegreiflichen Zwangsvorstellung gehandelt, Sie hätten die feindliche Sperre erobert, während in Wirklichkeit das Verdienst ausschließlich Seiner Großfürstlichen Hoheit zukommt!... Im übrigen habe ich Grund zu der Annahme, der General Variatinsky wird Sie bald nach Ihrer Wiederherstellung auf einen Posten in seiner nächsten Umgebung berufen. Und Prinz Pawel läßt Sie grüßen... Ich habe ihm nämlich einen Witz erzählt. Wie der Fürst Dolgorucki bei mir einen Bären schoß, den ein paar Stunden vorher einer meiner Förster erlegt hatte. Der Förster, so sagte ich, wollte damals auch aufbegehren, aber ich fuhr ihn an: ‚Du dummes deutsches Luder, verstehst Du nicht, daß nur den Fürsten die Bärenhaut gehört, wenn sie auf die Jagd gehen? Und wie darfst Du Dich erfrechen, zu behaupten, der Bär wäre schon tot gewesen? Vielleicht ist er aus Respekt wieder lebendig geworden!' ... Da geruhten Seine Großfürstliche Hoheit zu lächeln, weil sie vielleicht befürchteten, ich könnte einen ähnlichen, aber auf militärisches Gebiet übertragenen Witz Höchstihrem Vetter Nikolai Nikolajewitsch erzählen... Und im Anschluß an dieses verständnisvolle Lächeln hatten Großfürstliche Hoheit die Gnade, Ihnen, lieber Herr Rittmeister, gute Besserung zu wünschen." ...

Egon von Heidedorff schluckte in einem Stoß des Nachschluchzens auf.

„Herr Graf, wie soll ich Ihnen danken?... Ich müßte mich eigentlich ja selbst richten wegen der entsetzlichen Disziplinlosigkeit, die ich begangen habe... Und das alles ist so schimpflich, so trostlos schimpflich..."

Der dicke Graf Schuwalow nickte gleichmütig:

„Sehr richtig! Aber wir haben im Russischen — Gott sei Dank — ein Trostwort für solche beklagenswerten Zustände: Nitschewo! Damit werden wir noch eine ganze Weile durchhalten, bis wir mit einem Male wieder vor dem Abgrunde stehen. Die große Mutter Rußland wird entsetzt innehalten: Wofür schicke ich eigentlich meine Söhne in den Tod?... Was haben mir denn die Deutschen getan, daß ich gegen sie Krieg führen soll? Und ist es nicht besser, von einem Tüchtigeren zu lernen, statt ihn zu erschlagen?... Ich aber für meine Person, lieber Rittmeister, ich sage Ihnen, wir gehen Zeiten entgegen, wie sie unser Vaterland noch nicht gesehen hat. Eine Sintflut von rotem Menschenblut wird sich über die Erde ergießen, von der deutschen Mauer abprallen und wieder zurückfluten in russisches Land... Vieles wird darin ersaufen, vielleicht auch eine Kaiserkrone... Ich sehe einen kleinen Schwächling auf schmaler Treppe keuchen bis zum höchsten Zimmer einer festen Burg. Aber die rote Flut nagt an ihren Grundmauern, sie stürzt zusammen..."

Der dicke Graf Schuwalow steckte sich eine neue Zigarette an, sah mit einem trüben Lächeln in den regnerischen Morgen.

„Für heute wenigstens haben wir — dank der glorreichen Waffentat des Prinzen Pawel — die Aussicht, in dem deutschen Städtchen Ordensburg bequeme Quartiere zu finden. Ich entsinne mich, in dem Hotel zum Königlichen Hof gibt es ein ganz vorzügliches Glas Bier... Und was ich Ihnen eben vorphantasierte über die Zukunft Rußlands — Sie wissen ja, lieber Heidedorff — nichts wirkt ansteckender als die Gesellschaft eines Verrückten! Wenn Sie wieder geistig gesund sind, haben Sie meine Worte hoffentlich vergessen" — — —

VI.

Der Bauer Sparka aus dem Dorfe Barannen war der erste, der die Trauerbotschaft vom Fall der Neuendorfer Verteidigungsstellung in das Städtchen Ordensburg brachte. Er saß auf einem mit Betten und allerhand dürftigem Hausrat bepackten Wagen und drosch unbarmherzig auf die kleinen Gäule ein. Sein Weib saß neben ihm, sinnlose Angst in den Augen.

Die beiden Landsturmmänner auf der Flußbrücke schrien Halt, streckten die Gewehre vor. Er schrie zurück: „Seid Ihr verrückt geworden? In zehn Minuten sind die Russen da... Alle Unsrigen sind vor Neuendorf totgeschlagen, durchs Bruch ist die Bande gekommen von hinten herum." Die Posten gaben den Weg frei, der Wagen donnerte über den hölzernen Brückenbelag. Und hinter ihm kamen noch viele. Auch zu Fuß rennendes Volk, die Augen vorgequollen, den letzten Hauch Atem unter den Rippen ... Sie stürzten zu Boden, rafften sich wieder auf, taumelten weiter...

Gellendes Geschrei jagte durch die Gassen, Fenster wurden aufgerissen, aus dem Schlaf gestörte Menschen blickten hinaus, riefen Fragen, auf die sie keine Antwort bekamen. Die große Kirchenglocke läutete Sturm, auf dem Marktplatze staute sich die Menge der Flüchtenden. Von der Terrasse des Hotels zum Königlichen Hofe schrie der Bürgermeister, es sei kein Grund zur Angst, die Leute sollten Mut fassen und sich beruhigen. Aber niemand hörte auf ihn. Von der Flußbrücke her knatterten Schüsse. Die Menge wälzte sich zum Bahnhofe. Aber der unter Dampf stehende letzte Rettungszug war längst überfüllt, rollte davon. Auf den Wagendächern hockten halbbekleidete Menschen, klammerten sich an die Trittbretter, saßen auf den Puffern. Die Zurückbleibenden starrten ihnen mit Neid und Verzweiflung nach.

Ein Trupp Kasaken jagte die Hauptstraße entlang, feuerte nach rechts und links, sobald sich an den Fenstern ein Menschengesicht blicken ließ. Infanterie kam danach, verteilte sich in langer Reihe, den Rücken zur Straße, die Front zu den Häusern. Es folgte ein Trupp von berittenen Offizieren in ordengeschmückten Uniformen, an der Spitze ein General neben einem schmächtigen jungen Herrn, auf dessen linker Brust ein blitzender Stern saß.

Eine kleine Schar besonnener Bürger hatte sich unter Führung des Stadtoberhauptes vor dem Krie-

gerdenkmal aufgestellt. Der Landrat von Döhlau war zu ihnen getreten. Zuletzt kam der greise Pfarrer Stury. Das alte Männlein lag schon seit Tagen mit einer bösen Grippe zu Bett, aber es hatte sich aufgerafft, um in der Stunde der Gefahr neben seiner Gemeinde zu stehen.

Der General Bariatinsky trieb sein schnittiges englisches Jagdpferd einen Schritt vorwärts. Er sprach Deutsch:

„Wer von Ihnen, meine Herren, ist befugt, mit mir über diese Stadt und ihren Umkreis verantwortlich zu verhandeln?"

Der Bürgermeister Wessollek trat vor.

„Für die Stadt ich, Herr General. Für den Kreis — hier, Herr Landrat von Döhlau!"

„Gut, meine Herren! Ist es Ihnen bekannt, daß man mir bei der Besetzung der Stadt militärischen Widerstand geleistet hat?"

Der rundliche Bürgermeister blickte furchtlos in die Höhe.

„Dieser Widerstand ist von uns nicht organisiert worden, Herr General. Aber ich sehe zu meinem Bedauern, daß er seinen Zweck nicht erfüllt hat. Sie sitzen leider noch immer im Sattel!"

Dem Prinzen stieg die Zornröte ins Gesicht.

„Wozu noch lange verhandeln, Exzellenz? Lassen Sie diese frechen Hunde doch kurzerhand aufknüpfen!"

Jetzt schwoll dem Landrat von Döhlau eine dicke Ader auf der Stirn. Er schob sich vor.

„Wahren Sie Ihre Zunge, junger Mann! Hier stehen keine Hunde, sondern aufrechte deutsche Bürger. Wehe Ihnen, wenn uns auch nur ein Haar auf dem Kopfe gekrümmt wird! Und — verlassen Sie sich drauf — Sie sind der Erste, den mein allergnädigster Kaiser und Herr im Wiedervergeltungsverfahren henken läßt, wenn er nach siegreichem Feldzug im Westen sich gegen Sie wendet!"

Prinz Pawel tastete nach seinem Säbel, der General hob begütigend die Hand.

„Meine Herren," sagte er, „Sie führen eine Sprache, die mit den tatsächlichen Verhältnissen wenig in Einklang steht. Ich will das Ihrer Erregung zugute halten, verbitte mir aber energisch jede weitere ähnliche Aeußerung. Und jetzt, Rittmeister von Heidedorff, lesen Sie, was ich im Auftrage meines erhabenen Herrschers der Bewohnerschaft des von mir eroberten Landstriches zu sagen habe!"

Ein dreimaliger dumpfer Trommelwirbel erscholl, der Rittmeister von Heidedorff ritt in die Mitte des Kreises, entfaltete einen Bogen Papier und las mit weithin schallender Stimme.

„An die Behörden und Bürger der Stadt Ordensburg! Der erhabene Selbstherrscher aller Reußen hat dem deutschen Volke nach unerträglicher Herausforderung den Krieg erklären müssen. Er ist fest entschlossen, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, bis die Macht des deutschen Militarismus gebrochen, diese ewige Bedrohung des Völkerfriedens aus der Welt geschafft ist. Rußland ist großmütig und friedliebend, unter seinem Schutze wird das deutsche Volk zu der stillen kulturellen Arbeit wiederkehren, die seine Aufgabe ist.

Mein allergnädigster Herr, der Zar, hat befohlen, diesen Krieg mit der Humanität und Ritterlichkeit zu führen, welche die russische Armee auszeichnet. Euer Hab und Gut sind uns unantastbar, Privatpersonen, die sich unseren Verordnungen willig fügen, unverletzlich. Jeder offene und geheime Widerstand aber wird rücksichtslos gebrochen werden.

Die Stadt Ordensburg mit dem dazugehörigen Landkreis steht von dieser Stunde an unter russischem Gesetz und russischer Herrschaft. Ich ergreife von ihnen Besitz kraft der Gewalt und des Rechtes des erobernden Schwertes. Nähere Bestimmungen für das Verhalten der Bürgerschaft werden von mir durch Maueranschlag bekanntgegeben werden.

Der kommandierende General des 10. Armeekorps, General der Kavallerie Graf Bariatinsky."

Die Verlesung war zu Ende, dreimaliger Trommelwirbel bezeichnete ihren Schluß. Die Stadtväter vor dem Kriegerdenkmal standen in finsterem Schweigen. Hinter ihnen drängte sich in ratloser Bestürzung eine von Minute zu Minute anschwellende Menge.

Der Superintendent Stury trat vor. Des sonst so milden und besonnenen alten Herrn hatte sich eine gewaltige Erregung bemächtigt.

„So viel Worte, so viel Lügen," rief er in heiligem Zorn. „Wir lebten friedlich. Eure ständigen Bedrohungen haben uns das Schwert in die Hand gedrückt! Und Ihre Humanität und Ritterlichkeit, Herr General? . . . Amtsbrüder haben mir berichtet, wie eine Horde aus der Hölle entsprungener Teufel haben Ihre Soldaten in den Grenzdörfern gehaust . . ."

Der Graf Bariatinsky verlor die Geduld. Er winkte kurz mit der Hand. Drei Soldaten stürzten sich auf den greisen Pfarrherrn. Der Landrat von Döhlau warf sich dazwischen, ein Kolbenstoß vor die Brust streckte ihn zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ce — dra — gla — ha — hall — i — i — ju — ko — la — la — lan — li — na — o — on — res — rus — sa — son — ta — ti — tra — tri — um — us — vi — zo

sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, eine neue Oper und ihren Komponisten nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Vielgenannten feindlichen Staatsmann. 2. Göttin. 3. Insel. 4. Bad im Harz. 5. Oper. 6. Griechischen Priester. 7. Oesterreichischen Küstenfluß. 8. Mineral. 9. Kanton.

Das wunderbare Haus.

Ich bin ein Haus, so stark und fest gebaut
Und dennoch wanke, weich' ich hin und her.
Der mich bewohnt, ist fest mir anvertraut,
Und dennoch braucht er das weite Meer.

Piekend und prickelnd.

Vereint es arg den Krieger plagt,
Getrennt zu schwelgen, mehr behagt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Serbisch-griechischer Bündnisvertrag. 1. Seelenwanderung. 2. Emin Pascha. 3. Regimentskommandeur. 4. Basalt. 5. Inder. 6. Säuglingsfürsorge. 7. Charkov. 8. Humus. 9. Garibaldi. 10. Rumänien. 11. Iwangorod. 12. Eichhorn. 18. Centifolie. 14. Honolulu. 15. Jacob. 16. Senator. 17. Chemie.

Bilder-Rätsel: Die uneinnehmbaren Befestigungen am Goldenen Horn. — **Menschliches — allzu Menschliches:** Das Ohr. **Merkwürdige Verwandlung:** Köter — Kröte.



Metallsammlung.
„Wat se bloß mit so 'nem kleinen Mörser gegen die Russen machen wollen?"

HUMOR

„Na, Fritze, wo arbeit'st Du denn?" — „Ick mach' Maniküre an'n Hindenburch-Denkmal!" — „Wieso?" — „Na, ick mach ihm die Näjel 'rein!"

*

Abends vor dem Schlafengehen sagt der kleine Rudi: „Mama, sing' doch 'mal wieder das Lied, wo ich drin vorkomme!" — Erstaunt fragt die Mama nach dem Lied. „Wenn zur Ruh' die Glocken läuten!" erklärt der Kleine.

*

Kunde (beim Schneider): „Also ich nehme diesen Stoff. Ich will Ihnen aber gleich offen sagen, daß ich die Rechnung erst im nächsten Jahre zahlen kann!" — Schneider: „Gut." — Kunde: „Wann wird also mein Anzug fertig sein?" — Schneider: „Auch im nächsten Jahr."

*

Lehrer: „Was, Du hast schon wieder Deinen Federhalter vergessen? Was würdest Du von einem Soldaten denken, der ohne Gewehr in die Schlacht geht?" — Schüler: „Ich würde denken, er ist ein Offizier."

*

Mißverständnis. „Unser Freund Schulze hat wohl eine große Bekanntschaft?" — „Ja, ich sah ihn gestern mit ihr im Theater."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 45

7. November 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Rückkehr vom Luftkampf.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Aristide Briand,
der neue französische Ministerpräsident
als Nachfolger Vivianis.



Sur le Front Russe!
Une sœur de charité conduit un bataillon au combat.

Bild aus der französischen Zeitschrift „Le Petit Journal" mit der Unterschrift: „An der russischen Front! Eine Krankenschwester führt ein Bataillon zum Kampf." Verbrechen gegen das Völkerrecht, wie sie oft den Deutschen beweislos vorgeworfen werden, sind also Heldentaten, wenn sie von unseren Feinden begangen werden!



General Gallieni,
der neue französische Kriegsminister.

Völkerrechtswidrige „Heldentaten"

Man erinnert sich noch, wie in den ersten Kriegsmonaten von feindlicher Seite heftige Beschuldigungen gegen die deutsche Kriegführung erhoben wurden. Da wurde vor allem der Mißbrauch des Roten Kreuzes betont; deutsche Krankenschwestern sollten verwundete Feinde töten; deutsche Sanitätswagen sollten mit Maschinengewehren bewaffnet sein, deutsche Lazarette als Deckmantel für Artilleriestellungen dienen und ähnlicher Unsinn mehr, der so häufig wiederholt wurde, bis ihn viele glaubten. In letzter Zeit haben diese dummen Beschuldigungen etwas nachgelassen; man hat anscheinend überhaupt schon vergessen, was man uns als angebliches „Verbrechen" zuschob; denn plötzlich tauchen Nachrichten auf, daß feindliche Mitglieder des Roten Kreuzes sich bei der Bekämpfung deutscher Soldaten betätigt haben. Auf einmal ist bei den Franzosen und bei den Russen eine Heldentat, was bei den Deutschen ein Verbrechen ist. Die französische Zeitung „Le Petit Journal" vom 17. Oktober 1915 zeigt auf einer ganzen Seite das hier mit der Originalunterschrift wiedergegebene Bild, auf dem eine russische Rote Kreuz-Schwester ein Bataillon zum Angriff führt. Die russische Krankenschwester, die sich am Kampf beteiligt und Deutsche töten hilft, ist eine vorbildliche Heldin, die englische Krankenschwester, die im besetzten Lande Truppen für den Feind wirbt und dafür nach dem Gesetz bestraft wird, eine Märtyrerin und unvergleichliche Heldenfrau, — die Deutsche, die das gleiche tun würde, aber eine entmenschte Barbarin! Man gerät immer wieder in Verwunderung darüber, wie blind und urteilslos die Franzosen in ihrem Haß geworden sind.



Aufnahme von Paß-Photographien der Bewohner in den besetzten russischen Gebieten.
Die Leute werden mit umgehängten Paß-Nummern photographiert.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Kampf zwischen einem deutschen und einem französischen Flugzeug.
Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.



Von den Bühnen:
Hermine Körner,
das neue Mitglied der Reinhardt-Bühnen in Berlin, bisher Mitglied des Dresdner Hoftheaters.
Phot. Grete Back.

DIE BÜHNEN IN DER KRIEGSZEIT

Als im vergangenen Jahr die Theatersaison begann, waren Direktoren, Schauspieler und Theaterbesucher ein bißchen ratlos. Das große Schauspiel auf dem Welttheater hatte alle Bühnenherrlichkeit überstrahlt, — wer hatte da Neigung, „Theater“ zu machen? Auch konnte keiner wissen, ob es sich überhaupt lohnen würde, die Bühnenhäuser wieder zu öffnen; und die Folge war, daß eine große Anzahl deutscher Theater geschlossen blieb, Schauspieler sich mit knappen Kriegsgagen begnügen mußten und die Zuschauer mit rasch hergestellten patriotischen Stücken abgespeist wurden. Das alles hat sich sehr schnell geändert. Mit dem Siegeszug unserer Truppen ist auch unser inneres Erstarken gewachsen, unsere Zuversicht und Lebenslust; und vor allem haben wir wieder unsere alte Freude an Deutschlands lebendiger Bühnenkunst wiedergefunden. Ueber 200 Theater spielen in diesem zweiten Kriegswinter in deutschen Städten, und kein Theaterdirektor braucht — wie es in England und Frankreich der Fall ist — mit lärmenden Machwerken, die sich gehässig gegen die Feinde wenden, seine Zuschauer heranzulocken. Im Gegenteil, wir wollen die echte, die große Kunst, die fern von allen Parteien wie eine schöne Wunderblume für jeden blüht. In ihrem Anblick sind wir aufgewachsen, und auch in diesen Tagen sehnen wir uns nach ihr. Wir sind stark genug, mit hoher Freude Shakespeares und Molières Werke zu genießen, ohne auch nur einen Augenblick an die Abstammung der Dichter zu denken. In keinem Lande unserer Gegner würde es ein Theater wagen, den „Faust“ oder „Maria Stuart“ aufzuführen! Wir haben uns an Reinhardts „Sturm“-Inszenierung erfreut, allen Engländern zum Hohn, und sind mit Entzücken zu Molières „Don Juan“ ins Lessing-Theater gegangen. Es wurden während des Krieges neue bedeutungsreiche Werke zum ersten Male aufgeführt, und sie haben genau so viel Lob und Anfeindung gefunden wie sonst auch. Schillings „Mona Lisa“, Schönherrs „Weibsteufel“, um nur zwei zu nennen. An drei Berliner Bühnen wird fast am gleichen Tag Schillers „Maria Stuart“ neueinstudiert gegeben. Und wer nur eine leise Ahnung hat, welch' Aufgebot an schauspielerischen Leistungen, an szenischem Apparat und all dem hunderterlei Drum und Dran dazu nötig ist, um eine gute Aufführung eines solchen Riesenwerkes zu ermöglichen, der wird zugeben, daß unsere Bühnenkunst auf derselben erstaunlichen Höhe geblieben ist, wie sie es vor dem Kriege war. Auch das ist ein schönes Zeichen unserer inneren Volkskraft. Und wie in Berlin, so ist's auch überall im Reiche. In jeder Stadt regt sich der künstlerische Geist, macht sich der Hunger nach echter Kunst geltend. Der große Krieg hat die faden und wertlosen Liebes- und Jammerstücke von unsern Bühnen gefegt, nun kommen unsere guten deutschen Schriftsteller in helles Rampenlicht. Die Neuen alle, die wir längst kennen und lieben, und die Jungen, deren Namen erst erglänzen, sie treten neben unsere großen Dichter auf die deutsche Bühne, neben Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel. Das Hauptstreben der großen deutschen Bühnenkunst geht wieder hohen und schönen Zielen zu. Das ist eine vortreffliche Errungenschaft, die wir dem neuen Erstarken durch den Krieg danken. K. E.



Josefine Rottmann
in Dülbergs „Karinta von Orrelanden“ in der Aufführung des Schauspielhauses in Frankfurt am Main.
Phot. Senn & v. d. Ropp, Frankfurt am Main.



Phot. Karl Schenker.
Fritzi Massary als Kaiserin Maria Theresia
in Leo Falls neuer erfolgreicher Operette „Die Kaiserin“ in der Aufführung des Berliner „Metropoltheaters“.



Deutsches Flugzeug in einer Feldfliegerstation vor dem Aufstieg.

Die Luftkämpfer

Episoden aus dem Leben unserer Flieger

So viel sich auch die Franzosen und sogar die Engländer auf die Ueberlegenheit ihres Flugwesens eingebildet haben, so wenig hat der bisherige Verlauf des Weltkrieges die Berechtigung dafür erbracht. Man erinnert sich noch an die theatralischen Worte von Churchill, der als Abwehr der Zeppelin-Angriffe auf den „furchtbaren Schwarm von Hornissen" — damit meinte er die englischen Aeroplane — hinwies, die in Zukunft jede Zeppelin-Attacke abweisen würden. Wie mit so vielem anderen, ist es auch hier bei dem heldenhaften Wort geblieben. Dagegen haben die deutschen Flieger häufig Gelegenheit gehabt, ihren Mut und ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen; und auch in den Berichten der Obersten Heeresleitung sind die erzielten Erfolge häufig lobend erwähnt worden. Vor kurzem erst gelang es einem bayrischen Flieger, Unteroffizier Böhm, bei einem Angriff von vier französischen Aeroplanen auf die Stadt Freiburg, zwei davon zum Absturz zu bringen. Böhm, der sich ganz allein in seinem Apparat befand, erschoß in einem feindlichen Flugzeug den Führer, im anderen den Begleiter und brachte so beide Flugzeuge zum Landen. Auch die beiden deutschen Flieger, die in einem Luftgefecht den französischen Flieger Pégoud besiegten, sind rasch berühmt geworden. In dem deutschen Aeroplan, der über die französischen Linien flog, saß



Ein Teil der Dardanellenküste mit den Forts Tschimalik und Hamidieh vom Flugzeug aus aufgenommen. Nach einer französischen Zeitschrift.



Wirkung einer Zeppelin-Bombe auf das Holzpflaster einer Londoner Straße. Nach einer englischen Zeitschrift.



Wie der Flieger das Kampfgebiet sieht: Die Ruinen der Stadt Ypern. Nach einer englischen Photographie.

Unteroffizier Kaudulsky als Führer und Oberleutnant Bielitz als Beobachter. In 2400 m Höhe kam die von Pégoud gesteuerte Maschine auf sie zu; der deutsche Führer wendete seinen Apparat so, daß der Beobachter nach der Seite freies Schußfeld für sein Maschinengewehr hatte. Die beiden Flugzeuge waren sich auf 50 m nahegekommen, als Pégoud einen Schuß in den Kopf bekam und in die französischen Linien abstürzte. Ein seltsamer, für die Deutschen glücklich ablaufender Fliegerkampf spielte sich im Herbst an der Westfront bei Monthois ab. Hier flog ein französischer Doppeldecker hinter den deutschen Stellungen, als gerade zwei deutsche Flieger von einer Erkundungsfahrt zurückkamen. Die beiden deutschen Flieger hatten unterwegs ihre Munition verschossen, was sie natürlich von einander nicht wußten. Jeder dachte nun, daß der andere auf den Franzosen schießen und er ihm zur Hilfe kommen könnte, um den Gegner zu verwirren. So näherten sie sich dem Feind von den Flanken. Der Franzose hatte ein Maschinengewehr an Bord,





Einige Wirkungen des jüngsten Zeppelin-Angriffs auf London.



Vom Winterkrieg im Hochgebirge an der Tiroler Grenze: Oesterreichisch-ungarische Truppen bei einem schwierigen Abstieg.

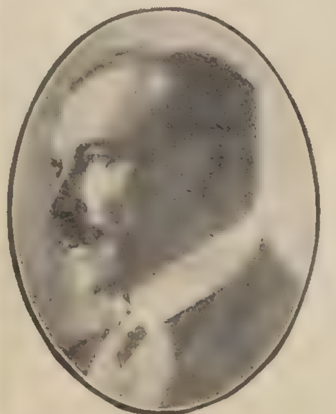
aber dieses war entzwei gegangen, und er konnte auch nicht schießen, was nun wieder die beiden Deutschen nicht wissen konnten. So begann ein Spiel mit Höher- und Niedrigerfliegen, bis schließlich die beiden den französischen Apparat, immer in der Flankenstellung bleibend, ganz herunterdrückten und alle drei fast gleichzeitig auf dem Boden ankamen, wo der Franzose gefangen wurde. Nicht immer bringt natürlich der Flieger seinen Apparat heil nach Hause, oft auch trifft das Feuer des Feindes seine Maschine oder ihn selbst, oder er wird zu einer unfreiwilligen Landung gezwungen, bei der er froh sein muß, wenn er der Gefangenschaft entgeht. So erzählt ein Kieler Militärflieger, wie ihm bei einem Flug in 700 m Höhe der rechte Flügel des Apparates weggeschossen wurde. Trotzdem steuerte er ihn noch auf den Boden und gegen einen Baum, wo er vollständig in Stücke brach. Zwei französische Soldaten, die auf den schon verwundeten Deutschen losstürmten, wurden von ihm mit der Pistole niedergestreckt, dann machte er sich auf den Weg und versuchte zur deutschen Linie zurückzukommen, was ihm auch durch die Hilfe eines Ordensbruders gelang. — Noch schwerer vielleicht als der Dienst der Landflieger ist die Arbeit der Marineflieger. Während der Landflieger an der Landschaft unter sich immer Anhaltspunkte hat, sieht der Wasserflieger nur die ewig gleiche, eintönige Meeresfläche ohne Zeichen und Merkmale, und nur das Gefühl des Seemannes und der Kompaß weisen ihm den Weg über Wasser und Wolken. Der Schriftsteller Otto v. Gottberg erzählt in einem Artikel über die Marineflieger, daß nicht selten Apparate gezwungen wurden, auf dem Wasser zu landen, und dann hilflos auf dem Wasser schwammen, bis schließlich doch noch in letzter Stunde ein anderes Flugzeug oder ein Torpedoboot zu Hilfe kam. So hat ein Marineflugzeug ein anderes in Seenot auf dem Wasser treibend gefunden und die beiden Leute der Besatzung mit nach Hause gebracht, indem diese sich einfach auf die Schwimmer des rettenden Apparates setzten und so zu vieren davonflogen.



August Bungert †
der bekannte Liederkomponist.



Vom serbischen Kriegsschauplatz: Truppentransport auf einer Fähre über die Donau.
Phot. B. J. G.



Freiherr v. Wangenheim †
der deutsche Botschafter in Konstantinopel.

BILDER VOM TAGE



General von Steuben,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Noack.



Neue Schutzmäntel der Engländer für nächtliche Patrouillengänge.
Der Mantel macht den Träger fast unsichtbar.



General Schmidt v. Knobelsdorf,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Dührkoop.

Während des Feldzuges von 1870/71 verbrauchte die deutsche Artillerie ungefähr 817,000 Geschosse, davon 479,000 gegen französische Festungen und 338,000 in offener Feldschlacht. Der zehnte Teil hiervon wurde allein in der heftigen Schlacht von St. Privat verbraucht, in der das stärkste Artilleriefeuer unterhalten wurde. Im russisch-japanischen Kriege, der länger dauerte, in dem aber die Kampfpausen größer waren, verfeuerte die Artillerie nur 954,000 Geschosse, und zwar zum größten Teile aus Feldgeschützen. Die Zahlen des jetzigen Krieges sind mangels sicherer Angaben nur schätzungsweise zu beziffern. An der Hand gewisser bekannter amtlich vermerkter Tatsachen aber kann man bereits feststellen, daß der diesmalige Verbrauch von Geschützmunition alle Berechnungen bei weitem übertroffen hat. Es ist beispielsweise vorgekommen, daß an einem einzigen Tage eine der kriegführenden Mächte auf einer Front von 8 Kilometern 100,000 Schuß verbraucht hat. Die Zahl der auf den Kilometer gelösten Schüsse ist im Durchschnitt sechsmal so groß, als während der heißesten Kampftage im Jahre 1870. Nach einer amtlichen französischen Mitteilung hat die französische Artillerie am 17. Juni nördlich von Arras in 24 Stunden 300,000 Schuß verbraucht, das heißt, fast ebensoviel als die Feldartillerie im ganzen siebziger Kriege. Das Gewicht dieser 300,000 Geschosse kann auf ungefähr 4½ Millionen Kilogramm veranschlagt werden.



Hinter der Front: Hühnerzüchterei zur Versorgung der Lazarette mit frischen Eiern.
Phot. Hohlwein & Giercke.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Nach der Schlacht: Schlafende Soldaten in einer Kirche in Frankreich.

Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann, dz. Kriegsmaler im Westen.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

7. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Aus der Menge kam dumpfes Murren. Der Graf Variatinsky hob sich in den Steigbügeln, seine Stimme klang schneidend.

„Rittmeister Schlapotschnik, den alten Schwätzer mit seinem Verteidiger in Arrest! Ein Zug Kasaken säubert den Platz da von dem unbotmäßigen Gesindel . . .“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Die Menge stob vor der in Linie anreitenden Truppe auseinander. Klingen blitzten in der Luft, angstvolle Schreie gellten auf . . .

Graf Variatinsky wandte sich mit finsterem Gesicht zu dem Oberhaupt der Stadt.

„Herr Bürgermeister, ich sehe zu meinem Bedauern, meine wohlwollenden Worte sind auf unfruchtbaren Boden gefallen. Ich bemerke Ihnen daher, ich kann auch anders! Bei jedem Versuche neuer Widersetzlichkeit wird der Stadt eine schwere Kontribution auferlegt. Die Schuldigen lasse ich hängen. Ich fordere Sie nunmehr auf, für Ihre Person und zugleich für die Einwohner dieser Stadt meinem erhabenen Herrn, dem Zaren, den Treueid zu leisten!“

Der Bürgermeister Wessolek atmete tief auf, dann schüttelte er den Kopf.

„Exzellenz, das kann ich nicht! Solange mein König mich von dem ihm geschworenen Eid nicht entbindet, kann ich keinem anderen Herrn die Treue geloben. Ich bitte, mich wegen dieses Widerstandes nur persönlich zu richten, ihn nicht die schuldlose Bürgerschaft entgelten zu lassen. Sollten aber Exzellenz die Gründe meiner Weigerung anerkennen, so bin ich gern bereit, in Stadt und Kreis für Ordnung zu sorgen, bis Sie, Herr General, mit Ihren Truppen wieder nach Rußland geworfen sind.“

Graf Variatinsky zog lächelnd den mit grauen Fäden gesprenkelten Spitzbart durch die wohlgepflegte Hand.

„Ich verstehe, Herr Bürgermeister, Sie wollen genötigt werden. Verlassen Sie sich auf mein Wort, dieses ganze Land hier und noch ein ganzes Ende dazu ist heute russisch geworden und bleibt es für ewige Zeiten. Falls Sie den verlangten Eid leisten, verspreche ich Ihnen einen erhöhten Platz in der Verwaltung. Wenn nicht, werden Sie in einer halben Stunde erschossen.“

Der Bürgermeister sah dem vor ihm haltenden Offizier fest ins Gesicht.

„Exzellenz, ich habe meinen Worten von vorhin nichts hinzuzufügen noch 'was wegzunehmen. Vielleicht denken Sie darüber nach, ob sich's mit 'nem anständigen Menschen nicht besser regiert als mit einem treubrüchigen Lumpen! Sollten Sie solchen Erwägungen nicht zugänglich sein, ersuche ich Sie, mit mir zu verfahren, wie Sie's vor Ihrem Gewissen und den tönenden Phrasen Ihrer Proklamation verantworten können!“

Der General neigte seine elegante Reiterfigur leicht nach vorn.

„Alle Achtung, Herr Bürgermeister, aber Sie haben gewählt!“ Er wandte sich im Sattel: „Rittmeister Schlapotschnik?“ — „Exzellenz?“

„Auch diesen Herrn in Arrest. Nach einer Stunde ist er mir wieder vorzuführen. Ich werde dann über ihn befinden.“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Durch die Reihe der Stadtväter drängte sich eine dicke, ältliche Frau. Der Beigeordnete Wrobel wollte sie zurückhalten, sie riß sich los und stürzte vorwärts. Graf Variatinsky ließ unwillkürlich seinen Gaul ein paar Schritte zurückgehen. Weiberszenen waren ihm unsagbar widerwärtig . . .

„Madame,“ rief er schroff, „versuchen Sie, bitte, keine Attacke auf meine Gutmütigkeit! Ihr Herr Gemahl hat sein Schicksal selbst in der Hand, um Gnade betteln hilft da nichts.“

Frau Wessolek strich sich eine graue Haarsträhne aus dem verweinten Gesicht.

„Was meinen Sie, Herr General? Um Gnade betteln? . . . Den Rücken stärken wollt' ich meinem Mann, daß er nicht aus Angst um mich vielleicht nachgibt. Ich bin ein altes Weib, an mir ist nicht viel gelegen, und er soll wissen: Wenn Sie ihn morden lassen, braucht er im Jenseits auf mich nicht lange zu warten, ich folg' ihm in derselben Minute nach. Und ich hab' drei Jungens im Feld, Herr General! Verlassen Sie sich drauf, einer davon wird Sie zu finden wissen . . .“

Der Bürgermeister hatte sich mit übermenschlicher Kraft von den ihn haltenden Soldatenfäusten losgemacht. Die beiden Kerle wollten wieder zupacken, aber der Herr General hob die Hand: „Nasád, zurück . . .“ Und er sah mit einem seltsamen Zwinkern um die Augen zu, wie die beiden Ehegatten voneinander Abschied nahmen. Eigentlich war es ein komischer Anblick, wie die dicken Menschen sich umarmten und küßten. Und als die rundliche Frau Bürgermeister mit kurzem Aufschluchzen von dannen ging, ohne sich noch einmal umzusehen, hing ihr ein gelöster falscher Zopf über dem Rücken. Aber der Teufel mochte darüber lachen . . .

Der Graf Bariatinsky räusperte sich leicht und wandte sich zu den in enger Gruppe stehenden Stadtvätern.

„Meine Herren, auch Ihnen gebe ich eine Stunde Zeit zur Ueberlegung. Wählen Sie aus Ihrer Mitte einen neuen Bürgermeister, der meine Forderung erfüllt! Sie werden diese Wahl unter militärischer Bewachung vor Ihrem Rathause vornehmen. Sollten Sie sich in der angegebenen Zeit nicht einigen können, werde ich mir erlauben, die Hälfte von Ihnen wegen schwerer Widersetzlichkeit erschießen zu lassen. Rittmeister Schlapotschnik, haben Sie die Liebenswürdigkeit, die Herren nach dem Rathause zu geleiten! . . .“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

Die Reiter stiegen aus dem Sattel und gingen zu Fuß nach dem auf der anderen Seite des Marktplatzes liegenden Hotel zum Königlichen Hof hinüber. Der General tippte seinem Freunde Schuwalow auf die Schulter.

„Sascha, eine Papyros, bitte . . .“

Der Graf holte seine schwere Dose aus der Rocktasche. „Da . . . hier! Und willst Du diese armen Teufel wirklich erschießen lassen?“

Der General zuckte mit den Achseln.

„Soll ich mich vielleicht wegen übertriebener Milde vom Großfürsten Nikolai maßregeln lassen? Du warst doch dabei, wie er sagte: ‚Meine Herren, ich pfeife auf das sogenannte Völkerrecht! Allzu grobe Ausschreitungen sind im Interesse der Disziplin des eigenen Heeres zu verhindern. Im übrigen aber: die Einverleibung neuer Provinzen geht um so leichter von statten, je mehr widerstrebende Elemente man gleich bei der Eroberung beseitigt‘.“

„Na ja, aber gleich totschießen? Wir haben doch — Gott sei Dank — Sibirien!“

Graf Bariatinsky tat einen tiefen, die Lungen füllenden Zug.

„Mein Lieber, ich weiß nicht, was humaner ist. Der kurze Weg ins Jenseits — an die Mauer, fertig, Feuer — oder ein langsamer Etappentransport quer durchs heilige Rußland nach — sagen wir mal — Turuchomsk? . . .“

Herr Kurowski, der dicke Wirt des Königlichen Hofes, stand auf seiner Veranda und begrüßte die ungebetenen Gäste mit tiefer Verneigung. Das war sein Geschäft, was er innerlich dachte, Privatsache. Aber er beschloß, sich mit der Bewirtung Mühe zu geben. Satte Bäuche waren weniger blutdürstig als hungrige . . .

Der Adjutant des Prinzen, Leutnant Czapka, nahm ihn vertraulich beiseite und sprach in seinem stark sarmatisch gefärbten Deutsch: „Cherr Wiert, mache h'aufmerksam, unter Gästen eine Großfierstliche Cho'eit. Prinz Pawel Alexandrowitsch . . . serr nahe . . . h'also ich weiß nicht in deutsch . . . serr nahe von russische Kaiser.“

Herr Kurowski verneigte sich von neuem, aber noch tiefer als vorhin.

„Herr Major dürfen überzeugt sein, daß ich diese außerordentliche Ehre zu schätzen weiß . . .“

Leutnant Czapka klopfte ihm wohlwollend auf die rundliche Schulter.

„Noch niecht Majorr, abber choffe bald. Prienz zu mich serr gneddig . . . H'aber jetz aufpassen, attention! Zuerst eine Bad! In Grajewo keine Geleggenheit, und großfierstliche Cho'eit gewönnt, miendestens alle vierzehn Tagge badden . . .“

Herr Kurowski verneigte sich respektvoll.

„So hatte ich den Herrn Prinzen gleich beim ersten Anblick eingeschätzt! Nach dem Bad natürlich ein opulentes Frühstück . . . Hors d'oeuvre, Mocturtle in Tassen, einen wunderbaren Rehrücken, Butter und Käse . . .“

Herr Leutnant Czapka wehrte ab.

„Niecht Kese! Cho'eit lieben besser Torte . . . sieße Torte! Und zur Bedienung h'eine anständige, hiebsche junge Dame aus gute Familie. Nurr sie mießen sie saggen, wenn Cho'eit zärtlich werden . . . h'also, Sie verstönn mier . . .“

Herr Kurowski, der die Ordensburger Lateinschule bis zur Unterprima besucht hatte, um dann das einträgliche väterliche Geschäft zu übernehmen, verzog das wohlgenährte Gesicht zu einem breiten Lächeln.

„Verstehe vollkommen, Herr Rittmeister. Auch Napoleon liebte es, die Pause zwischen zwei Schlachten mit anmutigen jungen Damen zu vertändeln. Aber ich möchte doch gehorsamst bemerken, ich wasche meine Hände in Unschuld. Wenn nachher ein Malheur passiert, so im Stil von Judith und Holofernes . . . unsere jungen Damen hier sind nämlich von patriotischer Begeisterung entflammt . . .“

Herr Leutnant Czapka hob entsetzt die Hände.

„Um Gottes wielen! Dann großfierstliche Cho'heit lieber auf diese Dessert verziechten! Aber iech noch sagge, h'alles wierd bar bezahlt, mit Geld — niecht mit Requisition. Nur iech natierlich Prozzente . . .“

„Aber selbstverständlich, Herr Leutnant, selbstverständlich! Ich schlag' dann fünfundzwanzig Prozent auf die Rechnung drauf . . .“

Herr Czapka tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

„Dume Brudder Deutscher, fuffzig! Großfierstliche Cho'heit chat mehr Geld wie Du und iech . . .“

Die neuen Geschäftsfreunde schüttelten sich verständnisinnig die Hand, Herr Kurowski ging schmunzelnd in die inneren Räume seines Hotels. Er hatte ein gutes Werk getan, als er listigerweise dem Adjutanten vor den deutschen jungen Mädchen das Gruseln beibrachte. Und für die fünfzig Prozent Aufschlag gedachte er deutschen Sekt zu liefern, an Stelle des teuren französischen. Das gab auch auf seiner Seite einen hübschen Verdienst. Nur in einem Punkte stimmte seine Rechnung nicht. Er wußte nicht, daß Herr Leutnant Czapka fest entschlossen war, jedesmal einen geladenen Revolver auf den Tisch zu legen, wenn er sich in Feindesland Rechnungen ohne Zahlung quittieren ließ — — —

VII.

Egon von Heidedorff ritt die Hauptstraße des Städtchens entlang zu seinem Quartier. Eine vor dem sogenannten Deutschen Tor liegende kleine Villa sollte es sein, von einem großen Obstgarten umgeben. Sein Bursche war schon mit dem Koffer voraus. Er freute sich darauf, nach gründlicher Waschung die Uniform wechseln zu können. Von dem nächtlichen Ritt durch das Varanner Moor war sie mit schwärzlicher Schlammkruste bedeckt, er sah aus wie ein schmutziger Torfarbeiter. Nur der Gaul, den er zwischen den Schenkeln hatte, war blank geputzt, trug ein krachend neues Sattelzeug. Ein geradezu herrlich gebauter irischer Fuchswallach war es, mit einer tiefen Brust wie ein Löwe und Beinen aus Stahl. Er kannte ihn seit mehr als einem Jahr; bei dem Zusammenstoß mit dem Rittmeister von Foucar in den Dombrowker Bergen hatte er ihn zuerst gesehen. Und mit einem freudigen Aufschrei hatte er ihn begrüßt, als er die in Neuendorf erbeuteten Gäule der deutschen Schwadron durchmusterte. . . Der Fuchswallach ging noch ein wenig unwillig unter dem neuen Reiter, aber wenn man ihm den Hals klopfte und in deutscher Sprache gut zuredete, beruhigte er sich. Und immer seltener wurden seine Versuche, den ungewohnten Fremden durch plötzliches Steigen oder Bocken aus dem Sattel zu werfen.

Der Rittmeister hätte allen Grund gehabt, mit der Wendung, die sein Schicksal genommen hatte, zufrieden zu sein, aber es war etwas dabei, was ihn stieß und niederdrückte. Kaum eine Stunde hatte seine „plötzliche Geistesstörung“ gedauert, dann war er zum kommandierenden General befohlen worden . . .

„Sie sind ja ein ganz toller Draufgänger,“ hatte der hohe Herr gesagt, „und hätte mein alter Freund, Graf Schuwalow, sich für Sie nicht so nachdrücklich ins Zeug gelegt . . . also gut, bedanken Sie sich bei ihm! Und jetzt erzählen Sie mal! Weshalb sind Sie Ihrem Leutnant Opalkin so zornig an den Hals gefahren?“

„Wahrheit, Exzellenz,“ hatte er, straff aufgerichtet, gefragt, „oder eine für den Prinzen angenehm gefärbte Darstellung?“

Der Graf Bariatinsky, der nicht nur ein tüchtiger General, auch ein geschmeidiger Hofmann war, hatte gelächelt.

„Die Wahrheit, die Sie sich einbilden, mein lieber Rittmeister von Heidedorff!“

Da hatte er einen schonungslosen Bericht geliefert. Von dem Augenblicke, in dem der nach schwerem Trunk verjammerte Kommandeur vor die Front seines Regiments ritt, bis zu der schimpflichen Niederlage in Groß-Heinrichsdorf. Und wie er danach in aller Heimlichkeit sich mit seinen braven Dragonern daran gemacht hätte, die Scharte wieder auszuwetzen. Während der Prinz mit den anderen Offizieren des Regiments in seinem Zelte zechte, hätte er sich mit dem Hauptmann Zepetnikoff vom 84. Regiment, dem Führer der vordersten Sturmkolonne, zu gemeinschaftlichem Angriff im ersten Morgengrauen verabredet. Er schilderte lebhaft den gefährlichen Weg durch Moor und Bruch, die jubelnde Freude des gelungenen Ueberfalles und danach den rasenden Zorn, der ihn erfaßte, als er sehen mußte, daß ein anderer den Lohn seiner Arbeit ernten sollte . . .

Der Herr General hatte aufmerksam zugehört und zog den ergrauenden Spitzbart durch die wohlgepflegte Hand, an der ein kostbarer Brillantring funkelte.

„Ihr Balten seid eine komische Nation! Und wenn Ihr Euch auch noch so viel Mühe gebt, Russen zu werden, den Deutschen in Euch werdet Ihr nicht los! Ueberall müßt Ihr Eure Nase hineinstecken, in Dinge, die Euch nichts angehen. Was zum Beispiel ging es Sie, mein Lieber, an, ob die feindliche Stellung vor uns ein paar Stunden früher eingedrückt wurde oder später?“

„Exzellenz, es handelte sich um die Ehre meines Regiments!“

„Ah ba . . . die Ehre der Ingermanländischen Dragoner war längst wieder hergestellt durch den Bericht, den Seine Großfürstliche Hoheit mir über das siegreiche Treffen von Groß-Heinrichsdorf geliefert hatten. Sie werden selbstverständlich den Prinzen um Entschuldigung bitten . . .“

Heidedorff atmete tief auf nach kurzem Schwanken.

„Sehr wohl, Exzellenz . . .“

„Schön, und dann will ich noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Ich enthebe Sie von dem Kommando Ihrer Schwadron und versetze Sie in meinen Stab. Da kann Ihr deutsches Empfinden sich austoben. Ich habe den Corpsintendanten im Verdacht, er stiehlt wie ein Rabe. Sie werden die Rechnungen kontrollieren und mir wahrheitsgetreuen Bericht erstatten. Verstanden?“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Er hatte dem gnädigen Vorgesetzten die Hand küssen dürfen und war mit dankerfülltem Herzen gegangen, dem Prinzen seinen Entschuldigungsvers aufzusagen. Das war ein ekelhafter Augenblick gewesen, denn das Bürschlein, das beim Umkleiden war, hatte kaum aufgeblickt, als er um Verzeihung für ungeziemliche Achtungsverletzung bat. Und jetzt stieß es ihn mächtig, daß er aus Angst vor Strafe seine aufrechte Ueberzeugung verleugnet hatte. Unwillkürlich verglich er die eigene Schlappheit mit der todesmutigen Haltung der schlichten deutschen Bürger dieser Stadt, die lieber das Aergste erlitten, als daß sie den steifen Nacken vor entwürdigender Zumutung beugten . . . Da wollte es ihm scheinen, als wäre er von dem General zu Unrecht des Besitzes deutscher Charaktereigenschaften geziehen worden. Deutsch wäre es wohl gewesen, frei zu bekennen: „Ich habe mich verfehlt, erwarte die mir zukommende Strafe.“ Vielleicht wäre er auch damit glimpflich davongekommen, während er jetzt das beschämende Gefühl hatte, als sei er mit gekrümmtem Rücken durch ein niedriges Hintertürchen gekrochen.

Aber freilich, wenn er darauf bestanden hätte, daß ein Kriegsgericht über sein Vergehen befand...

da konnte er sich schon vorher denken, wie seine Zeugen umkippten. Auf der anderen Seite stand doch ein kaiserlicher Prinz, wie durfte man da seine ungeschminkte Meinung sagen? Man kniff die Ohren an und dachte sich, was liegt an dem einen Fall? . . . Nitschewo. . .

Er hatte die letzten Häuser des Städtchens hinter sich, links blaute ein schmaler See, rechts dehnten sich überreife Kornfelder, die vergeblich des Schnitters harrten. Hinter den goldenen Feldern hob sich ein grüner Baumgarten, ein weißer Giebel lugte dazwischen hervor. Der irische Fuchs setzte sich ganz von selbst in einen langgestreckten Galopp, ohne daß er ihn aufgefordert hätte. Eine schwarzgekleidete junge Frau in dem Garten schrie gellend auf: „Kingsboy, wen trägst du da im Sattel?" Der Fuchswallach stieg jählings auf der Hinterhand, bockte nach vorn. Egon von Heidedorff schoß an seinem Hals vorbei zu Boden. Zerschunden und fluchend rannte er hinter ihm her, im Garten holte er ihn ein. Da stand der Ire ganz ruhig und schmiegte seinen Kopf an die schwarzgekleidete junge Frau. Die aber hatte ihre Arme um seinen Hals geschlagen und schluchzte zum Gotterbarmen: „Kingsboy, wo hast du deinen Herrn gelassen?"

Da wußte der Rittmeister von Heidedorff, zu wem er ins Quartier gekommen war. Eine kurze Regung des Mitleids verflog. Er trat näher.

„Meine Gnädigste, ich bitte, das ist ein ehrliches Beutestück! Sollte es in Ihnen schmerzliche Erinnerungen wecken, dafür kann ich nichts. Krieg ist Krieg . . ."

Die junge Frau sah ihn aus entsetzten Augen an und ließ die Arme schlaff herniedersinken.

„Und wo ist mein Mann?"

Er zuckte mit den Achseln.

„Weiß nicht, meine Dame! In der Stellung, die ich eroberte, unter den Toten und Verwundeten habe ich ihn nicht gefunden." Ein törichtes Haßgefühl trieb ihn, wider besseres Wissen hinzuzufügen: „Vielleicht ist er schon vor dem Angriff geflohen . . ."

In den blauen Augen drüben sprühte es auf.

„Das ist eine schimpfliche, durch nichts gerechtfertigte Verleumdung! Mein Mann stirbt eher, als daß er . . ." Die Stimme brach ihr, sie schleppte sich mit wankenden Knien zu einer an der Hauswand stehenden Bank. Einen Versuch, ihr zu Hilfe zu kommen, wehrte sie mit einer Gebärde des Entsetzens ab. Egon von Heidedorff aber stand da und ballte vor Zorn über sich selbst die Hände, so daß die Nägel ihm tief ins Fleisch schnitten. Welcher disziplinlose Satan war denn in ihn gefahren, daß er sich hier benahm wie ein Kasakenrüpel, ehrlichen Männerhaß auf schuldlose Frauen übertrug? . . .

Vom Hofe her erscholl Lärm, sein Bursche Ridziwon kam mit lautem Gebrüll aus der Haustür gestürzt und hielt die Hände schützend über dem Kopfe. Hinter ihm ein stämmiges masurisches Dienstmädchen, das unbarmherzig mit einem Scheit Holz auf den langen Schlaks eindrosch. Beim Anblick des russischen Offiziers schrie sie auf und blieb zitternd stehen: „Ach Du liebes Gottchen, jetz' is es mit uns vorbei!"

Der Rittmeister hob die Hand.

„Keine Angst! Weshalb hast Du den Mann da geschlagen?"

Der Bursche schob sich vor.

„Barin, ich kam dazu, wie dieses Frauenzimmer einen Wagen anspannte, wegzufahren. Ich sagte, sie muß hier bleiben, ist nicht erlaubt, wegen Verrat; aber sie gleich mit dem dicken Knüppel auf mich los."

Die Sochia Komornik hatte verstanden. Halb aus der Sprache, halb aus den begleitenden Bewegungen. Sie spie heftig aus.

„So h'ein gemeine Lügner, Pan Leitman! Abfahren, richtig, ich wollte! Hat er gesagt, er will h'erlauben, bloß sollt' ich vorher mit ihn in Garten spazieren gehen kleine Weilchen." . . .

„Ridziwon, ist das wahr? Du hast Dich an der Person da vergreifen wollen?"

Der Bursche zuckte mit den Achseln.

„Barin, was soll ich mich erst verteidigen? Du würdest der Deutschen da doch mehr glauben als mir . . ."

Egon von Heidedorff stand erst einen Augenblick fassungslos, dann hatte er verstanden. Mit eiserner Faust packte er den Kerl in den Kragen, schleuderte ihn zu Boden und trat ihm mit dem sporenbewehrten Absatz in den Rücken.

„Du Sohn einer Hündin, Du von einer stinkenden Kröte ausgespiener Wurm, Du wagst es . . .? Da und da und da . . . ich soll wegen einer Deutschen die Wahrheit . . .? Von wem hast Du das gelernt?"

„Gnade, Barin, Gnade . . . aber wie wir noch in Grajewo lagen, sind gutrussische Männer gekommen, wir sollen aufpassen, wie es uns im Krieg mit unseren deutschen Herren Offizieren gehen wird . . ."

Ein letzter Fußtritt schnitt dem sich am Boden windenden Kerl die Rede ab. Zwei schwarzgekleidete Damen, eine junge und eine alte, kamen vom Hofe her gelaufen und blieben erschreckt stehen. Der Rittmeister nahm sich gewaltsam zusammen, aber seine Stimme flatterte vor Zorn.

„Tut mir leid, meine Damen, ich bin sonst nicht so gewalttätig . . . das hier hatte einen besonderen Anlaß. Ich verbürge mich dafür, dieser Lümmel wird sich anständig benehmen, solange ich genötigt bin, bei Ihnen im Quartier zu liegen!"

Die jüngere der beiden Damen, ein zierliches Fräulein mit dunklem Haar und verweinten blauen Augen, stand erst ein wenig zögernd, dann trat sie näher.

„Herr Rittmeister, ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, Sie sind uns willkommen. Aber Sie dürfen versichert sein, Sie werden hier angemessenes Quartier finden. Wir sind durch bedauerliche Umstände verhindert worden, rechtzeitig zu fliehen. Das tut uns jetzt schon bitter leid. Wir sind vier schutzlose Frauen, da dürfen wir vielleicht darauf rechnen . . ."

Egon von Heidedorff richtete sich auf.

„Worauf denn? Glauben Sie, ich werde Ihnen irgendwie zu nahe treten? Diesen Verdacht möchte ich zurückweisen! Ich stamme selbst aus deutschem Hause . . ." Er biß sich auf die Lippen und sprach nach kurzem Stocken weiter: „Das heißt, ich wollte sagen, Sie dürfen sich der Ritterlichkeit eines russischen Offiziers genau so anvertrauen wie der eines deutschen. Ich bitte jetzt, mir mein Quartier zu zeigen!"

Das kleine Fräulein neigte den Kopf mit den schweren braunen Flechten und ging voran. In dem schmalen, von Schränken verstellten Flur öffnete sie die zu den Räumen des Erdgeschosses führenden Türen.

„Das steht zu Ihrer Verfügung, Herr Rittmeister."

„Und Sie mit den anderen Damen?"

„Wir haben oben noch zwei kleine Stuben, in denen wir uns ganz bequem einrichten können . . ."

Er wehrte ab und trat in ein wohnlich ausgestattetes Herrenzimmer.

„Das genügt mir vollkommen, meine Gnädigste. Ich bitte, mir hier ein Bett aufschlagen zu lassen. Ich wünsche die Damen so wenig wie möglich zu belästigen."

Das Fräulein wollte sich nach kurzem Danke zurückziehen, eine Handbewegung hielt es auf.

„Einen Augenblick noch, meine Gnädigste! Aus gewissen Anzeichen glaube ich schließen zu dürfen, ich befinde mich in dem Hause des Herrn Rittmeisters von Foucar vom siebzehnten deutschen Dragonerregiment?"

„Allerdings . . ."

„Dann also" — er räusperte sich, bekam aber seine Stimme nicht frei — „ja, dann tut es mir leid, daß ich mich seiner Frau Gemahlin gegenüber zu einer häßlichen Aeußerung hinreißen ließ. Der Gaul hatte mich abgeworfen, ich war erregt, und auch sonst — ich hatte mit Herrn von Foucar eine alte Abrechnung. Also sagen Sie bitte der gnädigen Frau, ich hätte sie vorhin falsch berichtet. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß ihr Herr Gemahl aus dem Treffen heute früh gerettet ist. Vielleicht schwer verwundet, jedenfalls aber noch lebend. Ein riesenhafter Dragoner mit weißem Haar schleppte ihn aus dem Feuer auf einem ausnehmend guten Pferd, einem Dunkelbraunen. . . Ich jagte nach, mußte aber schon nach kurzer Zeit die Verfolgung aufgeben. . ."

Ueber das Gesicht der jungen Dame glitt ein heller Schein. Einen Augenblick sah es aus, als wollte sie dem feindlichen Offizier die Hand schütteln. Mitten in der Bewegung aber hielt sie inne. Sie wurde rot, stotterte einen kurzen Dank und ging eilig hinaus. . .

(Fortsetzung folgt.)

General Köveß.

Wir erhalten folgende Zuschrift: Auf Seite 586 Ihrer geehrten Zeitschrift nennen Sie den Eroberer von Belgrad — ebenso wie es sonst in deutschen Zeitungen geschieht — Köveß. Ungarisch heißt kő (ő mit 2 Strichen) Stein, köves (ö mit 2 Punkten) steinig. ő ist lang, ö ist kurz, s wird wie scharfes sch gesprochen, v wie w. Man muß also sprechen köves = köwesch (nicht: köhwesch). Ton aller ungarischen Worte ausnahmslos auf der ersten Silbe. Nach der eigenen Unterschrift auf Ihrem Bilde Seite 586 schreibt sich der General „Köveß". Also mit kurzem ö. Ferner sollen die Endkonsonanten nicht ein ß (ß würde ungarisch auch ß gesprochen werden) sein, sondern es sind zwei aufeinanderfolgende s, also zu sprechen als zwei aufeinanderfolgende sch. Köveß muß also Köweschsch gesprochen werden. Ich bin aber schon mit Köwesch zufrieden. Hochachtungsvoll Geheimrat Schiller."

Mitteilung.

Die in Nr. 43 unserer Zeitschrift wiedergegebenen Bildnisse des Burggrafen Friedrich VI. und des Königs Friedrich I. von Preußen, sowie die Abbildung „Das Tabakkollegium" sind Ausschnitte aus Gemälden der historisch und künstlerisch hervorragenden Sammlung des „Hohenzollern-Museums" im Schloß Monbijou in Berlin.

Geschäftliche Mitteilungen.

Technikum Hainichen i. Sa. Die in der Zeit vom 30. August bis 18. September vorgenommenen Prüfungen für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Maschinen- und Elektro-Techniker und -Werkmeister, durch welche das 2. Semester während des großen Weltkrieges zum Abschluß kam, sind sehr befriedigend verlaufen. Folgende Prädikate wurden erteilt: 1 „Mit Auszeichnung", 6 „Sehr gut", 4 „Gut", 5 „Ziemlich gut" und 2 „Genügend". Trotz der erheblichen Opfer, die der Krieg auch den Schulen auferlegt, wird der lehrplanmäßige Unterricht ohne Kürzung des Lehrstoffes und ohne Beschränkung der Stundenzahl auch im Wintersemester fortgeführt. Programme und Auskünfte erteilt die Direktion kostenlos.

Die **Deutsche Fachschule** für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei zu Roßwein i. Sa. (früher: Deutsche Schlosserschule) bleibt auch während des Krieges in vollem Betriebe. Die langjährigen bewährten Lehrkräfte sind der Fachschule erhalten geblieben. Die Schule beabsichtigt, sich auch der Kriegsverstümmelten-Fürsorge zu widmen. Ausführliches Programm versendet kostenlos auf Wunsch die Direktion.

Wildunger „Helenenquelle"

1913: 14 664 Badegäste.
Schriften über das Bad kostenfrei.

bei Nierenleiden, Harnsäure, Zucker, Eiweiß.

1913: 2278876 Flaschen Versand.

Kaiser's Brust-Caramellen mit den 3 Tannen

Auf Vorposten

verlangen unsere Krieger gegen Erkältungen die seit 25 Jahren bestbewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** mit d. 3 Tannen. Von Millionen im Gebrauch bei Husten, Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung. **6100** not. beglaubigte Zeugnisse von Aerzten und Privaten. Zu haben in Apotheken, Drogerien u. wo Plakate sichtbar. Nur in Paketen zu 30 Pf., Dosen 60 Pf., Kriegspackung 15 Pf., Versand portofrei. Lassen Sie sich nichts anderes aufreden. **Fr. Kaiser. Waiblingen.**

Gegen Husten Katarrh

Rheumatismus Gicht u. Nervenleidenden **helfen Ciwuco-Bäder**

Von Aerzten verordnet

In Kliniken u. Heilanstalten erprobt

3 Bäder M. 1.10 in Apotheken u. Drogerien oder bei Ciwuco-Bln. Friedenau

---

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

(Besitzer: Sanitätsrat Dr. Wiedeburg)

für Kranke und Erholungsbedürftige, ist auch ***während des Krieges*** *geöffnet und besucht!*

Ausführliche bildergeschmückte Prospekte werden kostenlos verschickt.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Chemie- Schule für Damen und Herren Dr. Davidson & Weber, Berlin, Bahnstr. 27. Prosp. frei. Aussichtsv. Beruf.

Vorbildung für Matur.-, Prima-, Einjähr.-Prüfung u. a.; **Prof. Dr. Schusters Institut, Leipzig, Sidonienstr. 59.** Prospekt frei!

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern- und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zgn*

Weltkriegs-Schmuck u. Uhren

Schmuck aus **Waffenrockknöpfen,** getrieb. **Geldmünzen** u. s. w. Armbänder, Broschen, Anhänger, Ringe mit versch. Inschriften für Kavallerie, Infanterie, Artill., Marine, Flieger.

B. Gnam Pforzheim

Illustrierte Musterblätter zu Diensten

KRIEGS-BRIEFMARKEN

ZEITUNG · KATALOG · GRATIS
PHILIPP KOSACK & Co.
BERLIN C 2, Burgstr. 13

Marke. Gegr. 1824.
Carl Gottlob Schuster jun.
Markneukirchen No. 342.
Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis.



Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles; es ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) **7** fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher **100000 „Zello"** versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— u. M. 10.— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 140, Winterfeldtstr. 34.**

ZAHNWOHL
Die vorzügliche, bewährte Pfefferminz-Zahnpasta. Tube 0.60 u. 1 M.
Ueberall zu haben. C. Schmittner, Berlin-Friedenau 1.

Händewasch! Ohne Wasser! Ohne Seife! Ohne Handtuch!

Macht die Hände sofort sauber und trocken. — Durch D. R. P. Anmeldung im In- und Ausland geschützt. — à Dose 25 Pf. für ca. 25 Waschungen ausreichend.

Unentbehrlich für unsere Feldgrauen, speziell welche an frostigen Händen leiden.

Bei Einsendung von 1,— M. versendet 4 Dosen direkt als Feldpostpaket.
Vertreter, Stadtreisende, Grossisten überall gegen hohe Provision gesucht.
Muster nur gegen Einsendung von 50 Pf.
Chemisches Laboratorium Emil Jacobi, Berlin-Neutempelhof
Hohenzollern-Corso 12. — Amt Tempelhof 260.



D.R.G.M. 632365.

Ein Feldbett in der Hand!

In einer Minute aufzustellen! Unersetzlich für Militärs im Felde für Kleinwohnungen, Landhäuser, Jagdhütten, Sanatorien.
Preis ohne Kopfstütze M 17.50
Preis mit Kopfstütze M 20.—
Vorwerk & Co. Barmen Abtl. 6

Cognac Siegmar

Schutzmarke

Bekannteste Original-Flaschenfüllungen

Enorme alte Vorräte in Charente-Weinbränden für Weingrosshandel und Gross-Destillation

Elite-Marke „Steinalt" vornehmster deutscher Cognac

22 höchste Auszeichnungen 2 Staatsmedaillen

A.-G. Deutsche Cognacbrennerei vorm. Gruner & Co., Siegmar
Erster u. ältester Grossbetrieb Deutschlands

Schreiben Sie uns, bitte



eine Postkarte, dann senden wir Ihnen kostenlos und ohne Kaufzwang Muster von Damen- und Herrenstoffen. Prachtqualitäten zu Engros-Preisen. Sie finden bestimmt das, was Sie wünschen und sparen viel Geld. Reste weit unter Preis!
Tuchausstellung
Wimpfheimer & Cie., Augsburg 22

Musik-Instrumente f. Orchester, Schule u. Haus.

Spezialität: Streichinstrumente. Saiten. Eig. Ateliers.



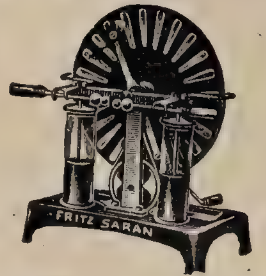
Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



Armee-Dolch

beste Waffe für den Nahkampf. Länge des Messers 28 cm, Länge d. Klinge 16 cm, jederzeit z. Greifen bereit. In Stiefel, Tasche od. auch a. Koppel tragb. Portofrei bei Vorauszahlung. Feldpostfertig i. Karton Stück **M. 3.40,** 10 Stück . M. 30.—.
Franz Verheyen
Frankfurt a. M. 9.



Influenzmaschinen

Kondensatormaschinen, elektr., physikal., chem. Lehrmittel, mech., elektr., optische Spielwaren, Schwachstromartikel. — Ill. Preisliste 5J gratis.

Fritz Saran, Berlin W 57, Potsdamer Strasse 66. Halberstadt.

Kriegs-Postkarten für die Front!

Wir liefern unseren Soldaten die neuesten Kriegspostkarten von der West- und Ostfront, sowie jede andere Art Ansichtspostkarten. 100 Stck. 2 Mark, 1000 Stück 18 Mark. Prospekt gratis und franko.
BONNESS & HACHFELD, Potsdam 315.

Fleisch, Obst, Gemüse

Wild, Gefl., fert. Speisen etc. kocht man auf Vorrat u. zum Feldpostversand am besten in ges. gesch. **Ideal-Conservendosen** ohne Bügel und Lötung m. selbsttät. Verschluß. Bestes u. bill. Einkochgefäß. Prosp. frei. Versand p. Nachnahme, Manufaktur Ideal, Berlin 4, Neue Jakobstr. 7.

Tee-Verkauf

Tee-Versandhaus
Liedke & Raeder, Königsberg i. Pr. 999
Spezialität: Ceylon-Tee,
sehr wohlschmeckend und ergiebig,
3 Pfd.-Pakete M. 12,80 franko
1 Pfd.-Paket M. 4,90 franko
gegen Nachnahme des Betrages.

Teilzahlung

Uhren und Goldwaren, Photoartikel, Feldstecher, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländischer Schmuck

Kataloge gratis und franko liefern
Jonass & Co.
BERLIN A. 306. Belle-Alliancestr. 7-10.

Kriegsspiel

aktuell. Reichh. **Festung.** 6 wirkl. schiess. **Kanonen**, 100 Granat. **20** schiess. Soldaten, 100 Patr. zus. **3** Mk. m. **Maschinengew. Minenwerf. Drahtverhau, Fliegerbomb. 4** Mk. Gröss. Ausführ. mit mehr Soldaten und Kanonen bis **30** Mk. **U-Boot**, schiess. m. 50 Torped. **50** Pf. Gr. ill. Liste über Kriegspiele, Zauber- u. Scherzartikel gratis u. frei. **A. Maas**, Markgrafenstr. 84 Berlin 23.

Elektrisiere

dich selbst, stärke dein. Nerven. Für alle Zwecke pass. **Kompl. Appar. nur M. 12.50.** Grat.-Liste ü. sämtl. sanit. Artik. **Jos. Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 5**, Oranienstr. 108

---

100 Ia Delik. Harzkäse M. 3,90
G. Krüger & Co., Braunschweig 55

Hochvornehme Vergrößerungen

in Schwarz, Sepia, Aquarell, Pastell u. Oel
Kunstwerkstätte Fröhlich-Schröder
Lichterfelde W., Friedrichstr. 3a. Tel. 993.
Verlangen Sie bitte Preisliste.

---

50 Kerzen 4 Volt

mittelst kleiner **Akkumulatoren**
Preisliste frei
Alfr. Luscher
Akkumulat. Fab.
Dresden
Grüne Straße 20

Neu! Bruchleidende Neu!

Wohltat und Hilfe. Auf Heilung hinwirk. Viele Dankschr. Aufklärende Broschüre L geg. 30 Pf. in Marken d. **Schievekamp's Bandagen - Versandhaus, Duisburg 63, Königstr. 38.**

Gegen Monatsraten von 2 Mark an.
Ohne Anzahlung — 5 Tage zur Probe.
Illustrierter Katalog gratis und frei.
Bial & Freund, Postf. 172/108, **Breslau**

Wäsche und Wäschestoffe

Qualitätsware von absoluter Strapazierfähigkeit!

Infolge günstiger Abschlüsse trotz allgemeiner Preissteigerung

zu sehr billigen Preisen.

Das neue Preisbuch 13 mit 700 Abbildungen ist erschienen und wird auf Wunsch kostenlos zugesandt. — Proben nach genauer Angabe der speziellen Wünsche sofort und postfrei.

August Polich
Leipzig

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — an — bahn — bel — bel — blau — bob — chor — d — da — der — des — ei — ei — ei — fer — fleck — ga — gem — hel — ka — ki — kus — len — lo — mas — me — na — nal — ne — rock — sen — sex — tett — til — u — zur

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, die Kritik eines feindlichen Herrschers an der Lage seines eigenen Landes ergeben.

Die einzelnen Wörter bezeichnen: 1. Verkehrseinrichtung, die an Deutschlands Siegen einen wichtigen Anteil hat. 2. Gebrauchsgegenstand aus dem täglichen Leben. 3. Inselgruppe. 4. Orientalische Stadt. 5. Volkstümliche Abkürzung für eine Eigenschaft, die keinem Deutschen Freude macht. 6. Astronomische Bezeichnung. 7. Wasserstraße in Deutschland. 8. Musikalische Bezeichnung. 9. Ausdruck aus dem älteren Deutschen Recht. 10. Farbe. 11. Geschnittenen Edelstein. 12. Reichen Mann. 13. Nordische Gottheit. 14. Gottesdienstliches Kleidungsstück.

Bilder-Rätsel.



Logogriph.

Heißblütig bin ich, glutgeboren,
Drum sprüh' ich, doch vergeh' ich bald,
Und hab' ich meinen Kopf verloren —
Kaltblütig werd' ich alsobald.

Umstell-Rätsel.

„Ernst Erich Meßgut" ist ein Mann,
Den man im Feld erblicken kann.
Kämpft er auch mit der Waffe nicht,
Sein Tun fällt dennoch ins Gewicht,
Denn würd' sein Werk er nicht verstehn,
Wie sollte es da vorwärts gehn? —
Nun schauet Euch den Namen an
Und saget flink: Was ist der Mann? —

Wandlung.

Wenns klein ist, dient's zum Stoßen,
Den Menschen tut's nicht weh.
Gekämpft wird mit dem Großen
Zu Lande und zur See.
Ein andres Zeichen stellt hinein,
So wird es ein Verbrecher sein.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Schillings Mona Lisa.
1. Salandra. 2. Ceres. 3. Haiti. 4. Juliushall. 5. La Traviata. 6. Laokoon. 7. Isonzo. 8. Natrium. 9. Glarus.

Das wunderbare Haus: Die Muschel.

Piekend und prickelnd: Insekt — In Sekt.



Modernes Märchen. Ein kleines Mädchen ging in den Wald. Da spielte sie artig. Plötzlich traf sie — eine Fee! Und da sagte sie zu der Fee: „Woher kommst Du denn?“ — „Ich wohne hier,“ sagte die Fee. — „Aber ich habe doch gar nicht gewußt, daß hier eine Fee lebt?“ — „Nein, niemand hat mich gesehen, nur Du, weil Du ein artiges kleines Kind bist!“ — „Wie machst Du es denn, daß Dich die Leute nicht sehen, die immer hier vorbeikommen?“ — Und die Fee sagte: „Ich borge ihnen Geld!“

✲

Der kleine Heinz hat sich mit Süßigkeiten den Magen verdorben; und als er sich abends in seinem Bettchen erbrechen muß, hört die Mutter ihn plötzlich rufen: „Komm schnell, Mutti, ich bin übergelaufen!“

✲

„Der reiche Schulze, der Onkel von unserm Freund Karl ist gestorben.“ — „Na, und hat er bei seinem letzten Willen an Karl gedacht?“ — „Es scheint so, denn er hat ihm nicht einen Pfennig hinterlassen.“

✲

Der Schulrat besichtigte eine Volksschule. In einer Unterklasse stellte er in der Rechenstunde selbst einige Fragen: „Wenn Dein Vater 5 Flaschen Bier auf den Tisch stellt und 3 austrinkt, wieviel bleiben übrig?“ — „Nischt!“ sagt der gefragte kleine Junge. — „Du hast nicht verstanden,“ sagte der Schulrat geduldig und wiederholte die Aufgabe. „Also was bleibt?“ — „Nischt!“ — „Du kennst ja die einfachsten Regeln des Rechnens nicht,“ sagt der Schulrat. — „Nee, aber ick kenne mein Vatter'n!“

Zeichnung von Paul Simmel.



„Ein Grammophon hätten wir glücklich, aber keine Platten!“ — „Na, gestern Abend sind zwei Kartoffelpuffer übrig geblieben, die gehen auch!“

✲

„Paul,“ sagte die Gattin, „ich habe eine Menge Sachen, über die ich mit Dir reden muß!“ — „Das freut mich,“ sagte der Ehemann, „sonst redest Du nur über Sachen, die Du nicht hast!“

✲

Das junge Ehepaar übernachtete mit seinem Jüngsten in einem Hotel. Plötzlich fing der Kleine an zu schreien. Nach einer Weile sagte die Frau: „Das geht ja nicht, er weckt ja alle andern auf; ich werde ihn in Schlaf singen.“ Sie sang. — Da klopfte es an der Tür, und eine Stimme sagte: „Bitte, möchten Sie nicht lieber das Kind schreien lassen?“

✲

Prinzipal (zum Angestellten): „Was, jetzt wollen Sie schon wieder eine Woche Urlaub zum Heiraten? Warum haben Sie sich das nicht in Ihren Sommerurlaub gelegt?“ — Buchhalter (verlegen): „Ich wollte mir meine Ferien nicht verderben!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 46

Berliner

14. November 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Vom Feldzug in Serbien: Gefangene auf einer Etappenstation.



Markttag im zerstörten Hohenstein.

A. Grohs.



Hermann Ridder †
der Herausgeber der „New-Yorker Staatszeitung" und einer der Führer der Deutschen in Amerik.



Dimiter Tontscheff,
der bulgarische Finanzminister, der zurzeit in Berlin weilt.

Hermann Ridder †

Aus allerbescheidensten Anfängen hat Hermann Ridder sich zu einer hochangesehenen politischen und publizistischen Persönlichkeit emporgearbeitet. Als Laufbursche und Zeitungsausträger begann er seine Lebenslaufbahn, als Herausgeber der größten deutsch-amerikanischen Zeitung und als politischer Faktor von nationaler Bedeutung ist er aus dem Leben geschieden. Sein Aufstieg ging mit raschen Schritten vor sich. Er gab das „Zeitungsgeschäft" auf und trat in untergeordneter Stellung in eine Lebensversicherungs-Gesellschaft ein, wurde Agent und schließlich Abteilungsleiter. Er sparte dabei in wenigen Jahren so viel Geld, daß er, 27 Jahre alt, die „Katholische Volkszeitung" in New York und sieben Jahre später eine englische Ausgabe, die „Catholic News", gründen konnte. Nunmehr begann er auch in der New-Yorker Lokalpolitik eine Rolle zu spielen. Dies, sowie seine geschäftliche Tüchtigkeit brachte ihn dem greisen und kranken Eigentümer der „New-Yorker Staatszeitung", Ottendorfer, nahe. Ridder wurde Aktionär und Verwaltungschef der Zeitung, und nach Ottendorfers Tode trat er an die Spitze der „N. Y. Staatszeitungs Co." Von diesem Piedestal aus schwang Ridder sich zu einem einflußreichen Führer des Deutsch-Amerikanertums auf, mit dem in allen Fragen der nationalen Politik zu rechnen war. Er ging einmal dicht an der Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten vorbei; auch der Posten als Oberbürgermeister von New York wurde ihm von der demokratischen Parteileitung angeboten. Den ehrenvollen Abschluß seines Lebens bildete die großzügige, energische und zielbewußte Agitation, die er gegen die Verleumder Deutschlands führte.



Entwurf zu einem Mosaikgemälde von Prof. Artur Kampf,
das auf dem Wittenbergplatz in Berlin aufgestellt und zum Besten der „Mütter- und Säuglingsfürsorge des Roten Kreuzes" vom Publikum aus 300.000 Mosaiksteinchen zusammengesetzt wird.

Denkt an Soldaten-Weihnachten!



Die Empfänger der Liebesgaben:
„Wenn wi' von de Waterkant man ornt'lich wat tau eten hebben, denn woll'n wi datt woll uthollen!"

Die Kompaniekiste der Ullstein-Sammlung

Wer unseren Soldaten in Serbien, Rußland und Frankreich, den Tapferen unserer Marine eine Weihnachtsfreude bereiten will, sende uns schnellstens einen Geldbeitrag.



„Nu wär' mer aber balde fert'ch sein — wemmer erscht so scheene Dampf d'rhinter machen genn'!"



„Allsdann, dös Madel wird pfeilgrad' g'heirat', bal' der Krieg amol gar is, dös sag' i'!"
Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Als Weihnachtsspende 1915 hat der Verlag Ullstein & Co. die „Kompaniekiste" eingeführt, die jedesmal für 100 bis 150 Mann berechnet ist und je nach den Bedürfnissen der zu bedenkenden Truppenteile mit Gegenständen der nachbezeichneten Art gefüllt wird: Wollsachen (Unterhosen, Hemden, Jacken, Schals, Handschuhe); Genußmittel (Gemüse- und Fleischkonserven, Marmeladen, Schokolade); Gebrauchsgegenstände (Hosenträger, Taschentücher, Handtücher, Taschenmesser, Kerzen); Rauchmaterial; Musikinstrumente.

Ferner wird jeder Kiste Lesestoff und irgend ein Weihnachtsschmuck zur gemeinsamen Verwendung beigefügt. Wir legen den Kompaniekisten auf Wunsch des Spenders Karten zur Antwort bei, wodurch dem Empfänger einer Gabe Gelegenheit geboten ist, dem Absender seinen Dank direkt abzustatten. Die Höhe der gespendeten Summe wird auf der Karte nicht verzeichnet. Auch der kleinste, uns gesandte Geld-Betrag hat Anspruch auf eine Karte. Für größere Beträge stellen wir entsprechend mehr Karten zur Verfügung.

Oeffentliche Quittierung der Spenden erfolgt in der „Vossischen Zeitung", „B. Z. am Mittag", „Berliner Morgenpost", „Berliner Abendpost" und „Berliner Allgemeine Zeitung".

Wir alle hoffen, daß es die letzte Weihnacht sein wird, die Hunderttausende deutscher Männer fern von der Heimat feiern müssen. Für die heutige Generation wird — das sei vom Schicksal herzlich gewünscht — die Gelegenheit nicht wiederkommen, zu beweisen, daß das Volk vom Ersten bis zum Letzten im Reiche zusammenhält, wenn es gilt, Größtes zu vollbringen. Auch die Spenden, die die Heimat zum Weihnachtsfeste ihren Söhnen in die fremden Länder schicken wird, werden ein kleiner Beweis sein, daß der große Moment nicht ein kleines Geschlecht findet.

Geldspenden werden im Ullsteinhaus, Kochstraße 22/26, Voßhaus, Breitestraße 8/9, und bei allen Ullstein-Filialen entgegengenommen. Die Ueberweisung der Geldspenden kann auf das Konto „Sammlung Ullstein & Co." bei der „Nationalbank für Deutschland" und allen ihren Depositenkassen, sowie auf Postscheckkonto 660 Berlin, Ullstein & Co., erfolgen.



Dankschreiben im Schützengraben:
„Geehrtes Fräulein! Ihre werte Unterhose hat mir eine große Freude bereitet . . . . ."



Empfang der Dankkarte von der Front.
Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

BILDNISSE VOM TAGE



Graf Wolff-Metternich,
der neue deutsche Botschafter in Konstantinopel. Phot. T. H. Voigt.



Die 89 jährige Mutter des Generalfeldmarschalls von Mackensen.
Gemälde von Richard Nitsch-Berlin.



General Jeloff,
der Oberkommandierende der bulgarischen Armee.

Am 9. Oktober vormittags rückten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in Belgrad ein. Im gleichen Augenblicke stiegen die Kriegsstandarten der beiden Kaiserreiche auf dem Königlichen Palaste empor. Seitdem wimmelt die serbische Hauptstadt von Angehörigen der siegreichen Heere. So macht die Stadt den Eindruck, als enthielte sie kein anderes Leben mehr als dieses rein militärische. Von Zivilisten getrauen sich nur ganz alte Männer auf die Straße, weibliche Wesen sieht man überhaupt nicht. Den königlichen Konak kann man ohne weiteres betreten. Viel ist nicht mehr darin enthalten; die guten Möbel und sonstigen Kostbarkeiten waren zeitig nach Nisch gebracht worden. Die vom Kronprinzen Alexander eingerichtete große Bibliothek aber mußte zurückbleiben. — In diesem Palaste wurde König Alexander ermordet, und in diesem Thronsaale wurde vor 12 Jahren König Peter zum Herrscher von Serbien ausgerufen. Die Kugeln der Verbündeten haben auch das Hotel Moskwa und das damit verbundene riesige Gebäude der russischen Lebensversicherungsgesellschaft „Rossija" auf der Theresia getroffen und teilweise ihrer prächtigen äußeren Marmorgewandung entkleidet. Beide Baulichkeiten sollten ehedem den Serben den Glanz der moskowitisch-slawischen Rasse bezeugen.



Das Leben im Belgrader Hafen nach der Einnahme: Ausladen von Proviant und Kriegsmaterial für die im Innern Serbiens kämpfenden Truppen.



Bei Hindenburg im Hauptquartier Ost: Plauderstunde nach Tisch. Phot. O. Salz.

Landrat von Tisza — Hindenburg — Ludendorff — Fürst Dohna-Schlobitten.

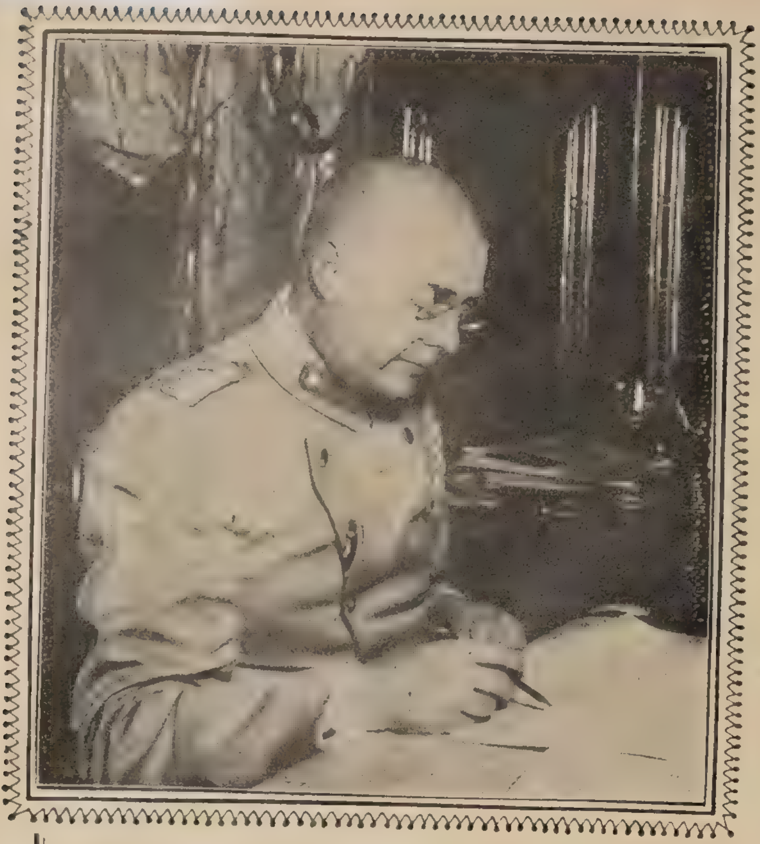
Bei Hindenburg

im Hauptquartier Ost

Gar manchen Deutschen wird es im Frieden treiben, die Stätte zu sehen, an der unser Hindenburg solange im Dienste des Vaterlandes gewirkt hat, und in den Räumen zu weilen, in denen seine Schlachtpläne ersonnen wurden. Oberst Busse, der Kommandant von Lötzen, der sich ebenso sehr durch die heldenmütige Verteidigung der Feste Boyen wie durch seine tatkräftige Sorge für Tausende bedrängter Flüchtlinge in allen Ostpreußenherzen ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, ist an die dankenswerte Aufgabe gegangen, zu ewigem Gedächtnis ein Lötzener Museum zu schaffen. Es umfaßt zahlreiche Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, die bei Befestigungsanlagen gemacht wurden, erinnert an die Tage der Ordensherrschaft und führt mit manchem bemerkenswerten Stück und Bild in die ruhmreiche Gegenwart. Die Sammlung wird sicherlich eine starke Anziehungskraft ausüben. Vielleicht kann sie später einmal in der bescheidenen Villa untergebracht werden, in der der Generalfeldmarschall wohnte und mit einem Teil seines Stabes die Mahlzeiten einnahm. Von dort hatte er nur eine kurze Fahrt zu dem schönen Stadtwalde, in dem er seinen täglichen Spaziergang unternahm, und nur wenige Schritte trennten ihn von seiner Arbeitsstätte, die in zwei Stockwerken außer seinem Arbeitszimmer die Räume seines gesamten Stabes enthielt. Von der Schmucklosigkeit dieser Zimmer geben unsere Aufnahmen ein anschauliches Bild, und wer sie gesehen, vermochte sich nicht einer gewissen Verwunderung zu erwehren, in wie kärglichen und beschränkten Räumen all die Arbeiter an dem gewaltigen Werke der Niederringung Rußlands sich während langer Monate einrichten mußten; der geniale Chef des Stabes, Exzellenz Ludendorff, sein vielbewährter Gehilfe Oberstleutnant Hoffmann, nebst seinen Mitarbeitern, und nicht zuletzt der Oberquartiermeister Oberst von Eisenhart-Rothe, der seinen vierzehnstündigen „Normalarbeitstag" in einem wenig anheimelnden Mauerloch verbrachte. Einen Teil dieser Herren sieht man auf dem Bilde, das die abendliche Tafelrunde im Quartier des Generalfeldmarschalls zeigt, und außer ihnen einige ständige Gäste, den Vertreter der österreichisch-ungarischen Armee und den Delegierten des Roten Kreuzes, Fürsten zu Dohna-Schlobitten in der Uniform eines Obersten vom Regiment Garde du Corps, der mit seiner gewaltigen, vielen Berlinern wohlbekannten Figur der mehr als sechs Fuß hohen Reckengestalt des Feldmarschalls



Hindenburgs Generalstabschef, Generalleutnant Ludendorff, in seinem Arbeitszimmer. Phot. O. Salz.



Bei Hindenburg im Hauptquartier Ost: Oberst-Lt. Hoffmann, der Stellvertreter des Generalstabschefs Ludendorff.



Oberst von Eisenhart-Rothe, Oberquartiermeister des Ostheeres.

kaum um einen Zentimeter nachgibt.

Wer öfter in diesem Kreise geweilt hat, dem werden diese Stunden unvergeßlich bleiben. Der große Feldherr liebt es, nach der anstrengenden Arbeit des Tages den Abend in anregendem Gespräche zu verbringen (ehe er sich, pünktlich um ½12, zur Ruhe begibt). Da schlürft er — nicht gerade mit Begeisterung — die ärztlich empfohlene Zitronenlimonade, und der reiche Schatz einer ebenso tiefen als umfassenden Bildung offenbart sich bei der eindringlichen Erörterung gar mannigfacher Fragen aus Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Politik. Zuweilen aber, nach besonders scharfen Arbeitstagen, neigt er auch zu einer leichteren Art der Unterhaltung und hört es gern, wenn ab und zu eine heitere Geschichte erzählt wird. Dann kann er gar herzlich lachen und entschließt sich wohl auch selbst, eine scherzhafte Episode aus seiner militärischen Laufbahn zum besten zu geben. Er erzählt meisterhaft, und in sein sonst so ernstes Gesicht tritt dann ein Zug schalkhafter Güte, die den großen Menschen und gewaltigen Kriegsherrn noch verehrungswürdiger und liebenswerter erscheinen läßt als sonst.

Rich. Skowronnek.







Besucher bei Hindenburg: Links: Stadtdirektor von Hannover, Dr. Tramm. In der Mitte: Großherzog von Baden. Rechts: Sven Hedin. Phot. O. Salz.



Hindenburgs Arbeitszimmer im Hauptquartier. Phot. O. Salz.



In den Vogesen: Benutzung von Eseln als Tragtiere zur Überführung von Verwundeten in ein Feldlazarett. Hofphot. Eberth, Cassel.

Englische Verluste auf Gallipoli

Die Erklärung, die der englische Minister Asquith im Oktober im englischen Parlament über die Verluste der Engländer an den Dardanellen gab, hat große Bestürzung im Vierverband hervorgerufen. Der Minister selbst gab etwa 100,000 Mann Verluste an. Da dabei die Ausfälle an Mannschaften der Flotte und der französischen Truppen nicht mitgezählt sind, dürfte Enver Pascha, der gelegentlich einer Rede in der türkischen Kammer den Gesamtverlust auf 250,000 Mann bezifferte, die Zahl durchaus nicht zu hoch geschätzt haben. Wenn man nun bedenkt, daß die Gesamtstärke der dort angreifenden Truppen etwa eine halbe Million betragen hat, so kann man den ganzen Mißerfolg der Gallipoli-Aktion ermessen. Denn auch der Geländegewinn, den diese Menschenopfer eingebracht haben, ist erstaunlich gering. Die Gesamtausdehnung der drei getrennten Fronten beträgt 20 Kilometer, die Tiefe an den vorgeschobenen Punkten kaum 5 Kilometer! Und da jetzt das Abenteuer in Saloniki die meisten Truppen von Gallipoli abzieht, ist in absehbarer Zeit mit einer neuen Dardanellen-Aktion wohl kaum zu rechnen. Dieser Erfolg ist in erster Linie der zähen Tapferkeit der türkischen Soldaten zuzuschreiben, die alle Angriffe mit großem Mut abwehrten. Die Engländer selbst haben in offiziellen Berichten darauf hingewiesen, daß die Kraft der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Türken jede Operation erschwert hat. Die Türken haben in ihren geschickt angelegten Verteidigungsstellungen größere Truppenansammlungen vermieden, und die Feinde hatten mit einem Gegner zu rechnen, der besonders im Einzelkampf nur Sieg oder Tod kennt.



Der bulgarische Militär-Attaché Oberstlt. Tantiloff bei der Armee Mackensen in Serbien. Phot. B. J. G.



Unteroffizier Böhme, der im Bericht der Obersten Heeresleitung genannte ausgezeichnete Flieger. Hofphot. Eberth, Cassel.



Kriegsbrücke über die Save unweit der zerstörten Eisenbahnbrücke. Phot. B. J. G.

BILDER VOM TAGE



J. L. Goremykin,
der nach Zeitungsnachrichten zum russischen Reichskanzler ernannt worden ist.

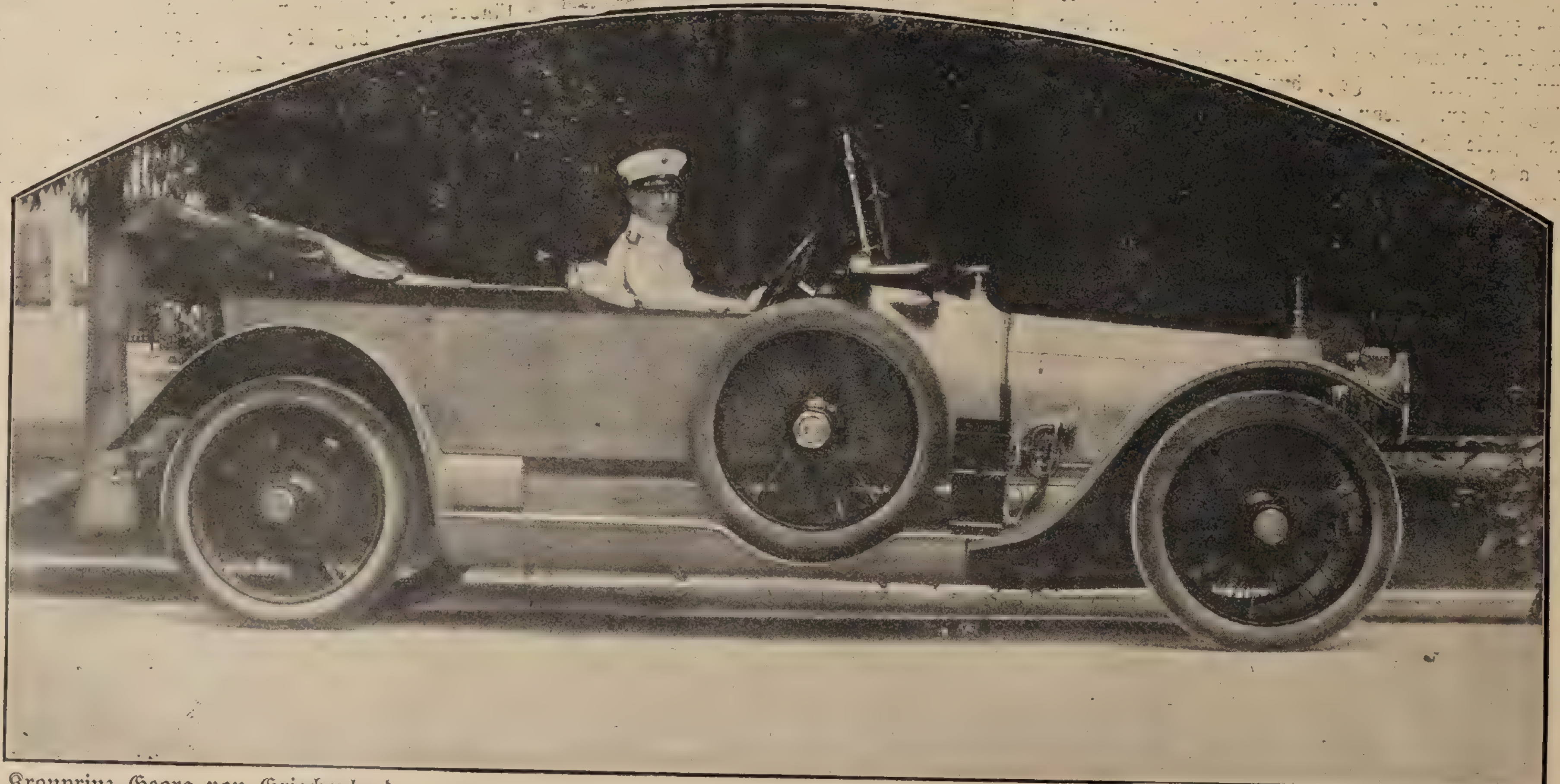


Straßenbild aus Belgien.



General Sarrail,
der Befehlshaber der französischen, in Saloniki gelandeten Truppen.

Zu der viel erörterten Frage der von Unterseebooten torpedierten Handelsschiffe wird in einer englischen Wochenschrift ausgeführt, daß selbst unbewaffnete Handels- und Passagierdampfer nicht unbedingt dem feindlichen Torpedoschuß erliegen müssen. So wird u. a. erzählt, daß verschiedene Kapitäne den auf sie abgefeuerten Torpedos dadurch entgangen sind, daß sie ihr Schiff scharf herumwendeten, so daß es mit dem Hinterteil auf das feindliche U-Boot zeigte. In diesem Falle wurde durch den Wasserwirbel, den die Schiffsschrauben erzeugten, der Torpedo abgelenkt, oder aber er glitt harmlos an den Längsseiten vorbei. Ein anderes erfolgreiches Mittel gegen U-Boot-Angriffe soll der sogenannte „Rauchvorhang" sein, den auch Kriegsschiffe im Kampf anwenden. In diesem Falle erzeugt der angegriffene Dampfer aus den Schornsteinen eine dicke schwarze Rauchwolke, die die Bewegungen des Schiffes verhüllt. Dadurch werden angeblich die Geschützführer des feindlichen Bootes verwirrt und im Zielen behindert. Auch ein Schiff, das in schneller Fahrt einem Zickzackweg folgt, ist von einem Unterseeboot schwer zu treffen, besonders ein sich entfernendes Schiff, das dem im Kielwasser folgenden U-Boot ein sehr ungünstiges Ziel bietet. Ferner wird behauptet, daß die U-Boote nur einzeln fahrende Schiffe angreifen, sich dagegen an paarweise fahrende nicht heranwagen. In diesem Falle könnte — wie die englische Zeitschrift anführt — das zweite Schiff das Unterseeboot rammen, während dieses seine Stellung durch das Periskop beim Zielen auf das erste Schiff verrät. Aus diesen Ausführungen einer populären Zeitschrift geht jedenfalls hervor, daß die Engländer das Wesen des U-Boot-Krieges trotz aller Erklärungen von deutscher Seite noch nicht erfaßt haben und dadurch, daß sie Handelsschiffe zur Flucht oder zur Verteidigung veranlassen, immer neue Menschenopfer hervorrufen.



Kronprinz Georg von Griechenland. Neueste Aufnahme von Hofphot. Böhringer.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Radierung von Alois Kolb.

Abschied der Liebe

Nun, da sie ihn tief in die Erde betten,
Nimmt auch die Liebe Abschied, die ihr Werk
An ihm vollbracht hat und nun weiter muß,
Um auch der andern Sterben zu verschönen.
Dem flüstert einen Namen sie in's Ohr,
Bevor er scheidet, jenem legt sie sanft
Die Hand auf seine fieberfeuchte Stirn
Und zaubert ihm in's graue Feld des Leids
Die lichten Blüten heimatlichen Friedens,
Für den er kämpfend mit dem Leben zahlte.
Und wenn er ruhig sanft hinüberschlief,
Dann drückt sie ihm die armen, müden Augen,
Die so viel Grauen tranken, gütig zu
Und wandert weiter . . .

Otto König

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

8. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Bursche Ridziwon brachte den Koffer, unterwürfiger denn je, das tapfere Masurenmädel richtete auf der anderen Seite des Flures ein Bad. Ohne es zu wollen, setzte sie Herrn und Diener in Verlegenheit, als sie von dem Burschen mit mürrischem Gesicht den Bademantel seines Herrn Offiziers verlangte. Der lange Ridziwon fragte verwundert: „Baddemantell, schtó to takoje, was ist das?" Der Rittmeister Heidedorff fuhr ihn an: „Etwas, was Du natürlich vergessen hast, einzupacken, Du nachlässiger Lümmel!" Merkwürdigerweise aber sprach er Deutsch, als wenn ihm mehr daran läge, von dem Dienstmädchen verstanden zu werden . . . Und als er sich nach ausgiebiger Säuberung in dem behaglich eingerichteten Herrenzimmer in seine einzige bessere Uniform warf, überfiel ihn der Gedanke, wie kümmerlich und ärmlich seine Lebensführung bisher gewesen war. . .

Unwillkürlich zog er einen Vergleich zwischen seinem trostlosen Mauerloch in Grajewo und dieser — wie ihm scheinen wollte — mit verschwenderischem Luxus eingerichteten Wohnung. Oelbilder in schweren Goldrahmen an den Wänden, überall bequeme Polstermöbel und ein dicker Teppich auf dem Boden. An einer Seite des Zimmers ein Schrank mit Jagdwaffen, gegenüber eine Bibliothek und in der Mitte ein breiter Schreibtisch mit bequemem Sessel. Dazwischen Gebrauchsgegenstände von auserlesenem Geschmack, von dem schweren Malachitschreibzeug angefangen bis zu dem Rauchservice aus blitzendem Kristall und einigen unaufdringlich wirkenden, gediegenen Bronzen. . . Er hatte zwischen immer feuchten Wänden gehaust, mit einem Bett, einem Stuhl und Tisch und einer wackeligen Kommode, die zugleich als Waschgelegenheit diente. Mehr als sechs Rubel monatlich durfte er für seine Wohnung nicht ausgeben. Weshalb, ging keinen Menschen was an! . . . Aber er entsann sich, auch wohlhabende Kameraden hatten in einer Einrichtung gelebt, die sich mit dieser hier nicht vergleichen ließ. Schreiend bunte Oeldrucke an den Wänden, knallend rote Polstermöbel, giftig grüne Vorhänge und Teppiche, billige Gipsfiguren als Zierat. In den Wohn- und Schlafzimmern aber eine echt russische Unsauberkeit und Schlamperei . . . ganz natürlich, denn die Weiber verbrachten ihre Zeit mit Faulenzen, Klatschen und Poussieren . . . wenn man mal unangesagt zu Besuch kam, mußte man eine halbe Stunde im Salon warten, bis die Gnädige sich aus dem schmierigen Schlafrock in Gala geworfen hatte. . . .

Ein bitteres Auflachen stieg ihm in der Kehle empor. Unversehens hatte er an das geschwollene Manifest seines obersten Kriegsherrn denken müssen, in dem es unter anderem hieß, das russische Heer habe für die Ausbreitung wahrer Kultur zu kämpfen im Gegensatz zu deutscher Barbarei. . . Uebertrieben würde ja immer in solchen Kundgebungen, aber das hier schien ihm schon nach den Erfahrungen des ersten Tages eine zum Himmel schreiende Lüge. . . Ordentlich beklommen kam er sich vor in dieser sauberen Umgebung, als müßte er jeden Augenblick angerufen werden: „He Du, was suchst Du hier?" . . .

Der Bursche Ridziwon wollte mit der getragenen Wäsche auf den Hof ziehen, um sie — wie üblich — am Brunnen mit Seife und Bürste zu bearbeiten. Aergerlich riß er sie ihm aus der Hand und sperrte sie sorgfältig in den Koffer. Daheim in Grajewo hätte sich wohl keine der Offiziersdamen über den verschlissenen Plunder aufgehalten. Von den Biwaks her wußte er, wenn seine

verheirateten Kameraden den Rock auszogen, sahen sie auch nicht gerade festlich aus mit ihrem wenig sauberen und vielfach geflickten Unterzeug. Hier aber war es ihm ein unerträglicher Gedanke, die deutschen Damen könnten dem Reinigungsgeschäft seines Burschen zusehen. Und die Nase rümpfen, daß die russischen Kulturbringer ihre Mission mit — für deutsche Begriffe — ein wenig ungewöhnlicher Unterwäsche begannen . . .

Eine Viertelstunde später ging er in seiner guten und präsentabel aussehenden Uniform durch den Garten. Der Bursche wartete mit dem gesattelten Gaul vor der Tür, die drei schwarzgekleideten Damen saßen in einer Laube dicht neben dem kiesbestreuten Wege. Er wollte mit kurzem Gruße vorübergehen, aber das kleine Fräulein stand auf und erkundigte sich, ob er mit dem Quartier zufrieden sei. Er bedankte sich, und zugleich fiel ihm ein, daß er bei seinem nicht gerade glorreichen Einzuge verabsäumt hatte, sich vorzustellen. Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit entschuldigte er sich und nannte seinen Namen. Frau von Foucar und die weißhaarige alte Dame verneigten sich gemessen, das kleine Fräulein aber blickte überrascht auf.

„Nein, wie gelungen! Das ist ja baltische Vetternschaft! Und, entschuldigen Sie, sind Sie ein Rigaer Heidedorff oder einer von den zahllosen aus dem Rauhen Hause?"

Er erwiderte kurz: „Keins von beiden, meine Gnädigste! Eine zufällige Gleichheit des Namens . . . keine Spur mehr von Verwandtschaft." . . .

„Merkwürdig," sagte das Fräulein. Er aber wandte sich mit flüchtigem Gruße ab. Der sich sträubende Ire bekam ein paar handfeste Peitschenhiebe. Und als er sich mit geschicktem Sprung in den Sattel geschwungen hatte, bändigte er den Widerspenstigen mit harter Faust und scharfem Sporn, bis er ihn in einen langgestreckten Galopp zwang. Das hätte ihm noch gerade gefehlt, vor den Damen da Rede und Antwort zu stehen, weshalb er von seiner baltischen Verwandtschaft nichts wissen wollte! Oder vielmehr die nichts von ihm. . . Unwillkürlich mußte er denken, wie die Begrüßung sich wohl abgespielt hätte, wenn an seiner Stelle der elegante Vetter von den Gardeulanen gestanden hätte. . . Der Teufel sollte es holen, sich immer im Dunkeln herumdrücken und allen Fragen scheu ausweichen zu müssen! . . . Was konnte er denn dafür, daß sein Vater alle Rechte aus Geburt und Herkommen verschleudert hatte, nur um eine armselige kleine Jüdin zu gewinnen, die ihm später wie ein Stein am Fuß hing? . . .

Er schrak zusammen, Herrgott im Himmel, wohin verirrten sich seine Gedanken! Was ging ihn dieses hochmütige deutsche Weibervolk an, daß er sich vor ihm seines kläglichen alten Mütterchens schämen sollte? Er war, was er war, brauchte sich vor niemandem zu verstecken! Wenn nur nicht immer diese ekelhaften Fragen gewesen wären! Da war es — weiß Gott — am gescheitesten, man bat um die Erlaubnis, einen russischen Namen annehmen zu dürfen, um jede Erinnerung an die ungewollte deutsche Herkunft auszulöschen, wie es in diesen Zeitläuften so viele seiner Kameraden taten. Er versuchte, „Heidedorff" ins Russische zu übersetzen; es gab eine Lächerlichkeit. Da flog es ihm durch den Sinn: Vielleicht bot sich eine Gelegenheit, sich von einem der masurischen Nester hier den neuen Namen zu holen. Durch eine kühne Tat, die ihm kein plundriger kleiner Prinz stehlen durfte, da wollte er schon aufpassen! Und dann gründete er eine neue Familie, deren erster, glorreicher Ahnherr er war! Mit einem echt russischen, wohlerzogenen Mädchen. Das mußte es doch irgendwo geben in dem großen Vaterland, in Kreisen, die er noch nicht kannte. Etwas, das nicht immer Süßigkeiten stopfte, dazwischen Zigaretten qualmte und schlechte französische Romane verschlang; im eigenen Wäscheschrank besser Bescheid wußte als in dem großen Spülfaß zweideutiger Zoten. . . Klein mußte sie sein, mit ein wenig üppiger Figur . . . nicht mehr ganz jung, damit sie im Alter zu ihm paßte . . . volle braune Haare und zwischen blauen Augen ein keck vorspringendes Näschen . . . in allen Bewegungen eine ruhige Sicherheit und Grazie. . .

Er lachte bitter auf. Das gab es schon, aber nicht daheim in Rußland! Kein Wunder, daß er noch niemals bei einer weiblichen Bekanntschaft ans Heiraten gedacht hatte. . . Da war zum Beispiel die Schwägerin des Rittmeisters Jergunow gewesen. Eine reiche Kaufmannstochter, in Petersburg erzogen. Blond, schlank, elegant und rassig, tanzte wie die Napierowna und sang mit hübscher Stimme freche französische Liederchen zur Gitarre. Der Besuch bei der älteren Stiefschwester war nur ein Vorwand, sie war in das erbärmliche polnische Nest gekommen, sich einen adeligen Offizier zu erobern. Und der Rittmeister Jergunow klärte ihn in nicht mißzuverstehender Absicht auf. Seine Frau habe nur eine bescheidene Mitgift bekommen, die jüngere Stiefschwester aber von ihrer Mutter ein stattliches Vermögen geerbt — mindestens achttausend Rubel Zuschuß im Jahr! . . . Da hatte er sich die Sache ein paar Tage lang durch den Kopf gehen lassen, eines Abends jedoch machte er eine seltsame Entdeckung. Fräulein Waschukin saß zwischen ihm und dem Fähnrich Tschesnok. Mit ihm unterhielt sie sich lebhaft, ließ alle Künste mädchenhafter Koketterie springen, dem Fähnrich aber saß sie halb auf dem Schoß. Er merkte es erst an dem raschen Auseinanderrücken, als er sich plötzlich bückte, ein vom Tische gefallenes Messer aufzuheben. Da stand er auf, entschuldigte sich kurz, er hätte noch eine Verabredung. Sie blickte ihn schmachtend an: „Gilt Ihnen denn meine Gesellschaft gar nichts?" Und er darauf: „Maria Rodolfowna, ich habe leider zu wenig davon. Sie belieben, sich mit dem größeren Teil Ihrer reizenden Persönlichkeit Ihrem Nachbar zur Linken zu widmen!" Sie rief mit zornrotem Gesicht ihren Schwager Jergunow an, er habe für ihre beleidigte Ehre einzutreten. Der aber hatte schon reichlich getrunken und lachte bloß: „Ich werde mich Deinetwegen doch nicht mit meinem besten Freund überwerfen? Bloß weil er keine Lust hat, zum Vergnügen seiner Kameraden ein Weib zu nehmen?" Sie schrie „Feigling!" zurück. Frau Jergunow aber sprang für ihren Gatten ein: „Wer ist hier ein Feigling? Möchtest Du meinen Mann vielleicht in ein Duell hetzen? Benimm Dich lieber anständig, und ich hab' Dir gleich gesagt, mit Deinen Petersburger Moden wirst Du Dir die Partie verderben! Welches wohlerzogene Mädchen poussiert denn schon vor der Hochzeit so dreist mit einem anderen? Noch dazu mit einem dummen Jungen von Fähnrich . . ."

Das Ende der geschwisterlichen Auseinandersetzung hatte er nicht abgewartet. Er war mit stillem Vergnügen nach Hause gegangen, daß der Himmel und ein glücklicher Zufall ihn vor dieser vielseitigen jungen Dame bewahrt hatten. Heute, in der Erinnerung, überkam ihn ein Gefühl des Ekels, und er mußte denken, ob deutsche Frauen und Mädchen sich wohl mit ähnlicher Würdelosigkeit benehmen mochten. Er konnte es sich nicht vorstellen. . . Und plötzlich überfiel ihn die Angst, den vier schutzlosen Frauen in dem kleinen Häuschen vor dem Tor könnte in der Zeit seiner Abwesenheit irgend etwas zustoßen. Er kannte ja seine Kameraden zur Genüge. . . Da fragte er sich in dem Städtchen nach dem Quartier seines Regiments durch. Es biwakierte unter Zelten auf freiem Felde jenseits des Bahnhofes. Er ließ seine alte Schwadron antreten und suchte drei zuverlässige Leute aus. Den Letten Prikupatis und noch zwei aus dessen evangelischer Sekte, von denen er wußte, sie waren nüchtern und gehorchten aufs Wort.



Die nahm er beiseite und instruierte sie genau, sie hätten in der kleinen Villa, rechts von dem zum Deutschen Tore hinausführenden Wege, auf Wache zu ziehen, jedem Soldaten oder Offizier, der ohne seine schriftliche Erlaubnis das Gehöft betreten wollte, den Zugang zu wehren und im Falle der Widersetzlichkeit rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen.

Gerade, als die drei Mann abritten, kam der Leutnant Opalkin gelaufen. Schon von weitem schrie er: „Herr Rittmeister von Heidedorff, ich verbitte mir das! Sie haben hier nichts mehr zu kommandieren, ich führe jetzt die Schwadron!" Er durfte es sich herausnehmen nach den im russischen Heere geltenden Begriffen von Disziplin. Nur den unmittelbaren und direkten Vorgesetzten schuldete ein Offizier Achtung und Gehorsam. . .

Egon von Heidedorff richtete sich hochmütig im Sattel auf:

„Befehl des Generalkommandos! Die drei Mann haben wichtige Dokumente in meinem Quartier zu bewachen!"

Der Leutnant Opalkin lächelte unverschämt.

„Ich verstehe! Diese Dokumente sind in einen Weiberrock gewickelt, den Sie, Herr Rittmeister, für sich allein reservieren möchten."

Egon von Heidedorff nahm sich gewaltsam zusammen. Mannschaften standen in der Nähe, er mochte ihnen kein schlechtes Beispiel geben. Und der Bursche da lief ihm nicht fort. Die Rache an dem gedachte er kalt zu genießen. Als Offizier vom Stabe fand er jeden Tag eine Gelegenheit, ihn bis aufs Blut zu schikanieren. Er würdigte ihn keiner Antwort und sah über ihn hinweg, als er seinen irischen Fuchs zur Stadt zurückwandte. . .

VIII.

Als er sich eine Viertelstunde später bei dem kommandierenden General meldete, stieß er auf einen wenig gnädigen Empfang. Der hohe Herr mühte sich mit etwa zwanzig Vertretern der Bürgerschaft, und der Protokollführer, Oberstleutnant Stary, verstand so wenig Deutsch, daß der anwesende Graf Schuwalow ihm die Aussagen jedesmal umständlich ins Russische übersetzen mußte. Er trat an die Stelle des Oberstleutnants, und die Verhandlungen wickelten sich von dem Augenblick an mit geringerem Zeitverlust ab.

Aber die schlechte Laune des Generals war begreiflich, denn das Frühstück wartete auf ihn, und die Vertreter der Stadt Ordensburg waren von einer schwer begreiflichen Halsstarrigkeit. Keiner von ihnen wollte sich bereit finden, den verlangten Treueid zu leisten, es hatte fast den Anschein, als machten sie sich nichts daraus, für ihre vermeintliche Pflicht in den Tod zu gehen.

Da riß dem Grafen Bariatinsky die Geduld. Er schrie mit zornrotem Gesicht: „Ich weiß ganz gut, worauf Sie hinaus wollen, meine Herren, aber, verlassen Sie sich drauf, ich mache keine Märtyrer, mit denen Ihr Gouvernement nachher vor der Oeffentlichkeit Europas krebsen gehen kann! Ich weiß mir auch anders zu helfen. An die Spitze dieser Stadt setze ich einen russischen Polizeimeister, und Sie lasse ich als Geiseln über die Grenze führen. Für jede Unbotmäßigkeit hier fällt bei Ihnen drüben ein Kopf."

Er drückte auf die Klingel, ein Kasakenoffizier trat über die Schwelle, ein untersetzter Mann, schwarzbärtig bis unter die Augen. Mitten im Gesicht, an Stelle der Nase, saß ihm ein mit einem Pflaster verklebtes Loch. Er stand stramm und hob die Hand an den Mützenschirm.

„Rittmeister Bajarüschnik zur Stelle! Euer Exzellenz befehlen?"

Der General machte eine kurze Handbewegung.

„Sie sehen hier diese sechzehn Männer?"

„Zu Befehl, Euer Exzellenz, ich sehe!"

„Die werden gefesselt nach Grajewo ins Gefängnis geführt. Was mit ihnen zu geschehen hat, werde ich später anordnen. Vorläufig sind sie in Einzelhaft zu setzen. Vielleicht besinnt sich doch noch einer oder der andere, daß er nur ein paar Worte zu sprechen hat, um zu seiner Familie zurückkehren zu dürfen . . .?" Graf Bariatinsky machte eine Pause und blickte mit einem lauernden Lächeln zu der dicht gedrängt stehenden Gruppe deutscher Bürger hinüber. Aber er las in den fest ihn ansehenden Augen nur Zorn und Verachtung. Und der Stadtverordnete Bär junior sagte leise zu seinem Kollegen Davidsohn, mit dem er sonst in bitterer Konkurrenzfehde lebte: „So sicher soll ihn der Schlag treffen, wie keiner von uns umfällt! Und — Spaß — wird er das Rennen kriegen, wenn erst unsere Truppen . . ."

Weiter kam er nicht. Er hatte die Bemerkung nur geflüstert, aber bei der in dem Zimmer herr-

schenden Totenstille war sie von allen Anwesenden deutlich verstanden worden. Das Gesicht des Generals verzerrte sich, die weltmännische Tünche fiel von dem Russen ab.

Und er schrie laut: „Diese beiden Juden unter Ihre besondere Obhut, Rittmeister Bajarüschnik, Sie verstehen mich doch . . .“

Der Kasakenrittmeister grinste, in seinem Bartgestrüpp öffnete sich ein breiter Spalt.

„Verstehe schon, Exzellenz.“ . . .

„Na, denn vorwärts, Paschol!“ . . .

Das große Amtszimmer der Bürgermeisterei, in dem die so fruchtlos verlaufene Verhandlung stattgefunden hatte, füllte sich mit grauen Gestalten, die verhafteten Stadtväter wurden einzeln hinausgeführt. An der Tür wartete ihrer eine kurze Prozedur, in deren Ausführung die Kasaken eine anscheinend durch lange Uebung erworbene Fertigkeit besaßen. Ein rascher Griff, und dem Gefangenen waren die Arme auf den Rücken geworfen. Eine Fessel flog um die Handgelenke, eine lange dünne Leine saß daran; wenn man sie nur ein wenig anzog, schnitt sie wie ein Messer. . .

Der letzte, der abgeführt wurde, war der Landrat von Döhlau. Er hatte seinen rechten Arm um den alten Pfarrer Stury geschlungen und hielt das vom Fieber zermürbte greise Männlein nur mühsam aufrecht.

Ein kurzer Blick aus seinen befehlgewohnten Augen scheuchte den Kasaken an seiner Seite zurück.

„Herr Graf Variatinsky,“ sagte er mit halb erstickter Stimme, „ich appelliere an den Edelmann in Ihnen! Hier dieser alte Herr hat nicht mehr lange zu leben! In schwerer Krankheit ist er aufgestanden, um bei seiner Gemeinde zu sein — lassen Sie ihn wenigstens von seiner Familie Abschied nehmen, ehe er unterwegs im Straßengraben stirbt.“ . . .

Um die bärtigen Lippen des Generals flog ein bösartiges Lächeln.

„Abschied von Familie? Aber ich bitte Sie, mein Herr, der Transport nach Grajewo soll doch keine Vergnügungsreise sein?“ . . .

Der Landrat von Döhlau richtete sich auf, über sein zerhacktes Korpsstudentengesicht zog ein verächtliches Lächeln.

„Wenn Sie wüßten, Herr Graf, wie sehr ich's bedauere, auch nur ein Wort an Sie verschwendet zu haben!“ . . .

Und er legte ohne Widerstand die Hände auf dem Rücken zusammen, ließ sich fesseln . . .

Egon von Heidedorff saß wie betäubt dabei und begriff nicht, daß der General so unmenschlich grausam handeln konnte. Das Vergehen dieser Männer war doch ein ehrenvolles; weil sie sich weigerten, die ihrem Landesherrn geschworene Treue zu brechen, durften sie doch nicht wie gemeine Sträflinge behandelt werden . . .

Schon wollte Heidedorff in gewohnter Unbesonnenheit den Mund zu nachdrücklichem Widerspruch öffnen, aber sein wohlwollender Freund, Graf Schuwalow, legte ihm, wie unabsichtlich, die Hand auf die Schulter.

„Rasch, lieber Heidedorff, der Rittmeister — der Teufel soll noch wissen, wie dieses Ungetüm heißt — also der Kerl hat das Namensverzeichnis seiner Gefangenen vergessen!“

Er blickte dankbar auf, ergriff irgendein Blatt Papier und eilte hinaus. Er kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie die Verhafteten inmitten einer Schwadron Kasaken abgeführt wurden . . . Im Trab . . .

Das Herz zog sich ihm zusammen vor Mitleid. Er rief den Rittmeister Bajarüschnik an: „Herr Kamerad?“

„Was denn noch?“

„Exzellenz befehlen, Sie sollen die Gefangenen lebend in Grajewo abliefern! Also bitte, Schritt!“

„Auch mit den beiden Juden?“

„Ebenfalls!“

„Schweinerei! Ich hatte mich schon darauf gefreut, sie unterwegs um die Wette rennen zu lassen.“

Aus der in verbissenem Schweigen stehenden Menge, die den Weg säumte, hob sich eine klingende Männerstimme: „Herr Landrat von Döhlau?“

Aus dem Zug der Gefangenen kam Antwort: „Hier.“ . . .

„Sie sollen wissen, alles, was rot ist drüben, wird für Sie sorgen! Morgenröte, utrennjaja sarja, heißt die Parole.“ . . .

Der Rufer verschwand in der Menge. Es war ein schmächtiger junger Mann in abgeschabtem schwarzen Röcklein, um ein hageres Gesicht stand ihm ein schütterer, rötlich-blonder Bart. Der Rittmeister von Heidedorff hätte ihn mit Leichtigkeit festnehmen können, aber er tat, als hätte er nichts gesehen noch gehört. . .

In dem Verhandlungszimmer steckte sich der Graf Schuwalow eine neue Zigarette an. Die Hände bebten ihm ein wenig.

„Mir auch eine,“ sagte der General. „Diese Kasaken — wenn sie auch nur eine Viertelstunde in einer Stube gewesen sind . . . gleich stinkt es wie in einem Fuchsbau! Und wieso machst Du ein so betrübtes Gesicht?“

Der Graf ließ den Rauch langsam zwischen den Zähnen hindurch und besah sich einen Augenblick lang die sorgfältig gepflegten Fingernägel.

„Aber nicht böse sein, Wanotschka.“ . . .

„Bewahre!“

„Also Du hast Dich wie ein Wildschwein benommen! Und Du hattest mir doch nach stundenlanger Unterhaltung beigepflichtet, wir sollten uns bemühen auch moralische Eroberungen zu machen.“ . . .

Der General fuhr auf.

„Erober' Du mal diese widerspenstige Gesellschaft moralisch! Bin einigermaßen neugierig, wie Du das angestellt hättest!“

„Sehr einfach! Ich hätte auf den höchst überflüssigen Treueid verzichtet. Werden wir wieder hinausgeschmissen — was ich für sehr wahrscheinlich halte — ist er eine unnütze Farce. Bleiben wir hier, kommt er nach einiger Zeit von selbst.“ . . .

Graf Variatinsky schüttelte den Kopf.

„Es mußte ein Exempel statuiert werden! Verlaß Dich drauf, es wird uns für die Folge die Arbeit sehr erleichtern.“ . . .

Der dicke Graf Schuwalow sah seinen Jugendfreund zweifelnd an.

„Bei diesen Menschen? . . . Mein Lieber, mit denen werden wir nicht fertig! Das hab' ich aus dieser Stunde gelernt. Ich frage Dich, wo könnten

wir das bei uns zu Hause in Rußland erleben? Kaufleute, Ackerbürger, Lehrer, Beamte, zwei Juden dazwischen, und sie sagen Nein! Einem Phantom opfern sie ihr Leben, ihr Kaiser ist weit, kann sie weder belohnen noch strafen, sie halten ihm die Treue! Wanotschka, ich sage Dir" — er hob beide Arme in die Luft — „einen Kessel siedenden Oels möcht' ich haben, eine Werst hoch und breit. Und da alles hinein, was uns mit diesem Volk hier verhetzt hat! Die verfluchten Schreiber zuerst! Aber langsam und zollweise, denn diese mit englischem und französischem Golde bestochenen Hunde schreiben gegen ihre bessere Ueberzeugung. . . Sie wissen ganz genau, Rußland kann nur leben, wenn es sein Brot mit deutschem Sauerteig backt, aber nein, sie hetzen! Hetzen gegen die Nation, die uns den Geist Kants und Fichtes bringen könnte." . . .

Der General lachte auf.

„Na Gott sei Dank, jetzt reiten wir wieder Deinen geliebten Deutschenschimmel! Und ich hätte nicht übel Lust, Dir die sechzehn Gefangenen zurückholen zu lassen, sie einzeln zu befragen in Deiner Gegenwart, ob sie von diesen beiden Philosophen mehr als den Namen wissen." . . .

Graf Schuwalow tippte sich erregt gegen die Stirn.

„Das ist's ja, Wanotschka, was Ihr nicht begreift! Sie handeln nach der Lehre dieser beiden Männer, ohne sich dessen bewußt zu sein! In der Schule werden sie damit getränkt, ihr ganzes Leben richtet sich nach diesen Lehren, sie sind ihnen so selbstverständlich geworden wie das Atmen. Und an dieser Nation werden wir zerbrechen, statt von ihr zu lernen und sie in der Verschmelzung zu überwinden, wie die liebe Muttererde den Dünger auffaugt, um verdoppelte Frucht zu tragen." . . .

Der General hielt die Hand vor den gähnenden Mund: „Entschuldige, Liebster, ich bin abgespannt und hungrig! Wenn es Dir recht ist, gehen wir zum Frühstück in unser Hotel. Die große Torheit ist begangen — was können wir daran ändern?"

„Gar manches vielleicht, denn nach dem Kriege soll es doch mal wieder Frieden geben! Und da müßte man diesen verdammten Zeitungsschreibern pfeifen, sie sollten von jetzt an in einer anständigeren Tonart schreiben!"

„Brüderchen, ich glaube, die unanständige macht sich zu gut bezahlt! Aber auch für mich steht fest, ohne diese ewige Hetzerei wäre es nie zu einem Kriege mit Deutschland gekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Sanitäter. Gegen den Gebrauch dieses Wortes wendet sich Exzellenz v. Schjerning, Generalarzt der Armee und Chef des Feldsanitätswesens, in einem Schreiben an uns, in dem er ausführt: „In der Armee finden nur Sanitätsmannschaften, Militär-Krankenwärter, Krankenträger und Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege (Schwestern und Pfleger), Verwendung, nirgends aber Sanitäter.“ Da die Zusammensetzung dieses, seit dem Kriege häufig gebrauchten Wortes „Sanitäter“ sprachlich nicht ganz einwandfrei ist, dürfte es auch wohl besser durch die oben angeführten Bezeichnungen ersetzt werden.

L. R. 97. Aus Ihrem Schreiben geht nicht genau hervor, ob Sie „Surre“ oder „Sure“ meinen. „Surre“ ist das Geldgeschenk, das alljährlich vom Sultan mit der Pilgerkarawane von Konstantinopel nach Mekka ge[illegible] wird. Mit „Sure“ bezeichnet man jedes der 114 Kapitel des Korans.

Geschäftliche Mitteilungen.

Bleisoldaten, Indianer, Buffalo-Bill-Reiter, Büffel und alles andere, was den Jungen Vergnügen macht, kann man selbst im Hause anfertigen mittels der Gießformen der Firma Gebrüder Schneider, Leipzig-Gohlis, äußere Hallische Str. 119-121. Die Gießformen können zu Tausenden von Güssen ohne wesentliche Abnutzung verwendet werden. Die Handhabung ist kinderleicht und kann unbesorglich auch größeren Kindern anvertraut werden. Prospekte versendet die genannte Firma gratis und franko.

„Händewasch“, dieser praktische Artikel des chemischen Laboratoriums von Emil Jacobi, Berlin-Neu-Tempelhof, dient zur Reinigung der Hände ohne Wasser, Seife und Handtuch, ohne daß durch Nachfetten eine Spur des übrigens wohlriechenden Mittels zurückbleibt. Es macht die Haut geschmeidig, schützt also vor Sprödewerden und Frost, und ist somit eine sehr empfehlenswerte Liebesgabe für unsere Soldaten. Auch auf der Reise, im Beruf und daheim dürfte es willkommen sein, zumal es sehr billig ist.

„Kreuz-Pfennig“-Marken werden vielfach zum Bekleben von portofreien Feldpostsendungen benutzt. Um diese Verwendung zu erleichtern, gibt das Zentralkomitee vom Roten Kreuz jetzt Feldpostkarten mit eingedruckter „Kreuz-Pfennig“-Marke zu 2 Pfennig heraus. Auch Karten für Empfangsbestätigungen aus dem Felde sind zu haben. Zu beziehen sind die Karten in beliebiger Menge durch die „Kreuz-Pfennig“-Sammlung (Abteilung XIV des Zentralkomitees vom Roten Kreuz), Berlin, Abgeordnetenhaus, Zimmer 12. (Postscheckkonto Berlin Nr. 20 997, Fernsprecher Zentrum 9041.)

Ein Vorbildungs-Institut von altem Rufe ist Prof. Dr. Schusters Institut, Leipzig, Sidonienstr. 59. Es befaßt sich mit der Vorbildung für das Abiturium, für die Einjährigen-Prüfung und andere Examina. Ausführlichen Bescheid hierüber gibt der von dem Institut auf Wunsch kostenfrei versandte Prospekt.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
ba — be — bel — bus — dampf — dämp — dyl — e — e — eg — ei — er — fer — fi — gal — ge — got — i — kra — la — le — li — li — lon — lux — ne — nem — pe — po — re — rett — ru — satz — sit — tail — tap — torp — trieb — un — us — za — ze
sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine wichtige wirtschaftliche Maßnahme der letzten Zeit ergeben.

Die einzelnen Wörter bezeichnen: 1. In zahlreichen Industrien angewandte Betriebsart. 2. Dichtungsart. 3. Truppeneinteilung. 4. Rätselart. 5. Deutschen Heerführer. 6. Halbinsel. 7. Sprengstoff. 8. Genesungsstätte. 9. Veraltete Gewichtsbezeichnung. 10. Naturerscheinung. 11. Historisches Schloß in Schleswig. 12. Vorrichtung am Klavier. 13. Landwirtschaftliches Gerät. 14. Schweizerische Bezeichnung für Bergrutsch. 15. Einen Aufwand, dem man jetzt entsagen soll. 16. Truppenrastort.

Der verwandelte Fluß.

Ich fließe durch liebliche, deutsche Gauen,
Bekomme doch niemals das Meer zu schauen.
Ein Zeichen nimm mir, tu ein andres hinein,
Dann bin ein Getränk ich, noch süßer als Wein;
Bei alten Völkern gar hoch geschätzt,
Doch — hat es noch nie eine Lippe genetzt.

Rösselsprung.

be=		trau=	wel=	fer	satt		aus
me	ten=	freit	be	ben	tie=	nen	ge=
im	ich	ten=	ßem	kel	die	nur	fern
rau=	mir	schwe=			o=	trun=	wel=
als	wei=	me	dun=	sü=	ten	blau	hoch
ernst	am	ist	und	ren=	ken	von	grü=
	wei=	sche=	nun	li=	ßen	weit	
all	nen	mil=	das	so	berg	der	tärsch
es	rings	te	o	ist	ge=	mir	die
ster=	meer	ken	sich	le	wird	fü=	son=
sun=	hat	re	ins	im	ne	see=	da
le	ball	ge=			ßen	auch	zu
		stil=	schau	feu=	grund		
		er=			ich		

Punkt-Rätsel.

Wie heißt so mancher alte Bau,
Der stolz aufragt zum Himmelsblau,
In dessen hochgewölbten Hallen
Oft fromme Lieder laut erschallen?

Zwei Punkte kommen vor im Wort:
Wenn man sie anders stellt — sofort
Nennt's einen Mann voll hoher Würden,
Dem schwer oft sind des Amtes Bürden.

Verwandlungs-Rätsel.

Aus meinem Worte — gib fein acht —
Ward schon so mancher Zaun gemacht.
Ein Zeichen änd're, und sogleich
Wird's Untertan im Russenreich.
Schieb flugs ihm noch ein andres ein,
Und seinen Herrscher hinterdrein,
Dann sind es Stätten, gut umhegt,
Wo man den wunden Krieger pflegt!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Englands dunkelster Augenblick.
1. Eisenbahn. 2. Gabel. 3. Antillen. 4. Damaskus. 5. D. U. 6. Nebelfleck. 7. Eiderkanal. 8. Sextett. 9. Eideshelfer. 10. Azurblau. 11. Gemme. 12. Nabob. 13. Loki. 14. Chorrock.

Bilder-Rätsel: Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.

Logogriph: Funke — Unke.

Umstell-Rätsel: Regimentsschuster.

Wandlung: Mörser — Mörder.



Frau Müller (ein Buch lesend): „Diese Geistergeschichten sind zu albern! Als ob ein Mensch sowas glauben könnte!" —

Herr Müller: „Ja, wirklich. — Aber willst Du nicht inzwischen zu Bett gehen, ich habe noch ein paar Stunden zu arbeiten!"

Frau Müller: „Was? Jetzt nach dem Buch allein zu Bett gehen! Nicht um die Welt!"

*

Zeitgemäßes Inserat:

Junger Kaufmann, dauernd untauglich, sucht eine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung. Gefl. Offerten unter „D. U. 26" erbeten.

*

Gast (im Lokal): „Na, Kellner, was ist das? Erst Fisch, dann Suppe?" —

Kellner (vertraulich): „Es war die höchste Zeit für den Fisch!"

*

Zeichnung von Paul Simmel.



Jungsturm-Uebung.

„Bravo, mein Sohn. Du hast die Meldung als Patrouille am schnellsten gebracht!" — „Ja, ich bin auch mit der Elektrischen gefahren!"

Hans ist erkrankt und wird von der Krankenschwester Anna treulich gepflegt. Als diese einmal „Ausgang" haben möchte, wird an das Schwesternheim für eine Aushilfe telefoniert. Schließlich heißt es, daß die Oberin selbst die Schwester Anna vertreten wird. Als Hans dies hört, fängt er jämmerlich an zu weinen:

„Ich will keine Oberin haben, die olle Kellnerin soll in ihrem Restaurant bleiben — —!"

*

Ich lese aus der Zeitung vor: „Die Bulgaren haben Negotin eingenommen." — Der kleine Karl sagt darauf: „Das ist ja giftig!" — Große Verwunderung: „Giftig?? Wieso?" — „Ja, Papa kratzt sein Nikotin immer aus seiner Pfeife raus und sagt, das ist Gift!"

*

In einer Sommerfrische hängt ein Hotel folgendes Plakat aus: „Alle Bequemlichkeiten wie zu Hause! 40 Mark die Woche Pension!" — Darauf hängte der Konkurrent gegenüber auch ein Schild aus:

„Pension! Frei von allen häuslichen Unbequemlichkeiten! 40 Mark die Woche!"

*

Lehrer: „Nehmt Euch ein Beispiel an den Vögeln, die früh am Morgen aufstehen, um Mücken für ihre Jungen zu fangen. Was können wir daraus lernen?" —

Fritz: „Daß die Mücken länger schlafen sollten, damit die Vögel sie nicht kriegen!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 47

21. November 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Deutsches Torpedoboot beim Einschleppen eines herabgeschossenen englischen Flugzeugs nach Zeebrügge.

Für die „B. I. Z." gezeichnet von Prof. Hans Bohrdt.



Frau Gerard,
die Gattin des amerikanischen Botschafters in Berlin, die vom Kaiser für ihre Fürsorge-Tätigkeit in der Kriegszeit die Rote Kreuz-Medaille 1. und 2. Klasse erhielt. Phot. Jüptner-Stuhr.



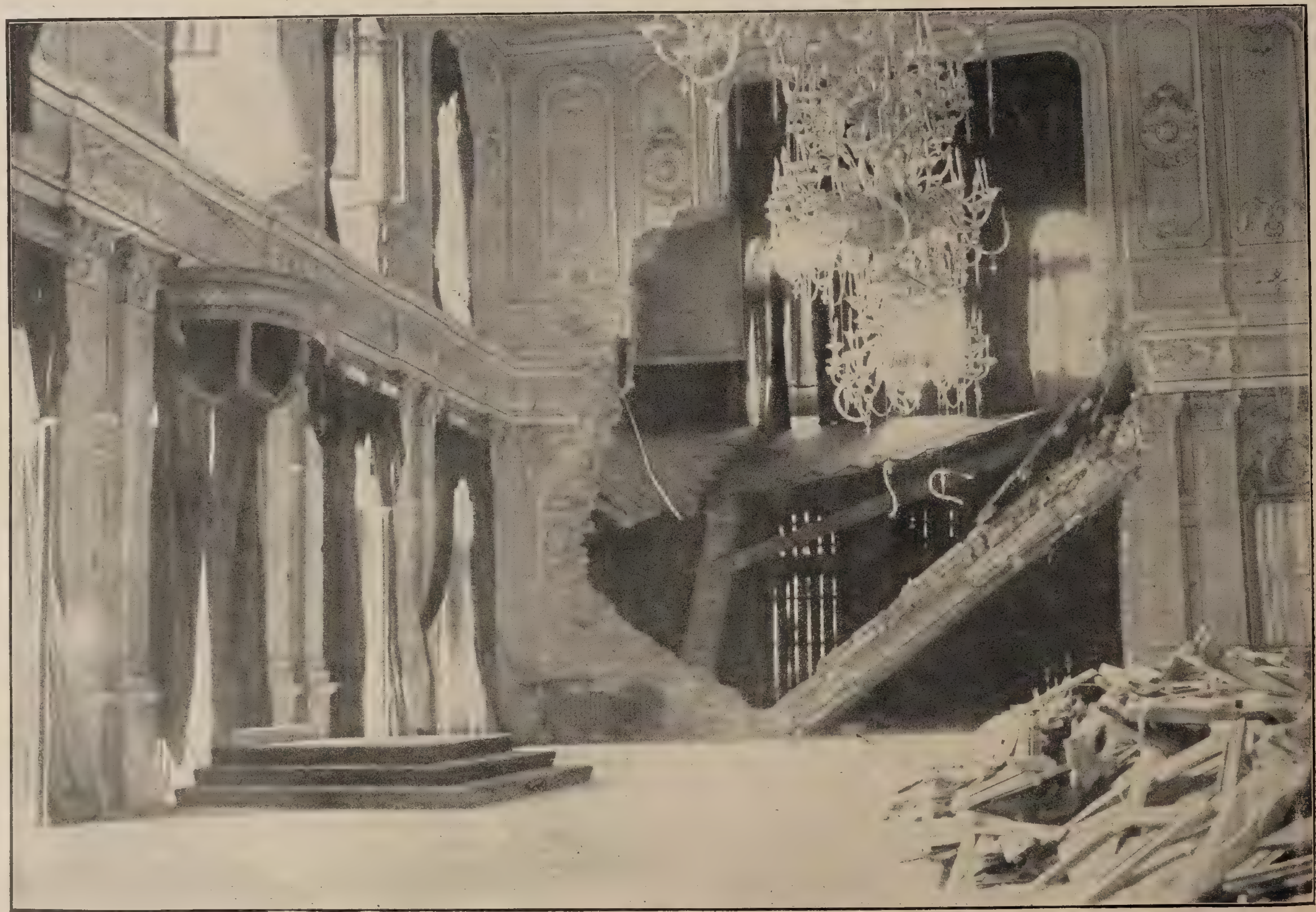
Der Deutsche Karl Neufeld,
der berühmte „Gefangene des Mahdi", der unter den Arabern für den „Heiligen Krieg" wirkt.



General Monro,
der Führer der englischen Streitkräfte, die zur Unterstützung Serbiens in Saloniki gelandet sind.

Karl Neufeld

Karl Neufeld, der im diplomatischen Auftrag bei den arabischen Stämmen weilte und bis nach Medina, dem Heiligtum der Mohammedaner, vordrang, ist wohl einer der besten Kenner des Orients. Vor etwa 17 Jahren war Karl Neufeld und sein Schicksal in aller Munde. Denn er ist der berühmte „Gefangene des Mahdi", den der arabische Rebellenführer Abdullahi 12 Jahre gefangen hielt, bis der Sieg der Engländer bei Omderman 1898 ihm die Freiheit brachte. Karl Neufeld, der sich zu Studienzwecken in Aegypten aufhielt, schloß sich 1884 der Expedition des englischen Gouverneurs Gordon Pascha an, der gegen den Mahdi und seine Anhänger zog. Der Mahdi, eigentlich Mohamed Achmed, der Führer des Aufstandes im ägyptischen Sudan, hatte schon mehrere englische Abteilungen zurückgeschlagen, es gelang ihm, auch Gordon Pascha in Khartum einzuschließen. 1885 eroberte er die Stadt, und die ganze englische Besatzung wurde niedergemacht. Karl Neufeld, der sich als Deutscher auswies, wurde in Ge-



Der Thronsaal im serbischen Königsschloß in Belgrad, der von einer Granate getroffen wurde.



Die neue Kriegführung: Sturmangriff englischer, mit Gas-Schutzmasken ausgerüsteter Truppen bei Loos.
Aus einer englischen Zeitschrift.

fangenschaft abgeführt und, als der echte „Mahdi" noch in demselben Jahre starb, von seinem grausamen Nachfolger in Ketten gehalten. Er wurde hart behandelt und mußte in den Salpeterwerken des Mahdi arbeiten, auch die Vorbereitungen zu seiner eigenen Hinrichtung mußte er mehrfach erleben. Während seine Leidensgenossen, Pater Ohrwalder und Slatin Bei, schon früher gerettet wurden, harrte er die ganze Zeit der 12 Jahre auf die Erlösung, die ihm endlich der Sieg der Engländer brachte. Der Führer der Engländer war bekanntlich der jetzige Kriegsminister Kitchener, der dafür den Ehrentitel „Kitchener of Khartum" erhielt. Im übrigen legte Kitchener damals schon eine Probe seiner im Burenkrieg weltbekannt gewordenen Art der Kriegführung ab, er ließ alle in der Schlacht von Omderman (bei Khartum) verwundeten Feinde noch auf dem Schlachtfeld töten, ein Vorgang, der seinerzeit zu großen Erörterungen auch in der englischen Presse führte.



Englische Maschinengewehr-Abteilung mit Gas-Schutzmasken. Aus einer englischen Zeitschrift.

BULGARISCHE GENERALE



General Taneff,
der Kommandeur der bulgarischen Kavallerie.



General Jostoff,
bulgarischer Generalstabschef.



General Naïdenoff,
bulgarischer Kriegsminister.

Die bulgarische Armee, die zusammen mit den Verbündeten den Angriff auf Serbien so erfolgreich durchgeführt hat, zählt über 300,000 Mann Kriegsstärke. Alle Offiziere der Armee werden in der Militärschule in Sofia ausgebildet, einem Mittelding zwischen Kadettenkorps, Kriegsschule und Unteroffizierschule. Hier macht der Offizier eine Dienstzeit wie jeder Soldat durch, schießt, schanzt und arbeitet wie dieser und erhält außerdem noch die höhere Schulung, die ihn zum Offizier befähigt. Das Heer ist in drei Inspektionen eingeteilt, Sofia, Philippopel und Rustschuk. Das bulgarische Heer besteht zu 83 pCt. aus Bulgaren, der Rest sind Türken, Armenier usw. Von den „echten" Bulgaren können 93 pCt. lesen und schreiben, was als außerordentlich günstiges Resultat erscheint. Der Soldat ist sehr anspruchslos, er ißt wenig Fleisch und ist tapfer, ausdauernd und nüchtern; man sieht daher fast nie einen betrunkenen Bulgaren.



Bei der bulgarischen Armee: Ein Stab während eines Gefechts.

EIN TAG IN WILNA

unter deutscher Verwaltung

Wie ein altersschwacher Greis brach der Winter zusammen, als ich von der Hauptstadt Rußlands Abschied nahm. Die mächtige Eisdecke der Newa war geborsten, und weit vom Ladoga-See her trieben die riesigen Eisblöcke zum Meere hinab .... Große nasse Schneeflocken fielen in Fülle zur Erde, als ich in dem kleinen Schlitten dem Warschauer Bahnhof zueilte, um nach „Europa" mit dem Nachtzuge zurückzukehren. Im bequemen Schlafwagen verbrachte ich die Nacht. Am Morgen war ich in Wilna. Heller, warmer Sonnenschein um mich, herrlicher Frühlingseinzug. Die alte Hauptstadt des Großfürstentums Litauen hatte bereits ihr Frühlingskleid angelegt. Die bewaldeten Hügel standen in saftigem Grün, dazwischen zahllose Kirchen mit schlanken Türmen, die mit den grell vergoldeten Kuppeln, gleich Flecken auf dem Stadtbild, einen Kampf auf Leben und Tod zu führen schienen. Das sprechendste Symbol des Kampfes zweier Welten, der hier seit 1½ Jahrhunderten wütet, der russisch-orientalischen und der abendländischen Welt.

Wilna, litauisch Wiliniuja, weiß-russisch Wilnia, polnisch Wilno, liegt in einer der landschaftlich schönsten Gegenden des Ostens. Bedeutende Höhen, deren Ausläufer bis ins Herz der Stadt hineinreichen, umgeben die ehemalige zweite Hauptstadt des Doppelreiches Polen-Litauen von Osten und Süden. Die Nordseite der Stadt liegt offen, umgrenzt von der Wilia, „unserer Ströme Königin", wie sie einst der polnische Dichter Adam Mickiewicz feierte. Wie ein grünes breites Band durchzieht die Wilenka, die hier in die Wilia mündet, die Stadt. Vom Bahnhof fuhr ich nach dem eleganten Georgie-Hotel und unternahm sofort einen Bummel durch die Stadt. Heute noch bietet sie dasselbe Völkergemisch wie vor Jahrhunderten: Polen, Juden, Litauer, Weißrussen und Moskowiter leben hier miteinander, aber nicht friedlich wie früher, als die Giftpflanze Nationalismus in Europa noch unbekannt war. Man vermißt nur die deutschen Kaufleute, die hier vor Jahrhunderten unter dem Schutz der mächtigen Hansa den Verkehr zwischen dem Orient und dem Okzident vermittelten. Von ihnen zeugen nur noch die alten Geschäftshäuser, die in uns Erinnerungen an Deutschland wachrufen. Altertümliche Bauten neben modernen unschönen Häusern. Kirchen und



Ein Tag in Wilna unter deutscher Verwaltung: Deutsche Truppen auf dem malerischen Kathedralenplatz. Hofphot. A. Kühlewindt.



Blick auf die Stadt Wilna, die in einer der schönsten Gegenden des eroberten Gebiets liegt. Hofphot. A. Kühlewindt.



Ein Tag in Wilna unter deutscher Verwaltung: Austeilung von Nahrungsmitteln an die Armen durch die deutsche Behörde. Hofphot. A. Kühlewindt.

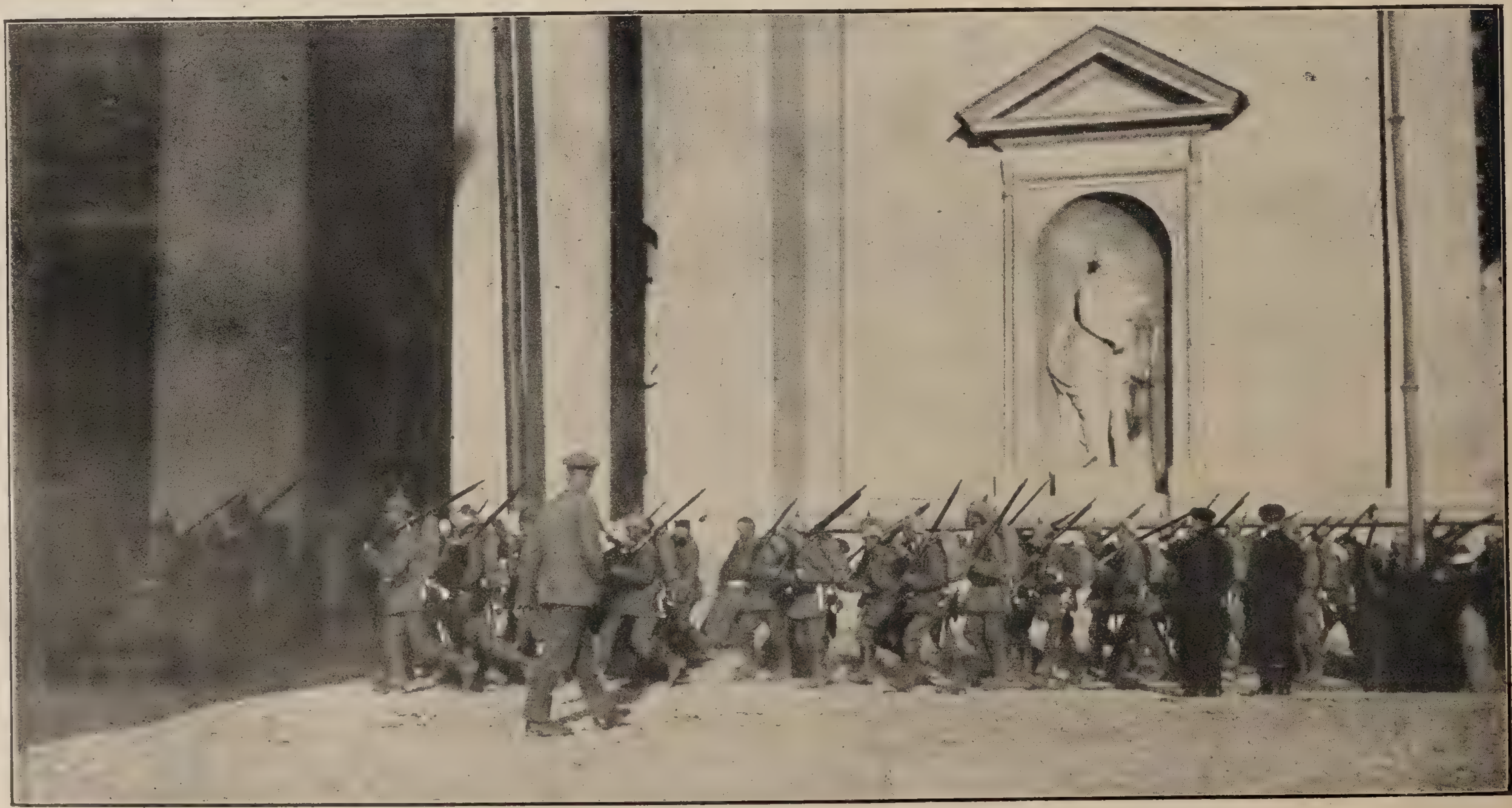


Am Feldbriefkasten.
Hofphot. A. Kühlewindt.

Paläste, die auf Jahrhunderte zurückblicken, neben elenden Hütten, enge Gäßchen mit den für den Osten charakteristischen jüdischen Läden neben modernen Prachtstraßen, Bretter auf dem Bürgersteig an Stelle des Pflasters, und dann wieder modern gepflasterte Straßen. „Heilige Jungfrau, die du Chenstochowas Hellenberg verteidigst, und im Scharfen Tore leuchtest", sang einst Polens größter Dichter und Litauens größter Sohn, Adam Mickiewicz. Ostra Brama, Scharfes Tor, ist Wilnas größtes Heiligtum, zu dem die Bewohner aus dem ganzen Lande pilgern. Natürlich besucht jeder Fremdling diese heilige Stätte. Eine enge Gasse schlängelt sich bergauf, rechts und links alte Gebäude, Kirchen und ehemalige Klöster, auf dem höchsten Punkte, abgeschlossen durch ein hohes Stadttor, die Ostra Brama, das Schärfe Tor. Hier hoch oben in der Tormauer leuchtet weit und breit in der offenen Kapelle das wundertätige Madonnenbild. Alle Straßenpassanten entblößen von weitem ihr Haupt, vor dem Tor liegen Hunderte auf ihren Knien, hoch oben ertönt der lateinische Gesang des Priesters. Einen wunderbaren Blick auf die Stadt genießt man vom Schloßberg.



Rückkehr vom Markt.
Phot. Benninghoven.



Immer neue Truppenmassen ziehen durch Wilna nach Osten . . .



Ausladen von Pferden für die englische Kavallerie am Kai in Saloniki.
Aus einer englischen Zeitschrift.



In englischer Gefangenschaft:
Die Mannschaft eines von einem englischen Unterseeboot versenkten türkischen Dampfers auf dem Deck des Unterseebootes.
Aus einer englischen Zeitschrift.



Plattwalzen von gesammeltem Kupfer und Messing für den Transport.

Von dem einstigen Kgl. Schloß sind nur noch Ruinen, Zeugen vergangener Herrlichkeit. Vor seinen Mauern wurde mancher Kampf ausgefochten und manche Schlacht geschlagen. Kreuzritter belagerten wiederholt die Stadt, später wurde sie wiederholt ein Opfer der wilden Russen- und Tartarenhorden. Vor Jahrhunderten zog in dies Schloß die schöne und tugendhafte Königin Jadwiga von Polen ein, in Gesellschaft ihres Gemahls, des Großfürsten Jagiello von Litauen, ein Lebensbund, der zugleich ein Bund Polens und Litauens bis zur endgültigen Aufteilung des Doppelreiches Polen-Litauen wurde. Am Fuß des Schloßberges erhebt sich die Kathedrale des hl. Stanislaus, an derselben Stelle, wo einst das ewige Feuer zu Ehren des litauischen Hauptgottes Perkuna brannte. In dem Dom ruhen neben vielen litauischen Großfürsten die irdischen Ueberreste der geliebten Gemahlin des letzten Jagiellonen auf dem Throne Polens, Sigismund Augusts, unter dem Wilna seine herrlichsten Tage sah. Ein wunderbares Dokument gotischer Baukunst ist die St. Anna-Kirche, unter dem polnischen König Alexander erbaut, von der Napoleon sagte, daß er sie auf seinen Händen am liebsten nach Paris überführen möchte. Mitten in der Stadt erhebt sich das mächtige Gebäude der früheren Universität, die von den Russen geschlossen wurde. Der polnische König Stephan Bathory hatte sie 1577 begründet, aber ihre Blützeit erlebte sie erst unter dem letzten polnischen König Stanislaus Poniatowski. Damals finden wir unter ihren Lehrern Namen von europäischem Ruf, wie den des Naturforschers Sniadezki und des Historikers Lelewel, unter den Schülern ist Adam Miezkiwicz Polens größter Dichter, zu nennen. Von der Herrschaft der Russen, die 1788 in die Stadt einrückten, um sie erst wieder 1915 zu verlassen, zeugen die Denkmäler Katharinas II. und Murawiews, des Henkers, der den Freiheitskampf der Polen in ihrem Blute erstickte. Von der russischen Herrschaft zeugen die vielen goldenen Kuppeln, die gewaltsam auf früher katholische Kirchen, die Denkmäler abendländischer Baukunst, aufgepflanzt wurden. Sie konnten jedoch der Stadt den abendländischen Charakter nicht nehmen. Der Geschichtskundige sieht in Wilna, wie überhaupt in ganz Litauen, Spuren der russischen Versuche, die abendländische Kultur des Landes zu vernichten, ohne daß den Eroberern das Zerstörungswerk ganz gelungen wäre. Gedrückt und mit Wehmut verließ man stets die Stadt. Hoffen wir, daß das deutsche Schwert Wilna und das Land von der Tünche für immer befreit hat und ihm seinen früheren Charakter widergibt. Viator.



In türkischer Gefangenschaft: Verwundete Engländer und Franzosen in einem Militär-Lazarett in Konstantinopel. Phot. Jussuf Razi Bei.



Im Engländer-Internierungslager in Ruhleben bei Berlin:
Der größte Einwohner des Lagers, ein Transvaal-Bure.

Im Gefangenenlager Ruhleben.

Die Internierung der in Deutschland lebenden Engländer im vorigen Jahre erfolgte bekanntlich erst, nachdem die englische Regierung alle Deutschen in die sogenannten „camps“ bringen ließ, wo sie die ersten Monate in primitiven Verhältnissen zubrachten. Als man nun in Deutschland zu Vergeltungsmaßregeln griff, hatte man in dem englischen Internierungslager Newsbury, das eigentlich eine Hindernis-Rennbahn ist, ein gutes Vorbild. Und man sperrte die hiesigen Engländer auf der Trabrennbahn Ruhleben bei Spandau ein, wo sie in den dort vorhandenen Baulichkeiten untergebracht sind.



Ein kleiner Kiosk im Internierungslager in Ruhleben mit einem Engländer, der hier seinen Beruf als Gravierer ausübt.

BILDER VOM TAGE



Eroberter französischer Beobachtungsstand.



Insasse aus der Neger-Baracke.
Phot. A. Grohs.

Außer den britischen Untertanen aller Hautfarben sind auch einige hundert Franzosen und Russen da, aber die Hauptzahl sind Engländer. Ueber 4000 werden hier von Landsturmleuten bewacht. Die „Gefangenen“ haben ziemlich viel Freiheit in ihrem Tun und Lassen, veranstalten Fußball- und Baseball-Wettspiele, einzelne üben ihr Gewerbe weiterhin aus und haben sich sogar kleine Kioske errichten lassen. Da gibt es Gravierer, Schneider, Schuster, auch ein Milch-Pavillon ist vorhanden. Die künstlerisch Begabten haben sich zu Musik- und Varieté-Veranstaltungen zusammengetan, bei denen ein kleines Eintrittsgeld erhoben wird. Täglich treffen bei der „Bankstelle“ des Ruhlebener Lagers Geldsendungen für die Insassen ein, die das Geld in Wochenraten abheben dürfen.



Kolonialwarenhandlung für die Internierten im Totalisator-Gebäude der Rennbahn Ruhleben.
Phot. A. Grohs.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Totensonntag

Tief in den herbstlichen Truhen
Unter dem Laub, dem roten,
Träumen vom Sommer und ruhen,
Träumen und ruhen die Toten.

Heimliche Hände wirken
Fäden aus nebelnder Seide;
Rings um die bebenden Birken
Stirbt die zerfließende Heide.

Doch! Um das Dämmern und Düstern
Schmiegt sich ein heiliges Schweben.
Ueber den raunenden Rüstern
Singt vom Siege das Leben.

Nieder aus leuchtenden Lüften
Lächeln des Friedens Boten,
Grüßen zu Gräbern und Grüften,
Grüßen die Toten, die Toten . . .

Franz Lüdtke.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

9. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Da fällt mir ein" — der General Bariatinsky zuckte lächelnd die Achseln — „von einem meiner Vorfahren wird erzählt, er hätte sich gar bedenklich den Kopf gekratzt, als man ihm das erste Zeitungsblatt in die Hand gab. Er buchstabierte es mühsam durch und fragte: ‚Für wen ist das bestimmt?'

‚Für alle, Väterchen, die lesen können, im heiligen russischen Reich!'

‚O weh,' sagte er da, ‚das ist keine gute Erfindung, oder man müßte in den Schulen das Lesenlernen verbieten!'

‚Aber im Gegenteil, man hofft, durch diese Zeitungen das Volk um so leichter zu regieren!'

Der alte Herr jedoch schüttelte den Kopf: ‚Diese neue Regierungsmethode ist nicht gut! Wenn der Bauer lesen kann, will er schreiben lernen, zum Schluß fängt er an zu denken. Und wenn der hinterm Pflug erst mehr denkt als die beiden vorm Pflug, ist's mit unserer Herrlichkeit vorbei!"

„Ja," sagte der dicke Graf Schuwalow, „und zwar nach diesem Krieg! Da wird der Muschik aufstehen und seinen Herrn totschlagen. Aber mich nicht, verlaß Dich darauf! Ich wandere vorher nach Amerika aus. Laß mich als den letzten lebenden Vertreter der russischen Aristokratie für Geld in einem Zirkus ausstellen!"

Graf Bariatinsky nahm ihn lachend unter den Arm.

„Ich steh' dann mit dem langen Stock vor Deinem Käfig als Erklärer! Inzwischen aber — schätze ich — wird Deine geliebte Napierowna in ihrem Auto eingetroffen sein. Willst Du wegen mangelnder Aufmerksamkeit von ihr beschimpft werden, oder wollen wir lieber noch ein Weilchen debattieren? Inwiefern nämlich auch die Sittenlosigkeit der herrschenden Kreise an dem kommenden Untergange Rußlands schuld ist?" . . .

Graf Schuwalow sah erschreckt nach der Uhr.

„Um Gottes willen, Du hast recht! Ich bete zur heiligen Mutter Gottes von Czenstochau, sie soll ihr unterwegs einen Radbruch bescheren, sonst geht es mir schlecht."

Und während er neben dem rasch ausschreitenden General kurzatmig über den schlecht gepflasterten Marktplatz stapfte, sprach er in Pausen weiter: „Aber das mit der Sittenlosigkeit der herrschenden Kreise ist eine Gemeinheit! Hast Du Deine Mätresse vielleicht zu Hause gelassen? Und soll ich allein wie ein strenger Cato leben unter lauter Epikuräern? Oder Komödie spielen wie zu Zeiten seines höchsten Ruhmes unser Standesgenosse Leo Tolstoi in Jaßnaja Poljana? Kwas fressen und saure Milch, wenn ein abendländischer Zeitungsschreiber bei ihm war, sonst aber Rehbraten, Gänsebraten und heiße Plini mit

ungesalzenem Kaviar und herbem Wein von der Krim? . . . Ah nein, Bruderherz, ich heuchle nicht! Und ich bin ein echter Russe," fügte er lächelnd hinzu. „Selbst bin ich zu schwach, dem Ideal nachzuleben, aber ich empfehle es dringend den anderen." . . .

IX.

An diesem Tage wurde es recht spät, ehe der Rittmeister von Heidedorff daran denken konnte, sein Quartier aufzusuchen. Am Vormittag hatte er auf Befehl des Generals die für die Zivilbevölkerung bestimmten Maueranschläge in verständliches Deutsch umgießen müssen. Nach einer in einer kleinen Kneipe hastig hinabgeschlungenen Mahlzeit hatte er die zur Ausgabe kommende Nummer der Ordensburger Zeitung durchsehen und dem Herausgeber einen Artikel diktieren müssen, der die friedlichen und wohltätigen Ziele des russischen Einbruches darstellte. Das Städtchen solle zum Mittelpunkt des künftigen Gouvernements Masuren erhoben werden; es liege also im Interesse eines jeden Bürgers, diese reichen Segen versprechende Entwickelung durch Ungehorsam und Widerstand nicht zu stören. Der Redakteur machte zwar beim Niederschreiben dieses Artikels ein Gesicht, als verbeiße er sich nur mit Mühe ein Lächeln, aber Egon von Heidedorff war zu abgespannt, um ihn zur Rede zu stellen. Und er verwünschte es fast, daß er von seinem Mütterchen so gut Deutsch gelernt hatte. Wenn es so weiter ging, führte er die Geschäfte des Armeekorps allein. Erst gegen Abend kam er dazu, sich um sein eigentliches Kommando zu kümmern. . .

Der Beamte von der Intendantur schien ihn schon längst erwartet zu haben. Auf dem Schreibtisch stand eine Flasche Wein neben einer Zigarettenschachtel, in dem Abrechnungsbuche lag schon nach der ersten Seite — nach altbewährter Sitte — ein Hundertrubelschein. Dem Rittmeister stieg der Zorn ins Gesicht, er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Weinflasche umfiel und zu Boden kollerte.

„Herr, ich verbitte mir das!"

Der im Range eines Hauptmanns stehende Beamte wand sich vor dem Revisor wie ein Ohrwürmchen.

„Verzeih', Barin, ich hab' dem Tropf von Sekretär gleich gesagt, es wird zu wenig sein! Wenn Seine Exzellenz der Herr General eine so plötzliche Prüfung anordnen, gehören sich zum mindesten fünfhundert Rubel ins Buch, damit die Abrechnung mit den Belegen stimmt." . . .

Egon von Heidedorff mußte wider Willen auflachen. Nicht wegen seiner Diebstähle entschuldigte sich das Gewächs da, sondern wegen der Unzulänglichkeit der Bestechungssumme. Da konnte er sich die Durchsicht der Bücher sparen. Und was frommte es, wenn er dazu half, daß dieser Schweinehund hier fortgejagt wurde — an seine Stelle trat ein anderer, der darum nicht ehrlicher arbeitete! Nur vorsichtiger. . . Er nahm den Verbrecher bei der Brust und schüttelte ihn, daß der Kopf schlackerte.

„Da, Du Lump! Ich will Dich durch eine Anzeige beim Herrn General nicht unglücklich machen. Aber von morgen an wird keine Zahlung geleistet, die ich nicht geprüft habe! Und die hundert Rubel da gehen ans Rote Kreuz." . . .

Der Beamte schnappte nach Luft.

„Sehr wohl, vielvermögender Herr Wohltäter, aber wer bürgt Dir dafür, daß nicht auch auf diesem Wege das schöne Geldchen in einen falschen Hals kommt? Du gibst es einem Doktor, meinetwegen: ‚Da, kauf' Wein für Deine armen Verwundeten!' . . . Und der Kerl schickt es nach Hause an seine Frau oder verpraßt es mit irgendeiner Dirne von Krankenschwester." . . .

Egon von Heidedorff riß den Schein in kleine Fetzen und warf sie dem Beamten vor die Füße.

„Da, friß sie auf, Du gewissenloses Schwein! Aber denk daran, mit jedem Stückchen frißt Du einem unserer armen Kerls in der Front den warmen Mantel fort, die Stiefel oder die Patronen. Und wehe Dir, wenn es von morgen an nicht anders wird." . . .

Er ging mit klirrenden Sporen hinaus und schmetterte hinter sich die Tür ins Schloß, daß es krachte. Und auf der Treppe überkam es ihn, daß er nur mit Mühe ein Aufschluchzen zurückhalten konnte. So wie dieser Natschalnik hier stahlen Tausende in der großen russischen Armee. Was lag daran, wenn einer von ihnen zur Strecke gebracht wurde? Ein Herkules hätte dazu gehört, den ganzen, von Fäulnis und Käuflichkeit bis zur Decke gefüllten Stall zu reinigen. . . Und er sah den armen Muschik in der Front hungern und dürsten, auf Befehl zur Schlachtbank rennen, indessen die Drohnen hinter der Front sich gewissenlos die faulen Bäuche stopften. Wehe aber, wenn das geduldige graue Tierchen zum Stutzen und Nachdenken gebracht wurde! . . .

Er schritt durch das im tiefen Dunkel liegende Städtchen, jedes Licht bis auf die kümmerlich brennenden Straßenlaternen war gelöscht. Und er mußte denken, wieviel Kummer wohl hinter den dunklen Fensterscheiben wohnen mochte. Mehr als ein Dutzend Familienväter war in qualvolle Gefangenschaft geschleppt worden, die Frauen und Kinder jammerten und weinten. Und da erschien ihm das zweite Gesicht des Krieges, den er bisher nur als den heldenhaften Gott der Tapferen und Kühnen gefühlt hatte. Ein von fauligen Fleischresten bedecktes Gerippe schritt über die Lande, sein zerlumpter Mantel schleppte in Blut und Eiter, in Brand und Tränen . . . gierige Aasvögel mit Menschengesichtern flogen hinter ihm her. . .

Vor der Treppe des Hotels zum Königlichen Hof stand der Bursche Ridziwon, den erbeuteten Fuchswallach Kingsboy am Zügel. Er berichtete, der Herr Rittmeister habe sich auf Befehl des Grafen Schuwalow in dem großen Saal einzufinden, da seien die Herren vom Stabe um den kommandierenden General versammelt. Egon von Heidedorff sagte: „Es ist gut, ich habe noch zu arbeiten." Den Betrieb in dem großen Saal konnte er sich denken. Schon am Vormittag war die Napierowna gekommen, gleichzeitig mit ihr die Mätresse des Prinzen und danach der übrige weibliche Troß. Da paßte er mit seiner Stimmung nicht hinein; die ganze Blase war sicherlich schon schwer betrunken. Und eine seltsame Ungeduld trieb ihn zu dem Häuschen vor dem Deutschen Tor. Eine Art von Beklemmung war es, in seiner Abwesenheit könnte irgend etwas Uebles geschehen sein. Da stieg er in den Sattel, und — merkwürdigerweise — der Ire bockte nicht, hielt still wie ein Lamm. In schlankem Trabe ging es die Straße entlang. Hinter den letzten Häusern des Städtchens fiel das Pferd auf ein leichtes Zungenschnalzen in eine windende Fahrt, die dem Reiter fast den Atem benahm. Ein herrliches Gefühl mußte es sein, auf so edlem Blut gegen den Feind zu jagen! . . .

Zwischen den schwarzen Baumkronen blinzelte ein Lichtlein, der Lette Prikupatis trat aus dem Schatten einer hohen Pappel neben der Gartentür.

„Kto tam, wer da?"

Er schwang sich zu Boden.

„Ich, Du guter Kerl, Dein alter Rittmeister! Und ist irgend was passiert?"

„Nein, Herr Rittmeister. Bloß Herr Leutnant Opalkin sind vorbeigeritten, haben gefragt, was hier wohnt. Ich hab' gesagt, eine dicke Bäuerin mit einer triefäugigen alten Magd, weil ich den Teufel in seinen Augen sah. Und später ist ein verwachsenes kleines Mädchen gekommen, das um Brot bettelte. Da hab' ich gesagt, ‚kann passieren.'" . . .

„Gut, mein Junge! Bring' den Gaul in den Stall, und dann darfst Du schlafen gehen!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

Egon von Heidedorff ging eilig den kiesbestreuten Weg entlang, mit einer seltsamen Erwartung im Herzen. Doch es gab eine Enttäuschung; das Zimmer im Erdgeschoß war leer. An der Wand stand ein frischbezogenes Bett, auf dem Tisch in der Mitte brannte eine Lampe. Auf einem blütenweißen Tuche war ein köstliches Abendbrot gerüstet, ein Teller voll appetitlich hergerichteter Brötchen neben einer Flasche Wein. Da ließ er sich in den bequemen Lehnsessel nieder, aß und trank wie ein hungriger Soldat. Mittendrein mußte er über sich selbst ein wenig lächeln. Das war — weiß Gott — gastfreie Freundlichkeit genug in Feindesland! Er Narr hatte sich eingebildet, die kleine Dunkelhaarige würde ihm beim Nachtmahl Gesellschaft leisten, womöglich sagen: „Bitte, langen Sie nur ordentlich zu, Herr Rittmeister!" . . Die schlief in fest verrammeltem Zimmer und plagte sich mit ängstlichen Träumen. Und aus Furcht hatte sie ihm das Nachtessen gerichtet. Was hatte sie denn bisher von ihm gesehen, um Zutrauen zu fassen? Daß er seinen Diener wie einen Hund mit Füßen trat und einen Gaul mißhandelte, der ihn nicht aufsteigen lassen wollte, weil er noch an seinem früheren Herrn hing. Da mußte sie ihn doch für einen ganz üblen und rohen Burschen halten, von dem man sich schlimmster Gewalttat versehen durfte.

Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und nahm die Lampe in die Hand, um die Bilder an den Wänden zu betrachten. Und da machte er eine Entdeckung. Auf dem kleinen Tischchen am Kopfende des Bettes stand plötzlich im hellen Lichtschein eine langgestielte rote Rose in einem hohen, feingeschliffenen Glase — wie ein eben hingezaubertes holdes Wunder stand sie da . . . Daneben lag ein Zettel. „Zum Dank für die brave litauische Schutzwache" war in feiner Mädchenschrift darauf zu lesen. . . Das rührte ihm gar seltsam ans Herz. . . Er nahm behutsam das Glas, stellte es vor sich auf den Tisch und sah immerfort auf die in dem feingeschliffenen Glase sich zu ihm neigende Blume.

Ganz heimlich wurde ihm zumute, wie zu jenen Zeiten, da eine trotz aller schweren Arbeit linde Hand ihm die widerspenstigen Haare aus der erhitzten Knabenstirn strich. . . „Nicht so wild sein, nicht immer mit dem trotzigen Kopf gegen die Wand stoßen . . . Im Zorn zerschlägt man vieles, was man nachher gern mit seinem Herzblut kitten möchte, aber der Riß bleibt bestehen." . . . Ein Schleier fiel plötzlich von seiner Erinnerung, er sah seine Mutter, wie sie sich mit dem besten Kleide putzte, die Haare vor dem Spiegel brannte und die verhärmten Wangen rieb, so daß sie mit einem Male ganz gesund und rosig aussahen. Zu einem Fest sollte es gehen, er trug seinen guten Sonntagsanzug mit einer neuen, bunten Schleife unterm Kinn . . . und dann warteten sie am Fenster, bis es dunkel wurde; der Vater kam nicht und kam nicht . . . die Mutter zog ihm den guten Anzug wieder aus und brachte ihn zu Bett: „Schlaf', mein Bübchen, er wird uns über seinen vielen Geschäften vergessen haben." . . . Er aber konnte nicht einschlafen, denn er hatte sich zu sehr auf die süßen Lebkuchen gefreut und das bunte Karussell mit den mutigen Pferdchen. . . Und endlich erklang der bekannte stolpernde Schritt auf der Treppe, aber es kam kein Geschimpfe danach mit Fußtritten und Schlägen. . . Der Vater weinte und klagte sich an, die verfluchten Kerle hätten ihn wieder einmal zum Trinken verleitet, ihm vorgeredet, sie hätten ein großes Geschäft in Aussicht, das er mit seinem feinen Namen vermitteln sollte. . . Und die Mutter tröstete, er sollte sich keine Vorwürfe machen, sie hätte so wie so nicht auf das Fest gehen können, weil sie jeden Augenblick darauf warten müsse, zu einer Entbindung ins Nachbarhaus gerufen zu werden. . .

Die Augen wurden ihm dunkel, das Herz tat ihm weh vor Sehnsucht nach der kleinen alten Frau fern in Polen. . . O wie wollte er ihr alle Güte und Fürsorge vergelten, wenn er einmal zu Reichtum und Ansehen kam! . . .

Und die Rose da vor ihm verwandelte sich. Ueber dem Glase schwebte ein Mädchengesicht. Nicht besonders hübsch, aber eine unsägliche Güte lag darauf, fast wie bei seiner Mutter. Ueber einem keck vorspringenden Näschen standen zwei klarblickende blaue Augen, und der feine Mund sah aus, als hätte er noch nie ein häßliches Wort gesprochen. Irgendwo — so war ihm zumute — hatte er dieses Gesicht schon gesehen. Auf einem Bilde vielleicht oder in einem jener Träume, die in die Zukunft langen . . . oder Erinnerungen wecken an ein Leben in anderer Gestalt. . .

Die Augen fielen ihm zu — kein Wunder, denn er hatte zwei Tage und Nächte nicht geschlafen. Und der Traum entführte ihn in ein Land, in dem es weder Haß noch Zwietracht, weder Blutvergießen noch Krieg gab. . . Er stand auf einer Terrasse am Meer, in immer wiederkehrendem Gleichklang brachen sich an der steilen Mauer die Wellen. . . Ein Zug von Erntearbeitern sammelte sich auf den Stufen der weiten Treppe, der Vorschnitter trug eine kunstvoll aus Roggenähren und Blumen gewundene Krone an der bändergeschmückten Sense und beugte vor einer dunkelhaarigen zierlichen Frau das Knie. . .

Ein gellender Schrei ließ ihn auffahren. Er hörte ein dumpfes Poltern, danach von einer Männerstimme einen unterdrückten Fluch. Mit einem Schlage war er wach, griff nach der Lampe und sprang in die zum Flur führende Tür. Das derbe masurische Dienstmädchen lag wie ein Frosch über den letzten Treppenstufen, vor sich einen kleinen Koffer. Die drei Damen standen mit entsetzten Gesichtern dabei, von der Wand löste sich ein riesenhafter Kerl in Bauerntracht. Ein Messer blitzte in seiner erhobenen Hand. . . Die kleine Dunkelhaarige warf sich dazwischen, schrie auf: „Heurich, bist Du verrückt geworden?" . . .

Er sprang ins Zimmer zurück, ergriff seine Pistole und schrie zornig: „Was geht hier vor?"

Die Kleine trat ihm mit gefalteten Händen entgegen, die Augen voll Tränen.

„Seien Sie gut, Herr von Heidedorff! Heute nachmittag hatte meine Kusine Annemarie die Nachricht bekommen, daß ihr Mann am Leben und in Sicherheit ist. Da wollte sie zu ihm. Ich sagte gleich, wir sollten uns Ihnen anvertrauen. Sie hätten sicherlich die Erlaubnis gegeben. Aber meine Tante und Frau von Foucar waren dagegen. Und jetzt ist das dumme Mädel ungeschickterweise mit dem Koffer die Treppe hinuntergepurzelt." . .

Sein Zorn schmolz unter dem bittenden Blick der blauen Augen wie Frühjahrsschnee in der Mittagssonne, aber sogleich durfte er doch nicht nachgeben... Er machte ein finsteres Gesicht und trat auf den riesenhaften Alten zu, der in dienstlicher Haltung stand wie ein Soldat, Hacken zusammen und Hände an der Hosennaht.

„Du Kerl also hättest mich hier abgestochen wie ein Schwein an der Schlachtbank? Wenn das Fräulein da Dir nicht in den Arm gefallen wäre?"

In dem von Wind und Sonne braun gebeizten Gesicht des Alten arbeitete es. Er schien erst nachzudenken, ehe er antwortete.

„Ja, Herr Rittmeister, das hätte ich getan. Ich dien' mehr als vierzig Jahre in Kalinzinnen, und da muß man doch . . . ja also, ich bitt' um Entschuldigung, so is vielleicht bässer! Es hätt' zu viel Spektakel gegeben und Untersuchung danach. . . Und ich verspräch' Ihnen fälsenfäst, ich komm' zurick und ställ' mich zu Bestrafung, wänn Se mir erlauben, meine gnäd'ge Frau Rittmeister zu ihrem Härrn Gemahl zu bringen."

Egon von Heidedorff mußte sich erst räuspern, ehe er fragen konnte: „Wie geht's ihm denn?"

„So durchwachsen, Härr Rittmeister. Furchtbar viel Blut verloren, und das gnäd'ge Freilein aus Marczinowen sagt, wänn man auf die Wunde fiehlt, quäbbt es wie auf 'ner weichen Moorwies'. . . Der russische Daragoner muß 'ne dolle Kling' geschlagen haben." . . .

„Na ja, aber wenn ich Euch nun freigeb' . . . wie wollt Ihr durch die Postenlinie kommen?"

Der Alte lachte kurz auf.

„Das lassen Se man meine Sorge sein, Härr Rittmeister! Hat mich herzu keiner aufgehalten, wird uns auch auf'm Rickweg keiner sehen." . . .

Egon von Heidedorff atmete auf.

„Dann in Gottes Namen! Aber sicher ist sicher: Falls Ihr einer Patrouille begegnet, Parole ist ‚Suwalki' und Feldgeschrei ‚da sdrásztwujet Roszija', es lebe Rußland!" Er wandte sich zu der hochgewachsenen jungen Frau, die in der Tracht einer masurischen Bäuerin blaß am Treppengeländer lehnte. „Werden Sie das behalten, gnädige Frau?"

Sie streckte ihm mit einem dankbaren Aufleuchten in den großen blauen Augen die Hand entgegen: „Ich kann ein wenig Russisch, da werde ich's wohl nicht vergessen. Und ich will meinem Manne berichten, gegen einen wie ritterlichen Gegner er gefochten hat."

Er wollte die schmale Hand an die Lippen führen, aber sie zog sich rasch zurück. Er empfand es im Augenblicke wie eine Kränkung und ging in sein Zimmer. Eine bleierne Müdigkeit überkam ihn plötzlich, er fiel wie ein Klotz in sein Bett. Und er hatte die unklare Empfindung, in dem Weine sei ein Schlafmittel gewesen, das jetzt erst seine Wirkung tat . . . Aber nur seine Glieder schliefen, hinter der Stirn geisterten und spukten ihm aufgeregte Gedanken . . .

Vor einem Kriegsgericht stand er wegen Verrats der Parole an eine gefährliche Spionin. Der Leutnant Opalkin reckte sich als Ankläger: „Meine Herren, ich habe schon immer behauptet, er ist ein heimlicher Deutscher, jetzt haben wir endlich den vollen Beweis! Ich beantrage Verhängung der Todesstrafe, denn alles, was deutsch ist in Rußland, muß ausgerottet werden . . ." Er schrie zurück: „Ihr seid verrückt! Ich bin ein ebenso guter Russe wie Ihr, und Ihr seid an allem schuld! Ihr treibt einen ja mit Gewalt dazu, Euch zu verachten, und was man bei den Deutschen sieht, ist tapfer, gut und erhaben . . ." Der General Bariatinsky hob die Hand: „Vorwärts, führt ihn an die Mauer!"

In Schweiß gebadet, wachte er auf. Gott sei Dank, er lebte noch! Vor den Fenstern blaute der kommende Tag, und im Garten draußen sangen die Amseln — — —

X.

Kein Lufthauch regte sich weit und breit. Die Augustsonne stand am wolkenlosen Himmel und schickte ihre sengenden Strahlen auf ausgedörrtes Land. Auf der breiten, vom Städtchen zur Grenze führenden Straße bewegte sich ein trauriger Zug voran. Auf jeder Seite eine Reihe hintereinander reitender Kasaken, in der Mitte ein Trupp von deutschen Männern, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der trotzige Mut, mit dem sie sich unziemlicher Zumutung widersetzt hatten, war tiefer Niedergeschlagenheit gewichen. Nicht, daß sie ihre Worte und Handlungen bereut hätten, da sei Gott vor! Aber sie hatten geglaubt, sie ständen ehrlichen Feinden gegenüber und nicht heimtückischen Bestien, die sich mit rohem Lachen über alles hinwegsetzten, was eine allmählich fortschreitende Gesittung für den schlimmsten Streitfall zwischen zwei Völkern vereinbart hatte. Auf eine strenge, aber ehrenvolle Haft hatten sie sich gefaßt gemacht, waren auch bereit gewesen, ihre Treue zu König und Vaterland mit dem Tode zu besiegeln. Diese menschenunwürdige Behandlung jedoch schlug sie nieder . . . Wie gemeine Verbrecher wurden sie vorwärts getrieben. Die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der Staub, den die Füße der Kasakenpferde aufwirbelten, setzte sich ihnen in Nase und Mund, fraß sich in die Lungen . . . Die bärtigen Kerle im Sattel merkten wenig davon. Sie tauschten lustige Zurufe und rauchten Zigaretten . . .

Der erste der Gefangenen, der schon nach einer halben Stunde zusammenbrach, war der greise Pfarrherr der Gemeinde Ordensburg. Das alte Männchen, das mit schwerem Fieber aus dem Bette geeilt war, taumelte hin und her wie ein Betrunkener. Wenn es stolperte, riß der führende Kasak an der scharfen Leine. Es richtete sich für ein paar Schritte wieder auf und rief mit kläglicher Stimme: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?"

Dem Landrat von Döhlau drehte sich vor Mitleid das Herz im Leibe herum, er brüllte auf und drängte seine Brust nach vorn, damit dem Vieh in Menschengestalt da oben im Sattel seine goldene Uhrkette ins Auge fallen sollte. Und er versuchte, ihm durch Bewegungen des Kopfes begreiflich zu machen, die als Belohnung zu nehmen, wenn es den todkranken alten Herrn da nicht mißhandelte. Und der Kasak schien verstanden zu haben. Erst riß er die Kette an sich, grinste vergnügt, als eine goldene Uhr daran hing, dann griff er dem alten Männlein ins Genick und hob es wie ein Kind vor sich in den Sattel. Und es ging eine ganze Weile lang in flottem Schritt vorwärts . . .

Plötzlich aber schrie der Kasak auf und warf seine Last mit einer Gebärde des Ekels und mit

kräftigem Schwunge in den Straßengraben. Da blieben die Gefangenen mit einem Ruck stehen, achteten nicht auf die ins Fleisch schneidenden Fesseln, noch auf die drohend geschwungenen Nagaiken . . .

Der Führer der Kolonne, der Rittmeister ohne Nase, wandte sich im Sattel: „Fpjerod, vorwärts . . .!“

Der Kasak drängte sich vor.

„Herr Rittmeister, ich bitte sehr, der Mann ist tot! Wieso soll ich mich weiter mit ihm schleppen?“

Der Rittmeister machte eine Handbewegung: „Also gut, scharrt ihn ein . . .“

Vier Kasaken sprangen aus dem Sattel und warfen mit Händen und Füßen schwere Erdplacken von dem grauen Acker jenseits des Grabens, bis das kleine Männlein von einem Hügel notdürftig bedeckt war. Der Bürgermeister Wessollek sprach mit tränenerstickter Stimme ein Vaterunser. Nach dem Amen kam allen deutschen Gefangenen aus der Bedrängnis ihrer Herzen ein Lied auf die Lippen: „Jesus, meine Zuversicht . . .“ Der Führer der Kolonne aber ließ sie nur den ersten Vers singen. Dann hieß es wieder vorwärts . . .

Gegen Abend trafen sie in Grajewo ein, durften an einer auf dem Markt stehenden Pumpe ihren brennenden Durst löschen und wurden in das Gerichtsgefängnis geführt. Jeder in eine besondere Zelle, wie der General Bariatinsky es befohlen hatte. Das Gefängnis lag in einer Seitenstraße, eine hohe Ziegelmauer schloß es von der Außenwelt ab. Ehe sie getrennt wurden, riefen sie sich gegenseitig ermutigende Worte zu.

Ein grauhaariger Wärter führte den Landrat von Döhlau einen Korridor entlang und öffnete eine eisenbeschlagene Tür: „Da hinein . . .“

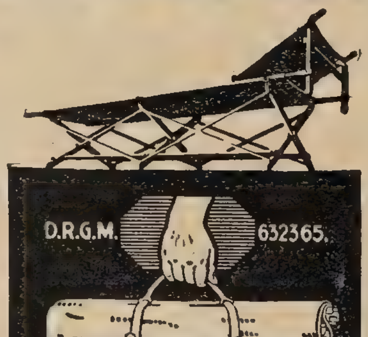
Herr von Döhlau entsann sich der Worte, die ihm auf dem Marktplatze von Ordensburg zugerufen worden waren. Er sah den Alten fest an, sagte deutlich: „Utrennjaja sarja . . .“

In dem Gesicht des Grauhaarigen zuckte keine Muskel, gleichgültig schloß er die Tür . . . Der Gefangene stand in einem engen Raum, nur allmählich gewöhnten seine Augen sich an das Halbdunkel. Ein verstaubtes, kleines Fenster in doppelter Mannshöhe ließ ein wenig Licht hinab, die Mauern glitzerten in einem weißlichen Ausschlag, ein beizender Geruch reizte zum Husten. An einer der Längswände stand eine hölzerne Pritsche, von kurzem, zu Häcksel zermahlenem Stroh bedeckt. Und dieses Stroh schien sich zu bewegen . . . Erst glaubte Döhlau an eine Sinnestäuschung. Dann blickte er schärfer hin, und ein unsägliches Grauen kroch ihm vom Nacken her über den Kopf. Was sich da bewegte, war Ungeziefer . . .

(Fortsetzung folgt.)









Beim Einfordern von Prospekten wolle man sich auf diese Zeitschrift beziehen.





Briefkasten.

Amerikanisches Maschinengewehr. Zu unserer Abbildung in Nr. 44, Seite 608, der „Berliner Illustrirten Zeitung" schreibt uns ein der Kriegsbeute-Kommission angehörender Leser, daß es sich hier um ein Schnellfeuergewehr dänischen Fabrikats handelt. Solche Waffen waren auch bei der aus Belgien stammenden Beute, da belgische Radfahrerkompagnien damit ausgerüstet waren.

E. K., Berlin. Unter Kalandsbrüdern verstand man Gesellschaften von Priestern und Laien, die sich im Mittelalter zusammentaten, um ihren Angehörigen feierliche Bestattungen zu beschaffen und Armen eine würdige Beerdigung auszurichten. An jeder Wende des Monats (Kalende) hatten die Brüder ihre Zusammenkünfte, die mit einem gemeinsamen Mahl endeten. Mit der Zeit arteten diese Zusammenkünfte zu üppigen Schwelgereien aus, so daß Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg die in der Klosterstraße zu Berlin bestehende Brüderschaft, die eine fromme Anstalt, „den Kalandshof", besaß, im Jahre 1698 aufhob.

Geschäftliche Mitteilungen.

Musikinstrumente, wie Violinen, Cellos, Mandolinen, Gitarren, Zithern, Holz- und Messingblasinstrumente, Trommeln usw. sind in anerkannter Güte und zu mäßigen Preisen bei der altbekannten Firma Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen Nr. 342, erhältlich, die auch gern jedem Käufer bei der Wahl von Weihnachtsgeschenken und Liebesgaben beratend zur Seite steht. Katalog umsonst ohne Kaufzwang.

„Hautana" heißt ein gesetzlich geschützter, waschbarer Büstenhalter, aus elastischem, vollständig anschmiegendem Material hergestellt. Ohne jede Versteifung, wie Bänder, Fischbein usw., kann er direkt auf dem Körper getragen werden, ohne Korsett oder in Verbindung mit dem modernen Korsett. Er wird in allen Größen und in mehreren Ausführungen (für Damen mit starker Brust und für Sportzwecke auch mit Miederansatz) geliefert. Die fabrizierenden Firmen Ludwig Maier u. Co., Böblingen bei Stuttgart, und S. Lindauer u. Co., Cannstatt bei Stuttgart, weisen gern Bezugsquellen nach.

Die Zahnpflege im Felde ist auch eines der vielen Momente, an welche die Heeresverwaltung gedacht hat. Wie mitgeteilt wird, bezieht sie zu dem Zweck unter anderem auch größere Mengen der bewährten Zahnpasta „Zahnwohl". Diese Vorräte werden an die im Felde befindlichen Marketendereien zum Vertrieb weitergegeben. Die Verpackung ist so, daß sie auch im Tornister, Koffer usw. gut erhalten bleibt. Der Preis ist billig, der Verbrauch sparsam.

Drei arge Feinde.

Gicht, Rheumatismus und Hexenschuß (Ischias) heißen sie. Sie foltern ihre Opfer ebenso grausam, wie es in alten Zeiten die Henkersknechte taten.

Gicht, Rheumatismus und Hexenschuß haben nicht nur die gleiche äußere Veranlassung (Erkältung), sondern auch die gleiche innere, nämlich Vergiftung des Blutes durch zurückgehaltene Harnsäure.

Die Harnsäure ist ein giftiger Abfallstoff, der übrig bleibt bei der Verwandlung der Nährstoffe in Kraft und Wärme, genau so, wie beim Verbrennen der Steinkohle Schlacke übrig bleibt.

Die Harnsäure muß regelmäßig aus dem Blute entfernt werden, wie die Schlacke unter dem Dampfkessel, sonst entstehen Störungen.

Die Harnsäure setzt sich an bestimmten Stellen fest und verursacht Entzündungserscheinungen, die je nach der Naturanlage der betreffenden Person und je nach den näheren Umständen verschiedener Art sein können.

Die Harnsäure kann sich in Form fester Kristalle in den Gelenken und Sehnenscheiden ablagern, wo sie rasende Schmerzen und heftige teigige Schwellung und Rötung verursacht. Später entstehen an diesen Stellen harte knotige Anschwellungen, die sich zu völligen Verkrüppelungen der Hände ausbilden können.

Sie kann auch ohne Ablagerungen eine heftige Entzündung der Gelenke oder Muskeln veranlassen und wird lebensgefährlich, wenn sie den Herzmuskel ergreifen wird.

Sie kann endlich eine Entzündung großer Nervenstränge herbeiführen, die sich in neuralgischen Schmerzen des Gesichtes, des Kopfes (Kopfreißen!), der Kinnladen, besonders aber des großen Hüftnerves (Hexenschuß, Ischias) äußern.

Man benutzte dagegen früher mit Vorliebe das Gift der Herbstzeitlose, welches ein Bestandteil der meisten alten „unfehlbaren" Gichtmittel ist.

Mancher, der solche Mittel benutzte, ist durch dieselben für immer von seinen Schmerzen erlöst worden — durch den Tod, denn Vergiftungsfälle waren nicht selten, und die Mittel wirkten auch nur vorübergehend.

Auch die später viel verordnete Salizylsäure ist nicht ungefährlich, dauernde Heilung bringt sie ebensowenig.

Große Beliebtheit im Volke genießen verschiedene scharfe Einreibungen und Pflaster, und es ist wahr, daß sie durch Anregung des Blutumlaufes in dem erkrankten Körperteile die Entzündung vorübergehend beseitigen können. Das nützt allerdings nicht dauernd, aber es kann die Schmerzen lindern. Als gründliche Kur ist „Gichtosint" zur Entfernung der Harnsäure von zahlreichen Aerzten als gut erprobt worden.

Es enthält die Salze, welchen eine Anzahl der berühmtesten Heilquellen ihre gute Wirkung verdanken, in verstärkter Form, alle Stoffe aber, welche die Wirkung abschwächen oder welche keine Wirkung haben, sind weggelassen.

Dadurch wird eine sehr schnelle Auflösung und gründliche Entfernung der im Körper abgelagerten und im Blute vorhandenen Harnsäure erreicht, ohne daß es nötig ist, sich monatelang in einem Kurorte aufzuhalten, große Mengen Mineralwasser zu schlucken und strenge Diätvorschriften einzuhalten.

Das ist nicht nur angenehmer und bequemer, sondern auch viel billiger.

Zum Versuch erhält jeder, der danach schreibt, eine genügende Probe und eine Gebrauchsanweisung vollständig gratis vom Generaldepot: Viktoria-Apotheke, Berlin A. 67, Friedrichstraße 19. (2142.)

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

bo — chi — chod — da — dok — druk — ei — ei — erb — ga — gen — graf — hut — i — i — id — ke — lob — lu — me — mer — na — nach — ne — o — o — pe — rei — rhom — ri — ris — ro — ro — roc — sap — tor — ver — zu

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine gewaltige Strecke ergeben, auf der die Zentralmächte ihre siegreiche Kraft erweisen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Technische Einrichtung. 2. Adelstitel. 3. Dramengestalt. 4. Truppenabteil. 5. Berühmten Bildhauer. 6. Schlachtort. 7. Hausgerät. 8. Römischen Kaiser. 9. Geometrische Figur. 10. Deckungsbau kämpfender Truppen. 11. Schlechte Charaktereigenschaft. 12. Bestandteil des Auges. 13. Afrikanischen Stamm. 14. Russische Stadt. 15. Akademischen Grad. 16. Sagenhaften Berg.

Kopf=Rätsel.

Ich bin ein lustig, lebendig Gewimmel,
Recht heimisch unter dem wärmeren Himmel.
Gib anderen Kopf mir, dann — merke fein —
Dann werde ich niemals ein Ganzes sein,
Und bin von ganz besonderem Wert
Wenn mich der Jahrhunderte Last beschwert.

Bilder=Rätsel.



Trennungs=Rätsel.

Es steht getrennt im Odenwald
Wohl schon seit vielen Jahren;
Vereint ist mancher Fischer einst
Auf ihm umher gefahren.

Scharade.

Das Erste ist ein vorgeschichtlich Tier,
Das Dinge älter macht, vor die man's stellt.
Das Zweite dient dem Hut schon mal als Zier,
Gar mannigfaltig prangt's in aller Welt.
Das Ganze nehmen viele schmunzelnd hin,
Um in die Ferne frohgemut zu zieh'n.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Die Regelung der Lebensmittelpreise. 1. Dampfbetrieb. 2. Idylle. 3. Ersatzbataillon. 4. Rebus. 5. Einem. 6. Gallipoli. 7. Ekrasit. 8. Lazarett. 9. Unze. 10. Nebel. 11. Gottorp. 12. Dämpfer. 13. Egge. 14. Rufi. 15. Luxus. 16. Etappe.

Der verwandelte Fluß: Neckar — Nektar.

Rösselsprung:

Von Ernst Scherenberg.

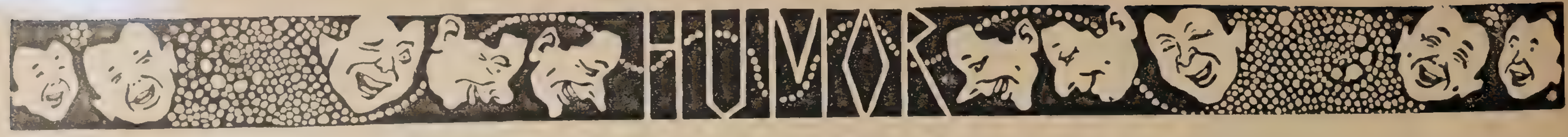
Nun ist der Sonne Feuerball
Ins stille Meer gesunken;
Es hat sich rings das weite All
Am Dunkel satt getrunken.

Hoch oben nur aus tiefem Blau
Die fernen Welten grüßen,
Und Millionen Sterne schau
Ich auch im Grund zu Füßen.

Da wird die Seele mir so weit,
Getäuscht von süßem Traume;
Mir ist, als schwebe ich befreit
Im weiten Weltenraume.

Punkt-Rätsel: Münster — Minister.

Verwandlungs-Rätsel: Latte — Lette — Lazarette.



Unser zweieinhalbjähriger Junge gibt auf das bekannte Tanten-Frage-System folgende Antworten:

Wozu sind die Augen? — Zum Weinen.
Und die Ohren? — Zum Saubermachen.
Und die Zähne? — Zum Weh-Weh!

Unser kleiner Heinz liegt krank im Bett. Bei der Untersuchung beklopft ihn der Arzt mit einem kleinen Hammer. Erstaunt sagt Heinz: „Sie wollen mir wohl Nägel einschlagen? Ich bin doch kein Hindenburg!"

✲

„Sind Sie abergläubisch?" — „Nein." — „Dann leihen Sie mir 13 Mark."

✲

Zeitgemäßes Inserat.

Jene blonde Dame, die gestern in der Elektrischen Brotkarte Nr. 37865 fallen ließ, wird von dem sie aufhebenden Herrn um Lebenszeichen gebeten.

✲

Straßenjunge: „Herr Schutzmann, Herr Schutzmann, kommen Sie schnell! Heute is doch 'n fleischloser Tag, und da in's Lokal hat een Kellner Koteletten!"

✲

Verteidiger: „Sie sagen, die Mauer ist drei Meter hoch und Sie standen auf der Erde — nicht auf einer Leiter?"

Zeichnung von Paul Simmel.



„Warum biste so traurig?" — „Unser Lehrer ist ‚D. U.'!"

Zeuge: „Ja."

Verteidiger (triumphierend): „Dann wollen Sie mir vielleicht erklären, wie ein so kleiner Mann wie Sie über eine Mauer von drei Meter Höhe sehen und den Angeklagten beobachten konnte!"

Zeuge: „Es war ein Loch in der Mauer."

Lotte soll dem Onkel einen Feldpostbrief schreiben und quält den Papa fortwährend mit Fragen. Endlich sagt der Vater ärgerlich: „Schreib: Ich bin ein ekelhaftes Wesen!" — Empört sagt Lotte: „Nein, das schreib ich nicht von meinem lieben, guten Papa!"

✲

Ein Herr läßt seinem kleinen Sohn von einem Studenten Nachhilfestunden im Französischen geben. Leider war er im Bezahlen des Stundengeldes unpünktlich. Und als er eines Tages das Schulheft seines Söhnchens nachsah, fand er, daß der Junge folgende Hausarbeit aufbekommen hatte:

„Ich habe kein Geld. Der Monat ist abgelaufen. Hast Du kein Geld? Nein, ich habe kein Geld, aber mein Vater hat Geld."

✲

Der Feldwebel gab dem Kompagniekoch ein erbeutetes Huhn, damit er es in der Fahrküche für ihn siede. Als dann das Essen verteilt wurde, stellte sich der Feldwebel neben die Fahrküche, damit der Koch das Huhn nicht versehentlich einem Soldaten in die Eßschale werfe. Eben will der Feldwebel sein Huhn aus dem schon fast geleerten Kochkessel fischen, da kommt noch der Infanterist Geiringer und hält dem Koch seine Eßschale hin. „Halt," schreit der Feldwebel; „der Geiringer hat sein Essen schon 'kriegt; zweimal gibt's nix!" — „Herr Feldwebel," protestiert Geiringer, „i will mein Essen haben, genau wie die andern; was i z'erst kriegt hab', dös war nur a g'sottenes Huhn!" Poldi.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 48

Berliner

28. November 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Straßenbild aus einer eroberten serbischen Stadt.
Phot. B. J. G.

BILDNISSE VOM TAGE



Nunzius Dr. A. Frühwirth, München, der zum Kardinal ernannt wurde.



Exzellenz von Bode, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin, der seinen 70. Geburtstag feiert.



Erzherzog Joseph, der Führer der Truppen, die das Doberdo-Plateau verteidigen.



Woiwode Putnik, der serbische Generalstabschef.



Dr. Kramarsch, der bekannte Jungtschechenführer, dessen Prozeß wegen Hochverrats in Wien demnächst beginnt.

Saloniki ist zurzeit diejenige Orientstadt, die im Brennpunkte des militärischen und politischen Interesses der kriegführenden und neutralen Balkanstaaten steht — mehr noch als zuvor, denn Lord Kitchener ist auch hier gewesen, wie gemeldet wurde, um nach dem Rechten oder — nach dem Falschen zu sehen. Man fragt sich, wie es in Saloniki wohl unter diesen Umständen aussehen mag. Ein neues Bild aus dem Leben Salonikis aber liefert uns die Erzählung eines Sonderberichterstatters des Pariser „Matin“, der, abgesehen von der Stimmungsmache, das Leben in der griechischen Hafenstadt anschaulich schildert. Saloniki, so schreibt er, ist keine türkische Stadt mehr, aber auch noch keine griechische geworden. In diesem Augenblick ist sie eine nur kosmopolitische. Schon ehe man in Saloniki landet, sobald man die rotgedachten Häuser und spitzen, weißen Minaretts auf grünbewaldeten Hügeln aufsteigen sieht, merkt man, daß der Krieg auch dorthin seine Wellen geschickt hat. Jedes ankommende Schiff muß vor einem starken Drahtkabel Halt machen, das über die ganze enge Einfahrt, die noch dazu abends vollständig geschlossen wird, gespannt ist. Ueber Nacht muß der Dampfer mit gelöschten Lichtern draußen liegen bleiben, und es ist ein höchst gruseliges Gefühl, von einem Augenblick zum anderen den Granaten- oder Torpedogruß eines deutschen U-Bootes empfangen zu können. Hat man den Fuß auf den Landungskai gesetzt, so wird einem ganz gelb vor Augen — man sieht fast nur Khakiuniformen, das Zivil verschwindet unter ihnen vollkommen. Karawanen kleiner Pferde und griechischer Maultiere schleppen in endlosen Zügen Bauholz, Munitions- und Proviantkisten dahin. Und dazwischen fauchen ungeduldig schwere Lastautomobile der französischen und englischen Armee. Die Menge der Soldaten ist eine derartig dichte, daß die meist mit Bestandteilen von Flugzeugen und Flughallen bepackten Autos nur schrittweise vorwärts kommen können. Gegen Abend rücken die großen Cafés ihre Tische bis mitten auf die Straße. Die ausländischen und griechischen Offiziere nehmen im Sturme alle Stühle in Beschlag und schlürfen im Freien ihren kleinen Mokka „à la turca“ oder ihren „Mastic“. Selbst das Bier fehlt nicht, es ist teuer, und — deutscher Herkunft, was aber seiner Begehrlichkeit keinen Abbruch zu tun scheint. Soldaten und Zivilisten umstehen die Tische und starren ihre Vorgesetzten an. Es fehlt auch nicht an der Kultur eines echt Pariser „Caf-Conc“ — das heißt Cafe-Konzert oder Varieté-Theater. Sein Stern ist eine Flammentänzerin. Auf ihrem Leibe erscheinen zum Schlusse im bunten Lichte der Scheinwerfer die Bildnisse aller Herrscher der Vierverbandsmächte nebst dem des Königs Konstantin!



Armierungssoldaten beim Anlegen von Infanteriestellungen im Osten. Phot. Minzloff.



Englisches Rekrutierungs-Tam-Tam: Ein Marineoffizier, der mit seiner Frau öffentlich zur Belebung des Interesses für seine Werbereden Varietékunststücke vorführt. Die Frau des Offiziers spaltet mit seinem Säbel mit einem Schlage eine Kartoffel, die auf dem Nacken ihres Mannes liegt.

Rekrutenfang in London.

Die Anstrengungen, die England macht, um Rekruten zu bekommen, nehmen allmählich immer merkwürdigere Formen an. Für unsern Geschmack scheint die ganze Sache in „Mätzchen" auszuarten, denn anders kann man z. B. das Auftreten des Herrn Commander Barret nicht bezeichnen, der in Portsmouth in seiner Marine-Offiziersuniform mit seiner Frau Werbeversammlungen abhält. Hierbei führt er mit seinem Säbel allerhand Fechterkunststücke vor, läßt sich von seiner Frau eine Kartoffel auf den Nacken legen und mit einem Hieb zerteilen. Dann beendet er die „Kartoffelkomödie" mit einer Ansprache, in der er die jungen Leute zum Eintritt in das Heer auffordert. Es muß überhaupt kein Vergnügen sein, jetzt in England „junger Mann in Zivil" zu sein. Auf Schritt und Tritt tauchen Werber auf, Frauen — freiwillige und bezahlte Helfer — fragen die Jünglinge: „Warum sind Sie nicht in Khaki?"; und selbst im Theater treten die Choristinnen — die wirklich meist bildhübsch sind — mitten im Stück vor und versprechen dem, der sich sofort anwerben läßt, einen Kuß! Natürlich finden sich, angestachelt durch die neugierigen Blicke der Umsitzenden, einige Herren, die den „Weihe-Kuß" begehren. Aber von den Jammerszenen am nächsten Morgen auf dem Rekrutenbüro erfährt man nichts!



Mazedonische Flüchtlinge aus Serbien auf einer Landstraße in Strumitza.



Bulgarische Rekruten.

Die polnische Universität in Warschau, die vor einigen Tagen eingeweiht wurde, ist mit großer Feierlichkeit eröffnet worden. Zuerst wurde ein Hochamt in der Kathedrale am Schloßplatz abgehalten, wobei der Erzbischof Kakorski von Warschau die Messe zelebrierte. Die prunkvollen Gewänder der Geistlichen, die in scharlachrot, purpur und lila leuchteten, die prächtigen Goldstickereien und die Sonnenstrahlen, die durch die bunten Kirchenfenster der alten Kathedrale fielen, ergaben ein besonders festlich gestimmtes Bild. Nach der Predigt in polnischer Sprache begab sich die Schar der Festgäste in die Aula der Universität, in der der Generalgouverneur v. Beseler als Vertreter des Kaisers eine Ansprache hielt. Dann betrat der erste Rektor Dr. v. Brudzinski das Podium und schilderte in polnischer Sprache den Entwicklungsplan und die Bedeutung dieser neuen Hochschule, die eine „polnische" Universität sein wird. Denn die Akademie, die bis zum Abzug der Russen in Warschau bestand, war eine russische; die ehemals polnische (gegründet 1818) war schon nach der Revolution des Jahres 1832 von den Russen aufgehoben worden. Und seitdem hatten die Polen vergeblich eine eigene akademische Lehrstätte erhofft.



Ein bedeutsames Ereignis im besetzten Gebiet: Die Eröffnung der polnischen Universität in Warschau.
Die Feier in der Aula in Anwesenheit des Generalgouverneurs v. Beseler (×)

Belgien unter deutscher Verwaltung

Vor einem Jahre konnte der Fremde, der nach Brüssel kam, ohne Mühe feststellen, daß das Brüssel von heute nicht mehr das Brüssel von ehegestern war. All das, was dieser brabantischen Stadt und dem Lande einen so eigenartigen Reiz verlieh, schien verschwunden. Innerhalb weniger Monate hat sich glücklicherweise das Bild geändert. An Stelle des Düsteren trat mehr das Heitere. Der Belgier ist von Haus aus ein lebensfroher Mensch, und er kann diese seine Frohnatur auf die Dauer nicht verleugnen. Politiker, die seit vielen Monaten Betrachtungen über die Zukunft Belgiens anstellen, hätten es gern gesehen, wenn das Volk weiter in Sack und Asche trauerte, der entschwundenen Unabhängigkeit nachjammerte und sich dem Okkupanten gegenüber vollständig ablehnend verhielte. Die vielen Bemühungen, die nach dieser Richtung gemacht wurden, sind kläglich gescheitert. Nur eine ganz kleine Koste hält den organisierten Widerstand aufrecht, ihre Anhängerzahl aus den breiten Massen des Volkes aber wird täglich kleiner. Im Straßenbild der Stadt — und nicht nur der Stadt Brüssel, sondern auch in dem von Antwerpen, Lüttich und Namur, ja sogar in dem der mittleren Städte wie Mecheln und Löwen — läßt sich der Umschwung leicht feststellen. Während im vorigen Jahre schon abends um die achte Stunde die Hauptstraßen im Dunkeln lagen, die Geschäfte geschlossen waren und man nur hastiges Vorüberhuschen auf den sonst so lebendigen Boulevards beobachten konnte, setzt jetzt erst um diese Stunde das volle Leben ein. Die Theater haben fast sämtlich ihre Pforten geöffnet. Das Volk verlangte nach Abwechslung; es wollte abgelenkt werden von den traurigen Ereignissen der Zeit; und heute strömt es in hellen Haufen in die Cafés, Singspielhallen und in die Theater. Es ist bezeichnend, daß hauptsächlich Stücke der heiteren Muse bevorzugt werden. Auch die Konzertsäle öffnen sich, und auf den Programmen findet man jetzt sogar hie und da einen deutschen Komponisten. Die Nachmittags-Tees werden wieder von der Damenwelt besucht, und die eleganten Restaurants sind besetzt fast wie zu normalen Zeiten. Die Damen, die im vorigen Winter nichts von einer neuen Mode wissen wollten, haben sich jetzt wieder auf ihr Recht besonnen und kleiden sich modisch, wobei sie sogar eine gewisse Unabhängigkeit von Paris zeigen. Die Schaufenster bieten wieder Luxusartikel in anreizender Aufmachung an, ja selbst das gesellige Leben in den Familien beginnt allmählich wieder aufzublühen. In diesem Bilde würde etwas fehlen, wenn wir der Besatzungsarmee nicht gedenken würden, unserer Landsturmleute, der vielen höheren Offiziere und Beamten, die hier in Belgien wirken und die dem belgischen Leben einen eigenartigen Reiz verleihen. Das Märchen von der ewigen und unüberwindlichen Feindschaft zwischen dem Okkupanten und der eingeborenen Bevölkerung gehört längst der Vergangenheit an. In den Wirtschaften kann man wahrnehmen, daß der Landsturmmann einträchtig mit dem belgischen Bürger zusammensitzt und die Ereignisse des Tages bespricht. Deutsche Offiziere verkehren hie und da in belgischen Familien, und die Kaufmannswelt hat es schon gelernt, sich auf die Bedürfnisse der Besatzungsarmee einzurichten. Trotz aller Sprachunterschiede kommt man sich näher, und der Vlame versteht es vortrefflich, sich dem deutschen Bauersmann, der hier treue Wache hält, ver-



Auf dem Platz de la monnaie in Brüssel.
Phot. Ackermann.







Sonntag Nachmittag-Konzert vor der Kommandantur in Antwerpen:

Freunde deutscher Militärmusik. — Die Kapelle. — Zuhörer-Typen.

Phot. R. Wiese.



Belgien unter deutscher Verwaltung: Ueberfahrt über die Schelde bei Antwerpen.



Am Schelde-Ufer. Durchsuchung nach Mehl, das aus Antwerpen nicht ausgeführt werden darf.



Schiffskontrolle durch deutsches Militär an der Maas in Lüttich.



Zeitungshäuschen in Brüssel. Aufnahmen von B. Wiese, Cöln.

ständlich zu machen, ja, es soll sogar schon vorgekommen sein, daß Herzensbündnisse zwischen den beiden „Feinden“ geschlossen wurden. Wenn das auch politisch nichts besagen will, so ist es doch bezeichnend; denn je mehr der Einzelne aus den Verhältnissen lernt und sich mit ihnen abfindet, um so besser ist es für das Volk, das früher oder später einmal wieder den Anschluß an die ihm vorübergehend verschlossene Welt finden muß und wird. Vom praktischen Standpunkt aus hat der Belgier, der von Hause aus Kaufmann und nichts als Kaufmann ist, ja stets alles betrachtet, und jetzt, wo er gezwungen durch die Ereignisse schon über ein Jahr pausieren muß und seinen Betrieb nur mit halben Kräften aufrecht erhalten kann, bricht sich bei ihm die Sehnsucht nach den guten alten Zeiten wieder Bahn. Er weiß ganz genau, daß sein Land nicht ohne Deutschland existieren kann. Fast für eine Milliarde Waren hat der Belgier nach Deutschland geliefert, und er fühlt ganz genau, daß er dafür bei seinen jetzigen Freunden keinen Ersatz finden kann. So heilt ganz von selbst die alles lindernde Zeit die Wunden, die der Krieg den Belgiern geschlagen hat. Von den düsteren Bildern der Vergangenheit wenden sie sich hoffnungsvoll der Zukunft zu. Der Belgier war nie Nationalist, er war irregeführt; eine unverantwortliche Sippschaft von Politikern hatte ihm die französische Kultur als „die“ Kultur bezeichnet; und so gab er sich auch keine Mühe, seinen Nachbarn im Osten kennen zu lernen. So ist psychologisch vieles zu erklären, was sich im

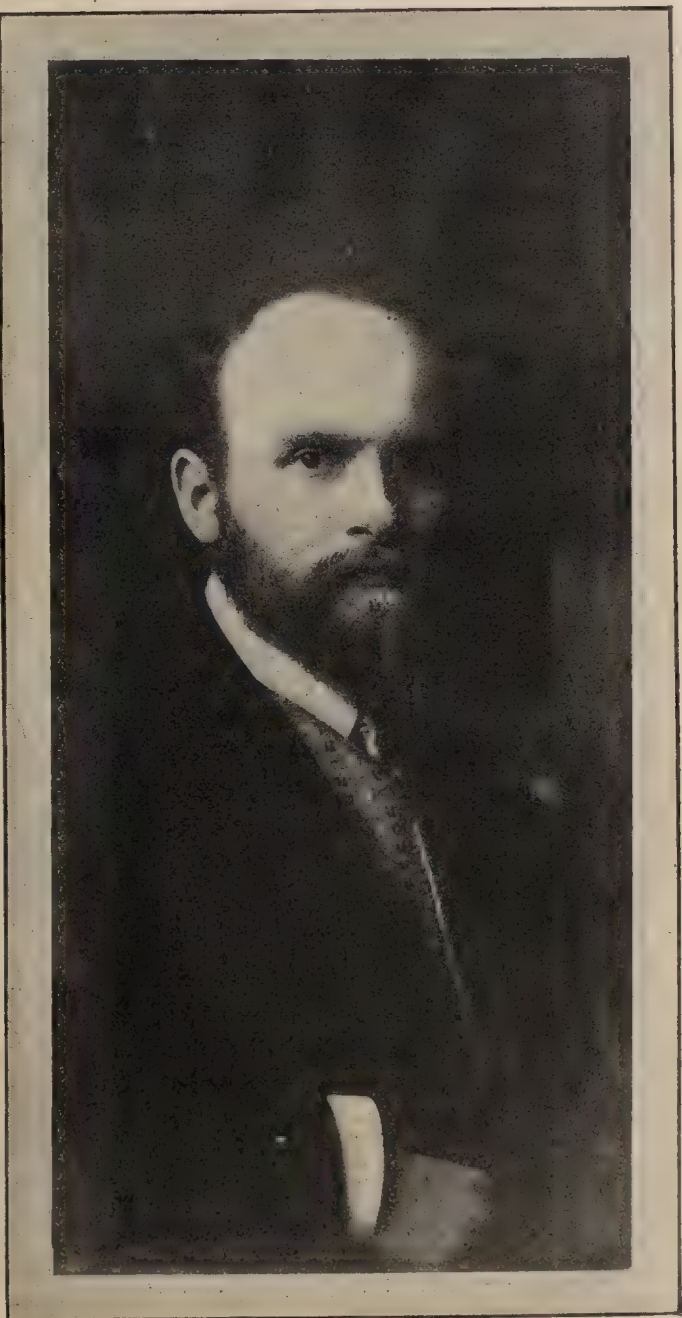


Wacheablösung auf dem Großen Markt in Antwerpen. Phot. Wiese, Cöln.

vorigen Jahre hier abspielte. Schon Talleyrand hat im vorigen Jahrhundert in einem denkwürdigen Gespräche mit der Fürstin von Lieven erklärt, daß Belgien als eine Kulturgemeinschaft nicht in Frage kommen könne. Er sprach es aus, daß Belgiens geographische Lage und seine mangelnde nationale Einheit Gefahren in sich bergen, die eines Tages zu einer Katastrophe führen müssen, wenn nicht vorsorgende Führer rechtzeitig die Hindernisse aus dem Wege räumen, die einer ruhigen Entwickelung mit elementarer Gewalt entgegenstehen. Er deutete damit auf das Rassenproblem hin, das in Belgien trotz Jahrzehnte alter Kämpfe noch der Lösung harrt. Die numerisch in der Minderheit gebliebenen Wallonen drücken die Vlamen nieder, die trotz ihrer großen künstlerischen Vergangenheit sich nicht entfalten können. Ihre Sprache ist erhalten geblieben, ihre Sitten und Gebräuche sind lebendig, aber ihre geistige Befreiung, die Rückkehr zum ungehinderten Ausleben im Sinne ihrer großen Vorfahren wird künstlich eingedämmt. Diese Niederländer erwarten vom großen Kriege, in den sie hineingezogen wurden, das Heil. Sie wollen Belgier bleiben, aber vor allem Vlamen. Sie lehnen jedes künstliche Abdrängen zur französischen Kulturgemeinschaft ab und rufen deutlich und mahnend: Flandern den Vlamen! Diesen Ruf sollten wir Deutschen zu Hause vernehmen und verstehen lernen, wie ihn die verstanden, die jetzt hier in Belgien dem Vaterlande Dienste leisten. Julius Wertheimer, Brüssel.



Munitionstransport der Italiener im Gebirge.
Nach einer italienischen Photographie.

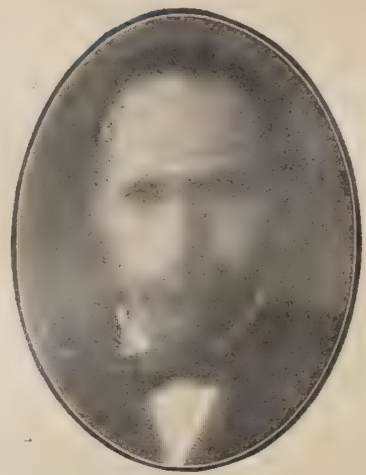


Ein Nobelpreisträger in russischer Kriegs-Gefangenschaft: Dr. Barany, Privatdozent für Ohrenheilkunde in Wien, der bei der Belagerung von Przemysl als Stabsarzt in Gefangenschaft geraten ist und jetzt den Nobelpreis für Medizin erhielt.



Italienische Gebirgsartillerie.
Nach einer italienischen Photographie.

BILDER VOM TAGE



Deutsche Träger der Nobelpreise: Geh.-Rat Prof. Willstätter, Berlin, der den Nobelpreis für Chemie erhielt. Phot. Dührkoop.



Prof. Dr. von Laue, Frankfurt a. M., der den Nobelpreis für Physik erhielt. Phot. Schmelhans.

Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Richard Willstätter, der den Nobelpreis für Chemie erhielt, verdankt seinen Weltruhm seinen grundlegenden Forschungen über das Chlorophyll, den Farbstoff der Pflanzen. Schon Goethe hatte in seiner Farbenlehre die Frage nach dem Grunde der farbigen Blütenpracht gestellt, aber ihre Beantwortung war nicht dem Dichter, sondern dem Chemiker vorbehalten. Willstätter (1872 zu Karlsruhe i. B. geboren), ein Schüler des großen Chemikers Prof. von Bayer in München, dessen Lehrstuhl er jetzt einnehmen wird, erregte bereits während seiner Anfangsprofessur in Zürich durch seine Chlorophyllforschungen Aufsehen, die dann 1911 zu der endgültigen, mit dem Tiedemann-Preis gekrönten Enträtselung der Chlorophyllzusammensetzungen führten. Willstätters Forschungen sind von bedeutsamem Einfluß nicht nur auf die Theorie, sondern auch auf die Praxis unserer Farbenchemie. — Max von Laue, der deutsche Nobelpreisträger für Physik, ist 1872 zu Ehrenbreitstein bei Koblenz geboren und hat vor allem in Berlin den Unterricht Max Plancks genossen, dessen Assistent am Institut für theoretische Physik er auch von 1905—1908 war. 1909 in München, 1912 in Zürich, wurde er im Vorjahre bei Errichtung der Universität Frankfurt a. M. zum Ordinarius für theoretische Physik berufen. Seine rein wissenschaftlichen Arbeiten, die der Nobelpreis auszeichnet, vertieften bedeutsam die Kenntnis von der Natur der Kristalle und machten zum ersten Male die Röntgenstrahlen für die Spektralanalyse nutzbar. Außerdem gewann Laue in philosophischen Kreisen besonderes Ansehen durch seine glänzende wissenschaftliche Verteidigung der von Einstein und Minkowski begründeten Relativitätstheorie. — Der medizinische Nobelpreis ist bekanntlich an einen — Kriegsgefangenen gefallen, an den österreichischen Arzt Dr. Barany. Dieser jüngste unter den Nobelpreisträgern — er ist erst 40 Jahre alt — war Stabsarzt in Przemysl während der zweiten Belagerung, fiel mit der Festung in die Hände der Russen und wurde nach Transkaukasien gebracht. So wird er wohl wesentlich später als seine Kollegen von einer Ehrung erfahren, die seinen Arbeiten über Ohren-Heilkunde gilt. — Allen deutschen Nobelpreisträgern ist ihr verhältnismäßig jugendliches Alter gemeinsam. Der älteste — Willstätter — ist noch nicht 45 Jahre, der jüngste, Barany, gerade 40 Jahre alt. Es ist erfreulich, wenn solche durch ideellen wie materiellen Wert gleich ausgezeichnete Preise ein Alter treffen, das noch die Möglichkeit vieler Leistungen vor sich hat.



Englische Offiziere mit den neuen Stahlhelmen und den Winterpelzen.
Nach einer englischen Photographie.



Freiluft-Büro mit Schreibmaschine im Felde.



Ein Walzer im Wald.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Der Feldherr. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Hinter dem Fenster, lichtschimmernd in polnische Nacht,
Einer wacht.

Eiserner Wille formt zur Tat der Gedanken lastende Schwere,
Führt zu glorreichem Sieg Deutschlands unendliche Heere . . .

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

10. Fortsetzung

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Döhlau schrie auf, hämmerte mit dem Absatz gegen die eisenbeschlagene Tür, aber es kam keine Antwort, so oft er in den Pausen auch lauschte. Er schrie, bis ihm die Zunge wie ein trockenes Stück Holz im Munde lag . . . es kam keine Antwort. Da lehnte er mit dem Rücken gegen die feuchte Mauer, trampelte mit den Füßen, damit das Ungeziefer nicht an ihn kam, und überlegte, wie er wohl ein Ende machen konnte, ehe ihn das ekle Gewimmel da bei lebendem Leibe fraß . . . Aber er fand keinen Weg . . . In der Westentasche trug er wohl ein kleines Messer, scharf genug, um die Pulsadern zu durchschneiden, aber er konnte es nicht fassen, denn die Hände waren ihm noch immer auf den Rücken gebunden . . . Endlich — vor dem vergitterten kleinen Fenster war es schon dunkel geworden — rasselte es im Schlosse. Die Tür ging auf, ein Männlein in langem Kaftan schlüpfte hinein wie eine Maus, die Tür schlug wieder zu. Das Männlein hob eine kümmerlich brennende Laterne:

‚Sennen Sie Der, wo zu dem Storosch ein bestimmtes, gutes Wort hat gesprochen?“

Herr von Döhlau atmete auf.

„Ja, der bin ich!“

‚Und — verzeien Sie zur Giete — von wemenem hoben Se das Wort gehört?“

„Von dem Führer der Sozialisten in Ordensburg, Herrn Kochanski . . .“

„Dann ise gutt! E gewaltiger Mann . . . wenn wird wieder Friede sein, sein Name wird leuchten wie e Stern über alle, wo bedrickt und geschlogen sind . . . Aber es ise nicht viel Zeit for Komplimenten zu machen. Mög' es sein, daß Sie können aufbringen fimftausend Rubel bis morgen abend?“

„Und wenn ich's könnte, was dann?“

Das Männchen zog bedächtig den grauen Spitzbart durch die Hand.

„Da wäre viel möglich zu machen! Mit fimftausend Rubel me könnt' erst reden mit dem Pristaw, und wenn er sich nich getraut allein, me könnt' gehen zum Herrn Kommandant. Das ise e sehr freindlicher Mann, er nemmt von Juden und Christen. Und dann könnt' sein, daß me Sie vergeßt in diesem Gefängnis, bis de Preißen kommen, oder verleicht, daß der Storosch die Tür da läßt offen stehen, und Sie finden neben Ihrem Brot e richtigen und guten Paß . . .“

„Und was geschieht mit meinen Mitgefangenen?“

Herr Chaim Rosenblum zuckte mit den Achseln

„Weiß ich? Verleicht werden se schon übermorgen verschickt oder e paar Täg später . . .“

Botho von Döhlau warf den Kopf in den Nacken.

„Dann verzichte ich! Wenn ich sie nicht mit befreien kann, muß ich ihr Schicksal teilen.“

Das Männlein schüttelte bekümmert den Kopf mit dem verbeulten Zylinder.

„So sprecht e preiß'scher Edelmann! Was sag' ich, Edelmann? E Graf! Aber Herr, wissen Sie, was in dem einen Wort ‚verschicken‘ ise einbeschlossen? Das heißt, viele tausend Werst auf Ihre eigene Fieß nach Sibirien! Jeder Schritt e Marter, wenn die Stiefel sennen zerrissen und die Fieß voll Schwären. Die Täg e Qual von Morgen bis auf 'n Abend und die Nächte e Pein, denn Sie sollen schlafen in verfaultem Stroh und Kot, wo schon viele Menschen vor Ihnen haben gelegen, und sie sennen aus Not geworden wie die Tiere . . .“ Er hob die Hände und schüttelte sie in ohnmächtigem Zorn: „Herr, wenn die Straßen nach Sibirien könnten reden! Nur eine einzige Stund' könnten sprechen vor dem Zaren, ich schwör' Ihnen, er würd' eine Nagaika nehmen, seine Natschalniki zum Teufel jagen! Oder — ihm gewünscht! — er sollt nur vier Wochen wandern, wie ein Verschickter, hinter sich den Kasak! Die Zung' hängt ihm 'raus zum Hals, ihn dürstert — da ise eine Pfütz' im Weg, werf Dich hin und leck' Wasser wie e Hund! Oder die spitzen Steine tun ihn stechen, in de Fieß hat er Löcher bis auf die Knochen, er möcht' sich hinwerfen und sterben. Aber der Kasak stößt ihm die Stiefelspitz' ins Genick. Fpjerod, vorwärts, zum Liegenbleiben ise keine Zeit! Wenn Du sterben willst, Sohn einer Hündin, stirb im Gehen . . .“

Botho von Döhlau fühlte, wie ihm ein eisiger Schauder über den Rücken zog. Aber, wenn er auch seine Unglücksgefährten ihrem Schicksal überlassen hätte, wie sollte er in der kurzen Frist die Summe auftreiben, die zu seiner eigenen Befreiung nötig war . . .?

„Herr,“ sagte er, „und entschuldigen Sie, aber wie war doch Ihr Name?‘

Das Männchen verneigte sich.

„Verzeinnen Sie zur Giete: Rosenblum! Chaim Rosenblum, Fuhrwerksbesitzer und Kommissionär in was Sie belieben. Wellen Sie Fisch essen auf 'n

Frauen ich besorg' se! Wellen Sie kaufen e Klavier oder verkaufen e Pferd, ich besorg' es. Me muß Geschäfte machen, wie sichs trefft, wenn me sechs Kindren soll ernähren ... Aber — beim Grab von meine Mutter — an die fimftausend Rubel von Ihnen will ich nicht verdienen eine einzige Kopeke! Weil Sie sennen 'n Freund zu Herrn Kochanski, und sein Name gilt bei uns so gut wie ein Chillef, wie ein Wechsel ..."

Herr von Döhlau mußte sich erst räuspern, ehe er antworten konnte. Seine Erinnerung flog zu dem Tag zurück, an dem er neben seinem politischen Gegner als Mensch gestanden hatte neben dem Menschen. Wie er sich mit ihm zu gemeinsamer Arbeit verbunden hatte, als die erste Flut der Flüchtlinge das Städtchen überschwemmte ...

„Schön," sagte er, „Herr Rosenblum, aber ich fürchte, ich werde die verlangte Summe nicht auftreiben können. Mein Vater ist ein hoher Beamter im Westen, nur wie soll ich eine Nachricht zu ihm gelangen lassen? Meine Frau ist so reich, daß sie hundert solche kleine Lumpen auskaufen könnte wie hier Ihren Kommandanten, aber sie steht im innersten Herzen auf seiten unserer Feinde. Sie ist die Tochter eines reichen lothringischen Fabrikbesitzers ... ein verwöhntes Kind ... als sie mir an die russische Grenze hin folgte, nahm sie's als ein kurzes, lustiges Abenteuer. Wie die ersten rauhen Winde bliesen, ließ sie mich allein ... Vielleicht ist sie mit ihrem Vater heute schon in Paris, aber, selbst wenn ich sie erreichen könnte — eher würde ich elend zugrunde gehen, als sie um Hilfe bitten ..."

Herr Rosenblum kratzte sich den Kopf.

„Sie reden eso, vor dem Weg nach Sibirien! Wenn Se ihn erst kennen, ise vorbei mit dem Stolz, me schreit nur um Hilfe ... Ich kenn' ihn, denn ich bin ihn gegangen, hin zu Fuß, zurück zu Fuß. Dreißig Jahre ise her, ich war e unbesonnener, junger Mensch, hab' mir eingebild't, die Morgenröte wär' nahe auch für unser Volk! Eine Schrift hatt' ich geschrieben an den Zaren, was für ein Denkmal von Liebe er sich könnt' setzen in acht Millionen jüdische Herzen, wenn er möcht befehlen, daß seine Tschinownits uns sollen behandeln als Menschen. Seine Antwort war: Sibirien! Zwei Jahre hab' ich Blei gegraben unter der Erde in Sachalin, dann bin ich gestorben. Als der Revolutionär Awrom Zabludowski bin ich gestorben. Wie ich wieder bin aufgewacht, hab' ich einen Paß gehabt auf den Namen Chaim Rosenblum. Ich hab' gesagt, wieso soll ich nicht Rosenblum heißen, wenn ich anfang e neues Leben? Dreitausend Rubel hatten meine Leut' zusammengebracht für Tod und Auferstehung ... Ich hab' se langsam zurückgezahlt, aber noch heut' schreck' ich zusammen in der Nacht, wenn ich träum', ich bin wieder der Awrom Zabludowski, ein Kasak treibt mich auf der Straße nach Sibirien ..." Er wischte sich mit der Hand über die Stirn ... „Aber, Herr, die Zeit geht herum, und wir klären unnütze Fragen, wie die Juden, wenn se an Schabbesnachmittag stehen auf dem Markt ... Also Sie glauben nicht, daß Sie die fimftausend Rubel können aufbringen bis morgen abend?"

Botho von Döhlau schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Rosenblum, das glaube ich nicht!"

„Ja dann, Herr ... Und wieviel haben Sie jetzt noch bei sich?"

„Nicht einen Pfennig! Als mein Kasak mich dem Wärter übergab, griff er mir in die Taschen. Ehe ich ein Wort herausbringen konnte, war ich geplündert."

Herr Rosenblum nickte.

„Wenn Dich e Kasak nur ansieht, schon ist Dein Geld verschwunden! Aber man wird doch da sehen, was zu machen is ..." Er löste dem Gefangenen die Fesseln, hielt ihm ein abgegriffenes Notizbuch hin.

„Da, Herr, schreiben Sie ein Wort um Hilfe an Ihren Freund in Ordensburg, ich will es noch heut' abend befördern an die Adreeßen ..."

Botho von Döhlau mußte erst eine Weile lang eine Hand an der anderen reiben, ehe er mit unbeholfenen Fingern schreiben konnte.

„Lieber Herr Kochanski, man bietet mir für 5000 Rubel die Freiheit. Selbst wenn das Geld aufzutreiben wäre, ich würde mich von meinen Schicksalsgenossen nicht trennen. Sollte es Ihnen möglich sein, eine Nachricht an meinen Vater gelangen zu lassen: er ist Oberpräsident in Koblenz. Vielleicht gelingt es ihm durch das Auswärtige Amt, mich und meine Gefährten zu befreien. Auf Wiedersehen in besseren Zeiten!

Botho von Döhlau."

Herr Rosenblum las die Seiten in seinem Notizbuche aufmerksam durch. Als er fertig war, schob er es in seine Brusttasche.

„E großer Mann in Preißen, e Oberpräsident, und sein Arm reicht weit. Aber nich bis Rußland! Und Auswärtiges Amt? Das wär' verleicht gut, wenn de Welt möcht' bestehen aus lauter Deutschen. Aber hier bei uns? Der Ruß ist schlimmer als ein Tier! Ein Tier lebt nach dem Gesetz von seiner Natur. Wenn die Natur es ihm vorgeschrieben hat, es soll die anderen auffressen, frißt es sie auf. Wenn es ihm vorgeschrieben ist, in Frieden zu leben, lebt es in Frieden. Der Ruß aber ist kein Tier, sondern ein verdorbener Mensch! ... Die Gesetze lernt er, um sie zu betrügen, und das Höchste ist ihm sein Bauch. Um eine Stunde Wollust verkauft er seine Mutter, um ein Gericht Borscht seinen Vater. Seine Schwester schickt er um hundert Rubel in die Schande, seine Ehre ist ihm feil für ein Glas Schnaps. Wie ein Schwein rennt er durchs Leben, das Tollkraut gefressen hat... Und jetzt ist das ganze Volk betrunken von diesem Kraut. Die Stimme von Ihrem ‚Auswärt'gen Amt' ist nicht mehr wert als das Weinen von einem kleinen Kind ... Aber Spaß" — in Herrn Rosenblums Augen blitzte es freudig auf — „die Deutschen möchten den Großfürst Nikolai fangen und ihm jeden Tag fünfundzwanzig mit der Nagaika geben! Der Schrei würd' kommen bis Petersburg, und der Zar würd' öffnen sein Herz auf einmal für die Gerechtigkeit! Mir gewünscht, ich dürft' eine Stunde nur sitzen auf dem Platz vom lieben Gott, und es möcht' manches anders werden im großen russischen Reich ..."

Der Landrat von Döhlau mußte lächeln.

„Wenn es so weit ist, Herr Rosenblum, halte ich mich zu Ihrer Verfügung, zum Verdreschen! Aber wenn Sie auch meinen Brief an Herrn Kochanski befördern — glauben Sie, daß er in der Lage ist, den Hilferuf an meinen Vater zu schicken?"

Herr Rosenblum schüttelte mißbilligend den grauen Kopf.

„Was heißt, in der Lage ...? Er schickt! Was geht's mich an, wie? Verleicht durch einen Vogel durch der Luft oder mit einem russischen Soldat, der das gute Wort kennt wie Sie und ich? Es sind ihrer viele, die es kennen! ... Aber wenn die Antwort kommt, sind Sie auf dem Marsch nach Sibirien ..."

Botho von Döhlau richtete sich auf.

„Verlassen Sie sich drauf, man wird mich zurückholen!"

Das alte Männchen seufzte.

„Ihnen gewünscht, und Ihr Wort in Gottes Ohr! Aber hier ise was zum Rauchen und was zum Essen ..." Er griff in die Tasche, holte ein Pack Zigaretten hervor und ein Dutzend auf eine Schnur gereihte Biggel, ein ringförmiges Gebäck aus Weizenmehl. Der Landrat faßte gierig zu, er hatte seit dem frühen Morgen außer einem Schluck Wasser nichts genossen.

„Herr, wie soll ich Ihnen das mal vergelten? Und wenn Sie noch ein Uebriges tun wollen, sagen Sie dem Wärter, er möchte meine Zelle säubern, ehe ich mich schlafen lege. Das Ungeziefer frißt mich sonst auf!"

Herr Rosenblum zog bedenklich die Augenbrauen hoch.

„Das wird schwer hineingehen in seinen Verstand! Er hat selber welches, nur am Sonntag sucht er sich's ab. Wer überhaupt in Rußland hat keins? Glauben Sie mir, auch der Zar hat sich schon gekratzt! Und ich sag' immer, suchst Du Gerechtigkeit bei uns — nur bei der Laus! Sie beißt den Juden und den Christen, den Reichen und den Armen, den Pilger auf der Landstraße wie den Gendarmen ... Was Sie aber zu mir gesprochen haben vom Vergelten? Wenn Gott hilft, und Sie sennen wieder in Ihrem Amt: das erste arme Jidchen, was wird kommen gegangen zu gehen bei Sie mit einer Bitte — denken Se, es ise der alte Chaim Rosenblum und tun Se's ihm zu gut." ...

Das graue Männchen war so heimlich verschwunden, wie es gekommen war. Botho von Döhlau stand allein. Nach einer Weile kam der Wärter, kehrte den kurzgemahlenen Häcksel in einer Ecke zusammen, bedeckte ihn mit einer Decke. Ein kurzes Wort, das der Anwalt der Kleinen und warf auf die Pritsche ein Bündel frisches Stroh. Auf ein Brett an der Wand stellte er einen Tonkrug und ging schweigend wieder hinaus. Der Landrat von Döhlau aber schlang gierig die trockenen Biggel hinunter, stillte seinen Durst aus dem Wasserkruge und streckte sich auf der harten Holzpritsche aus, das Strohbündel als Kopfkissen. Seine Lage kam ihm nicht mehr so verzweifelt vor wie noch vor wenigen Stunden. Es ging doch nicht an, daß er und seine Mitgefangenen ohne jeden triftigen Grund nach Sibirien verschleppt wurden. Es mußte doch zu irgendeiner Vernehmung kommen, und da wollte er energisch genug gegen diese allem Völkerrecht Hohn sprechende Behandlung protestieren. . .

Die Müdigkeit überwältigte ihn nach dem ungewohnten Marsch in Sonnenbrand und Staub, die Augenlider sanken ihm zu kurzem Schlummer. Im Hinüberdämmern aber mußte er denken, welch eine Kraft das wohl sein mochte, die so Großes wirkte? Daß sie Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedener Herkunft zu gemeinsamem Fühlen verband und zu gemeinsamer Abwehr, über eine Grenze hinweg, die so schroff war wie eine hohe Mauer. . . Der Königlich preußische Landrat des Kreises Ordensburg war ein Nichts in der Hand seiner russischen Schergen. Ein kurzes Wort das der Anwalt der Kleinen und Beladenen ihm zuschrie in der Heimat, half ihm, daß er in aller Not und Pein nicht ganz verlassen blieb... daß ein Strahl von Hoffnung durch die dicken Mauern eines russischen Gefängnisses in seine von Ungeziefer und Schmutz verpestete Zelle fiel. . .

Aber die Tage kamen und vergingen, die ersehnte Befreiung blieb aus. Die eisenbeschlagene Tür öffnete sich nur, wenn der schweigsame alte Wärter den Krug auf dem Wandbrette mit frischem Wasser füllte und daneben ein verschimmeltes Stück Brot legte. Zu jeder Frage und Bitte schüttelte er nur den Kopf: „Nie pammaju Gaspadin ... Herr, ich verstehe nicht." ... Endlich jedoch kam ein Tag, an dem der Landrat von Döhlau aus der halbdunklen Zelle ins Freie geführt wurde. Eine ganze Weile dauerte es, bis seine Augen sich wieder ans Licht gewöhnten, und da erkannte er, daß er mitten zwischen seinen Leidensgefährten stand. Sie sahen sich an und erschraken voreinander. Die Gesichter blaß und verfallen, die ungeordneten Haare und Kleider mit ekelhaftem Ungeziefer bedeckt. . .

Nur zwei von den aus Ordensburg Verschleppten fehlten, die Kaufleute Bär junior und Rosenthal. Die kannten den Verkehr mit russischen Beamten aus ihrem langjährigen Geschäftsbetrieb über die Grenze. Nach ihrer Einlieferung hatten sie dem Polizeimeister von Grajewo einen herzlichen Gruß geschickt von einem nahen Verwandten. Und der hatte sie verstanden. Am nächsten Morgen wurden sie unter Bedeckung eines vertrauenswürdigen Gorodowois nach Ordensburg zurückgebracht und mußten diesem einhändigen, was sie an barem Gelde in Geschäft und Verwandtschaft auftreiben konnten. Zusammen mehr als fünfzehntausend Rubel, so daß sie ruiniert waren und ihre kleinen Geschäftchen von vorn anfangen mußten. Aber was lag daran? Sie hatten das Köstlichste gerettet, das Leben. So reich waren sie nicht mit ihrer ganzen Verwandtschaft, um auch ihre Mitgefangenen auszulösen. Wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie zuerst für sich selbst sorgten? ... Und Herr Bär junior, der selbst in schweren Lagen seinen gesunden jüdischen Mutterwitz nicht verlor, stieß seinem betrübt dastehenden Leidensgefährten mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Nu, Rosenthal, wieso lassen Se so den Kopf hängen? Ein Gutes ist aus dem Schlamassel wenigstens 'rausgekommen — die Konkurrenz zwischen uns hat ein Ende! Und es steht nichts mehr im Wege, daß wir ein Kompaniegeschäft anfangen.

Die Einlagen sind gleich: Sie sind pleite, und ich bin pleite. Nur ich hab' den klügeren Kopf! Da werden Sie's begreiflich finden, daß Sie noch irgendwo zwanzig Mark auftreiben müssen, zum Ausgleich. Damit verlegen wir uns auf Heereslieferung für die russische Armee! In Lausesalbe. Nach unseren Erfahrungen im Gefängnis von Grajewo muß in diesem Artikel ein geradezu glänzendes Geschäft zu machen sein . . ."

Die Ordensburger Stadtvertreter wurden zu dreien nebeneinander vom Gefängnishofe auf den Marktplatz geführt. Und da fanden sie eine große Menge von Schicksalsgenossen. Wohl an zweihundert Weiber, Kinder und Greise, aus den Grenzdörfern in Gefangenschaft verschleppt. Sie harrten stumpf da wie eine Viehherde, die zur Schlachtbank geführt werden sollte. Und nur zögernd gaben sie Auskunft. Immer mit Klagen dazwischen, daß sie so töricht gewesen wären, im Vertrauen auf russische Menschlichkeit in der Heimat zu bleiben. Die Knaben und Jünglinge waren ermordet oder verstümmelt durch Abschlagen der rechten Hand, die Mädchen zur Lustbarkeit ins Lager verschleppt . . .

Ein Männchen in langem Kaftan und verbeultem Zylinderhut schob sich da, wo der Landrat von Döhlau stand, vorbei und gab ihm durch ein plötzliches Räuspern ein Zeichen. Er erkannte seinen Besucher aus der Zelle und merkte auf. Aber es dauerte eine ganze Weile, bis Herr Rosenblum sich zu unauffälliger Unterhaltung in seiner Nähe aufstellte. Mit dem Rücken zu ihm, und scheinbar unterhandelte er bei der Botschaft, die er auszurichten hatte, mit einem anderen Kaftanträger über ein Geschäft . . .

„Ich hab's Dir gleich gesagt, der Herr Kochanski wird nischt ausrichten können! Treppauf und treppab ise er gelaufen, hundert Rubel hat er zusammengebracht. Bar Geld ist knapp in Ordensburg, weil alles genemmt hat der russische General; Kontribution hat er's geheißen für den russischen Staat, wo die achtzigtausend Rubel werden verschwinden, weiß er allein . . . Und ich laß jetzt die hundert Rubel hinter mich fallen auf der Erde . . . Wemenem's angeht, der wird se aufheben . . . Und es sind lauter einzelne Rubelscheine, denn wenn Du einem Kasak gibst einen großen Schein, er kann Dir — nebbich — nie 'rausgeben mit kleinem Geld . . . Und der Herr Kochanski wird einen Ruf ausstoßen bis nach Berlin . . . Aber er verspricht sich nich viel von diesen Ruf, denn die Deutschen sollen geschlagen sein in einer großmächtigen Schlacht, und ihr Wort gegen Rußland wird so viel gelten wie das Weinen von 'enem Hasen, den wo der Fuchs hat gebissen in den Hals . . ."

Herr Rosenblum ging gestikulierend weiter. Botho von Döhlau bückte sich rasch und schob das in Zeitungspapier gewickelte Päckchen in die Brusttasche. Barg die Summe Geldes, die er noch vor kurzem an einem einzigen lustigen Abend ausgegeben hatte, wie einen köstlichen Schatz . . .

Der Rittmeister mit dem Pflaster auf der Nase kam, hoch zu Roß, auf den Marktplatz. „Fertig?" rief er den Wachtmeister der Geleitstruppe an, und der antwortete: „Zu Befehl!" Mit Schreien und Fluchen ordneten die Kasaken den traurigen Zug in Reihen zu vieren. Der Bürgermeister Wessollek schlug sich plötzlich mit den Fäusten gegen die Brust wie ein Rasender.

„Das dulde ich nicht!" schrie er auf und rannte aus der Reihe, packte den Gaul des Rittmeisters am Kandarenzügel: „Das dulde ich nicht, ich verlange, vor ein ordentliches Gericht geführt zu werden . . ."

Der Rittmeister Bajarüschnik zog den rechten Fuß aus dem Steigbügel, zielte sorgfältig und trat dem Bürgermeister Wessollek mit dem spornbewehrten Absatz mitten ins Gesicht.

„Da, Du Sohn einer Hündin, das ist Dein ordentliches Gericht! . . . Und wie kannst Du es wagen, Dich an einem russischen Offizier zu vergreifen?". . .

Ein Kasak spornte seinen Gaul gegen den Zurücktaumelnden, eine Klinge blitzte in der Luft, der brave preußische Bürgermeister sank mit ausgebreiteten Armen auf das Pflaster zurück. Eine dunkle Lache von Blut breitete sich unter seinem regungslos liegenden Körper . . . Und der Rittmeister lachte kurz auf.

„Seht doch den Faulpelz! Weil er Angst hat, zu Fuß zu gehen, legt er sich lieber schlafen . . ."

Danach ging der Transport der Uebrigbleibenden gar leicht von statten. Wenn einer der Begleitmannschaften sie nur scharf anblickte, beschleunigten sie den Schritt. Aber schon nach dem ersten Tagesmarsche, der bis zu dem Dorfe Raygrod führte, hatte sich die Zahl der mühselig auf staubiger Landstraße Dahinziehenden verringert. Trotz allem löblichen Eifer brach ab und zu eins der Weiber oder Kinder oder einer der alten Männer im Sonnenbrand und Staub zusammen. Dann blieb einer der Begleitmannschaft zur „Hilfeleistung" zurück. Aber schon nach kurzer Frist kam er wieder angesprengt und erstattete dem Rittmeister Bajarüschnik eine Meldung. Und der zog ein Notizbuch, strich darin eine Nummer aus . . .

Der Landrat von Döhlau zählte genau, bis zum Einrücken in das Nachtlager waren zweiunddreißig auf diese Weise zurückgeblieben. Er warf sich todmüde auf die kahle Erde; seine leichten Stiefel waren zerrissen, die Füße brannten, und im Nacken biß ihn Ungeziefer. Das kleine scharfe Messer in der Westentasche drückte ihm beim Niederlegen gegen die Rippen, als wenn es sagen wollte: „Hier bin ich, einen kurzen Schnitt nur, und deine Qual hat ein Ende . . ." Er nahm es und warf es im Bogen weit von sich fort, um jeder Versuchung zu entgehen. Und wenn er auf wunden Stümpfen weitermarschieren sollte, er mußte bis zum Ende ausharren. Um als Blutzeuge dazustehen am Tage der Abrechnung und laut seine Stimme zu erheben, daß es mit diesem entmenschten Volk keinen Frieden geben durfte. Erschlagen mußte man es Mann für Mann, oder man mußte es in einen festen Käfig sperren, der ihm, gleich einer gefährlichen Bestie, für immer das Ausbrechen verwehrte . . .

XI.

Zur selben Zeit weilte mitten im Beldahner Walde eine junge Frau bei ihrem schwerwunden Mann. In einer wohl tausend Morgen großen Kiefernschonung lag, einem tiefen Kessel gleich, ein rundes Tal. Dort hatte die Herrin von Marczinowen, das Fräulein von Streit, ihr Gutsgesinde vor den Russen geborgen. Wie sie annahm, nur für wenige Tage; denn viel länger konnte es nicht dauern, bis die anrückenden deutschen Truppen den eingedrungenen Feind wieder über die Grenze warfen.

Aber mehr als zwei Wochen waren vergangen, kein Anzeichen ließ darauf schließen, daß von Westen her die ersehnte Hilfe nahte. Nur ab und zu, in stillen Nächten, konnte man murrenden Kanonendonner vernehmen. Wie das Grollen eines weit entfernten Gewitters hörte es sich an. Und der alte Gutsförster Hahn, der in einer mondlosen Nacht auf Kundschaft gegangen war, kehrte im Morgengrauen mit betrübenden Nachrichten wieder heim. Ueberall seien die Russen in siegreichem Vordringen. Bei Eydtkuhnen hätten sie eine deutsche Armee geschlagen, Gumbinnen und Insterburg besetzt, schickten ihre streifenden Kosakenpatrouillen bis an die Tore von Königsberg. Südwärts aber marschiere eine ungeheure Armee gegen die Linie Ortelsburg—Neidenburg—Soldau, nur noch die kleine Feste Boyen zwischen Mauer- und Lewentiensee leiste hartnäckigen Widerstand. Unter dem Befehl des Obersten Busse, eines tapferen Mannes von altpreußischem Schrot und Korn. Es hieß, er hätte geschworen, sich mitsamt seiner Besatzung unter den Trümmern der Zitadelle begraben zu lassen, ehe er den ihm von seinem Könige anvertrauten Platz dem Feinde übergäbe. Die Russen aber lachten bloß darüber. In kurzer Frist wäre die kleine Feste mit der anschließenden Stadt Lötzen umzingelt und ausgehungert. Dann zeigte man der Besatzung ein Stück Speck, und sie käme mit hochgehobenen Händen gelaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

W., Göttingen. Der Maßstab auf Ihrer Landkarte, 1 : 25,000 bedeutet, daß eine Verkleinerung der Karte erfolgte, insofern als 1 cm gezeichnet wurde für eine Strecke von 25,000 cm = ¼ km. Sie können daher mit dem Metermaß genau feststellen, wie weit ein Ort vom andern entfernt ist, wenn Sie das gewonnene Ergebnis mit 25.000 cm oder ¼ km multiplizieren.

G. 607. Die Verdeutschung des Wortes Gulasch (Gulyas) in Pfefferfleisch, wie der Versuch gemacht war ist vollkommen unberechtigt. Unter Gulasch versteht man ein ungarisches Nationalgericht, das angeblich so hergestellt wird, wie die Rinderhirten in der Pußta sich ihr Fleisch zubereiten. Daher stammt auch die Bezeichnung Gulyás-hús (d. h. Fleisch wie es die Rinderhirten essen).

Geschäftliche Mitteilungen.

Weihnachtsbücher. Unter den literarischen Festgeschenken dieses Jahres steht an erster Stelle die prächtig gedruckte und vornehm ausgestattete, neue wohlfeile Gesamtausgabe von Gustav Freytags Gesammelten Werken. Sie umfaßt die Romane, Erzählungen, Aufsätze und Dramen, und zwar in zwei gesondert zu beziehenden Serien von insgesamt 16 Bänden. Der Preis beträgt pro Serie, also für acht je ca. 600 Seiten starke Bände, 32 Mark. Die bekannte Versand-Buchhandlung von Karl Block, Berlin SW 68, Kochstraße 9, hat den Sondervertrieb dieser Ausgabe übernommen und liefert jede Serie sofort vollständig franko gegen monatliche Teilzahlung von nur 3 Mark, bei Bezug beider Serien zusammen gegen monatliche 5 Mark-Raten.

Kunsthonig in vorzüglicher Qualität kann man mit dem Kunsthonigpulver der Firma Bernhard Reichelt, Breslau 16, Grüneiche 24, herstellen. Die Firma teilte mit, daß sie aus den mit ihrem Umsatz erzielten Erträgen auch der Allgemeinheit Mittel zufließen läßt; zunächst durch tägliche größere Sendungen ins Feld, ferner hat sie sich entschlossen, abwechselnd allmonatlich dem Nationalen Frauendienst in Breslau und dem Deutschen Hilfsverein für deutsche Kriegsgefangene in Sibirien namhafte Beträge zu überweisen. Der Nationale Frauendienst erhielt als erste Zahlung bereits 3000 M.

Bester **Ersatz für Gillette-Klingen** sind die viel billigeren Original-Rekord-Klingen, die von der Firma Oettinger u. Hahn G. m. b. H., Berlin W 35, zu beziehen sind.

Katarrhe des Halses und des Rachens, Schnupfen usw. können schwere chronische Erkrankungen werden und besonders in vorgerücktem Alter zu mancherlei Komplikationen führen. Ein guter Inhalator im Hause ist das beste Vorbeugungsmittel. Ein erprobter Apparat ist der Wiesbadener Tancré-Inhalator, was viele Dankschreiben bezeugen. Die Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden 483a, versendet an Interessenten eine belehrende Broschüre, „Die Kur im Hause", kostenlos und ohne Kaufzwang.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — ba — bam — bas — bel — ber — bra — bus — da — deich — dos — e — e — e — ei — eich — el — fe — gal — gar — him — ho — i — i — i — in — kamp — ko — kre — ku — la — li — li — lo — mit — mit — na — na — nach — ni — ni — nie — on — po — port — re — re — rho — rik — ro — ru — san — sau — see — see — sel — sen — ta — tag — tit — to — to — trans — ü — van — vi — werk

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, eine Bitte an alle Leser ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. See im Kampfgebiet. 2. Berühmtes Bild. 3. Tropische Pflanze. 4. Italienischen Staatsmann. 5. Industrieunternehmen. 6. Berühmten englischen Roman. 7. Russischen Feldherrn. 8. Albanische Stadt. 9. Tagesbezeichnung. 10. Hauptstadt einer Insel. 11. Vorort von Berlin. 12. Türkischen Vornamen. 13. Spanische Nationalfigur. 14. Russischen Kreuzer. 15. Griechischen Dichter. 16. Halbinsel. 17. Verwerfliche Handlung. 18. Von unseren U-Booten gefährdeter Handelsverkehr. 19. Griechische Insel. 20. Bestand eines Wagens. 21. Bezeichnung für alten Druck. 22. Biblische Person.

Bilder-Rätsel.



Die verwandelte Stadt.

Die Stadt liegt im Westfalenland. —
Gib ihren Zeichen anderen Stand
Und füge noch ein Zeichen an,
Ein groß' Gewässer ist es dann,
Von dem jetzt manche Kunde dringt,
Die Gutes und auch Schlimmes bringt.

Zweisilbiges Rätsel.

1 ist eine Stadt am Mainfluß
Mit berühmter Industrie,
2 pflegt gern man nachzujagen,
Doch ist's oft nur Utopie;
1, 2 Frucht erlesnen Wirkens
Deutscher Organisation —
Daran scheitert Deine Tücke,
Ränkevolles Albion. —

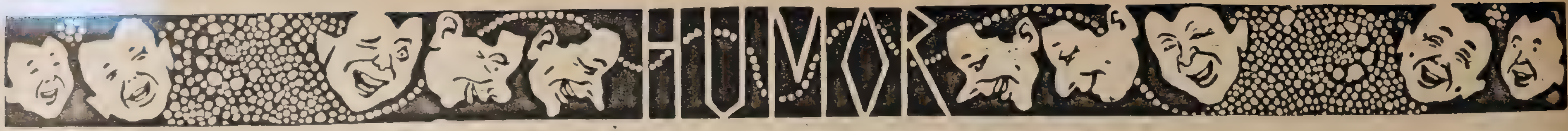
Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Die Front von der Nordsee bis zur Adria. 1. Druckerei. 2. Erbgraf. 3. Romeo. 4. Nachhut. 5. Verrocchio. 6. Nachod. 7. Eimer. 8. Nero. 9. Rhomboid 10. Sappe. 11. Eisenlob. 12. Iris. 13. Zulu. 14. Riga. 15. Doktor. 16. Ida.

Kopf-Rätsel: Korso — Torso.

Trennungs-Rätsel: Ein Baum — Einbaum.

Scharade: Urlaub.



Eine Bauersfrau kaufte im nächsten Städtchen einige Packen Streichhölzer. Am nächsten Tage kam sie wieder und beklagte sich, daß die Streichhölzer feucht wären, denn sie hätten sich beim Reiben an der Schachtel nicht entzündet. Der Kaufmann nahm ein Streichholz. „Passen Sie auf!“ sagte er und entzündete das Hölzchen, indem er damit an der Hose entlang fuhr. „Sonne Hölzer kann ich nich brauchen!“ sagte die Alte empört. „Denken Sie vielleicht, ich kann jedes Mal zwei Stunden Wegs herkommen, damit ich mein Streichholz an Ihrer ollen Hose anzünden kann?!“

*

Herr (zur Zimmervermieterin): „Ich bin immer sehr gut mit den Leuten ausgekommen, bei denen ich gewohnt habe; die Frau, bei der ich zuletzt wohnte, hat sogar geweint, als ich fortzog!“

Zimmervermieterin: „Das wird bei mir nicht vorkommen, ich verlange das Zimmer immer im voraus bezahlt!“

*

Unser Ersatzbataillon ist zum Teil im Bürgerquartier, liegt also in Gruppen zu zwei und drei Mann bei Bürgersleuten. Neulich rücken wir zu Zielübungen auf den Exerzierplatz aus. Als „Ziel“ wird ein Häuschen am jenseitigen Rande des Platzes angegeben, und der Leutnant geht von Mann zu Mann und fragt, was sie an dem Ziel beobachten. Die meisten sagen „'n Haus mit'n roten Dach,“ nur Rekrut Bulke antwortet: „Es ist ein kleines Haus, hat vier Fenster, davor ist ein Garten mit einem Birnbaum, und in dem Baum hängt ein Starkasten.“ — Erstaunt sagt der Leutnant: „Donnerwetter, haben Sie so gute Augen?“ — „Nee,“ sagt Bulke, „aber ich tu doch da im Quartier liegen!“

Zeichnung von Paul Simmel.



Nikita von Montenegro: „Na, meine Hauptstadt sollen sie nicht einnehmen, die nehme ich mit!“

*

Gast: „Sie, Kellner, ist das hier Schweineschnitzel oder Kalbsschnitzel?“ — Kellner: „Können Sie's nicht am Geschmack unterscheiden?“ — Gast: „Nein.“ — Kellner: „Na, dann kann's Ihnen doch egal sein!“

*

Geistesgegenwart. Der Hilfsschreiber Kunze geht im finsteren Korridor um die Ecke, rennt gegen einen Mann und sagt: „Verdammter Idiot!“ — erkennt den Herrn Rechnungsrat und fährt fort: „Der ich bin!“

*

Ich treffe unsere Portierfrau täglich auf der Treppe und frage oft, was sie von ihrem Mann für Nachrichten aus dem Felde bekommt, worauf Frau Maier heute jammert: „Ach Gott, meiner schrieb mir gestern, er läge jetzt in Korpsreserve, hoffentlich ist das Nest nicht auch so ungesund und verdreckt wie die andern da in Rußland!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 49

Berliner

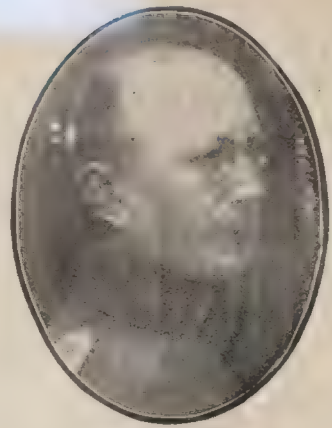
5. Dezember 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Russischer Beobachtungsstand auf einer mit Zweigen verkleideten, vergoldeten Kirchenkuppel.



Paul Oskar Höcker,
der bekannte Romanschriftsteller,
der seinen 50. Geburtstag feiert.
Phot. Becker & Maaß.

DER ZEPPELINBESUCH IN SOFIA



Von der Landung des Zeppelin-Luftkreuzers in Sofia.
König Ferdinand nach der Besichtigung des Luftschiffs.



Kom. General von Lochow,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Bieber.

Paul Oskar Höcker

Am Dienstag begeht Paul Oskar Höcker seinen fünfzigsten Geburtstag. Seit Deutschland den großen Krieg führt, hat er als Hauptmann der Landwehr an der Westfront gestanden. Im feindlichen Feuer und in Schützengräben hat er die ersten Kriegsmonate miterlebt, die sein jetzt im vierhundertsten Tausend verbreitetes Büchlein „An der Spitze meiner Kompagnie" mit so prachtvoller Frische darstellt. Im Dezember 1914 hat er im Auftrage des Kronprinzen Rupprecht von Bayern die Herausgabe der „Liller Kriegszeitung" übernommen. Vor kurzem hat die „Berliner Illustrirte Zeitung" seinen Roman „Die junge Exzellenz" gebracht, der seine ganze liebenswürdige Eigenart und glückliche Gestaltungskunst offenbarte. Paul Oskar Höcker ist der Sohn des von der deutschen Jugend unvergessenen Oskar Höcker. Bücher wie „Dodi", „Die Sonne von St. Moritz", „Die verbotene Frucht", „Fasching", „Die Meisterin von Europa", „Kleine Mama", „Das flammende Kätchen" gehören zu den Lieblingen seiner zahllosen Lesergemeinde, die an seinem fünfzigsten Geburtstag mit freudiger Anhänglichkeit seiner gedenken wird.



In einem französischen Schützengraben während einer heftigen Beschießung durch deutsche Artillerie.
Im Hintergrund ein eingebauter drehbarer Panzerturm.
Nach einer englischen Zeichnung.



Reliefkarte der Bagdad-Bahnstrecke mit der Endstation Bagdad, in deren Nähe Kämpfe der Türken gegen die Engländer begonnen haben.

Für die B. J. Z. gezeichnet von M. Schammler.



Von der Feindesseite: Eine Pontonbrücke, die von französischen Pionieren vor der Benutzung zusammengesetzt wurde und nun über den Fluß geschleppt wird.
Aus einer englischen Zeitschrift.

Generalleutnant Kliment Bojadjeff, der Oberbefehlshaber der ersten bulgarischen Armee, ist einer der volkstümlichsten bulgarischen Heerführer. Seine Beliebtheit hat um so größeren Wert, als er sie keineswegs einem einschmeichelnden persönlichen Wesen, sondern lediglich hervorragenden soldatischen Eigenschaften verdankt. Wortkarg und verschlossen, hat es der hochgewachsene, schwarzbärtige General verstanden, die Herzen seiner Soldaten dadurch an sich zu fesseln, daß er stets als Soldat unter ihnen lebte, ihre Entbehrungen und Gefahren rückhaltlos zu den seinigen machte. Bojadjeff machte 1885 als Leutnant den serbisch-bulgarischen Krieg mit, erhielt seine weitere Ausbildung in Italien und kehrte als Truppenoffizier nach Bulgarien zurück. Der zweite Balkankrieg rückte ihn als Führer der 4. Division in den Vordergrund des Interesses und ließ seine strategische Bedeutung voll erkennen, die umfassend zu entfalten ihm nun der gegenwärtige Krieg die Gelegenheit geboten hat.



General Bojadjeff,
der oftgenannte siegreiche Führer der bulgarischen 1. Armee. Phot. Karastojanoff.



Von der Landung des Zeppelins in Sofia.
König Ferdinand im Gespräch mit dem Herzog v. Mecklenburg nach dessen Ankunft im Zeppelin. Phot. B.J.G.



Italienisches Riesengeschütz von der Isonzofront.
Aus einer ital. Zeitschrift.





Menzel als Kriegsmaler: Sturmangriff preußischer Infanterie. Ueberfall in einer Waldschlucht.
Holzschnitte aus den Werken Friedrichs des Großen.

Menzel als Kriegsmaler

Zum 100. Geburtstag. Von Robert Breuer.

Als Adolf Menzel für Franz Kuglers Buch vom Leben Friedrichs des Großen die Illustrationen zeichnete, war er noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt. Durch diese Bilder bekam das Buch seine sprühende Frische, seine fleischliche Anschaulichkeit und sein nervöses Temperament. Es ist unbegreiflich, woher der junge Zeichner, der als Lithographenlehrling im engen Betriebe seines Vaters mit armseligen Flaschenetiketten und Preistafeln begonnen hatte, zu solch einem unerschöpflichen Reichtum an Vorstellungen aus allen Gebieten des buntesten Lebens gekommen war. Man steht vor einem Wunder. Man erfährt das große Geheimnis von der Hellsichtigkeit der Kunst.



Friedrich und die Seinen bei Hochkirch.
Gemälde von Adolf v. Menzel. Kunstverlag Stiefbold & Co., Berlin W. 35.



Menzel als Kriegsmaler: Friedrich in der Schlacht bei Torgau.
Holzschnitt aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen.

Welch ein rätselhafter Vorgang: die mannigfachsten Szenen friedlichen und kriegerischen Geschehens, zarte, menschliche Regungen, wildes Schlachtengetümmel, philosophisches Nachsinnen, kühnes Voranstürmen, Feuersbrunst, geplündertes Land, Verzweiflung, Tod, Triumph — das alles zeigt uns ein Mensch, dessen leibliche Augen bis dahin kaum etwas anderes gesehen hatten als die harmlosen Nebensächlichkeiten des bürgerlichen Daseins. Woher kam ihm solche optische Energie; wann lernten seine Hände so bedingungslos richtig, so überzeugend, so hinreißend, so greifbar im einzelnen, so erhaben im Zusammenklang zu gestalten: schlagende Arme, galoppierende Pferdebeine, das Zusammenbrechen im Kugelregen, das rasende Vorwärts der Siegesläufer, den Angstschrei der Verfolgten? Die Arbeit eines noch nicht Fünfundzwanzigjährigen: man erschauert vor solcher Offenbarung des Genies. Die Zeichnungen Menzels zum Kuglerbuch sind leidenschaftliche und doch göttlich gebändigte Ausbrüche eines Instinktes, der alle Möglichkeiten des Lebens wittert, der alles, was je geschehen ist und je geschehen könnte, mit fester Faust, aber verzückten Herzens zu fangen weiß. Gewiß, Menzel hat, um die Kuglerzeichnungen zu machen, vielerlei Studien getrieben; er hat die Uniformen der friderizianischen Zeit, die Gestalt des Königs, die Bild-



Verwundete Soldaten.
Holzschnitt aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen.



Zwei Offiziere beim Studium kriegswissenschaftlicher Werke und Pläne.



Ruinen einer durch Bombardement zerstörten Stadt.

Holzschnitte aus den Werken Friedrichs des Großen.



König Ludwig von Bayern mit dem Kronprinzen Rupprecht und dessen Sohn, dem Prinzen Albrecht. Hofphot. Grainer.

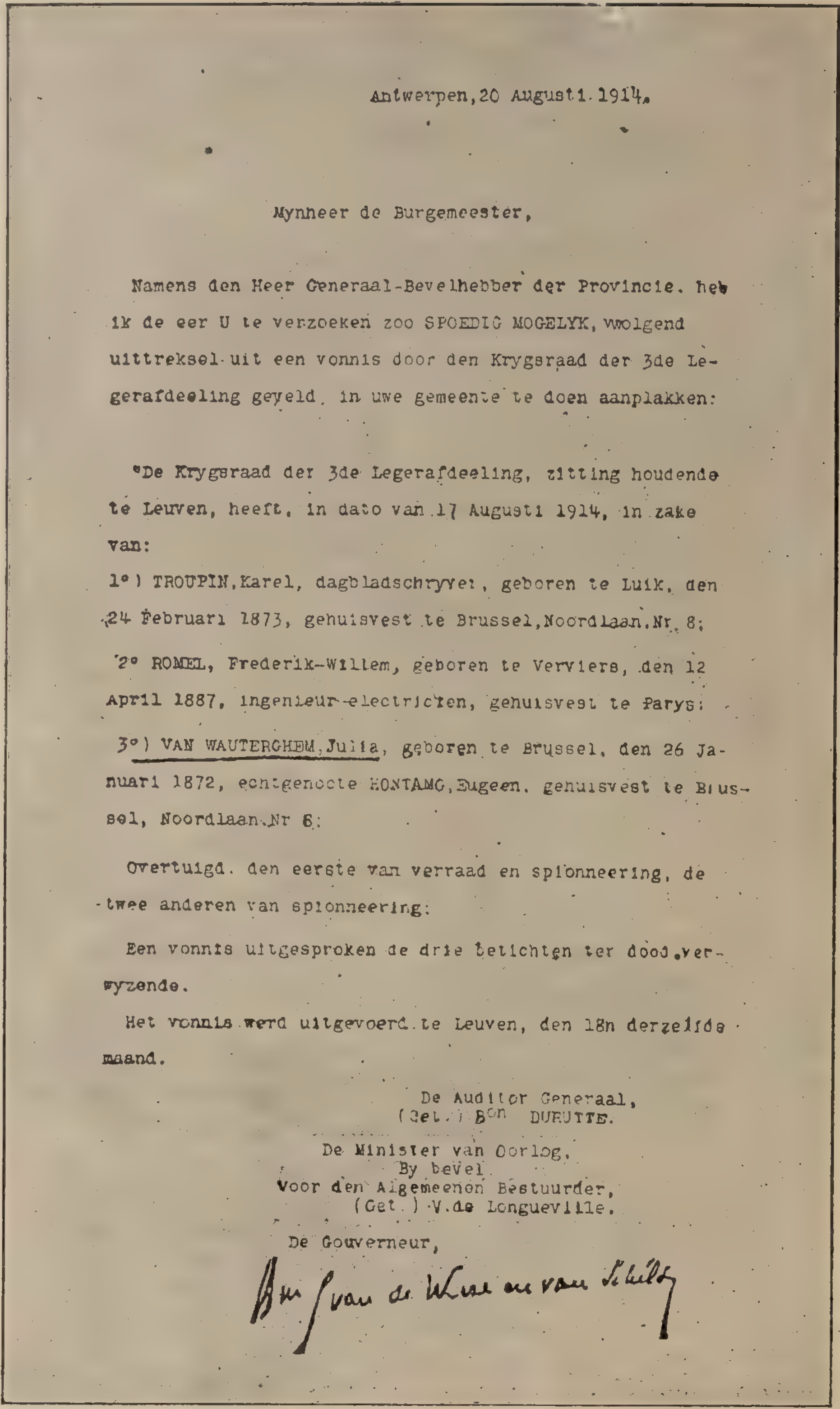
nisse der Generale, genau erforscht. Er hat angeschaut, was es irgend anzuschauen gab. Er hat skizziert, gesammelt, geprüft, verglichen. Das alles aber ist nicht das Entscheidende. Das Wesentliche dieser, von pulsenden Kräften zitternden Blätter ist nicht die Richtigkeit des Einzelnen, ist weder die Anatomie, noch die Schneidertreue, ist vielmehr: die unmittelbare, selbstverständliche Geschlossenheit, mit der jede dieser Zeichnungen als eine neue, eine höhere Natur ihr eigenes Dasein begehrt und behauptet. Diese Zeichnungen Menzels sind eine Welt für sich. An ihnen bewährt sich, was Dürer vom Künstler fordert: innerlich, voller Figur. Das Visionäre, das Schöpferische ist es, was Menzels handgroßen Blättern die unwiderstehliche Kraft der Ueberzeugung gibt: es dehnen sich die schmalen Seiten des Buches. sie weiten sich zu Schlachtfeldern, auf denen in rasendem Durcheinander Reiterei das Fußvolk jagt, zu Landstraßen, über die im dröhnenden Rhythmus die Grenadiere marschieren, zu grenzenloser, nächtlicher Einsamkeit, durch die die Gespenster der Wachtfeuer flammen. Einmal sieht man in die kalte Oede einer verlassenen Kirche; im flackernden Schein des Laternenlichtes sitzt der König auf den Altarstufen, er zeichnet Pläne: man fühlt den Zug der Gedanken. Einmal sieht man den Korridor des Schlosses zu Lissa, die oesterreichischen Offiziere wirren durcheinander, tiefschwarz steht die hochgebogene Treppenöffnung, aus der die unerwartete Erscheinung des Königs hervortritt, das Gesicht ganz hell, Mittelpunkt der Szene; wie unter einem Windstrahl pfeift die Kerzenflamme in dem Leuchter, den einer der Oesterreicher trägt. Mitunter scheinen die Blätter weniger gezeichnet als geschrieben zu sein; wie Hieroglyphen liegen darauf seltsame Linienzüge, die das Auge und die Seele heftig ergreifen. Der Menzel der Kuglerzeichnungen ist kein Naturalist der abschreibenden Art; er läßt fort, er fügt hinzu, er vereinigt, er wählt nur das Notwendige und hebt die Gelenkpunkte, die Lebenszentren des Stückes Vergänglichkeit, das er zum Kunstwerk erklären will, nachdrücklich hervor. Alles Lahme ist abgestrichen; es blieb nur, in Linien gefaßt, in Flächen gespannt, in ein Drama aus Schwarz und Weiß verwandelt, die Essenz der Natur. Es ist wohl möglich, daß nicht jedermann, der Menzels Kuglerbilder anschaut, ihre Eigenart, diese Kurzschrift des Genies, gleich erkennt und zu deuten vermag; es ist aber gewiß, daß niemand durch die nervösen Flammenzeichen, die aus jedem Zipfel solch eines Blattes hervorbrechen, ungetroffen bleibt. Die Schlachtenbilder des jungen Menzel sind, obgleich sie meist kaum eine halbe Buchseite decken, so gewaltig, weil sie nicht der flüchtigen Wirklichkeit nachgeahmt wurden, sondern von einem Künstler auf unerklärliche Weise als Gesichte empfangen worden sind.



Ein Brand in der serbischen Stadt Pozarevac. Phot. B. J. G.



Der Maler Prof. Gabriel v. Max †
Hofphot. Müller.



Antwerpen,20 Augusti 1914.

Mynheer de Burgemeester,

Namens den Heer Generaal-Bevelhebber der Provincie. heb ik de eer U te verzoeken zoo SPOEDIG MOGELYK, wolgend uittreksel uit een vonnis door den Krygsraad der 3de Legerafdeeling geveld, in uwe gemeente te doen aanplakken:

"De Krygsraad der 3de Legerafdeeling, zitting houdende te Leuven, heeft, in dato van 17 Augusti 1914, in zake van:

1°) TROUPIN,Karel, dagbladschryver, geboren te Luik, den 24 Februari 1873, gehuisvest te Brussel,Noordlaan,Nr. 8;

2° ROMEL, Frederik-Willem, geboren te Verviers, den 12 April 1887, ingenieur-electricien, gehuisvest te Parys;

3°) VAN WAUTERGHEM,Julia, geboren te Brussel, den 26 Januari 1872, echtgenoote HONTAMG,Eugeen, gehuisvest te Brussel, Noordlaan Nr 6;

Overtuigd, den eerste van verraad en spionneering, de twee anderen van spionneering;

Een vonnis uitgesproken de drie betichten ter dood verwyzende.

Het vonnis werd uitgevoerd te Leuven, den 18n derzelfde maand.

De Auditor Generaal,
(Get.) B^on DURUTTE.

De Minister van Oorlog,
By bevel
Voor den Algemeenen Bestuurder,
(Get.) V.de Longueville.

De Gouverneur,

Bon Gvan de Werve en van Schilde

In Belgien aufgefundenes Dokument, das den Beweis erbringt, daß auch von belgischen Kriegsgerichten Frauen wegen Vergehens gegen die Kriegsgesetze mit dem Tode bestraft wurden. (Siehe nebenstehende Uebersetzung.)
Bekanntlich hat in Belgien und England der Fall der Engländerin Cavell, die vom deutschen Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurde, eine neue Hetze gegen deutsche Barbarei hervorgerufen.



Der Dichter Johannes Trojan †
Hofphot. Fechner.

Ein belgisches Kriegsgerichtsurteil gegen eine Frau.

Gerade zu der Zeit, als die englische Regierung und die Presse die Deutschen als Frauenmörder verschrie, als sie eine neue Art von Götzendienst einführte, indem sie bei Gottesdiensten Miß Cavells Bild auf dem Altar ausstellte, und als die Entente-Presse der ganzen Welt ihr die heuchlerische Entrüstung nachbetete, alles, um die Aufmerksamkeit ihrer Völker von den Mißerfolgen des Vierverbandes abzulenken — zu der Zeit fand sich unter den Postsachen, die seit Mitte August 1914 in Antwerpen lagern und nicht mehr bestellt werden konnten, folgende Verordnung des Gouverneurs von Antwerpen, die der belgische Kriegsminister gegengezeichnet hat:

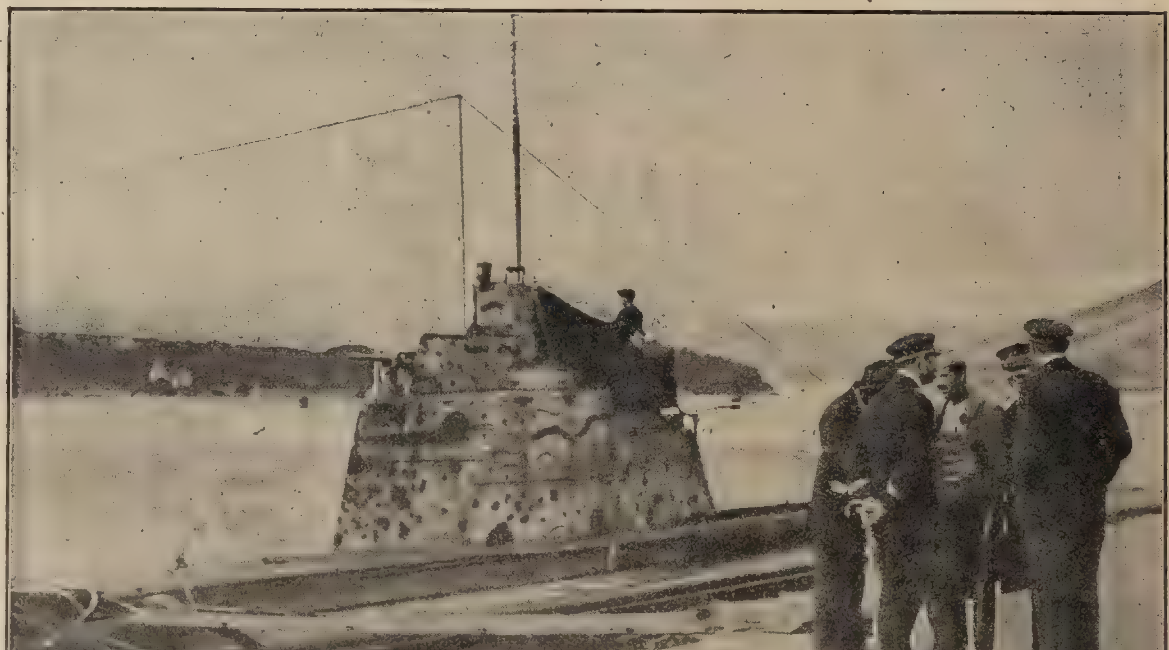
„Provinzialverwaltung von Antwerpen. Antwerpen, den 20. August 1914.

Herr Bürgermeister! Im Namen des General-Befehlshabers der Provinz habe ich die Ehre, Sie zu ersuchen, so schnell als möglich den folgenden Auszug aus einem Urteil, welches durch den Kriegsrat der dritten Heeresabteilung gefällt wurde, in Ihrer Gemeinde anheften zu lassen:

„Der Kriegsrat der dritten Heeresabteilung in seiner Sitzung zu Löwen vom 17. August 1914 hat in Sachen: 1.) Troupin, Karl, Journalist, geboren zu Lüttich am 24. Februar 1873, wohnhaft in Brüssel, Noordlaan Nr. 8. 2.) Rommel, Friedrich Wilhelm, geboren zu Verviers am 12. April 1887, Ingenieur-Elektriker, wohnhaft in Paris. 3.) Van Wauterghem, Julia, geboren zu Brüssel am 26. Januar 1872, Ehefrau des Eugen Hontamg, wohnhaft in Brüssel, Noordlaan Nr. 8, überwiesen; der erste des Verrats und der Spionage, die beiden anderen der Spionage, die drei Beschuldigten zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde vollstreckt zu Löwen am 18. desselben Monats.

Der Kriegsminister auf Befehl: Für den Chef der Allgemeinen Kriegsverwaltung, gez. de Longueville. — Der General-Auditor, gez. Baron Durutte. — Der Gouverneur Bon van der Werve en van Schilde."

Also auch die Entente richtet nach Kriegsgerichtsurteil die Frauen hin, die die Sicherheit ihrer militärischen Maßnahmen bedrohen! Von England und Frankreich ist das bereits nachgewiesen worden; jetzt liegt der Beweis vor, daß auch Belgien um seiner Selbsterhaltung willen das alte harte Gesetz befolgt: Auge um Auge, Zahn um Zahn! und dennoch wurde Deutschland als die Heimat aller Barbarei dargestellt, als es sich, genau so wie seine Feinde, seiner Haut wehrte und seine gefährlichsten Gegner, ob Mann oder Frau, gleich behandelte! Es ist eben immer dieselbe heuchlerische Entrüstung der Feinde, ob sie mit Neutralitätsbrüchen, Völkerrechtsverletzungen oder Erschießung von Frauen arbeiten. Als die nächste zu feiernde Jeanne d'Arc haben die englischen Zeitungen bereits das „Mädchen von Loos" vorgemerkt, und gar in Serbien werden die deutschen „Frauenmörder" besonders wertvollen Stoff für die Greuel-Propaganda liefern, wenn „Corriere della Sera" die Wahrheit sagt und sich dort wirklich ein „Todesbataillon" von Serbinnen gebildet hat. Käme es da zum Kampf mit diesem „Bataillon", das man doch nicht als militärische Truppe ansehen könnte, so wäre in den feindlichen Berichten von nichts als von Mord- und Greueltat die Rede. Die Entente selbst freilich, die Verherrlicherin von Kriegsverrat und Weiberkampf, wird auch fernerhin ihre Erschießungen gefährlicher Frauen so mild und harmlos auszudrücken wissen, wie das Brüsseler Standesamts-Register die Erschießung der Julia van Wauterghem, von der dort einfach zu lesen ist: „Gestorben am 18. Aug. 1914 zu Löwen!"



Das österreichisch-ungarische U-Boot, das den italienischen Panzerkreuzer „Garibaldi" versenkte.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zur Feier des 100. Geburtstages Adolf von Menzels am 8. Dezember.
Selbstbildnis Menzels mit seinen Angehörigen. (Zeichnung.)
Verlag F. Bruckmann A G., München.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

1. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

In Ordensburg, so meldete der Gutsförster Hahn weiter, hätten sich die Feinde eingerichtet, als gedächten sie nie mehr fortzugehen. Ein russischer Polizeimeister regiere die Stadt und halte im großen ganzen auf Zucht und Ordnung; jedoch nur die Kneipenwirte seien mit der neuen Herrschaft zufrieden. Und den größten Zulauf hätte der Gastwirt Pfitzner am polnischen Tor, bei dem früher die masurischen Bauern vor der Heimfahrt vom Markt noch einen letzten „Wegweiser“ zu nehmen pflegten. Der hatte für seine vom bösen Reißen geplagte Schwiegermutter eine scharfe Einreibung angesetzt. Reinen neunziggrädigen Spiritus, abgezogen auf Cayennepfeffer, Ameisen, Brennesseln und Kampfer. Aeußerlich angewandt, ein wohltätiges Mittel, innerlich aber der sichere Tod infolge Verbrennens der Eingeweide. Und von diesem Gebräu hatte der Kellnerlehrling in Abwesenheit seines Chefs versehentlich einem Russen ein großes Glas voll verkauft! Zitternd erwartete er die unausbleibliche Strafe und verkroch sich unter dem Schenktisch, als nach einer Viertelstunde ein ganzer Pulk Russen das Lokal stürmte. Aber statt ihn zum Tode zu schleifen, verlangten sie ungestüm den neuen Schnaps, der so wunderbar den ganzen Menschen durchwärmte, daß man glauben könne, man läge daheim auf der Pjetschka, dem geliebten, die ganze Mitte des Hauses einnehmenden Kachelofen. Und der gerade heimkehrende Gastwirt Pfitzner erfaßte mit dem Blicke des tüchtigen Geschäftsmannes die Konjunktur . . . Es rührte ihn wenig, daß die liebe Schwiegermutter eine Weile lang des lindernden Einreibemittels entraten mußte — im Kriege hatte ein jeder Opfer zu bringen! Die Russen zahlten willig dreißig Kopeken für ein Gläschen des wie Feuer in der Kehle brennenden Gesöffes; da war es um jeden Tropfen schade, der nicht verkauft wurde. Jede Nacht setzte er jetzt ein ganzes Fäßlein des neuen Wunderschnapses an. Er taufte ihn auf den Namen des obersten Heerführers „Nikolajaschka“ und wünschte sich noch drei Jahre russischer Einquartierung . . .

Das Fräulein von Streit hörte den Bericht mit sorgenvoller Miene an, denn für ein langes Ausharren in dem Waldversteck war sie nicht eingerichtet. Mehr als dreißig Menschen waren zu ernähren, und sie konnte genau ausrechnen, wann die mitgebrachten Speckseiten, Würste und geräucherten Schweineschinken ein Ende nehmen mußten. Fast jeden Tag aber kamen einige bedrückte Weiblein neu herzugeschlichen und bettelten um Jesu Barmherzigkeit willen, dableiben zu dürfen, denn mit den Russen gäbe es kein Hausen mehr. Weil sie außer einem bißchen Dienst den ganzen lieben Tag nichts zu tun hätten, dächten sie sich Scheußlichkeiten aus, die man nicht wiedererzählen könnte, ohne vor Scham in die Erde zu versinken. Da durfte man das arme Weibsvolk doch nicht wieder zurückstoßen in diesen Sumpf von Unflat und Schande, mußte es ernähren, wenn auch die Rationen immer kleiner wurden . . .

Gott allein mochte wissen, wie es sich in den Dörfern um den Beldahner Wald herumgesprochen hatte, daß die Herrin von Marczinowen in den dichten Schonungen am Tatarensee eine sichere Unterkunft geschaffen hatte. Vielleicht war der Beldahner Gastwirt Bubritzky daran schuld, der — geschwätziger als ein Bartscherer — jedem Kunden bei einem Glase Schnaps zugleich die neuesten Neuigkeiten erzählte. Dem gedachte das Fräulein von Streit bei der ersten passenden Gelegenheit gar gründlich aufs Dach zu steigen, obwohl er eine Guttat auf der anderen Seite des Kerbholzes zu seinen Gunsten vorweisen konnte; nämlich, daß er dem alten Heurich den rechten Weg gewiesen hatte . . . Ohne frühzeitige Hilfe wäre der Rittmeister von Foucar, den sein Getreuer aus dem Kampfgetümmel entführt hatte, verloren gewesen . . . Blaß wie ein Leintuch hatte er auf dem weichen Moospolster gelegen; nur wenn man ihm eine Flaumfeder an den Mund legte, merkte man, daß noch ein wenig Leben in ihm war. Da beschränkte das Fräulein von Streit sich darauf, mit einer sorgfältig in

kochendem Wasser gereinigten Schere an der fürchterlichen, über den ganzen Kopf sich hinziehenden Wunde einen Hautlappen fortzuschneiden, der schon nach kurzer Frist in Eiterung übergegangen wäre; aber sie glaubte an keine Genesung. Beim vorsichtigen Abtasten hatte sie festgestellt, daß die ganze Umgebung des Schmisses sich weich anfühlte, von einem Bluterguß unter der Haut oder von einer Zertrümmerung des Schädels. Und als sich am Nachmittage das Fieber einstellte, schickte sie ein kümmerliches Häufchen Unglück, die verwachsene Tochter des Scharwerkers Kobbuß, mit Botschaft nach Ordensburg. Frau Annemarie von Foucar sollte sich gegen Mitternacht bereit halten. Dann werde der getreue alte Heurich den Versuch wagen, sie mitten zwischen den Russen hindurch zu ihrem nicht gerade leicht verwundeten Manne zu holen . . .

Gegen Morgengrauen kamen sie an, die junge Frau mehr getragen als geführt. Und da hatte das Fräulein von Streit zwei Patienten statt eines, denn Frau Annemarie brach an dem Lager des Gatten kraftlos zusammen ... Das ältliche Fräulein schüttelte im ersten Augenblicke unwillig den Kopf: wie konnte ein Mensch sich vom Unglück so niederschlagen lassen? Dann aber sah sie sich das junge Frauchen näher an, und an Stelle des Unwillens zog Mitleid in ihr Herz. Es war ja zum Erbarmen, was die letzten Wochen aus dem früher so blühenden Menschenbilde gemacht hatten . . . Die anmutige Gestalt vermagert, das Gesicht krankhaft bleich und spitz, ein Schatten nur noch von dem aufrechten ostpreußischen Mädel, das — von vielen beneidet — vor mehr als Jahresfrist den Rittmeister von Foucar geheiratet hatte . . . Kaum vier Wochen freilich waren es her, daß sie den Vater verloren hatte, und der geschäftige Klatsch wußte zu erzählen, der alte Herr hätte seinem Leben freiwillig ein Ziel gesetzt. Es fortgeworfen wie eine auf die Dauer unerträglich gewordene Last, weil irgendein Satan ihm den Verdacht in das Herz gestoßen hatte, seine Frau habe ihn schon vor der Ehe betrogen, die mit aller heißen Liebe umhegte Tochter sei nicht sein Kind . . . Von anderer Seite wiederum wurde berichtet, Frau von Foucar habe ihre jahrelang verschollen gewesene Mutter wieder in ihrem Hause aufgenommen und pflege sie mit kindlicher Liebe. Da hätte sie sich eigentlich doch schon längst Gewißheit holen können, ob an den schmählichen Gerüchten ein Körnchen Wahrheit war . . . Bis es dem Fräulein von Streit einfiel, sich eine solche Aussprache zwischen Mutter und Tochter in klaren, nichts beschönigenden Worten vorzustellen. Da merkte sie, daß es für eine Tochter unmöglich war, zu fragen, und für eine Mutter — wenn sie sich auch nur eine Spur reinen Empfindens bewahrt hatte — unmöglich zu antworten . . .

Von diesem Augenblicke nahm sie sich der körperlich und seelisch zusammengebrochenen jungen Frau mit verdoppelter Liebe an. Päppelte sie wie ein kleines Kind mit leichten Mehlsüpplein und gekochtem Obst. Die Aepfel und Birnen brachte die verwachsene Anka Kobbuß aus den verlassenen Dorfgärten. Sie war das einzige weibliche Wesen, das bei Tage ungefährdet eine Straße passieren durfte. Fräulein von Streit aber saß Tag und Nacht zwischen den beiden Krankenlagern und scheuchte unablässig mit einem abgebrochenen Kiefernzweige die ekeln Schmeißfliegen und Bremsen, die, vom Wundgeruche geführt, in dichten Schwärmen gezogen kamen. Und nur ein paar Stunden am Tage trat sie ihr Pflegerinnenamt an eine zuverlässige Scharwerkerfrau ab, um sich selbst zu kurzer Ruhe auszustrecken . . .

Alles, was in dem sicheren Waldversteck Zuflucht gefunden hatte, hing mit heißer Verehrung an der tapferen Frau. Nur der dicke Freiherr von Lindemann, den sie mit eigener Lebensgefahr errettet hatte, als die Russen ihn schon gegen die Scheunenwand stellen wollten, gönnte ihr die anstrengende Tätigkeit von Herzen. Jetzt durfte er sich endlich einiger Freiheit erfreuen, während er in den ersten Tagen unter gar strenger Aufsicht gestanden hatte, so daß er — natürlich nur innerlich — seine Errettung als ganz gewöhnliche und hinterlistige Einsperrung bezeichnete. Verschärft durch zweimalige tägliche Bußübungen unter Leitung des gleichfalls geretteten Borzymmer Pastors. Eines verhältnismäßig noch jugendlichen Herrn, der aber in seiner Bibel ganz unheimlich Bescheid wußte . . . Zu jeder Predigt fand er als Grundlage einen Spruch, der einen deutlichen Hinweis auf das sogenannte Lotterleben seines alten Kirchenpatrons enthielt, trotzdem er in Friedenszeiten im Borzymmer Schlosse zuweilen ganz wacker mitgezecht hatte. Und schier erstaunlich war es, wie viele Verwünschungen es in der Bibel gab für die Reichen, die nur fleischlichem Gelüst und ihrem Bauche lebten . . . Da stellte er eines Tages den eifernden Gottesmann.

„Pastorchen, müssen Sie denn immer bloß gegen die Reichen wettern? Die Armen sind wahrscheinlich auch nicht alle durch die Bank Unschuldslämmer, also geben Sie denen doch auch 'mal ihr Fett!"

Der junge Pfarrherr zuckte mit den Achseln.

„Geht nicht, Herr Baron, auf höheren Befehl! Aber bedenken Sie gefälligst, dem bußfertigen Sünder, der reumütig gegen die Brust schlägt, winkt die Gnade . . ."

Da warf der Freiherr von Lindemann einen scheuen Blick auf seine hagere Erretterin und seufzte auf: „Pastorchen, dafür bin ich wohl noch nicht reif genug . . ." Und er setzte sich auf die Schattenseite des Talkessels und hing trüben Gedanken nach . . . Zu rauchen hatte er auch schon längst nichts mehr . . .

Und er grübelte: Wofür sollte er eigentlich Buße tun? Er war doch ein leidlich anständiger Mensch, und daß er seinen Durst lieber in einem guten Burgunder löschte statt mit klarem Brunnenwasser, konnte doch keine Sünde sein? Auch nicht, daß er zuweilen in lustiger Gesellschaft sich eine ganze Nacht um die Ohren schlug, bis die in den Dachrinnen schimpfenden Spatzen zur Heimkehr mahnten . . . Außerdem aber, für wen denn sollte er sich in strenger Arbeit mühen vom Morgen bis in die sinkende Nacht? Seinem Gesinde ging es gut, und für die lieben Erben blieb immer noch genug übrig, auch wenn er sein sogenanntes Lotterleben noch eine Weile lang fortsetzte . . . Daß er aber sein Leben sich so und nicht anders eingerichtet hatte, daran war schließlich der liebe Gott selber schuld, denn der hatte ihn beim Verteilen äußerlicher Reize gar kärglich und geizig bedacht. Und zu allem Unglück in einen unförmlich dicken Kahlkopf ein paar schönheitshungrige Augen gesetzt . . . Mit diesen Augen hatte er zusehen müssen, wie die jungen Edelfräuleins im Kreise immer einen anderen heirateten. Er aber war ausgelacht worden, wenn er sich mit zarter Huldigung näherte, und die Körbe, die er sich im Lauf der Jahre geholt hatte, waren nicht zu zählen . . . Da wollte es ihm scheinen, er sei eigentlich schon gestraft genug, um einer Extrabuße entraten zu können, und er gedachte, die letzten paar Jahre ohne einen weiblichen Schulmeister zu verleben . . .

Den ersten Tag der verringerten Aufsicht benützte er dazu, den Förster Hahn und den Pastor zu einem Dauerskat in einiger Entfernung vom Lager zu verführen. Die fettigen Karten, auf denen die Bilder unter einer schwärzlichen Altersschicht kaum noch zu erkennen waren, hatte er einer wahrsagenden Scharwerkerfrau abgeknöpft. Die Kreuzacht als Unglücksprophetin fehlte in dem Spiel, man mußte sie sich immer als im Skate liegend vorstellen. Aber auch sonst war es kein Vergnügen, denn der Pastor besaß keine Spur von Kartenverstand, spielte wie ein Nachtwächter und zitterte zudem immer vor einer Strafpredigt des gestrengen Fräuleins von Streit . . .

Am zweiten Tage der mangelnden Bewachung schwänzte der Freiherr von Lindemann die Abendandacht und hinterließ die Ausrede, er sei ein Körbchen Heidelbeeren pflücken gegangen, falls die Marczinower Gutsherrin nach ihm fragen sollte . . . Und als er sich in einem schier unwiderstehlichen Freiheitsdrang aus der dichten Schonung geschoben hatte, sah er in einer Lücke des Hochwaldes von fernher den Ordensburger Kirchturm winken. Da wußte er, was ihn hinausgetrieben hatte. Denn unweit dieses Turmes lag die Kneipe seines alten Busenfeindes Zapietznik, der auf zwanzig Meilen in der Runde den einzigen trinkbaren Burgunder schenkte! Und was sollte ihm auf dem Wege dorthin passieren? Russisch sprach er geläufig, und Geld hatte er genug bei sich, um unbequemen Fragern nach einem persönlichen Ausweise das Maul zu stopfen. Es ging sogar noch glatter, als er erwartet hatte. Denn in dem auf seinem Wege liegenden Dorfe Mrosen traf er im Wirtshause einen Hausierer, der neben allerhand anderen nützlichen Gebrauchsgegenständen auch mit echten, vom russischen Generalkommando in Ordensburg ausgestellten Passierscheinen handelte. Das „Signalement" des Inhabers wurde erst beim Verkaufe hineingeschrieben, weil sonst das Geschäft mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte.

Also ausgerüstet begab sich der Freiherr von Lindemann ins Städtchen, aber schon auf dem Wege zur Kneipe des Polen Zapietznik sank ihm ein Teil seiner unternehmungslustigen Laune. Vor den Haustüren standen stille und bedrückte Menschen; wenn man sie ansprach und nach Neuigkeiten fragte, sahen sie sich ängstlich um und traten scheu zurück. Der dicke Gutsherr von Borzymmen war ihnen allen wohlbekannt, aber die schwere Not herrschte im Lande. Niemand getraute sich, ein offenes Wort zu sprechen, denn die Späher der Ochrana, der geheimen russischen Polizei, hatten ihre Augen und Ohren überall . . . Ehe man sich versah, saß man im Arrest, und nur auf krummen, mit vielem Gelde gepflasterten Wegen kam man wieder heraus . . .

Die kleine Kneipe war trotz der frühen Abendstunde dicht gefüllt, fast alle Tische waren von russischen Offizieren besetzt. Auch etliche „Damen" saßen dazwischen, so ziemlich die unterste Klasse des die Straßen von Suwalki und Bialystock bevölkernden Gesindels. Die beiden Kellnerinnen hatten alle Hände voll zu tun, denn es wurde scharf getrunken, dem Wirte Zapietznik aber hing der lange polnische Schnurrbart in schmerzlicher Linie noch tiefer hinab als sonst. Und als der Herr von Lindemann ihn an der Schenke begrüßte und zu dem glänzenden Geschäftsgange beglückwünschte, erhielt er die klägliche Antwort, es wäre ein Geschäft, an dem man schon heute Bankerott machen müßte! Die meisten der Herren ließen „anschreiben", statt ihre Zeche bar zu berichtigen. Und wenn man in Anbetracht der unsicheren Zeiten sanft an Bezahlung mahnte, wurden sie tückisch, ergingen sich in nicht mißzuverstehenden Andeutungen. Ob er nicht wisse, daß der Ausschank geistiger Getränke durch Kommandanturbefehl „eigentlich" verboten sei? Da bedauerte ihn der Freiherr von Lindemann gleißnerisch, im Innern aber freute er sich, daß der alte Verschwörer die Segnungen russischer Herrschaft so gründlich am eigenen Geldbeutel verspürte, an seinem empfindlichsten Punkte! Und während er den ersten Schluck köstlichen Burgunders über die Zunge rinnen ließ, entsann er sich mit herzlichem Vergnügen, wie oft hier die polnischen Stammgäste sich über „preußisches Knutenregiment" entrüstet hatten. Vielleicht daß jetzt in ihre unklaren Köpfe die Einsicht gelangte, daß es sich in Preußen auch ganz gut leben ließ, wenn man sich mit gewissen Unabänderlichkeiten abfand . . .

Er blieb an seinem Tische nicht lange allein, schon nach kurzer Zeit — er war gerade bei der zweiten Flasche — setzten sich vier höhere Offiziere zu ihm, Oberstleutnants und Regiments-

kommandeure. Sie bestellten jeder eine Flasche Sekt, und Herr Zapietznik brachte ohne Aufforderung zwei neue Whistspiele. Die wurden sorgfältig gemischt und mit einem scharfen, in den Tisch getriebenen Nagel durchbohrt. Dann erst begann das Spiel, ein Baccarat mit ziemlich hohen Einsätzen. Der Bankhalter setzte sich jedesmal auf den Platz, vor dem die festgenagelten Karten lagen, und riß jedes Blatt einzeln ab, so daß Kunststücke wie Volteschlagen oder Hinaufpacken vorher zurechtgelegter „Schläge" ausgeschlossen waren.

Aha, dachte der Freiherr von Lindemann schmunzelnd, höchstes gegenseitiges Vertrauen — und sah interessiert zu. Nach einer Weile aber regte sich der Spielteufel in ihm, er bat um die Erlaubnis, mitsetzen zu dürfen. Die wurde ihm freundlichst gewährt, und bei seiner dritten Flasche hatte er alles verspielt, was er an barem Gelde bei sich trug, mehr als zweitausend Mark. Ein Versuch, unbar auf Ehrenwort weiterzuspielen, scheiterte an dem höflichen Mißtrauen der russischen Offiziere — sie schienen auf so unsichere Werte nichts zu geben. Der Kerl von Krugwirt aber, bei dem er im Laufe der Jahre Tausende gelassen hatte, weigerte sich, ihm mit einem Darlehen beizuspringen! Nur noch eine Flasche Kognak und eine Kiste Zigarren gab er ihm auf Kredit und raunte ihm beim Einpacken zu, er solle froh sein, verloren zu haben. Vor zwei Tagen hätte der Gutsbesitzer Pfennigreuter an demselben Tisch gesessen und leider gewonnen . . . Da wäre es zu einer häßlichen und recht gefährlichen Szene gekommen. Denn die russischen Herren beschuldigten ihn ganz offen des Falschspiels. Und als er zornig aufbegehrte, drohten sie mit Verhaftung. Herr Pfennigreuter aber mit seinen Bärenkräften fischte sich den ärgsten Schreier, nahm ihn wie ein Wickelkind unter den linken Arm und spannte die gewaltige Rechte: „So, meine Herren, wir haben inzwischen ja einiges von Ihnen gelernt! Wenn Sie mich nicht unbehelligt abfahren lassen, würge ich diesen Gentleman hier ab wie einen jungen Hund!" Das imponierte den anderen, und es kam zu einem allerdings nur für russische Begriffe recht anständigen Frieden. Der Gutsbesitzer Pfennigreuter gab seinen Gewinn heraus, und die Herren Stabsoffiziere tranken mit ihm Brüderschaft. Er aber mußte zur Revanche noch die Kosten einer größeren Festlichkeit tragen, die unter Mitwirkung der anwesenden „Damen" veranstaltet wurde . . . „Herr," sagte der Krugwirt heuchlerisch, „ich schämte mir fast die Augen aus dem Kopf, denn mein anständiges Lokal wurde zu einem Schweinestall! Aber ich tröstete mich, es war das erste Mal, wo ich endlich wieder bares Geld sah . . .!"

„Ja," erwiderte der Freiherr von Lindemann, „für bares Geld sind schon größere Ehrenmänner umgekippt als Sie, Herr Zapietznik. Und ich bedauere lebhaft, nicht über dieselben Körperkräfte zu verfügen wie mein Freund Pfennigreuter. Damit würde ich Ihnen zunächst eins hinter die Löffel brennen, wegen des verweigerten Darlehens, sodann aber mich selbst so lange mit der Nase auf die Tombank stucken, bis ich zu Verstand gekommen wäre. Guten Morgen, Herr Zapietznik . . .!"

Er stopfte die Kognakflasche in die Paletottasche, nahm die Zigarrenkiste unter den Arm und ging. Draußen aber spie er vor sich selber aus, der moralische Katzenjammer überfiel ihn, daß er sich nur mühsam weiterschleppen konnte. Zweitausend Mark hatte er vertan, die in diesen Zeiten ein Vermögen waren, und wofür . . .? Daß er wieder einmal eine Nacht lang Kneipendunst geatmet und Karten in der Hand gehalten hatte! Das schien ihm ein etwas kostspieliges Vergnügen . . .

Ueber der wie ausgestorben daliegenden Straße dämmerte das erste Morgengrauen. An einigen Läden waren die großen Schaufenster zerschlagen. Das Innere war geplündert. Auf dem Eckhause am Markt, auf dem höchsten spitzen Giebel, flötete eine Amsel. Da überkam den Freiherrn von Lindemann ein seltsam weinerliches Gefühl . . . Ohne daß er es merkte, trugen ihn seine Füße eine altvertraute Straße entlang, die Chaussee nach Vorzymmen. Schon wollte er umkehren, denn auf diesem Umwege hätte er zum Waldlager reichlich zwei Stunden wandern müssen. Aber ihm fiel ein, was sollte er dort? Sich dem strafenden Blick des Fräuleins von Streit aussetzen oder von dem Pastor bei der Morgenandacht einen neuen Bibelspruch hören, der die Schlemmer und Prasser in den tiefsten Abgrund der Hölle verwarf . . .? Da pilgerte er lieber nach Hause und richtete sich dort, so gut oder übel es ging, mit den Russen ein . . .

Als er nach Vorzymmen kam, war es schon heller Tag geworden. Aber er mußte sich die Augen reiben, denn er kannte das stattliche Dorf nicht wieder. Nur einige rauchgeschwärzte Schornsteine standen wie stumme Ankläger zwischen wüsten Haufen von Ziegelsteinen und halbverkohlten Balken. Durch die ausgebrannten Fensterhöhlen seines alten Hauses schien die Morgensonne auf zertrampelte Blumenbeete und angesengte Bäume mit verdorrten Blättern . . . Da schossen ihm die hellen Tränen ins Gesicht, nur mit Mühe konnte er an der Parkmauer einen Anschlag entziffern, der in russischer Sprache lautete:

„Bekanntmachung!

Dieses Dorf ist auf meinen Befehl niedergebrannt und geplündert worden, weil aus einigen Gärten von den Bewohnern auf meine Truppen geschossen wurde.

Woinij,
Oberst und Regimentskommandeur."

Darunter stand in fester deutscher Schrift:

„Hundsföttische Lüge, geschossen wurde von einer deutschen Radfahrerpatrouille! Von den russischen Mordbrennern wurden 24 männliche Einwohner füsiliert, etwa 30 Mädchen und Frauen geschändet und verschleppt. Ich habe noch am selben Tage den Oberst Woinij, als den Anführer dieser vertierten Bande, mit Blattschuß zur Strecke gebracht.

Löhning,
Königlich preußischer Förster."

Der Freiherr von Lindemann riß das Papier ab und barg es in der Brusttasche als Erinnerung für spätere Zeiten. Und als er weiter schritt, bot sich ihm beim letzten Trümmerhaufen der Dorfstraße ein herzzerbrechender Anblick. Zwei Leichen lagen da in dem kleinen Vorgarten, ein Mann und eine Frau. Ein etwa dreijähriges Mädchen saß zwischen ihnen, einen halben Laib Brot im Arm. Aus dem holte es mit dem dicken Patschhändchen Krumen, versuchte, sie den beiden Toten in den Mund zu stopfen. „Iß doch, Väterchen! Mütterchen, hast Du gar keinen Hunger?"

…a schrie er auf vor unsagbarem Weh. Das kleine Mädchen wollte erschreckt davon eilen, aber mit einem Sprunge hatte er's eingeholt und in die Arme gerissen. Zuerst sträubte es sich, brüllte, als wenn es am Spieße steckte. Erst ganz allmählich beruhigte sich das kleine Tierchen unter seinem sanften Zureden und machte vor, wie die Eltern mit einem Male still geworden waren: „Oiculek — puff! Matulka — puff . . .“ Er aber ging, die leichte Last im Arme, mit langen Schritten dahin, als könnte er's nicht erwarten, ins Waldlager zu kommen. Und bei diesem Gange wurde ihm klar, daß er seinem verbummelten Leben doch noch einen guten Inhalt geben könnte für die letzten paar Jahre: Erziehen und Wiederaufbauen . . .

Als er in dem Talkessel eintraf, war das Fräulein von Streit gerade dabei, nach anstrengender Nachtwache für eine paar kurze Stunden zur Ruhe zu gehen. Er trat vor sie hin mit dem vor Erschöpfung eingeschlafenen kleinen Mädchen im Arm und beichtete ehrlich die Erlebnisse, die zwischen seiner Flucht und Heimkehr lagen. Und während er erzählte, kam es ihm ganz von selbst auf die Lippen, daß er nun natürlich beabsichtige, das kleine Mädchen an Kindesstatt anzunehmen. Das Fräulein hörte ihm kaum zu, nahm ihm das schlafende Menschenbündel ab, herzte und küßte es mit feuchten Augen. Er aber entdeckte plötzlich, daß seine alternde Nachbarin nicht einer gewissen, herben Anmut entbehrte. Und zum ersten Male sah er, was für wundervolle, gütige Augen in dem strengen Gesicht standen . . . Da stieg es ihm warm im Herzen empor, er nahm die Hacken zusammen und räusperte sich.

„Mein verehrtes gnädiges Fräulein . . . Die Umstände sind zwar etwas ungewöhnlich . . . aber nichts desto weniger . . . namentlich da inzwischen einer der schwierigsten Punkte erledigt sein dürfte, nämlich die Nachkommenschaft . . . ja also, ich möchte mir erlauben, Sie ganz gehorsamst um Ihre Hand zu bitten!“

Sie blickte überrascht auf.

„Nachbar Lindemann, was fällt Ihnen denn mit einem Mal ein? Spukt Ihnen noch der Burgunder im Kopf?“

Er aber erwiderte ehrlich: „Nein, dafür jedoch etwas anderes im Herzen! Und vorausgesetzt, daß Sie mit einem schon reichlich ramponierten Junggesellen zufrieden sind, der auch in seiner besten Zeit nicht gerade ein Adonis war . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

G. S., Potsdam. Kaliko ist ein leinwandbindiger, gewebter dichter Baumwollstoff, eine Art Kattun, der vorwiegend zu Büchereinbänden Verwendung findet. Der Name stammt von der ostindischen Hafenstadt Calicut, woher der Stoff zuerst nach Europa gelangte. Die Muster werden dem glatten Stoff mittels eingravierter Metallwalzen aufgeprägt. Bei genauer Betrachtung ist es kaum möglich, einen Kalikoeinband mit einem solchen aus Papier, selbst wenn die Imitation noch so gut ist, zu verwechseln.

Geschäftliche Mitteilungen.

Photographische Apparate sind willkommene Geschenke, besonders auch für unsere Krieger. Die besten Erinnerungen macht man selbst. E. Petitpierre, Berlin, Friedrichstr. 69a, liefert eine Feldkamera Nr. 47, Bildgröße 6×9 cm, für Platten und Filme für 25,50 M., 1 Dutzend Platten dazu 1,05 M., 1 Dutzend Filme dazu 2,70 M. Eine bessere Kamera mit besserem Objektiv ist die Nr. 48, sie kostet 44,50 M., und als einfache, flach zusammenlegbare Kamera kommt Petitpierres Nr. 361, 11,50 M., in Frage, Größe 4,5×6 cm, ebenfalls für Platten und Filme. Rollfilme 6×6 kosten 1 M., 6×9 1,20 M. und können schnell geliefert werden. Bestellungen erfolgen am besten auf Feldpostanweisung. Preisbuch Nr. 147a zu Diensten.

Weihnachtssendungen ins Feld sind nicht vollständig, wenn sie nicht auch Kaisers Brust-Caramellen — seit Jahrzehnten in allen Kreisen des Volkes als Linderungs- und Vorbeugungsmittel gegen Husten, Heiserkeit und sonstige Erkrankungen der Atmungsorgane geschätzt — enthalten. Diese Caramellen, nicht zu verwechseln mit wertlosen Nachahmungen, sind in den Apotheken und in allen besseren einschlägigen Geschäften zu haben.

Richters Ankersteinbaukasten. Auch die neueste Serie der Anker-Steinbaukästen „Festungen" wird von der baufreudigen Jugend mit kräftigem „Hurra!" begrüßt werden. Wer seinen Kindern oder jugendlichen Verwandten und Freunden große Freude machen will, verlange sofort Preisliste Nr. 2547 von F. Ad. Richter u. Cie., Rudolstadt (Wien, Olten, New-York).

Gute Eß-Schokolade wird von unseren Feldgrauen sehr geschätzt. Die Firma Gebrüder Stollwerck hat daher kürzlich eine große Sendung ihres bewährten Fabrikates an die deutschen Truppen in Serbien dirigiert, für die ihr namens der deutschen Truppen dieser Heeresgruppe der General-Feldmarschall v. Mackensen telegraphisch dankte.

Die **Holzwarenfabrik Hildburghausen** bringt jedem, groß und klein, etwas. Preisliste Nr. 84 umsonst.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

bach — co — cra — dan — dys — e — er — ey — fa — ien — for — gau — gra — har — i — kir — la — lan — lau — mo — mus — na — na — nach — ni — nisch — o — of — pel — rad — ras — rew — rhein — sa — scha — seus — te — ten — u

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein bedeutsames Kultur=Ereignis der letzten Zeit nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Ostpreußische Stadt. 2. Indischen Fürstentitel. 3. Komponisten. 4. Deutschen Humanisten. 5. Indischen Zauberer. 6. Insel an der Küste Chinas. 7. Fluß im Kampfgebiet. 8. Reitenden Soldaten. 9. Russischen Feldherrn. 10. Munition. 11. Italienischen Dichter. 12. Männlichen Vogel. 13. Landschaft am Rhein. 14. Teil einer Rüstung. 15. Griechischen Held. 16. Deutschen Maler.

Schüttelreim=Rätsel.

Der Bruder Leichtfuß lacht und spricht:
„Nein, meine Gelder stimmen nicht;
Ich werd' mich hüten und ⏑ — ⏑,
Was mir jetzt fehlt, das find't ⏑ — ⏑."

Bilder=Rätsel.



Silben=Rätsel.

Von dem Flachland kam ich Eins,
Bin in die Zwei=Drei gestiegen;
Müde machte mich der Weg,
Froh sah Eins=Zwei=Drei ich liegen.

Eifrig kam der dicke Wirt,
Goß mir ein aus vollem Kruge.
Durstig trank ich — doch ich rief
Schaudernd nach dem ersten Zuge:

„Hu, wie Essig schmeckt der Wein!
Eins=Zwei kann er nirgends fließen.
Ha, der Drei=Zwei solchen Tranks
Soll zur Straf' ihn selbst genießen!"

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben=Rätsel:

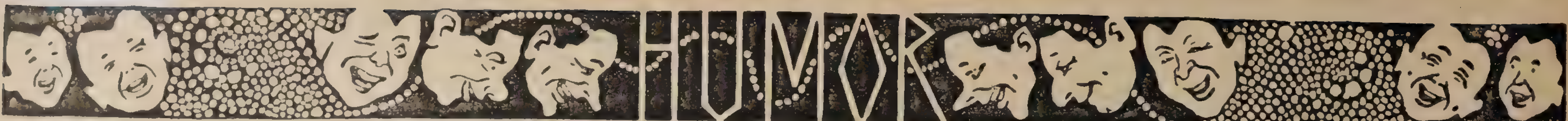
Gebt einen Beitrag für die Ullstein=Kompagnie=Kiste.

1. Gardasee. 2. Eremit. 3. Bambus. 4. Tittoni 5. Eisenwerk. 6. Ivanhoe. 7. Nikolai. 8. Elbassan. 9. Nachmittag. 10. Batavia. 11. Eichkamp. 12. Ibrahim. 13. Torero. 14. Rurik. 15. Anakreon. 16. Gallipoli. 17. Felonie. 18. Ueberseetransport. 19. Rhodos. 20. Deichsel. 21. Inkunabel. 22. Esau.

Bilder=Rätsel: Reserve=Infanterie=Regiment.

Die verwandelte Stadt: Soest — Ostsee.

Zweisilbiges Rätsel: Höchstpreis.



Frau: „Weißt Du, ich möchte für unsern Bubi ein Spielzeug haben, das ihm wirklich Spaß machen würde." — „Wie wär's mit einem neuen Perserteppich und einer großen Flasche Tinte?"

✻

Beim Arzt erscheint ein kleiner Junge und bittet, der Doktor möchte doch gleich mitkommen. „Wer ist denn bei Euch zu Hause krank?" fragt der Arzt. — „Alle, bloß ich nicht!", schluchzt der Junge, „ich war unartig, und deshalb habe ich nichts von den schönen Pilzen gekriegt, die Vater gestern im Walde gesammelt hat!"

✻

Wir saßen gerade bei Tisch, als wir die Nachricht erhielten, daß eine sehr entfernte und uns übrigens ganz entfremdete Großtante gestorben sei. Mitten in das plötzliche Stillschweigen fragt unsere kleine Grete: „Papa, müssen wir nun gleich weinen oder wollen wir warten, bis wir das Kompott aufgegessen haben?"

✻

„Georg sagt, daß er die kleine Locke über Deinem rechten Ohr so entzückend findet." — „Ein Glück, daß ich das weiß, ich wollte sie gerade auf die andere Seite stecken!"



„Herr Leutnant läßt bitten, den Scheinwerfer mal auf das Dorf da rechts zu richten, er möchte sich im Zimmer rasieren!"

Der Feldpostbrief der Köchin:

„Liber Heinrich, Du haßt doch imer so gern alles mit fiel Zbiebel gegessen un deshalb, wenn ich nu Zbiebel schneiden tuh, muß ich imer bei weinen womit dir herzlich umarmt Deine Emma."

✻

Ein frischgebackener Offiziersstellvertreter geht nachts nach Hause, als ihm ein etwas angeheiterter alter Landsturmmann begegnet, der nicht grüßt. „Wissen Sie nicht, wer ich bin?" ruft er den Soldaten an, „ich bin Offiziersstellvertreter!" Der Landsturmmann sieht ihn blinzelnd an und sagt schluckend: „Mensch, da haben Sie Glück! Ich bin bloß Gemeiner!"

✻

Neulich hörte ich im Dunkel im Tiergarten folgendes Gespräch:

„Weißte, Fritze, Du bist doch eigentlich gar nicht zärtlich mit mir! Von meiner Schwester Emma der Schatz, der sagt immer so hübsche Dinge. Der sagt, sie hat 'n Kirschenmund, und sie ist sein Augapfel, und all so was! Warum sagst Du mir nie sowas?" — Darauf antwortete eine Männerstimme: „Na ja, Du mußt aber nicht vergessen — er ist doch Obsthändler, und ich bin Schlosser!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 50

Berliner

12. Dezember 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



„Schulter an Schulter" in Serbien.



Wie es in unsern Stellungen nach dem Trommelfeuer aussieht: Zusammengeschossene und trotzdem gehaltene Stellung im Westen.

Trommelfeuer

Das Trommelfeuer, dieser durch Stunden und Tage ununterbrochen daherdonnernde Regen schwerster Artilleriegeschosse, ist von den Feinden an der Westfront mehrfach, aber immer ohne Erfolg versucht worden. Unsere Soldaten saßen in den zerschossenen Erdlöchern und Granattrichtern — von den sauber ausgebauten Unterständen war fast nichts mehr vorhanden — hielten der unaufhörlichen Todesgefahr stand und atmeten geradezu auf, als endlich der feindliche Infanterieangriff einsetzte. Der Kriegsberichterstatter der „Vossischen Zeitung" im Westen, Dr. Max Osborn, stellt nach den Beobachtungen der Kämpfer eine Berechnung an, nach der bei der großen Offensive Ende September 75 Stunden lang ohne Unterbrechung Geschosse in und um die deutschen Gräben sausten — jede Sekunde ein Schuß! Die ungeheuerliche Kraft der Seele und der Nerven, die zum Aushalten einer solchen Kanonade gehört, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Lärm des Trommelfeuers ist so stark, daß man sein eigenes Wort nicht versteht; aber gerade in dieser Hölle krachender und platzender Eisenstücke (alles amerikanische Munition) zeigte sich die echte Mannhaftigkeit und Kameradschaft der Truppe. Wo etwas zu melden war, sprangen Freiwillige vor, wo einem Verwundeten zu helfen war, griffen die Kameraden zu; denn Feldküchen, Sanität und dergleichen konnten ja durch die Mauer aus Granaten nicht heran. Die Munitionsverschwendung der Franzosen war so gewaltig, daß sie sie beim zweiten Angriff nicht wiederholen konnten. Diesmal trommelten sie „nur" 43 Stunden lang — auf dieselben Truppen, die kurz vorher schon die erste Schreckenszeit durchgehalten hatten — und jetzt wieder aushielten! Und als die Franzosen kamen, feldmarschmäßig mit großem Gepäck, wie zum Weitermarsch nach Deutschland hinein, da gelangten sie an den meisten Stellen nicht einmal über die ersten deutschen Gräben; und wo sie sich festsetzen konnten, wurden sie bald im Gegenangriff zurückgeworfen.



Artillerie bei einem schwierigen Flußübergang.



Aufnahmen von Paß-Photographien der Bewohner in den besetzten Gebieten Nordfrankreichs.
Phot. B. J. G.



Die Verbündeten: Deutsche, Oesterreicher und Bulgaren in Serbien.
Phot. B. J. G.



Szene aus Georg Hermanns neuem Drama „Henriette Jacoby“ in der Aufführung des Kleinen Theaters in Berlin.
Von links nach rechts: Henriette Jacoby (Agnes Straub), Tante Riekchen (Frida Brock), Hannchen Gebert (Alice Torning), Salomon Gebert (Robert Forsch), Onkel Eli (Lupu Pick), Ferdinand Gebert (Fritz Beckmann).
Phot. Zander & Labisch.

DEUTSCHE GRABMÄLER IN FEINDESLAND

Den großen Anlagen der Soldaten-Friedhöfe, die in Namur und anderen belgischen Orten geschaffen wurden, schließt sich würdig der Militär-Friedhof in St. Quentin an, der im Oktober in Gegenwart des Kaisers eingeweiht wurde. Den Schmuck des Friedhofes bildet ein in ruhigen, griechischen Formen gehaltenes Kriegerdenkmal mit zwei Bronzefiguren von Professor Wilhelm Wandschneider-Berlin, die er „Der Sieger“ und „Der Besiegte“ genannt hat. — Die Notwendigkeit, den in Feindesland gefallenen Soldaten eine würdige Ruhestätte zu schaffen, darf aber nicht mit dem jetzt im Heimatland häufig auftauchenden Wunsch nach Kriegs- und Helden-Mälern verwechselt werden. Diese Absicht, historische „Denkmäler“ zu errichten, sollte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben; zunächst werden die Gemeinden und der einzelne den Dank an die Kämpfer nicht schöner abstatten können als durch Fürsorge für die Hinterbliebenen und Invaliden und den Wiederaufbau des zerstörten Besitzes.







Deutsche Grabmäler in Feindesland: Das Krieger-Denkmal auf dem Militär-Friedhof in St. Quentin.

Der Sieger.
Figur von Prof. Wilhelm Wandschneider.

Die Gesamtanlage.

Der Besiegte.
Figur von Prof. Wilhelm Wandschneider.



Durch den serbischen Morast: Deutsche Artillerie auf schwierigen Wegen.

Durch den serbischen Morast

Die Leistungen der verbündeten Truppen in Serbien

Die ganz ungeheuerlichen Schwierigkeiten, die unsere verbündeten Armeen auf dem Marsch durch Serbien zu bestehen hatten, halten selbst mit den Strapazen des Feldzuges in Polen oder den Karpathen keinen Vergleich aus. Mit Recht konnte ein serbischer General sagen: „Der serbische Dreck ersetzt uns ein ganzes Armeekorps.“ Diese zähe, klebrige Kotmasse, diese Moraststchicht, die im Herbst und Vorwinter das ganze serbische Königreich zu bedecken scheint, ist durch kein Beispiel dem Leser erschöpfend zu schildern, „da muß man hineingetreten sein,“ um die Leistungen unserer Truppen zu verstehen. Man könnte den serbischen Morast in zwei Kategorien gliedern. Da ist erstens der sumpfige lehmige Dreck in der Nähe der Flußläufe an Bergabhängen — glaubt man, einen Schritt gestiegen zu sein, ist man bereits zwei Schritte zurückgeglitten. Steigt man



Zehn Ochsen als Vorspann eines leichten Gefährts!




Durch den serbischen Morast: Verpflegungs-Nachschub auf einer Feldbahn, die von Pferden gezogen wird.

weiter, so füllen sich die Stiefelschäfte langsam mit diesem lehmigen Brei; und nach kurzer Zeit bleibt dem Soldaten nichts weiter übrig, wie seine Schuhe gründlich zu waschen und mit Bast oder Stroh oder Lumpen zu umwickeln, denn auf die Dauer gehört das Vorwärtsschreiten in diesem Dreck zu einer ganz bedeutenden körperlichen Anstrengung. Die zweite Sorte serbischen Schmutzes, der sich als Decke auf den sogenannten serbischen „Straßen" findet, unterscheidet sich äußerlich nicht von seinem galizischen oder russischen Kameraden — aber er hat's in sich! In diesem Lande fehlt er in keinem Biwakgespräch, das ganze Denken und Fühlen unserer Soldaten ist der Ueberwindung dieses Dreckes gewidmet. Es ist hier manchmal zum Verzweifeln gewesen — als ob Beelzebub das ganze flüssige Pech der Hölle auf den Weg geschüttet hätte, damit wir seinen geliebten Serben nichts tun könnten. Mit sanftem Druck geht der Straßenschmutz zur Seite des Rades oder des Fußes, schließt sich dann und hält sein Opfer fest. Hat es wenige Tage vorher geregnet, so erhöht sich diese saugende, klammernde, elastische Beschaffenheit des Bodens. In diesen Zeiten stellt er enorme Forderungen an Menschen und Tiere. Leichte Wägelchen mit wenigen Zentnern Heu beladen, die hier ein altes Droschkenpferd zieht, werden im Schneckentempo durch 10 oder 12 riesige Ochsen durch diesen Morast geschleift. Keuchend und schweißgebadet ziehen Infanteriekolonnen vorbei mit stark ver-




Autos auf serbischen Wegen!



Volkstypen aus Serbien: Bäuerinnen aus der Umgebung von Kruschewatz.

brauchtem Schuhmaterial. Diesem und jenem fehlen die Absätze, die hat der Schmutz buchstäblich abgerissen. Auf keinem anderen Gebiete muß auch das Pferd mehr leisten als hier. Rechts und links liegen diese treuen Tiere, den Gnadenschuß in der Stirne, erlöst von ihrer Pein. Wiederholt findet man abseits des Weges die „steinernen Pferde“. Wir nannten sie so in den Karpathen, diese bedauernswerten Geschöpfe, die ihren letzten Atemzug im Strange hergaben und nicht mehr fähig waren, einen Schritt vorwärts zu gehen. Der brave Kutscher oder Reiter, dem es leid tat, seinem Gaul den Gnadenschuß zu geben, läßt das Tier abseits des Weges stehen, damit es sich vielleicht doch noch erholt, und wandert weiter. Viele dieser Pferde erholen sich nach einigen Tagen, andere fallen nach einigen Stunden plötzlich vom Herzschlag getroffen um. Die schlechte Beschaffenheit der Wege hat aber auch für die Serben ihre natürlichen Nachteile; denn die Feinde blieben mit den Geschützen im eigenen hochgeschätzten Dreck stecken, so daß sie große Einbuße an Artillerie hatten. Dieser furchtbare Schmutz hat auch gezeigt, daß serbische Straßen, die durch das tägliche Befahren tausender Fuhrwerke stündlich schlechter werden, für Automobile wenig geeignet sind. Sie bleiben in dem zähen Kot unbedingt stecken und müssen mit großen Schwierigkeiten flott gemacht werden. Aus vielen Erfahrungen heraus hat die österreichische Militärverwaltung in letzter Zeit ihre Soldaten mit einem den serbischen Sandalen ähnlichen Schuhwerk versehen. Der Anfänger geht damit etwas unsicher, denn man gleitet darin über den Dreck gleich einem Skiläufer über den Schnee.



General Kuropatkin, der als neuer russischer Armee-Kommandant genannt wird.



Englische Rekrutierungsmätzchen:
Die Werber zeigen dem Rekruten mit Hilfe eines bemalten Pappkartons vor einem Spiegel, wie gut ihn die Uniform kleiden würde.



General von Winckler, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Noack.

Sonntag Nachmittag beim Eisernen Hindenburg
in Berlin



Sonntag Nachmittag beim Eisernen Hindenburg in Berlin:
„Nich so schnell kloppen, Erwin, damit Du länger wat von hast!"



„Kann ich nicht von Hindenburg persönlich eine Quittung über den Nagel haben?"

Die Reihe der verschiedentlichen fett-, fleisch- und sonstigen „losen" Tage wird nur durch den Sonntag unterbrochen, an dem bekanntlich „nischt los" ist. Aber gerade für die etwas stiller gewordenen Sonntage hat sich das Betätigungsbedürfnis der Berliner einen Hauptreiz aufgespart: Sonntags geht man n a g e l n. Nicht, als ob man Werktags den großen Generalfeldmarschall am Königsplatz vergäße, aber der Tag des Feierns ist auch erst der richtige Tag für die Nagler. Man wirft sich in Besuchstoilette, d. h. man legt einen schönen Markschein in die Brieftasche, kauft sich einen eisernen Nagel und spricht bei Hindenburg vor. Es ist immerzu Empfang. Ein paar Feldgraue machen das, was man vor dem Krieg die „Honneurs" nannte. Und wenn man sonst von einem Besuch berichtet: ich habe dem Herrn so und so die Hand geschüttelt — bei dieser Visite heißt's: „Ich habe unserem Hindenburg eins auf das Knie geklopft," oder „ich habe ihn in den Mantel genagelt." Vor der Riesengestalt des Feldmarschalls kribbelt die Menge herum mit allen Zeichen sichtbarer Erregung. Jeder möchte ein Lieblingsplätzchen mit seinem eisernen Autogramm versehen. Den gelüstets respektlos nach der Nase, die unerreichbar hoch oben irgendwo in der frühen Wintersonne funkelt, dieser begnügt sich bescheiden mit dem Saum des Mantels. Etliche fügen sich folgsam der Willkür des soldatischen Zeremonienmeisters, der einen Nagel an irgendeine belanglose Stelle heftet und dem Nagler nichts übrig läßt, als auf dem vorgeschriebenen Plätzchen ein paar schüchterne Hammerschläge zu vollführen; andere machen sich selbständig, suchen sich mit viel Phantasie ihr eigenes Fleckchen und denken nicht daran, daß vielleicht schon wenige Stunden später ihr einsam blinkender Nagel unter der Fülle anderer verschwunden sein wird. Familien betätigen Sonderbestrebungen, Großvater, Vater, Mutter und Kind auf engem Plätzchen beisammen sind; sie nageln ihre Privat-Arabeske in die lehmbraune Hülle. Die Alten mit feierlichem Ernst, die Kinder mit einer leidenschaftlichen Umständlichkeit. Manch ein Knirps klopft dabei fest auf seine eigenen Finger und schluckt heldenhaft die aufsteigende Träne. Ehrfürchtig folgen aller Augen dem s i l b e r n e n Nagler. Schon wie er den „silbernen" an der Kasse bei dem Empfangssoldaten verlangt, ist ein Ereignis. An diese bewußte Würde und Entrücktheit können die eisernen Absichten der nagelnden Menge nicht heran. Aber es kommt schließlich auch hier nicht auf die Gebärde an, sondern auf die Meinung. Und die gute Meinung ist bei allen Besuchern des Generalfeldmarschalls die gleiche.

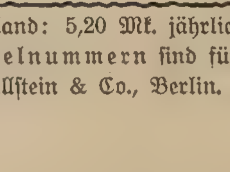


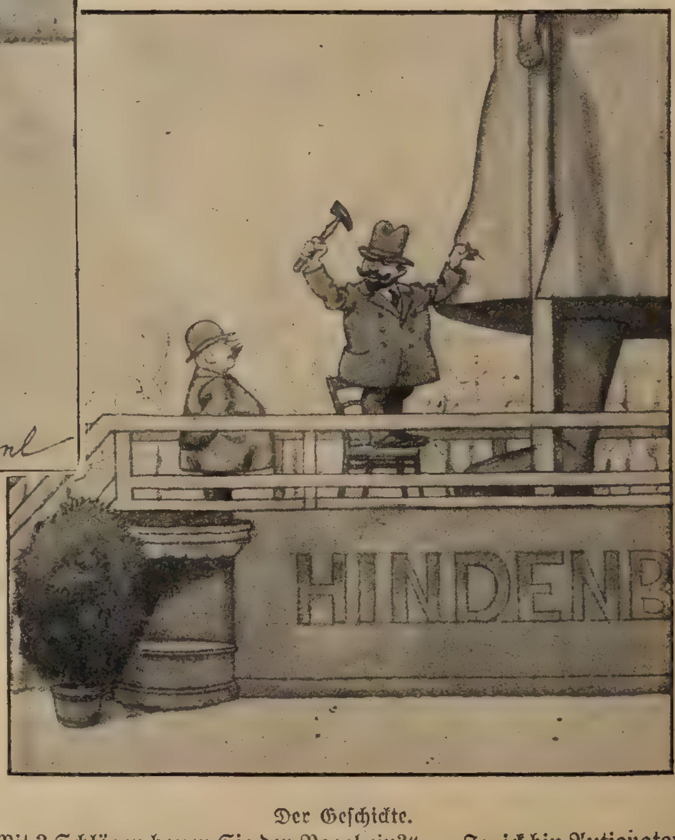
„Och, meinen Nagel sieht man ja jarnicht von unten!"

Zeichnungen von Paul Simmel.



Der Ungeschickte.
„Ein teurer Spaß! Jetzt ist mir schon der fünfte Nagel weggefallen!"





Der Geschickte.
„Mit 3 Schlägen hauen Sie den Nagel ein?" — „Ja, ick bin Auktionator!"

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Emil Pottner.

König Peter.

Zerstampft sind Serbiens Felder, zerschmettert sind deine Heere,
Zerbrochen sind deine Waffen, deine tückischen Schwerter und Speere.
Den Weltbrand hast du entzündet, sein Feuer sollt uns verzehren —
Nun schreitet der Geist deines Opfers siegreich vor unseren Heeren.

Untilgbare Blutschuld hast du auf dein Haupt, auf dein Land geladen —
Nun ist Gerichtstag gekommen, du König von Mörders Gnaden. . . .

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

12. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Das Fräulein von Streit sah mit schwimmenden Augen an dem Freiherrn von Lindemann vorbei ins Leere . . . .

„Na . . . mich hat, außer meinen lieben verstorbenen Altchen, auch noch kein Mensch schön gefunden! Aber daß mir der liebe Gott meinen Herzenswunsch erfüllt, aus Ihnen noch mal 'nen anständigen Menschen zu machen . . ."

Da schoß es ihm bei aller Rührung durch den Kopf: Noch war es Zeit, Bedingungen zu stellen. Und er sagte: „Auch ich bestrebe mich in dieser Richtung, mein gnädiges Fräulein, aber ich habe eine gewisse Abneigung gegen ein allzu rasches Tempo! Wenn ich also bitten dürfte: Fortfall der priesterlichen Ermahnungen — meine Zerknirschung ist ohnedies tief genug! Dann aber — zum allmählichen Abgewöhnen — zweimal in der Woche Urlaub bis Reveille ohne nachfolgende Gardinenpredigt!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen: „Bewilligt! Und so findet jeder Saulus einmal sein Damaskus."

Er aber zog mit galanter Verneigung die kräftige Hand an seine Lippen. „Akzeptiert, der Vergleich! Weil ich nämlich immer gehört habe, dieses Damaskus wäre ein durch besondere Vorzüge ausgezeichnetes, scharmantes Städtchen . . ."

„Alter Kurmacher," sagte sie. Gleich danach aber flog über ihr Gesicht ein verschämtes Lächeln, das sie seltsam verschönte. „Aber es war sehr nett, und wenn Sie auch nach der Hochzeit die freundliche Gepflogenheit behalten wollten, mir ab und zu ein Komplimentchen zu machen — auch a l t e Frauenzimmer hören so 'was sehr gern . . !" Und er küßte ihr zum zweiten Male die Hand, nur herzlicher noch und zärtlicher als vorhin. Das Fräulein von Streit aber wurde plötzlich verlegen, barg ihr Gesicht an dem Kopf des kleinen Mädchens, das sie noch immer in ihrem linken Arm trug.

Das war die Verlobung im Waldlager gewesen, vor der der Freiherr von Lindemann bei seiner Errettung so viel Angst gehabt hatte. Ordentlich leicht wurde ihm zumute, er kam sich schon bedeutend gebessert vor . . . Danach brachten sie „ihr Kleines" zu Bett, saßen aber noch lange wach, Hand in Hand, und berieten ernsthaft, wie sie die gemeinschaftliche Bewirtschaftung von Borzymmen und Marczinowen einrichten wollten, wenn die schwere Not der Russenzeit vorüber wäre . . .

* * *

Es kam schlecht Wetter, der Regen träufelte in die aus Moos und Baumzweigen gebauten Hütten. Und der Proviant fing an auf die Neige zu gehen.

Ein paar Mal war der alte Heurich nächtlicherweile auf Requisition ausgezogen. Eine magere Kuh war die ganze Ausbeute gewesen, die er mit schwerer Lebensgefahr den Russen gestohlen hatte. Auch einen Sack Kartoffeln brachte er einmal heim; aber was verschlug das bei den vielen hungrigen Mäulern, die täglich zu stopfen waren? Und das Fräulein von Streit sah mit sorgenvollen Augen den Tag kommen, an dem sie ihren Schutzbefohlenen sagen mußte: „Was wollt Ihr nun lieber? Zu den Russen gehen oder hier langsam verhungern . . .?“

Der alte Förster Hahn, der wieder einmal auf Kundschaft gewesen war, brachte neue schlechte Nachrichten. Auch im Westen, hieß es, seien die Deutschen geschlagen worden, eine französische Armee belagerte Straßburg, die verbündeten Belgier und Engländer ständen vor Köln und Düsseldorf, während die englische Flotte Hamburg bombardierte. Das alles war in der Ordensburger Zeitung zu lesen, deren letzte Ausgabe der alte Förster von seinem Streifzuge mitgebracht hatte. Der Insassen des Waldlagers bemächtigte sich tiefe Bestürzung, auch dem Freiherrn von Lindemann, der sonst immer die Fahne der Zuversicht tapfer hochgehalten hatte, sank vor dem gedruckten Wort das Herz in die Kniekehlen. Mit schwimmenden Augen las er in der Zeitung, bis er mit einem Male laut auflachte. Und, noch immer lachend, las er laut vor:

„Warnung vor politischen Gesprächen!

In dem Kruge des Kirchdorfes Drygallen ist es vor einigen Tagen zu einer bedauerlichen Ausschreitung gekommen. Die beiden Bauern Wilhelm Michel und Nikolaus Rußmann, die schon seit Jahren in recht gespanntem Verhältnisse lebten, bekamen bei einem Glase Bier einen Streit über auswärtige Politik. Die Kellnerin Marianne mischte sich ein, weil sie schon seit langer Zeit mit dem p. Rußmann ein intimes Verhältnis hatte. Die Folge davon war, daß sie von dem Rohling Michel ganz barbarisch verdroschen wurde und mit Zurücklassung einiger Kleidungsstücke flüchten mußte. Ein anderes Frauenzimmer, das ihr zu Hilfe kommen wollte, wurde gleichfalls mißhandelt, der Bauer Michel aber ergriff einen dicken Knüppel, um auch seinen alten Nachbar zu verdreschen. Der entzog sich diesem Angriff durch eilige Flucht. Wir aber möchten den Einwohnern des Dorfes Drygallen dringend raten, Frieden zu halten, um unsere gerecht waltenden russischen Behörden nicht zum Eingreifen zu nötigen.“

Der Freiherr von Lindemann konnte vor Lachen kaum zu Ende lesen, und als ihn seine Zuhörer verwundert anblickten, schossen ihm wieder die Tränen in die Augen, die Stimme schlug ihm um.

„Ja, Herrschaften, versteht Ihr das nicht? Das ist ein Artikel, mit dem der Ordensburger Redakteur die russische Zensur beschwindelt hat, und er heißt, in gutes Deutsch übertragen: Die Franzosen haben Keile gekriegt, die Engländer ebenso, und den Russen wird's in kurzer Zeit nicht anders gehen!“

Da begannen auch die im Kreise stehenden Mädchen und Frauen aus vollem Halse zu lachen, bis sie mit einem Male, ebenfalls vor Freude, das Weinen kriegten . . .

Zu gleicher Zeit aber war hoch oben in der Luft ein seltsames Knattern zu vernehmen. Die Augen der Untenstehenden begannen zu spähen und zu suchen, bis sie mitten zwischen schimmernden Federwolken einen riesenhaften Vogel entdeckten. Majestätisch zog er seine Bahn. Der Förster, der weitsichtig war wie ein alter Gabelweih, schrie plötzlich auf: „Ein Deutscher ist's, er hat ein Kreuz unter den Schwingen!“

Da warf sich das Halbhundert der Waldflüchtlinge auf die Knie. Der Borzymmer Pastor sang vor:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.“ . . .

Der Rittmeister von Foucar regte sich auf seinem Lager, und die aus Fieberträumen sprechende Stimme klang schon klarer als noch vor wenigen Tagen:

„Trompeter, Galopp! . . . Zur Attacke Lanzen gefällt! — — Marsch, marsch, Hurra!“ . . .

Es war der Tag, an dem der General von Hindenburg die Russen bei Tannenberg schlug — — —

XII.

Die russische Besatzung von Ordensburg führte ein wahres Faulenzerleben, angenehmer als in einer guten Friedensgarnison, denn es gab fast gar keinen Dienst. Eine vorgeschobene Abteilung belagerte die Feste Boyen, der Rest der gegen die masurische Seensperre angesetzten Armee hatte Ruhe. Kaum, daß es einen Appell gab am Tage oder eine Stunde Exerzieren. Da verfielen die Kerle auf allerhand Unfug, drangsalierten die deutsche Bevölkerung, und es half wenig, wenn — nach allzu gröblichen Ausschreitungen — ein paar der wildesten Lümmel erschossen wurden. Im Interesse der Disziplin, weil sie strenge Verbote übertreten hatten. Es war Zeit, daß die Truppe wieder in Bewegung kam, sonst geriet sie den Führern aus der Hand. Aber die kleine Quetsche zwischen Mauer- und Lewentiensee, die Feste Boyen, hielt sich wie ein Igel gegen eine Meute von Dachshunden . . . Die sprangen kläffend herum, langten auch mal mit einer Pfote vor, er aber hatte sich zusammengerollt, streckte die scharfen Stacheln nach außen.

Der General von Variatinsky fluchte und wetterte. Aber als er eines Tages im Auto die Angriffsstellungen abgefahren hatte, gab er seinen Unterführern recht: Ohne schwere Artillerie war da nichts zu machen, wenn er nicht Tausende und aber Tausende opfern wollte. So viel war der kleine Steinkasten, der schließlich von selbst fallen mußte, nicht wert. Die schwere Artillerie aber wurde bei den beiden Flügelarmeen gebraucht — wozu, vermochte er sich nicht recht zu erklären, denn auch sie machten nur langsame Fortschritte. Die Nordarmee des Generals Rennenkampf stand noch immer in der Gegend von Insterburg, die Südarmee unter ihrem Führer Sasonow hatte auf der Linie Neidenburg-Ortelsburg kaum die Grenze überschritten. Die in die Welt hinausposaunten Siegesmeldungen waren aufgepustete Schweinsblasen gewesen. Zwei Armeekorps, das erste und das siebzehnte, hatten die Deutschen zur Verteidigung ihrer Ostgrenze zurückgelassen neben einigen in der Eile aufgestellten Reserve- und Landwehrformationen. Und die gingen nur schrittweise zurück. Trotzdem sie gegen mehr als zehnfache Uebermacht fochten, hatten sie bei Eydtkuhnen und Soldau sogar durch verwegene Vorstöße ihrer Kavallerie kleine Teilerfolge erzielt. Jetzt sammelten sie sich hinter der Linie des Flüßchens Deime zu verzweifeltem Widerstand. Die russischen Armeen aber rückten im Schneckentempo vorwärts. Statt die Taktik der deutschen Oberleitung auszunutzen, die sich mit ihrer gesamten Streitmacht nach Westen geworfen hatte, schob man sich nur zögernd voran. Und es gab nicht wenige Offiziere in der Front, die da behaupteten, entweder bestehe zwischen den Regierungen von Berlin und Petersburg eine geheime Abmachung, den Krieg gewissermaßen nur zum Schein zu führen, oder die Generale Rennenkampf und Sasonow seien mit deutschem Gelde bestochen. Sonst hätten die zwei russischen Einbruchsarmeen schon längst vor den Toren von Berlin stehen müssen. Auch der General Variatinsky äußerte in unmutiger Stunde einen solchen Verdacht. Sein naher Freund aber, der Graf Schuwalow, zuckte mit den Achseln.

„Es ist auch anders zu erklären, Wanotschka — ohne deutsches Geld! Unsere Gegner haben einen Bundesgenossen, und der ist so stark . . . also gegen den kommen wir nicht auf! Unsere eigene Schlamperei!



Seit Jahren rüsten wir für diesen Krieg, und als er losging, waren wir nicht fertig! Wie der Bettler vor der Kirchentür, der seinen Konkurrenten durchprügeln wollte. Nachdem er sich in den dazugehörigen Zorn geredet hatte, merkte er, daß er seinen Stock vergessen hatte! Er wollte schnell nach Hause laufen, ihn zu holen, aber der andere hatte es leider auch gemerkt, und da kam es umgekehrt . . .“

Der Graf Variatinsky mußte auflachen.

„Sascha, manchmal hab' ich Dich im Verdacht, Du schimpfst nur, um danach einen Witz machen zu können! Mach' lieber einen praktischen Vorschlag, wie wir rascher vorwärts kommen!“

„Sehr einfach! Klingle Deinen Kollegen Rennenkampf an, er soll Dir ein paar dicke Kanonen borgen, mit denen Du über die großen Seen hinweg die Stadt und Festung Lötzen einschießen kannst!“

„Ist schon geschehen, aber ich hab' einen ablehnenden Bescheid gekriegt!“

„Na, siehst Du? Weshalb aber hast Du selbst von vornherein keine schwere Artillerie mitbekommen? Hat unser Generalstab, als er Deine Operationspläne ausarbeitete, übersehen, daß auf Deinem Wege — immerhin — eine Festung liegt? Oder — verzeih', Wanotschka — wäre es nicht empfehlenswert gewesen, wenn sich auch Seine Exzellenz, der Herr Kommandierende General Graf Variatinsky, einmal gelegentlich darum gekümmert hätte?“

Der Graf biß sich auf die Lippen.

„Du fragst wie ein Deutscher, Sascha! Aber das sind Kleinigkeiten. Ob wir nun vier Wochen früher in Berlin sind oder später.“ . . .

Der dicke Schuwalow lächelte ironisch.

„Ganz recht — was liegt daran? Inzwischen erfechten wir im Innern Rußlands Sieg auf Sieg gegen Leute und Dinge, die sich nicht wehren können. Den deutschen Kaufleuten und Grundbesitzern nehmen wir ihr Hab und Gut weg, und deutsche Städtenamen taufen wir auf russisch um. ‚Petrograd!‘ Was, meinst Du, hat Peter der Große — verzeih', ich wollte natürlich sagen, Piotr Welikij — also, was meinst Du, hat der gelacht, wie er diesen Ukas seines . . . hm, na ja . . . Nachkommen las? Ich war ja nicht dabei, aber ich denke mir so, er hat gesagt: ‚Mein Bürschlein, was wird die Weltgeschichte mal über dich lachen!‘“

Der General machte eine unwillige Bewegung.

„Sascha! Wenn man nicht wüßte, was für ein guter Patriot Du im Innersten Deines Herzens bist . .“

Der Graf Schuwalow nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette.

„Ja, mein Lieber, das bin ich! Außerdem aber ein vorsichtiger Mann. Ich schimpfe nur im vertrauten Kreise. Aber da es auch dort Verräter geben kann, habe ich mir einen Talisman angeschafft. Du wirst darüber lachen, es ist nämlich ein kleiner Reisekoffer.“ . . .

„Um rechtzeitig zu fliehen?“

„Nein, um ruhig dableiben zu können! Der Koffer ist nämlich bis oben hin gefüllt mit all den kompromittierenden Briefen, die hohe und höchste Persönlichkeiten je an mich geschrieben haben. Ich gebe Dir die Versicherung, es sind ganz tolle Briefe darunter!“

„Hm,“ sagte der General mit einem grünlichen Lächeln, „Du bist ja ein ganz gefährlicher Kerl! Aber ich an Deiner Stelle würde diesen Koffer nicht mit mir herumschleppen, sondern an einem sicheren Ort aufbewahren.“ . . .

Graf Schuwalow klopfte ihm schmunzelnd auf die Schulter.

„Ist schon geschehen, Wanotschka, beruhige Dich! Der Koffer liegt an einem Platze, den in diesem Kriege kein russischer Fuß betreten wird.“

„In der Schweiz?“

„Nein, Bruderherz, noch viel sicherer: in Berlin!“

Der General zuckte mit den Achseln.

„Hätte mir's denken können, daß die Geschichte wieder auf einen Witz hinausgehen würde . . .“

Auf dem Marktplatze begegnete ihnen der Rittmeister von Heidedorff. Er trat in dienstlicher Haltung näher.

„Verzeihung, Exzellenz, wenn ich auf der Straße . . . aber da mir die Sache zu wichtig schien und Exzellenz auf dem Büro des Hauptquartiers nicht anwesend waren . . .“

„Vorwärts! Was gibt's?“

Egon von Heidedorff atmete tief auf.

„Exzellenz, ich habe Grund zu der Annahme, die Nachrichten, die wir von den Petersburger Zeitungen erhalten über französische und englische Erfolge im Westen, sind gefälscht!“

Der General trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Heidedorff, Sie sind verrückt! Das heißt, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, das ist so unglaublich . . . also von wem wollen Sie das erfahren haben?"

Der Rittmeister entnahm seiner Brieftasche ein Blättchen Seidenpapier, auf dem in winzigem Druck ein Dutzend Zeilen stand.

„Hier, Exzellenz! Diese Nachrichten sind vor drei oder vier Tagen von einer Brieftaube aus Königsberg hierher gebracht worden. Und hier habe ich mir erlaubt, den Inhalt der Depesche in leserliche Schrift zu übertragen."

Der General hielt das Blatt in einiger Entfernung von den weitsichtigen Augen und las mit halblauter Stimme: „Glaubt nicht an die Schwindelnachrichten der russischen Blätter. Deutscher Generalstab berichtet, unsere Truppen im Westen überall im siegreichen Vordringen. Lüttich, Namur, Maubeuge erobert, französische Armeen in Lothringen und Elsaß vernichtend geschlagen, Tausende Gefangene. Unsere Nordarmee marschiert auf Paris. Eure Russen werden auch bald ihre Keile kriegen!"

„Großartig," sagte der Graf Schuwalow mit freudigem Gesicht, steckte sich eine neue Zigarette an. „Und Du wolltest mir nie glauben, wenn ich Dir sagte, paß auf, die Franzosen lügen genau so wie wir, und eines schönen Tages . . ."

Der General schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab: „Herr Oberst Graf Schuwalow, ich bitte, sich jeder Aeußerung enthalten zu wollen! Und Sie, Rittmeister von Heidedorff, wie sind Sie zu dieser Nachricht gekommen?"

Egon von Heidedorff legte die Hand an den Mützenschirm.

„Verzeihung, Exzellenz, wenn ich mir die gehorsame Bitte erlaube, auf diese Frage nicht antworten zu dürfen. Ich habe mich ehrenwörtlich verpflichtet, meine Quelle nicht zu nennen."

„Unsinn, von diesem Ehrenwort entbinde ich Sie. Also bitte!"

Der Rittmeister sah seinen hohen Vorgesetzten verwundert an.

„Exzellenz, ich bitte gehorsamst um Entschuldigung — von diesem Wort kann mich doch nur derjenige lösen, dem ich's verpfändet habe . . ."

Der General Variatinsky brauste auf.

„Herr, jetzt befehle ich's Ihnen!"

„Sehr wohl, Exzellenz, aber ich kann nicht anders, als Sie bitten, mich wegen Ungehorsams bestrafen zu wollen. Es war ein Herr, mit dem ich dienstlich zu tun hatte. Ich erwies ihm einen unbeträchtlichen Gefallen, er revanchierte sich, indem er mich warnte, den Lügenberichten der russischen Zeitungen zu trauen. Ich fragte, woher er denn bessere Nachrichten hätte, und da gab er mir, gegen Verpfändung meines Ehrenwortes, dies Blättchen Papier mit einem Auszug aus den Berichten des deutschen Generalstabs."

Der General Variatinsky flatterte vor Zorn.

„Wer sagt Ihnen denn, Herr, daß der deutsche Generalstab nicht lügt? Und können Sie sich nicht vorstellen, daß Ihnen dieser Bericht mit der Absicht in die Hände gespielt worden ist, in unseren Reihen Mißtrauen und Entmutigung zu verbreiten?"

„Nein, Exzellenz, dazu war der Mann zu ehrlich!"

„Wanotschka," sagte der dicke Graf Schuwalow mit leiser Warnung, „vielleicht wäre es besser, die Erörterung, wie weit sich Herr von Heidedorff an sein Wort gebunden halten muß, auf ein paar Stunden zu vertagen. Wir haben ja erst neulich gesehen, daß er in manchen Fragen nicht ganz zurechnungsfähig ist im ersten Augenblick. Später aber, bei gütlichem Zureden . . ."

Der General nahm sich zusammen.

„Also gut, Rittmeister von Heidedorff, ich erwarte Sie heute abend sieben Uhr zum Rapport. Ich war bisher mit Ihnen sehr zufrieden. Es täte mir leid, wenn ich auch in meinem Offizierkorps mit eisernem Besen auskehren müßte, was einen deutschen Namen trägt und deutscher Gesinnung verdächtig ist!"

Egon von Heidedorff grüßte schweigend, machte militärisch kehrt. Im Davongehen hörte er, wie der General auf eine Bemerkung des Grafen Schuwalow erwiderte: „Ach was, mich hat am meisten geärgert, daß der Kerl sich darüber freute! Er strahlte ja übers ganze Gesicht vor Vergnügen, daß er mir die Unglücksnachricht versetzen durfte . . ."

Er hatte die Empfindung, als müßte er auf der Stelle umkehren, sich gegen diesen Vorwurf verteidigen, so unmilitärisch dieser Schritt auch gewesen wäre, aber ihm stockte der Fuß. Wie eine Lähmung überkam ihn die Erkenntnis: der General hatte recht! Im Innersten seines Herzens h a t t e er eine Art von Genugtuung empfunden, als er erfuhr, die Deutschen eilten im Westen von Sieg zu Sieg! . . . Die Tränen schossen ihm fast in die Augen: Himmlischer Vater hilf, was war er denn da noch? Ein haltloser Mensch, der allen Boden unter sich verloren hatte, ohne auf einem neuen Ufer Halt zu finden . . . Er war doch noch immer russischer Offizier, der dem Zaren die Treue geschworen hatte. Und gegen diesen Eid hatte er sich innerlich so vergangen, daß er dem General vorhin eigentlich den Säbel hätte abliefern müssen: „Sehr wohl, Exzellenz, ich bitte, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen. Im letzten Winkel meines Herzens bin ich ein Verräter, denn ich glaube nicht mehr daran, daß wir für eine gerechte Sache fechten! Und eine Stimme ist in mir aufgestanden, die mir täglich zuschreit: Mit wieviel Lügen gehst Du um? Für die Freiheit Deines Volkes solltest Du kämpfen gegen unerträgliche Bedrückung, in Wirklichkeit bist Du an der Spitze einer Horde von Mordbrennern in ein friedliches Land gebrochen. Und im letzten Grunde: gegen wen hast Du das Schwert gezogen? Gegen das beste Teil von Dir selbst, denn was Dich über das Gewimmel der anderen hinaushebt, ist doch deutsch . . . deutsch Deine Pflichttreue, deutsch Deine Ehrbegriffe und deutsch der Zorn, der sich gegen alles Unrecht empört —"

Er wischte sich mit dem Tuch über die heiße Stirn. Der Teufel hatte ihn in dies Quartier gebracht, und der Teufel hatte ihn geritten, halb mit Gewalt die Gesellschaft der kleinen Dunkelhaarigen zu erzwingen, die nach der ersten Annäherung sich so geflissentlich vor ihm zurückzog . . .

Drei- oder viermal hatten sie in diesen Wochen abends beisammen gesessen, immer nur, wenn er ge-

[illegible] die Damen möchten doch das Nachtessen gemeinschaftlich mit ihm einnehmen. Dann waren sie gehorsam angetreten, die Dunkelhaarige und die alte Frau mit den toten Augen . . . Augen, die so viel geweint zu haben schienen, daß sie ganz stumpf und ausdruckslos geworden waren . . . Alle Vormittage ging die alte Dame zur Stadt, um im Gruftgewölbe der Deutschordenskirche an dem Sarge ihres verstorbenen Mannes zu beten. Und wenn sie heimkehrte, war sie hinfälliger und geschlagener als vorher, ganz als wenn der unwiederbringliche Verlust sie im innersten Lebensnerv getroffen hätte. Er aber umgab sie mit besonderer Verehrung und hatte dem getreuen Litauer Prikupatis befohlen, sie unauffällig auf dem Gange zur Kirche zu begleiten, damit sie unterwegs nicht belästigt würde.

Mit Fräulein von Gorski aber kam er jedesmal ins Streiten. Zuerst sprachen sie über gleichgültige Dinge, dann jedoch glitt die Unterhaltung ganz von selbst in das Gleise der Fragen, die der ereignisvolle Tag mit sich gebracht hatte. Um schließlich bei der Frage zu landen, wer bei dem fürchterlichen Ringen von Volk gegen Volk nun eigentlich recht habe und wer unrecht . . . Es war nicht seine Schuld, wenn er bei diesen Erörterungen jedesmal auf den Sand gesetzt wurde. Er hatte sich, als echter Soldat, um Fragen der hohen Politik niemals gekümmert. Das kleine Fräulein aber wußte um so besser darin Bescheid. Geradezu unheimlich war es, über wie umfangreiche und tiefgründige Kenntnisse sie verfügte. Haarscharf bewies sie ihm an Ereignissen der neuesten Geschichte, wie sehr der Deutsche Kaiser bemüht gewesen sei, trotz aller Herausforderungen ringsum seinem Volke den Frieden zu erhalten. Und wenn sie sich ereiferte, holte sie aus dem Bibliothekschranke einen umfangreichen Band, in dem ihr Vetter Foucar Zeitungsausschnitte einzukleben pflegte, die ihn besonders interessierten. Da ließ sie ihn denn nachlesen, wie all das Unheil nur durch ein paar Menschen über die arme Welt gekommen wäre. Menschen, die in Millionen von Höllenjahren ihr nichtswürdiges Verbrechen nicht abbüßen könnten . . . Er aber las wohl die Zeilen, ihr Inhalt jedoch blieb ihm leerer Schall; denn ihn interessierte viel mehr die Hand, die da vor seinen Augen auf dem Papier lag. Es war eine kleine Hand mit zarten Fingern, und doch merkte man an gewissen Zeichen, daß sie zu arbeiten verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. **In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.**

Zu dem Artikel „Kriegsorden“ in Nr. 42 schreibt uns unser Mitarbeiter Fritz Koch-Gotha: „Die französische „medaille militaire“ ist bereits im Jahre 1852 gegründet worden, sie ist Kriegsauszeichnung für Unteroffiziere und Mannschaften sowie für Generäle, wenn sie selbständige Truppenführer waren. In diesem Kriege soll noch eine neue Auszeichnung geschaffen sein, das „croix de guerre“, das unserm Eisernen Kreuz gleichkommen dürfte. — Nennung im Tagesbefehl gibt es auch in England, dort ist es das „Monourably mentioning in despatches“. Italienischer Kriegsorden ist der „Militärverdienstorden von Savoyen“ mit 5 Klassen. Der russische Andreasorden ist kein Kriegsorden, er ist eine unserem Schwarzen Adlerorden gleichkommende Auszeichnung, die nur an Fürsten und Exzellenzen verliehen werden kann. Für militärische Verdienste ist das „Georgskreuz“ mit 5 Klassen bestimmt, das für Offiziere und Mannschaften in verschiedener Ausführung verliehen wird. Sein zweimal orange, dreimal schwarzgestreiftes Band im Knopfloch getragen bedeutet Kriegsauszeichnung. Die fünfte Klasse, silbernes oder goldenes Kreuz, ist für Unteroffiziere und Mannschaften. Aus weißer Emaille mit goldenem Rande ist das Kreuz für Offiziere, das in der 4. Klasse im Knopfloch, in der 3. und 2. Klasse um den Hals und in der ersten am Schulterband über der linken Hüfte getragen wird. Eine hohe Auszeichnung für Offiziere, ähnlich dem Pour le mérite, ist die 4. Klasse des Ordens der heiligen Anna. An Regimenter oder Truppenteile werden u. a. auch sogenannte besonders prächtige Georgsfahnen verliehen.“

D., München. Kunstwolle ist ein Gespinst, das aus wollenen Lumpen, Tuch- und Garnresten und abgelegten Bekleidungsstücken durch Zerfaserung und Untermischung mit neuer Wolle hergestellt wird. Dieses neu aufgesponnene Material wird zu Tuchen verarbeitet, die billig und dauerhaft sind, aber nicht so gut wärmen, wie Stoffe aus reiner Naturwolle. Für die Bekleidungsämter ist dieses Verfahren von großem Wert. Ganze Wagenladungen schlechter Bekleidungsstücke wandern in die Kunstwolle herstellenden Fabriken, um dort in neue Tuche umgewandelt zu werden.

Geschäftliche Mitteilung.

Die **Chemie-Schule** von Dr. J. Davidsohn u. G. Weber, Berlin, Bahnstr. 27, befaßt sich seit Jahren mit der Ausbildung von Damen und Herren zu Laboratoriums- und Betriebs-Assistenten und Assistentinnen. Der Beruf ist aussichtsvoll. Prospekte auf Wunsch von der Chemie-Schule, die auch jede weitere Auskunft erteilt.

? RÄTSEL !

Silben=Rätsel.

Aus den Silben:

ap — ba — ba — cha — de — den — dikt — dieb — ei — er — fan — ge — hal — hun — i — im — in — in — ju — kar — ke — la — li — lier — lis — ma — mann — mel — mus — ne — nem — no — no — nun — pell — ra — ra — ra — ra — rak — ri — ri — rie — si — so — steu — te — te — ter — tiz — us — zer — zi

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, eine zeitgemäße Berechnung ergeben, die unsern Feinden keine Freude bereiten wird.

Die Wörter bezeichnen: 1. Kirchenverbot. 2. Militärischen Sammelruf. 3. Absonderungsort für ansteckende Kranke. 4. Päpstlichen Gesandten. 5. Veraltete Einrichtung an Universitäten. 6. Truppengattung. 7. Obersten militärischen Befehlshaber. 8. Italienische Hafenstadt. 9. Münze. 10. Kurze Aufzeichnung. 11. Drama von Ibsen. 12. Bekanntes Berliner Krankenhaus. 13. Berühmten deutschen Flugzeugführer. 14. Deutschen Heerführer. 15. Brettspiel. 16. V.rbrecher-Spezialisten. 17. Deutsches Gebirge. 18. Luxusabgabe.

Bilder=Rätsel.



Ein vielseitiges Wort.

Könnt Ihr wohl ein kleines Verbum entdecken,
In dem sich hinter einander verstecken:
Ein toter Dichter, ein kaltes Gericht,
Ein Bindemittel, ein himmlisches Licht,
Dazu in der Mitte ein Stück vom Rahmen. —
Nun nennt das Wort beim richtigen Namen.

Umstell=Rätsel.

Uns Früchten fiel was Dummes ein,
Wir wollten mal was Bess'res sein:
Wir setzten — ach welch' böser Wahn,
Eins uns'rer Zeichen vorne an:
Und siehe da! Wer hätt's gedacht?
Nun prügelt man uns Tag und Nacht.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben=Rätsel: Eröffnung der Hochschulen in Warschau. 1. Eylau. 2. Radscha. 3. Offenbach. 4. Erasmus. 5. Falir. 6. Formosa. 7. Narew. 8. Ulan. 9. Nicolai. 10. Granaten. 11. Dante. 12. Erpel. 13. Rheingau. 14. Harnisch. 15. Odysseus. 16. Cranach.

Schüttelreim=Rätsel: Mich sorgen — sich morgen.

Bilder=Rätsel: Durch Serbiens-Fall wird der Weg nach Konstantinopel frei.

Silben=Rätsel: Herber.

HUMOR

Die Mutter kommt in das Zimmer, wo ihr Söhnchen vor dem Papageienkäfig sitzt und dem Vogel allerhand Schimpfworte vorspricht. „Aber Hans," sagt die Mutter, „Du darfst doch dem Papagei nicht so häßliche Worte beibringen!" — „Nein, Mama," antwortet Hans, „ich sag' ihm ja bloß, was er nicht sagen darf!"

*

Der Laufjunge kommt zum Prinzipal und bittet um Urlaub, weil seine Großmutter gestorben sei. Mißtrauisch sagt der Prinzipal: „Höre mal, soviel ich mich erinnere, ist das schon Deine dritte Großmutter, die stirbt!" — Aber geistesgegenwärtig antwortet der Berliner Junge: „Da könn' Se nischt machen, mein Großvater heiratet immer wieder!"

*

Feldpost: „Von vier Brautens Liebesgaben? Det is ja die reinste Bigamie!" — „Ja, ick weeß ooch nich. Amor muß mir direkt mit 'n Maschinengewehr getroffen haben!"

*

Junge Dame (zum Verkäufer im Warenhaus): „Geben Sie mir einen Meter von diesem Band, — — ach, habe ich Sie nicht schon früher gesehen?" — Verkäufer: „Aber Fräulein Anna, haben Sie mich denn ganz vergessen? Ich habe Sie doch im vorigen Sommer in der Ostsee aus dem Wasser gerettet!" — Die junge Dame: „Ja natürlich, Sie waren das! Ach — da geben Sie mir bitte zwei Meter von diesem Band!"

Zeichnung von Paul Simmel.



„Um Gottes willen, was macht Ihr denn Kinder?"
„Wir spielen bloß torpedierte Handelsdampfer!"

*

Verfehltes Kompliment. Haustochter (zum Verehrer): „Sie essen ja so wenig, Herr Schulze!" — Schulze: „Ach, wenn man neben Ihnen sitzt, gnädiges Fräulein, dann verliert man ganz den Appetit!"

*

Der Onkel fragt Karlchen, der den ersten Monat in die Schule geht: „Was tust Du eigentlich den ganzen Tag in der Schule?" — „Ich warte, bis es Zeit zum Nach-Hause-Gehen ist!"

*

Die Orakelblume. Unser kleines Mädel kommt neulich betrübt zur Mutter. „Gott liebt mich nicht mehr!" schluchzte es. „Aber Kleinchen, dummes," sagte die Mutter, „so etwas darfst Du gar nicht sagen! Gott liebt uns alle!" — „Nein!" schluchzte die Kleine, „ich weiß, mich liebt er nicht! Ich habe es eben mit einem Gänseblümchen versucht!"

*

Der junge Arzt öffnete die Tür zu seinem Warteraum und sah mit Freude, daß eine Menge Patienten dasaßen. „Wer von Ihnen wartet am längsten?" fragte er liebenswürdig. Ein Mann mit einem Brief sprang auf. „Ich, Herr Doktor," sagte er, „ich warte schon drei Jahre, daß Sie meine Schneiderrechnung bezahlen sollen!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 51

Berliner

19. Dezember 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Bei der bulgarischen Armee in Serbien.
Mittagsrast in einem eroberten Dorf.



Der Reichskanzler — Scheidemann

Abgeordneter Scheidemann (Soz.) im Reichstag während seiner Rede am 9. Dezember. Phot. Zander & Labisch.

Auf der Ministerbank (von links nach rechts): Tirpitz, Delbrück, Wahnschaffe, der Reichskanzler; rechts (am Rednerpult): Scheidemann; auf dem Präsidentenstuhl: Kämpf.

Diplomatische Noten

Die Noten, durch die die im friedlichen Verkehr stehenden Regierungen ihre Meinungsverschiedenheiten ausfechten, sind meist ziemlich umfangreiche Aktenstücke, die an das Oberhaupt des Staates adressiert werden. So lautet die Anrede einer amerikanischen Note an England: „Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten — An Seine Majestät Georg V., König usw." Dann folgt die Anrede: „Großer und guter Freund." Obgleich sonst die Diplomatensprache französisch ist, werden Noten in der Landessprache geschrieben und vom Empfänger in seiner Sprache beantwortet. Manche Staaten lassen die Noten mit der Schreibmaschine schreiben, andere von guten Schönschreibern abschreiben.



Eintreffen der Weihnachtsliebesgaben bei den Truppen.



Vorbereitungen für das Weihnachtsfest im Felde. Phot. A. Grohs.



Eintreffen der Weihnachtsliebesgaben bei den Truppen. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Das österreichisch-ungarische Wasserflugzeug, das Venedig bombardierte. Phot. Alice Schalek



Französisches Truppenlager bei Saloniki. Aus einer französischen Zeitschrift.



Das Kampfgebiet der Hindenburg-Armee um Dünaburg aus der Vogelschau. Zeichnung von M. Schammler.



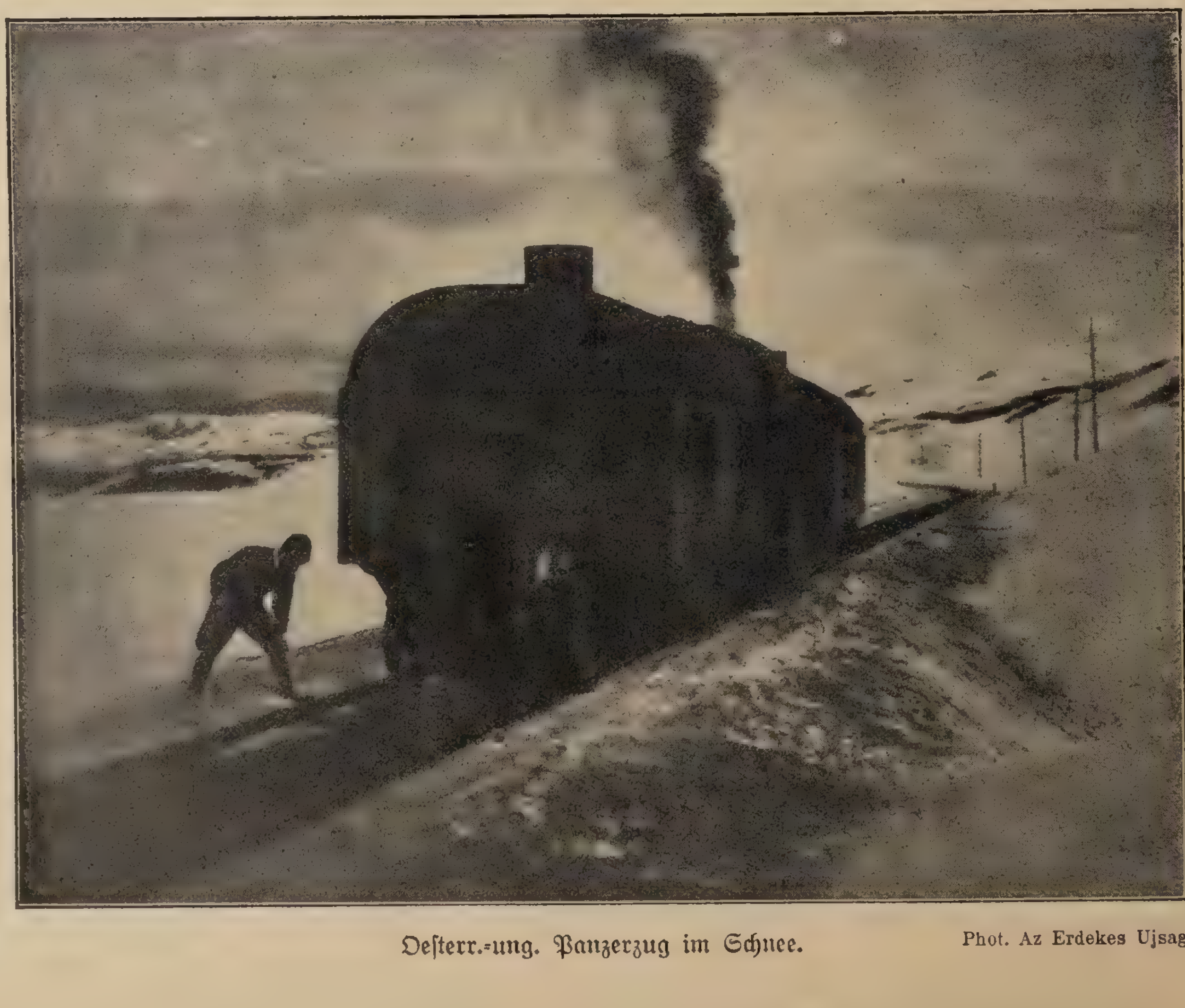
General Jekoff, der Oberkommandierende des bulgarischen Heeres.



General v. Falkenhayn, Bruder des Generalstabschefs und Führer eines Armeekorps in Serbien, der den Orden Pour le mérite erhielt.

Im Panzerzug

Ein moderner Panzerzug sieht aus wie ein auf Schienen laufendes kleines Panzerschiff," so erzählt in der „Vossischen Zeitung" der Kriegsberichterstatter Müller von der Isonzofront. „Dicke grau gestrichene Stahlplatten geben der glatten Oberfläche die schiffsähnliche schwerfällige Form. Meistens besteht ein solcher Zug aus dem an der Spitze fahrenden Geschützwagen, aus der Maschine und aus zwei Wagen, die mit Maschinengewehren bestückt sind. Die Mannschaft, die mit Karabinern ausgerüstet ist, setzt sich aus Fachleuten zusammen, wie Eisenbahnern, Schlossern und auch Bergleuten, die mit Sprengarbeiten vertraut sind. Jeder Wagen wird durch ein kleines elektrisches Licht erhellt, das beim Fahrtbeginn ausgeschaltet wird. Der Kommandant, der meist im vorderen Geschützwagen fährt, gibt durch Glockenzeichen seine Befehle an die Maschine. Während der Fahrt lauern hinter den durch Eisenplatten geschützten Fensterchen die Leute und spähen umher, denn kein Fahrtanzeiger und kein Licht weist dem Zug im Bereich der feindlichen Geschosse den Weg. Die Aufgaben, die ein Panzerzug zu erfüllen hat, sind verschiedener Art. Manchmal handelt es sich nur um aufklärende Vorstöße, um Positionen des Feindes, den man zum Schießen verlockt, zu erkennen; häufig hat der Panzerzug auch den Befehl, Sprengungen vorzunehmen. Dann fährt der eiserne Zug so weit als möglich vor und schützt mit seinen Kanonen und Maschinengewehren das Sprengkommando, das den sicheren Hort der gepanzerten Wagen verlassen muß und sich vorsichtig an die feindliche Stellung heranschleicht. Panzerzüge sind an allen Fronten tätig. Dank der Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahntruppen konnte schon oft ein Panzerzug an einer Stelle in die feindliche Front vorstoßen, wo in der Nacht zuvor nur zerstörte Gleise waren.



Oesterr.-ung. Panzerzug im Schnee. Phot. Az Erdekes Ujsag.

Der Krieg in der Wüste

Von Dr. M. Saadi Bei



Der Krieg in der Wüste: Araber von den Stämmen am Roten Meer im Schützengraben.

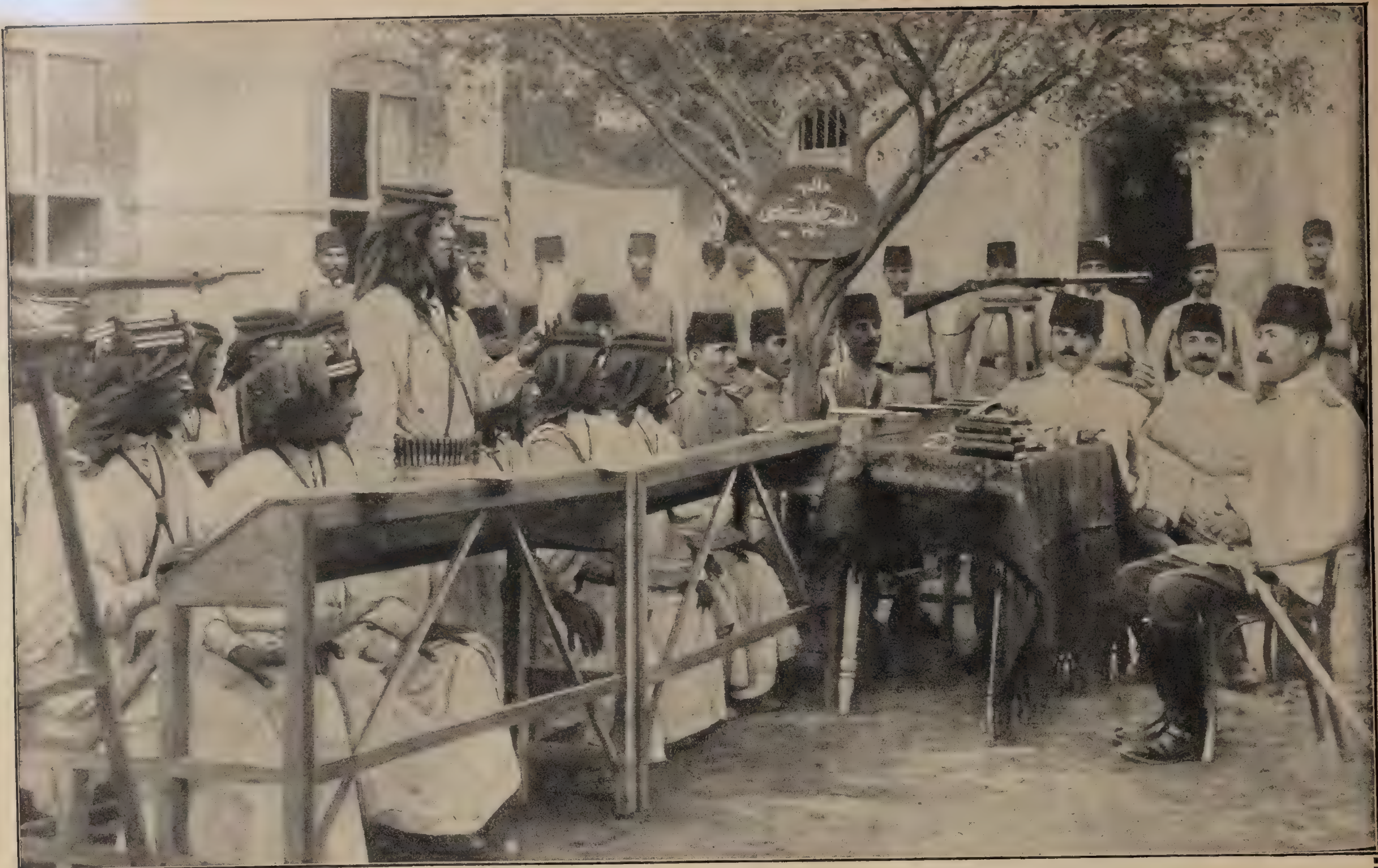
Die heiße, schattenlose Wüste ändert den Charakter des Kampfes, wie man ihn sonst von den europäischen Kriegsschauplätzen her gewohnt ist, vollkommen. Es dürfte daher interessieren, wenn ich hier versuche, die Wüstenkämpfe zu beschreiben. Hier muß man zweierlei Arten der Kriegführung unterscheiden: Erstens die Kämpfe der Beduinen auf dem Boden ihres Heimatlandes und zweitens die der regulären Armee. Wenn ein Oberhaupt eines Beduinenstammes sich entschließt, Krieg zu führen, so beruft er eine allgemeine Versammlung ein, in der er die bevorstehende Tatsache verkündet. Darauf versehen sich alle, die für den Kampf auserwählt sind, mit den erforderlichen Ausrüstungsstücken. Einige Scheichs rufen ihre Leute durch Trommelschlag zusammen, andere durch Kriegsrufe. Die Trommeln werden von Frauen (Hamasi genannt) geschlagen, die zu gleicher Zeit wilde Kriegsgesänge anstimmen. Die Stämme, bei denen der Zusammenruf durch Trommelschlag gebräuchlich ist, kommen meist in geordneten, geschlossenen Zügen, die anderen dagegen vereinzelt; in losen Haufen nähern sie sich der Kriegszone bis auf ganz geringe Entfernung. In kürzester Zeit sind so drei- bis fünftausend Mann versammelt; das unter wilden Rufen, Gesängen und Trommelschlag erfolgende Heranziehen macht einen geradezu furchterregenden Eindruck. In den Gefechten kommt häufig der Einzelkampf vor. Hierbei entkleiden sich die Krieger gewöhnlich; wie ein Tier wissen sie jede sich bietende Deckung zu benutzen,



Reiter vom Senussi-Stamm.



Araber-Patrouille.



Vom Krieg in der Wüste: Offiziere in Medina bei der Ausbildung der arabischen Freiwilligen aus dem Hedschas.

jeden Vorteil wahrzunehmen; unsichtbar und unbemerkbar schleichen sie sich an den Feind heran, und wen sie erreichen, der wird vernichtet. Die zweite Art ist der Stellungskampf. Hier stehen sie in Deckung; wenn sich ein Feind zeigt, wird auf ihn geschossen; ohne sichtbares Ziel fällt von den Beduinen kein Schuß. Daß sie sehr gute Schützen sind, ist bekannt. Da der Boden, auf dem gekämpft wird, sehr weich ist, gehen die Krieger fortwährend vor und werfen dabei Erdhügel zu ihrer Deckung auf. Gewöhnlich teilen sich die Kämpfenden in Gruppen zu je zehn Mann. Von diesen ruht die Hälfte, während die andere kämpft, und so lösen sie regelmäßig einander ab. Zum Abkochen, Mahlzeiteneinnehmen usw. wird keine Zeit gebraucht, da einige Datteln tagsüber zu ihrer Nahrung genügen. Hinter der Gefechtslinie halten sich die Frauen auf. Unaufhörlich singen sie ihre aufreizenden Gesänge, um die Männer anzuspornen. Kanonen können gegen diese Leute nichts ausrichten, Befestigungen, die zerstört werden könnten, sind nicht vorhanden; vor den heransausenden Kanonenkugeln suchen die Kämpfer schleunigst Deckung und brechen in Gelächter aus, wenn die Kugeln über sie hinweggeflogen sind. Andere Beduinen kommen auf ihren Kamelen. Jedes Kamel trägt zwei Reiter, die ohne anzuhalten, schießen und treffen. Gewiß ist diese Kampfesart sehr primitiv, aber ihre Wirkung auf die reguläre Armee eines Feindes ist furchtbar. Werden die Beduinen zum Heeresdienst ausgebildet, so sind sie ganz vorzügliche und tapfere Soldaten. Ihre Lebensgewohnheiten befähigen sie, Strapazen auszuhalten, die anderen wunderbar erscheinen. Es gibt niemanden, der so geschickt Drahthindernisse durchschneiden, Minen aufsuchen und zerstören kann. Enver Pascha hatte im Tripoliskriege eine Abteilung von 500 ausgebildeten Beduinen zusammengestellt, die in einem sechsstündigen Kampfe 6000 Italiener vernichtend schlugen. Die Italiener flohen unter Zurücklassung von 700 Toten, 500 Gewehren, 2 großen



Mannschaften vom „Türkischen Halbmond" beim Transport von Verwundeten nach einem Gefecht am Roten Meer.



Serbische Bäuerin mit ihrem Kind in der Tragwiege.
Phot. B. J. G.

Geschützen, 2 Mitrailleusen, 12.000 Patronen, vielem Kriegsmaterial und zwei unbrauchbar gemachten Geschützen. Dieser Erfolg veranlaßte Enver Pascha, die Ausbildung der Beduinen in großem Maßstabe zu unternehmen. Die Türken werden von diesen Beduinen hoch geachtet und sie sind durch ihre Anhänglichkeit an das islamische Kalifat der Türkei treu verbunden. Soviel über die Wüstenkämpfe der Beduinen. Die modern ausgerüstete türkische Armee unter Djemal Pascha indessen ist von durchaus anderer Art. An ihrer Spitze stehen erfahrene Kommandeure, die die Sprache der Beduinen vollkommen beherrschen. Obgleich die Armee im europäischen Sinne modern ist, ist sie in Voraussicht der zu erwartenden Kämpfe doch auch für andere Möglichkeiten eingerichtet. Besonders die von Djemal Pascha aufgestellte Kamel-Schnellreiter-Abteilung wird für den Gegner eine gefährliche Macht sein. Viele Beduinen-Scheichs kommen jetzt, um sich Djemal Pascha zur Verfügung zu stellen. Sie erhalten ihre Instruktionsoffiziere und lassen die Männer ihrer Stämme im Heeresdienst ausbilden. Diese so ausgebildeten Soldaten werden, wie oben erwähnt, für das türkische Heer ein wertvoller Zuwachs sein. In jedem Sinne wohl vorbereitet, darf diese osmanische Armee ihres Sieges sicher sein, und mit ihr ziehen die Helfer vom Roten Halbmond, die dem Heere auch in der fernen Wüste nach Möglichkeit Hilfe, Rettung und Erleichterung bringen werden. Viele junge arabische Aerzte und Studenten haben sich hierfür schon zum Dienste gemeldet; und jetzt erst wird sich der Einfluß des „Heiligen Krieges" voll bemerkbar machen, denn es liegt in den Verkehrsverhältnissen und dem ganzen Wesen des Orients begründet, daß der Alarmruf des „Dschihad", des heiligen Krieges, sich nur langsam verbreitet; aber derselbe Geist des islamitischen Orients bürgt auch dafür, daß der „Dschihad" den Erfolg haben wird, den unsere Feinde ableugnen und innerlich fürchten.



Erzherzogin Auguste an der italienischen Front mit ihrem Gatten, Erzherzog Josef, dessen Truppen das Doberdo-Plateau verteidigen.
Phot. Az Erdekes Ujsag.



Feldgraue österreichisch-ungarische Matrosen auf einem Patrouillengang im Karst-Gebirge.



Deutsche Soldaten in Schneemänteln.
Phot. Presse Zentrale.

Unsere Künstler in Feindesland



Wandmalerei im Unterstand eines Kompanieführers in Rußland, gemalt vom Maschinengewehr-Schützen Walter Buhe.
Die Maschinengewehr-Kompanie auf dem Marsch.



Bildhauerischer Schmuck an einer Kaserne in Belgien, der von einem deutschen Soldaten ausgeführt worden ist.

Das Rekrutendepot in der kleinen belgischen Stadt R., wo in der Heimat ausgebildete Rekruten bis zur völligen Kriegsverwendungsfähigkeit herangebildet werden, hat sich für seine militärischen Ziele wie zur Unterkunft und Verpflegung seiner Leute — sie stellen eine stattliche Garnison dar — vorbildliche Einrichtungen geschaffen. Dabei war das Städtchen, das abseits der großen Straße liegt, noch vor sechs Monaten in keiner Weise für die Aufnahme von größeren Soldatenmassen im geringsten vorbereitet. Eine nicht in Betrieb genommene Webereifabrik ist in eine Kaserne verwandelt worden, die selbst gesteigerten Ansprüchen, wie sie an neue deutsche Kasernenbauten gestellt werden, gerecht wird: Badehaus, gute Beleuchtung, Heizung, für alles, was der Hygiene dient, ist gesorgt. Darüber hinaus hat man sich bestrebt, es unseren Rekruten recht heimlich zu machen. Der Speisesaal ist durch bunte Bilder des inzwischen leider gefallenen Berliners Willi Heymann zu einem freundlichen Raum gestaltet worden, die Wappen und Adler stammen von dem Berliner Bildhauer Fritz Rosenberg.



Relief an der Kasernen-Mauer, ausgeführt von dem deutschen Soldaten Fritz Rosenberg.



Zeichnung im Speisesaal der Kaserne, ausgeführt von dem Maler Willi Heymann (gefallen).
Mohrrüben-Requisition.



Das Mittagessen.
Relief-Figürchen an der Kasernen-Mauer.



Zeichnung im Speisesaal der belgischen Kaserne, ausgeführt von Willi Heymann (gefallen).
Kommißbrot-Transport.



Requisitions-Kommando, Wandgemälde von Walter Buhe im Unterstand eines Kompanieführers in Rußland.

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Feldgendarmen. Zeichnung von Professor Arthur Kampf-Berlin.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

1[illegible]. Fortsetzung.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Manchmal mußte der Rittmeister von Heidedorff die Zähne fest aufeinander beißen und sich gewaltsam einen Ruck geben, so groß war sein vermessenes Verlangen, die kleine Hand zu nehmen und an die Lippen zu pressen. Er unterließ es, weil ihn die Furcht beschlich, das kleine Fräulein würde sich danach nie mehr bereit finden lassen, ihm an einem der wenigen dienstfreien Abende Gesellschaft zu leisten. Aber vielleicht kam einmal in Friedenszeiten der Tag, wo er nach dieser lieben kleinen Hand greifen durfte, um sie nie wieder loszulassen. Und wo er nicht mit verlegenen Redensarten auszuweichen brauchte, wenn das Fräulein von Gorski mit geröteten Wangen und fast zornig fragte: „Ich verstehe bloß eins nicht! Wie Sie als Angehöriger eines uralten baltischen Geschlechts nicht auf unserer Seite stehen?“

Nicht immer aber sprachen sie von der leidigen Politik. Das kleine Fräulein war eine Kennerin der russischen Literatur. Nicht etwa in dem Sinne, daß sie fertige Urteile nachplapperte, sondern sie hatte sich mit liebevollem Verständnis in die russische Dichtkunst vertieft. Sie kannte Gogol und Puschkin, Lermontoff und Turgeniew, Dostojewsky und Tolstoi — den mochte sie nicht, weil hinter seinen Werken immer der weisheitstriefende Schulmeister stand mit aufgehobenem Zeigefinger — und von den Neueren Gorki und Artzibatscheff. Den „Helden unserer Zeit“ von Lermontoff kannte sie fast auswendig, und auch er entsann sich aus seiner Kadettenzeit, wie er mit heißen Wangen über diesem russischsten aller russischen Bücher gesessen . . . Das wob zwischen ihm und dem kleinen Fräulein ein ganz besonderes Band. Wenn er über sich nachdachte, fand er zwischen sich und dem Helden Lermontoffs eine gewisse Aehnlichkeit heraus. Beide litten sie an der „russischen Krankheit“, daß sie zuviel grübelten und mit dem Leben nicht fertig werden konnten . . .

Er war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht merkte, wie drei elegante Schönheiten ihm geflissentlich den Weg versperrten. Erst als sie lachend die zu einer Kette verschlungenen Hände dicht vor seinem Gesicht hoben, blickte er auf. Es waren drei in der zehnten Armee sehr einflußreiche Damen. Fräulein Piraschok, die Mätresse des Prinzen Pawel, ein üppiges Frauenzimmer mit unsäglich gemeinem Gesicht — daneben eine pikante kleine Französin, Freundin des Grafen Bariatinsky, und zuletzt die Napierowna. In einem lächerlich engen Kleid, das ihr nur ein kurzes Trippeln verstattete, dafür aber jede Einzelheit ihres wundervoll gewachsenen Körpers zur Schau stellte. Hinter den Damen gingen drei Kavaliere, jeder mit mehreren Paketen beladen. Die beiden Leutnants Czapka und Opalkin und ein riesengroßer Ulanenrittmeister, Fürst Urusow-Zlatorski.

Die Napierowna sagte lachend: „Bon jour, M'sieur de Heidedorff! Sieht man Sie endlich auch einmal? Und zählen Sie die Pflastersteine oder grübeln Sie über strategischen Problemen?“

Er führte ihre mit blitzenden Ringen bedeckte Hand an die Lippen.

„Keins von beiden, Jelena Iwanowna! Nur eben hat mich mein General so fürchterlich angeblasen, daß ich ganz tiefsinnig geworden bin.“

Die Napierowna lachte und trat mit ihm ein paar Schritte zur Seite.

„Daraus müssen Sie sich nichts machen! Die Russen — wenn ihnen was schief geht — immer suchen sie einen Sündenbock. Auch mein Sascha ist sehr ärgerlich auf diese kleine Festung, obwohl er sie andererseits als Beweis anführt für die Tüchtigkeit seiner geliebten Deutschen . . . Aber — was mir im Augenblick wichtiger ist — hat er Ihnen niemals ausgerichtet, wie oft ich Sie eingeladen habe, bei unseren lustigen Abenden im Königlichen Hof zu erscheinen?“

„O doch! Der Herr Graf war so gütig, mich einige Male, zugleich in Ihrem Namen, aufzufordern.“

„Und weshalb sind Sie nie gekommen?“

„Zu viel Dienst, meine Gnädigste! Sie glauben ja gar nicht, was man mir

[illegible]gepackt hat. Und wenn man seine Pflichten gewissenhaft nimmt, ist man abends immer so stumpf und müde . . ."

Die Napierowna biß sich einen Augenblick lang auf die Lippen. Plötzlich aber lachte sie wieder auf.

„Jetzt verstehe ich, weshalb mein guter Sascha von Ihnen so begeistert ist und Sie, wo er nur kann, protegiert! Das Ideal eines russischen Offiziers nennt er Sie immer und behauptet, mit einigen Tausend Ihrer Sorte könnten wir die ganze Welt erobern."

Er verneigte sich unsicher.

„Sehr schmeichelhaft, aber ich verstehe wirklich nicht . . ."

Sie tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn.

„Herrgott, ist denn das so schwer zu begreifen? Weil Sie mir nicht den Hof machen wie alle übrigen, und weil er gemerkt hat, daß ich mich für Sie . . ." Sie brach mit einem Male ab, wurde rot und verhaspelte sich . . „Das ist natürlich Unsinn, aber ich weiß nicht, was seit einiger Zeit in ihn gefahren ist. Entweder hat er jetzt erst sein Herz für mich entdeckt, oder er will mich loswerden — manchmal macht er mir Eifersuchtsszenen! Und das ist so dumm . . so dumm . . . Wenn ich ihn betrügen wollte — ah Brüderchen!" Sie wandte sich auf dem Absatz und rief laut: „Fürst Urusow!"

Der Ulan kam mit langen Schritten herbei.

„Meine Königin, Sie befehlen?"

„Wie oft haben Sie mir schon den gemeinen Antrag gemacht, meinen edelmütigen Freund, den Grafen Schuwalow, zu hintergehen?"

Der Fürst schlug sich gegen die Brust.

„Mit jedem Atemzug, meine göttliche Jelena Iwanowna! Und ich gestatte mir zu bemerken, wenn er Ihnen Gold unter die Füße breitet, ich bin — Gott sei Dank — in der Lage, Ihnen dasselbe zu bieten in Edelsteinen."

Sie nickte hochmütig.

„Es ist gut, Jewjen Porfyrowitsch, Sie können wieder gehen."

Der Fürst zog sich mit einer übertriebenen Verneigung zurück, die Napierowna wandte sich gelangweilt ab.

„Da, sehen Sie? Wenn ich's darauf ablegen wollte, könnte ich dieses uralische Ungetüm dahin bringen, daß es mich heiratet! Irgendwo weit im Osten hat er ein Fürstentum, so groß wie halb Polen, und sechs Millionen Rubel jährlich schindet er aus seinen Bauern heraus. Aber ich will nicht, dieses Leben ekelt mich an. Ich suche einen Freund, einen wirklichen Freund, der mir nicht nur platte Schmeicheleien sagt . . ."

Egon von Heidedorff stand in einiger Verwirrung. Das sah so aus, als hätte er an der schönen Tänzerin eine Eroberung gemacht. Gott allein wußte, daß er dazu gekommen war wie der Gaul zur Bremse; in keinem Winkel seines Herzens hatte er während der ganzen letzten Wochen an das geputzte Frauenzimmer da gedacht. Aber die Klugheit gebot ihm, sich vorsichtig zu verhalten. Er verneigte sich, die Hand am Mützenschirm.

„Jelena Iwanowna, auch ich habe die Begegnung nicht vergessen, damals auf der Straße in Grajewo! Aber wie sollte ein armer Knecht von Linienoffizier es wohl wagen, seine Augen zu der schönsten Frau Europas zu erheben?"

Die Napierowna lächelte geschmeichelt und sandte ihm einen Blick zu, der ihm das Blut in die Schläfen trieb.

„Ich sagte es Ihnen schon damals, Sie gleichen einem, für den ich die größte Dummheit meines Lebens gemacht habe. Einer der höchsten Herrscher dieser Erde interessierte sich für mich, ich konnte mir eine Stellung erringen wie die Dolgorucka, die Freundin Alexanders des Gütigen, aber mein törichtes Herz sprach leider für den andern . . ."

Egon von Heidedorff wurde der Antwort überhoben, zu seiner großen Erleichterung. Aus einem der Läden am Markt kam eine robuste Kaufmannsfrau gelaufen, fuchtelte dem Leutnant Opalkin mit einem Geldscheine vor dem Gesicht herum und schrie laut:

„Alles brauchen wir uns doch von Euch nicht gefallen zu lassen? Sind die Befehle von Ihrem General, in den Läden soll ehrlich und bar bezahlt werden, denn für die Katz'? Und ich habe Ihnen doch gute Ware geliefert. Wie können Sie sich da erlauben, mich mit einem falschen Hundertrubelschein anzuschmieren? Und sich noch dazu sechzig Mark ehrliches deutsches Geld herausgeben zu lassen?"

Die Napierowna, die kein Deutsch verstand, ließ sich die Anklage von dem Rittmeister übersetzen, trat auf den in einiger Ratlosigkeit dastehenden Leutnant Opalkin zu und spie aus.

„O Sie Schmutzfink! Für den Spitzenkragen, den ich bei dieser armen Frau kaufte, habe ich Ihnen doch zur Bezahlung hundert Mark in gutem deutschen Gold gegeben?"

Der Leutnant Opalkin lächelte frech.

„Gewiß, Jelena Iwanowna, aber das süße Goldchen ist in diesen Zeiten knapp. Da hab' ich mir erlaubt, es einzuwechseln. Und das Papier ist gut, ich hab's von meinem Regimentszahlmeister als Gage bekommen . . ."

Die Kaufmannsfrau schrie auf.

„Nein, es ist falsch! In meinem Laden ist es dunkel . . . erst, wie ich damit an's helle Fenster ging, hab' ich's gemerkt . . ."

Der Leutnant Opalkin schrie zurück:

„Du dummes Peststück, sei froh, daß man Dich überhaupt bezahlt! Und wer sagt mir denn, daß Du meinen echten Schein nicht inzwischen mit einem falschen vertauscht hast? . . ."

Die Napierowna blähte verächtlich die feinen Nasenlöcher.

„Leutnant . . . wie heißen Sie doch gleich? . . . Ach so, Opalkin. Sie machen mehr Feinde als ein ganzes Regiment Kosaken. Nur mit dem Unterschied, bei Ihnen zittert man vor dem Geldwechseln, bei den andern vor den Lanzen!" Sie wandte sich zu dem langen Ulan.

„Jewjen Porfyrowitsch, Ihre Brieftasche . . ."

„Da, bitte, meine Göttin . . ."

Sie nahm hastig drei Hundertrubelscheine und drückte sie der Kaufmannsfrau in die Hand.

„Da, für den ausgestandenen Schreck! Und ich bitte Sie zu glauben, daß unser Offizierkorps nicht aus lauter Betrügern besteht . . ."

Die Kascha Piraschok, die Freundin des Prinzen Pawel, klappte ihren Sonnenschirm zusammen, nahm ihn wie eine Waffe in die Hand und trat auf die Napierowna zu. Ihre Stimme schnappte über vor Zorn.

„Sie, also Sie, ich sage Ihnen! Was sind Sie denn, daß Sie sich solche Frechheiten gegen einen Offizier erlauben? . . . Ich bin mehr wie Sie, denn ich habe einen kaiserlichen Prinzen zum Freund und Sie nur einen lumpigen Grafen."

Die Napierowna gab giftig zurück: „Sie aus dem Rinnstein aufgelesene Troßdirne, wie dürfen Sie's sich herausnehmen, mich — eine Dame — ohne Erlaubnis anzureden?"

Die Piraschok lachte höhnisch auf.

„Hat sich was mit ‚Dame'! Hochwohlgeboren in einem öffentlichen Haus in Iwangorod, Vater ‚Fünfrubel' . . ."

Weiter kam sie nicht. Die Napierowna sprang ihr wie eine Katze an den Hals, schlug ihr mit einer gewandten Bewegung die Beine unter dem Leib weg und stupfte sie mit dem Kopf auf das Straßenpflaster.

„Da, Du Zehnkopekenstück, das ist für das ‚öffentliche Haus', und das da für den ‚Fünfrubelvater' . . ."

Egon von Heidedorff stand wie gelähmt. Der lange Fürst Urusow lachte, daß seine weißen Zähne blitzten.

„Nein, ist das gottvoll! Hat das süße kleine Frauenzimmer ein Temperament!" Und er schrie, mitten in das hitzige Handgemenge: „Hau ihr die Perücke vom Kopf, Jelena! Der Prinz hat gesagt, ihr fehlt ein Ohr, das ein Uralkasak ihr mal abgebissen hat. Und Du, Kascha . . . tausend Rubel, wenn Du ihr die Bluse an der rechten Schulter zerreißt! Da soll sie ein geradezu himmlisches Muttermal haben . . ."

Alle Fenster am Markt waren von neugierigen Zuschauerinnen besetzt, und Gott mochte wissen, woher mit einemmal all die Frauenzimmer kamen, die ringsum den Marktplatz füllten. Die in der vordersten Reihe Stehenden klatschten in die Hände, riefen „Bravo!" Und etliche schrien: „Kß, kß," als wenn sie Hunde aufeinanderhetzten . . .

Dem Rittmeister von Heidedorff trieb die Scham fast die Tränen in die Augen. Er riß die Napierowna an der Taille empor und parierte einen Faustſtoß der Piraschok mit dem Rücken . . .

Der Leutnant Czapka hatte sich aufgerichtet und schrie laut:

„Ferfluchte deitsche Weibsvölker — wenn niecht gleich von Strasse weg, iech lasse Kasaken anreiten . . ."

Der weibliche Zuschauerring stob kreischend auseinander. Der Fürst Urusow bot der Napierowna den Arm.

„Ich bitte, sich nicht weiter zu bemühen, Herr von Heidedorff, ich bringe die Gnädige sicher nach ihrem Hotel . . ."

Der Rittmeister verneigte sich, die Hand am Mützenschirm: „Wie Sie befehlen, mein Fürst . . ." Und mit einem Gefühl der Erleichterung wandte er sich auf den Heimweg. Die Napierowna, zerzaust und erhitzt, versuchte ein Lächeln: „Auf Wiedersehen, heute abend . . ." Er wandte nicht den Kopf, hörte aber deutlich, wie der Fürst hinter seinem Rücken sagte: „Göttliche Jelena, das klingt ja fast, als wollten Sie sich bei diesem Deutschen entschuldigen? Was verstehen diese langweiligen Kerle von dem Temperament einer edlen Frau . . .?" Und die Napierowna erwiderte ihm: „Die Pest auf ihn, daß er mich zurückgerissen hat! Mit der Linken hatte ich sie am Hals und mit der Rechten schon die Hutnadel herausgerissen . . ."

Egon von Heidedorff ging weiter, ohne sich umzusehen. Er hatte die Empfindung: das waren noch gar keine Menschen. Von denen hatten sie nur die aufrechte Haltung, die Bewegungen und die Sprache geborgt. Bei der geringsten Erregung fiel die menschliche Tünche von ihnen ab, sie fuhren sich an den Hals wie Tiere. Die deutschen Zuschauer aber sagten: Da seht her, so sind die Russen! Das sind russische Offiziere! Und er mußte denken, ob es wohl auch im deutschen Heere so aussähe! Er kannte nur einen einzigen deutschen Führer vom Sehen, den General von Kluck. Während der die Ordensburger Dragoner nach anstrengender Besichtigungsübung auf dem Marktplatze in Sektionskolonne vorbeireiten ließ, hatte er am Kriegerdenkmal in seiner Spionenverkleidung als Philippone mit seinem Obstkarren gehalten. Es war schon eine Reihe von Jahren her, aber er entsann sich noch ganz deutlich der imponierenden Gestalt mit dem eisernen Gesicht, in dem ein Paar scharfblickende Augen standen. Wie eine lebendig gewordene Prüfungsmaschine saß der Mann da, in einer Atmosphäre von nüchterner Sachlichkeit; mit einem kalten Schein in den Augen, als wäre er imstande, den eigenen Sohn zu kassieren, wenn der den strengen Anforderungen des königlichen Dienstes nicht genügte . . . Und dann besann er sich auf seinen eigenen Kommandeur, den Grafen Bariatinsky. Immer, wenn er ihn zu einer dienstlichen Meldung aufsuchte, saß die geputzte kleine Französin im Zimmer und drehte Zigaretten. Der General aber posierte vor ihr beim Anhören des Vortrags wie ein Schauspieler — der Graf Bariatinsky, von dem man vor dem Kriege gesprochen hatte, er sei eine der großen Hoffnungen Rußlands!

Aber weshalb sollte der sich versagen, was der oberste Generalissimus für erlaubt hielt? Auch der Großfürst Nikolai hatte ja ein Frauenzimmer mit in den Krieg genommen; man wußte nicht recht, die durchgegangene Frau eines Generals oder eine Petersburger Schauspielerin. Sie wäre seine „Maskotte", sagte er, und in Offizierskreisen munkelte man, von ihren Launen wäre schon manches Männerschicksal zerbrochen worden . . .

Und der Rittmeister von Heidedorff sah einen langen, steinigen und mühseligen Weg, den das große Mütterchen Rußland wandern mußte, ehe unter

ihrem ausgestreckten Arm die Völker, die sie an sich raffte, zu Zucht und Gesittung erzogen wurden . . . Wo aber waren die Männer, die in eigener strenger Lebensführung als Vorbilder zu dienen hatten?

Mitten in allem schmerzlichen Grübeln mußte er hell auflachen. Ihm war plötzlich eingefallen: wieso eigentlich hatte sich die dicke Kascha Piraschok so für den Leutnant Opalkin ins Zeug gelegt? Daraus konnte man doch schließen, daß der kleine Prinz Pawel auf seinem hohlen Kopfe ein recht stattliches Geweih trug . . . Und diese Vorstellung belustigte ihn so, daß er halblaut ein freches Liedchen vor sich hinsummte. Der „Sieger von Groß-Heinrichsdorf und Neuendorf", der von einer geputzten Troßdirne betrogen wurde — es war zum Schreien komisch . . .

XIII.

Der Rittmeister von Heidedorff schritt rascher aus. Eine seltsame Sehnsucht trieb ihn nach dem kleinen Häuschen vor dem Deutschen Tor. Eigentlich hätte er auf die Druckerei der Ordensburger Zeitung gehen müssen, um die für das Abendblatt bestimmten Artikel zu prüfen, aber in seiner augenblicklichen Stimmung pfiff er auf diese Pflicht — mochte der Kerl doch drucken, was er wollte! Sollte er — als der ewige dumme Deutsche — vielleicht allein arbeiten, während der ganze übrige Stab bummelte? Und in einem plötzlichen Umschlag der Stimmung legte sich ihm ein Druck auf die Brust, als müsse er eilen, um von den Frauen in dem kleinen Häuschen schweres Unheil abzuwenden . . .

Als er aber in den schattigen Garten trat, bot sich ihm ein Bild sorglosen Friedens. Der brave Litauer Prikupatis hatte seinen geladenen Karabiner an die dicke Pappel neben dem Tor gelehnt, saß neben der drallen Dienstmagd Sochia unter einem Apfelbaum und schälte Kartoffeln. Trotz des Unterschiedes zwischen lettischer und masurischer Sprache schienen sie ein Verständigungsmittel gefunden zu haben, denn von Zeit zu Zeit lachten sie sich an. Und wenn sie gelacht hatten, küßten sie sich. Der tapfere Prikupatis strich danach seinen gewaltigen Schnurrbart, die Sochia aber blickte verschämt in die große Wasserschüssel mit geschälten Kartoffeln.

Dem Rittmeister tat es leid, das zärtliche Beisammensein stören zu müssen, aber er hatte keinen anderen Weg zum Hause. Der Litauer sprang auf und entschuldigte sich mit rotem Kopfe, daß er seinen Posten verlassen hätte. Aber die vier Dragoner Einquartierung fräßen so viel, daß das arme Mädel allein mit dem Kartoffelschälen nicht fertig würde. Der Rittmeister nickte, gut gelaunt.

„Na schön, aber wie verständigt Ihr Euch eigentlich?"

Der stämmige Litauer lachte übers ganze Gesicht.

„Immer mit Zeigen und Fragen. Ich zeige auf Haus, sagt sie: dom! Ich zeige auf Kartoffel, sagt sie: bulwa!" Und mit einem listigen Schmunzeln fügte er hinzu: „Ich zeige auf Mund — übersetzt sie gleich in ‚heiraten'!"

„Na warum denn nicht, Prikupatis?"

Der Litauer seufzte mit einem Male tief auf.

„Ja warum nich, Herr Rittmeister? Sie is ein Frauenzimmer, das in die Welt paßt! Einen Zweischeffelsack Kartoffeln hebt sie auf den Rücken wie nichts, und auch sonst . . . Von evangelischem Glauben is sie, hat mal von ihrem Vater ein großes Vermögen zu erwarten . . . über achthundert Mark! Da möchte man schon! Aber morgen zieht man weiter, und übermorgen wird man totgeschossen . . ."

Der Rittmeister nickte. Ihm war plötzlich etwas in die Kehle gefahren, was ihm die Antwort verwehrte. Der schlichte Dragoner hatte recht. Wozu sich in flüchtigem Quartier das Herz beschweren? Morgen zog man weiter, und übermorgen wurde man totgeschossen . . .

Er hatte das ganze Haus durchsuchen müssen, ehe er das Fräulein von Gorski fand. Sie stand in der blitzsauberen kleinen Küche am Herd, ein weißes Tuch um die Haare gewunden, und rührte mit einem großen hölzernen Löffel in einem umfangreichen Kessel. Als er die Küchentür öffnete, fuhr sie zusammen.

„Ja, wo kommen denn Sie auf einmal her, Herr von Heidedorff, so außer der Zeit?"

Er mußte auflachen.

„Ist das nicht erlaubt? Und habe ich Strafe verdient, daß ich einen langweiligen Dienst schwänzte, um mal nachzusehen, was Sie in meiner Abwesenheit so eigentlich treiben?"

„Nichts Staatsgefährliches!" gab sie lachend zurück. „Ich koche Aepfel zu Gelee ein. Man darf doch den lieben Gottessegen nicht verderben lassen." Er nickte ernsthaft.

„Sehr richtig, aber wie ich die Lage überschaue, werden wir in einigen Tagen weiter nach Westen vorrücken, und Sie verschwenden Ihre Arbeit an Menschen, die . . . na, ich will über das, was hinter uns kommt, nichts sagen! Nur ich frage mich manchmal ängstlich: Was wird aus Ihnen hier, wenn ich fort muß?"

Das kleine Fräulein nahm den Kochlöffel fest in die Hand und rührte energisch: „Keine Sorge, Herr von Heidedorff, dann kommen die Preußen! Aber eine im Augenblicke dringlichere Frage: Sind Sie hungrig?"

„Mächtig!"

„Dann nehmen Sie bitte hier den Löffel . . . das Gelee darf nämlich nicht anhängen, ja . . . und ich trage Ihnen inzwischen in Ihrem Zimmer rasch ein Frühstück auf."

„Und wenn ich um die Erlaubnis bitten würde, hier mein Butterbrot essen zu dürfen?"

Sie errötete ein wenig und zuckte mit den Achseln.

„Wie es Ihnen beliebt!"

Er rührte heftig in dem schäumenden Kessel und sah zu, wie sie über den blankgescheuerten Küchentisch ein weißes Tuch breitete, aus der Speisekammer Brot, Butter und einen geräucherten Schinken herbeibrachte. Und es wollte ihm scheinen, als sähe sie es nicht ungern, wenn er in ihrer Gesellschaft den Imbiß einnähme. Es wurde ihm warm ums Herz . . .

„So, bitte," sagte sie und nahm ihm den Löffel wieder ab. Ihre Hände berührten sich dabei, und — obwohl sie sich hastig abwandte — er sah deutlich, wie ihr eine feine Röte an Hals und Wangen emporstieg. Da war es um all seine kühle und nüchterne Ueberlegung geschehen. Er atmete tief auf und beschloß, sich Gewißheit zu holen, ob sie ihn willkommen heißen würde, wenn er im Frieden wiederkäme. Aber die Erregung übermannte ihn so, daß er vergebens nach einem schicklichen Anfange suchte. Und sie schien seine Absicht zu erraten, wich ihm aus . . .

„In der Stadt ist ein Gerücht verbreitet," sagte sie plötzlich, „in der Gegend von Gilgenburg und Neidenburg soll eine große Schlacht im Gange sein. Und es heißt, sie steht für Sie nicht günstig."

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Halte ich für ausgeschlossen. Wir, in unserem Hauptquartier, müßten doch auch was davon wissen. Aber, mein gnädiges Fräulein — es klingt seltsam im Munde eines russischen Offiziers — ich würde mich freuen, wenn das Gerücht recht behalten sollte."

Sie blickte überrascht auf, als hätte sie nicht recht verstanden.

„Ja, aber neulich sagten Sie doch noch . . .?"

Er zuckte mit den Achseln.

„Das war wohl nur, um Ihnen zu widersprechen! Sie gerieten dann immer in einen so niedlichen Zorn, daß ich manchmal meine bessere Ueberzeugung verleugnete, bloß um Ihnen zuhören zu dürfen."

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Herr von Heidedorff, das ist eine so ernsthafte Sache . . . Wenn Sie mir durchaus ein Kompliment machen wollen — was im übrigen höchst unnötig ist — ja also, dann, bitte, nicht auf Kosten Ihrer wirklichen Gesinnung!"

„So," gab er heftig zurück, „und neulich sagten Sie erst, Sie begriffen nicht, wie ich als Abkömmling eines alten baltischen Geschlechts nicht auf Ihrer Seite stehe? . . ."

„Ganz recht," sagte sie, „aber inzwischen habe ich nachgedacht. Es ist eine törichte Einbildung von uns, daß die Balten immer noch deutsch empfinden müßten. Es wäre genau dasselbe, als wenn die Franzosen verlangen würden, die Abkömmlinge der nach der großen Revolution vertriebenen Geschlechter sollten noch heute für ihre alte Heimat Partei ergreifen!"

„Ah nein, mein Fräulein," erwiderte er lebhaft, „bei uns liegt der Fall doch anders! Der baltische Adel und das baltische Bürgertum war noch vor nicht langer Zeit deutsch; deutsch in der Gesinnung, deutsch in seiner Sprache und deutsch in seinem Sonderrecht. Daß sich daran vieles geändert hatte inzwischen, war nicht seine Schuld. Aber das alles geht nicht meinen besonderen Fall an! Aus Gründen, die nur mir allein gehören, haßte ich die Deutschen . . . nun, ich glaube, es kann wenig echt russische Offiziere geben, die mit so heiligem Zorn gegen Deutschland die Waffen ergriffen haben wie ich. Und jetzt? Nach kaum fünf Wochen Krieg? Ich schäme mich, daß ich eine russische Offiziersuniform trage, denn sie ist in dieser Zeit hundertfach geschändet worden! Alles aber, was ich von deutschem Wesen gesehen habe, ringt mir Achtung, Bewunderung und Liebe ab . . . Ich habe es nur widerwillig aufgenommen, und jetzt . . ." Die Stimme geriet ihm ins Schwanken, er brach ab und sah zu dem schmalen Fenster hinaus, vor dem die fruchtbeladenen Aeste schwer zu Boden hingen. Erst nach langer Pause fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Jetzt treibe ich wie ein entwurzelter Baum in einem wilden Strom . . . Gott allein weiß, wo ich mal als Strandgut ans Ufer geworfen werde."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. **In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.**

H. M., Dessau. Als Brückenkopf im weitesten Sinne ist jede Gürtelbefestigung an einem großen Flusse zu betrachten. Sie sichert vorwiegend den dem Feinde zugewendeten Ausgang einer Brücke oder eines Engweges und ermöglicht den eigenen Truppen die Benutzung des Engweges nach beiden Richtungen. Der Ausgang der Brücke selbst wird außerdem durch eine kleine Befestigung geschützt und mit einer ständigen Besatzung versehen. Der doppelte Brückenkopf umfaßt mit gleichartigen Befestigungen beide Ufer. Der Mangel eines Brückenkopfes bei Studienka hatte 1812 die Katastrophe des Napoleonischen Heeres bei dem Uebergang über die Beresina zur Folge.

Geschäftliche Mitteilungen.

Kriegsringe. Die drei „Deutschen Kriegsringe", welche die Firma W. Lachenmaier in Stuttgart, Marienstraße 22, häufig in dieser Zeitung angekündigt (letztes Inserat in Nr. 48), finden vielen Beifall. Besonders zahlreiche Zuschriften aus dem Feld bezeugen dies.

„Tabula", das umhängbare Pult dient zum Lesen, Schreiben und Zeichnen. Es bietet dabei die größte Bequemlichkeit, da es im Sitzen, Gehen und Liegen zu verwenden ist, die Hände frei läßt, also deren Ermüdung verhindert. Die Ausführung dieser neuen Erfindung ist trotz der geringen Anschaffungskosten gediegen. Bezugsquelle ist Albert Rosenhain, Berlin SW 19, Leipziger Str. 72-74. Auch viele andere praktische Weihnachts- und Liebesgabenartikel enthält die Neuheitenliste dieser Firma, die auf Wunsch gern kostenlos versandt wird.

Winterkuren werden jetzt ebenso häufig verordnet wie Badereisen während der wärmeren Jahreszeit. Die Erfolge bekannter Sanatorien bezeugen, daß diese Kuren vielfach sogar durchgreifender wirken. So ist in dem bekannten Wald-Sanatorium Bad Sommerstein bei Saalfeld in Thüringen die Beobachtung gemacht worden, daß die Erfolge ihrer Regenerationskuren im Winter die gleichen seien wie im Sommer, daß vor allem die Patienten im Winter schneller widerstandsfähig würden. Es liegt also für keinen Leidenden mehr Ursache vor, seine Kuren bis zum Sommer zu verschieben.

Ein „Treubundring" wird als Sinnbild der Waffenbrüderschaft Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Türkei von der Firma Höhne & Friedewald, Hamburg, Brandsende 15-17, auf den Markt gebracht. Dieses von dem bekannten Künstler H. de Bruycker entworfene Schmuckstück soll den Gedanken, daß nur ein fester Treubund imstande ist, gegen eine Welt von Neid und Haß siegreich anzukämpfen, zum Allgemeingut der verbündeten Völker machen. Näheres sagt das Inserat in dieser Nummer.

? RÄTSEL !

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bas — ben — ben — bir — brin — che — dan — dar — di — dro — dschun — e — ehr — el — es — fun — ge — ge — gel — he — ka — ke — ken — kom — le — le — lek — lich — lis — lun — ma — me — mi — na — nen — on — pa — ra — rhal — ri — ri — rum — sad — san — san — scha — se — si — sie — sieb — son — sta — stich — ta — te — tee — ti — tra — tür — u — va

sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein wichtiges Begebnis auf dem Balkan-Kriegsschauplatz nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Modernste Empfangsstelle für Nachrichten. 2. Zündmittel. 3. Schweizer Kanton. 4. Unterirdische Begräbnisstätten. 5. Frauengestalt aus dem Trojanischen Kriege. 6. Haushaltungsgegenstand. 7. Indisches Sumpfgebiet. 8. Oper. 9. Im Sommer auftretende Krankheit. 10. Stadt im italienischen Kampfgebiet. 11. Albanische Stadt. 12. Gebirge am Rhein. 13. Bundesgenossen. 14. Wichtiges Heilmittel. 15. Tier. 16. Albanischen Führer. 17. Fastenmonat des Islam. 18. Berg im Kampfgebiet. 19. Berühmten Forscher. 20. Griechischen Staatsmann. 21. Italienische Hafenstadt.

Bilder-Rätsel.



Gleichklang-Rätsel.

Die Landschaft, die ob ihrer Lage allen Touristen wohlgefällt,
Hat auch für Industrie und Handel Bedeutung auf der ganzen Welt.

Verwandlungs-Rätsel.

Es hat der Dichter spät und früh
Manch Wort mit e geschrieben,
Bis ihm nach rastlos schwerer Müh
Das Wort mit a verblieben.

Weihnachts-Rätsel.

Die erste Silbe stößt mit Gewalt
Herab auf die zappelnden Fische.
Sind Lärm und Arbeit des Tages verhallt,
So suchst in der zweiten Du Frische,
Die dritte Silbe sagst Du in Wut,
Die vierte sprichst Du als Bitte;
Wie aber macht sich das Ganze so gut
In des festlichen Tisches Mitte.
Hast Du, von Tannenzweigen umlaubt,
Der dritten Silbe den Fuß geraubt!

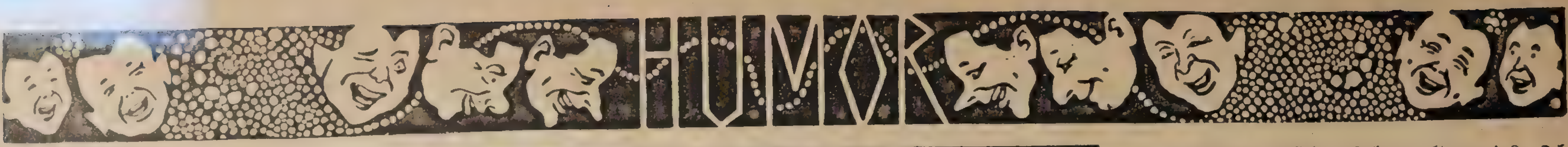
Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel:
Italiens Kriegsbilanz nach einem Halbjahr.
1. Interdikt. 2. Apell. 3. Isolierbaracke. 4. Nuntius. 5. Karzer. 6. Infanterie. 7. Generalissimus. 8. Bari. 9. Lyra. 10. Notiz. 11. Nora. 12. Charité. 13. Immelmann. 14. Einem. 15. Halma. 16. Ladendieb. 17. Jura. 18. Hundesteuer.

Bilder-Rätsel: Belagerungsgeschütz.

Ein vielseitiges Wort:
Kleistern — Kleist — Eis — Kleister — Leisten.

Umstell-Rätsel: Erbsen — Serben.



Ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen betrachteten ein Gemälde, auf dem Adam und Eva dargestellt sind. „Wer ist denn nun Adam und wer Eva?“ sagte das Mädel. „Ich weiß nicht,“ sagte der Junge, „wenn sie Kleider an hätten, dann könnt' ich Dir's sagen!“

*

Das Deckblatt. Hans und Fritz, die beiden Jüngsten unserer Familie, reden, seit der Aelteste ein richtiger Soldat in Feldgrau ist, nur noch in militärischer Ausdrucksweise. Neulich finden wir die beiden Jüngsten mit Vaters Zigarrenkiste beschäftigt. „Was macht Ihr denn da?“ — „Ach, gar nichts,“ sagten sie harmlos, „wir haben bloß die Gamaschen von den Zigarren 'runtergewickelt, und nun können wir sie nicht wieder 'raufkriegen!“

*

Gast: „Sie, Kellner, hören Sie einmal, Sie haben sich hier auf der Rechnung geirrt! Meine Zeche macht 13 Mark, nicht 14!“ — Kellner: „Verzeihung, mein Herr, ich dachte, Sie sind abergläubisch!“

*

Der junge Ehemann, der erst seit acht Tagen verheiratet war, kostete das Gericht, das ihm seine Frau vorsetzte, und fragte bedenklich: „Sag' mal, was haben denn die Zwiebeln für einen merkwürdigen Geschmack?“ — Die junge Frau machte ein ängstliches Gesicht: „Ach, merkt man's? Ich habe mir solche Mühe gegeben, und ich habe sie sogar mit Kölnisch-Wasser abgewaschen, damit der häßliche Geruch weggeht!“



In Serbien.
„Jetzt mache ick mir aber 'n Kreidestrich, wenn ick nu um die Welt rum bin, will ick mir hier wiedertreffen!“

*

Gut angewendete Redensart. Aus einem Gefängnis entwich ein Sträfling, und in der leeren Zelle fand sich ein Brief für den Gefängnisdirektor, der mit den folgenden Worten begann: „Entschuldigen Sie bitte, daß ich mir die Freiheit genommen habe . . .“

*

Unser kleines, dreijähriges Mädel fängt bei Tisch plötzlich an zu weinen. „Was ist denn passiert?“ fragt die Mutter besorgt. „O weh — o weh!“ jammert die Kleine, „ich hab' mir mit meinen Zähnen auf die Zunge getreten!“

*

Lehrer (in einer Berliner Volksschule): „Warum sollen wir das Alter ehren und achten?“ — „Weil die Ollen det meiste Jeld haben!“

*

Postmeister (zu einer alten Bäuerin): „Der Brief ist zu schwer, Sie müssen noch eine Marke draufkleben!“ — Bäuerin: „Ach nee, denn wird er ja noch schwerer!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXIV. Jahrgang
Nr. 52

Berliner

26. Dezember 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller.

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Christnacht in Serbien.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Очередь у городской продовольственной лавки въ Москвѣ.



За сахаромъ (Петроградъ).

Der Lebensmittel-Mangel in Rußland: Photographische Aufnahmen aus der Zeitung „Juschnij Krai", Charkow vom 21. November.

Andrang vor der städtischen Lebensmittelverkaufsstelle in Moskau. Andrang vor einer Zuckerverkaufsstelle in Petersburg.

Die Schwierigkeit in der Lebensmittelversorgung, die bei uns seit einiger Zeit entstanden ist, gibt den Zeitungen des feindlichen Auslandes immer wieder Gelegenheit, Jubeltöne über die „bald vollzogene Aushungerung Deutschlands" anzustimmen. Wie auch der Reichskanzler in seiner letzten großen Reichstagsrede betonte, ist zwar manches knapp geworden, aber wir kommen aus, was schließlich die Hauptsache ist. Die größte Schwierigkeit liegt nicht in der Versorgung, sondern in der richtigen Verteilung der Lebensmittel. Es zeigt sich, daß im feindlichen Ausland nicht nur die Preise der Lebensmittel gestiegen sind, sondern auch der Vorrat gering ist und die Versorgung der Bevölkerung große Schwierigkeiten bereitet. Unsere beiden Bilder, die einer russischen illustrierten Zeitung entnommen sind, zeigen den Andrang der wartenden Menge vor Lebensmittelgeschäften in Petersburg. Die russischen Zeitungen haben schon mehrfach auf die Lebensmittel-Schwierigkeiten hingewiesen, über den Mangel an Organisation geklagt und festgestellt, daß der Mangel an Holz, Zucker und Mehl größere Sorge macht als die Kriegsereignisse.



Zum Rückzug der Engländer und Franzosen nach Saloniki: Das Gebiet von der Nordgrenze Griechenlands bis Saloniki.
Zeichnung von M. Schammler.



Winterkrieg! Ein schweres Geschütz wird in Stellung gebracht. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Von Uesküb nach Saloniki.

Von Uesküb (serbisch Skoplje), das den Serben durch den Bukarester Frieden zugefallen war, führt die Bahn durch das alte Mazedonien, das als Ergebnis der Balkankriege unter Bulgarien, Griechenland und Serbien aufgeteilt worden ist. Koprülü, ein kleines, hauptsächlich von Slaven bewohntes Städtchen, liegt ebenfalls auf beiden Seiten des Wardar. Das Land wird hier sehr steinig und öde. Ueber Gradec, das in einem Engpaß gelegen ist, und wo das Auge als hauptsächlichste Vegetation nur niedriges Gestrüpp erblickt, gelangt man nach dem von den verbündeten Truppen kürzlich eroberten Gewgheli, einem Orte, der etwa 5000 Einwohner zählt, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Nochmals verengt sich das Tal auf eine weite Strecke, so daß die Bahn hochromantisch an den Abhängen hinfährt. Hier beginnt das Gebiet der Seen, die z. T. sumpfig sind. Die Bahn folgt dem Wardar bis nach Topsin, in dessen Nähe die Reste der früheren mazedonischen Königsstadt Pella noch der Ausgrabung harren. Indem die Bahn den Wardar hier verläßt, tritt sie östlich in die fruchtbare, wenn auch stellenweise versumpfte Tiefebene Mazedoniens, um schließlich in Saloniki zu münden. — Saloniki, das sicherlich die modernste, reichste und blühendste Stadt der europäischen Türkei war, ist auch unter griechischer Oberhoheit eine sehr bedeutende Handelsstadt geblieben, wenn sie auch unter den Wirkungen der beiden Balkankriege erheblich gelitten hat.



Kronprinz Karol. Phot. Berman.

König Ferdinand von Rumänien bei der Verlesung der Thronrede im Parlament.



Der neue Kaiser von China: Präsident Juanschikai, der die Kaiserwürde annehmen wird.

Bildnisse vom Tage

Juanschikai, der binnen kurzem den chinesischen Kaisertitel annehmen wird, hat eine Karriere hinter sich, die uns vielfach wie ein ins Chinesische übersetztes Leben Napoleons des Ersten anmutet. Sohn eines kleinen Beamten, arm, junger, ehrgeiziger Offizier, ins Diplomatische überschwenkend, heute den verratend, der ihn gestern förderte, hat sich der neue Kaiser unter ständigen Lebensgefahren zu dem Throne hinaufgearbeitet, der allerdings einer so starken Hand wie der seinigen bedarf. Ihn trägt die Strömung der Furcht vor Japan. — Georgi Todoroff, der Führer der zweiten bulgarischen Armee, hat sich durch seine glänzenden Operationen gegen die französischen und englischen Truppen in Serbien einen berühmten Namen gemacht. In Beßarabien 1858 geboren, flüchtete der junge Todoroff vor dem russischen Druck nach Bulgarien, um dort die Militärschule durchzumachen und mit 21 Jahren als Leutnant in das Heer einzutreten. Er zeichnete sich im bulgarisch-serbischen Kriege 1885 und besonders in den beiden Balkankriegen ganz hervorragend aus, so daß ihm gegenwärtig mit größtem Erfolg ein Armeekommando anvertraut wurde. Was Todoroff uns Deutschen besonders sympathisch macht, ist seine durchaus antirussische Gesinnung. — General Sir Douglas Haig, der neue englische Oberbefehlshaber in Frankreich, ist Kavalleriegeneral. Als solcher stand er bis jetzt in Frankreich den berittenen Truppen des englischen Heeres vor und ist hier durch verschiedene kühne Reiterstückchen zu einem Liebling der Engländer geworden. Die Fähigkeit zur Führung eines großen Heeres muß er noch beweisen. Jedenfalls hatte er bereits seit langem in England eine „gute Presse“. Auch hat zu seiner Beförderung sicher der Umstand beigetragen, daß er zeitweise Kitcheners Generalstabschef in Simla in Indien war.



General Douglas Haig, der Nachfolger von French als Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Frankreich.



General Todoroff, der siegreiche Führer der 2. bulgarischen Armee, die das französisch-englische Heer aus Mazedonien vertrieben hat.



General Castelnau, der Nachfolger von Joffre als Oberbefehlshaber der französischen Armee in Frankreich.

DIE VERTRIEBENEN

Das Schicksal der Bevölkerung zwischen den Fronten



Die Vertriebenen: Flüchtende polnische Bauernfamilie. Phot. A. Grohs.

Typhus"!! So stand mit Kreideletteru auf der mit Sternen beschnitzten und grün und violett bemalten Haustür des Bauern Maryan Kusch geschrieben, als die ersten deutschen Truppen in das polnische Dorf einrückten, um dort Quartier zu nehmen. Die Russen waren nämlich auf einem „ganz bewundernswerten taktischen Rückzuge" begriffen. In großen Kreideletteru mit zwei schreckhaften Ausrufezeichen stand es auf Maryan Kuschs Haustür: „Typhus"!! Das sollte die Deutschen schrecken, hier Quartier zu nehmen. Nicht als ob Typhus im Bauerndorf geherrscht hätte. Keine Spur davon. Aber Maryan Kusch war der verschmitzteste Bauer des Dorfes. Er steckte seine Frau und seine Tochter Josefa ins Bett. Sie sollten sich bis an die Nase zudecken, Augen rollen und stöhnen. Und damit nicht etwa die übrigen Dorfbewohner auf denselben Gedanken kämen wie er, schrieb er die Lettern erst auf die Tür, als die Deutschen schon im Dorf waren. Da traute sich kein Bauer mehr zum Haus hinaus, da würde ihm niemand den Trick abgucken. — Mag sein, daß die vorsichtig-ängstlichen Russen es nicht getan hätten. Aber als die deutschen Infanteristen, bespritzt von Straßendreck, schwitzend, stöhnend vor Müdigkeit und Hunger vor sein Haus kamen, wischten sie bloß die Lettern von der Tür weg und waren da. Maryan Kusch wurde blaß. Josefa weinte in die Kissen. Maryan Kuschs



Rastende jüdische Flüchtlingsfamilien, die von den Russen bei der Räumung einer Stadt mitgeschleppt wurden.





Phot. B. J. G.

Die Vertriebenen.
Geflüchtete serbische Bauernfamilien, die in ihre Heimat zurückkehren.

Weib schrie die Soldaten an: „Geht weg! Typhus herrscht hier!" Aber die Soldaten kümmerten sich nicht um sie. Sie stellten ihre Kessel auf Kuschs Herd, holten sich ein paar Hühner vom Hof und kochten sie mit Kartoffeln zurecht. Sie holten sich Stroh aus der Scheune und legten sich schlafen. Maryan Kusch hatte sich verrechnet. Die Nacht hindurch hockte er auf seinem Bett, ohne sich auszuziehen, blaßgelb im Gesicht, klopfenden Herzens. Und alle Viertelstunden schlich er sich hinaus in den Hof, kroch in die Ställe, zählte sein Vieh, seine Schweine, seine Kühe und Enten. Oh, wie er bebte in dieser Nacht um seine Habe! Um sein Haus, das er selbst erbaut, vom Fußboden bis hinauf zum Dachgiebel aus Stroh. Wie er um das Vieh zitterte, das er gehegt und großgezogen, und das er liebte, Stück um Stück, fast wie ein Vater seine Kinder. Aber am meisten liebte er seine schöne Tochter Josefa, die zarte, schmächtige. Für sie hatte er all das erarbeitet, das sollte einst ihre Mitgift werden. Josefa lag aber in ihrem Bett. Sie hatte in die Kissen geschluchzt vor Angst um ihre Mitgift; mit Tränen auf den Wangen war sie eingeschlafen. Nur der Vater wachte. Und doch beruhigte er sich mit der Zeit, als er die Soldaten so friedlich schlafen sah. Und er dachte sich: „Die werden mir nichts tun. Es sind doch *auch* Menschen, diese Deutschen. Und es sind keine Räuber, wie die Russen erzählten." Wieder stieg Hoffnung in ihm auf. Einige Tage später kampierten russische Truppen im Dorf. Der Hof Maryan Kuschs wurde besät von weißen Flaumfedern. Und es waren die hungrigen Soldaten, die rupften; der Hof hallte wider von den Todesschreien von Schweinen. Maryan Kusch war es bei jedem Schrei, als stäche man ihm mit glühenden Nadeln ins Rückgrat. Mit



Heimatlos.
Aufnahme aus einem Flüchtlingszug auf einer russischen Landstraße.

starren Augen sah er dem Treiben zu, die zitternden Hände in die Aermel vergraben. Er sah wortlos zu, wie der Kosak begann, seine Habe zu fressen. Er stand in der Haustür und sah, wie gar nicht weit von hier Schrapnells in den Bäumen krepierten, wie die Erdfontänen der anheulenden Granaten auf dem Feld aufspritzten. An sein Leben dachte er nicht. „Bin ich nicht auf dem Hof," dachte er, „so ist alles verloren. Ich muß hier bleiben." Und wie er so stand, sah er — weit dort am Rande des Dorfes, wo wohl gekämpft wurde — einen Feuerschein. — Ein paar Minuten, und am Himmel wehte das blutrote Furienhaar eines großen Feuers. Schwarze Rauchwolken wie drohend geballte Fäuste. Das war die Mühle, die brannte! Der Müllerssohn war Josefas Bräutigam. Nun war es um die Mühle geschehen. Arme Josefa! Sollte er es ihr sagen? Nein. Sie mußte geschont werden. Sie würde es wohl selber früh genug erfahren. — Was war das? Zwei Männer wurden aneinander gefesselt von Soldaten über die Straße geführt. Es war der Müller und sein Sohn Jontek, Josefas Bräutigam. Düster neigten sie die Köpfe zu Boden wie Leute, die gehängt werden sollen. Maryan erfuhr es. Von der Mühle aus waren dem Feind Zeichen gegeben worden; deutsche Stellungen waren verraten worden. Ein Ulan sprengte in den Hof. Er sprach ziemlich fließend Polnisch. Er rief Maryan zu: „Alle Zivilisten haben sofort das Dorf zu verlassen!" — „Und meine Tochter?" — „Geht mit, selbstredend!" — „Und meine Kühe?" — Der Ulan zuckte die Achseln. — „Und all meine schönen rosigen Schweine? Die große Muttersau hat 16 junge Ferkelchen!" — Der Ulan sah den Mann treuherzig an: „Was kann ich dafür?" — Da warf sich Maryan lang auf die Erde hin, streckte seine Arme



Der Kaiser beim Verteilen von Auszeichnungen an Mannschaften auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. Phot. Presse-Zentrale

von sich und schrie um Erbarmen. Der Ulan gab seinem Gaul die Sporen und dachte: „Was kann ich tun? Er soll froh sein, daß er mit dem Leben davonkommt. Gott weiß, ob ich in fünf Minuten noch denken kann, was ich hier denke —" — Flüchtlinge ... Die dürftigste Habe schlugen sie in ein paar Laken ein und machten sich auf den Weg mit den vielen: Maryan, sein Weib und die Josefa. Maryan wollte zu einem Vetter nach Lipnitze; dort hoffte er Wohnung zu finden. Aber des Vetters Haus war niedergebrannt. Maryan fand ein verlassenes Häuschen, da ließ er sich nieder. An diesem Tag wurde sein schwarzes Haar eisgrau. Er hörte Tag für Tag die Schlacht toben am Horizont. Sie wollte nicht aufhören, wollte auch nicht weiterwandern, die Schlacht. Sie blieb stehen, Stellungskrieg. Manchmal schwieg sie, aber sie war da. Er schlich sich hin; denn Ruhe hatte er nicht mehr, auf die Gefahr hin, als Spion verhaftet zu werden. Er wollte nach seiner Habe sehen. Aber die Wachen trieben ihn zurück. Er nahm andere Wege, kroch hinter Büschen übers Feld. Und es gelang ihm auch einmal, hinzukommen. Aber da waren keine Hühner, keine Schweine mehr. Und in allen Ställen hockten Soldaten, in Pelze gewickelt, reinigten Gewehre oder kochten. Und in den Stuben lag es voller Stroh, und Fremde hausten da, die ihn fragten, was er denn wolle? Er wurde demütig: „Das ist mein Haus!" Die Soldaten zuckten die Achseln. „Willst Du mit uns Speckerbsen essen?" Der stolze Bauer erblaßte. Er sollte sich im eigenen Hause zu Gaste laden lassen? Aber wieder wurde er demütig. Er nickte, er hatte Hunger, er aß mit. Ein andermal kam er wieder — die Wachen waren nicht mehr so streng — da stand nur noch das Wohnhaus. Die Ställe waren abgedeckt. Nur ihre hohlen Balkengerippe standen noch. Und Maryan sah, wie die Soldaten auch die Balkengerippe mit Aexten zersplitterten; es war kalt, und man brauchte Holz zum Feuern. Und ein drittes Mal kam er wieder. Josefa ging mit. Es war ein Schneewehen an dem Tag. Die ganze Ebene war ein weißes, weites Laken. Da fand Maryan sein Haus nicht mehr. Schnee, Schnee, Schnee. — Er griff sich an den Kopf, als sei er verrückt geworden. Doch! Hier hatte es gestanden, und nun stand es nicht mehr! Es war Holznot. Es war Strohnot. Alles war weggeschleppt worden. Nicht einmal Steine bezeichneten den Ort, wo das Haus gestanden. Die Hände in die Aermel vergraben, stand Maryan auf seinem verschwundenen Gut. Josefa sank in den Schnee und weinte. In des Alten Gesicht zuckte aber keine Wimper mehr. Er fluchte nicht mehr, er schrie nicht mehr. Er schwieg. Auch er hatte die Geduld gelernt, die dieser Krieg uns alle lehrt. Der reiche Maryan kehrte mit seiner Tochter zurück. Und auf dem Rückwege bettelten sie bei den deutschen Soldaten: „Panje, chleba, chleba panje ... Lieber Herr, Brot! ... Brot!" Denn wenigstens etwas wollten sie der Mutter nach Hause bringen.

Christian Bouchholz.



General Dschemal Pascha, dessen Truppen die Engländer an der Irakfront besiegten.



Deutsche Ski-Patrouille in den Vogesen.



Rudolf Eucken, der berühmte Professor der Philosophie in Jena, der seinen 70. Geburtstag feiert. Phot. Bräunlich & Tesch.



Rund um den Weihnachtsbaum: Großvater hat alles in Form eines 42=cm=Brummers bekommen. (Fußwärmer, Schlummerrolle, Kaffeekanne, Tabaksdose usw.)

Rund um den Weihnachtsbaum.

Zeichnungen von Paul Simmel



„Na puste doch endlich die Lampe aus!“ — „Is doch keine Lampe, meine neue Uhr mit dem Radium=Leuchtblatt leuchtet so!!“



Erwin spielt ein bißchen Beobachtungsposten im Argonner Wald.

Zeichnungen von Paul Simmel.

Unsere Harzer Tanne

Am 22. August entschlossen wir uns nach wohlerwogener Ueberlegung, an Frau Amanda Rudörffer in Wernigerode am Harz zu schreiben. Besagte Dame soll, wie wir nach längerem Forschen festgestellt hatten, einen größeren Handel mit besseren Tannenbäumen treiben, und da wir nicht ganz sicher wußten, ob in diesem Jahre in Berlin auf dem Wege des Straßenhandels ein Weihnachtsbaum zu haben war, so versuchten wir, uns frühzeitig einzudecken. Zu unserer Freude kam am 31. August unter Nachnahme die bestellte Harzer Weihnachtstanne an (4,25 M. ohne Fracht und Nachnahme). Es was ein mickriges Bäumlein, unser Weihnachtsbaum, der nun in den Kohlenkeller kam, einesteils, um ihn profanen Blicken zu entziehen, andernteils, um ihn in der Kühle frisch zu erhalten, denn wir hatten einmal im Briefkasten unserer Zeitung gelesen, daß Weihnachtsbäume kühl aufbewahrt werden müssen. Wir füllten einen Steintopf, der sonst zum Einmachen von Gurken dient, halb mit Wasser und stellten den Baum darin auf. Am folgenden Tage war unser Kellerfenster von etwa zwanzig Kindern belagert, die nicht nur unseren Weihnachtsbaum gebührend bestaunten, sondern auch feststellten, daß wir eine Baumschule in unserm Keller einzurichten beabsichtigten. Die Folge war eine Protestrevision unseres Wirtes. So gingen die Monate dahin, und wenn von Weihnachtsbäumen die Rede war, schwiegen wir still und lächelten milde. Zu unserem Aerger erschienen auch sehr viel schönere und weit billigere Bäume auf den Straßen, doch wir — wir hatten eine echte Harzer Weihnachtstanne! — Aber man soll keine Weihnachtsbäume im August kaufen: Gestern haben wir unseren Baum aus dem Keller geholt. Das war direkt wie in einer Tragödie. Auf allen Treppenstufen lag die Spur unseres Transportes: lauter feine Tannennadeln. Unser Baum haarte wie ein Pudel, und als wir ihn im Eßzimmer zum Aufputzen aufgebaut hatten, stellte er das Skelett eines Weihnachtsbaums dar. Nun, wir haben ihn in aller Eile beseitigt, haben einen anderen gekauft . . . aber alle unsere Bekannten sind entzückt von unserem Harzer Weihnachtsbaum. K. E.



Lottchen geht mit ihrem Feldgrauen aus!



Am ersten Feiertag in der neuen Jungsturm=Uniform: „Ich grüße auch Straßenbahner und die Wach= und Schließgesellschaft!“



„Was? Ein Kaufmannsladen? Ich will 'n Unterstand!“

Die Berliner Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis im Inland: 5,20 Mk. jährlich; 1,30 vierteljährlich; 45 Pf. monatlich bei jeder Postanstalt und im Buchhandel sowie durch die Geschäftsstelle frei ins Haus. Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 5.00 die 5=gespaltene Nonpareille=Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/24.



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha

Es war kein Schnee gefallen,
Die Sterne glänzten so matt,
Da sind wir hineingeritten
In die fremde, nächtliche Stadt.

Laut dröhnten die Hufe der Pferde,
Hat keiner geredet, gelacht:
Wir dachten der Heimaterde
Und der stillen, heiligen Nacht . . .

Vor den Fenstern, den lichtgeweihten,
Ward leiser des Krieges Haß . . .
Kamerad an meiner Seiten,
Was ist dein Auge so naß . . . ?

Otto König.

Die schwere Not

Roman von Richard Skowronnek

14. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die schon veröffentlichten Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Fräulein von Gorski machte sich am Herd zu schaffen, rückte den schweren Kessel zur Seite und warf das Feuerloch mit Ringen zu. Rittmeister von Heidedorff wollte ihr helfen, sie wies ihn mit einer kurzen Bewegung zurück. Und nach einer ganzen Weile sagte sie: „Ich verstehe immer nicht — Sie sind doch ein Heidedorff! Haben Sie da an Ihrer Familie gar keinen Rückhalt gefunden?"

„Bei meiner Familie? . . ." Er lachte bitter auf. „Mein Vater wurde von ihr ausgestoßen, weil er meine Mutter heiratete, und meine Mutter — als sie sich in ihrer Not und Verzweiflung an die hochmütigen Herrschaften wandte, deren Namen sie doch immerhin trug — also ich stand dabei, wie sie von einem Diener als lästige Bettlerin von der Schloßrampe gewiesen wurde! . . . Hätte ich dieses Vieh heute in meiner Gewalt, ich würde es zollweise an einem langsamen Feuer rösten für die Schmach, die es meiner Mutter angetan hat . . ."

Das kleine Fräulein sah versonnen vor sich hin.

„Also d e r Heidedorff sind Sie! Vor einem Jahre etwa war ich mit meinem Mütterchen zu Besuch in Schwentawinne. Da hörten wir die Geschichte Ihres Vaters. Ich vermochte die Entrüstung, die sich mehr als dreißig Jahre in gleicher Stärke erhalten hatte, nicht zu teilen. Wenn wir hier in Deutschland jedem Tropfen jüdischen Blutes in unseren Adelsgeschlechtern nachspüren wollten, kämen wir zu seltsamen, auch ziemlich hoch hinaufreichenden Ergebnissen. Aber ich machte mich mit diesen Ansichten reichlich unbeliebt bei der baltischen Vetternschaft. Zumal man dort eifrig studierte, in Ermangelung direkter Nachkommenschaft das Majorat der Linie vom Rauhen Hause zuzuschustern. Nur irgend etwas klappte nicht. Der stiftende Urahn hatte — glaube ich — vergessen, Nachkommen auszuschließen, die aus unebenbürtiger Ehe stammten. Zu seinen Zeiten gab es so etwas nicht. Und dieses Versehen sollte nachträglich korrigiert werden, durch eine Eingabe an irgendeine Behörde. Aber die war halsstarrig; wahrscheinlich weil in ihr deutsche Männer zu entscheiden hatten."

Egon von Heidedorff war aufgesprungen, seine Wangen glühten vor Erregung.

„Schwentawinne! Immer hab' ich in meinem Gedächtnis nach dem Namen gesucht. Und, nicht wahr, vor dem Schlosse liegt eine weite Terrasse? Die Mauer fällt steil ab zum Meer, von weit her kommen die Wellen gezogen, schlagen an ihr hinauf . . . Herrgott, himmlischer Vater" — es kam wie ein Schrei aus seiner Brust — „da einmal als Herr einziehen dürfen. Meine Mutter auf der einen Seite, und auf der anderen eine" — er sah das Fräulein mit einem schier flehenden Blicke an — „der ich die Hände unter die Füße breiten würde, wenn sie die Gnade haben wollte, sich mir günstig zuzuneigen. . . ."

Amelie von Gorski war zurückgetreten. Sie schüttelte den Kopf.

„Herr von Heidedorff, Sie verwechseln die gute Botschaft mit der Bringerin. Hätten Sie sich früher ausgesprochen über das Verhältnis zu Ihrer Familie, hätten Sie die gute Nachricht schon längst haben können. Aber noch ist's wohl nicht zu spät, damit Sie Ihre Rechte wahrnehmen können. Und jetzt möchte ich Sie bitten, mir mein kleines Reich hier wieder allein zu überlassen!"

Er trat einen Schritt näher und neigte nach russischer Sitte demütig das Knie.

„Ich habe Sie erschreckt, mein liebes Fräulein — zürnen Sie mir deswegen nicht! Ich wollte es viel zarter anfangen . . . nur fragen, ob Sie mich später einmal nicht ungünstig aufnehmen würden, wenn der unglückselige Krieg vorüber ist?"

Sie nahm sich mit einer mechanischen Bewegung das weiße Tuch von den Haaren.

„Stehen Sie auf, Herr von Heidedorff — bei uns knien die Männer nicht, wenn sie werben. Und nun lassen Sie uns eine Minute lang vernünftig miteinander reden! Ich bin kein Backfisch mehr, der sich in unklaren und überschwenglichen Gefühlen ergeht, sondern ein nüchtern erzogenes und nüchtern denkendes Mädchen, den Dreißig näher als den Zwanzig . . .“

Er unterbrach sie ungestüm.

„Für mich sind Sie die Jüngste und Schönste auf der Welt . . .“

Amelie von Gorski hob abwehrend die Hand.

„Lassen Sie mich bitte aussprechen! . . . Ich wollte also sagen, ich bin nicht mehr jung genug, um aus Empfindungen nur über meine Zukunft zu entscheiden . . . Ein Schicksal, das auf Liebe und praktischen Erwägungen sich baut, kann niemals zu schlimmen Enttäuschungen führen. Auf der anderen Seite aber, auch eine Entsagung wird leichter, wenn sie notwendig ist. Und deshalb sage ich Ihnen ganz offen, auch Sie haben mir recht gut gefallen.“

Er griff hastig nach ihrer Hand. Das war doch nichts anderes als mädchenhafte Ziererei. Das Glück machte ihn übermütig, und er wollte sie an sich ziehen . . .

In ihren Augen blitzte es zornig auf, sie riß sich heftig los.

„Herr von Heidedorff, daß Sie stärker sind als ich, das weiß ich. Aber damit beweist man doch nichts . . .“

Sie strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn und sprach wieder ruhiger.

„Also, Sie hatten mir recht gut gefallen, von dem Augenblicke an, wo Sie mir sagten, ich sollte meiner Kusine Annemarie ausrichten, es täte Ihnen leid, vor ihr so renommiert zu haben. Das war anständig von Ihnen! Und als am Nachmittag Ihre famose Schutzwache kam, schwärmte ich für Sie . . . Dann aber fing ich an zu überlegen. Ich rechnete viel Plus auf Ihre Seite . . . die baltische Vetternschaft . . . Ihre russische Erziehung, die naturgemäß den Blick beschränkt . . . es ging nicht! Den Krieg haben weder Sie noch ich gemacht, aber er steht zwischen uns. Ich kann Ihnen nicht zumuten, zu uns überzulaufen, das wäre ehrlos. Und ich vermag wiederum den Gedanken nicht zu ertragen, Sie könnten meinem letzten Bruder mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen. Da müßte ich doch für ihn beten, und nicht für Sie . . . Einen Bruder habe ich in diesem fürchterlichen Krieg schon verloren und mein Väterchen dazu . . . beide gleich am ersten Tag.“ Sie sah an ihm vorbei, und zwei klare Tränen rollten ihr die Wangen hinab.

Er aber hörte aus allem nur, daß auch sie ihn lieb habe. Es wurde ihm rot vor den Augen, er faßte sie mit wildem Griff, und trotz ihrem Sträuben fand er ihren Mund. Ein paar Sekunden hing sie, wie gebrochen, in seinen Armen, aber er fühlte deutlich, ihre Lippen blieben kalt. Da ließ er sie frei und führte sie zu dem Stuhl am Fenster.

„Verzeihen Sie,“ sagte er rauh, „ich verstehe mit deutschen Mädchen wohl nicht umzugehen! Woher sollte ich's auch gelernt haben? Mein Vater war ein Trunkenbold, meine Mutter arm, vom Unglück geschlagen . . Mit zwölf Jahren kam ich auf die russische Militärschule . . . na, ist gut! Ich werde mir natürlich sofort ein anderes Quartier suchen, um Sie nicht länger zu behelligen.“

Sie weinte still vor sich hin, schien gar nicht gehört zu haben, was er sprach. Da schossen auch ihm mit einem Male die Tränen in die Augen.

„So fortzugehen ohne einen Schimmer von Hoffnung! . . . Mein ganzes Herz habe ich vor Ihnen ausgebreitet, und Sie stoßen mich zurück . . .“

Es dauerte eine Weile, bis sie antwortete. Aber sie sprach mehr zu sich selbst:

„Alle Ueberwindung ist schwer, aber muß sie immer in lauten Worten ausgesprochen werden? Jetzt ist es so häßlich . . . Das heimliche Band ist zerrissen und die Erinnerung beschmutzt.“

Er bat dringlicher: „Liebes Fräulein, ich will ja nichts weiter, als daß Sie mir nicht mehr zürnen! Was geht uns beide dieser unsinnige Krieg an? Ich verfluche ihn schon heute! Und nach ihm muß doch mal wieder Frieden kommen. Darf ich da noch einmal vor Sie hintreten, falls ich noch am Leben bin, und Sie fragen, ob Sie mir verziehen haben?“

Sie antwortete nicht, sah starr geradeaus. Da richtete er sich auf und verließ mit klirrenden Sporen das Haus. In zorniger Erregung machte er sich wieder auf den Weg zur Stadt . . . Der Teufel hatte ihn geritten, sich vor diesem zimperlichen kleinen Frauenzimmer so zu demütigen. Die Tränen waren nur Verstellung, und jetzt lachte sie vielleicht hinter ihm her, daß sie ihn so geschickt getäuscht hatte . . . Vater und Bruder wollte sie an ein und demselben Tage verloren haben? Da schlug es ihm plötzlich gegen die Brust, daß ihm der Atem stockte: Sie hatte ja recht! Ein Schleier fiel ihm von den Augen, und er wußte mit einem Male, wo er das Gesicht schon einmal gesehen hatte. An jenem unglückseligen ersten Kriegstage, als er in Groß-Heinrichsdorf den tapferen kleinen Leutnant aus dem Sattel schoß . . . Als sie in zorniger Abwehr die Lippe über weißen Zähnen hob, hatte sie genau so ausgesehen wie der arme Junge, der mit dem kleinen Loch in der Stirn auf dem Rücken lag . . . Und dreißig Schritte davon lag ihr Vater, und wenn sie immer von baltischer Vetternschaft sprach, dann meinte sie das Bild mit den seltsamen Augen, das der Dragoner aus dem brennenden Schloß gerettet hatte . . . „Amélie de Gorski, née Baronne de Heidedorpf“ hatte in der rechten Ecke gestanden unter demselben Wappen, das die erbeutete Pistole trug. Er hatte sie gegen die eigene, ausgeleierte Waffe eingetauscht, führte sie rechts an seinem Gürtel . . . Das alles wußte sie nicht, die kleine Dunkelhaarige, sonst wäre ihr Abscheu wohl noch größer gewesen. Aber sie ahnte und fühlte es vielleicht, stieß ihn deshalb zurück . . .

Er lachte bitterlich auf, unversehens aber wurde ein Aufschluchzen daraus. Der liebe Gott da oben meinte es schon recht gut mit ihm! Von seiner Familie war er ausgespien worden, dem einzigen Mädel, um das sich's zu werben verlohnte, hatte er den Bruder totgeschossen. Die Volksgenossen im eigenen Lager verachtete er, ins andere überzulaufen wäre ehrlos gewesen. Also was sollte er da noch auf der Welt? Am besten, er verkroch sich irgendwo im Dickicht wie ein weidwundes Stück Wild und machte ein Ende. Mit der Waffe, die er dem Bruder der kleinen Dunkelhaarigen abgenommen hatte . . . Oder er suchte geflissentlich den Tod in der nächsten Schlacht. Aber die deutsche Kugel traf vielleicht nicht so gut, als wenn er selbst sie lenkte, und eher hätte er sich ein Auge ausgerissen, als daß er noch einmal eine russische Horde gegen die Menschen führte, die ihr Vaterland gegen einen hinterlistigen und schnöden Ueberfall verteidigten . . .

Ganz weh und wund fühlte er sich in seinem Innern, ging teilnahmslos dahin und sah nicht, daß über die lange Brücke, die vom Städtchen zum Ostufer des Sees führte, Regimenter und Regimenter Soldaten marschierten. Nur eins fiel ihm auf, die Deutschen, die ihm auf der Straße begegneten, wichen nicht mehr so scheu aus wie sonst. In Gruppen standen sie beisammen, sprachen erregt und hatten freudige Gesichter . . .

XIV.

Vor dem Schilde einer kleinen Weinstube am Markt fiel dem Freiherrn von Heidedorff ein, daß er seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte. In der sauberen Küche draußen vor dem Tor hätte er dazu Gelegenheit gehabt, aber er hatte es vorgezogen, törichte Liebeserklärungen zu machen. Er verspürte keinen Hunger, nur wie sollte er die Zeit herumbringen bis zum Abend . . . bis zu der Stunde, wo er sich bei seinem General zu melden hatte? Er mußte erst eine Weile nachdenken, ehe ihm wieder einfiel, weshalb . . . Ach so! Der Herr Graf Variatinsky, Exzellenz, wollte ihm beibringen, daß man das einem Deutschen gegebene Ehrenwort nicht zu halten brauchte! Eine gewisse Neugierde erfüllte ihn schon jetzt, wie er diese Belehrung wohl aufnehmen würde. Vielleicht, wenn er gerade gut aufgelegt war, fuhr er diesem jeden Ehrgefühls baren hohen Herrn vor versammeltem Stabe an den Hals . . .

In der dämmerigen Weinstube, die ihr Licht nur von zwei niedrigen Fenstern empfing, saßen zwei Offiziere an getrennten Tischen. Der eine war sein alter Regimentskamerad Jergunow, den anderen kannte er nicht. Irgendein Hauptmann von der Infanterie.

Der Rittmeister rief ihn an.

„Szdraszd', Heidedorff!“

„Guten Tag, Jergunow! Was machen Sie denn hier?“

Der Rittmeister hob die schweren Augenlider, man sah es ihm an, er hatte schon reichlich getrunken.

„Was soll man machen, mein geliebtes Brüderchen, bei diesen schlimmen Zeiten? Man besäuft sich, um ein bißchen wenigstens seinen Kummer zu vergessen.“

„Wieso? Was ist Ihnen denn passiert?“

Der Rittmeister Jergunow versuchte, sich zu erheben.

„Mir? Ja, Heidedorff, wissen Sie denn nicht, was geschehen ist? Die Armee Sasonow ist geschlagen . . . Unsinn, vernichtet, zusammengehauen, zerschossen oder gefangen genommen . . . nur Fetzen haben sich über die Grenze zurück gerettet.“

Egon von Heidedorff ließ sich in den nächsten Stuhl fallen.

„Jergunow, Sie sind verrückt! Das heißt, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, das ist so undenkbar . . . so unmöglich und hirnverbrannt . . .“

Der Rittmeister fuhr sich über die Augen.

„Sollte man glauben, ja . . . aber es ist die Wahrheit! Vor zwei Stunden ist ein Offizier vom Stabe der Narew-Armee angesprengt gekommen, vor unserem Hauptquartier brach er mit seinem abgehetzten Gaul zusammen. Er war verwundet, der arme Kerl, und als er sich aufrichtete, schrie er den Grafen Variatinsky an: ‚Herr, wir haben nach Ihnen gerufen wie nach dem Heiland, weshalb sind Sie uns nicht zu Hilfe gekommen?‘ . . . Da sind denn Seine Exzellenz mit einem Teil unseres Armeekorps ausgerückt“ — der Rittmeister stürzte mit einem höhnischen Auflachen den Inhalt des vor ihm stehenden Kognakglases hinab — „wozu, weiß ich nicht! Mir wurde gesagt: Aufnahmestellung! Für wen, bitte ich Sie? Vielleicht für die Hunderttausend von unseren armen Kerls, die im Kartätschenfeuer verblutet oder in den Moorlöchern ersoffen sind?“

Egon von Heidedorff saß wie in einer Betäubung. Einen Augenblick lang hatte es ihn wie eine Art von Genugtuung durchzuckt, aber — pfui Teufel — so weit war er denn doch noch nicht, daß er über den Tod so vieler alter Kameraden Freude empfinden sollte! Er entsann sich, seit mehreren Tagen schon war die Fernsprechverbindung mit der Narew-Armee unterbrochen gewesen. Auch die Funkentelegraphen hatten nicht gearbeitet, weil sie fortwährend von starken Strömen gestört wurden. In echt russischer Sorglosigkeit hatte man keinen besonderen Wert darauf gelegt. Er faßte sich an den Kopf.

„Ich verstehe nur nicht . . . hundert Werst nördlich von diesem Schlachtfeld hat die gewaltige Armee des Generals Rennenkampf gestanden. Es ist doch ganz unfaßbar, daß sie der Vernichtung ihrer Schwesterarmee untätig zugesehen haben sollte.“

Der Hauptmann am Nachbartische mischte sich in das Gespräch.

„Die Erklärung ist sehr einfach, meine Herren! Ehe wir die Sauhunde von Deutschen nicht aus unseren obersten Führerstellen verjagt haben, werden wir gegen unsere Feinde keine Schlacht gewinnen.“

Egon von Heidedorff wandte den Kopf über die Schulter.

„Herr, was wollen Sie damit sagen?“

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln.

„Was Sie, meine Herren — wenn Sie gute Patrioten sind — sich wahrscheinlich schon längst selbst gesagt haben: Der Rennenkampf ist ein Deutscher, von dem Sasonow wird erzählt, er hätte eine deutsche Frau . . .“

Der Rittmeister sprang auf, der Zorn verdunkelte ihm die Augen.

„Herr, das ist infam! Immer wenn es Euch schlecht geht, schiebt Ihr die Schuld auf verkaufte Spione und Verräter! Vor zehn Jahren habt Ihr's ebenso gemacht, wie Ihr von den Japanern Prügel bekamt . . . Steckt lieber die Nasen in Eure Schlamperei und gewöhnt Euch das verfluchte Wort ab: Nitschewo! . . . Das ist die Wurzel all Eurer Fehler!“

Der andere war ebenfalls aufgesprungen.

„,Ihr, Ihr‘“, wiederholte er. „Wie kommen Sie, mit einer russischen Uniform am Leibe, dazu, von dem russischen Volke per ,Ihr‘ zu sprechen?“

Der Rittmeister Jergunow legte sich ins Mittel.

„Um Gottes willen, Ruhe, meine Herren! Und entschuldigen Sie, Herr Hauptmann — mein Kamerad hat sich mit Recht beleidigt gefühlt. Er trägt einen deutschen Namen, aber im Innern fühlt er genau so echt russisch wie Sie und ich! Und gestatten Sie, meine Herren, daß ich vorstelle: Mein alter Freund, Rittmeister von Heidedorff — Herr Hauptmann“ — er unterbrach sich — „pardon, wie war doch gleich der werte Name?“

Der andere verneigte sich militärisch und sprach seinen urdeutschen Namen mit russischer Betonung aus:

„Waggner! Iwan Kristoforowitsch Waggner!“

Egon von Heidedorff mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen.

„Pardon,“ fragte er mit ironischer Höflichkeit, „seit wann ist Ihre liebe Familie echt russisch, Herr Kamerad? Der Name klingt nämlich genau so verdammt deutsch wie der meinige . . .“

Der Herr Hauptmann schob gravitätisch zwei Finger der Rechten zwischen die Knöpfe seiner Uniform.

„Ein Irrtum, Herr Kamerad! Der Ursprung meiner Familie verliert sich im Dunkel der russischen Geschichte. Unter Peter dem Großen, der in so verhängnisvoller Weise den Westen begünstigte, fühlte sich mein Vorfahr veranlaßt, seinen gut russischen Namen in einen deutsch klingenden umzuwandeln . . .“

Der Rittmeister Jergunow in seiner Vermittlerrolle atmete erleichtert auf.

„Na, Gott sei Dank, damit sind wohl alle Mißverständnisse beseitigt! Und ich sehe nicht ein, wieso wir nicht gemeinschaftlich die Ursachen unserer bedauerlichen Niederlage erörtern sollen?“

„Einverstanden,“ sagte der Hauptmann mit Würde. „Vorher aber muß Ihr Herr Kamerad den Ausdruck ,infam‘ zurücknehmen, sonst ist es mir unmöglich, mit ihm an einem Tische zu sitzen!“

Egon von Heidedorff verneigte sich ironisch.

„Wenn der Herr Hauptmann damit zufrieden sind? Das eine Wort nehme ich gern zurück!“ Er schlug mit der Säbelscheide gegen das Tischbein: „Heda, Fräulein!“

Eine verschlafene Kellnerin näherte sich langsam.

„Sie wünschen?“

„Zwei Flaschen Champagner, eine Flasche Kognak und eine Kanne, um daraus eine Bowle zu machen!“

„Sehr wohl, mein Herr! Aber seit einiger Zeit werden hier Getränke nur gegen vorherige Bezahlung verabfolgt!“

Er warf einen Fünfzigrubelschein auf den Tisch.

„Da, den Rest als Trinkgeld!“

Das schläfrige Mädchen steckte den Schein gleichgültig in ihre an der Seite hängende Ledertasche und ging mit müden Schritten zum Schenktisch zurück.

„Ausgezeichnet,“ sagte der Herr Hauptmann, „da gibt es nachher keine Streitigkeiten, wer bestellt hat!“ Und er ging zu dem Kleiderrechen an der Wand, aus seinem Mantel die Zigarettendose zu holen. Der Rittmeister Jergunow neigte sich über den Tisch, die Hand am Mund: „Bruderherz, nimm Dich in acht! Der Kerl gehört zur Ochrana . . .“

Egon von Heidedorff warf den Kopf in den Nacken.

„Er kann mir gewogen bleiben! Erst besauf' ich mich mal jetzt, und dann . . .“ er brach ab: „Na, schön, was weiter geschieht, wird sich finden . . .“

Die Kellnerin kam mit den drei Flaschen und goß sie in eine eisgekühlte Kanne.

„Vielleicht auch etwas Zitrone gefällig?“

Er nickte schweigend. Es war ja so egal, wie das Gebräu schmeckte, in dem er sich Mut antrank zu dem letzten Schritte . . . Ein Wort fiel ihm ein, das er in einer dunklen Nacht vor langen Jahren gehört hatte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig, denn sie ist betrunken aus seinem Leibe gefahren.“ Das war natürlich ein kindischer Aberglaube. Was kümmerte sich der liebe Gott darum, wie man das verpfuschte Leben von sich warf, im Rausch oder in der Nüchternheit? Hätte ihm lieber die Hand lenken sollen, als er auf den kleinen deutschen Leutnant schoß, damit er vor der Dunkelhaarigen nicht als Mörder ihres Bruders zu stehen brauchte . . .

Der Hauptmann kostete schlürfend das perlende Getränk.

„Ah, prächtig, nur noch ein bißchen kräftiger könnte es sein! Aber ich setze natürlich voraus, es bleibt streng unter uns, daß wir so leichtfertig das heilige Verbot unseres allergnädigsten Herrn übertreten?“

Egon von Heidedorff hob sein Glas.

„Mein verehrter Herr Kamerad, wie übertreten und unterlassen so vieles — da wird es auf diesen einen verbotenen Schluck nicht ankommen! Also ich trinke auf die Zukunft Rußlands. Möge dieser Krieg es von allem Ungeziefer befreien, das an seinem Leibe schmarotzt!“

Der Hauptmann stimmte begeistert ein:

„Bravo, hurra, und die Pest auf alle Deutschen!“

(Fortsetzung folgt.)













RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — be — beu — chi — dam — del — e — e — e — e — em — gan — ge — ge — ge — gi — gra hi — hirsch — i — knie — le — li — lin — lung — lut — ma — mann — mi — mich — na — na — nau — ne — öl — pec — pos — rei — ri — sa — schew — sen — ta — te — ti — tont — weiss — zan

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Weihnachtswunsch aussprechen, den alle Leser mit uns teilen werden.

Die Wörter bezeichnen: 1. Nordamerik. Staat. 2. Kunstart. 3. Waffe. 4. Blume. 5. Freisinnigen Politiker. 6. Geogr. Bezeichnung. 7. Militär. Ehrenbezeigung. 8. Tier. 9. Vielgenannte montenegr. Stadt. 10. Prophet. 11. Nahrungsmittel. 12. Deutschen Feldherrn. 13. Insel. 14. Werkzeug. 15. Bulgar. Minister. 16. Dichtungsform. 17. Mittel zur Geldgewinnung für Wohltätigkeitszwecke. 18. Turnübung. 19. Berg in der Schweiz.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Flucht des Rests der serbischen Armee nach Albanien.

1. Funkenstation. 2. Lunte. 3. Uri. 4. Catakomben. 5. Helena. 6. Teesieb. 7. Dschungel. 8. Elektra. 9. Sonnenstich. 10. Riva. 11. Elbassan. 12. Siebengebirge. 13. Türke. 14. Serum. 15. Dromedar. 16. Essad Pascha. 17. Ramadan. 18. San Michele. 19. Ehrlich. 20. Rhallis. 21. Brindisi.



Auf nach Aegypten.

„Was hast Du 'n an dem Helm?" — „Ick habe mir immer für die Wüste fertig gemacht!"

Bilder-Rätsel: Ueber der Front und der Heimat läuten Weihnachtsglocken.

Gleichklang-Rätsel: Harz.

Verwandlungs-Rätsel: Kapitel — Kapital.

Weihnachts-Rätsel: Weihnachtsgeschenk.

HUMOR

Aus einem Feldpostbrief. „Geehrtes Fräulein! Ihre liebe Gabe habe ich mit Dank erhalten. Mir geht es gut, ich stehe jetzt jede Nacht Posten und hoffe von Ihnen dasselbe . . ."

*

Der Lehrer erklärt der jüngsten Klasse die Einteilung eines Heeres, dann fragt er: „Wozu gehört eine Batterie?" — Darauf antwortet ein Knirps: „Zur Taschenlaterne!"

*

Der Kapitän eines kleinen Schiffes, der sich einen Moment ausruhen wollte, rief den einzigen Schiffsjungen, den er an Bord hatte, und sagte: „Hier, nimm das Steuerruder, ich bin gleich wieder zurück. Steuere nur immer nach dem Stern da, dann ist alles in Ordnung!" Natürlich steuerte der Junge das Schiff ganz falsch, und nach einer Weile rief er den Kapitän und sagte: „Kap'ten, Sie müssen mir 'nen andern Stern zeigen, an dem bin ich schon vorbei!"

*

Berühmter Detektiv (zu seiner Frau): „Ach, ich sehe, wir haben eine neue Köchin!" — Seine Frau: „Woher weißt Du das?" — Detektiv: „Ich sehe einen mir unbekannten Daumenabdruck auf meinem Suppenteller!"

*

Geschäftstüchtig. In einen Laden stürzt ein aufgeregter Mann und sagt hastig: „Geben Sie mir eine Flasche Salzsäure oder Lysol!" Der Verkäufer sagt: „Das kann ich Ihnen nicht geben, wir haben 'ne Eisenhandlung, aber wir haben ganz hübsche Revolver, Rasiermesser und Hanfstricke zu verkaufen!"

Inseratenschluss: 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Inserate: Hermann Riehn, Berlin-Steglitz. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.